THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
SU
v. 26

694-5

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Karl Alexander von Müller,
Hans Pfitzner

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann

THE LIBRARY OF THE
SEP 30 1929
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Sechsundzwanzigster Jahrgang
Oktober 1928 bis September 1929

Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H., München
Alle Rechte vorbehalten

053
SU
v.26

Seite

Oktober 1928

Mystik

Joseph Bernhart, Zur Einführung. 1
Otto Karrer, Mystik und Dogma . . 3
Georg Wunderle, Aszese und Mystik 12
Emil Matthiesen, Mystik und Metapsychologie 16
Trude Melhardt, Sprache, Mystik, Offenbarung 19
Joseph Bernhart, Soziologie der Mystik 26
Arrigo Levasti, Italienische Mystik . 31
Nicolas von Arseniew, Mystik der orthodoxen Kirche 36
Leo Baeck, Die Mystik im Judentum 38
David Baumgardt, Mystik in der nachkantischen Philosophie 41
Jeanne Ancelet-Hustache, Deutsche Mystik in Frankreich 44
Jones M. Rufus, Mystik in Amerika 48

Das Deutschtum im Zahlenbild. . . . 51
Max Offner, Zur Geschichte des Begriffs: Tragische Schuld 51
Erich Brock, Neues aus den französischen Kolonien 52
Mussolini 54
Gedanken. 54

Der Deutsche Erzähler

Josef Friedrich Perkonig, Der Schinderhannes zieht übers Gebirg, Novelle (I) 55
Alfred von Mensi-Klarbach, Karl Eugen Neumanns Vermächtnis . . . 63
Franz Thierfelder, Kerners Briefe an seine Münchener Freunde 65
Cäcilie Droste zu Hülshoff, Annette von Droste-Hülshoff in ihrer Familie 68
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 72

Seite

November 1928

Sudetendeutschtum

Zehn Jahre Selbstbestimmungsrecht. Vorwort der Schriftleitung 73
Erich Gierach, Geschichtliches vom Sudetendeutschtum 74
Emil Lehmann, Land und Volk . . 77
Hans Hartl, Sudetendeutsche Politik. 81
Franz Spina, Sudetendeutscher Aktivismus. 86
Wilhelm Medinger, Minderheitenpolitik und Völkerbund 89
Franz Arens, Die nationalwirtschaftliche Lage des Sudetendeutschtums . 92
Hubert Preibsch, Die Lage der Landwirtschaft 96
Die Volksschulen 100
Alois Rzach, Die deutschen Hochschulen 103
Rudolf Lochner, Das Volksbildungswesen 106
Ernst Hartwich, Die Schutzvereine . . 110
Fritz Hassold, Die deutsche Presse in Böhmen 114
Karl Eßl, Das Schrifttum 116
Marie Kaulfersch, Die deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste . 120
Otto Kletzl, Die bildende Kunst . . 121
Erich Steinhard, Zur Geschichte der sudetendeutschen Musik 126

Ernst Drahn, Lenin-Propaganda . . 129
Die Stigmatisierte von Südtirol . . . 129
Friedrich Felger, Neues von der Weltkriegsbücherei 130
Gedanken. 130

Der Deutsche Erzähler

Josef Friedrich Perkonig, Der Schinderhannes zieht übers Gebirg (II und Schluß) 131
Hulda Eggart, Drostebiographie und Drostelegende 137
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 144

10-15-80 EB
742812

Seite

Dezember 1928.

Wohltäter der Menschheit

Wohltäter der Menschheit. Vorwort der Schriftleitung 145
Arthur Hübscher, Friedrich v. Spee, der Bekämpfer des Hexenwahns . . 146
Christian Jung, August Hermann Francke, der Vater der Waisen. . . . 149
Leo von Egloffstein, Der Begründer des neuzeitlichen Gefängniswesens . . 157
Hermon Ould, Zwei englische Wohltäterinnen 160
Peter Dörfler, Der Apostel der verlassenen Jugend 165
Harold Picton, Samuel Plimsoll, der Freund der Matrosen 169
Karl Zimmermann, Der Gesellenvater 170
Martin Gerhardt, Der Begründer der Inneren Mission 174
Eduard Weber, Wilhelm Löhe, der Gründer von Neuendettelsau . . . 179
Adelheid und Gustav v. Bodelschwingh, Friedrich von Bodelschwingh 184
Gregor Lunghamer, Der Altmeister der Kretinenpflege 190
Joseph Bernhart, Johannes Evangelist Wagner und sein Werk 193
M. Desideria Braun, Dominikus Ringeisen 205
Georg Pfeilschifter, Ringeisens Nachfolger 213
Otto Frhr. von Berchem, Der Gründer des Roten Kreuzes 215
Rudolf F. Merkel, Der Gründer der Heilsarmee 218
Harold Picton, Benjamin Waugh und die Kinderschutzbewegung 222
Schrifttum 226
Zum ersten Korintherbrief Kapitel 13 . 227

Tierquälerei bei Katzen 233
Kurt Weißer, Der Böhmerwald als Wandergebiet 234
Wilhelm von Schramm, Wespennester 235
Pieter Molenbroek, Ein Holländer über die Kriegsschuldfrage 236

Der Deutsche Erzähler
Ernst Rosmer, Erlebnis, Novelle (I) 237
Josef Hofmiller, Weihnachtsbücherschau 246

Seite

Januar 1929

Krisis der Justiz

Gustav Otto Müller, Zur Einführung 255
Edgar J. Jung, Die Wertgrundlage der Rechtserneuerung 258
Hans Fehr, Statisches und dynamisches Recht 266
Walther Merk, Die Überwindung des römischen Rechts 269
Erich Jung, Die Überwindung des Scholastizismus im Rechtsleben . . . 272
Franz Walter, Die Krisis des Eigentumsbegriffes und die christliche Ethik 279
Fritz van Calker, Strafrecht und Weltanschauung 282
Hans Ehard, Die Berechtigung einer Strafrechtsreform 285
Wilhelm Stapel, Die Todesstrafe . 289
Georg Müller, Instanzenwahn und Rechtsfindung 292
Felix Josef Klein, Streitgedanke und Verträglichkeitsgedanke im Recht . . 295
Edmund Mezger, Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Rechtspflege . 299
Max Reichert, Die Ausbildung der Juristen 303
Otto Koellreutter, Die Krisis der deutschen Staatslehre 306
Max Hildebert Böhm, Das Recht der Volkspersönlichkeit als europäisches Ordungsprinzip 310

Französische Besatzungswillkür von einst 313
Franz Arens, Zwei Bücher über das tschechoslowakische Nationalitätenproblem 314
Theodor Thorer und Heinz Henseler, Über die Breitschwanzgewinnung 314
Gedanken 316

Der Deutsche Erzähler
Ernst Rosmer, Erlebnis, Novelle (II) 317
Paul Alverdes, Rede auf einen Dichter 325
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen 329

Februar 1929

Mord und Justizmord

Miloš Boghitschewitsch, Mord und Justizmord. Aus der Vorgeschichte des Mordes von Sarajewo und des Königreichs Jugoslawien
Vorwort 331
Aus der neueren serbischen Geschichte 332
Der Verschwörer von 1903. 338
Um die Reorganisation Serbiens . . 342

Seite

Die schwarze Hand und die Narodna Odbrana 345
Der Konflikt des Jahres 1914 . . . 349
Sarajewo 352
Die Verhaftung 353
Der Prozeß gegen den „Hochverräter" 358
Das erfundene Attentat 363
Das Ende 366

Erich Otto Volkmann, Feldmarschall Schwerin 371
Hulda Eggart, Drosteroman Nr. 2 . 372
Elisabeth von Montgelas, Nochmals: Die Breitschwanzgewinnung 373
Aus einem Brief an Hermann Stegemann 374
Des reichen Mannes Begräbnis 374

Der Deutsche Erzähler
Ernst Rosmer, Erlebnis, Novelle (III und Schluß) 375
Erich Gülzow, Ein Reisebericht W. H. Wackenroders 384
Hanns Johst, Aus einem Tagebuch . 391
Josef Hofmiller, Bücherschau . . . 399

März 1929

Monarchie und Republik im Wandel der Zeiten

Walter Otto, Monarchie und Republik im Wandel der Zeiten 405
Julius Kaerst, Nationale Aufgaben der griechischen Republiken 419
Friedrich Oertel, Soziale Frage und Sozialismus im Altertum 423
Max Buchner, Ein mittelalterlicher Stadtarzt über die beste Staatsform . 427
Ernst Mayer, Der holländische Freistaat und die Oranier 430
Alfred Niemann, Die Entwicklung zur Republik und die Person des Kaisers 436
Wilhelm Frhr. von Pechmann, Revolution und Monarchie in Bayern 441
Hans Herzfeld, Das Reich als Republik 447
Leonhard Meukel, Verfassungsschau 449
Erwein Frhr. von Aretin, Die Staatsform der Deutschen 455

Giorgio Gelosi, Ein italienisches Stipendium für Germanistik 459
Briefe Friedrichs des Großen 460
Wilhelm von Schramm, Albert Otto Rust 461
Die kleine Therese 461
Gedanken 462

Seite

Der Deutsche Erzähler
Albert Otto Rust, Tanz in Turkestan 463
Hanns Johst, Aus einem Tagebuch (II) 468
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 472

April 1929

Das Theater

Hanns Johst, Das Theater und die Nation 477
Arthur Hübscher, Erneuerung des Barocktheaters? 478
Hermann Bahr, Gesellschaft als Bedingung des Schauspiels 482
Herbert Eulenberg, Die Entfremdung des Theaters 485
Erwin Guido Kolbenheyer, Sensationsbühne, Star-Kauf und Novitätenhetze 487
Albert Kehm, Betrachtungen eines Bühnenleiters 490
Richard Bie, Vom Tode des Schauspielers 496
Rene Fülöp-Miller, Russisches Theater von heute 498
Hans Brandenburg, Chorisches Theater 500
Walther Eckart, Das Laienspiel als Spiel der Gemeinschaft 506
Friedrich Karl Roedemeyer, Sprechchor 510
Albert Talhoff, Wort, Tanz, Licht und das Problem der synthetischen Bühne 512
Friedrich Alfred Schmid Noerr, Maske und Marionette 515
Tim Klein, Produktive Kritik . . . 519

Hermann Dechent, Moderne Folter . 529
Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, Eindrücke von einer amerikanischen Reise 529
Josef Hofmiller, Rudolf Koller . . 531
Arthur Hübscher, Neue Lexika . . . 532
Gedanken 532

Der Deutsche Erzähler
Gottfried Kölwel, Die kurierte Ehegattin 533
Hanns Johst, Aus einem Tagebuch (III und Schluß) 540
Hulda Eggart, Zwei Briefwechsel . 544
Hermann Bahr, Münchner Dichterbuch 544
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 544

Seite

Mai 1929

Flandern

Karl Alexander von Müller, Deutschland und Flandern 549
Robert Paul Oßwald, Die zwischenstaatliche Stellung Flanderns . . . 550
Raf Verhulst, Belgien und Flandern 554
Raf Verhulst, Der flämische Führer . 559
Viktor Leemans, Zur soziologischen Gliederung Flanderns 563
Josef Vermeulen, Volk und Staat bei den flämischen Nationalisten 567
Maurits van Schelvenhoeve, Die Kirche und die flämische Bewegung . 569
Leo Deman, Belgische und flämische Geschichtsschreibung 573
JozefRoeland,Der Volksschulunterricht 576
Josef de Waele, Mittel- und Hochschulen 579
Geert de Rijcker, Der flämische Kampf an der Universität Gent 583
Nand Vercnocke, Die katholische flämische Schülerbewegung 584
Angela Dosfel-Tijsmans, Die flämische Frau und die flämische Bewegung. 586
Michiel van Caeneghem, Das flämische Bankwesen 588
Herbert Martens, Flanderns Dichter 592

Georg Karo, Kritik der kritischen Tage 596
Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, Amerikanische Bücher 604

Franz Ledermüller, Zum Tode Henry von Heiselers 605
Franz Arens, Ein deutsch-römischer Maler 606
Josef Hofmiller, Idiotenglosse . . . 606
Dr. Walter Riezler 607
25-Jahr-Feier der Süddeutschen Monatshefte 607
Wirkung einiger Aufsätze 610
Gedanken. 610

Der Deutsche Erzähler

Aus den Gefängnisbriefen von Wies Moens 611
Bertha Badt, Kampf um das Bild einer Toten 618
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 621

Seite

Juni 1929

Amerika

Karl Alexander von Müller, Zur Einführung 623
Carl L. W. Meyer, Amerikas Staatsverfassung 624
Harry Elmer Barnes, Woodrow Wilson 629
Friedrich Brie, Zum englisch-amerikanischen Gegensatz 641
Karl Hoffmann, Nordamerika und das Erdöl 645
Camillo von Klenze, Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten 650
Friedrich Schönemann, Strömungen des amerikanischen Lebens 655
Toni Harten-Hoencke, Amerikanisches Frauenleben 660
Richard C. de Wolf, Amerikanische Literatur der Gegenwart 665
Fritz Behn, Amerikanismus in Deutschland 672

Friedrich Wilhelm Frhr. von Bissing, Zur Jahrhundertfeier des Deutschen Archäologischen Instituts . . . 675
Zu unserm Heft Flandern 676
Leopold Weber, Drei Künstlergenerationen Haider 677
Karl Alexander von Müller, Zur bayerischen Geschichte 678
Ernst Drahn, Vierhundert Jahre rheinischer Presse 679
Alfred Frhr. von Mensi-Klarbach, Eine Droste-Novelle 679
Arthur Hübscher, Der Dichter unseres neuen Romans 680
Träumt man vom Krieg? 680

Der Deutsche Erzähler

Gottfried Kölwel, Der vertriebene Pan, Roman (I) 681
Eduard Wechßler, Hofmillers neuer Essaiband. 691
Arthur Hübscher, Zwei Gesamtausgaben 691
Josef Magnus Wehner, Neue Kriegsbücher 691
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 691

Juli 1929

Die Minderheitenfrage

Karl Alexander von Müller, Die Minderheitenfrage 697
Kurt Trampler, Völkerbund und Völkerfreiheit. 698

Seite

Werner Hasselblatt, Die Kulturautonomie in Estland 705
Jacob Robinson, Staatsbürgerliche und wirtschaftliche Gleichberechtigung! 709
Josip Wilfan, Für die Sicherheit der Völker 711
Erich Walch, Die Nationalitätenfrage in der Sowjet-Union 713
Michael Kurtschinsky, Russen und Ukrainer 717
Emil Margulies, Die jüdischen Minderheiten 718
Elemér von Jakabffy, Die ungarischen Minderheitengruppen 720
Constantin D. Stanischeff, Die mazedonischen Bulgaren 721
Josef Janko, Die slowenischen Minderheiten 724
Joan Estelrich, Die Katalonier. . . . 725
Werner Hasselblatt, Die deutschen Minderheiten in Europa 726

Wahrhold Drascher, Probleme des Auslanddeutschtums 1928/29 729
Ernst Drahn, Rußlandbücher aus der Emigration 736

Friedrich Wilhelm Frhr. von Bissing, Neuere Forschungen im Zweistromlande 739
Emil Stecker, Die wirtschaftliche Schwächung der Deutschen in der Tschechoslowakei 747
August Gallinger, Zur Minderheitenfrage. 748
Franz Arens, Paul Heyse als novellistischer Techniker. 749
Rudolf F. Merkel, Denkformen . . 750

Der Deutsche Erzähler

Gottfried Kölwel, Der vertriebene Pan, Roman (II) 751
Josef Hofmiller, Hans Thomas Briefwechsel mit Henry Thode 762
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 765

August 1929

Die letzten Tage Ludwigs II.

Nach eigenen Erlebnissen geschildert von Dr. med. Franz Carl Müller. Mit Vorwort von Karl Alexander von Müller 767

Seite

Arnold Oskar Meyer, Kaiserin Friedrich und Bismarck 792
Ernst Drahn, Allerlei vom Sozialismus 800
Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, Der geistige Führer des britischen Imperialismus 804
Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, Poincarés Erinnerungen . . . 805

Hans Herbegen, Karl Hoffmanns Werke 807
Adolf Dirr, Das Leben in der Arktis 809
Adolf Dresler, Ulrich Han Italiens deutscher Erstdrucker? 811
Gedanken. 812

Der Deutsche Erzähler

Gottfried Kölwel, Der vertriebene Pan, Roman (III) 813
Aus Gustav Freytags Briefwechsel mit Graf und Gräfin Baudissin . . 824
Walkyrienlied. Aus einer Übersetzung eddischer Lieder von Paula Kraft . 835
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 837
Josef Hofmiller, Hugo von Hofmannsthal † 838

September 1929

Die Monarchie in Europa

Arthur Hübscher, Staatsform und Freiheit 841
Arthur Schopenhauer über die Monarchie 844
Erwein Frhr. von Aretin, Die Monarchie als Frage der Machtübertragung. 846
Adalbert Wahl, Die Monarchie in der deutschen Geschichte 849
Friedrich Frhr. von Falckenhausen, Der Staat in Dantes Monarchie . . . 854
Primo de Rivera, Die Monarchie in Spanien 859
Hilaire Belloc, Die Stellung der Krone in England 860
Albert Graf Apponyi, Das ungarische Königtum 864
Georg Streit, Die Monarchie in Griechenland 868
Franz Xaver Kiesl †, Katholische Kirche und Legitimität 870

Seite

Wilhelm Frhr. von Pechmann, Das Legitimitätsprinzip im Lichte der evangelisch-lutherischen Ethik 875
Joseph Weigert, Bauerntum und Königtum 882
Friedrich Lent, Führung und Staatsaufbau 886

Deutsche und Ausländer 891
Die letzten Tage Ludwigs II. 891
Erich Brock, Eine deutsche katholische Dichterin 892

Seite

Die Bedeutung des Vaterunsers für unsere Zeit 894
Gedanken 894

Der Deutsche Erzähler

Gottfried Kölwel, Der vertriebene Pan, Roman (IV und Schluß) . . . 895
Fritz Behn, Brief eines Künstlers von 1929 907
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 910

SU
V. 26

Zur Einführung

Neunzehnhundertachtundzwanzig — und immer noch Mystik?

Ja. Es ist aus diesem Heft zu ersehen. Motor, freie Liebe und Zigaretten scheinen uns doch nicht auszureichen; auch nicht Jazz, Mixen und je der neueste best-seller des Monats. Für manchen sind diese Dinge gewiß nur Ersatz von mystischer Bedeutung, sagen wir Experimente der Leidenschaft, von sich selber weg und über sich hinaus zu kommen. Ganz gewiß ist uns alles, was wir tun und lieben, eben soviel wert und köstlich, als es uns uns selbst entführt und Mehr und Besseres in uns schafft, als wir an uns selber sind und haben. Wie wenig geschähe in der Welt, wenn wir nicht — mit Pascal zu reden — auf der Flucht wären vor dem Ich, dem Elend des moi seul. Unsere glänzende Zivilisation verdanken wir zum großen Teil der gar nicht glänzenden Lage unseres Innern. Ja, wenn wir nicht in falscher Lage wären, wieviel Werk des Menschen unterbliebe! Abel, der Gott hat, gründet nicht; aber Kain, der Unruhige, Kain ist der Gründer.

Also sind wir umgetriebenen Aktivisten doch weit von aller Mystik? Denn jeder weiß: daß der Mystiker in Ruhe ist; daß er inwendig unter der Tür seines Hauses steht und ins Innere, ins Dunkel des Innersten blickt; daß er fromm sich verliert an die Poesie der Identität a = a; daß er Abstand hat von den Dingen, sie nicht wie der Säugling und Weltmensch sich zum Munde führt; daß er als Unvernünftiger, viel belächelt, keinen Sperling in der Hand hat, auch nicht zehn auf dem Dache. — Gewiß nicht sind wir heute so. Sondern wir rasen durch den Raum; wir lieben (oder wollen's doch) jeder jede und wissen dafür auch neue Theorien auf die erloschenen Tafeln zu schreiben, für jedes alte Du sollst ein Du brauchst nicht...; wir machen dem Geiste als dem Verräter und Dieb am „Leben" den Prozeß. Aber indem wir rasen, verwandeln wir die Welt in einen Bilderstreifen, zu hastig, als daß wir könnten „in der Wesen Tiefe trachten", versäumen die Qualitäten um der Quantitäten willen, die Erde wird uns enger, kleiner, ärmer: der Motor bringt uns weiter von ihr ab als zu ihr hin. Indem wir dem Trieb alles erlauben, sogar schriftlich, jede Streife, jede Schweife, rächt sich Eros durch ein Versagen unseres Zieles: höchstes Glück — Persönlichkeit. Indem wir den Geist dem „Leben" opfern (ungewarnt von Nietzsche, ja hinter ihm her), zertrümmern wir auf der Fahrt unsern Kahn, um das Meer zu haben — ach, das Meer an sich!

Wer sieht nicht, daß wir mit all diesem Drang nach unendlichem Gewinn uns anstellen wie die Mystiker? Fast wie die Mystiker? Denn ob wir die Welt durchfahren, tanzen, Bücher schreiben gegen den Geist, die Ehe, das Gesetz von oben und von unten — eine geheime Losung scheint zu herrschen: Los von uns, los vom Elend des Ich, von dem Nichts, das wir sind, um mehr als uns, um alles, um uns in allem zu haben.

Fast wie die Mystiker. In der Tat, der innerste Trieb des Menschen ist der mystische: der nach Allgemeinschaft. Selbst die isolierendsten Laster, Geiz, Neid, Eifersucht spiegeln qualvoll sein verzerrtes Bild im Hegen des besessenen oder unbesessenen Besitzes — nicht zu reden von den kommunizierenden des Eros, der Schaulust, Genußsucht, Ruhmsucht, Machtsucht, Gefallsucht. Aber das sind Fehlgriffe des mystischen Triebes, Griffe nach Gütern, die nicht stillen, das Ich verengen statt zu weiten, verhärten statt zu lösen. Wäre es anders, unsere Zeit wühlte nicht den Boden um nach allem was sich Mystik nennt. Wir wissen, welche Scharen von Evangelisten der Mystik bei dieser Gräberöffnung entstiegen sind, von Laotse bis zur deutschen Romantik, und zu den alten treten neue, hervorgehend selbst aus der Wissenschaft, der des Geistes und nun auch der Natur. Nicht deshalb nur, weil der logische Wert immer wieder an sich selbst ermüdet und die Nacht begrüßt, die — wie jedes Tages Ende — das vom Sonnenlicht tagüber klar Geschiedene in ein geheimnisvolles Eines zusammenschließt, nicht deshalb nur, weil die große Blume der

Welt, wenn sie unter dem fein und feiner sondernden Auge des Menschen sich weit erschlossen hat, immer wieder sich zu schließen scheint, um zu ruhen und die Sterne über sich reden zu lassen — nein, unsere klare, wahre Erkenntnis oder wenigstens doch ehrliche Meinung vom Weltzusammenhang, vom Aufbau der Materie, von der kosmischen Stellung des Mikrokosmos Mensch setzen mit dem neuen Wissen um die Dinge auch den alten Glauben und Willen der Mystik ins Recht. Für immer wohl ist die selbstgewisse Bildung erschüttert, die im Menschen die einzige Wirklichkeit und diesen Menschen als den einzigen, nur zu seiner Selbstbezogenheit bestellten Erzeuger jener armselig beschränkten Wirklichkeit ohne das Gegenüber einer höheren betrachtet hat. Immer mehr werden wir erkennen, ich sage erkennen, daß nicht wir die letzte Instanz unser selbst sind und daß wir „hineingelebt werden in ein Seiendes, das nicht wir selbst sind, hineingelebt in eine Gestalt, die von jenseits her ihre Norm empfängt" (R. Ehrenberg). Noch zaudert die Wissenschaft mit solchen Sätzen, und sie muß es, denn was sie nicht in behutsamen Schritten auf festem Boden gewonnen hätte, wäre nicht Wissenschaft und könnte auch dem innern Auge nichts frommen, das für die Erwahrung seiner Gesichte sehnlich wartet auf die Funde der Hand und aller Organe, die aus Erdennähe ihm gewisse Kunde bringen. Dort im Innern hofft der wahre Mystiker — und wieviele sind dies unter uns, die es kaum vor sich selbst gestehen wollen — daß noch Erkenntnis werde, was er nur in der Weise seiner unerweislichen Wahrheit weiß. Es ist nicht gut um eine Mystik bestellt, die sich heute noch der Wissenschaft verschließt, als wäre nicht Vernunft das Licht des Menschen, ohne welches er weder erkennen noch glauben noch schauen, am wenigsten aber den mystischen Drang in große, feste Gedanken und sinnvoll-gute Tat umsetzen kann. Der göttliche Funke in uns ist Licht, Licht vom Lichte des Logos, der jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, der Logos aber ist Rede an uns, der wir aus unserm Anteil an ihm Rede stehen können, stehen müssen, und Mystik, die auf die Vernunft schmäht, liebt die Finsternis mehr als das Licht und tut auch die Werke der Finsternis. Hinwieder ist ein armer Tropf der Wissenschaftler, der den Mystiker schmäht. So wenig er diesen kennt, kennt er sich selbst und sein Amt. Vor gut 2000 Jahren hat Aristoteles, der Begründer unseres wissenschaftlichen Denkens und wahrlich weniger ein Mystiker als sein Meister Platon, Begriffe gewonnen, auf denen seither und bis auf diesen Tag wie auf festen Schuhen die größten Mystiker des Abendlandes sicher ihren hohen, schmalen Weg gegangen sind, und die Wissenschaft von heute, Physik, Biologie, Seelenforschung und Relativitätstheorie, sind im Begriffe, uns ein Weltbild zu gestatten, das in der Sprache des westöstlichen Chorus mysticus zu uns redet. Zwingen kann sie, wird sie keinen. Denn hier geht es um Zustimmung auch vom Willen her, um freie Entscheidung, und wir sind frei genug, auch der Vernunft zu widerstehen. Aber es ist für die Sehenden ein Glück, Kinder dieser Zeit zu sein: ein gut Stück Höhe über den beklemmenden Nebeln des 19. Jahrhunderts ist gewonnen, die Sicht ist weit und befreiend geworden, und vor der Wissenschaft braucht sich auch der Glaube nicht zu fürchten, der etwa mit dem Platon des Christentums denkt: Wir sehen die Dinge, weil sie sind; die Dinge aber sind, weil Gott sie sieht. Wir dürfen wieder sagen, daß sich die Erde um die Sonne dreht.

Nun ist es nicht so, daß Mystik immer gleich Mystik wäre. Auch dieses Heft beweist es. Die Mitarbeiter, die sich hier gesellen, sind wahrlich keine unio mystica. Es ist gewiß nicht alles gesagt, was der Gegenwart über die Gegenwärtigkeit der Mystik zu sagen wäre, und was gesagt ist, mag auch nicht immer in die Tiefe loten, weil es lieber die Weite und Fülle des Gebietes zeigt: aber alles in allem ist sichtbar geworden, daß die Mystik, die leidig obenhin schon wie eine Mode um sich griff, zusehends auch unserem Geschlecht sich befestigt als ein ewiges Anliegen der Menschheit. Es ist ein Dokument der Zuversicht, der nötigsten heut und immer: daß es nicht unser Schicksal ist, mühselig ein Glockenseil zu ziehen ohne Glocke.

München. Joseph Bernhart.

Mystik und Dogma

Von Otto Karrer in Luzern

Die aus rätselvollen Urtiefen der Seele aufsteigende Intuition einer unaussprechlichen Allwirklichkeit, das Erschauernde und zugleich Bestrickende seiner geheimnisvollen Gegenwart und Wirksamkeit im All und in der eigenen Seele, die von innen quellende und doch zugleich als übermächtige Anziehung (Gnade) empfundene Sehnsucht, das liebende und liebend sich erfüllende Verlangen unseres Herzens nach Überwindung der irdischen Schranken und nach der Einung mit jenem „wahren Sein", das zugleich „höchstes Gut" und Inbegriff der Seligkeit ist — kurz, was wir in Zusammenfassung der bedeutendsten Vertreter der Religionswissenschaft als Wesensmomente der Mystik bezeichnen dürfen, erscheint uns bei seiner allgemeinen Verbreitung in der Menschheit als nichts anderes denn eine Steigerung der Elemente, die im einfachsten religiösen Vorgang enthalten sind. Mit andern Worten: wir sehen mit Religionshistorikern und -philosophen wie v. Hügel und R. Otto ein mystisches Element in allen Religionen und mit den bedeutenderen Theologen auch in den höchst entwickelten mystischen Erscheinungen aus der Sphäre katholischer Heiligkeit eine fortschreitende Entfaltung des religiösen Lebens.

Indes kann man für die folgende Betrachtung absehen von dieser oder jener Theorie der Mystik, kann absehen auch von dieser oder jener religionsgeschichtlichen Theorie über die Entstehung der Gottesidee: ob sie in einem Aufstieg des Menschengeschlechtes aus den dämmernden Niederungen eines unbestimmten Zaubernebels (J. G. Frazer) oder der Naturmythologie (M. Müller) oder des Animismus (Taylor) zuletzt wie das strahlende Tagesgestirn und Erfüllung der verborgenen Ahnungen, Schrecknisse und Sehnsüchte des Menschenherzens aufgegangen sei, oder ob umgekehrt, was außerhalb des Christentums von göttlichen Wahrheiten sich finde: ihr vielgebrochenes, überall geheimnisvolles Leuchten eher als die tröstliche Erinnerung aus paradiesischen Tagen einer uranfänglichen Selbstenthüllung Gottes anzusehen sei — eine Erinnerung, die eine gleichfalls gottgeschenkte Naturanlage des Menschengeistes vor dem Verblassen bewahre und im Christentum sogar durch eine zweite Selbstoffenbarung zu neuer Kraft und Herrlichkeit entfaltet habe (A. Lang, W. Schmidt, A. Anwander und die theologisch orientierten Religionshistoriker). Man kann hier davon absehen, sage ich; denn wie immer man den entwicklungsgeschichtlichen Längsschnitt zeichne: der räumliche Querschnitt durch die Menschheitsreligionen zeigt dem Betrachter dasselbe Neben- und Ineinander der Elemente, aus denen die Religionsgeschichtler ihr mehr oder weniger künstliches Nacheinander kalkulieren: vom primären Urgefühl des Staunens vor den intuitiv erfaßten Hintergründen des Daseins bis zur gläubigen Huldigung des Geistes vor dem Mysterium ss. Trinitatis, Incarnationis, Communionis, Visionis.

Wie sich nun dieser mystische Einschlag der Religion zur begrifflichen Lehre und zum Dogma verhalte? Um dem Wesen des Offenbarungsglaubens gerecht zu werden, scheint uns eine Zweiteilung der Untersuchung nötig, indem wir von den Menschheitsreligionen im ganzen übergehen zu den besonderen Verhältnissen des Christentums.

Das Ereignis, das den Beginn des religiösen Lebens bezeichnet, dürfte der stupor, das Erschaudern vor dem Geheimnis sein, das sich gegenüber dem Bewußtsein der profanen Erlebnissphäre als das „ganz andere", Heilige, Göttliche aufdrängt. Tausendfach mögen die Einflüsse sein, die es entbinden: Hinweise von außen, die Erfahrungen des Gewissens, das Wunder des Kosmos, die Berührung mit Leid, Vergänglichkeit, Tod. Wie aus großer Ferne sieht der Mensch auf einen awful abyss (Milton) nieder; es zieht den Blick in die Tiefe, es locken die Rätsel der Ferne, und der Mensch,

der arme, hilflose, mit seiner eigenen Kraft und seinem eigenen Anspruch wird zunichte vor dem Mysterium eines Übermächtigen, das sich dem trauten „Du" versagt und doch wie ein unaussprechliches Umfangen, eine Verheißung von Liebe empfunden wird.

Über solche Erfahrungen nachzudenken, heißt nur dem Gesetz einer natürlichen Anlage folgen. Und doch, infolge der sinnhaften, räumlichen Anschauung, die mit dem menschlichen Denken untrennbar verbunden ist, ist uns eine unmittelbare, adäquate Fassung und Darstellung in rationalen Kategorien versagt. Noch mehr — was man gemeinhin zu vergessen pflegt —: auch schon das erste Erfühlen selbst, die intuitive Wahrnehmung, ist trotz aller begleitenden „Expansionsgefühle" notwendig nur ein endliches Erfassen des Unendlichen, ein Analogum des Absoluten auf der Linie des Geschöpflichen, in menschlichen Bedingungen verhaftet. Wer Gott unmittelbar zu erfahren meint, erfährt gewiß nicht Gott, sondern ein Daimonion, einen Reflex seines Ich, letztlich sich selbst — Gott nur gemittelt in endlichen Kategorien. Erfterfühlen der Wirklichkeit und nachträgliche Spekulation sind nur verschiedene Etappen dieser Mittelung; Gespür, Gebärde, gedankliche und sprachliche Fassung: von Anfang bis zuletzt im Symbolischen verlaufend, andeutend, größtmögliche Annäherung an die Wirklichkeit, nicht diese selbst.

Und doch strebt der Geist, was ich empfunden, zu zergliedern und zu beschreiben. Zur Erfahrungsanalogie kommt die des Ausdrucks, ein zweites Symbol zum ersten. In dieser Hinsicht ist nicht viel Unterschied zwischen der flüssig künstlerischen Sprache der Vision, der Musik, des Mythos und der trockenen Schulsprache der Philosophie. Gleichnis ist alles, Umschreibung des Unbeschreiblichen, des nach Art und Wesen Inkommensurablen.

Die Absolutheitsspekulation der philosophischen Mystiker aller Religionen ist grundgelegt in der ersten religiösen Wahrnehmung. Sie schauen das Eine hinter dem vielen, und das Eine im vielen. Sie schauen die jenseitige Wirklichkeit, das Licht hinter den Dingen, „jene Einheit, wo alle Gegensätze in Harmonie in einer höheren Synthese aufgelöst sind, wo die Melodie als ein Ganzes wahrgenommen wird" (Görres). „Aus jeder Seite der mystischen Literatur leuchtet diese inbrünstige Liebe zum Absoluten, die sich über der Sprache des Dogmas, in die sie gekleidet ist, erhebt und den Mystikern aller Völker und Religionen gemeinsam ist." (Underhill). Selbst im Buddhismus, der sich am meisten der metaphysischen Spekulation enthält, begegnen Intuitionen wie diese: „Es ist etwas Ungeborenes, Ungewordenes, Ungeschaffenes, Ungestaltetes, und gäbe es nicht dieses Ungeborene, Ungewordene, Ungeschaffene, Ungestaltete, so wäre kein Ausweg zu finden für das Geborene, Gewordene, Geschaffene, Gestaltete." Über dem Himmel Chinas leuchtet das ewige Tao, jenes „Etwas, das unbegreiflich ist und das war, ehe noch Himmel und Erde war. Stille ist es und ohne Gestalt; das einzige, das unantastbar ohne Wechsel und Wandel besteht. Alle Orte durchdringt es, aller Dinge Mutter, das Tao. Sollte ich es weiter benennen, so müßte ich es ‚das Große' nennen. Stete Herrschaft über die Begierde macht dich fähig, sein hehres Wesen zu schauen; Begierdelosigkeit führt zur Ruhe des Gemütes, und so wird die Welt von innen heraus zurecht gemacht." Von den alten Germanen berichtet Tacitus: „Mit dem Namen ‚Götter' nennen sie jenes Geheimnisvolle, das sie allein in der gläubigen Scheu wahrnehmen." Von Plotins „Einem" zu reden erübrigt sich, und wie ein Doppelgänger Meister Eckharts in Indien verkündigt Sankara „Erkenntnis und Wonne des Brahman, das seiner Natur nach ewig, rein, weise und frei, allwissend und allmächtig, allgegenwärtig, bedürfnislos, absolut wirklich, allerhaben, alldurchdringend, wandellos, allgenügsam, unteilbar, in sich selbst ruhendes Sein: der ewig vollkommene höchste Gott."

Aber ist es ein Wunder, gerade wegen des Gleichnishaften des Aktes selbst und bei den verschiedenen Erlebnismöglichkeiten des Numen, in denen es sich kundgibt (Wirklichkeit hinter der Erscheinung, Eines hinter dem Vielen, Heiligkeit über der Wirrnis des Profanen, Ewiges über Vergänglichkeit, Leben, Geist, Seele der Seele, Ziel der Sehnsucht, Ruhe für des Pilgers Unrast) daß es in verschiedenen Zonen ein verschiedenes Antlitz trägt? Am meisten springt der Gegensatz zwischen Pantheismus und Theismus

in die Augen. Aber die fortschreitende Religionsvergleichung hat es zum wenigsten wahrscheinlich gemacht, daß mit diesen Schlagworten viel Mißverständnis angerichtet wurde, indem man gewisse Einseitigkeiten in der rationalen Deduktion des Gottesbegriffs: Immanenz gegen Transzendenz, oder besser: Symbole aus dem sozialen Bereich (Person, Herr, Vater usw.) gegenüber der Bilderreihe aus dem vital-dynamischen Bereich (Kraft, Leben, Licht usw.) — im Sinn der Ausschließlichkeit schlechthin unvereinbarer Gegensätze gepreßt hat. Die sind gewiß vorhanden in den logischen Ableitungen metaphysischer Abstraktionen, nicht aber in der lebendigen Religiosität der Menschheit, die aus der Spannung der polaren Notwendigkeiten lebt. Betrachten wir nur das entscheidende Kennzeichen: die verschiedene Stellungnahme der Menschheit zu der Frage, ob das Urwesen, das alle glauben, Person zu nennen sei oder nicht. Im religiösen Urerlebnis ist der Gegensatz nicht vorhanden, auch nicht als Gegensatz enthalten in den lebendigen Persönlichkeiten entwickelter Kulturreligionen. Was im Urerlebnis gegeben ist, ist schlechthin die Abhängigkeit von einem Wesen, das allem, was da ist, prinzipiell zugrunde liegt und es in sich faßt. Es ist ein Ineffabile, vor den begrifflichen Ableitungen sowohl der Kausalität bzw. Wesensgleichheit wie der Persönlichkeit bzw. Unpersönlichkeit: das mystische „ganz anders" der weiselosen Gottheit. Der Intellekt bestimmt es zunächst als das Absolute. Wenn der Theist aus religiösem Interesse, aus Vernunft und Offenbarung, sich genötigt sieht, die Eigenschaften des Persönlichen (Herr, Vater, Heiland) darauf anzuwenden und seine religiöse Stimmung in die vertraute Anrede des Du ausströmt, so ist ihm doch, zum wenigsten seinen geistigen Vertretern, die Unzulänglichkeit der menschlichen Redeweise mehr oder weniger klar bewußt. So sehr, daß die größten Theisten aus der Fülle und dem Reichtum ihres Gotterlebens und wegen der Unzulänglichkeit der menschlichen Sprache sich immer wieder gedrängt fühlten, das symbolisch Vertretende niederzureißen vor der Majestät der schlechthin unsagbaren jenseitigen Gottheit, eine negative Theologie zu bekennen als Gegengewicht gegen die positive, oder besser: von Über-wesen, Über-geist, Über-persönlichkeit zu reden, bzw. Unwesen, Ungeist, Unpersönlichkeit usw. nur im gleichen Atemzug wie die Bejahung auszusprechen. Und der Sinn ist eben der, den Deus sine modis, den „ganz anderen" des religiösen Urerlebnisses wie der höchsten mystischen Erfahrung auch begrifflich festzuhalten und zu retten vor profanem Anthropomorphismus. Und umgekehrt ist der vermeintlich klassische Pantheismus Indiens so wenig von wesentlich theistischen Zügen frei, daß sein philosophischer Hauptvertreter mit der frommen Selbsthingabe an das ewige Brahman, dessen Hauch er in sich spürt, geradezu zum leidenschaftlichen Eiferer gegen den Atheismus wird. Das Brahman gerade im Munde Sankaras „ist nicht sehr weit entfernt von denjenigen theistischen Bestimmungen, die einerseits Ernst machen mit der auch im Theismus unentbehrlichen Absolutheitsspekulation und die anderseits versuchen, den ‚Gott' nach Möglichkeit zu befreien von vermenschlichenden, verendlichenden Zügen. Ein solches Brahman aber ist kein reiner Gegensatz zum Deus, sondern ist selber ein sublimierter, ein mystifizierter, ein übersteigerter Deus ... Im Licht dieses Urverhältnisses ist die Frage nach Personalismus und Überpersonalismus in der Religionsgeschichte allgemein zu stellen und endlich einmal zu befreien von der sinnlosen Verwechslung mit der Frage nach Theismus und Pantheismus, mit der sie nicht das Geringste zu tun hat" (Otto). So hätte der alte Spruch Tertullians von der „von Natur aus christlichen Menschenseele" eine ungesuchte Bestätigung erhalten. In der lebendigen Erfahrungswirklichkeit begegnen sich die Mystiker von Ost und West. Die Nötigung, die sie empfinden, jene im Urerlebnis gegebene höchste Wirklichkeit, das „göttliche Lichtdunkel" mit rationalen Mitteln zu bestimmen, mag einen Regenbogen philosophisch-theologischer Systeme erzeugen, verschiedene Aspekte des Göttlichen von verschiedenen Zonen aus, aber es werden immer Übergänge vorhanden sein, keine ausschließende Fremdheit.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, wie wir grundsätzlich das Verhältnis von Mystik und Begrifflichkeit verstehen. Die in sich irrationale Intuition der ersten

mystischen Berührung drängt zu rationaler Durchleuchtung. Der Drang nach der Ursache (aristotelisch gesprochen), nach dem metaphysischen Urbildbereich im Hintergrunde der Erscheinungen (platonisch gesprochen), der Zug zur Begründung und insofern Überwindung des Gleichnishaften der Erlebniswirklichkeit, zur Deutung der mystischen Wahrnehmung in Symbolen, die sich dialektisch fassen lassen, entspricht der Anlage des Menschengeistes. Homo animal rationale. So mag schon in den sog. Naturreligionen das ursprüngliche Gefühl der Abhängigkeit von dem Allwirklichen, wenn sich der Verstand seiner bemächtigt, zur Erkenntnis eines Kausalitätsverhältnisses von Schöpfung und Erhaltung führen und hat dies, wenn auch unvollkommen und in oft phantastischen Überkleidungen, tatsächlich vermocht. So haben sich etwa aus dem irrationalen, von logischen Deduktionen unabhängigen Schauer vor der schreckhaften Übermacht des Göttlichen in den Naturreligionen die rationalen Ideen von Allmacht, sittlichem Gesetz, von zürnender und lohnender Gerechtigkeit ergeben; aus der Qualität des Lockenden, Entzückenden die Ideen der Güte, Liebe, Barmherzigkeit, Gnade und des endlichen Heils (dies wie jenes in allen Religionen, wenn man auf die Sache sieht). Insofern die Gottheit als transzendent erfahren wird, haben schon Naturreligionen die Annäherung des Glaubens und der Liebe unter dem Gleichnis einer Pilgerschaft hinaus aus dieser Welt der Täuschung, als eine Erlösung vom Stofflichen und eine Rückkehr zur beseligenden Heimat dargestellt (man denke z. B. an Plato, aber auch an die Grabesausstattung der Ägypter oder schon der Primitiven). Sofern die Gottheit als immanenter Lebensgrund und Heiligungsprinzip der endlichen Wesen empfunden wird, ist schon den Mystikern der vorchristlichen Religionen das Gottsuchen als eine innere Wandlung, eine Erneuerung und Wiedergeburt erschienen, wodurch ihr inneres Wesen so gewandelt wird, daß sie mit jenem wahren Seins- und Lebensgrund, den sie liebend ersehnen, vereinigt und umfangen werden. Was die christliche Offenbarung nach Auffassung ihrer eigenen Verkünder, der Apostel und hl. Väter, dem gegenüber zu leisten hatte, war nicht eine Neuschöpfung aus nichts, sondern, unter Abstreifung entstellender Elemente, eine Erklärung, Verdeutlichung, Bestätigung und Erfüllung dessen, was grundgelegt ist in der anima naturaliter christiana. Vgl. Paulus auf dem Areopag (Apg. 17, 22 ff.).

Es gibt also keine Mystik, die in sich formlos bestände, ohne ideelle Anschauungen, ohne Metaphysik. Sein und Erscheinung, Ursache und Wirkung, Geist und Natur, Immanenz und Transzendenz, Vorsehung und Notwendigkeit, Allwirken und Freiheit sind einige der Begriffe, an denen sich Mystik emporrankt. Ihre Aufgabe ist, wie sie alle vor ihrer Geburt zum Tageslicht der Begrifflichkeit im Schoße getragen, sie auch allzeit zu einer Totalität zusammenzufassen, zum Einen in der Vielheit konkurrierender Ideen. Nicht ihre Kinder morden will sie; mütterlich hegt sie sie an ihrer Brust. Die Mystiker aller Zeiten hatten das allergrößte Interesse an Erkenntnis. Nicht einmal die Übersteigerung der Spekulation ist der Mystik abträglich: die größten Mystiker waren auch die erkenntnistrunkensten (Eckhart!). Was der Mystik zuwider ist, ist lediglich Loslösung der Spekulation vom ursprünglichen religiösen Erlebnis, eine Metaphysik um ihrer selbst willen, das bloß wissenschaftliche Interesse an theoretischer Welterklärung etwa im Sinn des Aristoteles — und vor allem die Mißgeburt jenes unfrommen Theologengeschlechts, das ein erstarrtes Talmud-Judentum oder eine fälschlich sog. Scholastik gezeugt hat. Wahre Scholastik in allen Religionen ist von Mystik gesättigt, Lehre und Leben durchdringen sich, die Gesamtpersönlichkeit hinleitend zum zentralen Wertobjekt der Religion, zu Gott. Das ist es, was Plato und Plotin, Al-Hallaj und Al Ghazali, Sankara und Eckhart zu „großen Pfaffen", zu philosophischen Mystikern macht: daß es in ihrem Gedankensystem fast unmöglich ist, Erkenntnis als solche, metaphysische Aussagen zu sondern.

Wie könnte sonst auch eine mystische Erfahrung sich übertragen und fortpflanzen? Welche Brücke könnte von einem Gottergriffenen zum anderen führen, von Meister zu Schüler, vom Propheten zum Volk, wenn nicht das „Ah, Ah, Ah" des Urerlebnisses (Jer.

1, 6) sich in Bildern und Begriffen „mittelte"? Erst durch begriffliche Ausdeutung ist Mystik lehrbar, erst durch begriffliche Fassung des Unbegreiflichen, durch Aussprache des Unaussprechlichen in erregenden Vorstellungen und Ideen ist eine religiöse Gemeinschaft möglich, vom Kreis der Jünger zur Weltreligion. Denn was im Religiösen lehrbar ist, ist ja nicht die Erfahrung des Göttlichen selbst, sondern eben die rationale Deutung. Die wird in Predigt und Unterricht übertragen; in Verbindung mit Ton der Stimme und Miene, feierlicher Haltung und Kultgebärde ist sie das Vehikel für die Gemeinschaft, um dem Erstergriffenen nachzufühlen, der als Künder vor sie hintritt. Das allerdings wieder: alles Wort und alle Lehre und alle Erkenntnis, die aus Lehre kommt, ist nicht das, worauf es ankommt. Gott als Gott wird nicht durch Lehre, Beweis und rationale Darstellung erkannt, wenn nicht im Innern des Empfängers eine Hinneigung, eine Sehnsucht sich entgegenstreckt, wenn nicht bereits die religiöse Einstellung auf die Wahrheit als den höchsten Wert vorausgewirkt ist.

Es ist selbstverständlich, daß der Mystiker, ob er nun zum Propheten und Lehrer wird oder nicht, sich auch mit dem Begriffsmaterial der Umwelt auseinandersetzen muß. Der Mystiker schafft nicht nur Begriffe, er empfängt sie auch. Keiner von denen, die wir kennen, ist Schöpfer einer absolut neuen Religion. Sie alle stehen bewußt und unbewußt unter dem Einfluß einer Überlieferung. Sind nicht nur gebend, sondern auch empfangend. Was sie geben, kraft ihres eigenen Erlebens, ist das erregende Ferment, das zur tieferen Einsicht und zum Wachstum alter Wahrheit beiträgt. Der überlieferte Stoff der religiösen Lehren wäre längst zu starren Schulsystemen, Rationalismen stagniert, die Ausdrucksformen, durch den Gebrauch der Jahrhunderte abgegriffen, verlören an Kraft und Schärfe und würden nichtssagend, wären nicht immer wieder mystische Erwecker, in denen die uralten Erkenntnisse neu zu Leben geworden sind — zu dem, was sie ursprünglich waren: Wunder, Unerhörtes. Sowohl das Christentum wie der Islam, der Brahmanismus wie der Buddhismus haben sich durch die energische Subjektivität ihrer Mystiker die Frische, die lebendige Deutung ihres höchsten Sinnes erhalten. Was verdanken wir Christen einem Augustin, Bernhard, Eckhart und den tausend Kleineren? In ihren Übersetzungen dogmatischer Ideen in die Sprache und Empfindungsweise der Zeit liegt ein gewaltiges Stück Subjektivismus, ja; aber wenige geben sich Rechenschaft, welch entsetzliche Totengerippe uns anstarrten in den sakrosankten Formeln eines Athanasianischen Quicumque oder selbst in einem neuscholastischen Traktat der Christologie, hätten wir nicht durch eine gnädige Providenz zu allen Zeiten jene gottergriffenen mystischen Erwecker, deren Lebenshauch die Formel neu erglühen läßt. Die Mystiker sind es, die die Formel im Fluß erhalten.

Aber sie empfangen auch von der überlieferten Formel. Was? Den Segen, die heilende Kraft des Objektiven, die eigenartige Ruhe des Nicht-ich, das ihnen in der Überlieferung mit der Kraft einer anderen Wirklichkeit entgegentritt. Der Mensch muß, wenn er gesund bleiben und innerlich wachsen will, immer wieder über sich selbst hinausgreifen, muß sich selbst vergessen in einem anderen, Größeren, in der Gemeinschaft. Die Geschichte zeigt immer wieder die großen Mystiker als getreue Söhne der großen Religionen, auf deren Boden sie gewachsen waren. So waren die Sufis gute Mohammedaner, die Kabbalisten orthodoxe Juden, so verkündet Sankara seine Lehre vom Brahman als Kommentar zum alten Grundtext indischen Theismus, zur Bhagavad-Gita, so ist Eckhart auf allen Gipfeln seiner emphatischen Trunkenheit sich nur des einen Sinnes bewußt: die kirchliche Scholastik vom Katheder in die Seele heimzuholen; so glaubt Böhme bis zuletzt, daß seine Forschungsreisen in die Ewigkeit in Übereinstimmung seien mit der Dogmatik der Lutherkirche. „Die größten Mystiker waren nicht Ketzer, sondern rechtgläubige Heilige". Noch mehr, sogar das unerhörte Schauspiel bieten uns die Mystiker nicht selten, daß sie, die Künder des schlechthin Irrationalen, Unfaßlichen, das jedem Begriff sich versage und vor dem Wort und Verstand umzukehren habe, formell zu schärfsten Theoretikern und Scholastikern einer überkommenen positiven Gotteslehre werden können. Freilich, nicht das erweist

sie als Mystiker, sondern das andere, Unerhörtere noch: ihr letztes Wort, das sie inmitten aller bunten Fülle positiver Aussagen im Namen der Religion zu sprechen genötigt sind und das dem naiven Betrachter wie ein Zusammenreißen aller Begrifflichkeit, wie ein Bildersturm im Heiligtum der Religion erscheinen könnte: jenes aufwühlende Non ita der negativen Theologie: das „ganz andere", das bereits am Ausgangspunkt der religiösen Erfahrung stand und in Wahrheit nichts anderes ist als die religiös geforderte Überwölbung, Krönung aller positiven Theologie: die Huldigung des endlichen Geistes vor dem Deus absconditus und der Erweis, daß der betende Philosoph, der Mystiker, Ernst machen muß mit der analogia entis der Scholastik. Nun steht es wie die Sphinx auf dem heiligen Berg der Erkenntnis und ist das letzte Wort der reifen Altersweisheit: das demütige Geständnis, daß wir von Gott nichts wissen können. Docta ignorantia (Cusanus): ein Wissen, das sich gegenüber der Ersterfahrung nur dadurch unterscheidet, daß es nicht mehr im Zustand des Ahnungsvollen oder des bloßen Gefühls verharrt, sondern mit allen Mitteln der Prüfung und scharfen Dialektik zur greifbaren Einsicht und Lehre geworden ist: „wir wissen im Nichtwissen". Auch das gehört zu den Denkwürdigkeiten der Religionsgeschichte und beweist die wesenhafte Einheit alles mystischen Lebens: daß unser religiöses Wissen in Kreisbewegung verläuft, in der Anfang und Ende sich berühren. Unde exierunt flumina, illuc revertuntur, zitiert Eckhart gerne. Urerlebnis und Höhepunkt der mystischen Erfahrung sind eins: Huldigung der Kreatur vor dem Mysterium Divinitatis, Schauen in Spiegel und Rätsel (Paulus), Erfahrung des „Lichtes, das in Finsternis leuchtet" (Johannes), des „überlichten Dunkels" (Dionysius), des „Ich weiß nicht was, es wird sich wohl noch einmal finden" (Joh. v. Kreuz).

Ich habe den mir zugewiesenen Raum schon überschritten, und noch ist in einem zweiten Teil über Mystik und Dogma im Katholizismus zu handeln. So ist die Kürze einer scholastischen These geboten. Was verdankt das katholische Dogma der Mystik, und was die Mystik dem katholischen Dogma?

Das erste ist bald gesagt: einen Großteil wenigstens dessen, was es an Frische, Lebendigkeit, Eindringlichkeit für das Gemüt des heutigen Menschen bewahrt hat (s. oben). Nicht aber auch sein Dasein, seine Entstehung, wie es etwa der Modernismus will — dies allein der historischen Offenbarung in Christus. Also nicht nur der Ausdruck einer religiösen Erfahrung, nicht nur die begriffliche Fassung subjektiver Vorgänge, nicht nur Erzeugnisse des Glaubensgefühls, „Kristallisationen ursprünglicher Erlebnisse" sind die Lehren des Christentums nach katholischer Auffassung, sondern mehr. Das Auferstehungsdogma z. B. nicht die Kristallisationsform eines Ostererlebnisses, des Oster-„Glaubens"; vielmehr der Osterglaube geweckt von der Auferstehungstatsache.

Freilich gibt es eine Reihe zentraler Glaubenswahrheiten, die nicht erst durch die christliche Offenbarung der Menschheit vermittelt sind. Davon war schon die Rede. Der Glaube an Gott und seine Eigenschaften, an die Seele und ihre Bestimmung zu Gott — „daß Gott ist und ein Vergelter ist denen, die ihn suchen" (Hebr. 11, 6), Deum rerum omnium principium et finem (Conc. Vat. III, c. 2) — sind Erkenntnisse, die unter gewissen Voraussetzungen schon dem „Licht der natürlichen Vernunft" zugänglich sind: wenn die Seele von Gottes Hauch berührt, seinem verborgenen Raunen im Gewissen sich auftut und „unter Führung des liebenden Herzens" über die empfangenen Erfahrungen nachdenkt. Wie wir an Hand der Religionsgeschichte gesehen, hat in der Tat der religiöse Genius der Völker seine Schwingen herrlich ausgebreitet zum Höhenflug ins Reich der göttlichen Ideen. Unbeschadet des verständlichen Pessimismus von Röm. 1: Erkenntnis des Wahren und Verwirklichung des erkannten Guten, Logos und Ethos fallen leider nicht immer zusammen — wie auch das Christentum zeigt.

Was verdankt die Mystik dem katholischen Dogma? Dem geistigen Erbe der religiösen Menschheit gegenüber (dessen Wurzel im Mystischen gründet) hat das Dogma zunächst

eine klärende Funktion. Was der mystisch inspirierte Philosoph nur in mühsamem Vorwärtstasten durch das wirre Gestrüpp von menschlichen, allzu menschlichen Vorstellungen gewinnen mag, empfängt nun jeder Christ in der Offenbarung — expedite, firma certitudine et nullo admixto errore (leicht, mit fester Sicherheit und ohne Irrtum, Vat. l. c.): als beglückendes Gottesgeschenk. Mit dem Glauben ist dieser Anschluß hergestellt — mit dem Glauben, der zugleich Lieben ist. Und so wird die dogmatische geklärte Wirklichkeit in reicherer Fülle ein starkes Leben überströmen in unser Wollen und Handeln.

Das Dogma hat aber auch eine richtunggebende Bedeutung für die Mystik. Ab erroribus liberet (Vat. III, c. 4). Es ist Gerüst und Damm, Wall des religiösen Lebens vor den Launen des „Wilden" (H. Seuse), vor dem Überfließen und Überfluten eines vielberufenen „heiligen Geistes" mystizistischer Schwarmgeisterei und begardischen Gottstürmertums. Nicht als Bindung und Fesselung empfindet es deshalb der Mystiker, sondern als Führung. Die dogmatische Norm schützt sein religiöses Leben, ist eine Bürgschaft gegen die Willkür des Subjektivismus — auch des Subjektivismus in den Persönlichkeiten, welche die Kirche regieren; auch diese sind ja gebunden, normiert durch das Dogma; sie werden im schlimmsten Fall Recht verdrehen, sie werden nicht göttliche Wahrheit fälschen können. Denn „die Wahrheit des Herrn bleibt ewig" (Ps. 116, 2) und der „Geist der Wahrheit" ist der Kirche verheißen „bis ans Ende der Welt" (Joh. 16, 13, Matth. 28, 20).

Die regulative Bedeutung des Dogmas ist aber nicht das wichtigste für die Mystik. Die eigentlich christlichen Dogmen sind neue Quellen und Ursprünge für das mystische Leben. Und das ist die Mehrzahl der christlichen Dogmen. Sie geben Aufschluß über eine Tatsachenwelt, die uns auf andere Weise nicht zugänglich ist, die der menschliche Geist aus dem seelischen Erfahrungsmaterial nicht abzuleiten vermochte, die uns nur durch göttliche Mitteilung gegeben ist. (Vgl. Vat. III, c. 4). Dogmen wie die von der Trinität, von der Inkarnation des ewigen Wortes, von der Berufung zur Teilnahme an der göttlichen Natur durch Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Hl. Geist, durch den innewohnenden Gottesgeist, der ausgegossen ist in unsere Herzen und uns Zeugnis gibt, daß wir „Kinder" sind, „Erben" der seligen Anschauung „von Angesicht zu Angesicht"; Dogmen wie diese, daß im eucharistischen Opfer und Mahl der Ewige selbst uns entsühnt und in die Seele eingeht zur Vergöttlichung unseres irdischen Lebens, daß wir seine „Freunde" sind, „ein mystischer Christus" mit vielen Brüdern, eine „Gemeinde der Heiligen"; Dogmen, die „durch ihre Majestät uns erschüttern, durch ihre Lieblichkeit uns erfreuen, durch ihre menschliche Zutraulichkeit uns locken, durch ihr Feuer uns entzünden zu welt- und himmelstürmender Tat" (Lippert) — wer möchte verkennen, daß wir hier in einem unversieglichen heiligen Quelland stehen, darin die Wunderblume der Mystik üppig gedeihen muß? Und so ist es. Die Geschichte der katholischen Mystik, die ungeheuren Kräfte des Trostes, der Zuversicht, der opfernden Liebe, von denen ihre Annalen Zeugnis geben, wären schlechterdings nicht zu denken ohne den Glauben an die christlichen Dogmen.

Ist es nötig, auf die mystische Fruchtbarkeit einzelner Dogmen einzugehen? Was die Dreifaltigkeit betrifft, so scheint mir eine gewisse Freude am gedanklichen Spiel die Heiligkeit des Mysteriums zu streifen, wenn E. Underhill meint, selbst die Sufis, Hindus, Kabbalisten und Neuplatoniker hätten „wenigstens zur Beschreibung ihrer Erfahrung" einer „Trinität von Aspekten" bedurft und — aus psychologischem Spürsinn — eine heilige Dreiheit konstruiert, dort des „Schöpfers, Zerstörers und Wiederherstellers", hier des „Wahren, Guten und Schönen" oder der „Sinnen-, Vernunft- und ideellen Welt". Die persönliche Dreifaltigkeit des christlichen Glaubens ist immerhin etwas anderes! Und vielleicht könnte man richtiger sagen, daß auf Jahrhunderte hin das Trinitätsdogma (in seiner Totalität) in der christlichen Mystik beinahe brachgelegen sei, selbst für die Mystik eines hl. Augustin, die schon vor dem Trinitätstheologen in ihm lebendig war. Man mag die Bedeutung Meister Eckharts schätzen wie immer, eines wird man schwerlich streitig machen, daß er der erste christliche Mystiker ist, für dessen Erlebnis die Dreifaltigkeitslehre

einfach unentbehrlich, weil der unablösbare metaphysische Untergrund seiner zentralen Lehre von der Gottesgeburt in der Seele war.

Das katholische Dogma von der Menschwerdung des Ewigen Wortes, innigst mit dem vorigen zusammenhängend, erschöpft sich für das volkstümliche Christentum unserer Zeit beinahe mit der historischen Geburt des Herrn, an die sich der Fromme wohl am Idyll der Weihnachtskrippe oder, wenn es hoch geht, bei dem täglichen „Angelus" — erinnert. Seinen prägnanten dogmatischen Sinn erschließt es den katholischen Mystikern, die in dieser Hinsicht zugleich als Erwecker altchristlichen Geistes berufen sind. Nicht nur darum handelt sich's ja, daß der Ewige selbst „appare in questa forma - per dare a noi la norma" (Jacopone da Todi), nicht nur um ein vergangenes Faktum göttlicher Selbstentäußerung und eine sittliche „Nachfolge Christi" in Armut und Demut, Nächstendienst und Beschauung und in Gehorsam gegen den Vater durch die dunklen Ölbergsnächte der Seele bis zum Tod und zur endlichen Erlösung: dem Mystiker, der die Dogmatik ausschöpft, ist Menschwerdung Gottes mehr: die Grundlegung und reale Bürgschaft eines dauernden göttlichen Geschehens. „Die Inkarnation ist ein bleibender Zustand und bleibend in Ewigkeit. Ohne Unterlaß beschenkt uns Gott mit seinem Sohne" (Bérulle). „Ohne Unterlaß gebiert der ewige Vater seinen Sohn in der Seele" (Eckhart, Tauler usw.). „Christus ist Mensch geworden, daß er den Menschen, wenn auch in menschlicher Art belassend, göttlich mache" (Athanasius). „Indem das ewige Wort menschliche Natur annahm, ist sie zur göttlichen Natur emporgehoben" (Augustin): diese Inkarnation im Vollsinn der Dogmatik erleben die katholischen Mystiker als einen immerwährenden Tatbestand: der inneren Wandlung des begnadeten Menschen zu unsterblichem göttlichem Leben. „Nicht du verwandelst mich in dich, wie die Speise des Fleisches, sondern du wirst in mich verwandelt", spricht Christus zur Seele (Augustin). Für solche Tiefenschau gott-menschlicher Beziehungen dient das geschichtliche Leben Jesu nicht nur zu erbaulicher Betrachtung, es gibt dem Mystiker auch die Folie ab, um die Entwicklung seiner Glaubenserfahrung von der Geburt des Göttlichen im Seelenfunken bis zur endlichen Vereinigung mit dem göttlichen Leben selbst dem historischen Glaubensdrama nachzubilden und nachzuschildern. „In uns" — sagen die Augustin, Eckhart, Newman, Möhler — „ist das Wort Fleisch geworden", in uns wächst es „zum Mannesalter der Vollreife Christi", in uns „vollendet sich das Erlösungsleiden", in uns die „Auferstehung" und „Verklärung", in uns „steigt Christus zum Himmel auf und wir steigen in Christus zum Himmel auf, Stunde für Stunde, Tag um Tag, Jahr um Jahr, in einem immerwährenden Heute", und „so ernten wir eine immer gegenwärtige, ewige Frucht — haben Teil an Jesus, und er ist unsere Ganzheit" (Bérulle). Nun verstehen wir Eckharts: „Gottes Leben mein Leben — Gottes Auge mein Auge — Gottes Tun mein Tun!" Denn „durch die Gottesgeburt in unserer Seele hat sie Teil an Gottes Sein, und nur so hat sie wahres Sein und Leben, ewiges Leben in sich — hat Teil an Gottes Erkennen selber: ‚Gottes Auge mein Auge'; ihr Erkennen ist nicht eigenes Tun, nicht eigenes Finden — das ist der springende Punkt —, sondern sie erkennt überhaupt nur, indem das ewige Sein selbst in ihr ist, so daß ‚Gott durch Gott erkannt wird'" (R. Otto).

Man redet in diesen Zusammenhängen oft von „Vergottung". Verwirrende Metapher im Munde eines Modernen, der die Menschwerdung Gottes nicht glaubt oder doch nicht mit dem übernatürlichen Wirklichkeitssinn eines Urchristen „realisiert"! Die konnten ruhig von Vergottung reden. Wo die Gnadenbeziehung von Mensch zu Gott das Korrelat der hypostatischen Einung Gottes mit dem Menschen ist (bei allen genannten Mystikern!), da ist, trotz aller Gleichheit der Metaphern, der Pantheismus himmelfern: da wird im Geiste der apostolischen Verkünder (Johannes, Paulus) jenes Glaubenswunder nachzudeuten versucht, dessen Schattenbild Dante wahrnahm, als er die Heiligen als Blätter der ewigen Rose schaute (Par. 30, 115ff.).

Kirche! An dem Teil der Dogmatik wenigstens müßte die Mystik kopfscheu werden, meint der alte Lasson; das ist „die erste Verschiedenheit, die in die Augen fällt": wie sich

zünftige Dogmatiker und Vollblutmystiker zu der Kirche stellen! — Er scheint recht zu haben. Vor gewissen nachvatikanischen Traktaten „De Ecclesia Christi" wird der Mystiker — fliehen oder mit zerschlagenen Gliedern auf dem Platze bleiben. Indes ist bekanntlich das Conc. Vaticanum ein Torso geblieben, wider Willen. Es behandelt allein die Rechtskirche, die doch untergeordnet ist der Liebeskirche, der segnenden und der betenden Kirche. Darum ist es die Sünde der Theologen, wenn sie aus der Not des Vaticanums eine Tugend für sich machen und nach den bekannten Thesen über die rechtliche Organisation, die Hierarchie der Päpste, Bischöfe und Priester ihre Hefte schließen. Die Kirche ist ihrer Stiftung gemäß *auch* eine rechtliche Organisation, ja—: damit der Glaube, die Liebe, die sakramentalen Kräfte, kurz das innere Wesen, die Seele der Kirche, in einem geordneten Leibe wohne und sich betätige. Diese Kirche, Christi mystischen Leib von Haupt und Gliedern, diesen fortlebenden, lehrenden, segnenden, opfernden Christus, diese Kirche der Jahrhunderte, Kirche des ganzen Dogmas, die „eine, allgemeine, heilige, katholische", — haben die Mystiker des Katholizismus allzeit verehrt und geliebt und lieben sie als ihre „Mutter".

Es ist wahr: obschon sie wußten, daß es im Wesen der Kirche liege, das Gottesreich nicht auf das Subjektive, nicht auf den Flugsand des Persönlichen und auf das launisch Fließende eines unverläßlichen Seelentums zu stellen, sondern auf objektive Ordnung, sakrosankte Gegebenheiten, Lehre und Sakrament — haben nicht wenige Mystiker, namentlich der germanischen Welt sich wundgestoßen an diesem Tempel. Aber Mystiker auch, unvergleichlich mehr an Zahl, waren die treuesten Söhne der Kirche. Weil sie Mystiker waren. Weil sie Ernst machten mit dem Irrationalismus des Gottesbegriffs, wie er in der Inkarnation zusammengefaßt erscheint: „Gott uns erschienen im Antlitz Jesu Christi", im „Menschen Jesus". Gott geheimnisvoll lehrend, führend und heiligend durch die Träger des Amtes, durch das Wort des Predigers, durch das sakramentale Zeichendes Priesters. Darum finden die katholischen Mystiker nicht nur keine Schwierigkeit in der objektiven kirchlichen Ordnung, im Prinzip der Autorität — wenn sie auch oft die Liebeskirche stärker entfaltet sehen möchten (vgl. Alltag, Akten und theologisch-kanonistische Gutachten zum Fall J. Wittig) — aber gerade dann, wenn sie in ihrem heiligsten Glauben und Lieben ihrer Kirche Strenge zu fühlen bekamen (Eckhart, Fénelon, Rosmini) glaubten und liebten sie um so stärker, zitternd vor Gottes Hoheit, küssend die Hand, die sie schlägt, ja noch dankend für ihre Züchtigung: weil für sie die demütige Unterwerfung unter die Gewalt der Kirche zum Prozeß des inneren „Entwerdens", der Läuterung und geistigen Abtötung gehört. Nicht so sehr *da* erkennen wir Eckhart als katholischen Mystiker, wo er sein Selbst vergißt in seliger Gotteseinung, auch nicht daran, daß er schon gleich seine erste geistliche Rede mit dem Preis des Gehorsams anhebt (noch fehlte die Probe aufs Exempel) — aber *dort* erkennen wir ihn, wo er, rings von „falschen Brüdern" verraten und von „böswilligen Feinden" auf Häresie verklagt, das Bekenntnis ablegt: „Ich unterwerfe alles der Entscheidung der rechtmäßigen Autorität."

Wie die Mystiker sich mit dem Autoritätsgedanken der Kirche nicht nur abfinden, sondern ihn auch ihrem höchsten Ziele dienstbar zu machen wissen, so vereinigen sie auch den katholischen Sakramentalismus mit dem ungetrübten Kult der „Anbetung in Geist und Wahrheit". Wie vermöchte auch die katholische Mittelung heiliger Zeichen einer „Unmittelbarkeit" der mystischen Seele zu Gott den Weg zu verlegen? Ungestört haben St. Augustin und Hugo von St. Victor bei der religiösen Wertung des opus operatum ihren neuplatonischen Satz behalten: „Gehe nicht aus dir selber: im Innern des Menschen thront die Wahrheit". Wußten sie doch als Theologen, daß im Objektiven wie im Subjektiven überall derselbe Gott sich äußert — wußten als Psychologen, daß auch eine sog. unmittelbare Gotthabe durch das Medium unseres endlichen Ich, Gotteserkenntnis durch die species eines begrenzten Aktes geht — wußten als Mystiker, daß gerade der Symbolismus äußerer Riten, Heilsgebärden, Waschungen, Salbungen, Segnungen eine faßliche Ahnung einschließt der Unio mystica, nicht nur für den gemeinen Mann, sondern auch für den Geistigen.

Dank gerade den sakramentalen Weihungen ist der mystische Bezug des Irdischen zu der Gottheit hergestellt. Auf einer „mystischen Logik" ruht die Idee des opus operatum, daß die sinnfälligen Zeichen eine himmlische Wirklichkeit annehmen, ja sich in diese verwandeln: Der geweihte Altar „ist" Christus, das Taufwasser „ist" der Mutterschoß göttlicher Fruchtbarkeit, das eheliche Zueinander „ist" die Liebe Christi zu seiner Ecclesia. In einem wundervollen (nicht nur ästhetisch, nein real): in einem wunderträchtigen Schimmern breitet sich die Atmosphäre des Symbolischen über den Kosmos: alles Zeitliche ist Gleichnis eines Ewigen, alles Irdische hat ein Überirdisches, „alle Dinge jagen nach Gott" (Eckhart), alle Schöpfung, die „annoch seufzt" nach der Erlösung, ist auch schon umgewandelt, die Dämonen ausgetrieben, eine „neue Kreatur in Christus" — und inmitten dieser Verklärung steht, die sie wirkte: die heilige Kirche als das Haus des ewigen Mysteriums, der stillen Hochzeit von Stoff und Geist, Natur und Gott, und alle sind geladen zum Freudenmahl der wahren, allgemeinen unio mystica.

Das wenige aus dem Ganzen, das zu behandeln wäre, mag eine Ahnung geben von der Fülle der Lebenskräfte, die der Mystiker im katholischen Dogma findet. Kein Wunder, daß die Kirche der Dogmen auch die Kirche der Mystiker ist. Zwar ist Gotteserfahrung, Gotteswissen und Gottes Gnade ausgegossen über die ganze religiöse Menschheit — gerade nach katholischem Lehrbegriff (s. hierüber meinen Aufsatz im „Hochland", Juni 1927) — aber das Spezifische, Eigene, Neue, was die Kirche in ihren Lehrmysterien hat, ist auch ein unerhörtes Plus für das Mysterium der gelebten Mystik: für die selbstvergessene Gottesliebe und die hieraus quellende sittliche Tat. „Keine Religion", sagt einer, den die Mystik noch immer mit der Kirche verbindet, wie ihn die Dogmatik von ihr trennt (auch das ist „mystisch"-irrational), „keine Kirche und keine Religion kann sich rühmen, eine solche Schar mystischer Beter und Denker unter ihren Heiligen zu besitzen wie die katholische Kirche" (F. Heiler): große Theologen, in denen die glühende Gottesliebe sich vereint mit der scharfsinnigen Erkenntnis, neben kindlich einfachen Frommen, die sich ganz ausleben in ihrer Gottbegeisterung und Hingabe — einsame Frauenseelen, deren Leben sich verzehrt vor Kreuz und Tabernakel, neben gewaltigen Ekstatikern der Tat, der dienenden, helfenden Liebe, des welterobernden Apostolats.

Aszese und Mystik

Von Georg Wunderle in Würzburg

Es kommt in diesem Heft wohl oft genug zum Ausdruck, daß alle wissenschaftlichen Untersuchungen über Mystik unter dem unklaren Gebrauch des Wortes Mystik leiden. Will man unzweideutige Ergebnisse erzielen, so muß man von vornherein Bestimmungen treffen, die über den Sinn dieses schillernden Grundbegriffes keine Zweifel lassen. Das bringt aber unter den obwaltenden Verhältnissen die Gefahr mit sich, daß wichtige Beziehungen nicht so beachtet werden, wie sie zum mindesten im Lichte der tatsächlichen Entwicklung beachtet werden müssen. Bei der vorliegenden Behandlung von Aszese und Mystik zeigt sich das in eigentümlicher, fast überraschender Weise.

Fassen wir — ganz allgemein — unter Aszese die Gesamtheit der Bemühungen, die den leiblich-geistigen Menschen zur vollkommenen Erfüllung der göttlichen Gebote fähig und geneigt machen sollen, so besteht keine Frage, daß damit letztlich nicht ein bloß gesetzmäßig moralisches Tun gemeint ist, sondern ein den ganzen Menschen ergreifendes und durch die Gesetzeserfüllung zu Gott führendes Handeln. Wenn dann die Mystik als die höchste gnadenmäßige Erhöhung dieser Führung zu Gott die Einigung mit Gott verbürgte, dann schiene der naturgemäße innere Zusammenhang von Aszese und Mystik ohne Schwierigkeit gesichert. Darum wird jedoch in der gegenwärtigen theologischen Literatur, vornehm

lich des Katholizismus, gestritten. Der Kampf wäre nicht so heftig, wenn man sich über die Begriffe einigen könnte. Aber selbst bei voller Klärung der Bedeutungen könnte nicht jede Schwierigkeit weggeräumt werden. Worauf es in der Hauptsache ankommt, sollen die folgenden Bemerkungen dartun.

Holt man zur Aufhellung des Problems die Geschichte herbei, so darf man sich nicht allzu sehr in die nichtchristliche Meinung und Übung einlassen. Denn so interessant und wichtig die Erforschung der dem Christentum von außen zugeflossenen Elemente für den Religionsgeschichtler und Theologen auch ist, die Tatsache bleibt unumstößlich, daß Einstellung und Zweck sowohl des aszetischen als auch des mystischen Lebens auf dem Boden des voll erfaßten und voll ausgewirkten Christentums von durchaus anderer Beschaffenheit ist als jedwede heidnische Betätigung, die damit verglichen wird. Schon der gnadenmäßige Charakter des Ganzen ist ein ausschlaggebendes Unterscheidungsmerkmal echt christlicher Mystik gegenüber den nur äußerlich ähnlichen nichtchristlichen Erscheinungen, von anderen Grundunterschieden gar nicht zu reden. Hätte doch die christliche Religionswissenschaft und Theologie dieses bedeutsame Problem schon mehr ins einzelne verfolgt, um der oberflächlichen Betrachtung der rationalistischen Entwicklungslehre entschiedener entgegentreten zu können!

Sieht man sich in den primitiven und in den kultivierten Formen der nichtchristlichen Religionen um, dann wird man — nun seien die Ausdrücke in weiterer Bedeutung genommen — bis zu einem gewissen Grade sagen müssen, Aszese und Mystik seien zumeist oder mindestens häufig verbunden wie das Mittel und der Zweck. Dabei sei ausdrücklich von aller quietistischen Mystik abgesehen. Die Mystik der Primitiven (wenn man überhaupt bei ihnen von Mystik sprechen will) und die Mystik der Kulturvölker hatte insofern stets eine aktive Seite, als die Vorbereitung auf die Ekstase nicht bloß in seelischer, sondern auch in körperlicher Richtung bewußte, planmäßige, zum Teil sehr schwierige Übungen, also Aszesen in sich schloß. Indien ist für die hohen Religionsformen ein typisches Beispiel. Die dort gepflegte Atemtechnik, die Körperhaltung, das Fasten, ja alles was man unter Yoga zusammenfaßte, ist nichts anderes als ein stark vergeistigtes System von Maßregeln, die den Menschen zur Vereinigung mit dem Absoluten ertüchtigen sollen. Dabei kommt es — obzwar recht selten — vor, daß die wirkliche Gotteinigung (der Ausdruck wolle nicht gepreßt werden) als eine Gnade des göttlichen Prinzips erklärt wird. Die gewöhnliche Anschauung und Praxis legt darauf jedoch kein maßgebendes Gewicht. Ihr erscheint die endliche, ekstatische Gleichwerdung mit dem Göttlichen als Abschluß eines Vorgangs, der durch vielerlei Abtötungen eingeleitet wird. Alle Aszese ist demnach dieser Meinung gemäß ein notwendiges Mittel zur Mystik. Und diese ist die naturgemäße Krönung einer menschlichen Anstrengung. Das Eritis sicut dii (Genesis 3, 5) der ersten Menschheitsgeschichte erscheint hier tatsächlich als gewaltigste und gefährlichste Versuchung. Und unzählige Male ist der wirkliche Versuch gemacht worden, ohne Bitte um die Gnade das übermenschliche Ziel mit menschlicher Anstrengung zu erreichen. Die gesamte Magie ist im Grunde nur die Entfaltung dieses Strebens auf allen möglichen Gebieten und mit allen möglichen, ob auch noch so untauglichen Mitteln. Es ist nur eine andere Art des Zwecksuchens, aber die nämliche Zwecksetzung, wenn auf der einen Seite der primitive „Zauberer" durch Rauschtrank oder Tanz oder Aushungerung sich der höheren Macht zu versichern trachtet und auf der anderen Seite der Anwärter auf irgendeinen antiken Mysterienbund „seine Sinne verschließt" und sich abtötet, um ins Seeleninnerste einzukehren, wo er nicht mehr sich, sondern die Gottheit findet und so neues Leben gewinnt. Jede Form solcher Aszese wird hier bewußt als Mittel zur Mystik angewendet.

Und so wäre es vom geschichtlichen Standpunkt aus verlockend, zu sagen, Aszese und Mystik seien vorwiegend im Verhältnis von Mittel und Zweck gebraucht worden. Indes wird man dieser Vermutung doch gleich kopfschüttelnd begegnen, wenn man sich

— auf christlichem Boden — daran erinnert, daß jedes religiöse Erleben von der Gnade Gottes getragen sein muß, daß also die höchste Stufe erst recht nicht durch rein menschliche Mühe erreichbar ist. Demnach würde der Schritt von einer rein natürlich-menschlichen Aszese zu einer religiösen Mystik eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* sein; konkret gesprochen, ein Versuch, das Göttliche zu vermenschlichen. Gott hat aber dem Geschöpfe gegenüber nie und nimmer von Hause aus irgendwelche Schuldigkeit. Hier tut sich indes die Frage auf, ob es denn im Wesen der Aszese liege, der Mystik wie ein ganz anderes entgegenzutreten. In solch scharfer Art aufgeworfen, ist die Frage leicht abzutun. Feindselig will man Aszese und Mystik nicht gegeneinander stellen. Jedoch halten sich manche Darstellungen ihres Verhältnisses von Anklängen an solche Auffassungen nicht frei.

Es ist in jüngster Zeit als „traditionelle" Auffassung erklärt worden, daß die mystische Vereinigung mit Gott im strengen Sinne des Wortes (passive Beschauung genannt) nie als Fortbildung bzw. Abschluß des übernatürlichen Lebens gelten könne. Die passive Beschauung sei vielmehr schlechtweg als außerordentliche Gnade Gottes zu bezeichnen, auf die man sich höchstens vorbereiten, die man aber in keiner Weise durch vorherige „Übungen" des geistlichen Lebens zu erringen vermöge. Diese Höhe der mystischen Einigung mit Gott sei daher ein Gnadenwunder im vollen Sinne des Wortes.

Aus diesen wenigen Sätzen schon ist klar zu entnehmen, daß auf dem Boden einer solchen Anschauung Aszese und Mystik nicht eine geschlossene Linie darstellen. Im Gegenteil: Das gesamte geistliche Leben zerfällt hiernach in zwei sehr deutlich voneinander abgehobene Schichten. Die eine, die das „gewöhnliche" fromme Leben umfaßt, und die andere, die durch die Ausdrücke: Mystik, Kontemplation (Beschauung im passiven Sinne), ekstatische Vereinigung mit Gott u. ä. bezeichnet wird. Man leugnet freilich nicht, daß in der Entwicklung des „gewöhnlichen" christlichen Lebens infolge besonderer Umstände, unter denen die Aszese eine hervorragende Rolle spielt, ein Grad der Gottesnähe erlangt werden kann, der ans Mystische grenzt. Diese Erhebung nennt man aktive oder erworbene Beschauung. Man fügt aber hinzu, daß auch die höchsten Formen der erworbenen Beschauung niemals dem eigentlich mystischen Leben zugehören. Dieses sei wesentlich durch die passive Beschauung gekennzeichnet. Nachdem darin ein Gnadenwunder gefunden wird, leuchtet ein, daß eine solche Auszeichnung nur selten vorkommt. Die Feststellung ihrer Tatsächlichkeit und die Beschreibung ihres Erlebnisgehaltes wird auf die Schilderungen der christlichen Mystiker gestützt. Demgegenüber kann schon vom rein psychologischen Standorte aus eingewendet werden, daß die Erlebnisschilderungen der Mystiker von Nichtmystikern überaus schwer zu verstehen und zu deuten sind. Daß man insbesondere der Symbolik ihrer Ausdrucksweise kaum je ganz beikommen werde, zeigen schon die zahlreichen Versuche der Auslegung und wissenschaftlichen Verwertung. Und nicht zuletzt ist ein gewichtiger Beweis dafür die Möglichkeit der soweit auseinandergehenden theoretischen Erklärungen dieser mystischen Vorgänge.

Nehmen wir an, die „traditionelle" Anschauung habe recht, dann wäre das mystische Leben (im Sinne dieser Theorie) etwas derart Außerordentliches, daß man es fast als unberechtigte Wißbegier ansehen müßte, in seine Tiefen einzudringen. Die große Literatur über Mystik wäre dann fast unbegreiflich; denn sie müßte doch wenigstens den Anschein erwecken, als ob hiermit das oberste, wenn auch sehr schwer erreichbare Ziel des geistlichen Lebens nahegelegt werden solle. In Wirklichkeit erscheint dieses aber schlechtweg als Gnadenwunder Gottes, ist demnach der wirklichen Gnadenordnung keinesfalls eingebaut. Und keine Aszese kann seiner je, auch bei Entfaltung der günstigsten Bedingungen habhaft werden. Selbstverständlich wird kein Gläubiger die Möglichkeit einer solchen wunderbaren Vorausnahme der himmlischen Seligkeit leugnen. Auch ihre (wenngleich seltene) Tatsächlichkeit soll nicht abgelehnt werden. Wo immer sie einwandfrei festzustellen ist, dürfte es freilich am Platze sein, nicht zu vergessen, was der heilige Paulus (2 Kor. 12, 4) von den *ἄρρητα ῥήματα* gesprochen hat, *ἃ οὐκ ἐξὸν ἀνθρώπῳ λαλῆσαι.*

Es wäre kaum psychologisch und pädagogisch zu rechtfertigen, solche erhabene, wunderbare Erlebnisse auch nur irgendwie als Ziele des übernatürlichen Strebens nahezulegen. Aber um der Praxis des übernatürlichen Lebens willen scheint es doch notwendig zu sein, eine geschlossene Linie des übernatürlichen Handelns herzustellen, d. h. die Einheit der Frömmigkeit zu sichern oder — im Hinblick auf unser Thema — den inneren Zusammenhang von Aszese und Mystik zu erschließen. Daß dabei unter Mystik nicht ausschließlich das Gnadenwunder der passiven Beschauung verstanden wird und verstanden werden kann, ergibt sich von selbst; denn dieses liegt ja außerhalb der gewöhnlichen Gnadenordnung. Was für unsere Frage unterstrichen werden muß, ist die Tatsache, daß jede christliche Aszese aus dem übernatürlichen Glauben erwächst und in der von Christus gebotenen Gottes- und Nächstenliebe sich vollendet. Bereits der Anfang enthält die Möglichkeit, von Gott auf regelmäßigem Wege soviele Gnaden zu empfangen als dem einzelnen auf Grund des göttlichen Planes zur Erfüllung gerade seiner Aufgabe und zur Erreichung gerade seiner Seligkeit erforderlich ist. Hier ist nicht der Ort, das Ausmaß und die Auswirkung der dafür in Betracht kommenden göttlichen Tugenden (Glaube, Hoffnung, Liebe) und der Gaben des hl. Geistes (namentlich der Gabe der Weisheit) zu erörtern. Darüber ergehen sich die Mystiker in langen und tiefen Ausführungen. Für uns ist von fruchtbarstem Belange der Hinweis darauf, daß der Sinn der übernatürlichen Gnadenordnung kaum damit erschöpft sein kann, wenn die dem Menschen überhaupt irdisch mögliche Verbindung mit Gott schlechtweg außerhalb ihres Weges angesetzt wird. Um von anderen Theologen zu schweigen, hat der berühmteste römische Dogmatiker unserer Tage Garrigou-Lagrange O. P. in seinem (1927 ins Deutsche übersetzten) Werke „Mystik und christliche Vollendung" mit Aufgebot erstaunlicher Gelehrsamkeit den Nachweis geführt, daß das christliche Leben eine Einheit bildet und nicht in Aszese und Mystik auseinanderfällt. Man hat ihm — z. T. nicht mit Unrecht — vorgehalten, daß er sich im Gebrauche des Wortes Mystik nicht an die herkömmliche „traditionelle" Bedeutung halte. Wer wird aber von diesem Vorwurf aus eine umstoßende Kritik seiner ganzen Anschauung wagen dürfen, wenn er nicht zugleich ein für allemal die richtige Bedeutung des Begriffes Mystik auch für die christliche Theologie zu umschreiben vermag! Und wer wollte sich dessen vermessen? Jedenfalls sind es auch mystische Vorgänge, die Garrigou-Lagrange auf den Gipfel der christlichen Vollendung verlegt. Er behauptet damit keineswegs, daß diese höchste, mystische Gotteinigung nun jedesmal dem aszetischen Streben als Krone winken müsse. Eingehend weist er auf die verschiedenen Umstände hin, unter denen vor allem die natürlichen Faktoren des einzelnen und die ihm geschenkten übernatürlichen Gaben zusammenwirken, sich entfalten, unter besonderen Bedingungen dann zur Höhe führen.

Was er in weitläufiger Begründung über das Verhältnis von Aszese und Mystik darlegt, zeigt uns, daß der Bruch zwischen beiden ein Unrecht am christlichen Leben selbst ist. Die Heilige Schrift schildert eindringlich und packend das Wachstum und den organischen Charakter des Gnadenlebens. Dieser Auffassung scheint die Theorie von Garrigou-Lagrange mehr zu entsprechen als die sogenannte traditionelle Meinung. Daß Garrigou-Lagrange seine Ansicht nicht bloß als sachlich gerechtfertigt, sondern auch als die richtig verstandene „traditionelle" mystische Theologie zu begründen strebt, braucht nicht betont zu werden. Sein System ist auf die Lehre des hl. Thomas von Aquin aufgebaut und bezieht sich in allen wichtigen Einzelheiten auf die Erlebnisbeschreibungen und Theorien der großen Mystiker, namentlich des hl. Johannes vom Kreuz und der hl. Theresia von Jesus. Man kann ihm also eine gediegene Grundlage nicht absprechen. Seine Untersuchungen sind es wert als Markstein in der Klärung des Problems Aszese und Mystik betrachtet zu werden.

Ich stimme einem bedeutungsvollen Wort aus dem ersten Teil seines Werkes (S. 30) vollauf bei: „Werden Aszese und Mystik voneinander getrennt, so fehlt der Aszese Schwung, Innerlichkeit, Höhe; die Mystik verliert Bedeutung, Würde, Tiefe; sie scheint nur ein Luxus im geistlichen Leben einiger Bevorzugter zu sein."

Mystik und Metapsychologie

Von Emil Mattiesen in Gehlsdorf bei Rostock

Die Frage nach den inneren, begrifflichen Beziehungen von Mystik und Meta- (oder Para-)psychologie — und nur um diese handelt es sich hier — wird sehr verschieden beantwortet, je nach dem Bestand an erwiesenen oder wahrscheinlichen Tatsachen, den man der letzteren als werdender Wissenschaft zugesteht. Wer heute noch (wie einzelne ihrer Vertreter) an der Hoffnung festhält: man werde sich auf das Zugeständnis der Telepathie beschränken, alle weiteren behaupteten Beobachtungen also entweder auf telepathische Vorgänge irgendwelcher Art zurückführen oder als Fehlbeobachtungen entlarven können, der mag auch eine innere Verwandtschaft und begriffliche Beziehung zwischen mystischer und metapsychischer Erfahrung überhaupt leugnen und der ersteren gegenüber die Haltung beibehalten, welche der heute noch weithin herrschende wissenschaftliche Naturalismus ihr gegenüber einnimmt: nämlich sie für ein metaphysisch und weltanschaulich belangloses, vorwiegend pathologisch zu deutendes Nebenprodukt des seelischen Lebens erklären. Insonderheit fände sich dieser naturalistische Negativismus bekräftigt, falls sich die weitere Hoffnung erfüllte, die telepathischen Vorgänge selbst im Rahmen des physikalisch-physiologischen Weltbildes deuten, also etwa als Auswirkungen hirngeborener Strahlungen begreifen zu können.

Nun kann meines Erachtens von einer solchen Einschränkung des metapsychischen Tatsachenbereichs schon heute nicht mehr die Rede sein. Da aber der Streit um die Grenzen des Glaubhaften hier nur eben erwähnt werden kann, bleibt mir nichts übrig, als dogmatisch anzugeben, wo für die Zwecke dieser Betrachtung die Tatsachengrenzen der Metapsychik gezogen werden sollen, ohne dabei die wissenschaftlich ernstzunehmenden Forscher auch nur zu nennen, die für die Anerkennung dieser Grenzen eintreten. Es wäre also nach der eigentlich metapsychischen Seite hin ohne jeden Zweifel räumliches und zeitliches Hellsehen als gegeben anzunehmen: d. i. das bis ins einzelne gehende Schauen von optisch völlig Verborgenem, von in der Vergangenheit Geschehenem und in der Zukunft Bevorstehendem, sozusagen Zufälligem, d. h. aus seinen ursächlichen Bedingungen von einem endlichen Geiste schlechterdings nicht Erschließbarem. Es wären ferner als erwiesen anzusehen gewisse Vorgänge, die auf den ersten Blick als persönliche Lebensäußerungen Verstorbener imponieren müssen: spontane Erscheinungen derselben, die sich zuweilen durch Gesten oder Reden äußern („Spuke"); ähnliche, aber noch „greifbarere" Erscheinungen von solchen in der Nähe von Medien, wobei diese augenscheinlich etwas Wesentliches zur Ermöglichung solcher Greifbarkeit beitragen; sprachliche Äußerungen durch Mund oder Hand solcher Medien (meist im Trance), oder durch sog. direkte Stimme, oder durch Benutzung eines mehr dinglich gestalteten Kodex (Tischbewegungen, Klopftöne, Psychographen aller Art usw.). Um die Deutung dieser anscheinenden Äußerungen Abgeschiedener geht bekanntlich beträchtlicher Streit der Männer vom Fach, — weit mehr Streit, als um die Tatsachen des Hellsehens; doch darf darauf hingewiesen werden, daß wenigstens in England, dem klassischen Lande der Metapsychologie, die Mehrzahl der gründlichen Kenner der Problemlage der sog. spiritistischen Auslegung zuneigt, und daß in Deutschland selbst ein Meister der psychologischen Analyse vom Range Hans Drieschs sich mit zunehmender Entschiedenheit ihrem Urteil anschließt. Dieser wissenschaftliche Spiritismus stützt sich nicht bloß auf das anscheinend inhaltlich Identifizierende in den Äußerungen oder Erscheinungen Verstorbener (dies alles glaubt der Gegner allenfalls aus übernormalen Fähigkeiten der Medien ableiten zu können), sondern in erster Linie auf sekundäre, vor allem mehr oder minder formale Eigentümlichkeiten der Selbstmitteilung Jenseitiger: z. B. auf gewisse besondere Beziehungen geäußerter Inhalte zu dem

vorauszusetzenden Erinnerungsbestande des Verstorbenen; auf innere Beziehungen von Äußerungen einer und derselben Persönlichkeit durch mehrere Medien, sowie auf die formale Analyse des dramatischen Verlaufs der Mitteilung während des mediumistischen Trancezustandes, wobei sich mannigfache Hinweise auf die Beteiligung mehrerer selbständiger Persönlichkeiten an diesem Trancedrama ergeben, sodaß die Annahme einer bloßen Dramatisierung übernormal erlangten Vorstellungsgutes des Mediums unhaltbar ist. Endlich ergibt die hundertfach beobachtete Tatsache der vorübergehenden Hinausversetzung der ichbewußten Persönlichkeit aus ihrem Leibe während dessen Lebens ein starkes und unmittelbares Argument zugunsten der Möglichkeit eines entsprechenden, eben nur länger dauernden Zustandes dieser Persönlichkeit nach dem Absterben ihres Leibes.

Fügt man zu dem bisher Erwähnten noch gewisse Beobachtungen, die eine das normale Maß überschreitende Herrschaft des Willens (vor allem in abnormen Bewußtseinszuständen) über die Materie, ihre Bewegungen, ihre organischen Gestaltungen und namentlich den eigenen Leib erweisen (Telekinese, Durchdringung der Materie, Teleplasmen, gewisse Materialisationen, Stigmatisierungen und Verwandtes), so hat man ein ungefähres Inventarium dessen, was für die fortgeschrittensten Forscher heute die Wirklichkeit der Metapsychik und Metaphysiologie ausmacht, um deren Anerkennung durch ihre konservativeren Fachgenossen und die akademische Wissenschaft sie heute im Kampfe liegen.[1])

Stellt man von dieser erweiterten Metapsychik die Frage nach ihren inneren begrifflichen Beziehungen zur Mystik (und nur auf dieser Grundlage kann die Frage mit Nutzen gestellt werden), so liegt zunächst die Antwort verlockend nahe: diese Metapsychik selbst sei ja schon Mystik. Und ganz ohne Berechtigung mag solche Antwort nicht sein. Man braucht in der Tat nur die erstaunlichen Bände von Görres' großem Alterswerk über „Die christliche Mystik" durchzublättern, um — in irgendwelcher Rubrizierung oder Inbeziehungsetzung, im Rahmen „göttlicher" wie „dämonischer" Mystik — fast jedem Tatsachentyp zu begegnen, mit dem sich heute metapsychologische Forschung befaßt. Ja, man dürfte am Ende die theoretisch jedenfalls belangreiche Wahrheit entdecken, daß keine Gattung von Menschen so reichlich metapsychische Vorgänge an sich beobachten läßt, wie eben die des mystisch veranlagten Heiligen: Gedankenlesen (als Unterscheidung der Geister), Fernsehen im Raum, Vorverkünden der Zukunft, Auftreten als Phantom (Bilokation des Lebenden, Erscheinen des Toten) — und was dgl. typische Wunder der Hagiologie mehr sind.

Aber eine solche Erledigung unserer Frage wäre unbefriedigend und unfruchtbar; denn ihr eigentlicher Sinn weist doch in eine völlig andere Richtung. Mystische Erfahrung im innersten Betracht, als das Herzstück religiösen Lebens, als die persönliche Ergreifung des Übersinnlichen, besitzt für ihr Subjekt unüberbietbare Gewißheit und Selbstgenügsamkeit. Dies hat aber bekanntlich nicht verhindern können, daß der Naturalismus den mystischen Anspruch als subjektiven Schein entlarven zu können vermeint hat. Der Metapsychiker dagegen, dessen Behauptungen gleichfalls ins Übersinnliche greifen, begegnet jenem Naturalismus insofern mit angemesseneren Waffen, als er Tatsachen behauptet, deren Nachprüfung auf den Methoden aller Erfahrungswissenschaft beruht. Ist es denkbar, daß diese empirisch nachprüfbaren Tatsachen der Übersinnlichkeit — Metapsychik — in ihrer begrifflichen Verarbeitung eine Stütze abgeben für die Glaubwürdigkeit jenes nicht nachprüfbaren Erlebens von angeblich gleichfalls übersinnlicher Bedeutsamkeit: religiöser Mystik? Dies, scheint mir, ist der eigentliche und wertvolle Sinn unserer Frage.

Zunächst freilich könnte der Abstand beider Gebiete fast eindrucksvoller erscheinen, als ihr Zusammenhang. Ein großer Teil der metapsychischen Erscheinungen verharrt in irdischen, sinnlichen Bezirken, — selbst abgesehen von den eigentlich paraphysischen Tatsachen der Telekinese und Teleplastik, mit denen, möchte man meinen, der Physiologe

[1]) Vgl. hierzu das Oktoberheft 1927 „Okkultismus".

und Physiker allein sich auseinanderzusetzen haben. Denn auch der Hellseher, der Vorschauende, der Psychometer, der, angeregt durch einen ihm eingehändigten Gegenstand, in dessen Geschichte oder die vergangenen Erlebnisse seines Besitzers eindringt: sie schauen ja doch Irdisches, sinnlich Dagewesenes, im besten Falle Menschlich-Biographisches.

Aber schon hier wendet sich das Blatt. Es gibt hellseherische Erlebnisse (die Wissenschaft wird auch sie schließlich zu erwägen haben), die nachgerade „ins Innere der Natur", in ihre größten Fernen wie in ihre geheimsten Zusammenhänge zu dringen beanspruchen; es gibt Visionen von angeblich kosmischer Bedeutung, Schauungen von einer ans Metaphysische streifenden Sinnschwere. Und doch bleibt ihnen, in Gestalt von wissenschaftlicher Empirie, die „Nachprüfung" sozusagen auf den Hacken, während andererseits der enge Zusammenhang von erweisbar wahrem Hellsehen mit solchem problematischen uns den metapsychischen Schritt vom Sinnlichen zum Übersinnlichen schier glaubhaft erscheinen läßt. Dann aber die Tatsachen, die mit zunehmender Gewißheit ein persönliches Überleben des Todes erweisen: Wenn über ihre Deutung Einstimmigkeit erzielt wäre, wenn die spiritistische Grundthese als gesichert gelten könnte, — wäre damit nicht eine tatsächliche Unterlage für die Kreditierung der Ansprüche des religiösen Bewußtseins und des mystischen Wesens gewonnen? Das religiöse Bewußtsein der Menschheit verlangt nicht zuletzt einen Zusammenhang des einzelnen mit einer übersinnlichen Welt und eine Geschichte des Ich in bezug auf diese Welt. Die naturalistische Auffassung muß, aus ihren psychophysischen Grundansätzen heraus, einen solchen Zusammenhang und eine solche Geschichte leugnen. Gesetzt dagegen den Beweis persönlichen Überlebens in irgendeinem Falle, so würden die hundertfältigen Beobachtungen hundertfaches Gewicht erlangen, nach welchen der Zustand der Abgeschiedenen individuell sehr verschieden ist, und zwar verschieden in Abhängigkeit von psychischen und ethischen Unterscheidungsmerkmalen des einzelnen; desgleichen die Beobachtungen, die in einzelnen Fällen die Wiederverkörperung eines Abgeschiedenen zu beweisen scheinen, also Wiederverkörperung als allgemeines Gesetz wahrscheinlich machen. Beide Arten von Tatsachen aber würden den alten mystischen Gedanken einer viele Lebens- und Entwicklungsstufen umfassenden Gesamtbiographie der Seele nahelegen, und damit zusammenhängend den einer Endbestimmung der beseelten Schöpfung im Busen der Gottheit — in dieser oder jener Form.

Alles dieses käme einer weitherzigen Induktion aus Tatsachen metapsychologischer Beobachtung gleich, aus Tatsachen freilich, um die der Streit der Meinungen voraussichtlich noch lange nicht schweigen wird. Dagegen gibt es vielleicht einen Weg in die mystische Gedankenwelt von weniger umstrittenen metapsychischen Tatsachen aus, der zwar kürzer, dafür aber reichlicher mit Theorie gepflastert wäre. Die genaue Analyse der Tatsachen der Telepathie und des Hellsehens hat nämlich nicht wenige Forscher (u. a. Tischner, v. Wasielewski, Osty und Vf.) zu der Überzeugung geführt, daß physikalische, insonderheit vibrationistische Deutungsbegriffe diesen Erscheinungen nicht gewachsen sind, vielmehr unsere beste Hoffnung auf ihr Verständnis in einer Anschauung liegt, die das seelische Einzelwesen in seiner Tiefe sich außerordentlich erweitern, über seine Grenzen bis zur Verschmelzung mit andern hinauswachsen, ja schließlich in einen allumgreifenden Zusammenhang des Seelischen eingebettet sein läßt. Die deutenden Vorzüge einer solchen Anschauung sowie die Schwierigkeiten der entgegengesetzten physikalischen zu erörtern, fehlt hier der Raum. Dagegen ist ohne weiteres ersichtlich, daß mit der annäherungsweisen Sicherung einer solchen Theorie der übergreifenden seelischen Zusammenhänge wir wiederum, aus metapsychischer Empirie heraus, sehr nahe an einen Grundbegriff mystischer Weltauffassung herangekommen wären: das innere Einmünden und Verwurzeltsein, das „Leben, Weben und Sein" der Wesen in Gott. Der Begriff einer solchen allumspannenden Gottpersönlichkeit als der Quelle jeder tiefsten Inspiration und spirituellen Erweckung ginge, streng gefaßt, über das Ergebnis einer Induktion aus Tatsachen übernormalen Erkennens nicht unwesentlich hinaus, und insofern muß man zugeben, daß Metapsychik,

selbst in weitherzigster Auffassung, den innersten Ansprüchen mystischen Lebens, dem Anspruch auf Harmonie mit dem göttlichen, weltschöpferischen Bewußtsein, dem Anspruch auf Einung mit dem Absoluten, nur annäherungsweise zu folgen imstande ist. Aber so viel wird nach allem Gesagten nun doch einleuchten, daß die Tatsachen der Metapsychologie, in ihren letzten Folgerungen betrachtet, die Kraft besitzen, das verschlossene Tor naturalistischer, positivistischer Denkneigungen entscheidend zu durchstoßen und damit den Zutritt zu einem erhöhten Felde der Weltbetrachtung zu erobern, auf welchem der Wahrheitsgehalt der Mystik auch dem Profanen in ganz anderem Maße glaubhaft erscheinen darf, als es ohne jene lange verkannte Grundlage wissenschaftlich möglich wäre. Die Metapsychologie hat sicherlich noch eine Zukunft schwerer Kämpfe vor sich, nicht nur mit äußeren Gegnern, sondern auch innerhalb ihrer eigenen Grenzen; aber die vorurteilslosesten und weitestschauenden ihrer Vertreter dürften schon heute die Gewißheit fühlen, daß sie uns schließlich zu einer Form der Weltanschauung führen wird, die man mit einigem Recht als mystisch bezeichnen darf und innerhalb deren selbst die letzten Ansprüche der religiösen Mystik „natürlich" anmuten. Unter dieser Voraussetzung mag man, einen oben ausgesprochenen Satz umkehrend, das innere Verhältnis beider Gebiete wohl auch so bezeichnen: die mystische Erfahrung sei selbst ein Forschungsgegenstand der Metapsychologie, als der Disziplin, die es mit allen Arten im positiven Sinne das Normale überschreitenden seelischen Lebens zu tun hat.

Sprache, Mystik, Offenbarung

Von Trude Melhardt in Murnau

Genau besehen gibt es nur ein einziges Problem, das religiöse. Aus der Unerfülltheit und Unerfüllbarkeit unseres Wesens geschieht es, daß Fragen und Antworten in die unbekannte Größe zu ruhen kommen, die wir Gott nennen. Das gilt auch von denen, die diese Größe in uns selbst verlegen und unsere Seele als den zu Bewußtsein erwachenden und heranreifenden Gott betrachten. Auch ihnen ist die Annahme dieses Gottes, diese gleichsam in unser Bewußtsein tretende eigene Zukunft oder Vollendung der einzig mögliche Sinn unseres Daseins, und diesen Sinn empfinden wir als ein Gegenüber, ein Jenseits unseres Ichs, ein Gesetz, das uns Verantwortung auferlegt und den Weg unserer Vollendung von innen her vorschreibt, das also schon da ist, mit anderen Worten: als das göttliche Du, das wir innewerden als den notwendigen Garanten unseres Ichs. Notwendig muß dieses Gegenüber, wenn es bestimmend auf uns wirken soll, mehr als ein leerer Begriff, muß Gegenstand sein: Dem Erkennenden ein Erkanntes, dem Liebenden ein Geliebtes, dem Ich ein Du, an dem es seiner Ichheit inne wird.

Nun gibt es nichts Einsameres als den Menschen. Diese Einsamkeit ist unsere Qual. Auch in den verborgensten, goldenen Augenblicken möchten wir Einem unendlich nehmenden und gebenden Du uns schenken, um in diesem uns selbst und all unsern Reichtum zu besitzen. Diese Tatsache findet ein tiefes Symbol in der Dreifaltigkeitsphilosophie: Gott, der Vater, beschaut sich in seinem Sohne, und die Liebe, die sie zu Einem macht, strömt als dritte Person von ihnen aus, der selige, gemeinsame Betrachtungsgegenstand von Vater und Sohn zugleich.

Auch wir erfühlen uns als Eines, wenn wir zu unserem eigenen Glanze erwacht sind. Das aber geschieht nur, wenn wir den Schwerpunkt aus uns selbst in Gott hinein verlegt haben, d. h. wenn das Ich, das wir sind, und das Ich, als das wir im Selbstbewußtsein uns gegenüber haben, in einem Dritten, in Gott zur Ruhe kommt. Die Erschauung dieser unserer Einheit mit Gott, dieses Zur-Ruhe-Kommen unseres empfangenden und gebenden

Wesens in seinem Quellgrund und Ziele meint der „Seelengrund" der Mystik. Dieses Zur-Ruhe-Kommen ist nicht zu finden in irgendeinem Verhältnisse zu Menschen. Ehe wir aber nicht erkennen, warum wir notwendig derart einsam unter den Menschen sind, und solange wir weiter unter ihnen nach dem wahren, sinngebenden, erfüllenden Du suchen, sind wir die friedlose Beute von Täuschung und Enttäuschung. Davon befreit uns auch die Sprache nicht, ja sie ist eine der tiefsten Quellen unserer Täuschungen und Enttäuschungen.

Warum sind wir im Tiefsten so einsam? Betrachten wir wunschlos und still an den Gegenstand hingegeben das ferne, unzugängliche Flämmchen, das im Nebenmenschen flackert, so wird uns das vergebliche Bemühen alles Menschenverkehrs und Gedankenaustausches verständlich. Wir werden sie schauen, die Einsamkeit des Menschen, und zugleich begreifen in der Erkenntnis, daß jeder Mensch, bildlich gesprochen, seine eigene Bewußtseinsintensität, eine verschiedene geistige Frequenz, einen anderen Selbstverwirklichungsgrad oder Entwicklungszustand des Seelischen hat. Er ist nicht nur körperlich von allen Anderen unterschieden bis in die feinsten Linien (Fingerabdrücke), — er hat nicht nur eine besondere Eigengesetzlichkeit seines Körpers, die nicht nur vom Ich abhängt, sondern auch von der Wechselbeziehung der zahllosen niederen Lebewesen, aus denen sich seine Organe zweckmäßig zusammenballen, und die in sich wieder eigengesetzliche Persönlichkeiten sind, — auch das Verhältnis des Ichs zu diesem seinen Seelenstaat, der Darstellungsbühne in dem gegenwärtigen Zustand seiner Selbstverwirklichung, ist unerforschlich verschieden, ja noch mehr: auch das Ichzentrum selbst hat noch seine eigene und in sich selbst noch wechselnde Bewußtseinsfrequenz und mit derselben seine eigene Welt. Und in dieser eigenen Welt müssen wir einsam sein, weil es eben unsere, niemandem sonst so ganz verständliche Welt ist. — Unser Ich durchdringt mit seinem Verstehen nicht einmal den eigenen Körper und kann seine Elemente nicht in ihrem Wesen, nur in ihrer Wirkung erfassen: Wie sollte dann der noch nicht zu seiner völligen Verwirklichung gelangte, sich selbst noch nicht völlig besitzende, in den eigenen, trüben Lichtkreis seines Bewußtseins gebannte Mensch, durch Verstehen und Liebe den anderen erreichen?

Über diese Einsamkeit hängt die Sprache einen mildernden Schleier. Mag ihre Entstehung wie immer zu denken sein, sie ist Leib und Ausdruck für den Geist. Ihm, dem Primären, gegenüber ist sie die „genaturte Natur", der Niederschlag der „ungenaturten Natur", reif gewordener, zum Ausdruck verdichteter Geist. Dieses Verhältnis wiederholt sich in aller Philosophie, die um das Symbol des Logos kreist. Sie will sagen, daß das göttliche Urprinzip, der Vater, um wirklich und wirkend zu werden, sich zu einem Logos, d. h. zu einem Ausdruck seiner selbst, verdichten muß, und daß dieses „Wort Gottes" zugleich auch die Entstehung der Welt bedeuten muß.

Die Bezeichnung der Sprache als Geist-Leib soll ihr aber nichts von ihrem Reichtum und Geheimnis nehmen. Von ihnen werden wir berührt, so oft wir durch den oberflächlichen Kurswert eines Wortes vordringen zu seinem unverhüllten, geistgezeugten Antlitz. Dann erscheint uns sein Inhalt von einer unerschöpflichen Tiefe, und sein Sinn begegnet uns, als sei er uns als ein Lehrer gesandt. Wie ist das zu erklären? Der geheimnisvolle Hintergrund des Wortes ist der Menschengeist, der es schuf. Aus ihm, aus dem Bewußtwerden, ist es einst hervorgegangen als wesenhafter Ausdruck von etwas selbst noch nicht Realisiertem, ja noch nicht wahrhaft Realisierbarem, das darum auch nur zu etwas Vorläufigem fähig ist: Zu Bildern, nicht zu letzten Erkenntnissen. Darum ist der Sprache, als dem adäquatesten Zeugnis des Menschengeistes, jenes Geheimnisvolle eigen, jenes über den Oberflächen-Begriff hinaus Wertige und Deutende, das jedem Erzeugnis des menschlichen Genius innewohnt. Das Wort ist also beredt über sich selbst hinaus, aber nur darum, weil wir das innere Wort, den Geist, haben. Der Geist aber artikuliert sich selbst erst durch die Sprache. Es wird also in dem inneren Wort etwas von dem Sinn mitvernommen, der verborgen auch im Wort der menschlichen Sprache schlummert, das freilich den Geist nur anregen und bewegen, aber nicht jenen Sinn ihm mitteilen kann. Doch

lassen wir die Mystikerbezeichnung inneres Wort, denn sie ist selbst nur Wort, Bild dafür, daß hier ein Mitteilen stattfindet. Diese Mitteilung ist aber im Grunde nur eine Angleichung (Assimilation) ohne Dialektik. Es ist ein Vorgang wie etwa Feuer sich mitteilt, indem es brennen macht, wobei aber Nehmen und Geben, die Seligkeit von Ich und Du, im Tiefsten bestehen bleiben. „Ich brenne, weil Du mich entflammt hast, und meine Flamme hinwiederum ist mein Weg zu Dir." Es ist ein unmittelbares Mitteilen, angesichts dessen die Sprache erst recht jenes geistigen Monopol-Charakters (den z. B. F. Ebner und E. Brunner ihr zuweisen) entkleidet und in das Bereich der menschlichen Mittel verwiesen wird. Sie ist gewiß ein geistgeborenes Mittel, aber schon ein Abgleiten von ihrem Ursprung, ist Fleisch gewordener Geist, ein an diesen unseren Zustand gebundenes, vergängliches Mittel. Darum werden wir Gottes erst innewerden, wenn wir über das Gebiet der Begrenzungen und Begriffsbestimmungen hinausgekommen sind.

Darum der große Unterschied zwischen Hören des Wortes, das, wie eben gesagt, den Geist anregt, wobei das empfangene Wort zuweilen als etwas geradezu Göttliches empfunden werden kann, weil es unser Letztes berührt und bewegt, und Sprechen oder Niederschreiben, also Vonsichgeben des Wortes. Dieses Vonsichgeben macht den Geist zu Fleisch. Ja, oft wird Sprache dort, wo sie an die Befestigung letzter und tiefster Erkenntnisse und Gefühle sich wagt, geradezu als Sünde am Geist empfunden, den man begrenzt und vermenschlicht — irgendwie verwandt mit dem Vorgang der Menschwerdung, wo auch, allerdings unbestimmbar, Leben-Empfangen als etwas Göttliches, Leben-Zeugen als etwas Sündliches empfunden wird (Weib und Mann).

Hier ist auch Einschmuggelung des Geistes als „Gottes Wort an uns", das in der menschlichen Sprache Fleisch geworden sei, zurückzuweisen. Denn die doch lediglich nur symbolische, selbst aber willkürliche Bezeichnung eines Unbegrenzten, des Geistes, mit dem typischen Symbol des Ausdruckes, der Begrenzung, nämlich dem Wort, bringt Verwirrung sowohl in die Logos- als in die Sprachphilosophie. Der Satz: „Und das Wort ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt", hat nur dann einen Sinn, wenn man ihn eingliedert, woher er entnommen ist, nämlich in die Logosphilosophie: Der Ausdruck des unendlichen Vaters, der Sohn, der Logos, ist Mensch geworden und hat unter uns gewohnt.

Betrachten wir beispielsweise das reiche und tiefe Werk von Ferdinand Ebner „Das Wort und die geistigen Realitäten", so wird uns klar: Alles Störende und Nicht-Stimmende darin entspringt der vorgefaßten Meinung, das Wort lasse sich als der Schaffer des Geistes erweisen, als Bürgschaft der einzigen geistigen Realität, nämlich des Verhältnisses zwischen Seele und Gott (Ich und Du). Diese Theorie wird nicht allen Erkenntnismöglichkeiten gerecht und verhindert auch ein wahres Verständnis der Musik. Ebner ist gezwungen, ihr einen Platz abseits von den geistigen Realitäten zuzuweisen, nur deshalb, weil sie wortlos ist. Gerade darin aber liegt ihre Stärke. So vermag sie für Vieles, Tiefstes der gemäßere Ausdruck zu sein, da sie nicht von begrenzten Inhalten belastet ist. Auch Verwechslung von Logos und menschlicher Sprache ist verhängnisvoll. Es ist eine der vielen Verwirrungen in unserem Denken über die Sprache, wenn das vielgebrauchte Logos-Bild auf einmal seines Symbolcharakters entkleidet und zur Grundlage einer Sprachphilosophie gemacht wird. Versteht man ein Symbol nicht mehr als Symbol — und das Wort Logos wurde, wenigstens ehedem, klar und bewußt als Symbol gebraucht —, zieht man es als Realität in unsere Wirklichkeit, so entgleitet uns auch sein Sinn.

Symbolcharakter haftet aller menschlichen Sprache an: Sie ist Medium und Gefäß des Geistes und indem sie der Unterscheidung dient, nicht der Zusammenschau, wirkt sie wie jedes Vorstellungen erzeugende Mittel, mit dem wir aufnehmen (z. B. auch das Auge), sozusagen maya-webend, und ist darum, fern von den geistigen Realitäten, nur dem Irdisch-Menschlichen einzuordnen. Das Wort ist nur Zeichen für ein in seinem Sein nicht ausgeschöpftes Ding, aber doch behaftet mit dem Charakter eines dunklen Zusammenhanges mit dem Wesen des Dinges. Das Wort ist also hier wiederum beredt

über sich selbst hinaus. Es sagt Unzugängliches, indem es für uns das unbegriffene und unbegreifliche Letzte des Dinges in sich beschließt. In dieser Spannung von Wort und Ding liegt die Gewalt der Sprache, das Dichterische, Vieldeutige des Wortes und sein Charakter als Schlüssel zum Wesen des Dinges.

In der Länge des praktischen Gebrauches erfährt das Wort mannigfache Schwankungen des Sinnes, Verwischungen seiner Bildlichkeit und Wechsel seines Kurswertes. Es bedarf oft einer eigenen geistigen Bemühung, um es wieder in seiner ursprünglichen Tiefe und als Gestalt einer geistigen Schöpfung zu erleben. Aber den meisten ist die Sprache nur Verständigungsmittel im Alltag, wenige besitzen sie, und noch seltener sind diejenigen, die erkennen, daß hinter der Maske des Gemeingutes jeder seine eigene Sprache spricht. Das beweist nicht nur der Alltag, auch die philosophische Literatur (man betrachte z. B. nur das Wort Notwendigkeit bei Luther und bei Spinoza). Wir reden von Ehre, Liebe, Treue, Zeit, Ewigkeit, Gott, und es sind nur oberflächliche Zeichen ausgetauscht, solange wir nicht fühlbar machen konnten, womit die Worte für uns erfüllt sind. Das aber ist nötig, wenn wir nicht nur sprechen, sondern uns mitteilen wollen. Eben dieser Geistmitteilung wegen haben alle großen Religionsstifter (besser „Erneuerer" nicht geschrieben, sondern gelehrt: Sie stellten das Wort in den Hintergrund gegen den strömenden Geist, den sie in lebendiger Rede mitzuteilen suchten.

Aber „mitteilen" können wir immer nur in einem gewissen Grad. Wäre die Sprache die Schafferin des Geistes, so würde sie uns nicht im Tiefsten unverstanden lassen. Schon darum, weil das Wort ein Gestaltetes und Begrenztes ist, kann die Sprache nicht das in sich unendliche Meer des ja niemals ganz realisierbaren Menschengeistes schaffen. Was die Sprache wirklich geschaffen hat, das ist der Intellekt und seine Gebiete: die Wissenschaften. Aber hier gerade sieht der anschauende Mensch nur Schleier vor das wahre Wesen geweht — Wahrheitsferne, weil er zu scheiden weiß, zwischen der von unserem Bewußtseinsstand gewirkten Wirklichkeit, den Gegebenheiten unseres jetzigen Zustands, unserer menschlichen Sphäre und dem Realen an sich. Der innerlich Schauende sieht, daß wir freilich Wahrheit besitzen, aber etwa nur so wie wir Wesen und Freiheit besitzen — als dunkle Gewißheiten, die sich in unserem Zustand nicht realisieren lassen.

So erblicken wir uns selbst mit Hilfe des Ausdruckes unseres Geistes, der Sprache, derselben Sprache mit all' ihren Begriffen und Vorstellungen tragenden Bildern, hinter der sich unser metaphysisches Wesen doch wiederum verhüllt. Wir sehen uns einem unbekannten Ziele entgegenreifen, und die einzige Wurzel unserer Kraft, der einzige Halt unserer verloren in diesen Dunkelheiten flackernden Seele ist der Glaube. Ohne ihn ist der Mensch wie eine Seifenblase: Sinnlos spiegelt er die Welt und fliegt zitternd durch den fremden Raum, sicher an allem zu zerschellen, an Glück und Unglück, an sich selbst und der Welt. Aber den Glauben haben, er mag dieses oder jenes Gewand tragen, heißt Gott haben.

Was sollen wir glauben? Denn der Intellekt braucht einen Gegenstand des Glaubens. Der autonome moderne Mensch wird sich im allgemeinen für Erfahrung Gottes und ein darauf gründendes, von ihm selbst gestaltetes Gottesverhältnis entscheiden. Die Folgen zeigen sich in dem Schwall der modernen Mystik (Neugeist, Theosophie, Yoga u. dgl.). Aber es kann nicht jeder Gott erfahren ohne das Mittel einer schlicht erziehenden Religionsform, ohne die Schwingen der Vorstellungen und Bilder für sein kindlich gläubiges Gemüt. Aber dieser einfache religiöse Typus ist heute im Schwinden und scheint fast so selten zu werden, wie der Typus der letzten religiösen Vollendung: der ganz entäußerte, geläuterte, maya-durchschauende, Gott-durchglühte Mensch. Dazwischen liegt als eine gefährliche Übergangsstufe der Gotterfahrungs-Betrieb der modernen Mystik, die nur zu häufig „Sehnsucht mit Gier verwechselt" (Meyrink) und die Knospe künftiger Reife mit vom Irdischen noch nicht gereinigten Händen vorzeitig öffnen will, ein Weg, auf dem die Stillung, die Befreiung des Heiligsten in uns, so wenigen gelingt, daß viele Besonnene sich wieder mit dem Offenbarungsglauben auszusöhnen wünschen.

Für solche ist die Frage, wie echte Mystik und Offenbarungsglaube sich zueinander verhalten. Worin unterscheiden sich diese beiden Wege eigentlich? Im tiefsten Wesen überhaupt nicht, denn beide sind sie Wege des religiösen Wesens. Das Jenseits, um es allgemein auszudrücken, kann in einer Seele so stark an Kraft überwiegen, daß es das Diesseits nicht nur durchdringt und in Allem färbt, sondern, daß das Noch-Unwirkliche auch schon das (wie immer gewaltige) Jetzt-Wirkliche entkräftet, ja geradezu dieses seiner Wirklichkeit beraubt — das Diesseits gewissermaßen austrinkt. Zumindest die Erweckung dieses, des religiösen Zustandes, überhaupt setzt mit seltenen Ausnahmen die Unterweisung in einer Offenbarungsreligion voraus. Durch sie muß das Vorstellungsleben die religiöse Richtung empfangen haben und vor falschen Richtungen unseres Bedürfnisses nach Wert-Anbetung, vor verfehlten „Überhöhungen" (wie des Arztes bei manchen Psychopathen usw.) bewahrt worden sein. Überdies wird sich dem, der nicht durch die läuternde Schule einer Offenbarungsreligion gegangen ist, auch der Weg echter Mystik kaum eröffnen. So heißt es in der „Deutschen Theologie": „Es sind etliche in der Zeit, die den Bildern zu frühe Urlaub geben, ehe sie die Wahrheit davon erlöset. Darum, daß sie sich selber lösen, so mögen sie kaum oder nicht zu der Wahrheit kommen."

(Bei dieser Auffassung der Mystik wird vom religiösen Leben sogleich ausgeschlossen alle Erstürmung des Jenseitigen aus Neugierde und Machtlüsternheit, alle „schwarze Magie" u. dgl., Kennzeichen moderner Mystik, der in vielen Fällen das Diesseits so wichtig ist, daß sie ihm das Jenseits dienstbar machen möchte.)

Ist nun das religiöse Wesen im religiösen Menschen geweckt, dann erklingt der „Seelengrund" von Gott, d. h. das wesentliche Ich beginnt das einzig wahre, das göttliche Du zu suchen. Die Form aber, wie sich diese urreligiöse Erscheinung des Aufbruches des Jenseits im Bewußtsein auswirkt, unterscheidet die beiden Typen, den Offenbarungsgläubigen und den Mystiker, d. h. den noch in die irdisch normale Denk- und Anschauungssphäre Gebannten und den aus derselben schon (zum Teil wenigstens) Gelösten, einer höheren Stufe bzw. einer Zwischenstufe Angeglichenen. Es wäre also das Schwergewicht der Mystik weniger auf Visionen, Ekstasen u. a. von einer gewissen körperlichen Gelöstheit abhängige Dinge zu legen, weil sie sich, obzwar das Wesen schon andere Sphäre trinkt, doch häufig noch allzu sehr in der unüberwundenen irdischen Denk- und Vorstellungsweise bewegen, als auf das wahre Entworden-Sein, d. h. Durchschaut- und Überwundenhaben der irdischen Denksphäre und bewußtes (obgleich noch nicht realisierbares) Wurzeln in einem dunklen Wissen um unser tiefstes Sein. Nur diese Entwordenen sind auch die „gefürchteten" Mystiker, die anderen bewegen sich in der Sphäre der kirchlichen Frömmigkeit. Ihr können sich die wahren Mystiker nicht mehr völlig angleichen, eben weil sie die Wort- und Vorstellungssphäre überwunden haben. Aber mit Unrecht besteht ein Vorurteil gegen sie. Welcher noch so Offenbarungsgläubige kann leugnen, daß für Gott das Unendliche jenseits des Wortes liegt, oder könnte sich vorstellen, daß der unendliche zeitlose Gott sich zu uns in unserer Sprache aussprechen kann? Gott spricht für uns, nicht zu uns, denn das würden wir nicht fassen. Die Sphäre des Wortes ist die Sphäre des menschlichen Gedankens, also begrenzt, endlich. Wer das Unendliche hinter dem Endlichen fühlt, entwächst naturgemäß dem Endlichen. Er verkennt und leugnet die Offenbarung nicht, aber er entwird ihrer irdischen Form, die ihr höchste Weisheit gab, um sie menschenmöglich zu machen. Was Weg und Symbol war, wandelt sich zu seinem innersten Sinn, jenseits der begrenzenden und differenzierenden Sprache.

Der Offenbarungsgläubige bedarf also noch bestimmter Vorstellungsinhalte, des Wortes, der Lehre, des Führers, kurz er bedarf der Mittel, um sein religiöses Wesen auszuleben, der Mystiker aber ist dieser Sphäre schon entworden und wurzelt in seiner unmittelbaren, dunklen Beziehung zu Gott. Diese Feststellung gibt allein schon klare Gesichtspunkte zur Einstellung:

Erstens: Mystik kann nicht gelehrt werden, denn sie ist für den irdischen Zustand letzte Reife, und Reife ist nicht lehrbar und mitteilbar. Mystik ist die Vorwegnahme — leider oft nur halb-, ja mißverstandene Vorwegnahme, weil unser Verstehen den Weg über Sprache und Intellekt zu nehmen genötigt ist — eines höheren, geistigen Zustandes, in dem sich Gott unmittelbar mitzuteilen beginnt. Der Mystiker tritt aus dem normalen Bewußtseinszustand heraus in den einer intensiveren Sphäre, berührt diese wenigstens, und selbst wenn er sie nur berührt, wird er schon von Licht und Freude überschüttet, von Unmitteilbarem. Will er aber dennoch künden, so entsteht die typische Mystikersprache, die nicht beschreiben kann (oder sie sollte es wenigstens nicht tun, weil es irreführend ist), sondern nur gleichsam singt von einem Erlebnis. Es mußte dafür eine eigene Sprache geschaffen werden, weil ein eigener, neuer Inhalt auszusagen war. Das führt uns mitten in das schon berührte Problem der Sprachentstehung. Manches läßt sich hier begreifen, wo Geistiges um Ausdruck ringt, sich selbst aber als unausdrückbar empfinden muß. Diese Niederschriften mystischen Erlebens sind auch nur — da der Mystiker doch in seinem Menschsein und Dasein gebunden bleibt — ein Versuch, das vorweggenommene Erleben der jetzigen Daseinsstufe einzuverleiben, ein unmöglicher Versuch zur Harmonisierung dessen, worunter der Mystiker leidet: seines Zwitterzustandes. Denn machen die Mystiker dennoch in glühender Sprache das Erlebte den anderen Menschen lebendig (d. h. also doch nur ahnbar), so wirken die gewählten Bilder und Worte oft genug auf minder klare Geister verwirrend, ja gefährlich. So kann man sich dem Eindruck kaum entziehen, daß etwa die Metapher der Hochzeit (connubium) für die unio mystica manchmal auf unbewußte Selbstverführung deutet. Ein wollüstig diesseitiger Klang läßt uns bei einigen dieser Schilderungen glauben, daß hier kein armes Bild für etwas schlechthin Unaussprechliches steht, sondern daß wirklich etwas anderes als Mystik ausgesprochen wird, das sich selbst aber für Gottvereinigung hält. Die Seele suchte zwar Gott, suchte aber Lust dabei und täuschte sich selbst durch den göttlichen Namen, den sie ihrem Erleben gab. Vielleicht geschieht jenen Mystikern eine unbewußte Abirrung; sie werden von der falschen Gegenströmung ergriffen und zurückgerissen. Wir haben es dann nicht mit einer Vorwegnahme, sondern mit der entgegengesetzten Richtung zu tun, einem lustvollen Zurücksinken in den Mutterschoß kosmischen Zusammenhangs und physischen Lebens, mit Erscheinungen der Rauschmystik, nur mit dem Unterschied, daß die Phantasie die Mittlerrolle spielte. Darum warnen so manche Heilige vor dem Teufel, der in den mystischen Wonnen und Verzückungen lauert. Jedenfalls steht fest, daß Richtungverlieren die ungeheuere Gefahr der Mystik ist, selbst wenn sie Gott zu suchen ausging.

Der reife, Gott gerufene, der religiöse Mystiker aber muß Wort und Vorstellung soweit überwunden haben, daß er still in sich aufnimmt den Glanz des der Wortsphäre nicht anzugleichenden Erlebens und dessen Verhältnis zu seiner jetzigen Daseinsstufe erahnt. Das erfordert eine geistige Überlegenheit, die manche schauende Wanderung durch die Gefilde des Wissens voraussetzt, denn wir können das Wort und die Vorstellung nicht wahrhaft überwinden, ehe wir sie nicht durchschaut haben als das, was sie sind und nicht sind.

Zweitens: Haben wir im Vorstehenden die Gefahren aller Vorwegnahme gestreift, so muß andererseits betont werden, daß Vorwegnahme auch der Weg aller höheren Erkenntnis wie aller Offenbarung ist. Gott hat immer und wird auch immer durch Offenbarungen an solche religiöse Persönlichkeiten, die Ihn unmittelbar empfangen, Zeugnis von der wartenden Fülle seines Reiches geben. Es ist aber klar, daß keine Stufe übersprungen werden darf. Wer diesem Dasein noch nicht entworden ist, — also auch alle vorstellungsgebundene Mystik, die, mag sie durch reinste Askese noch so sehr vom Irdischen gelöst sein, geistig nicht reif ist — bedarf der Führung durch die Wissenden, die von Gott unmittelbar empfingen und das Empfangene wesenhaft, also auch wegweisend, wiederzugeben vermögen. Nur entzünden ist gefährlich, wenn man nicht führen kann. Und hier unterscheidet sich die göttliche Offenbarung in Jesus Christus scharf von allen übrigen

Offenbarungen großer religiöser Geister. Jesus war als Mensch ohne Zweifel ein autonomer Mystiker (und als solcher entwachsen seiner ebenfalls Gott geoffenbarten jüdischen Mutterreligion), aber von einer unerreichten, göttlich überlegenen Reife in der Mitteilung seines höheren Wissens an die Menschen. Er behält für sich (es „strahlt" nur von ihm), was nur letzte Reife zu erschauen und zu erleben vermag; er weiß, daß der Mensch des Gesetzes, der sicheren Führung bedarf, darum hebt er das Gesetz nicht auf, sondern befreit es nur von seinem wuchernden Menschenbeiwerk und führt es auf das Gottgegebene zurück. Nie hat Jesus seinen Jüngern vorgejubelt, was er am Berge Tabor oder in seinen einsamen Gebetsstunden erlebte. Er sprach zu ihnen in gewaltiger Schlichtheit, wie man zu uns „Kindern im geistigen Leben" sprechen muß. Es sind darum auch verhältnismäßig wenig Erkenntnisse in der göttlichen Offenbarung. Gott kann ja nicht, wie schon gesagt, zu uns sprechen in unserer Menschensprache und uns von den letzten Zusammenhängen Mitteilung machen, es kann da nur Einer kommen und menschlich zu uns sprechen „im Namen des Herrn". Und je einfacher er spricht, desto leichter können wir folgen.

Drittens: So ist die Offenbarung, richtig verstanden, der beste Balsam für die zu Gott erwachte Menschenseele, denn in ihr wurde göttlicher Geist „Fleisch", aber doch göttlicher Geist. Ja, wir sollen es wissen, daß die Offenbarung nur die schützende Schneedecke ist, unter der vor zerstörendem Froste geschützt, unser künftiges Schauen sicher wächst. Denn dieses Wissen um die unumgängliche Erdgebundenheit aller Offenbarung, um das Inadäquate aller Darstellung des Unoffenbaren auch im Offenbarungsglauben ist das beste Mittel, ihn trotz aller anhaftenden Mängel, die ja nur in unserer Natur begründet sind, und aller Lücken und scheinbaren Widersprüche als göttlich in sich zu bewahren. Wenn uns klar bewußt wird, daß die Offenbarung weder mit unseren natürlichen Erkenntnissen eindeutig übereinstimmen kann, noch auch ein einwandfreies Bild des zu Offenbarenden geben kann (weil sie sich des inadäquaten Ausdruckes durch die Sprache bedienen muß, um sich jener Verwirklichungsstufe des Geistes, welche der irdische Mensch einnimmt, verständlich zu machen), so werden wir an ihren unumgänglichen Unstimmigkeiten keinen Anstoß mehr nehmen. Was plagen sich die Theologen aller Zeiten, um aus den Worten der Offenbarung ein unantastbares System zu bereiten, während es doch gerade auf die Worte wenig ankommt? Warum hat Christus seine Lehre nicht niedergeschrieben? Käme es auf die Worte an, so wäre er es uns schuldig gewesen, aber bei der Religion kommt es eben nie auf die Worte an, sondern auf den führenden Geist, der vom Sprecher zum Hörer fühlbar werden sollte und „nicht vergehen" sollte. Gerade das wollte er verhüten, daß das festgelegte Wort zum Götzen würde. Die schlichte Andacht der Liebe zu Gott und um Gottes willen zu den Menschen, das Tragen des Kreuzes und das erdüberwindende Hoffen im Kreuze, das sind alles schweigende, lediglich weisende Dinge, die des Niederschreibens gar nicht bedürfen, nur des Vorbildes. Jesus lehrte das „innere Wort" Gottes, von welchem Sebastian Franck sagt, daß es überhaupt nicht geschrieben werden könne und das Licht, Weisung und Trost jenseits der menschlichen Sprache ist. Er lehrte Geist. Darum schrieb er nicht, sondern lebte und lehrte. „Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig" (2. Kor. 3, 6). Gott leben und lehren wie Jesus es tat, ist Mitteilen des göttlichen Geistes, soweit der Mensch dafür bereits empfänglich ist. Darum, wegen der Ungemäßheit des Wortes für den mitzuteilenden Geist, auch das Reden in Gleichnissen und die Verheißung des Tröster, des Heiligen Geistes.

Bei solcher tieferen Betrachtung der Offenbarung erkennen wir, daß auch sie erst jenseits des Wortes ihre wahre geistige Kraft hat und daß darum manche Verteidiger des Offenbarungsglaubens es nicht nötig hätten, mit erzwungenen Theorien die Sprache, diesen wandelbaren Ausdruck des menschlichen Geistes, zum „Geistschöpfer" zu überhöhen. Im Gegenteil, wenn wir ihre Erdgebundenheit, ihre Zuständlichkeit erkennen, wird uns Sinn erst recht aufgehen für den Geist aller Offenbarung und Religion.

Zur Soziologie der Mystik

Von Joseph Bernhart in München

Die heillose Verwirrung, die der allwärts um sich greifende Name Mystik heute angerich tet hat, wird zur drückenden Not, sobald man nicht nur den geschichtlichen Stoff, de je mit dem geduldigen Worte belegt worden ist, entfalten, sondern nach einer Wesensbe stimmung suchen oder gar Sinn, Rolle, Wirkung, Zusammenhang und Wechselwirkun im Ganzen des menschheitlichen Geschehens erfassen will. Soziologie der Mystik — da ist im Kern eine blanke Frage, auf die es schon deshalb keine blanke Antwort gibt, we mit diesen beiden Begriffen Teufel und Beelzebub sich an die Seite treten. So bleib nichts übrig, als sich die Münzen je auf eigene Rechnung und Gefahr zu prägen und von weg zu sagen: wes das Bildnis und die Umschrift sei.

Einigen wir uns zunächst auf die Bestimmung, daß Mystik etwas Religiöses ist. Als nicht der Spiritist sei uns Mystiker, nicht der Auskundschafter verborgener Naturkräfte auch nicht der Erotiker, der den Tanz oder irgendwelche Praktiken der Erregung vollzieh um der grauen Gefangenschaft seines Ich zu entkommen und über den versinkende Dämmen seines Bewußtseins ein Stündchen Allverbundenheit feiert: sondern der Mensch der aus dem Dasein hinübertrachtet ins Ansichsein, also vom Hier und Jetzt ins Ewig ohne Raum und Zeit, vom Vielen zum Einen, vom Bewirkten zum Wirkenden, von de Wörtern des Sinnlichen zum Sinn und Inbegriff alles Gemeinten, um dieses Ander Letzten, Allgemeinen inne- und teilhaftig, ja es alles selbst zu werden. Immer geht e solchen Menschen um ein erweitertes Leben durch ein Sterben, um ein Gewinnen dur ein Verlieren, um eine nach Umfang oder wenigstens Tiefe unendliche Gemeinscha mit höchstem Wert durch die Absage an die menschlich erreichbaren Werte des Dasein

So gefaßt, erscheint der Mystiker abseits oder doch abwegig von dem Netze der Be ziehungen, das der Soziolog erforschen will: der Wechselwirkung von Menschen zu Menschen in ihrer gesellschaftlichen Verbundenheit. Aber dieser erste Anschein trügt. Auch de Mystiker, weiterhin — wenn wir schon von einer selbständigen, faßbaren Wesenheit hi sprechen wollen — „die Mystik" geht den Soziologen an, und wie er für sich Erkenntnis dort holt, gewinnen auch Mystiker und Mystik an klärendem Licht unter seinen Frage — Nur grundsätzliche Hinweise stehen hier lose in Rede, und auch diese nur als Ergebnis einer schlichten Stoffbetrachtung ohne Bezug auf soziologische Theorien der Gegenwar die für eine gründliche Soziologie der religiösen Mystik kaum gerüstet sind.

Die Geschichte beweist es: Boden und Umwelt sind unter den Faktoren mystischer E fahrung und Lebenshaltung. Fruchtbare Landschaften dieser Art sind in unserem Weste beispielsweise Umbrien, Castilien, Ober- und Niederrhein, Thüringen, Schlesien. D moderne Biologie hat dem alten Begriff des genius loci, der fast nur noch poetische B deutung hatte, einen neuen, festen Sinn gegeben. Nicht Pflanzen nur, auch Tiere unte liegen Form- oder Wandlungsgesetzen des Bodens, dem sie angehören oder neu sich be binden: deutsche Rinder nehmen in Ägypten, auch ohne Vermischung mit heimische Arten, stilistische Merkmale des Landes an, und Revier wechselnde Hirsche ändern au ihre Geweihform. Die bodenständigen Elohim Altisraels, die Dryaden und Genien, d örtlich wirksamen Engel der altchristlichen Naturanschauung enthüllen sich heutiger Wisse schaft als sinnvolle Verkleidungen des Wissens um örtliche Bildungsgesetze des organische Lebens (— womit ich nicht sagen will, daß diese Begrifflichkeit den Dingen näherkomm als jene „Poesie"). Es wird die Aufgabe biologischer Theoretik, vielleicht aber einer kün tigen Logobiotik sein, Tatsachen wie die Verkettung von Boden und Mystik zu erkläre Das Ergebnis möchte alsdann die eigentlich soziologischen Faktoren der in örtlicher Häufun

oder Wiede holung erscheinenden Mystik, wie etwa Nachfolge, Überlieferung, Schule, Psychose, in geminderter Wirksamkeit erkennen.

Immerhin, wie alles Geistige und Seelische, unterliegt diesem Ursachenbereiche auch das mystische Denken und Leben. Es mag auf den ersten Blick überraschen, der Mystik als einer sozialen Erscheinung zu begegnen. Wie kann die augustinische Losung „Allein mit dem Alleinen", die eckhartische Predigt der Abscheidung in den Grund der „wüsten Gottheit", Symeons des Byzantiners leidenschaftliches „Laßt mich allein!", der schauerliche „Aufstieg zum Berge Karmel" des Johann vom Kreuze, wie kann die radikale Flucht aus aller Weltverstrickung von sozial-schöpferischer Wirkung sein? Nicht nur im Christentum mit seinem aktivistischen Nerv der Bejahung, auch in den verneinendsten Formen des Buddhismus? Nun, so folgerichtig ist kein Mystiker, daß er nicht in Leib und Leben bliebe. Er stirbt nicht, denn er muß *sein*, um seinen Tod, den mystischen, zu sterben. Indem er aber lebender Mensch bleibt, sich nährend und kleidend, ist er nicht ohne Bezug zur Erde, auch nicht als Säulenheiliger oder Athosmönch, der seinen Korb mit Speise zu sich hinaufzieht, und wird die Welt einmal seines besonderen Lebens inne, oder bricht er das Schweigen im knappsten Gespräch, so macht sein Äußeres oder Inneres erstaunen und erregt in seiner Umwelt eine Beachtung, eine Fülle des Interesses, des Urteils, der Legendenbildung, vielleicht auch der Verehrung und Nachfolge, deren sich der gewöhnliche Mensch in seinem gewöhnlichen Netz der Beziehungen nicht versehen darf. Ist der Mystiker, auch der radikalste — und gerade er —, einmal gesehen und erkannt, so ruhen, was keinem Großstadtgänger widerfährt, tausend Augen auf ihm: dem unbewegten Beweger. Die ungeheure Kraft der Anziehung des sich entäußernden Menschen, die unvergleichliche Bannweite des Selbstlosen ist oft Ereignis geworden und wird es immer wieder. Mehr als Helden und Sieger, Menschen des Erfolgs und der Tat, scheinen die Vollbringer solcher Un-Tat in der Sphäre des Wunders zu stehen. Wer hätte soviel geschichtliche Bewegung erzeugt wie die Sucher und Verkünder des geschichtlich Unbewegten?

Nun sind aber die wenigsten Mystiker und wollen es nicht sein: reines Passivum. Was sie leben, leben sie andern dar, ob sie es wollen oder nicht. Sie stiften Nachfolge oder können sie nicht verhindern, sie sind Vorbild oder stellen es auf, sie ergreifen und formen fremdes Dasein oder stecken es ungewollt durch ihr Beispiel an. Die radikalste Mystik gerade, so die buddhistische, widerlegt sich selbst in ihrer tiefsten Meinung, indem sie aus dem Nein und Nicht, das sie sät, das Ja und Etwas in Fülle erntet. Aus dem Zerwürfnis mit dem Ding empfängt sie Frieden, aus der Ächtung des Scheins das wahre Sein, aus der Entselbstung das höhere Selbst der Gottheit, aus der Pein des Opfers die Köstlichkeit alles-übersteigenden Besitzes. Ja in ihrer vollen Konsequenz, ausgeschlossen die absurde Idee des religiösen Selbstmordes, hebt sie in einem Salto mortale sich selbst auf und steht am Ende wieder friedlich auf demselben Boden und denselben Füßen wie vor dem Anfang ihres Unternehmens. Ein mystischer Denker wie Eckhart führt uns nur schwindelnd im Kreis herum und empfiehlt uns zu guter Letzt, es mit der alten Welt aus tapferer, rühriger Karthaseele wieder aufzunehmen — nun freilich geläutert und wissend, daß wir nur sind und haben, als seien und hätten wir nicht. Es liegt in der Natur der Sache, daß alles Äußerste im geistigen und seelischen Leben sich selber schlägt. So ist es Eckhart, so Nietzsche ergangen, so wird man's in der Gegenwart an dem religiösen Radikalismus Barths, des mystischesten aller Antimystiker, noch erleben können[1]).

Die besondere soziologische Eigenart der Mystik läßt sich zunächst geschichtlich an ihren mehr oder weniger reinen und radikalen Formen erkennen. Der Mystiker, der sich äußert, schreibend, predigend oder Jünger sammelnd, stiftet soziale Wirkung. Ihre Richtung kann die Richtung der Ursache verlassen, und ihre Stärke hängt ab von Intensität und Ungewöhnlichkeit der Ursache, insgleichen von der Reizbarkeit der Empfänger. Was

[1]) Hierzu lehrreich Albrecht Oepke, Karl Barth und die Mystik. Leipzig (Dörffling und Franke) 1928.

hier gesagt ist, Weisheit von der Gasse, bedarf da und dort des besonderen Akzents. — Mystische Erfahrung ist immerhin selten genug, um mit der Eindruckskraft der Ausnahme, des (im vulgären Sinne) Wunderbaren zu wirken. So kann das Intimste sich einen Wirkungsraum erobern, der mancher großen Tat und Leistung, bei denen höchste menschliche Kraft des Geistes oder des Sittlichen, aber nicht der Anschein eines Jenseit vom Menschlichen im Spiele ist, versagt bleibt. Was Paulus vor Damaskus, Franziskus auf dem Alverno, Ignatius in der Höhle von Manresa auf ein paar Hand breit Boden und in einem Augenblick erleben, breitet sich in seiner Wirkung über Erdteile und Jahrhunderte aus, und die Folgen eines unfaßbaren, unwägbaren, dem Erlebenden selbst kaum aussagbaren Vorgangs innerster Art, eines huschenden Einmal und traumhaften Irgendwie, erstrecken sich unabsehbar ins geistige, seelische, künstlerische, wirtschaftliche, politische Leben der Menschheit. — Aber die Intimität, die Einmaligkeit und unvergleichlich persönliche Eigenheit solcher Sachverhalte, wie die Visionen der Genannten oder die gedanklichen Symbole mystischer Innenhaltung etwa von der Art der Predigten und Schriften Eckharts es sind, stehen schon bei ihrem ersten Austritt in die Welt der sozialen Bezüge, vollends auf den ferneren Wegen ihrer Fortpflanzung in Gefahr, ihrer ersten Richtung und dem ursprünglichen Sinn, den ihr Träger empfand oder ihr Ursacher wünschte, sich zu entfremden. Franziskus sah vor seinen Augen noch Dinge werden, die seinen Namen, aber wenig mehr von seinem Geiste hatten, und auf Eckhart, den Prediger der Gelassenheit, berufen sich Kreise des Umsturzes, Begarden und Brüder des freien Geistes.

Fragt man nach Quantität und Qualitäten geschichtlicher, näherhin sozialer Wirkung gelebter und gelehrter Mystik der Vergangenheit, so wird eine bündige Antwort nicht möglich sein. Auch hier kann der Schein trügen. Wie mancher laute, rührige Lebenslauf spurlos wie Wasser im Sande versiegt, so kann sich Kontemplation, schauend nach innen gewandte Ruhe, Weltverzicht und Sammlung auf scheinbar unwirklichste Dinge als Quell reichster Wirksamkeit und Hebel gewaltigen Eingriffs in den Weltlauf bewähren. Bernhard von Clairvaux hat kaum eine reichere Vorstellungswelt für seine Versenkung als irgendeine weltverlorene Nonne, und er wird — so nennt er sich selbst — die Chimär seines Jahrhunderts; und eben eine Nonne, Katharina von Siena, mit dem kümmerlichen Begriffsschatz der einfältigen Färberstochter, die sie war, macht Kirchenpolitik großen Stils. Und blickt man auf geistige Erträge mystischen Rückzugs von der Welt des Triebes, der Tat, des Ereignisses in die Sphäre des inneren Todes, des unsinnlichen, ereignisloseren, vermeintlich irrealen Seelengrundes, so kann die Fülle der Wirkung, die von Augustin oder Thomas a Kempis oder Pascal ausgegangen ist, noch mehr überraschen als die sozialen Leistungen von Verbänden und Orden mystischer Herkunft und Verfassung. Ein starker Wille, hat jemand gesagt, bringt alles zuwege, aber wer nichts mehr will, hebt die Welt aus den Angeln. Wie der Fatalismus des unmystischen Islam, so kann auch der Quietismus, der im Grunde doch aller Mystik eigen ist, die höchste Bereitschaft und Kraft zur Tat bewirken.

Gegen all diesen Stoff der Geschichte ließe sich einwenden, daß Mystik hier nicht in reiner Form erscheine — wahre Mystik sei eine Form des Lebens, eine Verknüpfung und Verschmelzung mit dem Höchsten, Letzten, eine Übung und Weise des Verhaltens nicht im Dienste eines Zweckes, sondern schlechthin ohne jedes „um zu", und von dieser lasse sich sagen, daß sie kein Gegenstand soziologischer Betrachtung sei. So ist es nötig, ins Wesen mystischer Theorie und solcher von radikaler Prägung zu schauen.

Wie mannigfaltig und unvereinbar Menschen und Lehren, die man unter dem Namen Mystik zusammenfaßt, auch scheinen, so ist doch immer, sei es in der Lebensführung oder in der Auslegung des Daseins, Verneinung im Spiele. In dem Versuche, Gott denkerisch wenigstens im Begriffe gerecht zu werden, überklimmen die mystischen Systeme verwerfend, verneinend alles menschlich Gegebene: die Dinge der Natur, die Dinge unseres Geistes, alle Vorstellungen, alles Gesagte, Sagbare, ja Denkbare, vollends gar alle Trieb

Regungen, Wünsche und Bewegungen des Seelischen; Gott, sagen sie, nämlich das Ewige, Allgemeine, das reine An-sich, ist entrückt und jenseit aller unserer Wirklichkeit. „Ist"? Der wahre Mystiker streift auch dies noch ab vom göttlichen Nichts, Nicht-es, Schweigen, der Leere, der Finsternis. Positive, setzende, aussagende, bezeichnende Theologie verdrängt er als unzulänglich, unwürdig durch seine abstrahierende, negative. Gott ist immer nur das Symbol der Gottheit — quid pro quo. Aber durch dieses göttliche Nicht-es werden alle Es, wird die ganze Welt des Etwas aus der Spannung gegenüber einem Andern, z. B. dem Er-Gott oder Du-Gott des religiösen Glaubens entlassen und auf ihren baren Eigenstand angewiesen. Sie ist umgekehrt an verschlossener Tür, sie ist was sie immer gewesen, sie treibt es wie zuvor, ja schlimmer als zuvor, denn die wunderbare Fülle, die von jenem Nichts des Mystikers gemeint war, könnte sie nur aus der vermittelnden Zone der Symbole, Bilder, religiösen „Wahrheiten" erahnen und glaubend für sich fruchten lassen. Die esoterische Verneinung Gottes, als höchstes Ja gemeint, ist exoterisch eben nichts als Verneinung. Die Geschichte hat hundert Belege für die bilderstürmerische, asoziale, anarchische Wirkung mystischer Sätze. Der religiöse Sinn ihres nihil schlägt geschichtlich um in Nihilismus. Ja der mystische Lehrer selbst ist der Gefahr dieses Weges nicht überhoben, wie der Engelsturz manches Führers und der Mitsturz seiner Gefährten es beweist. Auch Eckhart langt in seiner Stellung zur Wirklichkeit des Alltags und den sozialen Ordnungen, vor allem der Kirche, bei einer Indifferenz an, die von einer Preisgabe faktisch nicht zu unterscheiden ist. Es half nichts, daß er sagte: hätten die Leute mein Herz, sie wüßten, daß die Wahrheit selber aus mir spricht; sie hatten eben nicht sein Herz. und taten mit seiner Wahrheit nach dem ihrigen.

Unschwer ließe sich zeigen, wie gleich dem negativen Nerv der Mystik auch andere ihrer Elemente, im Grunde alle verwandt von einer Wurzel her, so das apathische, quietistische, die Idee des inneren Lichtes, je nach dem Naturell des Mystikers, je auch den Einflüssen unmystischer Motive sozial erbauend oder lähmend und zerstörend wirken. Vielleicht aber verhält es sich mit den sozialen, überhaupt Geschichte machenden Bewegursachen mystischer Art nicht anders als sonst im soziologischen Folgenbereich der Idee: die menschlichen Triebe sind immer da, und Gedanken, Systeme, Losungen, Symbole sind nur der Funke, an dem sie sich entzünden und, einmal entflammt, sich verbreiten. Nicht anders also als im Christentum, bei dem doch alle Triebe und Ideen sich einmal angemeldet und alle Fahnen der Menschheit sich versammelt haben. Alsdann wäre die soziologische Grundfrage an die Mystik nicht die: was sie dem menschlichen Gemeinschaftsleben bedeutet habe und bedeuten könne, sondern: was Mensch und Gemeinschaft mit ihr angefangen haben und was und wie sie mit ihr wirken können. Genauer noch: welche Formen nimmt der eine, immer lebendige mystische Grundtrieb im Ganzen des menschlichen Lebensgeschehens an? Mit dieser engeren Fragestellung wäre soziologisch leichter zum Ziele zu kommen als beim geistesgeschichtlichen Ausgang von dem uferlos zerfahrenen Komplex, den man heute mit dem nebulosen Namen Mystik deckt. Freilich wäre dann die erste Forderung: klarer, wenigstens durch Übereinkommen geklärter Begriff jenes mystischen Triebes. Bei diesem Verfahren könnte, ja müßte wohl aus der Rechnung bleiben, was den Charakter der Offenbarung trägt, des Hereinwirkens einer uns unzugänglichen, unserer wissenschaftlichen Begrifflichkeit verschlossenen höheren Ordnung. Denn es geht auch über die Kompetenz der Soziologie, den Ursachenbereich des Religiösen auf den Menschen als Menschen allein zu beschränken.

Betrachten wir, wie oben angedeutet, die radikalsten Lehrformen des mystischen Triebes, seien sie nun mit dieser oder jener großen Religion, vielleicht auch mit eigentlich unmystischen, glaubensmäßigen, personalen, symbolischen Elementen in ihnen verbunden, wie alle sog. christliche Mystik, oder im Grunde schon geschieden von positiver Religion, wie die Taolehre des Lao-tse, so spricht der Schein gegen eine Entfaltung der Mystik in positiven soziologischen Kategorien. Der konsequente Mystiker ist blind oder verschließt sich doch

gegen die gestufte Welt der Werte, er nimmt sich selbst nicht als Wert, der zu erhalten und zu fördern wäre, er sucht die annihilatio, die Selbst-vernichtung, er ist feindlich aller Form, weil Form Wesensbehauptung und Begrenzung ist, während doch alles entgrenzt, entwest und dem Alleinen verschmolzen werden soll, er ist skeptisch oder gleichgültig gegen sittliches Streben und geistige Bildung als nachdrückliche Formen der persönlichen, von Gott und Gott gegenüber stehenden Selbstheit, er verachtet das Handeln als Eingriff in das gottmäßig verlaufende Geschehen, und was ihm an Handeln nicht erlassen bleibt, steht nicht unter Absichten, Reflexionen und Zwecken, sondern soll aus den namenlosen Weisungen des gottüberlassenen Innern allein sich vollziehen. Man braucht nicht einmal den Bereich des theistischen Christentums zu verlassen, um all diese Züge radikaler Mystik zu finden. Man begegnet ihnen in den „wilden" Sekten des 14. Jahrhunderts, bei Eckhart, im Quietismus des 17. Jahrhunderts, etwa dem Spanier Molinos, dem die Vollkommenheit in einer Passivität bestand, die jedes eigene Streben, auch das Verlangen nach Tugend und Seligkeit verbietet. Aber sieht man näher zu, so erweist sich: alle jene Absagen an die Welt des Hier und Jetzt sind nur Methoden zur letzten Seinserfüllung, zum Gewinn des Ganzen, zur Gemeinschaft mit dem einen, unzerstückten, vollen Sein. Selbst Gottes will Eckhart ledig werden — um Gottes willen. Die Gemeinschaftsidee der Mystik, nach der die Soziologie am ersten fragen wird, ist im Grunde nicht, wie Troeltsch es sieht, die unsichtbare Kirche, sondern die der Einswerdung mit der unendlichen Gott-Wirklichkeit. Aus ihr empfängt der Mystiker auch Begriff und Anschauung menschlicher Solidarität, denen an Hoheit, Kraft und Tiefe die bloß juristisch oder philosophisch gewonnenen nicht zu vergleichen sind. Die Idee des homo exemplar, des mit Gottes Wesenheit vergründeten Ur-Menschen-Bildes, den Eckhart lehrt, des inbegrifflichen Adam homo, über den im Anschluß an die paulinische Adam-Christus-Theologie das Mittelalter spekuliert, ist ethisch und soziologisch von einer Fruchtbarkeit, die auch die hoheitvolle Ethik Eckharts nicht in allen ihren Möglichkeiten erschöpfen konnte. Immerhin, sie hat ihm Forderungen von einem sittlichen Adel gezeitigt, an dem die sittliche Kraft des geschichtlichen Menschen eine ewige Aufgabe hat, und die geringe Schätzung des Persönlichen — „in Gott ist weder Heinrich noch Konrad" — steigert das soziale Ethos ins höchste Maß. (Wieso er aus seinen radikalen Voraussetzungen dazu kommt, und ob er folgerichtig verfährt, ist eine andere Frage.)

Der konsequente Mystiker versucht eine demonstratio unitatis im Denken und im Leben. Alle Spannungen des empirischen Daseins, die aus den Tatsachen Individuum, Geschlecht, Nation, Familie, Eigentum, Recht und Gesetz sich ergeben, ja auch die religiöse Gegensatz-Erscheinung Gott und Mensch und schließlich die Urspannung Subjekt-Objekt, Ich und das Andere, sind der widerständige Stoff seiner unaufhörlichen Aktion der Überwindung. Die Theorie setzt ein Etwas, in dem Alles Eins ist, alle Gegensätze und alle polar Gezweite zusammenfallen. Davon wissen die Chinesen und Inder, die Neuplatoniker des Hellenismus, des Mittelalters und der Renaissance. Begriff und Anschauung dieses Alles in Einem (totum simul) und Ewigen Nun (nunc aeternum) werden Grund und Beweggrund einer auch das Empirische nach Möglichkeit entspannenden Praxis. „Jenseits steht darum die Mystik von Subjekt und Objekt, jenseits von Schöpfer und Geschöpf, jenseits von Gut und Böse, jenseits von heute, morgen und gestern, jenseits von Ich und Du."[1]) Aber das wirkliche Leben hier und jetzt ist nichts anderes, kann anders nicht sein als durch die Dramatik des Gegensätzlichen und Polaren, und der Mystiker, der es sich gegenüber hat als seinen unüberwindlichen Partner, gerät sowohl als handanlegender Gestalter der Dinge nach seinem Ideal wie als Denker voll der Erkenntnis „Und das Do ist niemals hier" in die tiefste Spannung von Sein und Sollen, Soll und Haben. Wollte er diese Spannung nun bejahen, verstummen vor der unlöslichen Paradoxie, die im Grund aller Mystik steckt, so hörte er auf, ein Mystiker zu sein und unterschiede sich nicht von de

[1]) G. Heinzelmann, Glaube und Mystik, Tübingen (R. Wunderlich) 1927, S. 63.

Frommen des Glaubens, der in Welt und Zeit die Spannung gegen Gott und Ewigkeit fühlt und ehrt und mit ihr zugleich alle innerirdischen Spannungen als Bewährungsfeld seines religiösen Glaubens und Handelns anerkennt. Der wahre Mystiker, dem das Ewige doch schon im Zeitlichen oder das Zeitliche im Ewigen liegt, verneint und muß verneinen jene Kluft zwischen Dort und Hier. Die Idee der Einheit alles Seienden, mag er sie immerhin in seine schlechthin entrückte, als Nicht-Es erkannte Gottheit gegründet haben, verbietet ihm, die empirische Welt aus der Sphäre der Gottheit hinauszuverlegen, und gebietet ihm die Praxis der Einigung mit dem doch auch in der Gottheit eingeschlossenen Hier und Jetzt. So begibt sich auf einem Umweg die Wiederfindung und Wiederannahme der Welt. Aber dieser Umweg und dieses Wieder unterscheidet ihn, wie er als Mystiker immer vom Gläubigen unterschieden war, im Wesen vom Ungläubigen und Unmystiker, von allen stumpfen, platten Bekennern des bloßen „Ich und die Welt". Er ist nun mit dem Blick und der Kraft des Menschen gerüstet, dem in den Dingen etwas transparent ist, das nicht Ding ist, dem die Welt ihr plumpes Selbstgewicht verloren hat, dem alles im Lichte des „Als ob nicht" erscheint, dem das Du nicht weniger gilt als das Ich, weil im Einen beide Eines sind, dem das Gestern und Morgen so erheblich und unerheblich wie das Heute ist, dem die Formen der Natur, des Menschen und seines Werkes ohne Selbstand sind, weil alles nur Wirkung und Gleichnis der göttlichen forma formarum. In seiner „heiligen Indifferenz" spricht er völlig weltreif das Wort des Abstands und der Nähe, der Ruhe und Tatkraft, der Liebe und Kühle: Wem Innerkeit wird in Außerkeit, dem wird Innerkeit innerlicher, als wem Innerkeit wird in Innerkeit. (Seuse.) Maria ist das Bild der halben, Martha das Bild der ganzen Mystik.

Die Geschichte hat diese Konsequenz der radikalen Mystik nicht immer klar erwiesen. Der soziologische Betrachter hat zu bedenken, daß die reine mystische Idee eine doppelschneidige Klinge ist, das gefährlichste Instrument in der Hand des Menschen. Von Eckharts Gott-Nicht führt, wie ich anderwärts gezeigt habe, ein gerader Weg zu Nietzsches verzweifeltem Nichts.

Italienische Mystik

Von Arrigo Levasti in Florenz

Mit dem heiligen Franziskus von Assisi nimmt die eigentliche Mystik in Italien ihren Anfang, eine praktische, häufig antispekulative Mystik voller Leben, Poesie und Zauber. Sie ist im großen und ganzen nicht mehr das Produkt klösterlicher Konzentration, sondern gedeiht gleichsam an der frischen Luft, unter Erntejubel und Vogelgesang. Jegliche Erhebung zu Gott kommt unter Lobgesängen zum Ausdruck, offenbart sich mit Visionen, die so warm und hell sind wie das Sonnenlicht[1]). Bei dem heiligen Bonaventura haben wir es zwar mit einer metaphysisch-spekulativen Mystik zu tun, aber er bildet eine Ausnahme. Bei den anderen italienischen Mystikern findet man nur flammende Liebe, nichts als Ekstasen, durch die der Liebende und der Geliebte sich vereinigen. Sie erreichen die tiefsten Zustände fast auf natürliche Weise, sie versinken in Gott, wie wir etwa in einen ruhigen See hinabtauchen würden. Der Verstand spielt dabei kaum eine Rolle. Auch sind die Analysen ihrer Zustände nicht annähernd so klar und präzis wie z. B. die der heiligen Theresia. Sie beschränken sich auf Erklärungen ihrer Liebe, auf Seufzer und Liebestaten. Unsere Mystiker vibrieren und vergehen vor Liebe, sie lobpreisen und rufen an, sie wollen ihre Berührung mit Gott gleichsam handgreiflich fühlen und genießen die Selig-

[1]) Vgl. die Aufsätze der Franziskaner P. Erich Rohr, Fr. Célestin Loeckher, P. G. M. Allegra und P. Bernardo Aperribay im Septemberheft 1928 der S. M. „Mensch und Tier".

keit, die ihnen diese Vereinigung mit Gott verursacht, über alle Maßen. Die Fälle sind selten, in denen sich der Blick auf die Gottheit selbst richtet und in denen Gott erreichen gleichbedeutend damit ist, Gott zu kennen und in seine tiefste Wesenheit einzudringen. Im allgemeinen vollzieht sich die Vereinigung auf dem Wege über den menschgewordenen Gott; mit dem Leben Christi suchen die Mystiker Verbindung und Einswerdung. Das Kreuz, die Wunden, der Leib Christi sind für sie der Gegenstand tiefster Rührung und Ergriffenheit. Ihre Herzensergüsse, ihre Umarmungen und Küsse gelten dem Erlöser, der in seiner Eigenschaft als Gottes Sohn uns in Verbindung mit Gott dem Vater bringt.

Die deutsche Mystik oder die des spanischen Heiligen Johannes vom Kreuz ist viel grüblerischer. Bei unseren Mystikern behauptet der Realismus seine Herrschaft und steigert sich bisweilen sogar ins Brutale. Gott muß von uns besessen werden bzw. er muß uns besitzen, von der Wurzel des Geistes angefangen bis zum letzten Atom des Fleisches. Nichts an und in uns kann diesem machtvollen Zwang entrinnen. Der Körper muß geläutert werden, doch muß er mit der Seele mitschwingen und an ihren vollkommenen Freuden teilnehmen. Manchmal hat man den Eindruck, als seien diese Mystiker von Liebesgier besessen um der Freuden willen, die die Liebe bringt. In solchen Fällen sind ihre Schilderungen so bunt und farbenprächtig wie bei sinnenfreudigen Dichtern.

Allerdings ist das Gebiet ihrer Ausdrucksmöglichkeiten nicht sehr umfassend. Oft wiederholen sich die Bilder, die gleichen Anrufungen, die gleichen Äußerungen hingebender Begeisterung kehren wieder, die gleiche Schilderung ihrer Tränen. Daher eine gewisse Monotonie, die vielen Menschen auffällt, wenn sie rein gefühlsmäßig eingestellte Mystiker wie die unsrigen lesen. Man findet bei ihnen auch keine verwegenen Theorien, die forschende und gestaltende Köpfe zur Voraussetzung haben. Die italienischen Mystiker trachten hauptsächlich danach, das Göttliche durch Erhebung ihrer Seele zu erreichen, und wollen sich ganz von der göttlichen Liebe überströmt fühlen. Weiter geht ihr Verlangen nicht.

Wie steht es mit der geschichtlichen Entwicklung dieser Mystiker? Eine Entwicklung im eigentlichen Sinne gibt es überhaupt nicht. Die Mystiker stehen nicht miteinander in Verbindung, selten kennen sie einander. Sie treten vereinzelt hervor, der eine meist unabhängig vom anderen, im allgemeinen verdanken sie ihren Vorgängern wenig oder gar nichts. Nur die Dichtermystiker haben sich ausgiebig in die Poesie Jacopones da Todi vertieft. In der Regel aber sind unsere Mystiker nicht allzu belesen, sie suchen nicht begierig in der Vergangenheit nach Nahrung für ihre Seele. Ihre Vertrauten, ihre Aufzeichner, ihre Beichtväter und die, die sonst noch in ihrer Umgebung weilen, stehen fast immer unter ihrem Niveau, so daß sie von dieser Seite niemals irgendwelche Anregung erhalten, sondern sich im Gegenteil eher eingeengt fühlen, ihr Gedankenflug erfährt durch das Unverständnis ihrer Nächsten oftmals eine Hemmung.

Unsere bedeutendste Mystikergruppe sind zweifellos die Franziskaner des 13. Jahrhunderts. Es sind diejenigen, deren Geist von der belebenden Kraft des heiligen Franziskus erfüllt ist. Seine Schriften haben, vom mystischen Standpunkt aus betrachtet, keine große Bedeutung. Aber er hat der Nachwelt seinen Geist selbst übermittelt, jenen anregenden Geist, der sich den Odem des Göttlichen, den er in Alverno am Tage seiner Stigmatisierung atmete, in voller Frische bewahrt hat. In dieser Gruppe haben wir außer dem Gefährten des heiligen Franziskus, Fra Egidio dai Detti, auf den eine auf sieben Stufen der Betrachtung gegründete Theorie zurückzuführen ist, die drei größten Mystiker Italiens zu denen sich als vierte zwei Jahrhunderte später die heilige Katharina von Genua gesellt. Zwischen diesen drei Großen liegt ungefähr ein Menschenalter: Der heilige Bonaventura ist 1221 geboren, Jacopone da Todi 1230 und Angela da Foligno 1249.

Der heilige Bonaventura schafft ein mystisches System. Er hat keine unergründliche Tiefe und kennt auch nicht die mehr als erhabenen Ekstasen Jacopones. Er ist ein feiner Räsonneur, ein Mann der Überlieferung, der sich für Absolutismen nicht erwärmen

kann, sondern die Mittelwege und die bekannten Geleise vorzieht. Auch seine Seele vibriert, aber von seinen Abhandlungen ist man weder überwältigt noch gefesselt. Das allzu Akzentuierte scheint ihm nicht zu liegen, und von einem düsteren, gewitterkündenden Himmel will er nichts wissen. Seine innersten Gedanken sind tröstend und festlich. Sein Blick ist unverwandt auf den Himmel gerichtet, dessen Unendlichkeit zu gewahren ihn beglückt. Was den menschlichen Verstand betrifft, so findet er ihn zur Erlangung der höchsten Wahrheit weniger tauglich als das Gefühl, und darum sollen Philosophie und vernunftmäßige Theologie in die zweite Linie rücken. Zu Gott muß man durch fortgesetzte liebende Erhebung der Seele kommen. Es sind sechs Stufen, die zum Gipfel aller Dinge führen, und diesen sechs Stufen entsprechen sechs Fähigkeiten unserer Seele. Wer die sechste Stufe erreicht, erlebt nur diese Ekstasen und Liebesergüsse. Auch der geringfügigste intellektuelle Prozeß hört auf, und „der Höhepunkt der Liebe versetzt und verwandelt alles in Gott." Geheimnisvollster aller Vorgänge! Nur der kennt ihn, der ihn an sich selbst erfahren hat. Man befindet sich auf dieser Stufe zwischen den göttlichen Nebelschleiern, die der heilige Bonaventura durch Pseudo-Dionysius Areopagita kennen gelernt hat, und die um so geheimnisvoller sind, als es auf „die Gnade, nicht auf die Lehre" ankommt, wenn man darin versinken will, auf „das Verlangen, nicht auf den Verstand, auf das flehende Gebet, nicht auf das Studium der Lektion; auf den Bräutigam, nicht auf den Meister; auf Gott, nicht auf den Menschen; auf das Dunkel, nicht auf die Klarheit; nicht auf das Licht, sondern auf das Feuer, das den ganzen Menschen entzündet und in Gott versetzt mit tiefster Inbrunst und glühender Liebe."

Jacopone da Todi ist in seinem Charakter dem heiligen Bonaventura entgegengesetzt. Wo der heilige Bonaventura ruhig und heiter ist, ist Jacopone da Todi ungestüm und heftig; manchmal muß man bei ihm an das Getöse von Erdbeben denken. Ganz Leidenschaft, ganz Ungestüm, bringt er sich und die anderen in Aufruhr und weiß das Leben nur in absoluter Weise aufzufassen. Oft macht er den Eindruck eines Rasenden, und man fühlt sich geneigt, ihn für wahnsinnig zu erklären. Aber wenn man seine Gedichte öfter liest, so erkennt man, daß Gott in ihm mächtig war und daß er das geistige Leben in einer Weise zum Ausdruck bringt, wie es nicht einmal Dante vermocht hat. Nur Ruysbroeck kann man mit ihm vergleichen, der zwar weniger ungestüm und von größerer Tiefe ist als er, aber trunken von demselben göttlichen Geist. Wir können Jacopones „Canzoniere" auf ein System bringen, indem wir dartun, wie klar darin die drei Wege — der reinigende, der erleuchtende und der vereinigende Weg — angezeigt sind, aber damit treffen wir nicht den Wesenskern seiner Seele. Seine Mystik offenbart sich in Liebesschreien.

Die Liebe umgibt und bedrängt ihn von allen Seiten: er fühlt ein unsagbares Brennen und Glühen; dann, in das Unendliche entrückt, läßt er seine Seele sich dehnen und strecken. Nun „Tätigkeit der Seele, da sie in Gott entrücket, ist völlig eingenicket" und alle Unrast aufgehört hat, erfährt sie die Süße der göttlichen Ruhe. Höher und immer höher steigt er, fast geht er in das schöpferische Nichts ein und fühlt sich Gott ganz nahe:

„Vernichtung, hocherhaben,
So groß ist dein Verrichten,
Daß sich die Tore lichten
Zum schrankenlosen Sein."

Aber er erhebt sich noch höher, immer höher, bis er die warme Berührung mit Gott spürt und zu seiner Seele spricht: „In Gott bestehst du in Ewigkeit." Die Vereinigung ist nunmehr vollkommen. Es gibt für den Menschen keine höhere Sphäre als diese.

Die selige Angela da Foligno hat keinen „Wegweiser für die Reise des Geistes zu Gott" (Itinerario della Mente in Dio) geschrieben wie der heilige Bonaventura, sie schmiedet auch keine so kraftvollen Verse, wie sie Jacopone da Todi gefunden hat. Sie ist einfacher und überläßt sich ganz dem Strome des Geistes, doch berauscht auch sie sich an der Betrachtung ihrer eigenen Visionen. Sie wird sich nicht bewußt, daß sie tiefe Dinge sagt, und

diktiert sie rasch, sehr rasch, ohne sie deutlich zu machen und ohne sie noch einmal zu prüfen. Ihre Worte entsprechen dem, was sie sieht und was sie erlebt. Hätte Fra Arnaldo sie uns in der wundervollen Volkssprache seines Jahrhunderts überliefert, so hätten wir sogar einen literarischen Schatz an ihnen, und aller Wahrscheinlichkeit nach hätte dann das Ganze mehr Tiefe. Wenn man den lateinischen Text liest, der uns von Doncœur rekonstruiert vorliegt, so erkennt man, daß der Beichtvater der Seligen ihre Gedanken aus Unwissenheit oder aus falschem Stilgefühl zu sehr gemodelt hat. Dennoch stehen uns ihre Visionen lebendig vor Augen, und unvergeßlich wird jedem Leser die Stelle bleiben, an der sie schildert, wie die Liebe, die ihr als Sichel erscheint, ihr mit leichten Berührungen die Seele durchdringt und ihr damit ein Vollgefühl geistiger Freude schenkt, das im Widerstreit zu einer unbeschreiblichen Schwermut steht, die nach und nach zu einem Flehen um den Tod wird.

Ihr Buch über ihre Visionen stellt eine Malerei ihres Innenlebens dar. Aber die Selige malt und schildert nicht nur, sondern sie bemüht sich auch, eine Lehre aufzubauen. Sie vertritt eine Theorie des Gebets, eine Theorie der Liebe. Sie schreibt über die Rangordnung der Engel, über die einzelnen Stufen der Betrachtung und die der Vereinigung. Sie erklärt die Freiheit in Gott für grandios und lehrt, daß unser Geist sich bei der Berührung mit dem Göttlichen umwandelt. Die Verwandlung ist eine dreifache: 1. handelt es sich um die Umwandlung des menschlichen Willens in den Willen des Geliebten; 2. um die Umwandlung der menschlichen Eigenschaften in die drei Eigenschaften des Geliebten, die da sind Liebe, sanfte Demut und Beständigkeit; 3. muß das menschliche Gemüt in das göttliche Gemüt umgewandelt werden, um nur mehr in „Dem, der da ist" zu sein, was gleichbedeutend ist mit jenem erhabenen Zustand, in dem Gott und sein Geschöpf eins werden.

Neben den großen Geistern, die das goldene Zeitalter unserer Mystik darstellen, wären viele andere zu nennen, deren mystisches Erleben von Bedeutung war. Die Schriften eines jeden von ihnen sind wertvoll. Wer begeistert sich z. B. nicht, wenn er den „Antrieb zur Liebe" (Stimulus Amoris) des fast unbekannten Minoriten Giacomo da Milano liest? Und wessen Geist fände nicht sein Entzücken daran, die „Hundert Meditationen über das Leben Jesu Christi" (Cento Meditazioni sulla Vita di Gesu Cristo) zu verfolgen? Und Giovanni da Parma und Santa Margherita da Cortona und Cecilia fiorentina und Corrado da Offida und Giovanni da Fermo und die selige Klara da Montefalco, — sind sie nicht auch aus dieser Zeit? Und Panziera der Dichter, der sich zum Teil der Geistesrichtung Jacopones anschließt, und dessen Werke voller Überraschungen sind für den, der sie studiert, lebte nicht auch er ungefähr in jener Epoche? Auch er verging vor Liebe zum Göttlichen, auch er fühlte sich gleichsam ans Kreuz geschlagen. In Liedern und in Briefen an seine Schüler bringt er zum Ausdruck, in welchem Maße Christus seine Seele in Entzücken versetzt, und schildert die Erhebung seiner Seele zu Gott. Und Ubertino da Casale, der stolze, ungestüme Schüler der seligen Angela, kennt nicht auch er die lebendige Verschmelzung mit der Armut, die zu Christus führt, die innige Vereinigung mit Christus selbst und mit Gott?

Aufzeichnungen über mystische Erfahrungen finden wir in den Jahrhunderten darauf bei Cavalca, bei Venturino da Bergamo, bei Giovanni Colombini, bei Giovanni delle Celle. Von mystischen Visionen spricht uns Paola fiorentina, aber vor allen anderen beherrscht die heilige Katharina von Siena das 14. Jahrhundert. Sie ist eine große Mystikerin. Sie hat Ekstasen, sie erlebt die geistige Hochzeit, aber es ist ihr nicht gegeben, uns ihre Vereinigung mit Gott in der erhabenen Weise eines Jacopone oder einer Angela kundzutun. Die Offenbarungen der heiligen Katharina von Genua, die dem nächsten Jahrhundert angehört, sind tiefer als die ihren. Die Heilige von Siena machte sich sehr schnell die Lehren der Dominikanermönche, mit denen sie in ständiger Berührung war, zu eigen und durchstrahlte diese Lehren mit Feuer und Leben, wodurch sie Farbe bekamen. Aber man findet bei ihr keinen ursprünglichen Gedanken. Ihr „Zwiegespräch mit der Göttlichen Vorsehung" (Dialogo della Divina Provvidenza) hält sich von Anfang bis zu Ende auf der gleichen Ebene der Verzücktheit und Spannung, was Eintönigkeit zur Folge

hat und die Wirkung beeinträchtigt. Es sind wundervolle Stellen darunter, zweifellos. Aber ihr mystisches Erleben inspiriert sie nicht zu Schöpfungen von jener übermenschlichen Erhabenheit, die den Leser ahnen läßt, wie das Endliche zum Unendlichen wird.

Das 15. Jahrhundert ist überreich an Mystikern. An seinem Eingang steht Bianco da Siena mit seinem zarten Gemüt. Er gehört der Geistesrichtung Jacopones an, ist aber ganz Weichheit und Schwermut. Er seufzt und fleht, er betet an und wirft sich nieder. Voller Seligkeit fühlt er sich in der Sphäre des Feuers vergehen und hat seine Wonne in gleicher Weise an der inneren Freude wie an dem äußeren Leiden.

Es folgen der heilige Bernhardin von Siena, Lodovico Balbo, Lorenzo Giustiniani, Francesca romana, die heilige Katharina von Bologna, Cherubino senese, Savonarola, die selige Osanna Andreasi, — alles Mystiker oder Halbmystiker von Bedeutung. Aber sie alle überragt die heilige Katharina von Genua. Ihre Mystik ist von denkbar größter Erhabenheit. Metaphysisch-theoretisch und gefühlsmäßig zugleich eingestellt, sucht sie die ernsteren Probleme des Lebens zu lösen, wobei sie sich der unmittelbaren göttlichen Inspiration bedient. Mit bewundernswerter Klarheit spricht sie über die Natur der Sünde, über die Wechselbeziehung zwischen Geschöpf und Schöpfer, über den Ursprung aller Dinge und zeigt, wie die Seele nur in Gott leben kann und wie der unermeßliche Ozean der Liebe Himmel und Erde und Hölle und alles erfüllt. Wenn sie dann völlig mit Gott vereint ist, erlebt sie die große Entäußerung des eigenen Selbst und fühlt die Unermeßlichkeit des allumfassenden Lebens:

„Der Glaube erscheint mir verloren, die Hoffnung tot. Ich fühle keine Vereinigung mehr, weil ich nicht existiere; ich kann nichts anderes mehr sehen als Ihn allein, ohne mich. Ich weiß nicht, wo mein Ich ist, ich suche es nicht, ich will nichts von ihm wissen und will auch nichts von ihm hören. So tief bin ich hinabgetaucht in den Bronnen seiner unendlichen Liebe; es ist, als läge ich im Meer ganz unter Wasser und könnte nichts sehen, hören und fühlen als Wasser."

Mit der heiligen Katharina von Genua schließt die Reihe der großen italienischen Mystiker ab. Hier und da blitzt in den folgenden Generationen ein Lichtstrahl auf, es fehlt zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert nicht an immerhin bedeutenden Gestalten. Aber an wirklich genialen mystischen Werken findet man nichts mehr. Die Schriften der Varani da Camerino, der Vernazza, des Serafino da Fermo, der heiligen Katharina von Ricci, des Scupoli und später des Bellarmino, des Bartolomeo da Salutio und des Tomaso da Bergamo sind interessant und zeugen auch von nicht unerheblichen mystischen Erfahrungen; aber jene erhabenen Höhen, deren Anblick Schwindel erregt, erreichen sie nicht. Bei der heiligen Maria Magdalena von Pazzi finden wir leidenschaftliche Ausbrüche der Qual, glühende Inbrunst, schöpferische Hingabe, aber ihre Ergüsse folgen einander zu rasch und in zu großer Zahl. Das Hell-Dunkel beginnt in der Schilderung mystischer Erlebnisse vorzuherrschen, das Gefallen am Barockstil macht sich geltend. Das 16. Jahrhundert hat zwar viele Mystiker aufzuweisen — unter denen Bona, Brancati und namentlich die beiden Paolo Segneri Erwähnung verdienen — das 17. Jahrhundert bringt uns Veronica Giuliani und Sant' Alfonso de'Liguori, — aber keiner von ihnen ist sehr bedeutend. Die Polemik schleicht sich ein, das Handwerksmäßige greift Platz, Gefühl wird Sentimentalität, die großen Linien verwischen sich. Und immer enger wird der Gesichtskreis, die Geister haben nicht mehr die Fähigkeit, in die Tiefe zu gehen. Das 18. Jahrhundert hat ebenfalls seine Mystiker. Hier und da findet das Gemüt des Lesers bei der Galgani oder bei Ferrini Erquickung, und die Gedanken Rosminis zeugen von einem Leben starker Verbundenheit mit Christus. Aber fast in allen Fällen sind die Worte, die die Begegnung dieser Seelen mit Gott zum Ausdruck bringen, saft- und kraftlos. Nach der heiligen Katharina von Genua trifft man auf viele Beter, auf zahlreiche Pilger, die zu kleinen Anhöhen emporsteigen, auf Ekstatiker, die den Himmel betrachten und klagend seufzen. Aber jenem leidenschaftlichen Ungestüm, der die Seele von der Erde losreißt, um sie geradeswegs in die unendlichen Regionen des Unsagbaren zu tragen, begegnet man nicht mehr.

Mystik der Orthodoxen Kirche

Von Nicolas von Arseniew in Königsberg

Die Mystik der Orthodoxen Kirche, der Ostkirche[1]), ist im Westen ziemlich wenig bekannt. Wie alle echt christliche Mystik, ist sie christozentrisch, ihr Hauptinhalt ist das Ergriffensein durch Jesus Christus. „Das ist ein unaufhörliches Gebet an Jesum, eine süße Stile des Geistes ohne Schwärmerei und ein gewisser wunderbarer Zustand, der von dem Vereintsein mit Jesu kommt" (Hesychius von Jerusalem). Darum ist ihr Inhalt im tiefsten und allgemeinsten mit dem Inhalt der Erlebnisse der großen Mystiker des christlichen Abendlandes identisch: Christus als das Zentrum des geistigen Lebens.

Die kultische Mystik des morgenländischen Christentums ist besonders stark von dem Erlebnis durchströmt, das in diesen Worten des Apostels zum Ausdruck kommt: „Wir haben Seine Herrlichkeit geschaut" — es ist ein Schauen Seiner Herrlichkeit, der Herrlichkeit des fleischgewordenen Wortes, wie sie aus Menschwerdung, Leid, Tod und der glorreichen Auferstehung uns entgegenleuchtet: „O des Wunders! Wie kostete den Tod das Leben des Alls? — nur, weil Er die Welt erleuchten wollte." Es ist das Haften des Auges an seiner Herrlichkeit, es ist liebende Anbetung, demütige Verneigung, Staunen und Freude und Erzittern: „O Leben, wie vermagst du zu sterben? Wie kannst du Wohnung im Grabe nehmen? Du zerstörst aber das Reich des Todes, und die Toten richtest du auf aus dem Schlund der Hölle." Das ist johanneisch: Mensch und Gott zugleich, wahrer Mensch und wahrer Gott und seine Herrlichkeit leuchtet in der Erniedrigung hindurch — das Licht leuchtet in der Finsternis; „und wir sehen und wir bezeugen und wir verkünden euch das ewige Leben, das bei dem Vater war und uns erschienen ist." Der Höhepunkt der kultischen Mystik, der Mystik der kirchlichen Gemeinschaft ist die Feier der Eucharistie. Er kommt und gibt sich der Seele zur Nahrung, und wird Prinzip des ewigen Lebens — des Lebens der künftigen Auferstehung — auch für unsere Leiber: „Der König der Könige und der Herr der Herrschenden kommt, um sich hinschlachten zu lassen und sich zur Nahrung zu geben den Gläubigen" (aus der Liturgie des Karsamstages). „Ich bin es nicht würdig, o mein Herr und Gebieter, daß du unter das Dach meiner Seele tretest; aber da du, als Barmherziger wünschest in mir zu leben, so fasse ich Mut und trete hervor" .. (Johannes Chrysostomus um 400). „Komme, o mein Arzt, und heile meine Wunden. Komme, o göttliches Feuer, versenge die Dornen meiner Sünden und schmilz mein Herz ein mit den Flammen deiner Liebe. Komme, o mein König, setze dich auf den Thron meines Herzens und herrsche darin: Nur du allein bist mein König und Herr" (Demetrius von Rostow, um 1700). Die Eucharistie, die kultische Mystik, Gemeinschaftsmystik und persönliche Mystik zugleich ist, leitet uns zu den Fragen der persönlichen Mystik zurück.

Wir sagten schon: sie ist christozentrisch, für die Höhen des religiösen Erlebnisses sowohl des christlichen Abendlandes wie des christlichen Morgenlandes. Das Zentrum, die nährende Substanz, das Prinzip des geistigen Lebens, das Erlebnis der übermächtigen Fülle Gottes (die in Christus sich offenbart) sind dieselben, wohl aber sind zunächst die Schriften, in denen von diesem mystischen Leben gesprochen wird, recht verschieden im christlichen Abendland und im christlichen Morgenland. Die mystischen Schriften des christlichen Abendlandes haben mehr den Charakter von Bekenntnissen und sprechen viel von den höchsten Höhen des Gotteserlebnisses, die Schriften der asketisch-mystischen Väter des Ostens haben mehr pädagogisch-anleitenden Charakter, sind zurückhaltender in der Schilderung der höchsten mystischen Zustände (mit der Ausnahme von Symeon dem Neuen Theologen), auf die sie meist nur andeutend hinweisen. Sie sind

[1]) Vgl. Albert Ehrhard, Die orthodoxe Staatskirche, Juliheft 1915 der S.M. „Rußland von innen".

mehr als Lehrschriften (oder als Aufzeichnungen von Lehrsprüchen) entstanden, Anleitungen zum geistigen Leben.

Eine sonderbare Empfindung umfängt uns, wenn wir uns in diese Schriften vertiefen, in die Schriften eines Diadochus (5. Jahrhundert), eines Hesychius von Jerusalem (5. Jahrhundert), eines Isaac von Syrien, der Mönche Barthanusius und Johannes (6. Jahrhundert) usw.: es ist die Atmosphäre höchster geistiger Anstrengung, höchster Aktivität und hoher Stille und Beruhigung zugleich. Dieser Zustand wird genannt „Schweigen", aber auch „Wachen" des Herzens (nach dem Worte des Hohenliedes, das diese Väter anzuführen lieben: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht", oder auch „Wahren des Herzens" oder „geistige Nüchternheit", oder „Nüchternheit und Gebet" (als Inbegriff des gesamten geistigen Lebens). Denn das Herz des Menschen muß gereinigt werden, muß rein gehalten werden. Nicht bloß von äußeren Tugenden ist die Rede — „Reinheit des Herzens — das ist Vollkommenheit". Im Innern des Herzens müssen die tiefsten, verborgensten Wurzeln der bösen Gedanken ausgerottet werden, die Axt muß an die tiefste Wurzel gelegt werden. So spricht Makarius (um 400)[1]. Der Mensch ist belagert von einem Heere der sündhaften Gedanken; er darf ihnen aber nicht nachgeben. Er muß kämpfen gegen sie mit der ganzen Kraft (*μάχη ἀόρατος* — der „unsichtbare Kampf"!); er muß sich ihrer erwehren. Wie kann er das tun? Allein vermag er es nicht, und er darf sich dessen gar nicht vermessen. Nur durch Anrufung Christi vermag er es. „Der menschliche Geist kann die Vorspiegelungen der Dämonen nicht durch eigene Kraft überwinden; er soll es auch nie wagen ... Wenn du aber den Namen Jesu anrufst, so werden sie nicht einen Augenblick widerstehen und gegen dich etwas unternehmen können" (Hesychius von Jerusalem). „Es ist unmöglich, daß das Herz gereinigt werde von dem Unrat verderblicher Gedanken ohne Gebetsanrufung des Namens Jesu" (derselbe). Denn allein vermag der Mensch nichts; darum besteht sein inneres geistiges Leben im steten „inneren Aufstieg" zum Herrn, im steten inneren Rufen und Schreien zum Herrn, im steten Klopfen an die Tür seiner Gnade. Und siehe: Er ist da; ehe man ihn anrief, ist er schon da (nur wir waren nicht da, wir waren nicht zu Hause, wie es Augustin sagt: mecum eras, et tecum non eram).

Daraus entsteht Demut (denn was können wir allein ohne Seine Hilfe machen? Nichts können wir machen) und demutsvolle Zuversicht, Verbindung von höchster Anstrengung und von hohem Frieden. „Das Herz wird wie ein kleines Kind, und wenn man zu beten anfängt, strömen die Tränen" (Isaac der Syrer). Ein immerwährendes Anrufen Jesu, mit warmer Sehnsucht, erwirkt, daß die Luft des Herzens, ob dieser höchsten Sammlung, von trostreicher Stille erfüllt wird. Die Ursache der Reinigung des Herzens ist aber Jesus Christus, der Sohn Gottes und Gott, Urheber alles Guten und Schöpfer. Denn er sagt ja selbst: „Ich bin der Gott, der Frieden stiftet." Es ist „ein gewisser wunderbarer Zustand, der da kommt von dem Vereintsein mit Jesu" (Hesychius)[2]. Der Mensch wird vergeistigt, lebt schon ein anderes Leben — das Leben des Geistes, oder vielmehr der Geist lebt in ihm und regiert ihn (es offenbaren sich ihm „neue und geistige Gebote" — Isaac der Syrer).

Aber diese Nähe zu Gott muß sich in flammender Liebe zum Bruder, im Gebet für den Bruder, im Dienste an dem Bruder auswirken. Daher ist die individuelle Mystik bloß eine Seite, sie wird durch die Gemeinschaftsmystik notwendig ergänzt, wie es Paulus sagt in seinem Epheserbriefe: um die Geheimnisse Gottes zu erkennen, muß man verwurzelt sein in der Liebe: ich bitte Gott, „daß ihr, in der Liebe verwurzelt und begründet, begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe (Gottes), und die jede Erkenntnis übertreffende Liebe Christi erkennen möget, damit ihr erfüllet werdet mit aller Gottesfülle." Man muß ergriffen werden von dem Geist der

[1] Vgl. bei Barthanusius und Johannes: „Von aller Askese und hohen Geistestaten sage ich dir, daß sie ohne Wahrung des Geistes keinen Wert haben".

[2] Vgl. bei Katarina von Genua: Der Seele scheint es, „daß sie in ein Meer des tiefsten Friedens versenkt ist" (le pare ... essere immersa in un mare di ultissima pace).

Liebe — von dem Geist Gottes — zusammen mit den Brüdern: denn in das Herz der in der Liebe Vereinigten wird der Geist Gottes ergossen, der da zeugte, daß wir Kinder Gottes sind. Das ist das Wesen des mystischen Erlebnisses der Kirche, wie es in den Schriften des großen russischen Philosophen und Mystikers Chomiakov (1804—1860) sich mit besonderer Wucht und Klarheit ausgeprägt hat.

Noch etwas gerade über russische kirchliche Mystik (die aus den schon geschilderten geistigen Voraussetzungen entstanden ist, als Trägerin derselben geistigen Überlieferung, von demselben Geiste getränkt): besonders kennzeichnend ist für sie das Starzentum[1]), das liebevolle Dienen an dem Nächsten, an dem geistigen Wohl des Nächsten, dem sich der Mystiker (nachdem er selbst innerlichen festen Halt erlangt hat) freudensvoll und demutsvoll unterzieht, von innerer Freude ergriffen, von maßloser freudiger Liebe ergriffen, die sich über die Mitmenschen ergießt. Darum grüßte der greise Serafion (erstes Drittel des 19. Jahrhunderts), dieser vielleicht charakteristischste Vertreter der russischen orthodoxkirchlichen Mystik, des russischen Starzentums, die unzähligen Menschen, die zu ihm kamen, mit dem freudigen Gruß: „Christus ist auferstanden, du mein Geliebter" (oder: „du mein Freudiger"). In diesem Gruß, in dem die mystische Ergriffenheit von dem überwältigenden Ewigen Leben, das in der Welt erschienen ist, zum Ausdruck kommt, ist das innerste Wesen, die tiefste Wurzel dieser Mystik gekennzeichnet.

Die Mystik im Judentum

Von Leo Baeck in Berlin

Die Mystik des Judentums ist aus der Sehnsucht hervorgekommen, über die Grenzen hinausgetragen zu werden, in welche das Erdhafte den Menschen einschließt. Von den Gewichten des Irdischen, gleichsam von der Schwerkraft, die ihn am Boden der Erde immer wieder festhält, will sie ihn erlösen; ein Wesen im Kosmos zu werden, in den Weiten und Fernen des Unendlichen zu leben, sagt sie ihm zu. In jeder Mystik ist etwas von solchem Verlangen, für die jüdische ist es das Kennzeichnende.

Dieser Zug tritt aus der Eigenart des Judentums deutlich hervor. Ihr gehört es zu, daß das Ethische zum Leben des Menschen gemacht wird. „Du sollst leben" ist hier das Gebot aller Gebote, selbst gegenüber dem Sterben; und leben, wenn es so eine Forderung von Gott wird, meint immer: Gutes verwirklichen, etwas Daseiendes mit Gutem erfüllen. Darin liegt unzweifelhaft ein Großes, aber es bedeutet doch auch eine gewisse Einseitigkeit. Denn der Mensch ist damit stets vor ein ganz Bestimmtes, vor etwas, was unmittelbar bei ihm ist, hingestellt: vor eine Entscheidung, vor eine Wahl, vor einen Anfang im Jetzt und im Hier. Das Gebotene betrifft immer das, was zu dem Menschen hinreicht: diesen Nächsten, diese Stunde, diese Tat. Damit wird der Umkreis, in den er hineingesetzt ist, zu seinem Platze, zu seiner Pflicht, zu dem Bezirke seiner Wege; auf ihm soll auch das Reich Gottes gegründet sein. Die Frömmigkeit, so sehr sie zu Gott hinführt, zeigt so dem

[1]) Über das russische Starzentum, dessen hervorragender Vertreter auch der große russische Mystiker und heilige Tychon von Zachonsk (Ende des 18. Jahrhunderts) war und das mit unvergeßbarer Kraft von Dostojewski im Zosimer seines „Idioten" gezeichnet wurde, s. den schönen Aufsatz von Tschetwerikoff „Das russische Starzentum" im „Ostkirche"-Heft der Zeitschrift „Una Sancta" (Dez. 1927). Über die Mystik der Orthodoxen Kirche überhaupt s. z. B. mein Göschen-Büchlein („Die Kirche des Morgenlandes", bes. Kap. V und VI), wo auch weitere Literatur angegeben ist, und meinen Aufsatz in der Zeitschrift „Zur religiösen Besinnung": „Die Lehre der Väter des Ostens von dem inneren Leben", 1928, Heft 2.

Menschen hienieden seine Aufgabe; das Gebot, wie tief es auch im Geheimnis wurzelt, macht ihn zum Menschen auf dieser Erde.

Über die Erde auch hinaus zu gelangen, da es doch ein Größeres und Weiteres als sie gibt, konnte darum eines Tages diese Frömmigkeit begehren, in das Kosmische konnte es sie hinausziehen, damit sie dort ihren letzten, wahrsten Sinn finde. Dort sollte dem Menschen die ganze Verwirklichung seines Daseins eröffnet sein, die ganze Erfüllung des Lebensgebotes. Die Ströme auch seines Wollens und Könnens sollten über die Erde hinausdringen. Das Unendliche wurde nun das Gebiet der menschlichen Tat; kosmische Möglichkeiten und kosmische Wirkungen waren vor ihr aufgetan. Die wesentliche Einseitigkeit hatte sich ihre wesentliche Ergänzung bereitet, das Geozentrische war überwunden. Aus dem Erdhaften wird ein Welthaftes. So ist die Mystik des Judentums geworden und so geblieben. Nicht ein Ineinandersetzen von Gott und Welt und Mensch, nicht ein Pantheismus ist sie daher, sondern Aufnahme der Welt in den Menschen, in den Bereich des Gebotes und der Religiosität. Gott bleibt der eine persönliche Gott, der Schöpfer der Welt, der Gott der Gerechtigkeit und Liebe; aber der Mensch wird zum kosmischen Wesen.

Begonnen hat diese Mystik, wenigstens in der Zeit, in der sie literarisch vor uns steht, mit einem Bizarren, Spielerischen, mit dem, was man kabbalistisch zu nennen pflegt. Ihr war es allerdings um das Spiel ernst, es bedeutete ihr ein Suchen der Wahrheit und Wirklichkeit. Damals, in den Tagen der Gnosis, herrschte der Glaube an das Wort. Das rechte Wort, dessen war man überzeugt, könnte verschlossene Tore entriegeln, Tore zur Erkenntnis, zur Erlösung, zur Ewigkeit; alles käme darauf an, die rechte Formel, das Symbolon, zu erfassen. In der hebräischen Schrift tritt zudem der Aufbau des Wortes, sein Architektonisches deutlicher als in anderen hervor. Die Vokalzeichen fehlten lange, und als sie später gebildet wurden, erhielten sie nicht in der Reihe der Konsonanten, als Buchstaben wie sie, sondern nur in der Linie der Akzente den Platz. So standen die Strebepfeiler des Wortes vor dem Blick. Und ihr Verhältnis zueinander wie zum Gesamtbau war nicht nur eines der unterschiedlichen Gestalt, sondern, da der hebräische Konsonant zugleich Ziffer ist, auch ein zahlenmäßiges, mathematisches, rhythmisches. Das Buchstabengebilde war die Zahlenformel.

Damit schien der Schlüssel gewährt, der die Pforten öffnete, welche über die Erde hinausführten. Denn da dem Wissen jener Zeit die Zahl als die Satzung der Welt galt, so konnte ein Buchstabengefüge astrale, kosmische Bedeutung haben; in ihm konnte die Formel bereitet sein, durch welche die Kreise der Welt sich banden und sich lösten, den Wegen und Zeiten im All Bahn und Richtung vorgeschrieben wurde. „Durch das Wort des Ewigen", so hatte ja der Psalm verkündet, „sind die Himmel gemacht worden." Wenn nun dieses Wort sich dem frommen Menschen in der Intuition seiner Gottesfurcht offenbarte, dann war das Unendliche mit seinen Gesetzen, das Gebiet des Schaffens ihm erschlossen. Dem Frommen, und allein ihm, sollte es so gegeben sein; es handelt sich um keine Kunst, um keine bloße Leistung des Geistes. Das Ethische wird auch hier festgehalten, die rechte Tat, die Erfüllung des Gottesgebotes bleibt die erste Forderung, der notwendige Anfang zu allem; nur daß sie nun über sich hinausträgt, daß ferne Ziele ihr winken. Das Mittelalter hindurch hat aber gerade das Spielerische viele angezogen, vor allem Menschen außerhalb der jüdischen Gemeinde.

Diese Sehnsucht, die Menschenspanne ins Universum zu dehnen, hat in der weiteren Entwicklung mit mannigfaltiger Gedankenarbeit ihre mystische Theologie auch gestaltet, die dann im Buche „Sohar" ihre kanonische Schrift gewann. Von Gott, so wurde gelehrt, ist die „Fülle" des Alls erschaffen worden. Zwischen der Erde und Gott sind darum Welten, die zehn Sphären, die seinem Schöpferwillen entströmt sind, Emanationen seines Pleroma. Sie sind der Kosmos, Welten eines Geistigen und Sittlichen, Wirklichkeiten des Guten, Energien einer Vollkommenheit, Sphären der Weisheit, Einsicht, Gerechtigkeit, Liebe, Barmherzigkeit, Größe, Hoheit. Sie sind die stete Verbindung zwischen Schöpfer und Ge-

schöpf, in ihnen fließt Fülle aus der Fülle bei Gott hernieder. Von ihnen her ist die Kraft, und in ihnen ist der Weg, sich dem nur Irdischen zu entheben, über die Erdengrenze emporzusteigen. Zu ihnen hin, und in ihrer Stufenfolge immer höher hinauf, vermag der Mensch zu gelangen, wenn er dem Guten, dem Gottesgebot sich eröffnet. Durch stete fromme Tat und Innigkeit, durch diese Ganzheit und Einheit seiner Seele vermag er Wesen von ihrem Wesen zu werden, in ihrer Welt zu leben, in dieser Nähe Gottes, in diesem Bereich des Schöpferischen, und dadurch selbst eine Quelle der Kraft zu sein. Von seiner Entscheidung, von seinem Tun hängt es ab. Er kann aufwärts und er kann abwärts gehen. Denn unter ihm ist die „Kehrseite" des Alls, durch die Sünde sinkt er zu ihr, zu diesem Verneinenden, Nichtseienden, Zerstörenden, Unwirklichen, Unkosmischen, das nur „Schale" ist, die sich anheftet und bedrückt. So ist auch hier der alte Standort, der ethische festgehalten, dieses Gebot: „Du sollst leben." Der Mensch gibt sich selbst und gibt der Welt eine Weite und eine Enge, ein Sein und ein Nichtsein. Die Geschichte der Frommen wird zu einer Geschichte der Welt, Schaffen der Zukunft, der durch das Gebot verheißenen Zeit.

Von dieser Theologie aus sind die Ideen, besonders auch im sogenannten Chassidismus[1]), weitergeschritten, vor allem zu einer kosmischen Psychologie und so zu einer tieferen Verinnerlichung hin. Der Gedanke der Einheit wird betont, der Einheit, die ist, und der Einheit, die der Mensch erlebt, dieser Gedanke der Kraft und Fülle des Göttlichen, die in allem ist und von der Menschenseele erfahren werden soll. Nichts ist an sich außerhalb der Einheit, in allem ist darum die Möglichkeit des Guten und Heiligen, alles ist dazu bestimmt, daß es erlöst, mit Gott geeint werde. Bestes der Erkenntnis ist deshalb Versenkung hierein, Edelstes im Fühlen die Freude hieran, Höchstes der Frömmigkeit die betende Inbrunst, in der alle Schranken versinken, und die Ewigkeit und Unendlichkeit, diese Einheit, den Menschen aufnimmt. Wer das erlebt und besitzt, ist ein Frommer, ein „Gerechter" geworden, ein Verbindender zwischen Schöpfer und Geschöpf. Er ist es für sich und für die die ihm nahe sind, geworden. Durch ihn und um ihn herum wird wahre Gemeinschaft geschaffen, Zusammensein von Menschen im Kosmischen, kosmische Gemeinschaft.

Um es so zu erfahren, bedarf der Mensch des Tiefsten und Geheimnisvollsten, das seinem Leben zugeteilt worden ist, der seelischen Ruhe, des Sabbats. In den sechs Tagen der Arbeit hat der Mensch Leben und Gemeinschaft in der Erdenwelt, aus ihr kann er hinausziehen in den siebenten Tag. Der Sabbat ist die mystische Zeit, die Zeit, wo die Seele sich befreit und neu wird, Woche um Woche, der Tag des Lebens in der Nähe Gottes, der Gemeinschaft zwischen Menschen in dieser wirklichen Wirklichkeit. Er läßt die Musik der Ewigkeit, den Gesang der Welten vernehmen. Wenn der Menschheit der Sabbat gekommen sein wird, dann ist die Erde in die Harmonie der Sphären eingegangen, der Tag des Messias, der Tag der ganzen Erfüllung ist gekommen. Die kosmische Sehnsucht wird hier zur Zukunftssehnsucht. In der Idee vom Sabbat und von der messianischen Zeit vollendet sich die Mystik des Judentums — wie ein altes Wort sagt: „Auf den Sabbat und auf den Messias hin hat Gott die Welt geschaffen."

Diese Mystik hatte in vielem und oft ihr Erdachtes und ihr Gesuchtes, ihr Künstliches und ihr Spielerisches; sie hat nicht selten auch ihr Unechtes gehabt, an Stelle des lebendigen Geheimnisses die hingestellte Verborgenheit. Aber trotz allen Wirrungen sind der Grundzug und das Endziel in ihr immer geblieben. In ihnen hat sie den eignen Platz in der Geschichte der Mystik. Mystik sonst in all ihrer Vielgestaltigkeit bedeutet Erlösung vom Willen, vom Ich, vom Leben. Die Mystik im Judentum bejaht den Willen, um ihn ganz zu befreien, bejaht das Gebot, um es ganz zu verwirklichen, bejaht das Leben, um es mit Gott zu einen. Sie ist Mystik von der Kraft und Genialität menschlicher Persönlichkeit und darum eine Mystik, welche von den kommenden Tagen, von der Gründung des Gottesreiches auf Erden spricht. Die Eigenart des Judentums hat ihr die Eigentümlichkeit gegeben.

[1]) Vgl. Alexander Eliasberg, Der Chassidismus, Februarheft 1916 der S. M. „Ostjuden".

Mystik in der nachkantischen Philosophie

Von David Baumgardt in Berlin

Es ist ein stark verbreiteter Irrtum, zu glauben, die Mystik gedeihe nur in den Dämmerungsstunden der großen Kulturtage. Es scheint noch immer allzuvielen, auch historisch erfahrenen Geistern so, als ob Mystik überhaupt nicht frei wachsen könne in der Nähe von klarem, reifem Denken, als ob sie überhaupt nur den dunklen Anfang oder das späte müde Ende menschlichen Reflektierens umschatten könne. Aber daß mystisches Denken auch auf der hellsten Höhe der großen Weltkulturen in Plato und noch im jungen Aristoteles oder selbst in dem scheinbar nur mystikverneinenden Goethe gewirkt hat (in den Schlußgesängen des Faust und in mancher Goetheschen Lyrik), wird allzuleicht übersehen. Doch eben diese Tatsache, daß die attische Weltauffassung und daß sogar die Epochen der modernen Aufklärung noch tief durchsetzt sind mit mystischen Regungen, deutet nur darauf hin: die Mystik muß also ein echtes und elementares Lebensrecht haben selbst neben den Denktrieben, die ihr scheinbar noch so feindlich entgegenstehen. (Und schon dies sollte beruhigend wirken auf die ängstlichen Gemüter, die nur das anerkennen möchten, was sie in Definitionen einfangen können, und die deshalb merkwürdig gern hier Definitionen fordern, während sie leider bei streng definitionsfähigen Begriffen oft viel genügsamer bleiben.)

So konnte die Mystik bisher immer wieder aller Versuche spotten, sie in absolut feste Wesensgrenzen oder in engste Geltungsbereiche einzudämmen. Wer könnte es etwa eindeutig festlegen, wo bei dem älteren Fichte, wo in seiner „Anweisung zum seligen Leben" die Metaphysik aufhört und die Mystik anfängt? Ja alles, was je Gegenstand der Metaphysik war, ist auch schon einmal in irgendeinem Sinne Gegenstand der Mystik gewesen. Höchstens nach ihren verschiedenen Denkwegen, aber nicht nach den Gegenständen der Erkenntnis lassen sich Metaphysik und Mystik scheiden. Die Metaphysik verfolgt noch wesentlich den Weg des objektivierenden Wissens, den Weg der Episteme. Sie will noch distinktes, gegenständliches Wissen, ja sie will oft noch reine Wissenschaft sein. Die Metaphysik sucht das absolute Sein der Welt — als ein ihr gegenüberstehendes Sein — in der Klarheit des Gegenüber zu fassen und zu beschreiben. Die Mystik aber will selbst dieses natürliche Gegenüber von Subjekt und Objekt des Erkennens nicht mehr dulden, sie will es auflösen, auslöschen oder zum mindesten vergessen, versinken lassen. Die Mystik sucht die unmittelbarste Einigung, die absolute Verschmelzung von Erkenntnissubjekt und Objekt, eine Copula spiritualis, eine „geistliche Hochzeit" zwischen dem Erkennenden und dem Erkannten, das völlige Untertauchen, das reine Sichverlieren und Untergehen des Wissenden in dem Gewußten und umgekehrt. Und weiter: schon vom Mittelalter her konnte sich um den ontologischen Gottesbeweis oder um die Beweise von der Substantialität der menschlichen Seele eine weite Metaphysik anlagern, deren Stolz es war, rein rational, diskursiv beweiskräftig zu verfahren. Jede Mystik aber hat wenigstens zu ihrem Kern, trotz alles rationalen Beiwerks, ein nicht mehr rationales, sondern wesentlich irrationales, unmittelbar divinatorisches Denken und dazu ein Denken von wesentlich affektiver, von nicht mehr rein theoretischer Bewegtheit. Mit diesen Intentionen aber hatte das mystische Denken zweifellos gerade nach dem Zusammenbruch der rationalen vorkantischen Metaphysik auch in der modernen Weltauffassung eine maßgebliche und unentbehrliche, lebendige Funktion zu erfüllen.

Freilich Kant selbst ist vielleicht der mystikfreieste der großen Denker der Weltphilosophie gewesen. Als der strenge, zuchtvolle Meister kritisch begrifflicher Forschung hat er die Mystik höchstens in seiner Freiheitslehre gestreift (wie dies neuerdings Jaentzky mit Recht andeuten wollte). Im übrigen aber hat Kant noch am Abend seines Lebens der

Mystik fraglos eine überraschend heftige Absage erteilen wollen in seiner denkwürdigen Schrift „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie". Aber Kant hat damit gerade in Deutschland die am Ende des 18. Jahrhunderts überall aufkeimende neue „vornehme" Mystik in nichts mehr niederhalten können. Schon in Kants Antipoden Herder, vor allem aber in der ganzen nach Kant heraufziehenden philosophischen Romantik und selbst in dem sogenannten klassischen Idealismus des 19. Jahrhunderts hat die Mystik eine ganz andere Macht gewonnen als in dem Kritizismus Kants[1]). Herder und Friedr. Heinr. Jacobi mit seiner „Philosophie des Glaubens und Ahndens" oder der holländische Irrationalist Hemsterhuis und Lavater wie Matthias Claudius, ja der ganze philosophische Sturm und Drang des 18. Jahrhunderts sind hier nur die Wegbereiter für die neue Mystikliebe des Novalis, des genialischen, frühverstorbenen J. W. Ritter, Friedrich Schlegels, Schellings, Steffens', G. H. Schuberts und vor allem Franz Baaders. Und so ruft es schon Novalis in seinen Fragmenten aus: selbst in Lavater ist noch „zu wenig Mystik". Aber „Religion, Liebe, Natur, Staat, alles Auserwählte" soll nun „mystisch behandelt werden"[2]). Und dieses leicht hingeworfene Programm ist dann ernstlich unter den Händen der europäischen Romantik weithin Wirklichkeit geworden.

Überall in der Naturphilosophie dieser Epoche, bei Eschenmayer und Steffens, bei Gotthilf Heinrich Schubert und noch bei Schopenhauer, ja selbst bei betonteren Forschernaturen wie C. G. Carus oder Oken leuchtet mystisches Naturempfinden auf, ein Naturerfassen, das eben nach einem Wort Schellings deshalb mystisch ist, weil „das Endliche hier zugleich das Unendliche wird" und „als Andacht in das empfangende Subjekt selbst fällt"[3]), ein mystisches Naturerfühlen, in dem immer wieder das Subjekt Mensch eins wird und verschmilzt mit der Natur außer ihm und mit allem unendlichen Sein überhaupt: bei Carus etwa, indem der Mensch allen Wald in der Natur draußen nur dadurch versteht, daß er selbst Wald ist, identisch ist mit allem Waldhaften kraft des Vegetativen in seiner Leibesseele[4]); oder bei Schubert und bei Oken, wenn hier das ganze organische Universum nur als dasselbe erscheint wie der auseinandergefaltete Mensch[5]), also der Mensch Universum ist und das Universum Mensch; oder bei Schopenhauer, wenn auch hier der Mensch gegenüber der Natur nicht mehr erkennend bleibt, sondern in unmittelbarer mystischer Einheit mit allem Dasein lebt, der Mensch als Weltwille und die Welt nur als ein ewiges, wollendes menschenähnliches Sein. Schelling hatte schon nach Novalis am Beginn des 19. Jahrhunderts ein volles Bekenntnis zum mystischen „Schwärmertum" abgelegt[6]), und er hat die Mystik so auch ausdrücklich von seiner Naturlehre aus in die Religionsphilosophie hineintragen wollen. Der innerste Geist des Christentums ist mystisch, so heißt es hier, indem „das Geheimnis der Natur und das der Menschwerdung Gottes eins und dasselbe ist"[6]). Ja, auch Fichte geht in seinen späteren religionsphilosophischen Schriften, allerdings in einem stark pantheistischen Sinn, zu einer solchen religiösen Mystik fort[7]). Joseph Molitor schreibt 1827 seine große Verlebendigung der jüdischen Kabbala als „Philosophie der Geschichte", Görres 1836 seine fünfbändige „christliche Mystik", dieses breiteste „Pandämonium geistiger Sehnsucht und seelischer Abgründe", das wohl das bisher weiteste Material an christlich-ekstatischem, visionärem Erleben bis hin zu mystizistischem Wahn- und Hexen-

[1]) Daß z. B. auch Hegel zur Mystik eine viel größere Nähe fühlte, als man bei diesem „Panlogisten" meistens annahm, wird aus seiner „Encyklopädie" erkennbar, etwa aus dem Zusatz zu § 82 oder aus der Vorrede z. 2. Aufl.

[2]) Novalis: Schriften ed. Minor, 1907, Bd. III S. 110, Bd. II S. 261 f.

[3]) Schelling: Werke, Abt. I, Bd. V S. 434.

[4]) S. H. Kern in Leopoldina, Berichte d. d. Akad. d. Naturf. zu Halle, Bd. III 1928, S. 133

[5]) S. z. B. G. H. Schubert: Die Geschichte der Natur 1835 ff., Bd. III S. 503 und L. Oken: Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, Bd. 7, 3. Abt., 1838, S. 1849: Der Mensch ist zugleich „die Gesamtheit aller Tiere".

[6]) Schelling: Werke. Abtlg. I, Bd. VII S. 120; Bd. V S. 290.

[7]) Fichte: Werke ed. J. H. Fichte, z. B. Bd. V S. 428.

glauben zusammengetragen hat[1]). Aber seine lebendigste und seine tiefste Kraft fand der Geist der christlichen Mystik im 19. Jahrhundert erst in dem religiösen Fanatismus Kierkegaards, in der Glut des Denkens und Empfindens, mit der hier — wie in der strengsten „negativen Theologie" der mittelalterlichen Mystik — das Denken des Göttlichen nur als das absolute Paradox, als das völlig Absurde, als das total Andere über alles sonstige Wissen hinausgetragen und hinausgesteigert ist, und mit der doch nur das absolute Aufgehen in diesem paradoxen Erleben gefordert wird.

Doch nicht nur in Natur- und Religionsphilosophie hat sich mystischer Geist damals mächtig ausgewirkt, auch die Gesellschaftslehre dieser Zeit hat er breithin ergriffen. Die Lehren vom Staat etwa bei Novalis, bei den Franzosen Maistre und Bonald oder besonders bei Saint Martin, aber auch bei Adam Müller oder selbst bei Schelling zeugen von solcher „mystischer Staatsauffassung" in ihrer absoluten Hingabe an den „göttlichen", geheimnisvollen, „mystischen Organismus des Staates", an diese wahre, höhere Lebensgemeinschaft, des „contrat divin", in dem „das Besondere und das Allgemeine absolut eins" sind, in dem das empirische Individuum innerlich aufzugehen, zu verschwinden hat, in dem der einzelne nur „Hand sein" darf für das Ganze, während der Staat selbst niemals aus den empirischen Individuen rational aufgebaut werden kann. Vor allem bei Bonald ist mit dieser Staatslehre besonders eng verschwistert eine leidenschaftlich mystisch religiöse Versenkung in das Wesen der Sprache, das Wesen des Logos als Sprache, bis dann um 1840 die umfassendste enzyklopädische Ausbildung solchen Gedankenguts in dem großen Lebenswerk Franz Baaders vollzogen wird. In der Rechts- wie in der Staatsphilosophie, in der Ethik und in der Sprach- wie in der Kunst-, in der Natur- wie in der Geschichtsphilosophie hat Baader — als der größte Kenner und Wiedererwecker der ganzen älteren Mystik — eine gewaltige Wiederauferstehung mystischen Denkens heraufbeschworen und sie mit prägnanter Wucht gegen alle „Aufklärungsphilosophie" in den Kampf geführt[2]).

Dann aber welkt diese Hochblüte des mystischen Philosophierens schnell ab, und das spätere 19. Jahrhundert schlägt jäh um zu bloßem Positivismus und Empirismus. Nur in wenigen einsamen Geistern wie in Nietzsche oder auch in Jean Marie Guyau lebt neben einer stark naturalistischen Gesinnung wenigstens ein Stück Mystik fort (etwa in Nietzsches Vision der ewigen Wiederkehr im 3. Teil des Zarathustra), während sich die Mystik sonst um diese Zeit nur in Rußland, besonders bei Solowjeff breiter ausgedehnt hat.

Erst ganz am Ende des 19. Jahrhunderts, als Henri Bergson sich wieder einsetzte für das freieste Recht der philosophischen Intuition neben allem empirischen und rationalen Denken, ist damit auch die Bahn wieder frei geworden für ein langsames Anwachsen neuer mystischer Tendenzen in der europäischen und besonders der deutschen Philosophie. Und so stehen wir heute wieder mitten in einer sehr mystiknahen Naturphilosophie bei Edgard Dacqué oder bei zahlreichen Neovitalisten, in mystikverwandter Religiosität bei Romano Guardini, bei Rudolf Otto, bei Martin Buber oder bei Russen wie Berdjajew in romantisch-mystikähnlicher Staatsphilosophie bei Gustav Landauer oder Spann, Bewegungen, denen wir heute nur zu nahe stehen, um ihren Ertrag frei abschätzen zu können.

Nur eines bleibt sicher: Echte Mystik braucht gewiß nicht zu erschrecken vor der bedauernswerten Feindschaft selbst der größten Sozialrevolutionäre der Gegenwart, die hinter jeder Mystik nur eine Machenschaft der Reaktion fürchten. Und sie braucht nicht zu verstummen vor den Ängsten einer bloß fanatisch kritischen Wissenschaft. Aber echte Mystik ist auch zu gut, um ein Schlummerkissen zu werden für reaktionäre politische Hoffnungen oder wissenschaftsscheue, alles vermanschende Phantastik. Sondern das Recht der Mystik beginnt eben erst an der Grenze, wo die reine Wissenschaft ehrlich ihre schwere Arbeit aus der Hand geben muß, und wo der Menschengeist doch nicht ruhen will und nicht ruhen kann.

[1]) J. Görres: Die christliche Mystik, jetzt in wertvoller Auswahl hgg. von Joseph Bernhart, 1927.
[2]) David Baumgardt: „Franz von Baader und die philosophische Romantik", 1927.

Aber echte Mystik darf so auch kein billiges ästhetisierendes Spiel werden, das nur in leeren Phantasien schwelgt, und das jeder denkerischen Entscheidung feige ausweicht. Sondern sie ist der schwere und ernste Wille, da, wo die Kräfte der beobachtenden, die Kräfte der rationalen Forschung zu Ende sind, mit neuen Kräften, mit den Kräften der Divination hineinzutauchen und zu verschmelzen mit dem ewigen Geheimnis alles natürlichen und geistigen Lebens, das uns umfängt, und damit doch auch diesem Geheimnis immer wieder einen wahrhaft neuen und einen lebendig faßbaren Gehalt abzulocken. Diesen Willen aber soll und kann uns keine Mystikfeindschaft verbieten. Und ihn braucht uns auch keine — noch so bedenkliche — Mystikfreundschaft zu verleiden.

Deutsche Mystik in Frankreich

Von Jeanne Ancelet-Hustache in Paris

Wir sind jetzt in Frankreich Zeugen einer großen spiritualistischen Bewegung. Mögen die Alten es leugnen, die bei den Begriffen ihrer eigenen Jugend geblieben sind, und nichts von dem wissen wollen, was ihnen widerspricht: Tatsache ist es, daß einem immer größeren Teil der denkenden Jugend der Materialismus als eine altmodische Posse vorkommt, und daß die Veränderung der philosophischen Systeme die tiefe Sehnsucht dieser Jugend nicht befriedigt. Sie will kein leeres Wort- und Gedankenspiel, auch sucht sie nicht ihre Wahrheit, sondern einfach und einzig die Wahrheit, die doch irgendwo sein muß, und der sie sich mit ganzer Seele hingeben kann. Da unsere ganze Überlieferung, obwohl von Zeit zu Zeit durch fremde Einflüsse verdunkelt, katholisch ist, hat sie keinen weiten Weg gehabt, um sie zu finden. Die wenigen Seiten, die mir zur Verfügung stehen, erlauben mir nur dies als kurzes Vorwort zu sagen, aber es ist doch notwendig, da mein Thema die religiösen Verhältnisse im jetzigen Frankreich berührt.

Von diesem geistigen Aufblühen spürt man noch wenig im Volke: die wichtigen Elemente, die dort spiritualistisch gesinnt sind, waren es, und sind es nicht geworden. Ich spreche besonders von der gebildeten Welt, von der Jugend der Universitäten und der sog. „hohen Schulen" (Polytechnique, Centrale, Ponts et Chaussées, Normale supérieure, Sèvres für die Mädchen, usw.), die für die Bildung der geistigen Führerschicht eine so große Rolle spielen, von den vielen jungen oder älteren Künstlern und Schriftstellern, die sich bekehrt haben, oder richtiger gesagt von der Mehrzahl unter ihnen, die zur Kirche zurückgekommen sind, und deren Werke jenseits der Grenzen wohlbekannt sind: Paul Claudel, George Desvallières, Jacques Maritain, dem verstorbenen Jacques Rivière, Jacques Copeau, Jean Cocteau, und wie sie alle heißen. Wir haben sogar ein geistiges Theater, Les Compagnons de Notre-Dame, das ein Konvertierter, Henri Chéon, leitet. Überall bilden sich Vereine, um sich gegenseitig Mut zu neuen Eroberungen einzuflößen: kürzlich ist sogar ein Verein der katholischen Schauspieler und Schauspielerinnen entstanden, in dem unerwarteterweise manche Mitglieder des Nationalopernhauses und der Comédie française zu finden sind.

Für dieses Publikum sind die schönen Büchersammlungen bestimmt, die auch als Zeuge für diese Tendenzen gelten, zum Beispiel Le Roseau d'Or bei Plon, mit Maritain an der Spitze, Ars et Fides bei Bloud & Gay, Les Grands Cœurs bei Flammarion. Man kann sich denken, welche Gunst die Mystiker, die das gelobte Land entdeckt haben, nach dem jetzt so viele segeln, bei uns gefunden haben. Überall, auch bei Verlegern, die uns an diese Literatur wenig gewöhnt hatten, erscheinen Ausgaben und Übersetzungen ihrer Werke, auch Studien darüber. Das Leben der Heiligen bleibt nicht mehr die Sache der Priester und Mönche (hier gab Huysmans das Beispiel), und weltliche Schriftsteller

freuen sich, ein neues Feld der psychologischen Beobachtung ausbeuten zu können; ja wir lesen sogar Romane, bei welchen Fragen gestellt und Probleme erörtert werden, die sonst nur Theologen besprachen. Alles das erinnert an die Zeit des Jansenismus, wo die Hofdamen über die Gnade disputierten, aber freilich schrieb man damals keine Romane darüber!

Es kann den Philosophen und besonders den Gläubigen freuen, zu sehen, wie diese Sorge für die geistigen Probleme im grellen Gegensatz zum theoretischen Materialismus der Vorwelt und zum praktischen Materialismus der Umwelt steht. Das hat zwar auch seine schlechte Seite, denn man muß fürchten, daß dieses große aufrichtige Streben von anderen einfach als Mode betrachtet werde, eine Mode, der man wie jeder anderen literarischen Mode folgen kann, ohne völlige Hingabe der Seele und des Gemütes. Bei manchen klingen diese Töne falsch; vor ein paar Jahren schrieb ein bekannter Schriftsteller einen Roman, in dem gelungene mystische Beschreibungen mit erotischen Szenen auf die widerwärtigste Weise wechselten, und da der Kardinal von Paris die Katholiken vor diesem Buch warnte, erklärte der Verfasser, daß man ihm doch das nicht vorwerfen könne, was einem beim Lesen der heiligen Gertrud so oft begegne! Auch hat es für den Sachverständigen etwas Ärgerliches, wenn jeder, nach flüchtigem Lesen eines mystischen Werkes, über die schwierigen Probleme der Mystik und der Psychologie der Mystiker sein Wort sagen will. Was haben wir nicht über die heilige Theresia von Avila lesen müssen!

Ich beglückwünsche die Deutschen, daß ihre Mystiker diesem Schicksal entgangen sind, denn sie waren, Gott sei Dank, nicht so allgemein bekannt, als daß irgendein Schriftsteller ihre Namen auf dem Titelblatt seines Buches als Reklame hätte gebrauchen wollen. Ihr hortus conclusus ist also kein öffentlicher Platz geworden: er bleibt nur den Eingeweihten offen. Die Schriftsteller und die Leser, die sich mit ihnen beschäftigen, möchte ich in zwei Kategorien teilen: die Gelehrten und die Frommen.

Ich will besonders von den Mystikern des deutschen Mittelalters sprechen, die ich am besten kenne. Vor bald einem Jahrhundert haben Schmidts Arbeiten das Interesse für sie geweckt, dann erschienen in den siebziger Jahren Jundts Arbeiten über den volkstümlichen Pantheismus im Mittelalter und im 16. Jahrhundert, über die Gottesfreunde im 14. Jahrhundert, und ein wenig später über Rulman Merswin. Obwohl veraltet, können diese Arbeiten doch als ehrwürdige Beispiele betrachtet werden. Unmittelbar daran knüpft sich diejenige von Delacroix, der immer noch Philosophie an der Pariser Universität lehrt, und der 1899 als erste These (die zwei Thesen der Doktorarbeit sind in Frankreich ungefähr dasselbe wie die Habilitierung in Deutschland) eine Studie über die spekulative Mystik in Deutschland im 14. Jahrhundert vorlegte. Es ist wohl die erste größere Arbeit der modernen Zeit, die über Meister Eckhart in französischer Sprache erschienen ist. Man war nicht wenig erstaunt über diese Wahl, und Herr Delacroix selbst sagte mir, daß er nicht viele Leser fand. Die Bahn war also frei, aber Meister Eckhart mußte noch einige Jahre auf das Interesse der gelehrten Welt warten; jetzt ist es ihm zuteil geworden, und die Studien über ihn sind in vollem Aufschwung. Frankreich hat hier einen Ehrenplatz, dank den schönen Arbeiten des Dominikaners P. G. Théry.

Als man anfing, sich mit Meister Eckhart zu beschäftigen, war man geneigt, ihn als Einzelerscheinung oder als Ausgangspunkt zu betrachten, als ob er keine Vorgänger gehabt hätte. Das kommt daher, daß man die Geschichte der Philosophie im Mittelalter noch so wenig erforscht hat: was wissen wir über die Anfänge der Scholastik, über Albert den Großen, seine Lehre, die Art, wie sie von seinen Schülern verstanden wurde? Es bleibt hier sehr viel zu tun übrig. Nun steht der Thomismus seit einiger Zeit im Vordergrund: die schönen Arbeiten Gilsons haben viel dazu beigetragen. Er und P. Théry haben neulich eine Zeitschrift begründet: Archives d'histoire doctrinale et littéraire du moyen age, deren Titel an das „Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters" erinnert, und die auch Denifles Werk fortsetzen will.

P. Théry hat sich als Hauptaufgabe gestellt, dem Einfluß des Pseudo-Dionysius, des Vaters der abendländischen Mystik, Schritt für Schritt zu folgen. Er hat seine Studien mit einer Arbeit über die Summa de bono des Ulrich von Straßburg angefangen. In den ersten Jahren nach der Gründung des Studium generale zu Köln im Jahre 1248, erklärte Albertus das Buch der göttlichen Namen des Dionysius. Unter seinen Schülern waren Thomas von Aquin und Ulrich von Straßburg. Der erste gab seinerseits eine Erklärung des Buches. Die Summa de bono ist, wie P. Théry zeigt, nichts anderes als ein dritter Kommentar desselben Werkes. Da wird die Frage gestellt: wie haben sich beide Schüler in ihren gleichartigen Werken dem Meister gegenüber verhalten? Die Antwort wird uns erlauben, den Einfluß des Albertus auf seine Schule zu bestimmen, die Tendenzen dieser drei großen Theologen kennen zu lernen; sie wird uns auch neue Elemente für die Geschichte der mystischen Strömungen im Mittelalter geben. Es ist von großer Wichtigkeit zu zeigen, wie das mystische Aufblühen, das mit Dionysius Areopagita anfängt, und in den Klöstern des 14. Jahrhunderts, besonders in den Dominikanerinnenklöstern seine schönsten Früchte zeitigte, das Werk scholastisch geschulter Dominikaner ist. Meister Eckharts Lehre selbst wurzelt in diesem Boden, und wie Denifle schon gezeigt hat, ist es ein grober Irrtum, Mystik und Scholastik scharf zu trennen. Die Unterschiede beruhen mehr auf Mißverständnissen und Übertreibungen als auf bewußtem Gegensatz. P. Théry beweist es auch in den Anmerkungen zu seinen verdienstvollen Ausgaben der Werke Eckharts und der Dokumente seines Prozesses (Vie spirituelle, 1924, Archives ... 1926, I, 1928, III).

Fräulein Daguillon hat alle bekannten Handschriften Ulrichs von Straßburg erforscht und die Ergebnisse ihrer Studien für ihre These bei der Ecole des Chartes vorgelegt. Sie hat auch die einzige erhaltene Predigt Ulrichs herausgegeben und ins Französische übersetzt.

Von Taulers Werken haben wir eine vollständige Übersetzung nach der lateinischen Ausgabe von Surius. P. Noël, O. P. veröffentlichte sie 1911, aber man weiß, daß Surius dem Namen Taulers viel Unechtes untergeschoben hat. Diese Übersetzung war übrigens nur in erbaulicher Absicht gemacht worden, aber eine neue, auf Grund der Handschriften und der besten Ausgaben, war notwendig. Nachdem er in der Vie spirituelle, der Zeitschrift der französischen Dominikaner, eine kurze Skizze des Lebens Taulers geschrieben hatte, unternahm sie P. Théry mit P. Hugueny. Der erste Band ist dieses Jahr erschienen. Er enthält drei Einführungen: eine geschichtliche von P. Théry selbst, eine theologische von P. Hugueny, eine literarische von A. Corin, der sich schon lange mit Tauler beschäftigt. Ein katholischer Geistlicher arbeitet auch an einem ausführlichen Werk über Tauler.

Suso ist in Frankreich der bekannteste deutsche Mystiker des Mittelalters. Seit 189 besitzen wir eine gute Übersetzung seiner Werke von Thiriot. In seinen geschichtliche und psychologischen Studien über die großen christlichen Mystiker (1908) stellte ih Delacroix neben die heilige Theresia und Frau Guyon als großes Beispiel. Währen zweier Jahre (1910—1911) hielt Henri Lichtenberger an der Pariser Universität Vo lesungen über die deutsche Mystik im Mittelalter und besonders über Suso. Renée Zeller schrie auch ein volkstümliches Buch über ihn (1922); sie gab Auszüge seiner Werke mit fromm Absicht heraus, und übersetzte das Minnebüchlein.

Ich komme nun zu den deutschen Mystikerinnen und entschuldige mich, daß ich dab von meinen eigenen Arbeiten sprechen muß, was nicht nur für den Leser, sonde auch für mich sehr unangenehm ist.

Von den großen Benediktinerinnen des 12. Jahrhunderts weiß man in Frankrei sehr wenig. Ich kenne nur eine kleine unbedeutende Übersetzung der Offenbarung der Elisabeth von Schönau. Hildegard von Bingen bleibt nur ein Name. Vor dem Kri hatte man eine Übersetzung ihres größten Werkes Scivias, unternommen, aber d Verlag besteht nicht mehr und die Übersetzung ist unvollendet geblieben.

Den Werken, die aus dem Kloster Helfta hervorgegangen sind, ist es besser ergangen. D Offenbarungen der heiligen Mechthild von Hackeborn und der großen heiligen Gertr

waren schon am Anfang des 17. Jahrhunderts ins Französische übersetzt. Während einer Krankheit der großen Reformatorin des Val-de-Grâce, Marguerite d'Arbouze, die für ihr Leben fürchten ließ, versprach ihr Beichtvater und Helfer bei der Reform, Jacques Ferraige, wenn sie genäse, das Buch der heiligen Gertrud ins Französische zu übersetzen. Marguerite genas, und er hielt sein Wort. 1623 übersetzte er auch den Liber specialis gratiae der heiligen Mechthild. Seit dieser Zeit sind diese Bücher nie vernachlässigt worden. Besonders die heilige Gertrud hat immer wieder Leser gefunden und neue Übersetzungen der Insinuationes divinae pietatis haben denselben Erfolg wie die erste gehabt. Ein französischer Benediktiner gab 1875—1877 den lateinischen Text der heiligen Mechthild und der heiligen Gertrud heraus, und er fügte die Lux divinitatis der Mechthild von Magdeburg hinzu. Er übersetzte die drei Werke ins Französische, und seit 50 Jahren sind die Werke der zwei Heiligen immer wieder gedruckt worden und Gemeingut aller frommen Seelen geblieben. Die Exercitia spiritualia und deren verschiedene Übersetzungen sind in den Schaufenstern aller katholischen Buchhändler zu sehen. Man erkennt in diesen großen Mystikerinnen die ersten Verehrerinnen des Herzens Jesu, das heißt der Liebe Christi zu den Menschen. Zwar findet man diese Verehrung vor ihnen, da sie ein Grundzug der christlichen Lehre ist, aber in ihren Werken hat sie schon die Form des Strebens nach ganzer Hingabe des eigenen Herzens, um diese göttliche Liebe zu erwidern, das die Mystik einer heiligen Marguerite Marie kennzeichnet. Darum stellt man Mechthild und besonders Gertrud neben sie in den Kirchen, die dem Herzen Jesu gewidmet sind; die heilige Gertrud steht zum Beispiel an der Wand der Basilika in Montmartre, und neulich habe ich die Freude gehabt, beide mit Katharina von Siena und Marguerite-Marie über dem Hauptaltar einer neuen Kirche zu sehen.

Die Benediktiner haben sehr viel zu dieser Volkstümlichkeit beigetragen. In der zu Maredsous herausgegebenen Büchersammlung Pax, die bis jetzt 29 Bücher umfaßt, sind ihnen nicht weniger als vier gewidmet: „Das innere Leben der heiligen Gertrud", die schönsten Gebete der beiden Heiligen, das liturgische Jahr nach ihren Werken (zwei Bände), zwei andere Bücher; „Die Herz-Jesu-Verehrung im Benediktinerorden", und „Die Liebe des Herzens Jesu mit den Heiligen und den Mystikern des Benediktinerordens betrachtet", enthalten auch große Auszüge ihrer Werke.

Mechthild von Magdeburg ist ungerechterweise weit zurückgeblieben, wahrscheinlich weil sie nicht heiliggesprochen ist, oder vielleicht weil sie nicht ihr Leben lang einem einzigen Orden angehörte, und weil deshalb ihr Werk verschiedene Einflüsse aufweist. Die Übersetzung von Dom Paquelin, die übrigens nicht ganz getreu war, ist nie wieder gedruckt worden. Mir war also die große Ehre beschieden, sie ein zweites Mal in mein Vaterland einzuführen. Obwohl ein großer Teil meiner Arbeit der textkritischen Forschung gewidmet ist, habe ich doch versucht, ein treues Bild ihres schönen Werkes und ihrer großen Seele zu geben. Mir lag auch am Herzen, ihre Identität mit Dantes Matelda zu beweisen, und da meine These auf Texten und Tatsachen beruht, hoffe ich, daß sie sich doch einmal behauptet, daß man der großen Mechthild Gerechtigkeit widerfahren läßt und ihr diesen Ehrentitel, Dantes Matelda zu sein, nicht mehr bestreitet.

Von den für die Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter so bedeutenden Dominikanerinnenklöstern kennt man Unterlinden in Colmar wegen des Büchleins von Bussière (1864), das im Dominikanerorden einen außerordentlichen Erfolg hatte, und das man nur noch in den Klosterbibliotheken entdeckt. Diesen Monat erscheint von mir bei Perrin eine Arbeit über die Schwestern zu Töß und Elisabeth von Ungarn, die Verwandte der Elisabeth von Thüringen. Ich werde auch eine kritische Ausgabe der lateinischen Chronik von Unterlinden in den Archiven P. Théry's veröffentlichen, da die Ausgabe von Pez nicht mehr genügt.

Wenn ich hinzufüge, daß wir eine gute Arbeit über die „Theologia deutsch" mit einer Übersetzung von Maria Windstosser besitzen, daß eine neue Übersetzung desselben Werkes

dieses Jahr erschienen ist, daß Koyré, der schon eine größere Arbeit über Anselm von Canterbury schrieb, eine ausführliche Studie über Böhme unternommen hat, daß Fräulein d'Asbeck kürzlich eine Studie über Ruysbroeck herausgab, in welcher der Einfluß Meister Eckharts auf die deutsche Mystik betont ist, und daß die Sammlung Le Roseau d'or eine kleine Studie Marcel Brions über Angelus Silesius enthält, wird man einsehen, daß die Franzosen in dieser Richtung nicht müßig sind. Trotzdem hat eine andere Mystikerin den ihr gebührenden Platz noch nicht erhalten: Anna Katharina Emmerich. Das Buch „des bitteren Leidens" ist zwar übersetzt, aber das genügt nicht. Viele kennen ihren Namen, doch das ist wohl alles. Hoffentlich macht sich bald jemand an die Arbeit.

Das Interesse für die deutsche Mystik ist also in Frankreich immer wach, wie man aus dem Vorhergesagten hat ersehen können, niemals erlosch es ganz, aber jetzt ist der Augenblick besonders günstig. Mögen die französischen Mystiker in dem wunderbaren Werk Henri Bremonds zum Beispiel, der vielen, auch seinen Landesgenossen Unbekannte, wieder ins Leben rief, in Deutschland gleichen Beifall finden und der Gegenstand neuer Studien werden. Mögen vor allem diese gegenseitigen geistigen Beziehungen zum besseren Verständnis beider Länder beitragen. Mit dem Gedanken dieser Geister verglichen, wie erscheinen doch die irdischen Streitigkeiten zwischen Kindern desselben Vaters niedrig. Mögen wir es alle verstehen: den deutschen Mystikern lege ich diesen Wunsch zu Füßen.

Mystik in Amerika

Von Rufus M. Jones in Haverford (Pennsylvania)

Seit seiner frühesten Kolonialperiode im 17. Jahrhundert ging durch das geistige Leben Amerikas stets ein mystischer Zug. Mitglieder der kleinen englischen Mystikersekten kamen (1640—1660) an verschiedene Orte der amerikanischen Kolonien in der Hoffnung, dort größere Gedankenfreiheit zu genießen, und gaben dort ihre Ideale und ihre Bestrebungen an ihre Nachfolger weiter. Die Quäker kamen von 1656 ab nach Amerika und führten eine mystische Gottesverehrung und eine Lebensphilosophie ein, die sich stark an die großen Mystiker der historischen Kirche anlehnt. Eine Niederlassung der Labadisten (Nachfolger von Jean de Labadie) wurde in Maryland am Bohemia River nahe der Chesapeake Bay 1684 gegründet. Die holländischen und deutschen Sekten, die nach Pennsylvanien um 1684, dann wieder Mitte des 18. Jahrhunderts kamen, brachten einen starken Einschlag von Pietismus und damit eine neue Art mystischer Ideen; am edelsten hatten sich diese in Johannes Tauler und Jakob Böhme, am minderwertigsten in der Verquickung mit mittelalterlicher Theosophie und der Kabbala verkörpert.

Jonathan Edwards (1703—1758), wohl der größte Theologe und einer der größten Philosophen, die Amerika hervorgebracht hat, war vielleicht der bedeutendste amerikanische Mystiker des 18. Jahrhunderts. Wie der heilige Augustinus spricht auch Edwards, der ein als logischer Theologe, der andere als überzeugter Mystiker, mit Ehrfurcht und Staunen von dem Erleben Gottes. Edwards hatte in seiner Jugend bei einer bestimmten Gelegenheit das Gefühl, von Gott aufgenommen zu sein, und fühlte sich eins mit seiner Macht und Gnade. Die ganze Welt war anders für ihn geworden und von Gottes Gnade erfüllt.

Thomas C. Upham (1799—1872), Professor der Moralphilosophie am Bowdoin College im Staate Maine, gab einen bedeutsamen Beitrag zum mystischen Gedanken in Neuengland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er schrieb ein „Leben der Madame Guyon" (1847), aufgebaut aus ihrer Selbstbiographie und ihren übrigen Schriften, zusammen mit einem Bericht von Fénélon; ferner das „Leben der Catharine Adorna", d. h. der Catharina von Genua (1856). Drei seiner anderen Bücher handeln hauptsächlich von mystische

Dingen, nämlich „Das Glaubensleben" (1848), „Das Innenleben" (1846), und eine „Abhandlung über die Vereinigung mit Gott" (1851). Diese Bücher fanden Eingang in vielen Familien und lenkten die Gedanken ihrer Leser aufs Mystische hin.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts war durch einen trockenen Rationalismus beeinflußt, der sich in manchen Gegenden zu einem nüchternen Deismus auswuchs. Die Reaktion auf diesen Rationalismus war naturgemäß eine Welle von Romantik, so in England und in einem Teil des europäischen Festlandes. Der Einfluß von Coleridge bildete einen mächtigen Faktor beim Schmelzen der rationalistischen Eisdecke und dem Erwachen eines neuen Frühlings. Noch wichtiger, obgleich nicht so unmittelbar, war der Einfluß Kants und der nachkantischen deutschen Philosophie, der nach Amerika erst aus zweiter Hand gelangte. Epochemachend war die amerikanische Übersetzung von Cousins „Einführung in die Geschichte der Philosophie". F. H. Hedges „Deutsche Prosaschriftsteller" bildete eine andere Quelle der Inspiration.

Schleiermacher und Goethe hatten ebenfalls ihre Leser in Neuengland und übten bedeutsame Wirkungen aus. Ein wenig später kam der mächtige Einfluß Thomas Carlyles. Ralph Waldo Emerson (1803—1882) endlich faßte alle diese Strömungen zusammen in einer Richtung, die hauptsächlich ins Mystische ging. Emerson ist, wie ich glaube, Amerikas bedeutendster Mystiker überhaupt. Neben der romantischen und nachkantischen Richtung beeinflußte ihn hauptsächlich Plato und noch mehr Plotinus, die er beide in Thomas Taylors englischer Übersetzung studierte. Jakob Böhme und Georg Fox sind gleichfalls in Emersons Mystik zu spüren. Die Vorträge, die Emerson in vielen amerikanischen Städten hielt, und seine schwungvollen Essays und Gedichte trugen seine Lebensauffassung und seine Gedanken in zahllose Familien, und so gewannen diese mächtigen Einfluß auf das Leben in Amerika.

Walt Whitman (1819—1892) war neben Emerson der eindringlichste Vermittler der Mystik in Amerika, und seine autobiographischen Mitteilungen zeigen klar, daß er einer persönlichen Erfahrung nach Mystiker war. Es finden sich viele Stellen in Whitmans Schriften, die entweder unmittelbar mystische Erlebnisse mitteilen oder sich über Beschaffenheit und Wert der Mystik verbreiten. Aber die bei weitem wichtigsten Beiträge, die er auf diesem Gebiete geschrieben hat, finden sich in seinen Gedichten. Das unmittelbare persönliche Erlebnis des Dichters findet sich am Anfang von „Leaves of Grass", und das Gedicht „Das Gebet des Columbus" ist von Anfang bis zum Ende der Ausdruck seines eigenen Gottsuchens und -findens. Die „Reise nach Indien", der „Sang ans Unendliche", „Gottes Mühlen mahlen langsam" und „Das letzte Gebet" sind Beweise für Whitmans mystische Lebensauffassung.

Whitmans Freund, Dr. R. M. Bucke (1837—1901) aus Kanada, schrieb ein Buch, das die Gedankenwelt Amerikas in der Richtung auf das Mystische stark beeinflußte: „Kosmisches Gewissen" (1900). Ein anderer Kanadier, George John Blewett, veröffentlichte 1907 ein berühmtes Buch über „Das Studium der Natur und die Erkenntnis Gottes", das viele mystische Gedankengänge enthält oder zum mindesten an Mystizismus anklingt.

In vielen Gedichten von John Greenleaf Whittier findet sich die mystische Note; er war Quäker sowohl im Geist als auch im praktischen Leben und legte stets den größten Nachdruck auf das innere Leben und die unmittelbare Erkenntnis Gottes. James Russell Lowell zeigt in seinen Briefen mehr als einmal, daß er sich von der göttlichen Gegenwart durchdrungen fühlte, und es sind deutliche mystische Züge in seinen Gedichten zu finden, besonders in dem Gedicht „Die Kathedrale".

Der Bedeutung von Emerson und Whitman kommt am nächsten William James (1842—1910). Er erklärte selbst kein Mystiker zu sein — „meine Veranlagung schließt mich aus von dem Glück mystischer Erlebnisse" — aber seine Briefe beweisen, daß ihm ein starker mystischer Zug innewohnt. Jedenfalls war er ein anziehender und eindring-

licher Vermittler von Mystik und Mystikern. Seine „Arten der religiösen Erfahrung" (1902) haben trotz großer Mängel eine Menge von Lesern beeinflußt und der Welt eine interessante Erklärung der Rolle der Mystik im höheren Leben des Menschen gegeben. William James machte, in einem Artikel im Hibbert Journal im Juli 1910 nachdrücklich aufmerksam auf einen amerikanischen Mystiker namens Benjamin Paul Blood, den James einen Übermystiker (a pluralistic mystic) nennt (s. Memoiren und Studien).

Josiah Royce hat in seinen Gifford-Vorträgen „Welt und Einzelwesen" (1900—1901) zwei wichtige Abschnitte „Die Erklärung der Mystik" und „Die Geburt der Mystik" geschrieben. Sie sind voller Hellsehen und Weisheit. Royce hat außerdem ein berühmtes Kapitel über „Meister Eckhart" in seinem Werk „Abhandlungen über Gut und Böse" (1898).

Meine eigenen Studien über die Religion der Mystik habe ich 1909 herausgegeben; ihnen ging eine Anzahl kürzerer Abhandlungen voraus. „Geistige Reformatoren des 16. und 17. Jahrhunderts", deren Werke ins Deutsche übersetzt wurden, folgten 1914. Das Buch enthält eine Abhandlung über eine Gruppe unbeachteter Mystiker mit einem kritisch einführenden Kapitel über die Natur der Mystik. „Neue Studien über die religiöse Mystik" wurden 1927 veröffentlicht.

Im Jahr 1912 veröffentlichte Professor William Ernst Hocking an der Harvard-, später an der Yale-Universität, sein bedeutsames Buch „Der Wille Gottes in der Erkenntnis des Menschen". Es ist einer der wichtigsten Beiträge zum Studium der Mystik in Amerika. Charles A. Bennett von der Yale-Universität, ein ehemaliger Schüler Professor Hockings, hat das Studium der Mystik in einem wichtigen Buch „Eine philosophische Abhandlung über die Mystik" (1923) weitergeführt.

Professor James B. Pratt vom Williams College ist ein weiterer bedeutender amerikanischer Mystiker. Das wichtigste, was er auf diesem Gebiet geschrieben hat, findet man in den vier letzten Kapiteln seines Buches „Religiöses Gewissen" (1920). Professor James H. Leuba vom Bryn Mawr College ist einer der sachkundigsten unter allen amerikanischen mystischen Schriftstellern. Er hat viele kritische Betrachtungen zu dieser Sache beigesteuert und eine untersuchende psychologische Abhandlung über Mystik in seiner „Psychologie der religiösen Mystik" (1925) geliefert. Professor Leubas Stellung gegenüber dem objektiven religiösen Wert der Mystik ist kritisch und ablehnend. Professor William P. Montague von der Columbia-Universität schrieb in seinem Buch „Wege der Erkenntnis" (1925) ein ausgezeichnetes Kapitel über „Die Methode der Mystik". Professor W. H. Sheldon von der Yale-Universität bringt eine wertvolle Untersuchung über „Intuition und Mystik" in seinem Buch „Wettstreit der Systeme", das 1917 veröffentlicht wurde. 1915 veröffentlichte John Wright Buckham ein kleines Buch unter dem Titel „Mystik und modernes Leben", das viel gelesen wurde und einen bemerkenswerten Einfluß ausübte. Ein anderes belehrendes Buch von wirklichem Wert ist „Theorie und Praxis der Mystik" (1918) von Charles Morris Addison. Im Jahr 1924 veröffentlichte Dr. Margaret L. Bailey eine interessante Doktorarbeit über Milton und Jakob Böhme. Margaret Prescott Montague ließ einen anziehenden Essay erscheinen, in dem sie ihr persönliches Erlebnis in „zwanzig Minuten Wirklichkeit" beschreibt (1917). Ferner muß aufmerksam gemacht werden auf ein kleines Buch von Katharina F. Pedrick mit der Überschrift „Der praktische Mystiker" (1915). 1921 gab E. Hershey Sneath an der Yale-Universität einen Band Essays heraus über das mystische Element in mehreren historischen Führern des religiösen Gedankens. Die einzelnen Abschnitte sind von bekannten amerikanischen Verfassern geschrieben. Die Sammlung trägt den Titel „Eins mit dem Unendlichen".

Das Gebiet des Mystizismus oder des Pseudo-Mystizismus ist sehr fruchtbar und die Liste der Bücher und Abhandlungen wäre sehr groß, aber ich wollte hier nur die „Mystiker" besprechen, und zwar mit keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit.

Tagebuch

Das Deutschtum im Zahlenbild

Die wachsende Beschäftigung mit den Fragen des Grenz- und Auslanddeutschtums hat den Mangel an einwandfreiem statistischem Material längst drückend empfinden lassen. So ist Wilhelm Winkler, der Leiter des Instituts für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien, einer dringenden Forderung nachgekommen, indem er den gesamten Zahlenstoff für das Deutschtum jenseits der Reichsgrenzen gesammelt, geprüft und in einem „Statistischen Handbuch für das gesamte Deutschtum" (Deutsche Rundschau, Berlin) übersichtlich vereinigt hat. Das Buch ist ein Quellenwerk ersten Ranges für die gesamtdeutsche Nationalpolitik geworden. Winklers Statistik umfaßt alle wichtigeren Lebensbelange des deutschen Volkes, soweit sie überhaupt statistischer Behandlung zugänglich sind, und verteilt die Ergebnisse auf vier Hauptgruppen: Statistik der Bevölkerung, der Volkswirtschaft, der geistigen Kultur und der Politik. Aus den nach verschiedenen Grundbegriffen und Methoden angelegten Statistiken der einzelnen Staaten mußte durch mühselige Umarbeitungen ein einheitliches Bild geformt werden. Das ist, wie die Übersichtstabellen zeigen, gelungen, und einzelne Einwände besagen wenig gegenüber der Gesamtleistung.

„Die Zahlen der Statistik", sagt Winkler am Schluß seiner Betrachtung über den deutschen Nahrungsmittelspielraum, „zeigen demjenigen, der sie zu lesen versteht, ein Wetterleuchten am Horizont des deutschen Volkes. Nicht das Übel der Übervölkerung ist dasjenige, das uns auf die Dauer ernstlich bedroht, sondern das entgegengesetzte, die Untervölkerung. Mittel gegen sie lassen sich nicht im Augenblick hervorzaubern. Man kann ein Volk zwar mit einem Ruck um Tausende seiner Zugehörigen verringern, aber man kann es nicht ebenso plötzlich vergrößern, besonders kann man nicht die fehlenden Arbeiter plötzlich aus dem Boden stampfen... Die Bevölkerungsentwicklung, wie sie sich vor unseren Augen abspielt (d. i. die gewaltsame Geburtenbeschränkung) ist geeignet, uns mit größter Besorgnis für die Zukunft des deutschen Volkes zu erfüllen." A. H.

Zur Geschichte des Begriffs: Tragische Schuld

Es ist eine landläufige Anschauung, die z. B. auch J. Volkelt vertrat, und die von dem sonst vortrefflichen Leitfaden der deutschen Poetik von L. Krauß wie von den meisten Büchern dieser Art in die Schulen getragen wird, daß Aristoteles (Poet. C. 13) als erster den Satz ausgesprochen habe, der Held der Tragödie dürfe nicht ganz ohne Schuld (Hamartia) sein, so daß die Verknüpfung der Schuld mit dem Begriff des Tragischen sich schon von Aristoteles herschreiben würde. Das Wort Schuld wird dabei durchweg im Sinne einer Verfehlung gegen ein Sittengesetz, also im moralischen Sinne gefaßt. Die Tatsache aber, daß Aristoteles auch die Antigone und den Ödipus, die doch jeglicher sittlichen Schuld frei sind, als Beispiele tragischen Heldentums bringt, hätte doch stutzig machen können. J. Volkelt ist es ja nicht entgangen, daß diese beiden schuldlosen Helden in Wahrheit keine tragischen Helden wären, wenn Aristoteles wirklich sittliches Verschulden zur Voraussetzung der Tragik gemacht hätte. J. Volkelt half sich damit, daß er dem Verfasser der Poetik mangelnde Konsequenz in der Durchführung seines Begriffes vorwarf; aber am moralischen Begriff der Hamartia hielt er fest. Auch P. Manns, der als erster und bis O. Hey einziger den aristotelischen Begriff Hamartia genauer untersucht hat (in seiner Schrift: Die Lehre des Aristoteles von der tragischen Katharsis und Hamartia, Karlsruhe und Leipzig 1883), kommt darauf hinaus, daß die Hamartia eine wirkliche moralische Verschuldung involviere.

O. Hey in München, ein langjähriger Mitarbeiter am Thesaurus Linguae Latinae, durch manche wertvolle Arbeit auf dem Gebiete der Semasiologie, der Wortbedeutungslehre, in Fachkreisen wohlbekannt, griff die Fragen von neuem auf. Er vermochte nicht an eine Inkonsequenz des Aristoteles zu glauben und machte sich mit dem ganzen methodischen Rüstzeug seiner Wissenschaft an die semasiologische Untersuchung des Wortes Hamartia (Philologus Bd. XXXIII, Jahrg. 1927). Und das Ergebnis dieser außerordentlich eingehenden,

mit größter philologischer Akribie durchgeführten Arbeit war, daß bei Aristoteles das Wort Hamartia wie andere Bildungen vom gleichen Wortstamm gar nicht der moralischen Begriffssphäre angehört, sondern der intellektuellen, daß es Mißgriff, Fehlgriff (nicht Fehltritt), Verrechnung, Versehen (nicht Vergehen), Fehlschluß, Irrung, Torheit u. dgl. bedeutet.

Das ist von O. Hey so überzeugend nachgewiesen, daß von nun an die Theoretiker der Tragödie, die eine „sittliche Schuld" des Helden verlangen und in der Katastrophe eine „Sühne" sehen, kein Recht mehr haben, sich auf Aristoteles zu berufen. Damit hat O. Hey einem Jahrhunderte alten Irrtum über einen wichtigen Begriff der aristotelischen Ästhetik ein Ende bereitet. Daß der Begriff der tragischen Schuld überhaupt ein Unbegriff ist, daß er dem Wesen des Tragischen geradezu widerspricht, hat Th. Lipps in seiner viel zu wenig bekannten Schrift „Der Streit über die Tragödie", die an Lessings scharfe, feingespitzte, elegante Dialektik gemahnt, zwingend nachgewiesen. Diese Schrift hat zusammen mit Johannes Volkelts Ästhetik des Tragischen dem Gespenst der Schuld als einer notwendigen Voraussetzung der tragischen Wirkung endgültig den Garaus gemacht — trotz Schelling, Hegel, Schopenhauer, v. Hartmann, Lotze, Vischer, Hebbel, Gervinus, dem eifrigsten Schuldsucher, der selbst in eine Julia, eine Desdemona eine Schuld hineininquiriert hatte.

Günzburg. Max Offner.

Neues aus den französischen Kolonien

Von Erich Brock in München.

Die angekündigte Fortsetzung der „Kongoreise" André Gides ist jetzt unter dem Titel „Le Retour du Tchad", gleichfalls im Verlage der „Nouvelle Revue Française" erschienen. Dieser zweite Teil bestätigt in allen Richtungen die Eindrücke, die wir im Dezemberheft 1927 „Geburtenrückgang" vom ersten darlegten. Zunächst dichterisch: auch hier werden in stellenweise etwas preziöser Weise stimmungshafte Reiseeindrücke von gewollter Abgerissenheit niedergelegt. Besonders aber gilt jenes für die Beiträge zum Kolonialproblem, die hier geliefert werden. Die für die französische Kolonialverwaltung außerordentlich beschämenden Tatsachen, welche der Verfasser in seinem ersten Buche am Wege mitgesammelt hatte, erregten in Frankreich beträchtliches Aufsehen, ohne daß allerdings, was ja daselbst mit Geschick vermieden zu werden pflegt, das Ausland Wesentliches davon erfuhr. Alle Interessierten zuvörderst richteten heftige Angriffe gegen Gide. Insbesondere die großen Ausbeutungsgesellschaften fürchteten für ihre Gewinnste und setzten sich an die Spitze der Abwehraktion. Gide betont immer wieder, daß er durchaus keine grundsätzlichen und umfassenden Vorwürfe gegen die französische Kolonialwirtschaft erheben will, daß er sich alle Mühe gibt, dem Ansehen Frankreichs keinen Abbruch zu tun und den sozialistischen und kommunistischen Parteien kein Material zu liefern. Seine Briefe an die höheren Beamten der Kongokolonie sind von unübertrefflicher Höflichkeit und Bescheidenheit und billigen ihnen alle nur denklichen Vorbehalte zu. Aber immerhin gibt er in der Sache selbst nicht nach und hat es auch nicht nötig, da er amtliches Material genug an der Hand hat, um die theatralischen Verteidigungen der Beschuldigten zu widerlegen. Es gelang ihm sogar, einen Abgeordneten für die Sache zu interessieren, der im Herbst 1927 die Kammer damit befaßte. Der Kolonialminister mußte die Richtigkeit der erhobenen Vorwürfe zugeben und zog sich mit dem Versprechen baldigster Änderungen aus der Affäre. Bei der außerordentlichen nationalen Disziplin der französischen Kammer ist das ja nicht allzu schwer. Man erinnere sich zum Vergleich der langen und leidenschaftlichen Erörterungen, die vor dem Kriege über weit geringere Verfehlungen in den Kolonien im deutschen Reichstag geführt wurden und die letzten Endes den Siegermächten des Weltkrieges die Gelegenheit gaben, ihre bekannte Begründung für die Annexion der deutschen Kolonien aufzustellen. Und die hier erörterten Zustände dauern, wie Gide nachweist, schon Jahrzehnte an, ohne daß sich jemand dafür interessiert hätte, außer einigen einflußlosen Zeitschriften. Es ist eben bei der französischen Organisation des Parlamentswesens und der Volksgemeinschaft fast unmöglich, daß noch so berechtigte Mißstände und Klagen, sofern es denjenigen politischen und wirtschaftlichen Instanzen nicht genehm ist, welche die wirkliche Macht in Händen haben, an die Öffentlichkeit dringen. Ein Schulbeispiel war hierfür vor kurzem ein Fall in Lothringen, der, wie die Lokalpresse feststellte, denjenigen von Zabern bei weitem an Schwere übertraf. Ein Hauptmann hatte in Mörchingen einen Schuster, der sich mit der ruhigen Bemerkung, in Frankreich sei es nicht üblich, Soldaten zu schlagen, gegen öffentliche Soldatenmißhandlungen dieses Hauptmanns wandte, mit auf die Wache geschleppt und dort stundenlang so mißhandeln

lassen, daß er 4 Tage zwischen Leben und Tod schwebte. Da er kein Schweigegeld annehmen wollte, so erklärte man, bei Weiterverfolgung des Falles werde die Garnison aus Mörchingen fortverlegt werden. Nun sind in Mörchingen etwa doppelt so viele Soldaten als Zivileinwohner, so daß alle Geschäftsleute ruiniert gewesen wären. Diese übten auf den Schuster einen solchen Druck aus, daß er wohl oder übel nachgeben mußte. Eine Entschädigung hat er nicht erhalten; dem Offizier ist nichts geschehen. Keine Pariser Zeitung hat ein Wort über die Sache gebracht und infolgedessen die ausländische Presse auch nicht. Man denke an Zabern!

Es ist also verständlich, daß die Zustände in den weit entfernten zentralafrikanischen Kolonien, die niemanden politisch interessieren, von dem gutgeschulten Apparat der französischen öffentlichen Meinung in ihrem Dunkel festgehalten werden können. Desto schätzbarer ist der Mut und auch der Patriotismus des Dichters, daß er seinen berühmten Namen hier in den Dienst der gequälten Menschheit stellt.

In der Tat bietet das Los der Träger dem Dichter genug Anlaß zur Übung seiner empfindsamen Menschenliebe. Diese Leute müssen viele Tagereisen weit von Hause fort 25 kg täglich 30 km weit durch Urwald und glühende Steppen tragen, und erhalten dafür 1,25 Papierfranken täglich, ohne Bezahlung der Nahrung und des oft mehrwöchigen Rückmarsches. Dabei herrscht Nachts oft eine empfindliche Kälte, gegen die kein anderer Schutz als Feuer vorhanden ist, so daß die Neger im Schlaf oft vorne schwere Brandwunden erleiden, während sie hinten fast erfrieren. Infolgedessen ist die Krankenziffer und Sterblichkeit, großenteils an Lungenentzündung, außerordentlich. Intensiver Straßenbau könnte hier abhelfen. Aber so weit die großen Gesellschaften herrschen, geschieht nichts dergleichen. Einer davon, die sich in eingehenden Schilderungen der von ihr erbauten Krankenhäuser, Wege usw. als eine Art Wohltätigkeitsgesellschaft hinstellte, weist Gide nach, daß nichts von alledem wahr war und schlechterdings nichts zum öffentlichen Nutzen getan worden war. Es handelt sich für diese Gesellschaften lediglich darum, ihr Gebiet auszusaugen, bis ihre Konzessionen ablaufen. Das Hauptmittel ist das Einsammeln von Gummi. Hierzu werden die Eingebornen in einem Ausmaß gezwungen, daß sie vielfach ihren Ernteарbeiten nicht mehr nachgehen können. Der Raubbau ist derartig, daß sie viele Tagereisen zurücklegen müssen, ehe sie noch ertragreiche Wälder finden. Es ist festgestellt, daß unter den Gummisammlern, die unter den schlechtesten Bedingungen leben, die Schlafkrankheit zehnmal so häufig ist, der Verdacht darauf aber siebzehnmal so häufig wie unter den Festansässigen. Da die Ausbeutungsgesellschaften größtenteils auch das Handelsmonopol ihres Gebietes besitzen, so verkaufen sie den Eingeborenen die notwendigen Gegenstände zu Phantasiepreisen, während der festgesetzte Lohn unter allerhand Vorwänden niemals in voller Höhe gewährt wird. Obwohl den Gesellschaften keine Polizeigewalt zusteht, so haben sie sie infolge der Spärlichkeit der Verwaltungsposten doch in den Händen. Das Hauptdelikt ist ungenügende Gummiablieferung, die unbarmherzig bestraft wird. In den Gefängnissen eines Bezirkes beträgt die Sterblichkeit infolge ungenügender Ernährung und Mißhandlungen durchschnittlich 50 vH. Auch die Greueltaten, von denen im ersten Bande berichtet worden war, sind inzwischen amtlich bestätigt worden.

Es wäre verfehlt, wollte man diese Tatsachen allzusehr verallgemeinern. Zweifellos haben auch die Franzosen in einigen ihrer Kolonien schätzbare Kulturarbeit geleistet. Wo aber die privaten Erwerbsgesellschaften wie Wolfshorden auf reiche Länder losgelassen worden sind, wie z. B. Äquatorialafrika und Indochina (wo die Ausbeutung der Eingeborenen auch unbeschreiblich zu sein scheint), da konnte die wenig energische und schlecht organisierte Verwaltung kaum das Schlimmste verhindern. Was den Franzosen zu einem Kolonisator auch in dem Sinne, der heute noch fruchtbar sein könnte, unfähig macht, das ist seine rationalistische Denkweise, die ihm jede Einfühlung in nichtfranzösisches Menschentum fast bis zur Unmöglichkeit erschwert. Genau wie den europäischen sprachlichen Minderheiten Frankreichs gegenüber wirkt sich diese Gesinnung an den Kolonialvölkern aus. Es ist erschütternd zu lesen, mit welcher Naivität in den Verteidigungsschriften der von Gide angegriffenen Instanzen immer wieder die Auffassung vertreten wird, daß die Naturvölker vor ihrer Berührung mit der europäischen Zivilisation tief unglücklich und in jeder Hinsicht in einem unhaltbaren Lebenszustand sind, und daß es die erhabene Aufgabe des europäischen Kapitalismus sei, sie zunächst zu Objekten, später zu Subjekten des rationellen Erzeugungs- und Verbrauchsmechanismus zu machen, dem Europa ja sein unbeschreibliches Glück verdankt. Zu dieser Auffassung, die ja auch bei den Angelsachsen häufig ist, kommt dann beim Franzosen noch einiges Gerede vom Dunkel der Barbarei und dem Licht der vernünftigen Aufklärung. Unter diesen Gesichtspunkten wird man angesichts der geschilderten Tatsachen und

Zustände folgende Aussprüche berufener Vertreter französischer Kolonialpolitik zu schätzen wissen.

Aus einer Rede des Kolonialministers Albert Sarraut bei der Wiedereröffnung der Kolonialschule im Jahre 1923:

(Die Kolonisation war anfangs einfach eine rein merkantilistische Ausbeutung.) „Diese unmenschliche Auffassung ist jetzt überwunden. Es ist Frankreichs Ehre, zuerst den Wert des Menschentums der zurückgebliebenen Rassen und die heilige Verpflichtung begriffen zu haben, diesen Wert zu achten und zu vermehren. Der große Gedanke der Gerechtigkeit, welcher die Überlieferung des Landes der Erklärung der Menschenrechte durchtränkt, hat das grausame Dogma von sich gewiesen, welches die ewige Minderwertigkeit bestimmter Rassen dekretierte. Dieser Gedanke stellt die Zurückgebliebenheit ihrer Entwicklung fest, aber strengt sich an, deren Etappen zu beschleunigen, indem er sich Mühe gibt, ihre Wirkungen zurechtzustellen. Und im formlosen Ton der primitiven Rassen modelliert er geduldig das Gesicht eines neuen Menschentums. Ich sage: Geduldig; achten Sie gut auf dieses Wort. Es formuliert den wahren Leitsatz der kolonialen Arbeit. Es drückt die Tugend aus, die sich bei Ihnen allen an die Spitze stellen muß, da sie zugleich die edelste und die schwerste ist. Geduld ist das Meisterwort des kolonisatorischen Werks. Sie ist, betreffs des Erfolges ihrer wirtschaftlichen Schöpfungen, die Regel einer Anstrengung, welche oft und lange im Unbekannten herumtastet. Sie ist durch ihre menschlichen Wirkungen die Bedingung eines wirksamen Ergebnisses. Die jahrhundertealte und düstere Erbschaft der barbarischen Zeitalter, der Wildheit, des Elends, von denen der Eingeborene erdrückt bleibt, hat lange Zeit den rohen Diamanten seiner Menschenseele in dem Dickicht eines harten Gerölles gefangen gehalten, das man nicht mit einem Streich zerschmettern kann."

Ansprache des Generalgouverneurs von Französisch-Westafrika Antonetti zu Brazzaville 1924 (der, nach Gide, von den Zuständen daselbst nur Potemkinsche Dörfer kennt):

„Wir müssen diesen Rassen die Begriffe des gesellschaftlichen Lebens geben, in ihnen den Wunsch nach Besserbefinden erwecken, welcher der große Sauerteig der Anstrengungen auf die Zivilisation hin bedeutet. Wir müssen sie der Barbarei entreißen, in die sie noch getaucht sind."

Daß auch in Frankreich jedoch hie und da Einsicht in das moderne Kolonialproblem aufdämmert, zeigt folgender Auszug aus einem Brief des Kolonialgouverneurs Gustave Julien an den Kolonialschriftsteller Raoul Allier:

„In allen Gesellschaften der Naturvölker hat die Ankunft der weißen Herren das moralische Gebäude tief erschüttert, indem es die politischen und sozialen Einrichtungen umgestürzt hat. Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß selbst die unausgebildetsten der hier betrachteten Völker eines Ideals entbehrt hätten. Die ersten Reisenden, welche mit ihnen in Berührung traten, rühmten einstimmig die relative Ordnung, welche sie genossen. Ihre Religion, sei sie noch so rudimentär gewesen, hatte mindestens die Kraft, jeden an seiner Stelle zu behaupten, allen die Regelung des öffentlichen Besten aufzuerlegen und gewisse Grundsätze der Disziplin und Ordnung aufrecht zu erhalten, dank welcher das Leben in der Gesellschaft für alle möglich und für einige glücklich war. Die nicht wieder gut zu machenden Angriffe gegen die überlieferten Einrichtungen, gegen das Ansehen der in ihrer Autorität selten bestrittenen Häuptlinge und gegen die örtlichen Gottheiten brachte in diesen Gruppen alles in Verwirrung, welche nun ohne moralisches und soziales Rüstzeug waren. Es entstand ein Kampf aller gegen alle, der in Ozeanien bald die Bevölkerung um 80 v. H. verminderte. Die Eingeborenen verziehen weder den Häuptlingen noch den Priestern ihre Niederlage vor den Weißen. Es konnte auch nicht anders sein und es wird jedesmal so sein, wenn unter irgendeinem Vorwand eine zivilisierte Nation Völker von anderer Rasse und Geistesart ins Schlepptau nimmt. Diese moralischen und physischen Niedergänge jeder Art sind häufig ohne Heilmittel; man könnte Hunderte von Beispielen dafür anführen."

Mussolini

hat die Abhandlung Richard Korherrs „Geburtenrückgang" (Dezemberheft 1927 der S. M., jetzt auch als Sonderdruck), die in Italien großes Aufsehen erregt hat, übersetzt und mit einem Vorwort versehen. Diese italienische Ausgabe ist soeben im Lictorium-Verlag, Rom, erschienen.

Gedanken

Seine besten Gedanken vergißt man am raschesten; denn es sind die, die ohne Zusammenhang mit unseren alltäglichen Gedanken plötzlich da sind, also nicht auf Wegen liegen, die wir öfters betreten.

*

In Hebbels Nibelungen ist so viel Verstand, daß das Mystische als Aberglauben wirkt.

*

Der Schinderhannes zieht übers Gebirg

Novelle von Josef Friedrich Perkonig

I.

Auf der diamantenen Hochzeit der Tenggleute geht es ruhiger her als selbigesmal auf der grünen. So ein tamischer Kehraus wär auch nichts mehr für das zahnluckete Brautpaar. Die Finger sind schon sper, der Dangelhammer ist kein Werkzeug mehr für den Uralten, und die Adla kann das Rupfach auf dem Spinnradl auch nimmer dünnzupfen. Sie sind beinah fremd unter den Hochzeitsleuten. Der Hochzeitslader von dazumal ist schon längst verfault, die Kranzeljungfern und Brautführer im Freithof wohl zweimal und dreimal übergraben. Bloß die Wirtsstuben ist noch dieselbige, mit den drei dicken Trambäumen an der Decke, und immer noch grillen die Gäst, die schon zuviel aufgeladen haben. Dort, wo heut die Musikanten spielen, sind sie auch damals gesessen. Die uralten Tenggleute schauen mit ganz erschreckten Augen in die Stuben. Und wie der Sohn zu ihnen tritt, selber schon ein guter Sechziger, wissen sie auf seine Frag, ob sie was trinken möchten, kaum zu antworten. Und dann kommt der Sohnessohn her, er ist ein Dreißiger, in dem Alter, in dem die Tengg brautnen, und da sagt der diamantene Bräutigam zur diamantenen Braut: „So ein Bursch war ich selbigesmal." Und er erinnert sich auch noch: „Es war eine harbe Zeit."

Ein Tag und eine Nacht davon ist ja in dem Wirtshause hier angegangen. Eben bei der grünen Hochzeit. Weißt du noch, Tenggin?

In der Kuchel pretzelt es in den Pfannen. Alle sechs Löcher in der Herdplatten sind offen, und das Bratenrohr ist voll. Drei große Schmalzhäfen stehen da, und die Kochlöffel fahren immer wieder hinein. Geschirr tschindert auf dem Tisch und auf den Boden. Fünf Kuchelmenscher hat die Wirtin für diese zwei Tage als Aushilfe aufgenommen. Ein Kirchtag ist ein Begräbnis gegen eine solche große Hochzeit.

Der Wein wird noch ausgehen, wenn die Mannder mit dem Viechsdurst so weitersaufen, und da wird dann kein Heiland Wein aus Wasser machen, wie von einer biblischen Hochzeit geschrieben steht. Darum besinnt sich der Wirt Thoman, der sich auf kein Wunder mehr verlassen kann, beizeiten, und macht selber Wein aus Wasser.

Aber was ein rechter Saufaus ist, der schmeckt den Brunn bald heraus, und weil so etliche mit einer ausgebrannten Gurgel keinen Streit mit dem Wirt anheben wollen — auf einer Hochzeit kann man doch nicht gut raufen — so tragen sie ein Pitschele Schnaps auf den Tanzboden, daß es niemand heimlich taufen kann. Und jetzt geht erst die rechte Metten los. Immer steht bei der Faßpippe eine Schneisen von leeren Schnapsgläsern, und der Lois schenkt ein Fraggele nach dem andern voll. Die Tropfen, die übergehen, leckt er von der Hand und vom Tisch ab.

Jetzt fliegen die Janker der Burschen in ein Eck, und die Jauzbichelan unter den Blusen der Diendlan zittern noch ärger. Aber die Schnellpolka hat einen kurzen Atem. Sind die

Musikanten Wucherer, daß sie für einen Gulden nicht länger spielen? Sie haben halt auch den Schnaps gerochen und wollen nicht um ihren Teil kommen. Die Nacht ist noch lang und das Pitschele ist kurz.

„Ich möcht auch mein Tampes," sagt der Klarinettist.

„Mit dem Rausch wirst schlecht spielen", widerrät ihm der Baßgeiger. Aber der andere hat bemerkt, daß der Hois eine weiche Dirn lieber halst als das harte Faß, und er nimmt den Hahn gleich in den Mund. Als der Hois sich wieder herdreht, hat der Klarinettist dreimal das Maul voll Schnaps schon geschluckt.

„Hast kein Boden, Musikant?" schreit ihn der Hois an.

„Krapfen in Schnaps," schreit er dawider, aber es gilt der Moidl, die den Reiter gupft voll mit Krapfen aus der Kuchel bringt.

„Das ist ein Gebach," lobt der Klarinettist, „jeder hat ein schönes Ranftl," und er möchte sich ein Stück herlangen.

„Die Brautleut fangen an," faucht die Moidl.

„Talkete Tudel," schimpft er, aber seine Stimme geht unter in dem Sums.

Der Bruder Tengg ist der Trüchsner der Hochzeit, er wartet auf. Drum hat die Moidl den Reiter ihm gegeben, und er hält ihn zuerst dem Bruder Bräutigam und der Schwägerin hin. Es ist schwer gehen, wenn der Bauch gespannt ist wie eine Trumbel, und wenn der ganze Mensch wackelt, weil man ihn mit Wein und Schnaps zu lang begossen hat. In allen Ecken kuttern die Weiber; geschieht es, weil man nicht mehr gerad stehen kann, oder haben sie ihre eigenen Dummheiten?

„Der Tondel soll die Predigt halten," verlangt der Bräutigam nach dem alten Hochzeitsbrauch.

Der Tondel aber, dem sie dieses Geschäft aufgetragen haben, wie einem andern das Hochzeitsladen und einem dritten das Trüchsnen, ist längst nicht mehr da. Er ist noch am Abend schön still bei der hinteren Türe hinausgeschloffen und liegt jetzt oben in der Almhütten. Die paar, die von dem Techtelmechtel mit der Senderin Agnes etwas wissen, sind keine Schirghanseln, und so bleibt es still um die Nachred für den Brentler Tondel.

Aber die Hochzeitsgäst müssen für heut einen andern Prediger haben, und sie drängen und heben den Hois auf einen Stuhl.

„Meintwegen," sagt der Hois. „Aber das Evangel laß ich aus, ich hab bald den Zungenschlag. Die versoffene Schuld könnts hören."

„Ist guet," stimmt der Bräutigam zu.

„Alsdann: hietz folgt die versoffene Schuld. Ich armer Sünder widersage allen bösen Weibern, die mir haben geben Rat und Tat. Ich glaub an den Herrn Wirt, ich glaub an den Herrn Böck, ich glaub nicht, was die bösen Weiber befolchen haben. In diesem wahren Glauben will ich essen und trinken, und es gereut mich, daß ich es nicht öfter getriebe habe, derohalben klopfe ich auf meinen armen, leeren Geldbeutel und sprich zum Herr Wirt: Herr Wirt, sei mir gnädig mit der doppelten Kreiden, Amen."

Noch stund ihm zur Hälft das Amen auf den Lippen, da reißt einer wild die Tür auf und fällt über den Drischpel hin; vom vielen Laufen hängt ihm die Zung aus dem Mund und er kommt kaum zu Atem.

Die Nächsten heben ihn auf, der Giggengasser springt mit einem vollen Glas her zu ihm, und da sehen sie entsetzt, daß es der Tondel ist.

„Wer hat dich so zugericht?" fragt der nüchterne Tengg.

„Der ... Schin ... der ... han ... nes ..." keucht der Tondel.

Dem besoffenen Tengg entkommt ein Pfung, und sein Nachbar, der Taupel, rückt von ihm eilig ab.

„Wer?" fragt der Bräutigam noch einmal.

Der Tondel sammelt langsam seine Stimm, und da kommt es denn stückweis heraus: Oben auf der Alm ist der Schinderhannes aufgetaucht, und seine Gesellen liegen in den Hütten herum. Es ist eine grausige Banda, und von den Schwagerinnen wird es keine überstehen.

„Unsinn," sagt der Tengg. Er war beim Militär und weiß es besser. „Der Schinderhannes ist tot. Vor fünfzig Jahren haben sie ihn um den Kopf kürzer gemacht."

„Dann ist es sein Sohn," lallt der Bruder Tengg.

Der Bräutigam Tengg lacht: „Schlaf deinen Rausch aus."

Der Tondel bringt es von der Senderin Agnes; bei der hat der Schinderhannes Brot in die Milch getunkt, und ausgeschaut wie ein rechter Rauberhauptmann, und seine Leut sind um die Hütten gelegen.

„Ist das auch wahr?" fragt der Tengg und nimmt den Tondel vorn beim Janker, als wollt er ihn wieder zur Tür hinausschmeißen.

„Bei meiner Seel," wimmert der Tondel.

„Die Zuchtrut . . .," schreit der besoffene Trüchsner und schwenkt den Reiter mit den Krapfen.

„Halts Maul," fährt ihn der Bruder grob an, und er wird darauf gleich kleinlaut und sinkt auf eine Bank zurück.

In der Wirtsstuben ist es jetzt still, Wind hat den Wein- und Schnapsdunst zerblasen. Einige Gesichter sind grün vor Angst. Ist nicht das Dorf zweimal bis in die Erd hinein abgebrunnen, und kein Mensch weiß, wo das Feuer auskömmen ist? Haben nicht einmal in einer Nacht Schelme in jedem Stall ein Stück Vieh gestohlen? Betet man umsonst: Vor Feuer, Wasser, Hagel, Seuchen und Zigeunern beschütz uns, o Herr! Und da ist gleich der Schinderhannes selber mit seiner Raubersbanda droben auf der Alm. Natürlich ist er es selber, so ein Gauner stirbt nicht; einen anderen hat er damals fangen lassen, daß sie ihm den Kopf abschlagen. Und er zieht lustig in der Welt herum, zündelt und bringt die Leut um. Heut droben auf der Alm, morgen herunten im Graben. Das Gebirg ist weit, wer soll das Schreien aus einem kleinen Dörfel hören, das nicht einmal eine Kirchen hat, daß man die Glocken läuten könnt, wenn so ein Gesindel im Anzug ist? Wohin sollt der Weg sonst führen, als bergab, in einen gottverlassenen Graben hinein, zu dem bissel Hab und Bluet von ein paar Bauern . . .

Solches kommt heraus, wenn die Leut die heißen Köpf zusammenstecken.

Der Bräutigam zerbröselt den Hochzeitsbuschen im Knopfloch zwischen den Fingern. Es wär keinem recht, müßt er die Braut auf eine Brandstatt heimführen, und der Tenggjof blieb nicht verschont, wenn es einem Rauberhauptmann, hieß er nun so oder so, einfiel, Schwein und Kaschtraun auf einem ordentlichen offenen Feuer zu braten. Die Dachstühl sind pulvertrocken und geben ein gutes Holz.

„Sie werden von der Alm in den Graben herabkömmen, das ist gewiß," sagt der Tengg zu den umstehenden Männern. Die Weiber, die es hören, kreischen auf. Sie denken an alle Schandtaten, die sich in der Welt rundum zugetragen haben, und von denen die Hausierer erzählen.

„Was tuen?" fragt der Giggengasser. Er ist weiß wie gebleichte Leinwand.

„Wir riegeln uns ein," heißt die Antwort, „dann sollen sie kömmen."

Die Höf sind schön auf einem Krätzel beisammen und Obacht braucht man nur auf die Tratten aus halten, wo es auf die Höh hinaufgeht. Auf dem Hang gibt es auch eine Menge Gestaudach und ein Stück weiter oben fängt schon der Wald an. Da herab müssen die Marodibrüder, auf dem ordentlichen Weg grabenaus und grabenein, da ist brettelebener Auslug weithin. Da hat einer die Kugel zwischen den Rippen, ehevor er überhaupt das Dörfel sieht.

II.

Die Hochzeit ist aus, Leut," verkündigt der Tengg. Es bedürfet nicht einmal dessen, denn keinen mehr freut ein Schluck, und jedem bliebet der Krapfen im Schlund stecken, wenn einen jetzt noch jemand nötigen tät. Es ist eine Weil hinter Mitternacht. Aber niemand geht aus der Stuben, als ob jeder Angst hätt', der Schinderhannes könnt schon draußen vor der Tür warten. Ein Unachtsamer stoßt an den Tisch, daß die Schnapsgläser umfallen; da jammern ein paar Weiber, als seien sie schon zusammengefangen.

Der Tengg hat sich auch einen schöneren Brautabend verhofft, aber jetzt hilft kein Zärteln und kein Wörteln. Er nimmt die Braut bei der Hand und führt sie hinaus. In der Tür dreht er sich noch einmal um und ruft in die Stuben: „Die Weiber ins Bett, die Mander vor mein Haus."

Er begleitet die Seine nicht einmal in die Brautkammer hinauf, und er hört von ihr nicht einen Munkezer, wie er ihr auf der Stiegen die Hand gibt. Was eine rechte Tenggin werden will, muß das Bitterste verbeißen können. Sein Schritt töldert schwer in der finsteren Laben.

Draußen kommt einer mit einer großmächtigen Latern angerannt.

„Weg mit dem Licht", knurrt der Tengg, „möchst auf die Alm ein Zeichen geben?"

Die Latern tscheppert auf den Boden, einer gibt ihr noch einen Fußtritt.

„Die Mander seint da," sagt eine Stimme aus dem Dunkel.

„Giggengasser!" ruft der Tengg, aber er kriegt keine Antwort. Der Giggengasser hat sich schon in sein zerlempertes Häusel verkrochen.

„Die Letfeigen, hab es mir gedacht."

Die Nacht ist still rundum. Auf einmal, gerad will der Bräutigam seine Red anheben, schnarcht einer ganz nahe auf der Erd.

„Der Brueder," sagt jemand.

„Es wird ein Wetter kömmen und ihn ausnüchtern."

Jetzt merken sie das Himmletzen; beim Tafeln hat man kein Aug für das, was nicht zur Hochzeit gehört. Der Trüchsner bleibt liegen, die andern ziehen den Leiterwagen unter der Stadelbruggen heraus, und noch einen zweiten und dritten Wagen. Dann rollen sie alle drei leise zwischen Tengghof und Taupelgarten, stürzen sie um, räumen die Holztriften vom Tischler Jörk her und werfen Scheiter und Bretter übereinander. Jetzt ist auch der Puhin lebendig geworden, und er schreit in einemfort auf die schwitzenden Mander nieder.

Der Giggengasser, den der Hois aus dem Bett geholt hat, schreckt bei dem ersten Buhu zusammen. „Es bedeutet nix Guetes," lispelt er zum Klaubauf, der einen Tabakknollen in den Mund schiebt.

„Hast dein Speibtrühel nit mit, Hosenscheißer?" höhnt der.

Ihrer zehn Mander schaffen schon etwas Rechtes, wenn der Teufel die Fersen kitzelt. Zuerst ist es gockfinster, aber das Himmletzen leuchtet immer öfter daher; zuerst dampfen sie vor Schweiß, die Nacht ist bacherlwarm, dann rinnt der kalte Regen von ihnen ab; es

t alles, wie bestellt. Wie es zu tropfen anfangt, hört der Puhin auf zu schreien. Es rauscht ann bloß die Gieß um sie.

Sie getrauen sich nicht einmal zu verschnaufen, denn wer weiß um die Tuck des Schinder- annes? Vielleicht schleicht er noch in der Nacht zutal. Wenn die Sonn am Himmel eht, wird er nicht rauben gehn, denn er weiß wohl, daß die einschichtigen Bauern ihre ugeln selber gießen.

Das Wetter verzieht sich wieder, dem Morgen zu wird das Roboten leichter. Da muß an froh sein, daß man die Händ fest rühren darf, die Zeit um den Tau beißt die Haut.

Und jetzt wird das Dörfel gleich ein Igel sein, zusammengerollt, und die Stacheln schauen ach auswärts. Da soll einer mit seinen Kumpanen nur danach schnappen, das Maul möcht an nachher sehen.

Alle Löcher, wo einer den Kopf hereinstecken könnt, sind verstopft, und auf der letzten eite hat der Herrgott den Bach rinnen lassen, da kommt keiner drüber. Alles was Räder at, ist heraußen, alles, was auf einen Haufen geschmissen werden kann, haben die Mander ergetragen. Und zu guter Letzt haben sie noch Erden darauf geschaufelt und schaufeln ch noch, wie schon der Berg droben von dem neuen Tag rot gebörtelt ist.

Ja, haben sie sich denn gleich von Anfang an so einmauern wollen? Kein Schaufelstich öcht allein sein, jeder will noch einen hinter sich haben. Und besser ist besser. Der Tondel ibuliert immer von dem wüsten Kerl, wie ihn die Agnes beschrieben hat, und in jedem und wird er noch wüster; jeder schenkt ihm noch ein Messer dazu. Zum Schluß hätt er n seinem Mittelriem gar nicht so viel Platz, daß er alle dahinterstecken könnt, der grausliche chinderhannes.

Wenn man nur wüßt, wieviel ihrer sind, die er unterwegs aufgeklaubt hat oder die zu m verlaufen sind. Es können ihrer ein Dutzend sein, aber auch mehr. Dann kommen ei Rauber auf einen Dörfler; dann gueter Gott, hilf!

Wenn man die Mannsleut im Dorf überzählt, wie sie hier schanzen, dann kommt man f zwölf: der Tengg, der solches überschlagt, selber einmal, der rauschige Brueder, den das etter auch nicht erweckt hat, der Giggengasser, Perntatz, Taupel, Hois, Tondel, Luggiser, aubauf, Grummeter, Jörk, und der Wirt Thoman; in Gottesnamen, auch den dazu.

Viel und wenig, und deswegen nur noch ein Trumm Erden oder Stein auf die Mauer. n Mannsbild kann schon dahinter stehen, wenn es nicht gerad so eine Heugeigen ist wie r Taupel.

Ob sie auch Flinten haben? Ein Schinderhannes ohne Schießzeug wär wie ein Turm ne Glocken. Freikugeln haben sie wahrscheinlich gegossen, und den Kolmonisegen hat er beschworen. Das möcht freilich der Perntatz nicht glauben, daß der Kolmonisegen ch für solches Luderzeug gilt.

So haben sie sich die Stunden durch in eine rechtschaffene Wut hineingeredet, und je hr Erden sie aufwerfen, desto größer und gefährlicher wird die Raubersbanda droben i der Alm. Es ist so, als hätt sie jeder schon mit seinen eigenen Augen gesehen.

Der Tengg verteilt die Leute auf die Stunden, drei wachten, jeder an einem anderen . Immer einer wird ausgeschickt, daß er Kundschaft bringen kann. Und wenn sich was rt, einen Schuß in die Luft!

So, hietz soll der Schinderhannes nur kömmen!

III.

Der Schinderhannes aber denkt nicht dran. Er liegt droben im Marfelgras, und die erste Sonn trocknet sein schundiges Gewand. Das schmeidige Almgras gibt ein weiches Bett. Man muß die Örter, wo es wachst, nur genau kennen, sonst bleibt einem nichts übrig als im steifen Eggimar zu liegen. Es ist überhaupt so auf der Welt: wissen muß man um jede Sach, dann kann es einem an nichts fehlen. Der Vorteil treibt's Handwerk! Es ist ein alter, aber guter Spruch.

Freilich, es geschieht einem nicht leicht, wenn man nicht gerad zu einem Steinhaufen an der Straßen hingeboren worden ist. Der Wind muß das Tschüppel Haar gleich in der ersten Lebensstund getschodert haben, sonst ist man auf der Straßen immer ein halbet Fremder.

Man sollt es nicht glauben, daß auch das Dörfeln gelernt sein will, das Betteln und Bitten, und gar erst eine rechte, dicke Lug. Die Sonn macht nicht satt, wenn sie auch einen Tag lang in den Magen hineinscheint. Die Kranawettkügelan decken kaum den Boden zu, und das Kaipech ist schon gar keine Kost, tät man es auch schlucken statt spucken. Und so weit ist man halt noch nicht, daß man sich vom Essen abspönen könnt.

Es war manchigesmal arg mit dem Hunger, und man hat der Maulwurfsgrill neidisch zugeschaut und sich gewunschen: „Könnt man sich hietz in die Erden bohren wie der Ackerper."

Man hat gar kein rechten Namen mehr, wenn einem der Hunger so in die Darm schneidet. Auf alles vergißt man und ließ sich taufen wie einer wollt, wenn das Brot, das man bekäm, auch ein Telz wär. Es ist leicht, ehrlich und fromm sein, wenn man sich dreimal im Tag zum gedeckten Tisch setzen kann, und dem Herrgott bloß mit einem Gesetzel zu danken braucht. Bitter ist es, wenn man auch mit einer Litanei kein Brösel Brot und kein Laggel Milch herzaubern kann.

Sonst könnt nicht geschehen, was gestern hat geschehen müssen.

Er ist im anderen Tal drunten in einer fetten Aue gegangen, und die Rauchfäng haben ganz aus der Weis geraucht, daß es eine Freude war. Die Würst, die in den Selchkuchel hängen! Das Schmalz, das in der Rein spritzt und auf den Sterz pretzelt! Der Most der in den Fässern kamig wird, weil sie ihn nicht dertrinken! Aber man ist kein Schlemmer, man tät schon einen Buckel machen für einen Keil Brot oder für ein Häferl voll Überbleibsel.

Überall schlagen sie die Türen zu. Als ob man von groben Reden satt werden könnt. Durch das Fenster kann man zuschauen, wie die Leut um die Schüsseln sitzen. Grün und rot wird es einem vor den Augen. Immer nur hören müssen: Lotter hin, Zottel her. Wie sollt man denn ausstaffiert sein, wenn man ein Fürst ist, sobald man bloß im Heu liegen darf!

Der Bart ist ein rechtes Halmach, wer sollt ihn denn abschaben? Und die Haar wachsen, ob man es ihnen heißt oder verbietet. Das Gewand, wie sollt es sonst sein? Der Regen derweikt es, Wind und Sonn trocknen es wieder; die Straßen frißt die Schuh. Eisern Leder gibt es halt noch keins. Und die krumpe Feder auf dem zerrissenen Hut, die kann die Leut nicht so abschrecken. Ein schönes Ausgeschau hat man ja nicht, aber der Bauch nimmt sein Futter, steckt er nun in Seiden oder in Fetzen. Bauch ist Bauch.

Aber in der fetten Aue gibt es für einen dörfelnden Landstreicher keinen Löffel voll. Es wird Abend, und er ist noch so nüchtern, wie ein sonstiger Christenmensch in der Früh. Herrgott, verzeih die Sünd, aber jetzt ist es wieder einmal aus mit der braven Ehrlichkeit.

Er nimmt einen tüchtigen Birkenplengl in die Faust, und jetzt steigt ein wüster Mensch auf das Gebirg hinauf. Der tut auf seinem Gang jetzt nicht beten, das kann niemand von ihm fordern. Wenn er wie der Wolf wär, könnt man es ihm nicht verdenken.

Es ist ein weiter Weg auf das Gebirg, bis man zu einer Schwag kommt. Das Licht aus er Almhütten weist einem das vorletzte Wegstückl. Und das letzte die angebrannte Milch.

Den Raubershuet nimmt er in Gottsnam in die Händ.

Die Haar aber sind halt auch nicht weniger wüst.

„Ein armer Handwerksbursch tät um ein bissel Milich bitten," sagt er mit zutraulichem Getue in der Tür.

Die Senderin Agnes aber erwartet gerad den Tondel aus dem Dorf drunten, eine Hochzeit wird er ihretwegen versäumen, wo er wieder die Predigt und die versoffene Schuld machen sollt, und es kommt ihr gar nicht zupaß, daß er am End ein wildfremdes Mannsbild in der Hütten antrifft. „Die Küeh seint galt und geben keine Milich," lügt sie deswegen, „vielleicht hast auf der nächsten Schwag mehr Glück."

Aber jetzt hat der arme Teufel genug. So jagen sie ihn von Haus zu Haus, von Ort zu Ort. Heut aber will er nicht mehr wandern.

„So, keine Milich hat die Brentlerin? In einer Viertelstund brennt die Hütten. Sollst ein Andenken haben an den Schinderhannes." Und er haut mit seinem Plengl auf die Tür; dann dreht er sich um und püllt in die Nacht hinaus: „Brüeder, Feuer in die Kaluppen."

Da rutscht die plärrende Senderin auf den Knien zu ihm her und bettelt: „Der Schinderhannes bist ... Ich hab ja nit gewußt ... kriegst alles, was ich hab ... Därfst bloß verlangen ... Willst Schottreinkelan? ..."

„Dann ist guet."

Und er dreht sich wieder um und schreit zurück: „Brüeder, ich brauch enk nit."

„Willst ein Mues?" fragt die Senderin.

Wie guet schmeckt schon der Namen allein.

„Oder ein Schmarrn?"

Schön wär es, aber es dauert zu lang. Weiß der Herrgott, wen der Teufel gerad zu dieser Stund über die Alm führt, und man ist auf einmal der Gimpel auf dem Leim, hat den Schmarrn kaum gerochen und ist schon in der Klemm. Ein kurzes Abendessen soll lang genug sein; daß man dann bald wieder draußen im Freien ist.

„Gibst mir ein Reindl Milich und ein Brot," sagt er und richtet sich zum Essen her.

Auf dem Dreifuß über dem Herdfeuer siedet noch die Milch in der Pfann. Die Agnes gießt sie in ein irdenes Reindl und stellt sie vor den Schinderhannes hin und den Laib Brot dazu. Muß der ausgehungert sein! Die Augen fallen ihm ja beinah in die Milch. Der guet einem jetzt kein Leid. Und die Senderin rutscht auf der Bank immer näher heran.

„Der Schinderhannes bist also," sagt sie und staunt ihn an.

„Jawohl, der bin ich," grimaßt er.

„Seint deine Leut nit auch hungrig?" fratschelt sie weiter.

„Die müessen warten, bis der Hauptmann satt ist," schnauzt er.

„Hast ihrer viel?" möcht sie wissen.

„Heut seint wieder vier Neue kömmen: der Messer Toni, der Bluet Christl, der Tod Hansl und der Stich Gregerle."

„Bringt man alle auf zehn Finger?"

„Ich mein nit. Mueßt noch die Füeß zuhilf nehmen."

Die Agnes schaudert; die Heimsuchung ist billig gewesen, mit einer Milch abgespeist. Der Brotlaib nimmt der Schinderhannes mit.

„Für meine Leut," sagt er. „Vergelts Gott."

Und draußen ist er. Sie will dem Tondel bald darauf gar nicht aufriegeln, weil sie fürch tet, ein Rauber könnt seine Stimm ausgeliehen haben. Sie tischt dem Brentler zuers ihren großmächtigen Schrecken auf, eh sie das Feuer unter dem Dreifuß schürt.

„Der will das Dorf niederbrennen," schreit der Tondel und springt wieder in die Nach hinaus. Die Agnes hört nur seine ersten Schritt. Vielleicht hat ihn der Schinderhannes schon abgefangen. Sie riegelt sich wieder ein und betet die längste Zeit am Herd; sie knie auf einem scharfen Scheit Holz. Es soll eine besondere Buß sein. Das ist eine Nacht in der ein Mensch leicht weiße Haar kriegen könnt.

Der Schinderhannes aber denkt sich: „Hinter dem Arsch muß freie Luft sein."

Es ist bald Sommer, die Nacht ist zu ertragen. Er sucht sich tiefer drunten im Wald ein Gestaudach, in das er sich verkriechen kann. Die warme Luft ist eine gute Tuchent, und für morgen hat man noch den Brotlaib. Das Leben ist doch schön!

Wie er so auf dem Rücken liegt, sieht er das Himmletzen durch die Bäum. Wenn es nur bei dem Wetterleuchten blieb! Aber es brandelt immer öfter, und auf einmal rumpelt es auch dahinter. Es wird das erste Unwetter in dem Jahr sein. Ein leiser Schiech geht ihn an. Man muß sich halt an alles erst gewöhnen. Es fangt in dem Jahr früh an; ist noch nicht einmal der Guggu still und schon hebt das Wettern an.

Er kriecht noch tiefer ins Gedachs, zieht den Janker aus und wickelt den Brotlaib ein. Der Zottel trücknet nach dem Regen wieder, das Brot aber tät schimpeln.

Es tündert immer mehr und der Schinderhannes denkt sich in der Weis der Landleut: „Ein ordentliches Fuder Heu führt der Herr über die Tennbruggen." Und wie der Blitz in einen Baum hineinkracht: „Hietz ist die Bruggen gebrochen."

Der Himmel muß sich gerad über der Alm aufgetan haben, denn es schüttet grauslich nieder. Es dauert nicht lang, und der Regen ist auch im Gestaudach; der Schinderhannes wird naß bis auf die Haut. Wie an ihm kein einziger Faden mehr trocken ist, hört das Wetter gach wieder auf. Bloß das Tündern geht langsamer übers Gebirg. Das Himmletzen bleibt noch lang, wie eine brave Nachtlampen.

Jetzt müßt man ein Feuer anzünden können, man möcht daran liegen und sich wärmen, möcht in die Glut glinstern, und es wär einem gut dabei. Aber, mein lieber Schinderhannes, schlag es dir aus dem Kopf, es ist nicht ratsam. Liegst vielleicht auf dem Bauch und glanderst ins Feuer, und einer, der dich almaus almein sucht, packt dich derweil in Gnack. Mußt selber trocken werden, es hilft dir nichts.

Der Frost beutelt ihn die ganze Nacht. Wie das Morgenrot den Bergsaum randelt, steigt er wieder höher auf die Alm. Wie die Sonn aufgeht, macht er einen Hupfer und tut einen Juchezer. Und jetzt liegt er im schmeidigen Marfelgras, den Brotlaib neben sich, und möcht mit keinem tauschen, so warm und gut ist ihm.

„Hietz mueß ich wieder meine Raubersleut wecken," denkt er sich, „ich hol in der Almhütte ein warmes Frühstück."

(Schluß folgt.)

Karl Eugen Neumanns Vermächtnis

Von Alfred Mensi-Klarbach in München

Am 18. Oktober ds. Js. jährt sich zum dreizehnten Male der Todestag des Wiener Indologen und Buddhologen Dr. Karl Eugen Neumann. Als ich vor einem Viertelahrhundert, wie er mir schrieb, als der erste in Besprechungen für die wissenschaftliche Beilage der ehemaligen Cottaschen „Allgemeinen Zeitung" auf seine Übertragungen aus dem Pali-Kanon aufmerksam machte, traten wir in einen kurzen Briefwechsel, der sich aber mehr um eine Buddha-Statuette im Münchener Ethnographischen Museum drehte, in der ich einen verhältnismäßig ausgeprägten arisch-indischen Typus fand. Der damalige Konservator Prof. Dr. Max Buchner verehrte mir darauf eine vortreffliche Nachbildung. Ich ließ sie photographieren und sandte das Bildnis Neumann, der sich in vier Briefen an mich über die ungeheure Seltenheit altbuddhistischer Kunstwerke überhaupt, sowie über den indo-chinesischen Typus jener Statuette im besonderen aussprach. Der letzte Brief schließt mit den Worten:

„Vielleicht werden die Reden mit dem Kamasutram und den Secrets Doctrines früher oder später noch zum Käseeinwickeln verwendet werden, oder auch sie allein nur. Ein paar Leuten werden sie ja schließlich doch in die Hände geraten sein. Ego quod meum est feci."

Ja, was an ihm lag, hat er getan. Wenn wir Deutsche in der Übertragung und Erklärung der altindischen Texte die Engländer, denen Indien schon politisch näher liegen mußte, mit der Zeit eingeholt, ja überholt haben, so kommt ein Hauptverdienst Karl Eugen Neumann zu. Ein begeisterter Schüler des wohl universellsten unserer deutschen Indologen, des Wiener Professors der indischen Philologie Georg Bühler, hat er wie dieser ein trauriges Ende gefunden. Am 8. April 1898 versank Bühler in den Fluten des Bodensees, und am 18. Oktober 1915 starb Neumann trotz aller Unterstützungen durch Freunde und Verehrer verarmt, an seinem 50. Geburtstage. Sein Vater, der stolz auf seinen gelehrten Sohn, ihn auch unterstützt hatte, der ehemalige Opernsänger und Hamburger und Prager Direktor Angelo Neumann, der durch sein berühmtes Ensemble Wagners Werke durch die halbe Welt getragen, war vor dem Sohne gestorben. Aber die Verarmung und traurigen Familienverhältnisse waren es wohl nicht allein, die Neumann das Leben verbitterten: er hatte von Anfang an kein Glück mit seinen Verlegern; fast jedes seiner Bücher erschien in einem anderen Verlag, und zuletzt kam der Krieg, der von vornherein der wissenschaftlichen und besonders der philosophischen Literatur ungünstig war. Das zweite Kriegsjahr, in dem Neumann von uns ging, machte einen dicken Strich unter alle Hoffnungen und Berechnungen.

Wie reich ist aber das Vermächtnis, das er uns hinterlassen. Von seinen ersten Werken wollte er selbst freilich später nichts mehr wissen, aber mit Unrecht. Wie ein Lebens- und Arbeitsprogramm mutet gleich seine erste Schrift „Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren" (Leipzig, Max Spohr 1891) an, in der er zwei buddhistische Suttas und Meister Eckharts Traktat „Von der Abgeschiedenheit" in Parallele setzt, so gerade einen der Traktate, der von der heutigen Eckhart-Forschung vielfach angezweifelt wird und in neuere Ausleseu nicht aufgenommen ist. Im selben Jahr und Verlag erschien „Des Sarasangaho, eines Compendiums buddhistischer Anschauungen erstes Kapitel: Text, Übersetzung, Anmerkungen." Von sich steigernder Bedeutung aber waren die beiden nächsten Schriften, die 1892 (in Leiden, bei E. J. Brill) erschienene „Buddhistische Anthologie, Texte aus dem Pali-Kanon, zum erstenmal übersetzt", und seine 1893 (Leipzig, bei Veit & Co.) erschienene Übertragung des Dhammapadam, des „Wahrheitpfads". Wie ich aber schon in meinem im Maiheft 1916 dieser Zeitschrift erschienenen Nekrolog auf Karl Eugen Neumann bemerken konnte, ist das eigentliche Lebenswerk Neumanns

in seiner monumentalen Übertragung der Reden Buddhas aus dem Pali zu erblicken, zu deren Gunsten er von den vorhergegangenen Schriften als bloßen Vorarbeiten später nichts mehr wissen wollte. In den Jahren 1896, 1900 und 1902 erschienen im Leipziger Verlag von Wilhelm Friedrich die drei umfangreichen Bände, welche die 152 „Reden Gotamo Buddhos aus der mittleren Sammlung Majjhimanikayo des Pali-Kanons zum erstenmal übersetzt" enthielten. Dazwischen aber fiel als wertvolle Nebenarbeit und Ergänzung die erstmalige Übersetzung der „Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos" aus den Theragatha und Therigatha (Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899): die grandioseste und weltverachtendste asketische Poesie der Weltliteratur.[1])

Der Verlag von Wilhelm Friedrich löste sich auf, und schon der nächste Band, die Reden aus der Sammlung der Bruchstücke Suttanipato, erschien 1906 im Verlag von Ambrosius Barth in Leipzig. Im folgenden Jahre aber trat der bekannte Münchener Verlag R. Piper & Co. als Retter auf den Plan, und Neumann wäre wohl geborgen gewesen, wenn nicht eben der Krieg als schwerster Störer auch für Neumanns Lebenswerk aufgetreten wäre. In den Jahren 1907 und 1912 erschienen bei Piper die ersten beiden großen Bände Reden aus der Längeren Sammlung Dighanikayo. Das Erscheinen des dritten hat Neumann schon nicht mehr erlebt. Ein anonymer Schüler und Freund Neumanns, E. R., konnte ihn erst 1918 in derselben Ausstattung, aber ohne die Anmerkungen, herausbringen. Der rührige Pipersche Verlag nahm sich nun auch der früheren Übertragungen Neumanns mit Ausnahme der ersten, von Neumann selbst mit Unrecht verleugneten an und ließ sie in handlicheren, kleineren, aber nicht minder vollständigen Ausgaben erscheinen. Erst in diesem Jahr, also zehn Jahre nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe, konnte der Wiener Freund E. R. den dritten Band in der kleineren neuen Ausgabe herausbringen, und jetzt ist auch der letzte, vierte, Band, der die Anmerkungen Neumanns zum dritten Band enthält, in der pietätvollen Redaktion des pseudonymen oder eigentlich anonymen Freundes erschienen.

Keines seiner Werke ist für Neumann so kennzeichnend wie dieser Anmerkungsband. Während in allen vorhergegangenen Werken die immer schon reichen Anmerkungen den Text begleiten, wurde für diesen dritten Band der längeren Sammlung ein eigener Band nötig: die 421 Seiten des dritten Bandes kommentieren 704 Seiten des vierten. Für die Besitzer der alten, großen Ausgabe ist es nun mißlich, daß die Anmerkungen der neuen Ausgabe durchnumeriert sind, während sie in der alten in jeder der elf Reden mit 1 beginnen. Um also diesen vierten Anmerkungsband zu genießen, muß sich der Besitzer entschließen, auch den dritten Band, auf den er sich bezieht, noch einmal in der neuen Ausgabe zu kaufen.

Und ein Genuß, freilich ein ganz eigenartiger, ist es, Neumanns Anmerkungen zu lesen selbst dann, wenn man sie unabhängig vom erklärten Text lesen würde. Eine so umfassende Sprachen- und Literaturkenntnis wie bei Neumann finden wir fast nur noch bei Schopenhauer, von dem aus Neumann wohl auch, wie viele vor und nach ihm, zum Buddhismus gelangt ist. Von Fachkollegen ist er häufig seiner weithergeholten Parallelen und kühnen Wortbildungen wegen angegriffen worden, und es ist wahr: er ist ein waghalsiger Wortneuerer und Interpret, aber man kann ihm darob nicht zürnen, wird man auch durch seine stolze Belesenheit oft weit über das Thema hinausgeführt.

Es ist ein tragisches Verhängnis, daß Neumann den großen, auch buchhändlerischen Erfolg seiner Werke nicht mehr erleben durfte. Dank der pietätvollen Arbeit seines Freundes, der nicht einmal offenkundige Irrtümer der hinterlassenen Texte zu verbessern wagte, haben wir aber doch in dieser nun abgeschlossenen Sammlung der Reden Buddhas aus dem Pali-Kanon ein so reiches Lebenswerk vor uns, daß auch die künftige Forschung es nicht umgehen kann. Was an ihm lag, hat er getan.

[1]) Über „Das buddhistische Kunstwerk" veröffentlichte K. E. Neumann in den S. M. eine Aufsatzfolge: 1. Propädeutischer Prodromus, Februarheft 1904; 2. Ökonomie, Oktoberheft 1904; 3. Techn Dezemberheft 1905; 4. Dianoiologie, Februarheft 1906.

Kerners Briefe an seine Münchner Freunde

Von Franz Thierfelder in Planegg bei München

Eine Auferstehung Justinus Kerners hätte man noch vor ein paar Jahren für unmöglich gehalten. Über den romantischen schwäbischen Dichter hatte die Literaturgeschichte die Akten bereits geschlossen, eine Anzahl schöne, schlichtempfundene Gedichte und Balladen sind — nicht zuletzt dank Schumanns Vertonung — Gemeingut der Gebildeten geworden, ja, die schönsten drangen ins Volk und wurden so sehr sein eigen, daß der Verfasser in Vergessenheit geriet. Aber schon seine phantastischen „Reiseschatten", die nach dem Kriege die Haas-Berckow-Truppe zu beleben versuchte, waren in ihrer bizarren Romantik nicht mehr verständlich und die Aufzeichnungen der „Seherin von Prevorst" wurden bereits zur Zeit ihrer Entstehung als Verirrungen einer phantastischen Seele abgelehnt. Und doch lassen sich gerade von hier aus die Brücken zur jüngsten Gegenwart schlagen, denn was im Zeitalter des beginnenden Materialismus als unwissenschaftlich oder gar als beabsichtigte Täuschung verworfen wurde, beschäftigt heute die ernsthaftesten Köpfe. Gewiß vermissen wir bei Kerner, wenn er sich mit übersinnlichen Dingen beschäftigt, die nötige Vorsicht und Nüchternheit, die als erste Voraussetzung für eine Vertiefung der Jenseitserkenntnisse zu gelten hat; seine naturwissenschaftliche Einsicht liegt mit seiner gefühlsmäßigen Hinneigung zum Mystischen in fortwährendem Kampfe. Dieser hindert ihn, systematisch vorzugehen, und es wäre nicht schwer, ebensoviele Stellen aus seinen Schriften für wie gegen seinen Geisterglauben anzuführen. Immerhin werden wir heute in Kerner einen Mann achten müssen, der im Gegensatze zu den Anschauungen seiner Zeit Auffassungen verteidigte, über die noch nicht das letzte Wort gesprochen ist.

So kommt es, daß die Sammlung von Kernerbriefen, die soeben Graf Pocci unter dem Titel „Justinus Kerner und sein Münchener Freundeskreis" im Insel-Verlage herausgegeben hat, sehr viel mehr als literaturgeschichtliches Interesse bietet, denn in ihnen tritt uns gerade der alte Kerner, aufs lebhafteste mit Hellseherei und seltsamen Visionen beschäftigt, entgegen.

Graf Pocci, der Enkel des unvergessenen Maler-Dichters, hat sich die Arbeit nicht leicht gemacht. Mit Bienenfleiß hat er weit über hundert Briefe Kerners zusammengebracht, die an Münchner Freunde gerichtet sind, und die geschichtliche Bedeutung der Empfänger — Kerner wechselte u. a. Briefe mit Ludwig I. und Max II., dem Prinzen Adalbert von Bayern, den Grafen Pocci und von Württemberg und Emanuel Geibel, — bringt es mit sich, daß auch Briefe allgemeineren Inhaltes voll interessanter Einzelheiten sind. Jedem Brief folgt ein eingehender Kommentar, der sich dankenswerterweise nicht nur auf eine Erklärung unklarer Stellen beschränkt, sondern zugleich einen Mosaikstein zu dem Gesamtbilde der großen Wittelsbacher Zeit bildet. Dieses Bild ist mit geschichtlichem Verständnis, Kenntnissen und innerer Anteilnahme gezeichnet; man fühlt, wie der Verfasser noch ganz in den Überlieferungen seiner Familie lebt, die mit dem geistigen Leben Altmünchens unlösbar verknüpft ist, und verzeiht es ihm gern, wenn er bisweilen ein persönlich gefärbtes Urteil über die Gegenwart nicht unterdrücken kann. Man wird begreifen, daß bei solcher inneren Verbundenheit mit dem Stoffe manchem Belanglosen Bedeutung beigelegt wird, aber diese Einwendungen können an dem Gesamturteil nichts ändern, daß sich Graf Pocci durch die pietätvolle Bearbeitung der Briefe Kerners ein literarisches Verdienst und den besonderen Dank des bayerischen Geschichtsforschers erworben hat.

Von den Gegenständen, mit denen sich Kerner in den Briefen an seine Münchner Freunde beschäftigt, soll im folgenden nur einer etwas ausführlicher behandelt werden, einmal, weil er Kerner sehr am Herzen lag und auch heute noch geschichtliches Interesse

besitzt, zum andern, weil er dank der liebenswürdigen Unterstützung des Herrn Major a. D. Ritter v. Pfistermeister durch einen noch unveröffentlichten Brief Kerners an den Staatsrat v. Pfistermeister, den Kabinettssekretär Maximilians II. von mir ergänzt werden dann. Es handelt sich um das Schicksal des Prinzen Adalbert von Bayern (1828—1875), eines jüngeren Bruders des nachmaligen Prinzregenten Luitpold, der, wie er selbst von sich in einem Schreiben an Kerner sagt, „von früher Jugend an stets eine brennende Wißbegier für alles Wunderbare und Mystische hatte". Er hatte sich, da er für die Thronfolge in Bayern nicht in Betracht kam, in romantischer Schwärmerei dem Gedanken hingegeben, einmal den spanischen Thron besteigen zu können, während man am bayerischen Hofe in ihm gern den Nachfolger König Ottos von Griechenland gesehen hätte. Man suchte ihn auf alle mögliche Weise von Spanien abzuziehen und hoffte auf Kerners Einfluß, der den Prinzen am 25. August 1850 in Aschaffenburg persönlich kennengelernt hatte. Der Dichter suchte denn auch in rührender Weise Adalbert zu überzeugen, daß sein Hang nach Spanien für ihn verhängnisvoll sei und seiner Schicksalsbestimmung widerspreche. Er suchte diese Überzeugung im Prinzen durch wiederholte Befragung einer „Wasserschauerin" zu befestigen, die ähnlich wie die Seherin von Prevorst, Friederike Hauffe, mit mediumistischen Eigenschaften begabt gewesen zu sein scheint. Es handelte sich dabei um die Ellhoferin, eine alte Bäuerin aus der Umgebung Weinsbergs, die durch Schauen in ein Glas Wasser die Zukunft der ihr genannten Personen entschleiern zu können behauptete. Der Prinz sandte wiederholt Fragen an Kerner, die dieser dann der Ellhoferin vorlegte und von ihr mehr oder weniger eindeutig beantwortet erhielt. Wieweit die Frau unter einem unbewußten Einflusse Kerners (sein Gutgläubigkeit steht nach seiner ganzen Wesensart außer Zweifel) handelte, läßt sich heute nicht mehr feststellen — ihre Antworten lagen jedenfalls in der Richtung, die Kerner und der Münchner Hof wünschten. Eine wirkliche Umstimmung Adalberts scheint Kerner nicht gelungen zu sein, im übrigen aber entwickelten sich die politischen Verhältnisse so, daß sich die Hoffnungen des Prinzen von selbst zerschlugen. Immer wieder kommt Kerner in seinen Briefen auf den jungen Wittelsbacher zu sprechen, dessen liebenswürdiges, phantasievolles Wesen in dem alternden, langsam erblindenden und zu Trübsinn neigenden Dichter aufrichtige Zuneigung geweckt hatte.

So ist es nur natürlich, wenn er auch in Briefen an den Staatsrat v. Pfistermeister, den er als Kabinettssekretär Maximilians II. persönlich kennenlernen durfte, immer wieder auf das Schicksal des Prinzen Adalbert zurückkommt. Im Nachlaß Pfistermeisters fanden sich fünf Briefe Kerners, von denen einer von der Hand der Enkelin des nahezu erblindeten Dichters geschrieben ist. In drei Briefen erwähnt Kerner den Namen Adalberts, die Ausführungen decken sich im wesentlichen mit denen in Briefen, die Pocci veröffentlicht hat. Besonderes Interesse bietet nur der vom 23. August 53, in dem er ziemlich eingehend die Befragung der Ellhoferin und deren Auskünfte und Ratschläge hinsichtlich der Kränklichkeit Maximilians II. mitteilt. Der Brief lautet in der Rechtschreibung Kerners:

Verehrtester Herr Rath!

Ich denke Ihres gütigen Erscheinens immer! O hätten Sie doch nur nicht so schnelle wieder zurückreisen müssen, ich hätte noch so vieles mitzutheilen gehabt.

Obgleich ich zwar keinen großen Glauben an eine Seherin in hiesiger Gegend, ein Bauernweib, habe, das durch Schauen in ein Glas Wasser in magnetisches Schauen geräth, (das vor zweyen Jahren des H. Prinzen Adalbert k Hoheit hier kennen lernte und befragte und die ihm immer sagte: er komme nach Griechenland, nicht nach Spanien[1]) (ob sie gleich durchaus nicht wußte wer Er war) so ließ ich sie gestern doch holen u. sagte zu ihr: sie solle in dem Glase nach einem Herren schauen den ich sehr verehre und der Max hieße. Als sie einige Minuten in das Glas geschaut, sagte sie. „Ich sehe ihn jetzt da im Glase, es ist ein lieber Herr." Ich fragte: „fehlt ihm etwas?" Sie sagte: Ja! er ist krank, aber schon lange. Ich fragte: was ist sein Leiden? Sie sagte: „Sein Leiden ist in den Nerven, es geht vom Magen u. Bauche in den Kopf, besonders in's Hinterhaupt auch in das Rückenmark. Er hat oft eine Bangigkeit u. ist in großem Zweifel." Ich fragte: ist zu

helfen? Sie sagte: „Die Bangigkeit die er hat muß vergehen wenn er das Herz von einem Maulwurf das man dörrte mit 3. Würzelchen Schöllkraut (chelidonium acre) in ein Bündelchen bindet u. an sich trägt. Seinen Nervenleiden ist abzuhelfen wenn man mehrmals des Tags das Vaterunser über ihn spricht u. bey der Stelle: „u. befreye uns von dem Übel, mit dem Rücken zweyer Hände über seinen Scheitel, Hinterkopf u. Rückgrat im festen Glauben (also magnetisch) hinunterfährt. Diese Krankheit wirkt mehr auf seinen Geist als Körper, ich sehe ihn betrübt und zaghaft."

Dieß sagte sie u. ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es getreu niederschrieb, so toll auch das Maulwurfsherz lautet.

Ich fragte sie auch noch, ob sie auch die Frau jenes Herren sehen könne? Sie schaute hierauf von neuem in's Glas u. sagte: „Hier steht seine Frau mit 3. Kindern."

Nun muß ich Sie abermals auf Ehre versichern, daß ich schändlicher Weise nicht weiß wie viele Kinder Se. Majestät besitzt u. daß ich mich, weil ich mit dem Briefe eile, auch nicht danach bey andern erkundigen kann, aber ich setze es doch her u. hat die Seherin die drey Kinder betreffend unrichtig gesehen, so sehen Sie daraus, daß ich eben getreu niederschrieb was sie sagte. Sie konnte aber nicht entfernt ahnen nach wem man fragte auch war diesem Bauernweib die Zahl der Kinder Sr. Majestät gewiß noch weniger bekannt als mir. Sind es wirklich drey Kinder??

Daß diese Seherin aber bey manchem Richtigen auch oft schon manch Unrichtiges, ja Tolles, sagte, muß ich auch bemerken und ich schenke ihren Vorausſagungen nur den Glauben den ich den Somnambulen u. den somnambulen Tischen schenke, ich verlasse mich auf solche nicht wie auf ein Evangelium. Ich überlasse ganz Ihnen, was ich hier noch nachträglich berichte, Sr. Majestät mitzutheilen oder nicht. —

Ich kann nur herzlich immer bedauern daß Sie nicht länger hier verweilen konnten. Kommen Sie doch einmal wieder!

Ich lege hier ein Schreiben an Se. Majestät u. das Schriftchen über „die somnambulen Tische" von mir bey—haben Sie die Güte, beyde Sr. Majestät zu übergeben.

Könnten Sie mir bald Nachricht von dem Empfange dieser meiner Sendungen geben, wär' es mir sehr erfreulich!

Ich muß immer an Se. Majestät mit Unruhe u. Sehnsucht denken u. fühle mich sehr unglücklich das ich den Wunsch k. Majestät nicht erfüllen konnte, — denke aber immer der Leiden k. Majestät u. wie hier zu helfen wäre (wüßte ich dieselben nur näher!) nach.

Ich habe Sie sehr lieb gewonnen, besonders auch weil ich so deutlich Ihre Anhänglichkeit u. Treue gegen den vortrefflichen König seh, der mir nie aus dem Sinne kommt, besonders seit Sie von Ihm sprachen.

Vergessen Sie meiner nicht ganz!

Mit inniger Liebe u. Hochachtung

Weinsberg, d. 23. Aug. 53 Ihr ergebenster Dr Justinus v. Kerner.

[1]) Sie sagte zu ihm u. zu mir auch nachher wiederholt immer: in Spanien sehe sie für ihn ein Unglück, in Griechenland nicht, in Spanien sehe sie ihn schwarz, in Griechenland licht.

Der Brief ist für die Einstellung Kerners zu okkulten Dingen höchst bezeichnend. Seine romantische Natur kann sich den Geheimnissen übersinnlicher Dinge auch dann nicht entziehen, wenn sie wie im vorliegenden Falle zur platten Albernheit werden. Sein Glaube ist mit Skepsis gepaart, sie reicht aber nicht so weit, daß er ernstlich den Versuch macht, die Spreu vom Weizen zu trennen.[1]) Wahrscheinlich wird er sich nicht einmal ernsthaft darum bemüht haben, die Zahl der Kinder Maximilians festzustellen: Der König hatte nicht drei, sondern nur zwei Kinder, die nachmaligen bayerischen Könige Ludwig und Otto.

[1]) Vgl. auch die Veröffentlichung Ludwig Geigers: Justinus Kerner, Briefe über magische Gegenstände, Dezemberheft 1905 der S. M.

Annette von Droste-Hülshoff in ihrer Familie

Eine Entgegnung auf Grund des Familienarchivs

Von Freiin Cäcilie Droste zu Hülshoff

Im Januar- und Februarheft der S. M. hat Hulda Eggart einen Aufsatz über „Das Krankheitsbild Annette von Droste-Hülshoffs" veröffentlicht, der, soweit er sich mit Nebendingen befaßt, nicht unwidersprochen bleiben kann. Zum eigentlichen Thema möchte ich berufener Seite das Urteil überlassen. Es wird schwer halten, noch heute eine sichere Diagnose ihres Leidens zu stellen. Man mag der Verfasserin zugestehen, daß sie das Bild Annettens mit Liebe gezeichnet hat. Das gern zitierte Wort von „guten Willens Ungeschick", dem wir auch bei ihr begegnen, dürfte aber selten so am Platz gewesen sein, wie bei ihrer eigenen Arbeit.

Es geht nicht an, daß dort, wo zuverlässige Nachrichten fehlen, die Phantasie nach Gefallen die Lücken füllt, wie es gerade der Beweisführung nützt. Wo Hulda Eggart auf dem festen Boden der Tatsachen steht, bietet sie dem Leser Beachtenswertes. Verliert sie aber diesen Halt, was sehr häufig geschieht, da sie weder die Familienkorrespondenzen, noch das Tagebuch der Freifrau von Laßberg, noch selbst, wie es scheint, die neuere Droste-Literatur kennt, läßt sie sich zu argen Fehlschlüssen verleiten. Es ist eine stets sich wiederholende Erscheinung, daß die Forscher, die sich die Mühe gaben, die immer bereitwilligst zugestandene Einsicht in das Material der Familienarchive zu nehmen, zu Ergebnissen kommen, die den Unterstellungen, die uns bei manchen Essayisten begegnen, schnurstracks zu widerlaufen.

Aus der Unkenntnis der westfälischen Besonderheiten entstehen die wunderlichsten Vorstellungen. Was versteht man z. B. unter „ländlichen antiaristokratischen Verhältnissen", zu denen Annette geneigt habe? P. Scheiwiller, der wohl den Anspruch erheben darf, ein guter Droste-Kenner zu sein, sagt: „Sie war . . . bis ins innerste Mark aristokratisch[1])." Wenn Annette selbst von ihrer starken bäuerlichen Ader spricht, so meint sie damit nicht „mit der Ammenmilch eingesogene", denen ihrer Familie zuwiderlaufende Anschauungen, sondern die jahrhundertealte tiefe Verwurzelung ihres adeligen Geschlechts mit Landbesitz und Landbau, sowie das Zusammengehörigkeitsgefühl mit der von ihrem Gutsbezirk umfaßten Landbevölkerung. Wie man, wenn man die Briefe Annettens durchliest, zu dem Ergebnis kommen kann, daß die in ihrer Liebe und Treue vorbildliche Amme im Herzen ihres Pfleglings die Stelle der Mutter eingenommen habe, ist unfaßlich. Wo und wann nennt Annette sie je anders als „meine gute Alte" oder „die Amme"? Wenn sie in der persönlichen Anrede sie vielleicht „Mutter" genannt hat, wofür ich keinen Beweis finde, entspräche das lediglich dem hiesigen Sprachgebrauch, der jede verheiratete Frau „Mutter" nennt, damit aber lediglich ihre Stellung in ihrer eigenen Familie bezeichnet. Es ist auch irrig, daß die Amme länger als zur Pflege des Säuglings nötig war, in Hülshoff verblieben wäre. Die Frau war bei Mann und Kind in Nienberge nicht zu entbehren, und erst in späteren Jahren, als die Freifrau von Droste mit ihren Töchtern schon in Rüschhaus lebte, also nach 1826, holte sie die Amme, die Witwe geworden war, zu dauerndem Aufenthalt dorthin. Hulda Eggart läßt auf S. 306 das Kind Annette unter der treuen Hand der Amme in der gesunden Landluft sich normal entwickeln und gedeihen, was sie aber nicht hindert, auf der folgenden Seite eine Skrofulose bei ihm vorauszusetzen, die dem gleichgültigen Auge der Mutter entging. Aus frühen, höchst anmutigen Briefen der Mutter wissen wir, wie eingehend sie sich um die geistige und körperliche Entwickelung ihrer Kinder bekümmerte. Sie war ihnen durch mehrere Jahre die einzige Lehrerin und hatte sie daher viel mehr um sich

[1]) Scheiwiller, Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz, S. 89.

als es heute einer Mutter möglich ist, die ihre Lieblinge schon im zartesten Alter der Hand fremder Lehrpersonen übergeben muß.

Sodann zitiert Hulda Eggart die bekannte Selbstschilderung der Dichterin aus „Bei uns zu Lande auf dem Lande". Sie hört aus dem Satze: „Wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen" eine geheime Anklage gegen die ihrigen heraus (man bedenke, gegen den so heiß geliebten Vater!) und erzählt dann harmlos auf S. 390, wie Annette in der Zeit der Jugend und Entwicklungsjahre theoretisch wie praktisch „entgegen den Warnungen der Verwandten" die Musik geübt habe. Erwägt man die Eigenschaft Annettens, mit leidenschaftlichstem Eifer zu erfassen, was sie gerade interessierte, und bedenkt man, daß sie in der Zeit vor ihres Vaters Tode, also auch in den „5 stummen Jahren" ihr ganzes Interesse auf die Musik lenkte (neben anderen erklärt auch Schulte-Kemminghausen das Versiegen der poetischen Produktion zum großen Teil mit der restlosen Hingabe an die Schwesterkunst), so gewinnt der Satz: „Wäre ich der Vater ..." ein ganz anderes Aussehen. Man wird gewarnt, aber nicht verboten haben, und Annette tat, was sie freute. — Es wäre das nicht das einzige Mal in ihrem Leben.

„Daß der Familie die Schwindsüchtige gerade geeignet schien, Pflegedienste zu tun," begegnet schärfster Kritik (S. 311); es wird nicht bedacht, daß es einer so tief charitativ veranlagten Seele Lebensbedürfnis ist, zu pflegen, zu trösten und zu spenden. Oft genug haben die Verwandten in berechtigter Sorge gewarnt, gebeten, die eigene Gesundheit zu berücksichtigen. Annette hat nie darauf gehört, sie „setzte es durch"; mit äußerster Willensanspannung zwang sie den Körper in die Botmäßigkeit des Geistes! Wer hätte die Macht gehabt, sie zu bewegen, die „Pfade des Wohltuns" zu verlassen? Und würde er recht daran getan haben? ...

In der merkwürdig widerspruchsvollen Arbeit findet sich ferner die unbewiesene Behauptung, die Mutter habe das „zurückgebliebene Kind, dessen man sich eigentlich ein bißchen schämte" (S. 311), tunlichst dem Salon fernzuhalten getrachtet. Jenny erzählt, Annette sei bei Besuch immer voran gewesen und spricht immer wieder von der Lebhaftigkeit, mit der sie Besuche zu unterhalten pflegte. In den Briefen der Mutter finden sich verschiedene Briefstellen, in denen sie die Abwesenheit Annettens „unseres Hoflustigmachers" bedauert. Auch bei häuslichen Arbeiten soll „das schwächliche Mädchen" der Mutter „bloß im Wege gestanden" haben (S. 395). Wer mit den Verhältnissen auf den adeligen Gütern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vertraut ist, weiß, wie wenig „häusliche Arbeiten" für die Töchter des Hauses übrigblieben. Eine große Zahl von Dienstboten (eine Aufstellung aus dem Jahre 1772 zählt in Hülshoff deren 22, ohne die Landarbeiter) fand dort Brot, Obdach und Altersversorgung. So blieb der Jugend Zeit, sich den schönen Künsten zu widmen, mehr oder weniger ernst genommene Studien zu treiben und ihre Talente zu entfalten.

Weiterhin schleudert die Verfasserin die empörendsten Anklagen gegen die Freifrau von Droste, die für alle Armen und Hilfsbedürftigen eine offene Hand gehabt, aber kein Herz für die „sieche, nervenschwache Tochter". „Man ängstete sich gelegentlich, wenn ‚die Krankheit' sie gar zu erbärmlich schüttelte; ängstete man sich aber nicht mit einer leisen Hoffnung? ... (Luise Meller!) Hätte man durch eine Reise nach dem Süden, die dem Bruder, der Hülshoff übernommen, unerhörte Geldopfer zugemutet, dies immerfort dem Verglimmen, dem Versickern nahe Leben künstlich verlängern sollen? Frau von Droste dachte praktisch und nüchtern. Sie widmete sich den Gesunden" (S. 395). Mit diesen Worten übertrumpft Hulda Eggart alles, was bisher an Gehässigkeiten gegen die Mutter Annettens vorgebracht wurde. Sie weiß jedoch (S. 394) an Tatsachen nichts beizubringen, als den von Luise Meller nach 65 Jahren wiedergegebenen Ausspruch der Freifrau von Droste: „Ich wollte, Annette würde vor mir hergetragen," ein Ausspruch, der, wenn er wirklich getan ist, doch nur die Besorgnis einer Mutter um ihr zurückzulassendes Kind ausdrückt, dessen Krankheit sie vielleicht klar erkannte. Der Nachsatz: „Ach Gott, ich bin bange,

daß es mit Annette kein gutes Ende nimmt!" ist deutlich genug. Die Zeichnung, die Hulda Eggart von der Freifrau von Droste entwirft, ist so verzerrt, daß es schwer fällt, ihr Unvoreingenommenheit zuzubilligen.

Man vergleiche dagegen Briefstellen aus der unveröffentlichten Korrespondenz der geschmähten Mutter mit ihren Geschwistern:

An Freiin Sophie von Haxthausen, Hülshoff, den 10. 8. 1823: „... Nette ist nicht recht wohl, sie hustet zwar nur wenig, aber sie klagt oft über Schmerzen in der Brust; Josef Droste [ein als Arzt sehr angesehener Verwandter] behauptet zwar, es käme von keinem Fehler in der Lunge, sondern vom Andrange des Blutes; aber seine Arzneien haben bisher nur wenig geholfen. Frag Menne doch mal, liebes Kind, ob die Schmerzen wohl daher kommen können. Ich habe zu Menne mehr Zutrauen, wie zu allen hiesigen Ärzten..."

Doktor Menne muß demnach mit Annettens Gesundheitszustand schon früher bekannt gewesen sein. Ein andermal heißt es:

An Freifrau von Laßberg, Rüschhaus, den 7. 1. 1840: „.... Alles was ich erfahre, soll Nette Dir schreiben, die jetzt wirklich ernstliche Anstalten macht, alte Schulden abzubezahlen. Du mußt übrigens dieses Mal etwas mit ihr durch die Finger sehen, sie war diese letzten 4 Wochen recht krank, so daß mir selbst oft bange wurde. Es war so in der Art, wie nach dem Tode des lieben seligen Ferdinands, ein ganz abscheulicher Husten, Brustbeklemmungen, nachts Fieber, und dabei eine Mutlosigkeit, die nicht zu ertragen war."

An Sophie von Haxthausen, Rüschhaus, den 2. 2. 1840: „... Von Loudowine wirst du wissen, daß Nette, Gottlob, ganz wieder hergestellt ist. Ich kann Dir nicht sagen, liebstes Herz, wie mich das freut, denn ich habe ihretwegen viel Sorge und Angst ausgestanden. Ihr Übelbefinden schien mir dieses Mal wirklich bedenklich, und wir sind Bönninghausen großen Dank schuldig."

An Freifrau von Laßberg, Rüschhaus, den 28. 5. 43: „... Ich komme eben mit Nette aus der Frühmesse. Nette ist, Gottlob, wieder ganz auf den Strümpfen. Sie durchmustert jetzt alle ihre Gedichte, die in Meersburg verfertigten und die später hier gemachten, um sie zum Druck fertig zu machen. Es sind wirklich sehr schöne Sachen darunter....."

Ausführlich erzählt sie in mehreren Briefen von ihrer Bestürzung und Angst, als ihr nach dem Wagenunfall des Freiherrn von Laßberg in Eppishausen Annette ganz zerschunden ins Haus gebracht wurde. Im März 1843 berichtet sie:

An Freifrau von Laßberg, Rüschhaus, den 25. 3. 43: „... Mit der armen Loudowine, die sich gar nicht wieder erholen kann, ist es noch immer dasselbe Übelbefinden, woran auch unsere arme Nette seitdem laboriert. Die ist in dieser Zeit wirklich recht fatal gewesen und eigentlich erst seit 5 Tagen soweit besser, daß sie aus dem Zimmer geht. Acht Tage war es so arg mit ihr, daß sie wieder ganz in ihre ehemaligen Flausen verfiel, von Starrkrampf und lebendig Begraben sprach und Sophie und mich wirklich ganz zur Verzweiflung brachte. Jetzt ist es nun Gottlob, um vieles besser, besonders dadurch, daß sie einsieht, daß es nicht gleich Hals ab geht."

Ähnliche Briefstellen lassen sich beliebig viele beibringen. Mir scheint, dem Unbefangenen werden die hier angeführten als Beweis genügen, daß das Befinden Annettens in ihrer Familie die Beachtung fand, die ihm zustand. Im Jahre 1837 war geplant, daß Annette das Nordseebad Norderney aufsuchen sollte. Die Ärzte erlauben es nicht, und nun dringt die Schwester in Annette, die Bäder in Baden im Aargau zu gebrauchen. Aus welchen Gründen die zweimal nahe vor der Ausführung stehenden Südlandreisen unterblieben, ist nachzulesen bei Scheiwiller, Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz (S. 22 f.). Die Reisekosten haben dabei keinerlei Rolle gespielt. In Ergänzung des dort Gesagten lese man auch in den Briefen Annettens nach, was sie ihrer Schwester über den Reiseplan schreibt (Cardauns 46). Es erhellt daraus mit Gewißheit, daß sie, da die Mutter einer eben überstandenen Krankheit wegen nicht in den Süden konnte, sich weigerte, die Reise allein mit den Verwandten zu machen. Wie würde sie sich also wohl zu dem Gedanken gestellt haben, ganz allein einen längeren Aufenthalt in Italien zu nehmen?

„Ist jemand schon ein Wort darüber zu Gesicht gekommen, wie Frau von Droste das Ableben ihrer armen Tochter fern der Heimat aufnahm? Ob sie gebot, den Hügel am Boden-

e in Ehren zu halten? Ob es sie, die hochbetagt noch Reisen machte, verlangte, zu diesem ügel wenigstens einmal in ihrem Leben zu wallfahrten?" (S. 394). Nein, dem, der sich cht darum bemüht, ist allerdings nichts bekannt! Der Westfale hängt seine Gefühle nicht f die Hecken und Zäune! Denen, die Annette noch im Grabe vor der Kälte ihrer Ange- rigen schützen zu müssen glauben, sei nun der Brief teilweise wiedergegeben, den die beugte Mutter ihrer Tochter Jenny schrieb:

Rüschhaus, den 4. Juni 1848: „Ach, liebste Jenny, wie schwer hat uns die Hand des Herrn ge- offen! Ich kann Dir gar nicht sagen, wie tief betrübt ich bin.... Ich möchte nun am liebsten eich zu Dir eilen. ... Ich hätte es so gern gesehen, daß Werner von Bonn aus gleich zu Dir gangen wäre; aber er meinte, es würde Dir wohl eben so lieb sein, wenn er mich zu Dir begleitete, d so habe ich mich denn drin ergeben und hoffe, dann so gegen die Mitte des folgenden Monats i Dir zu sein. Zwar kann ich Dir deinen großen Verlust nicht ersetzen und wie traurig wird unser iederseh'n sein. Ach, daß ich auch so viele Lieben überleben muß[1])! Der liebe Gott hüte mich für ähnliche Verluste und gebe mir seine Gnade bei dieser schmerzlichen Prüfung; nn glaube mir, liebstes Herz, dieser Schlag trifft mich sehr, sehr hart."

Am 14. Juli schon trifft die Freifrau mit dem Freiherrn Werner, dessen Schreiben an rofessor Schlüter H. Eggart ebenfalls auf verwandtschaftliche Gefühle untersuchen zu üssen glaubt (S. 399) und der auch mit einer schlechten Zensur nach Hause gehen darf, Meersburg ein, und dieses war die einzige Reise, die die „Hochbetagte" nach dem Ab- ben ihrer Tochter machte. Sie wandern mitsammen zum Grabe, das durch die Enkelinnen it Blumen geschmückt war. Es war nicht nötig, die Freifrau von Laßberg zu ermahnen en Hügel am Bodensee in Ehren zu halten".

„Die kleine Kapelle, die ich auf dem Kirchhofe habe bauen lassen, ist jetzt fast ganz vollendet," reibt Jenny im September 1848 an Freiin Sophie von Haxthausen, „ich habe nur noch das eine Gärtchen davor anzulegen. Dahin gehen wir (Mutter, Schwester und Nichten) dann oft, um beten und den Gedanken an die liebe Selige nachzuhängen."

Ich wüßte auch nicht, wer bis heute außer den Angehörigen je zur Erhaltung des Grabes eigetragen hätte.

Die Seite 393 angezogene Briefstelle über ein „Autodafé", das Annette nach dem Meers- urger Winteraufenthalte (es war am 4. Sept. 1843) angestellt haben soll, ist von der Ver- sserin augenscheinlich mißverstanden. Liest man den Brief, der mit den übrigen an Elise üdiger veröffentlicht wurde[2]), im Zusammenhang, so ist er gar nicht anders zu verstehen, s daß sie nicht eigene Briefe oder Schriften den Flammen überlieferte, sondern solche res Bekanntenkreises. Das erklärt auch die sonst merkwürdige Tatsache, daß sich in ihrem achlasse zum Leidwesen der Forschung nur wenige an sie gerichtete Briefe vorfanden. Das soll man aber zu der mit unverantwortlichem Leichtsinn stets wieder vorgebrachten Mutmaßung sagen, die Familie halte belastendes Material zurück? Weder Annette, noch re Eltern und Geschwister brauchen das helle Licht des Tages zu scheuen. In diesem Be- ußtsein fordern wir auf das nachdrücklichste, daß diejenigen, die Anschuldigungen auf An- schuldigungen häufen und den Namen Annettens schänden, indem sie ihre Angehörigen den Staub zerren, die Beweise bringen, die sie dazu berechtigen ... „Niemand weiß davon", gt Hulda Eggart (S. 396) und spricht sich und den übrigen selbst das Urteil.

Man tut der großen Dichterin keinen Gefallen, wenn man sie als ein armes hin und her schobenes Wesen hinstellt, das nicht die Tatkraft aufbringt, sich gegen die Tyrannei rer Familie zu behaupten. Eine Persönlichkeit von so kraftvoller Genialität, so männlich irkem Geist sitzt nicht brav und still in ihrer Stube, um mit der Amme „zu beten oder Dorfkieker-Geschichten' zu erzählen" (S. 395), läßt sich nicht auf Reisen schicken oder zu ause lassen, wie es gerade paßt. Sie herrscht in ihrem Leben „vollkommen souverän, eben- unumschränkt, wie Adam im Paradiese vor Erschaffung seiner lieben Hälfte". Wenn

[1]) Wie ist der oben zitierte Ausspruch der Luise Meller damit in Einklang zu bringen?
[2]) Deutsche Rundschau 1912, Heft 7, 8, 9 und 10.

sie nicht wollte, ging sie trotz der dringendsten Bitten nicht mit an den Bodensee, obwo ihre Schwester die Reisekosten tragen wollte; war sie verreist, blieb sie weit über die v einbarte Zeit aus. Ihren Verkehr suchte sie sich ganz nach Gefallen und obwohl die Mut ab und zu ihren Geschmack nicht teilte, sehen wir diese Bekannten in Rüschhaus ein- und au gehen, tage-, ja wochenlang dort verweilen. Annette war die einzige, die es sich erlaub durfte, sich der Haus- und Tischordnung nicht zu fügen. „In selbst gewählter Einsamke spann sie sich in Rüschhaus ein, und es bedurfte der ganzen liebevollen Diplomatie ihr Bruders, um sie endlich herauszulocken und in Hülshoff zu pflegen. Ganz recht so Hüffer am Schlusse seiner Biographie:

„Überblickt man dieses Leben, dessen Wendungen wir im einzelnen zu folgen suchten, noch einm im ganzen, so muß es als ein selten begünstigtes erscheinen; denn selten finden sich vorzüglich begab Menschen in der Lage, ganz ohne äußeres Hindernis ihre eigene Entwicklung zur Reife zu bringen

Ihre auf hoher Kulturstufe stehende Familie dachte frei und weit genug, um jede seiner Glieder die möglichen Mittel und Anregungen zu geben, die die Entfaltung sein Eigenart fördern konnten. Die so oft behauptete Interesselosigkeit, ja Feindseligkeit gege über Annettens literarischen Arbeiten stellt sich in ganz anderem Lichte dar, hört m Mutter und Geschwister, ja selbst den alten Großvater Haxthausen selber sprechen. „Audi tur et altera pars", sagt P. Scheiwiller[1]) und warnt davor, aus brieflichen Äußerung Annettens zu weitgehende Schlüsse zu ziehen. Wie hätte die Briefschreiberin auch ahn können, daß diese unbedacht hingeworfenen Äußerungen einst als giftige Pfeile gegen d Ihrigen geschleudert werden würden?

Wir, die ihren Namen tragen, können die größte Tochter unseres Geschlechtes ni besser ehren, als daß wir in schuldiger Liebe und Dankbarkeit auch jener gedenken, die i das Leben und damit der Welt ein Kleinod von köstlichem Werte schenkten.[2])

Neuerscheinungen

Emil Ludwig, dessen „Wilhelm II." und „Bismarck" ich im März 1927 hier anzeig vereinigt in „Kunst und Schicksal" die Bildnisse von Rembrandt, Beethoven, Wel und Balzac (Berlin, Ernst Rowohlt). Es liegt auf der Hand, daß diese biographisch Essays die Bedenken, die man gegen Ludwigs umfangreiche Biographien vorbring mußte, schon durch ihre Kürze ausschalten. Sie lesen sich so spannend wie Geschichten o wie die besten Essays von Brandes, mit dem Ludwig zutreffender verglichen wird als Carlyle. Ludwig wie Brandes wirken durch die reichlich verwendeten Anekdoten, z genössischen Schilderungen, Aussprüche, durch die Abwesenheit aller gelehrten Anm kungen u. dgl. Bei Ludwig kommt noch das ziemlich konsequent festgehaltene Präs dazu, die Spannung zu erhöhen. Man hat seine Technik mit der des Films verglich Seine Porträts sind Feuilletons von großem Format. Die Hauptsache bleibt freilich, der Leser von Ludwigs Interpretationen den Weg zu Werken findet, die in die T führen; wem Neumanns Rembrandt zu groß oder zu teuer ist, lese wenigstens das Buch Willy Pastor (Leipzig, Haessel); den Weber-Band des Verlags Herder; die Balzacbiog phie von Bettelheim; die von Karst zusammengestellten „Erinnerungen an Beethov (Stuttgart, Julius Hoffmann). Ludwigs Einleitungen und Übergänge fallen ab, so t sie allgemeiner Art sind; sie wirken ungefähr, wie die zu lesenden Erläuterungen ei Films. Man nimmt sie mit in den Kauf, aber man empfindet sie als Fremdkörper. W man den polaren Gegensatz, so lese man z. B. Taine's Essay über Balzac. J. K.

[1]) Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz, S. 208. [2]) Eine Entgegnung von Hulda Eg auf diesen Aufsatz wird im nächsten Heft erscheinen. Die Schriftlt

Redaktionell abgeschlossen am 22. Oktober 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hül in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Ni bei Pforzheim.

Zehn Jahre Selbstbestimmungsrecht der Völker

Am 28. Oktober 1928 feierte die Tschechoslowakische Republik den zehnten Jahrestag ihres Bestehens. Für uns war es der zehnte Jahrestag der Unterwerfung von 3½ Millionen deutscher Volksgenossen unter einen fremden Staat.

Wir haben im Kriege immer wieder darauf hingewiesen, daß es um Sein oder Nichtsein des Deutschtums und der deutschen Kultur ging, und sind nicht überrascht, wenn die Tatsachen von heute einen Zustand verwirklichen, der unsere schlimmsten Befürchtungen rechtfertigt. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, eine im Kriege zur Vernichtung Deutschlands und Österreich-Ungarns ausgegebene Parole, heute heillos mit der Schuldlüge verkoppelt und nur eine Waffe in der Hand der Sieger, hat für kein Volk so wenig Geltung wie für das deutsche. Man darf in diesen Tagen daran erinnern, daß die frei gewählten Abgeordneten Deutsch-Böhmens am 29. Oktober 1918 einstimmig und ohne Unterschied der Partei auf Grund des von Wilson garantierten Selbstbestimmungsrechtes den Anschluß an die Republik Österreich und damit an Deutschland erklärt haben. Die Zwangsfriedensverträge sind auch über diese Willenskundgebung hinweggegangen.

In der Erkenntnis, daß auch heute noch wie im Kriege das allein Wesentliche der Kampf um deutsche Ehre und deutsche Kultur ist, haben wir unseren Lesern in diesen Jahren nicht von den vielen Konferenzen in Genf und Locarno berichtet, sondern immer wieder von dem, was wirklich vor sich gegangen ist und täglich noch vor sich geht. Schlimmer als Tribute und Rüstungsbeschränkungen, die wir als Zeiterscheinungen betrachten, ist jeder Verlust an deutscher Kultur und deutscher Sprache. Wir lehnen die rein wirtschaftliche Betrachtung der Dinge ab, die sich damit zufrieden gibt, daß da und dort vorteilhafte Beziehungen geknüpft werden und daß da und dort wohl auch der ständige nationale Niedergang von den trügerischen Zeichen eines Aufschwungs und manchmal eines neuen Wohlstands verdeckt wird. Wir sehen, wie sich die Verluste an deutschem Boden, deutschen Schulen, deutscher Jugend täglich mehren, und halten dafür, daß ein Historiker in hundert Jahren diese Dinge als das Entscheidende, das Bleibende und vielleicht Unwiederbringliche in der Vielfalt unserer Tage betrachten wird. Wir sehen den Kampf um unser Volkstum sich abspielen Tag um Tag, Jahr um Jahr, und wissen das Ende nicht. Und wenn wir daher heute, im November 1928, wieder den Blick auf das Wesentliche richten und ein abgetrenntes deutsches Volkstum darstellen, ohne doch zu wissen, wie seine Lage zu bessern sei, ja ohne auch nur zu wissen, wie den Zwieältigkeiten zu steuern sei, die sich innerhalb dieses Volkstums selbst bedrohlich zeigen — man vergleiche die beiden Aufsätze von Hartl und Spina — so geschieht es deshalb, weil wir trotz allem noch das Vertrauen auf eine deutsche Zukunft haben. Wir können für diese Zukunft nicht immer die zureichenden Beweise bringen. Wir können sie nur aus unserem Glauben an die deutsche Kultur erhoffen, deren große Zusammenhänge wir seit den ersten Jahren unserer Zeitschrift festgehalten haben.

Was das deutsche Böhmen betrifft, so haben wir die Verbindung mit ihm in den 5 Jahren unseres Erscheinens stets aufrecht erhalten. Unter unseren ersten Mitarbeitern finden sich Männer wie Heinrich Rauchberg und August Sauer, und schließlich hat noch das Aprilheft 1925 „Die Tschechen" eine umfassende Darstellung der Unterdrückungspolitik des Gegners zu geben versucht. Wie es heute, nach 10 Jahren dieser Politik, um das Sudetendeutschtum steht, zeige dieses Heft, dem wir die Worte über deutsche Libertät in Conrad Ferdinand Meyers Dichtung „Huttens letzte Tage" mitgeben möchten:

„Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark,
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark."

Geschichtliches vom Sudetendeutschtum

Von Erich Gierach in Prag

Das alte Österreich bestand aus vier Ländergruppen: die Alpen-, Sudeten-, Karpathe und Karstländer. Die sudetische Gruppe umfaßte Böhmen, Mähren und Öster Schlesien, und die in diesen Ländern heimischen Deutschen nennt man daher Sudete deutsche. Vor dem Kriege war es üblicher, von Deutschböhmen, Deutschmähren sprechen; aber die Vereinigung dieser Länder mit Nordungarn zur Tschechoslowa machte die zusammenfassende Bezeichnung notwendig, die sich rasch eingebürgert h

Böhmen und Mähren waren seit den frühesten Zeiten besiedelt[1]), ja Mähren gehört den stärkst bewohnten Ländern in der Altsteinzeit. Auch in der jüngeren Steinzeit, eber der Bronzezeit (etwa 2000—800 v. Chr.) und der Eisenzeit (etwa 800—0 v. Chr.) lebten hi Völker, deren Namen und Sprache wir nicht kennen. Es waren weder Germanen no Slawen. Die letzten Jahrhunderte vor Christus wohnten in Böhmen die keltischen Boj nach denen das Land benannt wurde: Tacitus kennt es als Boihaemum, d. i. Bojerhei

Kurz vor Christi Geburt erhalten die Sudetenländer germanische oder altdeutsche B völkerung. Infolge des Vordrängens der Römer über den Rhein ziehen Markomannen u Quaden aus den Maingegenden nach Böhmen und Mähren. Marbod gründet v Böhmen aus einen großen ostdeutschen Staatenbund; er ist der erste König des Land dessen Namen wir kennen, 1000 Jahre bevor ein slawischer Fürst hier die Königskrone tr näher ein halbes Jahrtausend bleiben nun die deutschen Stämme in den Sudetenländer Ühren sich von Ackerbau und Viehzucht und wahren ihre Freiheit gegen das Römerrei

Als die Stürme der Völkerwanderung Europa durchbrausen, ziehen die Quaden r den Vandalen anfangs des 5. Jahrhunderts nach Spanien und die Markomannen 6. Jahrhundert nach Bayern, dem sie den Namen geben; denn Bayern oder Baiwar heißt bekanntlich „Bewohner Böhmens". Am Ende des 6. Jahrhunderts wandern das verlassene Ostdeutschland bis Elbe, Saale und Böhmerwald die Slawen ein, ni eigenem Wandertriebe folgend, sondern von den Awaren nach Westen gescheucht. ersten Jahrhunderte leben sie, noch auf niederer Kulturstufe stehend, ein geschich loses Dasein, bis Karl der Große, der Awarenbezwinger, Böhmen dem fränkisch-deutsch Reiche einverleibt. Das Christentum und der deutsche Kultureinfluß lösen die Sudet slawen allmählich aus ihrer östlichen Verbundenheit und gewinnen sie endgültig der chr lich-abendländischen Kultur. Einmal noch sucht das großmährische Reich des Ra und Zwentibold, durch die Slawenapostel Cyrill und Method Verbindung nach Ost bald bricht es zusammen und Mähren sinkt zum Nebenlande Böhmens herab. Unter kleinen Slawenstämmen dieses Landes erlangten die in der Mitte um Prag ansässi Tschechen unter der deutschen Oberhoheit die führende Macht. Das Geschlecht der Přzer sliden, zu Landesherzögen geworden, sucht Anlehnung an das deutsche Kaisertum Schutz vor Polen, und Böhmen steigt aus einem tributpflichtigen Lande zum deutsch Lehensstaate auf. Sein Herzog wird einer der mächtigsten deutschen Reichsfürsten u erhält durch die Gnade des deutschen Kaisers die Königskrone. Unter den Hohenstau ist Böhmen bereits eines der wichtigsten Reichsländer, nach ihrem Aussterben wird s König der erste Anwärter auf die Kaiserkrone.

---

[1]) Vgl. hier und im Folgenden die teilweise von anderen Voraussetzungen ausgehenden A sätze von Emanuel Schwab, Über Herkunft und Siedelung der Bevölkerung, Ernst Schw Deutsche und Tschechen im Mittelalter, Wilhelm Weizsäcker, Deutsche und Tschechen in der N zeit, im Aprilheft 1925 „Die Tschechen".

Diese Entwicklung wäre nicht denkbar, wenn die deutsche Kultur nicht Außerordentliches im Lande geleistet hätte. Das Christentum, von deutschen Priestern ins Land getragen, schafft die Vorbedingungen zum geistigen Aufschwung. Der erste Bischof des Landes ist ein Deutscher. Die Klöster, Jahrhunderte lang rein deutsch, bilden deutsche Kulturinseln im Lande. Staatsverwaltung und Hofhaltung werden nach deutschem Muster eingerichtet. Deutsche Fürstentöchter sind Gemahlinnen der Przemysliden-fürsten, deutscher Adel läßt sich im Lande nieder. Kirchen und Burgen werden von Deutschen oder nach deutschem Vorbild erbaut. Die Anfänge von Wissenschaft und höherer Kunst sind deutschen Ursprungs.

Nun schlägt auch dem Sudetendeutschtum die Stunde der Geburt. Die Slawen hatten nur vom fruchtbaren Innern des Landes Besitz ergriffen, die mächtigen Randgebirge waren noch von Urwald bedeckt, der tief ins Land hineinreichte. Die slawische Volkskraft reichte nicht aus, alles anbaufähige Land zu besiedeln. Dazu bedurfte es der Deutschen, die damals in hellen Scharen über die Elbe nach dem Osten auswanderten, wo noch so viel Land brach lag. Schon längst war die Donaulandschaft im Süden, bald auch Meißen und Schlesien im Norden wieder deutsch geworden, als nun auch die deutsche Siedlerwelle über die hemmenden Randgebirge nach Böhmen und Mähren vorbrach und ein Dritteil des Landes mit deutschen Dörfern übersäte. Noch mehr brachten die deutschen Siedler: die Slawenländer kannten damals noch keine Städte. Die Städte in Böhmen und Mähren wurden von den Deutschen gebaut und den Ländern zum Bauern und Adel der Bürgerstand geschenkt. Die Deutschen brachten auch den Bergbau zur Blüte; dem Silber, das sie aus der Erde gruben, dankten das Land und sein Fürst den ungeheuren Reichtum.

Nach dem jähen Aussterben der Przemysliden kam die böhmische Krone an die Luxemburger. Karl IV. errang dazu die deutsche Kaiserwürde, Böhmen wurde das Vorland, Prag gleichsam die Hauptstadt des Deutschen Reiches. Die geistige Kultur, Dichtung, Malerei und Baukunst blühen mächtig auf. Die Krönung seines Werkes bildete die Gründung der ersten Universität im Deutschen Reiche, der Mehrzahl der Lehrer und Hörer nach einer deutschen Hochschule.

So mit dem Reiche und deutscher Kultur am innigsten verknüpft, stand Böhmen auf dem Gipfel seines Glückes. Reichtum an geistigen und wirtschaftlichen Kräften birgt auch Gefahren in sich, die unfähige Herrscher nicht rechtzeitig zu beschwören verstehen. Die hussitischen Wirren brachen über Böhmen herein. Aus echter religiöser Erneuerungssehnsucht geboren, erfüllte sich das Hussitentum bald mit gesellschaftlichen Umsturzgedanken und maßlosem Deutschenhaß. In den Hussitenkriegen litt das Land unsäglich, entsetzliche Greuel wurden an den Deutschen verübt. An ihrem Ende war der Wohlstand des Landes dahin, der selbstsüchtige Adel riß die Macht an sich, das Deutschtum war schwer getroffen, vernichten hatte man es nicht können. Auch nach dem Kriege verbannte man die deutsche Sprache aus Verwaltung und Gericht, duldete keine deutschen Beamten, tat alles mögliche, den Deutschen ihr Volkstum zu nehmen, sie zu zwingen, tschechisch zu werden.

Aber man bedurfte ihrer in Handel und Gewerbe. Der wieder aufblühende Bergbau führte zahlreiche Deutsche herbei. Der Geistesfrühling der Reformation drang auch nach Böhmen, fand hier fruchtbaren Boden, brachte deutsche Prediger, deutsche Bücher ins Land. Und schon im 16. Jahrhundert verzeichnen wir — trotz allen Druckes von oben — eine neue Blütezeit deutschen Geistes in Böhmen.

Und wieder wurde Böhmen zum Schicksalslande des deutschen Volkes, als mit dem Prager Fenstersturz der 30jährige Krieg entfesselt wurde. In der Schlacht auf dem Weißen Berge wurde die Macht des böhmischen Adels gebrochen. Daß da die „Unabhängigkeit" der Tschechen verlorengegangen wäre, ist ebenso eine Fabel, wie daß die Habsburger nun das Land mit Gewalt germanisiert hätten. Der Katholizismus hatte gesiegt und wirkte sich für die deutschen Protestanten ebenso verhängnisvoll aus wie für die tschechischen; die Gegenreformation trieb Tausende gewerbefleißiger Hände außer Land. Aber die

deutsche Sprache wurde gleichberechtigt neben der tschechischen, die Verbindung mit Wien, dem Sitze des deutschen Kaisers, der ja auch König von Böhmen war, verhalf ihr allmählich zu einer Vorrangstellung, nicht durch obrigkeitlichen Druck, sondern durch die Macht der Gewohnheit. Wie man im 18. Jahrhundert in Preußen in gebildeten Kreisen gern französisch sprach, so war nun in Böhmen deutsch die Sprache des Verkehrs auch bei den Tschechen. Auf kulturellem Gebiete bewährte das Deutschtum seine führende Rolle; die Zeitung, das Theater war früher deutsch als tschechisch. Die Universität ging vom Latein zur deutschen Unterrichtssprache über, erst seit 1848 gab es auch tschechische Vorlesungen.

Die tschechische Sprache war geradezu in Verfall geraten. Schon Maria Theresia sah sich veranlaßt, eine bessere Pflege der „böheimischen" Sprache in der Schule anzuordnen. Und schon meldeten sich Stimmen, daß die tschechische Sprache überhaupt aussterben würde, als in Auswirkung der deutschen Romantik und ihrer Begeisterung für alles Vaterländische eine ans Wunderbare grenzende Wiedergeburt der tschechischen Sprache und Dichtung erfolgte. Deutsche haben bei ihrer Wiedererweckung eifrig mitgewirkt. Was anfangs eine vaterländische Bewegung, eine literarisch-ästhetische Strömung war, das schlug bald in eine politisch-nationale Angriffsstimmung um. Auch den Deutschen galt Böhmen als das „Vaterland", und sie setzten irrtümlich altböhmisch gleich tschechisch. Die herrschende Weltanschauung, der Liberalismus, verkannte allzulange die Gefahr. Das Sturmjahr 1848 aber brachte auch die politischen Ziele der Tschechen ans Tageslicht.

Die geistige Bewegung hätte den Tschechen nicht zu solchen Erfolgen verholfen, wenn nicht gleichzeitig ein Umschwung in der Wirtschaft vor sich gegangen wäre: der gewaltige Aufstieg der Industrie in Deutschland und in den deutschen Gebieten von Nordböhmen und Nordmähren. Bis Ende des 18. Jahrhunderts waren die Sudetenländer deutsches Zuwanderungsgebiet, jetzt hörte der Zustrom aus Deutschland auf. Das gebirgige Nordböhmen, früher kaum imstande, seine Bewohner zu ernähren, brauchte nun Arbeitermassen, die der heimische Nachwuchs nicht bestreiten konnte: das deutsche Siedlungsgebiet erfuhr eine tschechische Unterwanderung. In Innerböhmen wurden die deutschen Städte, allen voran Prag, aus Mangel an deutschem Zustrom tschechisch, in Deutschböhmen entstanden die tschechischen Minderheiten der untersten Schichten.

Solange die österreichische Regierungsgewalt sich bemühte, beide Volksteile des Landes „in gleicher Unzufriedenheit zu erhalten", war das deutsche Siedlungsgebiet im allgemeinen nicht gefährdet. Der Weltkrieg aber spielte den Tschechen die Herrschaft im Lande in die Hand; nicht ihre eigene Kraft hat den Staat errungen, sondern ein Glücksfall. Frankreich brauchte im Südosten Deutschlands einen deutschfeindlichen Staat. Seit dem Umsturz nützen nun die Tschechen die Staatsgewalt dazu aus, dem deutschen Gebiet einen tschechischen Anstrich zu geben. Die Aufschriften der Ämter, die Umbenennung der Ortschaften, die Sprachengesetze und -verordnungen, die Auflassung deutscher und die Errichtung tschechischer Schulen, die Entsendung tschechischer und der Abbau deutscher Beamter, die Enteignung des Grundbesitzes („Bodenreform"), die Wälderverstaatlichung, die Verwaltungsreform und was immer es sonst noch sei, es verfolgt alles den gleichen Zweck: das Deutschtum in der Tschechoslowakei nach Möglichkeit zu schwächen.

Die Sudetenländer waren nach Christi Geburt über ein halbes Jahrtausend deutsch, bevor der erste Slawe seinen Fuß darein setzte. Es ist das große Verdienst der Sudetendeutschen, ein Dritteil dieser Länder, die vor der slawischen Einwanderung ganz deutsch waren, dem deutschen Volke rückgewonnen zu haben: nicht mit Feuer und Schwert, nicht mit Gewalt, sondern mit friedensrechtlichem Erwerb und Kulturarbeit. Das Deutschtum hat ferner das Verdienst, die Tschechen zu einem westeuropäischen Kulturvolk erzogen zu haben. Die Deutschen der Sudetenländer haben die Schreckenszeiten der Hussitenstürme überstanden; sie werden auch die drangvollen Tage von heute überstehen. Sie haben im Laufe des 19. Jahrhunderts Verluste erlitten, noch größere durch den Umsturz von 1918 und werden noch weitere erdulden müssen. Aber an ihrem Bestande ist nicht zu rütteln.

Land und Volk

Von Emil Lehmann in Reichenberg (Böhmen)

Tief drunt im Böhmerwald, um mit einem bekannten Volkslied zu beginnen, ragt am Plöckensteiner See wälderumrauscht der Obelisk Adalbert Stifters. Er gilt dem Dichter des „Hochwald", des Urwalds, der unberührten Natur. Erst später wurde Stifter als Menschengestalter gewürdigt, der seine Jünglinge und Jungfrauen in Reinheit und Stille, Einfalt und Kraft erwachsen läßt. Ein Hauch der romantischen Weltentlegenheit haftete schon zu Goethes Zeiten an Böhmens Namen. Böhmische Wälder, böhmische Dörfer, böhmische Musikanten! Und noch heute hat der Reichsdeutsche, wenn er über die Grenzgebirge herüberkommt, das Gefühl, die gesteigerten Reichsverhältnisse hinter sich zu haben und hier Deutsche zu finden, die in einfacheren Formen leben: angrenzend allerdings an fremdartige Nachbarschaft. Daß dieses Grenzdeutschtum in weitem Maße an den innerdeutschen Gestaltungen teilhat und daß ihm aus seiner Lage bedrückende Verwicklungen erwachsen, das kann nur ein längeres Einleben lehren.

Immerhin, wir freuen uns, in unseren Grenzwaldstrichen viel urtümliche Natur und Volksart erhalten zu sehen. Noch heute bestimmt im Böhmerwald der Wald das Leben, umrahmt die Dorfflur und Grasweide, liefert den Werkstoff für vielerlei Arbeit und hilft den Lebensgang gliedern. Noch heute sind die Waldarbeiter, die Holzknechte, die im Frühjahr die Stämme zu Tal fahren, die Häusler und Heimarbeiter die eigentlichen Wäldler. Freilich, die höheren Lagen wurden erst später besiedelt, und die herrliche Bergwelt mit den Gipfeln des Arber und Osser, Rachel und Lusen, mit den dunklen Karseen wird nun durch den Wanderverkehr gewandelt: es könnte mehr deutscher Zuzug sein, um dem tschechischen Strom das Gegengewicht zu bieten[1]). In den tiefer gelegenen Bauerndörfern landeinwärts hat sich mehr vom alten mittelbayerischen Volkserbe erhalten, selbst in der Tracht, als oben. Das Blockhaus entstammt dem Wald mit allerhand Schnitzwerk, von der Wiege über das Haus- und Wirtschaftsgerät zu den Totenbrettern, die an Brücken und Wegen stehen. An Stelle der Einnahmen aus altem Bergbau, wie im Goldbergstädtchen Bergreichenstein, und altem Fuhrmanns- und Salzverkehr, wie in Wallern und Prachatitz, sind nun Ersatzgewerbe getreten. Der Vorort ganz Südböhmens, Budweis, das schon in der Ebene liegt, ist durch tschechischen Zuzug groß, aber zugleich tschechisch geworden. Auch Krummau mit hohem Schloß in der Moldauschlinge ist bedroht, Prachatitz, eine Perle deutschen Städtebaus, fast schon zur Hälfte verloren.

Es fehlen dem deutschen Böhmerwald die größeren Vorlandstädte, es fehlt ihm eine Verbindung mit dem übrigen sudetendeutschen Land, denn im Paß von Neumarkt greift das Tschechische bis an die Landesgrenze; es ist einsam und vereinsamt auch im völkischen Sinne. Nördlich davon beginnt das Egerland, das nach seiner Mundart mit dem benachbarten Bayerland zusammengehört als das Nordbayerische oder Oberpfälzische. Niemand kann es sprechen oder singen, der nicht dort geboren wurde. Es kehrt unsere Zwielaute um und macht den Bua zum Bou, es schwelgt in breiten Doppellauten, wie Beir für Bier, Löi für Liebe, schäi(n) für schön, Kou für Kuh, und versäuselt das Endungs-n.

Auf einer breit besiedelten Hochfläche trägt der Acker gut und reich. Ein Bauernland hat sich hier aufgetan mit behäbigen Höfen, die zu kleinen Dörfern zusammentreten. Auch die Städtlein betreiben Landwirtschaft neben Handwerk und Handel, die dem Bauernbedarf dienen. Selbst Eger, die größte Stadt, das Herz des Ländchens, trägt dies Gepräge. Auf

[1]) Gewiß ist selbst im angrenzenden Bayern diese Bedeutung des Wanderverkehrs und sogar die Schönheit des Bayerischen Walds zu wenig gewürdigt. Aber es müßte dort auch mehr für gute deutsche Gasthöfe und deren Bekanntwerden geschehen. D. Schr.

die bedeutsame Geschichte weisen hier die Hohenstaufenpfalz und die Kirchen hin: vor allem ist es heute als Eisenbahnknotenpunkt wichtig. Bis zum 18. Jahrhundert gehörte die bloß verpfändete Stadt samt ihrem Gebiet noch nicht völlig zu Böhmen. Erfrischend ist es, wie sich kerniges Egerlandvolkstum auch um die großen Kurstädte erhält, die von Zehntausenden von Fremden aus aller Welt besucht werden: Karlsbad, Marienbad, das vom Tepler Stift gegründet wurde, Franzensbad mit heilkräftigem Moor.

Dies Deutschböhmerland zerfällt also in vielerlei Teillandschaften: auch im Egerland selbst liegt neben der engeren Umgebung von Eger das Tepler Hochland, erhebt sich das rauhe Kaiserwaldgebirge, streckt sich als ein Außenglied der Finger von Asch nach Norden, durch die Webindustrie reich besiedelt, und hat der Braunkohlenbergbau im Falkenauer Becken ein neues Industriegebiet entstehen lassen, in dem vor allem auch die Porzellanerzeugung ihren Betriebsstoff fand.

Schroffe Gegensätze von Bodenart und Klima trennen diese Teillandschaften. Eine Welt für sich ist das Erzgebirge, diese unmerklich von Sachsen her ansteigende Tischfläche, die nach Böhmen herab zumeist in zwei Stufen abbricht. Hier hat der alte Erzreichtum gerade die höchsten Lagen am dichtesten mit Siedlungen bedeckt, mit den kleinen geschlossenen Bergstädtchen und den dörflichen Streusiedlungen, die sich nach dem Eingehen des Bergbaus durch vielfältige Heimarbeit erhalten haben. Schon im 12. Jahrhundert kamen deutsche Bergleute aus Thüringen, Ostfranken und vom Harz herbei, und die Ortsnamen wie Graupen, Zinnwald, Kupferberg, aber auch Gottesgab (am Keilberg) verkünden es; den Heiligen geweiht wurden Katharinaberg und Sebastiansberg. Die berühmteste wurde die Silberstadt Joachimsthal in der die ersten Thaler (urspr. Joachimsthaler) geprägt wurden. Sie nahm in der Reformationszeit auch am Geistesleben teil; heute ist sie als Radiumbad und Radiumfundstätte zu neuem Leben erwacht.

Prächtiger Wald deckt wieder weite Flächen, Hochmoore mit seltsamen Pflanzen und Zwergbäumen dehnen sich aus, nur als niedrige Kuppen sind die Berggipfel aufgesetzt. Doch die kärglichen Äckerlein, die würzigen, aber niedrigen Wiesengräser können die freundlichen, beweglichen Bewohner nicht ernähren, auch wenn sie sich mit Erdäpfeln und dünnem Kaffee begnügen. Der Schnee umweht die hölzernen Vorhäuschen im Winter und schneit die Dörfer ein. Von Gemeindegruppe zu Gemeindegruppe wechselt die Heimarbeit, die sich vielfach zur Fabrikerzeugung steigert: Holzschnitzereien und Spielwaren werden hergestellt, Musikinstrumente, Strohflechtereien, Kunstblumen und Knöpfe; aus anderem Zweig erwuchs die Spitzenklöppelei, die Stickerei, die Handschuhmacherei und manches mehr. Mit ihren Instrumenten ziehen die Preßnitzer in alle Welt. Von ihrer Gebirgshöhe bieten sich herrliche Ausblicke ins fruchtbare, aber auch industrieerfüllte Vorland mit den Gegenhöhen, von denen das Kaisergebirge schon genannt wurde, dem das vulkanische Duppauer Land sich anschließt und im Osten das formenreiche Böhmische Mittelgebirge.

Das dichtbesiedelte Becken von Nordwestböhmen war noch vor 60 Jahren ein idyllischer Obstgarten. Seit Beginn des Braunkohlenbergbaus haben sich Landschaft und Siedlung wie auch die Bewohnerschaft gewaltig verändert. Heute verknüpfen endlose Kohlenzüge die alten erinnerungsreichen Städte: Die Deutschritterstadt Komotau am Alaunsee, Brüx an der Landeswarte mit drei alten Marktplätzen, Dux, ein Wallensteinstädtlein an Barbarateich, Teplitz-Schönau, ein Heilbad, eine Pflegestätte der Musik und des Theaters und ein Sitz mannigfaltiger Industrien, und endlich die Handelsstadt Aussig an der Elbe mit der großen chemischen Fabrik und den Schichtwerken. Es laufen aber noch ein paar weitere Städtereihen durchs dicht bevölkerte Gebiet, das durch Schachtanlagen, Tagbau und schwelende Kohlenhalden verhäßlicht, in das auch starker tschechischer Zuzug eingebrochen ist. Stiller für sich liegt das fruchtbare Saazer Land, ein bekanntes Hopfen- und Gurkengebiet. Im Böhmischen Mittelgebirge gedeiht prächtiges Obst. Steil ragen die vulkanischen Basalt- und Klingsteinberge um den Donnersberg empor. Östlich schließe

h die vulkanischen Massen zu schönen Rücken zusammen, durch welche die grüne Elbe
n der Bischof- und Schulstadt Leitmeritz am Schreckenstein vorbei nach Aussig zieht.
icht minder malerisch sind ihre Talwindungen im anschließenden Elbsandsteingebirge.
Am rechten Elbeufer liegen noch weithin verstreut die Sandsteinfelsen. Auf steinigem
oden strecken sich fichtenumsäumte Reihendörfer im Niederland mit den malerischen
lockhäuschen des schlesischen Stammes, die zu Industrieorten geworden sind oder gar
r Stadt wie Warnsdorf, das die ältere Schwester Rumburg weit überflügelt hat. Ein
gsamer, nüchterner Schlag wohnt hier, in dem aber doch manch mystisches Feuer flackert.
ndeinwärts liegt ruhigeres Land und Volk um Böhm.-Leipa. Noch weiter südwärts
mmt man zu prächtigen Teichlandschaften und zum menschenarmen Daubaer Sandstein-
biet — bis auf 32 km an Prag heran.

Nach Osten verschmälert sich daraufhin das deutsche Grenzland. Zwischen dem schön-
formten Jeschken und dem wäldereinsamen Isergebirge bettet sich die Industrie- und
artenstadt Reichenberg, die im Ringen um die Führerschaft die günstigere Verkehrslage
n Aussig oder Teplitz-Schönau durch großzügige Entwicklung auszugleichen und so zu
nem kulturellen Mittelpunkt zu werden sucht. Ein gartengleiches Außenländchen ist
n die Stadt Wallensteins, Friedland, gebreitet. Von Reichenberg weiter erreicht man
ld Gablonz, wieder einen Sitz einer eigenartigen, weltverzweigten Sondererzeugung,
r Glasschleiferei und Gürtlerei, die mit der zugehörigen Metallarbeit entferntesten
aturvölkern wie modernen Weltstädten Schmuck und Zierat liefern.

Im Nordostrand Böhmens ist das Deutschtum auf die Gebirgsstriche und schmale Vorland-
streifen beschränkt, ja bei Nachod schiebt sich die tschechische Siedlung bis über die Staats-
renze. Das Riesengebirge hat in der Schneekoppe (1603 m) die höchste Erhebung des
samten deutschen Mittelgebirges. Es ist aber auch durch prächtige Landschaftsbilder
usgezeichnet: herrliche Wasserfälle im dichten Hochwald — auch die Elbe entspringt
er oben —, wunderbare Aussichten von den baudenbestandenen Hochrücken, betriebsame
rte im Vorgelände. Mancher urwüchsige Zug kennzeichnet den Riesengebirgsbauern,
r unter rauher Außenseite ein weiches Herz und einen gutmütigen Humor birgt: Rübe-
hl ist nach diesem derbknochigen Schlag geschnitzt.

Eine kleine Welt für sich ist das Braunauer Ländchen, saalartig rings von Bergen ge-
umt, eine dorfbesetzte Ackerfläche mit Stadt und Stift Braunau inmitten. Waldversteckte
örfer trägt das abgeschnittene, arme Adlergebirge in zwei, drei Zeilen auf anmutigen
öhen: auch hierher sollte der deutsche Wandersmann fleißiger pilgern.

Abgeschnitten liegt auch, südlich davon, das bäuerliche Land der Schönhengster Sprach-
sel, das nach Mähren hinüberreicht, mit der Textilstadt Zwittau als Vorort. Breit-
tfaltete Reihendörfer mit dichtgeschlossenen Vierkanthöfen beherbergen eine schwer-
ütige, verschlossene Bewohnerschaft, die harte Schicksale durchmachen mußte.

So sind wir bereits im deutschen Mähren. Böhmen, das Hauptland, erscheint als ein
Viereck, das auf einer Spitze steht. Denkt man sich's mit Papier überspannt und denkt
an sich einen Kopf, der es durchstößt, so erhält man ein Bild der deutschen Randbesiede-
ng: nur im Nordwesten und Norden bleiben breitere Streifen Papier — die deutschen Sied-
ngen — erhalten, im Südosten ein schmaler Fetzen, der Böhmerwald, im Nordosten die
lesischen Gebietsstreifen, im Südosten aber nur zwei vereinzelte Stücke: der Schönhengst-
u und die Iglauer Sprachinsel; beide haben ihr Schwergewicht bereits in Mähren.
Mähren, das kleinere Land, lehnt sich als Dreieck an den Südostrand Böhmens. An der
eiten Grundlinie ist die westliche Hälfte von einem deutschen Grenzstreifen erfüllt und
utsch ist die Spitze im Norden, der das Schlesierländchen aufgelagert ist. Mit dem deut-
en Teil dieses Ländchens ist Nordmähren um das herrliche Altvatergebirge gelagert,
it ihm durch schöne Übergänge, wie den Ramsauer Sattel, verbunden.

Im mittleren Nordmähren sind das aufstrebende Mähr.-Schönberg und Sternbe die Hauptorte. Die Brücke nach Olmütz ist bereits durchbrochen und diese alte Erzbischo und Festungsstadt seit dem Umsturz einer tschechischen Gemeindemehrheit unterstel nur ein paar Dörfer halten sich deutsch. Das Oststück des deutschen Nordmährerland nimmt das Kuhländchen ein. Aus seinem stolzen, deutschbewußten Schlag ist Greg Mendel hervorgegangen, der Entdecker der Vererbungsgesetze. Der Hauptort ist Ne titschein, das den Staat mit Hüten versorgt.

Städtereich ist das kleine Schlesierländchen, an dessen wasserreichen Gehängen auch Dörfer wirtschaftlich regsam sind. Die Grenze liegt hier nach außen offen. In dem wo gepflegten Land, das auf den Bauernbefreier Kudlich stolz ist, sind Jägerndorf und Fre

dental, Freiwaldau und Zuckmantel zu nennen; die Hauptstadt Troppau mit vielen Lan anstalten liegt schon am Rand der deutschen Besiedlung. Eine neue mährisch-schlesi Großstadt hat sich im äußersten Nordosten entwickelt, wo das schlesische Kohlengebie die Tschechoslowakei herüberreicht: die Kohlen- und Eisenstadt Mährisch-Ostrau mit Voror

Länger als in Böhmen haben sich in Mähren die ursprünglich durchwegs deutschen St deutsch erhalten, samt Dörfern ringsum. Von dieser wichtigen Sprachinselbrücke, die Weg von Breslau nach Wien begleitete, sind nur Trümmer vorhanden. Durch Ei meindung tschechischer Nachbarorte, durch Einsatz tschechischer Besatzungsstimmen hat Landeshauptstadt Brünn ihre deutsche Gemeindeverwaltung verloren, ebenso wie Ig die alte Bergstadt, und Znaim.

In Böhmen sind es Budweis und Pilsen, in denen sich noch, stark zusammengeschmol deutsche Minderheiten halten. In Prag selbst sind es noch 40000 unter 700000, die durch die beiden Hochschulen und zahlreiche wichtige Zentralen eine bedeutende Stel einnehmen. Noch immer ist auch Brünn mit seiner deutschen technischen Hochschule, seinen Kunststätten und seiner Industrie ein Mittelpunkt deutschen Lebens. Znai

gleichfalls nur tschechisch übertüncht. Andere Orte des südmährischen Reben- und Gemüseländchens, dessen Wahrzeichen die Polauer Berge darstellen, sind Nikolsburg und Eisgrub.

Auch die südmährische Grenze ist fast ganz offen, wie denn überhaupt Mähren als Durchzugsland für den Nordsüdverkehr erscheint und nach Österreich zu geöffnet.

Von den Deutschen in der Slowakei, von denen nur noch 140000 gezählt wurden, sind die Siedlungsgruppen bei Preßburg, die von Kremnitz-Deutsch-Proben und der Zips hervorzuheben. Die Deutschen des Preßburger Gebietes gehören wie die Südmährer zum niederösterreichischen Stamm. Die Doppelsprachinsel der alten Bergstadt Kremnitz und des Gewerbestädtchens Deutsch-Proben wird von kinderreichen katholischen Dörfern gebildet, die in dürftigen Verhältnissen leben. Hochentwickelt ist das protestantische Deutschtum der Zipser „Sachsen" mit ihren Städten Kesmark und Leutschau — sie stellen aber nur einen Überrest des alten Bundes von oberungarischen Bergstädten dar. In Karpathenrußland wohnen über 10000 Deutsche, meist jüngerer Einwanderung und verschiedener Herkunft.

Faßt man alles zusammen, so verteilen sich die 3½ Millionen Sudetendeutschen auf drei deutsche Stämme: bayerisch ist Südmähren und der Böhmerwald, aber auch das Egerland, also der Süden und Westen. Schlesisch in verschiedenen Einzelschlägen ist der Norden und Osten. Dazwischen liegt in Nordwestböhmen ein dichtbesiedeltes Zwischenstück, das man bisher als obersächsisch bezeichnet hat. Die neuere Mundartenforschung möchte jedoch zunächst das Gebiet von Komotau-Kaaden-Saaz-Brüx als nordwestböhmisch herausheben und auch das Reststück nicht obersächsisch nennen. Das Ganze dürfte als Übergangsgebiet anzusprechen sein, das allerdings Beziehungen zum Meißnisch-Obersächsischen aufweist.

Ostdeutsche Menschen ober- und mitteldeutscher Art erfüllen diese Sudetenländer, die vielleicht vorwiegend als wirtschaftlich eingestellt betrachtet werden dürfen. Eine gewisse nüchtern-sachliche Denkweise eignet ihnen. Mit der Heimat sind sie innig verwachsen in ihre kleinen Sondergebiete eingewurzelt. Das färbt natürlich vielfach auf sie ab. Andererseits wurden sie seit jeher durch die Lage an das Volksganze, durch die gemeinsame Bedrohung durch das vordringende Tschechentum zusammengehalten und sahen im alten Habsburgerstaat eine gewisse Sicherung auch dann noch, als er sich bereits gegen sie wandte. Und in bewußter Weise knüpften sie an Volkstum und Kultur des Gesamtvolks an.

Mit dem neuen Staat sind die Schwierigkeiten der Deutscherhaltung bedeutend gewachsen. Es scheint, als ob das entlegene, ausgesetztere Schlesiertum trotz ungünstigerer Lage besser aushielte als die bayerischen Gebiete, die an das Leben unter dem Slawentum weniger angepaßt sind. Die neue Staatlichkeit bringt neue Entwicklungen auch der Volksart hervor in unwillkürlichen Neueinstellungen: es wird aber auch Sache einer richtigen Bildungsführung sein, beständig zu überschauen, wie die gegebene Stammesart am besten zu leiten und zu entwickeln sei, um der nationalen Bedrängnis Herr zu werden.

Sudetendeutsche Politik

Von Hans Hartl in Reichenberg (Böhmen)

Als die in das erste freigewählte tschechoslowakische Parlament entsandten nichtmarxistischen deutschen Volksvertreter am 7. und 14. Mai 1920 behufs Gründung eines „Deutschen parlamentarischen Verbandes" in Prag zusammentraten, konnte es aufmerksamen Beobachtern nicht entgehen, daß sich ein Teil der Parlamentarier nur mit innerem Widerstreben dem Verbande anschloß und diesen durch Einführung des Parteivetos und des innwidrigen dreimonatlichen Wechsels in der Verbandsleitung von vornherein seiner politischen Schlagkraft beraubte. Trotzdem trat der Verband mit einer einheitlichen staats-

rechtlichen Erklärung vor das Parlament, in welcher die von dem ungewählten tschechischen Revolutionskonvent beschlossenen deutschfeindlichen Gesetze als für die Deutschen unverbindlich bezeichnet und u. a. erklärt wurde:

„Wir verkünden hiemit feierlich, daß wir nie aufhören werden, die Selbstbestimmung unseres Volkes zu fordern, daß wir dieses als den obersten Grundsatz aller unserer Maßnahmen und unseres Verhältnisses zu diesem Staate betrachten."

Trotz der feierlichen Form, in der diese Erklärung abgegeben wurde, hat eigentlich nur die Nationalpartei an ihr festgehalten. Die Agrarier, Christlichsozialen und Deutschdemokraten, die sich in der Folge zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenschlossen und damit den Ende 1922 erfolgten Zerfall des deutschen parlamentarischen Verbandes vorbereiteten, hatten sich schon im Jahre 1923 so weit von jener Erklärung entfernt, daß sie das Selbstbestimmungsrecht als eine Sache behandelten, die man politischen Phantasten überläßt. Sie stellten als ihr politisches Ziel die Selbstverwaltung im Rahmen des Staates auf, und daraus ergaben sich zwei sich gegenseitig ausschließende politische Strömungen. Die eine, die deutschnationale, faßte die Zukunft des Sudetendeutschtums ins Auge, das nicht um kleine Vorteile der Gegenwart geopfert werden dürfe, und erachtete es als ihre größte Pflicht, in dem entrechteten sudetendeutschen Volke die Erkenntnis seiner unwürdigen Lage und den Willen zur Freiheit wachzuerhalten und zu stärken. Die andere glaubte, ohne eine grundsätzliche Änderung in der Einstellung des Staates zu seinen Deutschen abwarten zu müssen, durch politische Mitarbeit am Aufbau des Staates besonders auf dem Gebiet des wirtschaftlichen Lebens Erleichterungen erreichen zu können.

Die Deutschnationalen erkannten, daß der Staat, der sich als „tschechoslowakischer Nationalstaat" erklärte und an dieser Fiktion unnachgiebig festhielt, seine Politik demgemäß auf die Formel „Herrscher und Beherrschte", auf die rücksichtslose Herrschaft eines übe berechtigten Staatsvolkes über die entrechteten „Minderheitsvölker" einstellte und folg richtig gezwungen war, auf die nationale Vernichtung dieser Minderheiten hinzuarbeite um so den tatsächlichen Nationalitätenstaat allmählich zu einem wirklichen Nationalsta umzugestalten. Sie entschieden sich daher für den schärfsten Kampf gegen alle Gese und Maßnahmen der Regierung, welche den Entnationalisierungsprozeß förderte. Übrigens verblieben auch die „aktivistischen" Parteien der Arbeitsgemeinschaft form in der Opposition, und noch im Mai 1926 hat der Reichsparteitag des Bundes der Lan wirte nach einem Bericht des Abgeordneten Dr. Spina in einer Entschließung erklä

„Die Politik des Bundes der Landwirte kann unter den gegebenen Verhältnissen nur oppositionell sein!"

Allerdings bereitete sich in diesem Lager eine ständische Differenzierung der Poli unter wiederholter, aber stets abgelehnter Fühlungnahme mit den gleichartigen tsch chischen Gruppen vor.

In die Zeit von 1922—1924 fällt die Erledigung der Kriegsanleihefrage, durch i Milliarden deutschen Volksvermögens vernichtet wurden. Auch bei der Behandlu dieser schicksalsschweren Frage zeigte sich unverhohlen und mitunter in schroffster Fo die grundsätzliche Abneigung der Arbeitsgemeinschaft gegen ein Zusammengehen mit i Deutschen Nationalpartei.

Im August 1925 trat das vollständige Fiasko der aktivistischen Politik zutage. St der erhofften und dem gläubigen Volke in Aussicht gestellten Milderung des deut feindlichen Regimes zeigte sich eine unerhörte Verschärfung desselben. Der mit Beg des Jahres eingeleitete Beamtenabbau hatte sich bereits als eine vorzugsweise zur E fernung deutscher Beamten und Angestellten aus dem staatlichen Dienste ausgenü Maßnahme erwiesen und wirkte in diesem Sinne verheerend weiter. Die Bodenrefo hatte im Saazer Lande allein 40 deutsche Meierhöfe in tschechische Hände gebracht, d die Errichtung tschechischer Minderheitsschulen ergänzte diese Bodenschieberei zu ein konzentrischen tschechischen Vorstoß gegen dieses deutsche Gebiet. Die gleichzeitigen Erz

der Bodenreform gegen Marienbad und das deutsche Stift Tepl erregten die Aufmerksamkeit der ganzen gesitteten Welt. Dazu kam noch die Ankündigung eines neuerlichen Schulsturmes von bisher nicht erhörter Heftigkeit für den 15. September. In Böhmen allein wurden neuerlich 681 deutsche Schulklassen zur Auflassung bestimmt.

Offenbar um die Aufmerksamkeit der sudetendeutschen Bevölkerung von diesem Zusammenbruch der aktivistischen Politik abzulenken, erschien am 27. August ein vom damaligen Obmanne des Bundes der Landwirte, dem Abgeordneten Krepek, gezeichneter Aufruf, in dem die Deutschen aufgefordert wurden, dem geeinigten Vernichtungswillen der Tschechen eine ebenso geeinigte Abwehrfront entgegenzustellen. Krepek erklärte ein Jahr später vor Gericht, er sei ein entschiedener Gegner der Einigkeitsbestrebungen gewesen und der Aufruf sei ohne sein Wissen erschienen; seine Unterschrift sei in der Parteikanzlei mittels Stempel unter das Manuskript gesetzt worden. Nach dieser Erklärung darf der traurige Verlauf der Einigungsbestrebungen, die auf Grund dieses Aufrufes eingeleitet wurden, nicht wundernehmen.

Wohl wurde in wochenlangen Einigungsverhandlungen erreicht, daß am 16. Oktober die Satzungen für einen vetofreien „Sudetendeutschen Verband" und eine einvernehmlich festgestellte Einheitsliste für die auf den 15. November anberaumten Parlaments-Neuwahlen beschlossen wurden. Die am 18. Oktober erfolgte Verlautbarung dieses Ergebnisses wurde von der deutschen Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Aber schon am selben Tage begann die Zerstörungsarbeit an der kaum geschaffenen Einigung. Die Reichskonferenz der Nationalsozialisten beschloß am 18. Oktober — wie wir jetzt wissen, unter Einwirkung des Bundes der Landwirte und der Christlichsozialen — die Ablehnung der Einheitsliste; am 20. Oktober folgten die Christlichsoziale und die Gewerbepartei diesem Beispiele, und der Bund der Landwirte erklärte darauf seine Bemühungen als gescheitert. Damit war wieder freie Bahn geschaffen für die seit Jahren gegen die Nationalpartei betriebene Isolierungspolitik. Am 6. November, also 9 Tage vor den Wahlen, erschien ein von den vier anderen, nichtmarxistischen deutschen Parteien unterzeichneter Aufruf, der sich gegen die Nationalpartei wandte. Die Feststellung, daß die Unterschriften unbefugterweise unter den Aufruf gesetzt waren, kam zu spät, um sich noch auswirken zu können. So kam es denn statt zu einer kampflosen, einmütigen Wahl nach einer Einheitsliste zu einem geradezu abstoßenden Wahlkampfe, und es ist eigentlich verwunderlich, daß trotzdem schon 3 Wochen nach den Wahlen die deutschen Parteien einer wiederum vom Bund der Landwirte ausgegangenen Einladung zu neuerlichen Einigungsverhandlungen Folge leisteten. Die Nationalpartei schlug vor, an die Satzungen des Sudetendeutschen Verbandes anzuknüpfen und den neu zu bildenden Deutschen Verband von dem Vetorechte der Parteien freizuhalten. Beantwortet wurde dieser Vorschlag durch den Beschluß eines doppelten Vetorechtes im Vorstande und in den Plenarsitzungen des Verbandes. Die Nationalpartei erklärte, einem solchen, zu jeder positiven Betätigung unfähigen Scheinverbande nicht beitreten zu können, und so war denn wieder die Isolierung der Deutschen Nationalpartei erreicht. Daß diese mit ihrer Auffassung recht hatte, zeigt am besten der Umstand, daß sich der Deutsche Verband in der Folge in keiner der vorliegenden hochbedeutsamen nationalpolitischen Fragen einheitlich entscheiden konnte und daß der einzige Beschluß, zu dem er es brachte, die parlamentarische Ächtung der Deutschen Nationalpartei betraf, deren Anträge oder Interpellationen zu unterschreiben den Mitgliedern des deutschen Verbandes untersagt wurde.

Am 4. Februar 1926 war die Durchführungsverordnung zu dem 6 Jahre vorher erlassenen Sprachengesetze erschienen, die wegen ihrer vielfach dem Sprachengesetze widersprechenden demütigenden Bestimmungen einen Sturm der Entrüstung in der deutschen Bevölkerung erregte. Zwölf Tage später trat die Regierung wieder vor das Parlament und mit Recht wurde von allen Seiten, auch von den Tschechen, ein deutscher Obstruktionssturm erwartet. Tags vorher hatte der Deutsche Verband seine eben erfolgte Gründung

verlautbart und hinzugefügt, daß er sich im Zeichen des schärfsten Kampfes gegen di Sprachenverordnung gebildet habe und die Vereinheitlichung der deutschen Politik inner halb und außerhalb des Parlamentes bezwecke.

Und was geschah am nächsten Tage? Von den Parteien des Deutschen Verbande waren beim Erscheinen der Regierung außer den Nationalsozialisten, die die Obstruktio der Deutschnationalen unterstützten, nur die Christlichsozialen im Hause, die sich abe vollständig passiv verhielten. Der Bund der Landwirte jedoch erschien mit der Gewerbe partei erst nach Ablauf der fast zweistündigen Obstruktionsszenen, um an der Wahl de Präsidiums, in das auch der Abgeordnete Spina gewählt wurde, teilzunehmen. Di tschechische Presse jubelte und überschüttete die deutsche Opposition mit beißendem Hohn

Gleich bei seinem ersten Auftreten hatte der Deutsche Verband gezeigt, daß die in ihr zusammengeschlossenen deutschen Parteien mit Ausnahme der Nationalsozialiste bereits unter tschechischem Einflusse standen, der immer deutlicher zutage trat.

Indessen machte sich im tschechischen Lager unter den konservativen Parteien ein Bewegung gegen die in den ersten Jahren der Republik errungenen Erfolge der Sozialiste bemerkbar, die in verschiedenen Anträgen zum Ausdruck kam. Die klerikale Volkspart verlangte eine Erhöhung der Kongrua, der staatlichen Besoldung der Seelsorgegeistlichkei und die tschechischen Agrarier forderten eine Erhöhung der Einfuhrzölle auf Getreide un Mehl, aber auch auf Kraftfutter, Kunstdünger u. a. m., Zollerhöhungen, die wohl der di fruchtbaren Ebenen bebauenden tschechischen Landwirtschaft zugute kamen, den deutsche Gebirgsbauern aber mehr Schaden als Nutzen brachten. Die tschechischen Sozialiste bekämpften sowohl die Agrarzölle wie die Kongruavorlage, und der dadurch bewirkt Zwist in der „allnationalen Koalition" endete mit ihrem Austritte aus derselben. Da Ministerium Švehla demissionierte und an seine Stelle trat am 18. März ein Beamten ministerium unter Dr. Černy, das keine verläßliche Parlamentsmehrheit hinter sich hatte Statt nun diese Krise ausreifen und damit das bisherige Regierungssystem zusammen brechen zu lassen, sprangen die genannten drei Parteien des Deutschen Verbandes in di Bresche, indem sie vorzeitig und ohne jegliche nationalpolitische Zugeständnisse der Tscheche in die Koalition eintraten und für die strittigen Vorlagen stimmten. Sie hatten damit de tschechischen Nationalstaat aus einer gefährlichen Krise gerettet.

Vergebens wartete die deutsche Bevölkerung auf eine Gegenleistung des Staates fü den ungeheuren Dienst, den ihm die nunmehrigen deutschen Regierungsparteien geleist hatten. Diese wurden immer mehr zu Gefangenen der tschechischen Politik. Sie stimmte von nun an für jede von der Regierung eingebrachte Gesetzesvorlage, lehnten al von der deutschen Opposition eingebrachten Verbesserungsanträge ab und halfen wiede holt, die parlamentarische Redefreiheit zu knebeln und die Immunität einseitig einz schränken. Dieser Übergang in das Regierungslager führte endlich zu dem Eintritte zwei deutscher Parlamentarier in das Ministerium: des Agrariers Dr. Spina und des Christlic sozialen Dr. Mayr-Harting, beide Professoren der deutschen Universität. Am 12. Oktob stellte der Ministerpräsident Švehla sich und sein neues Ministerium dem Parlamente m einer Programmrede vor, aus der zu entnehmen war, daß auch das neue Kabinett de Kurs der früheren Švehlaschen Regierungen beibehalten werde. Die Entwicklung zeigt daß Švehla in nationalpolitischer Hinsicht auf die deutschen Minister keine Rücksicht nah

Diese mußten gleich in den ersten Tagen erfahren, daß man ihnen wohl die Miniſte sessel, nicht aber die sonst damit verbundene Machtfülle eingeräumt hatte. Die tschechisc Auslandspropaganda aber suchte aus der Teilnahme zweier Deutscher an der Regieru zu beweisen, daß die Klagen der Sudetendeutschen unbegründet seien. Diese Täuschu gelang umso leichter, als ja auch die deutschen Minister zur Rechtfertigung ihres Ve bleibens in der Regierung gezwungen waren, in der Folge auch die deutschfeindlichst Gesetzesvorlagen als harmlos darzustellen, worin sie von ihren Parteien unterstü

vurden. Von diesen, auch namens der deutschen Minister vorgelegten und von den deutschen Regierungsparteien mitbeschlossenen Gesetzen seien folgende angeführt:

1. Die die Deutschen in gleicher Weise wie in früheren Jahren schwer benachteiligenden Staatsvoranschläge für 1927 und 1928.
2. Das Gesetz vom 17. Dezember 1926, in welchem dem Kriegsminister neben seinem Milliardenetat für 11 Jahre ein außerordentlicher Kredit von jährlich 315 Millionen für „besondere Rüstungen" bewilligt wurde.
3. Die für die Deutschen geradezu verhängnisvolle Verwaltungsreform, die sich in ihren Auswirkungen zweifellos als einer der wuchtigsten gegen das Sudetendeutschtum geführten Schläge erweisen wird.
4. Das Gesetz zur Regelung der Gemeindefinanzen, das die autonome Verwaltung und das Budgetrecht der deutschen Gemeinden vollkommen zerstört, sich aber durch seine Wirkungen bereits selbst ad absurdum geführt hat.
5. Die Militärgesetze zur Steigerung der Wehrmacht, die vom Berichterstatter im Abgeordnetenhause Abg. Špaček mit dem Hinweise begründet wurde, daß der Feind aus Deutschland und Ungarn kommen werde.
6. Das Zertifikatistengesetz, nach dem ein Drittel der Dienststellen im öffentlichen Dienste, aber auch in konzessionierten oder subventionierten Privatbetrieben den fast ausschließlich tschechischen länger dienenden Unteroffizieren vorbehalten bleibt, was eine weitere Abdrängung der Deutschen vom Arbeitsmarkt und die Durchsetzung deutscher Ämter und Unternehmungen mit tschechischen Angestellten bewirken muß.

Diese Gesetze allein bedeuten eine unheilvolle Verschlechterung der nationalpolitischen Lage des Sudetendeutschtums, während die auf Grund älterer Gesetze durchgeführte Bedrückung der Deutschen in sprachlicher, kultureller und wirtschaftlicher Beziehung mit unverminderter Schärfe anhält. Trotz dieser offenkundigen Tatsachen spricht man auf regierungsdeutscher Seite auch heute noch von einer gebesserten Atmosphäre und von einem Stillstand der tschechischen Eroberungspolitik. Aber auch die auf der Seite der Regierung stehenden deutschen Blätter, die im Leitaufsatz jene irreführende Meinung vertreten, sind genötigt, auf der zweiten oder dritten Seite Berichte zu veröffentlichen, welche die steigende Heftigkeit der von der Staatsgewalt zielbewußt betriebenen Niederwerfung des Sudetendeutschtums schlagend beweisen.

Diese furchtbare Notlage dem sudetendeutschen Volke zur klaren Erkenntnis zu bringen, es zu unbeugsamem, wenn auch Opfer heischendem Widerstande aufzurütteln und seinen Willen zur Freiheit wachzuhalten, ist eine der wesentlichsten Aufgaben der nationalen Politik. Sie erkennt in der von den Regierungsparteien betriebenen bedingungslosen Mitarbeit an der Festigung des jedes nationalpolitische Zugeständnis schroff ablehnenden Staates die schwerste Gefahr für die nationale Existenz der Sudetendeutschen, die sich auf diesem Wege allmählich in deutschsprechende Tschechoslowaken umwandeln und einem ruhmlosen Untergange in einer deutschfeindlich eingestellten Volksmasse verfallen müßten.

Gegenwärtig steht eine neue, hoch bedeutsame Frage im Vordergrunde der innenpolitischen Entwicklung: die Möglichkeit des Wiedereintritts der tschechischen Sozialisten in die Regierungsmehrheit. Das freundliche Verhalten der tschechischen Koalitionsparteien gegen ihre sozialistische Opposition, wie es anfänglich in den Verhandlungen über die Novellierung der Sozialversicherung zutage trat, und andere Anzeichen deuten darauf hin, daß eine solche Wendung nicht ausgeschlossen ist. Auch in deutschen Regierungskreisen rechnet man mit dieser Möglichkeit. So hat Minister Dr. Spina am 8. September in Mährisch-Schönberg in einer Rede erklärt, „eine Zeit nahe heran, wo auch sozialistische Parteien wieder in der Regierung sein werden".

Ein Abschwenken der tschechischen Sozialisten aus der Opposition zur Regierung würde nichts anderes bedeuten als das Wiederaufleben der allnationalen Koalition und der früher auch von Dr. Kramař leidenschaftlich vertretenen Doktrin, daß die Aufnahme von Deutschen in die Regierung unvereinbar sei mit dem Charakter des Staates, welcher der tschechoslowakische Nationalstaat sei und bleiben müsse.

Sudetendeutscher Aktivismus

Von Franz Spina in Prag

Durch die Friedensverträge von St. Germain und Versailles wurden nahezu 3½ Mil
lionen Sudetendeutsche der tschechoslowakischen Republik eingegliedert. Dieser Tat
sache gegenüber handelte es sich für die Sudetendeutschen um eine klare Einstellung z
dem Staate, dessen Bürger sie ohne ihre Zustimmung, also entgegen den Grundsätze
des Selbstbestimmungsrechtes, geworden sind.

Diese Aufgabe, die während des ersten Jahrzehntes der tschechoslowakischen Republi
im Vordergrunde des politischen Handelns der Sudetendeutschen stand, erhielt im Ver
gleich zur Lage anderer deutscher Minderheiten[1]) ihr besonderes Gepräge durch zwei Um
stände: einerseits dadurch, daß bereits durch Jahrzehnte zwischen Tschechen und Sudeten
deutschen ein erbitterter nationaler Kampf geherrscht hatte und schon im alten Öster
reich Versuche zu einem Ausgleich zu kommen immer wieder vergeblich angebahnt worde
waren; andererseits dadurch, daß die Deutschen in der Tschechoslowakei absolut und relati
die stärkste deutsche Minderheit in einem fremden Staate sind. Das Verhältnis zwische
Tschechen und Deutschen ist nahezu 2:1. Die Deutschen sind der Zahl nach das zweitstärkst
Volk der Republik. Außerdem fällt vor allem noch ihre wirtschaftliche Stärke ins Gewich
Nach heutigen tschechischen Statistiken, die also das Verhältnis schon erheblich zugunsten de
Tschechen verschoben zeigen, befindet sich z. B. die bedeutende Textilindustrie des Staate
zu etwa 80 v.H. in deutschen Händen, die Strick- und Wirkwarenerzeugung zu 95 v.H
die Seidenindustrie zu 100 v.H., die Papier- und die Zementindustrie zu 80 v.H., d
Porzellanindustrie zu 90 v.H., die Holzindustrie zu 50 v.H. usw.

Das Kräfteverhältnis ist also günstig für die Gewinnung eines unmittelbaren deutsche
Einflusses auf die Gestaltung des staatlichen Lebens. Eine solche Einflußnahme ist desha
geboten, weil jede verfehlte wirtschaftspolitische Maßnahme das sudetendeutsche Volk
vermögen bedroht. Ich bin der Überzeugung, daß die Deutschen erhebliche politisch
Vorteile hätten erzielen können, wenn sie nach den Umsturztagen 1918/1919 in richtig
Erkenntnis der augenblicklichen weltpolitischen Ohnmacht des deutschen Volkes rec
zeitig mit den Tschechen in Unterhandlungen wegen ihrer Mitarbeit im Staate eingetret
wären. Noch 1920 hätte die deutsche Sozialdemokratie im Kabinett Tusar für ihre M
arbeit im Staate wertvolle politische Forderungen stellen können. Diese Gelegenheit
wurden versäumt. Es kamen dann die 6 Jahre allnationaler tschechischer Koalition, i
den Deutschen, die sich eines unmittelbaren Einflusses auf die Staatspolitik begeben hatte
schwerste Verluste auf wirtschaftlichem, nationalem und kulturellem Gebiet zufügte.

Bis in das Jahr 1926 nahmen alle deutschen Parteien, sei es gegen den Staat, sei
gegen das Regime, eine grundsätzlich, wenn auch abgestuft ablehnende Haltung e
Rückblickend müssen wir uns fragen, auf welche tatsächlichen Voraussetzungen und Ho
nungen damals die sudetendeutsche Politik ihre Taktik stützte. Vom Deutschen Reich ol
von Österreich konnte sie keine wirksame Unterstützung erwarten. Beide Staaten wa
bis an die Grenze ihrer Kräfte durch den Kampf um das eigene Dasein in Anspruch
nommen. Von den übrigen europäischen Staaten, vom Völkerbund und ähnlichen E
richtungen war bei dem bekannten zähen Festhalten an den Bestimmungen der Friede
verträge noch weniger zu erwarten. Das sudetendeutsche Volk war also ausschließlich
seine eigenen Kräfte angewiesen, und es lag auf der Hand, daß es ein verhängnisvol
Fehler sein mußte, wenn ein zahlenmäßig, wirtschaftlich und kulturell so starker Teil
Bevölkerung andauernd dem staatlichen Leben fernstand und nicht alle Kräfte anstreng
um die Wiedergutmachung der seit dem Umsturze angerichteten Schäden anzustreb

[1]) Wenn man ein Volk von der Bedeutung des sudetendeutschen eine Minderheit nennen m

Daß überhaupt eine 7jährige unfruchtbare Opposition möglich war, läßt sich nur aus der psychologischen Verfassung, mit der sich Tschechen und Deutsche gegenüberstanden, erklären. Ich betonte schon eingangs, daß die Auseinandersetzung zwischen Tschechen und Deutschen bereits im alten Österreich jahrzehntelang dauerte, ohne zu dem geringsten Ergebnis zu führen. Im Gegenteil: die Kluft zwischen den beiden, politisch von den einzelnen Regierungen gegeneinander ausgespielten Nationen wurde immer mehr vertieft, der deutsch-tschechische Streit in erster Linie lähmte das Wiener Parlament und beschleunigte den Zerfall der Monarchie. Es zeigte sich, daß Beratungen am grünen Tisch nicht geeignet sind, nationale Kämpfe zu bereinigen, so lange nicht das tatsächliche Zusammenleben der Völker einen geeigneten Boden geschaffen hat.

Im Jahre 1926 trat dann eine Änderung ein. Zunächst nahmen die tschechische und die deutsche Landwirtepartei miteinander engere Fühlung in Frage des landwirtschaftlichen Zollschutzes. Auf Grund dieser Verhandlungen kam es im Frühsommer 1926 zur Bildung der sogenannten Zoll- und Kongruamehrheit, in der von deutscher Seite der Bund der Landwirte, die Gewerbepartei und die Christlichsoziale Partei vertreten waren und die das Gesetz über die landwirtschaftlichen Zölle sowie über die Kongrua (Regelung der Priestergehalte) verabschiedete. Von hier führte der unmittelbare Weg zur Bildung einer deutsch-tschechischen bürgerlichen Regierung unter Anschluß der sozialistischen Parteien, wozu die zahlenmäßige Voraussetzung durch den Ausgang der Parlamentswahlen im November 1925 geschaffen wurde; sie hatten eine Niederlage der sozialistischen Parteien und eine bürgerliche Mehrheit im Parlament gebracht. Psychologisch erleichterte diesen Schritt die deutsch-französische Entspannung. In dieser ersten gemischt-nationalen Regierung der tschechoslowakischen Republik, die noch heute unverändert besteht und damit in nunmehr zweijähriger fruchtbarer Arbeit eine ungewöhnliche Lebenskraft bewiesen hat, fiel dem Bund der Landwirte und der mit ihm einen gemeinsamen Klub bildenden Deutschen Gewerbepartei das wichtige Ministerium für öffentliche Arbeiten und der Deutschen Christlichsozialen Volkspartei das Justizministerium zu.

Von da stehen sich im sudetendeutschen Volke zwei politische Richtungen gegenüber: eine aktivistische, positive Richtung, die sich seit 1920 auf parlamentarischem Boden entwickelt hatte, sich grundsätzlich auf den Boden des Staates stellt und in loyaler Mitarbeit am Staate zugleich die Lage des sudetendeutschen Volkes zu verbessern strebt; und eine negativistische, die den Staat in seiner heutigen Form grundsätzlich bekämpft, eine Besserung der Lage der Deutschen durch schärfste Opposition gegen den Staat herbeizuführen glaubt und einen Umschwung vom Eintreten großer europäischer Verwicklungen erwartet.

Dieser Gegensatz löste zwar einen hitzigen Presse- und Redekampf zwischen beiden Lagern aus, der leider nicht immer sachlich geführt wurde und deshalb viel Verbitterung im sudetendeutschen Volke zurückließ. Doch die Entwicklung zeigte sehr bald, daß bei der gegebenen weltpolitischen Lage eine grundsätzliche Ablehnung der tschechoslowakischen Republik aussichts- und zwecklos ist und daß das sudetendeutsche Volk auf diesem Wege in eine Stellung gedrängt wird, die zunächst sein wirtschaftliches und damit Zug um Zug auch sein nationales Dasein der Vernichtung preisgibt. Praktisch bedeutet die deutsche Beteiligung an der Regierung, wenn auch nicht die völlige Einstellung, so doch die erhebliche Milderung des tschechischen Eroberungskampfes gegen das deutsche Element, der mit dem Umsturz eingesetzt hatte. Unter dem Druck dieser Einsicht erklärten denn auch bereits anfangs Oktober 1927 die Sprecher der beiden radikalsten negativistischen Parteien, der deutschnationalen und der nationalsozialistischen Partei, im Parlament, daß sie sich grundsätzlich auf den Boden des Staates stellen und unter gewissen Voraussetzungen auch zur Mitarbeit am Staate, d. h. also zum Eintritt in die Regierung bereit seien. Damit wurde der Streit der Meinungen vom Grundsätzlichen auf das Gebiet der Taktik verschoben.

In der nun folgenden Auseinandersetzung wurde zwar mehr oder weniger offen anerkannt, daß der Eintritt deutscher Parteien in die Regierung grundsätzlich zu billigen und

ein Gebot der politischen Gesamtlage war. Es wurde aber aus den Reihen der ehemaligen Negativisten gegen die Regierungsparteien der Vorwurf erhoben, sie hätten die im Herbst 1926 gegebene politische Lage nicht genügend ausgenützt und versäumt, sich als Gegenleistung für ihren Eintritt in die Regierung bindende Zusagen auf nationalpolitischem Gebiet machen zu lassen. Nach dieser Ansicht wäre die Frage der tatsächlichen Mitarbeit am Staate wiederum auf das Verlangen eines programmatischen „Ausgleichs" hinausgelaufen. Demgegenüber muß aber wieder auf die ungünstigen Erfahrungen verwiesen werden, die wir im alten Österreich mit dieser Methode gemacht haben. Damals machte die deutsche Bevölkerung die relative Mehrheit aus, Deutsche waren in führenden Stellungen auf allen Gebieten, Adel und hoher Klerus standen zum großen Teil den Deutschen nahe, und im Rücken hatten die Deutschen Österreichs ein starkes Deutschland als moralische Stütze. Trotz dieser günstigen Vorbedingungen scheiterten damals alle Versuche eines Ausgleichs, das Verhältnis der beiden Nationen verschlechterte sich vielmehr andauernd.

Sollte man hoffen können, daß im tschechoslowakischen Staate ein solches Bemühen von besserem Erfolge begleitet sein könnte, nachdem all die angeführten günstigen Vorbedingungen für die Deutschen sich ins Gegenteil gewandelt hatten? Ich bin der Überzeugung, daß wir noch heute am Verhandlungstische säßen, um mit den Tschechen ein Programm auszuhandeln, daß diese aber in der Zwischenzeit längst wieder den Weg zu einer rein tschechischen Koalition gefunden hätten und daß so weitere kostbare Jahre verlorengegangen wären, in denen ohne jede Einflußnahmen durch die Deutschen und gegen sie regiert worden wäre. Man darf nicht vergessen, daß im Willen zum nationalen Eroberungskampf, zur Zurückdrängung des deutschen Einflusses auf allen Gebieten alle tschechischen Parteien während der allnationalen Koalition, also bis zum Eintritt der Deutschen in die Regierung, einig waren. Erklärten doch selbst hervorragende Führer der tschechischen Sozialdemokraten, also einer internationalen Partei, daß sie unter den Umständen, die der Umsturz geschaffen hat, sich als tschechische Nationalisten fühlen müßten.

Wollten wir in dem alten Nationalitätenstreit auch nur einen Schritt weiterkommen, mußten wir einen anderen Weg einschlagen. Es galt vor allem zu zeigen, daß für beide Nationen, die nun einmal in demselben Raume leben und, so lange es eine Geschichte der böhmischen Länder gibt, miteinander gearbeitet und gegeneinander gestritten haben, ein großer Bereich gemeinsamer Interessen besteht und daß die bestehenden Gegensätze zu einem großen Teil künstlich hervorgerufen wurden. Von den gemeinsamen Bedürfnissen des Alltagslebens, von der Sicherung der den erwerbenden Ständen beider Nationen gemeinsamen Lebensinteressen ausgehend, wurde durch die Beteiligung der Deutschen an der Regierung der wahre Ausgleich von Volk zu Volk angebahnt.

Daß dieser Weg von Erfolg begleitet war, kann heute kaum bestritten werden. Er ist etwas Neues, ein Fortschritt gegen die besonders im deutschen Lager stagnierend gewordenen Verhältnisse seit 1920. Wer eine sofortige grundlegende Änderung zugunsten des deutschen Elementes verlangt, verkennt die ungeheuren Schwierigkeiten. Erst mußte der Weg freigemacht werden für ein Sichkennenlernen und Sichverstehen, für eine psychologische Angleichung. Das ist erreicht worden. In den 2 Jahren unserer Mitarbeit in der Regierung wurde eine vollständig geänderte Atmosphäre im nationalpolitischen Leben beider Völker geschaffen. Vor allem wurde durch die Beteiligung der Deutschen viel Schlimmes verhütet oder doch wenigstens gemildert. Dinge, die noch vor zwei Jahren unmöglich waren, gelten heute als selbstverständlich. Ich verweise darauf, daß im Vorjahre zunächst die tschechische und deutsche Sozialdemokratie auf diesem Wege der tatsächlichen Annäherung gefolgt ist, daß weiterhin vor einigen Wochen der deutsche Industriellenverband sich mit der tschechischen Organisation eng zusammengeschlossen hat. Das sind Symptome für eine Versachlichung zunächst auf dem Boden der Wirtschaft, die aber die Voraussetzung für eine spätere programmatische Lösung des Nationalitätenproblems bildet.

Ich habe das Empfinden, daß diese Besserung der Beziehungen der beiden Nationen ueinander zunächst auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiete von den Führern er deutschen Oppositionsparteien heute noch zu niedrig gewertet wird. Auch ich weiß, aß unser nationalpolitisches Problem heute noch nicht gelöst ist, daß viele unserer Wünsche nd Forderungen offenbleiben. Unsere Gegner im deutschen Lager übersehen, wie schwer n dem uralten Kampflande Böhmen weiten Kreisen beider Völker das Umlernen zur dee der Zusammenarbeit mit der anderen, bislang verhaßten Nation fällt und wie schwer ie Umschaltung rein gefühlsmäßiger Motive im politischen Denken ist. Das sudetendeutsche olk kann es sich nicht leisten, sich auf den Standpunkt des Alles oder Nichts zu stellen. Über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer politischen Linie entscheidet letzten Endes er Erfolg. Der Zeitraum unserer Mitarbeit im tschechoslowakischen Staate ist heute noch u kurz, als daß darüber schon ein abschließendes Urteil zu bilden wäre. Wir haben den Mut aufgebracht, das Eis zwischen den Nationen zu brechen. Daß es zwei im realen Leben wurzelnde nationale Parteien, die deutsche und die tschechische Bauernpartei, waren, die als erste den Gedanken der Zusammenarbeit verwirklichten, mag eine bessere Gewähr für die Annäherung der Völker sein als noch so kluge Verträge.

Wir können nur jene Wege gehen, die nach unserer Überzeugung zu einer Sicherung unseres schwer gefährdeten sudetendeutschen Volkstums führen. Tatsächlich haben gerade die schaffenden Stände in beiden Nationen — Landwirtschaft, Industrie, Handel, Gewerbe und Arbeiterschaft — erkannt, daß Deutsche und Tschechen in diesem Staate durch jahrhundertelange Schicksalsgemeinschaft eng verknüpft sind und daß in sachlicher Zusammenarbeit die beste Garantie für den dauernden Wohlstand und das Wohlergehen der gesamten Einwohnerschaft dieses Staates gelegen ist. Trotz dieser Tatsache wäre es aber sicherlich verfehlt, im Aktivismus lediglich eine Auswirkung einer bestimmten Wirtschaftspolitik zu erblicken. Er bedeutet mir vielmehr die Ausdrucksform eines versachlichten, von hohem Verantwortungsgefühl für die Zukunft unseres Volkes getragenen Nationalismus. Die bisherige Entwicklung scheint uns rechtzugeben, daß der von uns beschrittene Weg unter den gegebenen Verhältnissen der richtige war.

Minderheitenpolitik und Völkerbund

Von Wilhelm Medinger in Klein-Skal

Die Tschechoslowakei ist von 7 Völkern bewohnt. Nach der allerdings nicht einwandfreien Volkszählung von 1921 ist die Zusammensetzung der Bevölkerung die folgende:

Tschechen	6,79 Millionen	. . . . .	50,9 v.H.
Deutsche	3,12 „	. . . . .	23,4 „
Slowaken	1,97 „	. . . . .	14,6 „
Magyaren	0,75 „	. . . . .	5,6 „
Ruthenen	0,46 „	. . . . .	3,5 „
Juden	0,18 „	. . . . .	1,4 „
Polen	0,08 „	. . . . .	0,6 „

Die tschechische Sprache ist mit dem Slowakischen zwar stammverwandt, doch protestieren die Slowaken gegen die Behauptung, daß sie mit den Tschechen eine ethnologische Einheit bilden. Auch sind die beiden Völker im Charakter grundverschieden. Die Fiktion einer tschechoslowakischen Nation wurde aufgestellt, um eine stark überwiegende Mehrheit zu bilden und der „tschechoslowakischen" Nation als dem Staatsvolke höhere sprachliche Rechte geben zu können. Die Tschechen allein haben kaum die absolute Mehrheit im Staate und erreichen, auch wenn man ihnen die Slowaken zuzählt, erst ca. 65 v.H., d. i. um 6 v.H.

weniger als die Deutsch-Schweizer von der Gesamtbevölkerung der Schweiz betrage Dennoch herrscht in der Schweiz völlige Gleichheit der Sprachrechte, während in d Tschechoslowakei das Tschechische zur Staatssprache erhoben wurde und weit höhere Rech als die anderen Sprachen genießt. Noch größer als der Bevölkerungsanteil der Deutsch ist ihr Anteil aber am wirtschaftlichen und geistigen Leben im Staate. Tschechische Politik selbst schätzen den Anteil der Deutschen an der gesamten Steuerleistung auf mehr a 50 v.H.[1]). Diesen Leistungen entsprechen ihre politische Stellung und die Zuwendung d Steuergelder für ihre kulturellen Zwecke bei weitem nicht.

Von den andern Minderheiten trennt sie kein Gegensatz, vielmehr verbinden sie gemei same Beschwerden. Auch unter den Slowaken gibt es starke Elemente, die sich als b nachteiligte Minderheit fühlen und genau so wie die Deutschen über die planmäßi Durchsetzung ihres Sprachgebietes mit Tschechen klagen. Der Haß gegen die Deutsch ist in Böhmen am schärfsten, er ist bereits bei den Tschechen Mährens geringe während in der Slowakei und in Karpathorußland Anhänglichkeit und Dankbarkeit f die Leistungen des Deutschtums zu finden sind. Es ist tragisch, daß den Tschechen, d ihre zivilisatorische wie kulturelle Höhe, ihre Städte, ihre Kirchen, Klöster, Bauwerk Fabriken, rechtlichen Einrichtungen usw. fast nur der Zugehörigkeit zu Deutschland un Österreich schulden, Dankbarkeit fremd ist, ein Charaktermangel, der auch von tschechische Schriftstellern und von Politikern wie Beneš oft empfunden worden ist.

Die Lage der Magyaren ist der der Deutschen im Staate am ähnlichsten, und dah gehen diese beiden Minderheiten bei dem Kampf um ihre Rechte meist einträchtig z sammen, wenn auch ihre Hauptsiedlungsgebiete weit auseinander liegen und wirtscha lich zwischen ihnen wenig Berührung besteht. Die Magyaren haben eine weit schlechte Stellung im Staate; sie haben nie zu ihm gehört, liegen weit ab von seiner Hauptsta an deren Leben sie daher nicht wie die Deutschen Anteil nehmen können; sie haben kei Universitäten und sonstigen geistigen Sammelpunkte im Lande, während die Deutsch vollständig durchgegliedert sind. Der gesellschaftliche Schwerpunkt des Magyaren blei Budapest. Diese Tatsache ist den Tschechen peinlich. Sie führen einen Krieg geg den Verkehr zwischen den beiden Staaten, geben z. B. Magyaren, deren Familien halbes Jahrtausend in der Slowakei ansässig sind, keine Einreiseerlaubnis, verweige bodenständiger Bevölkerung die Staatsbürgerschaft, verbieten magyarische Zeitung usw., Maßnahmen, die immer von neuem verbitternd wirken. Hätte man bei Friede schluß durch eine Volksabstimmung einwandfrei festgestellt, welche Bezirke zu dem neu Staat gehören wollten, so wäre die politische Lage heute nicht so heillos schwierig. D dieses Versäumnis nachträglich gutgemacht und annektierte rein magyarische Gebi zurückgegeben werden sollen, ist eine schwere Sorge. Der jetzige Zustand ist tief un friedigend und zwingt die Tschechen zu den hohen Rüstungsausgaben (fast 20 v.H. Staatsausgaben), die wirtschaftliche und kulturelle Aufwendungen hintanhalten.

Die Ruthenen stehen zu dem neuen Regime in Opposition, weil ihnen die versproch Autonomie vorenthalten worden ist. Die Tschechen verstehen es bei weitem nicht so die Magyaren, in diesem analphabetischen Bauernvolk Ordnung zu halten. Sie ha keine sprachliche Verwandtschaft mit den Ruthenen, müssen vielmehr mit ihnen m deutsch reden. Wirtschaftlich neigt das Land flußabwärts nach Ungarn und ist daher d die neue Grenzziehung schwer geschädigt. Andererseits ist Karpathorußland für den tsch chischen Staat ein recht unbehaglicher Besitz, der strategisch nicht zu halten ist, dessen w schaftliche Erschließung viel Geld beansprucht und dessen Verwaltung schwierig ist.

Die Lage der Polen im Staate wurde durch den Vertrag von Warschau (23. April 19 gesichert. Eine solche Sicherung war möglich, da die Stellung der Polen diesseits Grenze der der Tschechen in Polen ähnlich ist. Dagegen ist der Gegenseitigkeitsver

[1]) Vgl. den Aufsatz von Franz Arens in diesem Heft.

von Brünn (7. Juli 1920) zwischen der Tschechoslowakei und Österreich für die Sudetendeutschen wertlos, da in Österreich verhältnismäßig wenige Tschechen verstreut leben.

Die Lage der Deutschen in der Tschechoslowakei ist mit der keiner andern nationalen Minderheit Europas vergleichbar, denn etwa $^4/_5$ von ihnen leben in geschlossenen Gebieten. Ihre Zahl ist größer als die der Bewohner vieler selbständiger Staaten (Norwegen, Dänemark, Albanien, Lettland, Estland), größer als die des Mehrheitsvolkes in Finnland und nahezu so groß wie die aller Schweizer zusammen. Sie sind darum auch die erste nationale Minderheit gewesen, die sich mit dem Verlangen nach Gleichberechtigung an den Völkerbund wandte.

Die Minderheitenrechte sind das Surrogat gewesen, das die Sieger für das Selbstbestimmungsrecht dort verwendeten, wo sie sich ihren feierlichen Versprechungen entziehen wollten. Damit beschwichtigten sie diejenigen, die gegen die Zuweisung großer Völkerschaften an neue nationale Imperien protestieren wollten. Der Völkerbund wurde zum Garanten der Minderheitenrechte eingesetzt, doch hat er nur selten als solcher gewirkt.

Schon durch die Verfassung der tschechoslowakischen Republik wurden die Minderheitenrechte der Deutschen verletzt, denn obwohl ihnen durch den Friedensvertrag gleiche politische Rechte zugesagt worden waren, wurden sie zur Mitarbeit an der Verfassung, also zur wichtigsten politischen Aufgabe, nicht zugezogen. Zu einer Abänderung der ihnen aufgezwungenen Staatsgrundgesetze wurde eine so hoch qualifizierte Mehrheit zur Bedingung gemacht, wie sie den Deutschen samt den anderen Minderheiten unerreichbar ist. Die Sprachengesetze, die Bodengesetze und viele andere einschneidende Maßnahmen wurden in Abwesenheit der Vertreter von etwa 5 Millionen Staatsbürgern erlassen und diese erst nachträglich (1920) zur Parlamentswahl gerufen, so daß sie auf die Lebensbedingungen im Staate keinen Einfluß mehr nehmen konnten. Die Klage, die wir wegen des Verfassungsoktrois beim Völkerbund 1922 eingebracht haben, ist die Grundlage aller weiteren Beschwerden, doch hat der Völkerbund darauf nie geantwortet.

Unsere weiteren Klagen betrafen die Sperrung deutscher Schulen, die Vertreibung nichttschechischer Beamten und Arbeiter aus dem Staatsdienste, die parteiische Handhabung der Volkszählung, die drohende Verstaatlichung von Badeorten, die mangelhafte Dotierung der Deutschen Musikakademie und schließlich die Bodenenteignung. Obwohl die Zuteilung von etwa 1 Million ha enteigneten Bodens fast ausschließlich an Tschechen und die Ablehnung fast aller deutschen Bewerbungen nachgewiesen wurden, hat der Völkerbund sich mit der Klage kaum befaßt. Immerhin wirkten die Klagen doch hemmend auf die Maßnahmen der Regierung ein, und vielleicht haben sie die beabsichtigte noch weitergehende Schädigung der deutschen und magyarischen Stellung im Lande verhindert.

Die bescheidenen Erfolge unserer Fühlungnahme mit dem Völkerbundssekretariat und unsere öffentliche Beschwerdeführung auf den Konferenzen der Interparlamentarischen Union, des Weltverbandes der Völkerbundligen, der International Law Association usw. wirkten vielfach doch ermutigend auf die eigenen Volksgenossen und beispielgebend auf die anderen Minderheiten, die sich bald nach dem sudetendeutschen Muster mit Informationen und Klagen an den Völkerbund wandten. Durch diese Parallelaktionen wurden erst die deutschen Minderheiten (ca. 10 Millionen) und dann alle nationalen Minderheiten Europas (ca. 40 Millionen) zusammengeführt; sie bildeten Vereinigungen und veranstalteten Kongresse, auf denen sie geschlossen den moralischen Angriff auf die Mehrheitsvölker führten, die ihnen die Gleichberechtigung versagt hatten.

Als bedeutendste nationale Minderheit sind wir im Kampfe um die Minderheitenrechte vorangeschritten, haben praktische Vorschläge für eine Verbesserung des Verfahrens des Völkerbundes mit Minderheitenklagen gemacht, haben seine Aufmerksamkeit auf das durch die Torheiten und Widersprüche der Friedensdiktate verursachte Chaos gelenkt, dessen Folge das Vorhandensein von Hunderttausenden von Staatenlosen ist, zum Teil früheren Staatsbeamten und Offizieren, die heute ohne Pension im tiefsten Elend dahin-

leben. Wir haben ferner Vorschläge für Abschaffung der Paßvisa und anderer Verkehrshindernisse gemacht, für Herabsetzung der Zölle, für die Abrüstung, für die Regelung nationaler Streitigkeiten durch paritätische Kommissionen und Autonomiegewährung. In der alle Minderheiten erfüllenden Solidarität haben wir auf internationalem Boden als erste die Lage unserer Leidensgenossen in Italien, Polen, Rumänien und anderwärts zur Sprache gebracht und konnten dabei oft aufrichtiger sein als die Betroffenen selbst, die sich Zurückhaltung auferlegen mußten.

Zwar hat der Völkerbund bisher nur in wenigen Fällen durch Einholung eines Rechtsgutachtens vom Ständigen Internationalen Gerichtshof aktiv eingegriffen, doch bleibt er die Bildungsstätte der öffentlichen Meinung der Welt. Es ist daher von Wert für uns, ihn ständig zu unterrichten und dieses Instrument der Politik nicht völlig den Mehrheitsvölkern zu überlassen. Leider wird diese Gelegenheit, politisch über die Grenzen des Staates hinaus zu wirken, von unseren eigenen Landsleuten aus Verbitterung über das bisherige Versagen des Völkerbundes oft zu gering eingeschätzt. Gewiß wird die innerpolitische Tätigkeit und die Frage, ob es gelingt, sich beim Mehrheitsvolk Ansehen zu schaffen, entscheidend für die Zukunft der Minderheitsvölker sein. Aber die Fühlungnahme mit dem Völkerbund, den wir ständig an seine freiwillig übernommene Verpflichtung zum Minderheitenschutz zu erinnern haben, dann die Pflege unserer Beziehungen zu unseren Landsleuten in Deutschland, Österreich und in anderen Staaten und schließlich die Verbindung mit den anderen Völkern der Erde sind neben der innerpolitischen Tätigkeit wichtige Aufgaben, die wir erfüllen müssen, um unserem Volkstum zu dienen und es aus der traurigen Lage emporzuheben, in die es durch den unglücklichen Weltkrieg und die Skrupellosigkeit seiner Gegner geraten ist.

Die nationalwirtschaftliche Lage des Sudetendeutschtums

Von Franz Arens in München

Der Machtauseinandersetzung zwischen Nationen entspricht auch eine solche zwischen der zugehörigen Nationalwirtschaften. Ja, man möchte sagen, die Entwicklung der nationalwirtschaftlichen Dinge sei vielleicht das faßbarste Symptom solcher nationalen Machtkämpf überhaupt. Jedenfalls kann eine auf die Tatsache nationaler Kämpfe gegründete Lage wie es die des Sudetendeutschtums fast zu allen Zeiten gewesen ist, ohne volle Würdigun des nationalwirtschaftlichen Faktors nicht begriffen werden. Und da zur Vorstellung de Kampfs nun einmal auch die des Gegners gehört, kann diese Betrachtung niemals abso luten Charakter haben, sondern muß diese Lage in beständigem vergleichenden Hinbli auf die Nationalwirtschaft der Tschechen zu erfassen suchen, muß zugleich, da diese Kräfte beziehung ständigen Schwankungen unterworfen ist, geschichtlich eingestellt sein, auch dann wenn sie naher Gegenwart gilt[1]).

Vor einem Vierteljahrhundert gewann Friedrich von Wieser, der nach eindringende Untersuchungen zu dem Ergebnis gelangte, daß die Deutschen Böhmens den doppelt s zahlreichen Tschechen an relativer Steuerkraft um mehr denn ein Zweifaches, ja selbst a absoluter noch um ein Beträchtliches überlegen seien, den Eindruck, daß diese deutsch Kapital- und Wirtschaftskraft noch in weiterem Anstieg begriffen sei. Es schien ihm zwa als nutzten die Sudetendeutschen ihre Wirtschaftsmacht politisch zu wenig aus: eine Gefah für ihre wirtschaftliche Machtstellung selbst sah er aber höchstens in der tschechisierten Lande

[1]) Vgl. auch die Aufsätze von Hans Hartl, Innenpolitik, und Franz Jesser, Natürliche un künstliche Ausdehnungspolitik, im Aprilheft 1925 „Die Tschechen".

erwaltung, während das Eindringen tschechischer Arbeitermassen in das deutsche Sprach-
ebiet einer von Steuerleistung und Kapitalbesitz ausgehenden Betrachtungsweise natur-
emäß gleichgültig bleiben mußte.

Gerade diese tschechischen Minderheitler und die ihnen den Rücken deckende Muster-
rganisation des tschechischen Volksgeldwesens boten freilich 15 Jahre später, beim Zu-
ammenbruch der Habsburgermonarchie, dem tschechischen Volke die sichersten Grund-
agen für einen erfolgreichen Vorstoß auch in nationalwirtschaftlicher Hinsicht. Dazu
amen dann noch Momente, die Wieser in diesem Umfang nicht hatte voraussehen können:
erhältnismäßig höhere Kriegsgewinne der vorwiegend agrarischen tschechischen Landes-
eile; verhältnismäßig geringere Menschenverluste; verhältnismäßig geringere Kapitals-
nlagen in Staatspapieren und Staatsforderungen. Vor allem aber uneingeschränkte
olitische Vorherrschaft des tschechischen Elements und skrupelloseste Bereitschaft, diese
uch zu grundmäßiger Umgestaltung der Nationalwirtschaftslage auszunutzen. Der Finanz-
iniſter Raschin ist hier zu nennen, der es zuwege brachte, daß Währungstrennung und
blehnung der Kriegsanleihehonorierung — Maßnahmen, die für die deutschen Landes-
eile eine verzweifelte Lage schufen — den tschechischen Banken und Kapitalisten recht
igentlich zur Grundlage ihres Aufstiegs geworden sind. Denn, indes die Wiener Bank-
ilialen durch die brüske Währungstrennung vorübergehend jeglicher Aktionsfähigkeit
eraubt und auch die rein sudetendeutschen Geldinstitute durch die jähen Verluste schwer
rschüttert worden waren, hatten sie sich rechtzeitig aller österreichischen Beziehungen ent-
edigt und verfügten nun gerade in der ersten Krisenzeit über sehr viel mobiles Kapital. So
ntwickelten sich zahlreiche Zwergunternehmungen über Nacht zu Großbanken, und die
inzige der tschechischen Banken, die schon vorher diesen Namen verdient hatte, sah die
isherigen Klienten der Wiener Filialen scharenweise zu sich übergehen. Ergab sich so
chon auf rein wirtschaftlichem Wege eine Durchsetzung sudetendeutscher Industriebetriebe
nit tschechischem Kapital und tschechischen Verwaltungsräten, so geschah noch ein übriges
urch die Staatsbehörden, die allen bisher von Wiener Zentralstellen aus geführten
Betrieben (und das waren neben sehr vielen deutschen Industriebetrieben fast alle deutsch
erwalteten Großbanken) das Leben so lange sauer machten, bis sie sich zur Verlegung
hrer Geschäftsstätte nach der Tschechoslowakei entschlossen, wobei dann (zumindest soweit es
ch um Kollektivunternehmungen handelte; reiner Individualbesitz ist öffentlichem Zu-
riff weit weniger ausgesetzt!) die Ämter ebenfalls Gelegenheit fanden, eine ausgiebige
schechisierung der Verwaltungen durchzusetzen. Auch im wirtschaftlichen Organisations-
esen zeigte sich allzu straffe Zentralisierung als Gefahrmoment. Während nämlich die
uf die einzelnen Kronländer zugeschnittenen Organisationen (bei denen häufig eine
rennung in nationale Kurien bereits vorher stattgefunden hatte) unverändert bestehen
leiben konnten, mußten die das Reichsganze umfassenden erst als solche annulliert werden,
he sie in Gestalt „tschechoslowakischer" Verbände eine Wiedererstehung feiern konnten.
Vie aber diese Wiedererstehung ausfiel, kann jeder leicht ausdenken, der sich jenes tra-
ischen Widerstands gegen ein Unvermeidliches entsinnt, welcher es lange Wochen hindurch
en Tschechen ermöglichte, „ihr" neues Haus allein zu bestellen. Der damals von ihnen
ewonnene Vorsprung ist nie wieder ganz hereingebracht worden.

Wurde durch dieses unübertreffliche Zusammenspiel staatlicher und autonomer Wirt-
schaftspolitik der sudetendeutsche Besitz an Kapital und der sudetendeutsche Einfluß
uf Finanz und Industrie erheblich geschmälert, so wurde der wirtschaftlichen Stellung
es Deutschtums ein weiterer schwerer Schlag durch die Verstaatlichung der Verkehrs-
ittel zugefügt, endlich aber auch sein Immobiliarbesitz bis ins Mark getroffen durch die
genannte Bodenreformaktion. Es handelte sich dabei dem Namen nach bloß um eine
ufteilung der größeren Latifundien an landhungrige kleine Leute; in Wirklichkeit lag
er eine Art Seitenstück zum sogenannten Reparationsgeist der Botschafterkonferenz
or, bloß mit der pikanten Note, daß das wiedergutzumachende „Unrecht" diesmal ganze

300 Jahre weit zurückreichte. Die namentlich in Frankreich durch raffinierte Propaga
seit Jahren volkstümlich gemachte These vom Bodenraub am Weißen Berge ließ natio
wirtschaftlichen Eroberungswillen völlig über den sozialpolitischen Scheinzweck der Akt
obsiegen: während die Enteigneten zum guten Teil Deutsche und Magyaren gewesen si
mußten die Neubeteilten unter allen Umständen Tschechen sein. Ob es agrarwirtschaft
brauchbare Elemente, ob berücksichtigungswürdige kleine Leute waren, kam nicht in Fra
Sehr viel von dem, was den nichttschechischen Grundbesitzern weggenommen wor
war, ist (durch „freihändigen" Verkauf unter dem Damoklesschwert der Konfiskatio
drohung oder durch Formierung sogenannter Restgüter) zur Bildung eines neuen tschechi
bürgerlichen Gutsherrenstandes benutzt worden; anderes wurde in hilflose Zwergparzel
zerhackt; in Gegenden deutscher Siedlung, wo die Anliegergemeinden doch nicht so vö
übergangen hätten werden können, ging man übrigens der Kleinaufteilung ganz aus d
Wege. Die Abfindungen für die Vorbesitzer waren höchst unzureichend, die für die auf
Straße gesetzten Zehntausende landwirtschaftlicher Beamten und Arbeiter voller
lächerlich. Die umfangreichen Grenzwaldungen wurden, unter dem Vorwand ih
strategischen Wichtigkeit, fast ausschließlich dem Staat mit seinem tschechischen Verwaltun
personal überantwortet. Auch Massensiedlungen von auswärts hergeholter Slawen wur
versucht; glücklicherweise fehlten für eine Anwendung dieses Verfahrens in größer
Maßstab doch die Mittel.

Dieser Mangel an Mitteln war es auch vor allem, der die immer wieder aufs Ta
gerückte Grubensozialisierung bis auf weiteres undurchführbar machte: den Nachwu
an deutschen Bergbeamten hat der Staat aber jedenfalls schon heute abgestoppt, inden
die höhere Ausbildung im Bergfach ausschließlich einer tschechischen Lehranstalt vorbehiel
Überhaupt ist die starke nationale Differenzierung im Fachschulwesen ein nationalw
schaftlich sehr ins Gewicht fallendes Moment; und ähnlich wirkte während der Inflatio
zeit (die natürlich jede Hilfe vom Reich her unmöglich machte) die ungleiche Behandl
deutscher und tschechischer Gesuchsteller bei Ansuchen um Ein- und Ausfuhrerlaubnis oder
Materialzuweisungen, das völlig ungleiche Maß bei der Bildung von Kommissionen
Beiräten. Dagegen blieben die durch das vergebliche Bemühen um eine Westorientier
der staatlichen Wirtschaftspolitik und durch die sachunkundige Wirtschaft der rein tsched
geleiteten Warenzentralen verursachten Verluste doch vor allem auf den Schultern
Sudetendeutschen als der am Außenhandel am stärksten Beteiligten lasten. Bei der
gründung der staatlichen Notenbank sind sie dann nichtsdestoweniger fast völlig übergan
worden; ihr wichtigstes Sparinstitut hat man dafür gleich zu Anfang durch ein Son
gesetz „utraquisiert", d. h. seines deutschen Charakters entkleidet. Damit ist (hier z
sich einmal recht deutlich der kulturpolitische Hintergrund der Nationalwirtschaft!)
Prager deutschen Studentenschaft ihre gebefreudigste Gönnerin genommen worde

Daß nach so gründlicher Sättigung (die größte Einzelaktion, die Bodenreform, k
bereits als abgeschlossen gelten) die tschechische Offensive gegen die sudetendeut
Nationalwirtschaft an Heftigkeit einigermaßen nachgelassen hat, ist schließlich nicht zu
wundern. Es soll auch nicht bestritten werden, daß die Teilnahme deutscher Parteier
der gegenwärtigen bürgerlichen Koalition und der von dieser gebildeten Staatsregier
hier einigermaßen mitgesprochen hat. Wenn nun freilich die tschechische Linksopposi
(der leider nur zu oft auch die sudetendeutsche Sozialdemokratie unbedacht Gefolgs
leistet) glauben machen möchte, daß heute die tschechische Wirtschaft vollkommen nach
Pfeife der deutschen Kapitalisten tanze, die armen tschechischen Minderheitler (das Sc
kind der gesamten tschechischen Öffentlichkeit) auf den Aussterbeetat gesetzt seien usw
sind das nur demagogische Redensarten. In Wirklichkeit ist nur die Offensive leiser
worden; aber sie hat weder ganz aufgehört, noch ist es gar zu irgend belangreichen I

[1]) Vgl. den Aufsatz von Alois Rzach in diesem Heft.

winnungen verlorenen Besitzstandes gekommen, geschweige denn zu aggressiven Vor-
ößen der sudetendeutschen Wirtschaft. Dies lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die gegen-
ärtige Lage der Dinge, die freilich nur auf Grund der vorausgeschickten Entwicklungs-
izze richtig bewertet werden kann.

Nehmen wir zunächst das Kapital! Ist die deutsche Forderung „Keine nationale Kolo-
sation! Mitbeteiligung deutscher Gemeinden!" etwa ein Angriff? Bedeuten all' die
weglichen Klagen, daß „der nationale Ertrag der Waldreform gefährdet", „dem national-
vindikativen Charakter der Bodenreformer Einhalt geschehen" sei, „ein deutscher Ein-
ll ins gemischte Sprachgebiet erfolge", mehr als die betrübte Feststellung, daß zunächst
r deutsche Besitz nicht mehr so ganz ex offo angegriffen werde und daß Deutsche im eigenen
ohngebiet (das die Tschechen grundsätzlich nur gemischtes oder allenfalls germanisiertes
ennen) nicht vollkommen ausgeschaltet werden? Aber selbst das ist nicht wahr oder doch
ur insoweit, als die Aktion überhaupt schon vor ihrem endgültigen Abschluß steht. Und
re letzten Regungen zeigen immer noch unverändert das Bestreben, „nichttschechischen
rundbesitz in tschechische Hände zu überführen", mag er nun im tschechischen oder selbst
n deutschen Sprachgebiet liegen. Im letzteren Falle heißt es eben einfach, der betreffende
eutsche sei den tschechischen Minderheiten gefährlich gewesen, die ja der gesamten Presse
nd Beamtenschaft weit wichtiger sind als die deutschen Ureinwohner. Die vielen Klagen
r tschechischen Presse laufen immer nur auf das eine hinaus: daß in dem einen oder
nderen Fall auf deutschem Boden die ursprünglich beabsichtigte Vollausschaltung der
eutschen nicht ganz nach Wunsch gelungen sei. Andererseits sind der Einspruch einzelner
roßgrundbesitzer (die teilweise vor ein internationales Forum gelangten), die Auflehnungen einzelner Bauernschaften so gut wie wirkungslos geblieben.

Im Bereich der öffentlichen Wirtschaftsförderung werden immer noch tschechische
elange grundsätzlich bevorzugt (so z. B. die rudimentäre tschechische Glasindustrie vor
en weltbekannten deutschen Unternehmungen im Haidaer und Gablonzer Revier), und
o einmal Deutsche zu öffentlichen Lieferungen herangezogen werden, bucht das ein Gut-
il der tschechischen Presse sogleich als Volksverrat. Die Verstaatlichung (und damit
eitestgehende Tschechisierung) der Eisenbahnen ist noch immer nicht ganz abgeschlossen;
sbesondere verdienen die unentwegten Bestrebungen vollste Aufmerksamkeit, die auf
e Ausschaltung des reichsdeutschen Eisenbahnbesitzes auf böhmischem Boden abzielen.
s wäre dringend zu wünschen, daß die mit dieser Angelegenheit befaßten Reichsstellen
enn so viel steht fest, daß schon lange unterhandelt wird, auch auf reichsdeutschem Boden!)
ber den Stand dieser Angelegenheit Rechenschaft ablegten: denn, wenn nicht alles
erede über gesamtdeutsche Zusammengehörigkeit leere Zungendrescherei sein soll, dann
uß eine für das Sudetendeutschtum so wesentliche Sache wie das Schicksal dieser Egerer
nd Reichenberger Bahnen als eine das Gesamtvolk angehende Sache aufgefaßt werden.

Von gesetzgeberischen Maßnahmen, die in dieses Feld gehören, sind die Verfügungen „zum Schutz der heimischen Arbeit" und zu obligatorischer Heranziehung „behördlich
utorisierter" Ingenieure, die vor allem gut tschechisch können müssen, bekannt genug. Sie
edeuten einen mehr als ausreichenden nationalwirtschaftlichen Ausgleich für die erneute
estsetzung einiger reichsdeutscher Konzerne (zumal solche des Elektrizitätswesens) auf
chechoslowakischem Boden. Die spärlichen Aktivposten der sudetendeutschen National-
irtschaft selber aber gründen sich günstigstenfalls auf die Wiedergewinnung der einen oder
nderen verlorenen Stellung innerhalb des deutschen Wohngebietes selbst oder besagen
ar weiter nichts, als daß etwas deutsch Gewesenes trotz Besitzwechsels in deutscher Hand
erbleibt (was die Tschechen allerdings Germanisierung nennen!). Die tschechischen
eugewinne der letzten Zeit aber, mögen sie auch nicht an die Beuteziffern der ersten Jahre
ach dem Umsturz heranreichen, können jedenfalls sofort nationalpolitisch ausgewertet
erden; steht doch einer weiteren Ausbreitung der „Staatssprache" nie etwas im Weg
- während für deutsch geleitete Betriebe auf dem Wege der Gewerbeinspektion und Presse-

hetze der famose Grundsatz verfochten wird: Die Nationalität (nicht etwa nur die sprachliche Qualifikation!) der Beamten habe sich nach derjenigen der Arbeiter zu richten. Die Einmischung der Presse in Personalangelegenheiten deutscher Betriebe hat überhaupt etwas bedrückend Entmutigendes, und die Sicherheit, mit der hier für einen der weniger noch nicht tschechisch-ententistisch majorisierten Schwerindustriebetriebe großen Stils, die Witkowitzer Eisenwerke, baldige Teiltschechisierung der Oberleitung verkündet wird, läßt Schlimmstes befürchten. Dieses Volk verfügt gerade in nationalwirtschaftlichen Dingen über einen beneidenswert zielsicheren Instinkt, und die Notizen, in denen etwa ein tschechisches Blatt seine Leser auf wohlfeil verkäufliche deutsche Unternehmungen hinwies, finden ebenso sicher ernste Beachtung, wie die Versuche, unsere große Tages- und Wirtschaftspresse für derlei Notstandslagen zu erwärmen, zum Scheitern verurteilt sind!

Recht bedenklich erscheint es auch, daß die Zahl der tschechischen Volksgeldanstalten sehr viel rascher zunimmt als die der deutschen. Ohne den Teufel an die Wand malen zu wollen, möchte ich selbst den anscheinend neutralen Plan eines Groß-Komotau (nach dem warnenden Muster von Groß-Brünn, Groß-Budweis, Groß-Olmütz) nicht für harmlos halten.

Wir brauchen uns aber gar nicht in das Gebiet melancholischer Hypothesen zu begeben; zeigen doch die kürzlich erfolgte Angliederung des deutschen Gewerkschaftsverbandes an den tschechischen, der Beschluß engerer Fühlungnahme zwischen den deutschen und tschechischen Kaufmannsspitzenverbänden, daß die Selbsthilfeorganisationen der sudetendeutschen Nationalwirtschaft ebenso wie sie seinerzeit zu spät ins Leben gerufen worden sind, nun offensichtlich einem vorzeitigen Abbau verfallen. Schon hat sich der wirtschaftspolitisch so verständig geleitete „Deutsche Hauptverband der Industrie" auf ein Minderheitsdasein im Rahmen des überwiegend tschechischen „Svaz" zurückgezogen. Die neugeschaffene Zentralstelle der deutschen Wirtschaftsverbände ist zu sehr mit der Wahrung des Burgfriedens im deutschen Lager beschäftigt, um zu geschlossenen nationalwirtschaftlichen Taten ausholen zu können. Möchte denn die neugegründete Deutsche Wirtschaftspartei des Abgeordneten Rosche sich über den Rahmen des Parteimäßigen hinaus zur Verkörperung dieses nationalwirtschaftlichen Einheitswillens fähig erweisen!

Ein voller Erfolg kann freilich für die sudetendeutsche Nationalwirtschaft nur dann erhofft werden, wenn die starke Wirtschaft des deutschen Reiches ihr mit brüderlicher Hilfsbereitschaft zur Seite tritt. Dazu ist's einstweilen noch weit: wie viele reichsdeutsche Wirtschaftler sehen in den Sudetendeutschen wohl mehr als Tschechoslowaken (häufig liest man geradezu: Tschechen!) oder bestenfalls „befreundete solide Firmen"? Und doch bleibt alle Fürsorge für das Auslanddeutschtum unwirksam, wenn nicht der Erhaltung seiner nationalwirtschaftlichen Front eine bewußte opferbereite Fürsorge zugewandt wird.

Die Lage der Landwirtschaft

Von Hubert Preibsch in Brünn

Entsprechend der Siedlungslage der Deutschen auf dem Gebiete der Tschechoslowakische Republik liegt auch das Arbeitsfeld der sudetendeutschen Landwirtschaft am Rande des Staatsgebietes und, da die Tschechoslowakische Republik ringsum von Gebirgen eingeschlossen ist, überwiegend in gebirgigem und hügeligem Gelände. Nur in einzelnen Gegenden sind auch in der Ebene deutsche Wohn- und Siedlungsplätze. Den Beweis hierfür bringt ein Vergleich der Bodennutzung zwischen Deutschen und Tschechen. Die Tschechen verfügen im Verhältnis über noch einmal soviel Ackerland wie die Deutschen, während de

Anteil der Deutschen an Wiese und Waldfläche den der Tschechen weit überwiegt[1]). Diese Lage bedingt auch die Arbeits- und Wirtschaftsweise der deutschen Landwirtschaft.

Von den nach der Volkszählung des Jahres 1921 im Gebiet der Tschechoslowakischen Republik anwesenden 3,2 Millionen Deutschen entfallen auf die in der Landwirtschaft tätigen 28,8 v.H., während von den Tschechen und Slowaken 36,6 v.H. aller Berufstätigen auf die Landwirtschaft entfallen. Insgesamt werden 139383 deutsche Landwirtschaftsbetriebe gezählt. Die Besitzfälle bis zu 20 Hektar betrugen bei den Deutschen und Tschechen zusammen 95 v.H. aller Besitzfälle mit ungefähr 40 v.H. der gesamten Fläche. Da nach Nationen getrennte Zahlenergebnisse vom statistischen Staatsamte nicht ausgegeben werden und private Zählungen bisher nicht vorgenommen wurden, ist es nicht möglich, für die Deutschen allein genaue Angaben zu machen[2]).

Die deutschen Grundbesitzer sind fast durchwegs kleine und mittlere Bauern. Die Zahl der deutschen Großgrundbesitzfälle ist im Verhältnis klein, soweit man überhaupt noch vom Großgrundbesitz nach Durchführung der Bodenreform sprechen kann. Der Grundbesitz des kleinen und mittleren Bauern in der Tschechoslowakischen Republik hat sich seit 1918 nicht verringert; im Gegenteil, die Lebensgrundlage des deutschen Bauerntums hat sich etwas verbreitert, und überdies hat die innere Kraft des Bauerntums zugenommen. Während vor dem Kriege die Mehrzahl aller tüchtigen Nachkommen aus dem sudetendeutschen Bauerngeschlecht ihrem Stand entfremdet wurde und Beamtenstellen in Wien, den österreichischen Ländern und Bosnien anstrebte, bleiben diese Kräfte seit 1918 im Lande.

Wirtschaftlich hat die deutsche Landwirtschaft nach dem Kriege schwer gelitten. Der deutschblütige, wenn auch nicht immer deutschbewußte Großgrundbesitz wurde am schwersten getroffen. Zum Teil hat er schon in der Vorkriegszeit durch Heranziehung von slowakischen Wanderarbeitern das Deutschtum geschwächt. Heute ist der deutsche Großgrundbesitz auf landwirtschaftlichem Gebiete in einer anderen Lage als vor dem Kriege. Das deutsche Bauerntum hat seine schwersten wirtschaftlichen Schläge durch den Verlust der österreichischen Kriegsanleihe, durch die Vermögensabgabe, durch die jahrelang nach dem Kriege anhaltende Zwangswirtschaft und durch die bis 1925 anhaltende landwirtschaftsfeindliche Wirtschaftspolitik erlitten.

Die tschechischen Bauernvertreter in der Agrarpartei und die Christlichsozialen haben während dieser Zeit auf die landwirtschaftlichen Belange keine Rücksicht genommen, sondern national-tschechische Wirtschaftspolitik zu treiben versucht.

Was die Stammeszugehörigkeit anlangt, so bilden die deutschen Bauern keinen eigenen Stamm sondern sind Teile jener Stämme, mit denen sie jenseits der Staatsgrenzen zusammenhängen[3]). Sie weisen daher die gleichen Vorzüge und Fehler auf, wie ihre stammverwandten Reichsdeutschen; allerdings sind durch die jahrhundertelange Nachbarschaft mit den Slawen gewisse Eigenschaften und Anlagen verstärkt.

Das Wohnen und Arbeiten der Mehrzahl dieser Menschen auf den Bergen und Hängen der Grenzgebirge bedeutet ein dauerndes Ringen im harten Tageskampf um ein oft kärgliches Dasein und dennoch hängen sie so fest an ihrer Heimat, daß sie neben dem Kampf gegen die Elemente auch noch einen Verteidigungskampf gegen ein gut organisiertes und gut disziplinierten Volk führen, das die ganze Staatsmacht und eine volksbewußte Intelligenz für sich hat, während die deutsche Intelligenz im besten Falle ohne Teilnahme für das Bauerntum, im schlimmsten in Gegnerschaft gegen das Bauerntum verharrt.

Im Böhmerwald, im Erzgebirge, im Riesengebirge, in den Sudeten, in verstreuten Inseln in den Karpathen und in der Tatra kämpfen die Gebirgsbauern um ihr Dasein. Die verhältnismäßig kleinen Grundbesitze reichen bei der größeren Anzahl der Besitzer infolge der Kargheit des Bodens

[1]) Zahlen darüber siehe Statistisches Handbuch des gesamten Deutschtums von Prof. Wilhelm Winkler, Verlag Deutsche Rundschau, Berlin.

[2]) Näheres hierüber bei Camillo Worliczek, Grundlagen, Grundgedanken und Kredit der tschechoslowakischen Bodenreform. Verlag Gebr. Stiepel, Reichenberg, 1925.

[3]) Vgl. den Aufsatz von Emil Lehmann in diesem Heft.

nicht aus, die bescheidensten Ansprüche zu befriedigen. Ihre Lebenshaltung ist mehr als bescheide Sie sind auf Zusatzberufe angewiesen. So geht der Bergbauer im Böhmerwald auf Holzarbeite oder ist Holzfuhrwerker, im Erzgebirge pflegen die Frauen und Kinder bis spät in die Nacht ein Hausindustrie, im Riesengebirge gehen die Männer 4 bis 5 Stunden weit ins Tal in die Fabrike während Weib und Kinder die Felder bestellen, die Wiesen pflegen und das Vieh betreuen. I den Sudeten schwemmt das Unwetter häufig die karge Ackerkrume mit der erhofften spärliche Ernte ins Tal, und die Bergbauern müssen auf ihren Rücken den Dünger auf ihre Krükenfelde hinaufschleppen. Häufig kann man in diesen Gebieten sehen, wie sich Mann und Kinder vor Pflu und Egge spannen und das Weib den Pflug führt.

Daneben gibt es auch wohl bestellte Bauerndörfer, die wie im Egerland über weite Wiesengründ mit schönem Viehbestand verfügen, im Saazer Land herrliche Hopfengärten — wenn auch di Hopfenbauern mit Rücksicht auf die schwankende Konjunktur manches Jahr schwer enttäuscht wer den und andere Jahre bei Rekordernten und höchsten Verwertungspreisen nicht immer die richtig Anlage ihrer Mittel ermessen können — im Elbtal weite, reiche Obstgärten, deren Früchte bi Berlin und in andere reichsdeutsche Städte verfrachtet werden. Im Osten Böhmens und in Nord mähren gab es einstens wohlhabende Flachsbauern, die aber durch die unglückliche Zoll- und Wirt schaftspolitik der letzten Jahre nicht mehr die alte Wohlhabenheit erreichen können.

In den Übergangsgebieten vom Gebirge zur böhmischen Ebene, am Abbruch des Gesenkes zu Hanna und in einzelnen Gebieten Südmährens ist Zuckerrübenbau mit intensivster Wirtschafts weise und den höchstmöglichen Erträgen. In diesen Gebieten zeigt der sudetendeutsche Baue auch sein Können auf Sondergebieten der Landwirtschaft, wie vor allem dem Gemüsebau in de Olmützer und der Brünner Sprachinsel und in weiteren Gebieten Südmährens. Das Schnobo liner- (Olmütz), das Mödritzer- (Brünn) Sauerkraut und die Znaimer Gurken und Paradeisäpfe (Tomaten) sind anerkannte Erzeugnisse dieser Gebiete. Leider ist durch die Grenzziehung und di sich daraus ergebenden wirtschaftlichen Folgen für diese Gebiete ein bedeutender Rückschlag fes zustellen, da vor allem der Wiener Markt verlorenging. Was gerade der Verlust des Wiener Markte mit dem Bedarf für 4 Millionen Einwohner für den südmährischen Obst- und Gemüsebau bedeute kann jeder ermessen, der volkswirtschaftlich denken kann. Die Lebenshaltung des südmährische Bauern ist durch diese Entwicklung bedeutend herabgemindert.

Der Weinbau in Südmähren bröckelt beständig ab. Die Reblaus und der Mehltau machen eine Reinertrag unmöglich. Nur der beharrliche Sinn der Bevölkerung und der Boden, auf dem nicht andres gedeiht, sind der Grund dafür, daß überhaupt noch Weinbau betrieben wird.

Die Viehzucht steht in vielen Gebieten auf hoher Stufe. Mit Zielsicherheit werden Anstrengunge gemacht, aus den bodenständigen Rassen beste Leistungen zu erzielen. Züchter- und Milchkontrol vereine sorgen dafür. Der hohe Stand der Rindviehzucht bedingt ein ständig steigerndes Erträgni an Milch, für das nicht genügend Absatz gefunden wird. Es hat sich daher ein ausgezeichnetes Mo kereiwesen entwickelt, das nicht nur den Markt der Tschechoslowakischen Republik mit Butter un teilweise Käse versorgt, sondern in den letzten Jahren auch schon nach Deutschland ausführt da der frühere Wiener Markt durch die Steigerung der Milch- und Buttererzeugung in Österrei für die sudetendeutschen und tschechischen Molkereierzeugnisse fast ganz verlorengegangen ist.

Die Pferdezuchtvereine arbeiten gebietsweise und erzielen schöne Erfolge.

Die Schweinezüchterverbände arbeiten im Verein mit reichsdeutschen Züchtern und haben ei weites Tätigkeitsgebiet, da ja nur der geringste Teil des inländischen Bedarfes an Schweinefleis durch die einheimische Erzeugung gedeckt werden kann.

Der Obstbau ist im ganzen Lande verbreitet. Fast bei jedem Bauernhause finden wir nebe einem kleinen Blumengarten große Obstgärten, häufig mit edlen Sorten. Außer dem Elbet ragen besonders das Kuhländchen und Südmähren hervor, dessen Kirschenernte auf den Prag Markt gebracht wird.

Die fachliche Förderung der Landwirtschaft besorgt das Landwirtschaftsministeriu im Vergleich zu anderen Ländern verhältnismäßig ungenügend. Der Beamtenkörpe des Landwirtschaftsministeriums ist rein tschechisch. Das Landwirtschaftsministeriu bedient sich der Landeskulturräte, die für die Deutschen in den einzelnen Ländern (Böhme Mähren, Schlesien) gesonderte Abteilungen aufweisen. Die Mittel dieser Landeskultu räte sind gering; trotzdem arbeiten sie erfolgreich.

Ein weitverbreitetes Fachschulwesen sorgt für die Vor- und Fortbildung der junge Bauernschaft und wird vom Staate und vom Land sowie von den Vereinen getragen. Ei

Mendelinstitut in Eisgrub, dem südmährischen Gartenparadies, arbeitet nach den von dem deutschmährischen Bauernsohne und Mönch Johann Georg Mendel in zäher Forscher-tätigkeit erkannten Vererbungsgesetzen. Eine landwirtschaftliche Hochschule (Tetschen-Liebwerd) bietet Gelegenheit zu sorgsamer Fachausbildung, ohne daß sie bisher enge Verbindung zur Bauernschaft gefunden hätte. Für den erwachsenen Bauernnachwuchs (20—30) sorgen eine Anzahl Bauern-Volkshochschulen[1]). Ein reichhaltiges Zeitungswesen und ein weniger umfangreiches Schrifttum trägt zur Belehrung der Bauernschaft bei. Auch reichsdeutsche und österreichische Fachschriften und Zeitungen werden gelesen.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse haben vor Jahrzehnten schon die sudetendeutsche Bauernschaft veranlaßt zur Selbsthilfe zu greifen und eigene Genossenschaften zu gründen. Schon um die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts entstanden Raiffeisenkassen, später Betriebsgenossenschaften, die eine solche Ausdehnung gewannen, daß z. B. in Deutschmähren jede zweite Dorfsiedlung eine eigene Raiffeisengenossenschaft besitzt und neben diesen Geldgenossenschaften durchschnittlich in jeder zweiten Gemeinde eine Betriebsgenossenschaft zu finden ist. Der Aufbau der Geldgenossenschaften hat es mit sich gebracht, daß die Landwirtschaft fast unabhängig vom Kredit ist, ihr Getreidegeschäft und das Geschäft mit landwirtschaftlichen Bedarfsgegenständen ohne fremdes Geld durchführen kann. Das Genossenschaftswesen ist so durchgebildet, daß kein Bauer gezwungen ist, das Getreide an einen Händler zu verkaufen, Kunstdünger oder Futtermittel sonstwo einzukaufen oder Geld bei einer Bank einzulegen oder auszuleihen. Diese Selbständigkeit der Genossenschaften von Staat- und Bankkredit ist für die Lage der sudetendeutschen Landwirtschaft von weittragender Bedeutung.

Neben dem Genossenschaftswesen hat sich ein umfangreiches Vereinswesen für die Fachgebiete und die gesamten wirtschaftspolitischen Gebiete entwickelt. Jeder Landwirt ist Mitglied einer Anzahl von Fachvereinen, und 90 v.H. aller Landwirte sind in ihren wirtschaftlichen Vereinen — in Böhmen im land- und forstwirtschaftlichen Zentralverband, in Mähren in der Organisation der deutschen Landwirte Mährens, in Schlesien in der Schlesischen Landwirtevereinigung, in der Zips im Zipser Bauernbund — zusammengefaßt; nur die Streusiedlungen in der Slowakei haben keine wirtschaftliche Zusammenfassung. Die amtliche Förderung bzw. Nichtförderung dieser Gebiete soll durch den slowakischen Landeskulturrat in Preßburg erfolgen.

Die gesamte Landwirtschaft, alle ihre Vereine und Organisationen sind in der Geschäftsstelle der deutschen Land- und Forstwirtschaft in der Tschechoslowakischen Republik mit dem Sitze in Prag-Weinberge, Fochova 3, vereinigt. Neben der vielseitigen Tätigkeit dieser Geschäftsstelle, die aus ihren Jahresberichten hervorgeht, ist eine besondere Arbeit die Veranstaltung der alljährlichen land- und forstwirtschaftlichen Wanderausstellungen, die sich zu einem hohen Stand entwickelt hat.

Seit dem Friedensschluß hat sich überdies eine starke politische Bauernpartei — „Bund der Landwirte" — entwickelt, die 21 Vertreter im Parlament zählt und seit 1926 einen Minister in der Regierung hat. Zwei bäuerliche Vertreter hat die Christlichsoziale Volkspartei und einen die Deutsche Nationalpartei in ihren Reihen, und die deutschen Sozialdemokraten geben an, durch zwei Vertreter die Belange der Kleinhändler, Kleinlandwirte und landwirtschaftlichen Arbeiter zu wahren.

Das deutsche Bauerntum in der Tschechoslowakischen Republik bildet sich immer mehr zu einem in sich geschlossenen Standeskörper heran, der bei Anerkennung der derzeitigen staatlichen Machtverhältnisse sich seines Deutschtums im Rahmen des Sudetendeutschtums wie auch des Gesamtdeutschtums bewußt ist und sein Handeln danach einrichtet. Dieses Bauerntum fängt an, seine Aufgabe im Osten des deutschen Volksbodens zu gestalten.

[1]) Vgl. den Aufsatz von Rudolf Lochner in diesem Heft.

Die Volksschulen

Als Böhmen, Mähren und Schlesien noch zu Österreich gehörten, besaßen sie ein vorzüglich ausgebautes niederes Schulwesen. Das österreichische Reichsvolksschulgesetz von 1869, das in seinen Grundzügen auch heute noch in der Tschechoslowakei gilt, gab allen Völkern ohne Unterschied die Möglichkeit, ihr nationales Schulwesen auszubauen. So entstanden bis zum Weltkriege nicht nur in den deutschen, sondern auch in den tschechischen Städten und Landgemeinden neue Schulbauten. Selbst die kleinsten Ortschaften setzten ihren Stolz darein, zeitgemäße Gebäude zu erhalten. Das alte österreichische Reichsvolksschulgesetz war ein Rahmengesetz, das die Verwaltung den einzelnen Ländern übertrug. Die österreichische Schulgesetzgebung enthielt aber die in nationaler Beziehung vorbildliche Bestimmung, daß die Landesschulräte in Böhmen, Mähren und Schlesien für die deutschen und tschechischen Schulen nationale Abteilungen zu schaffen haben. Damit war der Gedanke der nationalen Schulautonomie, das Recht der Völker auf nationale Verwaltung ihres Schulwesens, durchgeführt. Dem Namen nach übernahm zwar der neue tschechoslowakische Staat diese Schulautonomie, indem er bei den Landesschulräten neben den tschechischen auch die deutschen Abteilungen in Böhmen und Mähren weiter bestehen ließ. Aber diese nationalen Abteilungen führen ein Scheindasein, denn wesentliche, grundsätzliche Schulfragen werden wenigstens den deutschen Abteilungen der Landesschulräte überhaupt nicht mehr zur Beratung und Entscheidung vorgelegt. Die wichtige Frage der Errichtung und Auflassung deutscher Volksschulklassen ist in die Hand des Vorsitzenden der Landesschulräte gelegt, der als tschechischer Beamter an die Stellungnahme der deutschen Abteilungen der Landesschulräte nicht gebunden ist. Um jedes Mitbestimmungsrecht der deutschen Abteilungen der Landesschulräte auszuschalten, wurde von dem nur aus tschechischen Vertretern bestehenden Revolutionsparlament, dem Vorläufer des später durch Wahlen gebildeten Abgeordnetenhauses, das Gesetz vom 3. April 1919, Nr. 189 geschaffen, das im § 9 ausdrücklich festlegt, daß das Recht, Schulen und Klassen aufzulösen, nur dem Vorsitzenden der Landesschulräte zusteht. Daß dieses Gesetz geschaffen wurde, um auf kurzem Wege das deutsche Volksschulwesen zu vernichten, zeigten die nach dem Umsturz einsetzenden Auflassungen deutscher Volksschulklassen. Die äußere Handhabe hierzu bot den tschechischen Schulbehörden die durch den Krieg verursachte Abnahme der Schülerzahlen in den einzelnen Klassen. Dieser Rückgang zeigte sich jedoch auf tschechischer Seite ebenso, ohne daß hier die Präsidenten der Landesschulräte in gleich scharfer Weise vorgegangen wären. Es ist bezeichnend, daß die tschechoslowakische Regierung auf alle Anfragen deutscher Abgeordneter, wie viele deutsche Volks- und Bürgerschulklassen aufgelassen wurden, bisher keine Antwort gegeben hat. Sie hat zu diesem Schweigen alle Ursache, weil eine wahrheitsgetreue Angabe über die Auflassung deutscher und tschechischer Klassen den krassen Unterschied deutlich aufzeigen würde. Die deutschen Berechnungen schwanken naturgemäß in den Angaben, weil sie sich nur auf private Erhebungen stützen, die amtlichen statistischen Angaben über das Volksschulwesen aber eine Klarstellung absichtlich vermeiden. Während von der einen Seite die Gesamtzahl der aufgelassenen deutschen Volksschulklassen mit 3800 angegeben wird, haben andere Erhebungen eine Zahl von 2921 ergeben. Die Gesamtzahl der aufgelassenen deutschen Volksschulen überhaupt beträgt 294. Werden nur die niedrigeren Zahlen berücksichtigt, so ergibt sich in runden Zahlen, daß seit der Gründung des tschechoslowakischen Staates nicht weniger als 3 deutsche Volksschulen und 3000 deutsche Volksschulklassen aufgelassen wurden. Es ist der schwerste Eingriff in das deutsche Volksleben, den sich die Tschechen seit der Errichtung ihres Staates zuschulden kommen ließen. Gewiß sind den Deutschen in ihren Städten und Dörfern noch deutsche Volksschulen geblieben, aber ungefähr $^1/_4$ des früheren Besitzes ist ihnen genommen. § 134 der tschechoslowakischen Verfassungsurkunde sagt, daß je

Art gewaltsamer Entnationalisierung verboten ist. Kommt es aber nicht einem gewaltsamen Eingriff in das Kulturleben des sudetendeutschen Volkes gleich, wenn man ihm Tausende deutscher Schulklassen sperrt, ohne daß man ihm die Möglichkeit gibt, über diese tief einschneidende Angelegenheit mitzuentscheiden?

Die Auflassung Tausender deutscher Volksschulklassen mußte naturgemäß die Organisation des deutschen Volksschulwesens in der Tschechoslowakei verschlechtern. Die mehrklassigen Schulen wurden zu minderklassigen und die Anzahl der geringstufigen Schulen, also der zwei- und einklassigen, hat stark zugenommen. Damit wurde die Vorbildung der Kinder der breiten Masse des sudetendeutschen Volkes herabgedrückt. Dazu kommt, daß die tschechischen Schulbehörden die einklassigen Schulen in einer ganzen Reihe deutscher Orte überhaupt aufgehoben und dadurch die Schüler dieser Gemeinden gezwungen haben, oft kilometerweit entfernte Nachbarschulen zu besuchen. Bei der zerstreuten Siedlung des sudetendeutschen Volkes in den gebirgigen Randgebieten müssen die Schüler derartiger kleiner Gemeinden besonders im Winter bei verschneiten Wegen — man denke an den Böhmerwald, das Erz- und das Riesengebirge — den Schulbesuch mit schweren, oft der Gesundheit schädlichen Opfern erkaufen. Während das alte Österreich bestrebt war, mit Rücksicht auf die schwierigeren Siedlungsverhältnisse wenigstens jedem Orte eine Schule zu geben, nützte die Tschechoslowakei den nach dem Kriege in allen Ländern eingetretenen Schülerrückgang zur Auflassung von Schulen aus. Sank in einer einklassigen Schule die Schülerzahl unter 20, dann war der Weiterbestand der Schule gefährdet, und selten gelang es, eine derartige Schule zu retten.

Ganz anders dagegen war die Fürsorge bei der Errichtung tschechischer Schulen im deutschen Sprachgebiet. Da genügte oft eine Hand voll Kinder, um eine tschechische Schule zu gründen, nur um der betreffenden Gemeinde den Stempel der Zweisprachigkeit aufzudrücken. Nicht selten suchte man deutsche Eltern, besonders wenn sie in staatlichen oder tschechischen Diensten stehen, zu bewegen, ihre Kinder in die tschechische Schule zu schicken. Man stellte ihnen für diesen Fall Unterstützungen geldlicher oder sachlicher Art in Aussicht, einmal, um auf diese Weise schwach besuchte tschechische Klassen zu füllen, dann aber um durch den tschechischen Unterricht das Nationalbewußtsein der Kinder in tschechischem Sinne zu beeinflussen. Um auch bei der Errichtung tschechischer Minderheitsschulen frei walten zu können, hat man diese Schulen nicht etwa den betreffenden deutschen Orts- und Bezirksschulbehörden untergeordnet, sondern unmittelbar dem Ministerium für Schulwesen und Volkskultur. In die deutschen Orts- und Bezirksschulausschüsse dagegen entsendet man auch die Vertreter der tschechischen Bevölkerung im deutschen Sprachgebiet, obwohl diesen Schulbehörden nur deutsche Volksschulen unterstellt sind.

Es ist daher wohl mehr als begreiflich, wenn die 3½ Millionen Sudetendeutschen, ohne Unterschied der Parteistellung, die nationale Schulautonomie verlangen. Der gegenwärtige Schulminister Dr. Milan Hodža hat mehrmals angedeutet, daß anläßlich der bevorstehenden Neugestaltung der Schulverwaltung die Schulautonomie verwirklicht werden soll. Schulautonomie bedeutet Zuerkennung des Rechtes auf die Verwaltung des Schulwesens durch jedes Volk selbst. Die Durchführung dieses Grundsatzes, der die Voraussetzung für jede Selbstverwaltung des Schulwesens bedeutet, scheint aber von der tschechischen Regierung nicht geplant zu sein. Wenigstens hat ein vom Ministerium für Schulwesen und Volkskultur ausgearbeiteter Entwurf, dessen Bestimmungen in der Öffentlichkeit bekannt wurden, nicht die geringsten Ansätze dazu gezeigt. Im Gegenteil, er hätte die gegenwärtige, aus Österreichs Zeiten herrührende, allerdings von den Tschechen nur dem Scheine nach erhaltene Schulautonomie beseitigt. Die Erregung über die Bestimmungen des Entwurfes, die im geraden Widerspruch zu den vom Minister Hodža gegebenen Erklärungen auf Einführung der Schulautonomie standen, war in allen Kreisen der deutschen Bevölkerung der Tschechoslowakei so stark, daß der Entwurf wieder zurückgezogen wurde.

Meinen es die Tschechen mit den in der Verfassungsurkunde niedergelegten Bestim mungen über den Schutz der nationalen Minderheiten ernst, dann besteht für sie kein Veranlassung, durch Verweigerung der Schulautonomie für die Sudetendeutschen un die übrigen Minderheitsvölker die Schule weiter den nationalen Kämpfen auszusetzen Jedenfalls wird es bei der fortschreitenden Bedeutung der Minderheitenfrage auf di Dauer unmöglich sein, daß 7 Millionen Tschechen 3½ Millionen Sudetendeutschen da Recht auf eigene Verwaltung ihres Kulturbesitzes und besonders der Schule vorenthalten

Die Schulpflicht dauert in der Tschechoslowakei 8 Jahre. Überall dort, wo infolge ge ringer Schülerzahlen nicht für jedes Schuljahr eine eigene Klasse in Betracht kommt gilt die Volksschule als Pflichtschule. Reicht die Schülerzahl jedoch aus, um die Volksschul zu einer achtklassigen auszugestalten, so wird die Volksschule nur als fünfklassige geführt während die drei folgenden Schuljahre als Bürgerschule der Volksschule angegliedert werden. Die Bürgerschule bedeutet somit eine gehobene Volksschule; in ihr ist der Fach unterricht eingeführt, so daß in einzelnen Fächern besonders befähigte Fachlehrer unter richten. Welche Bedeutung das deutsche Volks- und Bürgerschulwesen in der Tschecho slowakei trotz der aufgehobenen 3000 Schulklassen heute noch hat, beweist eine Aufstellung des Statistischen Staatsamtes in Prag, nach der am 31. Oktober 1926 in der Tschecho slowakei 3288 deutsche Volksschulen mit 299783 Schülern und 430 deutsche Bürgerschulen mit 72193 Schülern bestanden. In diesen Zahlen drückt sich der Besitzstand aus, der den Sudetendeutschen nach dem Umsturze auf dem Gebiete des Pflichtschulwesens geblieben ist Er verpflichtet alle politischen Kreise der deutschen Bevölkerung der Tschechoslowakei zu gemeinsamem Kampfe gegen etwaige weitere Sperrungsmaßnahmen; denn mit der deutschen Schule fällt deutsches Kulturgut und damit das deutsche Volkstum.

Die kommenden Jahre dürften sich für das sudetendeutsche Volks- und Bürgerschul wesen wohl ruhiger gestalten. Denn durch das sogenannte Kleine Schulgesetz vom 13. Juli 1922 wurde vom Schuljahre 1927/28 angefangen die bisherige Höchstschülerzahl einer Klasse von 80 auf 70, in den einklassigen Schulen auf 65 herabgesetzt. Es muß somit von diesem Schuljahre an eine Klasse, die über 70 Schüler zählt, in zwei Klassen geteilt werden. Vom Schuljahre 1932 an wird weiter die Höchstschülerzahl einer Klasse auf 60 in den einklassigen Schulen auf 50 erniedrigt. Es ist somit zu erwarten, daß in den kom menden Jahren bei Erfüllung dieser gesetzlichen Bestimmungen eine Anzahl neuer Klassen errichtet wird. Eine Erschwerung tritt insofern ein, daß die Schulbehörde die Errichtung neuer Klassen so lange hintanzuhalten trachtet, als die Möglichkeit besteht, überfüllte Klassen durch Zuteilung einer Abteilung dieser Klasse zu einer weniger stark besuchten Klasse der gleichen Schule zu entlasten. Diese Verfügung ist vom pädagogischen Gesichtspunkte aus zu verurteilen, weil auf diese Weise Schüler nicht aufeinanderfolgender und nicht zusammen gehörender Altersstufen in einer Klasse zusammengebracht werden.

Eine Beruhigung im nationalen Schulkampfe der Tschechoslowakei wird erst dann eintreten, wenn die tschechoslowakische Regierung die von allen sudetendeutschen politische Parteien erhobene Forderung nach Einführung der Schulautonomie erfüllt haben wird Wenn die Kroaten in Südslawien trotz ihrer Verwandtschaft mit den Serben die national Sonderstellung anstreben, wenn die Slowaken in der Tschechoslowakei die Forderung nach vollständiger Autonomie erheben, dann ist der Wunsch von 3½ Millionen auf hoher wirt schaftlicher und kultureller Stufe stehender Sudetendeutscher nach Zuerkennung des Rechtes auf Selbstverwaltung des eigenen Schulwesens wohl mehr als berechtigt. Komme die Tschechen nicht selbst zur Einsicht, daß ihr Staat nur durch Entgegenkommen gegenüber seiner starken deutschen Minderheit zu innerer Ruhe gelangen kann, dann müßte durch einheitliche Stellungnahme aller Deutschen der tschechoslowakischen Republik dieses natürlichste Recht eines Volkes erkämpft werden. Die Entwicklung, welche die Minderheitenfrage in den nach dem Umsturze entstandenen Nationalitätenstaaten nimmt, wird die Richtigkeit dieser Feststellung beweisen.

Die deutschen Hochschulen

Von Alois Rzach in Prag

Die Hochschulen bestimmen in verschiedener Hinsicht die Zukunft eines Volkes. Seine Jugend holt sich am Born der Wissenschaften und Künste das geistige Rüstzeug für den evorstehenden Lebenskampf und für eine gedeihliche Lösung der Aufgaben, die sie nach- als im Dienste des Fortschrittes der Menschheit und des eigenen Volkes zu erfüllen hat. Der Besitz der Sudetendeutschen an hohen Schulen ist bei einer Bevölkerung von ahezu 3½ Millionen Seelen nicht allzu reichlich bemessen, zumal wenn man erwägt, ie reich gegliedert der Bestand der tschechischen Hochschulen sich gegenwärtig darstellt. ür die deutschen Gaue von Böhmen, Mähren und Schlesien und die deutschen Siede- ngen in der Slowakei gibt es eine einzige deutsche Universität: Die altehrwürdige rager hohe Schule, der Mittelpunkt geistigen Schaffens im Lande während langer ahrhunderte, die von Kaiser Karl IV. 1348 begründet ward, führte nach einer Reorgani- tion durch Kaiser Ferdinand III. bis 1882 den Namen Karl-Ferdinands-Universität. m Verlaufe dieses Jahres erfolgte eine nationale Teilung in zwei Hochschulen, von denen e tschechische nach dem Umsturze (im Jahre 1919) den Namen Karls-Universität erhielt, ährend die andere seitdem kurzweg als Deutsche Universität in Prag bezeichnet wird.

Sie gliedert sich seit 1920 in 5 Fakultäten, die theologische, juridische, medizinische, philosophische nd naturwissenschaftliche. Der Bedeutung und Zahl der sudetendeutschen Bevölkerung ent- rechend wächst der Besuch der Hochschule von Jahr zu Jahr: im Wintersemester des abgelaufenen tudienjahres 1927/28 wurde überhaupt der Höchststand erreicht. Während die Zahl der Hörer n Jahre 1913/14 2295 betrug, 1917 aber, da die meisten Studenten unter den Fahnen standen, uf 631 sank, waren in dem genannten Semester nicht weniger als 4073 Studierende inskribiert, 549 Inländer und 524 Ausländer. Besonders groß ist der Andrang zu den medizinischen Studien nd zur juridischen Fakultät. Der starke Zustrom wird bald die Schöpfung einer zweiten deutschen niversität als wünschenswert erscheinen lassen.

Die einzelnen Fakultäten sind mit den erforderlichen wissenschaftlichen Instituten und Seminaren usgestattet, um deren weitere Ausgestaltung dem Fortschritte der Wissenschaft gemäß sich die rofessorenkollegien eifrig bemühen. Ein arges Hindernis bereitet hiebei freilich der Mangel an aum. Denn noch immer harrt die Universität des dringend notwendigen Neubaus eines modern stalteten allgemeinen Kollegienhauses: die für ein solches vor langer Zeit bestimmten Baugründe urden seither für Zwecke der tschechischen Universität verwendet. Außerdem bedürfen verschiedene issenschaftliche Institute der Erweiterung.

Besonders bemerkt zu werden verdient, daß es für die Tierarzneikunde keine eigene deutsche ochschule gibt: es besteht bloß innerhalb der medizinischen Fakultät ein Ordinariat für Tier- uchenlehre und Veterinärpolizei, dessen Inhaber zugleich ein tierärztliches Institut leitet.

Gleichwie die Universität gehört auch die deutsche Technische Hochschule in Prag den ältesten Anstalten ihrer Art an: sie erwuchs aus einer Ingenieurschule, die bereits n 18. Jahrhundert bestand. Die neue Bildungsstätte wurde wesentlich nach den Vor- hlägen des aus Komotau in Deutschböhmen stammenden R. von Gerstner eingerichtet nd am 10. November 1806 als „ständisches polytechnisches Institut" eröffnet. Nach einer 364/65 durchgeführten Reorganisation erfolgte 1869 die Teilung des Institutes in ein eutsches und ein tschechisches. Das „Deutsche polytechnische Landesinstitut des König- iches Böhmen", wie diese Hochschule nunmehr hieß, ging kurz danach, im Jahre 1875, enso wie die tschechische Anstalt, in die Verwaltung des Staates über als „Deutsche echnische Hochschule in Prag".

Gegenwärtig ist der Besuch auch dieser bedeutsamen Bildungsstätte, welche die großartige Ent- icklung der technischen Wissenschaften auf allen Gebieten mit gefördert hat, sehr erfreulich. Nach n amtlichen Ausweisen zählte man im Studienjahre (Winter) 1928 2087 Hörer (1569 Inländer

und 518 Ausländer). Diese verteilen sich auf die fünf Fachabteilungen für Ingenieurbauweser Architektur, Maschinenbau und Elektrotechnik, Chemie und Landwirtschaft nebst einer allgemeine Abteilung. Der Sitz der landwirtschaftlichen Fachschule befindet sich aber nicht in Prag selbst, sor dern in Tetschen-Liebwerd (Nordböhmen). Sie bildet den Ersatz für eine selbständige deutsch Hochschule für Bodenkultur.

Ein arger Mißstand besteht darin, daß für das Bergwesen bloß durch zwei vorbereitende Jahr gänge gesorgt ist. Die deutsche Bevölkerung des Staates bedarf einer vollständigen Berghoch schule oder einer ähnlichen Einrichtung, da im Jahre 1919 die frühere montanistische Akademie i Přibram mit deutscher Unterrichtssprache aufgelöst wurde. Durch Errichtung weiterer montanist scher Jahreskurse ließe sich leicht ein befriedigender Ersatz schaffen.

Auch eine deutsche Forstlehranstalt mit Hochschulcharakter wäre ins Leben zu rufen: einen Unter bau böte die Forstschule in Reichstadt. Entsprechend der Fachabteilung für Landwirtschaft könnt eine Fachabteilung für Forstwirtschaft der Prager deutschen technischen Hochschule angegliedert werden

Die räumliche Unterbringung der Hochschule läßt manches zu wünschen übrig. Ebensoweni wie die deutsche Universität besitzt sie ein neuzeitlichen Ansprüchen genügendes Hauptgebäude Deshalb müssen eine größere Zahl von Vorlesungen und Übungen in verschiedenen gemieteten Räumen stattfinden, was für die Studenten viel Zeitverlust bedeutet.

Die den Zwecken des technischen Unterrichts dienende Bibliothek ist für die deutsche und tschechisch Hochschule gemeinsam bestimmt. Die landwirtschaftliche Abteilung in Tetschen-Liebwerd besitz eine eigene Bücherei.

Eine zweite deutsche Technische Hochschule, 1849 gegründet, hat ihren Standort in de mährischen Landeshauptstadt Brünn.

In ähnlicher Organisation wie die Prager umfaßt sie fünf Abteilungen für Ingenieurbauweser Hochbau und Architektur, Maschinenbau und Elektrotechnik, Technische Chemie, nebst einer all gemeinen Abteilung. Die Zahl der Hörer ist, wie die der Prager Hochschule, sehr bedeutend: in Studienjahre 1926/27 waren 1870 Studierende eingeschrieben, davon 1325 Inländer und 545 Aus länder. Unter den Studienbehelfen nimmt die Bibliothek mit 41600 Bänden und 14100 Hefte eine wichtige Stellung ein.

Die beiden technischen Hochschulen verdienen bei ihrer großen Bedeutung für die unte den Sudetendeutschen hochentwickelte Industrie und das gesamte Wirtschaftsleben wirk samste Unterstützung und Förderung durch den Staat.

Die Pflege der bildenden Kunst ist gehemmt: es fehlt an einer selbständigen, vom Stac erhaltenen deutschen Kunstschule. Nur ein notdürftiger Ersatz ist es, wenn man in Lehrkörper der bestehenden staatlichen Akademie der bildenden Künste den Deutsche drei Lehrstühle eingeräumt hat. Die bedeutsamen Leistungen sudetendeutscher Male Graphiker und Bildhauer (man braucht bloß den Namen Metzner zu nennen) berechtige zu dem Verlangen, daß auch den deutschen Jüngern der Kunst die Möglichkeit zu allseitig gründlicher Ausbildung geboten werde.

Auch die höhere Musikpflege, die sich früher der Patronanz des Vereins zur Förderun der Tonkunst erfreute, erlitt, als dessen Tätigkeit nach dem Umsturz ein Ende nahm, gro Einbuße, da für das bis dahin doppelsprachige Konservatorium nunmehr ausschließli die tschechische Unterrichtssprache eingeführt wurde. Um einem dringenden Bedürfn nachzukommen, wurde ein Verein zur Begründung einer deutschen Akademie für Mu und darstellende Kunst in Prag geschaffen. Nach Gewinnung hervorragender Lehrkräf konnte dieses Institut, das einzige deutsche Konservatorium mit Hochschulcharakter i gesamten Staatsgebiete, am 1. September 1920 eröffnet werden.

Dank dem großen Eifer der Leitung wuchs der Besuch stetig: im Studienjahre 1927/28 wurde Akademie von 251 Hörern besucht. Die Bemühungen des Kuratoriums, eine staatliche Unterstützu zu erlangen, hatten nur mäßigen Erfolg; in einzelnen Jahren sank diese bis auf 100000 K. (et 12000 M.), während allein die Lehrergehalte nahezu eine halbe Million Kronen erheischt Erst für das Jahr 1928 wurde die Unterstützung im Staatsvoranschlage auf 300000 K. bestimm Die Ausgaben stellen sich weit höher als die Einnahmen, so daß die deutschen Volksgenossen a giebig zur Hilfeleistung beitragen müssen. Leider besitzt die Akademie kein eigenes Heim; der Unt richt muß in beengten gemieteten Räumen erteilt werden.

Eine deutsche Handelshochschule gibt es bislang für die Sudetendeutschen nicht, weshalb sie gezwungen sind, ausländische Institute dieser Art aufzusuchen, während für die tschechische Bevölkerung durch die in Brünn begründete vorgesorgt ist. Erst vor kurzem wurde deshalb in der Vollversammlung der deutschen Sektion des mährischen Landesgewerberates in Brünn im Hinblick darauf, daß die Förderung des Außenhandels dringend hochschulmäßig ausgebildete Kräfte verlangt, die Regierung aufgefordert, an die Errichtung einer staatlichen Handelshochschule mit deutscher Vortragssprache zu schreiten.

In engster Beziehung mit den Hochschulen steht die Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die tschechoslowakische Republik mit dem Sitze in Prag. 1891 begründet, will sie, soweit ihre Kräfte reichen, die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen des sudetendeutschen Volkes unterstützen. Wiewohl die staatliche Unterstützung gering ist, darf sie sich rühmen, eine Menge von Arbeiten und Unternehmungen hauptsächlich jüngerer Forscher, Gelehrter, Künstler und Dichter gefördert zu haben.

Sie gliedert sich in fünf Abteilungen, die philosophisch-historische, die mathematisch-naturwissenschaftliche, die Abteilung für bildende Kunst, für deutsche Dichtung und für Tonkunst[1]).

Für die geistigen, wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen der Sudetendeutschen wirken weiters eine Reihe von Vereinigungen, an denen vielfach Professoren der Hochschulen teilnehmen; es würde zu weit führen, sie im einzelnen aufzuzählen.

Auch die allgemeine Volksbildung erfährt durch die deutschen Hochschulen dankenswerte Förderung, insofern viele Lehrkräfte sich an den „Volkstümlichen Hochschulkursen" in verschiedenen Städten beteiligen oder im Rahmen des Prager Volksbildungsvereins „Urania" und seiner Zweigstellen Vorträge halten.

Zum Schlusse sei der Einrichtungen gedacht, welche die Wohlfahrt der Studierenden betreffen. In Prag bestehen eine Reihe Einrichtungen zum Zwecke der sozialen Fürsorge für die Studentenschaft.

Dahin gehört der Wohnungsnachweis in den Rektoraten und in der Kanzlei des Vereins „Deutsche Studentenfürsorge". Arme Studierende finden kostenlos oder gegen geringes Entgelt Wohnung mit Beheizung, Beleuchtung und Bedienung in den beiden deutschen Studentenheimen, die ungefähr 500 Wohnplätze bieten. Die Verwaltung dieses kostbaren deutschen Besitzes liegt in den Händen der seit drei Jahrzehnten wirkenden Gesellschaft zur Erhaltung von deutschen Studentenheimen in Prag. In diesen Räumen sind auch die großen studentischen Zentralvereine „Germania", „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten" und die Prager Universitäts-Sängerschaft „Barden" untergebracht, daneben eine Reihe studentischer Korporationen, die sonst, zumal im Hinblick auf die Wohnungsnot, nur schwer eine Heimstätte in der Stadt finden könnten. In dem größeren Hause in der Lützowstraße befindet sich die Mensa academica, welche der Verein „Deutsche Studentenfürsorge" leitet, dem die genannte Gesellschaft die erforderlichen Räume und Einrichtungsgegenstände zur Verfügung gestellt hat. Aus verschiedenen Stiftungen sowie durch Spenden der Gesellschaft der Deutschen Studentenheime und des Vereins Deutsche Studentenfürsorge werden jährlich eine Menge von Freitischen an unbemittelte Studierende verliehen. Der letztgenannte Verein sorgt außerdem für billige Bekleidung und Beschaffung von Studienbehelfen. Ähnliche soziale Institutionen bestehen auch an der deutschen technischen Hochschule in Brünn.

Alle diese Einrichtungen reichen aber noch nicht hin, um sämtlichen Wünschen gerecht zu werden: insbesondere gilt dies bezüglich der Wohnplätze. Deshalb geht die Gesellschaft zur Erhaltung der deutschen Studentenheime daran, eine dritte Heimstätte zu schaffen. Von der werktätigen Teilnahme der Volksgenossen wird es abhängen, ob dies humanitäre Werk zum Heile der Prager deutschen Studentenschaft zu gedeihlichem Ende geführt werden kann.

[1]) Vgl. den Aufsatz von Maria Kaulfersch in diesem Heft.

Das Volksbildungswesen

Von Rudolf Lochner in Reichenberg

Die augenblickliche Lage des sudetendeutschen Volksbildungswesens ist nicht ohne einen Blick auf die geschichtlichen Voraussetzungen zu verstehen. Die Tschechen haben mehr als einmal die Behauptung aufgestellt, sie hätten durch die neue staatliche Gesetzgebung auf volksbildnerischem Gebiet allen Bevölkerungsteilen der tschechoslowakischen Republik wesentliche Antriebe zum Ausbau ihres Volksbildungswesens gegeben. Insbesondere weist man auf die Gesetze Nr. 67 „Über die Organisierung volkstümlicher Lehrgänge für staatsbürgerliche Erziehung" und Nr. 430 „Über die Errichtung der öffentlichen Gemeindebüchereien", beide 1919 erlassen, sowie auf eine Reihe späterer Verordnungen und Erlasse hin.

Daß aber mit diesen staatlichen Forderungen und Anregungen keine neue Entwicklung angebahnt wurde, soll in folgender Übersicht dargetan werden.

Der Volksbildungsgedanke ist in den deutschen Gebieten der Sudetenländer schon früh aufgetreten. Sieht man von Bemühungen des späteren 18. und frühen 19. Jahrhunderts ab, so beginnt die eigentliche Volksbildungsbewegung 1848:

1848 Gründung des deutschen naturwissenschaftlich-medizinischen Vereins „Lotos" in Prag.
1860/1870 Gründung von Arbeiterbildungs- und sonstigen Vereinen mit volksbildnerischem Einschlag.
1869 Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.
1870 (Vermutlich) Älteste deutsche Gemeindebücherei in Dobern.
1880/1896 Gründung von 92 deutschen Volksbüchereien in Nordböhmen.
1880/1894 Gründung der nat. deutschen Schutzvereine, die fast alle auch volksbildnerisch wirken.
1892 Eröffnung der „Ottendorfer Stiftung" in Zwittau: Erste größere Volksbücherei und Lesehalle mit eigenem Anstaltsgebäude.
1896 Begründung der Aussiger Volksbücherei.
1897 In Böhmen 104 deutsche Volksbüchereien.
1901 Der Bibliothekar Schubert (Olmütz) verfaßt einen Reichsgesetzentwurf auf Errichtung von Volksbüchereien in allen Schulgemeinden Österreichs unter Hilfe des Staates und der Gemeinden; Begründung der volkstümlichen Hochschulkurse der Deutschen Universität in Prag.
1907 Dr. Rösslers (Reichenberg) Bestrebungen zur Schaffung eines „Neudeutschen Kulturbundes" in Österreich; Übergreifen der Bewegung auf volksbildnerisches Gebiet.
1908 Eröffnung des großen Gebäudes der Aussiger Volksbücherei; Stiftung eines eigenen Volksbüchereigebäudes in Eger. Im selben Jahre werden in Böhmen 566 deutsche Volksbüchereien mit 293684 Bänden, 36000 Lesern und 667519 Entlehnungen gezählt.
1911 Versuch der Begründung eines deutschen Landesverbandes für das Volksbildungswesen (Sitz Aussig a. E.); Versuch der Begründung einer „Abendvolkshochschule" in Reichenberg im Anschluß an die vom neudeutschen Kulturbund errichtete „Deutsche Volksakademie"; Eindringen der deutschen Jugendbewegung in Böhmen.
1914 Erster Büchereitag der deutschen Volksbüchereien (Prag).
1919 Erste Volksbildnerwoche („Böhmerlandwoche") in Triebsch (bei Leitmeritz a. E.) Zustrom von neuen Kräften aus der deutschen Jugendbewegung; Begründung der Zeitschrift „Heimatbildung" durch Dr. Emil Lehmann und Oberlehrer Josef Blau; Beginn der neueren selbständigen sudetendeutschen Volksbildungsbewegung.

Das in den letzten Jahren reich ausgebaute sudetendeutsche Volksbildungswesen leidet aber trotz dieser schönen Entwicklung an der verworrenen gesellschaftlichen und politischen Verfassung des deutschen Volkes der Sudetenländer. Zunächst innerlich: Die Sudetendeutschen sind, abgesehen von den ländlichen Gebieten in den führenden Schichten, ausgesprochene Kleinstädter, fleißig und arbeitsam, aber teilweise wenig verträglich und kurzsichtig; die größeren Gemeindeverwaltungen, meist rein wirtschaftlich eingestellt, sind vielfach nicht zur Erkenntnis der Bedeutung eines starken Volksbildungswesens für die Ge

meindepolitik gekommen. Ein allgemein anerkannter führender städtischer Mittelpunkt ist nicht vorhanden; Prag hat diese Führung schon vor dem Umsturz verloren. Dazu kommen die ungünstigen Parteiverhältnisse und das politische Ungeschick, womit es seit 1918 noch schlimmer geworden ist. Äußerlich leidet das deutsche Volksbildungswesen durch schwere Hemmungen durch den Staat, der trotz gegenteiliger Kundgebungen in erster Linie die tschechischen Bedürfnisse im Auge hat. So werden die staatlichen Anordnungen ohne Rücksicht und in Unkenntnis der örtlichen Verhältnisse auf deutscher Seite gegeben, und es wird der oft führerlosen Bevölkerung überlassen, wie sie sich damit abfindet. Die schwerste Benachteiligung ergibt sich auf finanziellem Gebiete. Es ist durch nichts erwiesen, daß, wie immer behauptet wird, der tschechische Staat „gleichmäßig und angemessen den finanziellen Kräften der Steuerzahler für die gesamte Bevölkerung sorgt" (so neuerdings Matula in der unten erwähnten Schrift, S. 7). Der Voranschlag für 1927 weist über 4000000 Kronen als staatliche Ausgaben für das Volksbildungswesen auf. Wie viel davon deutschen Stellen überwiesen wurde, ist unbekannt und wird trotz vielfacher Anfragen verschleiert. Die größte Gefahr für das sudetendeutsche Volksbildungswesen wirkt sich eben jetzt in Gestalt der Folgen des neu erlassenen Gemeindefinanzgesetzes aus. Mit diesem Gesetze ist die gemeindliche Finanzhoheit gefallen, und der tschechische Landesverwaltungsausschuß ist fortan in der Lage, auch den deutschen Gemeinden vorzuschreiben, was und wieviel sie für kulturelle Einrichtungen ausgeben dürfen. Das kann den Zusammenbruch der volksbildnerischen Selbstverwaltung bedeuten. Nimmt man dazu noch die Organisationsschwierigkeiten im deutschen Volksbildungswesen, den Mangel an ausgebildeten Fachleuten und hauptberuflichen Kräften und das zeitweise Überhandnehmen von Dilettanten an verantwortlichen Stellen, so sind die trotzdem erzielten Leistungen nicht hoch genug anzuschlagen. Sie sind zum Teil nur durch aufreibende Tätigkeit weniger ehrenamtlicher Arbeiter erreicht.

Die deutschen Volksbüchereien sind gewiß mit der älteste Zweig des sudetendeutschen Volksbildungswesens. Nach dem erwähnten Gesetz vom Jahre 1919 hat nun jede politische Gemeinde eine öffentliche Gemeindebücherei zu errichten und sie durch gesetzlich angeordnete Mindestbeiträge zu erhalten. In Gemeinden über 10000 Einwohner müssen hauptberufliche Buchwarte angestellt werden, die sich über entsprechende Fachprüfungen auszuweisen haben. Die Gemeindebeiträge für die deutschen Büchereien betragen in den Sudetenländern in der Zeit von 1920—1927 nach der amtlichen Statistik 16687485 Kronen. Der Gesamtbestand der öffentlichen deutschen Gemeindebüchereien wuchs nach den amtlichen Erhebungen wie folgt:

	1920	1927
Büchereien	458	3047
Bände	282255	1305837
Leser	69079	208194
Entlehnungen	668531	3301901
Einnahmen	490385	3933255
davon Gemeindebeiträge	263728	2992447

Die Ausbildung der Buchwarte erfolgt auf einer staatlichen Buchwarteschule in Prag mit gelegentlichen deutschen Lehrgängen, deren Lehrerbesetzung jedoch viel zu wünschen übrigläßt. Daneben gibt es kurzfristige Buchwartelehrgänge zur nebenberuflichen Ausbildung und Ferialfortbildungskurse an verschiedenen Orten. Seit einigen Jahren besteht auch ein selbständiger deutscher Buchwarteverband.

Als selbständige und vielleicht bedeutendste Neugründung muß die Bücherei der Deutschen in Reichenberg erwähnt werden, die nach längeren Vorarbeiten 1923 als Nationalbibliothek der Sudetendeutschen errichtet wurde. Diese Gründung ist hervorgerufen durch den Verlust der Prager Universitätsbibliothek. Die Bücherei der Deutschen hat es seit 1923 bereits auf einen Bändebestand von rund 100000 gebracht. Sie ist in erster Linie Studienbücherei, hat geregelten Ausleihverkehr und Tauschverkehr mit dem Ausland.

Neben dem Büchereiwesen nahm seit dem Umsturz das städtische und ländliche Veran staltungswesen einen, wenn auch manchmal nur scheinbaren Aufschwung. Scheinbar insofern auf die neugegründeten sogenannten Ortsbildungsausschüsse vielfach di Tätigkeit von oft recht alten Vereinen übergegangen ist. Es gibt schon seit langem aus gesprochene Volksbildungsvereine und private Volksbildungsstellen, so den 1917 in Pra begründeten Volksbildungsverein „Urania", die Bildungszentrale der deutschen sozial demokratischen Arbeiterpartei, den Karlsbader Volksbildungsverein und andere örtlich Verbände. Die alte, wenn auch früher einseitige Volksbildungsarbeit der Schutzverein wurde bereits erwähnt. Nach dem angeführten Gesetz von 1919 ist nun jede Gemeind verpflichtet, einen Ortsbildungsausschuß aufzustellen; die Ortsbildungsausschüsse eine Bezirkes werden in Bezirksbildungsausschüssen zusammengefaßt, und diese sind der Unterrichtsministerium unmittelbar unterstellt. Darüber hinaus gibt es bereits ein freiere Zusammenfassung gewisser Bezirksbildungsausschüsse in Gaubildungsausschüsse 1926 gab es nach den amtlichen Erhebungen 1677 deutsche Ortsbildungsausschüsse, zu sammengefaßt in 177 Bezirksbildungsausschüssen. Was die technische Organisation an langt, so arbeiten die überwiegende Mehrzahl dieser Ausschüsse lediglich mit ehrenamt lichen Kräften. In einigen größeren Städten sind Anschlüsse an die Kanzleien der Volks büchereien vorhanden. Die einzige Stadt Reichenberg besitzt eine selbständige Volks bildungskanzlei, ohne Anschluß an die Bücherei, mit hauptberuflichen Kräften.

Über die Leistungen dieser amtlichen Stellen, d. h. die Tätigkeit der Orts- und Bezirks bildungsausschüsse, ergeben die amtlichen Erhebungen für 1926 folgendes Bild:

4992 allgemeinbildende Vorträge mit 491342 Teilnehmern,
2040 fachwissenschaftliche Vorträge mit 48719 Teilnehmern,
266 allgemeinbildende Lehrgänge zu 4014 Stunden mit 25364 Teilnehmern,
183 fachwissenschaftliche Lehrgänge zu 3229 Stunden mit 8301 Teilnehmern,
2338 Vorstellungen von Laienbühnen,
882 Kulturfilmaufführungen,
192 Puppenspielaufführungen,
1236 volkstümliche Kunstabende,
1215 Jugendveranstaltungen,
499 Akademien,
218 bildende Ausstellungen,
366 Lehrwanderungen,
513 sonstige Veranstaltungen.

Ob alle diese Zahlen richtig sind, entzieht sich allerdings unserer Kenntnis. Tatsächli hat das rein extensive Veranstaltungswesen einen großen Aufschwung genommen. B sonders müssen hier gewisse Sommerhochschulwochen genannt werden, die seit 19 insbesondere in Reichenberg und Gablonz veranstaltet werden und die Aufgabe habe die Verbindung zwischen der Bevölkerung und den deutschen Hochschulen immer innig zu gestalten. Zu diesen Sommerhochschulwochen werden teilweise ausländische Leh kräfte und Hörer in größerer Zahl eingeladen. Die Fachausbildung der Führer der obe genannten Ausschüsse läßt, soweit es sich um ehrenamtliche Personen handelt, noch f alles zu wünschen übrig. Gegenüber der Buchwarteausbildung finden sich hier nur g legentliche Tagungen und freie Lehrgänge von oft nicht gerade fachmäßigem Zuschni

Außer diesem extensiven Volksbildungswesen wurde seit 1919 auch eine Reihe von Vol hochschulen oder wenigstens einzelnen Volkshochschullehrgängen begründet:

1919 Egerländische Schillervolkshochschule (nach mehreren Lehrgängen eingegangen).
1920 Gründung des Nordböhmischen Volkshochschulvereines mit dem Sitz in Tetschen (b her mehrere Heimlehrgänge); Gründung der Brünner Volkshochschule (nur Abendkur
1921 Böhmerwälder Stiftervolkshochschule Margarethenbad (nach 2 Lehrg. eingegange
1922/1924 Schönhengster Volkshochschule (3 Heimlehrgänge). Kuhländler Volkshochschule (1 2 Heimlehrgänge).

1923 Gründung der Volkshochschule für den Jeschken-Isergau (bisher 6 Heimlehrgänge).
1923/1924 Teßtaler Volkshochschule (bisher 2 Lehrgänge).
1924 Gründung der Bauernvolkshochschule Bad Ullersdorf (eig. Heim; bisher mehr. Lehrgänge);
Nordböhmische Kudlich Bauernhochschule in Geltschbad (bisher mehrere Heimlehrgänge);
Hans Kudlich Volkshochschule in Bennisch (mehrere Heimlehrgänge);
Riesengebirgsbauernhochschule Forstbad (bisher nur 1 Lehrgang).
1925 Braunauer Volkshochschule.
Egerländer Bauernhochschule auf Schloß Seeberg.
1926 Westböhmische Bauernhochschule Gießhübel-Sauerbrunn (mehrere Heimlehrgänge).
1927 Gründung der Reichenberger Abendvolkshochsch. („Höh. Volksbildungssch. Reichenberg").

Von den genannten Volkshochschulen ist ein Teil eingegangen, ein anderer Teil hat mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Mit Ausnahme der Bauernhochschulen versagt der Staat in der Förderung hier ganz, was schon dadurch bedingt ist, daß das Volkshochschulwesen eine ausgesprochen deutsche Angelegenheit ist und von den Tschechen nur zögernd anerkannt wurde. So sind die meisten dieser Volkshochschulen bisher zu keinem eigenen Heim gelangt, da die anderswo üblichen Gebäudeschenkungen durch den Staat bei uns in Fortfall kommen. In einem Erlaß von 1926 (also für die Entwicklung des sudetendeutschen Volkshochschulwesens reichlich spät) hat das Unterrichtsministerium versucht, Grundsätze für die Organisierung jener Anstalten aufzustellen, die es zu unterstützen geneigt ist. Dieser Erlaß ist leider ohne Kenntnis der Verhältnisse auf deutscher Seite zustande gekommen, und insbesondere die darin vorgesehene geldliche Unterstützung erhalten auf deutscher Seite außer Prag und Brünn nur gewisse Bauernvolkshochschulen. Gerade die Volkshochschulen des steuerkräftigsten und am dichtesten besiedelten Industriegebietes, nämlich Nordböhmens, gehen bisher leer aus. Es fällt schwer, darin keine Absicht zu sehen.

Wenn schon, wie einleitend bemerkt wurde, die Einzelorganisation unter den inneren und äußeren Verhältnissen des Sudetendeutschtums leidet, so noch viel mehr die Gesamtorganisation. Dieser Zustand erhielt eine schlaglichtartige Beleuchtung auf dem ersten gesamtstaatlichen Volksbildnerkongreß in Brünn 1928. Unter rund 1000 Teilnehmern hatten die deutschen Volksbildungsstellen nicht weniger als rund 300 Vertreter entsandt, die aber vollständig führer- und ziellos in die Arbeiten des Kongresses eintraten. So kam es, daß diese äußerlich glänzende Versammlung für das deutsche Volksbildungswesen so gut wie kein Ergebnis zeitigte, zumal die Leitung des Kongresses natürlich keinen Anlaß hatte, den Deutschen zur Zielstellung oder Organisation zu verhelfen. Am bezeichnendsten ist, daß die von den deutschen Vertretern aller Weltanschauungen in Form einer Entschließung aufgestellte Forderung nach Verwirklichung der Kulturautonomie als Grundlage für das „freie" Volksbildungswesen vom Präsidium in der Schlußsitzung als nicht zur Sache gehörig bezeichnet und von der Tagesordnung abgesetzt wurde.

Sieht man von kleineren Zusammenfassungen ab, so gibt es zwei Ansätze zur volksbildnerischen Gesamtorganisation. Die eine, halb offizieller Natur, ist der Sonderausschuß für das gesamte Volksbildungswesen, den der nach dem Umsturz gegründete „Verband der deutschen Selbstverwaltungskörper" in Teplitz ins Leben gerufen hat. Aber es ist so lange keine fruchtbare Tätigkeit von ihm zu erwarten, als der Unfug parteipolitischer Zusammensetzung ohne Heranziehung volksbildnerischer Fachleute die Arbeit lähmt.

Die zweite, hoffnungsvollere Stelle ist die 1925 gegründete „Gesellschaft für deutsche Volksbildung", eine Spitzenorganisation sämtlicher großer Schutzvereine und Kulturverbände. Ihre Geschäftsführung ist in diesem Jahre nach Reichenberg übergesiedelt. Die Gesellschaft entwickelte zunächst eine freie Beratungstätigkeit durch Veranstaltung von Tagungen und Lehrgängen. Sie will jetzt zur Begründung praktischer Arbeitsstellen fortschreiten. Sie hat große Aussichten, wenn sie die Unterstützung weitester Volkskreise findet.

Daneben sind zwei weitere Gedanken noch nicht verwirklicht; zunächst die Schaffung einer Reichsanstalt für das sudetendeutsche Volksbildungswesen zur Organisierung und

einheitlichen Führung der zahllosen praktisch arbeitenden Teilstellen. Eine solche Anstalt wurde von mir schon 1922 gefordert (vgl. „Ein sudetendeutsches Zentralinstitut für Volkserziehung", Böhmerlandverlag, Eger); damals blieb der Vorschlag unbeachtet und ist jetzt, insbesondere auf dem Brünner Volksbildnerkongreß, freilich in verengter Form neu zur Erörterung gelangt. Zweitens brauchen wir im Rahmen der Deutschen Universität in Prag für das Gebiet der wissenschaftlich-theoretischen Volksbildungslehre eine Lehrkanzel mit angegliedertem Seminar. Dieser Antrag ist vor mehreren Jahren von der philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag an das Unterrichtsministerium weitergeleitet worden, fand aber dort keine Berücksichtigung. Auch diesen Gedanken hat der Brünner Volksbildungskongreß wieder aufgenommen, und die deutschen Vertreter haben einstimmig seine Verwirklichung vom Ministerium gefordert. Wie nötig wir Sudetendeutschen diese obersten Stellen haben, zeigt ein Vergleich mit der Lage auf tschechischer Seite, wo das Masaryk-Volksbildungsinstitut, in seinen Anfängen bis auf 1906 zurückgehend, außerordentliche Bedeutung erlangt hat.

Eine ausführliche Gesamtdarstellung über Geschichte und Gegenwart des sudetendeutschen Volksbildungswesens gibt es noch nicht. Als Belege für die neuere Entwicklung nenne ich folgende Schriften: Zeitschrift Heimatbildung, Verlag Kraus, Reichenberg; Zeitschrift Deutsch-mährische Heimat, Brünn; Zeitschrift Buch und Volk, Verlag Kraus, Reichenberg (1927 eingegangen); Mitteilungen des Deutschen Kulturverbandes, Jahresberichte des Bundes der Deutschen in Böhmen und der Deutschen Landeskommission für Kinderschutz- und Jugendfürsorge sowie die entsprechenden Berichte der Bildungszentrale der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei; Sudetendeutsches Jahrbuch, Verlag Stauda-Cassel; Die Bücherei und Volksbildungsgesetze der tschechoslowakischen Republik. Verlag Stiepel, Reichenberg; Matula, Die Volksbildung in der tschechoslowakischen Republik, Prag, André 1928 (mit Vorsicht zu benutzen, da tschechische Einstellung und für das deutsche Volksbildungswesen in jeder Beziehung unvollständig).

Die Schutzvereine

Von Ernst Hartwich in Hohenstadt (Mähren)

Durch den Geschichtsschreiber Palacky angeregt, entstand in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine kräftige slawisch-nationale Bewegung, die den slawischen Angehörigen an der Sprachengrenze im geschlossenen deutschen Gebiete besonderen Schutz zuteil werden ließ. Da bei den Deutschen Teilnahmslosigkeit und das Vertrauen auf das deutsche Herrscherhaus der Habsburger herrschte, die Tschechen aber rührig an der Arbeit waren, geschah es, daß viele Orte an der Sprachengrenze verloren gingen. Durch diese Verluste wach gerüttelt, schritten eine Anzahl weitblickender Männer in der Zeit des polnisch-tschechisch klerikalen Regimentes Taaffe daran, deutsche Schutzorganisationen auszubauen, um das weitere Abbröckeln an der Sprachengrenze zu verhindern. So erstand am 13. Mai 188 als erster deutscher Schutzverein der Deutsche Schulverein mit dem Sitze in Wien. Doch bald erkannte man, daß mit der Gründung deutscher Schulen an der Sprachengrenze noch nicht alles getan sei. Denn wenn die deutsche Schule besteht, die deutschen Besitze aber verlorengehen, deutsche Arbeiter zur Auswanderung genötigt sind, dann wird die Schule ein leerstehendes Gebäude, das seine Bestimmung nicht erfüllen kann. So erkannte man die Notwendigkeit der ergänzenden wirtschaftlichen Schutzarbeit. Es erstanden in rascher Reihenfolge 1884 der Böhmerwaldbund, 1886 der Bund der Deutschen Nordmähren; hierauf der Bund der Deutschen in Böhmen, der Südmährerbund und die Nordmark jetzt „Bund der Deutschen in Schlesien" genannt.

Die Tätigkeit der Schutzvereine erhält noch eine höhere Bedeutung nach dem Krieg. Durch den Abbau deutscher Schulen, Beamter und Angestellter, durch die Bodenreform

ie bewußt die im deutschen Gebiete liegenden Großgrundbesitze zerteilt und tschechischen nsiedlern überantwortet, durch das Recht der Regierung, Gemeinden willkürlich zu- mmenzulegen und Gemeindeverbände zu trennen, wurde das Deutschtum schwer ge- hädigt. Es ist erklärlich, daß die Arbeit der deutschen Schutzvereine den Gegnern nicht equem ist, daß sie daher keine Unterstützung von den Behörden finden, sondern in ihrer rbeit überall gehemmt werden.

Das oberste Ziel der sudetendeutschen Schutzarbeit besteht in der Erweckung, Erhaltung nd Erstarkung des deutschen Volksbewußtseins sowie in der Schaffung der Vorbedingungen, ie den Bestand der Sudetendeutschen in der Zukunft sichern. In diesem Sinne ist Schutz- rbeit vielfach Zukunftsarbeit, bei der der Erfolg oft erst später sichtbar wird. Die Vor- edingung zur Erreichung dieses Zieles ist ein umfassender Schutz der Jugend und die rhaltung der deutschen Schulen. Daraus ergibt sich die Dreiteilung der Schutzarbeit:

1. Kinderschutz und Jugendfürsorge, betreut durch die Landeskommissionen für Kinder- schutz und Jugendfürsorge, die seit 20 Jahren ihre segensreiche Tätigkeit entfalten;
2. Schulschutz als Arbeitsgebiet des Deutschen Kulturverbandes (als Nachfolger des Deutschen Schulvereins) in der Tschechoslowakei;
3. die wirtschaftliche und sonstige kulturelle Schutzarbeit, die von den Bünden der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien übernommen wurde.

Die Landeskommissionen nehmen durch den Ausbau der Bezirksorganisationen und der Mutterberatungsstellen, bei denen der Gesundheitszustand der Kinder durch Ärzte monatlich untersucht wird, einen großen Teil der hilfsbedürftigen Kinder in ihren Schutz auf. inen weiteren Teil der schutzbedürftigen Jugend umfassen die Berufsvormundschaften.

In Böhmen bestehen in 99 Bezirken 269 Mutterberatungsstellen und 85 Berufsvormundschaften. ie Zahl der betreuten Kinder betrug im letzten Jahre rd. 12000. In Mähren arbeiten in 35 Zweig- ellen 136 Mutterberatungsstellen und 39 Berufsvormundschaften, die ebenfalls mehreren tausend indern ihren Schutz angedeihen lassen.

In Schlesien bestehen 2 Mutterberatungsstellen mit 300 Kindern und in den einzelnen Ge- chtsbezirken Berufsvormundschaften, die im selben Sinne wirken.

In Böhmen sind weiters in 18 Pflegekolonien 115 Kinder, in 8 eigenen Heimen 557 inder und in geeigneten fremden Anstalten 171 Kinder zum Zwecke der Erziehung oder u Heilzwecken untergebracht. Die Anzahl der direkt geförderten Kinder betrug 1926 455, seit dem Bestande 18902. In Ferienkolonien wurde für 6300 Kinder gesorgt. 1927 urden rund 11 Millionen Kronen für Jugendfürsorgezwecke größtenteils aus Privat- itteln aufgebracht.

Für Mähren sei erwähnt, daß 32 gut besuchte Lehrgänge über Säuglingspflege und Vorträge ber Wochenbettpflege abgehalten wurden. Im Säuglings- und Kleinkinderheim in Groß-Ullers- rf wurden im letzten Jahr 114 Kinder versorgt, 750 Kinder in Lehr-, Dienst- und Pflegestellen ntergebracht. Unter unmittelbarer Aufsicht stehen außerdem 96 Mädchen und 43 Knaben. 348 Kin- r wurden durch die Berufsberatungsstelle beraten. An Kriegerwaisen und arme Studenten urden namhafte Unterstützungen ausbezahlt. Die Ausgaben belaufen sich im letzten Vereinsjahr if 492105 K. Besonderes Gewicht legt die Landesstelle auf die Ausbildung der Pflegerinnen. n Schlesien beherbergt das Kinderheim in Wigstadtl 40 Kinder, 11 neue Pflegerinnen wurden sgebildet, die Schulkinderfürsorge durch Schulärzte macht Fortschritte, das Puppentheater wird pflegt, die Berufsberatung ausgebaut, der Ferienfürsorge wurden 200 Kinder teilhaftig, es urden 150 skrophulöse und tuberkulöse sowie 30 krüppelhafte Kinder untergebracht und den steren durch Beschaffung von orthopädischen Apparaten geholfen. Ebenso wird bei den einzel- n Landeskommissionen die Fürsorge für schwachsinnige Kinder ausgebaut, die verwahrlosten cht man in den bestehenden Landeserziehungsanstalten unterzubringen.

Auf dem Gebiete der Jugendfürsorge betätigen sich ferner noch der katholische deutsche eichscharitasverband für die Tschechoslowakei, die Organisation des Diözesen-Charitas- rbandes der Leitmeritzer Diözese mit 240 Orts-Charitas-Ausschüssen und die bischöf- he Taubstummenanstalt in Leitmeritz, ebenso die evangelische Wohlfahrtspflege mit dem

Waisenhause in Haber bei Auscha in Böhmen und die Diakonissenhäuser in Aussig un Zöptau. In Zöptau wird ein Säuglings- und Kleinkinderheim mit 25 Kindern erhalte

Der Deutsche Kulturverband (Prag) erstreckt sich mit seinem Wirkungsgebiet über de ganzen Staat einschließlich der Slowakei. Seine hauptsächliche Tätigkeit besteht i der Sicherung des deutschen Unterrichtes für gefährdete deutsche Kinder. Für diesen Zwe verwendete er im letzten Vereinsjahre über 6 Millionen Kronen, seit seinem achtjährige Bestande mehr als 30000000 Kronen. Neben dem Schulschutze wendet er in hervorrage der Weise dem Gebiet der Volksbildung seine Tätigkeit zu.

Er erhält aus eigenen Mitteln gegenwärtig 24 Schulen mit 34 Abteilungen, 92 Kinde gärten mit 98 Abteilungen und 4 Tagesheimstätten. Häuslicher Privatunterricht wird i 26 Orten erteilt und in 7 Orten unterstützt. Dazu kommen noch in mehr als 500 Fälle Unterstützungen für Bauherstellungen, Lehrmittel, Beiträge für Suppenanstalten, Weih nachtsbescherungen, Fortbildungs- und Familienschulen.

Während die Deutschen Landeskommissionen für Kinderschutz und Jugendfürsorge i erster Linie gegen alle Übelstände anzukämpfen haben, welche die Gesundheit unsere Kinder gefährden, und der Deutsche Kulturverband seine ganze Kraft entfalten muß, un den gefährdeten deutschen Kindern deutsche Bildung zu sichern, greifen die wirtschaf lichen Schutzvereine helfend ein, indem sie durch Aufbringung der Mittel die Ernährun und Bekleidung einer großen Anzahl dieser Kinder sichern.

Der Nordmährerbund erhält jährlich etwa 160 Waisenkinder und bekleidet jedes Jahr 6000 Kinde aus seinen Mitteln. Seit der Gründung der wirtschaftlichen Schutzvereine wurden für diese Zweck bereits mehrere Millionen Kronen verausgabt. Auch der Bund der Deutschen in Böhme erhält gegenwärtig 200 Kinder in 20 Kolonien. Durch die Aktion „Kinder aufs Land" der wir schaftlichen Schutzvereine werden jedes Jahr mehrere hundert Kinder während der Ferien un entgeltlich in gute Verpflegung auf dem Lande untergebracht. Durch den Nordmährerbun allein wurde einige Jahre bei 500 Kindern der Landaufenthalt gesichert.

Bei der Reichhaltigkeit des Arbeitsgebietes der wirtschaftlichen Schutzvereine ist es hie nur möglich, die wichtigsten Arbeiten zusammenzufassen. Da das Arbeitsgebiet und di Arbeit bei allen Bünden mehr oder weniger gleich ist, soll insbesonders die Tätigkeit de Bundes der Deutschen in Böhmen und Nordmähren als der beiden größten wirtschaf lichen Schutzvereine hervorgehoben werden.

1. Durch die Stellenvermittlung des Bundes wurden bisher rd. 30000 Lehrlinge, Gehilfe Angestellte und weibliche Hilfskräfte untergebracht und im letzten Vereinsjahr bei 200000 für diesen Zweck verausgabt. In Nordmähren nehmen jährlich 1300 bis 1500, in Schlesien 2 jugendliche Personen die Stellenvermittlung in Anspruch, und in den meisten Fällen kann ihn auch eine Stellung besorgt werden.

2. Durch die Schul- und Studienunterstützung wird jährlich hunderten befähigten Kinde armer Eltern eine höhere Bildung ermöglicht. Der Bund besitzt zwei eigene Schülerheime u gab bisher für diesen Zweck über 1 Million aus. Der Nordmährerbund gibt an 90 Studenten D lehen und an 113 Studenten jährlich bei 16000 Freitische in seiner neuen Studentenküche in S mütz. Auch in den anderen Mittelschulstädten Mährens wird ähnlich gearbeitet.

3. Eine der wichtigsten Arbeiten der wirtschaftlichen Schutzvereine ist der Bodenschutz. Die Rettu deutschen Besitzes wird erzielt durch Beseitigung der Ursache des Verkaufes, durch Beschaffu billiger Betriebsmittel und im Falle des Verkaufes durch rechtzeitige Sicherung eines fleißig und fähigen deutschen Käufers. Vor allem galt es, billige deutsche Geldanstalten ins Leben rufen. So verdankt die Kreditanstalt der Deutschen in Böhmen mit ihren 80 Zweiganstalten d Bunde, verdanken viele Raiffeisen-, Spar- und Vorschußkassen dem Nordmährerbund ihr Entsteh Eine weitere wichtige Arbeit für den Bodenschutz war die Erschließung des Verständnisses für i Genossenschaftswesen. Wenn heute das deutsche Gebiet in Böhmen, Mähren und Schlesien t einem dichten Netz von Genossenschaften überzogen ist, so ist dies in erster Linie der Arbeit wirtschaftlichen Schutzvereine zu danken. Eine besonders wichtige Gründung des Bundes ist Gründung des Zentralverbandes der Heimatschollen, der durch den Nordmährerbund auch nordmährisches Gebiet verpflanzt wurde. Seine Hauptaufgabe liegt in der Erhaltung und V

ittlung deutschen Grundes und Bodens und in der Gewährung von Zinsenbeiträgen. In Nord-ähren wurden durch den Bund im letzten Vereinsjahre 48 wichtige Besitze gerettet, 106000 K. urden für Bodenschutz an Spenden, Zinsenzuschüssen und Darlehen gewährt und außerdem bei eutschen Geldanstalten für 200000 K. Darlehen beschafft. Eine hervorragende Tat war auch e Erwerbung des St. Margaretenbades bei Prachatitz durch den Bund und die Schaffung des rholungsheimes in Winkelsdorf durch den Nordmährerbund, das im nächsten Frühjahr mit einem ostenaufwand von 1 Mill. K. fertiggestellt werden soll.

Wie für den Bodenschutz arbeiten die wirtschaftlichen Schutzvereine auch tatkräftig für die Gewerbeförderung, für den deutschen Arbeiter und die deutsche Industrie.

Deutschen Gehilfen wurden die Mittel vorgestreckt, um sich als Meister selbständig niederzulassen, ielen wurde der Ankauf eines eigenen Heimes ermöglicht, deutsche Gewerbetreibende, Ärzte, echtsanwälte und Beamte angesiedelt. Durch Veranstaltung von Warenschauen und Weihnachts-ärkten, durch große Feste, durch Vergebung der Lieferungen von Schuhen und Kleidern für die Waisenkinder wurde das deutsche Handwerk und der deutsche Handel belebt.

Weiterhin sei noch angeführt: Die Gründung von Haushaltungs- und Frauengewerbeschulen z. B. durch den Nordmährerbund in Zwittau, Mähr. Schönberg, Hohenstadt und Olmütz); die ründung der Gewerbeschule in Hohenstadt, die nach dem Umsturze von der Regierung nach Mähr.-chönberg verlegt wurde. Zur Kräftigung der wirtschaftlichen Lage wurden Obstbau- und Korb-echtschulen geschaffen und die Hunyaschuherzeugung in der Brodeker Sprachinsel eingeführt. Durch den Bund der Deutschen in Böhmen wurde in gleicher Art die Hausindustrie gefördert, essere Verkehrswege, Postverbindungen, Eisenbahnhaltestellen ins Leben gerufen, Sommerfrischen rschlossen und der Fremdenverkehr gefördert, wie es auch von anderen Verbänden geschah.

Als treuer Eckart erwiesen sich die wirtschaftlichen Schutzvereine, wenn die Heimat urch Hochwasserkatastrophen oder Feuersbrünste verheert wurde. Durch die eingeleiteten ilfssammlungen wurden Millionen Kronen aufgebracht (bei der Teßtal-Katastrophe in ähren durch den Nordmährerbund allein 2 Millionen) und wenigstens der ärgsten Not inhalt getan.

Es erübrigt nun noch, die Arbeit der wirtschaftlichen Schutzvereine auf dem Gebiete der Volksbildung zu streifen. Durch Vorträge, Heimatsabende, Erhaltung alter Volksbräuche nd Denkmäler, durch völkische Feste, Feier von Gedenktagen, Pflege der Musik, des Ge-anges, insbesondere des Volksliedes, durch Schaffung von Schaubühnen, durch Förderung es Turnens, der Ertüchtigungsbestrebungen, durch Gründung von Volksbüchereien mit Wanderkoffern, durch die Auflage eines völkischen Zeitweisers, ferner durch Errichtung nd Unterstützung von Redeschulen waren die Bünde bestrebt, das Wissen zu verbreiten nd das Gefühlsleben zu veredeln.

Die Schutzvereine sind bestrebt, zu allen Regungen der Volksseele Stellung zu nehmen, den neuen Gedanken, der dem Volke von Vorteil ist, auszubauen, überhaupt alles zu n, was die Widerstandskraft des Volkes stärken kann.

Durch zahlreiche Kurse für Tschechisch-Unterricht, Kurzschrift, Buchhaltung, für Kochen, Nähen, aushaltung, Einsieden u. dgl. wird der Jugend fast in allen Bezirken die Möglichkeit geboten, ch fortzubilden und sich das Rüstzeug für ihr späteres Fortkommen zu verschaffen.

Trotz der ungünstigen wirtschaftlichen Lage haben die 3½ Millionen Deutschen in der schechoslowakei in der letzten Zeit jährlich durch ihre Schutzvereine rund 20 Millionen ronen aufgebracht, was einer Volkssteuer von 6 K. für den Kopf entspricht. Der Wille, Opfer für den Volksbestand zu bringen, ist also vorhanden. Hart kämpfen die deut-chen Minderheiten um ihren Bestand, mühevoll ist die Kleinarbeit der Schutzvereine, arm-lig erscheinen die Mittel, die in zäher Kraft herausgeholt werden müssen: Wird einmal as ganze große deutsche Volk zur Erkenntnis kommen, daß es seine Minderheiten schützen uß, so ist der Sieg gewiß.

Die deutsche Presse in Böhmen

Von Fritz Haßold in Mies (Böhmen)

Die deutsche Presse Böhmens und des Sudetendeutschtums ist alten Ursprungs, reichhaltig und nach verschiedenen Gesichtspunkten gegliedert. Weltanschauliche, wirtschaftliche, parteipolitische, fachwissenschaftliche Gesichtspunkte bewirkten immer wieder Teilungen und Neugründungen im Pressewesen. Auch die landsmannschaftlichen und stammlichen Unterschiede führten zu Eigenentwicklungen. Begreiflicherweise spielt besonders seit dem Umsturz der Kampf mit der Presse und um sie eine nationalpolitische Rolle.

Die älteste deutsche Zeitung und die älteste Zeitung in der Tschechoslowakei überhaupt ist die „Preßburger Zeitung", die seit 1764 erscheint. Aber auch Prag hat alte deutsche Zeitungen; im Vorjahre feierte die liberale deutsche Zeitung „Bohemia" ihren hundertjährigen Bestand. Auf ein halbes Jahrhundert blickt das demokratische „Prager Tagblatt" zurück. Älter ist das nationale „Nordböhmische Tagblatt", das Blatt für das Sudetendeutschtum, gegründet 1854 in Bodenbach in Nordböhmen. Der liberale „Tagesbote", Tagblatt in Brünn, steht im 78. Jahrgange, die gleich eingestellte „Reichenberger Zeitung" ist 1860 gegründet.

Bei einem Überblick über die geschichtliche Stärkeentwicklung des deutschen im Verhältnis zum tschechischen Pressewesen in Böhmen ergibt sich folgendes Bild: In Böhmen Mähren und Schlesien erschienen im Jahre 1848 22 tschechische und 40 deutsche Zeitungen. Unleugbar ist die gewaltige Aufwärtsentwicklung des tschechischen Pressewesens seit dieser Zeit. Rund 30 Jahre später, im Jahre 1880, standen in den „historischen Ländern" (Böhmen Mähren, Schlesien) 167 deutschen Zeitungen bereits 155 tschechische gegenüber. Dann überholte das tschechische Zeitungswesen zahlenmäßig das deutsche, d. h. der verhältnismäßig noch immer beträchtlich hinter den Deutschen zurückgebliebene Kulturstand der tschechischen Bevölkerung machte weitere wesentliche Fortschritte; 1890 gab es 335 tschechische und 241 deutsche, 1914 1251 tschechische und 613 deutsche Zeitungen. Dieser Entwicklung machte der Ausbruch des Weltkrieges ein Ende. Der Krieg brachte für das Pressewesen beider Nationen einen sichtbaren Verfall, so daß 1918 nur noch 1097 tschechische und 526 deutsche Druckschriften erschienen. In den 4 Jahren des Krieges waren also 15 tschechische und 87 deutsche Zeitungen und Zeitschriften eingegangen. Nach dem Kriegsende setzte aber die Vorwärtsentwicklung wieder ein und führte zu bedeutenden tschechischen und deutschen Neugründungen. In Prag entstanden nach dem Umsturz nicht weniger als vier neue tschechische und zwei neue deutsche Tageszeitungen. Eine Neuerung im sudetendeutschen Zeitungswesen stellt dabei eine Tageszeitung dar, die mit Unterstützung von tschechischen Regierungsgeldern herauskommt und das In- und Ausland im tschechischen Sinne zu beeinflussen sucht. Das eine der Prager neuen deutschen Blätter ist die „Deutsche Presse", politisches Parteiorgan der Deutschen Christlichsozialen Volkspartei, die deutsch geschriebene tschechische Regierungszeitung ist das reich ausgestattete, mit illustrierten Beilagen versehene Tagblatt „Prager Presse", besonders für die kostenlose Verbreitung in Deutschland und Österreich bestimmt, wo es auf allen deutschen Bahnhöfen und Kaffeehäusern viel sicherer anzutreffen ist als eine deutsche Zeitung. Ihren Sitz aus der Provinz nach Prag verlegt haben die deutschen Tagblätter „Deutsche Landpost", Hauptorgan der politischen Agrarpartei „Bund der Landwirte", und „Sozialdemokrat", Parteiorgan der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Das überall zum Ausdruck kommende Kräfteverhältnis der beiden Volksstämme des Landes spiegelt sich auch im Stärkeverhältnis der Journalisten in der Tschechoslowakei wider. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig 1240; davon sind 700 tschechisch und slowakisch, 440 deutsch und 80 ungarisch.

Die bedeutendste Gründung der Nachkriegszeit im deutschen Pressewesen Böhmens ist, angeschlossen an das alte „Nordböhmische Tagblatt", die „Sudetendeutsche Tag-

zeitung", in Tetschen in Nordböhmen erscheinend, mit Schriftleitungen in Tetschen und in Prag, heute im 6. Jahrgang: eine umfassende große völkische Tageszeitung.

Die Entwicklung des deutschen Pressewesens in der Tschechoslowakei wird von den Tschechen mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. In der tschechischen Zeitschrift „Nove Čechy" veröffentlicht Dr. Frank neuberechnete Daten über die deutsche Tagespresse in der Tschechoslowakei. Die Deutschen geben 175 politische Zeitungen heraus, und zwar 61 Tagblätter und 114 andere Zeitungen. Von diesen Zeitungen erscheinen in der Woche 13mal 2 Blätter, 12mal 3. Die national eingestellte Presse ist in der Überzahl. Die Wochenauflage der 175 deutschen Blätter beträgt 5605000 Stück. Auch in politischer Hinsicht ist das sudetendeutsche Zeitungswesen reichhaltig gegliedert. So erscheinen:

Deutschnationale Zeitungen (über den Parteien stehend, antisemitisch) 43; Deutschfreiheitlich (über den Parteien stehend, meist farblos, nicht antisemitisch) 32; Parteizeitungen: Deutsche Nationalpartei 5, Alldeutsche Volkspartei 1, Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei 6, Christlichsoziale Volkspartei 15, Bund der Landwirte 12, Deutsche Gewerbepartei 4, Deutschdemokratische Freiheitspartei 16, Jüdisch 7, Sozialdemokratisch 22, Kommunistisch 5. (Schollich, Deutschnationaler Zeitweiser.)

Die Hauptblätter der politischen Parteien sind: Deutsche Nationalpartei: „Nordböhmisches Tagblatt", Tetschen, „Deutsche Volkszeitung", Brüx. Nationalsozialisten: „Der Tag", Tagblatt, Aussig. Christlichsoziale: „Deutsche Presse", Prag. Bund der Landwirte: „Deutsche Landpost", Prag. Gewerbepartei: „Deutsches Gewerbe", Böhm.-Leipa. Deutschdemokraten: „Bohemia", Prag. Sozialdemokraten: „Sozialdemokrat", Prag. Kommunisten: „Vorwärts", Reichenberg.

Ein Kapitel für sich sind die in deutscher Sprache herausgegebenen, im tschechischen Sinne arbeitenden, von der Regierung gestützten Blätter. Sie erscheinen (außer der schon besprochenen „Prager Presse") hauptsächlich im „Wolfsverlag" in Saaz. In diesem Verlage erscheinen, für das ganze Staatsgebiet berechnet, über 20 derartige Zeitungen, mit denen der Kampf gegen das deutsche Volkstum geführt wird.

Der völkische Selbstschutzverein im Pressewesen der Sudetendeutschen, auch der Grundstock für die „Völkische Pressebewegung", eine Aufklärungs- und Abwehrbewegung, ist der „Sudetendeutsche Preßverein" (Sitz der Hauptleitung Prag II, Krakauergasse 16/I); an ihn angeschlossen ist die G. m. b. H. „Deutsche Druckerei" und die Gönner- und Spendergemeinschaft der Pressebewegung, die „Deutscharische Tausendschaft". Diese Einrichtungen sollen die völkischen Kräfte im sudetendeutschen Pressewesen zusammenfassen.

Noch ein Wort über das sudetendeutsche Pressewesen auf der „Pressa" in Köln a. Rh. Daß die tschechisch-staatliche Beteiligung an der Pressa die Gelegenheit zur Propaganda benützen und das deutsche Zeitungswesen höchstens notgedrungen und so stiefmütterlich wie möglich behandeln würde, war selbstverständlich. Der Versuch des selbständigen Ausstellens im Pavillon fürs Auslanddeutschtum, woran ein eigenes deutsches Komitee in Prag arbeitete, scheiterte wegen Mangels an Geldmitteln, da eine staatliche Unterstützung nicht zu erreichen war und der Plan auch in Deutschland zu wenig Förderung fand. So gab die tschechische Abteilung auf der Pressa in Köln ein ausgesprochen falsches, ja irreführendes Bild. Teile der deutschen Hochschulen von Prag, besonders die „Deutsche Studentenfürsorge" Prag versuchten aber trotzdem noch die Beteiligung und lieferten auch rechtzeitig das entsprechende Ausstellungsmaterial nach Köln. Nur konnte man es in der Abteilung „Akademiker und Presse" ebenso vergeblich suchen wie in der Abteilung für das Auslanddeutschtum. Es wurde liegen gelassen und überhaupt nicht ausgestellt!

Die Presse aller deutschen Volksteile, die heute nicht im geschlossenen deutschen Vaterlande leben dürfen, hat die heilige Aufgabe, den Zusammenhang mit dem gesamtdeutschen Volke in Europa und in der Welt aufrechtzuerhalten. Was das Schicksal und eine harte Geschichte uns derzeit verweigern, das soll sie auf geistigem Gebiete täglich neu erkämpfen: Die deutsche Kulturgemeinschaft, soweit die deutsche Sprachgemeinschaft reicht.

Das Schrifttum

Von Karl Eßl in Aussig

Über die Dichtung der ersten in den Sudetenländern ansässigen germanischen Stämme ist so wenig bekannt wie über die der Germanen Mittel- und Norddeutschlands. Erst mit dem Wiedererstarken des Deutschtums nach der Neubesiedelung, die zur Zeit der Blüte der mittelhochdeutschen Dichtung in ihren Anfängen stand, erwacht das sudetendeutsche Schrifttum; es sind zunächst Landfremde zu nennen: Reinmar von Zweter weilt von 1235—1241 am Hofe Wenzels I., Meister Sigeher, der Tiroler Friedrich von Sonnenburg, der sagenhafte Tannhäuser und andere Dichter kommen in das Land. Am Hofe Ottokars II. lebt Ulrich von dem Türlin, wahrscheinlich aus Kärnten stammend, ein Schüler Wolframs, nach dessen Andeutungen er seinen „Willehalm" ausführt, das höfische Ritterepos in Böhmen einführend. Sein Schüler Ulrich von Eschenbach, ein Mitteldeutscher, der erste einheimische deutsche Dichter, knüpft mit seiner „Alexandreis" an die antiken Bestrebungen Thüringens an, zeigt sich in seinem „Wilhelm von Wenden" im Banne Wolframs; ihm ist vielleicht der Herzog Ernst D. zuzuschreiben. Seine Werke, ins Tschechische übersetzt, vermitteln dem tschechischen Adel den neuen Geist. Wolframs Schule zeigt sich auch bei Heinrich von Freiberg, der in Böhmen geboren oder in jungen Jahren eingewandert ist; als Fortsetzer des Tristan in einem der besten Werke der Epigonenzeit gehört er aber auch zu Gottfried. Auch kleinere Werke zeigen ihn als hochstehenden Sprach- und Verskünstler. König Wenzel II. (1278—1305) hat selbst höfische Lieder in deutscher Sprache gedichtet. So ist nicht nur der Anschluß an das gemeindeutsche Schrifttum, sondern in dessen Rahmen sind auch Höchstleistungen erreicht.

Wie in Deutschland bringen auch in Böhmen die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters keine große Dichtung; unter dem Luxemburger Karl IV. erhält Böhmen jedoch andere Bedeutung: Mit der Prager Hochschule wird der Mittelpunkt des geistigen und wissenschaftlichen Lebens für Deutschland und den Osten Europas geschaffen. In Böhmen findet der Humanismus zunächst seinen Eingang (Petrarca, Rienzo, Johann von Neumarkt), es ist der sogenannte böhmische Frühhumanismus; von der kaiserlichen Kanzlei zu Prag geht die Einigung zur neuhochdeutschen Gemeinsprache aus. Und im Jahre 1400 entsteht eine Höchstleistung, das gesamte Schrifttum der Zeit überragend, der Ackermann aus Böhmen, bedeutend auch, weil vier Lebenskreise sich darin schneiden: ritterliches Wesen und höfische Dichtung, mittelalterliche, kirchenlateinische Schulbildung, Humanismus und englisch-deutsche Beziehungen.

Mit dem Übergang des Kaisertums an die Habsburger ändert sich die Kulturlage: Böhmen wird in den bayerischen Kulturkreis mit Wien als Mittelpunkt einbezogen. Als letzter aus der luxemburgischen Zeit erscheint der sich als Deutschen bekennende bedeutende Humanist Bohuslaw von Lobkowitz-Hassenstein. Dann setzen die Beziehungen zu Wien ein, humanistische Strebungen fließen über Mähren zu, wo die Bischofsstadt Olmütz besondere Bedeutung erhält und Humanisten beherbergt; aber auch Südböhmen, der Bereich der Rosenberger, neigt Wien zu. Es sind Namen zu nennen, die durch R. Wolkan in seiner „Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts" der unverdienten Vergessenheit entrissen worden sind. Das Egerland tut sich besonders hervor: Paulus Niavis (Schneevogel) ist von da, einer der bedeutendsten Humanisten des ausgehenden 15. Jahrhunderts, Schulmann und Schriftsteller, dann der poeta laureatus Kaspar Brusch, ein unstet Wandernder, der das Gelegenheitsgedicht zu ansehnlicher Kunst erhob. Eger ist auch eine Pflegestätte kirchlichen Spieles und das Egerer Fronleichnamsspiel, das erste deutsche Schauspiel aus Böhmen, wird Quelle für geistliche Spiele anderer

Landschaften. Ein Egerländer ist Klemens Stephani, einer der besten Dramatiker des 16. Jahrhunderts, der auch den Jedermann-Stoff in seiner Geistlichen Aktion behandelt hat. Zu den kleineren gehört der Schlackenwerther Hauptmann Georg Fleißner, dessen „Ritterorden des Podagrischen Fluß" Jakob Ayrer und Jakob Balde als Quelle gedient hat. Und das Erzgebirge, dessen Schätze eben gehoben wurden: Joachimsthal, 1516 gegründet, wird der Mittelpunkt auf der böhmischen Seite. Georg Agricola hat hier als Stadtarzt gewirkt; ein bahnbrechender Vertreter des evangelischen Kirchenliedes, Nikolaus Herman, ist Joachimsthaler Kantor; Johannes Mathesius, einer der bedeutendsten evangelischen Prediger und der erste Luther-Biograph, ist Pfarrer und geistiger Führer der Stadt. Schuldramen werden gespielt und Bergleute führen Weihnachtsspiele auf. Die deutschen Anhänger der böhmischen Brüder finden einen Führer und Liederdichter in Michael Weiße, der von Luther, der elf Lieder Weißes in seine Gesangbücher aufnahm, als trefflicher deutscher Poet gerühmt wird. In der Brüderbewegung sieht Nadler einen Fortschritt im ostdeutschen Vorgange, als den er die Romantik auffaßt, und sie ist ihm daher geistesgeschichtlich besonders bedeutend.

Aus dem 17. Jahrhundert ragen unter vielen, von denen Martin Christenius aus Jägerndorf als einer der besten Freunde Flemings, geistliche Liederdichter wie der Joachimstaler Erasmus Winter, der Zittauer Schulmann Georg Keimann aus St. Pankraz, der Dramendichter Georg Lani aus Tepla in der Slowakei, zuletzt an der Leipziger Nikolaischule wirkend, genannt seien, zwei in Nürnberg Tätige hervor: Sigmund von Birken, der Pegnitzschäfer, stammt aus Wildenstein bei Eger, das Geschlecht, dem Georg Philipp Harsdörfer angehört, stammt aus Kuttenberg oder Pilsen, so daß Nadler die Pegnitzschäfer als die außerböhmische Literatur Böhmens erklärt.

Im 18. Jahrhundert bringt die Einführung des Deutschen an Stelle des Lateinischen als Vortragssprache an der Hochschule in seinem letzten Viertel neues Leben. Der Hochschullehrer Karl Seibt, selbst Dramatiker, macht Schule, August Gottlieb Meißners Schriften werden beifällig aufgenommen, Christian Heinrich Spieß schreibt in Prag seine Räuberromane und gewinnt Nachfolge, in Prag und in Brünn wird das Schauspiel gepflegt, am 21. April 1783 wird das Prager Landestheater eröffnet, dem Mozart nahesteht.

Wichtig ist der Beginn des 19. Jahrhunderts: Goethe weilt in den böhmischen Bädern und knüpft Beziehungen an. Sebastian Grüners volkskundliche Bestrebungen fördert er durch seine Teilnahme; der Tepler Prämonstratenser Stanislaus Zauper, in dem ihm der Kulturkreis der geistlichen Orden des bayerischen Stammes begegnet, veröffentlicht Studien über Goethes Werke; der Graf Kaspar von Sternberg wird Goethes Vermittler mit der tschechischen Literatur, auf die Goethe (mit Herder) ebenso einwirkte wie auf die deutsch-böhmische. Die Folgen gehören mehr in die Geschichte, wie Josef Pfitzner „Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis zum Jahre 1848" (Augsburg 1926) sie dargestellt hat. Auch die Romantiker treten in Beziehungen zu Böhmen und kommen durch das Land. In Prag herrscht reges Leben. A. W. Gerle, Verfasser damals vielgelesener Romane, häufig gespielter Theaterstücke, geschichtlicher Arbeiten und Sammler von „Volksmärchen der Böhmen", von Tieck unterstützt, wird Führer und Berater der Jüngeren, zu denen Ebert, Marsano, Herloßsohn, Rudolf Glaser gehören. Der bedeutendste ist Karl Egon Ebert, ein entschiedener Anhänger der Klassik, erst deutsche Geschichts- und Sagenstoffe behandelnd, dann zur tschechischen Stoffwelt hinneigend, aus der „Wlasta" als sein bedeutendstes Werk aufsteigt, trotzdem rückhaltlos sich zum Deutschtum bekennend, später mehr dem Drama und der Idylle zugewandt. Rudolf Glaser begründet die Zeitschrift „Ost und West", die den Westen über die aufstrebende Literatur des slawischen Ostens unterrichten sollte; die bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands werden als Mitarbeiter gewonnen, die Jungen aus der Heimat sorglich betreut. Ein gedankenreicher und formsicherer Lyriker ist Justus Frey (Andreas Ludwig Feitteles), der dem klassischen Kunstideale folgte.

Die jüngere Generation wird von der jungdeutschen Bewegung ergriffen. Von Leipzig aus, der Zuflucht der freiheitlichen Österreicher des Vormärz, wirkt Karl Herloßsohn, Herausgeber und politischer Dichter, der Prager Jude Ignaz Kuranda, Gründer des „Grenzboten", Franz Schuselka, der großdeutsche Politiker. In Wien wirkt Ludwig August Frankl, einem alten jüdischen Geschlecht in einer tschechischen Stadt entstammend, sich zum Deutschtum bekennend und für 1848 viel bedeutend. Moritz Hartmann, in dem Judentum, Slawentum, Deutschtum rangen, bis das letzte siegte, ist durch seinen Anteil an 1848 bedeutender als durch seine Dichtung. Alfred Meißner, in den Sturm des Vormärz gerissen, bis zum Jahre 1848 der tschechischen Vergangenheit zugewandt, Verfasser des „Ziška", eines Epos in der Art von Lenaus Albigensern, Westeuropa durchwandernd, zeigt in Dichtungen, besonders Romanen, Begabung, geht aber die unheilvolle Verbindung mit Hedrich ein, die ihn in den Tod treibt. Ein nationaler Zwitter aus gemischter Ehe ist Uffo Horn, nicht ohne Talent, aber ehrgeizig, sich von Werk zu Werk stürzend; am besten gelingen ihm Heimaterzählungen aus dem Riesengebirge.

Die Heimat vertrat nicht nur politisch in Frankfurt der Böhmerwäldler Josef Rank, sondern auch in Erzählungen und volkskundlichen Bildern aus dem Böhmerwald. Ihm steht der reine Dichter, der größte des Landes, zur Seite: Adalbert Stifter; war er kein Volksführer im Sinne seiner Tage, so ist er heute ein Wegweiser, weil in seinen Werken „bis zur letzten Folge das alles als wirkliches Leben entwickelt und dargestellt wird, was dem modernen Menschen mehr oder weniger fehlt: Treue, Ordnung, Besonnenheit, Konsequenz, Takt, Würde, Selbstachtung, Ehrlichkeit, Unschuld, Reinheit". Der Böhmerwald bleibt fortan in der Literatur vertreten (Johann Peter, Anton Schott, Josef Gangl); hier gebürtig ist der in Wien wirkende Kulturpolitiker Richard von Kralik. Über den üblichen Heimatsroman erhebt sich Hans Watzlik; Heimatstoffe mit Freude am Gewaltigen, am neuen Klang in ernstem Kunstringen gestaltend, geht er über die Wende von „Schloß Weltfern", Schranken überwindend, zu weiterer Entwicklung. Ihm gesellt sich vielversprechend Karl Franz Leppa.

Neben Stifter steht, als größter Dichter Mährens, Karl Postl (Charles Sealsfield), der lange Jahre in Amerika gelebt hat. Das Ziel „dem geschichtlichen Roman jene höhere Betonung zu geben, durch welche derselbe wohltätiger auf die Bildung des Zeitalters einwirken könne", hat er erreicht, indem er in seinen Werken den Grundsatz vom freien Volk in einem freien Staat verkörpert. Aus Mähren stammt die größte Dichterin, Marie von Ebner-Eschenbach, deren Stellung in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts neben den großen Realisten fest begründet ist. Nach ihr seien genannt: Ossip Schubin (Lola Kirschner), die ihr in sehr gemessenem Abstand folgt; Berta von Suttner, weltberühmt durch „Die Waffen nieder".

Aus Mähren stammt Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann), mit gedankenbeladenen Gedichten und bedeutend als Populärphilosoph mit seinem Weltanschauungsbuch „Der grundlose Optimismus". Über das Drama fand der mährische Jude Jakob Julius David den Weg zur Erzählung, in der er Wien und die mährische Heimat nach der trüben und düsteren Seite, aber wahrhaft darstellt.

Ganz anders war die Wirkung Wiens auf den Brünner Richard von Schaukal, einen Formkünstler von erlesenster Haltung und Kultur. Wie Mähren und Schlesien nach Wien neigte, zeigt Walter von Molo, der nun eine neue Entwicklung beginnt, mit Dramen und Romanen; Hans Müller, der vielgewandte, Robert Hohlbaum, liebenswürdig erzählend, aber auch durch Grauen und Schrecken führend, mit feinem Sinn in die Vergangenheit sich einfühlend, an die Größe und Zukunft des deutschen Volkes glaubend.

Als Offizier mehr nach Wien gerichtet, begann Karl Franz Ginzkey, väterlicherseits aus Nordböhmen stammend, ein feinsinniger Lyriker, Erzähler von feiner Darstellungskraft mit nachschwingender, eindringlicher Wirkung. Nicht nur durch den ursprünglichen Ver-

steht ihm Robert Michel nahe, der von stimmungsvollen Novellen, zart und warm, gut und menschlich fühlenden Büchern vor und nach dem Kriege zu Gehalt und stilsicherer Kunst im Roman gelangt. In Schlesien heimisch wurde der in Wien geborene Emil Hadina, an Dichterbiographien in Romanform sich entwickelnd.

Der Heimatroman erschließt überall neue Gebiete. Als Dramatiker und mit Romanen sei genannt der Saazer Ferdinand Bernt, der Komotauer Viktor Fleischer. Die Heimatbewegung, die in Emil Lehmann einen Führer fand, setzt in verschiedener Form ein. In allen Landschaften erblüht die Mundartdichtung. Aus dem Isergebirge kommt Gustav Leutelt, ein an Stifter geschulter Prosakünstler, der Land und Leute seiner Heimat ins Schrifttum einführt, gemeindeutsche Geltung verdienend.

Das Egerland brachte in Nikolaus Krauß einen Naturalisten hervor, in dessen Romanen die sozialen Probleme von der Heimatliebe überstrahlt werden. Rudolf Haas aus Mies führt am liebsten ins weitere und engere Egerland, von den Triebl-Romanen bis zu den politischen, von Heimatliebe durchglühten, ein gewandter Erzähler mit größtem Leserkreis. Johannes Thummerer aus Marienbad, in Lyrik und Roman nach reiner Form strebend, hat die Vollendung nicht erlebt. Gemeindeutsche Höchstleistung bringt Erwin Guido Kolbenheyer, mütterlicherseits Egerländer, vom Vater her Karpathendeutscher, in seiner zur Paracelsus-Trilogie sich auftürmenden historischen Reihe, die zum Wesenhaften, zum deutschen, zum menschheitlichen Typus vordringt, während die moderne Romanreihe der Vollendung entgegengeht.

Nach Prag gerichtet mit seinen Studentenromanen ist der Iglauer Karl Hans Strobl, ein gewandtes, in die Breite wirkendes Talent. Und Prag, wo Deutschtum, Slawentum und Judentum sich schneiden, hat eine Kultur für sich. Fritz Mauthner ist aus Prag hervorgegangen. Hier wirkt Friedrich Adler, Übersetzer, anmutiger Lyriker, feiner Satiriker und geistreicher Lustspieldichter, und Hugo Salus, auf früh erreichtem Punkt der Wort- und Formkunst in Lyrik und Novelle verharrend. Von vielen seien Emil Faktor, Oskar Wiener, Paul Leppin genannt. Aus Prag abzuleiten ist Rainer Maria Rilke. Ihm nahe steht Hedda Sauer, deren gepflegte Kunst sich zu immer größerer Feinheit und Tiefe entwickelt. Während die sudetendeutschen Dichter, die vom Rande herkommen, von Heimat und Volkstum ihre Richtung erhalten, rückt Prag, dessen Literatur nicht minder in der Stadt begründet ist, mitten in das großstädtische Literatentum, das nach europäischer Geltung strebt. Mit dem in Prag begründeten Zusammenprall von Deutschtum, Slawentum und Judentum hat Max Brod sich auseinandergesetzt, neu als Lyriker, leider nur geschickter Macher von Theaterstücken, doch als Erzähler grüblerisch, klug, geistreich und seelenkundig, im historischen Roman bedeutend. Er ist der Anwalt Franz Kafkas, von dem zu Lebzeiten nur kleine, musterhafte Erzählungen erschienen sind, während der Nachlaß umfangreiche Werke offenbarte, die mit einfacher, klarer Form höchsten ethischen Zielen zustreben. Ein neues Menschentum verkündet Franz Werfel, Bahnbrecher in der Lyrik, zum Drama und Roman sich wendend, mit den späteren Werken über den Expressionismus hinauswachsend. Einen neuen Menschen, der nicht Charakter, sondern Seele ist, will die von Paul Kornfeld in romantisch-expressionistischen Dramen und Erzählungen verkündete Ethik herbeiführen.

Zum Schluß sei noch der Deutschkunde gedacht. In Prag wirkte August Sauer, als Kulturpolitiker die Sudetendeutschen von Wien auf Prag einstellend, in der Erforschung des sudetendeutschen Schrifttums führend (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen), die Literaturgeschichtsbetrachtung begründend, die in Josef Nadlers Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften wissenschaftlich und künstlerisch ein Werk von überragender Größe besitzt. Adolf Hauffen, ein Altmeister der Volkskunde, hat die volkskundliche Erforschung des Sudetenraumes eingerichtet. Erich Gierach, Herausgeber der Sudetendeutschen Lebensbilder, sammelt die Kräfte zur Erforschung des Sudetendeutschtums.

Die Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste

Von Marie Kaulfersch in Prag

Die Tätigkeit der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag, der Akademie des Sudetendeutschtums, erhält ihr besonderes Gepräge durch ihre bodenständige Einstellung. Ihre Stellung als Grenzlandakademie macht die Pflege der heimischen deutschen Kultur zu ihrer vornehmsten Aufgabe. Dies kommt auch in ihren Veröffentlichungen zum Ausdruck.

Die älteste der von ihr herausgegebenen Reihen ist die „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen", seit 1925 auch auf „Mähren und Schlesien" erweitert, deren 1. Band 1894 erschien. Ihre Herausgabe ist das Verdienst August Sauers, der sie durch 32 Jahre, bis zu seinem Tode, geleitet hat. Diese Reihe soll die bedeutendsten Werke der Sudetendeutschen auf dem Gebiete der Literatur seit dem 16. Jahrhundert in gereinigten und erläuterten Texten vereinigen. Bisher sind 40 Bände erschienen, u. a. die vierbändige Ausgabe der ausgewählten Werke des Lutherapostels Johannes Mathesius und die kritische Ausgabe sämtlicher Werke Adalbert Stifters; diese bildet den Mittelpunkt der Sammlung. An ihrer Fortsetzung wird gearbeitet.

Im Anschluß an die 1894 von Adolf Hauffen im Auftrage der Gesellschaft durchgeführte, planmäßige Sammlung aller deutschen Volksüberlieferungen Böhmens gibt sie seit 1896 die „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde" heraus, die seit 1925 als „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde" erscheinen. Sie werden jetzt von Adolf Hauffen und Gustav Jungbauer geleitet. Diese Sammlung umfaßt bisher in 17 Bänden 23 Einzelabhandlungen aus fast allen Zweigen der heimischen deutschen Volkskunde.

Der kunstgeschichtlichen Erforschung Böhmens dienen zwei Reihen: Die „Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens" seit 1895, bisher sechs reich ausgestattete Tafelbände, behandeln wichtige Abschnitte aus der alten Kunstentwicklung des Landes. Außerdem gibt die Gesellschaft jetzt noch gemeinsam mit der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste die „Topographie der historischen und Kunstdenkmäler Böhmens" heraus, von der in diesem Jahre der 43. Band, der erste von der Gesellschaft bearbeitete: Bezirk Elbogen von A. Gnirs, erschienen ist.

Die Historische Kommission der Gesellschaft gibt seit 1922 die Reihe der „Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte" heraus, in der Abhandlungen zur böhmischen wie zur allgemeinen Geschichte erscheinen. Der letzte, in diesem Jahr erschienene 4. Band brachte eine ausführliche Darstellung des Kirchenpatronates in Böhmen von Schlenz.

Die jüngste Veröffentlichung im Auftrage der Gesellschaft sind die von Erich Gierach geleiteten „Sudetendeutschen Lebensbilder", eine großangelegte sudetendeutsche Biographie, von der 1926 der 1. Band erschienen ist; der 2. steht unmittelbar vor der Ausgabe.

Von Einzelwerken, die im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben wurden, seien genannt: Das große, dreibändige Werk: Der nationale Besitzstand in Böhmen von Heinrich Rauchberg mit Sprachenkarte von Böhmen, auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung von 1900; ferner die im Auftrage der Gesellschaft bearbeitete große Geologische Spezialkarte des Böhmischen Mittelgebirges und die groß angelegte naturwissenschaftliche Monographie des Großteiches bei Hirschberg in Böhmen.

Außer diesen wissenschaftlichen Veröffentlichungen hat die Gesellschaft durch 17 Jahre, von 1901—1917/18 unter dem Namen „Deutsche Arbeit, Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen" unter der Leitung August Sauers eine für weitere Kreise bestimmte, vornehme, reichillustrierte deutschböhmische Kulturzeitschrift herausgegeben. Sie war namentlich für die jungen Künstler und Schriftsteller von Wichtigkeit

a sie auch noch unbekannten heimischen Talenten den Weg in die Öffentlichkeit ermöglichte. Gegenwärtig unterstützt die Gesellschaft aus diesem Grunde die von anderer Seite herausgegebene neue Zeitschrift für sudetendeutsche Kunst und Dichtung „Witiko".

Damit ist bereits das Gebiet der von der Gesellschaft unterstützten Veröffentlichungen berührt. Denn neben den genannten, in ihrem Auftrage herausgegebenen Veröffentlichungen, für die Ständige Kommissionen eingesetzt sind, hat sie im Laufe ihres nahezu 20jährigen Bestandes auch viele Forschungen einzelner Gelehrter gefördert, ihre Veröffentlichung durch Druckkostenbeiträge ermöglicht. Mehr als 400, zum Teil grundlegende Werke, die alle Wissenschaften umfassen, wurden so veröffentlicht.

Die vorstehende Darstellung bietet nur einen kurzen Überblick über die Veröffentlichungen der Gesellschaft, die wiederum nur einen Bruchteil ihres Wirkens darstellen. Genaueren Aufschluß geben die Rechenschaftsberichte, die alljährlich im Druck erscheinen.

Die bildende Kunst

Von Otto Kletzl in Prag

Die böhmischen Länder sind stets eine wichtige Provinz deutscher Kultur gewesen. Nicht nur, weil sie seit dem 12. Jahrhundert großenteils durch Bauern, Bürger und Mönche wieder zu einer deutschen Heimat gemacht wurden; aus dem Kreise alt- und neudeutscher Stämme, die um das böhmische Massiv gelagert sind, wirkten künstlerische Anregungen auch zu jenen Zeiten stark bis in die rein slawischen Kernlandschaften herein, in denen das Deutschtum im Lande selbst zurückgedrängt war. Großdeutsch gesehen, stellt sich diese dauernde Krafthingabe auch insofern als schöpferische Leistung dar, als sie das Entstehen und Wachsen einer „böhmischen Kultur" ermöglichte, die stets als Ergebnis der Wirksamkeit von Kulturkreisen des Westens und des Ostens erscheint.

Aus zahlreichen Gräberfunden sind wir über die künstlerischen Fähigkeiten der Markomannen und Quaden unterrichtet, die bis ins 6. Jahrhundert den ganzen Raum besiedeln; selbst Ptolemäus war die Heimat der Quaden als Sitz einer bedeutenden Eisenindustrie bekannt. Die Wege, auf denen dann das Christentum in das Land der böhmischen Slawen eindrang, sind durch das ganze frühe Mittelalter die Einbruchstraßen westlicher Kultur und Kunst geblieben. Von Regensburg aus, wo der hl. Wenzel die Anregung zum Bau der ersten Veitskirche des Landes erhält, die als ein Rundbau im Lande zahlreiche Nachahmung fand, von Mainz, dessen Erzbistum 973 der Sachse Dietmar als der erste Bischof in Prag unterstellt wird, von Passau aus, dem sich die ganze Ostmark des Südens zuordnet, dringen die Kenntnisse des Steinbaus ein, kommen mit Meßbuch, Gewand und kirchlichem Gerät die Kunstgaben des Westens und Südens in das Land. Die Einflüsse von Byzanz, denen Mähren noch zugänglich war, versiegten bald durch den Widerstand deutscher Diözesen. Von Süddeutschland aus erfolgen denn auch die ersten Klostergründungen. Die Benediktiner siedeln sich am Hradschin und in Břewnow nächst Prag an, in Kladrau entsteht, über Zwiefalten eingeleitet, der Bauschule Hirsaus ein neues Denkmal. Um 1150 vollendet Meister Wernher das Kloster St. Georg nächst der Königsburg in schönerer Gestalt, in der auch das sächsische Gernrode neu abgewandelt wird. Noch entschiedenere Träger deutschen Einflusses sind die Zisterzienser; noch 1348 muß Karl IV., gewiß kein Kind der Deutschen, ihren Generalabt in Citeaux ersuchen, auch Landeskindern den Eintritt in den Orden zu ermöglichen. Von Waldsassen aus waren Sedletz und Ossegg gegründet worden, auch die ersten Siedler auf Plaß und Pomuk kamen von Franken. Goldenkron, die Stiftung eines siegreichen Königs, ward ebenso wie Hohenfurt von der österreichischen Mark aus besetzt, und selbst aus dem jungen deutschen Land Schlesien ziehen

die ersten Nonnen nach Tischnowitz. In Saar, Münchengrätz, Königsaal, Skalitz u
Heiligenfeld entstanden dem Orden Tochtersiedlungen, stets auch als Quellpunkte deutsch
Kunstübung wirkend. So hatte die erste Bibel Saars die kunstreiche Hand Bruder Rudge
aus Ossegg geschmückt, und seine erste Kirche erhob sich unter der fachgerechten Leitung d
Pomuker Abtes Friedrich. Aus der Eifel kamen jene Prämonstratenser, die 1141 das ba
als „Mons Sion" gerühmte Strahow im Angesichte des Prager Burgberges begründete
Westdeutsche Buchkunst kam durch das reiche Evangeliar ins Land, das sie von Steinfe
mitbrachten. Zu Doxan und Tepl hat auch dieser Orden in Krypta und Doppeltürm
binnendeutsche Anregungen neu mitgeteilt, deren Ausgangspunkt Magdeburg ist. Nic
allein in Mühlhausen, Kanitz, Bruck und Selau schufen die bergbeherrschenden Anlagen d
Prämonstratenser dem Lande eine neue Baukunst. Als Denkmal ausgereift romanische
Stiles bewundern wir die einen Kuppelgedanken kühn verwirklichende Abtei von Trebitsc
deren reiches Portal nur durch die „Himmelspforte" zu Tischnowitz übertroffen wir
Neben so edlen Blüten deutsch-přzemyslidischer Kultur in Böhmen, die auch aus de
feingegliederten Kapitälen des Prager Agneskloster zu uns spricht, erhielten sich Tei
der Hohenstaufenpfalz zu Eger, die als Tochterbau Gernrodes besonders in ihrer Doppe
kapelle den Formwillen der Zeit zu ritterlichem Adel ausreifen ließ. Selbst von Reste
fürstlicher Burgen, wie der des Herzogs von Olmütz, ist die Herkunft der Meister von Gel
hausen und Magdeburg deutlich abzulesen. Ähnliches gilt von Znaim, wo in monumental
Wandmalerei der Fürstengeschichte des Landes ein Denkmal gesetzt wird. Noch unter de
Přzemysliden fand die Frühgotik nach Böhmen, für die aber nur in den ersten Jahren de
14. Jahrhunderts Frankreichs Formenwelt wichtiger wird als die Deutschlands. Nic
allein mittelhochdeutsche Dichtung erstarkte ja an einem der gastlichsten Fürstenhöfe Europ
neu. In Prag wirkten auch Meister Gottfried als Hofgoldschmied, und Gunther v
Elbogens kunstreiche Helme trugen die ersten Ritter des Landes. Was Wunder, daß 13
die ersten Satzungen der Goldschmiede, 1328 jene der Plattner in der Hauptstadt deut
verzeichnet werden. Die planmäßige Siedlungspolitik der Könige, des Adels und d
Klöster läßt die deutsche Kunst rasch erstarken, die von nun an in dem nach deutsche
Recht lebenden Bürger einen neuen Schutzherrn gewinnt. Die neue Stadt selber entste
mit übergroßem, klar gegliedertem Markt, laubenüberwölbten Marktgassen und wel
hafter Umwallung, und dauert als Zeugnis ostdeutscher Kultur selbst dort noch, wo
Innern des Landes die einst deutsche Bürgerinsel längst verschwunden ist. Schon
13. Jahrhundert treten uns auch aus dem Adel Förderer der Kunst von achtunggebietend
Größe entgegen. Selbst die Bettelorden gewinnen schon in dieser Zeit hier neuen Bode
die Dominikaner erbauen zu Budweis eine der ersten schlichten Predigtkirchen, in den
die Hallengotik des deutschen Bürgers wirkungsvoll vorgeformt ist. Deutsche waren
Münzmeister des Landes, und ein Herr Gottfried stach kunstvoll das Siegel des Köni

Unter den Luxemburgern, vor allem unter Karl IV., wurde Böhmen zu einem Hau
lande des gotischen Europa. Der Fürst beschäftigte führende Künstler dauernd
seinem Lieblingsland, in dem sich, gestützt vor allem auf die fast unerschöpflichen Silb
schätze Kuttenbergs, eine beispiellose Bautätigkeit entfaltete. In Peter Parler aus Schl
bisch-Gmünd, dem zweiten und wichtigeren Dombaumeister bei St. Veit, stellt sich
eindrucksvollster Meister dar, der schulbildend wirkt. Der Hochchor des Domes, die kü
Sternkuppel am Karlshof, der Chor zu St. Bartholomäus in Kolin und zu St. Barb
in Kuttenberg rühmen uns ihres Schöpfers Können nicht weniger laut als die tu
bewehrte Steinbrücke und die Kirche am Teinhof zu Prag. Michael Parler erbaut Gold
kron neu, Karlstein, die Kron- und Gralsburg des Landes, das Rathaus der Prager
stadt und das Kloster zu Oybin gehören nebst vielen anderen Bauten der Parlerschule
Mährens gelehrter Fürst Jodok vermag Herrn Heinrich von Gmünd lange an Brünn
fesseln, der dann als Enrico da Gamondia am Dome zu Mailand tätig ist. In dem
sagenhaften Ruhm der „Junker von Prag" der durch ganz Deutschland wirkte, spricht

ie Autorität der Parlerschule aus, die nicht nur unmittelbar nach der Oberpfalz, nach der
Lausitz, Brandenburg und Schlesien zu wirken vermochte, sondern auch nach Wien, Passau,
Nürnberg und Mainz angesehene Meister entsendet. Das einstige Verhältnis hat sich
erade in das Gegenteil verkehrt: Das frühere Kolonialland deutscher Kunst tritt seit 1400
.m so nachdrücklicher auch als Geber gegenüber der mütterlichen Kultur auf, als neben
euen Gedanken zur Baukunst, an denen auch ein Meister wie Markwart formt und die
in Pilgram nach Wien verpflanzt, nun auch Malerei und Bildhauerkunst zu vorbildlicher
Bedeutung gereift sind. Nikolaus Wurmser von Straßburg und Sebald Weinschröter sind
ls des Kaisers Hofmaler im Lande tätig, um Meister Theoderich von Prag gruppiert
ch ein Teil jener Künstler, die aus verschiedensten Anregungen die ersten Werke jener
öhmischen Malerschule zu gestalten beginnen, die samt Südböhmens ganz großem Meister
on Wittingau und dem Kreis um Hohenfurt auf Innerösterreich, Schwaben, ja bis auf
as Hamburg Meister Frankes und die Kunst des Deutschordenslandes bedeutsam einwirkte.
Renaissanc ehafte Ehrfurcht vor der Bedeutung jeder Persönlichkeit spiegelt sich in der Auf-
assung der Bildnisbüsten am Triforium des Prager Domes, an dessen Hochgräbern Peter
Parler selbst sich als Bildhauer von besonderen Gnaden erwies. Die von ihm geleitete
Bildhauerwerkstätte wird ebenfalls zum Quellpunkte einer neuen Kunstsprache, die an der
Gestaltung der „Schönen Madonnen" ebenso hervorragenden Anteil hat wie an der so
eutschen Schöpfung des „Vesperbildes". Im „Mariale Arnesti", im „Liber Viaticus"
ntstehen Meisterwerke einer Buchkunst, die insbesondere dem großen Kanzler Johann
on Neumarkt entscheidende Förderung verdankt. In den Drôlerien des Prachtwerkes
er Wenzelsbibel, in den Zierbuchstaben Johanns von Troppau wirkt sich diese Entwick-
ung sinngemäß aus, die noch im Missale Laurins von Klattau, ja selbst noch in den Kanzio-
alen der Literatenchöre von dem hier gewonnenen Formengut zehrte. Durch den fast
rankhaft regsamen Reliquienkult des Kaisers erfuhr besonders das Kunstgewerbe der
Goldschmiede einen unerhörten Aufschwung; aus Regensburg, Nürnberg, Jauer, Wien
nd von weiter her sammeln sich in Prag ihre Meister zu einer der ältesten Zünfte. Schon
n einer Bischofsstadt wie Olmütz hatten zehn Goldschmiede Arbeitsfreiheit. 1413 aber
erden bei den Zinngießern zu Prag die Zunftartikel zum ersten Male lateinisch eingetragen,
in Ereignis von sinnbildhafter Bedeutung: Das tschechische Volk, an den Vorbildern
ines gebildeten Europa geschult, meldet mit diesem Sprachenkompromiß auch offiziell
einen Anspruch auf Teilnahme am Kunstleben des Landes an. Daß die nur zum Teil
eligiös und sozial gemeinte Erregung durch die Hussiten zu einem Sturme angefacht wer-
en konnte, der das junge Geistesleben zerriß, macht den Abschluß dieses Abschnittes ost-
eutscher Kultur tief tragisch. Denn gerade in dem Augenblick, als die verschiedensten
Anregungen zu den Elementen einer neuen Kunstsprache eingeschmolzen werden konnten,
urde dieses edle Feuer gewaltsam gelöscht.

Aus dem Schutt deutschfeindlicher Bilderstürmer hebt sich mit dem Ende des 14. Jahr-
underts eine späte Gotik empor, nicht mehr führend, sondern wieder geführt von inzwischen
achgekommenen deutschen Landschaften. Benedikt Rieth aus Nieder-Österreich errichtet
as gewaltig und kunstreich über dem Hauptsaal des Hradschin gespannte Gewölbe, baut
Schloß Pürglitz und fördert entscheidend Böhmens wichtigsten Bau der Zeit, St. Barabara
n Kuttenberg. In der ausgereiften Halle der Stadtkirche zu Laun erstellt er ein bewunder-
es Alterswerk. Längs dem Erzgebirge erstehen Hallenkirchen, bis nach Eger, der Heimat
es begehrten Meisters Erhard hin den Geist letzter deutscher Gotik tragend, in deren
Namen auch die Werkstätte Cranachs aus dem stammverwandten Obersachsen Werke und
Schüler bis nach Prag sendet. Die Herren von Rosenberg schaffen in ihren südböhmischen
Herrschaften dem spätgotischen Raumgedanken eine besondere Heimstätte, für Zwettl
rbeitet Meister Morgenstern aus Budweis sein bedeutendstes Altarwerk. Auch die Ober-
ausitz, einst Kunstprovinz, gibt nun nach Ostböhmen manch kunstreiche Arbeit ab. In des
Steinmetzen Niklas aus Edelspitz geistvollem Rathausturm von Znaim lebt ein Helmge-

danke der Parler spätgotisch bereichert auf, während der in Niederösterreich entwickelte Hallenbau auf die Gotteshäuser der mährischen Städte besonderen Einfluß auszuüben beginnt. Der Backsteinbau des deutschen Nordostens erobert sich nun auch einen Teil der Sudetenländer.

Die Habsburger bringen welsche Bauleute, diese welsche Bauformen in das Land, dessen Hauptstadt der Sammelleidenschaft Rudolfs II. eine berühmte Kunstkammer verdankte, zu deren manchmal mehr kostbaren als köstlichen Schätzen ein ganzer Kreis deutscher Künstler beitrug: Die besten Goldschmiede Augsburgs und Nürnbergs, Kunstuhrmacher wie Christoph Markgraf und Jobst Burgi, Kristallschneider wie Mathias Krätsch und Hans Schwayger leben in Prags Mauern, das auch Kaspar Lehmann, den Begründer des Ruhmes von böhmischem Glas als Bürger tätig sieht. Glashüttenmeister wie die Schürer von Waldheim und Wander von Grünwald ernten aus dem gezügelten Feuer böhmischer Grenzwälder Pokale, mit denen sie bald auch Venedigs alte Märkte in Deutschland erobern sollten. Hans von Aachen und Bartholomäus Spranger sind des Kaisers erste Maler, Egidius Sadeler sticht meisterhaft sein geliebtes Prag. Der Adel, bald von den königlichen Unternehmungen eines Wallenstein geführt, tritt als Bauherr neuer Art auf, da er nun seine Trutzburgen in prächtige Schlösser zu verwandeln wünscht. Aber auch kaiserliche Baumeister wie Hans Tirol und Bonifaz Wolmuet müssen sich, am Lustschloß Belvedere weiterbauend, der neuen Weise bequemen, die, vom Süden her so mächtig andringend, in Krumau und dem Prachatitz des Goldenen Steiges die Häuser in den Schmuck des Sgrafittos und antikischer Malereien kleidet und ihre Giebel zu malerischen Schnörkeln emporwirft. Rathäuser wie die zu Pilsen, Leitmeritz und Brüx erstehen in diesem Geschmack, dem vor allem der Erzherzog Ferdinand von Tirol als Statthalter in Böhmen Heimatrecht erwerben half. Nur aus der Gießhütte Vischers kann der prunkvolle Leuchter im Prager Dom und eine Grabplatte wie die des Bischofs Kuen in Olmütz stammen. Benedikt Wurzelbauer errichtet dem Herrn Johann von Lobkowitz einen nicht minder schönen Brunnen. Der Bergsegen Joachimsthals wird von den Schlicken einem sehr ansehnlichen Kreis von Künstlern weitergereicht, die von Rädern errichten dem Herrn Melchior zu Friedland ein Grab, das als monumentales Denkmal der Reformationskunst in Böhmen gelten darf, die in Mähren insbesondere von Olmütz, Znaim und Iglau ausstrahlte. Hier schufen auch die Boskowitze ihr Trübau zum „mährischen Athen" und während den Ruhm der Pernsteine und Zierotins bedeutende Sammlungen und Druckereien mehrten. Meister Georg Widmann, der schon im Kurzweil der Rosenberge tätig war, schmückt auch den Herren von Neuhaus ihr Prachtschloß Teltsch. Die Brunnenfreude der Herren wird von den Bürgern des Barock übertrumpft, die in Brünn sogar Fischer von Erlach für ein solches gewannen, in Olmütz dagegen durch Wenzel Render die prachtvollste der vielen Mariensäulen des festlich einziehenden Katholizismus errichten ließen, dessen Kirchen bald burgenartig von vielen nun „Heiligen Bergen" ins Land grüßen. Die welschen Bautrupps, die nach dem großen Kriege in die Städte und Klöster einziehen, haben vollauf zu tun, der gesteigerten Baulust zu dienen, die im reich beschenkten Adel und den kampfesmutigen Orden der Gegenreformation ihre natürlichsten Stützen findet. Schon Ignaz Bayer, Baumeister der Prager Altstadt, übertraf aber nach 1670 mit seinem Portikus zur Ignatiuskirche das welsche Vorbild bei St. Salvator. Abraham Leuthner machte den Italienern durch eine „Gründliche Darstellung der fünf Säulen den Vorrang auch in der Theorie streitig. Gegen 1700 treten deutsche Künstler immer mehr in den Vordergrund und formen über italienisch-französischem Erbe die leidenschaftliche Ursprünglichkeit des böhmischen Barocks. Die aus Franken stammenden Dientzenhofer nehmen unter seinen Meistern bald eine führende Rolle ein; Vater und Sohn steigern sich im Bau der Hauptkirche des Jesuitenordens auf Prags Kleinseite zu einer großartigen Leistung. Insbesondere Kilian Ignaz, der Schöpfer von St. Johann am Felsen und des Kleinstkunstwerkes der Villa Amerika hat durch eine große Baukanzlei nachhaltige

nfluß auf die Städte und Güter des flachen Landes ausgeübt. Mit Santin Aichel, r ein neues Saar über sternförmigem Grundriß erstehen läßt, tritt ein genialer Erwecker otischen Formengutes auf, Eger schenkt an Süddeutschland die europäische Begabung althasar Neumanns, so tüchtige Baumeister wie Thomas Hafenecker und Johann Fer- nand Schor bleiben jedoch dem Lande erhalten. Johann Bernhard Fischer von Erlach ollendet 1722 den Palast Clam-Gallas in Prag und erbaut Haindorfs Wallfahrtskirche; el zu danken hat ihm Mähren, dem auch Lukas von Hildebrandt mit dem nur teil- eise ausgeführten Riesenkloster von Bruck eines seiner reifen Werke widmet. In dem eichsgrafen Franz Anton von Sporck erhält diese Zeit einen besonderen Kunstfreund, ssen Lieblingsschöpfung Kukus sich zu einem Paradies der Maler, Bildhauer, Stecher d Drucker wandelt. Der kraftvolle Bildhauer Matthias Braun gehörte zu seinen Schütz- igen, ebenso der Maler Peter Brandel, neben dem Wenzel Lorenz Reiner und Johann gens die Fresken für viele Prachträume liefern. Deren Zahl ist so groß, daß oft genug ste deutsche Meister wie Kosmas Damian Asam, wie Hiebel, Willmann, Maulpertsch, roger, Gran und Rottmayr in den Ländern tätig sind, in denen Adel und Klöster gerade- in der Durchführung künstlerischer Unternehmungen wetteifern. In Norbert Grund steht ein dem Rokoko des Landes würdiger Genremaler, die Brüder Hickel aus Böhmisch- eipa malen das repräsentative Bildnis der Zeit an vielen Fürstenhöfen, Stechern wie entz und den Brüdern Balzer reiht sich im 19. Jahrhundert noch Joseph Axmann an. er Aussiger Anton Raphael Mengs verkörperte das Epigonentum eines müde werdenden eschlechtes mit sympathischer Vornehmheit. In Mähren sind vor allem die Liechten- ine und Dietrichsteine Bauherren großen Formats gewesen, allein ein Graf Franz ottal läßt neben ihnen durch Thomas Sturmer sieben Kirchen errichten. Paul Wein- rger gelingt in Kiritein einer der eindruckvollsten Zentralbauten, Johann Anton Fritschs Meißel darf eine so eindrucksvolle Anlage wie den Friedhof von Strilek schmücken. Der eichtum des Klosters Hradisch, dessen Hauptplan von einem „Wienerischen Bau- und aurermeister" stammt, hält ganze Scharen von Künstlern durch Jahrzehnte in Brot und beit. Die Religionsedikte Josephs II. befördern nur den Niedergang einer Kunst, die rade in diesen Ländern durch deutsche Künstler zu originaler Bedeutung aufwuchs.

Die „Gesellschaften patriotischer Kunstfreunde" suchten dem drohenden Niedergang zu steuern, in Kunst- und Dombauvereinen tritt ein für den großdeutschen Gedanken geistertes Bürgertum auch für eine neue Kunst ein, die zunächst in München ihren Vorort ht. Doch erobern nicht nur Künstler wie Kaspar David Friedrich, Ludwig Richter und Moritz chwind das böhmische Land; in Joseph Führich geht aus ihm ein Führer der Nazarener bst hervor, Gabriel Max, Franz Rumpler, der erst jüngst in seiner Größe erkannte Wil- lm Riedel und viele andere zeugen von der Unverwelklichkeit deutscher Kultur des Landes, e auch am Aufbau des Wiens der Ringstraßenzeit wesentlichen Anteil hat. Die Bau- nst ist bis über die Jahrhundertmitte hin in Händen deutscher Meister; der Gegenwart b dieses Grenzdeutschtum hier die Ideen Joseph Maria Olbrichs und Architekten wie sef Hoffmann und Josef Zaasche. Maler wie Emanuel Hegenbarth, Adolf Hölzel, Anton lig und Willy Nowak sind ebenso zu großdeutscher Bedeutung aufgewachsen wie die ildhauer Franz Metzner, Hugo Lederer und Anton Hanak. Neben Graphikern wie mil Orlik und Ferdinand Staeger stehen so bedeutende Gestalten wie Walter Klemm, gust Brömse und Alfred Kubin. Trotzdem die jüngste Vergangenheit die Bodenständig- it dieser deutschen Kultur schwer bedrohte, ist sie dennoch unerschüttert und kann in das eite Jahrzehnt des neuen Staates mit einer stattlichen Schar schon bewährter jüngerer äfte eintreten. In der Heimat selbst die Vielfalt ihrer schwierigen stammesmäßigen rundlage künstlerisch auswirken zu lassen, ist neben der wichtigen Rolle, die ihr mit der eutscherhaltung auch der „böhmischen Kultur" zufällt, ihre Zukunftsaufgabe. Dem ütterlichen Volke nicht nur als Empfangende, sondern auch als Gebende allezeit gegen- erzutreten, ist ihr erstrebenswertester Ruhmestitel.

Zur Geschichte der sudetendeutschen Musik

Von Erich Steinhard in Prag

Die Musikkultur der Sudetendeutschen reicht bis ins 14. Jahrhundert zurück. Allerdin ist keine zusammenhängende Musikentwicklung vorhanden, nicht nur weil es in ganz Zeitabschnitten an Reihungen von Talenten fehlt. Die eigenartige Geschichte der böhmisch Länder verursachte große Unterbrechungen auf kulturellem Gebiete. Wäre aber eine sammende Entwicklung da, so würde in bestimmten Perioden öfters nicht einwandfrei sagen sein, was als sudetendeutsch zu werten ist, da Familiennamen für die Beantwortu dieser Frage wenig maßgebend sind und selbst Rhythmik und Melodik der musikalisch Sprache täuschen können. Beleg für letzteres aus der Gegenwart: Gustav Mahler. W wissen, daß er der Kultur und Gesinnung nach ein Deutscher gewesen ist. Kennzeichnen mit Vorliebe gebrauchte slawische Wendungen, die den Stil seines Gesamtwerkes färb können nicht als Gegengrund genannt werden. Auch topographisch ist hie und da Vorsi geboten. Die deutschen Randgebiete Böhmens übertreffen, was Volksmusikalität an langt, die deutschen Gebietsteile von Mähren und Schlesien; daß auch Kunstmusik dort fr zeitig gedeiht, davon zeugen einige Köpfe aus dem 16. und 17. Jahrhundert: so Christu Demantius aus Reichenberg, der als Komponist einer Johannespassion und von G sellschaftsliedern und Suiten einen berühmten Namen trug; der Isaac-Schüler Baltha Hartzer (Resinarius) lebte in Leipa; aus Joachimsthal stammt Isak Hasler, der Vater größten deutschen Renaissancemusikers Hans Leo Hasler. Krummau hatte die „Kap der Rosenberge", und in Schlaggenwald konnte man viel deutsche Musik hören. In Hauptstadt, wo bereits im 14. Jahrhundert Mülich von Prag Frauenlieder und kirchl Gesänge geschaffen hat, hat Ende des 16. Jahrhunderts Rudolf II. seine Hofkap angesiedelt, in der viele Deutsche saßen. Die beiden Hasler und der „deutsche Palestri Jacob Handl (Gallus) zogen damals nach Prag.

In der Zeit der Gegenreformation ist Andreas Hammerschmidt aus Brüx ein ähnli Vorbild für Sebastian Bach, wie sein deutscher Zeitgenosse Heinrich Schütz. Sein strumentaler und vokaler Konzertstil wird beispielhaft, wie der italienische Oratorien- Messenstil Joh. Habermanns (Königswart) für Händel.

Das 18. Jahrhundert überrascht durch geschlossene Wirkung, während das 16., 17. 19. nur Einzelerscheinungen zeigt. Zum erstenmal nach drei Jahrhunderten, unvergleichlich folgenschwerer scheint in der Musik Böhmens der Zusammenstoß zw Kulturen zu sein: der pompösen altklassischen (hochbarocken) mit der vorklassis (galanten) — die durch ihre kontrastreiche dramatische, aber auch impressionistische strumentalmusik die klassische Musikepoche einleitet und für diesen neuen Stil bahnbrec ist. Wenn wir auch heute wissen, daß die ungeschickterweise „Mannheimer" (p bayerische) Schule benannte Gruppe von Musikern, deren Häupter eben in Böhmen Mähren zuhause waren — Stamitz, Filtz, Richter, Schobert — deren empfindsam sch merische bodenständige Rokokokunst die unmittelbare Brücke zu Haydn, Mozart, Beeth bildet, einem ähnlichen Ziel zustrebende Zeitgenossen in Österreich und Norddeutsch hatte, so glauben wir aus verschiedenen Gründen die immer wieder kritisierte Ansicht Stoßkraft dieser vielleicht „Böhmische Stilreform" zu benennenden großartigen wende doch wieder stützen zu müssen. Wer die Volksmusik in Böhmen kennt, die seit j instrumental war, bei der vor allem die Geiger eine große Rolle spielen, wird — beim gleich dieser Musik mit der norddeutschen oder Wiener Instrumentalmusik dieser Zei den Musikern aus Böhmen die größere Urwüchsigkeit und dramatische Lebendigkeit höherem Niveau zugestehen müssen. Ist in Wien oder Berlin die neue Instrume

usik aus der gleichen Quelle des italienischen Buffostils hervorgewachsen, so war sie, wie scheint, bei den Böhmen (der Begriff Böhme im Sinne des 18. Jahrhunderts) insbeondere durch Idealisierung und Überpflanzung bodenständiger, naturhaft-behaglicher, volksmlicher Musik auf die Kunstmusik entstanden. Bei gleichen Aufbau-Tendenzen, die durch is Zeitgefühl bestimmt werden, ein Materialunterschied, der bei einem geringen Hang im Sentimentalen größere Grazie und stärkere Dramatik aufzeigt. Weiter: Das Überferungsfeindliche, der Mut zur Kunstreform ist hierzulande heimisch. Ich erinnere daran, ıß die aus Böhmen stammenden Neuerer Biber und Kuhnau die Schöpfer der deutschen iolin- bzw. Klaviersonate sind, daß zur „Mannheimer" Zeit der in seiner Kindheit in öhmen lebende, in Böhmens Musikschulen und in seiner Volksmusik erzogene Bayer luck später die operndramatische Reform durchführte und der Tscheche Benda in Norddeutschland das erste deutsche Melodram schuf. Nur aus zeitlichen Gründen wäre hier lorian Gaßmann (Brüx) anzureihen, der Begründer der Wiener Tonkünstlersozietät.

In der Biedermeierzeit kommt aus der Landeshauptstadt eine von Abt Vogler stammende Generation von Musikern. Friedrich Dionys Weber ist erster Direktor des 1811 egründeten utraquistischen Konservatoriums, Ignaz Moscheles, der berühmte Pianist, arf durch seine Beziehung zu Beethoven den ersten Fidelio-Klavierauszug herstellen, der ielseitige tschechische Komponist und Pädagoge J. W. Tomaschek ist Lehrer der bekannten lavierviruosen Alexander Dreyschock und Julius Schulhoff. Dieser konservativen Gruppe on „Mozartianern" steht der „Beethovenianer" und Klavierpädagoge Josef Proksch egenüber, der Lehrer des tschechischen Nationalkomponisten Friedrich Smetana. Hier äre auch der Prager Wagnerapostel Heinrich Porges zu nennen, der 1863 Mitredakteur er Schumannschen „Neuen Zeitschrift für Musik" wurde.

Der Wagnerzeit gehören die weltbekannten Musikhistoriker A. W. Ambros und Ed. anslick an. Guido Adler und H. Rietsch an der Wende des Jahrhunderts, auch der eenreiche Musikschriftsteller Richard Batka sind hier zu nennen, und der Franz-Biograph . Procházka, der als Landesmusikreferent vor dem Kriege organisatorisch wirkte. Ein ichtiger Repräsentant der Musikerschaft wird der Konservatoriumsdirektor A. Bennewitz, er Lehrer des tschechischen Geigenvirtuosen Ondřiček, des tschechischen Violinpädagogen . Sevčik und der Mitglieder des Tschechischen Streichquartetts. Er ist Zeitgenosse des ellisten David Popper, des Organisten Labor, des Komponisten A. Rückauf und der irtuosen Alfred und Heinrich Grünfeld. Von Komponisten kann man diesem Zeitbschnitt noch Heinrich Rietsch, Rudolph Procházka und Camillo Horn, in Mähren Max berleithner einreihen.

In der Theatergeschichte wird die Gründung des Graf Nostitz-Rieneckschen Nationaltheaters Ende des 18. Jahrhunderts durch Mozarts „Don Juan"-Première und dadurch, aß diese Bühne bis zum Bau des Neuen Deutschen Theaters die Hauptpflegestätte der eutschen Oper blieb, von kultureller Wichtigkeit. Dieses alte Theater wurde 1919 von en Tschechen in Besitz genommen. Aus der Reihe der Theaterdirektoren hatten zwei eichsdeutsche besondere Bedeutung: Karl Maria v. Weber, der als Reformator der Prager Oper anzusehen ist, und der Theaterdiktator Angelo Neumann, der in klassischer Weise das Gegenwartszeitalter einleitet. Mahler, Stransky, Pollak (Deutschböhmen), nd Muck, Bodanzky, Blech, Schalk, Klemperer waren seine wichtigsten Dirigenten. Gegen ünfzig Opern wurden während seiner Zeit uraufgeführt.

In der Folge steht der Wiener Alexander Zemlinsky (seit 1911) durch 15 Jahre an der Spitze der deutschen Oper. Eine Mozartrenaissance, ein starker Mahlerkultus und ein emerkenswertes Interesse für die Moderne sind bezeichnend für diese Jahre, in denen on bekannten heimischen Bühnensängerinnen Stella Eisner, Susanna Jicha, Maria Müller und der Baßbariton Josef Schwarz auftreten. H. W. Steinberg, ein musikbesessener, aus Köln stammender Musiker hat die Überlieferung nach Zemlinsky zu wahren, seine

Geistigkeit, sein Temperament und seine Konzentration sind von hinreißender Wirkung. Im Konzertleben sind neben den Philharmonischen Konzerten, die dem jeweiligen Opernchef des deutschen Theaters unterstehen, die Aufführungen des Deutschen Singvereins und des Männergesangvereins von hohem Rang.

Sehr wichtig für die Beurteilung des sudetendeutschen Kunsttalents wird die kritische Sichtung der neuen Komponistengeneration. Das 20. Jahrhundert zeigt eine geschlossene Phalanx von auffallend begabten Komponisten. Schon vorher ist Gustav Mahler hervorgetreten, als einziger von Weltformat; über seine Bedeutung hier zu reden, erübrigt sich. Durch die neuen Grenzen von 1918 tritt der Kunststil einer Anzahl Sudetendeutscher plastischer heraus. Man sieht Erscheinungen von europäischem Ansehen, sie machen auf Seite der radikalen Moderne Pionierarbeit, die Jüngsten leisten Gefolgschaft und glänzen jedenfalls mehr als die abseits stehenden konservativen Gemüter. Fidelio Finke, der erste deutsche Staatspreisträger der Tschechoslowakei, ist ein reiches Talent, das durch tiefe Veranlagung, durch geistige Struktur und Konzessionslosigkeit seine von Schönberg ausgehenden Musiksprache gefangen nimmt. Im Orchester-, Orgel- und Kammerstil führt er. Erwin Schulhoff, einer der markantesten modernen Klaviervirtuosen, beschäftigt drei Weltverleger mit seiner amüsanten, fast alle Kompositionsgattungen umfassenden Produktion, der die tänzerische Bewegung Profil verleiht, wenn auch Sonate, Streichquartett oder Symphonie als Titel figuriert. Schulhoff, Krasa und Ullmann arbeiten an der Vollendung ihrer Opern. Theodor Veidl überreichte seine Oper „Kranewith" (nach Watzlik) soeben den Bühnen, er gehört mit P. Stuiber, A. Willner, R. Haas und Max Brod zu den gemäßigten straußisch eingestellten Musikern, eine Gruppe, die übrigens der Gesinnung nach den deutschmährischen Tonsetzern A. Reuß, S. G. Mraczek, E. Kornauth (auf Sumatra lebend) und V. Merz entspricht, während der Deutschmähre Felix Petyrek (jetzt Meisterlehrer in Athen) im grotesken Stil von Strawinsky kommend in seinen Instrumentalwerken heute linear, als Komponist geistlicher Vokalwerke durch Originalität des Klanges auf sich aufmerksam macht und in bezug auf Modernität neben dem Radikalen H. Kauder erscheint. Bruno Weigl ist Impressionist von echt mährischem Gehaben. Die Jüngsten: Wachtel, Weinast, Pisarowitz, Friedrike Schwarz, machen als Absolventen der Kompositionsklasse Fidelio Finkes der Deutschen Musikakademie alle Ehre. Die Akademie, der Meisterschulen angegliedert sind, ist der Brennpunkt für das Gros der deutschen Musiktalente in der Tschechoslowakei. An der modernen Musikzeitschrift „Der Auftakt", geleitet vom Schreiber dieser Zeilen, arbeiten die bekanntesten Musikschriftsteller des In- und Auslandes mit. Von Prager Musikschriftstellern, die auch im Ausland publizieren, nenne ich: Felix Adler†, Oskar Baum, Max Brod (auch Opernübersetzer), Hermann Haas, Edwin Janetschek, Viktor Joß, Viktor Lederer, Anton Michaitschke, Paul Nettl, Ernst Rychnovsky, Erich Steinhard, H. H. Stuckenschmidt (Reichsdeutscher), Theodor Veidl, Hertha Wien-Claudi.

In Deutschland und Österreich lebende Künstler und Musikschriftsteller, die meisten aus Mähren stammen: die Bühnenbildner Alfred Roller (Wiener Staatsoper) und Emil Pirchan (Berliner Staatsoper), die Dirigenten G. Brecher (Generalmusikdirektor des Leipziger Stadttheaters) und Intendant Clemens Krauß (Frankfurter Oper), die Sängerinnen und Sänger: Marie Jeritza, Ernestine Schumann-Heinck, Maria Müller, Leo Slezak und Alfred Jerger; die Musikschriftsteller: Guido Adler, Max Graf, Robert Haas, Julius Korngold, Ferdinand Pfohl, Paul Stefan.

Die Gegenwart der sudetendeutschen Musik gibt ein farbiges und bewegtes Bild. Bemerkt man noch, daß an zwanzig deutschen Theatern der Tschechoslowakei Oper gepflegt wird, daß in den Randgebieten Böhmens, aus denen im 18. Jahrhundert der Großteil der vagierenden „Böhmischen Musikanten" herstammte, heute die nach Ostasien, Afrika und Amerika liefernde Musikinstrumenten-Industrie blüht, so kann man mit einer gewissen Beruhigung in die Zukunft blicken.

Tagebuch

Lenin-Propaganda

Innerhalb des Kongresses der III. Internationale wurden interessante Angaben über die Art und den Stand der Verbreitung von Lenins Schriften gemacht. Man erfuhr, daß Uljanow-Lenin einen literarischen Nachlaß von so bedeutendem Umfang vererbte, daß 30 starke Bände zu seiner Veröffentlichung nötig werden. Diese Ausgabe wird in russischer, deutscher, englischer, französischer und japanischer Sprache erscheinen in einer Folge von jährlich etwa 6 Bänden. Welche Propaganda dafür allein in Deutschland entfaltet worden ist und welche Erfolge diese aufzuweisen hat, zeigt die Tatsache, daß für die Subskription des Werkes 20 000 Prospekte, 5000 Briefe und Rundschreiben an den allgemeinen Buchhandel (ausschl. des Parteibuchhandels) versandt wurden und daß diese ein Ergebnis von 7200 Vorausbestellungen hatten, während aus der Partei der K. P. heraus 800 eingingen. Ohne Frage ein glänzendes Ergebnis.

Überhaupt ist die Verbreitung von Lenin-Schriften schon heute in gewaltigem Ausmaße gelungen. Bisher sind 451 verschiedene Ausgaben mit 44831 Druckseiten in 24 Sprachen außerhalb Rußlands verbreitet worden, davon

deutsch	94 Ausg. mit	7401	Druckseiten
französisch	47 „ „	4630	„
englisch	41 „ „	4631	„

In letzter Zeit haben sich besonders die Verlage „Verlag für Literatur und Politik" — Berlin-Wien, „Editions Sociales Internationales" — Paris und „International Publishers" — New York für den Verlag und die Verbreitung der Lenin-Schriften eingesetzt. Außerdem erschienen in Italien, England, Spanien, Norwegen, Japan und China ausgewählte Werke. Am meisten wurden von Einzelschriften verbreitet „Staat und Revolution", dann „Der Imperialismus als jüngste Etappe des Kapitalismus", schließlich „Die Kinderkrankheiten des Radikalismus".

Der Eindruck reger propagandistischer Tätigkeit der Sowjets in aller Welt, besonders aber in Deutschland, wurde noch verstärkt, wenn man auf der Kölner „Pressa" im Staatenhaus den russischen Raum durchwanderte. Politiker und Volkswirte sollten alles dies beachten.

Berlin Ernst Drahn.

Die Stigmatisierte von Südtirol

In Innsbruck fiel uns ein kleines Buch in die Hand, das kürzlich dort erschienen ist (Vereinsbuchhandlung, Maria-Theresia-Straße 40) und das, wenn es bekannt wird, viele beschäftigen wird. Es heißt „Ein Herrgottskind" und schildert das Leben der Maria von Mörl in Kaltern (1812—1868). Man liest selten etwas so Anspruchsloses, Natürliches. Die Verfasserin Maria Buol, hat als Mädchen Maria von Mörl noch gekannt, die ihre Taufpatin war, und hat sich gedrungen gefühlt, solang es noch eine lebendige Überlieferung gibt, alles aufzuzeichnen, was zuverlässig von der einst berühmten Ekstatischen zu berichten ist. Fest im Boden der katholischen Kirche wurzelnd, ist die Verfasserin offenbar eine Frau von Bildung, Verstand, praktischem Blick und verliert diese Eigenschaften nicht wie so viele in dem Augenblick, in dem sie die Feder in die Hand nimmt. Sie traut sich nicht zu, die merkwürdigen Geschehnisse zu erklären, sondern sie erzählt sie mit Vorsicht, wenn es sich um Unsicheres handelt, mit Zuversicht, wenn es sich um Sicheres handelt, mag es noch so wunderbar sein. Die Dargestellte, Maria von Mörl, und auch ihr Beichtvater P. Kapistran, sind so verehrungswürdige Personen, daß wir uns nicht trauen von ihnen zu sprechen. Nur so viel, daß manches — nicht alles — was vor bald 100 Jahren in Kaltern in Südtirol vorging, Ähnlichkeit hat mit dem, was jetzt aus Konnersreuth in der Oberpfalz berichtet wird. Zu den vielen Besuchern aus aller Herren Länder gehörte Josef von Görres. Und wenn man, nachdem man das Buch von M. Buol gelesen hat, nachliest, was Görres im 5. Buch seiner Mystik über Maria von Mörl schreibt, so kann man nur staunen, wie schön er auf den wenigen Seiten alles Wesentliche über die — damals fünfundzwanzigjährige — Ekstatische gesagt hat. Auch Clemens Brentano und Dominikus Ringeisen gehörten zu den Besuchern. Und Eduard von Steinle, von dem das Büchlein unter andern eindrucksvollen Bildern eine Zeichnung „Maria von Mörl in der Passions-Ekstase" enthält. Mit dem Besuch Döllingers, den die Verfasserin um das Jahr 1860 ansetzt,

scheint etwas nicht zu stimmen. Die Biographie von Friedrich berichtet (II, 92) nur über einen vierwöchentlichen Aufenthalt Döllingers in Kaltern im Jahre 1838; vielleicht findet sich unter diesem Jahr etwas in der Chronik der Kalterer Franziskaner. Ein Satz ist in dem weltabgeschiedenen Büchlein enthalten, bei dessen Lesen man kein Deutscher, sondern nur ein fühlender Mensch zu sein braucht, um einen Stich ins Herz zu bekommen; da wo von dem Tertiarinnenkloster zu Kaltern die Rede ist, in dessen Anbau Maria von Mörl den zweiten Teil ihres Lebens verbracht hat (S. 140): „Hier an dieser geweihten Stätte haben die Töchter der gottseligen Maria Huber durch fast zwei Jahrhunderte an der Herzens- und Geistesbildung der weiblichen Jugend von Kaltern gearbeitet, bis ihnen die italienische Schulbehörde die Türen der unter ihrem eigenen Dache befindlichen Schulräume verschloß." Unsere Leser aber, denen wir wünschen, daß sie zu allen Jahreszeiten ins herrliche Südtirol kommen, werden die Stätten, wo Maria von Mörl gelebt hat, Kaltern und das dortige Tertiarinnenkloster, wenn sie das Büchlein gelesen haben, mit besonderem Anteil betrachten.

Neues von der Weltkriegsbücherei

Die Weltkriegsbücherei in Stuttgart, die den Lesern der S. M. als vaterländische, überparteiliche Bibliothek nicht unbekannt ist, hat sich im Lauf der letzten Jahre durch einen ausgedehnten unentgeltlichen Entleihverkehr bereits in weiten Bezirken Deutschlands eingeführt. Ihr Ausleihverkehr erfolgt sowohl über die auswärtigen Staats-, Landes- und Universitätsbibliotheken, als auch unmittelbar an private Benützer, an Universitätslehrer, Studenten, Privatgelehrte, Schulmänner, Politiker u. a. m. Die rasch ansteigende jährliche Gesamtziffer ausgeliehener Werke zeigt deutlich, wie die Weltkriegsbücherei bereits eine der begehrtesten deutschen Ausleihbibliotheken geworden ist. Im Jahre 1927 wurden insgesamt 11500 Werke ausgeliehen, bei einem Gesamtbestand von etwa 65000 Bänden wurde also mehr als $^1/_6$ der gesamten vorhandenen Druckschriften unter die Massen gebracht. Die Neuanschaffungen im Jahre 1927 betrugen 1190 Bücher des In- und Auslandes, die Besucherzahl belief sich auf 9300 Personen. Besonderer Wertschätzung erfreute sich die Auskunftsstelle der Bücherei, die in gleich ansteigendem Maße aus nah und fern um Auskünfte und Literaturzusammenstellungen gebeten wurde, die alle unentgeltlich Erledigung fanden. An Quellenmaterial, besonders sofern es die internationale Presse der Kriegs- und Nachkriegszeit betrifft, ist die Weltkriegsbücherei eine fast unerschöpfliche Fundgrube, was z. B. auch daraus erhellt, daß sich Dr. Jagow bei seiner Arbeit „Der Potsdamer Kronrat" (Augusthef 1928 der S. M.) in der Hauptsache auf die Archivbestände der Weltkriegsbücherei stützen konnte.

Die Bücherei stellt allen Lesern der S. M. ihre reichen Bestände in ihrem unentgeltlichen Ausleihverkehr zur Verfügung und beantwortet bereitwilligst Anfragen, besonders wenn es sich um Auskünfte über Spezialliteratur handelt.

Stuttgart Friedrich Felger.

Gedanken

Leute, die zugeben, nicht zu verstehen, wie eine zweistimmige Fuge von Bach entstehen konnte, lassen sich einreden, sie verständen, wie die tausendstimmige Fuge der Natur entstanden ist.

*

Mag ein Handwerksbursche noch so viel Wahrzeichen wissen, die Stelle behält er am tiefsten, wo er erfahren hat, daß seine Mutter gestorben ist.

*

Erwachsene sind eine Verfallserscheinung von Kindern.

*

Vorlesungen zu halten, kann nur einen Reiz haben, wenn die Zuhörer dümmer sind. Sind sie gescheiter, so nennt man es Examen.

*

Das was wir Gott überlassen sollten, besorgen wir selbst, und das was wir selbst besorgen sollten, überlassen wir Gott.

*

Pfarrer Ringeisen, der große Gründer von Ursberg, pflegte zu sagen: „Langsam, langsam, lieber Bruder, wir haben keine Zeit zu verlieren!"

*

Auf Reisen beobachtet man, wie Leute, die zu Haus oder gar, wenn sie allein sind, vermutlich alles hineinessen, an der Tafel sich jedes Stück längere Zeit betrachten und prüfen, ehe sie es sich vorlegen lassen oder irgend etwas nicht Vorhandenes verlangen; sie wollen damit zeigen, was für ein wertvolles Gefäß das sein muß, in das man nur so erlesene Sachen hineinlegen kann. Ebenso ernst und feierlich wird von diesen die Außenseite ihres Leichnams beim Friseur behandelt.

*

Der Schinderhannes zieht übers Gebirg

Novelle von Josef Friedrich Perkonig

1. Fortsetzung und Schluß) IV.

Die Schulkinder, die heut aus dem Dörfel nicht hinauskönnen, wollen vor der Mühl des Grummeter, er ist der Letzte grabenaus, fangen spielen. Sie stehen auf einem Schock beisammen, und der junge Hois zählt aus:

„Eins, zwei, drei,
pigga, pogga, pei,
pigga, pogga, pögilein,
hat a Mandl a Müle drein,
hat a krempats Hüetl auf
und a rote Feder drauf."

„Schreits nit so," mahnt der Grummeter in der Tür. „Der Schinderhannes wird ömmen."

„Bist nit terisch?" fragt der kleine, dicke Wuzzel Hois den schwerhörigen Müllner, aber anz leise. Der Schock wuselt auseinander.

„Du Rotzpippen, hast wieder ein böses Maul," schimpft der Grummeter dem Hoisbuben ach. Die Kinder sind heut wie ausgewechselt, nirgends können sich die Hausleut darum ümmern. Die haben heut Sorg über Sorg, und an manchen Örtern leidet gar das Tag=erk darunter.

Der Luggiser, der als Geizkragen verschrien ist, laßt die Luggiserin nicht zum Ver=hnaufen kommen mit seiner Angst. Sie muß das Tampfl im Brottrog verderben lassen, eil er haben will, daß sie dabei ist, wenn er das Zinngeschirr in den Fleiden droben auf er Tenn versteckt. In jeden Vierlingsack Trad stopft er was hinein oder er schüttet den Baz und Roggen drauf. Dabei wird er immer wieder zornig, weil die Amschl, das Lueder, im Tennloch hereinspottet.

Es ist ein Elend, wenn man bettelarm heißt, aber ein noch viel größeres Elend, wenn man twas zu verlieren hat. Am besten wär es noch, man lud die Truhen auf den Garling, nd tät alles ins Kirchdorf führen, wenn man sich nicht vor den Leuten schämen tät. im sichersten wär es, man grüb das ganze Hab in die Erden, wenn jetzt am hellichten Tag icht jeder sehen könnt, wo man seine Sach versteckt. Es wär auch noch Zeit, den Keller zu ermauern, Ziegel und Kalch sind beim Haus. Aber es führt ja eine Stiegen zur Kellertür inunter, und die kann man nicht abreißen oder zumauern. Jedes Stück Leinwand oder inn läßt der Habfest aus dem Weichbrunn besprengen, bevor es irgendwohin verschwindet, nd jedem glurrt er nach, als würd es noch in dieser Stund einer aufstöbern und forttragen.

Es hat sich getroffen, daß so um zehne vormittag der Wirt Thoman am Dorfrand graben=n die Wacht halten muß. Es ist ihm eine verlorene Stund, in der er nicht seine rote lasen begießen kann. Dem Teufel sein Gebetbüechl hat er natürlich auch mit, aber er findet einen, der mit ihm die Karten schlagen möcht.

„Es ist eine langweilige Welt," klagt er. In der Wirtsstuben sitzen sicher zwei oder drei und er muß da dem Herrgott den Tag stehlen. Es müeßt schon eine mordsmäßige Raubers banda sein, die am Tag über das Dorf kimmt. Und wenn sie sich getraut, ist es sowies Matthäi am Letzten. Kimmt sie aber erst am Abend, für was schaut man jetzt Löcher i die Luft? Und der Thoman schiebt wieder eine Klatzen in den Mund. Er tschickt keine Tabak. Schnaps schmeckt bloß auf die gedörrten Birn. Er steckt das Kartenspiel in den eine Sack, und aus dem andern zieht er einen Peitschenriem. Er möcht den Klapf mache können, wie ihn die Fuhrleut so schön schnalzen. Auf der Wacht hat man Zeit zum Probieren

Den Giggengasser hat der Tengg auf Kundschaft geschickt, wie er selbst zurückgekomme ist. Es war weitum alles still, kein Schinderhannes, kein Schnapphahn hat einen Rühre getan. Man könnt meinen, daß es überhaupt nie einen geben hat. Aber der Tondel zitter heut noch, wenn er der Agnes nacherzählen muß.

Also hietz soll einmal der Giggengasser durch den Wald schmecken, eine Stund oder meh auf die Alm zu. Vielleicht kommt der zurecht, daß er Botschaft bringen kann, wie nahe di Banda schon ist. Solang er weiß, daß ihm der Tengg gewiß nachspächt, steigt er zum Wal hinauf wie einer, der den Teufel selber nicht fürchtet. Aber kaum ist er im Holz, da fippe er schon wie eine Ruten. Eine Tschoje erschreckt ihn so, daß er auf einem Plapperling aus rutscht und sich in einen zweiten hineinsetzt. Und die Küh haben ihre Fladen sicher nicht al Stühl hinterlassen. Er putzt sich ein wenig mit Mies ab und bleibt bei einer dicken Feichte sitzen. Kein Herrgott bringt ihn jetzt noch weiter. Wenn ein Windl die Blätter lupft, dan duckt er sich nieder, als hätt ihn der Schinderhannes selber angeblasen. Das Schnaggerl stoßt ihn, und da ängstigt es ihn gleich, wer an ihn denken könnt.

Im Dörfel dann rennt er dem Perntatz in die Händ, der ihn ansempert: „Wenn e noch zu die Terzen auf der Alm ging."

Der Giggengasser wundert sich: „Tätest nicht um dein Kopf bangen?"

„Kommst von droben?"

„Mander dick wie die Rueben; Gnad uns Gott."

„Hast den Schinderhannes auch gesehen?"

„Ich glaub wohl, daß er es war. Sind ihrer ein Schock um das Feuer gesessen. Ein wie der andere zottet. Dein Bart ist ein Werch dagegen."

Der Perntatz bringt später auch Kundschaft von der Banda. Sie sitzen noch immer u ein ausgebrunnenes Feuer. Und der Taupel hat sie bei der Kohlstatt angetroffen. Ger so nah, daß nicht einer auf ihn getreten ist. Und der Jörk hat sie singen gehört. Aber d ist der Totengraber; auf den ist kein Verlaß. Und der Luggiser hat ihrer siebzehn Kö gezählt. Der Hois trifft wieder keinen; dafür hat der Brueder Tengg einen schleich gesehen, droben auf der letzten Fratten.

Aber der Tondel dann, der muß jeden doppelt gesehen haben, denn er redet von ein Kumpanie. Und der Schinderhannes ist ein Lotter, größer wie alle andern. Wie sich d Klaubauf mit seim Wildschützenaug nach ihnen umschaut, dort, wo sie der Tondel verlass hat, sind sie wieder wie weggeblasen. Die marschieren wild umeinand. Der Schinde hannes muß ein Kampel sein.

Das alles hört auch der teppete Joggl; es ist ja auch gar nicht zu überhören, so laut u viel wird geredet. Der Joggl ist noch ein Büebel, und die Muetter ist natürlich eine Mag sonst hätt er nicht so einen Spitznamen. Weil er in die Stern schaut und einmal seinen Bau den Taupel, mit dem Fuß gestoßen hat, haben sie ihn so arg getauft.

Der Taupel hat selbigesmal einen Stein auf ein Pranterle geworfen.

„Wollt's Enk ins Unglück bringen, Bauer?" schreit der Bue und stoßt ihn auch schon. Er hat keine Weil, dem Taupel zu sagen, was er weiß, er muß schauen, daß er dem Bauer drei Täg nicht unter die Augen kimmt. Aber der Muetter derzählt er: „Wann man das Pranterle umbringt oder sein Nest hinmacht, ist gleich das Unglück beim Haus und die Küch geben rote Milich. Im nächsten Jahr wird das Pranterle ein Guggu und ein Jahr darauf ein Stoeßerl."

Der Bue also, den sie deswegen den teppeten Joggl heißen, möcht auf eigene Faust auch nach dem Schinderhannes schauen. Er nimmt seinen Stock aus Pfaffenkapplholz, und wenn ihm auch das Herz pumpert, er geht lustig drauf los. Er kennt Wald und Alm wie den Hosensack, dort hat der Holder geblüht, und da stehn die Hetschepetschstauden; er weiß, wo der Speik wachst, wo der wilde Hönig tropft und wo der Taglaster, die Steinräh, ihr Zuhaus hat. Er hat kein anderes Prefele mit, wie sein unschuldiges Bubenherz.

Er steigt kreuz und quer im Wald, er vergißt keine Kohlstatt und keine Fratten. Es geht schon in den tiefen Nachmittag, und immer noch hat er vom Schinderhannes und seiner Banda keinen Wind in der Nasen. Er müßt sie ja hören, wenn sie auf einem Schock beisammen sind, sie werden nicht bloß luspern und roglich umhertreten. Aber er hört die Tschojen schreien, ein Guggu meldet sich, eine Aglester streicht ab und schimpft dabei; aber die Rauber sind wie in Maus- und Schlangenlöcher verkrochen.

Wie er so durch die hohen Pfarfen strampft, ja, der Farn ist ein niederer Wald, da stolpert er beinah über zwei Füß, und ein wilder Mensch springt auf. Den Joggl geht der Grausen an, aber auf einmal lacht der zerlumpete Lotter. „Bloß du bists, Büebel?" sagt er.

„Ja, ich," zittert der Joggl dawider.

„Was tuest denn so allein im Wald?" fragt der andere.

„Den ... Schinderhannes suech ich."

„So, den Schinderhannes. Hast ihm was zu bestellen?"

„Das grad nit, aber ich tät ihn gern sehen."

„Wird ein Mensch sein wie alle andern. Vielleicht ein bissel verhungert und verwildert."

„Er hat auch ein Tschüppel grausliche Leut bei sich."

„Mueßt nit alles glauben, Büebel ... Setz dich da her ... Von wo kimmst denn?"

„Aus dem Dorf. Sie haben drunten eine höllische Angst."

„Vor dem Schinderhannes?" Und er lacht, daß ihm der Kropf dick wird.

„Ist nix zum Lachen, wenn das Dorf abbrinnt."

„Der zündet kein Dorf an, mein liebes Büebel."

„Ja, kennst ihn denn?" Der Joggl laßt den Mund offen.

„Freilich kenn ich ihn. Droben auf der Alm ist er mir in den Weg kömmen."

„Wie schaut er denn aus?" Es ist eine hitzige Frag.

„Grad so wie ich. Ist ein armer Teufel und heißt gar nit Schinderhannes. Aber er mueß die Leut halt ein bissel schrecken, weil er sonst vor Hunger verrecken könnt."

„Aber es ist ja eine ganze Banda mit ihm."

Wieder lacht der Lotter, daß die Halsadern wie Strick sind. „Der ist so allein wie ich, mein liebes Büebel."

„Könnst es auch beschwören?"

„Ja, ich könnt es auch beschwören."

„Dann tue's."

„Alsdann bei der Muettergottes im Kirchel droben."

„So, hietz weiß ich genug. Hietz muß ich wieder ins Dorf."

„Magst ein Stuck Brot auf den Weg?"

Wann hätt ein Halterbue Nein! gesagt, sobald ihm einer etwas zum Essen hinreckt. De Lotter bricht das Trumm gleich vom Laib ab, Messer hat er keins.

Der Bue kommt gerad zurecht, wie die Mannsleut vor dem Haus des Tengg zusam menstehn. Jetzt wird der Abend bald da sein, und für die Nacht ist der Überfall gewiß Der Tengg gibt jedem seinen Platz, beißt die Lippen zusammen und sagt: „In Gottsnam!"

Da platzt nun der Joggl mit seiner Botschaft mitten unter die Mander, daß es gar keine Schinderhannes gebet, daß es einer wär, der die Welt ausdörfelt und selber froh ist, wenn sie ihm die Ruh ließen, daß die Banda von irgendwem derlogen sein müßt, und noch s eine Litanei fort. Der Joggl darf bloß deswegen so lang reden, weil es den Mandern die Stimm verschlagen hat. Der Tondel derfangt sich zuerst.

„Der Lausbue möcht mehr wissen wie wir," schreit er.

„Der teppete Joggl," hilft der Giggengasser dem Tondel. Wie der klafterlange Taupe nach dem Bübel greift, ist es auch schon zwischen den Mandern davongewieselt.

Unsicher sind sie jetzt doch. Eine halbe Nacht und einen ganzen Tag sind sie angeschirrt und alles soll umsonst gewesen sein? Was redet der teppete Bue; der tramt ja beim hell lichten Tag. Noch in der Nacht wird sich das iglichte Dörfel als eine rechte Festung er weisen. Der Schinderhannes mueß sich die Zähn ausbeißen. So ist es beschlossen, und es wird nicht anders sein. Für was hätt man sonst das halbe Dorf auf die Häufen zusam mengezogen und noch Erden drauf geworfen? Das ganze Land wird von die Mander reden

„Hietz soll der Schinderhannes nur kömmen! Wir seint gerichtet," sagt der Tengg, und er spreizt die Arm vor sich hin, als hielt er die Sterzen von einer Arl. Eh er aber au seinen Platz geht, schaut er noch einmal hinauf in die Stuben zur Tenggin.

Der Perntatz, der das Gras wachsen hört, weiß dem Grummeter und dem Taupel, die mit ihm sind, sogar schon zu sagen, wie sich der Schinderhannes an das Dorf heranpirschen wird.

Also zuerst mueß er durch den Wald Latschune, dann das Lankfürchel herab. Bei dem zerfallenen Hof, wo einmal die Hirone gehaust haben, werden sie wahrscheinlich rasten. Dann können sie gar keinen anderen Weg mehr gehen als den Steig über das Giggile. Wer die saure Wiesen nur so getauft haben mag? Die Möraugen stehen noch in der Wiesen, kleine Tümpf zwischen die Grastschüppel.

Aber was macht das Laggele Wasser einem rechten Rauber? Nasse Füeß wird der Schinder hannes kriegen, um so mehr möcht er sie beim Feuer trücknen. Aber er soll nur kömmen

V.

Wie der Schinderhannes in aller Herrgottsfrüh aus dem Marfelgras aufsteht, weil e die Senderin wieder für eine warme Milich derschrecken möcht, da sieht er, daß de blaue Halrauch um die Berg geht. Es ist kein gutes Zeichen, und es könnt heut bis zum Abend wieder wettern.

Unterwegs zu der Schwag muß er am Frunkirchel vorbei. Ganz roglich druckt er die Schnallen nieder, aber die Tür ist versperrt. Für so einen Landstreicher, den der Zufal vorbeiweht, ist das Kirchel natürlich nicht offen. Wann einen reichen Bauer was druckt daß er es fürbringen will, der weiß schon um den Schlüssel. Der Schinderhannes schau halt beim verstaubten Fenster zu der Muttergottes hinein; die hat das Jesuskind im Arm „Die Füeßlein glatt wie Marmelstein, rund schön als wie das Helffenpein." Nimm man halt durchs Fenster ein Maul voll Heiligkeit und schluckt sie auf die Sünden drauf Ein Vaterunser zerbröckelt man auch noch kleinweis daher. Es ist nicht zu glauben, wa

ıan alles beim Dörfeln vertuet. Er tritt schön stad bei der Senderin ein, und es braucht iesmal keinen Deuter auf seinen Namen und seine Brüder draußen vor der Hütten. Die lgnes stellt ihm das Reindl Milch ohne Grant hin. Erst heut aber verwundert es sie, was ür einen frommen Dank er ihr hinterlaßt. „Vergelts Gott!" hat er gesagt. Das kann ein richtiger Halsabschneider sein, der den Herrgott in den Mund nimmt.

Und dann überdenkt der Schinderhannes den Tag, den er vor sich hat. Er will langsam ı den Graben hinunterwechseln und weiter ins Tal hinaus kommen; übers Gebirg geht ıan, damit man eine Gegend mit der andern vertauscht. Er ist froh, daß er drunten im Dorf nirgends anklopfen muß, er hat noch den Laib Brot bei sich und darf einmal stolz sein. Sie sollen dort ihren Sterz und ihr Geselchtes nur selber fressen, er braucht von ihnen nichts.

Er schlandert zu dem Bachl hin und weikt die aufgeriebenen Füß darin. Das Wasser ludert über die Ste'ner, und die schön getupften Ferchen springen mit.

Der Schinderhannes hat sich Dörnder in die Sohlen eingezogen. Wie guet ist es, daß ıan Zeit hat, bis das Wasser den Brand und den Afel fortschwemmt. Ein Handtuch raucht man nicht, für was hat der Herrgott die Plotschen vom Huflattich wachsen lassen? Die Welt ist nachher noch einmal so schön, wenn man wieder leichter auftreten kann. Man ümmert sich dann noch mehr um den Habich in der Luft und den Guschger auf der warmen Steintristen. Wenn einen nirgends ein Mensch erwartet, dann kann man stundenlang im Wald liegen und ins Geäst schauen. Und das Acherle im Baumzwisl droben ist auf einmal ein Eichhörndl mehr, es redet einem eine Unmeng vom Wald für, daß man am End immer weiß, was ist wahr und was ist geträumt.

Um den Mittag herum tscherfelt der Schinderhannes in der gleichen Höh noch einmal lmaus, lehnt am Speltenzaun, krault die Viecher am Kopf und ruft sie Ples und Rikla; e lecken seine Hand, weil der Knecht mit dem Geleck schon so lang ausgeblieben ist; er eicht dem Tulle aus, der ihn hinter dem Überstiegel mit seinen Hörnern erwartet und ann damit wild in den Zaun hineinstoßt, und er macht zwei, drei Gatter zu; immer bleiben e hinter nachlässigen Almgehern offen. Schritt um Schritt kommt er so tiefer berg- bwärts. Auf einmal ist er bei einem zerfallenen Hof. Da muß das Haus gewesen sein, da er Stall und dort die Tenn. Die Mauern stehen schon schederwengget, und der dicke Saliter at sie grün gefärbelt. Junge Feichten wachsen auch schon im Trümmerwerch.

Noch weiter unten dann, ist das nicht ein richtiger Wald aus Farnkraut? Wenn man sich inlegt, ist man versteckt für die Ewigkeit, sobald es nicht ein Büebel, das durch dick und ünn strampft, anders will. Es tut gut, ein wenig mit einem Menschen reden. Und es t auch recht, daß die Leut drunten im Dorf nicht mehr an den Schinderhannes glauben. etzt kann man ohne Angst durch die Gassen gehn, und vielleicht besinnt sich ein Bauer gar on selber, daß man den armen Straßenbruder ins Heu lassen könnt.

VI.

Es dümpelt schon, und bald wird es stockfinster sein. Der Schinderhannes tritt aus dem Wald und sieht drunten den Rauch aus den Rauchfängen steigen. Jetzt ist Feuer auf llen Herden, und die Bäuerinnen urassen mit Mehl und Speck. Es ist, als trüg der Wind en Geruch bis herauf. Das Vieh plärrt in den Ställen. „Wenn unsereins plärren tät," enkt sich der Schinderhannes, „der Trog blieb immer gleich leer." Ein Aspalterbaum ist as letzte, neben dem er nicht allein ist; dann muß er ganz frei über eine Wiesen hin. Die ist naß, kleine Tümpf stehen mitten im Gras, aber durch muß man halt.

Der Klaubauf, der Luggiser und der Taupel liegen hinter dem einen Haufen. Es gibt

nichts Schlimmeres auf der Welt, als so warten müssen und im Ungewissen herumtappen. Wird der Schinderhannes allein daherschleichen oder wird seine ganze Banda wie das wilde Gejaid anrucken? Der Tondel hockt sich auch zu den drei Mandern hin; er ist weiß wie Leinwand, bis in die Lippen. Der Taupel schmirggelt mit dem Ärmel den Flintenlauf. Der Klaubauf stoßt mit dem Ladestock noch einmal in den Lauf hinein und steckt das Pulverhorn neben sich in die Erden. „Es ist temig, es wird wieder ein Wetter kömmen," sagt der Luggiser, bloß damit etwas geredet ist.

Auf einmal gibt es dem Klaubauf einen Riß. „Droben kimmt er," sagt er heiserig. — „Wer?" fragt der Tondel. — „Der Schinderhannes. Schau selber." — „Es wird schon sein, wenn du es sagst." Und jetzt wird er weiß wie Kalch.

Der Klaubauf, der alte Raubschütz, packt mit der linken Hand den langen, schwarzen Bart und mit der rechten druckt er das Gewehr in den Erdhaufen. „Der gehört mir," pfaucht er zum Taupel hin, weil der auch die Flinten auf den Händen zu wiegen anfangt.

„Wir schießen nit, eh nit ein paar hinter ihm seint."

„Ich putz ihn weg, das ist einmal gewiß."

„Schußneidiges Lueder," denkt sich der Taupel.

„Bis zu der Vogeltenn laß ich ihn, dann kracht's."

Diese Vogeltenn ist der Leimbühel, ein Platzl, wo die saure Wiesen Giggile aufhört und wo ein paar Stauden stehn. Dort fangt der Jörk, der Tischler und Totengräber, jahraus jahrein die Vögel mit der Leimruten. Er treibt einen Handel damit in die Stadt. Hat er alle Häuseln voll, dann ladet er sie auf einen Wagen und fahrt einen Tag und eine Nacht weit. Bis zu der Vogeltenn will also der Klaubauf den Schinderhannes heranlassen.

„Der schaut wohl aus wie ein rechter Rauber," sagt der Taupel. Er hat ein Aug wie eine wilde Katz und läßt nicht ab von dem zerlumpeten Kerl. Er sieht auch den verschwitzten Tschoder, wie der Schinderhannes den Hut mit der Feder abnimmt und mit der verkehrten Hand über die Stirn wischt.

„Daß er nit heimlicher kimmt?" verwundert sich der Luggiser.

„Er weiß, er hat seine Leut im Buckel ... Aber die nutzen ihm nix," beißt der Klaubau zwischen den Zähnen heraus. „Bis zu der Vogeltenn und keinen Schritt weiter." Er leg die Flinten auf und richtet die Mucken mitten in den Lotter.

Der Schinderhannes macht noch einige Schritt über die nasse Tratten hin; bei den Gestaudach sieht er den trockenen Steig. Da kracht vorn ein Schuß, und es schmeißt ihn hin.

„Wie kann man sich so derschrecken?" denkt er sich.

„Schau, wie er targgelt," schreit der Klaubauf.

Der Schinderhannes möcht wieder aufstehn. Wie kimmt es bloß, daß man auf einma so müd ist? ... Der weite Weg übers Gebirg ... Und der gache Schreck ... Wenn ma hietz bei einem Bründl ein Wasser mit der Hand fassen könnt ... Vor lauter Durst ha man keinen Atem ... Es brennt einem beinah auf der Brust ...

Er spürt, daß ihm die Augen zufallen wollen. Nur mit Müh hält er sie offen. Er drück den Brotlaib fest an sich ... Wenn man hietz einschlafen tät, dürft er nit davonrollen .. Morgen braucht man ihn wieder zum Früehstück ...

Geht einem da nicht ein Graggin übers Gesicht? ... Freilich ist es ein Weberknecht .. Oder gar eine Auken? ... Es schüttelt ihn vor Grausen ...

Aber er hat keine Weile, den Viechern nachzusinnieren, ein schöner Himmelbogen steh über ihm ... und ist weitum gar kein Regen ... Einen Huet mueß man drüber werfen .. und wenn er auf der andern Seiten zurückfallt ... ist er voll mit Geld ... Glück mue

man haben ... dann wird man reich ... Ja, ja ... wirst dir ... die Hosen ... noch einmal ... mit ... Goldfrans ... börteln ... lassen ...

„Hietz hol ich ihn," sagt der Klaubauf und will schon über den Haufen springen. „Bist tamisch?" schreit der Taupel. „Die passen droben im Wald, bis sich einer von uns zeigt."

Alle Mander sind jetzt da, und sie müssen dem Schützen gut zureden, daß er den Schinderhannes draußen liegen laßt. „Immer brauchst nit der Klaubauf sein," sagt der Tengg.

Es ist auch dem sein Willen, daß sich keiner aus dem Dörfel hinaus rührt. Für jede Stund ist der Sturm der Banda geweissagt. Aber die Nacht bleibt still, bloß der Puhin gibt keine Ruh, und der Wind wispert daher. Wie der andere Tag über die Berg steigt, sind die Leut mehr tot als lebendig.

Im ersten Schußlicht schaut der Klaubauf wieder einmal zur Vogeltenn hin.

„Sie holen ihn," sagt er, aber gleich darauf zieht er die Flinten wieder zurück.

„Es ist bloß der teppete Joggl."

„Was tuet denn der draußen?" fragt der Taupel. Ja, was tut der? Er kniet bei dem starren Schinderhannes und verjagt die Fliegen, die dick auf dem Fasch sitzen.

Jetzt kommen auch die Mander näher, zuerst der Klaubauf, der Tengg, der Hois, zuletzt der Tondel und der Giggengasser. Nichts rührt sich droben im Wald.

„Die Banda hat mit dem da genueg," sagt der Tengg.

„Die Zähn mueß man ihnen zeigen," hängt der Tondel dran; dabei klappern die seinigen immer noch ...

... „Ja, ja, es war eine laute grüne Hochzeit," denkt sich der diamantene Bräutigam Tengg. Wie er sich so umschaut, sieht er keinen mehr von damals. „Fremd sind wir worden, Tenggin, unter unsere eigenen Leut!"

Bloß der Joggl, der alte Knecht, ist da. Immer noch heißt er der teppete Joggl. So ein Wort hat ein zaches Leben. Er ist auch schon ein ausgeschundener Siebziger. Im Winkel dort sitzt er und napfezt.

Drostebiographie und Drostelegende

Entgegnung auf den Aufsatz von Cäcilie von Droste-Hülshoff im Oktoberheft

Von Hulda Eggart in Rosenheim

Im Jahre 1847 erschien in „Kinkels Taschenbuch vom Rhein" eine Charakteristik Annette von Droste-Hülshoffs von Levin Schücking. Obgleich vor dem Tode der Dichterin veröffentlicht, kann sie als der erste Ansatz einer Droste-Biographie gelten. Sie beschäftigt sich mit Wesentlichem und läßt die Einmaligkeit und Außerordentlichkeit einer genialen Natur erahnen. Auch in Schlüters Nekrolog von 1848[1]) wie in den Nachrufen und Aufsätzen Elise von Hohenhausens stößt man auf beachtenswerte biographische Einzelheiten. Die Jahre von Annettens Tode bis zum Erscheinen des „Lebensbildes" (1862) bzw. der „Gesammelten Werke", die der unermüdlich auf den Ruhm der Freundin bedachte Schücking 1879 herausgab, bringen in mehr oder weniger zuverlässigen Texten hauptsächlich die poetischen Werke; an eine ausführliche Beschreibung ihres Lebens, so sehr daran gedacht

[1]) Zuerst Sonntagsbl. f. kath. Christen, Münster-Thessing, später als Vorwort zum Briefwechsel.

wird, wagt man sich noch nicht. Schücking selbst betrachtet die Aufgabe als „äußerst schwer"; nachdem Verhandlungen mit der Familie von Droste gescheitert scheinen (Kreiten sagt, „die Sachen hätten sich immer mehr verwickelt . . ."[1]), behält er sich ihre Lösung in selbständiger Veröffentlichung vor und bietet der Allgemeinheit eben in jenem Umriß von 1862 eine zuverlässige wertvolle Studie, wenn auch manches Intime von ihm als einem zu Nahestehenden bloß gestreift wurde. Bis in die 80er Jahre wird so der Ruhm Annette von Drostens durch die Freunde Elise Rüdiger (v. Hohenhausen) und Levin Schücking lebendig erhalten, eine Tatsache, die auch Kreiten unumwunden zugesteht: „Die Dichterin schuldet es ihm zumeist, daß ihr Andenken in Deutschland wachgehalten wurde" (a. a. O. I, 416).

Nicht daß die Familie von Droste nicht mehrfach Anläufe gemacht hätte, mit einer Gesamtausgabe der Werke und einer Darstellung des Lebens der „größten Tochter ihres Geschlechts" den Veröffentlichungen von Fremden nach- oder zuvorzukommen; bei den bestimmten Eigenschaften jedoch, die ein Biograph Annettens in den Augen der Angehörigen haben mußte, zerschlugen sich die verschiedensten Absichten (vgl. Kreiten, a. a. O. I, 462) über 3 Jahrzehnte hindurch. Endlich schien der rechte Mann gefunden. In den Stimmen von Maria Laach hatte der Jesuit Wilhelm Kreiten 1883 eine Folge von interessanten Kapiteln über „den künstlerischen Entwicklungsgang Annette von Droste-Hülshoffs" veröffentlicht, sachlich größtenteils unbefangene Ergebnisse. Es ist wahrscheinlich, daß jene Aufsätze Veranlassung gegeben, den Jesuiten zum Haus- und Hofbiographen der Drosteschen Familie zu ernennen. Der Forscher hatte die Ehre, mit der „für die Schriften ihrer Tante überaus begeisterten Freiin Elisabeth von Droste-Hülshoff"[2] zusammenzuarbeiten, auch der „Stammherr Freiherr Heinrich hatte ihn seiner Mitwirkung zu dem Unternehmen versichert". Kreiten redet gelegentlich, ohne Namen zu nennen, von noch weiteren Teilnehmern an dem großen Werke. Hatte man zuerst geklagt, daß im „freiherrlichen Archive für die Dichterin wichtige Dokumente so lange vergraben geblieben", jetzt durfte eine reiche Ernte gepflückt werden; besonders was sich an „zufällig aufbewahrten Briefschaften im Archiv Hülshoff oder bei anderen nahen Verwandten der Dichterin noch fand[3]), wurde von der Familie rückhaltlos zur Einsicht und freien Benutzung zugestellt". Da „die Anzahl der Nummern eine nicht unbedeutende" war, da die Herausgeberin, Annettens Patenkind, ihre zu Lebzeiten der Dichterin zum Teil schon herangewachsenen Geschwister nicht anders als der Rest der einst „über 80 Köpfe starken" Verwandtschaft (vielfach Augen- und Ohrenzeugen der Geschehnisse und Wandlungen in Annettens Leben) sich inmitten frischester Überlieferung bewegten — was für ein biographisches Meisterwerk konnte in solcher Umgebung entstehen! Aber es ereignet sich das Gegenteil: Seitdem unter Mithilfe der Familie das biographische Material bearbeitet wird, kommt in die Darstellungen ein legendärer Zug, und dieser Zug läßt sich in fast allen weiteren Biographien verfolgen. In drei Hauptlinien sieht man fortan, die Geschichte des Lebens Annette von Droste-Hülshoffs zu einer Drostelegende verzeichnet: in ihrem Verhältnis zur Mutter, zu Schücking, zur Religion.

Die Kreitensche Biographie ist ein lehrreiches Beispiel, wie Biographie „gemacht" wird. Personen, Verhältnisse, Anschauungen, die nicht passen, nicht genehm sind, werden umgangen oder skrupellos umgedeutet; dafür bekommt anderes die prächtigsten Lichter aufgesetzt. Dem biographischen „Denkmal" des Mennoniten Claassen, das durchaus nicht einwandfrei als Quelle gehandhabt werden kann, entnimmt Kreiten Ansichten und Urteile, die sich stellenweise bis auf die sprachliche Formulierung decken . . . Über die Unzuverlässigkeit der Texte bei Kreiten vom philologischen Standpunkt zu reden, überlassen wir einem Kritiker wie G. Eschmann; aber auch dem Laien dürfte es ohne weiteres einleuchten, daß, wie z. B. in „Perdu", über 100 Abweichungen vom Texte auf 25 Seiten[4]) äußerst kompromittierend sind. Bedenklicher erscheint, was er in den Charakter durch bewußte

[1]) A. E. von Droste-Hülshoff, Ges. Werke. 1887. I, 463. [2]) A. a. O., I, 468. [3]) Kr. IV, 256.
[4]) Hüffer, Beil. z. A. Z. 1887.

Änderungen hineininterpretiert. „Seine Kommentare bedürften eines weiteren Kommentars!“ hören wir Hüffer verſtimmt ausrufen. Auffallende Diſſonanzen kommen zuſtande, wenn man dieſe und jene Ausſage Kreitens in ſeiner Biographie mit der entſprechenden bei Schücking vergleicht. Hüffer beanſtandet, daß Schlüter dort in den ſiebenten Himmel gehoben werde[1]), während Schückings Bedeutung bei weitem nicht genügſam gewürdigt ſei. Wenn man geneigt ſein möchte, Kreiten ſelbſt hinſichtlich ähnlicher Urteile zu entſchuldigen, da der unterrichtende Briefwechſel des Freundespaares 1887 noch nicht erſchienen war[2]), ſo erſcheint der Standpunkt der Herausgeberin unvereinbar mit der lebensfriſchen Überlieferung. Oder ſollte Kreiten vielleicht doch eine Ahnung davon gehabt haben, was ihm für Bären aufgebunden worden, wenn er Werke 3, XXXIV, betont: „Viele Anmerkungen ſind biographiſche Angaben, die nur durch Einblick in die ungedruckten Quellen oder durch Mitteilung noch lebender Freunde und Zeitgenoſſen gewonnen werden konnten. Über ihre Berechtigung kann ein Zweifel nicht obwalten“? Solche Behauptungen tun's noch, um ſo mehr, als der Biograph in der 2. Auflage manches Verſehen zu tilgen ſich beſtrebt. Weitaus „belaſtender“ (ich entnehme den Ausdruck dem Aufſatz Freiin C. v. Dr. H.s im Oktoberheft) iſt die Arbeit an der Familienkorreſpondenz. Stand ſie auch, wie der Forſcher verſichert, ihm „zu freier Benützung“ zu, ſo iſt die Redaktion doch unter den Augen der ariſtokratiſchen Dame vor ſich gegangen; ſie zeichnet als Herausgeberin und übernimmt damit die volle Verantwortung, und Kreiten hebt auf allen drei Titelblättern den Vergleich mit dem handſchriftlichen Nachlaß hervor. Die Mehrzahl der ‚Familienbriefe“ des 4. Bandes zählt er als im Hülshoffer Archiv vorhanden auf — welch myſteriöſe Vorkommniſſe haben indeſſen gewaltet, als Cardauns bei der Herausgabe der geſamten Korreſpondenz (1909) entdecken muß, daß ſie bis auf 7 Stücke „verſchwunden“ ſind? Iſt es nicht eine merkwürdige Stelle, die erklärt, ſie „ſcheinen(!) vor einigen Jahren in einen Herrn (!) verliehen worden zu ſein, der jetzt alle Anfragen einfach ignoriere“?[3]) Wie vereinbart ſich ſolche Unachtſamkeit gegenüber wertvollen Urkunden, die man bereits des Drucks für würdig genug erfunden, mit der Geſchäftigkeit der Familie in Anbetracht anderer Veröffentlichungen?[4]) Aber wäre es bloß der Verluſt dieſer Urkunden! Hören wir Cardauns ſelbſt, wie mit Hilfe der Korreſpondenz an der Droſtelegende gearbeitet wird:

„Verwickeltes[5]) [als beim Schlüterbriefwechſel] lag die Sache bei den ‚Familienbriefen‘ der Droſte-Kreitenſchen Ausgabe der Geſammelten Werke. Hier ergab der Vergleich der 7 gereetteten Originale mit den gedruckten Auszügen wiederholt ſyſtemloſe Auswahl, falſche Leſungen und willkürliche Änderungen. Einige Drucke ſind bis auf Kleinigkeiten genau, andere weichen ſtark von der Vorlage ab. Wie mir Kreiten ſelbſt vor Jahren mitteilte, hat er ‚den größten Teil‘ im Original vor ſich gehabt, einen ‚kleineren Teil nur in Abſchrift . . .‘ (!) Seine Arbeitskraft war [...] gewiß durch langjähriges ſtarkes Siechtum ſchwer beeinträchtigt, aber eine Behandlung einiger Texte, wie ſie ſich bei dieſem Vergleich herausſtellte, möchte ich dem verdienten Manne . . . doch nicht zutrauen. [Wem dann?] Jedenfalls mußten die betreffenden 7 Briefe vollſtändig neu gedruckt, nicht bloß ergänzt werden.“

Wie ſehr auch ſonſt Originale zurechtfriſiert worden, leſe man weiterhin a. a. O.[3]) nach. Auch Hermann Hüffer hat in ſeinem dem Kreitenſchen in vieler Hinſicht überlegenen Werke, deſſen vornehm ruhige Art Arens hervorhebt, „nur einen Teil des Briefkomplexes“[3]) benutzen dürfen; auch bei ihm konnte Cardauns „eine Menge wertvoller Ergänzungen“ machen. Auch Hüffer iſt ſo beſorgt um Aufrechterhaltung des Droſtemythus, daß er, dem die edle Geſtalt der Dichterin, die bisher hoch, beinahe unnahbar über dem Alltagsleben ſchwebte“, faſt erſchrickt, als er durch die Lektüre des Schückingſchen Briefwechſels erkennen muß, ihre Idealgeſtalt „tauche jetzt oft für lange Zeit in den Strom gewöhnlicher Ereigniſſe und Tagesgeſpräche . . .“[5])

[1]) Hüffer, Beil. z. A. Z. 1887. [2]) Vgl. Arens, Lit. Handw. 1896. [3]) Einleitung zu „Briefe der Dichterin A. v. D. H.“ Herausgeg. u. erläutert von Hermann Cardauns. 1909. S. VIff. [4]) S. u. [5]) Deutſche Rundſchau 1898.

Ist angesichts der Blicke hinter die Kulissen der biographischen Tätigkeit unter der Ägide der Drosteschen Familie nicht auch die Befürchtung begründet, das Schicksal der „verschwundenen Familienbriefe" hätte unzweifelhaft den Schückingschen Briefwechsel getroffen, wenn Levin „nach Annettens Tode der Aufforderung, die Briefe zurückzugeben"[1]) nachgekommen wäre? Sieht es nicht danach aus, als habe man es machen wollen wie die Familie Wagner mit den Wesendonk-Briefen? Denn als Levin „um dem Ansuchen der Auslieferung auszuweichen, die Vernichtung der Briefe zugesagt", schien man beruhigt. Daß die Beziehungen zwischen Annette und Levin den Angehörigen von je und noch immer ein Dorn im Auge waren, erklärt ein weiteres Vorgehen: Wir sehen „nach Annettens Tode von unbekannter Seite"[2]) mit Emsigkeit an dem Verschwinden des „Stiftsfräuleins" („Dunkle That") arbeiten, jenem von dem Dichterpaar gemeinsam auf der Meersburg verfaßten Roman, in welchem die Freundschaft zwischen Annette und Levin geschildert war. Wohl führt Kreiten in seiner Biographie eine einzige, seitdem bis zum Überdruß zitierte Stelle daraus an — war er aber davon unterrichtet, daß jenes Buch nicht bloß „allenthalben aufgekauft und so der Öffentlichkeit entzogen worden"[2]), sondern daß auch „ein späterer Versuch, das Werk wieder zu veröffentlichen, in E. Keils Gartenlaube (von wem?) hintertrieben wurde?"

„Es durften nur die Anfangskapitel erscheinen, die von dem Dichterpaar noch nicht reden, und der Herausgeber des bekannten Familienblattes hatte sich, von den Lesern gedrängt, zu einer durchsichtigen Entschuldigung wegen Unterbrechung des Romans herbeigelassen ..."

„Keine Bibliothek", erzählt Lothar Engelbert Schücking[2]), „enthält mehr das Buch, nicht einmal die frühere Verlagsfirma selbst hatte ein Exemplar, nach dem ein Neudruck möglich gewesen wäre. Da fand sich in Levin Schückings altem Haus ... noch ein der Vernichtung entgangener Band. Seine Lektüre läßt ahnen, weshalb vielleicht das Werk vergessen sein sollte ..."

Während L. E. Schücking betont, daß „gerade dieses Buch immer eine der Hauptquellen für alle Annette von Droste-Forscher bleiben würde", schmeckt es wieder deutlich nach Tendenz, wenn Kreiten, der sonst so gern auf die „Vollständigkeit" der Quellen als „Marksteine" und „Leitsteine" für den Forscher pocht, das „Stiftsfräulein", das „eigentlich hätte angeführt werden müssen"[3]), bei Besprechung der Prosa mit einem kurzen Satze abtut. Er bekam vom „Familienarchiv" zu sehen, von der Überlieferung zu hören, was für die Drostelegende gut war. Er konnte „namentlich den Hülshoffer, Hüffer hingegen", welcher gleichzeitig mit einer Drostebiographie beschäftigt war, „unabhängig von Kreiten den Meersburger Nachlaß benützen" (!)[4]). Gegen diese Behauptung spricht freilich eine Stelle bei Schulte Kemminghausen[5]), welche besagt: „Den Meersburger Nachlaß hatte der einzige Eschmann in Händen gehabt": — wie verhält es sich nun in Wirklichkeit? Die Erben schienen den Nachlaß nach Gutdünken mitzuteilen; dann und wann konnte in Aufsätzen oder Gesamtausgaben das eine oder andere „bisher unveröffentlichte" Gedicht gebracht werden; man schnitt Briefteile zurecht, wie sie eben paßten, wie es ja auch Freiin Cäcilie Droste zu Hülshoff in ihrem Aufsatz wieder gemacht hat. Als 1893 der Briefwechsel erschien, erkannte Kreiten, wie irreführend er in Sachen Schückings unterrichtet worden. Er, der in den „Familienbriefen" durchaus fürs Streichen gewesen, bemäkelt jetzt plötzlich den unverkürzten Druck dieser Briefe (St. a. M. Laach, 1894), schien doch der Drostemythus durch solche Dokumente gefährdet. Hüffer hat Theo Schücking vorgeworfen, daß mit der Veröffentlichung leicht „noch ein paar Jahre hätte zugewartet werden können, da das Drostebildnis dadurch nicht allseitig gewonnen habe", auch seien „noch einzelne Personen am Leben, die durch den Inhalt der Briefe ... betroffen, so daß die Gefahr nahe lag, daß sie ... zu gereizten Entgegnungen sich hätten hinreißen lassen" (Deutsche Rundschau 98).

[1]) Einleitung zum Briefwechsel, herausgeg. von Theo Schücking 1893. [2]) Einleitung zur „Dunklen That" bei Reclam und im Verlag der Gesellsch. deutsch. Literaturfreunde. Berlin o. J. [3]) Werke IV, 257. [4]) Arens, a. a. O. [5]) Sämtl. Werke A. v. D. H., Gg. Müller Verl. 1925, Bd. 2, 1 XXII.

Erſcheinen Hüffers Vorwürfe gerechtfertigt? Wenn Levin Schücking in der Einleitung zu den Geſ. W. 1879 „beſtimmt geäußert, ein Abdruck der Briefe ſtehe nicht in Ausſicht" — es ſchien ihm geraten, trotz der „wahrſcheinlich erfolgten mündlichen Verſtändigung mit Annettens Bruder"[1]) die Familie von Droſte über das Schickſal der Korreſpondenz auf dem Laufenden zu halten — ſo liegt die Frage nahe, ob nicht ihre Drucklegung durch die Anſchauungen Kreitens geradezu herausgefordert war? Werke I, 386, hieß es nämlich:

„Ein naher Freund, der auch auf die Geiſtes- und Seelenrichtung Annettens Einfluß oder ſelbſt nur von dieſen inneren Dingen tiefere Kenntnis gehabt, iſt Schücking nie geweſen. Auch die Briefe Schückings werden nie etwas anderes klarlegen als eine bei der Unmöglichkeit jedes Mißverſtändniſſes in Auffaſſung des Verhältniſſes von Annette geduldete vertrauliche Dankbarkeit des Schützlings gegen die Freundin ſeiner Mutter uſw."

So viel iſt ſicher: noch während der Arbeit Kreitens am Lebensbilde Annette von Droſtes dachte die Familie Schücking nicht im entfernteſten daran, die Korreſpondenz der Öffentlichkeit zu übergeben, erwähnt Kreiten doch (IV, 256), daß es „trotz mancherlei Bemühungen nicht gelungen ſei, in den Beſitz der einen oder anderen beſonders wichtig ſcheinenden Briefſammlung jetzt ſchon zu gelangen", und zählt unter den in Betracht kommenden Korreſpondenzen an erſter Stelle die Schückingſche auf (dabei iſt zu bedenken, daß Annette ſchon faſt 40, Theos Vater bereits einige Jahre tot war). Warum, muß man an dieſer Stelle fragen, hat ein ſpürſinniger Forſcher wie Kreiten dann nicht die Familienbriefe beſſer ausgenutzt, wenn er doch „freie Hand" hatte? Sollte ſein pſychologiſcher Inſtinkt zu ſchwach geweſen ſein, zu ahnen, daß gerade die Privatkorreſpondenz der Dichterin ihren Lebens- und Entwicklungsgang in wünſchenswerter Weiſe erhelle, wie es Schumacher bereits 1880 ausgeſprochen, wenn er eine Biographie erhoffte, die „ſchließlich (!) alles erfaſſe, was an handſchriftlichem Material und an mündlichen Überlieferungen noch (!) erreichbar ſei"[2]), worauf Arens wenige Jahre ſpäter hingewieſen, wenn er auch die an die Droſte gerichteten Briefe[2]) in eine umfaſſende Lebensbeſchreibung einbezogen wiſſen will? Aber ſowohl Claaſſen in ſeiner Arbeit von 1879 als Kreiten haben die Briefe nur auszugsweiſe, wenn auch „geſchickt" (!) verwertet, und beiden iſt daran gelegen, das Verhältnis zu Schücking herunterzumachen. Was Annettens Stellung zur Religion angeht, iſt Kreiten, wo er aufs „Geiſtliche Jahr" zu ſprechen kommt, vor allem bemüht, die korrekte Stellung zu den Dogmen nachzuweiſen — ein Unterfangen, welches, ſo „üppige Blüten der Exegeſe" es auch zeitigte (Joſtes), mit der Kritik eines Kunſtwerkes nichts zu tun hat[3]). Auch Hüffer hält der biographiſchen Tätigkeit Kreitens gegenüber mit Zweifeln nicht zurück.

Bis zum Jahre 1903 laufen die auf Kreiten-Hüffer fußenden größeren Arbeiten biographiſchen Charakters in dem durch das Beſtreben der Aufrechterhaltung der Droſtelegende genau begrenzten Fahrwaſſer; vorübergehend bringt Karl Buſſe einen friſchen Zug hinein. Der Erfolg ſeines Buches iſt bloß dem Umſtand zuzumeſſen, daß hier zum erſten Male der Verſuch gemacht wird, ſtatt der mythiſchen Idealgeſtalt einen Menſchen mit Fleiſch und Blut zu ſchaffen. Wie weit der Autor in ſolchem Bemühen trotzdem aus perſönlicher Unfähigkeit zur Deutung, wie weit er mangels namhafter Quellen am Ziel vorbeitraf, iſt bekannt. Im allgemeinen orientiert man ſich getreulich weiter an Kreiten, wenngleich die nachträgliche Reviſion ſeines Werkes nur dürftige Verbeſſerungen und Berichtigungen gebracht hat. Die Einleitung zu der im Text ſo ſauberen Droſteausgabe von Arens (1904) [4]) bringt nicht einen einzigen neuen Gedanken, und auch Schwering (1912) nimmt bei allem Fleiße, Neues beizuſchaffen, erſtaunlicherweiſe auf eine Quelle wie Luiſe Meller (1907!) gar nicht und auf die außerordentlich wichtige Leiſtung der Cardaunsſchen Briefſammlung (1909!) nur viel zu flüchtig Bezug. Im ſelben Jahre, als Schwering die Geſ. Werke bei Bong herausbrachte, konnte Kurt Pinthus in der Deutſchen Rundſchau den langerſehnten

[1]) Theo Schücking, a. a. O. [2]) a. a. O. [3]) Vgl. Lit. Handweiſer 1880, 1896, 1898. [4]) Die „Spiegelung" — an Levin Schücking — iſt freilich wieder einmal „Eliſe Rüdiger" zugedacht!

Briefwechsel mit Elise Rüdiger veröffentlichen, auch er eine Fundgrube biographischen Stoffes, ganz besonders was Annette von Drostes Beziehungen zu den Ihrigen betrifft. Hätte ich ihn gekannt, ehe meine Ausführungen im Januar- und Februar-Heft 1928 dieser Zeitschrift gedruckt worden, er wäre Wasser auf meine Mühle gewesen! Aus der warnenden Bemerkung Scheiwillers, „aus brieflichen Äußerungen Annettens sollten nicht zu weitgehende Schlüsse gezogen werden", sieht man wieder deutlich: Drostebriefe dürfen bloß als biographische Quelle herangezogen werden, sofern sie die „Legende" nicht stören; ist Annette als Mensch aber einmal gegen Vertraute durch und durch ehrlich, spricht sie frisch von der Leber weg — dann sind es „unbedacht hingeworfene Äußerungen".

Die veröffentlichung der Briefteile aus dem von Drosteschen „Familienarchiv" im Oktoberheft hat Einzelheiten richtig gestellt; auf eine Widerlegung des Ganzen brauche ich mich nicht einzulassen; denn für mich handelte es sich nicht um Aufzählung von Einzelheiten, sondern um Gestaltung eines Gesamteindrucks, an dem die von Freiin Cäcilie von Droste gebrachten Zitate nichts ändern. Doch sei dem Leser anheimgestellt, sich ein Urteil zu bilden über einige Punkte, die ich hier streifen will[1]). Ich weiß nicht, bin es bloß ich, die überall den Unterton heraushört?

Man läßt die lungenkranke Annette „bis zur Ohnmacht" in Gesellschaft singen ... Die „Hofluftigmacherin" klagt, wie wenig das Humorvollsein ihrer „gewöhnlichen und natürlichen Stimmung angemessen" sei, wie dies ihrer „eigentlichen Natur fremd sei und nur unter besonders aufregenden Umständen in ihr aufsteigen könne ..." (kein Mensch scheint das gemerkt zu haben). Die kühnste aller Balladendichterinnen hat ihre sämtliche Korrespondenz bis an ihr Lebensende der Mutter vorzuweisen. Aus diesem Grunde floriert zwischen Münster-Rüschhaus der schönste Briefschmuggel; aus diesem Grunde schneidet sie von ihren Briefen bald den Kopf, bald den Schluß weg ... deshalb ist sie so besorgt, daß Intimes möglichst bald vernichtet werde; die Partner müssen ihre Antworten darauf berechnen, daß in Annettens Abwesenheit Briefe erbrochen werden können ... „Ernstlich verbeten" hat sie sich das Öffnen ihrer Korrespondenz; „langsam und mühsam hat sie sich die Freiheit erwirkt, an sie gerichtete Privatschreiben nicht herzeigen zu müssen" — eine Unvorsichtigkeit der Freunde, und mit der schönen Freiheit ist's vorbei ... Von einer Reise zurückgekehrt, wird die 29jährige wie ein unmündiges Kind ausgefragt, „ob sie sich auch gut betragen habe und der Tante immer gehorsam gewesen sei ..." Sie spricht von den „dunkelsten Seiten" der „Conventionen": „Glauben Sie mir, wir waren arme Thiere, die ums liebe Leben kämpften ..." Je nachdem eines Besuches Urteil über die Töchter auf Hülshoff ausfiel, hatten sie „nachher einen Himmel oder eine Hölle im Hause ... Wilhelm Grimm hat mir durch sein Mißfallen jahrelang den bittersten Hohn und jede Art Zurücksetzung bereitet, so daß ich mir tausendmal den Tod gewünscht habe usw." (Sie schreibt das nicht etwa in jugendlicher Erregung, sondern 20 Jahre später.) Sie empfindet sich geradezu als Stiefkind, während „Jenny das Glück hat, der Mutter Lieblingskind zu sein ..." während „Malchen", bei Frau von Droste in der Haushaltungsschule, „gewandt und umsichtig, der große Liebling der Mutter" ist. Angstvoll sieht sie mit 43 Jahren „harten Szenen" zu Hause entgegen ... Zu welch doppeltem Spiel ist sie in Briefen an Freunde und solchen an die Mutter gezwungen! Mit welchem Herzklopfen führt sie neue Bekannte in Rüschhaus ein; wie atmet sie auf, wenn es „gut gehet"; wenn jemand Gnade vor den Augen der Freifrau gefunden, „was in meinen Verhältnissen(!) von großem Wert ist ..." Wie ein Abc-Schütze stellt sie sich „Tag für Tag den sehr persönlichen Anrufen ihrer Mutter ..." nicht „mucksen" darf sie, wenn sie inmitten des schönsten Verses steht ... Geduldig läßt sie sich auf Verwandtenreisen von Ort zu Ort schleppen — nur die Briefe erzählen, wie sie über „Reisen" wirklich gedacht hat ... In den Briefen wird der Mutter ab und zu das Prädikat „apprehensiv" zugelegt — jenes schillernde zweideutige Wort.

[1]) Die Quellen zu jeder der folgenden Bemerkungen stehen zu Diensten.

welches man mit „zum Fürchten" überſetzen kann ... In ruhig ſachlicher Erkenntnis ihrer Lage ſchreibt ſie, daß „keine Seele ihr Buch leſe, noch nicht ihre eigenen Verwandten und älteſten Freunde hineingeſehen hätten ..." daß ihre „Mutter jedes öffentliche Auftreten ſcheue wie den Tod und nur zu empfindlich ſei für die Stimme des Publikums ..." daß ſie „in Weſtphalen durchgängig ſchlimmer als überſehen ſei ..."

Wenn man bloß dieſes Wenige überlegt, kann man zu der Überzeugung kommen, daß ich doch nicht ſo ganz „aus der Phantaſie" oder „in unverantwortlichem Leichtſinn" meine Behauptungen niedergeſchrieben habe; man wird bezweifeln müſſen, ob es um die „Souveränität" der Dichterin im häuslichen Kreiſe wirklich ſo paradieſiſch beſtellt geweſen, wie man 80 Jahre nach Annettens Tode von Hülshoff aus glauben machen möchte.

Schade, daß auch Cardauns und Pinthus aus Gott weiß welchen Urſachen gezwungen waren, ihr Material da und dort zu beſchneiden[1]); unbegreiflich, daß 1909, 60 Jahre nach Annettens Tode, die Familie immer noch von der Schere Gebrauch macht. Und wie ſteht es mit der Droſteforſchung der Gegenwart? Ein Unſtern waltet von Anfang an nicht bloß über den Ausgaben, ſondern über dem Nachlaß der größten Dichterin Europas. Manuſkripte, wie z. B. eine reichhaltige Liederſammlung, bedeutender als die erhaltene, gingen ſchon bei Lebzeiten der Dichterin verloren; ein Jugendwerk, das ſich zurzeit in Paris befindet, wird noch immer der Veröffentlichung entzogen; fremde Hände, die zum Teil die befreundetſten ſind, „verbeſſerten" willkürlich die Texte[2]); durch Kränklichkeit gehindert, kann Annette von Droſte ſich nicht einmal um die Redaktion ihrer Erſtausgaben kümmern; wertvolle Manuſkripte, Briefe, die Kreiten während ſeiner Arbeit noch benützen konnte das „Wewer-Album" — „Joſeph"), ſind auf einmal verſchwunden ... Die Fülle des Nachlaſſes iſt nicht nur in den „Hülshoffer" und „Meersburger" geſpalten, auch die derzeitigen Beſitzer ſcheinen keine gemeinſamen Ziele zu verfolgen. Während Schulte Kemminghauſen, der uns „im Verein mit Berta Badt und Kurt Pinthus" die philologiſch-kritiſche Droſte-Ausgabe geſchenkt, „Freiin Cäcilie Droſte zu Hülshoff zu ganz beſonderem Danke verpflichtet iſt", wird an anderer Stelle geklagt, daß „Papiere verloren gingen oder die Familie ſie nicht mehr zugänglich machen wollte"[3]); daß „aus unbekannten Gründen ein Teil des Meersburger Nachlaſſes von Freiherrn Clemens von Droſte-Hülshoff auf Stapel aus der Geſamtmaſſe des Meersburger Nachlaſſes ausgeſondert worden." So ſcheint auch dieſe groß angelegte Geſamtausgabe die idealen Forderungen, welche die Herausgeber ſich ſtellten, nicht erfüllen zu können. Verzögert ſich ſchon das Erſcheinen des längſt angekündigten IV. Bandes, ſo ſinkt die Hoffnung auf einen Neudruck des längſt vergriffenen, längſt ergänzungsbedürftigen Cardaunsſchen Werkes von Tag zu Tage mehr. Es ſcheint mir zweifelhaft," berichtet Arens 1927 im 18. Bd. des Eichendorff-Kalenders, ob der Plan der Briefausgabe überhaupt zuſtandekommen wird, ſo bedauerlich es auch wäre ..." Mehrere „für die Ausgabe gewonnene Forſcher hatten ſich zurückgezogen ..."

Der Aſchendorffſche Verlag (Münſter) verſpricht wohl eine Neuausgabe der Briefſammlung; wird ſie aber vollſtändig ſein können? Für die „23 neuen Droſtebriefe" hat die „Verwaltung der v. Droſteſchen Familienſtiftung" einem Stuttgarter Verlage [warum nicht Aſchendorff, der Cardauns' wertvolles Werk und das Geiſtliche Jahr druckte?]„ das alleinige Veröffentlichungsrecht übertragen"; auch in dieſer „letzten" Familienbriefſammlung von 1923 begegnet man wieder Lücken, ausgeſchnittenen Stellen und „ . . . ", welche bedeuten ſollen, daß die Erben manches „aus perſönlichen Rückſichten unterdrückt wünſchten" (Nachwort von Manfred Schneider.) Um uns über das Perſönlichſte in Annette von Droſtes Leben zu unterrichten, ſind wir in Zukunft alſo auf vier Einzelausgaben angewieſen: Den

[1]) Cardauns, a. a. O., S. IX. und K. Pinthus, Deutſche Rundſchau 1912, S. 37 Heft 7.
[2]) Franz Joſtes, Euphorion 1901, führt darüber eine ſchriftliche Erklärung des Freiherrn Friedrich v. Dr.H. an.
[3]) Werke, Gg. Müller 2, 1 XI.

Schücking-Briefwechsel, den Neudruck Cardauns', die Rüdigerbriefe in der Deutschen Rundschau 1912 und die „23 neuen Drostebriefe" des Stuttgarter Verlags Hädecke.

So schwebt über den Werken der Droste das Verhängnis noch heute wie ehedem. Scheint auch dank der unermüdlichen Forschungen Eschmanns und seiner Nachfolger die Textkritik so gut wie abgeschlossen, so stehen wir doch am Anfang der wahren Drostebiographie. Nicht die Ästheten, nicht der schwärmerische Kreis der Drostefreunde — die sachlich nüchterne philologische Tätigkeit der neuesten Textforscher[1]) hat uns die Überzeugung aufgedrängt, von jetzt ab warten des Biographen der noch immer rätselvollen Dichterin „reizvolle, noch ungelöste Aufgaben"; erst für die Zukunft kann „eine neue innere Biographie", deren Wurzeln sich zutiefst in die Textkritik hinunterstrecken müssen, erhofft werden. Da und dort wird noch eine frische Quelle aufbrechen, man sieht an den knappen Briefteilen des Aufsatzes im Oktoberheft, daß das „Familienarchiv" noch allerhand birgt, aber es geht nicht an, daß man (wie viele Generationen lang noch?) gezwungen werde, nach Hülshoff und Stapel zu pilgern und die Gnade der Erleuchtung tropfenweise aus den „jederzeit bereitwilligst geöffneten Familienarchiven" (der Plural ist etwas kühn) empfange.

Der zum 80. Todestag Annette von Droste-Hülshoffs ins Leben gerufenen Droste-Gesellschaft harren wichtige Aufgaben, und der Schatten der Dichterin wird nicht zur Ruhe kommen, man sei denn ihrer Persönlichkeit, als welche sie sich selbst in ihren Werken darstellte und erkannte, gerecht geworden. Man verläßt nicht gleich den „Boden der Tatsachen", wenn man auf Grund der „Urtexte" intuitive Schlußfolgerungen zieht, ja, solche Ergebnisse sind der Forschung eigentlichste, ihre erwünschteste Frucht. Sie werden dem Charakterforscher, wenn er sich an die Droste selbst und nicht an die Drosteliteratur hält, in Hülle und Fülle zuströmen. Da und dort auftretende Widersprüche können dem Gesamteindruck nicht schaden; freimütig zeichne man Lichter und Schlagschatten; nur so ist zu hoffen, daß mit der künftigen Drostebiographie ein lebensfähiges Werk geboren werde.

Neuerscheinungen

„Ein fremder Gast: Frau von Staël in Deutschland 1803/04" von Alfred Goetze (Jena, Verlag der Frommannschen Buchhandlung, Walter Biedermann). Der mit 24 Abb. geschmückte Band bringt vor allem Briefe der Frau von Staël aus dieser Zeit und Urteile der Zeitgenossen über sie. Ihre Aufenthalte in Weimar und in Berlin werden dadurch geklärt. Knebels wenig bekannte, für Frau von Staël bestimmte Denkschrift über die deutsche Literatur, die bisher nur im Goethejahrbuch 1889 abgedruckt war, wird S. 60 ff. vollständig wiedergegeben. Als Ergänzung zu De l'Allemagne ist dieses Buch zu begrüßen.

Otto von Bismarck: Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Hermann Granier. Zweite Abteilung: Politische Reden. 2 Bände. Stuttgart, Cotta. Ganzleinen 12 M. Der Herausgeber hat die schwere Aufgabe, aus den Reden des Fürsten, die über ein Dutzend Bände füllen, die bedeutsamsten auszuwählen, meisterhaft gelöst. Die erste der 94 Reden wurde im Vereinigten Landtage 1847, die letzte in Friedrichsruh 1895 gehalten. Ihre Themen behandeln alle Fragen deutscher Innen- und Außenpolitik; ein knappes Inhaltsverzeichnis erleichtert das Nachschlagen. Man kann in diesen Bänden nicht blättern, ohne mit bitterer Erschütterung sich zu gestehen, wie tief das Niveau unserer parlamentarischen Beredsamkeit gesunken ist. Aber sie haben auch wiederum etwas Stärkendes durch die Tiefe des politischen Blicks und die Macht des politischen Willens.

Rosenheim Josef Hofmiller.

[1]) Einleitung zu Bd. 2, 1, der Gg. Müllerschen Ausgabe.

Redaktionell abgeschlossen am 22. Oktober 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübsche in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Wohltäter der Menschheit

Ein Irrtum dieses Zeitalters war die Annahme, daß Sozialismus ohne soziale Gesinnung möglich sei. Man kann sagen, es ist die Besonderheit des modernen Sozialismus, daß er der Menschheit wohltun wollte ohne Wohltäter. Die soziale Not wurde zu einem Problem, das ohne das unberechenbare Auftreten wohltätiger Persönlichkeiten mit Verstand und Wissen gelöst werden sollte, durch eine neue Ordnung der Wirtschaft und des Staates.

Und nun sehen wir, wie auch im Sozialismus, wie in jeder Konfession und jeder Partei gute und schlechte Menschen Werke der Liebe und des Hasses tun. Und sind wieder da, wo die Menschheit stets war: beim Herzen als dem Bringer von Glück und Unglück.

Wir sehen, wie ohne große Herzen ein kommunistischer Staat Taktik, Propaganda und Kälte hervorbringt und mit großen Herzen die einzigen, die wirklich auf Eigentum verzichten, in buddhistischen Einsiedeleien, in christlichen Klöstern, in Herrenhuter und anderen Missionen, in Kranken- und Wohlfahrts-Anstalten Güte ausstrahlen. Und wie in der Stille durch große Menschen Wunder der Nächstenliebe vollbracht werden.

Es gibt vielleicht auch in der Öffentlichkeit nicht wenige Menschen, die ihr Herzblut vergießen können, wenn sie dafür bewundert werden; aber wenige, die es können, wenn sie dafür verachtet werden.

Wie arm sind aber die Lorbeeren der Öffentlichkeit verglichen mit der Dornenkrone um die Stirne einer Schwester, die mit glücklichem Lächeln ihr Leben unter sich fortwährend selbst beschmutzenden Kretinen verbringt und, als sie zum erstenmal nach vielen Jahren einen kurzen Erholungsurlaub nehmen soll, einen Fußfall tut, um dableiben zu dürfen, weil sie sich von ihren Kindern nicht trennen kann. Wir wollten soeben diese Schwester unbekannt nennen, aber das sagt zu wenig — sie weiß nicht, was bekannt und unbekannt ist, das sind Begriffe des Außenlebens, die man auf sie nicht anwenden kann.

Das Innenleben hat in allen Konfessionen durch das Gewissen getriebene Menschen hervorgebracht, die mit dieser armen Schwester das Leiden, mit Menschen der Öffentlichkeit das Tun gemeinsam hatten. Die groß waren in der Leistung und größer in der Gesinnung. Sie haben Fähigkeiten entwickelt, die ihrer Naturanlage und ihrer Ausbildung fernlagen — nämlich gerade jene Fähigkeiten, die sie brauchten, um ihre Sendung zu erfüllen. Sie besaßen das Genie des Herzens. Die wirklich Großen hat Dr. Heim sie im letzten Heft unseres fünfundzwanzigsten Jahrgangs „Mensch und Tier" genannt.

Als der junge Bodelschwingh die deutschen Straßenkehrer in Paris betreute, unterstützte ihn der junge Lehrer Heinrich Witt. Da war ein kleiner Galgenstrick, der trotz aller Stockschläge des Vaters nicht zur Schule getrieben werden konnte. „Was tat nun mein Freund Witt? Abends spät, wenn er hoffen konnte, daß Jakob von seinen Streifzügen heimgekehrt sei, erschien er in der Wohnung der Eltern. Ohne ein Wort des Tadels setzte er sich neben den armen Jungen: ‚Jakob, du hast heute nicht in die Schule kommen wollen, so muß ich zu dir kommen', nahm die Fibel vor und fing mit aller Geduld und Sanftmut an, das ABC mit ihm zu treiben. Das tat er nicht ein Mal, das tat er wieder und wieder. Diese Liebe hielt Jakob nicht aus, sie war ihm doch zu stark . . ." So erzählt Bodelschwingh selbst (Lebensgeschichte Friedrich von Bodelschwinghs von G. v. Bodelschwingh, Verlagshandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld).

Und über sechshundert Jahre früher war unter Führung Konrads von Marburg die mit vierundzwanzig Jahren gestorbene hl. Elisabeth vom Almosengeben zu dem übergegangen, was man jetzt organisierte Wohltätigkeit nennt. An das, was wir hier nach zeitgenössischen Berichten (aus Maria Maresch, Elisabeth Landgräfin von Thüringen, Ein altes deutsches Heiligenleben im Lichte der neueren geschichtlichen Forschung, M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag) abdrucken, erinnert das, was heutigentags in Anstalten wie Bethel, Schönbrunn,

Ursberg, Neuendettelsau geschieht. „Obwohl sie sonst verdorbene Luft nicht vertragen konnte, hielt sie doch die Ausdünstungen der Kranken, die die Mägde mit Widerwillen und Mühe ertrugen, ohne Scheu aus und bediente sie fröhlich, wischte ihr Angesicht, ihren Speichel, ihren Auswurf und den Schmutz des Mundes und der Nase mit dem Schleier ihres Hauptes ab. — Überdies hielt sie in dem nämlichen Hause viele Kinder, für die sie sorgte; so gütig und lieblich verhielt sie sich diesen gegenüber, daß alle sie ‚Mutter' nannten, bei ihrem Eintritt zu ihr eilten und sich um sie scharten. Unter ihnen liebte sie die Krätzigen, Kranken, Schwachen, Ärmsten und Entstellten ganz besonders, strich mit ihren Händen über ihr Haupt und nahm sie auf ihren Schoß. Diesen Kindern kaufte sie zum Trost auch gläserne Ringe und andere Kostbarkeiten. — Müßiggang duldete sie jedoch nicht. Die erwachsenen Schützlinge des Armenhauses hielt sie zur Arbeit an: sie mußten das Land bebauen."

Wenn wir in die Welt dieser Großen des Gewissens einen Blick werfen, so sollen andere große Menschen damit nicht verkürzt werden, die vielleicht zu ihrem Schaffen der Anerkennung bedürfen. Es sollen nicht neue unbekannte Namen an Stelle der alten bekannten gesetzt werden. Das wäre am wenigsten im Sinne derer, die wir darstellen. Sie wollten keinen Ruhm und brauchen keinen Ruhm.

Nur uns selbst, nicht ihnen tun wir Gutes, wenn wir einen Augenblick das Licht der Öffentlichkeit in ihre Seele fallen lassen. Einen Augenblick nur ist das möglich; denn dann verschwimmt dieses Kerzenlicht in der Sonne, die ihm entgegenstrahlt.

Friedrich von Spee, der Bekämpfer des Hexenwahns

Von Arthur Hübscher in München

Der kleine rheinische Ort Kaiserswerth ist in den Annalen der Nächstenliebe nicht nur als Heimstätte des Fliednerschen Diakonissenwerks verzeichnet, sondern auch als Geburtsort des großen Bekämpfers des Hexenwahns, Friedrichs von Spee. Der Sohn des Amtmanns und kölnischen Küchenmeisters Peter Spee, geboren am 25. Februar 1591, verlebte seine Jugend in einer schweren Zeit. Die um sich greifende Sehnsucht nach Flucht und Rettung aus den trostlosen politischen und sozialen Zuständen Deutschlands führte schon damals mehr und mehr eine verbreitete Neigung zur Weltflucht herauf, und so mögen persönliche Wünsche mit den allgemeinen Zeitströmungen zusammengewirkt haben, daß der junge Spee nach sorgfältiger Erziehung im Vaterhaus und im Kölner Jesuitengymnasium in den Jahren der Entscheidung in den Orden eintrat. Nach einem zweijährigen Noviziat in Trier und einem Jahre philosophischer Studien wurde er drei Jahre lang in Köln als Magister der Grammatik und der schönen Wissenschaften verwendet, dann am Ende seines fünfjährigen theologischen Studiums zum Priester geweiht, und nun sehen wir ihn mehrere Jahre als Lehrer der Philosophie und Moraltheologie in Köln.

Die erste schwierige Aufgabe wurde ihm 1624 gestellt. Er wurde von seinem Orden nach Paderborn geschickt, wo er den Fortschritten der Reformation Einhalt tun sollte. Seine hinreißende Beredsamkeit und sein persönlicher Einfluß bewirkten bei den meisten eine Rückkehr zum alten Glauben. Bezeichnend für seinen unermüdlichen Eifer und für seine innige, liebeerfüllte und doch einfach kindliche Seele ist ein Brief, den er am 4. Juli 1624 „an den Woledelen gestrengen Heinrich Dietrich von und zu Niehusen", einen „Juncker" in der Nähe von Paderborn, geschrieben hat, um ihn von der Wahrheit der katholischen Lehre zu überzeugen. Er verteidigt seine Religion, ähnlich wie sein Ordensbruder Vincenz von Paul, mit feurigem Eifer, aber er ruft keineswegs zum Haß und zur Verfolgung Andersdenkender auf.

Anfangs 1627 wurde Spee von Bischof Philipp Adolf von Ehrenberg als Professor der Universität und als Beichtvater der zum Tode verurteilten Hexen nach Würzburg berufen. Er blieb nicht lange in dieser Stellung, aber lange genug, um den Entschluß zu einem Werk zu fassen, das zu den bedeutendsten Taten seines Jahrhunderts gerechnet werden muß und in dem er alles niederlegte, was er in seiner Stellung als Beichtvater erlebte und erlitt. Die „Cautio criminalis", abgeschlossen und veröffentlicht erst einige Jahre später in der erzwungenen Muße zu Peine, zeigt Spee als einen der edelsten Menschen aller Zeiten.

Das Buch ist nicht die erste Anklageschrift gegen den Hexenwahn gewesen, wie man vielfach glaubt, und sein Verfasser nicht der erste, der den schweren Kampf aufgenommen hat. Ulrich Molitor im 15., Agrippa von Nettesheim, Johann Weier und Erasmus von Rotterdam im 16. Jahrhundert waren mit Wort und Schrift schon lange vorangegangen, in England hatte Reginald Scot, in den Niederlanden Kornelius Loos die Bewegung fortgeführt, und in Deutschland wirkten Flade, Schultheiß von Trier, und die Jesuiten Adam Tanner und Paul Laymann im gleichen Sinne weiter. Aber ihr Ruf verhallte ungehört in der Zeit — Nettesheim wurde angeklagt und eingesperrt, Loos wurde zum Widerruf gezwungen und endete im Gefängnis, Flade auf dem Scheiterhaufen und Tanner zog sich vielfache Verfolgungen zu. Mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit und Überzeugungskraft, und darum mit mehr Glück und Erfolg, nahm Spee die Aufgabe auf.

Wir besitzen ein „Verzeichnis der Hexen Leut, so zu Würzburg mit dem Schwert gerichtet und hernacher verbrannt worden[1]), das die Zeit von 1627 bis 16. Februar 1629 umfaßt und in 29 „Bränden" 157 Personen aufzählt, in denen wir im großen und ganzen wohl die Schlachtopfer zu erkennen haben, die Spee auf den Tod vorbereiten mußte. Es sind Personen jeden Alters, Standes und Geschlechts: neben einfachen Bürgersleuten und armen Schluckern „der Baunach, ein Raths-Herr und der dickste Burger in Würtzburg", „der Steinacher, ein gar reicher Mann", „ein Edelknab von Ratzenstein", „die dicke Edelfrau", sowie „ein guter vom Adel, Junker Fleischbaum genannt"; neben alten armen Weiblein, Frauen und Matronen „das Göbel Babelin, die schönste Jungfrau in Würtzburg"; neben weltlichen Personen gelehrten und ungelehrten Standes eine große Zahl von Alumnen, Chorherrn und Vikarien; neben Erwachsenen viele Kinder, „ein klein Mägdlein von 9 oder 10 Jahren", „ein geringeres, ihr Schwesterlein" und sogar „ein blind Mägdlein".

Mit bangem Herzen muß Spee seine Pflicht bei diesen Ärmsten erfüllt haben, aber das grauenvolle Bild des Jammers, das er mehrere Jahre hindurch täglich vor Augen sah, überbot doch seine schlimmsten Befürchtungen und erfüllte seine Seele mit Entsetzen. Es kamen ihm, wie er später selbst erzählt[2]), die Worte der Heiligen Schrift in den Sinn:

„Ich wandte mich zu anderen Dingen und sah die Gewalttaten, die unter der Sonne geschehen, und die Tränen der Unschuldigen und keinen Tröster; und wie sie ihrer Gewalt nicht widerstehen können und allerseits der Hilfe beraubt sind. Da pries ich die Toten glücklicher als die Lebenden und hielt für glücklicher als beide den, der noch nicht geboren ward und die Übeltaten nicht geschaut hat, die unter der Sonne geschehen" (Prediger 4, 1—3).

In welch haarsträubender Weise man mit den Hexen verfuhr, berichtet eine Stelle in Spees „Güldenem Tugendbuch" (Teil III, Kap. 13), einem Betrachtungsbuch über die drei göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Der Verfasser will durch die Schilderung außergewöhnlicher Leiden die betrachtende Seele zur Nächstenliebe entflammen:

„Gar viel werden unschuldig gefoltert, gepeiniget, gereckt, gegeißlet, geschraubet und mit neuer grausamen, unmenschlichen Marter übernommen; müssen für unleidlicher Größe der Pein auf sich oder andere bekennen, das sie nie gedacht haben: und wenn sie schon tausendmal vor Gott ganz

[1]) Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse, II 45—61.
[2]) Cautio criminalis, Dubium XIX, ratio VII.

unschuldig seind, will mans ihnen doch nicht glauben: sie müssen mit Gewalt und Zwang, mit Recht und Unrecht schüldig sein, es gehe wie es wolle, sonst will man sie nicht hören. Es kann ja also kommen, daß kein Heulen noch Weinen, kein Entschuldigen noch Ausreden, weder dies weder das helfe, sie müssen schüldig sein; daß man sie peinige dreimal, viermal, fünfmal, bis sie endlich entweder sterben oder bekennen, oder wenn sie noch ja im Leben bleiben, da kann geschehen, daß man sprech: der Teufel stärke sie und halte ihnen die Zung, daß sie nicht bekennen können, und müssen alsdann ja schüldig sein und als Unbußfertige und Verstockte noch greulicher als sonst hingerichtet werden. O Gott .. was für eine Gerechtigkeit!"

Bald erkannte der edle Pater die verzweiflungsvolle Lage der Wesen, die seiner Obhut anvertraut waren. Er fand die Angeklagten verschlossen, unzugänglich, mißtrauisch, da alle Erfahrungen ihnen ja nur zu deutlich zeigten, daß, wer einmal in Verdacht und Untersuchung geraten war, nicht mehr entrinnen konnte. Selbst dem Seelsorger mochten sie ihr Herz nicht öffnen, weil sie fürchten mußten, ein rückhaltloses Anvertrauen könnte als Zugeständnis ihrer Schuld gedeutet werden. Da wandte Spee die Mittel an, die er später allen Beichtvätern der Hexen ans Herz legte, indem er sie ermahnte, den Unglücklichen wahre Väter und teilnahmsvolle Tröster zu sein und Mitgefühl mit ihrem Jammer, ihren körperlichen Leiden zu haben, als wären es ihre eigenen. Sie sollten ihnen sagen, sie würden ihr Leben für sie hingeben, wenn es gestattet wäre, und ihnen versprechen, sie würden ihnen in jeder Not treu zur Seite stehen, auf daß die armen Wesen ja nicht klagen könnten, es hätte ihnen an Trost gemangelt. So würden sie als wahrhaft apostolische Männer handeln und die Herzen der Gottesarmen durch Liebe gewinnen und an sich fesseln. Prout saepe sum expertus, fügt Spee einfach hinzu.

So segensreich sich die seelsorgerische Wirksamkeit Spees auswirkte, so machtlos fühlte er sich gegenüber einer Justiz, die nichts als eine Ausgeburt wilder Bosheit und zügellosen Aberglaubens war. In seiner Bedrängnis und Ohnmacht mag er oft Gedanken und Gefühle zum Himmel gesendet haben, wie er sie im Güldenen Tugendbuch (III, 13) ausspricht:

„Mich dünkt, ich wolte gern alsbald niederknien, und mir den Kopff herunter hawen lassen, wenn ich nur damit sie alle erledigen könte. O du allermiltester Herr Jesu, wie kanstu leyden, daß deine Creaturen also jämmerlich gepeiniget werden. Ich bitte dich durch das rosenfarbe Blut, so auß deinem zarten Fronleichnam für uns arme Sünder geflossen ist, komme doch zu hülff allen unschuldigen, betrangten, daß sie nit verzweifflen: und erleuchte die Obrigkeit, daß sie wohl zusehen was sie machen, und die Gerechtigkeit nit in eine grausamkeit und Gottlosigkeit verkehret werde."

Die „Cautio criminalis" war eine Tat der Liebe zur Wahrheit und zu verlassenen Menschenkindern, voll hohen Mutes und edlen Opfersinns. Sie erregte ungeheures Aufsehen und fand in weiten Kreisen Verbreitung. Und doch war ihre praktische Wirkung nicht durchgreifend. Mochte Spees Freund Schönborn als Bischof von Würzburg und Kurfürst von Mainz, mochten die Herzöge von Braunschweig und einige andere Fürsten den Hexenprozessen Einhalt tun, die Scheiterhaufen loderten auch nach der „Cautio criminalis" fort, und es hat noch über 70 Jahre gedauert, bis Christian Thomasius in einer aufgeklärteren Zeit sie zum Verlöschen brachte, die Früchte erntend, die Spee gesät hatte.

Zu Anfang des Jahres 1628 wurde Spee nach Köln zurückberufen, und noch zu Ende des gleichen Jahres finden wir ihn in Peine in ähnlicher Mission wie einst in Paderborn. Seine erfolgreiche Bekehrungstätigkeit wurde 1629 durch den Mordanschlag eines Fanatikers unterbrochen. Schwerverwundet mußte er zur Genesung nach Falkenhagen gehen, wo er die später in der „Trutz-Nachtigal" zusammengefaßten Gedichte schrieb, die ihn zum Mitbegründer der deutschen Verskunst neben Opitz machten. 1631 ging Spee wieder nach Köln an das Jesuitenkollegium als Professor der Philosophie und Moraltheologie. In dieser Stellung schrieb er sein „Güldenes Tugendbuch." Als schönstes Zeugnis für den Erfolg seiner Vorlesungen teilt die Bibliotheca Coloniensis mit, daß er seine Schüler nicht nur auf dem Gebiet der Wissenschaften durch seine Kenntnisse zu fördern suchte, sondern namentlich durch seine eigene Tugend und Frömmigkeit vorbildlich wirkte, so daß er seinem Orden zahlreiche begeisterte Anhänger gewann.

Seine letzten Lebensjahre verbrachte Spee in Trier als Lehrer der Moral. Als die Stadt 1635 von den Franzosen besetzt und von einem kaiserlich-spanischen Heer überrumpelt wurde, verließ er sein Kloster, um unerschrocken seines Amtes bei Verwundeten und Sterbenden zu walten. Mehr als einmal gelang es seinem Einfluß, Mißhandlungen und Plünderungen zu verhüten. Als der Kampf beendet war, nahm sich Spee in echt christlicher Liebe der Gefangenen an, denen er die Rückkehr in die Heimat erwirkte. Unermüdlich aber war er vor allem in der Pflege der vielen Kranken in den Spitälern, von denen ein pestartiges Fieber Tausende hinwegraffte. Den unaufhörlichen Anstrengungen war sein zarter Körper auf die Dauer nicht gewachsen. Das Fieber ergriff auch ihn, und am 7. August 1635 starb er, inmitten seiner Ordensbrüder, fröhlich in Hoffnung und selig im Glauben. Sein Sarg mit der schlichten Inschrift: Hic jacet Fridericus Spe steht in der Gruft der ehemaligen Jesuitenkirche in Trier. Wir ehren ihn als einen jener Großen, die vom Gewissen getrieben, den Kampf für die gepeinigte Kreatur gegen eine Welt von Vorurteilen aufgenommen haben.

August Hermann Francke, der Vater der Waisen

Von Christian Jung in Berlin-Lichterfelde

Am 8. Juni 1927 waren 200 Jahre vergangen, seitdem A. H. Francke starb. Den Tag feierte die gesamte evangelische Christenheit, nicht nur die Deutschlands. Auch in den Schulen gedachte man seiner, die Lehrer sprachen mit Dankbarkeit, oft mit Begeisterung von ihm. War der Eindruck, der von ihrer Darstellung ausging, nachhaltig? In mancher Kindesseele mag gerade das zurückgeblieben sein, was nur so nebenbei gestreift war: „Francke war ein Feind des Tanzes. Er gönnte den Kindern keine Erholung und kein Spiel, nicht einmal das harmlose Ballspiel. Er verbot aufs schärfste jeden Theaterbesuch; man nannte ihn deshalb auch den ‚Pietisten', d. h. — den Mucker." Es fehlte nur, daß man jetzt fortführe: „den frömmelnden Heuchler"! — Francke war freilich alles andere als ein Frömmler oder gar Heuchler: ein Mann unbedingter Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gegen sich und andere. Ein Christ, der sich rückhaltlos Gott verschrieb und alleinigen Gehorsam ihm gegenüber durch Wort und Tat forderte. Ein Mann von größtem Ernst und willensstärkster Tatkraft! Und doch klein vor Gott und demütig wie ein schwaches Kind. Sich selbst traute er gar nichts zu, aber er vermochte alles durch den, der ihn mächtig machte, Gott! Mancher bestaunte vielleicht heimlich seinen „bergeversetzenden Glauben", für den es Schwierigkeiten überhaupt nicht mehr gab! Aber man „verstand" die Kühnheit und Sorglosigkeit „nicht", mit welcher der organisatorisch Hochbegabte immer neue Pläne faßte! Ging er nicht sogar ganz planlos und leichtsinnig vor, daß er, ohne über eigenes Kapital oder geldkräftige Freunde zu verfügen, stets Neues, Größeres unternahm? Ein Haus entstand durch ihn in Halle a. S. nach dem andern. Nicht aus Holz, wie es damals bei seinesgleichen üblich war, sondern aus Stein. Sein Bauwerk steht noch heute. Seine Gegner nahmen als Zeichen sträflichen Hochmuts, was in Wirklichkeit Ausfluß seines Weitblicks und seiner Klugheit war. Gast- und Tanzhäuser in seiner Umgebung kaufte er auf. Er richtete sie für seine Zwecke ein, baute sie allenfalls bescheiden um. Dann aber entstanden 3- und 4stöckige Häuser von Stein mit 14 Fenstern Front, gar ein 5stöckiges mit 2 Sälen, darunter einem, der 1300 Personen faßte. Baute er aber nicht ganz willkürlich und zusammenhanglos? Und doch war es ein organisches Ganzes, das heute ins Auge fällt wegen der selten langen Front von etwa 80 Fenstern an der einen Seite des über 70 Morgen großen Grundstücks. Freilich war dieser Teil zusammengefügt aus etwa 10 oder 11 verschiedenen Häusern aus verschiedenen Zeiten. 6 von ihnen hoben sich mit

einer Dachhöhe von den übrigen ab. Diese ragten, in sich noch erkennbar, um 1 Stock über sie hinaus, auch mit gleichgemachter Dachhöhe. An der Vorderseite des Hauptgebäudes ist der bekannte Giebel noch heute zu sehen, mit den zwei zur Sonne aufstrebenden Adlern, unter ihnen die goldene Inschrift auf himmelblauem Grunde: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler." (Jes. 40, 31.)

Schon die Baulichkeiten zeigen, daß Francke seine Zeit überragte und einer fernen Zukunft die Wege wies. Wie kam er dazu? Zumal in der furchtbaren Zeit der Sorge und Sünde, in der er lebte? Der 30jährige Krieg war noch nicht lange vorüber, der unser Vaterland schrecklich verwüstete und ungeheuerliche Zucht- und Sittenlosigkeit über Erwachsene und Jugendliche brachte. 15 Jahre nach dessen Ende wurde Francke in Lübeck geboren. Seine Mutter war die Tochter des dortigen Syndikus und Bürgermeisters Dr. Gloxin. Sein Vater, Dr. der beiden Rechte und Notar in Lübeck, wurde 1660 von dem bekannten Herzog Ernst dem Frommen als Hof- und Justizrat nach Gotha berufen, starb aber schon 1670, als der Knabe eben 7 Jahre wurde. Die kluge und starke Mutter blieb mit sechs unmündigen Kindern zurück. Ein Glück, daß die Kinder gut geartet und begabt waren. August Hermann wurde, 14 Jahre alt, mit glänzendem Zeugnis als reif zur Universität entlassen. Die Mutter hielt ihn noch 2 Jahre im Elternhause, damit er reife. Schade für ihn, daß seine frühreife, tiefreligiöse Schwester Anna, die 3 Jahre älter war als er, früh an tückischer Lungenseuche starb. Sie hatte dem Knaben aus der Bibel und aus Arnds: „Wahrem Christentum" vorgelesen und ihn beten gelehrt. Seine Ohnmacht an ihrer Gruft verriet, was der Bruder an ihr verlor. Ihrem und der Mutter Einfluß war's zuzuschreiben, daß sich der Zehnjährige ein eigenes Gebetskämmerchen wünschte, das er auch erhielt. In einem ungewöhnlichen — und unkindlichen — Ernste sagte er seinen Freundschaften ab, auch dem Spiel in Wald und Feld, dem Fischfang, den er doch so sehr liebte. Er wollte, ein kindlicher Asket, der Welt und ihrer Lust absterben. 1679 bezog er die nahe Universität Erfurt, um Theologie und Philosophie (Logik und Metaphysik) zu studieren. Mehr als der Theologie widmete er sich der Geographie. Nach ½ Jahr ging er für 3 Jahre nach Kiel (1679 bis 1682), wo der besonders für die alten Sprachen Begabte und philosophisch Veranlagte auch Vorlesungen in Physik und Polyhistorie hörte. Zwei Monate lernte er in Hamburg Hebräisch bei dem Rabbiner Lic. Esra Edzardi, der vom Lesen der Bibel selbst ausging und deren immer erneutes Lesen empfahl. Mit der Wirkung, daß dann der Jüngling bei seinem 1½ jährigen Aufenthalt im Elternhause nicht weniger als sechsmal die hebräische Bibel durchlas, ohne das griechische Neue Testament darüber zu vergessen. Edzardi hatte ihm zum Abschied die freundliche Mahnung mitgegeben: „Nütze sie (deine reichen Gaben, die dir Gott verliehen) zur Ehre Jehovahs und im Dienste der Brüder!" Das war ganz im Sinne eines seiner Kindergebete:

„Lieber Gott, es müssen ja allerlei Stände und Hantierungen sein, die doch endlich alle zu deiner Ehre gereichen, aber ich bitte dich, du wollest mein ganzes Leben bloß und allein zu deiner Ehre lassen gerichtet sein."

Über seine Studentenzeit schreibt Francke:

„Ich sang und betete viel, las viel in der Schrift und andern geistlichen Büchern, ging viel zur Kirche, bereute auch äußerliche Sünden und kam wohl mit Tränen zur Beichte."

Seine Mitstudenten verspotteten das „Wunderkind" und das „Sprachgenie" wegen seines Wissensdrangs und seiner Frömmigkeit. Schließlich bestaunten und beneideten sie ihn! Und er war für die Bewunderung empfänglich. Es ging ihm, wie früher Augustinus: ihm schmeichelte weltlicher Ruhm, er wollte Menschen gefallen und vor ihnen glänzen. Er, der neben der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache auch der französischen, englischen, italienischen und holländischen sich hingab, merkte, wie mit dem Fortschritt des Denkens die Lust zum Forschen und Wissen sich stets steigerte. In Leipzig (1684 bis 1686) unterrichtete er einen jungen Theologen im Hebräischen, wurde 1685 durch

eine Disputation über die hebräische Grammatik Magister und hielt nun allgemeine philosophische Vorlesungen. Er fand großen Zulauf. Fast noch größeren, als er sich mit Freunden zu einem Bibelkränzchen (Collegium philobiblicum) zusammenschloß, zur besseren Pflege der Grundsprachen, nicht zunächst zur Erbauung. Aber bald heißt's in den Satzungen (Ende 1686), die heiligen Quellen der Bibel sollen gelesen, erklärt und angewandt werden „zur Ehre des dreieinigen Gottes, zum Wachstum des neuen Menschen, einer frommen Bildung und zu einer Gott wohlgefälligen Unterhaltung". Er selbst erkennt den Segen dieser gemeinsamen Beschäftigung an.

Vorher, so sagt er, sei er „mehr um die Schale als um den Kern und die Sache selbst bekümmert gewesen und habe mehr auf fremde Gedanken, welche er etwa in Büchern fand, geachtet als selbst zuzusehen, was er aus einem jeglichen Text für einen deutlichen Verstand fassen, und für Lehren, Ermahnungen und Trost schöpfen" könnte.

Es schien alles bei ihm in bester Ordnung. Und doch ging es ihm bereits 1687, wie früher Augustin: er bekam einen heiligen Schrecken über sich selbst und seine innere Armut. Er lernte sich selbst tiefer erkennen, und vor seinem eignen Wesen bekam er Angst. Er, der Willensstarke, Selbstsichere, Zielbewußte, brach bald völlig in sich zusammen. Was er Glauben genannt, erwies sich ihm als Scheinglauben; sein ganzer bisheriger Weg war „ein Irrweg"; hinter allem steckte, fein und klug verborgen, die Selbstsucht. Wie arm kam er sich nun selbst vor, wie jämmerlich gegenüber dem großen, heiligen Gott! Alle eigne Kraft und bisheriges Bemühen um ihn nützte nichts, rein gar nichts! Er erlebte es, daß er als ein völlig anderer aus seinem Traum erwachte und was er dann wurde, von sich und seinem Verdienst gänzlich loslöste und als ein Wunder der göttlichen Gnade pries. War es Paulus und Augustin, den hervorragenden Gottesmännern, nicht gerade so ergangen? Gegen ihr Wollen und Streben? Nicht auch Luther? 1687 ging Francke, auf Grund eines reichen Familienstipendiums, nach Lüneburg. Bei dem gelehrten und frommen Superintendenten Sandhagen wollte er seine theologischen Studien fortsetzen. Einige Studenten traten mit ihm zu einem „Bibelkränzchen" zusammen. Daneben vertiefte er sich besonders in die Erklärung der Propheten und Evangelien. Eines Tages wurde ihm, dem Magister, eine schwere Aufgabe gestellt, eine Predigt über Joh. 20, 31 (Schlußwort des Evang.): „Diese (Zeichen) sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen." Andere sollte er nun zum Glauben führen, zum echten wirklichen Glauben! Hatte er den überhaupt selbst? Er schaute in die Tiefen seiner Seele. Mit dem Ergebnis: Ist solcher Glaube überhaupt möglich? Ja: gibt es überhaupt einen Gott? Er war verzweifelt. Zuspruch von Freunden half nicht. Aber das stille, ernste Vorbild des innerlich frommen Sandhagen und seiner Familie hielt ihn davon ab, die Predigt abzulehnen. An einem Sonntagabend kam, nach ernstem, anhaltendem Gebet, der Frieden in sein Herz.

„Da erhörte mich der Herr, der lebendige Gott, von seinem heiligen Throne, da ich noch auf meinen Knien lag: wie man eine Hand umwendet, so war all mein Zweifel hinweg; ich war versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu; ich konnte Gott nicht allein Gott, sondern meinen Vater nennen; alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens ward auf einmal weggenommen; hingegen ward ich mit einem Strome der Freuden plötzlich überschüttet, daß ich aus vollem Mut Gott lobte und pries, der mir solche große Gnade erzeigt hatte. Ich stand ganz anders gesinnt auf, als ich mich niedergelegt hatte."

Es drang durch, was er selbst von sich berichtet: „Gott hat mir Liebe zum Worte Gottes und insonderheit zum h. Predigtamt von Kindesbeinen an ins Herz gesenket." Der Lieblingswunsch seiner Eltern ging nun in Erfüllung. Gott hatte sich ihm geschenkt und sich in seinem wirklichen Wesen ihm geoffenbart: ein höchstes Wunder der Gnade, seiner unverdienten Liebe! Das war die Stunde seiner Bekehrung: nun konnte er wirklich Gott allein dienen, nicht mehr sich oder weltlichem Ruhm und Ansehn! Von jetzt an bewies er seinen Glauben mit der Tat der Liebe, die von Gott allein entzündet war, und die ihm

allein und seiner Ehre dienen wollte im Dienste an den Brüdern! Er ging zuerst 2 Monate in die Einsamkeit, in die Stille des Pfarrhauses Philipp Jakob Speners, des Oberhofpredigers in Dresden, des Bahnbrechers des Pietismus, des Stillen, Milden, mit der Feder so gewandt für Gott werbenden Gottesmannes. Ihm stand er schon einige Zeit nahe. Im persönlichen Umgang mit ihm lernte er dessen in Frankfurt a. M. 1675 verfaßte Schrift: „Pia desideria" verstehen und schätzen. Religion wurde ihm nun bleibend Herzenssache; sie hatte Einfluß auf sein Gemüt, nicht auf seinen Verstand. Den seelenlosen, äußerlichen Frömmigkeitsmechanismus verabscheute er nun geradezu, der sich in der Kirche wieder so breit gemacht hatte und auch bei so manchem orthodoxen Prediger zu finden war. Sie wußten, wie er bisher, schön und formgerecht über Bibelworte zu reden, sie auszulegen und zu erläutern. Sie stützten sie mit der Weisheit trefflicher Kirchenlehrer und der tiefen Erfahrung anderer gelehrten und klugen Männer. Und doch: es war Menschenweisheit! Ihr Herz war ferne von Gott, und sie ahnten und wußten es nicht! Jetzt galt es! Spener versagte ihm zum Abschied die Anerkennung nicht: „Totus pietate ardens." In der Tat gilt jetzt sein ganzes Denken und Wirken der Betätigung der Frömmigkeit in ihm selbst, wie der Weckung lebendiger Herzensfrömmigkeit in jedem einzelnen Mitmenschen; der Abwendung von der Welt und der Freude an täglichen, ja sich täglich öfter wiederholenden Erbauungsstunden und echten, wirklichen „Bibelkränzchen". Wichtig wird ihm die Förderung des Bibelstudiums auch bei den „Laien", die von Gott ohne jede Ausnahme zu seinen heiligen Priestern berufen sind („allgemeines Priestertum aller Gläubigen"). Sein Hauptziel wird: Schaffung eines aufrichtig-religiösen Lebens des ganzen Christenvolks durch ernste und erbauliche Verkündigung des Wortes Gottes in der Bibel. Sie muß man sachkundig und dem Volke wirklich verständlich, lebensnah als Wort Gottes verdeutschen! Aber, mußte er da nicht mit den Professoren der Theologie und den Pfarrern seiner eignen Kirche zusammenstoßen? Sprach er nicht damit über ihr bisheriges Wirken das Urteil?

Sein zweites Wirken in Leipzig (1689/90) und seine 1½jährige Tätigkeit (als Pfarrer an der Augustinerkirche in Erfurt) brachten den vorausgesehenen Konflikt nur zu bald, weil er, seiner heiligen Verantwortung bewußt, keinen Augenblick an ein Zurückweichen dachte. Um so mehr, als sein Zulauf ständig wuchs. Die religiöse Bewegung unter Studenten und Bürgern nahm zu. Francke mußte seine Vorlesungen in den größten Hörerraum der Universität verlegen. Auch die Bürger drängten sich zu den Bibelkränzchen in Privaträumen und im Pfarrhause. Der menschlich so begreifliche Neid der Fachgenossen und Amtsbrüder wurde wach und vielleicht noch künstlich geschürt. Die Feindschaft der Gegner wuchs. Sie bekämpften seine Frömmelei und Weltabkehr, seinen pharisäischen Dünkel und seine Absonderung von den Unbekehrten in Konventikeln, die den Bestand der Kirche gefährdeten. Sie trugen in beiden Städten den Sieg davon! Mit Hilfe von Gutachten der theologischen Fakultät in Leipzig wurde ihm in Leipzig das Abhalten theologischer Vorlesungen und den Studenten der Besuch der Konventikel vom Kurfürsten verboten; er selbst mußte die Stadt verlassen. In Erfurt wurde er auf Anklage der evangelischen Geistlichen beim Rat der Stadt als „Sektierer und Verbreiter aufreizender Schriften" unter Beihilfe der Leipziger Gegner übel verfolgt. Von 16 evangelischen Geistlichen Erfurts waren nur 7 auf seiner Seite. Auf Befehl des Kurfürsten (Erzbischofs) von Mainz mußte er, nach eingehender Untersuchung, die Stadt „bei Vermeidung unausbleiblichen Schimpfes" innerhalb 24 Stunden verlassen, nachdem ihm das Pfarramt genommen war; die Namen von 34 Studenten, die sich zu ihm gehalten, wurden an den Galgen genagelt. Auf seine 70 Gulden jährlicher Besoldung in Erfurt zu verzichten, wurde ihm nicht schwer, hatte er doch bei Übernahme des dortigen Pfarramts das bisherige Stipendium von 180 Thalern jährlich gern drangegeben! Trotz alles Schimpfes blieb er ungebeugt, ja frohgemut. Auf Reisen nach Gotha und Lübeck predigte er überall, wo er länger verweilte. Es war eine Zeit des Ausreifens.

Schneller, als er's gedacht, ward ihm eine neue, eine dauernde Tätigkeit beschieden: Auf Vorschlag Speners, der inzwischen nach Berlin übergesiedelt war, wurde er 1692 von dem Kurfürsten von Brandenburg an die neu begründete Universität Halle a. S. als Professor der griechischen und orientalischen Sprachen (noch nicht der Theologie) berufen, wenn auch ohne Gehalt. Zugleich war er Pastor an St. Georg in der nahen Vorstadt Glaucha (von 1692 bis 1715); von 1715 bis 1727 war er Pfarrer von St. Ulrich in Halle. Die Verfolgung hörte damit für ihn nicht auf. Noch andere Gründe stellten sich zu den bisherigen ein. Ein zweites Mal wurde eine Untersuchungskommission gegen ihn eingesetzt. Aber in Halle fand er einflußreiche Gönner und treue Freunde, darunter den Kanzler der Universität von Seckendorf. Nicht zuletzt wurde Friedrich Wilhelm I. selbst sein aufrichtiger Bewunderer und treuer Helfer. So wurde er zuletzt gerechtfertigt. In welchem Ruf Francke zunächst in Universitätskreisen stand, zeigt die anfängliche Weigerung des nach Halle berufenen Juristen Samuel Stryk in Wittenberg, diesem Rufe Folge zu leisten, weil er mit einem Pietisten zusammen als Professor nicht wirken könne. Er wurde später sein bester Freund und mit seiner Frau regelmäßiger Besucher seiner Predigten zu Glaucha. War Francke bisher als streitbarer Gottesmann, erfolgreicher Hochschullehrer, großartiger Prediger hervorgetreten: jetzt wurde er mehr als das: Vater der Waisen. Gesucht hat er dies neue Amt nicht; es fiel ihm zu. In Glaucha fand er seine Gemeinde recht verwahrlost vor. Glaucha war ein beliebter Ausflugsort: unter 200 Häusern waren 37 Gast- und Tanzhäuser. Die Folgen zeigten sich im Leichtsinn der Erwachsenen und in der Verwilderung der Jugend.

„Weil ich bei dem armen Volke solche grobe und greuliche Unwissenheit fand, daß ich fast nicht wußte, wo ich anfangen sollte, ihnen einen festen Grund des Christentums beizubringen, bin ich von solcher Zeit her bekümmert gewesen, wie ihnen nachdrücklicher geholfen werden möchte — wohl erwägend insonderheit, daß so viele Kinder wegen Armut ihrer Eltern weder zur Schule gehalten werden, noch sonst einer guten Erziehung genießen, sondern in der schändlichsten Unwissenheit und aller Bosheit aufwachsen, daß sie bei zunehmenden Jahren zu nichts zu gebrauchen seien und daher sich aufs Stehlen und andre böse Taten begeben."

So lesen wir in seiner 1701 erschienenen Selbstbiographie: „Fußstapfen des noch lebenden und waltenden, liebreichen und getreuen Gottes." Durch den Klingelbeutel und durch Almosensammeln in seiner Gemeinde mit Hilfe von willigen Studenten hilft er den Armen. Im Pfarrhause hängt er eine Armenbüchse auf. Über ihr steht 1 Joh. 3, 17: „So jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schließet sein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes in ihm?"; unter ihr 2 Cor. 9, 7: „Ein jeglicher säet (= gibt) nach seiner Willkür, nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." Die Brotverteilung im Pfarrhause an die Ortsarmen an jedem Donnerstage benutzte er bald zur Prüfung der Kinder im Katechismus. Über die Unwissenheit war er entsetzt. — Nach einem Vierteljahr fand er in der Armenbüchse 7 Sechzehngroschen-Stücke, in Papier gewickelt, die Gabe einer mildtätigen Frau.

„Das ist ein ehrlich (= ansehnlich) Kapital, davor muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule anfangen. Ich besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut, sondern fuhr im Glauben zu und machte noch desselbigen Tages Anstalt, daß für 2 Thaler Bücher gekauft wurden, und bestellete einen armen Studiosum, die armen Kinder täglich 2 Stunden zu informieren, dem ich wöchentlich 6 Groschen dafür zu geben versprach, der Hoffnung, Gott werde indessen, da ein paar Thaler auf diese Weise in 8 Wochen ausgegeben würden, mehr bescheeren."

Von 27 ausgeteilten Büchern brachten „die Bettelkinder" nur vier zurück. Trotzdem kaufte er für die übrigen 16 Groschen neue Bücher, die sie hinfort dalassen mußten.

„Um Ostern 1695 fing ich die Armenschule mit so geringem Vorrat an. Die 4 Thaler und sechzehn Groschen sind der rechte Anfang und das erste Kapital, woraus auch sofort hernach das Waisenhaus veranlasset und erwachsen ist. Gott ließ nimmer abgehen, was einmal angefangen war, sondern ließ immer reichlicher zufließen, zu zeigen, daß er gern noch ein Größeres tue, so wir nur glauben könnten."

Damit geeignete Kinder nicht außerhalb der Schule wieder verdorben würden, plan
er, einige „zu völliger Pflege und Erziehung aufzunehmen".

„Und das war in meinem Gemüte die erste Veranlassung und der erste Anschlag zur Aufrichtu
eines Waisenhauses, ehe denn ich das geringste Kapital dazu hatte. Da ich solchen Anschlag gut
Freunden eröffnet hatte, ward bald ein christliches Gemüt bewogen, 500 Thaler dazu zu ve
machen, davon jährlich auf Weihnachten die Zinsen, nämlich 25 Thaler, sollten abgetragen werde
wie auch jährlich geschehen ist. Als ich diesen Segen Gottes sah, wollte ich ein armes Waisele
dazu aussuchen, das von solchen jährlichen Zinsen möchte erhalten werden. Da wurden mir
vater- und mutterlose Geschwister genennet, darunter ich eins auslesen sollte. Ich wagte es ab
auf den Herrn, sie alle viere zu nehmen: doch da das eine von andern guten Leuten aufgenomm
ward, nahm ich die übrigen 3 und fand sich an des vierten Stelle sofort ein anderes. Diese 4 nah
ich und tat sie zu christlichen Leuten und gab ihnen für jedes Kind wöchentlich einen halben Thal
sie zu erziehen. Das geschah im Herbst anno 1695. Hierauf ging es mir, wie es sonst zu geschehe
pfleget, daß, wenn mans im Glauben gewaget hat, den Armen einen Groschen zu geben, m
danach ebensowenig Bedenken hat, einen Thaler daran zu wagen. Denn da ich einmal angefange
etliche arme Waisen ohne menschliche Absicht auf ein gewisses Kapital auf- und anzunehmen (de
die Zinsen von den 500 Thalern reichten nicht hin zu eines einigen Speisung und Kleidung
so ließ ich's auch getrost auf den Herrn ankommen, deren noch mehr dazu zu tun. Und ist demna
das Waisenhaus weder auf ein schon vorhin gegenwärtiges Kapital, noch auf ein gewisses Ve
sprechen hoher Personen, die sich etwa zur Herschießung aller Unkosten verbindlich und anheisch
gemacht hätten, noch auch sonst etwas dergleichen, wie nachgehends spargieret (= ausgestre
worden und einige mutmaßen wollten, sondern auf den lebendigen Gott im Himmel bloß u
lediglich angefangen und gegründet worden."

Am folgenden Tage (nach den vier) kamen zwei dazu, am nächsten Tage eins, 2 Ta
danach wieder eins, 8 Tage darauf wieder eins, „daß also den 16. November 1695 sch
ihrer neune beisammen waren, welche bei unterschiedlichen christlichen Leuten erzog
wurden". Die Aufsicht und Pflege übernahm ein Studiosus Theologiae G. H. Neubaue
„Und also waren die armen Waisen eher da, als ihnen ein Haus erbaut oder gekaufet wa
Die Armenschüler, zu denen bald freiwillig Kinder bemittelter Bürger hinzukamen, li
er zunächst in einem Raum vor seinem Studierzimmer unterrichten, dann in einem g
mieteten Raum im Nebenhause. Die „Bürgerschule" mußte er bald von der „Arme
schule" trennen; er brachte sie in besonderen Zimmern des Nebenhauses unter. Im selb
Jahre 1695 begann er auch, für adlige Kinder zu sorgen. Die von adligen Eltern öfters e
betenen Hauslehrer konnte er ihnen ihres Studiums wegen nicht schicken. Er schl
vor, ihre Kinder nach Halle zu senden; dort standen ihm die Studenten zur Verfügun
Durch Freitisch in seinem Hause und durch regelmäßige Gaben (bald 16 Groschen wöche
lich, bei 5stündigem täglichem Unterricht) ermöglichte er diesen das Studium und erz
sie zu Lehrern, auch an dem später so genannten „Pädagogium"; bald wurden es 1
Das war der Ursprung des Lehrerseminars, das mit Hilfe von besonderen „Schulinsp
toren" immer weiter ausgebaut wurde (tägliche Konferenzen) und unter seiner Oberleitu
stand. Für 2000 Thaler, die er im Winter 1695/96 erhielt, kaufte er ein eigenes Ha
für die Armenschule. In einem halben Jahre (1695) hatte er die Armenschule, das Päd
gogium (1709: 23 Lehrer und 72 Schüler), die Bürgerschule und die Waisenfürsor
begründet, auch die Lehrer-Ausbildung und -Unterhaltung. 1696 begann sein Häus
kaufen und -bauen. Mit guter Absicht kaufte er einen Teil der vorhandenen Gasthäus
die er in seine Hand bekommen konnte („Zum goldenen Adler", neben dem „Grün
Hügel", ein Hauptherd weltlichen Treibens; „Zur goldenen Rose" (sein Wohnhaus l
1715); „Zum Raubschiff" (Unterkunft der 1697 begründeten „Lateinschule" [Latin
die 1709 bereits 256 Schüler hatte, darunter 64 Waisenknaben, und die 1711 in das 16
vollendete noch heute stehende Hauptgebäude übersiedelte). Errichtet wurden 1698 d
„Hauptgebäude" (14 Fenster Front s. o.), an das sich allmählich die übrigen Neubaut
der Anstalt anschlossen, auch eine Apotheke, die unter der Leitung des Anstaltsarztes sta
Sie erschien ihm nötig wegen des großen Bedarfs des Waisenhauses, zumal des Nach

auch gab es in Glaucha keine Apotheke. Bis 1729 wurden nach Franckes Anordnung an berechtigte Arme von Glaucha und dem benachbarten Stadtteil Halles für 130000 Thaler Heilmittel unentgeltlich abgegeben. 1701 wurde eine ebenfalls gewinnbringende Druckerei errichtet für den seit 1699 bestehenden Verlag und die Sortiments-Buchhandlung, die die Verlagswerke vertreiben sollte; eine Filiale in Frankfurt a. M. half dabei. 1709 entstand ein 3stöckiger Fachwerkbau zur Unterbringung der Waisenmädchen und einer Mädchenschule (jetzt Beamtenwohnhaus), daneben das „Englische Haus" (für Schüler aus England), 1710/11 ein gewaltiges, 4stöckiges massives Haus, mit großem Speisesaal und einem noch größeren Versammlungssaal im 1. Stock; 1711 ein 5stöckiges Haus mit 2 Seitenflügeln für das Pädagogium (das größte aller von Francke errichteten Häuser); im Jahre seiner Vollendung ein fast ebenso großes Haus („Schul- oder Schülerhaus", jetzt „Pensions-Anstalt", Wohnhaus für die auswärtigen Schüler der Latina). Angelehnt an dieses, unter einem Dache und zu einer Front vereinigt, 2 Wohnhäuser für Studenten des Lehrfachs („Ober-Kollegium") und Studenten der Theologie („Unter-Kollegium"); 1716 ein Gebäude zu wirtschaftlichen Zwecken, das zugleich Schulräume enthielt; 1726 ein Bibliotheksgebäude (18000 Bände!). Auch ein Krankenhaus wurde gebaut, je ein Back- und Brauhaus für das Waisenhaus und Pädagogium (später Papiermagazine), desgl. eine eigene Quellwasserleitung, zu der bald eine zweite hinzukam. 1710 war mit weitgehender Hilfe des Freiherrn von Canstein die weltbekannte, für spätere Gründungen vorbildliche Bibelanstalt (später die Cansteinsche genannt) begründet; für ihren Inspektor und zur Aufbewahrung der Bibelbestände entstand 1727 ein neues Haus. Um die Geldmittelbeschaffung machten sich oft genug seine Mitarbeiter und Bauleute Sorgen, A. H. Francke niemals. Sein für viele unerhörtes Gottvertrauen ließ ihn immer wieder Wunder freundlicher Durchhilfe erleben. Klagte ein Geselle: „Unser Geld ist alle", so antwortete er: „Des freue ich mich, denn das ist ein Zeichen, daß uns Gott aufs neue bescheeren wird."

„Von Woche zu Woche hat mir der Herr zugebröckelt, wie man den Küchlein das Brot zubröckelt, was die Notdurft erfordert."

„Ich bezeuge, daß ich das ganze Werk als Werk meines Gottes ansehe und nicht meine, daß mir Ruhm dafür gebühre. Wer möchte sich wohl einbilden, ich wäre ein solcher Narr, daß ich dächte, wenn sich mittags und abends ein paar hundert Menschen zu Tische setzen, die alle speise, ernähre und versorge ich!"

Aus der Bibelanstalt sind bis heute etwa 8 Millionen Bibeln und Neue Testamente hervorgegangen, auch in fremden Sprachen; mit Hilfe des feststehenden (Stereotyp-) Drucks kostete ein Neues Testament (1712 zuerst) nur 2 Groschen, eine Handbibel im großen Format 6. 1713 wurde der dänischen Mission in Ostindien (Trankebar), die Francke unterstützte (seine Schüler als Missionare: Ziegenbalg und Plütschau!) eine eigne Druckerei in tamulischen Lettern übersandt; Ziegenbalg übersetzte das Neue Testament ins Tamulische.

Wie Francke all diese Aufgaben leisten konnte, ist uns heute unfaßbar, zumal angesichts der aufreibenden Kämpfe und Schwierigkeiten, die auch in Halle fast immer nebenhergingen, abgesehen von weiten Predigtreisen, einem außergewöhnlich starken Briefverkehr und seiner bedeutenden Schriftstellerei. Sein bekanntestes Werk, neben seiner Selbstbiographie, den Predigten und vielen andern, ist das 1702 erschienene: „Kurtzer und einfältiger Unterricht, wie die Kinder zur Wahren Gottseligkeit und Christlichen Klugheit anzuführen sind, zum Behuf Christlicher Informatoren entworffen." Es ist heute noch lesens- und beherzigenswert und z. T. ganz modern. Der pädagogische Weitblick ist erstaunlich, mit dem er z. B. für Anschaulichkeit des Unterrichts sorgte (auf Spaziergängen, im eignen botanischen Garten, in Werkstätten, einem Naturalienkabinett und einem physikalischen Laboratorium) oder die Realien pflegte (1. Realschule 1747 in Berlin von seinem Schüler Hecker errichtet!), ebenso die deutsche Sprache, die biblische Lektüre. Goldkörner sind noch heute seine mannigfachen Schriften über die Erziehung (milde Schulzucht, väterliche Gesinnung!), besonders in den Internaten. Gewiß

geht das alles ohne Fehler nicht ab: er ist nicht frei von Engherzigkeit und Übertreibung (Übermaß von Aufsicht, von religiösen Übungen und Belehrungen, Unterdrückung d kindlichen Frohsinns und Spieltriebs), aber auch dies alles ist eingegeben „von dem Ge echter überzeugungstreuer Frömmigkeit, ernster Arbeit und Pflichterfüllung, werktätig christlicher Liebe und heiligen Eifers um das Wohl der Jugend." Er war ein Christ und woll nur ein solcher sein, so frei von konfessioneller Engherzigkeit, daß einst in Leipzig das G rücht entstehen konnte, er sei katholisch geworden und werde demnächst übertreten; hatte einige Schriften eines spanischen Priesters, der nach seiner Meinung unberechti von einem jungen Gelehrten angegriffen war, aus dem Italienischen ins Lateinisc übersetzt. Damals entstand seine Flugschrift: „Notgedrungene Antwort des Magiste A. H. Francke auf den bösen Leumund etlicher Widersacher, als wolle er zur katholisch Kirche übertreten."

Als Francke 1727 in Frieden und Ansehen starb, zählten seine Anstalten mehr 2200 Schüler (Pädagogium 82, Latina 400, deutsche Schulen 1725); 183 Lehrer unte richteten sie. 134 Waisenkinder waren vorhanden; den Freitisch genossen 255 Studente außerdem mittags 148 und abends 212 arme Schüler.

Sein innerstes Wesen gibt vielleicht am besten sein Wort wieder:

„Ein Quentchen lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen als ein Zentner des bloßen historisch Wissens; ein Tropfen wahrer Liebe mehr als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimniss

Oder, noch besser und kürzer, die Inschrift auf seinem prächtigen von Rauch in Erz schaffenen Denkmal mitten in seinen Anstalten — ein Waisenknabe steht zu seiner Rechte ein Waisenmädchen zur Linken —: „A. H. Francke. Er vertraute Gott." Daß seine A stalten bei solchem Geiste heute noch blühen, ist kein Wunder. Zu ihren Schülern in neuer Zeit gehören u. a. Gottfr. Aug. Bürger, Viktor Strauß, Karl Löwe, Ernst von Wildenbru Fürst Bülow, Graf Haeseler, Gen.-Feldm. von Mackensen, König (U-Deutschland) u Oswald Spengler.

So ist eingetroffen, was er am Ende des Vorworts seiner Selbstbiographie Glauben geschaut und bekannt hat:

„Gottes Werk pfleget allezeit bei den Nachkommen seinen größten Segen zu haben, da k gegen diejenigen, zu deren Zeit es geschiehet, es gemeiniglich geringe achten, und sich daran dr Unglauben und Undankbarkeit versündigen. So wird auch der Herr aus großer Gnade und Ba herzigkeit diese Erzählung zum Gedächtniß auf die Nachkommen wohl gedeihen lassen, daß sie sein Namen darüber hochpreisen und erkennen, daß er der Herr und allein mächtig sei und sonst keine

„Ist jemand so närrisch, daß er gedenket, ich suche das Meinige dabei, dem muß ich solch un gründeten Argwohn zugute halten, wenn er von meinem dabei erlittenen und noch zu erwarten Prüfungen nichts weiß. Übrigens, je mehr das Werk verlästert worden, desto mehr wurden w gesinnte Leute erwecket, Wohltaten uns zu erzeigen. Und ich bin der guten Zuversicht, daß G durch die herrliche Vollendung dessen, was er mit diesem Waisenhaus im Segen, wenn auch der Welt verächtlich angefangen hat, Lüge, Verleumdung und Unglauben immer gewaltiger Spott machen wird."

Daß die Anstalt mit ihrer noch größer gewordenen Ausdehnung (Lyzeum, Oberre schule, Mittelschule, stattliche Turnhallen, weite Turn- und Spielplätze u. a. m.) noch he jedes Besuchers Bewunderung wecken, erscheint ebenso natürlich, wie früher die Königs Friedrich Wilhelm I. bei seinem Besuch. Er schätzte besonders die Sparsam und das organisatorische Geschick, die stramme Zucht und die ernste Treue, die ihm so entgegentraten. Aber noch mehr den Geist der Anstalt, der aus der Antwort des von nach seiner Besoldung gefragten Kandidaten Elers, des Leiters der Buchhandlung, vorleuchtete: „Ew. Majestät, ich habe alles, was ich brauche, wie ich gehe und stehe. halt nehme ich nicht." Da klopfte der König Francke auf die Schulter: „Nun begreife wie ihr so etwas zustande bringt. Solche Leute habe ich freilich nicht!"

Der Begründer des neuzeitlichen Gefängniswesens

Von Leo von Egloffstein in Rebdorf bei Eichstätt

Er tat, was er für recht hielt und fragte nicht nach der Meinung der Welt. Der Vater verschmähte es, ihm die klassische Bildung seiner Zeit geben zu lassen. Die Bibel und das tätige Leben sollten nach Puritanerart seine Weggeleiter sein. Sie waren es. Die Gelehrtesten seiner Zeit schätzten seinen Umgang, und als Kämpfer für die Enterbten und Entrechteten ist er der gesitteten Menschheit mehr denn ein Jahrhundert vorausgeeilt.

Der am 2. September 1726 — man weiß nicht sicher wo — in England geborene Krämerssohn John Howard gab schon mit sechzehn Jahren das väterliche Krämergeschäft auf und verwaltete ohne Vormund das ererbte Landgut. Nach einer Reise auf dem Festland erbaute er trotz dem Gespött und den gehässigen Reden seiner Gutsnachbarn für seine Taglöhner menschenwürdige Wohnhäuser und richtete Schulen für ihre Kinder ein. Als er die Kunde vom Erdbeben von Lissabon (1755) vernahm, hielt es ihn nicht mehr zu Hause. Wozu hatte er doch ein mehr denn ausreichendes Geldvermögen zu dem Landsitz von seinem Vater ererbt? Er wollte helfen, aber er kam nicht ans Ziel. Französische Kaper ereilten sein Schiff. Er mußte das Elend der Kriegsgefangenschaft kosten. Die Genossen starben in Massen an Hunger, Kälte und Fieber dahin auf sumpfigem Boden ohne Stroh. Er entkam dem Elend. Aber erst recht mühte er sich, das Los der Kriegsgefangenen zu lindern. In Frankreich und noch nachdrücklicher im eigenen Vaterland.

Er lernte noch weit fürchterlicheres Gefangenenelend kennen. Man machte ihn (1773) zum Sherif. Das Ehrenamt ward sein Lebenswerk. Er entdeckte, wie ein Freigesprochener als Schuldknecht ins Gefängnis zurückgeschleppt wurde, weil er dem Gerichtsschreiber und dem Kerkermeister die Sporteln nicht zahlen konnte. Um den Unfug bei der Wurzel zu fassen, verlangte er, daß die Grafschaft den Wärter entlohne, statt ihn auf Gebühren zu verweisen. Aber man wagte nicht, seinem Verlangen stattzugeben, wenn er nicht einen Vorentscheid beibrächte. Den fand Howard freilich nicht, so eifrig er auf der Reise von Grafschaft zu Grafschaft nach ihm suchte. Aber er suchte dabei auch die Kerker auf und lernte die greulichen Zustände kennen. Die meisten Kerker waren Keller und Löcher, feucht, eng, niedrig. Luft und Licht konnten kaum durch die fensterlosen Luken dringen. Der Fußboden war bis an die Knöchel mit Wasser und Schlamm bedeckt. Das Nachtlager war meist nur faules Stroh. Die Räume wurden nie geheizt. Die Nahrung war schlecht gebackenes, schimmliges Brot und schlechtes Wasser. Nur selten gab es Höfe, und auch dann brachte man die Gefangenen nicht in freie Luft, damit sie nicht entweichen konnten.

In solchem Schmutz und Elend wurden die scheußlichsten Trinkgelage gehalten. Denn die Wärter verzapften Bier und Branntwein zu Wucherpreisen. Die Gelage dehnten sich tief in die Nacht. Das Johlen mischte sich Sonntags in die Lieder des Gottesdienstes. In diesen Höllen waren die schwersten Verbrecher, die auf ihre Verurteilung harrten, zusammengepfercht mit Leuten, die leichte Verfehlungen abzubüßen hatten, und mit Schuldgefangenen, die ihre Gläubiger nicht befriedigen konnten. Männer waren von Frauen kaum getrennt. Mancher hatte Frau und Kinder und Dirnen bei sich. Geburten, Abtreibungen, Kindsmorde, jegliche Unzucht spielten sich in dieser Gemeinschaft ab. Halbwüchsige Burschen lernten dort die scheußlichsten Laster. Blöde und Irre wurden hier verwahrt und dienten zur Belustigung aller. Die Luft war so schlecht, daß Howard es bald vorzog, zu Pferd zu reisen, da seine Kleider sonst die Luft im Wagen verpestet hätten. Er rechnet, daß in London in 20 Jahren 600 Verbrecher gehenkt wurden. Viel mehr Gefangene aber haben an Kerkerfieber geendet. Kurz vor Howards Besuchen sind Richter, die mit Gefangenen zu tun hatten, an Kerkerfieber erkrankt, und Tausende von Soldaten

und Seeleuten starben an der Gefängnisseuche, die Ausreißer aus solchen Kerkern i Lager gebracht hatten. Aber man schloß die Eingekerkerten nur noch sorglicher von d Außenwelt ab und überließ sie ihrem Elend.

Die Gefahr der ekelhaftesten Ansteckung schreckte Howard nicht ab, jeden einzeln Kerker zu betreten. Oft weigerten sich die Kerkermeister ihm zu folgen. Sie waren ni gewohnt, die Gefängnisse zu betreten, die ihnen anvertraut waren. Sie überließen Aufsicht einem Auserwählten der Gefangenen, der oft der übelste Verbrecher war. Gefangenen selbst lebten nach ihren eigenen Gesetzen. Die übelsten Gauner waren die Kerkermeister selber. Sie hatten oft ihre Stelle erkauft und verschafften sich hohe E nahmen. Sie legten die Gefangenen in Ketten, um Geld von ihnen zu erpressen.

Howard hatte zwar seinen Vorentscheid immer noch nicht gefunden, aber er ha genug Tatsachen gesammelt, um von seiner Regierung eine gründliche Umgestaltu des Gefängniswesens fordern zu können.

Er ward vors Haus der Gemeinen gerufen. Was er dort mit erschütternder Sachli keit, aber auch mit der Wucht eines ganzen Mannes vortrug, hat in England die G fängnisfrage unaufhaltsam in Fluß gebracht und John Howard zum Vater des neuz lichen Gefängniswesens gemacht.

Hatte Howard das Übel aufgedeckt, so ging er mit der gleichen Gründlichkeit dar den Weg zur Besserung zu zeigen. Diesmal war er es, der sich die Aufgabe stellte, n einem Vorgang zu suchen. Er bereiste alle Länder des Festlandes.

In Frankreich schritt er dem Wüten des wachhabenden Offiziers zum Trotz du die Gänge des Staatsgefängnisses und machte erst vor den verschlossenen Türen h

In Rußland rühmte man sich damals, die Todesstrafe abgeschafft zu haben. Mit so grausigerer Sachlichkeit beschreibt Howard, wie eine Russin und ein Russe unter sein Augen zu Tode geknutet wurden. Er zwang auch durch die Macht seines Wesens d Kerkermeister das Zugeständnis ab, er habe die Weisung, dafür zu sorgen, daß die G knuteten nicht mehr zum Leben erwachten. Die Kaiserin Katharina II. ließ den berühm Engländer vor sich rufen. Doch er versprach sich nichts von der Aussprache mit dieser Fr Er ließ ihr sagen, daß er gekommen sei, die Kerker und nicht die Paläste aufzusuche

Nicht minder rühmten die Höflinge in Wien, daß Kaiser Josef II. die Folter abgesch habe. Ohne Scheu entgegnete er, daß das Anschmieden des Gefangenen an die W mit einem Ring um den Leib eine weit grausamere Marter sei als die Folter.

Auch in München war er, und von dort beschreibt er bis auf die frischen Blutfle die Folterkammer, in der noch damals und jahrzehntelang weiter bis zu Anselm Fe bachs Eingreifen die Gefangenen gepeinigt wurden.

Einige Achtung rang ihm die Ordnung des Gefängniswesens im Preußen des Gro Königs ab. Aber mehr als sein Eintreten für Menschlichkeit ward dort und in aller W der starre Sinn des Engländers beredet, der es wagte, dem Königlichen Befehl Trotz einem preußischen Postknecht nicht auszuweichen und in einem Hohlweg stunden zu warten, bis der Postillon seine Pferde ausspannte und die Kutsche nach rückwärts

Im ganzen fand Howard auf dem Festland die gleichen schauderhaften Zustände im eigenen Land. Eine Ausnahme machten nur die Niederlande. Dort war n Leben erwacht seit der Befreiung vom spanischen Joch. Man gestaltete auch das Gef niswesen um. Man sah ein, daß die Umwelt am Verbrechen die Mitschuld trage, und zum geringsten der Staat selbst. Man machte sich zur Aufgabe, die Verbrecher nicht zurichten, sondern aufzurichten; in den Raspelhäusern die Männer und den Spinnhäu die Frauen. Die Häuser waren vortrefflich eingerichtet. Allezeit frische Luft, Ordn und echt holländische Sauberkeit. Dort wurden nicht, wie in England, die Verbre nach fremden Ländern verschickt. Unter holländischem Einfluß nannte Howard die portation ein Gaunerstück, um nicht die Folgen der Verbrechen tragen zu müssen, die

n Lande großgezogen. In Holland sah er auch den Gedanken der Verbrechensverhütung ır Tat gemacht. Die Kinder der Armen, aber auch die aller Anderen wurden zu fleißiger rbeit angehalten. Man sah auch die Folgen. Die Zahl der Schuldknechte und der schweren erbrecher war gering.

Man gab den Gefangenen sittliche und fromme Unterweisung. Man lehrte sie mit igenem und fremdem Gut umgehen. Die Gefangenen wurden unter sich gesondert. ie wurden in der Nacht einzeln verwahrt und am Tag zu gemeinsamer Arbeit angehalten. oward konnte beobachten, daß mancher nüchtern und ehrbar das Strafhaus verließ. Die n mäßigen Grenzen gehaltenen Strafen konnten bei guter Führung noch gekürzt werden.

Hier hatte Howard alles, was er für sein Vaterland brauchte, und aus Holland hat er en Grundsatz mit nach Hause gebracht, der seinen Plan leitet: Mach den Verbrecher leißig, und er wird wieder ehrlich.

Alles was Howard auf seinen Reisen beobachtet und gelernt, hat er in seiner Schrift: Zustand der Gefängnisse" (1777) niedergelegt. Ein dickbändiges Werk in der Sprache und Schreibweise des ungelehrten Mannes mit erschütternder Nüchternheit und erschreckender Sachichkeit, dann wieder bei aller Trockenheit packend und hinreißend geschrieben. Howard at das ganze Festland und dazwischen immer wieder sein Vaterland durchreist. Er hat 2000 Meilen zurückgelegt und 30000 Pfund aus eigenem Vermögen darauf verwendet. Dabei drückten ihn schwere häusliche Sorgen. Seine erste Frau, älter als er, die er zum Dank für eine Pflege geheiratet hatte, starb wenige Monate nach der Heirat, die zweite Frau nach der Geburt des ersten Kindes. Sein Sohn machte ihm manchen Kummer, is er nach des Vaters Tode im Irrenhaus endete. Man hat Howard oft gefragt, wie er rotz Kränklichkeit von Kind auf so schwere Anstrengungen überstehen und sich von Ansteckung reihalten konnte. Er hat erklärt, daß Reinlichkeit und Enthaltsamkeit sein einziges Schutzmittel seien. Enthaltsamkeit von jedem Trunk ist ihm auch die Voraussetzung ür jeden Versuch der Verbrechensbekämpfung.

John Howard hat die Gefängnisfrage aufgeworfen und gezeigt, wie sie zu beantworten ei. Die Gegenwart kann nichts anderes tun, als seine Lehre anwenden.

Sein Vaterland konnte sich seinen Mahnungen nicht verschließen. Man begann mit der Neugestaltung des Gefängniswesens. Man wählte ihn auch in einen Ausschuß, der as Werk beginnen sollte. Aber Howard war nicht dazu geschaffen, sich Mehrheitsbeschlüssen zu beugen. Sein Lebenswerk zum Wohl der Eingekerkerten war beendet.

Aber ruhen konnte er nicht. Auf seinen Reisen hatte er ein anderes Übel kennengelernt, das Quarantänewesen mit dem Schmutz und Elend in den Pesthäusern und den Lastern, die der Müßiggang und der Stumpfsinn in den Quarantäneanstalten mit sich rachte. Auch hier ging Howard mit der Gründlichkeit vor, die wir schon kennen, um unächst einmal die herrschenden Zustände aufzudecken. So wenig wie einst das Kerkerieber, scheute er jetzt die Pest und andere Seuchen. Dabei half er, wo er helfen konnte. Noch mehr. Er wollte am eigenen Leib die Greuel der Quarantäne kennenlernen. Smyrna war damals der verrufenste Platz, der Pestherd des Abendlandes. Er schiffte sich in Smyrna nach Venedig ein und lag dort vierzig Tage in Beobachtung.

Während seines letzten Aufenthalts in England schrieb er seinen „Bericht über die wichtigsten Krankenhäuser". Jetzt erst lernte man die übelsten Zustände der Zeit kennen. Nochmals reiste er nach dem Orient, seine Beobachtungen zu vervollständigen. In Cherson erlag er dem Fieber bei der Pflege einer Russin am 20. Januar 1790.

John Howard wird genannt, so oft man die Geschichte der Gefängnisse überblickt. Man wird seiner auch gedenken, so oft man eine Besserung des allezeit kläglichen Strafwesens von einer künftigen Gesetzgebung erwartet. Man denkt mit Ehrfurcht seiner Lehren und schämt sich der Gedankenarmut aller späteren Besserungsvorschläge.

Er selbst hat nie nach Ruhm und Ehren gestrebt. „Setzt auf mein Grab eine Sonnenuhr," heißt es in seinem Testament, „nichts weiter und vergeßt mich."

Zwei englische Wohltäterinnen

Von Hermon Ould in London

Elizabeth Fry (geborene Gurney) wurde 1780 in Norwich geboren. Die Gurn waren Quäker, und der Name erscheint häufig in der Geschichte der „Freun Elizabeth war ein scheues, zurückhaltendes Kind und galt nicht als besonders intellige es wird berichtet, daß der Sprachunterricht ihr zuwider und daß sie eigensinnig n Als sie noch keine fünfzehn Jahre alt war, überredete sie einmal ihren Vater, ihr die Frau Strafanstalt in Norwich zu zeigen. Sie stellte die ganz unquäkermäßige Frage: „W das die Welt ist, wo ist dann Gott?" Zwei Jahre später schrieb sie in ihr Tagebuch

„Ich bin wie ein Schiff, das dem Meer ausgesetzt ist und keinen Steuermann hat. Herz und K sind so schwer, ich möchte jemand haben, an den ich mich anlehnen kann. Ich glaube, ich werde fromm werden oder so etwas Ähnliches. Ich bin jetzt siebzehn, und wenn nicht ein großer und güt Zufall in mein Leben tritt, werden die mir anvertrauten Pfunde von den Motten und dem gefressen werden."

Ihre sechs Schwestern sahen dieser Entwicklung mißbilligend zu, und eine von ih schrieb im Alter von dreizehn Jahren in ihr Diarium:

„Sie macht jetzt bei unseren netten Tanzereien nicht mehr mit, und auch das Singen schein an den Nagel zu hängen; sie zieht sich so einfach wie nur möglich an und bemüht sich noch einfa zu sprechen... Aber wir müssen eben versuchen, uns damit so gut wie möglich abzufinden und Dingen die beste Seite abzugewinnen. Jedenfalls ist sicher, daß Bettys Charakter sich in vi Beziehungen ganz bedeutend gebessert hat, seit sie diese neuen Grundsätze angenommen hat Kurz und gut, wenn das ernsthafte Getue des Quäkertums nicht wäre, dann könnte man B tatsächlich als eine Persönlichkeit bezeichnen, die sich ganz bedeutend gebessert hat."

Trotz dieser maßvollen Mißbilligung wurde Elizabeth eine regelrechte Quäkerin, uni Deborah Darby, eine alte „Freundin", sie um diese Zeit kennen lernte, erklärte sie, Elizabeth einmal „Licht den Blinden, Sprache den Stummen und Stütze den Lahm sein würde. Elizabeth wandte von Anfang an ihre Aufmerksamkeit sozialer Arbeit besuchte die Armen und Kranken in ihrem eigenen Bezirk, und noch ehe sie zwanzig Jh alt war, gründete sie eine Schule, in der sie siebzig Kinder zweimal in der Woche un sammelte und unterrichtete. Schon dabei zeigte sie ihre Fähigkeit, mit Menschen u gehen. „Bettys Kobolde" hingen an ihr und ließen sich leicht lenken.

Im Jahre 1800 heiratete sie den Quäker Joseph Fry, und während der sehr glückl Ehe schenkte sie ihm neun Kinder, — eine Tatsache, die man nicht außer acht lassen angesichts ihrer späteren erstaunlichen Tätigkeit für das Gemeinwohl. Sie liebte Mann mit Hingabe, und ihren Kindern war sie eine gute, außerordentlich fähige Mu die Zahl ihrer Freunde war Legion. Ihre Liebe für die Menschheit war nur ein weiterung ihrer Liebe für ihre Vertrauten.

Sie wandte sich nicht leichten Herzens öffentlicher Arbeit zu, da sie vor allem z schreckte, das wie Überhebung oder Aufdringlichkeit aussehen konnte. „Wenn dein sich in mir auswirke, o Herr, dann habe die Güte, Glauben zu gewähren und genu Kraft für diese leidensreiche Zeit" — so betete sie und ihr Glaube wurde gerechtfe Sie arbeitete auf verschiedenen Gebieten der Wohlfahrt, aber ich möchte mich auf die fängnisreform beschränken, mit der ihr Name hauptsächlich in Verbindung gebracht

Die Gefängnisse zu Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts waren ein Sc fleck für eine Welt, die sich zivilisiert nannte. Trotz der gewaltigen Vorarbeit John Ho starben noch Hunderte von Gefangenen in England an Unterernährung. Strä und auch Untersuchungsgefangene wurden in unterirdischen Kellern, die verschmutz

esundheitsgefährlich waren, zusammengepfercht. Vielen Gefangenen wurden eiserne Gewichte angekettet. Elizabeth Fry sah in Knowsley einen Gefangenen der folgendermaßen gequält wurde: Seine Beine waren mit Ringen an eine horizontale, mehrere Fuß nge Eisenstange gekettet in solcher Höhe, daß er weder schlafen, noch sich ausziehen, och sich hinlegen konnte. Ihre Versuche, sein Leiden zu mildern, waren erfolglos. Weiter h sie einmal fünf Leute wegen ihrer Schulden in eine Zelle von weniger als neun Fuß n Quadrat gesperrt. Manchmal wohnten die Wächter außerhalb des Gefängnisses, so aß einmal 54 Gefangene bei lebendigem Leib verbrannten, weil niemand da war, der e bei Ausbruch des Feuers herauslassen konnte.

In Newgate gab es keinerlei Ventilation, und die Sterblichkeitsziffer für Zuchthausleber war fünf im Monat. Newgate war für 500 Gefangene angelegt; im Jahre 1813 urden nicht weniger als 822 Menschen dort zu ein und derselben Zeit gefangen gehalten. Gefangene aller Art wurden wahllos zusammengelegt: Junge und Alte, Anfänger und Gewohnheitsverbrecher, Geisteskranke, Zahlungsunfähige und Kinder. Das Bestechungsnwesen blühte. Wer Geld hatte, konnte Alkohol in unbegrenzten Mengen kaufen, und Nüchterne mußten Seite an Seite mit Betrunkenen leben. Wegen unbedeutender Vergehen wurde die Todesstrafe verhängt, und in jeder Gerichtsperiode wurden Todesurteile dutzendweise gefällt. Noch 1833 wurde ein Kind von neun Jahren zum Tode verurteilt, weil es ein Schaufenster zerbrochen und Farbe im Werte von zwei Groschen gestohlen hatte. Glücklicherweise wurde in diesem Fall die Todesstrafe in Gefängnisstrafe umgewandelt.

Zu Beginn des Jahres 1817 unternahm Elizabeth Fry abermals eine Inspektion des Newgategefängnisses und widmete von da ab die Hauptzeit ihres Lebens Reformversuchen. Einer ihrer ersten Schritte war, sofort eine Schule für die halbnackten und unterernährten Kinder der Verbrecher zu gründen. Als Lehrerin wählte sie eines von den Mädchen selbst, namens Mary Connor, die ins Gefängnis kam, weil sie eine Uhr gestohlen hatte. Das Mädchen hat die ihr anvertrauten Pflichten erfüllt, und Mrs. Fry hatte es nie zu bereuen, daß sie ihr vertraut hatte. Dann bildete sie einen Ausschuß, der aus elf Quäkerinnen und einer Pfarrersfrau bestand. Jede von diesen gab alle ihre anderen Verpflichtungen und Arbeiten für je einen Monat auf, widmete sich den weiblichen Gefangenen n Newgate und lebte so gut wie mit ihnen. Der Gefängnisdirektor hatte nichts dagegen, erklärte aber, daß eine Frau, „die keine gesetzliche Autorität hinter sich hätte und keine Strafen verhängen dürfe" nichts ausrichten würde. „Wir wollen den Versuch wagen", agte Elizabeth Fry, und schließlich war das Ergebnis:

„Man hatte nicht mehr eine Herde von hoffnungs- und schamlosen, halb nackten und halb betrunkenen Geschöpfen vor sich, die Almosen mehr forderten als darum baten. Das Gefängnis hallte nicht mehr wider von Obszönitäten, Anschuldigungen und anstößigen Liedern. Diese ‚Hölle auf Erden', wie jemand, der das Gefängnis gut kannte, es derb aber richtig bezeichnete, erweckte jetzt den Eindruck eines emsigen Fabrikbetriebes oder einer großen, ordentlichen Familie."

Mit einer einzigen Ausnahme inspizierte Mrs. Fry in den Jahren 1818—1841 jeden Gefangenentransport zwischen England und Botany Bay und versuchte dabei, die Zustände, die beklagenswert waren, zu verbessern. Sie besuchte auch die Gefangenen, die — oft wegen verhältnismäßig kleiner Vergehen — zum Tode verurteilt waren. Der Fall Harriet Skelton, eines Mädchens, das zum Tode verurteilt wurde, weil es Banknoten in Umlauf gesetzt hatte, die sein Schatz gefälscht hatte, erregte großes öffentliches Aufsehen, und Mrs. Fry setzte alle Hebel in Bewegung um die Behörden zu einer Aufhebung des Todesurteils zu bringen. Es war aber alles umsonst, das Mädchen wurde gehängt. Wenn alle Gesetze systematisch durchgeführt worden wären, hätte man mit vier Hinrichtungen täglich rechnen können. Old Bailey allein stellte jährlich 100 Opfer.

Mrs. Fry hatte jetzt genug Material, um ein ganzes Reformsystem formulieren zu können, und sie veröffentlichte 1827 eine Abhandlung, „Bemerkungen zur Inspektion, Überwachung und Verwaltung von weiblichen Gefangenen". Dieses sorgfältige und be-

scheidene Buch zeigt, wie viele der heute allgemein anerkannten Grundsätze zuerst von i ausgesprochen wurden. Ihre Hauptvorschläge können wie folgt zusammengefaßt werde

Nachdem sie auf die Wichtigkeit der Frau als Gattin und Mutter hingewiesen, fährt sie fo

„Aber es ist ein gefährlicher Irrtum zu glauben, daß die Pflichten der Frau damit erschöpft si Güte, natürliches Mitgefühl für Leidende, Aufnahmebereitschaft für religiöse Gefühle sind unsere Geschlecht oft eigentümliche Charakterzüge, die es ganz augenscheinlich innerhalb seiner Grenz für ein viel ausgedehnteres Nützlichkeitsgebiet befähigen."

So befürwortet sie die Verwendung von Frauen zu Krankenhaus-, Irrenanstalt- u Armenhaus-Tätigkeit. Sie schlägt vor, Ausschüsse zu bilden, die sich mit den Fragen d Besserung der weiblichen Gefangenen beschäftigen sollen. Dadurch tritt sie der allg meinen Auffassung entgegen, daß der Zweck des Einsperrens nur Strafe sei. Frauen soll die Gefangenen besuchen und sie ihr Mitgefühl mit ihnen unter den bedrückenden U ständen erkennen lassen, sie mit Worten der Güte und Freundlichkeit trösten und Rege für ihr Verhalten aufstellen. Aus den eigenen Reihen sollen Ordnungsführer gewäl und mit gewissen Vollmachten über die anderen Gefangenen ausgestattet werde Fluchen, Betteln, anstößiges Benehmen, Kartenspiel, Wetten, „wie auch Theaterstüc Romane und andere verderbliche Bücher, sowie alle anstößigen Lieder" sollen streng v boten sein. Die Frauen sollen verpflichtet sein, in den Werkstätten zu arbeiten. Ruhig Verhalten und Regelmäßigkeit in allen Dingen werden befürwortet. Großer Nachdr wird nicht nur auf persönliche Sauberkeit, sondern auch auf Reinhaltung ihrer Räu gelegt. Ein System kleiner Belohnungen für gute Führung wird vorgeschlagen.

Besucher sollen „den Geist des Mitleids, nicht des Verurteilens" mit sich bringen u nicht in ihrem Herzen sagen: „Ich bin besser als du." Den Gefangenen soll die V antwortung für verschiedene dem Ausschuß gehörige Sachen übertragen werden.

„Einzelhaft" sagt sie und drückt damit schüchtern eine Ansicht aus, von deren Richtigkeit sie imr mehr überzeugt wurde, „ist meiner Meinung nach eine viel zu schwere Bestrafung, als daß man ihr in leichten und unbedeutenden Fällen greifen sollte."

Sie macht es zu einer unumstößlichen Grundregel, daß weibliche Gefangene auch we liche Aufseher haben sollen, und daß Frauen zu diesen Posten nicht deshalb gewählt w den sollen, weil sie eben Arbeit suchen, sondern nur, wenn sie zu dieser Arbeit befähigt si

Vorher hatte man Gefangene nie gruppiert. Sie schlägt Gruppierung vor, und e solche wird jetzt fast überall durchgeführt. Die Geschlechter sollen getrennt werden. Z schen Untersuchungsgefangenen und verurteilten Gefangenen soll ein Unterschied macht werden. Abgebrühte und Anfänger sollen nicht durcheinandergewürfelt werd Sie schlägt vier Stufen (classes) vor. Die höchste Stufe soll bessere Kleidung, leich Arbeit, eine kleine Entlohnung und gewisse Vollmachten über die anderen haben. niederste Stufe soll auf Gewohnheitsverbrecher beschränkt bleiben, aber „da Hoffn der wesentliche Grundpfeiler jeder Besserung ist", sollen die Gefangenen Schritt für Sch in die höheren Stufen aufsteigen.

Noch nicht vernommene Gefangene sollen getrennt gehalten werden, und die „besc denen Frauen" nicht mit den Prostituierten zusammen kommen. Auf religiösem Ge wäre alles Sektenmäßige zu vermeiden. Gegenseitiger Unterricht soll ermöglicht wer Das Essen soll vernünftig eingeteilt werden, und die zu schwerer Arbeit oder stren Strafen Verurteilten sollen mehr bekommen. Auch auf ordentliche Heizung solle a achten. (In manchen Gefängnissen gab es überhaupt keine Heizung.)

Viele andere Ansichten und Hinweise gab Elizabeth Fry aber die erwähnten waren kennzeichnendsten. Nach und nach machte man sie sich zu eigen, nicht nur in Großbritann sondern in ganz Europa. Ihr Werk wurde weit und breit bekannt. 1838 besuchte sie fängnisse in Frankreich, später in Genf, Zürich, Stuttgart und Frankfurt. 1840 bes sie Belgien, Holland und Preußen und konnte mit der Genugtuung zurückkehren, ihre Vorschläge sich als fruchtbringend erwiesen, wo immer sie bekannt waren.

Die Entbehrungen, denen sie sich freiwillig ausgesetzt hatte, übten auf ihre Gesundheit den zu erwartenden Einfluß aus. Ihr Herz war angegriffen; sie wurde schwächer und schwächer; Todesfälle in der Familie raubten ihr, was an Stärke übrig geblieben war. Am 11. Oktober 1845 erlitt sie einen Schlaganfall und starb unter großen Schmerzen.

Wie der „Engel der Gefängnisse" auf dem Gebiet der Gefängnisreform, so wurde eine andere Engländerin auf dem Gebiet der weiblichen Krankenpflege bahnbrechend. Florence Nightingale wurde 1820 bei Florenz — daher der Vorname — geboren. Sie stammte aus guter Familie, eine Tatsache, die nicht belanglos war, da sie später mit hochgestellten Persönlichkeiten zu verhandeln hatte. Als Kind war sie sensitiv, scheu und vielleicht seelisch etwas krankhaft, eine Liebhaberin von Blumen und Tieren. Sie interessierte sich bald für unkindliche Dinge wie Geschichte, Philosophie, Mathematik und Platos Dialoge. Schon als sie siebzehn Jahre alt wurde, hatte das Gefühl des Schicksalhaften sie in seiner Gewalt, und sie sprach später von dem 7. Februar 1837 als dem Tag, an welchem „Gott sie in seinen Dienst gerufen" hatte.

Der Ernst ihres Charakters blieb weiter bestehen, aber es kam ein ausgeprägter Sinn für ironischen, beinahe beißenden Humor hinzu, und obgleich man annehmen darf, daß sie nie die Absicht hatte, das ihr nach Klasse und Stand zukommende müßiggängerische und vergnügungssüchtige Leben mitzumachen, schwenkte sie doch nicht zur Kategorie der gesellschaftlich „Unmöglichen" über. Im Gegenteil, — ihre Klugheit, ihr einnehmendes Aussehen und ihr lebhaftes und echtes Wesen verschafften ihr viele Freunde. Schon auf dem Mädchen lastete das Elend der Welt, und ihre Überzeugung war, daß alle Gefühle sich „in Handlungen, die Ergebnisse bringen, verdichten sollten." Während ihres langen Lebens kamen die verschiedensten Religionen in ihren Gesichtskreis, und es ist bezeichnend für sie, daß sie nur eine solche Religion dulden konnte, die sich in gute Werke umsetzte. Sie erzählte einmal, daß sie sich als Mädchen oft überlegt hätte, in welcher Anordnung man im Wohnzimmer des elterlichen Landhauses Krankenbetten am besten aufstellen könnte.

Vom Beginn ihrer Laufbahn an hatte sie ihre Familie gegen sich. Krankenpflege galt als unvereinbar mit ihrer gesellschaftlichen Stellung. Trunksucht, Unehrlichkeit und geschlechtliche Zügellosigkeit waren unter Krankenpflegerinnen damals gang und gäbe, und die von Dickens gezeichnete Mrs. Gamp gibt kein übertriebenes Bild von dem Frauentyp, dem die Pflege ärmerer Kranker anvertraut wurde. Der Wunsch, diesen Zustand zu bessern, war teilweise dafür bestimmend, daß Florence sich der Krankenpflege zuwandte, und ein Eintrag in ihr Tagebuch vom 7. Oktober 1846 ist dafür bezeichnend:

„Wenn ich ‚Erfrischung' brauche, lese ich ein wenig in den ‚Jahresberichten über die Diakonissenanstalt in Kaiserswerth'. (Die Worte zwischen Anführungszeichen stehen auch im englischen Original auf Deutsch.) Dort ist meine Heimat. Dort sind meine Brüder und Schwestern alle bei der Arbeit. Dort ist mein Herz und dort wird, so hoffe ich, auch eines Tages mein Körper sein; ob in diesem Stadium oder im nächsten, ob in Deutschland oder in England, das ist mir gleich."

Aber erst im Jahre 1849 besuchte sie Kaiserswerth, und von da ab wurde der Abstand, der sie geistig von ihren konventionellen Eltern trennte, immer größer. Schließlich blieb sie für längere Zeit in Kaiserswerth. Dies war eigentlich der Anfang ihrer öffentlichen Laufbahn, und von da an blickte sie nie mehr auf Vergangenes zurück. „Der Wert der Krankenpflege dort (Kaiserswerth) war gleich null, die hygienischen Zustände schrecklich", aber es lebte dort der Geist des ernsthaften Wollens und der Aufopferung, der sie begeisterte.

Ein Cholera-Ausbruch in London, bei dem sie Tag nnd Nacht für die Kranken arbeitete, richtete vieler Augen auf sie, und der Krim-Krieg gab ihr die Gelegenheit zu zeigen, was in ihr war. Die Öffentlichkeit hatte erfahren, daß das ganze Sanitätswesen an der Front versagt hatte. Es fehlte an Wundärzten; Sanitäter und Krankenpflegerinnen gab es nicht, nicht einmal Verbandzeug. Ein Brief von Florence Nightingale, in dem sie sich anbot als Führerin mit einer Schar von Krankenpflegerinnen hinauszugehen, kreuzte

sich mit einem Brief des Kriegsministers, der sie um eben diesen Dienst bat. Eine Scha von 38 Frauen der verschiedensten Glaubensbekenntnisse wurde ausgewählt und gin mit ihr am 21. Oktober 1854 in See.

Die Zustände in Skutari waren fürchterlich. Das Dach des Baracken-Hospitals, da Florence übernahm, wurde des öfteren vom Wind abgedeckt, die Fenster eingedrück und bei Regen stand das Gebäude so gut wie unter Wasser. Die Kanalisation unter der Haus war primitiv, ja es waren eigentlich nur überfüllte Abwassergruben, und der Win blies stinkende Luft durch die Röhren in türlose Aborte und von dort aus in die Kranke säle. Überfüllung, ungenügende Ventilation, Ratten, Mäuse und ähnliches Ungeziefe erzeugten eine faulige Atmosphäre. Krankenhaus-Einrichtungen waren nur spärlich ode gar nicht vorhanden. Zu den Kriegsverstümmelungen kamen allerlei Krankheiten hinzu Schlaf- und Kochgelegenheiten waren schauderhaft, und diese gehörten mit zu den erste Dingen, denen Florence Nightingale ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Kessel wurden ein gebaut, Bettzeug und Matratzen herbeigeschafft, und Sauberkeit wurde soweit wie mög lich zwangsweise eingeführt.

So unmöglich es hier ist, im einzelnen die beklagenswerten Zustände zu schildern, d in Skutari herrschten, so unmöglich ist es auch, einen genauen Bericht über die Verbess rungen zu geben, die fast sofort nach dem Eintreffen von Florence Nightingale Platz griffe Die Sterblichkeitsziffer fiel von 427 je Tausend im Februar auf 22 je Tausend im Jun Beamten-Eifersüchteleien und Schema F vermehrten aber die Schwierigkeiten, und s mußte sie ihre Maßnahmen zur Leidensminderung gegen offenen Widerstand der Behörde durchführen. Ihre erste Sorge galt den materiellen Bedürfnissen der Soldaten, aber da dachte sie auch an die geistigen. Sie sorgte für Lesezimmer und übte auch in ander Weise einen humanen Einfluß aus. Es ist überflüssig zu sagen, daß sie nicht nur Oppositio fand. Vielen Kreisen war ihre Ankunft willkommen, und ihr Wirken wurde hoch gelob Eine große Autorität, die den Feldzug mitgemacht hatte, sagte: „Sie hat Offiziere und M amte gelehrt, die Soldaten als Christen und Menschen zu behandeln."

Neben ihrer außergewöhnlichen Organisationsgabe und ihrer Beherrschung au der kleinsten Einzelheiten zeigte Florence noch eine andere Seite, die den Soldat vertrauter war. Sie war die mütterliche Pflegerin, die Trösterin der Leidenden, die Kra spenderin für die Sterbenden; sie besaß die wunderbare Ruhe der Überzeugung und g durch ihr bloßes Dasein allen Mut, die sie sahen. Einer ihrer Pfleglinge schrieb nach Hau

„Ihr bloßes Vorbeigehen war schon Tröstung. Sie sprach hie und da zu einem und nickte u lächelte vielen anderen zu, aber ihr versteht, daß sie es nicht zu allen tun konnte. Wir lagen Hunderten da, aber wir konnten ihren Schatten küssen, wenn er uns streifte und dann zufrie in die Kissen zurücksinken."

Angst vor Ansteckung gab es für sie nicht. Sie konnte stundenlang als Trösterin an Ster betten Cholera- oder Fieberkranker zubringen. Die gewöhnliche Lagerlampe, die sie ihren Rundgängen mit sich nahm, wurde das Wahrzeichen der Krankenpflege.

Gewiß ist sie in ihrer Arbeit oft auf Widerstand gestoßen, aber die Dankbarkeit des Vol mit Königin Viktoria an der Spitze war echt und ungekünstelt. Nach Schluß des Krieges reitete England einen offiziellen Empfang für sie vor, dem es ihr gelang auszuweichen

In der volkstümlichen Auffassung war damit ihre Mission beendet, in Wirklich begann sie aber erst richtig. Gesundheitlich kam sie, nach einem einmaligen Kr sein auf der Krim, nie mehr ganz auf die Höhe, und sie blieb während des Restes il ganzen Lebens halb-invalid. Die Reformen, die sie während der letzten 40 oder 50 Je ihres Lebens einführte, sind zu zahlreich, als daß man sie hier anführen könnte. Man aber nicht zu viel, wenn man behauptet, daß das ganze Pflege-, Medizinal- und Gesu heitswesen im Heer, und zwar für Kriegs- sowohl als Friedenszeiten, eine vollkomm Veränderung erfuhr. Ihre „Bemerkungen betreffend die Gesundheit, Leistungsfähig und Krankenhausverwaltung des Britischen Heeres" bildeten die Grundlage aller n

folgenden Reformen. Diese 830 Oktavseiten schrieb sie eigenhändig in sechs Monaten zu einer Zeit, in der ihre Gesundheit keineswegs die beste war.

Als der Krieg vorbei und für die weitere Gesundheit des Heeres gesorgt war, wandte sie ihre Aufmerksamkeit anderen Reformen zu. In Fragen und Angelegenheiten wie Krankenhausbau, Fabrikinspektion, Wöchnerinnenheime, Armengesetz, hygienische Zustände in Indien, stellte sie ihre Kenntnisse und ihren Rat zur Verfügung.

Der volkstümlichen Auffassung nach war Florence Nightingale nur ein „Engel voller Gnade", eine milde, sanfte Dame, die trosttriefend herumschwebte. Die Tatsachen waren ganz anders. Den Schatten eines bloß sanften Menschen hätten Soldaten nie geküßt, und die ungeheuren Schwierigkeiten, die sie überwältigte, waren nicht so beschaffen, daß man ihnen leicht mit Zartheit und sanften christlichen Tugenden hätte beikommen können. Diese Schwierigkeiten erforderten vielmehr Ausdauer, unerschütterlichen Glauben, Tatsachenkenntnis, klare Auffassung und Voraussicht, Überzeugung und Hartnäckigkeit oder — Eigensinn, wenn man so will; Eigenschaften, die Florence tatsächlich besaß.

Sie starb 1910 in ihrem 90. Lebensjahre.

Der Apostel der verlassenen Jugend

Von Peter Dörfler in München

Man spricht vom Beruf. Aber wer ruft? Sind es die bürgerlich-sozialen Verhältnisse, ist es Not, Brot, Ruhm, sind es die Anlagen, ein Zufall oder gar etwa, ist es eine Stimme von oben? Don Bosco wenigstens war von zarter Jugend an der tiefen Überzeugung, die er wie ein klares Wissen in sich trug: Gott hat mich bestimmt, Knaben zu erziehen. Berufszweifel hat er kaum erfahren, wohl aber Gebirge von Schwierigkeiten, die ihm sein gelobtes Land zu verschließen drohten. Wie die Jungfrau von Orleans, erlebte er nicht nur drängende und lockende Neigungen, sondern vernahm „Stimmen", sah zukünftige Wirklichkeit in Träumen. Wie sie und wie ja schon der biblische „Träumer" durch solche Erfahrungen nicht zur kontemplativen Schau, sondern zu einem ausgesprochen tätigen Leben geweckt wurden, so war Bosco bei aller Begabung zu wissenschaftlicher Arbeit lebenslänglich in der Rennbahn aufreibender Praxis. Und wie Johanna, von den Drangsalen und Erhebungen der Geschlechtlichkeit unberührt, nur den einen Auftrag als Zweck des Daseins empfand, so wurde der junge Bosco von seinem Eros nicht zu irgendeiner Beatrice, sondern zu seinem Berufe gedrängt. Das ewig Weibliche erschien ihm nur in der Gestalt der prächtigen Mutter. Schon das winzige Kerlchen wollte nicht mit Mädchen spielen. Die einzige Leidenschaft schon des Kindes wie dann des Mannes war (neben der religiösen) die Liebe zu Knaben. Man scheut sich fast, eine solche Formulierung zu schreiben. Denn die erste Regung des Lesenden muß Mißdeutung sein — wir können nichts für unsere Erfahrungen. Aber wie man nun auch die Struktur seiner Persönlichkeit deuten mag, Don Boscos Leben ist frei von jeder sinnlich spielenden Zärtelei und zu vergleichen mit der Hingebung eines Facharztes. Wohl blühte in seiner Jugend eine holde Freundschaft zu einem Altersgenossen, der dann als früh Vollendeter starb. Aber gerade diese Freundschaft verhalf ihm nur zu einer Konversion, der einzigen, die auf seiner Bahn so genannt werden kann. Der frühe Tod dieses liebsten Kameraden brachte seiner zarten Seele die Scheu vor einem Besitz, der vergänglich ist und darum mit Wunden bezahlt werden muß.

Don Bosco ist geboren im transalpinen Italien, das uns völkisch und im Sagengrund als Land Dietrichs von Bern verbunden ist. Es hat im nahen Schnee der Alpen und im longobardischen Germanentum einen Schuß Norden und ist doch schon das Land der Seide

und der Trauben, der romanischen Kultur und ihrer aus älteren Wurzeln sprossende sonnenhaften Menschen. Bosco hat alle Merkmale des italienischen Dolce und einer germanische Helden erinnernden Körperkraft und Tapferkeit. „In diesem bescheiden Häuschen wurde am 16. August 1815 Don Giovanni Bosco geboren" steht an einem wi lich bescheidenen Kolonenhause zu Becchi bei Castelnuovo d'Asti, in einer fruchtbau reichen, gesegneten Landschaft Piemonts. Um ihn war ländliche Armut und ländlich Reichtum, nichts was seinen zukünftigen Beruf anregen konnte, der ihn in die Großst als heiligen Strandjäger führen sollte. Und doch fängt das mit den Knaben schon in d Heimat gewaltig an.

Becchi sah eines Sonntags ein seltsames Schauspiel, das sich in der Folge wiederhol sollte. Johannes Bosco trat als ein Gaukler auf. Er spannte ein Seil zwischen zwei Bäum und produzierte sich. Er machte verwegene Kunststücke und lustige Taschenspiele. und oft war er auf Märkte in die benachbarten Orte gegangen, um den Akrobaten ih Kniffe abzulauschen; eine seltene Beobachtungsgabe und körperliche Gewandtheit unt stützten ihn. Es war weder die Sucht, Geld zu verdienen, noch die sich hervorzutun, was i zu solch halsbrecherischen Künsten anregte, sondern einzig die seltsam frühreife pädagogis Absicht, seine Genossen von schlimmen Vergnügungen abzuhalten. Wenn Gaukler a traten, die ihre Schaustellungen durch lose Witze leckerer zu machen suchten, so trat er flu in Wettbewerb, schlug sie durch seine größere Gewandtheit und brachte die lachende Juge auf seine Seite.

Das Studium wurde ihm durch die Opfer seiner Mutter und sein geradezu antik Gedächtnis ermöglicht. Denn nur eine außergewöhnliche Begabung vermochte die Mäng eines anfänglich lückenhaften und noch lange durch Brotschwierigkeiten gefährdeten Unterric zu überwinden. Aber schon der Student war der Anreger und Führer seiner Altersgenoss

Am 5. Juni 1840 wurde er in Turin zum Priester geweiht.

Es war am 8. Dezember 1841. Don Bosco stand in der Sakristei, um sich anzukleid Der Sakristan forderte einen jungen Burschen, der da herumstand, auf zu ministrier „Ich kann nicht"! antwortete dieser. „Du Tölpel," schrie der Sakristan wütend, „war stehst du in der Sakristei herum, wenn du nicht ministrieren kannst?" nahm den Sta wedel und schlug den armen Kerl auf Kopf und Rücken. Darauf trat Bosco für ihn e „Das geht mich sehr viel an", hielt er dem Maulenden entgegen, „er ist mein Freund. R ihn auf der Stelle her, ich muß ihn sprechen!" Darauf eine rührende Folge von Fra und Antworten... „Lebt dein Vater noch?" „Tot." „Und deine Mutter?" „Tot." „ alt bist du?" „Sechzehn Jahre." „Kannst du lesen und schreiben?" „Nein." „Gehst in den Katechismusunterricht?" „Ich traue mich nicht, weil ich mich schäme in un Klassen zu gehen." „Würdest du zu mir kommen, hierher?" (Ein Blick auf den Sakrist „Wenn ich nicht geschlagen werde." „Heute Abend? ... Auch jetzt?"

Das war der Anfang, der erste Rekrut, bald sollte Don Bosco ein Fähnlein komm dieren. An Knaben, die heimatlos, haltlos, oft auch arbeitslos, als Analphabeten je Instinkt ausgeliefert, in Turin ihre Sonntagsstunden verlungerten, fehlte es nicht. junge Priester brauchte keine Werbetrommel zu rühren, jeder Schützling war sein Agito und was er einmal angezogen hatte, das hielt er so fest, daß kein Loskommen mehr Wie Bruder Masseo den hl. Franz hätte man Johannes Bosco fragen können: „Wa läuft gerade dir alle Welt nach? Du bist nicht schön, du bist nicht gelehrt, du bist adelig." Freilich, „alle Welt" waren zunächst nur Knaben der unteren Schicht. schwärmerische Begeisterung dieser Jugend, die ihn überall mit einem: „Heil Don Bos grüßte, machte lange Zeit fernstehende Beobachter mißtrauisch und weckte lauernden dacht. Womit verlockt und bändigt er die verwahrlosten Straßenjungen, die allen sitteten ausweichen und jedenfalls niemand gehorchen wollen? Für sie war er schön gelehrt und adelig. Er opferte sich für sie, er bettelte und arbeitete Tag und Nacht, bes die kühnsten Abenteuer für seine Taugenichtse (Attentate gegen sein Leben häuften

und ließ sich als Narr verschreien. Nicht alles kann rational dargelegt werden. Wohl eine Maschine, eine Uhr, aber schon nicht Farbe und Duft einer Blume. Er war einfach der Stärkere, aber nicht so wie der Tierbändiger, sondern wie Orpheus. Es ging eine Macht der Harmonie und inwendiger Schönheit von ihm aus, daß es ihnen in seiner Nähe behaglich war, da durften sie froh und glückselig sein, ohne daß es einen Katzenjammer gab.

Aber halbwüchsige Jugend, wenn sie froh ist — wer kann sie ertragen? Natürlich wurde die Sakristei bald zu eng, das Oratorium des hl. Bonaventura wurde zu klein, ein Raum nach dem andern wurde zu klein und niemand wollte die abenteuerliche Bande aufnehmen, die viel Radau machte, wenn auch bei allem Lärm etwas von Musik mitklang. Denn Boscos Bande war so wenig zuchtlos, daß ein Gendarm ausrief: „Wenn dieser Priester General wäre, so könnte er es ruhig mit dem tüchtigsten Heere der Welt aufnehmen."

Der junge Priester in seinem manischen Eifer für unangenehmes Volk wurde endlich sogar von den Freunden nicht mehr verstanden: „Er schädigt den Stand, er nimmt an den Spielen der Gassenjungen teil, er kommt daher, von respektlosem Geschrei umtobt. Kein Zweifel, verrückt!" Sie verabredeten sich mit dem Leiter eines Irrenhauses und fuhren in einer Kutsche zu seiner Wohnung, um ihn einzuliefern. „Willst du nicht ein bißchen frische Luft schöpfen? Komm, wir haben eine Kutsche gemietet!" Don Bosco durchschaute sie, ging aber mit auf die Straße. „Bitte nach Ihnen", sagte er höflich am Kutschenschlag. Sie stiegen ein, er schlug hinter ihnen die Türe zu und rief: „Kutscher, schnell ins Irrenhaus! Die beiden Herren werden dort erwartet!" So beschämte er die an seinem Verstand Zweifelnden.

Auch die Wiese, die lange Spielplatz gewesen war, wurde gekündigt. Zum letzten Male waren die Scharen der Knaben zu Unterweisung und Spiel bestellt. Aber dieser Tag endete statt in Trauer in eine himmelhohe Freude. Don Bosco konnte verkünden: „Wir haben ein Oratorium ... alles, Räume für Unterricht, Platz zum Laufen und Spielen." Es war eine allgemeine Aufregung, und Begeisterung ein Schauspiel, wert, der Nachwelt überliefert zu werden. Und doch war das neue Heim nur ein Schuppen in der Nähe der Wiese.

Es kamen die Jahre 1845 und 46. Auf Europa brütete dumpfe Luft, Markgraf Cavour, der Vater des großen Cavour vernahm mißtrauisch die Berichte von Massenansammlungen junger Arbeiter. Die Polizei behandelte Don Bosco wie einen arglosen Herbergsvater arger Schelme, die unter frommer Maske den Aufruhr organisieren. Er wurde polizeilich überwacht, und endlich erklärte ihm der Markgraf: „Es muß ein Ende gemacht werden, ich bin gezwungen, die Schließung des Oratoriums zu verlangen." Durch persönliches Eingreifen des Königs wurde verhindert, daß der Staat das erfolgreichste Sanatorium für seine kranken Glieder schloß; doch hörten die Schikanen und Schwierigkeiten lange nicht auf. Aber das Werk, das die Staatspfuscher mit ihrem schablonisierten Mißtrauen verfolgten und nur mit der Wachsamkeit, die Erscheinung und Namen anbellt, zu beargwöhnen wußten, rechtfertigte sich vor den großen Staatsmännern, die nicht nach Schlagwörtern regieren. Der große Cavour, Italiens Einiger, verständigt sich mit Don Bosco sogar mitten im Wüten eines kirchenpolitischen Kampfes (als er in anderer Richtung verdächtigt wurde) und der radikale Minister Rattazzi erklärte: „Wenn die Regierung solche Anstalten belästigt, begeht sie eine himmelschreiende Ungerechtigkeit und verdient vor ganz Europa an den Pranger gestellt zu werden." Immerhin erfuhr Don Bosco während der Anfänge und auch noch in den Tagen, da er und seine Genossenschaft beinahe tausend Knaben aus dem armen Volke, Lehrer und Handwerkmeister geworden waren, solche Hemmungen und böswilligen Angriffe, daß er wiederholt ausrief: „Das Werk ist unter Prügeln entstanden, unter Prügeln gewachsen, und setzt bei allen Prügeln sein Dasein fort." Er blieb seinem Berufe treu und siegte. Die Kirche wurde von seiner priesterlichen Haltung inmitten der wilden Schar, der Staat von seinen unpolitischen Absichten überzeugt.

In den fünf letzten Jahren seines Lebens war es ihm gegönnt, wie ein Sieger gefeiert zu werden. Sogar für Paris war sein Besuch in den Monaten April und Mai 1883 ein

Ereignis. Das Gedränge um ihn war lebensgefährlich. Viktor Hugo, der 81jährig Dichter, meldete sich zu einer Aussprache. Das gleiche Schauspiel, daß der Beherrscher de unzähmbarsten und gefürchteten Jugend wie ein Triumphator von Tausenden akklamier und wie ein Wunder angestaunt wurde, wiederholte sich bei Reisen nach Spanien un Rom. „Die Menge drängte sich an Don Bosco heran, um ihn aus der Nähe zu sehen seine Kleider zu berühren und von ihm ein Wort zu hören."

Wenn er nun wie ein Triumphator endete, so glich er doch auch dem Soldaten de Horaz, „multo iam fractus membra labore." Bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahr gönnte er sich täglich nur fünf Stunden Schlaf, wenigstens einmal in der Woche arbeitet er die Nacht durch, so daß er dann manchmal im Gehen, auf den Arm seines Begleiter gestützt, einschlief, und nur seine athletische Kraft und der Schwung einer liebenden Seel vermochten 72 Jahre diesen Leib und seine Mühen zu tragen.

Man muß sich Zeit und Ort seiner Wirksamkeit vergegenwärtigen, die Mitte des 19. Jahr hunderts und Italien, damals das Land der Analphabeten und leichtlebigen Herum lungerns, das keineswegs nur eine romantische Seite hatte. Kenntnisse und Arbeit ware notwendig. So schuf er denn eigene Handwerksschulen in seinen Häusern. Die erste Werkstätten bildeten Schuster und Schneider heran, er selbst war zunächst der Lehrmeister Denn er hatte zu allen Handfertigkeiten ein seltenes Geschick. Im Jahre 1855 folgte Lehranstalten für Buchbinder, 1856 für Kunsttischler und 1862 alle übrigen. Schon in Jahre 1844 führte er als erster Abend- und Sonntagsschulen ein und war somit ein Bahn brecher für eine heute in allen Kulturländern selbstverständliche Unterrichtsform. End lich griff er selbst zur Feder, um den für das Buch neu Befähigten auch eine gesunde un bildsame Lektüre zu verschaffen. Neben der aufreibenden Erziehungsarbeit und den un endlichen Sorgen, welche ihm die Beschaffung der Mittel für seine vielen Bauten und dere Unterhalt zubrachten, schrieb er eine große Zahl von Volksbüchlein, die alle den Erzieh verraten. Selbst in Rechnungs- und Handelsbüchern wußte er sein „Merke!" anzubringe

Wenn auch das, was er schriftlich hinterließ, ihn nicht unter die ersten Namen der päd gogischen Technik anreiht, so ohne Zweifel die Größe seiner Erziehungserfolge. Er bändig eine Jugend und machte sie zu Wachs, die sonst sogar der Schrecken der Polizei wa Dabei ging er neue Wege. Der Erzieher, der Priester zumal, mußte damals zu allere durch würdevolle Gravität Abstand nehmen. Er aber wagte sich mitten in die gefährlich Jugend und wagte mit Sträflingen, die jedem andern in alle Winde entflohen wäre Ausflüge ins freie Land. Man nannte seine Art kühn und lärmvoll. Aber sein Grundsa war: „Wir müssen das lieben, was die Knaben lieben, dann werden sie lieben, was d Oberen gefällt." Er gestand alle jungenmäßigen Freiheiten zu und hatte dann doch i Disziplin eines angebeteten Truppenführers. Solch eine Art kann kaum gelehrt werd und, von einem Stümper nachgeahmt, wird sie zur Posse. Er nannte sein System d präventive, im Gegensatz zu dem üblichen repressiven, das in Vorschriften und deren z zwungener Befolgung besteht. Er war den Knaben nicht nur ein Zuchtmeister zur Pflic sondern auch ein erfindungsreicher Vertreiber und Erfüller der freien Zeit. Vernun und Religion erklärte er als die Grundlagen seiner Pädagogik. Aber was sind all di schönen Dinge, wenn das Herz fehlt? Er war mitten in Drangsal, Krankheit, Not imm Sonne und kein Nebel konnte sie verfinstern. Über seinem Grabe, das sich am 8. Febru 1888 auf dem Valsalice bei Turin schloß, steht die Inschrift: Patri orphanorum.

Sein Werk führt in seinem Geiste die Kongregation der Salesianer weiter. Wie ka es kommen, daß noch heute in einem Konversationslexikon wohl ein Taschenspieler Bos aber nicht Don Bosco, der große Bezauberer wilder Knabenherzen, der Eroberer durch Mächte der Güte und Selbstlosigkeit, unter die bemerkenswerten Namen gereiht Wir begegnen ihm in dem wundervollen Charakterkopf, den Leo Sambergers Kunst sch möge unsere Öffentlichkeit diesem Großen auch öfter in den Gestalten begegnen, Volksfreunde und Essayisten aus dem Dämmerland der Geschichte an das Licht heb

Samuel Plimsoll, der Freund der Matrosen

Von Harold Picton in Berlin-Mahlow

„Er steht noch nicht im Meyer / Und auch im Brockhaus nicht." Erst im Supplement zum „Dictionary of National Biography" ist eine kurze Beschreibung seiner Tätigkeit zu finden. Er hat nur Tausende von Leben gerettet und kann kaum Aufnahme in die vornehme Gesellschaft der Lexika erwarten. Er war bürgerlicher Abstammung, war kein Gelehrter und hatte nur das Wissen, das das Leben schafft. Er wurde 1824 in Bristol geboren, ging später in eine Privatschule in Sheffield und wurde der Reihe nach Rechtsanwaltsgehilfe, Angestellter in und dann Verwalter einer Brauerei. 1851 war er Ehrensekretär der „Great Exhibition", 1853 hat er sich als Kohlenhändler in London niedergelassen. Eine nüchterne Laufbahn, und doch schlummerten in diesem unansehnlichen Menschen vulkanische Kräfte. Vielleicht durch seine Erfahrungen beim Kohlenhandel veranlaßt, fing er an, sich für die Lage der Matrosen in der Handelsflotte zu interessieren. 1868 wurde er von der Stadt Derby zum Mitglied des Abgeordnetenhauses als linksstehender Liberaler (engl. Radical) gewählt. Von dieser Zeit an hat er immer eifriger die Sache der Matrosen verfochten.

Die Lage, die er enthüllte, war schrecklich. Wir finden die Arbeiter von heute manchmal unvernünftig und vergessen dabei, was für Menschen manche Arbeitgeber von gestern waren. Nicht schlechter wahrscheinlich als die Menschen von heute, aber an die Macht und deshalb an die Selbstverherrlichung gewöhnt. Den Zusammenhang zwischen Macht und Selbstverherrlichung kann jeder von uns bei sich selbst bemerken — wenn er der schweren Aufgabe gewachsen ist, sich selbst gewissermaßen objektiv zu betrachten. Die Reeder in England hatten sich daran gewöhnt, die Matrosen als Arbeiter zu betrachten, die naturgemäß allen Gefahren ausgesetzt waren; die Gefahren zu vermindern, fiel ihnen kaum ein, und Gewinn aus den Gefahren zu ziehen, war bloß Geschäft. Es gab auch solche, welche die Gefahren vermehrten, um den Gewinn zu vergrößern. Daher die devil bolts (Teufelsnieten), die billig waren und nur halbwegs durch das Holz gingen. Ich besaß früher ein Buch von Plimsoll, in dem solche Geschäftskniffe durch Abbildungen veranschaulicht waren. Zum Seedienst untaugliche Schiffe wurden fortgeschickt, sanken, und die Besitzer machten durch das Versicherungsgeld ein gutes Geschäft — natürlich auf Kosten der ehrlichen Reeder. Je länger Plimsoll sich in diese Sachen vertiefte, desto mehr steigerte sich seine Wut über diese infame Behandlung der Matrosen. 1870 stellte er im Abgeordnetenhaus einen Antrag, der den unnötigen Verlust an Leben und Eigentum zur See bedauerte und verurteilte und die Einführung einer obligatorischen Ladewasserlinie verlangte. Durch Geschäftsanhäufung (congestion of business) — die gewöhnliche Ausrede im House of Commons, wenn etwas menschlich Wichtiges verschoben werden soll — kam die Angelegenheit nicht zur Sprache. 1871 stellte Plimsoll denselben Antrag mit demselben Ergebnis. 1872 veröffentlichte er das Buch „Our Seamen", das heftigen Streit auslöste. Die Sache trat in das gewöhnliche zweite Stadium der Verschleppung, d. h. eine Kommission wurde eingesetzt, um sie zu untersuchen (1873). Die Kommission befürwortete die obligatorische Ladewasserlinie nicht, aber jedenfalls war damit dieses in England unvermeidliche zweite Stadium doch überstanden. 1874 brachte Plimsoll es soweit, daß seine eigene Bill nur durch eine knappe Mehrheit von drei Stimmen abgelehnt wurde. Die Regierung sah sich genötigt, Schritte zu tun, und hat 1875 ihre eigene Merchant Shipping Bill eingebracht — und dann zurückgezogen. Nach fünf Jahren ununterbrochener Arbeit sah Plimsoll sich nochmals um die Frucht seiner Arbeit betrogen. Er war überarbeitet und hatte das Bild der Schwindelschiffe und der gemarterten Matrosen immer vor sich. Durch die Jahre der erfolglosen Anstrengung, der Verkennung und der Anfeindung hin-

durch hatte sich Sprengstoff in seiner Seele gesammelt. Den kleinen, ungefährliche unansehnlichen Mann schaute ein Unterhaus der Blasierten, der Skeptiker, der Spöt verwundert an. Der kleine Plimsoll, was für ein komischer Kerl, warum die Begeisteru für schmutzige Matrosen? Da explodierte Plimsoll, benahm sich ganz unvornehm, sch den erstaunten Members of Parliament zu, daß sie in Zusammenarbeit mit Räubern u Mördern die Annahme der Bill verhindert hätten. Der Sekretär von „Lloyds" — d großen Versicherungsgesellschaft — habe ihm gesagt, daß er während einer Tätigkeit v 30 Jahren keinen Fall erlebt habe, wo ein altes Schiff abgebrochen wurde. Solche Schi kämen vielmehr in die Hände ärmerer Reedereien, die sie ganz seeuntüchtig auf See schickt Solche Reeder hätten den Spitznamen „ship-knacker" (etwa Schiff-Abdecker) bekomm Der Sprecher versuchte Plimsoll zu unterbrechen, dies sei nicht die richtige Gelegenh für seine Bemerkungen. „Gut", sagte Plimsoll, „dann gebe ich kund, daß ich Dienst den Herrn Präsidenten des Handelsministeriums fragen werde, ob nicht folgende Schi (deren Namen er vorlas), die gesunken sind, Herrn Edward Bates gehören, der Mitgl dieses Hauses ist." Dieser direkte Angriff löste im ganzen Haus eine stürmische Aufregu aus. Alle riefen durcheinander, und durch den Tumult schrie Plimsoll: „Ich will ni ruhen, bis ich die Schufte entlarvt habe, die diese Männer in ihren sicheren Tod gesch haben." Der Sprecher erhob sich wieder mit den Worten: „Ich hoffe, daß das Mitgl für Derby mit dem Ausdruck ‚Schuft' kein Mitglied dieses Hauses hat bezeichnen wolle „Doch", rief Plimsoll mit überwältigender Leidenschaft, „und ich habe nicht die Absi diesen Ausdruck zurückzuziehen." Unbeschreibliche Aufregung herrschte jetzt im Sc Abgeordnete versuchten Plimsoll zu beschwichtigen, aber umsonst, — er stürzte in Verzw lung aus dem Saal.

Die Abgeordneten waren verblüfft und sahen schließlich ein, daß hier etwas Größe in Gang war als die gewöhnlichen Angelegenheiten des Unterhauses. A. M. Sulliv der Plimsoll gefolgt war, kam blaß und atemlos zurück und bat das Haus um Nachs mit seinem Freund, der schwer unter seiner Arbeit, seinen Sorgen und Enttäuschun gelitten habe. Das ungläubige Haus war gezwungen worden, augenblicklich an etwas glauben, und nahm Sullivans Worte mit lautem Beifall auf. Der kleine, unansehnl Plimsoll hatte durch diese explosive aber aufrichtige Gefühlshandlung gesiegt.

„Our indiscretion sometimes serves us well,
Where our deep plots do pall."

Im nächsten Jahre wurde die Merchant Shipping Bill Gesetz. Der Bann war gebroch und Plimsoll konnte sein ganzes Leben hindurch seine Arbeit für die Matrosen fortse

Der Gesellenvater

Von Karl Zimmermann in Köln a. Rh.

Von den führenden Katholiken des sozialen Katholizismus im 19. Jahrhundert ist n keiner so stark in das Bewußtsein des einfachen Volkes eingegangen wie Adolf K ping. Tausende und Abertausende junge werktätige Menschen, die durch sein Lebensw den Katholischen Gesellenverein, hindurchgegangen sind, sprechen heute noch seinen Na mit Rührung, Begeisterung und Liebe aus.

Am 8. Dezember 1813 wurde Kolping in Kerpen, einem kleinen Landstädtchen in Nähe von Köln, als Sohn armer Schäfersleute geboren. Er genoß in seinem Hei dorf eine ziemlich gute Schulbildung. Sein sehnlichster Wunsch, studieren zu dü ging freilich nicht in Erfüllung. Die armen Eltern konnten diesen Wunsch nicht erfü So blieb ihm nichts anderes übrig, als bei einem Schuhmachermeister in Kerpen in

Lehre zu gehen. Der Lehre folgten einige Jahre trauriger Gesellenarbeit in verschiedenen Landorten des Rheinlandes. Der Trieb zum Wissen ließ ihm jedoch keine Ruhe. Jede freie Minute nutzt er aus, um seinen Wissensdurst zu stillen. Manche halbe Nacht verbringt er mit Lesen auf seiner einsamen Gesellenkammer. Seine Lieblingslektüre sind vor allem die Erbauungsschriften des bekannten rheinischen Volksschriftstellers und Kapuzinerpaters Martin von Cochem und die Predigten des Abraham a Santa Clara. Namentlich von des letzteren Art ist manches auf ihn übergegangen. 1833 zieht ihn der Bildungsdrang nach Köln. Köln sollte die Wendung seines Lebens bringen. Schon nach einigen Wochen Aufenthalt in der großen Stadt sah er sich gewaltig enttäuscht. Er hatte sich durch die jahrelange Lektüre eine ideale Anschauung vom Leben erworben und fand nun bei den Handwerksgesellen der Großstadt sittliche Verkommenheit, Unwissenheit und Genußsucht. Sein „Lebenslauf", den er später beim Abgang vom Gymnasium verfaßte, gibt ein Bild seines tieftraurigen Seelenzustandes jener Tage. Die traurigen Verhältnisse des Handwerkerstandes veranlaßten ihn, diesen Stand zu verlassen. Allmählich kam in ihm der Gedanke auf, Geistlicher zu werden. Auf dem Wege zum Ziel lag noch manche Leidensstation. Mit Hammer und Leisten in der Hand, mußte er seine Studien „sozusagen wie ein Schmuggler" betreiben. 1837 konnte er endlich in die Tertia des Marzellen-Gymnasiums zu Köln eintreten; vier Jahre später bestand er das Abitur.

Man kann die Jugend- und Handwerkerjahre Adolf Kolpings die praktische Vorbereitungszeit für sein Lebenswerk: den Katholischen Gesellenverein, nennen. Als er im Frühjahr 1841 die Münchener Universität bezog, sollte seine geistige Vorbereitung dazu beginnen. Er selber nannte später München seine geistige Heimat. Die Münchener Universität war damals der Mittelpunkt der katholischen romantischen Bewegung. Bei Josef Görres, der damals noch lebte, hörte er Philosophie der Geschichte. Von ihm hat er wohl den Sinn für Überlieferung bekommen und den mittelalterlichen Ständestaat schätzen gelernt. Obwohl Franz Baader damals bereits gestorben war, ist anzunehmen, daß er durch seine Schriften einen großen Einfluß auf Kolping ausgeübt hat. Baaders Sozietäts-Philosophie bietet die meisten wesensverwandten Elemente zu Kolpings sozialphilosophischen Anschauungen. Die Liebe und Religion sind nach Baader die Grundkräfte des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Kolping, der den Menschen „ein Wesen aus Liebe und zur Liebe geboren" nannte, baute seinen Gesellenverein auf den beiden Grundkräften der Religion und der Liebe auf. Nicht vergessen werden darf der Einfluß des Sailerschen Kreises. Die Pflege der Kräfte des Gemütes gegenüber der einseitigen Verstandesbildung und die Pflege der Kultur des Volkes gegenüber einer einseitig-humanistischen Kulturpflege, waren die beiden Hauptforderungen der Sailerschen Reformbewegung. Auf Kolping, den Sohn des Volkes, mußte gerade diese neue, auf das Volk bauende und dem Herzen des Volkes so nahe kommende Kulturbewegung den größten Einfluß ausüben.

Die zweite Hälfte seiner Studien führte Kolping nach Bonn. Nach einjährigem Besuch des Kölner Priesterseminars empfing er am 13. April 1845 in der Kölner Minoritenkirche, die später für ihn und sein Werk eine so große Bedeutung erlangen sollte, die Priesterweihe. Einige Wochen später bezog er seine erste Kaplanstelle in Elberfeld.

Aus dem Bedürfnis einiger junger Handwerksgesellen, bei religiösen Feiern mitzuwirken, war hier 1844 unter Leitung des Lehrers Breuer eine lose Vereinigung nach Art einer religiösen Bruderschaft entstanden. Diese Vereinigung sollte die Wiege des Gesellenvereins werden. Adolf Kolping trat bald in nähere Beziehung zu ihr. Jeden Montag besuchte er seine einstmaligen Standesgenossen und hielt ihnen einen Vortrag über Handwerksfragen. 1847 wählte ihn die Vereinigung, die unterdessen den Namen Junggesellenverein angenommen hatte, zu ihrem Präses. Adolf Kolping wußte wohl, welche Verantwortung ihm damit auferlegt wurde und welche Bedeutung dem Elberfelder Junggesellenverein beizumessen war.

Kolpings vornehmstes Augenmerk war vor allem darauf gerichtet, daß die Elberfelder Vereinigung nicht bloß eine kirchliche Bruderschaft bleibe, sondern zu einem sozialen Verein wurde. Es mag wohl in der Hauptsache seine eigene Lebenserfahrung gewesen sein, die ihm sagte, daß ein rein kirchlicher Verein nicht in der Lage war, die Jugend des Handwerks für sich zu gewinnen. Ohne Zweifel wirkten aber auch die Münchener Jahre in ihm nach. Wie stark er von München her beeinflußt war, zeigt die Begründung, die er 1849 der neuen Satzung des Kölner Gesellenvereins gegeben hat:

Als die Bruderschaften vorhanden waren, „standen die gesellschaftlichen Verhältnisse noch ziemlich fest und die bürgerlichen Ordnungen trotzten noch jedem frevlen Angriff. Es handelte sich nicht darum, haltbare bürgerliche Lebensformen zu finden", sondern nur um die Pflege des religiösen Lebens. Heute dagegen „bedarf der junge Arbeiter und Handwerker zuerst und vor allen Dingen eines gesellschaftlichen Haltes ... Es handelt sich darum, dem Stande der Handwerker eine feste gesellschaftliche Basis zu schaffen und auf festem Fundament eben diesen zertretenen, aus den Fugen geratenen Stand wieder aufzurichten." Darum ist der Gesellenverein sozial, „wobei es überflüssig wäre zu vermerken, daß auch im sozialen Leben die Religion die Hauptsache ist".

Um der sozialen Aufgabe willen gab Kolping dem Gesellenverein einen berufsständischen Unterbau. Nicht die Pfarrgemeinde, sondern der Berufsstand sollte die soziologische Grundlage des Vereins sein, wobei er allerdings die Gesamtorganisation des Vereins eng an die Hierarchie der Kirche anschloß. Aber trotz aller Betonung der sozialen Aufgabe des Vereins und der berufsständischen Fundamentierung hütete sich Kolping, den Verein zu einem sozial-politischen Standesverein werden zu lassen. An den sozialpolitischen Bestrebungen seiner Zeit nahm er, trotz aller Vorwürfe, die man ihm machte, nicht teil. Er unterschätzte keineswegs die Bedeutung der staatlichen Gesetzgebung und der sozialpolitischen Maßnahmen, aber zunächst war die soziale Frage für ihn eine sittliche Frage. Mochte darum der Staat durch seine Gesetzgebung eingreifen und die sozialpolitischen Selbsthilfeorgane sich um die materielle Besserstellung bemühen, der Gesellenverein sollte sich auf die sittliche Hebung des Menschen beschränken. Der Gesellenverein soll ein Erziehungsverein sein, der den jungen Menschen für die drei wichtigsten gesellschaftlichen Lebensgebiete, der Familie, des Berufes und des Staates, tüchtig machte.

Die Bedeutung der Neuschaffung des Gesellenvereins kann man am besten erkennen aus der Wirkung, die sie auf die Zeitgenossen ausgeübt hat. Nachdem man seit den Tagen der Romantik so lange vergebens herumtastete, um für das durch die Französische Revolution aus der Form gebrachte Volk neue Organisationsformen zu finden, betrachtete man den Gesellenverein als die Lösung. Kirchliche Vereine auf sozialer und beruflicher Grundlage werden für die nächsten Jahre die Losung des sozialen Katholizismus. Für Dienstboten, die jungen Kaufleute, die Arbeiter, suchte man auf diese Weise zu erfassen. Wenn man die von Kolping herausgegebenen Rheinischen Volksblätter von 1855 bis 1865 durchblättert, kann man finden, wie oft der Gesellenverein Vorbild gewesen ist.

Im Jahre 1849 kommt Adolf Kolping als Domvikar nach Köln. Er selber hatte es sich gewünscht. Köln, die alte Metropole am Rhein und der Mittelpunkt des ganzen katholischen Westens schien ihm besser als Elberfeld als Vorort der Gesellenvereinsbewegung geeignet zu sein. War Elberfeld mehr der Ort der geistigen Grundlegung des Gesellenvereins, so beginnt mit der Übersiedlung nach Köln die Zeit der organisatorischen Entfaltung des Vereins. Zunächst richtete Kolping sein Hauptaugenmerk auf die Rheinlande selbst. An allen wichtigen Plätzen wurden noch 1849 Gesellenvereine gegründet, die sich 1850 zum Rheinischen Gesellenbund zusammenschlossen. Weite und für die damalige Zeit recht mühsame Reisen führten Kolping im Lande umher. Das Jahr 1852 brachte ihn nach Süddeutschland. In München, Augsburg, Innsbruck, Linz und Wien gründete er Gesellenvereine. Auf der Heimreise besuchte er Prag und Berlin, um auch hier die Gesellen für den Verein zu gewinnen. 1853 besuchte er Budapest und Ungarn. Die Verbreitung des Gesellenvereins in jenen Gegenden hat nicht nur für das ungarische Volk Bedeutung,

sondern vor allen Dingen auch für das dortige Deutschtum. Die deutschen Gesellenvereine in Siebenbürgen sind im heutigen Rumänien wichtige Vorposten des Deutschtums geworden. Im selben Jahre führte Kolping den Gesellenverein auch in der Schweiz und in Holland ein. Ihn in die romanischen Länder einzuführen, gelang ihm nicht.

Durch die rege Propagandatätigkeit war die Zahl der Vereine bis 1858 auf 150 angewachsen. Eine im selben Jahre veranstaltete Generalversammlung gab dem Verein endgültig seine äußere Form. Der Verein wurde eng an die kirchliche Hierarchie angeschlossen. An der Spitze des Ortsvereins steht ein katholischer Geistlicher; die Vereine der Diözese bilden mit einem vom Bischof ernannten Diözesanpräses einen eigenen Diözesanverband; die Vereine eines politisch selbständigen Landes einen eigenen Zentralverband. An der Spitze des Gesamtvereins steht der Präses des Kölner Vereins als Generalpräses.

Sein Hauptaugenmerk richtete Kolping in den nächsten Jahren auf die Gründung und den Ausbau von Gesellenhäusern. Seit 1851 beschäftigte ihn dieser Gedanke, vor allem für den Kölner Verein. 1852 gab er eine eigene Broschüre „Für ein Gesellenhospitium" heraus, um die Kölner Bürgerschaft für den Gesellenhausbau zu interessieren. Es tut Kolpings Originalität sicherlich keinen Abbruch, wenn man feststellt, daß auf diesem Gebiete auf evangelischer Seite Johann Heinrich Wichern vorausgegangen ist. Wie dieser, wollte auch Kolping, daß das Gesellenhaus ein „Ersatz für die in der Fremde entbehrte Häuslichkeit und damit zugleich die Mittel zur geistigen und technischen Fortbildung im Gewerbe biete." 1853 konnte der Kölner Verein in sein Haus einziehen. Damit war das erste Gesellenhaus geschaffen. München, Berlin und Wien folgten bald nach.

Die Sorge und die Liebe um das Volk drückten Adolf Kolping auch die Feder in die Hand. 1854 gründete er die „Rheinischen Volksblätter". Seit 1848 gab er alljährlich den „Kalender für das katholische Volk" heraus. Neben Hebel und Alban Stolz ist er wohl der beste Volksschriftsteller jener Tage. Wie kaum ein anderer hat er es verstanden, in der Sprache des Volkes für das Volk zu schreiben. Neben diesen regelmäßigen literarischen Erscheinungen schrieb er kleine Erzählungen und Romane. Man hat später Kolpings Bedeutung gerade auf diesem literarischen Gebiete gesucht. Das war übertrieben, aber in seinem Kalender und in seinen „Rheinischen Volksblättern" hat er sich ohne Zweifel als der geborene Volksschriftsteller gezeigt.

Das Leitmotiv des Lebens Adolf Kolpings war die Liebe. Äußerlich manchmal eckig und rauh, innerlich aber voller Güte des Herzens. Er verlangte von den Priestern, die Präses des Vereins werden wollten, vor allem ein verstehendes und gütiges Vaterherz. Er selber war sein Leben lang den Gesellen ein verstehender und gütiger Vater, der um alle ihre Sorgen und Nöte wußte und ihnen mit Rat und Tat zur Seite stand. Letzten Endes war es sein Glauben an die göttliche Vorsehung, die ihm alle Schwierigkeiten überwinden half. Er glaubte, daß sein Leben und sein Werk von der göttlichen Vorsehung selber durch ihn als deren Werkzeug erhalten und geschaffen wurde. Vielleicht kann darum sein Leben und sein Werk nicht besser gekennzeichnet werden, als mit den Worten, mit denen er es selber in einer kleinen Schrift bezeichnete: „Gesellenvater von Gottes Gnaden".

Lange war es Kolping nicht beschieden, den Gesellen Vater zu sein. Die große Arbeitslast, die vielen Reisen, die Sorgen, die ihn bedrückten, nagten an seiner Gesundheit. Im September 1864 hielt er bei der Grundsteinlegung eines Neubaues des Kölner Gesellenhauses seine letzte Rede. Schwer krank lag er dann die nächsten Monate darnieder. Am 4. Dezember 1864 starb er. Ein Trauerzug, wie ihn Köln wohl kaum je gesehen hatte, folgte am Tage der Beerdigung seinem Sarge. Im Frühjahr 1865 wurden seine sterblichen Überreste in der Minoritenkirche beigesetzt. Sein Grab ist alljährlich die Wallfahrtsstätte Tausender junger Gesellen.

Sein Lebenswerk, der Gesellenverein, lebt heute noch, frischer und jünger denn je: 106000 Gesellen in 1400 Vereinen in allen Teilen der Welt sehen in Kolping noch immer ihren großen Führer und Gesellenvater.

Der Begründer der Inneren Mission

Von Martin Gerhardt in Hamburg

Johann Hinrich Wichern wurde zu Hamburg geboren am 21. April 1808. Sein Va
hatte sich aus den kleinsten Anfängen als Mietkutscher und Schreiber durch eiser
Fleiß zu der geachteten Stellung eines Notars und Translators emporgearbeitet.
Mutter war eine schlichte, fromme Frau, die ganz in ihrem häuslichen Kreise aufgi
Als das älteste und begabteste von 7 Geschwistern verlebte Johann Hinrich seine früh
Kindheit in einer für seine Vaterstadt schweren Zeit. Der Druck der Franzosenherrsch
lastete auf Handel und Wandel, und während der Belagerung Hamburgs durch die Rus
mußte die Familie sogar auf mehrere Monate im bittersten Winter mit vielen Tausen
von Flüchtlingen die Heimat verlassen. Nach ihrer Rückkehr war es dem Vater nur n
kurze Zeit vergönnt, an dem schnellen Wiederaufstieg Hamburgs mitzuarbeiten.
starb 1823 an der Schwindsucht. Seinem ältesten Sohn wurde dadurch vorläufig
Strich unter seine Schullaufbahn gemacht. Er mußte die altehrwürdige Gelehrtensch
des Johanneums aus der Prima verlassen, um durch Übernahme der Stellung eines
ziehungsgehilfen in einer Privaterziehungsanstalt für Kinder höherer Stände die w
schaftlichen Sorgen der Mutter zu erleichtern. So lernte er früh Opferbereitschaft
andere. In dieser Arbeit hat Wichern sich die ersten pädagogischen Sporen verdie
Die Jugendtagebücher, die er als Achtzehnjähriger zu führen begann[1]), lassen uns erkenn
wie er neben den unvermeidlichen Fehlern des Anfängers es lernte, sich ganz seinen Z
lingen hinzugeben und der Eigenart des einzelnen liebevoll nachzugehen. Deutlich erke
man hier die Wurzeln seiner später so meisterhaft betätigten Individualpädagogik. D
Tagebücher gewähren aber auch einen tiefen Einblick in das Werden und Wachsen
religiösen Persönlichkeit des jungen Wichern. Alle, auch die kleinsten und unsch
barsten Lebenserfahrungen werden in aufrichtiger Selbstprüfung auf Gott bezo
So reift eine wahrhaft christliche Persönlichkeit heran, die im Gehorsam gegen den
Gottes den Leitstern ihres Lebens gefunden hat.

Der junge Wichern hatte damals das Glück, Gönner zu finden in Männern wie Sen
Hudtwalcker und Professor Hartmann, die zu den Führern der erweckten Kreise se
Vaterstadt gehörten. Sie verschafften ihm die Mittel zum Studium, so daß er im He
1828 die Universität Göttingen beziehen konnte. Es war damals gerade noch mög
ohne die Maturitätsprüfung, die sonst schon überall eingeführt war, zu studieren, w
man die nötigen Fleißzeugnisse seiner Lehrer beibrachte. Mit eisernem Fleiß hat Wic
studiert. Alle studentischen Freuden wurden hintangesetzt. Vor allem war es Frie
Lücke, der dem jungen Wichern, besonders durch sein Kolleg über die Ethik, viel gege
hat. Nach 3 Semestern ging es nach Berlin, wo Wichern weitere 3 Semester zu
Füßen von Hegel, Schleiermacher und Neander saß, von denen die beiden letzten
nachhaltig beeinflußten, der Historiker Neander aber noch stärker als der Systema
Schleiermacher, weil er selbst innerlich besonders auf geschichtliches Denken angelegt

Nachdem Wichern in Hamburg sein Examen mit „Gut" bestanden hatte, trat er
als „Oberlehrer" in die Sonntagsschule von Pastor Rautenberg in St. Georg ein.
Schule war 1825 gegründet worden für die verwahrlosten Proletarierkinder aus den
kommenen Vierteln der armen Vorstadt St. Georg, um die sich damals sonst niem
kümmerte. Rautenberg war der erste gewesen, der durch die Gründung dieser Sonnt
schule auf die Not der Jugend in diesen Volkskreisen hinwies. Schon als Gymnasiast h
Wichern Rautenbergs erweckliche Predigten mit Vorliebe gehört, und während der Stud

[1]) Vgl. Der junge Wichern, Jugendtagebücher J. H. Wicherns, hg. von M. Gerhardt, Hamburg

jahre hatte er sich von den Hamburger Freunden ständig über die Sonntagsschule berichten lassen. Jetzt erreichte ihn der Ruf in diese Arbeit wie ein höherer Wink zum Dienst an der verwahrlosten Proletarierjugend seiner Vaterstadt. Durch seine hingebende Treue und Gewissenhaftigkeit, die ihm in aller Arbeit für das Reich Gottes sein Leben lang eigen war, führte er eine neue Blütezeit der Sonntagsschule herauf. Auch dem „Besuchsverein" trat er bei, den Rautenberg meist aus dem Helferkreis seiner Sonntagsschullehrer gegründet hatte, um nach Möglichkeit auch an die Eltern seiner Sonntagsschulkinder heranzukommen. Auf diesen Besuchsgängen gewann Wichern Einblicke in die Zustände des Großstadtproletariats, die ihn nicht wieder losließen. Dabei wurde ihm bald klar, daß mit bloßen Sonntagsschuleinrichtungen der Jugend dieser Kreise nicht geholfen war. Was nutzte es, wenn man sie am Sonntag herausnahm aus dem Schmutz ihrer täglichen Umgebung und sie in der ganzen Woche darin beließ? Hier konnte nur die dauernde Verpflanzung auf einen anderen Lebensboden helfen.

So gewann aus der Arbeit der Sonntagsschule und des Besuchsvereins heraus der Gedanke der Gründung eines Rettungshauses Gestalt. Er wurde im Kreise der Mitarbeiter weiter beraten, die einstimmig Wichern zum Leiter dieses Glaubenswerkes erkoren. Durch die eifrigen Bemühungen von Senator Hudtwalcker gelang es, die für den Anfang notwendigen Geldmittel flüssig zu machen. Der Syndikus Karl Sieveking, ein Vetter von Amalie Sieveking, der Begründerin des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege, überließ Wichern ein großes Stück seines reichen Grundbesitzes in Hamm und Horn mit einer alten strohgedeckten Bauernkate, die schon lange im Volksmund den nicht mehr sicher erklärbaren Namen „Das Rauhe Haus" führte. Am 12. September 1833 wurde von Sieveking und mehreren angesehenen Hamburgern in der Börsenhalle eine öffentliche Versammlung einberufen und der Plan zur Gründung einer Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder durch Sieveking und Wichern näher erläutert. Es war der eigentliche Gründungstag des Rauhen Hauses. Wenige Wochen später zog Wichern mit seiner Mutter und seiner Schwester Therese in das Rauhe Haus ein. Am 8. November wurden die ersten drei Knaben aufgenommen. Bald wuchs ihre Zahl auf 14. Das war der Grundstock, mit dem Wichern anfing, lauter verkommene Jungen, zum großen Teil unehelich geboren, Verbrecherkinder, jugendliche Vagabunden, die fast alle schon mit der Polizei in Konflikt geraten waren. Aus ihnen wollte Wichern neue Menschen machen. Nicht auf seine eigene Kraft vertraute er dabei, sondern allein auf die Wirksamkeit Gottes an den Herzen der Jungen. Er nahm auch den verkommensten Jungen für voll und gab ihm dadurch die verlorene Selbstachtung wieder oder schenkte sie ihm als etwas ganz Neues, nie Gekanntes. Von jedem kannte er ganz genau das dunkle Vorleben. Beim Eintritt in die Anstalt sicherte er ihm Vergebung für alles begangene Unrecht zu und verbot dem Jungen, zu irgend jemand außer ihm über seine Vergangenheit zu sprechen. Dadurch schuf er die seelische Voraussetzung, daß der einzelne von seiner Vergangenheit innerlich loskommen konnte. Kein äußeres Zwangsmittel hielt die Jungen in der Anstalt. Allein durch das Band der Liebe und des Vertrauens sollten sie sich gebunden fühlen. Beides war Wichern Mittel zum höchsten Zweck, den Jungen innerlich an Gott zu binden. Hausordnung, Arbeit, Schule, religiöse Unterweisung, alles Äußere und Innere im Anstaltsleben ordnete sich diesem höchsten Gesichtspunkt unter.

Mit dem Wachstum der kleinen Anstalt teilte Wichern die Schar der Jungen in sog. Familien ein, in denen etwa 12 bis 14 Kinder verschiedener Altersstufen vereint waren. Jede dieser Familien erhielt ihr eigenes Häuschen. Denn Wichern wollte keine kasernenmäßige Anstalt, sondern einen lebendigen Organismus, in dem der einzelne nicht im Massenbetrieb unterging, sondern in seiner Eigenart genügend beachtet werden konnte. Dazu war die Knabenfamilie die gegebene Organisationsform. Aber sie war auch groß genug, daß einer am andern sich wie in einer natürlichen Familie abschleifen konnte. Individualpädagogik und Gemeinschaftserziehung sollten sich so gegenseitig fördern.

Dabei sollten die heranwachsenden Jungen auch Verständnis gewinnen für die Aufga
später selbst einmal Haupt einer natürlichen Familie zu werden.

Diese Erziehung zur Familiengemeinschaft führte von selbst zur Erziehung zur Vol
gemeinschaft in Staat und Kirche. Ordentliche brauchbare Mitglieder der menschlichen G
sellschaft wollte Wichern aus den verkommenen Kindern machen. Darum wurden d
sonst in Anstalten üblichen rein mechanischen Beschäftigungen aus dem Rauhen Haus v
bannt zugunsten der Erlernung eines Handwerkes.

Zur Staatserziehung gehörte für Wichern aber nicht nur die Berufsvorbereitu
sondern auch die bewußte Pflege nationalen Denkens und Wollens. Die Jungen soll
lernen, ihr Vaterland als die ihnen von Gott gegebene Gemeinschaft anzusehen, in der
jeder an seinem bescheidenen Platz, durch Treue im irdischen Beruf Gottesdienst verrich
sollten. Und sie sollten erkennen, daß der einzelne nicht sich selbst gehörte, sondern
ganzen Volksgemeinschaft, und darum auch bereit sein mußte, in der Stunde der Gef
mit seinem Leben für sein Volk einzutreten, wenn Gott es forderte.

Aber noch höher als die Staatserziehung stand für Wichern die Erziehung zum V
ständnis der kirchlichen Gemeinschaft. Das Rauhe Haus selbst wollte in seinem täglich
Leben, das in der Morgenandacht unter Gottes Wort gestellt und des Abends mit Got
Wort beschlossen wurde, eine lebendige Gemeinde darstellen. Ganz bewußt stellte
Wichern dabei auf den Boden des lutherischen Christentums. In jeder Woche wurden
schnitte aus Luthers Kleinem Katechismus in die reich gegliederte Liturgie der Ha
andacht als „Bekenntnisgebet" eingeflochten. In der Woche vor dem Reformations
erzählte Wichern alljährlich in besonderen Andachten seiner Hausgemeinde die Hauptz
der Reformationsgeschichte, besonders Luthers Leben, und las mit ihr das Augsburgi
Bekenntnis. Dadurch und durch den Religionsunterricht der Schule gab er dem Rau
Hause den ausgeprägten Charakter einer evangelischen Bekenntnisschule.

Besondere Sorgfalt widmete er dem Konfirmandenunterricht. Um hierbei Zw
und Unwahrhaftigkeit fernzuhalten, ließ er die Jungen nur nach freiwilliger Meldu
zu diesem Unterricht zu. Trotzdem gab es genug zu seufzen unter der Unzulänglich
der kirchlich vorgeschriebenen Konfirmationspraxis. Erst fast am Ende seines Wirke
auf dem Stuttgarter Kirchentag 1869, trat Wichern mit seinen schon lange geheg
Änderungsvorschlägen an die Öffentlichkeit. Sie gipfelten darin, daß die Konfirma
selbst nur bestehen bleiben sollte als feierlicher Abschluß der religiösen Jugendunterweis
durch die Kirche, und daß unabhängig davon das freiwillige Bekenntnis zum Herrn
Kirche und die erst damit verbundene Zulassung zum Abendmahl an keinen Termin
bunden, sondern dem freien Entschluß und der inneren Reife des einzelnen überla
sein sollte. Dadurch hoffte Wichern, nicht nur jede das Gewissen belastende Unwahr
fernzuhalten, sondern auch zur Bildung lebendiger Abendmahlsgemeinden zu komm
Freilich war es ihm nicht mehr vergönnt, diese Wünsche verwirklicht zu sehen.

Von Anfang an konnte Wichern nicht ohne Gehilfen in seiner Arbeit auskomm
Nachdem er mit dem ersten einen Mißerfolg erlebt hatte, wandte er sich an Z
in Beuggen, der ihm einen früheren Zögling namens Baumgartner sandte, einen Bä
gesellen, welcher der erste eigentliche Bruder des Rauhen Hauses geworden ist. Mit
Wachstum der Anstalt mußte auch die Zahl der Gehilfen, die Wichern nachweislich
1838 „Brüder" nannte, vergrößert werden, bis daraus im Jahre 1844 die Brüderan
wurde, durch die das Rauhe Haus recht eigentlich zur Brunnenstube der Inneren Missi
geworden ist. In der Heranbildung der Brüder, die er am liebsten aus christlichen H
werksgesellen nahm, hat Wichern im besten Sinne des Wortes Schule gemacht. Sie
den im Rauhen Hause ausgebildet zunächst zu Rettungshausvätern, zu Kolonistenpredi

[1]) Den Namen „Innere Mission" hat Wichern nachweislich schon 1836 geprägt. Er ist
nicht, wie man noch heute liest, zuerst von seinem Lehrer Lücke in Göttingen gebraucht wo

für deutsche Auswanderergemeinden in Nordamerika und für die Gefängnisfürsorge. Diesen Aufgabenkreis skizzierte Wichern in seiner ersten programmatischen Schrift: „Notstände der protestantischen Kirche und die Innere Mission" (1844) Mit der etwa gleichzeitigen Begründung eines Verlages schuf Wichern sich auch das Organ für seine Sache in den „Fliegenden Blättern aus dem Rauhen Hause", die bald zum führenden Sprechsaal auf dem Gebiete der gesamten christlichen Liebestätigkeit wurden.

Neben den Brüdern hat Wichern auch junge Theologen als „Oberhelfer" im Rauhen Hause ausgebildet mit dem Zweck, dadurch theologisch gebildete Berufsarbeiter für größere Wirkungskreise der Inneren Mission heranzubilden und überhaupt den jungen Nachwuchs in der Kirche von Anfang an mit seiner Arbeit vertraut zu machen. Lag ihm doch daran, daß die Innere Mission nicht etwa gegen die Kirche arbeitete, sondern vielmehr als eine notwendige Lebensäußerung der Kirche betrachtet wurde.

Das Revolutionsjahr 1848 wurde der Ansatzpunkt für Wicherns ausgedehnte Wirksamkeit ins Weite. Niemand konnte damals wissen, was unter dem Sturm der Zeit aus der evangelischen Kirche wurde. Deshalb traten etwa 500 führende Kirchenmänner aus allen deutschen Landesteilen im September des Jahres in der Wittenberger Schloßkirche zusammen, um über dem Grabe Luthers das Schicksal seiner Kirche zu beraten. Hier war für Wichern die große Stunde gekommen, wo er vor die verantwortlichen Führer der deutschen Kirchenregierungen hintrat mit dem schonungslosen Ruf zur Buße und zur Tat der Liebe. Er tat es in jener zündenden Stegreifrede am 22. September, die den Anbruch einer neuen Epoche in der evangelischen Liebestätigkeit bedeutete. Am nächsten Tage gab er den Anstoß zur Gründung eines Centralausschusses für die Innere Mission, der die Aufgabe haben sollte, überall in Deutschland neue Werke der Liebe anzuregen und zu unterstützen und die Mitarbeiter am Werk auf regelmäßigen Kongressen für Innere Mission miteinander in Verbindung zu bringen. Führende Männer der damaligen Zeit wie Bethmann-Hollweg, Senfft-Pilsach und Julius Stahl traten diesem Ausschuß bei, der Anfang Januar 1849 in Berlin endgültig gegründet wurde. In seinem Auftrag verfaßte Wichern die große Denkschrift, die als klassische Urkunde der Inneren Mission das Programm aller weiteren Arbeiten wurde. Ganz bewußt vollzog er damit den Anschluß an das Werk der Reformation. Den evangelischen Glauben hatte Luther dem deutschen Volke und der Menschheit wiedergeschenkt, jetzt galt es, durch die Tat der Liebe die Echtheit dieses Glaubens zu erweisen. Die Evangelisierung des ganzen Volkes und damit die Schaffung einer wahren Volkskirche als christlicher Volksgemeinschaft war das letzte große Ziel, das Wichern der Inneren Mission steckte. Daran hielt er fest trotz aller Gegnerschaft, die sich leider auch von kirchlicher Seite gegen ihn erhob, besonders unter den konfessionellen Lutheranern von Mecklenburg, Hannover und Bayern.

War die Zeit von 1833 bis 1845 die klassische Zeit des Rauhen Hauses als evangelischer Erziehungsstätte, so wurden jetzt die Jahre bis zum Eintritt Wicherns in den preußischen Staatsdienst im Jahre 1857 zur klassischen Zeit der Inneren Mission. Wichern selbst zog mit seinem Heroldsruf durch alle deutschen Landesteile. Überall wurden Vereine für Innere Mission und Anstalten aller Art gegründet. Es war die unwiederholbare Zeit der ersten Liebe. Ein Lieblingskind Wicherns unter diesen Gründungen wurde der Hamburger Verein für Innere Mission, den er am 10. November 1848 ins Leben rief mit der besonderen Aufgabe der Stadtmission. Er schuf damit ein Vorbild für zahlreiche ähnliche Gründungen in den deutschen Großstädten. Das Rauhe Haus selbst erlebte in dieser Epoche noch eine wichtige Neugründung, die Einrichtung eines Pensionats für Kinder aus höheren Ständen im Jahre 1852, die schon längst von allen Seiten stürmisch gefordert worden war.

Wicherns Gang nach Preußen hat eine längere Vorgeschichte. Schon 1844 hatte der damalige preußische Kultusminister Eichhorn bei ihm persönlich vorgefühlt, ob er bereit sei, in preußische Dienste einzutreten mit dem besonderen Auftrag, eine Ge-

fängnisreform durchzuführen, die dem König sehr am Herzen lag. Auch mit Friedr
Wilhelm IV. war Wichern damals schon zum ersten Mal in persönliche Berührung
kommen. Wichern wollte die romantischen Pläne des Monarchen zur Wiedererrichtu
des Schwanenordens in seinem Sinne benutzen zu einer großartigen Organisation
gesamten christlichen Liebestätigkeit in Preußen. Aber erst nach der Revolution gewann
diese Pläne ernstere Gestalt. Wichern war durch Studium des Gefängniswesens, w
ihn schon in seiner Berliner Studienzeit der bekannte Gefängnisreformer Dr. Julius
geregt hatte, zu der Überzeugung gelangt, daß auf diesem Gebiet besonders an zwei Pu
ten Reformen notwendig seien. Einmal galt es, die gemeinsame Haft, durch welche
Gefängnisse zu wahren Hochschulen des Verbrechens wurden, durch die Einzelhaft
ersetzen und sodann ein Aufseherpersonal zu schaffen, das fähig war, auch seelisch auf
Gefangenen einzuwirken. In der Einzelhaft sollte dem Gefangenen die menschliche
sellschaft nicht schlechthin entzogen werden, sondern er sollte durch den Umgang mit d
Gefängnisgeistlichen und mit christlich vorgebildeten Aufsehern sittlich hochwertige men
liche Gesellschaft erhalten. Friedrich Wilhelm IV. ging auf diese Pläne Wicherns ber
willigst ein, weil sie seinen eigenen Absichten weit entgegen kamen. Wichern wurde
nächst beauftragt, im Auftrage der Regierung das ganze preußische Gefängniswe
in den Jahren 1852 und 1853 zu inspizieren. Das Ergebnis war, daß zunächst im Moab
Zellengefängnis die Einzelhaft in seinem Sinne durchgeführt werden sollte. Dazu wur
die Brüder des Rauhen Hauses als Aufseher nach Moabit berufen. Wichern selbst
nach längeren Verhandlungen 1857 in den preußischen Staatsdienst ein. Der 49jähr
damals schon ergraute Kandidat der Theologie, dem die theologische Fakultät der U
versität Halle schon 1851 ehrenhalber die Würde eines Doktors der Heiligen Schrift
liehen hatte, avancierte mit einem Male zum vortragenden Rat im Ministerium des Inn
und zum Oberkonsistorialrat im Evangelischen Oberkirchenrat. Die Wintermonate über we
er in Berlin, nur im Sommer kehrte er nach Hamburg zurück. In den Händen seines tre
Oberhelfers Theodor Rhiem wußte er das Rauhe Haus, das seit seinem Bestehen für
Fülle von Rettungsanstalten im In- und Ausland zum Vorbild gedient hatte, in be
Obhut. Seine Wirksamkeit für das Gesamtgebiet der Inneren Mission besonders
Kirchentagen und Kongressen für Innere Mission gab Wichern damit nicht auf. Aber
eigentliche Arbeit in Preußen war für ihn letztlich doch eine große Enttäuschung. Die
Durchführung der Gefängnisreform in seinem Sinne gelang nicht, und noch heute
die Akten über die Frage der Durchführung von Wicherns Ideen nicht geschlossen. Man
davon hat der Staat zu verwirklichen begonnen, allerdings ohne die bewußt evangel
kirchliche Grundhaltung Wicherns. Es bleibt abzuwarten, ob auch die Wohlfahrtspf
des sozialistischen Staates erkennen wird, daß sie ohne eine christliche Motivierung i
Arbeit letztlich nicht auskommen kann.

Im Jahre 1866 erlitt Wicherns Gesundheit, auf die er nie Rücksicht genommen h
den ersten schweren Stoß. Noch einmal raffte sich diese Riesenkraft auf. Aber als in
deutschen Einheitskriegen sein jüngster Lieblingssohn Louis auf dem Felde der Ehre d
gerafft wurde, da brach auch der Vater völlig zusammen. Unheilbar krank kehrte e
Rauhe Haus zurück. Ein paar Jahre schleppte er sich noch hin und versuchte die Lei
der Anstalt wieder zu übernehmen. Aber die Kraft reichte nicht mehr aus. Endgültig
1874 ein erschütterndes Siechtum ein, von dem Wichern erst am 7. April 1881 erlöst w

Überschaut man sein ganzes Lebenswerk, so sind es zwei große Gedanken, die er
Kirche als ein unverlierbares Erbe hinterlassen hat. Es ist einmal der Gedanke der
gung des deutschen Protestantismus durch die Tat der Liebe. Auf diesem Gebiete
sich alle Richtungen zusammenfinden. Sie sollten hinwegsehen lernen über die Verschie
heiten theologischer Lehrmeinungen und Lehrstreitigkeiten und die Echtheit des ev
lischen Glaubens durch die Betätigung christlicher Nächstenliebe im großen Stil an
Notleidenden und Verwahrlosten beweisen. Sodann war es der christlich-soziale Ged

den Wichern der evangelischen Kirche seiner Zeit eingehämmert hat. Das Proletariat, das der Kirche mit durch ihre eigene Schuld unter den Händen entglitten war, sollte ihr wiedergewonnen werden durch eine großzügige Evangeliumsverkündigung, die an alle Kreise des Volkes herankam. Ebenso forderte Wichern die Innere Mission an den Gebildeten, die aus anderen Gründen, aber auch nicht ohne Mitschuld der Kirche, dem Christentum entfremdet waren. Dadurch sollte die Grundlage geschaffen werden für eine christliche Volksgemeinschaft, in der die Ethik des Evangeliums die Grundlage der Volkssittlichkeit bildete. Auch die mancherlei Zusammenhänge zwischen sittlich-religiöser und materieller Not des Proletariats hat Wichern dabei schon deutlich gesehen, wenn er auch noch nicht alle Arbeiten in Angriff genommen hat, die zur Lösung dieses schwersten aller Gegenwartsprobleme notwendig sind. Aber er hat die Wege gewiesen, auf denen es unermüdlich weiterzuschreiten gilt.

Wilhelm Löhe, der Gründer von Neuendettelsau

Von Eduard Weber in Neuendettelsau

Die Wurzeln Wilhelm Löhes ruhen im deutschen Bürgerhause, das in ernster Frömmigkeit und gediegener Kraft dem 1808 geborenen Sohn der Kaufmannseheleute in Fürth wertvollste Mitgift fürs Leben reichte. Damals beherrschte der flache Geist der Aufklärung noch weithin die Öffentlichkeit, auch das Leben in Schule und Kirche. Um so wichtiger war es für Wilhelm Löhe, daß ihm das kinderreiche Elternhaus und nach dem Tode des Vaters im Jahre 1816 besonders die glaubens- und gebetsstarke Mutter zu früher christlicher Tiefe half. Der Zug zum Gottesdienst, zur weihevollen Schönheit kirchlichen Lebens war schon im Knaben selten stark und schuf sich bezeichnenden Ausdruck, weniger im kindlichen Spiel des kleinen Predigers als in der regelmäßigen sonntäglichen Teilnahme an der Abendmahlsfeier seiner Heimatkirche in Fürth: das leere Schiff und die weite Entfernung vom Chor konnte den Knaben nicht hindern, sich ganz in der Andacht mit der dort oben feiernden Gemeinde zu vereinigen. Kein Wunder, daß der Knabe auch in bewegter Freude der Konfirmation entgegenwartete und sie so ernst und innerlich beging, daß ihm der Tag zeitlebens festliche Erinnerung blieb. Auch draußen auf den nahen und fernen Wegen des Lernens und Reifens hielt Löhe die starke Verwurzelung in Familie und Kirche fest, so sehr edle Freundschaft sein Leben erweiterte und anregte. Der Student in Erlangen und Berlin war bei aller Vielseitigkeit und Gründlichkeit des Studiums nie nur Theoretiker, sondern betätigte sich bereits jetzt für Gottes Sache in der Gründung eines Missionskränzchens und in der Verbreitung christlicher Schriften. Entscheidenden Anstoß zu einem lebendigen Christentum verdankte er in der eben einsetzenden Erweckungsbewegung dem reformierten Professor Krafft, um dann selbst freilich ganz bewußter Lutheraner zu werden. Die wohlbestandene theologische Aufnahmeprüfung in Ansbach eröffnete Löhe noch nicht sofort das geistliche Amt. Die Wartezeit nützte er durch stillen Dienst mit dem Worte Gottes aus. Am 25. Juli 1831 wurde er nach gewissenhaftester Selbstbereitung ordiniert. Während seines Wanderlebens als Vikar und Verweser in verschiedenen fränkischen Gemeinden durfte er eine bewegte und viele bewegende Wirksamkeit entfalten. Schon jetzt erregte er durch sein furchtloses Eintreten für die Echtheit christlichen Lebens bei vielen Anstoß, bei allen Aufmerksamkeit und bei nicht wenigen dankbare Bewunderung. Als Prediger war Löhe namentlich während seiner Tätigkeit bei St. Ägidien in Nürnberg hoch geschätzt. Hier und in Erlangen schlossen sich führende Männer eng an den jungen Geistlichen an. Einer von ihnen, der namhafte Rechtsgelehrte Professor von Scheurl, schildert seinen Eindruck vom jungen Löhe so:

„Die Reife, die Sicherheit, Ruhe und Besonnenheit, der Ernst und die Würde seines ganz Wesens und Auftretens ließen ihn wie einen gestandenen Mann erscheinen. Ohne daß ihm fei gefällige Formen oder besondere Gewandtheit des Umgangs eigen gewesen wären, war doch edle Zartheit und Schicklichkeit seines Benehmens, seine auch im Gespräch hervortretende Redn gabe, seine Gemütstiefe, die sich wohl auch mit trefflichem Humor verbunden zeigen konnte, winnend und anziehend genug. Aber was alles andere überragte und beherrschte und worin eigentliche Geheimnis seiner so mächtigen und ausgebreiteten Wirksamkeit schon in jenen frü Zeiten lag, das war sein beständiges Leben in Gott, seine Versenkung in die Ewigkeit, die Festig und Stärke seines Christenglaubens, durch den er bereits damals zu dem vollen Frieden der Re fertigung durchgedrungen war und in dem er auf dem Wege der Heiligung gewissen Trittes o Wanken und Schwanken einherschritt."

Schon der Vikar durfte das Evangelium auch durch geistvolle seelsorgerliche Schrift bezeugen, die zum guten Teil noch heute unveraltet sind, z. B. der Traktat „Von d göttlichen Wort als dem Licht, das zum Frieden führt."

Inzwischen hatte das Bestehen der theologischen Anstellungsprüfung Löhe das Re verliehen, sich um eine Pfarrstelle zu bewerben. Gott führte ihn nach Neuendettels einem kleinen Dorf auf der fränkischen Hochebene zwischen Nürnberg und Ansbach, wo das Pfarramt am 1. August 1837 antrat und bis zu seinem Tode versah. Löhe brauc die Stille als den Quellort der Kraft. Auf bescheidenem Boden und engem Raum wann und behielt er die Tiefe, aus der heraus er dann als ein Ganzer in die Weite wir Ganz als Persönlichkeit, ganz als Christ, ganz als Pfarrer, ganz als Organisator chr licher Liebeswerke der Äußeren und Inneren Mission. In Helene Andreae, einer gei und geistlich hochstehenden Frankfurter Patrizierstochter, war ihm eine treue Pfarrf und Gehilfin geschenkt. Schon nach 6 Jahren wurde sie ihm entrissen. Nach diesem har Verlust war Löhes Leben „ein getröstetes Elend", zwar vereinsamt, aber nicht gebroch denn Gottes Sache blieb ihm Mittelpunkt und Inhalt. Welchen Reichtum empfing kleine Dorf durch seinen großen Pfarrer! Machtvoll war Wort und Wirkung des Predig dessen Name bald auch aus einer Entfernung von vielen Stunden Scharen von Zuhör anzog[1]). Er begnügte sich nicht mit der sonntäglichen Predigt, in der er den feierlic Schwung der Anbetung mit edler Volkstümlichkeit und entschiedener Eindringlich zu verbinden wußte. Bibelstunden mußten ihm dazu dienen, die Gemeinde in das W Gottes einzuführen. In der Auslegung und Anwendung des Katechismus, den er i alles schätzte, in Schule und Christenlehre war er unübertrefflich und unermüdlich. Krone seiner pfarramtlichen Tätigkeit aber war seine Seelsorge. Mit der Vorbereit der Abendmahlsgäste nahm er es überaus gewissenhaft und ebenso natürlich mit der rüstung zur Konfirmation. An Sterbebetten konnte er stundenlang sitzen und sagte auch, daß seine Dettelsauer nicht gut zu leben, aber wohl zu sterben wüßten. Als borener Führer der Jugend nahm sich Löhe auf alte und neue Weise der Jungen innerhalb und erst recht außerhalb der Schuljahre. Bei allem Drängen auf klare kenntnis ging es dabei dem Seelsorger immer um lebendigstes Leben. Lebendige Fröm keit wecken sollte alle Seelsorge am Krankenbett, für die Löhe besonders begnadet Im Dienst dieser Frömmigkeit stand auch sein seelsorgerlicher Kampf um christliche kirchliche Zuchtübung, um die Neubelebung der Privatbeichte. Beides aber, Zuchtü und Privatbeichte, lag dem Mann der Kirche ebenso am Herzen wie dem persönli Seelsorger. Denn wie Löhes eigene Frömmigkeit ganz kirchlichen Charakter tru konnte er sich nicht genug tun, die Herrlichkeit seiner Kirche zu preisen und alle ihre Gl anzuleiten als lebendige Steine hineinzuwachsen in ihren Bau. Mit dem Ideal der le digen Kirche im Herzen, die, reich durch Gottes Wort und Sakrament und rein in il Bekenntnisstand, der Gemeinschaft der Heiligen möglichst nahekommen sollte, f

[1]) Die folgenden Angaben z. T. nach den Schriften von D. H. Lauerer, „Pfarrer Wilhelm L und „Die Entstehung der Diakonissenanstalt" (Buchhdlg. d. Diakonissenanstalt Neuendettelsau, 1

Löhe auch einen langwährenden Kampf gegen rationalistische Reste in der eigenen Landeskirche. Größer hat nie einer von der Kirche gedacht; nie hat sich einer heißer um das Ideal der Kirche bemüht. Ein Beweis dafür ist Löhes Schrift „Drei Bücher von der Kirche" (1845), vielleicht der schönste Hochgesang auf die Herrlichkeit der Kirche, den es gibt. Man kann Löhe gar nicht verstehen, wenn man nicht erfaßt, was es um die Kirche ist, und ein wie heiliges Anliegen Löhe die Reinheit und Reinigung der Kirche Christi war. Sein Kampf brachte ihn hart an den Rand seiner Landeskirche, wurde aber schließlich, vor allem dank der kirchlichen Reformarbeit unter Adolf von Harleß, beigelegt.

Kampf um eine lebendige Kirche und Dienst an ihrem Werden war für Löhe auch alle schriftstellerische und praktische Arbeit zur Ausgestaltung des evangelischen Gottesdienstes im Geiste der altkirchlichen und altlutherischen Liturgie. Die lebendige Kirche meinte er im Ruf zur Mitarbeit an dem kirchlichen Hilfsdienst für die amerikanischen Auswanderer und dann am Werk der Indianer-Mission. In großzügiger Weise widmete sich Löhe in den 40er Jahren der Auswandererhilfe für die Volksgenossen über dem Ozean, der Siedlungstätigkeit in deutschen Kolonien auf nordamerikanischem Boden, der Gemeindegründung und -vertiefung unter den Glaubensgenossen drüben, denen er Pfarrer und Lehrer ausbildete und sandte, schließlich auch der Indianermission. Sie wollte diesem durch europäische Schuld sterbenskrank gewordenen Volke neue Lebenskraft zuführen, mußte sich aber nach ihrem Scheitern damit begnügen, „einem sterbenden Volke mit der Fackel des Evangeliums heimzuleuchten zum ewigen Leben." Blieb hier die Frucht versagt, so wurde der Neuendettelsauer Äußeren Mission doch späterhin ein neues gesegnetes Arbeitsfeld unter den Menschenfressern in Neuguinea geschenkt, das im Weltkrieg nicht zerstört werden konnte, sondern ein herrliches Wachsen und Reifen erlebte und noch erlebt. Mit dem Christengott zieht bei den Menschenfressern auch Bildung und Gesittung ein, aufbauende Arbeit, ja sogar selbstgeübte Mission. Die Neuendettelsauer Missionsanstalt darf in den Bahnen Wilhelm Löhes auch noch durch viele Pastoren, die sie für die Jowasynode in Nordamerika und für lutherische Synoden in Brasilien ausgebildet hat, evangelisches Christentum und deutsches Volkstum pflegen und erhalten.

Die lebendige Kirche war auch in der Innern Mission sein Ziel. Auf dem Weg über zwei Vereine, die „Gesellschaft für Innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche" und den „Lutherischen Verein für weibliche Diakonie in Bayern" wollte er dies Ziel erreichen. Sollte jene Gesellschaft vor allem in Wort und Schrift missionarisch wirken, so ging es diesem Verein um „Erweckung und Bildung des Sinnes für den Dienst der leidenden Menschheit an der lutherischen Bevölkerung Bayerns, namentlich in dem weiblichen Teil desselben." Wichtigstes Glied dieses Vereins wurde die „Muttergesellschaft", die sich im März 1854 in Neuendettelsau zu praktischer Tat bildete.

Schon im Jahre 1836 war das erste deutsche Diakonissenmutterhaus in Kaiserswerth von Pastor Theodor Fliedner gegründet worden. Löhe aber hat sich nicht an dieses Vorbild angeschlossen, als er 1854 die Diakonissenanstalt Neuendettelsau schuf. Sein Ausgangspunkt war ein durchaus praktischer, eine doppelte Not, wie sie dem treuen Gemeindepfarrer täglich begegnete: einerseits die Not der vielen unversorgten Kranken, Blöden und anderen Mühseligen, für die man namentlich auf dem flachen Land keine Zeit hatte, andererseits das unbefriedigte Dasein vieler Jungfrauen, die ohne Beruf und feste Lebensaufgabe ihrem Leben keinen Sinn zu geben wußten. Darüber hinaus wollte Löhe für die Bildung des weiblichen Geschlechts überhaupt wirken. Nachdem innerhalb der Union durch Fliedner die Diakonie und durch Wichern die Innere Mission ins Leben getreten war, sollte die lutherische Kirche zeigen, daß auch in ihr die Kraft der barmherzigen und dienenden Liebe sei. Aber Löhe wollte kein Mutterhaus im Sinne Fliedners. Wie die ganze Innere Mission, so sollte auch die Arbeit der Diakonissen von einer lebendigen Kirche getragen werden, nicht von einer einzelnen Anstalt. Auch die Diakonissenanstalt, die als eigenes Haus nach den ersten kleinen Anfängen im Dorfwirtshaus „Zur Sonne"

am 12. Oktober 1854 eingeweiht wurde, war zunächst nur als Ausbildungsstä
geplant. Von Neuendettelsau aus sollte sich ein Feuer der Liebe über die gan
Landeskirche ausbreiten, da und dort sollte es ganz selbständig zu ähnlich
Liebeswerken kommen, und die einzelnen Gemeinden sollten selbst die Grun
lage für die aus ihnen hervorgegangenen Schwestern sein. Für Löhes kirchlich
Ideal war der Gedanke des Mutterhauses zu eng. Aber weil Löhe nicht unbelehrbar
Fanatiker einer Idee, sondern ein nüchterner, Gott gehorsamer Praktiker war, darum tr
er nach wenigen Jahren der Erkenntnis Rechnung, daß er hier die Lebendigkeit der Kirc
und Gemeinde überschätzt habe, und daß das Notwerk des Mutterhauses solange eine N
wendigkeit sei, als Kirche und Gemeinden dieser Vermittlung und dieser lebendigen A
forderung zu eigener Selbständigkeit bedürfen.

18 Jahre noch waren dem reifen Manne beschieden, in denen er wenigstens als Leit
der Diakonissenanstalt sein kirchliches Ideal verwirklichen konnte. Zwar blieb der Rastl
bis zuletzt mit Gemeinde- und Missionsarbeit in engster Verbindung, aber seine eige
liche Liebe war die Diakonissenanstalt. In ihr konnte sich der ganze Reichtum sein
schöpferischen Persönlichkeit entfalten.

Aus dem einsamen Haus des Jahres 1854 ist in organischem Wachstum das weite W
der Neuendettelsauer Anstalten geworden. Nur ein Rückblick auf den dürftig
Anfang gibt das rechte Verständnis für die Größe des Fortgangs. Man darf
aller Hilfe Gottes und der Menschen, die Löhe beim Bau der Anstalt und spä
reichlich erfuhr, nicht vergessen, welches Übermaß von Arbeit und Sorge mit de
Bau verbunden war. Nur ein starker Glaube und eine nicht minder starke Lie
zu den Elenden und Hilfsbedürftigen konnte den Bau wagen; denn was an geschenkt
und geliehenen Geldern vorhanden war oder in sicherer Aussicht stand, war überaus we
im Vergleich zu den tatsächlichen Kosten. Etwa 1200 Gulden hatte Löhe als Geschen
etwa 7000 Gulden als Leihkapital. Der gesamte Bau aber kostete nach seinen genau
und gewissenhaften Aufschreibungen 14531 Gulden. Dennoch wurde weder der Unt
nehmer selbst zu schanden, noch kamen die zu Schaden, die ihm das Geld vertrauens
liehen. Gott half von Woche zu Woche über Bitten und Verstehen, wenn auch manch
die Tage der Lohnzahlung oder sonstiger dringender Verpflichtungen für Löhe T
großer Qual waren, an die er sich später nur mit einem gewissen Schaudern zurückerinne
Wir, die wir die Früchte solcher Mühe genießen dürfen, sollen nicht vergessen, daß
Häuser der Diakonie nicht aus dem Reichtum der Unternehmer, sondern auf Wagnis
göttlichen Wohlgefallens gebaut werden müssen, daß die Werke der Diakonie aus ein
Glauben kommen sollen, der nicht Leichtsinn und Übermut ist, wovor Löhe vielmehr
drücklich gewarnt hat, wohl aber gewisse Zuversicht und festes Vertrauen auf den rei
und ewigen Gott, der die Hungrigen mit seinen Gütern füllt und die Reichen leer l

Heute bilden 1100 Diakonissen ein schlagfertiges Heer gegen das Leid der Mensch
gegen gesundheitliche und soziale und religiöse Schäden. In 7 großen Anstal
von denen 2 in Neuendettelsau und die übrigen in auswärtigen Filialen liegen, we
1154 männliche und weibliche Blöde, Schwachsinnige, Epileptische betreut. Ein gr
Teil von ihnen ist ganz hilflos und darum ganz angewiesen auf mütterliche Fürsorge,
allem menschlich oft hoffnungslosen Jammer doch die Kraft christlichen Glaubens, Lieb
Hoffens entgegenstellt. Wieder ein Teil kann in mancherlei Beschäftigungsgrup
wenn auch nicht vollwertige Arbeit, so doch willkommenen Lebensinhalt finden.
große Schar von noch Bildungsfähigen wird in staatlich anerkannten Hilfsschulen für
brauchbares Leben außerhalb oder innerhalb der Anstalt erzogen. So abschreckend ma
Elendsbild in diesen Anstalten sein mag, noch schwerer ist der Dienst der Liebe im Ma
lenium. Zusammen mit einer Filiale möchte es etwa 90 Mädchen wieder zurecht he
die in ihrem sittlichen Leben gestrandet oder, meist Opfer zerstörter Familienverhält
bedroht sind. Jugend in Not ist auch dem Waisenhaus anvertraut, das Kinder be

chen Einflüssen der Heimat oder ganzer Heimatlosigkeit entreißen will. Die Kleinkinderschule nimmt sich der noch nicht schulpflichtigen Dorfjugend an, der die Eltern nicht genügend nachgehen können. Ein weitausgebautes Schulwesen mit etwa 1800 Schülerinnen in Volksschulen, Haushaltungsschulen, Höheren Mädchenschulen, Lyzeen, Kindergärtnerinnenseminar, Handarbeits- und Wirtschaftslehrerinnenseminar, Realgymnasium, Lehrerinnenseminar, Sozialer Frauenschule am eigenen Ort und in noch größerem Umfang auswärts, vor allem in Nürnberg und Himmelkron bei Bayreuth, soll für Kirche und Volk eine zum Dienen bereite Jugend erziehen, die bewahrt vor der Verflachung der Zeit sich auf den Grund des Evangeliums stellt. In einer Reihe von eigenen Altenheimen darf Löhes Werk etwa 220 alten Männern und Frauen in Neuendettelsau und an anderen Orten ein wenig Sonnenschein in den Feierabend bringen. Etwa 80 sogenannte halbe Kräfte finden in einem Pflegehaus Obhut und Fürsorge. Ein eigenes Anstaltskrankenhaus pflegt die Kranken des Distriktes und hilft mit zur Ausbildung der Krankenschwestern. Ein auswärtiges Erholungshaus möchte neben dem Anstaltshospiz vor allem dem bedrängten Mittelstand wieder zu frischer Kraft des äußeren und inneren Lebens helfen. Schon Löhe hat neben der groß angelegten Schwesternarbeit auch kleine Anfänge mit einer Brüderanstalt gemacht. Nicht ganz 50 Brüder obliegen heute der Pflege männlicher Kranker, dem Dienst der Erziehung und mancherlei wirtschaftlicher Tätigkeit in Betrieben, die zum Teil als Lehrwerkstätten, zum Teil für den äußeren Bestand des Werkes notwendig sind.

Schwer zu übersehen ist das Heer der Notleidenden, mit denen die auf mehr als 250 Stationen im ganzen Bayernlande arbeitenden Schwestern täglich in Berührung kommen. Da gehen sie als Gemeindeschwestern in Stadt und Land in die Häuser, wo Krankheit und Sorge wohnt, als Krankenschwestern zeigen sie in der großen Klinik oder in mittleren und kleinen Krankenhäusern hin und her im Lande, daß auch evangelische Barmherzigkeit auf dem Posten steht. Da versehen sie den schweren Dienst der Jugendfürsorge oder die ernste und doch so frohe Arbeit der Jugenderziehung in Schulen und der Jugendführung in Vereinen, da wollen sie den Kleinen in den Krippen die Mutter ersetzen, da sind sie Hausmütter in Waisenhäusern und in Schülerheimen, da zünden sie in manchem Altenstüblein ein helles Licht der Liebe an.

Schon die äußere Gestalt Wilhelm Löhes spricht von ungewöhnlicher Bedeutung. Ein mächtiges, edel gebildetes Haupt, mit Augen von seltenem Leuchten, eine klare, hohe Stirn, ein Mund, der den Meister der Rede ahnen läßt; das alles vereint sich zu so klassischer Erscheinung, daß noch im Lichtbild eine unmittelbar zwingende Kraft liegt. Löhe konnte selbst vor der Macht der Anziehung erzittern, die seine starke Persönlichkeit auf andere ausübte, hat aber diese Macht stets zum Segen eingesetzt, zum Dienste. Er war ein Herrscher, weil er ein Diener war. Eine hohe intellektuelle Begabung kam dem Pfarrer zu gut, wie sie dem vielseitigen Lehrer seiner Diakonissen unentbehrlich war. Sie zeichnete den fruchtbaren theologischen Schriftsteller aus, dessen Werke schon so wirksam waren und für die Gegenwart noch wegweisend sind. Sie läßt ihm geschichtliche Darstellungen gelingen, die einen Ranke zum Urteil veranlassen, er habe Beruf zum Historiker. Der Mann des reichen Wissens besaß gleichzeitig seltene Fähigkeiten praktischen Könnens, die der Gründer der Diakonissenanstalt in Einrichtung und Ordnung des ganzen Anstaltswesens betätigte. Wie peinlich genau hat der Großzügige seine Rechnungen geführt und seine Schwestern die Buchführung gelehrt! Das war nicht Pedanterie, sondern verband sich mit dem Schönheitssinn Löhes, der klassische Sprache liebte und selbst ein Künstler der deutschen Sprache war, der der Kirche und dem Gottesdienst schönen Schmuck verlieh, der ein Meister im Schönschreiben war und seine Schwestern darin schulte. Löhes unbeugsame Willenskraft vereinte sich mit der Wachheit eines feinen Gewissens und der Aufgeschlossenheit eines tiefen Gemütes zu der genial religiösen Natur, in der er ein Diener im Heiligtum war und viele ins Heiligtum führte. Dieses Letzte war gewiß das Größte

an ihm, daß er nicht nur selbst seinem Gott diente mit allen Kräften, sondern daß er immer als Werkzeug von Gottes Hand zubereiten und gebrauchen ließ, ganz ein Führ weil ganz von Gott geführt.

Zunehmende Schwäche und Krankheit beschatteten Löhes Lebensabend. Noch letztes Aufleuchten am Neujahrstag 1872 ermöglichte ein ergreifendes Abschiednehm von vielen lieben Menschen. Tags darauf erlosch das Licht, das so viele erleuchtet und wärmt hatte. Die Grabinschrift auf dem stillen Dorffriedhof kündet die eigentliche Kr dieses Lichtes und damit den ewigen Sinn seiner Sendung: „Ich glaube eine Geme schaft der Heiligen."

Friedrich v. Bodelschwingh

Zwei Beiträge zu seinem Lebensgang und seiner Charakteristik von Adelheid und Gustav v. Bodelschwingh

I.

Nicht das machte Friedrich von Bodelschwingh[1]) so groß und liebenswert, daß er Tausend von Kranken und Unglücklichen Pflege und Obdach gab, daß er Anstalten bau Moore kultivierte, in denen versinkende Menschen Arbeit fanden, daß er Arbeiterkoloni und Wohnungen schuf, daß er Ärzte, Pfleger, Theologen und Missionare ausbilde Was ihn so groß und liebenswert machte, das war sein eigentliches Wesen, die Art sein Denkens, Handelns und Seins, der Mensch Bodelschwingh.

„Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei."

Er war eines von den Meisterstücken, mit denen Gott hie und da die Erde beglü die die Eigenschaft des Kindes und des Mannes vereinen, und über die der Duft ei unbewußten Demut gebreitet ist. Er war so ursprünglich, wie der Quell im Urgestein, eine freistehende Tanne am Berghang, die sich im Winde wuchtig entwickelt, weil sie i Wurzel um Felsen schlingt und verankert. Er war so echt, wie es die alten Kirchenlie sind, im Vergleich zu den neueren, allzu theologischen, einfach, wahr und glaubend, je Wort von wirklichem Wert.

„Bewahr in uns Dein göttlich Licht,
den Glauben, Lieb und Zuversicht.
Der Sünde wehr', daß Seel und Leib
uns unbeschwert und lauter bleib."

Bodelschwingh muß von Kind an so gewesen sein. Nicht so wie jemand sagte: „K Mensch wird mit Gott geboren, erst mit der bewußten Bekehrung wird er ein Got kind." Nein, er war längst vor der Geburt, durch das Gebet seiner Eltern, durch gnädige Darreichen des himmlischen Vaters, diesem demütigen und frommen Ehep Ernst und Friederike v. Bodelschwingh als ein Geschenk gegeben. Mit der Anlage Guten und zum Bösen, ganz Mensch.

Aber in seinem Innern war ihm ein Licht angezündet, dem er selbstverständlich fol Denn das Kind sieht und greift nach dem Licht, und der Mensch folgt dem Licht, das Dunkeln leuchtet. Dieses Licht beleuchtete ihm auch die tiefen Schatten und Abgrü worin so viele Menschen leben. Er fühlte die Not anderer an sich, und sah mit nüchtern klarem Blick hinein und dahinter.

Er brach als Knabe in Tränen aus bei dem Anblicke einer schön gedeckten Tafel, er an die Hungernden und Armen dachte.

[1]) Geb. 6. März 1831 in Haus Mark bei Tecklenburg; gest. 2. April 1910 in Bethel bei Biele

Als kleiner Quartaner trat er ritterlich für seinen Schulfreund ein, der fälschlich angeklagt war; drang unter Schluchzen bis zum Direktor vor und verbürgte sich für dessen Redlichkeit.

Er gehorchte seinen Eltern so selbstverständlich, daß er lieber die dunkle Nacht in einem entfernten Garten zubringen wollte, als über eine verbotene Mauer zu klettern.

Aber ein Tugendheld war er nicht, der braunäugige, aufgeweckte Knabe, mit seinem treuherzigen und zugleich so klugen Blick, voll tollkühner Streiche, und den Kopf voll ernsthafter Soldatenspiele. Seines Vaters Reitpferd tummelte er im Berliner Tiergarten, und der sonst so beschäftigte Staatsminister hielt es für wichtig, mit seinen Kindern in freien Zeiten zu turnen, zu schwimmen, zu jagen und zu wandern.

Sein Elternhaus ging Friedrich über alles. Er hatte das Glück, in seiner Jugend mit viel edlen und tüchtigen Menschen zusammenzukommen, aber die Luft, die ihn im Elternhaus umwehte, hat ihn in die Welt hinaus begleitet, und immer lag es wie ein sonniger Garten in seiner Seele.

Als sein Vater 1848 verabschiedet wurde und sich auf sein Landgut in Westfalen zurückzog, machte Friedrich Sonnabends von seiner Schule in Dortmund aus den dreistündigen Weg dorthin zu Fuß; es ist ihm begegnet, daß er sich wieder und wieder umsah, weil es ihm vorkam, als galoppiere ein Reiter hinter ihm her — und es war sein eigenes Herz, das vor Freude klopfte.

Von früh an ließ es ihm keine Ruhe, das Leben seiner Mitmenschen kennenzulernen. In seiner Gymnasiastenzeit hat er im Bergwerk als Hauer mitgearbeitet. Dann erwählte er den landwirtschaftlichen Beruf, studierte nebenher Physik, Botanik, Philosophie und Geschichte und ergriff den Pflug.

Seine Anfangsarbeit war, 4 Wochen lang hintereinander einen riesigen ausgedörrten Rübenacker mit einem mit 5 Ochsen bespannten Pflug umzubrechen. Er erzählt selbst, daß der Acker wie ein Feld von zentnerschweren Steinblöcken ausgesehen hätte. Die Ochsen wurden zweimal am Tage umgespannt, während die Pflüger von 5 Uhr morgens bis 8 Uhr abends ausharren mußten. In Erinnerung daran sagte er später:

„Ich möchte jedem raten, welchen Beruf er auch ergreifen will, daß er sich durch ein landwirtschaftliches Jahr für seinen späteren Beruf vorbereitet."

Der junge Friedrich harrte treu auf seinem Posten aus, pflanzte im Frühjahr während 14 Wochen Rüben mit seinen Arbeitern, hackte und zog sie, las in den Ruhepausen den müden Arbeitern und Arbeiterinnen schöne Geschichten vor, und hielt seinen Geist rege, indem er Gedichte auswendig lernte.

Die junge Tanne wuchs und reckte sich, die Wurzeln nach unten in die Scholle des Vaterlandes, die Sprößlinge nach oben in die freie Luft.

Als Kaiserfranz-Grenadier stand er Wache am Palais des damaligen Prinzen Wilhelm (späteren alten Kaisers) an dem Tag, als das Reiterstandbild Friedrichs des Großen enthüllt wurde. Ein kleines zweijähriges Mädchen löste sich von der sich drängenden Volksmenge und lief zutraulich zu dem jungen Posten hinüber, der es an die Hand nahm und sorgfältig über die Straße seiner Mutter zurückbrachte.

Wieder auf die Güter zurückgekehrt, wo man ihm allmählich große Verantwortung übergeben hatte, wurde er plötzlich an das schon mit Erde bedeckte Grab seines teuren Vaters gerufen. Er sagt von jener Zeit:

„Es war uns allen zumute, als wenn der Vater, den keiner von uns beim Sterben gesehen hatte, noch jedem seine Hände aufs Haupt gelegt hätte, und daß er jetzt im ewigen Vaterhause unser Aller segnend und liebend gedenke."

Inzwischen war auf dem Lande die Erntezeit angebrochen, und Friedrich ritt mit Tagesanbruch fort, um Arbeiter für seine Ernte zu werben. Er kam an einem Kirchlein vorüber, wo er predigen hörte. Er band sein Pferd an, horchte durch die halbgeöffnete Tür und hörte, daß ein Prediger mit großem Ernst um Männer warb, die im Dienst Gottes den

fernen Heiden das Evangelium bringen möchten. Da fand Bodelschwingh es ganz selbst verständlich, wenn sich kein anderer fand, daß er das tun müsse:

„Es hieß in mir: ja, ja, ich will gern kommen! Fröhlich, ja frohlockend jagte ich heimwärts um zunächst die irdische Erntearbeit in Gang zu bringen."

Sein Vorgesetzter und Freund war tief erschüttert. Er hatte in ihm die geniale Gabe für das Praktische erkannt und beschwor ihn, bei seinem alten Beruf zu bleiben. Aber Bodelschwingh hatte die Gewißheit, „daß Gott bereits über ihn entschieden hätte." So ging er mit 24 Jahren als Student der Theologie seiner endgültigen Laufbahn entgegen.

Sein Hauptvornehmen war jetzt die Vertiefung in die Heilige Schrift. Er ist niemals als Missionar hinausgekommen. Man könnte sagen, die Zeit erlaubte es ihm nicht. Als sein theologisches Studium beendet war (Basel, Erlangen, Berlin) rissen die großen Aufgaben, als hätten sie auf ihn gewartet, ihn förmlich an sich. Man sah, hier kommt einer der wirkliche Liebe hat, einen klaren mutigen Blick und einen rücksichtslosen Willen Liebe zur Tat werden zu lassen.

Wo er auch hinkam, zog er innerlich die Menschen auf seine Höhe, während er sich zugleich tief zu ihnen herabbeugte und ganz der ihre wurde.

Ob er der Deutschen Gemeinde in Paris mit ihren armen Gassenkehrern Kirche und Schule baute, die Kinder unterrichtete, und den Heimatlosen der Weltstadt mit seiner jungen Frau, Vater und Mutter wurde, oder ob er den westfälischen Bauern und Bergarbeitern in der Gemeinde Dellwig diente und sie zugleich wie ein König regierte — immer blieb er sich der gleiche.

Hier im Dorf Dellwig geschah etwas, das beinah das Licht in seinem Innern ins Schwanken gebracht hätte. Aber hier wurde das erlebt, was das alte Lied sagt:

„Wir wandeln als am lichten Tag,
Damit was immer sich zutrag,
Wir stehn im Glauben bis ans End',
Und bleiben von Dir ungetrennt."

Seine vier blühenden geliebten Kinder starben ihm binnen 13 Tagen an einer ansteckenden Krankheit, und bald darauf mußte er seine geliebte Frau in eine Nervenanstalt bringen.

„Da habe ich gemerkt," sagte er, „wie grausam Gott mit uns verfahren kann und muß, und da habe ich Barmherzigkeit gelernt."

Die Eltern empfanden dies Erlebnis nicht nur als eine Heimsuchung, sondern auch als ein Gericht, unter das sie sich beugten, und unter dessen Wirken das Eisen geschmolzen und geschmiedet wurde, um ein solches Werkzeug Gottes zu werden. In den kommenden Jahren wurden ihnen wieder vier gesunde Kinder geschenkt. 1872 wurde dann Bodelschwingh an das kleine Diakonissenhaus bei Bielefeld berufen, das mit einem Hof verbunden war, auf dem einige Epileptische gepflegt wurden.

Jetzt, mitten im Vaterland, stand nun die wuchtige Tanne und grub sich immer fester in den treu geliebten Boden ein, breitete seine Äste und Zweige immer weiter aus, daß unter ihrem Dach ungezählte Menschen Schutz und Rettung fanden bis in die fernsten Weltteile hinein, indem ihnen nicht nur in ihrer irdischen Not geholfen wurde, sondern zugleich auch das göttliche Licht wieder in ihnen aufbrannte, das Bodelschwingh geführt hat.

II.

Er sah die Dinge von oben her, darum weitete sich sein Blick, soweit die Erde war. Die Nöte Japans und Afrikas lagen für ihn in dem gleichen Gesichtsfelde wie die Nöte der Heimat. Deshalb lebte er in der Überzeugung: „wir haben niemals genug getan." Nie nahm ihn die wachsende Größe der Anstalten und Arbeitszweige von Bethel gefangen. Er war vielmehr erschrocken, wie wenig geschah.

Darum klebte er auch nie an den bestehenden Aufgaben, sondern stürmte auf neue Ziele , sobald sie ihm zur inneren Pflicht wurden. Aber es wurde kein Imstichlassen der alten ufgaben daraus, keine Untreue gegen sie. Seine vorwärtseilende Liebe stand überall f der Treue und auf dem Glauben. Er glaubte dem göttlichen Wort, durch welches ottesmenschen geboren werden wie der Tau aus der Morgenröte. Und er verkündigte es Wort. Darum strömten ihm Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zu, sodaß er frei wurde r neue Aufgaben.

Zu seinen treuesten Mitarbeitern aber gehörten Kranke, Schwache, Verstoßene, die bis hin verachtet waren, nun aber jedes auf seine Art, jedes auf seinem Posten, bald ein- n, bald gemeinsam zu Trägern des Gesamtwerkes n rden, und durch wesenhafte Hin- be dessen Säulen blieben, auch wenn ihre äußeren Kräfte versagten oder versiegten. „Ich sitze im Gedränge", konnte er wohl gelegentlich sagen. Aber nie hat man ihn gen hören über zuviel Arbeit. Die vornehmste Pflicht blieb ihm die Predigt. Nicht ährend der Predigt, aber vor der Predigt litt er zuweilen bis zum Geängstetsein. Nie- and, der diesem in tiefsten Ernst und zugleich kindlichste Heiterkeit getauchten Gespräch hörte, das er von der Kanzel aus mit seiner Gemeinde führte, konnte ahnen, wie gsam er sich darauf gerüstet hatte. Die Form ergab der Augenblick, aber die Gedanken ren vielfach in bangen, schlaflosen Stunden der Nacht erarbeitet, erkämpft, erbetet. Überhaupt arbeitete er betend, nachdenkend, bisweilen auch lesend viel bei Nacht. rum war er bei Tage immer fertig und frisch, wie quellendes Wasser. „Was wollte ich chen, ohne die schlaflosen Nächte", konnte er sagen. Darum freute er sich auch über seine ankheitszeiten. „Die schickt mir Gott immer zur rechten Zeit." Und vielfach waren gerade solche Krankheitszeiten, in deren Stille er neue Spuren gewiesen sah, denen ohne Besinnen folgte.

Es ging niemals bei ihm nach einem vorgefaßten Plan. Es wuchs alles aus kleinen, beabsichtigten Anfängen heraus. Fernstehende mochten gelegentlich denken: Was fängt nun schon wieder an? Aber er fing gar nichts an, er ließ sich führen, er ließ Gott walten.

Die Anstalt für Epileptische und das Diakonissenhaus hatte er, wie gesagt, bei seinem Eintritt in Bethel in den kleinsten Anfängen vorgefunden. Er pflegte sie weiter, s seien sie Kinder seines eigenen Geistes. Aus diesem doppelten Grundstock heraus ent- kelten und entfalteten sich die übrigen Ableger zu Blüte und Frucht: Brüderhaus, beiterkolonie, Fürsorge für die Wanderer, Kandidatenkonvikt, Arbeiterheim, theologische chule, die Kaiser-Wilhelm-Stiftung in Gastein, und das Arbeitsfeld in Ostafrika. Zweig- stalten in der Paderborner und Hannoverschen Ebene und im Umkreis Berlins schlossen h an. Verlassenes Ödland zu kultivieren durch Menschen, die von körperlicher und mora- cher Verödung bedroht waren, und beide miteinander und durcheinander einer neuen ukunft entgegenzuführen, war seine besondere Lust.

Darum, weil er nie selbst etwas anfing, konnte er so gut mithelfen, wo andere Anfänge on da waren. Unermüdlich waren seine Reisen in die Nähe und Ferne, um seine aus- ärtigen Diakonissen und Diakonen zu besuchen, aber auch mit Rat und Tat zu helfen, enn es galt, aus kleinen Anfängen einem Kindergarten, einer Gemeindepflege, einer erberge zur Heimat oder einer Arbeiterkolonie aufzuhelfen.

So kam er einst nach Königsberg i. Pr. und von da in die entstehende Arbeiterkolonie Karlshof.

„Hast du auch etwas zu klagen?" fragte er den jungen Leiter.

„Wir haben kein Wasser."

„Hast du denn nicht in der Nähe eine Quelle?"

„Ja, drüben am Moor, aber die gehört uns nicht."

„Dann gehen wir gleich morgen hin."

In aller Frühe brachen sie auf, quer durch das nasse Land. Er prüfte die Quelle.

„Das Wasser wird reichen, laß nur ein Loch machen und miß ab, wieviel Liter ihr in der Minute kommt. — Aber wem gehört die Quelle?"

„Drüben dem Gutsbesitzer."
„Wir wollen sofort hingehen."
Eine Viertelstunde später standen sie vor dem Gutsherrn.
„Haben Sie die Quelle nötig?"
„Nein, ich habe keine Verwendung dafür."
„Aber die Leute in Karlshof leiden Not durch Wassermangel, wollen Sie ihnen die Quel wohl geben?"
„Ja, wenn sie sie gebrauchen können, meinethalben."
So bekam die junge Kolonie über Nacht das gesunde fließende Wasser. Und wie in diesem Fall so geschah es immer wieder, daß er ganz und sofort half, wo zu helfen war.

Wenn er nicht reiste, dann half die Feder aus. Ungezählt sind seine ermutigende wegweisenden Briefe in die Nähe und Ferne und zu seinem geliebten Ostafrika hinübe

Weil er selbst immer aus kleinen Anfängen heraus arbeitete, darum liebte er d Kleine und Unscheinbare am glühendsten. Denn er kannte die Kraft, die im kleinst Samenkorn liegt. Diese Lust am Kleinen aber entsprang daraus, daß er selbst klein wa Er stand vor Gott, darum konnte er nicht groß von sich denken, darum war er demütig. war aber keine Demut ohne Kampf.

„Ich bin solch ein hoffärtiger Mensch," konnte er klagen. „So hoffärtig ist das Menschenherz, d es nicht einmal die zutrauliche Liebe eines Kindes ertragen kann, ohne sich darauf etwas einzubilden

Aber mit dem, was ihm an sich selbst und anderen nicht gefiel, zermarterte er sich nic Vielmehr gab er es dem Vergeben Gottes anheim. Weil er selbst von Vergebung leb darum hatte er auch solche Lust, andern zu vergeben. Vergeben konnte geradezu zur Leide schaft für ihn werden. Er konnte glühend werden vor Zorn, wenn man mit Verirrte mit Sündern hart und lieblos verfuhr. Und selbstgerechter Starrheit gegenüber hatte mit einem Widerwillen zu kämpfen, der bis zur Bitterkeit sich steigern konnte.

Weil er vergab, darum konnte er rasch zum Zorn sein gegen voreilig Richtende, langsa aber gegen die Sünder selbst. Wenn andere meinten: hier sollte scharf und schnell dur gegriffen werden, dann wartete er. Er ließ die Dinge nicht weichlich gehen, aber er warte Selten übersah oder überhörte sein waches Auge, sein helles Ohr einen Mißstand. Al um der Liebe willen tat er, als sähe und höre er nicht. Er wartete so lange, bis der Irren selbst seinen Irrtum sah, selbst seiner Verirrung überdrüssig wurde und sich anschick sie zu überwinden.

Er wußte, daß äußere Maßnahmen, auch wenn sie noch so entschieden und entschloss waren, nicht hineingriffen in das Innerste des Menschen, um ihn da umzugestalten. Dar konnte er bewußt äußere Dinge und äußere Verhältnisse leiden lassen, um Mensch innerlich zu gewinnen.

In seinen späteren Jahren nannte er alle Menschen Du. Dieses Du war ihm etw Selbstverständliches geworden. Es floß aus der einen Gnade, die über allen steht.

Die Unterschiede zwischen den Menschen wurden ihm immer geringer. Er war imm Standesgenosse jedes Menschen, ohne Unterschied des Standes. Dennoch verwischte die Unterschiede nicht. Fürstliche Frauen nannte er Mütterchen und Du, und doch wur keine falsche Vertraulichkeit daraus. Die Ritterlichkeit, mit der er einer solchen Frau d Arm bot, hatte einen besonderen Hauch; und die Ritterlichkeit, mit der er Butterbrot u Apfel mit einem Bruder von der Landstraße teilte, auch ihren besonderen.

Weil er ganz von Gottes Vergeben, von Gottes Liebe lebte, darum war ihm auch Liebe anderer wie ein lebendiger Bach, aus dem er sich erquickte. Darum konnte er danken, auch für die kleinste Gabe. Es war ihm nichts selbstverständlich, nichts gleichgült

Er brachte sein ganzes Vertrauen Menschen entgegen, in denen die Liebe Gottes leb Menschen, nicht ihrem Geld. Darum bekam er Geld. Weil die Menschen merkten, daß ihm auf sie selbst ankam, nicht auf ihr Geld, darum vertrauten sie sich ihm an samt ihrem Ge

Er stand wirklich auf dem Wort: „Gold und Silber ist Mein." Er war überzeugt: „Wir bekommen gerade soviel an irdischen Mitteln, als Glaube und Liebe da sind." Darum sah er Verlegenheiten in äußeren Dingen nur als Läuterungszeiten für Glaube und Liebe an. An 71 Millionäre hatte er sich bittend gewandt, ohne auch nur eine einzige Antwort zu bekommen. Und auf eine große Anzahl von Briefen, die er mit schon zitternder Hand nach England gerichtet hatte, bekam er alles in allem 40 M. Dennoch sagte er: „Genug und übergenug!"

Er war nie enttäuscht. Er klagte nie die Menschen an, er jammerte nie über die Schlechtigkeit und Hartherzigkeit der Welt. „Gottlob, daß Gott den Reichen das Herz verschließt, wir gingen sonst unter in Geld." Er erschrak, als ihm die Aussicht winkte, von Carnegie, dem amerikanischen Multimillionär, eine Million Dollar zu bekommen. Die Aussicht zerrann, und er triumphierte:

„Ich lebe von der Armut, ich lebe von den Scherflein der Witwen und Waisen."

Er rechnete nicht mit Gold, er rechnete mit dem Segen Gottes. Und dieser Segen kam und kam immer wieder. Und weil es sich um Gottes Segen handelte, darum war er mit der kleinsten Gabe so sorgsam wie mit der größten. Er dankte dem Geringsten für die geringste Gabe mit ebenso überströmendem Herzen, wie dem Reichen für die reichste Gabe.

Er wußte, daß gebeten werden keine Last, sondern eine Wohltat sei für die, die er bat. Darum hielt er es für lieblos und für kalte Hoffart, nicht bitten zu wollen und nicht bitten zu können. Darum hielt er es auch für hoffärtig und lieblos, Gaben abzulehnen, und wenn es Kränze waren über das Grab hinaus.

Als seine alte innig geliebte Schwester für den Fall ihres Todes glaubte, sich Kranzspenden verbitten zu müssen, sagte er:

„Schwesterchen, was bist du hoffärtig, Gott hat auch die Blümchen gemacht, und die Gärtner wollen auch leben."

Grenzen kannte sein Bitten und seine Liebe nicht. Tief und schmerzlich empfand er die Klüfte, die die Menschen voneinander trennen. Aber er wußte, daß „entsagende Liebe" — diese Wortverbindung gebrauchte er besonders gern — auch die breiteste Kluft überbrückt. Es war ihm immer um Menschen zu tun, nicht um Einrichtungen, nicht um Anstalten, nicht um Kirchen. Nie hat er je einen Proselyten gemacht. Aber einem jüdischen Arzt, der ihn um Taufunterweisung bat, erfüllte er die Bitte.

Er konnte um eines Menschen Willen alles andere liegen lassen. Er war ganz für den einen da, der zu ihm kam, ganz für ihn gesammelt. „Ich habe vollkommen Zeit für dich." Und er war dankbar für jeden solchen Besuch. Nicht wie einen lästigen Störenfried, sondern wie einen Wohltäter empfing er jeden, der mit einem Anliegen zu ihm kam.

Vor den Weisen und Klugen erschrak er, zu den Unmündigen fühlte er sich hingezogen.

„Ich danke dir, Gott, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret."

Und weil er glaubte und erfuhr, daß die Weisheit der Erde vergeht und zur Torheit und Unmündigkeit wird, darum konnte er für alle hoffen.

„Ich habe unter den vielen Menschen, die durch mein Haus gegangen sind, nie einen Spötter gefunden", konnte er in Wahrheit sagen. Nie hat je einer in seiner Gegenwart Gott zu leugnen gewagt. Das Spotten und Leugnen verging wie der Nebel vor der Sonne, wenn die alles überwältigende, göttliche Liebe sprach aus ihm.

Aber die Wurzeln seines Wesens und seiner Kraft konnte und mochte er selbst nicht bloßlegen. Nur soweit ging er, daß er immer wieder ein und dasselbe Wort unter sein Bild setzte: „Weil uns Barmherzigkeit widerfahren ist, darum werden wir nicht müde." Das war sein Erlebnis. Nicht ein in wenige vergangene Tage und Stunden zusammengedrängtes, sondern ein immer sich wiederholendes täglich neues Erlebnis, das ihn jung und unermüdet erhielt bis ins hohe Alter.

Der Altmeister der Kretinenpflege

Von Gregor Lunghamer in Ecksberg

Eine kleine Wegstunde westlich von Mühldorf am Hochufer des Innflusses stand
stiller Einsamkeit die St. Salvatorwallfahrtskirche von Ecksberg. Im Jahre 14
entwendeten in der nahen Kirche zu Mößling nächtlicherweile drei gottlose Gesellen d
Ziborium mit dem hochwürdigsten Gute. Enttäuscht über die Wertlosigkeit des geraubt
Kultgefäßes vergruben sie es unter einer Fichte auf dem Ecksberg. Nach Jahr und T
wurden die Übeltäter ihrer Missetat überführt, der heilige Schatz wurde aus der Gru
gehoben und ein Sühnekirchlein errichtet. Fromme Waller suchten dieses traute Heil
tum einzeln wie in Zügen auf, Ecksberg wurde allmählich zu einer Wallfahrtsstätte
viele Gläubige weitum im Isengau. Nach 350 Jahren fegte der Sturm der Säkularisati
in Kurbayern auch die Wallfahrt in Ecksberg weg. Die Kapitalien wurden eingezog
die Silberschätze um ein Spottgeld veräußert, die Kirche gesperrt, der letzte Seelsorg
der Verelendung überlassen, das Benefiziatenhaus zur Ruine. So blieb es 49 Jahre la

Am 29. April 1852 zog ein ehrwürdiger Priester namens Joseph Probst mit ein
Gulden Vermögen in der Tasche und sieben armen Kretinenkindern um sich in die öde
nefiziatenwohnung zu Ecksberg ein. Die Gründung der ältesten katholischen Kretin
anstalt Bayerns war vollzogen. Schon am 17. Oktober desselben Jahres war das Haus
vergrößert und instandgesetzt, daß es 14 Pfleglingen mit dem notwendigen Pflege- u
Dienstpersonal ein Obdach gewähren konnte. Die Lage der jungen Anstalt war
Probst äußerst glücklich gewählt. Sie ist vor allem sehr schön. Jeder Besucher ist entzü
wenn er sein Auge über die Fluten des Inns und die langgestreckten Wälderreihen bis
an die majestätische Gebirgskette der Alpen schweifen läßt und die nahen und fern
Siedelungen mit den Spitzen und Kuppeln ihrer Kirchen, eingebettet in die herrli
Mannigfaltigkeit von Fluß und Wald und Feld und Au, betrachtet. Die Lage Ecksbe
ist außerdem gesund. Frei und unbehindert dringt das Sonnenlicht in die Räume
Hauses, die Luft, die vom Westen kommt, ist mit dem Ozon des nachbarlichen gro
Staatsforstes erfüllt, am Südosthang des Berges quillt Trink- und Nutzwasser in ei
Menge auf, die eine Stadt mit 3000 Einwohnern versorgen könnte. Die wichtigen Lebe
bedingungen einer Kretinenanstalt waren also in Ecksberg gegeben. Ein weiteres Er
für solche Anstalten bildet die einsame Lage außerhalb geschlossener Ortschaften. Pr
fand zwar mehrere Häuser und Hütten in nächster Nähe seiner Gründung vor, mit
Jahren aber gelang es ihm, das große Bauerngut zu Ecksberg mit noch drei anderen Häu
zu erwerben und dem Anstaltszwecke ein- und unterzuordnen. Somit war ein weit
Anstaltsideal verwirklicht: Ecksberg hatte auch einen großen landwirtschaftlichen Betr
einen zuverlässigen Lieferanten von Milch und Fleisch, Mehl und Eiern.

Der Schaffenstrieb ließ Probst niemals ruhen. Fünfmal noch in seinem Leben be
er die Maurer und Zimmerleute, die Räume wuchsen, es dehnte sich das Haus, um
großen Anforderungen entsprechen zu können.

In der Kretinenpflege mit ihrer vollen Eigenart war Probst anfänglich fast ganz
sich allein angewiesen. Er verließ sich aber nicht ganz auf sich selbst, sondern p
des Rates mit weisen Männern, darunter mit dem verehrten Professor Dr. Ringsei
München und Dr. Medikus von Mühldorf. Die stärksten Antriebe indes holte er sich
dem Abendberge bei Interlaken in der Schweiz. Auf Dr. Guggenbühl war Probst
merksam geworden durch dessen „Briefe über den Abendberg". Guggenbühl hatte 1
ein Institut eröffnet, das ausschließlich der Pflege, Bildung und Erziehung kretin
schwachsinniger und idiotischer Kinder dienen sollte. Das Hauptziel dieser Anstalt w

Heilungsversuche an Kretinen und wissenschaftliche Forschungen über den Kretinismus. Die Anstalt war den Sommer über in Betrieb, im Winter wurden die Pfleglinge in die Heimat entlassen. Hieher nun fand Vater Probst den Weg. Er besuchte den menschenfreundlichen Arzt und gewann von ihm viel Anregung und Aufklärung. (Von Gotthard Guggenmoos, der 1816 die erste Kretinenschule in Hallein gegründet, über seine Methode, seine Schule und Erfahrungen aber nichts veröffentlicht hat, wurde Probst nicht beeinflußt.) Wenn er auch nicht als eigentlicher Schüler des Schweizer Meisters angesprochen werden darf, so sind die Abendberger Einflüsse auf dem Ecksberg doch unverkennbar. Die noch vollständig erhaltene Privatbibliothek des Ecksberger Gründers weist eine Reihe von Werken auf, die damals das wissenschaftliche Rüstzeug für Kretinenfreunde bildeten: Dr. Rösch, Untersuchungen über den Kretinismus in Württemberg, ein klassisches Werk, das von Dr. Guggenbühl mit Anmerkungen versehen wurde, ferner Dr. Guggenbühl, Die Heilung und Verhütung des Kretinismus und ihre neuesten Fortschritte, Bern bei Huber 1853, dann Dr. Guggenbühl, Die Erforschung des Kretinismus und Blödsinns nach dem jetzigen Zustande der Naturwissenschaften, Wien 1860. Spuren eifrigen Studiums zeigen auch die Beobachtungen über den Kretinismus, die in Tübingen 1851 und 1852 von den Ärzten der Heilanstalt Mariaberg in Württemberg herausgegeben wurden. Noch seien genannt Dr. Stahl, Idiotia Endemica, Erlangen 1851, Dr. Georgens Jahrbuch der Levana, Wien 1858, außerordentlich reich an schönem Bildwerk, weiter die Werke von Dr. Brandes, Morison, Disselhoff, Bruno Schön, Dr. Hoffmann usw. So wurde emsiges Studium und die tägliche Praxis harmonisch in Einklang gebracht. Da aber Probst von Haus aus durch und durch Praktiker war, überwog in seiner Berufstätigkeit weit die Kraft der Praxis, deren Erfahrungen als Überlieferungsgut bis in die Tage der Gegenwart herauf in der Ecksberger Anstalt sich forterhalten haben. Abgesehen von seinen köstlichen Jahresberichten, die alle noch erhalten sind, ist Probst nur einmal mit einer Fachschrift an die Öffentlichkeit getreten. Anläßlich der Weltausstellung in Wien 1873 erschien seine Schrift: „Die Kretinenanstalt Ecksberg im Jahre 1872", in der er seine Grundsätze der Schwachsinnigenbehandlung in 57 Paragraphen zur Darstellung gebracht hat. Dr. Theodor Heller (Wien, Grinzing), eine anerkannte Autorität, urteilt: „Dieses Regulativ enthält Bestimmungen, die heute noch als richtig anzusehen sind und Probst als hochstehenden Praktiker erkennen lassen"[1]). Probst verlangt die Berücksichtigung der Individualität:

„Fast immer ist ein neuer Pflegling wirklich neu, hat ganz eigene Manieren, eigene Schwächen und oft gute Eigenschaften ganz eigner Art. Am leichtesten zu haben sind die tiefsten — diese beanspruchen nur eine aufopfernde Liebe; schwerer zu behandeln sind die starren Idioten — sie erfordern viel Wachsamkeit und Geduld; am schwersten sind oft die besten zu haben, weil Verstand und Unverstand sich abkämpfen. Das Hauptmittel der Erziehung und des Unterrichtes ist die Liebe — diese lockt alles hervor. Hervorzulocken ist vor allem die Sprache. Viele sprechen gar nicht, mehrere mangelhaft, einige nur Unsinn. Gewöhnlich ist Mangel an Vorstellungen Ursache davon, manchmal fehlerhafte Organe. Am Schulunterricht soll teilnehmen, wer etwas davon gewinnen kann. Diese Menschen sind auch erwachsen noch Kinder. Die Lehrgegenstände sind wie in gewöhnlichen Schulen: Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, nützliche Kenntnisse, alles unterstützt durch Anschauung. Der Anschauungsunterricht hat es zuerst mit den Farben zu tun, dann kommt die Form, dann die Stofflehre. Gegenstände aus den Reichen der Natur, Bilder aller Art, auch Landkarten und Planzeichnungen dienen hiebei. Alles Gezeigte muß möglichst richtig und schön sein. Alle Lügen- und Fratzenbilder sind fernzuhalten. Besonders zu pflegen ist der Gesang, der aber meistens nur nach dem Gehör geübt werden kann. Viele aus diesen Kindern singen recht gerne und haben oft eine ausgeprägte Begabung dazu. Instrumentalmusik ist bei einigen möglich"[2]).

Solche Bemerkungen sind auch heute noch höchster Beachtung wert. Die Frage, woher ein pflichtgetreues opferbereites und im Berufe ausdauerndes Pflegepersonal zu beschaffen sei, machte ihm nicht wenig Schwierigkeiten. Er dachte zuerst an die Schwestern vom armen

[1]) Th. Heller, Grundriß der Heilpädagogik, Leipzig, Engelmann 1912. S. 389.
[2]) Joseph Probst in seinem Leben und Wirken. Mühldorf, 1902. S. 204 ff.

Kinde Jesu zu Aachen. Bischof J. Th. Laurent, der seit 1848 bei den besagten Schweste
sich aufhielt, lehnte ein Gesuch Probstens ihm Schwestern zur Verfügung zu stelle
ebenso freundlich wie entschieden ab. Sein ehemaliger Lehrer im Georgianum zu Münche
Dr. Amberger, ließ ihn ebenfalls im Ungewissen. Dr. Guggenbühl hatte sein Werk m
einigen Barmherzigen Schwestern des hl. Vinzenz von Paul begonnen und empfa
diese Priesterinnen der Barmherzigkeit mit wärmsten Worten, und doch kam es ande
Obwohl er die tiefste Verehrung vor den caritativen Leistungen der Barmherzigen Schw
stern hatte, entschied sich Probst für ein Pflegepersonal aus dem Laienstande. Dieser Entschl
war aus seiner Eigenart entsprungen. „Ich bin ein Tölzer Prügel!" sagte er oft, indem
damit seine Eigenpersönlichkeit voll Willenskraft drastisch schildern wollte. „Habe i
Ordensschwestern, dann bin ich nicht mehr so ganz Herr im Hause. Ordensregel und Hau
ordnung könnten dann in einen Konflikt miteinander kommen. Ich heiße Probst und w
es bleiben — zwei Pröbste in einem Hause tun nicht gut!" Und dabei blieb es. Statt d
Klosterfrauen zogen brave Laienjungfrauen ins Haus, Leutchen voll Idealismus u
Gottesfreundschaft und dieser Dienst ist geblieben bis zum heutigen Tage, schon üb
75 Jahre. Er schulte und übte seine Getreuen für den schweren Beruf, aus dem wachse
den Unternehmen und den dabei gewonnenen Erfahrungen kristallisierte sich rasch ei
bewährte Haus- und Lebensordnung heraus, die jetzt noch segenspendend wirkt. D
männliche Pflegepersonal wurde im Laufe der Zeit stark vermindert, da er in der Männe
brust vielfach jene Qualitäten vermißte, die ein idealer Kretinendienst erforderte. Der ei
Gulden, mit dem er in das Haus am Ecksberg eingezogen war, fing von Gott gesegnet
wachsen an. Die Neuheit der Erscheinung, das Wohlwollen der höchsten kirchlichen u
weltlichen Autoritäten des Landes, der freudige Gebesinn des Klerus und aller Vol
schichten ließen das einzigartige Unternehmen zu einem großen Ganzen werden. A
Probst nach 32jähriger Wirksamkeit ermüdet sein Haupt zur Ruhe legte — er starb a
7. August 1884 — war die Anstalt eine Stiftung mit einem Kapitalvermögen von 225000 M
dem nahezu 70000 M. Passiva gegenüberstanden. 200 Pfleglinge konnten jahraus, jah
ein in der Anstalt ein trautes Heim finden.

Probstens Werk hat auch nach auswärts befruchtend gewirkt. Er erlebte die Freu
daß sein Wirken an den Ärmsten der Armen ein weitleuchtendes Beispiel für d
ganze Bayernland, ja weit über dessen Grenzen hinaus wurde. Es fanden den Weg n
Ecksberg edle Katholiken und brave Protestanten, Caritasleute von echtem Schrot u
Korn, um sich den Betrieb des Altmeisters anzuschauen. Es kamen Leute aus Schwed
und Norwegen, aus Ungarn, Schweiz und Frankreich; Barmherzige Brüder, Kanzl
der erste Vorstand der mächtig aufblühenden Anstalt Schönbrunn bei Dachau, Rege
Wagner von Dillingen, Pfarrer Löhe von Neuendettelsau, ein wahrer Vater der Arm
und Gründer der dortigen Diakonissenanstalt, Dr. Sengelmann, Gründer der Alst
dorfer Anstalten, sie alle waren mit Probst befreundet, suchten ihn auf und unterhielt
mit ihm einen lebhaften Briefwechsel. Besondere Beziehungen knüpfte der Grün
der alles überragenden Ursberger Anstalten, Pfarrer Ringeisen, mit Probst an. Er schi
die Ursberger Gründungsschwester M. Afra eigens nach Ecksberg in die Schule des Meiste
Wenn im schönen Nachbarlande Oberösterreich heute in Starkheim bei Linz unter i
Leitung der Barmherzigen Schwestern eine Pflegeanstalt für Idioten in rascher E
wicklung begriffen ist, so ist es Alois Walcher, Direktor der Taubstummenanstalt in Li
gewesen, der sich bei Probst die ersten Eindrücke holte. Vor seinem Lebensende kon
Probst sehen, daß sein Gedanke, für den er 32 Jahre lebte, ein Gemeingut der Gesellsch
geworden war, und daß die Ärmsten der Armen nicht mehr zu den Vergessenen und V
stoßenen des Menschengeschlechtes gehören. An Ehren, Titeln und Auszeichnungen fel
es nicht. Bayerns Königshaus war ihm besonders gewogen. Die Pfarrgemeinde Reiche
beuern bei Tölz, wo er am 19. März 1816 geboren war, errichtete ihm ein Denkmal
der Kirchenmauer. Das schönste Denkmal aber bleibt die Anstalt.

DIE HIS
DEM EIN

BEISPIEL
DER J. E. WAGN
WOHLTÄTIGKE
UNTERRICHTS- U. VER
FÜR WEIBL. TAUBSTU
U. GEBRECHLICHE, U

ENTWIC
PFLEGLI

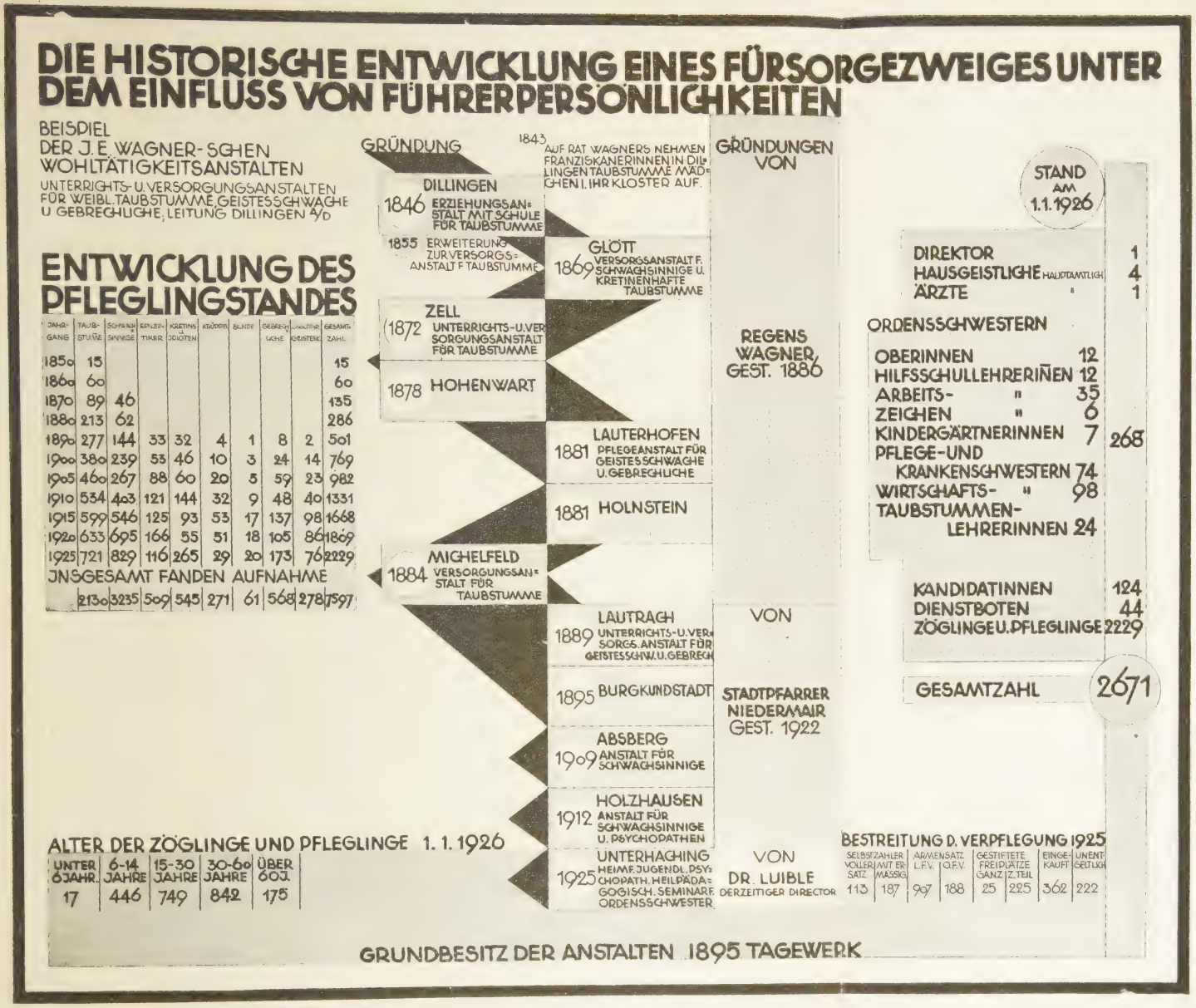
JAHR-GANG	TAUB-STUMME	SCHWACH-SINNIGE	EPILEP-TIKER	KR OD
1850	15			
1860	60			
1870	89	46		
1880	213	62		
1890	277	144	33	
1900	380	239	53	
1905	460	267	88	
1910	534	403	121	
1915	599	546	125	
1920	633	695	166	
1925	721	829	116	
INSGESAMT FA				
	2130	3235	509	

ALTER DER ZÖ

UNTER 6 JAHR.	6-14 JAHRE	15- JAH
17	446	74

Ergänzung zur

Jahr	T
1926	
1927	



Stand am 1. 1. 1928

	8
	300
130	
72	
2375	
11 Pensionärinnen	
2896	

Verteilung auf die 12 Anstalten:

Dillingen 332, Glött 89, Hohenwart 265, Michelfeld 169, Zell 198, Absberg 168, Burgkunstadt 292, Holnstein 169, Holzhausen 255, Lauterhofen 538, Lautrach 384, Unterhaching 29

Summe: 2888

Ergänzung zum 1. Januar 1928.

Entwicklung des Pfleglingsstandes:

Jahr	Taubstumme	Schwachsinnige	Epileptiker	Kretinen und Idioten	Krüppel und Blinde	Gebrechliche	Sonstige	Gesamtsumme
1926	741	760	169	106	92	353	85	2306
1927	750	885	169	71	85	335	80	2375
Insgesamt fanden Aufnahme:								
	2159	3291	562	545	375	748	287	7967

Johann Ev. Wagner und sein Werk

Von Joseph Bernhart in München

Vor Jahren meinte ein Lebensbeschreiber des großen Mannes, von dem wir hier erzählen, alle Welt wisse, welch unermeßlichen Segen er gestiftet, und es heiße Eulen ch Athen tragen, wolle man noch ein Wort darüber verlieren. Jener Gute hat nicht dacht, daß „Welt" und „Athen" am wenigsten die Männer und Frauen feiert, die auf r Nachtseite unseres Daseins das stille Werk besorgen, ohne welches die Bewohner d Freunde des Glanzes allzusehr von den Kreaturen der Nacht, Geburten aus Schicksal er Schuld, belästigt wären. Die Wege zu Kraft und Schönheit sind nicht jedem gegeben, d die sie begehen, sind auch nicht die berufenen Freunde der mißglückten Werke der tur. Sie lieben nicht, was mißfällt, und sie sehen keinen Ruhm in dem Schatten hinter m Hause, wo so vieles weder dem Auge noch sonst den Sinnen gefallen kann. Ihr angelium ist heute Nietzsche oder was sie für seine Lehre halten: der Preis des starken önen Daseins. Armer guter Nietzsche! Nicht mehr hast du davon schreiben können, e du im Elend saßest, deinen erloschenen Geist beweintest, und wie ein Freund, ein nn des Mitleids — oh, Zarathustra hätte ihn verhöhnt! — bei dir stand und dir zuach, wie du dankbar den Saum seines Mantels küßtest. Deine Frevel zünden noch, r dieser Augenblick ist vergessen. Vergessen, nicht ohne ihren Willen, aber zum Schaden ser selbst, die wir so leicht frösteln in der Welt, vergessen sind die geräuschlos Großen, en Linke nicht wußte was ihre Rechte tat.

Für eine zertrümmerte Fensterscheibe setzt man eine andere ein, und keiner denkt an die e. In diesem Bilde hat Wagner einmal von sich selbst gesprochen. Wir wollen hier ihn gen strafen, so gut wir können. Unsere Zeugen sind ein Dutzend Asyle des getrösteten nds, sind einige Schriften über den Mann und das Werk, eine Sammlung von Akten, sfzeichnungen seiner Umgebung und vergilbte Papiere von seiner Hand.

n Dattenhausen, an dem bayerischen Flüßchen Egau gelegen, das nahe der württembergischen Grenze das Juragebiet erschließend, in nord-südlichem Laufe zur Donau strebt, 1807, am 5. Dezember, das fünfte Kind des Egaubauers aus dessen zweiter Ehe zur Welt. war ein bewegter Tag für das wohlhabende Haus, denn auch im Stalle — Wagner von dem dreifachen Segen oft mit herzlichem Lachen erzählt — gab es Zuwachs: Kalb und ein Füllen. Am 7. brachte man das Kind zur Taufe in die Kirche, die mit m behäbig massigen Turm wie eine aufgeplusterte Henne zwischen ihren Jungen geduckten Häuser des alten wittelsbachischen Pfarrdorfs um sich sammelt. Das Kind e ein Johann der Täufer werden, aber durch ein Versehen des Paten taufte man's Johann den Evangelisten, und der Name des Liebesjüngers war nicht fehl am Ort. s zeigte sich bald und zeigte sich immer mehr. Die fromme Saat der Mutter, einer gevollen, tätigen Frau, ging in dem Knaben auf, und der Vater, der kernige steher der Gemeinde, ein Mann des Ja, ja, Nein, nein, dem als Erzieher oft nur ans Knie ging, was der Mutter bis ans Herz ging, war den natürlichsten Trieben eines ten Buben zu Zeiten ein rauher Gärtner. Als er dahinterkam, daß der Hans und sein ber durch ein Fenster im Stadel den Weg zu Nachbars Äpfeln fanden — so begann uch der große Büßer Augustinus seine Laufbahn — sorgte er durch frischen roten trich des Fensterstocks für deutliche Beweise an den hellen Leinenkitteln der Sünder baute auf diese Beweise sein väterliches Verfahren. In dem kleinen Dieb nun steckte n der große Geber, und der große Helfer regte sich schon in den Tagen der Kinderschuhe. einem Glöcklein in der Hand pflegte ein armer taubstummer Bub durchs Dorf zu en und zu betteln. Hans sah ihn auch an seiner Tür und hatte Mitleid, und noch weher

tat es ihm, wie die Kinder auf der Straße ihren Spott trieben mit dem Armen. Er dachte wie es wohl möglich wäre, solchem Unglück abzuhelfen. Schenken ist schon seine Leidenschaft, und die Mutter muß ihm ein Übermaß verwehren, als er in die Schule geht. Gelegenheit macht — Geber.

Was für eine Schule! Nicht nur für seinen Hans, für die ganze Dorfjugend schrieb der Vater das Einmaleins und verteilte es unter die Opfer ihres Schulmeisters. So war alles Anfang schwer, als der ungewöhnlich begabte Bub nach Dillingen ins Gymnasium kam. Aber der Nachbar daheim mit seinem Spott, der Hans studiere nur bis an den Hals, in den Kopf gehe nichts ein, sollte nicht recht behalten. Allmählich schwang das Dorfkind das sein lateinisches ABC im Bauernkittelchen beginnen mußte, weil der Vater die Studentenmontur erst auf einen Erfolg hin gewähren wollte, sich zum Primus auf, und da blieb er, bis er die Anstalt als Träger der goldenen Medaille verließ. In der Berufswahl gab es kaum ein Schwanken. Schon am Tag seines Dillinger Einzugs, als er mit dem Vater am Ulrichsaltar der Stadtpfarrkirche kniete, war sein großes Anliegen der Wunsch nach dem Priestertum gewesen. Darin hatte auch der flaue, eindruckslose Religionsunterricht durch alle Jahre des Gymnasiums — noch der bejahrte Mann sprach mit einiger Bitterkeit davon — ihn nicht beirren können. Aber nicht so sehr der Theolog als der Seelsorger ist das Wunschbild seines Innersten. Helfen will er, retten, heilen, bewahren. Dem Schüler ging sein Geldchen, gingen Wäschestücke — er kann es der verwunderten Mutter nicht verhehlen — rasch in die Hände ärmerer Kameraden, und den elterlichen Vorschuß, den seine Hauswirtin für das Abendbrot empfangen hat, läßt er sich heimlich wieder geben, um andere davon zu versorgen.

Der siegreiche Absolvent steht nicht ohne freudigen Stolz vor dem Vater. All die Jahre her, und jedes hat ihm den ersten Schulpreis eingetragen, war das einzige Lob gewesen: Es ist deine Schuldigkeit, daß du fleißig bist. Jetzt aber, als der Alte dem Sohn eine goldene Uhr überreichte, hieß es: Ein Zeichen, daß ich mit dir zufrieden bin. Eine Ferienreise mit Kameraden weht ihm den ersten Hauch der akademischen Freiheit zu. In einem Wirtshaus kommen sie ins Gespräch mit einem würdigen alten Priester. Er hört, sie seien Absolventen. „Nun, was gedenken die Herren jetzt zu tun?" Wagner: „Priester werden, wenn es Gottes Wille ist." Der Fremde mit Nachdruck: „Nun, wenn Sie wollen, wird Gott schon auch wollen." Wer der Unbekannte gewesen, erfahren die jungen Leute vom Wirt —: Weihbischof Wittmann von Regensburg. Wagner in seiner Freude wußte, woran er war; er hatte einen Heiligen gesehen, den weitberühmten Erzieher und Armenvater, einen der denkwürdigsten Männer des damaligen Deutschland. „Aber einen Mann hatte er, für den hätte ich ihm keinen Zwölfer gegeben." Der Student ahnte nicht, daß ein zweiter Wittmann aus ihm werden sollte — den Mantel inbegriffen.

Man schrieb jetzt 1828. Der Geist der Aufklärung war auch ins kirchliche Leben und Denken eingedrungen. Die „sola ratio" hatte katholischen Kanzelrednern eingegeben, an Weihnachten von der Stallfütterung, am Ostermorgen vom Nutzen des Frühaufstehens zu predigen. Seit Jahrzehnten schon wirkte offen und still das „Los von Rom". Schon führten Männer wie Sailer und Möhler den Gegenstoß, aber katholische Dogmatik und Philosophie im Geiste Hegels zu hören, war immer noch Gelegenheit. Dergleichen scheint auch den jungen Wagner (1828/29) in Dillingen verdrossen zu haben. Das Ergänzungsjahr 1829/30 verbringt er in München. Er hört Schelling und Görres, er hört Theologen, nebenher auch Mediziner, denn wird er nicht Priester, so wird er Arzt. Sein Vater hat ihm die Lebensbahn freigegeben, nur ein ordentlicher Christenmensch soll er werden, sei's in dem, in jenem Berufe. In Görres' Hause (an der Lerchen-, heutigen Schnaithalerstraße) bewohnt der Student eine Dachkammer und befreundet sich mit dem Sohn Guido. Ihr Disput dreht sich oft um die Vorlesungen des großen Vaters, der damals von Ludwig I. zum Professor der Geschichte berufen (1827), im Anfang seines Münchner Wirkens stand. Will Görres, wenn der Sohn ihm mit Zweifeln kommt über diesen

nen Satz des Kollegs, sein Wort nicht wahr haben, so kann Guido ihn auf die genaue achschrift Wagners verweisen, der sich — Gabelsbergers System war noch nicht veröffent- ht — eine eigene Kurzschrift ersonnen hat. Eine kleine Runde von Freunden um Guido id den jungen Schwaben verbringt die Abende dieses strengen Winters in der Jäger- irtschaft zum hl. Eustachus (Stachus). Man philosophiert nicht nur, man singt auch, Wagner schreibt sich die Studentenlieder in ein Büchlein zusammen und bewahrt dies nge noch auf.

Nach einem gewinnreichen Jahr verläßt er die starke geistige Luft der Stadt, die ein oßer König eben in jenen Jahren gegen den Willen seiner kleinen Bürger zu Blüte id Bedeutung brachte. Zum Priestertum entschlossen, kehrt er nach Dillingen zurück. ie folgenden drei Jahre des Alumnats sind erfüllt von ernster Gestaltung des inneren ebens. Das Buch von der Nachfolge Christi, Satz für Satz in täglicher Betrachtung rchgedacht, wird dem jungen Manne das Modell für den Aufbau seiner religiösen Welt. us ihm empfängt er die große Ruhe, aus der eine große Tatkraft zu apostolischen Werken sholen kann. Noch bewahrt man einen großen Teil jener schriftlichen Meditationen. ein Widerhall geistiger Kämpfe, aber sittlichen Ringens um Vollkommenheit. Auf der Seite die gepreßte Not von Fleisch und Blut um die höhere Gestalt eines christlich ngewerteten Daseins. Unstäte des Innenlebens — „ich gleiche einem Schiffe, das an eiden ans Ufer gebunden ist" — sucht die Stäte; falsche Wertung der Dinge erkennt h als Irrgang in Übel und Dunkel, wo die Pflanze des wahren „Lebens" nicht gedeihen nn; die Schlange der Sinnlichkeit, bald wachend, bald schlafend, lauert immer am Wege; nsamkeit hat ihre Gefahren, und Freundschaft hat sie auch — wer kann sich auf sich selbst rlassen, wer gar denn auf einen andern? wo ist die rechte Mitte zwischen der Kälte, die h abschließt von den Menschen, und der Schwachheit, die vor jedem ihr Herz umkehrt? t Ehrbegier gut oder böse? „Ich habe sie für einen Hebel zu großen Entschlüssen gehalten, r eine äußerst wichtige Nerve im moralischen Organismus des Menschen"; aber das ar Irrtum. „O Gott, rette mich vor diesem Ungetüm: gib mir die Einfachheit des ndes . . ." „Dahin will ich es bringen, daß ich mit Ruhe ansehen kann, wie ein Mit- uder neben mir erhoben, ich aber zurückgesetzt werde." — Jahre einer fruchtbaren Selbst- feindung, saurer Aszese, unpraktischen Christentums, ohne welches jenes „praktische" s auch bei der Welt in Ehren steht, nicht gedeihen kann.

Am 31. Mai 1833 wird Wagner zum Priester geweiht, am 10. Juni feiert er die erste Messe. In der Familie des Grafen Fugger-Glött soll er Erzieher werden, aber sein Re- ns Schlichting entscheidet für ihn: Mein Johannes glüht vor Eifer nach der Seelsorge. o wird er Kaplan im nahen Wittislingen, dem nach dem großen Brande von 1783 uerstandenen Dorfe mit dem Grabe Tiutbergas, der Mutter des hl. Ulrich. Nur enige Monate wirkt er hier, nicht ohne Gefahr, ein Nimrod zu werden wie sein Pfarrer, n er auf der Jagd begleiten muß, versehen mit einem Gewehr, das künftig der friedlichste eidmann Gottes von Posten zu Posten mit sich führte. Im November gleichen Jahres rief ihn sein Bischof als Kaplan an die Pfarrei St. Moritz in Augsburg. Aus dieser eit redet ein handschriftliches Dokument, das rührende Verzeichnis der Einnahmen und usgaben mit der Aufschrift „Ökonomisches Handbuch" in all seiner Knappheit eine deut- je Sprache. Begonnen in Wittislingen, führt es bis in das Jahr 1854. Die Groschen r Stiefelwichsen, Schreibärmel, Blumen-Gießkännchen, Klavierstimmen sind so treulich gezeichnet wie die Gulden für einen Tubus, für Schillers Werke, Lavaters Physio- omik, die Cottasche Abendzeitung oder die Reise zum Begräbnis der Mutter. Der häufigste usgabeposten lautet auf Stiefel und Schuster, was wohl einen ungewöhnlichen Eifer r pedes apostolorum bedeutet. Dem rastlosen Fuß mag die offene Hand entsprochen ben: auf jeder Seite fast der Eintrag „Zehrung für einen Fremden." Früh hat die ritas einen stillen Bankier an Wagner gefunden, denn schon mit Dezember 1833 be- mt die Liste der „Beiträge an arme Kranke von verschiedenen Menschenfreunden."

Weit in der Überzahl sind die weiblichen Namen, versehen mit dem unterscheidend Zusatz Frau, Jungfrau oder Madame. „Zur Kasse gegeben 25 fl.", „in die Armenkas gelegt 6 fl." — das mögen Beispiele sein der stillen Opfer, die sich Wagner selbst, der Leben künstler für andere, Tag für Tag abgewonnen hat.

Als „Präfekt", nämlich dritter Vorstand des Klerikalseminars, kehrt der Dreißigjähri 1836 auf Zeit seines Lebens nach Dillingen zurück. Voll Seeleneifers dehnt er sein W beitsfeld auch über das Frauenkloster aus. An dieser Stätte, einer Beginengründung d Mittelalters, hatte 1774 die Kongregation der Franziskanerinnen den Unterricht und d Erziehung der weiblichen Jugend übernommen. Nach der Säkularisation erneuer Ludwig I. das Kloster 1827. Unter seiner tüchtigen ersten Meisterin Theresia Haselm erstand hier ein bürgerliches Mädcheninstitut, in der Geschichte der alten Universitä stadt eine schöne Blüte. Auf Ansuchen jener Frau übernimmt Wagner das Amt ein Beichtvaters im Pensionat und bei den Kandidatinnen des Ordens. Es ist der Begi eines verzehrenden, rastlosen Wirkens für das Heil der Seelen. Die Tage sind erfü von Haupt- und Nebenpflichten, die Abende sind dem Studium gewidmet oder geistlich Unterhaltungen im Kloster, die an die Ansprachen unserer deutschen Mystiker vor Begin und Nonnen erinnern — „da sie in collationibus saßen miteinander". Die Nächte. Nachbarn sehen die Lampe bis morgens 2 Uhr brennen. Ein Mann seiner Art, von u erschöpflicher Seele, hätte nicht aus der Fülle zu geben, wenn er nicht die Fülle an empfinge. Woher — das konnte nicht Geheimnis bleiben. Eine heute noch lebende Fra ziskanerin fragte ihn in ihren jungen Jahren, ob er im Gebete Zerstreuungen kenne. Ne erwiderte er, sobald ich zu beten beginne, bin ich in der Gegenwart Gottes und denke an nic anderes. Der stärkste, verlässigste Kraftquell des Menschen hat auch diesem großen Be die persönliche Macht und das physische Vermögen gesteigert. Ist heute Samstag gewes so hat er tagüber Beichten gehört bis in den Abend, danach kniend sein Brevier gebe nun sitzt er, um den Morgen nicht zu verschlafen, in Predigtgedanken auf seinem Stu aber der erschöpfte Geist erfindet nicht mehr, er hört mit Angst die Viertelstunden schlag rüstet sich morgens 5 Uhr für den Beichtstuhl, hört bis zur Predigt um 8 Uhr, wirft in Sakristei, ja erst auf der Treppe zur Kanzel einen Blick ins Tages-Evangelium und begin und er und seine Hörer sind ergriffen. Vor seinem starken Gedächtnis stehen große T der Bibel, des vielfach durchbetrachteten Thomas a Kempis und der Wortlaut dogmatis Entscheidungen wie aufgeschlagene Bücher.

Aber Wagner ist kein Gelehrter. Als er 1842 auf Königliches Reskript am Lyzeum i Professur für Dogmatik übernimmt — 21 Jahre versieht er dieses Amt — folgt auf starken Denker, der sein Vorgänger Maurus Hagel O. S. B. gewesen, ein aus dem Gen philosophierender Frommer. Der kleine Mann, der immer rasch und leichtgebückt se Wege geht, trägt in seinem Kopfe andere Sorgen als die Widerlegung der Hegel D. F. Strauß. Das große Ziel, auf das der starke Wille in diesem Gesicht, der str kluge Blick und die Güte des weicheren Mundes sich richten, ist ohne viel Theologi gewinnen. „Einen noch köstlicheren Weg will ich euch zeigen. Wenn ich mit Mensc und Engelzungen rede, und habe nicht Liebe, bin ich tönendes Erz und klingende Sche Die Glut des handelnden Glaubens erwärmt auch das Wort vom Katheder her, aber Wort allein kann ihr nicht genug sein.

Die Meisterin Mutter Theresia verlegte 1843 ihr Mädcheninstitut ins säkularis Dominikanerinnenkloster Maria-Mödingen, die alte blühende Stätte deutscher Fra mystik, die als stattliche Warte über der Donauniederung, zwei Stunden von Dilli entfernt, die freundliche Landschaft beherrscht. Der freigewordene Raum im Fra kloster bietet einem caritativen Plane Wagners Gelegenheit zur Erfüllung. Das Sch taubstummer Kinder mag ihn seit dem erzählten Jugenderlebnis bewegt haben, jetzt rief es ihn zur Tat, denn die kleine Taubstummenschule, die seit 1834 damals wie a wärts mit dem Schullehrerseminar verbunden war, ging ein, als diese Anstalt, mi

der Taubstummenunterricht, 1841 von Dillingen nach Lauingen verlegt wurde. Aber noch immer brachten die Leute taubstumme Kinder nach Dillingen und suchten Hilfe und Rat im Frauenkloster. Wer soll unterrichten? Und woher das Geld nehmen? Wagner sah die Schwierigkeit, aber auch die Not. Diese Kinder meist armer Familien hatte man, denn die Schule gab keine Verpflegung, wiederum nur in ärmeren Familien untergebracht, wo sie oft an Geist und Leib zu darben hatten. Dem Seelsorger stand vor allem das Los der Mädchen vor Augen, die mit halben Sinnen der doppelten Gefahr des sittlichen Verderbens preisgegeben waren. Einig mit der Meisterin, die schon so manches taubstumme Kostkind aufgenommen hatte, und dem rührigen Stadtpfarrer und Schulmann Remigius Vogel verhilft er dem Kloster zu Mittel und Weg, taubstummen Kindern Pflege, Erziehung und Unterricht zu gewähren. Der Gedanke dieser Fürsorge war nicht neu, aber er fand, zumal in Bayern, allzuwenig tatkräftige Männer und Frauen auf dem Plan, und daß Hilfe an den Hilflosen, an Taubstummen, Schwachsinnigen und Kretinösen vonnöten war, bewies im Ausland der wachsende Zustrom in die noch seltenen Asyle, in Bayern das Vorhaben des Königs Ludwigs I., der 1840 eine Erhebung über den Kretinismus im ganzen Lande angeordnet hatte, auf Staatskosten eine große Anstalt zu errichten. Der Plan blieb Plan und wäre es ohne Wagner wohl noch lange geblieben. Nun machte er, im Arbeitsbunde mit den Franziskanerinnen, den bescheidenen Anfang, aus dem ein großes, umspannendes Werk geworden ist.

Wie mühselig war dieser Anfang! Der Professor, der Anstaltgründer, hat als dritte Last — es war eine Zeit des Priestermangels — noch die Seelsorge in Mödingen auf sich genommen. Nachtwege im klirrkalten Winter, Beichthören in durchnäßten Kleidern, Tage mit einer einzigen dürftigen Mahlzeit! Aus einer Reihe von Abenteuern des apostolischen Professors sei nur, heiterer als andere, eines hier vermerkt. Von der Kgl. Regierung wollte die Erlaubnis zu einer Einkleidung nicht kommen. Man hat gewartet und wartet noch, und auf den andern Tag schon ist das Fest angesagt. Wagner holt sich entschlossen die Kutsche vom Kreuzwirt und fährt nach Augsburg. Manches liebe Mal hat er die Reise hin und her zu Fuß gemacht, reichlich 40 km, heute heiligt der Zweck das sonst verpönte Mittel. Er bekommt das fehlende Papier, er fährt am gleichen Tage zurück, weckt um Mitternacht die Portnerin des Frauenklosters und übergibt es ihr. Auch das Fuhrwerk bringt er an seinen Ort und geht heim. Die Tür des Kollegs, in dem er seine Wohnung hat, ist geschlossen, der Professor ohne Schlüssel. Wecken? Solche Untat bringt er nicht über sich. Aber der Wagen, sagt er sich, steht noch vor dem Wirtshaus. Er geht zurück, besteigt ihn und richtet sich zu einem Schläfchen. Es ist trübe Nacht und fängt zu regnen an. Der Hausknecht kommt noch einmal heraus. Er will den Wagen in den Schuppen bringen. Der Professor hört es, verhält sich still, in seinem Versteck, gewärtig des unbewohnten Quartiers. Der Hausknecht, nachtmonologisch den Wagen betrachtend, findet, es liege nichts dran, wenn es ihn verregne, und läßt ihn an seinem Platz. Wagner hat Ruhe, bis es Angelus läutet, alsdann steigt er aus und geht an seine Pflicht. Mittags beim Festmahl erzählt er von Reise und Rast.

Stadtpfarrer Vogel, der Praktiker, gab den Rat, die weibliche Taubstummenschule in die Privatlehrerinnenanstalt des Klosters anzugliedern, nach dem Beispiel der Übungsschule am Lauinger Seminar. So wäre am besten auch den Vorschriften der Behörden zu genügen. Eben diese wünschten, gemäß der leidigen Erfahrung an den Lehrerseminaren, wo der Unterricht der Gebrechlichen das Ganze hemmte, immer mehr die „provinzielle Entwicklung von Taubstummenanstalten" in Verbindung mit Pensionaten. Dazu aber gebrach es im Lauinger Seminar an Raum. So begrüßte man dort das Dillinger Vorhaben, das wenigstens eine Entlastung um den weiblichen Teil der Taubstummenschule bedeutete. Die Augsburger Regierung aber ließ sich Zeit bis 1845. Nun erst trat Vogel in direkte Verhandlungen ein und konnte in sein Geschäftsjournal über die neue Gründung das Motto schreiben: „Die Weisheit öffnete den Mund der Stummen und machte die Zungen der Kinder beredt.

Aber niemand verstand sich auf den methodischen Unterricht der Tauben und Stumme Wagner, inzwischen Beichtvater des Klosters geworden, richtet an die versammelten Ka didatinnen die Frage: Wer von Ihnen hat Lust und Liebe zu den Taubstummen? melden sich zwei talentierte Mädchen, Marianne Messerer und Afra Baustel. Regierun und Ministerium werden gebeten, die Ausbildung der beiden an der Münchener Zentra Taubstummenanstalt zu gestatten. Sie wird nicht gestattet, „weil vielmehr ein solch Institut zur Errichtung in der Kreishauptstadt sich eignen würde." Nun aber hat Aug burg, wie sich herausstellt, kein Haus zur Verfügung. Also die Gründung wird doch g stattet, auch die Entsendung der beiden Mädchen und ihre Ausbildung auf Kosten d Klosters. Nach einem Jahr kommen sie zurück mit dem löblichsten Zeugnis: „... welc Aufgabe sie mit solchem Erfolg lösten, daß das Taubstummen-Institut für Mädchen Dillingen eine der besten Zweiganstalten Bayerns genannt zu werden verdient." A 27. Dezember 1846 wird die Unterrichtserteilung genehmigt. Die Chronistin dieses He gangs atmet auf in dem Schlußwort: Der Herr hat alles wohl gemacht.

Am 3. Mai 1847, mit einem Zögling, wurde die Anstalt eröffnet. Bald folgten ande viele, zu viele, und der feurige Eifer der beiden Lehrerinnen, mit ihren geistliche Namen jetzt Frau Maximiliana und Udalrike geheißen, auch die kräftige Hand der Meiste und das Herz des Mannes, das für alle schlug wie alle für ihn, hatten ihr liebes, schwer Tagewerk. Denn — auch die Not war mit eingezogen. Halb willig, halb gezwung hatte man auf staatliche Hilfe verzichtet. Und die Jahre der Gründung waren Teuerung jahre: auch das geringe Kostgeld von monatlich 7 Gulden war den Eltern nicht erschwin lich. Zwar bewilligt der Landrat 1848, durch den Augenschein von der Trefflichkeit d Anstalt überzeugt, eine fortlaufende jährliche Unterstützung von 250 Gulden, die den fü Bedürftigsten zugute kommen, aber das Ganze könnte nicht bestehen ohne die offene Ha der Caritas. Wagners Verzeichnis der persönlichen Ausgaben schwindet immer mehr z sammen. Mancher Monat weiß nur von Kostgeld, Kerzen und Stiefelsohlen, der Mä 1848 — in seinen Predigten meldet sich das Thema der Revolution — hat nur die Ze Kostgeld ... 12 fl. Zwar hielt er viel auf Sauberkeit des Gewandes, aber die wenig Groschen, die unter „Schneider" verzeichnet sind, deuten ja wohl mehr auf neue Flick als auf neue Kleider. Und der reichere Verschleiß an Stiefeln findet einige Erklärun wenn man liest:

„Einmal stellte ihm ein Polizeimann einen Handwerksburschen, der neue Stiefel trug, mit d Worten vor: ‚Hochwürden, dieser Mensch will mir aufbinden, Sie hätten ihm die neuen Stie geschenkt. Die hat er doch wohl gestohlen?' ‚Lieber Bruder,' sagte Wagner, ‚der arme Tropf die Wahrheit gesagt, alte Stiefel hätten ihm nichts helfen können — die hatte er doch selber

Nicht alle seine Empfänger waren so ehrlich wie dieser Bruder Straubinger, und Caritas wird zuweilen auch mit böser Münze vergolten. Ein Frauenzimmer, das in sei Wohnung betteln kam, stahl ihm den Regenschirm. Sie ging hin und tat anderswo d gleichen. Ertappt und vor Gericht gestellt, stand sie auch dem Zeugen Wagner gegenüb Als der Richter angesichts des stattlichen Almosens, das sie empfangen hatte, die Niedr keit ihres Handelns an den Pranger stellte, erwiderte sie, der Herr habe ihr nicht umso soviel gegeben, und machte ihre ehrenrührige Anspielung deutlich genug. Wagner, faßt und ruhig, hatte nur ein Wort, aber Blick und Stimme trafen wie ein vernichten Schlag. „Aber Schwester!" Nicht nur die Verleumderin, der ganze Gerichtssaal erblaß Auch solche Erfahrungen konnten weder seine Hand noch sein Herz irre machen. Er bl zeitlebens, und mit den Jahren immer reichlicher, die Quelle die spendet, unaufhörl auch wenn man sie beschmutzt. Man rät nicht fehl, wenn man glaubt, daß schon der fang des Dillinger Werkes fast sein ganzes Gehalt verschlungen habe. Gewiß aber daß er seit 1854 seinen Unterhalt nur von den kärglichen Meßgeldern bestritt, alles übr Einkommen fortan auf das Gedeihen seiner Gründungen verwandte.

In reger Fühlung standen die Nachbarschulen Lauingen und Dillingen nebeneinander bis 1851. Jetzt beginnt eine rasche Wandlung der Dinge. Lauingen kann seine taubstummen Knaben bald an die neuerrichtete Kreisanstalt in Augsburg übergeben, Dillingen baut sich zur weiblichen Schwester-Anstalt aus. Hier drängte Raumnot, pädagogische und seelsorgliche Notwendigkeit zur Gründung einer Versorgungsanstalt für die schulentlassenen Mädchen, mit der sich nach Möglichkeit die Lehr- und Erziehungsanstalt verbinden sollte. Nun brauchte man ein Haus, und für einen Neubau fehlten die Gelder. Wagner wurde die vergantete Schwanenwirtschaft (vormals das alte Bartholomäer-Seminar, danach Schullehrerseminar) angeboten. Kurz entschlossen kauft er November 1854 das Anwesen mit zwei Gärten, Nebengebäuden, 24 Tagwerk Äckern und Wiesen für 13000 Gulden (etwa 22000 Mark). Vogel zahlte die Taxen, Wagner, der sogleich einen Aufruf an den Klerus der Diözese richtete, sammelt über 14000 Gulden. Nach den größten Schwierigkeiten — auch eine Masernepidemie hatte die Kinder befallen — bezogen Ende März 1855 drei Lehrerinnen und eine Pflegeschwester mit 25 Mädchen und einigen älteren Taubstummen das neue Haus. Im alten Tanzsaal feiert man den Gottesdienst und betet um Abwendung der Not, die noch in allen Winkeln kauert. Die Taubstummen selbst werden nach Kräften zu Arbeit und Erwerb herangezogen. Neben der Elementarschule, von M. Udalrika geleitet, gab es die Arbeitsschule der M. Maximiliana, der 1857 eine Kandidatin der Augsburger Englischen Fräulein, die Wagner selbst dort für sein Unternehmen gewonnen hatte, beigegeben wurde. Diese Frau, M. Alfonsa Stolz, die bis in unsere Gegenwart als Oberin der Tochteranstalt Michelfeld die Wagnersche Überlieferung lebendig verkörpert hat, übernahm auch die Leitung der Versorgungsanstalt. Aus ihren Berichten ist die ganze Mühsal der Anfänge zu ersehen. Aber der Fleiß vieler Hände, die Wäsche nähten, Teppiche steppten, allmählich auch Paramente und Fahnen liefern konnten, dazu die Spenden von Wohltätern, vor allem des von der Gräfin Fugger-Glött begründeten, heute noch rührigen Frauenvereins, erlaubten die Beschaffung von Arbeitsstoffen und Handwerkszeug, und der Verdienst an Groschen und Sechsern, von Frau Maximiliane in einer Schachtel verwahrt, mehrte sich zum Kaufpreis für die erste Kuh. Wagner selbst kam an freien Abenden, um mit den Kindern Dirlitzensteine für Rosenkränze zu bohren, vorzulesen oder Späße zu erzählen. Kam er zur Arbeit oder nachmittags zum Spiel im Garten, so suchten ihm die Kinder, nie vergeblich, die Taschen aus. An andern Tagen hing wohl auch, von der Anstalt aus zu sehen, ein weißes Tüchlein an seinem Fenster, zum Zeichen, daß ein Nachtisch, Früchte oder sonst Leckerbissen abzuholen seien. Eine Kandidatin, die seine Zimmer besorgte, hatte morgens sein Bett oft unberührt der trügerisch in künstlicher Unordnung gesehen, einmal aber war es ganz verschwunden, und das Mädchen erhielt die strenge Weisung, niemandem zu verraten, daß es verschenkt war. Am Monatsende pflegte Wagner mit einem umgehängten roten Ränzchen zu erscheinen, ihm entnahm er Geldrollen, sein ganzes Gehalt, und legte sie in die Hände der Frau Maximiliana. Einem Geber aber gibt man auch gern. Als die Kuh verendete, rückte ihm eine Base Geld in die Hand, fast genug zum Kauf einer andern. Seine Brüder legten ihm manches „Bildchen" ins Brevier, zwei Generalstöchter v. Raßler vermachten der Anstalt ein bedeutendes Legat, zwei Münchener Damen Schmid ein stattliches Geschenk. Als er schweren Herzens einmal nach Hause kam, ratlos, wie er andern Tags die Handwerker zahlen sollte, erschrak er an dem Manne, der an seiner Tür stand — er hielt ihn für den einkassierenden Maurermeister —, da war es ein Kapuziner mit einem Geschenk von 300 Gulden, dem verschwiegenen Geld eines reuigen Sünders, der in der Beicht sein Unrecht gut gemacht hatte. Endlich — 1858 — bewilligte auch der Landrat die erste Summe zur Errichtung von Freiplätzen.

In den persönlichen Akten Wagners findet sich heute die Abschrift einer Qualifikation der geistlichen Behörde an die Adresse der Regierung: „Hinsichtlich des Professors und geistl. Rates Wagner muß bemerkt werden, daß derselbe durch Nebengeschäfte, die

er fast zum Hauptgeschäfte macht, zu viel Zeit verliert und dafür seiner Professur die nöti Aufmerksamkeit und Zeit nicht mehr widmen kann." Wiederum (1857 und 1863): „D vielen Beschäftigungen und Verwendungen namentlich in der Seelsorge tun sein Fortschritten in den Berufswissenschaften einigen Eintrag." Das Urteil war gere wie das andere derselben Stelle von 1850: „Ein Verkündiger des Evangeliums dur Wort und Tat, mit voller Hingabe an den priesterlichen Beruf", gleicherweise das V von 1852: „Vorzügliche Lehrgabe, wahrhaft apostolischer Geist, hell leuchtendes Vorbi der werktätigen Nächstenliebe — Beruhigung, Stärkung, Trost und Hilfe nach all Seiten hin spendend — erfreut sich allgemeiner Verehrung." Allerdings, Wagners ei ziger literarischer Versuch über den Chiliasmus der ersten christlichen Jahrhunderte (Pr gramm 1848/49) muß verblassen neben dem Symbol, das er, ihm selbst vielleicht unbewuß sich geschaffen hat, als er bei Nacht auf seinen Schultern aus dem Kolleg ein großes Kruzi ins Refektorium seiner Taubstummen hinübertrug.

Im Sommer 1858 war das alte Brauhaus in eine Kapelle umgewandelt. Wo d Braupfanne gedampft hatte, erhob sich jetzt ein Altar. Am 31. Juli weihte Bischof Pa kratius von Augsburg das Heiligtum ein. Nonnen und Kinder hatten das Mysteriu in ihrer Mitte, das für den Kreislauf der Kräfte in dem neuen Hause der Karitas d lebendige Herz bedeutete. Spender sorgten für Türmchen und Glocke, für Monstra und Geräte, und das stille Walten des Gründers drang wie eine zweite, höhere Son durch das Asyl. Immer ein Freund gesunden Fortschritts, hat er auch ein Augenme auf die Verbesserung der Unterrichtsmethoden. Schon in den Jahren 1852 und 18 hatte er in Begleitung der beiden Lehrerinnen Studienreisen in die Taubstumme anstalten Würzburg und Zürich, später nach Augsburg und München unternomm und eine Fülle von Anregung und neuer Begeisterung gewonnen. Wie anderwä schreitet auch in Dillingen die Entwicklung von der konventionellen künstlichen Gebärde sprache, die sich in der Buchstabenfolge des Wortes ausdrückt, zur natürlichen fort, immer mehr die Lautsprache und das Absehen vom Munde des Sprechenden in Übu kommen. Als 1863 die 30 Zöglinge in 4 Abteilungen schon einem ansehnlichen Lehrpl zu genügen hatten, wurde auf Verlangen der Regierung auch das Zeichnen eingefü und als erste Lehrkraft die Franziskanerin Gräfin Hildegardis Fugger-Glött, die spät Oberin der zweiten Anstalt Wagners, mit diesem Fach betraut.

Der weithin schon bekannte und verehrte Mann wechselte 1863 sein Amt und übernah von seinem Bischof Pankratius v. Dinkel berufen, die Leitung des Dillinger Priest seminars. Schweren Herzens, aber zum „großen Trost" seines Oberhirten und zur Frei der ganzen Diözese ging er in seinen neuen Weinberg. Hier blieb er, lehrte und füh und leuchtete wie ein Heiliger bis zum Ende. Mit den Pflichten vermehrte sich seine Kra mit der Kraft vermehrte er sich seine Pflichten. Kann man den Stein nicht heben, das der Grundsatz des Unentwegten, so steigt man über ihn hinweg. Der große Beter vor d Herrn, der nimmermüde Arbeiter ist Maria und Martha in einer Person. Ein Ma von seiner Erfahrung und persönlichen inneren Macht, unter dessen Blick und Wort a verstockte Sünder tauen, dieser Täter des Wortes war der berufene Führer des jun Klerus. Was ihm an Wissenschaft fehlte, hat das Charisma der Liebe zehnfach auf wogen. Sein Beispiel der Entsagung — nie nahm er ein Frühstück, oft kein Mittagsm schlief in seiner bettlosen Zeit nur im geschenkten Kapuzinerhabit auf dem Boden und k an kalten Wintermorgen ohne Mantel in die Hauskapelle —, sein Beispiel des Verschenk — auch die Kleidung, die das Frauenkloster ihm stellte, ging den Weg der Wohltat bis ihm die Nonnen jenen berühmten „blauen Mantel", der ihm treu geblieben ist, noch leihweise überließen —, dieses Beispiel des selbstvergessenen Apostels konnte vi Gelehrsamkeit entraten. Sie hätte seinem Unterricht, seinem Exerzitienvortrag nicht Kraft gegeben, die er aus Opfern und Nachtwachen schöpfte, um seine Schar für ih schweren Weg zu rüsten. Einige leben heute noch, Zeugen seines Ernstes und auch sei

Humors. „Rexle", wie den Alumnen ihr Regens hieß, konnte auch schallende Heiterkeit entfesseln, wenn er die Gesten eines befangenen und wieder eines exaltierten Predigers nachahmte oder in der Anleitung zur Praxis des Beichtstuhls die Rolle einer in der Demut noch nicht vollendeten Nonne spielte.

An der Pforte der Taubstummen klopfte das Elend fort und fort um Einlaß. Es kamen auch solche, denen mehr als die Sprache fehlte, Schwachsinnige, Geistesschwache und Kretinen. Manche nahm man auf, viele mußte man abweisen — zum Schmerze Wagners. Auch zeigte sich bald die Notwendigkeit, die Kretinösen von den Taubstummen abzusondern, das hieß: eine neue Anstalt gründen. Wagner unternahm es. Er kaufte Schloß Glött bei Dillingen von der Familie Fugger-Glött für 25000 Gulden (etwa 43000 Mark). Wieder fanden sich Wohltäter, wieder erging 1869 ein Aufruf an den Klerus mit dem Schlusse: Jetzt, Brüder, wo wir geschmäht und verleumdet werden wie nie mehr seit den blühendsten Tagen der Reformation und in Frankreich vor dem Ausbruche der Revolution — jetzt gilt das Wort des hl. Petrus: So ist es der Wille Gottes, daß ihr durch Gutestun die Unwissenheit törichter Menschen zum Schweigen bringt. Fatte ben, fratelli! — Auch der Einwand, der Staat solle sorgen, war erledigt durch den Hinweis auf die Überlastung der öffentlichen Kassen, auf die Billigkeit geistlicher, um Gotteslohn arbeitender Kräfte und die unabweisliche Pflicht der christlichen Karitas, in gewissen Dingen als erste mit ihrer Hilfe an der Stelle zu sein. — Aber wer übernahm die Pflege? Wagner hatte kaum noch den Mut, die Franziskanerinnen anzugehen, und mehr als zuvor lag die Last der Sorge auf ihm allein, denn im nämlichen Jahre 1867 hatte er Frau Maximiliana und einen getreuen Dekan Vogel unter Tränen begraben. Er wollte sich an die Münchener Barmherzigen Schwestern wenden. Aber im Frauenkloster hieß es: Wenn die es können, warum nicht wir? Am 13. September 1869 bewegte sich von der Glötter Pfarrkirche der kleine traurige Festzug der Pfleglinge ins neue Asyl, den in mächtigem offenem Viereck gebauten, von runden Türmen flankierten Fuggersitz, wo Frau Hildegardis v. Fugger-Glött das Amt der Oberin versah. Auch der König, Ludwig II., hatte 800 Gulden beigesteuert, und weithin im Lande warb das witzige Gemüt des schwäbischen Dialektdichters Pfarrer Franz Keller um milde Gaben für Glött.

Nach zwanzig Jahren, in denen 420 Mädchen, auch Protestanten und Juden, Aufnahme gefunden hatten, wurde die Anstalt mit fast 100 Pfleglingen und 15 Klosterfrauen in das aufgelassene Knabeninstitut des Prälaten Deybach im reizvollen Lautrach bei Memmingen verlegt, wo sie heute noch blüht. Das Glötter Haus wurde Heimstätte für die alternden Taubstummen der Dillinger Anstalt.

In raschem Zuge sei der weiteren Gründungen Wagners gedacht. Was kurze Namen und Jahrzahlen hier bedeuten, das ist, hoffe ich, aus der Geschichte der Anfänge klar geworden. Vom ersten Baume fielen die Früchte, aber eine jede Frucht hatte ihr schweres, geduldiges Wachstum aus dürftigem Beginn, nie vom Himmel verlassen, aber von Wettern bedrängt, von Stürmen geprüft und dem Gesetz der Gezeiten von Heil und Unheil unterworfen.

1872 dehnte Wagner sein Werk nach dem bayerischen Norden aus. Er liebte es nicht, das Elend an einem einzigen Ort zu häufen, er wollte die Kranken womöglich in Heimatnähe belassen, den Ihrigen erreichbar, und diese kleineren, der Landschaft verbundenen Asyle erlaubten auch die Anpassung an Besonderheiten des Volksschlags, des Unterrichts und der Pflege je nach der Art des Gebrechens. In Zell am Sand, in ärmlicher Gegend, rief er für die Oberpfalz und Mittelfranken eine Anstalt nach dem Dillinger Vorbild. Auf der Heimreise nach der ersten Besichtigung der Gebäude, großenteils zu Fuß zurückgelegt, kam er vor Erschöpfung in finsterer Frostnacht beinahe ums Leben; nur die höchste Willenskraft bewahrte ihn vor der tödlichen Rast an der Straße, er ging mit zerschundenen Füßen die jämmerlichen Wege zuweilen rückwärts, um den Wechsel der Bewegung zu haben, und behielt nach der Heimkehr die blutig verklebten Stiefel, die sich nicht mehr vom Fuße lösten, gut zwei Wochen am Leibe. Ein Unstern stand auch über seiner zweiten

Zeller Reise: die Ohnmacht, die den mit Lasten Beladenen nach der Ankunft befiel – zu sich kommend stammelte er das De profundis — war das Warnzeichen einer von Müh und Entsagung erschütterten Gesundheit.

Aber Kraft und Mut reichten noch lange. Was dem Herzen wohl tut, sagte er, tut de Körper nicht weh. Auf dem sonnigen Hügel an der Paar, nahe bei Schrobenhause verwandelte sich das uralte Kloster der Benediktinerinnen, Hohenwart, seit dem Schicksal jahr 1803 verwahrlost und fast zur Ruine geworden, in eine Wagnersche Anstalt. M 32 Zöglingen und einigen Dillinger Schwestern wurde sie 1878 eröffnet. Auf den Gründe die anima candida, toastierte der Eichstätter Domdechant Valentin Thalhofer, seit sein Dillinger Wirksamkeit als Professor (1850/63) der nächste Freund des Gefeierten. Ehr erwarteten den Gegner alles Glanzes auch in München, als er, zur Konsekration sein erzbischöflichen Freundes Antonius Steichele, des berühmten Historikers, dort weilen dem oberbayerischen Landrat sein Hohenwart empfahl, so erfolgreich, daß er sagen konnt Am freigebigsten ist Oberbayern, am knauserigsten ist Schwaben. Minister Lutz, der lib rale Widersacher des Klerus und der Orden, der Wagner schon einmal unsanft die Ve wendung weltlicher Kräfte in seinen Anstalten vorgeschlagen hatte, war diesmal die Hu in Person, ja eine Ernennung zum Bischof, heißt es, hätte er erwogen, wäre nicht d hohe Alter ein Hindernis gewesen. Die Schätzung des Ministers erfuhr Wagner mit Na druck, als er am Silvesterabend dieses Jahres im Begriffe war, die Kanzel der Stadtpfa kirche zu besteigen. Man reichte ihm ein Telegramm — Wagner befürchtete den Tod ein in der Heimat erkrankten Alumnus. Aber der Inhalt lautete: Gratuliere bestens zu Ritterkreuz des hl. Michael I. Klasse. Dr. v. Lutz. Man feierte das Ereignis am 3. Janu unter Lorbeeren und Lichtern. Der dankende Greis begann und schloß seine Rede m dem ehrlichsten Soli Deo honor et gloria. Den Orden hat er nur einmal angeheftet, u ihn seinen Kindern zu zeigen.

Innerhalb zweier Monate des Frühjahrs 1881 öffneten sich in der armen Oberpf zwei neue Asyle. Das alte idyllische Schlößchen Holnstein unweit Beilngries wur Fürsorgestätte für Schwachsinnige, nachdem Schloß Lauterhofen, aus langem Verf erneuert und erweitert, weibliche Kretinen und Epileptische aufgenommen hatte. E Schreiben Wagners an die Regierung von Unterfranken in Sachen dieser Gründu (vom 28. Aug. 1880) enthält bemerkenswerte Einzelheiten: Kostgeld der Pfleglin monatlich 20 M. Lehr- und Wartpersonal ohne Gehalt noch Pension. Ihr Unterh erfließt aus mäßiger Ökonomie und Hausgarten, beide auch pädagogisch für die mitarb tenden Pfleglinge von Bedeutung. Zu den Betriebsmitteln zählen auch Spielze Bilder, Bau- und Farbenkasten usw. Das Personal stellt seine Zimmereinrichtung sel Als solches empfiehlt sich ein weiblicher Orden,

„da weltliche Lehrerinnen und Wärterinnen zu einem der Natur widerstrebenden Dienste se um sehr hohen Lohn nur selten zu finden sind und meistens nicht lange ausharren, und weil Ordensleute, welche in der Pflege der Ärmsten ihren Lebensberuf erkennen, die nötige Opferli mitbringen. Man sehe und urteile!"

Sechsundsiebzig zählte Wagner, als er im Sommer 1883, umgeben von Hunder von Priestern und Tausenden von Gläubigen sein goldenes Priesterjubiläum begi Der Prediger, Pater Koneberg aus dem Ottobeurer Kloster, der Kinderfreund und Juge schriftsteller, dankte ihm im Namen der Belehrten, der Bekehrten, der Genährten. weltliche Feier nach seinem Hochamt schien den Jubilar nichts anzugehen. Als die Lobsprü begannen, zog er seinen Rosenkranz hervor. Den zwischen kirchlichen und staatlichen hörden Eingezwängten fragte sein Subregens Ahle nach dem Befinden. Gut, sa Wagner, aber es ist so eng um mich herum. Freund Thalhofer erhob sich jetzt zu ein Trinkspruch. Wagner flüstert ihm zu: Valentin, lieber Valentin, halt doch dei Ma — Höre mueseht's, sagte der Redner, und tat das Seine. — Viel lieber sah der Jubi die Schatulle mit blankem Golde sich öffnen, die der Klerus für seine Häuser ihm überreic

Mit echter Freude fühlte er sich geehrt durch die Anwesenheit seines Bischofs Pankratius, er ihm wenige Monate zuvor (der Brief ist noch erhalten) mit Humor zugleich und ober-irtlichem Nachdruck allerlei Zügellosigkeit wie nächtliche Fußreisen — eben wieder erzählte ian von einem „Jugendstreich" —, wie Beichthören bis tief in die Nächte — er solle auch wie andere Christenmenschen fein ordentlich zu Bette gehen" —, und die Nach-issigkeit in der Ernährung verwiesen hatte. Wir hören nichts davon, daß die Mahnung efruchtet hätte. Jedenfalls, trotz aller Freude, sagt er am Abend: Froh war ich doch, ls die Deichsel des bischöflichen Wagens wieder zum Tore hinausschaute. — Beim Feuer-erk im Seminarhof war seine erste Frage: Sind die Kinder da? — Ja, sie sind da. — Lun war er zufrieden.

Aus dem Sommer dieses Jahres, weiterhin aus dem Jahr 1885 stammen (noch erhaltene) Briefe an Wagner mit der gewichtigen Unterschrift: Dominikus Ringeisen. Die zügige, ast heftige Handschrift, auch Stil und Ton spiegeln den Gründer der Ursberger Anstalten etreu in seinem paulinisch eifernden, beinahe bedrängerisch auf sein Ziel mitreißenden Vesen. Wagner neben Ringeisen—die stille Flamme neben dem wehenden Brand in der Feuer-fanne. Der Inhalt beweist (was hier genügen möge!), daß Ringeisen sich als geistlicher Sohn und Schüler Wagners weiß. In der Anrede wechselnd zwischen Sie und Du bittet r seinen „väterlichen Freund", sein „Väterchen" um Aufnahme eines taubstummen Kindes: es ist ja doch Dein Enkelein!

„Wenn ich etwas gemacht habe," sagt er selbst, „handelte ich nur, wie mein Meister Wagner s mir vorgemacht und wie er mich belehrt hat. Und alles muß ich mit Regens Wagner als Werk Gottes bezeichnen."

Die vergleichende Nachwelt hat sich beider zu freuen, des Meisters nicht weniger, auch penn er im Schatten des Jüngers steht.

Als Ringeisen das frühere Prämonstratenserkloster Ursberg erwarb, ein Städtegründer ür ein ganzes Volk des Jammers, im nämlichen Jahr 1884 war die siebente und letzte Gründung Wagners so weit vollendet, daß die Karitas ihr Werk beginnen konnte. Es war ie alte Abtei Michelfeld aus den Tagen Ottos von Bamberg. Zwischen den Sorgen nd Mühen um diese Anstalt war ihm Frau Udalrika, die tapfere kluge Helferin, die Bild-erin seiner Entwürfe durch 30 Jahre, weggestorben. Nun sei ihm, sagte er, sein rechter Arm abgenommen. Wenige Wochen nach diesem Verlust befiel ihn die Grippe. Das Krankenlager in der strammen Zucht seines Freundes, Medizinalrats Fleischmann, den er mit ungebrochenem Humor „aus der Tiefe seines Bettes" als Tyrannen insultierte, erlief noch einmal glücklich. Bald darauf bot ihm Minister Lutz die Würde eines Augs-burger Domherrn an. Nicht die Ehre lockte ihn, aber das höhere Gehalt für seine Zwecke nd auch ein wenig die Abendruhe des Greises. Er ging mit dem Briefe zu Ahle, seinem Zubregens: Nepomuk, da lies! Was soll ich tun? Ahle riet ohne Besinnen zum Bleiben. Wag-er atmete erleichtert auf: Ja, Nepomuk, wir bleiben beisammen, solang es Gott gefällt.

Am 15. August 1885 rührte ihn der Schlag. Die rechte Seite war gelähmt, auch die Zunge versagte. Acht Tage schwebte er in Todesgefahr. Hundertfältig kamen die Zeichen der Teilnahme von nah und fern, und trotz aller Abwehr drangen viele Besucher is ins Krankenzimmer vor. Das wenige, was er sprechen konnte, verriet die Todesbereit-haft eines am biblischen Wort gereiften und genährten Geistes. Der neunte Tag brachte ine Wendung. Der Kranke erzählte den Traum der verwichenen Nacht: Auf schwarzem Wagen, mit Rappen bespannt, war er einem dunklen Tore zugefahren; auf dem Bock er freundliche Kutscher hat ihm Mut zugewinkt; als die Pferde schon ins Dunkel des Tores ingetreten waren, erhielt der Kutscher Gegenordre und wandte sein Gespann noch ein-mal um. Der Traum erfüllte sich. Nach leichter Besserung hielt der Leidenszustand noch 4 Monate an. Er saß viel im Lehnstuhl, oft heiter im Gespräch, aber auch bedrückt von er Fülle noch ungetaner Arbeit. Seine Liebe suchte nach Nahrung wie die Flamme.

Und lief nur eine Maus durch sein Zimmer, so kam der Liebhaber alles Lebenden in t freudigste Erregung und gedachte der Zeit, da er seinen Mäusen noch Fleisch und Br nach Hause brachte. Nun vermißte er auch den Besuch der Tauben, denn das Fenster, dem er sie zu füttern pflegte, mußte geschlossen bleiben. Ein Barmherziger Brud ein herkulischer Mann, von ihm sein Leibhusar genannt, pflegte ihn, fuhr ihn an leichter Tagen in den Garten des Seminars, einmal auch hinüber zu den Taubstummen — da freilich ließ er den Tränen ihren Lauf. Seine innerste Sorge galt der Dauer seines Werk in seinem Geiste: diesen verlorenen Drachmen das Gepräge des göttlichen Ebenbild zu reinigen und wieder herzustellen. Um die Seelen ging es ihm und um die Leiber die am ewigen Schicksal des Menschen beteiligten, darum aller Pflege bedürftigen Hütt der Seele. Seine innere Größe zeigt sich auch in der Praxis des Organisators. Die fr rechtliche Stellung seiner Anstalten hat Wagner in einer Weise gesichert, daß sie wed einem Orden zugehörig sind, noch sonstwie geistlicher Besitz werden können. Trotz zentra Verwaltung verkörpern sie das Prinzip der Dezentralisation, vergleichbar dem politisch Prinzip des Föderalismus. Sollte sein Werk einmal der geistlichen Hut entrissen werd so möge es, das war immer sein Wille, unter der weltlichen fortbestehen, um der Arm willen. Die Anpassung an den gesunden Fortschritt ist auch in den Statuten seiner Hä ser gefordert.

Ein zweiter Schlaganfall brach ihm den Rest seiner Kraft. Anfang Oktober verlan er selbst nach dem letzten Trost seiner Religion. Er sprach viel vom Ewigen, von den letz Dingen und der Unsterblichkeit.

Am 10. Oktober, einem Sonntag, hauchte er aus.

In seinem ärmlichen Zimmer lag er zwischen bescheidenem Blumenschmuck aufgebah Unablässig kam das Volk, und einer sagte es dem andern (so erzählt mir ein Augenzeug Das war ein Heiliger.

Mit großen Ehren begrub man ihn am 12. auf dem alten Friedhof. Freund Thalho sprach die Leichenrede. 1904 überführte man die Reste in die Kirchengruft der neuerbau Anstalt. Dort ehrt ihn heute ein schlichtes Epitaph des Münchener Bildhauers Hof Der Kniende läßt die erhobenen Hände über den Scheiteln zweier Kinder schweb Eine Straße der Stadt Dillingen heißt seit Ende 1926 Regens Wagnerstraße.

Wagners Biographie — sie bleibt noch zu schreiben! — ist mit seinem Tode nicht Ende. Der Baum überlebt den Gärtner, fruchtet, bringt Samen und stiftet and Bäume. Aus den sieben Asylen Wagners sind heute zwölf geworden. Hier nur die Nam der fünf seither von den Nachfolgern Dompropst Magnus Niedermair (4) und dem heuti Direktor Dr. Anton Luible (1) gegründeten: Schutzengelheim Deybach in Lautr (Schwaben), St. Josef in Burgkundstadt (Oberfranken), Magnusheim in Holzhau (Oberbayern), Ottilienheim in Absberg (Mittelfranken), Johanneshaus in Unterhach (Oberbayern).

Rund 7600 Pfleglinge hatten bis 1926 in den Anstalten Aufnahme gefunden, he sind sie, Kranke und Personal zusammengerechnet, von rund 2900 Personen bevölk Der Zudrang ist im Steigen. Unsere Zeit samt Fortschritt, Aufklärung und Freil glaubt Dämonen auszutreiben, aber die vertriebenen kehren mit sieben anderen zu — „so wird es schließlich mit jenen Menschen schlimmer als am Anfang." Wenn a abseits vom Geist der Zeit, an einem Feuer, das dieser Geist belächelt, eine kleine Sc Herz und Hand sich wärmt, um den Mißwuchs der Gesellschaft zu betreuen, so erinn sich die Gesellschaft, daß es eine Größe gibt, die sich von ihr keine Kränze gewinnen, a ihr Kreuz, auch ihr verschuldetes, übernehmen kann.

Dominikus Ringeisen

Von Schwester M. Desideria Braun C.S.J. in Ursberg

„Helfen Sie mir um Gotteswillen, Hochwürden, ich bringe meinen Ignaz nirgends unter und daheim kann ich ihn unmöglich länger haben, mein Weib kann das Hauswesen nicht mehr versorgen; ich hab überall geschaut und gefragt, aber keine Kretinenanstalt nimmt den Buben, wir sind so arm und können nichts zahlen." So klagte ein Allgäuer Söldner dem Benefiziaten Dominikus Ringeisen in Kaufbeuren.

19 Jahre später, an einem herrlichen Sommertag des Jahres 1903, dem Feste des hl. Dominikus, sehen wir den also Angesprochenen umringt und erdrückt von einer viel hundertköpfigen Menge, die beim Erscheinen „des Vaters" jubelt, lallt und mit froher Geste dem Ausdruck verleihen will, was der schweren Zunge und dem schwachen Geiste auszusprechen verwehrt ist. Es war ein glücklicher Einfall, dem Gründer der Anstalt und des Klosters Ursberg an den Terrassen des Michaelsberges seine 2000köpfige Familie vorzuführen, und das vergilbte Lichtbild zeigt uns, wie der Vater der Armen überglücklich lächelt, ja berauscht zu sein scheint von der Freude, alle seine Kinder um sich zu haben: 1406 Pflegebefohlene — Idioten, Geistesschwache, Epileptische, Krüppelhafte, Blinde, Taubstumme — und zwischendrin die Schar der Helfenden: Kandidatinnen und Postulantinnen, Novizinnen und Schwestern und Priester, 605 an der Zahl, zusammen ein Völklein von 2011.

Wer war Dominikus Ringeisen, der das Heilandswort: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan", so tief erfaßte und „wie ein Riese den Weg gelaufen ist?" Er war geboren am 6. Dezember 1835 in Unterfinningen (Bayr.-Schwaben) als Kind einfacher Landwirtsleute und ist gestorben am 4. Mai 1904 als Gründer der Ursberger Wohltätigkeitsanstalten und Stifter der staatlich und kirchlich anerkannten St. Josefskongregation.

Der schweigsame Mann hat von sich selbst ganz wenig erzählt; so wissen wir von seiner Jugend nur, daß er seine Studienlaufbahn wiederholt wegen Krankheit unterbrechen mußte. Auch scheint ihm der entscheidende Kampf um die Berufswahl nicht erspart geblieben zu sein, denn er besann sich einige Zeit, ob er nicht Arzt werden solle. Sein Meister Regens Wagner entschied: Werde Seelenarzt. Er wurde Priester und feierte am 4. August 1864 seine erste hl. Messe fernab von allem Getriebe in der Gnadenkapelle zu Altötting. Dann arbeitete er rastlos an verschiedenen Seelsorgsposten in Frankenried, Obergünzburg und zuletzt als Klosterfrauenbeichtvater in Kaufbeuren. 1884 wurde er Anstaltsgründer, denn der blöde Ignaz stand vor ihm und heischte Heimat und Pflege.

In den Tageszeitungen bot der bayerische Staat das säkularisierte ehem. Prämonstratenserkloster in Ursberg zum Verkaufe aus. Ringeisen dachte sich: wenn es der liebe Gott so richtet, daß ich persönlich zur Versteigerung gehen kann, will ich darin seinen Willen erkennen; er fuhr nach Ursberg, — kam, sah und kaufte. Eine einfache Jungfrau gab ihm den Kaufschilling von 20000 M. mit der Auflage, daß sie mit ihrem betagten Vater ein Plätzchen in seinem Hause erhalte.

So besaß er ein altes Gebäude voller Bauschäden, das er von Grund aus umgestalten und wohnlich machen mußte. Wo aber waren die Helferhände? Demütig bittend klopfte er an den Pforten der Schwestern-Mutterhäuser, nirgends fand er Gewährung. Niemand hatte den Mut, zur Pflege männlicher Blöder usw. Schwestern herzugeben. Sorge und Mühsal begannen. Aber wer je im Leben in des Anstaltsgründers ausdrucksames Gesicht schaute und den Blick voll tiefen Erbarmens und Mitleidens sah, wußte, daß ihm für seine Armen kein Weg zu weit und zu dornenvoll war. Und so suchte er sich aus seinen Seelsorgskindern opferfreudige Seelen, die sich dem Dienst an seinen Kindern widmen sollten.

Die Oberin Joachima Büchele in Kaufbeuren brachte es nicht übers Herz, ihn ganz i Stiche zu lassen. Sie bewog den Bischof in inständigem Bitten, daß sie ihm zur vorläufig Leitung und zur Ausbildung der also gewonnenen Kandidatinnen 3 Klosterfrauen stets widerruflicher Weise zur Verfügung stellen durfte.

Ringeisen eröffnete am 4. Dezember 1884 seine Anstalt in Ursberg. Er selbst wur noch bis zum Jahre 1888 in Kaufbeuren zurückgehalten, leitete von dort aus das Gan und bemühte sich unablässig um die staatliche Anerkennung seiner Anstalt. Nach dies kleinen Anfängen erstand in Ringeisens Seele die Heimstätte für die Ärmsten, Verlassene Enterbten und von der Natur Verkürzten in einem Ausmaß und mit einer Wucht u Gewalt, daß er kaum mehr etwas anderes in seiner Umwelt sah als die Kinder seines He zens: die Blöden und Geistesschwachen, Krüppel und Lahmen, Blinden und Taubstumme denen er alles: Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Auge und Ohr, Fuß und Ha sein wollte, und für die er alles wagen zu müssen glaubte.

Daß er für sie etwas tun durfte, kämpfte er bei den Behörden.

Hören wir den Mann Gottes selbst. Nichts anderes kann uns seine Persönlichkeit u sein ganzes Wesen so nahe bringen, als was wir aus seinem Munde und aus seiner Fed wissen. Mit unnachahmlicher Kindlichkeit, Schlichtheit und Demut hielt er bereits i Jahre 1885 um die Verleihung der Korporationsrechte für seine Anstalt an. Rechtswisse schaft war nicht seine starke Seite. Der gute Mann hatte keine Ahnung, welche Vorau setzungen Staat und Kirche fordern würden. Die Regierung klärte ihn in erschöpfend Auseinandersetzungen auf. Ringeisen war ganz bestürzt, solchem war er nicht gewachse es reute ihn, dieses Ansinnen gestellt zu haben.

Da entwarf er am 23. Januar 1886 folgende Antwort an die Regierung:

„Ich habe das hohe königliche Regierungsschreiben vom 13. Dez. 1885 erhalten und daraus sehen, was von der Anstalt Ursberg alles verlangt wird, wenn sie die korporativen Rechte erhalt soll. Hiebei erging es mir wie dem David bei Gelegenheit des Kampfes mit Goliath; er kon die schwere Rüstung Sauls nicht tragen, er vermochte sie nicht zu gebrauchen und sicherlich wäre im Kampfe mit Goliath unterlegen, wenn er sich derselben bedient hätte.

Seine leichte Hirtentasche mit den spitzen, auserlesenen Steinen drin und seine bekannte, bewährte, wohnte Schleuder waren recht für ihn und damit und auf diese Weise siegte er im Kampfe mit Goliath.

Später lernte er in echt kriegerischer Weise kämpfen und mit Schwert und Harnisch und Sp und Speer umgehen und Armeen befehligen und Land und Leute erobern.

Ich kehre auch wieder zu Hirtentasche und Stein und Schleuder zurück, bis Goliath besiegt, volle Lebensexistenz der Anstalt erworben ist; dann werde ich wieder kommen und um Schw und Speer und Roß und Harnisch bitten im strenggeformten und strammbezügelten, staatsbehö lichen Controll-Leben und da den regelrechten Kampf führen für die Ärmsten der Armen und il Schlachten schlagen in regelrechter staatlicher Begleitung und unter speziellem landesherrlich Schutz und Schirm. Ich hoffe freudig, daß mich dann wieder ein ebenso freundliches Entgeg kommen und gnädigstes Wohlwollen erfreuen wird wie diesmal."

Im Jahre 1888 wollte ihm die Regierung die bildungsfähigen Pfleglinge nehm weil er noch keine Schulen eingerichtet hatte; das schnitt ihm ins Herz. Am 18. Oktol antwortete er mit einer erschöpfenden Darlegung und schloß mit diesen Worten:

„Ich kann nicht schließen, ohne das oft Wiederholte nochmals zu sagen und ohne meine einz Bitte, die mein ganzes Herz bewegt, nochmals demütigst vorzubringen:

Mir doch keines meiner Kindlein zu nehmen! Jedes müßte mir vom Herzen gerissen wert und jeder Verlust wäre eine schwere Herzenswunde. O, ich bitte für alle, alle!"

Ein andermal entwickelte er in einer langen Bittschrift an den Landesregenten all sei Pläne und am Schlusse faßt er die Bitte zusammen:

„Dieser Tage starb ein Priester in Turin, dessen Name bekannt geworden ist durch seine vie Stiftungen: Don Bosco errichtete nur durch Almosen etwa 120 Anstalten mit mehr als 100 000 Z lingen und Pfleglingen. Ungefähr 6000 Priester, Missionäre und Gehilfen zur Besorgung der stalten gingen aus diesem Werke hervor, das weibliche Personal nicht mitgerechnet; und es erw diese Riesenschöpfung nach und nach allgemeines Vertrauen, großen Fortgang und sicheren Besta

Ein Priester bin ich auch, aber sonst freilich nur ein Stäublein gegen diesen Himalaja, aber n kräftiges Stäublein möcht ich sein und ich bitte demütigst, es mich sein zu lassen, dann darf ich ch manches zu dem Gewagten hinzuwagen nur als Don Bosco-Stäublein."

Die Leser lächeln über diesen Schriftwechsel mit den höchsten Stellen, wir selbst staunen rüber nach 40 Jahren. Die Liebe zu den Enterbten der Menschheit führte seine Hand.

Wenn er für die Seinen etwas tun sollte, dann brauchte er Mittel. Aber woher sie nehmen? Er mußte bitten gehen. Seine Armen konnten ja in vielen Fällen nichts, vielen Fällen nur ein klein wenig zum Unterhalt beisteuern. Mit 27 Pfennigen im ag war er wohl zufrieden (100 M. jährlich). Da wuchs begreiflicherweise die Schar der ilfsbedürftigen von Tag zu Tag. Von Anfang an war er auf die milden Gaben des Volkes igewiesen. Wer ihm in den Weg kam, den bettelte er an. Seine Mitbrüder bekannten: Er war ein Schrecken für alle, die Geld hatten." Der „Generalbettler", wie er sich selbst annte, überlegte nicht lange, ob er gelegen oder ungelegen käme, ob er sich lächerlich achen würde oder nicht. Er verkörperte den „fröhlichen Geber und fröhlichen Nehmer" einer Person; ja, im Grunde seines unvoreingenommenen, gütigen und neidlosen erzens glaubte er noch ein Verdienst darin zu sehen, „den Reichen dieser Welt Gelegenheit zu geben, von seinen Armen das Himmelreich zu kaufen." Freilich nahm er auch von en weniger Bemittelten gern den Pfennig und den Groschen, und man kann wohl behaupten, je ärmer der Spender war, um so inniger und tiefer war die Dankbarkeitserzeugung Ringeisens. Wenn er für seine Kinder etwas unbedingt haben wollte und mußte, nd das war nicht selten der Fall, dann scheute er sich nicht, sich als selbstsüchtig hinzustellen: „Es sei mir erlaubt, nochmals und dringend aus eigennützigem Herzensgrund zu reden, der aber leichwohl ein Liebesgrund ist und unser Werk im Auge hat."

Die eigenen großen Bedürfnisse und Nöte hinderten ihn keineswegs, von seinem „Erettelten" anderen mitzuteilen. Er war von unvergleichlicher Hochherzigkeit der Gesinnung. Am 2. Juni 1883 schrieb er seinem väterlichen Freund und Meister Regens Wagner: „Herr Pfarrer H., der heute starb, schickt Ihnen noch 100 Mk. für Ihre Anstalten. Ich lege auch 0 Mk. bei als Zeichen meiner großen Dankbarkeit für alles, was Sie an mir getan. Ich brauche egenwärtig Zehntausende, sonst gewiß mehr! Ich umhülle sie (die Gabe) mit meinem herzlichen Gebet, sie möge Ihnen allen Bedarf bringen für Ihre unsterblichen Werke."

Noch hervorragender betätigt der „Bettler von Ursberg" seine Großherzigkeit am 16. März 888, da er an die Wagnerschen Anstalten in Dillingen schreibt:

„Zu Ehren unseres gemeinsamen und lieben Vaters (des inzwischen verstorbenen Regens Wagner), er uns mit seinem Geiste nahe ist von oben her, aus Liebe und Dankbarkeit gegen das ehrwürdige Mutterkloster in Dillingen und ganz besonders gegen die Taubstummenanstalt und Kretinenfilialen nseres sel. Freundes, aus Verehrung gegen den gegenwärtigen Leiter des großen Wagnerschen Werkes, ein Scherflein vom Segen unseres lieben Gottes und Herrn: 4000 Mk., für jede der 7 Anstalten 500 Mk. und für die bedürftigste 1000 Mk., ohne einer speziellen Verwendung Schranken tzen zu wollen, wie es vor Gott der Leitung der Anstalt gut erscheinen sollte. Ich bitte nur, für rsberg und sein Gedeihen beten zu wollen und uns freundlich und lieb und väterlich und schwesterch und mütterlich gesinnt zu sein. Wo ich sollte einmal etwas tun und helfen können, bin ich gerne bereit."

Freilich, wenn er nur gebettelt hätte, würden ihm Bischof und Regierung das nachgesehen haben, aber weil unsägliches Elend an der Anstaltspforte stand und stürmisch inlaß verlangte, kaufte und baute und erweiterte der Anstaltsgründer, ohne zu rechnen, nd verlegte sich aufs Schuldenmachen. Er erwarb das Kurbad in Krumbad, die Blindenstalt in Pfaffenhausen, ein Erholungsheim in Percha, das Ökonomiegut in Fendsbach. n Ursberg selbst war kein Jahr Ruhe, er erweiterte das Pflegehaus St. Josef, baute in Pflegehaus für männliche Taubstumme: St. Florian, für die weiblichen Schwachinnigen: St. Martha, für die weiblichen Taubstummen: St. Clemens, ferner kaufte er ie Brauerei, Mühle, Säge, Ziegelei, vergrößerte die Landwirtschaft, errichtete Eigenhulen, gliederte eine Lehrerinnenbildungsanstalt zur Heranbildung der klösterlichen Lehrkräfte dem Unternehmen an und noch vieles andere.

Das alles steigerte die Schuldenlast ins Ungemessene. Die große Welt wurde m
trauisch und zog sich zurück, auch seine Mitbrüder waren dabei. Mühsal und Sorgen häuft
sich, seiner gütig-feinen Seele blieben die Schmerzen des Verlassenwerdens nicht erspart.

Aber der Vater der Armen ließ sich nicht einschüchtern, für seine Kinder wäre er a
in Haft und Kerker gegangen. Es wären der Sorgen wahrlich genug gewesen, — da
schah etwas Unerhörtes. Er reiste nach Unterfranken und kaufte am 3. April 1897
leeren Händen die Filiale Maria Bildhausen bei Münnerstadt um den Preis von 700000
obwohl er kaum das Reisegeld zur Heimfahrt hatte, geschweige denn Verbriefungskos
zahlen konnte. Nun hatte er sich der Welt als unruhigen, waghalsigen Phantasten gezei
dem jede Berechnung fehlte und der den Überblick über das Maß der Kräfte eingebü
der imstande wäre, den Turm von Babel für seine Armen wieder aufzubauen.

Zu den fast unerträglichen Sorgen gesellten sich Verkennung, Schmähungen und Krä
kungen. Es war eine eigentümliche Fügung Gottes, daß er zu gleicher Zeit von der höchs
Stelle trotz alledem als ein außergewöhnlicher Mensch erkannt und anerkannt wurde,
das die Verleihung des St. Michaelsordens zu Weihnachten 1900 bewies. Einige Ta
später öffnete er einen der vielen eingelaufenen Briefe. Er legte ihn zur Seite, nachd
er etwas mit Bleistift darauf geschrieben. „Das ist für mich!" sagte er in schweigsam
Güte. Als man später nachschaute, war auf dem Blatt zu lesen:

„Für Ihre Unverschämtheit gebührt Ihnen sicher ein Orden. Sie dürften mit Ihrer Bett
etwas langsamer darangehen, wir werden sonst noch ausgezogen."

Ähnliche Beispiele gäbe es eine Unzahl. Dem Schmähenden begegnete er mit größ
Hilfsbereitschaft. Als die Frau eines einflußreichen Gegners von Ringeisen schwer
krankte und nirgends eine Pflegerin bekam, wandte er sich an den Geschmähten. Die
ließ die Oberin kommen und sagte:

„Schau, dieser Mann braucht eine Pflegerin für seine kranke Frau. Die beste Schwester, die
haben, wollen wir ihm geben. Denn weißt du, der hat mir's manchmal sehr schwer gemacht.
so einem aufhelfen, bringt den größten Segen von unserm Herrn."

Viele Tage kamen und gingen, wo er gar kein Geld hatte, manchmal verließ ihn jetzt
Mut, bitten zu gehen. Er litt unsagbar, wenn er seinen Verpflichtungen nicht nachkomm
konnte. Da spürte er die ganze Last der Verantwortlichkeit, die ihn zu den Seinen wiederh
sprechen ließ: „Ich bin froh, wenn ich nur einige Jahrhunderte ins Fegfeuer muß."

Ernste Vorstellungen und Vorwürfe der Regierung und des Bischofes blieben ni
aus. Um so eindringlicher wurde sein Bitten um Geduld und Nachsicht. Woher na
dieser Mann die Kraft, auszuharren bei aller inneren und äußeren Not und bei den Rie
aufgaben, deren Bewältigung seiner noch harrte? Er trug in sich das unerschütterliche V
trauen auf die Führung und Hilfe Gottes. „Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinke
sagte er oft, und im Jahre 1892, als seine Familie bereits 487 Köpfe zählte, schreibt

„Wenn alle unsere Einkünfte und Schenkungen bei weitem von unseren Bedürfnissen übert
werden, dann sind wir am glücklichsten — dann bleibt Gott unser Schatzmeister. Die Bank Go
falliert nicht."

Und ein anderes Mal (23. Juli 1902) schreibt er an die Behörde:

„Von Anfang an und jahrelang hat es allezeit und überall geheißen: ‚Es geht nicht, es n
zugrunde gehen, es ist ein Frevel, es ist Gründungs- und Bauwut usw.', aber die göttliche Vorseh
hat doch geholfen. O, ich bitte herzlich, nach dem Vorgang der hl. Theresia mich ein recht inha
reiches Wörtlein sagen zu lassen: Der Ringeisen und 5 Pfennige, das ist wenig; aber: der Ri
eisen, 5 Pfennige und Gott, das ist viel."

Und einige Monate früher berichtet er an die gleiche Stelle:

„Für meinen etwaigen Todesfall habe ich bezüglich meines verschiedenfältigen Besitztums e
testamentarische provisorische Ordnung schon längst getroffen. Ich strebe aber ein Definitivum
zu meinen Lebzeiten und strebe es an mit unausgesetztem Mühen und Sorgen; aber für jetzt

h nicht imstande, dieses Definitivum festzusetzen und ausgearbeitet und ausgegoren darzustellen, arum die innigste Bitte: Die bisherige planmäßige und wahrhaft väterliche Geduld mit mir und einem Streben und Arbeiten unerschöpflich zu betätigen, mich in der Hand der göttlichen Vorhung auf dem unermeßlichen Gebiet der Karitas kräftig und großherzig wirken zu lassen, mir ets mit immer gleichbleibendem, ja noch gesteigertem Wohlwollen beizustehen und doch ja nicht u ermüden in fortwährender weiser Leitung. Darum die Filialgenehmigung für Grönenbach, ich bitte, bitte. Aber bald, doch bald, sonst reißt das Ursberger Fischnetz, es ist so voll, so voll!"

Sein Glaube an die göttliche Vorsehung verließ ihn auch nicht in den schwersten Stunden. „Was du nicht in den Händen der Menschen findest, das findest du immer in der Hand Gottes; und wenn du nichts in den Händen der Menschen findest, dann findest du alles n der Hand Gottes" .. „Die Mittel für meine Kinder herbeizuschaffen, ist ein für allemal Gottes Sache", sagte er tröstend oft und oft den Schwestern.

Die Regierung forderte durch das Bezirksamt Aufschluß, wie er sein Budget bilanziere was verstand der Generalbettler von der Aufstellung eines Budgets und der Bilanz!), a antwortete er bescheiden zurück:

„Ich tue dieses alles mit Hilfe eines reichen Mannes, der mich noch nie im Stich gelassen hat und em keine Ausgabe für meine kranken Kinder zu hoch erscheint."

Die Behörde gab sich zufrieden. Ringeisen hat keinen anderen gemeint als den hl. Joseph. Der Mann des Gottvertrauens, auf den die Sorgen und Nöte lawinenartig hereinstürzten, blieb unbeugsam und ruhig. „Er stand", wie Schrott-Fiechtl in seinem Berichte über Ursberg sagt, „wie ein Haselnußstrauch mitten im Wald, in dessen Zweiglein die Vögel singen und dessen Blätter Spielzeug den Winden sind, und wollte der Wind ihn zerren und reißen, — der Busch stand fest, und wollte ihn die Winterlast des Schnees zerdrücken, — immer wieder richtete er sich von neuem auf zum Grünen und zur frischen Frucht."

Das wäre in kurzem des Gründers äußerer sturm- und drangvoller Aufbau des Ursberger Liebeswerkes. Die andere Aufgabe, alle jene Kräfte nach innen zusammenzuschließen, die in späteren Zeiten die Träger des Unternehmens sein sollten, mußte gleichzeitig mit diesem äußeren Aufbau gelöst werden.

Wir haben die ersten Bemühungen, eine Rechtspersönlichkeit zu schaffen, bereits erwähnt. Nach Überwindung unsagbarer Schwierigkeiten gelang es Ringeisen dank der treuen Unterstützung des damaligen Generalvikars und nachmaligen Bischofs Antonius von Henle, des größten Wohltäters der St. Josefskongregation, die staatliche und kirchliche Anerkennung durchzusetzen. Die Arbeit des hochseligen Bischofs Antonius war so gewaltig, daß er als Mitstifter der Schwesternkongregation gelten kann. Die ausgezeichneten Konstitutionen sind ausschließlich sein Werk. Als Generalvikar von Augsburg hatte er Ursberg und seinen Gründer kennengelernt. Oft war er durch die Anstalten gegangen, immer wieder hatte ihm das Riesenelend ans Herz gegriffen, immer mehr lernte er Ringeisen schätzen. Er wurde sein väterlicher Freund, hielt den Schild über sein Werk und war das Werkzeug der göttlichen Vorsehung beim endgültigen Zustandekommen der Kongregation. Wie das kam, erzählte Bischof Henle dem derzeitigen Superior der Kongregation vor 2 Jahren selbst:

„Wieder einmal war ich in Ursberg. Ich war erschüttert, als ich durch die vielen Säle und Zimmer ging. Welch ein Elend! Ganz krank von all dem Geschauten fuhr ich heim. Bald darauf, an einem Mittwoch, kurz vor der Ordinariatssitzung, kam Minister Landmann ins Generalvikariat. Er war in tiefster Erregung: ‚Sie mit Ihrem Ursberg! Es ist höchste Zeit, daß der Sache ein Ende gemacht wird. Und Ringeisen! Der Mann ist ja verrückt! Der Ministerpräsident ist so zornig auf ihn, nicht einmal seinen Namen darf man nennen. Ebensowenig wie Sie im Ordinariat eine neue Eppe genehmigt bekommen von der Regierung, ebensowenig wird die Kongregation die landesherrliche Genehmigung erhalten.' Ich war sehr beunruhigt über diese Stimmung des Ministers. Sie hatten mir die Jungfrauen in Ursberg immer ins Ohr gesagt: ‚Was wird dann unser Schicksal im Alter sein?' Da gilt es zu handeln und zwar rasch.

Der Minister war inzwischen wieder nach München gefahren, ich hatte keine Ruhe und telephonierte am gleichen Tage noch, ob ich zu ihm kommen könne in ‚einer wichtigen Angelegenheit.'

Es wurde der Freitag bestimmt. So fuhr ich also hinüber, ging zu ihm und sagte: ‚Ich komme einer ganz schwierigen Angelegenheit, — ich nenne nur den Namen — Ringeisen.‘ Da fuhr wieder auf und sagte: ‚Jetzt schließen wir beide Türen zu und gehen in ein weiter zurückliegend Zimmer.‘ Als wir uns gesetzt hatten, legte er los. Er ließ seinem Unmut freien Lauf und als endlich fertig war, glaubte ich, nun doch auch etwas zur Sache sagen zu dürfen: Ich sei in Ursbe gewesen, — welch ein Elend! Und dann die Jungfrauen, die sich aus reinem Idealismus nun sch jahrelang hingeopfert hätten und deren Existenz doch einigermaßen gesichert werden müsse. sei eben doch der Tatkraft eines Ringeisen zuzuschreiben, daß er sich dieses Elends angenomm habe, und wenn Ursberg zusammenbreche, wohin dann mit all dem Elend? Volk und Land würd es nicht verstehen, wenn man Ursberg fallen lasse, — deshalb müsse die Regierung alles tun, d Ursberg sich halten könne... Immer ruhiger und aufmerksamer und ernster wurde der Minist und zum Schlusse fragte ich, was er nun meine. Er entgegnete, es sei aber doch gar nicht mögli das Werk zu retten, weil Ringeisen bis über den Hals in Schulden stecke, und mit Ringeisen wo er überhaupt nichts zu tun haben. Ich meinte nun: Wenn ich einem Minister einen Rat erteil dürfte, dann würde ich sagen: ‚Fahren Sie nach Ursberg, schauen Sie sich das Werk und das Ele an!‘ — ‚Aber mit Ringeisen will ich nicht zusammenkommen.‘ — ‚Das ist auch gar nicht notwendi Reisen Sie inkognito. Wenden Sie sich an die Schw. M. Angelina, welche die Leitung in der Ha hat. Lassen Sie sich durchführen, — und dann wird sich das Weitere ergeben.‘ Der Minister faß nun rasch den Entschluß, hinauszufahren, und wirklich kam er bald unerkannt nach Ursberg. war erschüttert, als er so viel Elend beieinander sah und zum Schlusse sagte er zu der ihn begleite den Schwester: ‚Ich bin bekehrt.‘ Ich suchte, — so fuhr der Hochwürdigste Herr Bischof fort — d Eisen zu schmieden, solange es warm war und ging deshalb möglichst bald wieder nach Münche Der Minister schilderte mir seine Eindrücke: ‚Aber wie kann man Ringeisen helfen mit seinen Rieſe schulden?‘ Ich erwiderte: ‚Lassen wir Ringeisen ganz beiseite und helfen Sie mit, eine Kongr gation zu begründen, denn die armen Menschen kann man nicht fortschicken. Kein anderer Ord ist geneigt, die Anstalt zu übernehmen. Kommt aber eine eigene Kongregation zustande, dann das Werk gerettet, die Schwestern haben dann die Verwaltung, und in ein paar Jahren ist al saniert.‘ Der Widerstand war gebrochen, die landesherrliche Genehmigung wurde vom Minis erwirkt, und am 19. März 1897 war die erste feierliche Einkleidung, vom Hochwürdigsten Her Bischof Petrus von Augsburg gehalten. Telegramme gingen ab an den Prinzregenten, die Minis die Kreisregierung, — ebenso viele Telegramme kamen zurück. Der Bann war gebrochen.“

So war denn nicht nur das Werk aufgebaut allen Stürmen zum Trotz, der Gründ hat es nun auch für die Zukunft gesichert, auf daß es eine Heimat sei den Kinde seines Herzens. Ja, glücklich sollten sie sein und Lieblinge Gottes! Das konnte nur schehen, wenn Ringeisen die Schwestern zu guten Erzieherinnen heranbildete und für d Anstaltsbetrieb im Ganzen und einzelnen eine Ordnung schuf, die allem standhielt.

Auf diesem Boden der Organisation war Ringeisen ganz daheim, das lag ihm wie nic anderes und dieser glücklichen Veranlagung ist es wohl zu danken, daß er nicht auf halb Wege zusammengebrochen ist. Sein ausgesprochenes Organisationstalent ließ ihn ni nur die großen Dinge meistern, sondern auch die kleinsten des Alltags.

Die gründlichste Sorgfalt widmete er der Schulung der Schwestern. Das geschah du unzählige Unterweisungen im einzelnen, Vorträge an die Gemeinschaft, tägliche Entgeg nahme des Arbeitsberichtes, tägliche persönliche Besichtigung aller Betriebe. Woche monate- und jahrelang schrieb er an den Regeln für die Schwestern, und zwar hinsicht jeder Berufstätigkeit. Dieses handgeschriebene Buch umfaßt viele Hunderte von Fo seiten. Er schrieb aber nicht nur nieder, sondern er setzte sich mit der ganzen Wucht sei Persönlichkeit, und Autorität für die Beobachtung der Anordnungen ein. Es ist noch guter Erinnerung, wie er „donnern“ konnte, wenn man sich gehen ließ. Er wußte al daß nicht äußere Anordnungen und Gesetze, wären sie auch noch so fein durchdacht, Geist einer Gemeinschaft bestimmen, sondern daß es auf den inneren Menschen ankom

Er selbst war ein Meister des inneren Lebens, er verlangte nichts an Selbstverleugn und Abtötung, was er nicht selbst zuvor geübt. Trotz andauernder Kränklichkeit mutet sich eine ungeheure Leistung zu. Er arbeitete oft Tag und Nacht, besonders in den Gr dungsjahren auch viel körperlich. Spät abends mühte er sich an seinem Schreibtisch

örte Beichten bis fast zum Morgengrauen. So ward er seinen Schwestern ein Beispiel nermüdlichsten Arbeitseifers und lehrte sie vorzüglich das Geheimnis, die Arbeit im auſse der Barmherzigkeit als Gottesdienst zu betrachten. Er wurde nicht müde, immer ieder zu mahnen, daß die rechte St. Josefsschwester ihre Vollkommenheit darin suchen üsse, „Gott um Gotteswillen zu verlassen", und immer wieder betonte er:

„Ich kann keine Betschwestern brauchen, die meine armen Kinder liegen lassen und nicht gut rpflegen und sie nicht beaufsichtigen."

„Zuerst kommt der Dienst an den Armen aus Liebe zu Gott und erst, wenn unsere Armen ver-rgt sind, dürft und sollt Ihr gottesdienstlichen Übungen obliegen; denn der Herr läßt sich an Groß-ut nicht übertreffen." .... „Unsere einzige Regel ist die Liebe."

„Also arbeiten, o arbeiten, Kinder des hl. Josef! Die Zeit ist kurz. Wir wollen den Beinamen hren: ‚Arbeiterkongregation' und hier zum Schauspiele werden den Engeln und den Menschen." . Abschnitt seines Gesetzbuches).

Vater Ringeisen kannte als vortrefflicher Seelenbildner alle Schliche des eigenen Ich nd begegnete ihnen mit außerordentlicher Härte. So kann sich z. B. keine seiner geist-chen Töchter erinnern, daß er ihr je einmal die Hand zum Gruß oder Abschied reichte. Seine besondere Eigenart war es, die Schwestern nach jeder Richtung hin zu erproben. äglich gab es Demütigungen, — und zu der Schwester, die dabei versagte, hörte man ihn äterlich sagen: „Kind, du hast die Prüfung nicht bestanden." Mangel an Demut galt ihm ls Mangel an Gottvertrauen, und Ringeisen war doch der Mann des unerschütterlichen ottvertrauens:

„So groß muß das Vertrauen sein, daß wir nicht einmal bitten sollen, den Weg klar zu erkennen, en die göttliche Vorsehung uns führen will, sondern wie ein Kind und ein Blinder und ein Blöder von Gottes Wirken allein abhängen. Nur so bewahrt man sich selbst vor dem Roste der itlen Ehre."

Der „menschlichen Partie" machte er keinerlei Zugeständnisse:

„Gelt, wenn du irgendeine Anhänglichkeit hast an einen Posten oder eine Person oder Sache, ann sagst du es mir, damit ich ändern kann."

In solcher Weise rückte er der Eigenliebe auf den Leib, „die erst $^1/_4$ Stunde nach dem ode des Menschen stirbt."

Eine andere Forderung, die der Superior an seine Schwestern stellte, war die Beobach-ung peinlicher Reinlichkeit und Ordnung. Waren die Pflegehäuser auch keine prunken-en Paläste, fehlte vielmehr wegen der Armut dieses und jenes, so sollten die Schwestern lche Mängel durch Ordnung und Sauberkeit wett machen und dadurch den Pflege-efohlenen ihre mütterliche Liebe und Sorge zum Ausdruck bringen. Es ist erstaunlich, it welcher Genauigkeit und Gründlichkeit Ringeisen das Bedeutendste und Unbedeutendste ach einer wohldurchdachten Ordnung festlegte. Dabei kam ihm sein praktischer Hausvater-nn besonders zugute. Seinem Auge entging nicht das Geringste. Oft kniete er auf ängen und in Schlafsälen nieder, um unter die Möbelstücke zu sehen, ob alles ganz sauber i. Er öffnete die Schränke und prüfte Wäschestück für Wäschestück. Er erschien plötzlich nmal in der Pflege, in der Küche, am Fernsprecher und ließ niemals etwas durchgehen, as gegen die Ordnung war. Sah er auf einem Gang ein Fleckchen oder ein Papierschnitzel-en oder irgend etwas, hob er es auf — er nannte das „Edelsteine sammeln".

Glücklich sollten alle seine Anvertrauten werden durch die mütterliche Fürsorge und das Gut- und Rechtschaffensein der Schwestern, glücklich aber auch selbst. Er scheute ine Mühen und keinen Aufwand, die Geisteskleinen hochzubringen und gut zu machen rch Bildung, besonders religiöse, und durch Anlernung einer Beschäftigung.

Im Schulwesen für Schwachsinnige kann Ringeisen als Bahnbrecher gelten. Die richtung einer klösterlichen Lehrerinnenbildungsanstalt ausschließlich für die Anstalts-genschulen (1890) war eine geniale Tat. Das Schwachsinnigen-Schulwesen war damals ch ganz neu, fremd und schwierig, da nirgends ein Seitenstück bestand. Alle Entleh-

nungen von der Volksschule versagten. Die Hilfsschule bestand noch nicht, und sie wäre a als Norm nicht zu gebrauchen gewesen, weil die Anstaltsschule mit ganz anderen Schwier keiten zu rechnen hat. Mit viel Verständnis arbeiteten die Schwestern unter Ringeis Anleitung die Lehrpläne aus, stellten die Grundzüge der Lesefibel für geistesschwa Kindern zusammen, führten den Fröbel- und Handfertigkeitsunterricht ein, welcher da zur Einrichtung der jetzt so ausgedehnten Arbeits- und Schnitzsäle führte. In der A schäftigung erkannte der Gründer den Gesundbrunnen für seine Pflegebefohlenen:

„Sie müssen von sich selber loskommen, keines darf sich mit sich selbst beschäftigen, das ist vom Üb

Aus diesem Grunde war Ringeisen von Anfang an darauf bedacht, im Zusammenwirk mit Schwestern und anderen Hilfsarbeitern einen großzügigen Arbeits- und Werkstätt betrieb zur Beschäftigung der Pfleglinge einzurichten: Schneiderei, Schlosserei, Spen lerei, Schuhmacherei, Korbmacherei, Schreinerei, Bürstenbinderei, Sattlerei, Buchbinde Arbeitssäle für Schnitz-, Flecht-, Webarbeiten, Stick- und Näharbeiten, Wäscherei u

Der große, aber bei weitem nicht ausreichende Landwirtschaftsbetrieb gibt besond im Sommer ebenfalls viel Gelegenheit, daß sich die Pfleglinge ausarbeiten könn Dabei wird auf die jeweilige Kraft und Fähigkeit des einzelnen in liebevoller Weise Rü sicht genommen. Die Pfleglinge arbeiten gern, und jeder einzelne bekommt die Überzeugu daß er mit seiner Hände Arbeit, wenn er auch täglich nur ein kleines Stückchen Stroh z sammenflicht, die Anstalt miterhalten hilft.

Arbeit, Erholung, alles vom Morgen bis zum Abend erfuhr durch Ringeisen genaue Regelung, und zwar nach dem Gesetze liebevollster Rücksichtnahme. Im täglichen Leb gab es nichts, das ihm zu nebensächlich war. Nur zwei Beispiele:

Eines Tages kam er in den Speisesaal und hörte einen Buben jammern, daß gera bei ihm das Lieblingsgericht — es war gar nichts Besonderes — ausgegangen sei. Von Küche kam eine andere, bessere Speise. Aber der Bub jammerte trotzdem. Vater Ringei tat das leid. Damit solches nicht mehr vorkäme, sagte er zur Pflegeschwester: „Gelt, imr wenn dieses Gericht kommt, dann tust du im voraus für Josef eine Portion weg."

Jeden Sonntag wurde Schnupf- und Rauchtabak — die Portion war genau festgesetzt ausgeteilt. Eines Tages kam ein Schnupfer, zeigte Vater Ringeisen die Dose und klagte sich, daß ihm die Schwester beim Austeilen die Dose nicht gut voll gemacht ha Diese Kleinigkeit war für Vater Ringeisen groß genug, die Pflegeschwester kommen lassen und sie hierüber zu verhören. Als diese sich entschuldigte, daß sie heute aus irge einem Grunde nicht anwesend war und die Aushilfsschwester wohl aus Sparsam so wenig gegeben habe, sagte er gütig: „Gelt, von jetzt an teilst du immer selbst aus läßt das nicht mehr die Aushilfe tun."

Kein Wunder, daß bei dieser persönlichen Sorge um die Bedürfnisse und Wünsche je einzelnen die Kranken die Liebe spürten und sich dankbar und froh darüber erwie

Die Freude der Seinen war auch des Vaters Freude. Und so kam jener eingangs wähnte, herrliche Sommertag des 4. August 1903 — 10 Monate vor seinem Tode — ein leuchtenden Abendrot seines Lebens gleich, das ihm den Dank für seine selbstlose, rie Samariterarbeit kündete. In kurzen 16 Jahren (1888—1904) hat er aus Ursberg eine He stätte geschaffen für Hilfsbedürftige jeglicher Art aus allen Kreisen Bayerns und dem üb gen Deutschland. Die Stadt des Elends beherbergt heute 2015 Gebrechliche. Die Schar Helfenden umfaßt 834 Schwestern, 89 Postulantinnen, 70 Schülerinnen, 17 Priester 1 Arzt. In 16 Niederlassungen leisten die Schwestern der St. Josefskongregation Cari arbeit mannigfacher Art.

Schnell sank der Abend herein. Am 1. März 1904 erkrankte Ringeisen während de Messe. Er wandte sich zu den anwesenden Schwestern: „Ich bin todmüde." Am 4. Mai star und ruht nun aus von den Mühsalen, aber seine Werke folgen ihm nach in jenes an Land und bezeugen ihm vor dem Vater der Liebe, daß er ein Kämpfer, ein Sieger, Heiliger war, der nach dem Worte des Meisters die Seinen liebte bis ans Ende.

Ringeisens Nachfolger

Von Georg Pfeilschifter in München

Am 4. Mai 1904 wurde der Begründer der Ursberger Anstalten, Ringeisen, viel zu früh von seinem unvollendeten Werk gerissen. An seiner Bahre trauerte eine fast 00köpfige Familie: 14 Priester, 360 Schwestern, 148 Postulantinnen, 1450 Pfleglinge. ne erdrückende Schuldenlast, wie es bei dem rasch zustandegekommenen Riesenwerk cht anders denkbar war, beschwerte das gewaltige Unternehmen. Mit größter Sorge ckte die geistliche und weltliche Behörde auf Ursberg.

Aber die Vorsehung schenkte dem Ursberger Liebeswerke damals den rechten Mann, m es vorbehalten blieb, die Schöpfung Ringeisens innerlich und äußerlich auszubauen d auf eine gesicherte finanzielle und wirtschaftliche Grundlage zu stellen. Der damalige farrer und Schulinspektor Maurus Gerle von Karlshuld, nördlich von Schrobenhausen, lte seinem väterlichen Freunde Ringeisen folgen. Er wurde der Organisator und in m furchtbaren wirtschaftlichen Niedergang der Kriegs- und Revolutionsjahre der Retter d damit der zweite Gründer von Ursberg. Der Pfarrherr aus dem Donaumoose, m Bischof Pankratius von Augsburg eine der schwierigsten Pfarreien anvertraut hatte, tte sich in 16jähriger rastloser und reichgesegneter Wirksamkeit namentlich auf sozial-itativem Gebiete (Seßhaftmachung der dortigen zahlreichen Korbflechter durch Grün-ng einer Fabrik) durch soviele Stürme hindurchgearbeitet, daß er nicht zurückschreckte, s Erbe Ringeisens mit allen seinen Lasten und Sorgen anzutreten. Alles am neuen uperior war hochgespannter Wille, frohgemute Arbeit und tiefes Gottvertrauen.

Dank der verständnisvollen Förderung durch die weltlichen und geistlichen Behörden d dank den freiwilligen Gaben von Klerus und Volk konnte Superior Gerle mit dem aufschieblichen Ausbau der längst zu klein gewordenen Anstalt beginnen. Es entstanden ter seiner weitausschauenden Leitung in den Jahren 1904 bis 1914 eine Reihe zweck-enlicher Um- und Neubauten: verschiedene Anstaltsgebäude, ein schönes Arzthaus, ichenhaus, Stallungen, Spielsaal usw.; Einrichtungen und Verbesserungen jeglicher t wurden mit größtem Fleiße geschaffen, und auf den Filialen Krumbad, Pfaffenhausen, ldhausen, Percha, Fendsbach und Grönenbach geschah, was immer zur Hebung und rderung nach den verfügbaren Mitteln möglich war. Eine Tat größter vorausschauender nsicht war die in den Jahren 1911 und 1912 erfolgte Aufführung eines eigenen Elektrizitäts-rkes mit einer Leistung von 125 PS als Lichtquelle und Kraftanlage. Zu diesem Zweck ützte der kleinen Mindel durch Herstellung eines 600 m langen Unterwasserkanals ein uer Lauf gegeben werden. Gerle hat sich durch dieses Kraftwerk ein Denkmal der Liebe d der Barmherzigkeit besonders an seinen Schwestern gesetzt. Es war ihm eine große Sorge, ß die Schwestern in den verschiedensten Betrieben so sehr mit Arbeit überlastet waren; t sollten Maschinen die schwachen Kräfte schonen helfen. Nun wurde es möglich, mühsame Handarbeit in Wäscherei, Mühle, Bäckerei, Brauerei, Schlächterei, Landwirt-ft zum großen Teil durch Kraftmaschinen zu ersetzen. Die Anstalt wäre ohne das Elek-izitätswerk in den nachfolgenden Kriegsjahren in eine Katastrophe hineingetrieben.

Gehörten die ersten 10 Jahre bis zum Kriegsbeginn dem inneren und äußeren Ausbau, so galt das letzte Jahrzehnt dem Durch- und Aushalten in größter Not. Man denke z. B. an die Beschaffung des Brotgetreides — Ursbergs große und vorzüglich geleitete Landwirtschaft reicht nur zur Deckung eines dreimonatlichen Bedarfes — für die 1835-köpfige Familie. Die Zeit des Krieges und die Nachkriegszeit erforderten eine weitvoraus-schauende, klug verteilende, alle Möglichkeiten ausnützende Disposition und einen unge-

heueren intellektuellen und moralischen Kraftaufwand. Keines der armen Geschöp
das dringend der Anstaltshilfe bedurfte, sollte hinausgewiesen werden. Noch mehr; m
mußte auch den Mut finden, armseligsten Wesen unentgeltlich die Anstaltspforte zu öffn
Wie viele der Zahlungspflichtigen waren verarmt! Die Sorge für ihr hilfsbedürfti
Kind blieb der Anstalt allein überlassen. Wie viele leisteten in der letzten Zeit nur
„Scheinpflegegeld", das nach Umrechnung in Goldmark oftmals einen Tagespflege
von 4 bis 5 Pfennigen ergab!

„Die Caritas muß um der wahren Caritas willen kaufmännisch sein." Das war
Grundsatz, auf den Superior Gerle sich einstellte. Er hat das Durchhalten der Ries
anstalt ermöglicht — zusammen mit der religiös-geweihten Schwesternarbeit um Gott
lohn, die keinen Achtstunden-Arbeitstag kennt und keinerlei Arbeit scheut. Denn in U
berg leisten die Schwestern zu ihrer vielseitigen fraulichen Tätigkeit noch Arbeit, die eige
lich Mannestun wäre. Was man hier sieht, übertrifft die hochgespanntesten Erwartung
Müllerei, Schlächterei, Brauerei, Sägewerk, Schneiderei, Schusterei, Sattlerei, Elek
zitätswerk, Landwirtschaft, Viehzucht usw., alles wird mit einer frohen Selbstverstä
lichkeit auf das gewissenhafteste von kundigen Schwestern besorgt. Wer erfahren m
was Frauenhand und Frauenherz leisten können, der muß nach Ursberg gehen! Und un
Aufsicht der Schwestern arbeiten auch überall die Pfleglinge mit! Diese Arbeit der Pfl
linge dient freilich in erster Linie erzieherischen Zwecken; alle diese Armen, in denen n
ein Geistesfunke glüht, werden angeleitet, auch das winzige Arbeitsvermögen, das
ihnen ruht, noch zu verwerten. Das erhebt sie seelisch und macht sie froh und glückl
wie es eben nur das Bewußtsein nützlicher Arbeit machen kann. Es ist eines der größ
Verdienste der zwei Caritasmänner Ringeisen und Gerle, daß sie allezeit für diese
schäftigungsmöglichkeit und ethische Hebung in unnachahmlicher Weise Sorge getra
haben. Diesem Zweck dient auch der ganze Schulbetrieb der Ursberger Anstalten,
meines Wissens einzig dasteht und eine genaue Würdigung rechtfertigen sollte. In 16 K
sen werden 300 Schulkinder unterrichtet durch Lehrkräfte, die aus dem eigenen Leh
rinnen-Seminar hervorgehen.

Die Seele dieser Ursberger Anstalten war Superior Gerle. Ein spät Berufener, de
seiner oberschwäbischen Heimat die Landwirtschaft und Viehzucht erlernt und ausge
hat, den dann Sebastian Kneipp zum Studium brachte, das er mit ausgezeichnetem
folge an der Münchener Universität abgeschlossen hat. Ich habe selten einen Mens
von so reichem Wissen, von so viel weltoffenem Verständnis, von so mannigfachen
lagen und von so viel ehrlicher, arbeitsamer Vielseitigkeit kennen gelernt. Das Inn
seines Wesens war eine tiefe und warme Religiosität, verbunden mit einer selte
Selbstlosigkeit und einer restlosen Hingabe an Ursbergs Art und Aufgaben. Er war
gutgebildeter Theologe mit lebendigem philosophischem spekulativem Sinn, ein
kungsvoller unermüdlicher Prediger und Seelsorger seiner Schwestern, ein väterli
Freund all der jungen und alten Pfleglinge mit feinem psychologischem Verstän
für all die Eigenarten dieser Schwachsinnigen und mit einem lebendigen Sinn für
körperliche, ärztliche Seite ihrer Behandlung. Unendliche Güte und ein wenig schwäb
Schalkheit blickte den Seinigen aus den Lichtern seiner klaren Augen entgegen; we
nötig war auch stahlharte Energie. Eine besonders kennzeichnende Eigenart Gerles
sein praktisches Verständnis für alle technischen Fragen auf den Gebieten der Landw
schaft, des Bauwesens, des Maschinenwesens, der Elektrotechnik usw., das er durch
gesetztes Studium der Fachzeitschriften weiterbildete und das ihn befähigte, immer
erprobten Neuerungen und die modernste Technik in den Dienst der christlichen Ca
zu stellen. All dieses Wissen stand immer bereit im Dienste einer Persönlichkeit, w
geladen war von einer unerschöpflichen Willenskraft, die mit ihren meist schnellen, in
aber kurzen und klaren Entscheidungen alles zwang.

Es entsprach nicht dem Wesen Gerles, sich an die Öffentlichkeit zu drängen. Deshalb hat sie ihm auch, wie seinem Vorgänger, eine verhältnismäßig späte Anerkennung ezollt. Im Jahre 1917 wurde er zum Kgl. Geistlichen Rat ernannt und im Jahre 1923 t er mit der Würde eines Päpstlichen Geheimkämmerers ausgezeichnet worden. Soviel Superior Gerle konnte, eines hat er nicht gekonnt: Er konnte nicht schmeicheln und nicht eucheln. Sein außerordentliches umfassendes Wissen, sein staunenswertes, mannigaltiges sachliches Können und sein starkes persönliches Verantwortungsgefühl haben ihn icht nach links und rechts, nicht nach oben und unten schauen lassen. Er ist immer nach eiflicher, oft lange währender Überlegung den geraden Weg seiner Überzeugung und einer Pflicht gegangen, unbekümmert um das, was andere, die gerne hätten gefragt ein wollen, darüber dachten. Diese Selbständigkeit seines Denkens und Handelns, diese nbestechliche Geradheit seines Wesens hat ihm „die Welt, die betrogen sein will", manchnal verübelt. Aber er war einfach zu ehrlich und zu offen, um etwas zu sagen oder zu un, was ihm nicht zu tiefst aus dem Herzen kam.

Es sei mir gestattet, hier das Urteil des lutherischen Erzbischofs Söderblom von Upsala nzuführen, der Gerle in meinem Hause — ich hatte damals die Ehre, als Rektor der Universität den Erzbischof als Gast bei mir zu sehen — kennen gelernt hatte. Söderblom, in tief religiöser, auf die christliche Caritas abgestellter lutherischer Prälat und ein feiner Menschenkenner, dem seine weltweiten persönlichen Beziehungen ein sicheres Urteil ber den Wert und Unwert der Menschen und Dinge ermöglichen, sagte mir später: Einer er Männer, die ihm den tiefsten Eindruck gemacht hätten, sei Superior Gerle gewesen.

Gerle starb im Alter von 72 Jahren am 15. März 1926 nach schwerem, mit größter Geduld, Standhaftigkeit und Frömmigkeit ertragenen langwierigen Leiden. Zweiundwanzig volle, kaum je durch eine wirkliche Erholung unterbrochene Jahre hindurch — ie Kriegs-, Revolutions- und Inflationsjahre müßten freilich auch ihm doppelt gezählt verden — hat er die Ursberger Anstalten geleitet. Eine solche Lebensarbeit in solcher Zeit sichert ihm den Namen eines zweiten Gründers von Ursberg!

Der Gründer des Roten Kreuzes

Von Otto Frh. v. Berchem in München

Der 100. Geburtstag Henri Dunants, der von allen Rotkreuzorganisationen in diesem Jahr festlich begangen wurde, löste wieder einmal die peinliche Erinnerung an den ndank der Welt und so viele große Männer aus, deren Name in Vergessenheit geraten , obwohl ihre unsterblichen Werke aus der Geschichte der Menschheit nicht wegzudenken nd. Zu ihnen gehört auch Henri Dunant, der Begründer des Roten Kreuzes.

Jean Henri Dunant wurde am 8. Mai 1828 zu Genf als Sproß einer der ersten Patriziermilien geboren. Dank dem im Elternhaus herrschenden tief religiösen, von edelstem emeinsinn erfüllten Geist aufs beste vorbereitet, nahm er schon früh an sozialen Arbeiten iner Vaterstadt teil. Der Beruf als Kaufmann führte ihn dann schon in jungen Jahren ch Algier und Tunis, wo ihn sofort das Eingeborenenproblem fesselte und ihn veranßte, mit flammenden Worten gegen die Sklaverei zu Felde zu ziehen.

Am 24. Juni 1859, dem Tag der Schlacht von Solferino, der Entscheidungsschlacht im ampf der verbündeten Italiener und Franzosen gegen Österreich um die Lombardei, nd seit Leipzig der blutigsten des Jahrhunderts, trifft Dunant zufällig in einer rein perönlichen Angelegenheit, dem Wunsch, in schwärmerischer Verehrung dem Kaiser Napoon III. eine Schrift zur Widmung zu unterbreiten, bei der Etappe des französisch-italieischen Heeres ein und erlebt die Schlacht als Zuschauer dicht hinter der Front in dem

Städtchen Castiglione, in das die große Masse der Verwundeten zurückströmt. So k
Dunants Sternenstunde. Das Entsetzen über die Schreckensbilder nach dem Kam
die Dunant sein Leben lang nicht mehr vergessen konnte, ließen den barmherzigen Sam
riter der Bibel in ihm wieder aufleben. Die Geburtsstunde des Rotkreuzgedankens ka
nicht wirkungsvoller dargestellt werden, als sie Dunant selbst in seinem Buch „Eine E
innerung an Solferino" (1862, deutsch 1895) schildert:

„Während des Samstags, dem Tag nach der Schlacht, waren die Verwundeten in so gro
Zahl angekommen, daß das in Castiglione zurückgelassene Personal in keiner Weise mehr a
reichte. Es waren wohl Wasser und Lebensmittel vorhanden, allein die Verwundeten star
dennoch an Hunger und Durst; es war genug Charpie da, allein es fehlte an Händen, um
Wunden zu verbinden. Auf den Steinplatten der Spitäler und Kirchen waren nebeneinan
Leute aller Nationen niedergelegt worden. Flüche, Lästerworte und Geschrei hallte in den heili
Hallen wider. In ihrer Verzweiflung riefen sie die Hilfe der Ärzte an oder schlugen wild um s
bis der Starrkrampf und der Tod ihrem Leiden ein Ende machte.

Man mußte deshalb einen freiwilligen Krankendienst organisieren, was aber inmitten dieser Unor
nung sehr schwer war und durch den panischen Schrecken der Einwohner noch mehr erschwert wur

Obgleich jedes Haus schon zu einer Herberge für Verwundete geworden war, so gelang es
doch, Frauen aus dem Volke zusammenzubringen, welche ihr Möglichstes taten, um bei der Pfl
der Verwundeten zu helfen; es handelte sich jetzt nicht mehr um Operationen allein, man mu
auch den sonst an Hunger und Durst sterbenden Leuten zu essen und zu trinken geben, ihre Wun
verbinden oder ihre blutenden, mit Kot und Ungeziefer bedeckten Körper waschen. Bald war
Kern von solchen Freiwilligen gebildet, und ich für meinen Teil suchte, die Hilfe in dem Stadtvie
zu organisieren, wo dies am nötigsten war. Da die Frauen von Castiglione sahen, daß ich kei
Unterschied zwischen den Nationalitäten machte, ahmten sie meinem Beispiel nach, indem sie
diese Leute von so verschiedener Herkunft und ihnen alle gleich fremd mit demselben Wohlwo
behandelten. ‚Tutti fratelli' sagten sie oft mit bewegter Stimme. Ehre diesen mitleidigen Fra
von Castiglione!"

So wie die Frauen von Castiglione, als die ersten Vorläuferinnen der Schwestern v
Roten Kreuz, hat Dunant auch anwesende Zivilisten aller Nationen zur Hilfeleist
aufgerufen. Er selbst „der weiße Mann" wie er nach seinem Anzug von den Verwunde
genannt wurde, eilte rastlos hin und her und war überall zu finden, wo es zu helfen
zu trösten galt. Nach kurzem Aufenthalt in Brescia, wo er wiederum in den Lazaret
gerade denen Trost brachte, die von den Ärzten aufgegeben waren, kehrte er, in sei
schwächlichen Gesundheit schwer erschüttert, in die heimatlichen Berge nach Genf zu

Dort schrieb Dunant 3 Jahre später sein berühmtes, jetzt auch nahezu vergessenes B
„Eine Erinnerung an Solferino" als Frucht seiner Erfahrungen im Rücken der Schl
und als einen Weckruf für Fürsten und Völker. Er hämmerte der Menschheit mit der gar
Kraft seines hochfliegenden Geistes den Mahnruf ein:

„Über Feindschaft und Haß stehen die ewigen Gesetze der Barmherzigkeit und Mensch
keit; denket daran, wir sind alle Brüder, erfüllet daher euere Samariterpflicht gegenüber
Elend der verwundeten und kranken Krieger!"

Dunant verlangte in seinem Buch, das in alle Kultursprachen übersetzt wurde, als e
die Gewährleistung eines Schutzes für die verwundeten und erkrankten Krieger, die
besserung und Sicherung ihrer Bergung und Pflege durch schon im Frieden zu org
sierende Hilfsgesellschaften von freiwilligen Krankenpflegern und -pflegerinnen zur U
stützung und Ergänzung des militärischen Sanitätsdienstes im Kriegsfall und die S
rung und Neutralisierung dieser ganzen Organisation durch internationale Vertr

Bei der erschütternden Anklage in seinem Buch ließ er es aber nicht bewenden, son
er eilte von Fürstenhof zu Fürstenhof und warb rastlos auch persönlich bei Hoch und Ni
für die Verwirklichung seines Gedankens. Und wenn der Höhenflug Dunants am An
auch manches Kopfschütteln weckte, so brachte sein Ruf doch schließlich die ganze Kultur
in tiefe Erregung und fand überall, besonders in seiner Heimat, begeisterte Zustimm

nd Unterstützung. Gustave Moynier, der Vorsitzende der Genfer gemeinnützigen Gesellhaft, greift begeistert den Gedanken auf und setzt durch, daß von seiner Gesellschaft unter em Vorsitz des greisen Generals Dufour ein internationales Komitee für Verwundetenilfe gebildet wird, in dessen fünfgliedrigem Ausschuß Dunant das Amt des Schriftführers bernimmt. Im Jahr 1863 kamen dann auf Einladung Dunants in Genf Vertreter der edeutendsten Regierungen zusammen, die zunächst die Grundlagen für die Verwundetenflege im Kriege festlegten und das Rote Kreuz auf weißem Grunde als das geschützte nternationale Abzeichen ihres Hilfswerkes erwählten. Ein Jahr später folgte die große Staatenkonferenz, die am 22. August 1864 die bekannte Genfer Konvention zur Verbesseung des Schicksals der Verwundeten der im Felde stehenden Armeen abschloß, der nach nd nach alle Kulturstaaten der Welt beitraten. Dunant nahm an dieser Konferenz nicht ehr aktiv teil. Er sagte in seiner Bescheidenheit:

„Ich kehre ins Dunkel zurück; das Werk ist im Rollen; ich war nur ein Werkzeug in Gottes and; jetzt ist es Sache anderer, die besser geeignet sind, es vorzutreiben und in Gang zu halten."

Erschütternd ist Dunants weiteres Schicksal. Er, dessen von höchsten Idealen erfülltes Fühlen und Denken ganz dem Wohl des Nächsten gewidmet war, verstand es nicht, en eigenen Besitz zu wahren. Hatte er auch nach 1864 auf Drängen seiner Freunde en Sitz im Ausschuß des Genfer Komitees vorerst noch beibehalten, so nötigte ihn 1867 er völlige Zusammenbruch seines Vermögens endgültig zum Rücktritt, und Dunant, er vor kurzem noch von den Fürstenhöfen der ganzen Welt gefeiert und mit Ehren überchüttet worden war, versank in bitterste Armut. Nur während des Krieges 1870/71 auchte er noch einmal kurze Zeit auf. Die Eingeschlossenen in Paris hatten ihm eine Erleichterung ihres Loses zu danken. Dann umschließt ihn auf lange Jahre das Dunkel, in as er schon 1864 zu verschwinden gewünscht hatte. Dunant war Jahrzehntelang ein Vergessener, bis ihn durch Zufall ein Schweizer Journalist im Kantonskrankenhaus Heiden n Appenzell wieder entdeckte, wo er ein kärgliches Einsiedlerleben führte, und ihn durch inen Bericht in „Über Land und Meer" der Welt wieder in Erinnerung brachte. „In iner sauberen Stube, nackt wie eine Zelle, lebt und arbeitet ein Mann, dessen äußere Kennzeichen sind: 68 Jahre, langer weißer Bart, freundlicher Blick, Haltung des vollommenen Weltmannes, geistige Feinheit, beredtes, warmes Wort" so schildert ihn 1896 Berta von Suttner, die ihn aufsuchte und weiter für ihn warb. Nun strömten ihm wieder Ehrenbezeigungen, Briefe von Kaiserinnen und Königinnen, Dotationen und zuletzt der Nobelpreis bei seiner ersten Verleihung (1901) zu. Aber Dunant blieb, wenn er nun auch wenigstens von materiellen Sorgen befreit blieb, der einsame, in bescheidenen Verhältnissen dahinlebende Mann. Als er am 30. Oktober 1910, 82jährig, seine gütigen Augen für immer schloß, war seine letzte soziale Tat, daß er seinen Nobelpreis gemeinnützigen Gesellschaften der Schweiz und Norwegens vermachte. So endete in tiefer Stille ein Leben, as so reich begonnen und der Menschheit unvergänglichen Segen gespendet hat.

Von den Jahrzehnten, die seit seiner Gründung in den Jahren 1863 und 1864 verflossen sind, ist aus dem Roten Kreuz ein mächtiger Baum geworden, unter dessen weit uslaufenden Zweigen sich die ganze Kulturwelt sammelte. Deutsche Länder waren die rsten, die den Gedanken der Vorbereitung eines freiwilligen Hilfsdienstes für die im rieg Verwundeten und Erkrankten praktisch durchführten. Schon 1863 auf den ersten ufruf hin wurde in Württemberg der erste Verein im Geiste des Roten Kreuzes gegründet. 864 folgte Preußen, 1866 Bayern, später Frankreich, Italien, Österreich usw. Heute ehen unter dem Symbol des Roten Kreuzes 58 nationale Gesellschaften mit 19 Millionen litgliedern, unter ihnen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 3,1 Millionen nd Japan mit 2,4 Millionen, Deutschland mit 1,3 Millionen an dritter Stelle. In allen it seiner Gründung geführten Kriegen hat es sich auf allen Seiten glänzend bewährt und icht zuletzt im großen Weltkrieg, dem sich immer steigernden Völkerhaß zum Trotz Groß-

artiges geleistet. Es ist nicht auszudenken, wie all der Not und all dem Kriegselend ob die vielseitige wohlorganisierte Tätigkeit des Roten Kreuzes hätte gesteuert werden könn

Aber schon in den späteren Auflagen der „Erinnerung an Solferino" war angefügt:

„... Solche Gesellschaften könnten große Dienste leisten bei Epidemien oder schweren Unglü fällen, wie Überschwemmungen, Bränden; die einmal erweckte Menschenfreundlichkeit könnte instandsetzen, sich zu betätigen, wo nur immer ihre Tätigkeit sich üben könnte..."

Und so wurde es neben der Bereitschaft zur Hilfeleistung in Kriegszeiten, die Aufg des Roten Kreuzes sich auch im Frieden für Bekämpfung, Verhütung und Linder jeder Art von gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sittlicher Not einzusetzen.

Jetzt nach jahrzehntelanger Ausgestaltung mannigfacher Friedensarbeit bestehen be Deutschen Roten Kreuz 7138 örtliche Organisationen, Männervereine, Frauenverei Schwesternschaften, Sanitätskolonnen mit über 1¼ Millionen Mitgliedern. Von Deutschen Rotkreuzvereinen wurden 360 Anstalten der Krankenpflege, der Erholun fürsorge, der Mütter- und Säuglingsfürsorge, der Kinder- und Altersfürsorge usw. mit ü 20000 Betten geschaffen. In die Tausende gehen die Kindergärten, Horte, Beratun stellen, Krankenpflegestationen usw. Über 12000 ständige Rettungswachen und Unf meldestellen der Sanitätskolonnen vom Roten Kreuz leisten täglich erste Hilfe. Ein Juge rotkreuz will die Jugend um sich sammeln, zur Erziehung für die Aufgaben der Nächstenlie

Ein weiter Weg liegt zwischen dem Aufschrei über unmittelbar empfundenes, furchtba Menschenleid in der „Erinnerung an Solferino" und der Entwicklung, die das Rote Kr von der Genfer Staatenkonferenz bis heute genommen hat. Aber der Leitsatz He Dunants „Hilf deinem Nächsten in Not, weil er dein Mitmensch, dein Nächster ist", o Rücksicht auf Herkunft, Konfession und politische Weltanschauung wird stets einer der habensten und sittlich höchststehenden Gedanken in der menschlichen Gesellschaftsgeschi bleiben, und so wird die Gestalt Henri Dunants von allen, die sein Wirken kennen, s als Symbol der lebendigen Kräfte menschlicher Hilfsbereitschaft geliebt und verehrt werd die des Roten Kreuzes Lebensquelle im Krieg wie im Frieden bedeuten.

Der Gründer der Heilsarmee

Von Rudolf F. Merkel in München

Zum allgemein religiösen Bewußtsein ist eigentlich erst in der Zeit des Pietismus Individualismus erwacht: die Sehnsucht persönlicher Glaubenserfahrung auf Gr eines freien kirchlich ungebundenen Gemeinschaftswesens. Aller gottesdienstlichen E nung, allem äußeren Kultus wollte man die einfachste, wie man dachte, ursprüngli Form geben: den Dienst des in gottmenschlicher Gestalt erschienenen Heilands. Di Dienst aber sollte in der wahren Nachfolge des Opfer- und Erlöserlebens des Herrn J bestehen, das auf der einen Seite zur quietistischen Heiligungsaskese führte, wie im lu rischen Pietismus, auf der anderen Seite zur Rettungs- und Bekehrungsarbeit, zur Mis und Evangelisation drängte, wie im angelsächsischen Methodismus. Wie durch das A bild des heiligen Franz von Assisi zuerst den mittelalterlichen Menschen die Chris gestalt menschlich verständlich, praktisch greifbar geworden war, so sollte nunmehr rettende Gestalt des Heilandes sich den geknechteten und ausgestoßenen Menschen Helfer nahen. In großartigem Heroismus nahm sich Graf Zinzendorf, der Gründer Brüdergemeine, der Sklaven Westindiens an, während ein Jahrhundert später, aber den gleichen Motiven zur Rettung der sich neu bildenden Schicht der Industriearbe durch den ehemaligen methodistischen Geistlichen William Booth die Heilsarmee ins Le gerufen wurde. Dem sich von der offiziellen Staatskirche selbst überlassenen Proleta

urde der arme galiläische Wanderprediger als der wahre Volksfreund, als der wirkliche eiland der armen Leute verkündigt.

William Booth, der „Prophet der Armen", wurde am 10. April 1829 in Sneinton, amals einer kleinen Vorstadt von Nottingham (England) geboren, das als der Schauplatz es ersten blutigen Arbeiterstreiks bekannt geworden ist. Inmitten einer sich wandelnden Gesellschaftsordnung, einer durch den aufkommenden Maschinenbetrieb langsam verelenden, agegen hilflos ankämpfenden Bevölkerung verlebte der junge William eine glückliche indheit; bewahrte sich aber auch ein offenes Herz für die furchtbaren „Eindrücke städtischen Elends, welche später auf ihn einstürmen sollten." Nach dem frühen Tod des Vaters and die Familie „absoluter Armut gegenüber" und der dreizehnjährige William mußte s kaufmännischer Lehrling „wie ein Sklave" arbeiten, um für die Seinen mitsorgen zu önnen. Bitterste Not wurde eine ihm vertraute Erscheinung und mit tiefer Ergriffenheit ernahm er das Klagen hungernder Kinder um ein Stückchen Brot.

Zwei Ereignisse waren bestimmend für sein Leben: die Berührung mit der Chartistenewegung und mit der Gemeinschaft der Wesleyaner. Jene erste, von Männern wie ingsley und Carlyle unterstützte Arbeiterbewegung wollte nichts anderes erreichen s die Verbesserung der sozialen Lage dieses ausgebeuteten Standes. Und W. Booth ar für die Chartisten, denn diese wollten ja den Armen helfen. Das zweite entscheidende reignis seines Lebens war seine „Konversion", seine öffentliche Hingabe an Gott in der apelle der Wesleyaner mit dem Entschluß als Straßenprediger in den Armenvierteln n der Rettung der Verlorenen zu arbeiten. „In dem Armenviertel Nottinghams war es, o ich meine Art und Weise zu predigen lernte", sagte Booth später einmal. Durch seine ußergewöhnlichen Erfolge erwarb er sich bald den Ruf eines hervorragenden Erweckers nd war dann einige Zeit als Methodistenprediger im Amt tätig. Freilich seine ganze iebe galt dem Evangelistenberuf, und als man ihm diesen versagen wollte, trat er unter em Einfluß seiner geistesmächtigen Frau von seinem Amt (1861) zurück, um weiterhin hne die Hemmungen einer kirchlichen Stellung, Seelen für Gott zu gewinnen. Die ihrem atten W. Booth 1855 angetraute Catherine Mumford darf wohl unter die bedeutendsten eligiösen Frauengestalten aller Zeiten eingereiht werden, denn die Entstehung und Entwicklung der Heilsarmee ist ohne ihren bestimmenden Einfluß nicht zu denken.

Es soll unvergessen bleiben, daß Catherine Booth bei der Konferenz in Liverpool, als ihrem Manne die Abhaltung von Erweckungsgottesdiensten auf ein weiteres ahr versagt werden sollte, mit erhobener Stimme in den Saal hineinrief: Niemals! ie Konferenz war starr, daß eine Frau derartiges wagte. Der Vorsitzende griff zur Glocke, illiam Booth zu seinem Hut. An der Treppe umarmte ihn seine Gattin und beide verießen die Versammlung — eines Willens, eines Sinns. Das war die Geburtsstunde er Heilsarmee. Nach anfänglich schweren Zeiten des Umherwanderns fanden sie im sten Londons die Wirkungsstätte, die entscheidend für ihr ganzes Leben geworden ist. n der Überzeugung, daß nur durch selbsterwählte Armut diesen Armen geholfen werden nnte, opferte er Ruhe und Bequemlichkeit, Ehre und Ansehen, ja seine Familie und begann vor den schlimmsten Lokalen seine Missionstätigkeit. Mit dem ihm folgenden Gendel hielt er dann inmitten von Akrobaten, Quacksalbern und Menagerien in einem Zelt ine ersten freien Rettungsversammlungen ab. Während die Drehorgel kreischte, die wilden iere brüllten und der Hanswurst die Lachlust der Menge erregte, ruft Booth in den Volksufen hinein Worte göttlichen Zorns und liebreichen Erbarmens. Trotz des Unverstandes iner Zuhörer, trotz aller offenen und versteckten Feindschaft war Booth so erfüllt von inem Beruf, daß er, todmüde am Abend nach Hause kommend, zu seiner Gattin sagte: O Käthe, ich habe meine Bestimmung gefunden. Dies ist das Volk, nach dessen Rettung ch all diese Jahre verlangte. Als ich heute an den Türen der hellerleuchteten Branntweinenken vorbeiging, da schien es mir, als rufe mir eine Stimme zu: Wo kannst du auf der elt solche Heiden finden wie diese, und wo ist deine Arbeit so nötig!" Und seine Frau,

der er damit aus dem Herzen gesprochen hatte, antwortete: „Wir haben uns Gott einm geschenkt und können es auch zum zweiten Male tun." In jener Nacht beschlossen so be gleichgestimmte Seelen, daß dieses verelendete, verkommene Volk von Ostlondon ihr W und daß ihr Gott der Gott dieser Ärmsten sein solle. Alle Schwierigkeiten vermocht den zähen Mut dieses kühnen Mannes nicht zu entmutigen — einige Zeit diente ihm Tanzsaal zum Versammlungsraum, dann ein Wollspeicher, dessen Fenster die Straßj jugend mit Schmutz und Steinen bewarf, sobald der Gottesdienst begann; bis er schli lich zu Whitechapel in einem berüchtigten Bierlokal sein erstes Hauptquartier aufschl Die außerordentlichen Erfolge von William Booth erregten weithin Aufsehen, namentl weil es ihm häufig gelang, bei den schlimmsten Trunkenbolden und den verkommens Dirnen durch sein Wort eine sichtbare Umwandlung herbeizuführen. Zugleich aber suc er die von ihm Gewonnenen zu ähnlicher Arbeit an den „Brüdern und Schwestern" veranlassen, wodurch aus kleinen Anfängen die „christliche Mission für das östliche Lond entstand, weil Booth und seine Mitarbeiter hier zuerst ihr ausschließliches Arbeitsf sahen. Booth sagte selbst einmal:

„Einer ziemlich allgemeinen Annahme entgegen schwebte mir, als ich zuerst Hand anle ein ausgearbeiteter Plan gar nicht vor . . . Nur sehr wenig Erfahrung besaß ich von der Arbeit un der armen und arbeitenden Klasse oder gar unter den Kindern des Elends, welche ich seitdem die Versinkenden kennen und aufsuchen gelernt habe. Als ich meinen irregulären Feldzug 1 in Whitechapel begann, war ich von der Gründung einer neuen Religionsgemeinschaft so weit e fernt, daß mein Vorsatz sich auf einfache Zuweisung meiner Bekehrten an die Ortskirche beschränk

Überraschend schnell aber dehnte sich die begonnene Arbeit aus und nötigte zu ei strammeren Gestaltung. Dafür wurde das Jahr 1878 entscheidend, denn in dies Jahre erhielt die Bewegung den Namen „Heilsarmee" und ihre militärische Organisati Eine Kriegsversammlung übertrug dann Booth als ihrem General die Kriegführu und betraute ihn mit der Aufgabe, die Armee nach seinem Willen einzurichten. Noch gleichen Jahr erließ Booth die Armeeinstruktion, die „Regeln und Verordnungen Heilsarmee". Das Neue dieser religiösen Bewegung ist die Anpassung des „heroisc seelenrettenden Protestantismus an die Formen des modernen Lebens, an den kap listischen Großbetrieb, an weltweite internationale Verbindungen und an die demokrati Gleichheit aller dem Werte nach bei strengster militärischer Rangordnung und eiser Disziplin." Vom einfachen Soldaten bis zum Major und Obersten, denen die Leitung Korps und Divisionen anvertraut ist, wird jeder feierlich verpflichtet, sich zur Durchführu des Heilskriegs zur Verfügung zu stellen. Alles Kirchliche ist völlig abgestreift und Zusammenkünfte mit ihrer zuweilen korybantischen Art der religiösen Werbung die nur dem einen Zweck, Sünder zu bekehren. Solche geretteten Seelen werden sofort Soldaten umgewandelt, um sich wieder der Rettung anderer zu widmen. In einer o ziellen Erklärung heißt es:

„Die Heilsarmee ist eine Streitmacht von Männern und Frauen, verbunden in heiliger L und Gemeinschaft, um die Menschheit dahin zu bringen, daß sie sich Gott unterwirft und die von Christus gebotene Rettung ergreift. Eine Armee wird sie genannt, weil sie organisier und geleitet wird nach dem Muster der großen stehenden Armeen der Welt, jedoch mit dem Un schied, daß ihr Zweck nicht ist, zu töten, sondern Menschen zur rettenden Erkenntnis der Wahr zu führen, welche ist in Jesus Christus."

Mag diese Nachahmung militärischer Formen zu mancherlei Bedenken Anlaß gel so hat doch andererseits der heroische Kampf dieser Heilsbrigaden gegen die leibliche seelische Verwahrlosung und moralische Massenverseuchung in den Großstädten aufrütte auch auf die kirchlichen Kreise gewirkt. Gegen die drei großen Schäden der Gesellscha ordnung: Alkoholismus, Prostitution und Verelendung wurde gleich von Anfang an Angriffsfeldzug eröffnet, der nicht nur zur Einzelhilfe, sondern auch zur Gründung zahlreichen Rettungsheimen führte. Der durch Arbeitslosigkeit in den letzten Jahrzehn

s vorigen Jahrhunderts in entsetzliche Armut versunkenen Bevölkerung suchte man durch
e Errichtung von Stadt-, Ackerbau- und Überseekolonien wieder ein menschenwürdiges
asein zu verschaffen. Schon 1885 wurden Einrichtungen geschaffen, um entlassene
träflinge durch vorübergehende Beschäftigung wieder einem geordneten Leben zurück-
geben und ihr Selbstvertrauen zu heben. Wie der Gründer des „Rauhen Hauses"
Hamburg, J. H. Wichern, für verwahrloste Knaben, so sorgte die Heilsarmee
„Nestern", wie man es schonend nannte, für verwahrloste Mädchen. Eine segensreiche
ätigkeit entfaltete sie auch durch die Wiederaufsuchung von Vermißten und durch die
eratung von Selbstmordkandidaten. Ihnen rief Booth die denkwürdigen Worte zu:
„Ehe ihr euch ins Wasser stürzt oder sonstwie umbringt, kommt zu uns, so unerträglich eure Leiden
ch sein mögen, und seht erst, ob die Heilsarmee nichts für euch tun kann. Ehe ihr das Letzte tut,
rsucht das Letzte!"

Die einzigartige Persönlichkeit des „alten Generals" war es denn auch, welche diesen
beinahe über die ganze Erde ausgedehnten Hilfs- und Rettungswerken bis zu seinem
912 erfolgten Tode den Stempel aufprägte. Von unbeugsamem Willen erfüllt, hatte er als
ösung seines Lebens das unermüdliche Vorwärtsstreben. Noch mit 80 Jahren, auf einem
uge erblindet, reiste er bis nach Japan von der ungeheuren Sehnsucht erfüllt, Seelen
r Gott und sein Reich zu gewinnen. Schnelldampfer und Expreßzug, Fernsprecher
id Telegraph, Stenographie und Schreibmaschine — alles mußte diesem einen und höch-
en Zweck dienen. In einem an seinem 80. Geburtstag geschriebenen Brief heißt es:
„Vor 65 Jahren erwählte ich die Errettung der Menschheit als höchsten Lebenszweck, und von
r Stunde meiner ersten Gebetsversammlung in dem kleinen Häuschen meiner Vaterstadt hat
es mein Leben regiert."

Und seine ihm geistig ebenbürtige Gattin bezeugte in einer öffentlichen Ansprache:
„Unser Ziel ist die Erleuchtung, Errettung und Veredelung des Volks. Dafür haben wir alles
opfert. Wir haben von der Aufrichtigkeit unserer Gesinnung den besten Beweis geliefert, in-
m wir unser ganzes Leben diesem Zweck dienstbar gemacht haben."

Und sein Sohn W. Bramwell Booth, der nach des Vaters Tod an die Spitze der Armee
at, rühmte von ihm, daß er „ein Napoleon im Heilskrieg der Liebe gewesen sei; aber
n Napoleon ohne dessen großen Fehler: die Selbstsucht... Er wußte überhaupt nicht,
as Selbstsucht sei." Der schweizerische Freund der Heilsarmee, der bekannte Völker-
chtslehrer und Schriftsteller Prof. C. Hilty in Bern hebt nachdrücklich hervor, „daß es
unserer modernen Geschichte das große Verdienst der Heilsarmee und besonders
ces ersten Leiters und seiner tapferen Lebensgefährtin bleiben werde, der Überzeugung,
r Welt könne nur durch Liebe geholfen werden, zuerst wieder Platz und Geltung
Tausenden von Herzen geschaffen zu haben gegenüber einer allgemein verbreiteten
aterialistischen Weltanschauung." Auch der bekannte englische Politiker Lloyd George
stand offen zu, daß „General Booth mehr praktische Guttaten vollbracht habe als alle
setzgebenden Körperschaften zusammen". Heute arbeitet die Heilsarmee in 73 Ländern,
rbreitet 83 Zeitschriften in einer Gesamtauflage von 1461880 Exemplaren und unter-
lt 1286 Sozialanstalten. Das Geld zu ihren Unternehmungen verdient sie sich großen-
ils durch Fabriken und Warenhäuser, in denen sie Tausende beschäftigt. Auch während
s Kriegs und in der Nachkriegszeit hat sie, mit den Quäkern wetteifernd, in allen Ländern
t der größten Aufopferung für die Linderung der Kriegsnöte gearbeitet.

So ist aus dem Schoße des Protestantismus eine neue „schlechthin" christliche, aber
solut konfessionslose Laienreligion ohne jegliche kirchlichen Formen und Einrichtungen
tstanden, in Gestalt einer nach Hunderttausenden zählenden Armee, die einzig beseelt
von dem Drang, die in Elend und Not versunkene Menschheit durch den Glauben an
versöhnende Liebe Jesu Christi zu erretten. Was William Booth als den einzigen
halt seines von christlichem Geist erfüllten Lebens ansah, das wird für alle Zeiten der
weis echten Christentums bleiben: Liebe zu üben durch die helfende rettende Tat.

Benjamin Waugh und die Kinderschutzbewegung

Von Harold Picton in Berlin-Mahlow

In den späteren siebziger Jahren ging eine Frau in New-York unter die Armen. einem Viertel wurde ihr berichtet, daß das fortwährende Schreien und Stöhr eines Kindes die Nachbarn entsetzte. Niemand konnte an das Kind heran, da die Mut es immer hinter geschlossenen Türen hielt. Die Frau wandte sich vergebens an Polizei und die Gerichte: so etwas falle nicht in den Rahmen ihrer Befugnisse; in ei solchen Angelegenheit gebe es keine Abhilfe. Die Frau dachte nach; es fiel ihr ein, daß in New-York einen Tierschutz-Verein gab, und sie schrieb an dessen Sekretär, daß in d ihr bekannten Viertel ein Tier schwer mißhandelt werde. Herr Burgh, der Sekret schickte sofort einen Inspektor in das betreffende Haus — dazu ermächtigte ihn das Ge — und der Inspektor war nicht wenig erstaunt, als er erfuhr, daß das Tier ein Kind ein Mädchen — war. Herr Burgh war aber nicht nur Beamter, er war auch Mensch; ließ Mutter und „Tier" vor das Gericht laden, und zum Staunen der ganzen Stadt wu die Mutter verurteilt und bestraft. Man fing an, an die Kinder zu denken und ein Kind schutz-Verein (Society for the Prevention of Cruelty to Children) wurde gegrün Die Idee machte Schule, besonders in Boston und Philadelphia. Das „Tier" lebt n und nimmt oft an Versammlungen des Kinderschutzvereins teil.

Thomas F. A. Agnew, Geschäftsmann und Bankier, wurde 1834 in Blackheath in Nähe von London geboren. Herr Agnew war nicht nur Geschäftsmann, er war, wie H Burgh, auch Mensch. (Der Welt wird nicht geholfen von Fachmännern, die nur Fa männer sind.) Im Jahre 1881 war Agnew in New-York und sah zum erstenmal Namen des Kinderschutz-Vereins. Agnew brachte aus Amerika alle Kinderschutz-Veri mit, die er auftreiben konnte, und machte Propaganda damit bei einflußreichen Bekann in Liverpool, wo er lebte. Der Bürgermeister (engl.: Mayor) berief eine Versamml ein, und Liverpool — die alte Stadt des Sklavenhandels — gründete einen Verein Verhütung von Grausamkeit gegen Kinder. Es gibt also manchmal doch Fortsch Allerdings war die bürgerliche Meinung sehr geteilt. Ein Vater schlug sein kleines Mäd mit der Faust derb ins Auge. Die Mutter meldete das der Polizei. Das entstellte Ge des Kindes war ein beredter Zeuge, und der Vater wurde zu drei Monaten Gefän verurteilt. Die Journalisten im Gerichtssaal konnten es kaum glauben, die Presse empört. Was, einen Mann bestrafen, weil er auf sein eigenes Kind loshaut? Unmögl Diese Empörung machte die Sache aber bekannt, und in London sagten sich zwei Frau solche Verteidigung der Kinder ist auch hier nötig. Die eine Frau war die Baronin A dett-Coutts, die andere Hesba Stretton, eine Schriftstellerin, die Verfasserin einer zählung „Jessica's first prayer", die seinerzeit in der ganzen Welt berühmt wurde, ihrer Schöpferin jedoch nur etwa M. 400 einbrachte. Hesba Stretton ka ich: eine feine, ruhige, abgeklärte Persönlichkeit, die auf mich in meiner Ju einen großen Eindruck machte. Agnew kam (etwa 1883) nach der englischen Hauptst um eine Bewegung zugunsten des Kinderschutzes in Gang zu setzen, und es war H Stretton, die ihn in seinem Hotel aufsuchte. Sie hatte kurz vorher ein Buch geschri „Allein in London", und als sie Agnew fragte, wie es ihm und seinem Vorhaben gi antwortete er: „Meine Lage ist die: ich bin allein in London." Hesba Stretton l und führte ihn am nächsten Tage nach Ludgate Hill zu Benjamin Waugh. Darnach er nicht mehr allein. Waugh war damals Herausgeber einiger Zeitschriften und Di bei der Firma Isbister. Sein Büro verwandelte er zeitweilig in das Büro des kommen Vereins. Eine Bittschrift mit vielen Unterschriften sollte an den Lord Mayor (Bürgerme

r City) geschickt werden, und Waugh, Agnew und ein Freund von ihnen, Reynolds, beiteten daran. Es war sehr heiß, und alle drei arbeiteten in Hemd und Hosen (damals vas Unerhörtes), und in dieser Tracht haben sie alle Bonzen der Großstadt empfangen. as war kennzeichnend — besonders für Benjamin Waugh. Sein ganzes Wesen steht mir utlich in Erinnerung. Ein kleiner Mann (es sind immer die Kleinen, die Tatkraft haben) t einem feinen Kopf, bärtig und mit langen welligen Kopfhaaren. Seine Augen waren ll und schienen einen zu durchdringen, das Gesicht beweglich und sein Lächeln besonders winnend. Früher ist er Prediger gewesen, aber von diesem Beruf hatte er sich zurück= zogen: er war nicht orthodox, er war nur die Menschenliebe selbst. 1839 geboren, war etwa 44 Jahre, als er mit Agnew in dieser Sache der Kinder das Gewissen der Groß= dt aufrüttelte. Der Lord Mayor berief eine Versammlung ein, in der Leute aller po= ischen und religiösen Richtungen vertreten waren, und die Londoner „Society" wurde gründet. Später ist dieser Verein durch ein besonderes Gesetz in die „National Society r the Prevention of Cruelty to Children" mit besonderen Rechten und Befugnissen ngewandelt worden.

Es ist fürchterlich daran zu denken, wie viel Grausamkeit dieser Verein an den Tag bracht hat. Kinder, die jahrelang eingesperrt waren, die mit glühendem Eisen ge= ltert wurden, die fortwährend grausam verprügelt wurden usw. Säuglinge wurden it Drogen künstlich krank gemacht, damit die bettelnde Mutter aus dem Mitleid der assanten Gewinn ziehen konnte. Leider ist die Tätigkeit des Vereins immer noch nötig, e folgende Fälle aus diesem Jahre beweisen:

Eine Blumenfrau in Dublin hatte ein Kind von 15 Monaten bei sich auf der Straße, dessen eider vom Regen so durchnäßt waren, daß man sie auswringen mußte. Die Frau gab zu, daß das Kind als Lockmittel bei sich habe. Ein Vater in Durham hat seine Tauben seinen Kindern rgezogen; die Haupthaushaltsausgabe war für Taubenfutter, dann Alkohol für ihn selbst. Ein beitsloser Briefträger in Rhondda (Süd=Wales) legte seine Arbeitslosenunterstützung in Bier , die Familie lebte von Brot und Wasser, und der eine Bub ist in der Schule wegen Unter= nährung in Ohnmacht gefallen. In Rotherham wurde ein fünfjähriges Mädchen von einem Arzt tersucht und der Befund war folgender: Wunde und Blutklumpen an der Stirn, Wange und efer schwer gequetscht, beide Augen blaugeschlagen, zwei kleine Wunden am Kinn, eine Wunde n Hals, der ganze Rücken und beide Arme voll blauer Flecken, blaue Flecken auch an der Brust, oße Streifen rohen Fleisches an Rücken und Armen, wahrscheinlich durch glühendes Eisen ver= sacht, die Arme septisch. Das waren die Folgen der Behandlung durch die Stiefmutter.

In einem Fall wie dem letzten kann man das Kind retten, aber an Bekehrung der Misse= terin durch Strafe ist kaum zu denken; es gibt aber Fälle — hauptsächlich solche der Ver= chlässigung und der Gedankenlosigkeit — wo die Strafe doch wirkt. Einmal wurde ein istiger und etwas trotzig aussehender Mann bei Waugh gemeldet. „Sie sind es", sagte „der mir sechs Monate Gefängnis eingebracht hat." Waugh rückte seinen Stuhl etwas her ans Telephon. „Einmal war ich einige Wochen im Gefängnis", fuhr er fort, „das ir aber nicht genug. Der letzte Richter hat seine Arbeit besser verstanden, und ich bin kommen, um dem Verein persönlich meinen Beitrag zu überreichen." Er war eigens rit gereist, um Waugh persönlich zu sehen. Viele Eltern schätzen die Arbeit des Vereins ch, und im letzten Jahre (1927/28) haben 5563 ihn in eigener Sache um Rat gebeten. e Gesamtsumme der Fälle für das Jahr war 38774 und der Kinder 98158. In den Nachkriegsjahren hat der Verein 970264 Kindern geholfen.

Unendlich viel Leid hat dieser Verein beseitigt oder gemildert, und seine Tätigkeit hat ohne Zweifel dazu beigetragen, die Öffentlichkeit aufzuklären und für Grausam= keit empfindlicher zu machen. Agnew war der Gründer, Waugh der Leiter der Bewegung. Was für ein Mensch war Waugh? Eine kleine Begebenheit wird seinen Charakter ver= anschaulichen. Einige, die ihn hoch schätzten und liebten, hatten ihm eine goldene Uhr mit Kette geschenkt. Die Uhr war ihm als Andenken an diese Getreuen unersetzlich, und

eines Tages wurde sie ihm auf der Straße von einem Taschendieb weggeschnappt. Wa
rannte dem Dieb nach, holte ihn ein, warf ihn zu Boden und hielt ihn da, bis der Sch
mann kam. Als der Dieb vor das Gericht kam, sagte der Richter: „Aber Herr Wau
Sie sind ein kleiner Mann und der Angeklagte sieht kräftig aus; wie haben Sie das,
Sie erzählen, gemacht?" „Na, das war ein Kniff, den ich schon in der Schule gelernt hat
Waugh hatte seine Uhr zurück, der Dieb mußte büßen, aber dann kam das Christliche
Waugh auf, das so selten bei den Christen zu sehen ist. Für Waugh war der Dieb Men
wie er selbst: jetzt wollte er ihm helfen, suchte ihn im Gefängnis auf und sorgte dafür,
er Arbeit bekam. Diese kleine Episode hat Waugh selbst meinem Vater erzählt. Ener
und Liebe waren also im Charakter unseres Freundes eng verbunden, aber von der Se
mentalität die schwächend wirkt, hatte er so gut wie nichts.

Die Grausamkeit war für ihn die einzige Sünde, sonst war er kein Moralist. Wer A
ralist ist, kann kein Christ sein im Sinne der Jüngerschaft Christi. Die Prostitution
ihm verhaßt, weil das System viele Tausende erniedrigte, und noch mehr verdamm
er eine kaltblütige Verführung; aber die Liebe, deren Wege so unberechenbar sind, kon
er nie verdammen, d. h. er konnte selbst nie grausam sein. Es war also symbolisch,
ihn einmal ein Telegramm erreichte mit der einfachen Anschrift: Cruelty man Lond
(etwa: Grausamkeitsgegner London). Zu solch einem Symbol ist er geworden, zu eine
der die Hände über die Großstadt ausstreckte, den ungeliebten Kindern entgegen.

Aber selbst Kindern gegenüber war er nie schwächlich sentimental. Ein Bub, der dum
Streiche machte, sollte, seiner Meinung nach, gerade genug hintendrauf bekommen, um
daran zu erinnern, daß das nicht so gehe. Die Sentimentalen und Lebensfernen wa
entsetzt, denn es gab auch damals Leute, die den Körper für verwundbarer und heili
hielten als die Seele, wie auch Leute, die nur durch süße Worte alles gut machen wollt
Leider werden die Worte solcher Leute sehr giftig, wenn man sich nicht ihren Ideen fü
Benjamin Waugh mußte es erfahren, wie so viele es erfahren haben, daß nicht die offen
sondern die geheimen Feinde die schlimmsten sind. Solche Kritiker haben ihn immer t
folgt und schnüffelten ständig nach irgendeiner Schwäche oder irgendeinem Fehler. Schli
lich haben sie es so weit gebracht, daß es (1897) am besten schien, alle Anklagen von ein
Ausschuß untersuchen zu lassen. Lord Herschell war der Vorsitzende, und der Bericht
Waugh gänzlich gerechtfertigt. Ihm aber war Vertrauen eine Lebensbedingung und je
Hauch des Mißtrauens wie Gift. Einer, der ihn gut kannte, schrieb: Waugh starb
Jahre 1908, er wurde aber schon von der Herschell-Untersuchung getötet.

Ein Mensch wie Benjamin Waugh konnte kein Speichellecker sein. Was für einen M
schen er vor sich hatte, das war für ihn die einzige Frage; Fürst, Gelehrter oder Arbei
das war ihm gleich. Auch dadurch hat er sich Feinde gemacht; die Hohen haben es n
gern, wenn sie als Menschen betrachtet werden. Eine große Dame (die vergessen h
Frau zu bleiben), bat Waugh, bei ihr vorzusprechen. In einer Hütte auf ihrem Gut wo
ten Eltern, deren Kinder gänzlich verwahrlost waren. Die Sache war schon vor Wa
gekommen, und die hohe Dame beabsichtigte durch diese Unterredung Waugh von
geplanten gerichtlichen Schritten zurückzuhalten und die Angelegenheit zu vertusch
Sonst würde es einen so schlechten Eindruck machen, auf die Gutsverwaltung zurückfa
usw. Kein Wort über die Kinder und ihr unverschuldetes Leid. Die Gräfin — denn
war eine Gräfin — war einfach nicht Mensch genug, einen Benjamin Waugh zu verstel
sonst hätte sie nie geglaubt, daß ihr Titel und ihr Glanz ihn von seiner Pflicht zurückha
würde. Da er seiner Pflicht treu blieb, zog sie ihren Beitrag zum Kinderschutz-Verein zu

Geld war für ihn nur Mittel zu einem höheren Zweck, und er war immer überze
daß das nötige Geld kommen würde. Für sich brauchte er wenig. Zehn Jahre l
arbeitete er ohne Gehalt an dem Aufbau der „Society"; für ihn war diese Arbeit Leb
inhalt geworden. Solch eine Begeisterung ist etwas Großes, hat aber auch ihre Nacht
Einseitigkeit ist blind, sieht nicht, daß sie andere aufopfert, um ihre Zwecke zu erreic

augh, obgleich ein großer Kerl, war doch Mensch, und auch er ist nicht der Blindheit der
ßeitigen Begeisterung entronnen. Die finanzielle Lage der Firma Isbister war keine
inzende, und Waughs zwei Pflichten kamen in Konflikt. Sein Herz aber war bei den
ndern, und so mußte ein anderer immer mehr von seinen Verlagsarbeiten mit über-
hmen. Der andere war ein sehr gewissenhafter, ruhiger Schotte, einer derjenigen,
e dazu geschaffen sind, Lasten freiwillig auf sich zu nehmen. Aber die Mehrarbeit war
ließlich zu viel, und er brach zusammen. Man kann annehmen, daß das nicht der einzige
mal war, doch ganz sicher war er ein wichtiger. Wenn ich nicht irre, hat er sich selbst
tötet. Begeistert zu sein, ohne blind zu werden, ist wenigen gegeben. Ich habe das er-
ähnt, weil mir die Schilderung makelloser Helden eine Sünde gegen die Wahrheit scheint.
Wie alle, die schöpferisch wirken, hatte Waugh einen festen Glauben. Er glaubte an das
eltall, und er glaubte an sein Werk, und die zwei Glauben hingen eng miteinander zu-
mmen. Einmal, als der Verein sein Konto bei der Bank schon längst überschritten hatte
d es so aussah, als ob ihm kein weiterer Kredit mehr bewilligt würde, schrieb Waugh
nem Assistenten (und späterem Nachfolger) Parr: „Wir brauchen uns keine Sorgen
machen, Ebenezer muß und wird noch errichtet werden. Wenn ich nicht an eine göttliche
eltordnung glauben würde, säße ich wirklich schön in der Patsche." Ein anderes Mal
ar für laufende Ausgaben kein Geld mehr da. Als Waugh bei seinem Mittagessen in
nem Restaurant saß, setzte sich ganz unerwartet ein Freund zu ihm, der sonst nie dieses
estaurant besuchte. Der Freund entdeckte, daß er, ganz gegen seine Gewohnheit, sein
heckbuch bei sich hatte und schrieb sofort einen Scheck über 1000 Pfund.

Waughs Gedankengang war oft wenig alltäglich und seine Äußerungen waren ent-
rechend. Ein Bekannter wurde erwähnt. „Was halten Sie von M.?" wurde er gefragt.
Ich habe ihn gern und kann ihn nicht leiden", kam die Antwort. Eines Tages, als er bei
s war in meinem Elternhaus in Wales, rüstete ich mich zu einer kleinen Wanderung
er die Berge. „Wo willst du hin?" fragte Waugh. „Nirgendwohin", sagte ich, denn
h hatte kein festes Ziel. „Herrlich!" rief er, „Eine Fahrt nach Nirgendwo, von Harold
icton, mit Abbildungen!" Unser Freund hat jetzt seine Fahrt zu dem unbekannten Ziel
macht, sie wird aber, glaube ich, keine Fahrt nach Nirgendwo sein.

Durch seine Persönlichkeit hat Waugh gewirkt, von Herz zu Herzen, und solchen Menschen
werden die Tore der Wunderwelt geöffnet. Wie mein Freund Edward Carpenter schreibt:
hese are they who dream the impossible dream — and it comes true.

Meinem Freunde K. E. Markel, der in England, während des Krieges unausgesetzt
nd als internationale Tat) für die deutschen Kriegsgefangenen und Internierten arbeitete,
immer wieder das Unmögliche möglich geworden. Kriegsministerium und englische
ommandanten unterlagen dem Zauber seiner Persönlichkeit, und vielleicht reagieren
ch unsichtbare Mächte auf solch einen Zauber — warum nicht? Jedenfalls kam zu ihm
rade im rechten Augenblicke so oft das ersehnte Unmögliche, daß seine Mitarbeiter einen
chen Fall einen „Markel" zu nennen pflegten. Mit Kenntnissen allein kann man nicht
uubern, auch mit dem Verstand nicht, nur mit der Magie der Persönlichkeit, der Magie
s Ichs, der alle Wissenschaft lächerlich fern bleibt. Ein gelehrter Freund von mir verlor
ne Lebensgefährtin, deren Geist und Liebe ihm das Leben verklärt hatte. Ein Psycholog
n mit seinen Kenntnissen zu ihm und zeigte sich als armer, hilfloser Narr; ein früheres
enstmädchen schreibt ihm und tritt sofort in das Heiligtum des Leids, ohne es zu ent-
hüllen. Sie hatte keine Theorien und konnte als ganzer Mensch reagieren. Jeder von
s wird Menschen und Familien kennen, die ihm, durch ihr bloßes Dasein, das Leben
reichtern und ihm Wert geben. Selten sind sie reich, selten sind sie gelehrt, haben aber
s, was kein Reichtum und keine Gelehrsamkeit uns gibt — ja was diese eher vernichten
- ein unverletztes Ich. Durch dieses unverletzte, unverdorbene, unzerstückelte Ich wirkte
Benjamin Waugh. Vielleicht hat er sich (wie wir alle) zu sehr bemüht etwas zu erreichen,
nn das Größte, das er erreichte, kam von selbst, weil seine Persönlichkeit es heranlockte.

Schrifttum

Zusammenfassende Schriften: Wilhelm Liese, Geschichte der Caritas (Caritasver Freiburg i. Br. 1922). Umfassende, objektive Entwicklungsgeschichte der Caritas vom ch lichen Altertum bis in die Neuzeit. Der 1. Band unterrichtet über die Allgemeine Geschichte Caritas, der 2. über die Träger der Caritas: Spitalgemeinschaften, Barmherzige Schwestern Brüder, sonstige caritative Genossenschaften; Anstalten und Vereine der Jugendlichenfürso für Arme und Kranke, Gesunkene usw. Biographische Notizen und Literaturangaben, die a Wesentliche enthalten.

Friedrich Zange, Zeugnisse der Kirchengeschichte (C. Bertelsmann, Gütersloh 1913). Quell stücke mit verbindendem Text, der über die wichtigsten Tatsachen der Kirchengeschichte beric und biographische Angaben über die entscheidenden Persönlichkeiten enthält; die protestanti Caritas der Neuzeit ist verhältnismäßig eingehend behandelt.

Über A. H. Francke: Armin Stein, A. H. Francke, Zeit- und Lebensbild (4. Auflage, Bu des Waisenhauses Halle a. d. S. 1914). — Fedor Sommer, A. H. Francke und seine Stiftun (Buchh. des Waisenhauses Halle a. d. S., 1927).

Über Don Bosco: Don Bosco. Nach Fil. Crispolti bearb. von Friedrich Ritter v. Lama (Freib i. Br. 1922, Herder u. Co.) Darstellung des Lebenswerks, gestützt auf die große Biographie Lemoy

Über Kolping: Klass. kath. Sozialphilos. Bd. 2: Theodor Brauer, Adolf Kolping (Freib i. Br. 1923, Herder u. Co.) Kurze Biographie, Darstellung der Gedankenwelt und des Wer

Über J. H. Wichern: Lebensbild von Martin Gerhardt: Johann Hinrich Wichern Bd. I Jug und Aufstieg (1808—1845), 1927; Bd. II Höhe des Schaffens (1846—1857), 1928; Schlußbani Vorbereitung (Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg); ds. weitere Literatur. — Der junge Wich Jugendtagebücher J. H. Wicherns, hersg. von M. Gerhardt, 1925 (Agentur des Rauhen Hau Hamburg).

Über Löhe: Wilhelm Löhes Leben. Aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt. 3 L 3. Aufl. 1901 (Verlag der Diakonissenanstalt Neuendettelsau). — Schriften „Aus der Diakonis anstalt Neuendettelsau": Heft 1: D. H. Lauerer, Pfarrer Löhe, Ein Lebensbild; Heft 2 und Löhe Worte I und II, ges. von Pfarrer J. Götz; Heft 4: D. H. Lauerer: Die Entstehung der D konissenanstalt. — D. H. Lauerer, Die Diakonissenanstalt Neuendettelsau, 1928.

Über Bodelschwingh: Die grundlegende große Biographie „Friedrich von Bodelschwi Leben und Lebenswerk, dargestellt von seinem Sohne Gustav v. Bodelschwingh", 2. Aufl. 1 (jetzt Verlagshandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld); vgl. Hofmillers Rezension im März 1924 der S. M. S. 267. — Rud. Burckhardt, Vater Bodelschwingh, Erinnerungen an sein Leben Wirken (Verlag der evangelischen Gesellschaft St. Gallen). Burckhardt hat selbst die blaue Schürze tragen und ist damals und später in enge persönliche Beziehung zu Bodelschwingh getreten. gibt keine zusammenhängende Biographie, sondern eine Sammlung von Einzelschilderungen, weise anekdotischer Art, die sich aber doch zu einem Gesamtbild runden. Seine eigenen Eri rungen werden glücklich ergänzt durch die Erinnerungen anderer Mitarbeiter und Freunde Friedrich v. Bodelschwingh, Bilder aus seinem Leben und Werk, bearbeitet von W. Schle (Velhagen und Klasings Jugendbücherei, 1926).

Über Joseph Probst: Joseph Probst in seinem Leben und Wirken, Mühldorf 1902; h schriftliche Autobiographie im Hausarchiv der Anstalt Ecksberg.

Über Joh. Ev. Wagner: Kurze Biographie von seinem Nachfolger Magnus Niedern (Sonderdruck Freiburg 1912).

Über Dom. Ringeisen: Biographie von Franz X. Kerer (1927, Verlag Manz, Regensbu Auszüge aus einer Handschrift: Unterschiedliche Erinnerungen an Ringeisen und Ursberg aus Zeit 1899—1904 von Benefiziat Josef Pemsel, in einer Broschüre Ringeisen (1904) und im berger St. Josefsboten, 30. Jahrg. Nr. 3 (März 1927). — Den Lesern wird aufgefallen sein, viele Berührungspunkte Ringeisen mit Bodelschwingh hatte. Sie haben sich im Leben gekannt gegenseitig verehrt.

Über Booth: P. A. Clasen, Der Salutismus (Jena 1913, E. Diederichs.)

Eine Reihe einschlägiger Persönlichkeiten (Bodelschwingh, John Howard usw.) hat Leo Egloffstein in der von ihm mitherausgegebenen Zeitschrift „Hellauf" (Verlag Gesundes Le Rudolstadt i. Th.) behandelt. Ein lesenswertes Schriftchen Egloffsteins auch in Hendels Bibl. der samtlit.: John Gough, Seinen Lebenserinnerungen nacherzählt — die Selbstbiographie eines wohnheitstrinkers, der außer sich selbst noch 200 000 Andere vom Schnapstrinken gerettet hat.

Zum ersten Korintherbrief Kapitel 13

Den Lesern der S. M. als Weihnachtsbetrachtung 1928

Der Brief ist gerichtet an die Korinther. Aber wenn jemand sich einbilden wollte, der Apostel Paulus habe ihm nicht geschrieben, so würde dieser sagen: Du weißt ganz t, daß, wenn ich an die Römer, die Korinther, die Epheser, die Galater, die Philipper, Kolosser, die Thessalonicher, Titus, Timotheus und vielleicht an die Ebräer schrieb, ich an h geschrieben habe, weil es in der Welt, in der ich lebe, keine Zeit und keinen Raum gibt. Das Kapitel 13 untersucht das Element, von dem in den Schlußworten des vorhergehen- n Kapitels angekündigt ist, daß es über allen, auch den höchsten geistigen Gaben stehe. Ind noch einen vorzüglicheren Weg will ich euch zeigen."

Es hat die Form eines Kapitels der Experimentalchemie. Reaktionen werden angegeben deren Eintreten oder Nichteintreten man das Vorhandensein oder Nichtvorhanden- n des Elements erkennen kann.

Es ist zu befürchten, daß alle positiven und negativen Reaktionen stimmen müssen, vor das Element als vorhanden angenommen werden kann. Daß eine Reaktion, die cht stimmt, alle Reaktionen, die stimmen, in diesem Sinne bedeutungslos macht.

Dieser Anfang bildet die **laudatio**, wie sie der Professor vorausschickt, um Bedeutung, Wichtigkeit, Würde des Gegenstands ins Licht zu stellen.

Aber der Apostel geht weiter als der Professor, der bis zu einem gewissen Grad die andern cher auch gelten läßt; der Apostel sagt geradezu, daß alle andern Fächer wertlos sind. Die ersten Worte — Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete — sind ein guter fang für einen Redner und Schriftsteller. Die Sprache, die bei Rednern und hriftstellern für das Betätigungsfeld gehalten wird, wird hier für nichts gesetzt. Und hr als Engelszungen kann man von Rednern und Schriftstellern nicht verlangen. s Fach, das mit den ersten Worten für wertlos erklärt wird, ist also das eigene. Himm- he Reden oder Schriften, wenn in ihnen irgend etwas anderes enthalten ist, mit ihnen end etwas anderes gesucht wird als das weiterhin zu bestimmende Element, sind nichts. weit geht der Apostel mit den ersten Worten noch nicht; das ergibt sich aber aus der antwortung der Frage, ob das Element dauernde Verbindungen eingehen kann.

Der erste Vers sagt, was Reden und Schreiben an sich sind. Ein tönendes Erz und eine igende Schelle sind Symbole der Wirkung; jenes ruft die Menschen im Krieg, diese t sie im Frieden zusammen. Sie werfen Sinneseindrücke zurück, sind das fürs Ohr, s der Spiegel (Vers 12) fürs Auge.

Der Apostel sagt absichtlich: „wenn ich ... redete", nicht „wenn ihr ... redetet." Zu rteilen, wo das Element vorhanden ist, ist nicht unsere Sache, außer bei uns.

Im zweiten Vers ist eine Stufenfolge für den Wert der mystischen Gaben angedeutet, r ausführlicher im vorhergehenden Kapitel (Vers 8—10) und später (Vers 8) für ihre Dauer. Diese Gaben sind aber nicht entscheidend. „Viele werden an jenem Tag zu mir en: Herr, Herr! haben wir nicht geweissagt in deinem Namen? Haben wir nicht Teufel ausgetrieben in deinem Namen? Haben wir nicht viele Wunder gewirkt in deinem Namen? Alsdann werde ich ihnen bekennen: ich habe euch niemals gekannt, weichet von mir, ihr Übeltäter!" (Matth. 7, 22 f.)

Die Erkenntnis (Gnosis), die nach Weissagung und Geheimnissen genannt wird und vielleicht über sie gestellt werden soll, ist die von den Erscheinungen losgelöste Erkenntnis des Wesens.

Auch der Glaube, die im Römerbrief behandelte Grundlage der Seligkeit, wird hier den Gaben gerechnet, die nicht ausreichen. Warum, wird später (Vers 13) gesagt.

1. Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. 2 Und wenn ich Weissagung hätte und wüßte alle Geheimnisse und jede Erkenntnis und hätte allen Glauben, so daß ich Berge versetzte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. 3. Und wenn ich alles mir Gehörige austeile und wenn ich meinen Leib hingebe, damit ich verbrannt werde, hätte aber die Liebe nicht, so nützte es mir nichts.

Im dritten Vers werden Wohltun und Selbstopfer zwar als wertlos ohne Liebe erklä womit aber nicht gesagt ist, daß sie überhaupt wertlos seien. Vielleicht sind sie sogar n wendig, weil nur bei einer bestimmten Zusammensetzung der Retorte das gesuchte Elem rein dargestellt werden kann.

(Fioretti des hl. Franziskus Kap. 8 nach der Übersetzung in Franziskus-Legenden von Dr. Heribert Holzapfel: „wenn auch ein minderer Bruder die Sprache der Engel redete . . ." „w ein anderer Bruder auch die Sprachen aller Völker und alle Wissenschaft und Schriften verstä ja wenn er sogar die Zukunft voraussagen und die Herzen der Menschen offenbaren könnte . . so wäre das nicht die vollkommene Glückseligkeit.)

4. Die Liebe ist langmütig, ist freundlich, sie ist nicht neidisch, sie bläht sich nicht auf.

Hier kommt die Seele in das Laboratorium der Welt. Anreize zum Jähzorn, Anre zur Feindseligkeit werden mit ihr zusammengebracht. Wenn das gesuchte Elem in ihr enthalten ist, so ist sie geduldig, langmütig und bei Feindseligkeiten freundl

Von heiligen Menschen wissen wir, daß Anwandlungen zu Zorn und Ungeduld (du das Mißverhältnis des raschen Zeitmaßes ihres Erlebens zum langsamen der Umw bei ihnen besonders heftig waren. Gewiß auch beim Apostel Paulus.

Es ist also nicht zufällig, daß die Langmut an erster Stelle angeführt ist. Wenn die La mut nicht von vornherein und unter allen Umständen durchgeführt wird, so bleibt Entwicklung der andern Merkmale gar keine Gelegenheit. Geduld ist die Voraussetzu für das Wachstum des Guten, weil dieses nicht willkürlich hervorgebracht werden kann, sond in uns gepflanzt ist. „Seid also geduldig, Brüder, bis zur Ankunft des Herrn. Siehe, Ackersmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde, er harret geduldig, bis sie den Fr und Spätregen empfängt. So seid auch ihr geduldig und stärket eure Herzen. Denn Ankunft des Herren nahet sich." (Jakobus-Brief 5, 7 f.)

Erst nach der Langmut wird die Freundlichkeit genannt. Freundlichkeit könnte sich eine vorübergehende Eigenschaft sein. Man kann vorübergehend Zorn, sogar Gr samkeit besitzen. Nicht Liebe. Die Freundlichkeit, die hier gemeint ist, muß also bestär sein, weil sie mit Langmut verbunden ist. Es geht nicht an, so wie Dusterer im Gwiss wurm, als ihn der Grillhofer erinnert: „Ja, aber wo bleibt denn da die christliche Nächs liebe?" zu antworten: „Richtig, richtig, die hon ich beispielmäßig ganz vergessen." Le darf man auch nicht wünschen, daß andere die Bosheiten ausführen, die man selbst n ausführen darf; denn die Bestimmungen dieses Verses gelten auch für die anderen.

Es sind hier zwei Proben genannt, die positiv ausfallen müssen, dann in diesem L und den folgenden acht Proben, die negativ ausfallen müssen, zum Schluß fünf posit

Die negativen, die in diesem Vers beginnen, zeigen, daß das zu untersuchende Elem von außen nicht beeinflußt werden kann. Also nach außen auf Haß und Liebe, überh auf die Umwelt, scheint es nicht zu reagieren.

Das zeigt, daß es nicht auf das Vorhandensein anderer Wesen angewiesen ist. Sind vorhanden, so ist es langmütig und freundlich. Der mit ihm oft verwechselte Eros be des Unvollkommenen.

Unter den negativen wie unter den positiven Reaktionen steht an erster Stelle, daß Element nicht auf Stoffe außerhalb der Retorte reagiert. Daß uns, mit einem Platoni und Bayerischen Bild gesprochen, der Gaul nicht durchgeht.

Das Eifern, der Neid, das Sichaufblähen ist auf das Vorhandensein von anderen gewiesen. Sich aufblähen kann man nur in der Spiegelwelt, denn es ist auf andere rechnet. Das Selbe gilt vom Ehrgeiz (Vers 5), der ohne Vergleichen nicht möglich ist. ein Element das unzerstörbar ist, kann nicht Eigenschaften haben, die an das Vorhan sein einer Spiegelwelt gebunden sind.

Mit dem evangelischen Bild kann man den Inhalt des Verses vielleicht so umschrei Das Unkraut, das den guten Samen am meisten erstickt, ist jene Ungeduld, die den A schen nicht zu seinem besseren Selbst kommen läßt. Sie ist dasjenige Unkraut, das

n und dort, sondern auf dem ganzen Acker wuchert und den in ihm enthaltenen guten amen erstickt. Ärgern und Zürnen läßt den guten Samen nicht zur Entwicklung kommen. enn aber alles Unkraut ausgereutet würde, so daß die einzige Pflanze die kein Unkraut alles Erdreich und alles Wasser für sich hat, so gedeiht sie und umfaßt die Welt. Man nnt sie dann Liebe Gottes. Wir werden später sehen, daß das Element, wenn es keine erbindungen mehr gibt, auch anders heißt.

(Fioretti Kap. 8: „Unter allen Gaben des Heiligen Geistes, welche Christus seinen Lieblingen rliehen hat und noch immer verleiht, ist die größte sich selbst besiegen und freiwillig um Christo llen und aus Liebe zu Gott Schmach leiden. Denn in all dem Wunderbaren, von dem wir eben redet haben, können wir uns nicht rühmen, weil es nicht unser, sondern Gottes Werk ist. . . Im reuz der Trübsal und Bedrängnis dagegen können wir uns rühmen; denn das ist unser.")

5. Sie ist nicht ehrgeizig, sucht nicht das Eigene, sie läßt sich nicht erbittern, denkt nicht das Schlechte.

Auch der Ehrgeiz, wie der Zorn eine Eigenschaft phantasiebegabter Menschen, ist Heiligen eigen gewesen und wie der Zorn von ihnen überwunden worden, bevor sie it dem Dichter sagen konnten:

Hier war die Macht der Phantasie bezwungen,
Schon aber folgten Will und Wünschen gerne,
Gleichwie ein Rad, gleichmäßig umgeschwungen,
Der Liebe, die beweget Sonn und Sterne.

Von der Gerechtigkeit erwartet man, daß sie nichts Fremdes begehre, von der Liebe gt der Apostel, daß sie nicht das Eigene begehre. Es gibt hier keine Unterscheidung nerhalb des körperlichen und des geistigen Besitzes „denn durch Einen Geist sind wir alle Einem Leib getauft" (Vers 13 des vorhergehenden Kapitels).

Vielleicht ist das Sicherbittern der höchste Grad von Eifern und fehlender Langmut. ielleicht aber ist es die Reaktion auf Schlechtes, das wir nicht denken sollen — wenn es htig verstanden ist, daß mit dem Schlechten nicht irdische oder ewige Leiden, sondern das ißliche gemeint ist, womit wir uns nicht befassen sollen, um unsre Seele nicht zu verreinigen. Unter dem Schlechten mag Erotisches mitbegriffen sein, vielleicht liegt es er außerhalb des Gesichtskreises des Kapitels — so weit sind Dinge auseinander, die m in den neueren Sprachen mit demselben Wort bezeichnet.

6. Sie freut sich nicht über Ungerechtigkeit, freut sich aber über die Wahrheit.

Mit den Worten „freut sich nicht über Ungerechtigkeit" wird etwas über das Verhalten zu den Mitmenschen gesagt, erläutert durch den ersten Johannes-Brief (3, 10 und 4, 12): „Darin erkennt man die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels: Jeder, der nicht echt ist, ist nicht aus Gott und wer seinen Bruder nicht liebt."

„Niemand hat Gott jemals gesehen. Wenn wir aber einander lieben, so bleibt Gott in s, und seine Liebe ist in uns vollkommen."

Das Wort, daß sie sich an der Wahrheit freut, ist neben dem Schluß des Matthäus-Evange-ms die Heiligung der Wissenschaft.

Die Antithese zwischen Wahrheit und Ungerechtigkeit ist wohl darin gelegen, daß Unge-htigkeit nicht ohne Unwahrheit möglich ist.

7. Sie erträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles.

Sie erträgt Alles . . . sie duldet Alles. Bei der Umwandlung von Paulus (Apostelgeschichte 9, 16) heißt es: „Ich will ihm zeigen, wie viel er um meines Namens willen oen muß." Also nicht „wie viel Freude er durch meinen Namen haben wird." Das wirft Licht auf den Charakter des Paulus.

Glaube und Hoffnung werden als Ausblicke der Liebe eingeführt. Wenn es im nächsten rs heißt, daß die Liebe nimmer aufhört, so könnte man das dahin verstehen, daß Glaube d Hoffnung aufhören. Da ist aber aufschlußreich, was die hl. Therese v. K. J. sagt lbstbiographie, 28. bis 31. Tausend der deutschen Ausgabe, S. 78): „Schon schwan-Glaube und Hoffnung aus unseren Seelen, denn die Liebe ließ uns ihn, den wir ten, bereits hienieden finden." An dieser Stelle versteht man, daß die Liebe Gott Angesicht zu Angesicht sieht, daß hiergegen Glaube und Hoffnung Spiegel sind, ch die man Gott sieht (Vers 12). „Schleier des Glaubens" sagt Therese (ebenda S. 157).

Die Reaktionen, deren Aufzählung in diesem Vers abgeschlossen wird, sind insgesamt gültig, wenn sie in der Retorte stattfinden, d. h. ohne Einwirkung von außen. Auch o eine Spiegelung in guten Menschen oder der Nachwelt. Auch der Gedanke an die Na welt ist eine Verhaftung im Zeitlichen, die bei dem in Rede stehenden Element nicht m lich ist, weil die Unzeitlichkeit zu seinen Merkmalen gehört. Der Gedanke an Tote ist ke Störung der Reaktionen.

8. Die Liebe hört niemals auf, wenn auch die Weissagungen aufhören, wenn auch die Zungen ein Ende nehmen und wenn auch die Erkenntnis vergeht.

Hier beginnt der Ausblick auf die letzten Dinge.

Man kann vielleicht in der Prophetie, dem Zungenreden, der Gnosis, eine Reih folge sehen in dem Sinn, daß die Prophetie die unterste Stufe der Versenkung sei, die Z gen (die Kunst) eine höhere, das sich nicht mehr äußernde innere Schauen eine noch höh

Nichts ist gesagt über die irdische Wirkung der Liebe (wirken können ein tönendes und eine klingende Schelle); nur über die Dauer: wenn alles verfällt, wird sie allmäc sein. Es ist aber nicht gesagt, daß sie hier allmächtig sei. Wäre sie das, so hätte Chri die ganze Welt mitgezogen. Allmächtig ist sie nur im Innern. Während Geist, Leistu Erkenntnis zerstört werden kann, ist sie unzerstörbar. Das Einzige, das, wenn unser B im Buch des Lebens zu Ende ist, in ein anderes Buch übertragen wird. Also das Ich das All sind kommunizierende Gefäße — ein nicht auszudenkendes Bild.

Die Reihenfolge der göttlichen Gaben nach ihrer Wirkung auf andere wird im näch Kapitel behandelt.

Dauernde Verbindungen kann also das Element, das bei niedrigeren Wärmegra sich mit Glauben und Hoffnung verbindet, nicht eingehen; denn zum Schluß zerfallen Verbindungen und es bleibt allein übrig.

9. Aus Stücken erkennen wir und aus Stücken weissagen wir. 10. Wenn aber das Vollkommene kommt, dann wird das Stückwerk aufhören.

Die Liebe ist die Levitation dieses Weltsystems, und das Vollkommene ist der Pu zu dem sie hinzieht.

Durch die Gravitation, den Geist der Schwere, wird alles herabgezogen und zum Stückw

Zu diesem Stückwerk gehört die uns umgebende Welt. Das Element bedarf ihrer n Und dann, wenn nichts mehr vorhanden ist, womit es sich verbinden oder was es abst kann, kann man ihm einen andern Namen geben:

Im Traktat über die Abgeschiedenheit stellt Meister Eckhart die Abgeschiedenheit über Liebe unseres Kapitels. Diese Liebe hebt, im Gegensatz zur Eigenliebe, die Individua auf, und wer ganz von ihr erfüllt wäre, der wäre abgeschieden. Nur Gott anzuscha ist in dieser Welt keinem gegeben. Es sei denn, er sähe in den Geschöpfen auch nur G Das nennt man Liebe. Man kann dem Apostel so viel Phantasie zutrauen, daß er die Vernichtung alles Lebens vorstellt und sogar die Vernichtung aller Geister. D bleibt noch die Liebe. Meister Eckharts Abgeschiedenheit ist also das Vollkommene kommt, wenn das Stückwerk aufhört. Tiefste Einsamkeit und tiefstes Beisammensein ist G

11. Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, hatte ich die Einsicht wie ein Kind, dachte wie ein Kind; als ich ein Mann wurde, legte ich das Kindische ab.

Das ist ein Bild. Die Klugheit wird als Bild verwendet für die Weisheit. Der Ap will nicht sagen, daß wir als Erwachsene weiser sind; sonst würde er sich in Ge satz setzen zu „so ihr nicht ... werdet wie die Kinder" (Matth. 18, 3) und „ihrer ist Reich Gottes" (Lukas 18, 16). Sondern er will sagen, daß wir einst weiser sein we und daß sich jener Zustand zum gegenwärtigen verhalte wie der Verstand des Erwachs zu dem des Kindes. Also der Verstand wird als Bild benutzt für die Weisheit, die natür Erkenntnis für die übernatürliche, die sündhafte für die sündlose.

Wenn die Erziehung die Kinder zu Erwachsenen machen will, so widerspricht sie der schrift, die Erwachsenen zu Kindern zu machen. Man kann den Kindern Erfahrunge Erwachsenen übermitteln und gleichzeitig von ihnen die Gemütsrichtung überneh Also ihnen das Kindische abstreifen und selbst das Kindliche übernehmen. So mag das Kindische gemeint sein. In Vers 20 des nächsten Kapitels heißt es, „werdet nicht Ki im Verstand, sondern im Bösen möget ihr Kinder sein." Aber — das Wort des Ap in Ehren — Franz von Assisi ist in jeder Weise ein Kind geworden, nicht nur kin

ondern auch kindisch. Er hat das Evangelium wörtlich genommen. Und je wörtlicher, esto besser. Auch darin sollen wir werden wie die Kinder, daß wir das Evangelium nicht ufnehmen wie ein Dogmenhistoriker, sondern wie ein Kind, das noch nicht lesen kann.

Um das Bild zu verstehen, ist es heilsam, sich zurückzuversetzen und zu bedenken, wie klug man sich in der Jugend vorkam; dann sich einen Jüngling vorzustellen, der sich für ebenso klug hält, wie wir uns damals, und dessen Kindischkeit wir durchschauen — dann muß man sich sagen: warum sollte es nicht einen ferneren Zustand geben, in dem meine jetzige Klugheit mir ebenso kindisch vorkommt wie jetzt die Klugheit meiner Jugend? Wenn wir uns nicht für gescheiter hielten, als wir sind, so würden wir uns für so dumm halten, daß es keine Wissenschaft gäbe.

„Als ich ein Mann wurde" setzt voraus „vergib uns unsere Schulden", sonst könnten wir unsere früheren Sünden nicht als kindisch bezeichnen, wie überhaupt das Vaterunser allen apostolischen Schriften als cantus firmus unterlegt ist.

12. Jetzt sehen wir durch einen Spiegel in einem Rätsel, dann von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich aus Stücken, dann werde ich erkennen wie ich erkannt werde.

Der Spiegel steht natürlich in innerem Zusammenhang mit der Höhle des Plato. Die Gefesselten in der Höhle des Plato sehen von sich und von den anderen nur die Schatten, die das Licht auf die gegenüberliegende Wand wirft, also auch durch eine Art Spiegel. (Zu Licht und Finsternis vgl. Kolosser 1, 12 und 13 und Thessalonicher 5, 7 und 8.)

Die Spiegelwelt, in der wir jetzt leben, ist eine Welt des Vergleichens. Wir sollen uns aber nicht an anderen messen, sondern am Vollkommenen. „Denn wir wagen es nicht, unter gewisse Leute uns zu mengen, die sich selbst empfohlen und mit ihnen uns zu vergleichen; sondern wir messen uns nach dem, was wir in uns sind, und wir vergleichen uns mit uns selbst. Und wir wollen uns nicht des Unvergleichbaren rühmen, sondern nach dem Maß der Aufgabe, die uns Gott zugeteilt hat." (2 Cor. 10, 12 f.)

Handlungen der Spiegelwelt sind wirkungslos im Seelischen. Liebesgedanken und Liebeshandlungen verändern die eigne und alle fremden Seelen. Das königliche Gebot, wie Jakobus (2, 8) das Gebot „Liebe die Nächsten wie dich selbst" nennt, bedeutet die Aufhebung des selbstischen Ich. Denn worin anders könnte das selbstische Ich bestehen als darin, sich selbst mehr zu lieben als andere? Die ganz großen Wirkungen sind die unbeabsichtigten, denn was ihr im Finstern gesprochen habt, das wird am hellen Tag verkündet werden; und was ihr in den Kammern ins Ohr geredet habt, das wird man auf den Dächern predigen." (Lukas 12, 3).

Die Hingewöhnung oder Weggewöhnung zur oder von der Spiegelwelt auf niederen Gebieten wird sich in höheren Gebieten auswirken. Es ist anzunehmen, daß Saulus in seinem christenfeindlichen Wüten ebensowenig auf die Meinung anderer aufgepaßt hat wie später Paulus. Stark ist, wer durch sich geleitet ist, schwach, wer durch Reflexe der Spiegelwelt geleitet ist.

Wenn gesagt wird, daß, während wir jetzt aus Stücken erkennen, wir dann erkennen werden „so wie wir erkannt werden", so liegt hierin unausgesprochen, daß wir jetzt auch nur in Stücken erkannt werden. Das Bestreben ganz erkannt zu werden — vielleicht eines der stärksten im strebenden Menschen — ist also unsinnig. Man könnte das sogar logisch bleiten. So wie ich erkennen auch die anderen nur „aus Stücken" und können mich daher nicht ganz erkennen.

Der Apostel will aber vielleicht auf etwas anderes hinleiten als auf diesen logischen Schluß. Nämlich darauf, daß der Stoff, aus dem wir hier bestehen, überhaupt nicht geeignet ist, anders als aus Stücken erkannt zu werden.

Alle Urteile in der Spiegelwelt sind reaktiv: Ausfluß von Abneigung oder egoistischer Zuneigung, Auswirkungen von Erlebnissen der Vergangenheit oder von Hoffnungen und Befürchtungen für die Zukunft. Nur in der Liebe werden wir erkennen, wie auch wir erkannt werden.

Von Angesicht zu Angesicht werden erkannt und erkennen die Toten.

In jedem Augenblick ist Eins richtig. Das Richtige hat nichts zu tun mit dem Gefallen

in dieser Spiegelwelt. Der Unterschied ist wie der zwischen der Richtigkeit und der schön Schrift einer Rechnung. In der Ewigkeit fallen Richtigkeit und Schönheit zusamm Die Verstorbenen urteilen nach Richtigkeit. Dann werden wir erkennen, wie auch erkannt werden.

Lebenden zu gefallen, entspricht dem Egoismus, Toten zu gefallen, nicht. Deshalb d man sich in Toten spiegeln. Der Tote hat immer Recht. Er ist selbst der Spiegelwelt e rückt, und dadurch fallen deren Fehler von ihm ab. Ebenso ist er dem Kampf um Nahru und andere sinnliche Werte entrückt. Die Liebe aber bleibt (Vers 8). Wenn die Mensch so wie viele Insektenarten zu einer bestimmten Jahreszeit gleichzeitig stürben, so entstün nicht der Anschein von etwas Bleibendem in der Spiegelwelt. Es würde klar werde wie wenig zahlreich die Lebenden gegenüber den Toten sind, und daß sie nur das Publiku einer kurzen Beleuchtung der Spiegel-Höhle bilden. Mit dem Tod zerbrechen die Spieg

13. Jetzt aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; das größte unter ihnen ist die Liebe.

In „jetzt aber bleiben" ist ausgesprochen, daß Glaube, Hoffnung, Liebe die einzig Verbindungen mit der andern Welt sind.

Glaube und Hoffnung sind Ausblicke, durch die man das Vollkommene sieht. Die kenntnis hat nur in dem Sinn einen Wert, wie man bei dem Aufstieg in einem dicht Bergwald durch gelegentliche Ausblicke auf den Gipfel ein Zeichen erhält, daß man dem richtigen Weg ist, und einen Ansporn zum Weiterwandern. Aber näher kommt m dem Ziel nicht durchs Schauen, sondern durch das Steigen — die Liebe. „Jedem wi die Offenbarung des Geistes zum Nutzen gegeben" (1. Cor. 12, 7). Dasselbe wird (2 Tim theus 3, 16) von den durch Gott eingegebenen Schriften gesagt.

Wo die himmlische Levitation wirkt, da nähern wir uns dem Vollkommenen — glei gültig, ob mit Weissagung, Zungenreden und Erkenntnis, mit Glauben und Hoffnu oder ohne sie — und wo sie nicht wirkt, da nähern wir uns dem Vollkommenen nicht, t Weissagung, Zungenreden und Erkenntnis, Glauben und Hoffnung.

Wo Liebe vorhanden ist, da sind in diesem Leben die mystischen Anzeichen vorhand aber nicht nur dann, wenn die mystischen Anzeichen vorhanden sind, ist Liebe vorhand Das kann ja gar nicht anders sein, denn von den mystischen Anzeichen ist gesagt (Vers daß sie aufhören, daß aber Liebe dann noch besteht.

Nur scheinbar wird im letzten Vers die Liebe gegen anderes abgewogen. Dieses Elem kann nicht gewogen werden — was sollte man in die andere Wagschale legen? Es ist se das einzige Maß. Die Inder kennen sieben Elemente, die Griechen vier, das Christentum ei

So betrachtet, ist in dem ganzen Kapitel die Liebe als einzig Unvergängliches darges und deshalb als einziger absoluter Wert.

Vers 1 lehnt Sprache (Weisheit) als unzulänglich ab;
Vers 2 das Tiefergehende: Weissagungen, Mysterien, Glauben;
Vers 3 Wohltun und Askese.

Dann kamen in Vers 4 bis 9 die positiven und negativen Merkmale, wobei in Ver und 9 das Aufhören von Weissagungen, Sprache und Erkenntnis erwähnt wird.

Vers 10 bis 12 schildern das Vollkommene.

Und zum Schluß werden in Vers 13 als die drei Werte zusammengefaßt Glaube, H nung, Liebe und die Liebe als Größtes unter diesen drei bezeichnet. Durch das bei Ver angeführte Wort der hl. Therese v. K. J. wird erläutert, daß dieses Größte in sich schli die Dauer. Hoffnung und Glaube sehen aus der Ferne und daher immer noch irgend von außen, Liebe von innen.

Der Apostel hätte also in Vers 8 unter dem was aufhört, auch Glaube und Hoffn nennen können. Er deutet es im letzten Vers durch das „Jetzt" an: jetzt haben wir drei, ewig bleibt nur eines. Der Vers 13 zeigt also denselben Gegensatz wie der Vers und ist nicht etwa eine Versöhnung dieses Gegensatzes. Die Versöhnung erfolgt erst den Anfangsworten von Kapitel 14: Trachtet nach der Liebe.

Tagebuch

Tierquälerei bei Katzen

Die in dem Aufsatz „Frau und Tier" von Gräfin Elisabeth Montgelas (Septemberheft 1928 der S. M. „Mensch und Tier") enthaltenen Ausführungen über einen Fall grausamer

behandlung von Katzen, haben zu einem Beleidigungsprozeß gegen die Verfasserin geführt, bei dem die Frage der tierquälerischen Verwendung von Katzen zum Scharfmachen der Hunde grundsätzlich aufgerollt wurde. Dazu schreibt uns ein bekannter Jäger:

„Im Anschluß an den Aufsatz ‚Mensch und Tier. Beleidigungsprozeß gegen eine Tierfreundin' in Nr. 292 vom 25. ds. Ms. S. 4 der Münchner Neuesten Nachrichten, sende ich Ihnen mit gleicher Post Nr. 43 des ‚Deutschen Jäger' vom 25. 10. 28. Sie finden darin einen Aufsatz ‚Eine Reform auf dem Gebiete der Raubwildarbeit bei Suchenveranstaltungen' mit verschiedenen von mir angezeichneten Bildern. Ich muß sagen, daß die Art, wie das Erwürgen von Katzen zur Darstellung gebracht wird, mich derartig abstößt, daß ich das Abonnement auf diese Zeitschrift kündigen werde. Ich glaube, daß die Öffentlichkeit mit dieser Art der ‚Erledigung von Raubzeug' (in Wirklichkeit handelt es sich natürlich um Hauskatzen) nicht einverstanden ist. Jedenfalls muß der Sadismus, mit dem dieser Aufsatz das Tierleben behandelt, entsprechend an den Pranger gestellt werden."

Der betreffende Aufsatz handelt über eine Versenkungsvorrichtung, den sog. „Friedrichschen Raubwildheber", der es ermöglicht, durch eine Fernauslösung das „Raubwild", d. h. die Katze, plötzlich auf die Erde heraufzubringen. Wir entnehmen dem Aufsatz vorstehende Bilder und folgenden bezeichnenden Abschnitt:

„Der Führer nähert sich mit dem Prüfungskandidaten dem Würgeplatz, der Preisrichter betätigt den Apparat, und in diesem Augenblick erscheint das Raubwild oder Raubzeug (!) auf der Erdoberfläche. Sobald dieses ans Licht kommt, setzt es in der Regel zum Sprung ein... Diesem folgt die Flucht, und damit hat der Hund die beste Gelegenheit zum sicheren Griff. Ein halbes Dutzend solcher Wilderer (!) wurden bei den Versuchen von den beiden Weimaranern ‚Hertha von Grafenegg', geführt von Herrn Forstamtsförster Stühlinger, und ‚Don Grafenegg', geführt von Herrn Forstadjunkten Braun, flott und glatt erledigt (!).

Abb. 7 zeigt uns eine solche Phase ‚Hertha von Grafenegg' mit dem im Handumdrehen erledigten Kater.

Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen Sr. Durchlaucht Hans Prinz von Ratibor-Grafenegg, dem bedeutendsten Förderer der

österreichischen Gebrauchshundesache, der uns die Reviere und erforderlichen Raubzeugmengen zur Verfügung stellte, konnten wir die ausgedehntesten Versuche anstellen und somit den Apparat praktisch erproben.

Am 29. Juli ds. Js. erledigten wir in Grafenegg die erste Serie (!) in Gegenwart des Schloßherrn und unter Beteiligung der Forstbeamtenschaft mit ihren Hunden. Den anwesenden Erfinder muß der Ausgang der ersten Versuche mit hoher Befriedigung erfüllt haben (!). Am 19. August ds. Js. fand die Generalprobe statt. Mit Rücksicht auf das vorzügliche Ergebnis wird der Apparat gelegentlich der diesjährigen Gebrauchssuche des Österr. Weimaraner-Vereins zum erstenmal offiziell in Verwendung treten.

Herr Friedrich hat seine hochbedeutsame Erfindung (!) im Interesse der heimischen Gebrauchshundesache dem Österr. Weimaraner-Verein zum Geschenk gemacht und diesem auch das alleinige Herstellungs- und Vertriebsrecht übertragen.

Jedenfalls haben wir mit dem ‚Raubwildheber' viel Unangenehmes überbrückt und einen ganz wesentlichen Schritt zur Vereinfachung des Verfahrens zu verzeichnen.

An dieser Stelle nochmals Weidmannsdank Sr. Durchlaucht Hans Prinz von Ratibor für die tatkräftige Unterstützung und ein kräftiges Weidmannsheil unserem geschätzten Mitarbeiter, dem Erfinder J. Friedrich."

Der Böhmerwald als Wandergebiet

Im Novemberheft 1928 der S. M. „Sudetendeutschtum" weist Emil Lehmann (S. 77) auf den mangelhaften Zuzug Reichsdeutscher im Wanderverkehr des Böhmerwalds hin, und die Schriftleitung vermerkt in diesem Zusammenhang das ungenügende Bekanntwerden guter, deutscher Gasthöfe in jener Gegend. Ich hatte anläßlich einer längeren Schülerwanderung im August 1928 Gelegenheit zu eingehenden Beobachtungen an Ort und Stelle. Zunächst möchte ich der Meinung der Schriftleitung entgegentreten: Gute, deutsche Gasthöfe sind in allen deutschen und tschechischen (d. h. der Bevölkerung nach ebenfalls deutschen) Grenzorten zu finden. Sie sind im Bädeker genannt, wenn er sie auch freilich nicht mit dem bekannten Stern bezeichnet, dem die meisten unserer Erholungsreisenden nachreisen. Daß sie nicht bekannt sind, ist die Schuld des gleichgültigen Reisepublikums, das sich seiner deutschen Kultarbeit (ohne Lederhosen und blauen Jank größtenteils nicht bewußt ist (vgl. die Übhandnahme der Italienreisen). Von jen armen und stiefmütterlich behandelten G genden kann nicht erwartet werden, daß eine großzügige Fremdenverkehrspropagan entfalten; es fehlt ihnen dazu an Geld. D Reisende wird wohl auch auf Zentralheizu und fließendes Wasser verzichten müssen

Die Hauptschuld für den mangelnden Z zug Reichsdeutscher erblicke ich in den u günstigen Bahnverhältnissen diesseits des Bö merwalds. Stundenlanges Eisenbahnfah in Lokalzügen ist kein Vergnügen, man m es aber in Kauf nehmen, wenn man in d Böhmerwald eindringen will. Hier wäre erster Linie Wandel zu schaffen. Daß Bayrische Wald unter diesen Umständ auch wirtschaftlich noch recht wenig erschlos ist, sei in diesem Zusammenhang nur gestre Auch eine landschaftliche Empfehlung erübr sich; Emil Lehmann weist mit Recht auf „herrliche Bergwelt mit den dunkeln Karseen" h

Etwas anderes liegt mir auf der See Wir werden mit Recht immer wieder auf Notwendigkeit von Reisen nach Südtirol, Südostmark usw. aufmerksam gemacht; l lebt in unserem Volksempfinden der Kreuzzu gedanke in nationaler und freilich unkriegeris Form wieder auf. Das tschechische Gre gebiet, an dem in den letzten Jahrzehn ständig gesündigt wurde[1]), verdient un dingt dieselbe Beachtung. Ich bin aber mehrtägiger, sehr lohnender Wanderung ka einem Menschen und überhaupt fast kein Deutschen begegnet, und wenn ich abe in einem deutschen Dorf auf tschechisch Boden einkehrte, so fand ich im Gasthof in nationale Sprachakrobaten als Kellner, fast nur tschechische Laute drangen von Gästen an mein Ohr.

Besondere Beachtung verdient das Juge herbergswerk, das von unsern deutschen Brüd in Böhmen geleistet wurde. Wenn es auch freilich nicht um Jugendburgen und Mu herbergen handeln kann, wie sie in Deutschl jetzt in so erfreulicher Anzahl zu finden s

[1]) In einem völlig deutschen Ort wu mir erzählt, seit über einem Menschena sei der Posten des Ortsgeistlichen mit Tsche besetzt, die nur mangelhafte deutsche Spr kenntnisse besitzen; die einheimischen Deutsc die sich dem geistlichen Beruf zuwand wanderten durchweg nach besseren Pfarrste in Tirol oder sonstwo ab.

o ist doch fast überall deutschen Jugend-
panderern Gelegenheit zu sauberer und billiger
Unterkunft geboten, und die Arbeit, die hier
ür den deutschen Gedanken geleistet wurde,
erdient mehr dankbare Anerkennung durch
Benützung der Herbergen, als sie bis jetzt
rfährt. Es sei darauf hingewiesen, daß bei
nständigem Verhalten der Jugendgruppen
einerlei Schwierigkeiten durch die tschechischen
Behörden zu befürchten sind.

Wenn meine Zeilen dazu beitragen, den
inen oder andern zu einer Reise in den Bay-
ischen oder Böhmerwald zu bewegen, oder
enn sie wenigstens etwas mehr Aufmerk-
amkeit auf dieses Gebiet lenken, so haben
ie ihren Zweck erfüllt.

Ulm a. D. Kurt Weisser.

Wespennester

Die meisten Theorien des vorigen Jahr-
hunderts haben, in praktisches Leben um-
gesetzt, kläglich Schiffbruch erlitten. Uns,
einem kritischen Geschlecht, bleibt nichts an-
deres als die Trümmer beiseite zu räumen
und aus der Erinnerung wieder alte und aller-
älteste Weisheiten und Grundsätze hervorzu-
holen und ihre Brauchbarkeit für die Rege-
lung des Lebens, selbst unter gänzlich anderen
Bedingungen, zu prüfen. Die in sog. Vor-
urteilen niedergelegte Erfahrung vieler Jahr-
hunderte erweist sich da plötzlich viel tiefer
als wir erwarteten, ja vielfach gegenüber allen
Gedankenempörungen seit der französischen
Revolution unumstößlich und fest. Immer
deutlicher hat sich erwiesen, daß sich das Leben
nur aus dem eigenen Mittelpunkt gestalten
und formen läßt, daß Wünsche, Willen, Ge-
danken, abstrakte Pläne es nur in Verwirrung
bringen; die Versuche in dieser Richtung
haben wohl einzelnen ungeheuere Möglich-
keiten von Genuß und Erfolgen gegeben,
aber das Ganze ist eine trübe und nichts-
nützige Sache, zum Schaden der meisten ge-
worden, ein unwürdiges Dasein für Europäer
jedenfalls, denen ein höheres Beispiel geord-
neten, ja im gewissen Grade harmonischen
Lebens in ihrer Geschichte vor Augen steht.
Ein wirklicher Fortschritt wird also zunächst
die neuesten Vorurteile eines abstrakten und
lebensfeindlichen Denkens beseitigen und un-
seren Blick wieder offen machen der unver-
meßlichen Weisheit der Überlieferung. Aber
wir müssen dabei sogleich einen Irrtum aus-
halten: es gilt nicht etwa Gestriges festzu-
halten. Heute ist es unmöglich, einfach zu
leben wie frühere Geschlechter, wir sind aus
dem Stand der Unschuld heraus; in der Be-
wußtheit, in der wir uns befinden, müssen
wir auch die geistigen Gründe der alten Lehren
wieder erkennen und sie uns lebendig zu eigen
machen. Es ist heute ein Akt persönlicher
Entscheidung, was in einer geordneten Zeit
der Sitte, dem überpersönlichen Lebenszug
überlassen war.

Unter den Schriftstellern, die schon seit
Jahren in diesem Sinn aufklärend und neu
bestimmend am Werke sind, ist Oskar A. H.
Schmitz vor anderen zu nennen. Er stand
von jeher in einem lebendigen Widerspruch
zu der starren Gedankenlosigkeit seiner Zeit.
Er hat sich auch nach der sog. Revolution
mit keiner ihrer Errungenschaften zufrieden
gegeben. Seine verstreuten Aufsätze sind nun
gesammelt und zu bestimmten Themen ver-
einigt im Münchener Musarion-Verlag unter
dem Titel „Wespennester" herausgekommen.
Der Titel ist ausgezeichnet gewählt, denn
allerdings wird in diesem Buch manche Brut-
stätte neuer und neuester Vorurteile zerstört.
Die beiden Themen des Buches sind an sich
Kriegserklärungen, denn sie heißen „Der
Bankrott der modernen Persönlichkeit" und
„Die Verwirrung der Geschlechter".

Schmitz bekennt sich in seinem Vorwort dazu,
daß er die lebendigste Anregung von dem
Schweizer Psychoanalytiker Jung, dem Grafen
Keyserling und schließlich von Meister Eckhart
empfangen habe. Wir bemerken natürlich,
daß der Einfluß der ersten beiden viel größer
ist. Denn im ganzen ist es ja nicht so sehr das
Buch eines Weisen, das er gegeben hat, sondern
das eines Einsichtsvollen, Erfahrenen, der sich
in Leben und Zeit so gut wie in der Geschichte,
mit offenen Augen und Sinnen und einer
natürlichen Neigung zum Richtigen, Klaren,
Gemäßen umgesehen hat. Ein Mann von
Urteil, Reizbarkeit, europäischer Intelligenz,
Lebenserfahrung und Klugheit, hat da sehr
scharf die Entwicklung der letzten Jahrzehnte
ins Auge gefaßt. Es spricht nur für den guten
Europäer und Deutschen, daß er mit dieser
Entwicklung nicht zufrieden war. Er kennt
die alten erprobten Werte und hat die neuen
Scheinwerte gründlich durchschaut. Und so
versucht er in diesen beiden Kapiteln fort-
schrittlich in einem lebendigen Sinne zu sein,
indem er die landläufigen Vorurteile, die in
jeder Veränderung und neuen äußeren Mög-
lichkeit schon einen Fortschritt sehen wollen,
mit überzeugenden Gründen zerstört.

Vor allem glänzend und frisch, von erstaun-
licher Unvoreingenommenheit ist das Kapitel

über die Verwirrung der Geschlechter. Es ist sicher richtig, daß Schmitz die Ursache dieser Verwirrung zunächst beim Mann, bei seiner geistigen und seelischen Verkümmerung im letzten Jahrhundert sieht, aber ebenso klar und mit schlagenden Lebensgründen sind auch die Ansprüche der Rechtlerin und des Girls zurückgewiesen. In einzelnen Abschnitten (die Abschnitte der beiden Kapitel sind nicht ganz gleichmäßig) wie vor allem in der „Entstehung der Dame" ist eine außerordentliche Fülle von Lebenswahrheiten, Rechten, Einsichten und schöpferischen Gedanken gehäuft. Hier ist das Buch ebenso lehrreich wie amüsant. Es besteht keine Gefahr, daß Schmitz, wie er im Vorwort meint, sich zwischen zwei Stühle setzt. Er geht nur gegen die alten und neuen Philister, gegen jede Form der Erstarrung wie gegen die Amerikanisierung an. Vor allem gelingt es ihm, die ewigen, unüberbrückbaren Gegensätze der beiden Geschlechter wieder deutlich zu machen und sie zugleich in einem neuen Gemeinschaftssinn zu versöhnen.

Nicht ganz so reich und ergiebig sind die Abschnitte über den „Bankrott der modernen Persönlichkeit". Das mag damit zusammenhängen, daß Schmitz sich hier auf metaphysische und religiöse Gebiete begibt, die seiner Diesseitigkeit weniger gemäß sind. Immerhin hat er auch hier sehr viel falsches Denken beseitigt, indem er vor allem mit Meister Eckhart die Unterschiede betont zwischen dem Ich und dem Selbst. Das Schlagwort der Kollektivität wird von ihm abgelehnt. Nicht die Persönlichkeit (worunter Schmitz nur das Ego verstehen will) ist ihm das höchste Ziel unserer abendländischen Entwicklung, sondern die Individuation. Hier nähert sich Schmitz am meisten dem Christlichen.

Anregend, reinigend, klärend: das sind die aktiven Kräfte in diesem Buch. Es war sehr nötig, daß es geschrieben wurde; es ist noch nötiger, daß es verbreitet, gelesen, verstanden wird. Viele Vorurteile und schiefe Meinungen kann es beseitigen. Es steht am Beginn unserer Rückkehr in die natürlich-geistigen Kreise des Lebens.

München. Wilhelm von Schramm.

Ein Holländer über die Kriegsschuldfrage

Die Schrift des niederländischen Offiziers a. D.[1]) sucht in gedrängter Form die Entstehung, den Verlauf und die Folgen des Weltkrieges darzulegen. Die Arbeit zerfäl dementsprechend in drei Abschnitte. Im erste bemüht der Verf. sich zunächst an der Hand d bekannten Untersuchung von Dr. N. Japiks „Europa und die Bismarcksche Friedenspolitik zu zeigen, daß die deutsche Politik nach de Deutsch-Französischen Krieg tatsächlich frie liebend war. Unter Heranziehung der Stieb schen Arbeit: „Deutschland und Europa", t er sodann dar, daß die These der Al ierten, Deutschland habe den Krieg wissen lich heraufbeschworen, unhaltbar ist. A Zeugen für dieses Urteil werden außerde noch Barnes, Brockhausen, Grey, Demarti und Aall angeführt. In Kürze wird schließli die Meinung A. von Hofmanns aus dess „Politischer Geschichte der Deutschen" zitie

Der zweite Abschnitt gibt einen kurz gefaßte Überblick über die Kriegsereignisse 1914—191 um in abschließenden Betrachtungen mit ein warmherzigen Lobrede auf das deutsche He und das deutsche Volk zu enden. Die Dolc stoßthese wird vom Verfasser abgelehnt.

Im dritten Abschnitt (55 S.), der mit ein kurzen Übersicht über die Bestimmungen d Versailler Diktats anfängt, werden die Wo brüche der Alliierten bei der Aufstellung u Durchführung jener Bestimmungen klargele Keynes, Percin, Guétant, Martin, Kern und Shipstead dienen als Kronzeugen z Erhärtung dieses Urteils. Die französisch Annexions- und Loslösungsbestrebungen we den scharf gegeißelt. Auch die Verschleppu der Rheinlandräumung und der allgemein Abrüstung nach der Unterzeichnung des Locarn und des Kellogpaktes werden einer scharf Kritik unterzogen. Die hierdurch entstande sehr gefährliche europäische Lage veranlo den Verfasser, seine Landsleute zu ermahne die Augen geöffnet zu halten, und für Holla die Ausbildung einer zwar kleinen, aber v züglich eingeübten und modern ausgerüstet Armee zu fordern. Nur in dem Zustand kommen der „Vereinigten Staaten Europa sieht er die Gewähr für einen dauerhaft Frieden.

Im Anhang sind verschiedene die Alliiert belastende Dokumente zusammengestellt.

Die gedrängte Form und die seltene Berücksi tigung von Gegengründen beeinträchtigt öfte die Überzeugungskraft der Beweisführu

Den Haag. Pieter Molenbroek.

[1]) J. C. van den Belt, Het ontstaan, l verloop en de gevolgen van den grooten oorl Den Haag, De Avondpost (Verlag).

Erlebnis

Novelle von Ernst Rosmer

„Denn wie Tausende sich um der Liebe willen vermählen und die Liebe in diesen Tausenden sich nicht einmal offenbart, obschon sie alle das Handwerk der Liebe betreiben, treiben Tausende einen Verkehr mit der Musik und haben doch ihre Offenbarung nicht."

Er ließ den Band Beethovenbriefe aus seinen müden Händen auf die Ottomane fallen ıd starrte in den Novembernebel, der sein weißes Bahrtuch vor die Fenster gehangen. Halbut vor sich hin wiederholend: Und die Liebe in diesen Tausenden sich nicht einmal offenbart...

Wen hatte er in seinem Leben geliebt?

Die schöne kühle Frau, die vor acht Tagen im samtüberdeckten Sarg hinausgetragen ıd in der Familiengruft beigesetzt worden war?

Nein. Sie waren zwanzig Jahre miteinander verheiratet gewesen, eine sehr gute énage, wie seine Mutter sich lobend ausgedrückt, sie hatte sein Haus und seine Berühmtit tadellos zu repräsentieren verstanden, hatte sich die standesgemäß üblichen drei Kinder leistet, alle von korrekter Wohlgeratenheit, und hatte seiner Musik eine geschmackvoll servierte Bewunderung entgegengebracht.

Er hatte sich als Dreißigjähriger in ihr hellenisches Profil und ihren angelsächsisch gelegten Körper verliebt. In diesen zwanzig Jahren war sie sich beinahe gleich geblieben, n wenig voller, doch immer noch tadellos von Figur, der lächelnden Verbindlichkeit res schönen Ovals hatte die Zeit kein Fältchen aufgeprägt und keinen neuen Inhalt ngeschrieben. Und sie hatte darauf gehalten, ihm auch nach der Abkühlung der ersten und der itweiligen Erschlaffung der späteren Jahre begehrenswert zu bleiben und ihn von Nebenegen immer wieder zurückzuholen gewußt. Nicht aus Wärme oder Sinnenstärke, jedoch ıs Besitzbehauptung und weiblichem Machtwunsch. Sie wußte, daß eine Art anlockenden ichentziehens seine Wirkung auf ihn nicht verfehlte. Selbst als er die Schablone durchjaut, erlag er immer wieder, nicht ohne peinlichen Nachgeschmack, den er niemandem rwerfen konnte als sich — der immer nur „das Handwerk" der Liebe betrieben ...

Wann war es anders gewesen? Wen hatte er je geliebt? Vor seiner Ehe?

Er war nicht schlechter gewesen als die meisten jungen Männer, eher besser. Die Frauen aren ihm zugefallen, vom kleinen Bauernmädchen hinterm Heuhaufen bis zur fürstlichen chönheit in einer hingerissen geschenkten Nacht. Allen war er ritterlich dankbar, schied t mit Bedauern, doch nie mit wirklichem Schmerz, vergaß das meiste rasch, einiges später - und endlich alles.

Vergangenheit — und Vergänglichkeit — ungleiche Schwestern, die sich ewig den Rücken ren ... Vergänglichkeit — das fließende Wasser der Tage, die einer den andern hingnahmen, immer das gleiche und nie das gleiche.

Vergangenheit — der tiefe Stromgrund, in den hinabgesunken, was die Welle nicht zu ıgen vermocht, weil es zu schwer gewesen — Vergangenheit, die wohl zu vergessen,

doch nie zu verlieren imstande, und wenn ihre Stunde gekommen, das Versunkene wiede emporrauschte, als wäre es gestern geschehen ... Wozu? Wozu!

Er war aufgestanden, ging an seinen Flügel und setzte sich in den eigens für ihn gebaute Klavierstuhl.

Arbeiten, arbeiten ... Er hatte morgen Abend zu spielen. War schon vor Woche gebeten worden, in der Beethoven-Feier eines Volkskonzertes mitzuwirken. Er versagt sich nie solch sozialen Bestrebungen, hatte auch diesmal unter dem Vorwand der Trau seine Zusage nicht zurückgezogen, obgleich er von ihrem Wert nicht überzeugt war.

Das junge Jahrhundert schleppte sich schwer und schwül unter den Lasten, die ihm da Vergangene aufgebürdet, das die wenigen zu sehr erhöht, die vielen zu sehr erniedrig hatte. Unausgesprochene Drohung auf der einen, uneingestandene Furcht auf der andere Seite. Die Erhöhten suchten zu vermitteln, auszugleichen, waren cäsarisch großmütig weil sie nicht franziskanisch aufopfernd sein konnten. Musik war eines der beliebteste Versöhnungsmittel. Ob ihr die Kraft innewohnte, die nur einem verlorengegangenen religiösen Gefühl mystisch zu eigen gewesen?

Er blätterte in den Beethoven-Sonaten, die schon aufgeschlagen vor ihm auf dem Pu warteten. Ein gedruckter Zettel, vergilbter Zeitungsausschnitt, fiel heraus. Bruchstü einer Kritik, wie er sogleich erkannte.

Was konnte ihn vor Zeiten veranlaßt haben, gerade dies Urteil aufzubewahren und, wah scheinlich an bedeutsamer Stelle, in die Noten zu legen? Er konnte nicht mehr erkenne wo das Blättchen herausgefallen, sein Inhalt mochte wohl Aufschluß geben. Und er la

„... am Prüfstein der jungen Beethoven-Sonate op. 13, der Pathétique — dere Mittelsatz schon der Vorläufer des Adagios der Neunten — erwies sich, daß Charm Temperament und blendende Beherrschung aller Mittel nur ein äußeres Weltbild zu erfasse kein inneres aus sich herauszugestalten vermögen. Bei Beethoven entscheidet weit mel noch als das Können das Sein. Und dem Sein dieses jungen Künstlers fehlt noch d tragische Erlebnis, das erkannt und überwunden werden muß, um nicht bloß ein Interpr für das Publikum, sondern ein Verkünder Beethovens für die Menschheit zu werden

Da war es — rauschte herauf ... Es gibt Stunden der Magie in unserem Leben, n der Zufall mit der Sicherheit der Notwendigkeit zu führen scheint. Einmal hatte solche Stunden erlebt — gab es eine Wiederkehr?

Begonnen hatte es, als er zum erstenmal diesen strengen Mahnruf an sein verwöhnt junges Virtuosentum vernommen. In einer kleinen Stadt, in einem häßlichen Ga hofzimmer, von dessen Fenstern man auf eine schwarze gotische Kirche hinübersah, einarmi der zweite Turm war nur bis zu halber Höhe erbaut. Er erinnerte sich noch des quälend Eindrucks, den dies Symbol irdischer Unvollkommenheit auf ihn gemacht.

Auf der Rückkehr von seiner ersten Auslandsreise war es gewesen. Verhetzt und übe müdet hatte er das Umsteigen an einem Knotenpunkt verschlafen, und vom Schaffner d Rat erhalten, an der nächsten Station auszusteigen, um so rasch wie möglich zurückzufahre

Er sah sich auf dem Bahnsteig, Reisetasche in der Hand, unglücklich und erbost d schwarzen Gelenkschlange des abfahrenden Zuges nachblickend.

Es war feucht und windig. Neben den Geleisen stand ein Beamter in hellblaue Tuchrock, mit silbernen Knöpfen und roter Mütze auf, eine Hand auf dem Rücken, in d anderen das Pfeifchen, womit er das Signal für die Abfahrt des Zuges gegeben. Wo der Stationsvorstand.

Er war auf ihn zugetreten, hatte sich erklärt und um Auskunft ersucht.

Zurück der nächste Zug? Erst morgen früh 9 Uhr etliches. Er mußte ein sehr dumm ttäuschtes Gesicht gemacht haben, als ob man ihm zumute, die ganze Nacht zwischen den chienen stehend auf den Zug zu warten.

Der Beamte — ein schöner Mann mit blondem Kaiser-Friedrich-Bart, in dem der volle und ruhte wie ein rotes Osterei im Strohnest — hatte gelächelt und mit lässig markierter berlegenheit ihm anempfohlen, in der Stadt zu übernachten.

In unserem Städtchen! hatte er gesagt. Prima Hotels, Omnibus an der Bahn. Hatte ilitärisch grüßend mit zwei Fingern an die Mütze gefaßt und mit betontem Hackenschluß hrtgemacht. Subaltern! Unsympathisch!

Der Omnibus war ein rasselnder alter Stellwagen mit räudigen Samtkissen und dem mpfen Geruch gestockter Menschenausdünstung. Schleppte sich über die kotige Landraße, bestanden mit Pappelbesen, erst schwach begrünt, obwohl es schon Anfang Mai. uch Äcker und Wiesen waren noch weit zurück. Rauhes Klima, karge Gegend.

Aufwärts wand sich die Straße, der Kutscher knallte mit der Peitsche, die Hinterbacken er schweren Gäule spannten sich. Durch ein dörfliches Weichbild, schmutzig von Regenäße, gelangte der Wagen allmählich in Gassen, auf holpriges Pflaster zwischen engrüstig steile alte Häuser, wohl vor Zeiten von Ringmauern beengt und in die Höhe gelieben. Die Gassen öffneten sich auf einen stattlicher umbauten Marktplatz, Brunnen in er Mitte, im Hintergrund die schwarze Kirche. Auf der Röhrensäule des Brunnens ein äuerlein mit ehemals vergoldeter Gans unterm Arm. „Zur goldenen Gans" hieß auch er Gasthof gleich gegenüber, in dem er abstieg.

Fremd war ihm alles bis zur Unheimlichkeit. Die Nachmittagsöde der kleinen Stadt, larkt und Gassen in Regendunst, der treppendunkle Gasthof, in dessen erstem Stock man ihm n düsteres übergroßes Zimmer angewiesen, in das er sich hineingeschlungen fühlte wie einen Walfischbauch.

Er hatte sich gewaschen, Kaffee getrunken, in seiner Reisetasche gekramt und war bei auf das schon längst nachgesandte Kuvert mit den Zeitungsausschnitten gestoßen. ar ans Fenster getreten, um besser zu sehen, mit einem halben Blick nach der schwarzen rche hinüber, von deren Turm herab es eben 5 schlug. Er meinte noch nie solch feierlich mpfen Glockenton, schwer von uraltem Schicksal, gehört zu haben.

Und dann hatte er gelesen.

Die erste natürliche Regung war dagegen aufzubegehren. Tragisches Erlebnis! Was lte das heißen? Tragisch war, wenn Othello Desdemona erdrosselte. Gab es doch r nicht mehr! Heutzutage ließ man sich scheiden, war praktisch, nicht tragisch! —

Noch einige Bitterkeiten über die Leichtigkeit des Aburteilens, und dann hatte er seinen ut genommen, um auszugehen und dem Walfischbauch mit dem Seifengeruch der schgescheuerten Dielen zu entrinnen.

Es hatte zu regnen aufgehört. Die Abendsonne drängte mit zartgoldenen Fingerspitzen die Wolken auseinander und faßte sie mit schimmernden Schneerändern ein. Er wollte e Kirche besehen, die immerhin eindrucksvoll, wenn auch nicht anziehend für ihn.

Das große Hauptportal, herzförmig in die Mauertiefe eingebettet, war verschlossen. Und er hatte die Kirche umgangen, suchend nach Pfarrhaus oder Küsterwohnung, die ch in der Nähe sein mußten. Graue Tauben mit roten Füßchen trippelten vor ihm her. e Häuser trugen zum Teil gemalte Aufschriften: Haus zur Treue — Haus zum guten nschlaf — Haus zum Auge Gottes — da war es. Schildchen und Klingelzug: Für die sichtigung der Kirche bittet man dreimal ...

Der Küster war herausgekommen, Schlüsselbund in der Hand, ein gewichtiger u
wichtiger Mann, mit imitiertem Lutherkopf auf dem gedrungenen Hals. Führte ihn
Kirchenapsis zurück, entlang den mächtigen Steinrippen der Strebepfeiler, grün überzog
von der Feuchtigkeit, die aus den Drachenmäulern der Wasserspeier herabtropfte. Du
ein Pförtchen traten sie in die Sakristei, durch die Sakristei in die Kirche ein.

Kälte und Finsternis — Sargnacht. Von oben nur schwache Helligkeit durch die gemalt
Fenster. Die Kirche schien ungeheuer hoch. Auch nachdem sein Auge sich gewöhnt, kon
es den Übergang der Säulenstämme in die Giebelgürtungen nicht erreichen. Kein We
rauch, kein Bilderschmuck, keine Reliquien. Nur das riesige nackte Reformationskreuz üb
dem Altar. Er mußte an die festlich heiteren Barockhallen seiner Heimatkirchen denk
— Tanzsäle der Engel. Ihm graute vor diesem nüchtern-großartigen Entsagungsglaub

Der Küster erzählte in öligem Predigerton die Geschichte der Kirche.

Anno domini ... Von Zünften und starkem Bürgertum zu bauen begonnen, n
200 Jahren noch nicht zu Ende gebracht, im 30jährigen Krieg ganz unterbrochen. Die v
Belagerungen, Greueln, Hunger und Pestilenz erschöpfte Stadt hatte den Bau nie me
aufnehmen können. Schließlich hatte man als Wahrzeichen und Warnung der schre
lichen Zeit den zweiten Turm unvollendet gelassen.

In die westliche Fensterrose über der Orgel war eben die Abendsonne getreten, dur
sichtige Farbenbächlein hereinspielend und in rosige, goldige, mondbläuliche Seen t
seinen Füßen zerfließend. Das Licht weckte ein Relief, das unterhalb des schöndurchb
chenen Chorgeländers eingelassen war: ein weiblicher Kopf mit umlaufend lateinischer
schrift. Er hatte sich an den Küster gewendet, verwundert, wieso in diese strenge Männerkir
ein Frauenbildnis eingedrungen, und wen es vorstelle.

Stifterin der Orgel, ein Fräulein von Seldeneck, letzte ihres Geschlechtes, unvermä
gestorben.

Stifterin der Orgel! Lange hatte er das steinerne Köpfchen betrachtet. Gewiß k
besonderes Kunstwerk, in der Allgemeinheit seiner spröden Linien, und doch anrühr
und überzeugend durch ein unbedingt Jungfräuliches. Stirn und Kinn von mittelal
licher Binde fest umschlossen, die wenig herausgemeißelten Wangen im Echo des Abe
lichtes errötend ... Ob man nichts weiter von diesem Fräulein von Seldeneck wisse?

Dem Küster, der mit der gesammelten Würde des Gottesbeamten neben ihm gewar
kam die Frage offenbar ungelegen. Doch antwortete er mit evangelisch hartnäck
Wahrheitsliebe: Es heiße, das Fräulein sei in späteren Jahren katholisch geworden un
ein Kloster gegangen ...

Und weiter sah er sich schlendern, durch den Dämmerungsflor, der dem schwindenden
nachschleierte, über den Marktplatz zurück an seinen Gasthof vorüber, in eine br
Hauptstraße hinein.

Von der veränderten Bauart der Häuser war Entwicklung und Fortschritt der S
deutlich abzunehmen. In die Erdgeschosse eingebrochen die Neuzeit, mit Geschäf
Spiegelscheiben und Auslagen. Vor der eines Bücher-, Schreibwaren- und Musikal
ladens war er stehengeblieben.

Ganz vorne prangte in rotem, goldbedrucktem Leinen ein Klavierauszug des Trompe
von Säckingen. Kranzförmig um ihn gereiht die Reklamausgaben der Klassiker. Un
abermals weiterem Bogen die neueste Errungenschaft der glücklichen Ehe von Indu
und Kunstgewerbe — die Ansichtskarte. Landschaften, Gemälde, Schauspieler, Kirch
fürsten, der alte Kanzler, der junge Kaiser, eine spanische Tänzerin, und — — —

Wahrhaftig, er! Nach der letzten Aufnahme seines Wiener Photographen lässig an den ffenen Flügel gelehnt, auf dem Stuhl daneben ein Lorbeerkranz — geschmacklos, das itte er nicht erlauben dürfen — und darunter im Faksimile seiner etwas steifen Repräsen-tionshandschrift: Heinrich Leopold von Bartha.

Nach der ersten, leicht erschreckten Überraschung hatte er sich doch eines gewissen Ver-nügens nicht erwehren können. Es sah gut aus, das mußte er sich lassen. In knappem ut und diskreter Krawatte, das offene Gesicht von vollem, welligem Haar überhöht, das berm rechten Ohr zu leichter Locke einrollte — nur die Nase — slawisch unbestimmtes reieck — nicht ganz zufriedenstellend — doch dafür das energie-gerundete Condottiere-kinn.

Sonderbar, diese Begegnung mit sich selbst. So einfach erklärlich die Tatsache, daß gerade iese Karte mit so und so vielen anderen hierher verschickt worden.

Befangen hatte er sich losgemacht, rasch weiterzugehen und war schon beim nächsten chritt wieder festgehalten worden.

Hinterm Glasfenster der Ladentüre ein großes Plakat, in der wohlbekannten, auf-eizenden Farbensprache der roten Buchstaben auf gelbem Grund: Konzert der Bürger-ingerzunft, zum Besten ihres Witwen- und Waisenfonds. Unter gefälliger Mitwirkung on Fräulein Candida Dörr — Klavier — —. Er war steckengeblieben. Was für ein bscheulicher Name! Vielmehr, was für eine abscheuliche Zusammenstellung. Candida ochte hingehen, aber Candida Dörr! Und spielte auch noch Klavier! Was denn? Er chte den Zettel herunter. Ziemlich in der Mitte: Beethoven, Sonate Pathétique op. 13 — Fräulein Candida Dörr!

War das nun lächerlich oder beklemmend? Doch mehr lächerlich. Bürgersängerzunft nd Beethoven — die Pathétique und Fräulein Dörr! Reizte ihn. Vielleicht gab es was u lachen. Schmierenkonzert, wie es Schmierenkomödie gab.

Rasch entschlossen trat er in den Laden und verlangte eine Karte. — Ausverkauft.

Schon halbwegs die Straße zurück, wurde er von dem atemlos nachrennenden Lehrling us dem Laden erreicht: Hier noch eine, die erst mittags zurückgekommen, was er nicht ewußt habe. — Er hatte genommen, bezahlt und dem sommersprossigen Jungen ein reich-ches Trinkgeld gegeben. Im Weitergehen die Karte studiert: Markgrafenschlößchen im eren Harmoniesaal. Anfang 7 Uhr. Sitzplatz rechts Nr. 11.

Nr. 11 rechts war nicht nur ein Sitzplatz, sondern sogar ein Eckplatz in der zweiten Reihe, dicht neben einem der prächtigen großen Spiegel, die sich in genauem Gegenüber der ensterreihe die Wand entlang fortpflanzten und in ihren silbrigverstaubten Wasserflächen en ganzen Saal wiederholten. Der feine, die eine Hälfte des Podiums und die weiß-oldene Türe, die seitlich zu den Stufen führte.

Schon beim Eintritt in das Schlößchen, das hinter luftig geschwungenen Eisengittern einem vernachlässigten Park zurücklag, hatte ihn eine eigentümlich zarte Teilnahme faßt, wie mit einer verarmten Prinzessin.

Flüsterte und spürte sich überall von verliebtem Getändel und verblichenem Glanz nstiger, vornehm erhöhter Lebensformen — Schattenbilder in Samt und Seide mit malten Fächern und vergoldeten Degengriffen, die das Bild ihrer Grazie und pompösen este nicht genug widergestrahlt sehen konnten. Welch kleiner Nachahmer des großen onnenkönigs hatte dies winzige Versailles zur Bergung einer holden Geliebten vor n eifersüchtigen Blicken der legitimen Gemahlin erstehen lassen?

Der Konzertsaal war sicher ehemals Festraum gewesen. Rote Damastvorhänge v Fenster herab, Lüster von der Decke, über Körben aus prismengeschliffenen Kristallschnüre die rote und grüne Funken sprühten.

Die geschmeidig-gestreckte Proportion des schönen Saales war auf der einen Schm seite durch das aufgeschlagene Podium mit dem schweren Flügelkörper darauf zu se belastet, die Vorderseite des Podiums mit billigen lauten Fahnentüchern verhange

Zu diesen Fahnentüchern paßte das Publikum, das den Saal schon gefüllt, sich famili lärmend und ungeniert begrüßte, über Stuhlreihen hinweg mit Händeschütteln, Wink und lachendem Zuruf.

Ganz vorne die Honorationenwürde bärtig-ungepflegter Männer, die alle im Jäge hemd geboren schienen, wie all die untersetzten Frauen im Panzerkorsett.

Weiter zurück die Belanglosen und junges Volk, das weibliche von gezierter Selb gefälligkeit, das männliche servil dienernd und unverschämt blickend.

Neben ihm hatte ein älteres Fräulein Platz genommen, das an Hals und Händen m altertümlichen Schmucksachen überladen war, die er sofort als echt und wertvoll erkannt

Das Fräulein war mager und häßlich und sah mit dem grauschwarzen Haarschopf na oben und der scharfen Schnabelnase nach unten, wie eine alte Bauernhenne aus. Doch d kleinen Augen blickten munter und herzhaft gescheit. Sie hatte ihn sofort unverhohl gemustert mit der offenen Frage im Blick: Wo kommst denn du her? Und sich dann u gedreht und nicht weiter um ihn bekümmert, emsig damit beschäftigt, ein Paar weite hellgel Glacéhandschuhe mit verschwitzten Fingerspitzen über ihre beringten Hände zu ziehen, ob dabei einen Perlenbeutel, einen geschnitzten Elfenbeinfächer und ein Programm zu verliere

Er hatte das seine entfaltet. Unter lorbeerdurchflochtener Lyra — Dirigent: Der Meis vom Stuhl. Und noch ein Mitwirkender, den er auf dem Anschlag übersehen: Herr Otm Kneis, Bariton. Was würde der — „bringen"? Die vorletzte Nummer — Neßler Trompeterlieder. Darum der Klavierauszug der Oper im Schaufenster! Und Sternche Und Anmerkung: Auf vielfachen Wunsch der Besucher unseres Faschingsfestes wird H Otmar Kneis die Lieder im Kostüm des Trompeters von Säckingen vortragen.

Da war sie schon, die unfreiwillige Komik. Wahrscheinlich weit wirksamer als die zu Schluß angekündigte der humoristischen Trinklieder, auf die er wohl verzichten wür

Was die erste Hälfte des Programms versprach, war durchaus anständig, Abt, Lass Mendelssohn, musikalische Mode von vorgestern, die sich in den wohlmeinenden Winkel Männergesangvereines zurückgezogen hatte.

Wohlmeinend — das waren sie gewiß alle, die älteren und jüngeren Herren, die j durch die weiß-goldene Tür den Saal betraten, und einer hinter dem andern die d Stufen zum Podium hinaufstiegen. Alle im schwarzen Gehrock, weiße Notenblätter beiden Händen vor das beginnende oder bereits gediehene Bäuchlein haltend, alle ge und würdig einherschreitend, im Bewußtsein ihrer Aufgabe und des Gesehenwerde

Zuletzt ihr Führer, der Meister vom Stuhl, ein kurzbeiniges Männchen mit Kürbisko gefolgt von einem kümmerlichen Jüngling, dessen knochige Hände lang aus den Ärm heraushingen — der Klavierbegleiter.

Das Publikum klatschte lebhaft aufmunternde Begrüßung. Jeder der Sänger ha wohl Angehörige im Saal, die auf ihn stolz waren und sich in ihm zu feiern gedacht

Der Meister vom Stuhl bestieg eine Art hölzernen Beckmesserhügels und ließ sich dem Begleiter den Taktstock mit einem Gummischnürchen um Daumen und Handgel befestigen. Fürchtete der Mann sein Temperament?

Und sie begannen, etwa ihrer dreißig an Zahl: Ich steh allein auf weiter Flur . . .

Die Leute sangen nicht schlecht, das mußte man zugeben. Mit spröden Stimmen, an enen der Alltag klebte, doch sauber studiert, eifrig und tüchtig — musikalischer Turnverein.

Es war gar nicht lächerlich, nur sehr langweilig. Vom „schönen Vaterland" und „trauten Heinsliebchen" war viel die Rede, ein Quartett beklagte die Untreue der Alleinzigen, und er semmelblonde Tenor flötete in bänglich erklommener Höhe nach jeder Strophe: Es war ein Traum!

Den Schluß der ersten Abteilung bildete ein Jägerlied, darin das Piff-Paff-Puff von en Bässen effektvoll nachgeahmt und das Trara der Hifthörner als Echo ungezählte Male iederholt wurde. Das Publikum jubelte, entzückt von den Sängern und von sich.

Er hatte mit reserviert in sich gekreuzten Armen gesessen, konnte sich nicht zu einiger öflichkeit seiner Handflächen aufschwingen, was inmitten der allgemeinen Begeisterung uffallen mußte, sogar aufreizen.

Er begann unfreundliche Blicke zu fühlen, in seiner Nähe unwilliges Tuscheln zu verehmen, fing sogar ein seitliches Fingerdeuten auf. Mit kalter Absichtlichkeit kehrte er dem Saal den Rücken und verfolgte im Spiegel die schwimmenden Bewegungsbilder.

Nur als dem alten Fräulein im Eifer der Unterhaltung nach vorne und rückwärts doch er Elfenbeinfächer vom Schoß geglitten und gerade vor seine Füße gefallen war, konnte r nicht umhin, ihn aufzuheben und mit einer Verbeugung zu überreichen.

Sie dankte mit einer leichten, durchaus nicht überhöflichen Kopfbewegung, ohne sich n Gespräch mit ihrem Vordermann stören zu lassen: Wie meinen Herr Forstrat? Etwas nderes hätte sie spielen sollen? Sie werden sehen, es ist sehr schön, und gar nicht zu lang.

Es war Pause. Die Sänger hatten sich vom Podium herab in den Saal begeben, der Beckmesserhügel war entfernt und der Flügel nach vorne geschoben worden.

Viele der Zuhörer hatten sich erhoben, und — wie aus einzelnen Gesprächsflocken zu nehmen — die Stimmung im Saal hatte sich verändert, schien nicht mehr einig in der rwartung des Kommenden. Eine Gruppe von Backfischen, himbeer- und vergißmeinchtfarben angetan, mit großen Haarschleifen und weißen Baumwollhandschuhen, ängte auf der anderen Seite nach vorne, fast bis an die weiß-goldene Türe.

Es hatte schon das zweite Mal geklingelt.

Eine Ansteckung von Unruhe bemächtigte sich seiner. Er sah in den Spiegel und wartete, artete, was da kommen würde — — und die Türe hatte sich langsam aufgetan, und langm war aus ihr hervorgetreten — etwas sehr Schmales, sehr Blasses, sehr Helles — leichten d doch widerstrebenden Schrittes, seltsame Mischung von Scheu und Entschlossenheit, brig umflossen von faltiger grauer Seide und silbrig verfließend in der Wasserfläche des piegels — das Kleid raffend, die Stufen herauf — und nun entließ der Spiegel das Bild, d er mußte sich — angstvoll es nicht zu verlieren, und angstvoll vor seiner Leibhaftigkeit umwenden . . . Das also war Candida . . . . .

Ein Antlitz, schlicht bis zur Unscheinbarkeit. Blonder Haarduft, opal-graue Augen. ber sehr abfallenden Schultern ein Hals, zu schlank, um sich ganz aufrecht zu tragen. ie verbeugte sich, im Vorschriftsmäßigen gebunden, dem ungestümen Geplapper der ackfischhände entgegen, dem das Publikum eine wohlwollende Bestätigung nachfolgen ließ.

Unbegreifliche Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, wie er sie vor keinem eigenen uftreten gekannt. Sie würde doch nicht schlecht spielen, doch nicht spielen wie jene gesigen — der Turnverein?

Aber wie konnte sie denn, mit diesen gebrechlichen Händen, die schon auf den T lagen — die Gewalt des Grave, gleich des ersten c-moll-Akkordes ...

Und er war ruhig geworden — ganz ruhig ... Fühlte zwar noch seinen Herzschlag, nur als taktierendes Metronom zu den Tönen dort oben ...

Ja, wie spielte sie eigentlich? Der Kraft nach gewiß unzulänglich. Der Technik unzulänglich. Veraltete Technik. Erarbeitete Technik, das hörte er. Wenn auch sehr im Anschlag und von hoher Gewissenhaftigkeit. In den Läufen, in den Akkordbrechu der rechten Hand schien manchmal ein Ton schwächer anzugeben, beinahe auszufalle ohne daß sein Ohr die Ursache hätte entdecken können. Doch was lag daran gegenüber di Erfassen des Geistigen — des grollenden Zorns, der anstürmenden Leidenschaft! Und die auf- und abwogende Erregung gehalten, gebändigt und wieder entfesselt wurde — letzten Aufschrei hinausgeschleudert! — und die Dauer der nachfolgenden Fermate durchschauert vom Atem des vorangegangenen Sturms!

Das war Musik, das war sogar Beethoven.

Die Frage war nicht mehr: Wie spielst du? sondern: wer bist du?

Völlig gefangen folgte er, sang innerlich mit, spielte mit ... Furcht überfiel ihn würde nicht durchhalten bis zum Ende. Über die letzte große Woge nicht hinwegkom im Schifflein ihrer schwachen Kräfte nicht bis ans Ufer gelangen ... Und dennoch! D ein Wille! Welch ein wagender Wille! Aus der Brandung heraus, den Felsen erfaßt sich hinaufgerissen — das zerschellende Schifflein hinter sich in den Abgrund gestoßen

Die kleinen Mädchen schrien Bravo, das alte Fräulein applaudierte, daß ihr die Dau nähte an den Handschuhen platzten. Das Publikum tat mit, einigermaßen befremdet unsicher. Er saß und sah sie an. Sie hatte sich nicht erhoben, nur leicht den Kopf se der Schulter geneigt — wie ein Zweig sich im Winde neigt.

Adagio cantabile.

Da hatte er keine Angst mehr. Cantabile! Das würde sie! Und es war mehr, o erwartet. Nicht bloß Gesang. Tiefsinniges Gebet — Frömmigkeit. Eine Demut jede Demütigung. Daß sie die Note aufs b nicht greifen, nur arpeggieren konn daß die Linke manches der Rechten Zugehörige übernehmen mußte — was lag daran. vollkommenheiten, die gegenüber solcher Innerlichkeit, solcher Beseeltheit — und w über die drohende Verfinsterung des Mittelsatzes hinweg den Kreis wieder zu schl wußte, den Gesang siegend über die herzbebende Triolenbegleitung hinausleuchten li in letztem Tonlächeln sich verlierend, auflösend, verlöschend ...

Diesmal ging doch ein Murmeln der Berührtheit durch den Saal. Dem vorl Klatschen der kleinen Mädchen setzte das alte Fräulein ein energisches Pst! entgegen

Sie saß regungslos mit gesenkter Stirn, als müßte sie den Gesang erst in sich verkl lassen. O, daß sie ihn sehen, nur einmal ansehen würde, um von seinem Gesicht zu wie sie ihn ergriffen! Und er heftete den Blick auf ihre Brauen, ihre Lider, ihre Wimpe

War es möglich? Sie hob das Kinn, wendete, nach seiner Seite, gerade auf ihn sah ihn, sah ihn an, umfaßte sein Gesicht — um nach einer Sekunde maßlosen Erstau maßloseren Erschreckens in sich zurückzutauchen.

Was war das? Hatte sie ihn erkannt — wußte, wer er war?

Sein Herz klopfte nicht mehr, es hämmerte. Sie hatte ihn erkannt! Alles ver — ihre schneebleichen Wangen, ihre Augen, schwarz von den erweiterten Pupill Und wie sie augenblicks, fast besinnungslos sich in das Allegro hineinwarf — in abwehrtrotzige Bitterkeit — flüchtete — das Tempo trieb — die Abwehr verschärfte

ast kam — ins Jagen — durch alle Wendungen und Wiederkehr hindurch floh — vor
m entfloh — — —

Er hatte sich weit vorgebeugt, die Lehne des Stuhls vor sich erfaßt, suchte sie mit dem
ann der Blicke zu beruhigen — vergebens. Zu Ende wollte sie, nur zu Ende.

Noch einmal der Aufblick in wundersam, nie Erreichbares — und dann der jähe, schroff
zwungene Absturz.

Mit dem letzten Ton aufgesprungen, hinweggerannt, verschwunden.

So auffällig, fast beleidigend war es gewesen, daß niemand, selbst die kleinen Mädchen
icht zu klatschen wagten, sondern sich verblüfft und fragend anblickten.

Da war er aufgestanden, in seiner ganzen Länge, mit beiden Händen laut, schallend,
ebieterisch einsetzend — von dem alten Fräulein frohlockend unterstützt, rasend von den
einen Mädchen, die ganze schwerfällige Masse des Publikums überrumpelt und mitge-
ommen — er wußte, wie das gemacht wurde.

Endlich erschien sie. Ausgelöscht nur mehr Hülle, mechanische Gebärde.

Der Lehrjunge aus dem Buchladen, der schon am Saaleingang die Karten abgenommen,
ef mit einem großen Bukett in rosa Papiermanschetten und Schwanenflaum vor das
odium und reichte es ihr hinauf. Sie nahm es, ohne einen Blick darauf, ließ den
rm damit hängen und lief wieder davon.

Er fühlte, sie würde kein zweites Mal vorkommen, und ließ den Beifall verebben.

Er war rücksichtslos entschlossen. Vor aller Augen, die Honoratiorenreihe vorüber, hatte
die ganze Breite des Saales abgeschritten, bis an die weißgoldene Türe, die der neben-
ehende Lehrjunge respektvoll vor ihm aufriß.

In einem kleinen, halbdunklen Vorraum zwei weitere Türen — Zettel an der einen:
ünstlerzimmer. Sie saß auf einem zerschlissenen kleinen Damastsofa, ganz hineinge-
nken in den gebauschten Kelch ihres Seidenkleides, über ihr vibrierend der gelbliche
chmetterlingsflügel einer offenen Gasflamme. Auf dem Boden das Bukett mit den
eif auf Draht gestellten Blumen, achtlos fallengelassen.

Sie hatte auf sein Klopfen nicht geantwortet, bei seinem Eintritt nicht aufgesehen
st als er sie anredete, sich verbeugte, seinen Namen nannte — — — Sprachlos. In
ner so offenen Überwältigung, ohne jeden Versuch, sie zu verbergen — fast beschämend
r ihn.

Er hatte gütig und leise zu ihr herabgesprochen, von dem Eindruck, den ihre Auffassung
r Beethovensonate auf ihn gemacht, und ihm den Wunsch erweckt, sie kennenzulernen.

Mich? bebten ihre Augen? und ihre Lippen: Aber ich habe doch schlecht gespielt ..

Ihre Stimme war dunkler als er sie vermutet, dunkel und sanft.

Den letzten Satz meinen Sie? Nebensächlich nach den beiden ersten. Und da er nur
rübergehend, nur diesen Abend hier, möchte er sie bitten —

Während er mit ihr sprach, hatte er sie genauer betrachtet. Sie erinnerte ihn an jeman-
n, ohne daß er sagen konnte an wen.

Ein militärisches Klopfen, das kein Herein abwartete, störte. Durch die kräftig geöffnete
ire drang ein Dunst stark physischer Männlichkeit herein, ihm folgte der Trompeter von
ichingen — der schöne Mann von heute morgen. Im Samtkoller, mit Aufschlägen und
zacktem Spitzenkragen, das Haupt überwogt von grauem Filzhut mit weißer Straußen-
er, die sichtlich von einem Damenhut abgenommen war.

Sehr kurz gegeneinander: Kneis. — Bartha.

Und zu Candida: Ob sie nicht im Saal seine Lieder anhören wolle, er käme gleich dran.

Sie möchte nicht in den Saal zurück, nachdem sie gespielt. Wenn die Türe geöffne höre man sehr gut auch hier.

Der schöne Trompeter streifte einen Blick nach ihm hinüber und wickelte an seine blonden Kaiserbart: Doch nachher — am Festessen werde sie doch teilnehmen?

Heute nicht — ihre Mutter sei mittags erkrankt — sie müsse heim.

So . . .

Erneutes Klopfen, hastig der Lehrling: der Meister vom Stuhl lasse dringend bitte man würde im Saal schon ungeduldig. So mußte der schöne Trompeter das Feld räume Ließ weit die Türe hinter sich offen. Bei seinem Eintritt in den Saal sofort donnernde Applaus. Das war endlich wahre Begeisterung!

Er — indem er die Türe wieder zugezogen: Wollen Sie das wirklich anhören? Si hatte stumm verneint, nach Tuch und Mantel gegriffen: Sie wolle heim.

Ob er sie begleiten dürfe?

Sie hatte unsicher an ihm vorübergesehen. Sie sei es nicht gewohnt — lasse sich ni heimbegleiten —

Dann machen Sie mit mir eine Ausnahme! Und er hatte sie mit einem seiner Blick umfaßt, die zu bitten und zu beherrschen verstanden, und jeden Widerstand hinwegnahmen

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsbücherschau

Gesammelte Werke

Im Jahre 1912 wurde zum erstenmal der Name Rudolf G. Binding genann Der schmale Band „Die Geige" offenbarte einen Prosadichter von ungewöhnliche Selbstzucht. Inzwischen sind Jahre ins Land gegangen, und Bindings Gesammelte Werk liegt in 4 Bänden vor (Verlag Rütten & Loening, Leinen 25 M.). Der erste en hält die Prosadichtungen: die 6 Novellen und die 4 Legenden. Der zweite die Gedicht und die „Reitvorschrift für eine Geliebte", von der ich nur eines bedauere: daß der Mann der sie am feinsten hätte würdigen können, sie nicht mehr lesen kann, unser Freund Alfre Walter Heymel. Der dritte die Aufzeichnungen „Aus dem Kriege", jenes einsame, pe sönliche Bekenntnis, das Aussicht hat, die meiste Kriegsliteratur zu überleben. Der vier die Autobiographie „Erlebtes Leben", wohl die gedanklich bedeutendste und dichterisc tiefste, die uns die letzten Jahre gebracht haben. Außer der Reihe erschienen „Rufe un Reden" (ebenda, 6. 50). Sie beginnen mit der Weiherede „Deutsche Jugend vor de Toten des Krieges", deren Schluß ich in meinem Lesebuche „Das deutsche Antlitz" bringe konnte. Es folgt die Ansprache zur Frühlingsfeier des Frankfurter Jugendrings; die große Totengedenkfeiern; Über das Wohltun; Rechtfertigung der Kunst; Gedenkrede auf Bee hoven. Lob Frankfurts; Rheinrausch; Genfer See; Das Chile-Haus in Hamburg. Ethisch Grundlagen eines Volkes; Ecce Europa; Schicksal und Weisheit (aus Anlaß des „Reis tagebuchs eines Philosophen"); Tätiger Geist. Sprache und Wahrheit; Lage der Dichte von 1920; Dichter und Redner (über Fritz von Unruh), Biblia (aus Anlaß der großartige Luther-Bibel der Bremer Presse); Es gibt Bücher, die mehr als Bücher sind (12 Büche die Binding in die Hausbücherei jedes gebildeten Deutschen wünscht); Über Zeiche setzung. Schon die Titel allein verraten Bindings Spannweite. Niemand wird es b reuen, sich mit diesem ungewöhnlichen Manne auseinandergesetzt zu haben. Der Verla hat die Bände mit der gediegenen Vornehmheit ausgestattet, die wir von ihm gewöhnt sin

„Auf die Gefahr, in allen Cafés verachtet zu werden, frage ich: Wie viele Deutsche kennen
och Heyses schönste Novellen?" Dies schreibt Stefan Großmann in Nr. 41 der „Lite-
rischen Welt". Da er in diesem Zusammenhang auch Auerbach nennt, glaube ich, würde
dasselbe von Rosegger sagen. Ich begrüße es freudig, daß der Verlag Staackmann
urch Roseggers Sohn eine Gedenkausgabe in 6 Bänden besorgen ließ. Sie enthält
e „Schriften des Waldschulmeisters", die „Abelsberger Chronik", „Erdsegen", „Peter
ayr, der Wirt an der Mahr", „Alpensommer", „Jakob der Letzte". So zeigt sie den un-
schöpflichen Fabulierer von allen Seiten. Es war mir seinerzeit unbegreiflich, daß
osegger den Nobelpreis nicht bekam. Er hätte ihn so gut verdient wie jeder der bisherigen
reisträger. Schon rein an Einfällen ist er unerschöpflich. Ich gestehe, daß ich für einen
and Rosegger sämtliche Amerikaner herschenke, die zurzeit in Deutschland mit allen Mitteln
nciert werden. Erzähler, die auch der einfache Mann lesen kann, sind von vornherein
ertvoller, als solche, die nur die feinen Leute verstehen. Und Erzähler, die auch unver-
rbenen Lesern etwas geben, sind mir erst recht lieber als solche, die eine gewisse Ab-
ebrühtheit voraussetzen. Darum empfehle ich ganz besonders:

Rosegger für die Jugend, dargebracht im Auftrage der freien Lehrervereinigung
r Kunstpflege in Berlin: „Mit Tieren und Menschen" und „Kindheitwege des
aldbauernbuben" (mit vielen, auch bunten Bildern, L. Staackmann, je 3,50 M.).
eiden Bänden sind Millionenauflagen zu wünschen. Unsere Kinder kennen nachgerade
oes Auto an Gestalt und Geräusch, und wissen so unheimlich viel von Technik und Sport,
ß wir gar nicht genug Gegengewichte schaffen können. Die Welt, die sie um sich sehen
d hören, ist der Gemütswerte bar. Wo fänden sie diese so rein und kindergemäß wie in
n besinnlichen und fröhlichen Geschichten des Waldbauernbuben?

Helene Böhlau, Gesammelte Werke I. Abteilung: Die Erzählungen aus Alt-
eimar. Vier schmiegsame Ganzleinenbände 20 M. (Hermann Böhlaus Nachf., Weimar.)
i dem schönen Kapitel, das Adolf Bartels in seiner Geschichte der deutschen Literatur
elene Böhlau widmet, vergleicht er sie eingangs mit Raabe, um am Schlusse nur die
oste und die Ebner-Eschenbach über, die Eliot und George Sand neben sie zu stellen.
s will von einem Manne, der mit derart rühmenden Vergleichen sparsam ist, etwas
agen. Ich erinnere mich heute noch des Entzückens, mit dem ich seinerzeit die „Rats-
idel- und Altweimarischen Geschichten" kennen lernte. Hier herrscht wahrhaftige Lust
fabulieren, verbunden mit angeborenem Sinne für die zarten Grenzen des Künst-
ischen. Helene Böhlau wurzelt in diesem alten Kulturboden, sie ist am glücklichsten,
nn sie diese Welt gestaltet, in der sie ihre stärksten Jugendeindrücke aufnahm. „Es war
s Lachen einer andern Zeit, das bei uns im Hause noch hin und wieder erklang — einer
mlosen, heiteren Zeit. Ich halte es für ein Glück sondergleichen, daß wir in Begleitung
ses Lachens aufblühten", heißt es in dem „Sommerbuche" (das, nebenbei, auch ein-
n um 2 M. zu haben ist; es sind schon über 300000 Stück davon hinausgegangen).
üssen wir es nicht auch für ein Glück halten, daß uns Helene Böhlau in ihren köstlichen
schichten aus Altweimar den Abglanz dieses Lachens gerettet hat? Vielleicht ist die
ndung dieser Erzählungen größer als ihre Dichterin glaubt: das lebendige Weimar
t verloren gehen zu lassen, jenes Weimar, das nun einmal das Herz der größten Zeit
erer Dichtung ist; es zu bewahren nicht in Feierlichkeit, sondern so herzlich und herzhaft
doch ahnungsvoll, wie nur die Ratsmädel lachen konnten. Diese vier Bände gehören
ammen, jede ihrer Geschichten wird noch schöner durch ihre Verbundenheit, wie Kellers
eute von Seldwyla". Wie sehr es diese Welt ist, der die Böhlau ihr Bestes verdankt,
gt ihr neuestes Buch „Die kleine Goethemutter" (Deutsche Verlagsanstalt, Leinen
k.), das Elisabeth Textors Kindheit vor uns erstehen läßt bis zur Kaiserkrönung Karl
erts von Bayern, bis zur Geburt Goethes. Schon der frankfurtische Klang, der nicht
u in mundartlichen Gesprächen, sondern auch die Erzählung selbst durchzieht, hat etwas

Reizendes. Mit welcher Dankbarkeit vernimmt man in dieser atonalen Zeit einen so reinen wohltuenden, natürlichen Klang!

Nikolai Lesskow, Gesammelte Werke in 9 Oktavbänden, übersetzt von J. von Guenther H. von Heiseler, Arthur Luther und Erich Müller. Mir scheint Lesskow von allen russischen Erzählern der russischeste; am meisten das, was der Russe eine „breite Natur" nennt. E kennt das ganze Rußland, große Stadt, Kleinstadt, Land, Steppe. Er kennt alle Stände von den höchsten bis zu den niedrigsten: Adel, Geistlichkeit, Ikonenmaler, Offiziere, reich Bürger, Landstreicher. Seine dichterische Sphäre reicht vom Grausigen bis zum Humor und von derbster Wirklichkeit bis zur zartesten Legende. Dostojewski stellte ihn über Tolstoi und umgekehrt. Er ist ein Phänomen wie Balzac: einer der stärksten Erzähler der Welt literatur. Er kennt die russische Landschaft in allen Jahreszeiten, bei jedem Wetter. Be ihm hört jedes Kombinieren des Lesers auf: die Geschichte geht immer ganz anders weiter wie das Leben selbst. Er ist der elementarste Erzähler des 19. Jahrhunderts. (Verla C. H. Beck, München. Gesamtausgabe 45, einzeln je 5,50 M.)

Von der Gesamtausgabe der Werke Knut Hamsuns liegen zwei neue Bände vor 13. Band „Das letzte Kapitel", 14. Band „Der Landstreicher" (geheftet je 5 Leinen je 8 M.), ersteres von dem Schweizer Dichter Hermann Hiltbrunner, das ander von J. Sandmeier und S. Angermann, den Übersetzern der Sigrid Undset, ins Deutsch übertragen. Man hat „Das letzte Kapitel" als den dämonischen Sanatoriumsroma dem „Zauberberg" gegenübergestellt (vgl. den Aufsatz Arthur Hübschers, Der Zauberber und das letzte Kapitel, Augustheft 1925 der S. M.). „Der Landstreicher" war das Buch das vor einem Jahr dem Hamburger Buch-Club seine vielen Mitglieder gewann; seitdem ist der europäische Erfolg des Werkes nur noch gewachsen: seit „Segen der Erde" hat kein Prosadichtung Hamsuns solches Aufsehen erregt.

Man kann den Namen des großen Skandinaven nicht nennen, ohne sogleich auch de wunderbaren Frau zu gedenken, die in diesen Tagen das biblische Alter erreicht hat, Selma Lagerlöfs. Wie seinerzeit zum 50. und zum 60. Geburtstag, ehrt ihr deutscher Verla Albert Langen sie auch zum 70. durch eine neue Gesamtausgabe in 12 Bänden, die trotz dem um zwei volle Bände vermehrten Umfange um 10 M. billiger ist als die bisherig 10bändige; sie kostet in Ganzleinen nur 75 M. „Sie macht die Welt auf eine magische Weise weiter", sagt Stefan Zweig von ihr. Jakob Wassermann nennt sie „eine Elementar kraft", Lulu von Strauß und Torney „la madre del mondo", Oswald Spengler „di tiefste Seelenkennerin unter den Schriftstellern der Gegenwart", Ricarda Huch „die gütig Mutter Europas": noch nie ist aus den verschiedensten Lagern der Literatur einer Dichterin so vorbehaltlos, so jubelnd gehuldigt worden wie Selma Lagerlöf.

Bildende Kunst

Eine Kunstgeschichte, nicht wahr, konnten wir uns bisher nicht gut anders vorstelle als großformatig und schwer zum Anfassen. Leo Bruhns war es vorbehalten den viel mehr zum Lesen lockenden Typ, den Engländer, Franzosen und Amerikaner scho besitzen, meisterhaft ins Deutsche zu übertragen. Zwei Bände liegen vor: „Die alte Völker", und „Frühzeit und mittelalterliche Dome", jeder etwa 300 Seite im Format der Inselbücher, jeder mit über 100 guten Bildern, jeder in Ganzleinen 5 M (E. A. Seemann. Das Ganze ist auf acht einzeln käufliche Bände berechnet.) Bruhn der sich mit vielbemerkten Arbeiten über Würzburger Plastik verheißungsvoll eingeführ hatte, ist heute Professor an der Universität Leipzig. Seine Darstellung ist überaus fesselnd man kann nur schwer innehalten, wenn man das Lesen einmal begonnen hat. Es ist e freulicherweise ein Buch für den Nichtfachmann; es zu lesen, ist keine Arbeit, sonder ein von Seite zu Seite sich steigernder Genuß. Er betont das Wesentliche, den große Zug der Entwicklung; darum ist das Buch besonders bildend. Es ist ausgezeichnet geschrieben

schreibungen von Werken, die wir längst zu kennen glaubten, lesen sich spannend wie
Roman. Es ist deutsch eingestellt ohne Deutschtümelei. Es ist verfaßt aus einer Ge-
ntanschauung der Zeiten heraus, die auch das Religiöse, das Weltanschauliche, das
sellschaftliche, das Wirtschaftliche am rechten Ort und im rechten Rahmen einbezieht.
r niedrige Preis bei so vorzüglicher Ausstattung ist ein Rätsel und eine Tat.

„Meister und Meisterwerke Deutscher Kunst" von Hans Tietze (Leipzig
utscher Verlag für Jugend und Volk, geb. 5,50 M.) ist ein kleines Buch, aus dem auch
Fachmann noch lernen wird, obgleich oder weil es aus Dreißig-Minuten-Vorträgen
den Wiener Rundfunk hervorgegangen ist. Ich bewundere Österreichs führenden
nstgelehrten, weil er sich nicht zu vornehm dünkte, für Radiohörer zu sprechen, und weil
seine schwierige Aufgabe kunsterzieherisch vollendet gelöst hat. Es ist keine Kleinigkeit,
en Begriff von deutscher Kunst in 16 kurzen Kapiteln zu geben, die von der Witislinger
wandfibel bis zu Hans von Marées leiten. Die 77 Abbildungen sind aus der Überfülle
Materials überlegt ausgesondert, und die Erläuterungen verraten in jeder Zeile den
ßen Gelehrten, der seinen Gegenstand spielend beherrscht: wie herrlich sind die Kapitel
er Naumburg und Bamberg, über Konrad Witz, besonders über Pacher!

Aus der Literatur zum Dürerjahr sei das Bändchen von Friedrich Haack hervorge-
ben, das bei Quelle & Meyer um 1,80 M. zu haben ist: ich wüßte keine Einführung,
der man, ohne daß man es gewahr wird, mehr lernt. Man fängt an zu lesen, und ist
n mittendrin. Haack spricht von Dürers Ruhm, gibt eine Übersicht über Dürer-Literatur,
lt Dürer und Grünewald einander gegenüber; es folgen Abschnitte über Dürer, den
iversalmenschen; Dürer und die Gotik; Dürer und Nürnberg; Sturm und Drang;
rer als Idylliker; Italien usf.; Würdigungen der Hauptwerke, die auch wiedergegeben
rden (32 Tafeln), bis zu den „Vier Aposteln" machen den Schluß. Das Bändchen
d bleiben, und es ist nur zu wünschen, daß es in viele Hände komme.

Der Sprung von Dürer zu Fritz Boehle ist nicht weit. Über Boehle ist ein schönes
um in Taschenformat erschienen, 80 Abbildungen seiner bekanntesten Werke in Kupfer-
druck mit einem Vorwort von Prof. Bredt (München, Pick & Co., in Ganzleinen 3 M.,
ttbillig!) Es ist mir, als wäre es gestern gewesen, daß Alfred Heymel mit ein paar
er prachtvollen Pferdebilder in unsere Redaktion gestürmt kam: „Kennt ihr das?"
ist wundersam, wieviele Einflüsse dieser große Meister schlackenlos in sich verarbeitet
wie durch und durch boehlisch jedes seiner Werke ist. In gewisser Beziehung geht er
über Marées hinaus. Wenn man diese Blätter langsam umwendet, fühlt man ordent-
wie einem die Augen ausgeputzt werden von der krampfigen Unkunst dieser Zeit.

Von deutschen Bergen und Seen. Die Schönheit der Bergwelt, gesehen mit
Maleraugen. 24 Gemälde moderner Meister, wiedergegeben in farbigem Kupfertief-
k. Mit einem Begleitwort von Alexander Heilmeyer (Münchener Graphische Gesell-
ft Pick & Co., 12 M.). Die Bilder sind von lauter Lebenden: Bauriedl, Bolgiano,
tz, Hans Beat Wieland, Julius Widumann, Märtens, Rudolf Sieck, Arends, Pippel,
garete Stall, Grätz, Bürgers, Scheinhammer, Hedwig Lindemann, Karl Reiser,
ützel, Keßler, Curry, Steppes, Trumm-Witzel; eine glückliche, an Abwechslung reiche
wahl, im besten Sinn modern. Nun die Wiedergabe! Zum erstenmale, nicht nur in
tschland, wird hier der Dreifarben-Tiefdruck als Buchillustration verwendet, und wie
terlich ist die Aufgabe gelöst! Daneben verblassen selbst die bisher als die besten gelten-
Wiedergaben in anderen Verfahren, z. B. Vierfarbendrucke. Die Farbtöne sind mit
r Zartheit gekommen, die bewundernswert ist. Technik und Malweise des Einzelnen
anz deutlich erkennbar. Diese Reproduktionstechnik hat eine große Zukunft. Es steht
l viel näher am Original, auch das ausgezeichnete matte Papier trägt viel zu dem
oln Gesamteindruck bei.

Josef Hofmiller: Wanderbilder aus Bayern und Tirol (Verlag Geiselberger, Al ötting, Leinen 1,50 M.): Ingolstadt; Seeon, Baumburg, Rabenden; Kloster Au un Gars; Das Idyll Oberberghausen; Die Wieskirche bei Steingaden; Das Deutsche Südtiro In der selben Sammlung: Karl Freiherr von Leoprechting: Aus dem Lechrain (2 Bdch. Lorenz Strobl: Altbayerische Mittel und Bräuch; Ders., Altbayerische Feiertäg. Helen Raff: Fränkische Legenden und Sagen. Adalbert Stifter: Schule und Schulbildun

Musik

Es sei vor allem erinnert an Hans Pfitzners Gesammelte Schriften in 2 Bände I. Bühnen-Tradition: Einleitung, Melot der Verruchte, Bart und Bühne. Roman tisches: E. T. A. Hoffmanns Undine; Webers Freischütz; Was ist uns Weber? Zu mein Heiling-Inszenierung; Marschners Vampyr; Parsifal. Futuristengefahr. II. Zur Grun frage der Operndichtung: Allgemeine Betrachtung; Anwendung auf bekannte Werk Eigene Werke: Der Arme Heinrich; Die Rose vom Liebesgarten. Die neue Ästhetik d musikalischen Impotenz. Zum Gedächtnis Heinrich Kiefers. Sechs Sonette: Bürge Hoffmann, Schopenhauer, Lortzing, Schumann, Wagner. (Augsburg, Verlag Benno Filser

Hans Joachim Moser's „Geschichte der deutschen Musik vom Auftrete Beethovens bis zur Gegenwart" in 2., durchgesehener Auflage (Stuttgart, Cotta 16 M. Ich rate jedem, der sich in die Geschichte unserer Musik einarbeiten möchte, mit diese Bande zu beginnen, der von Beethoven und Schubert bis zur Gegenwart reicht (Hind mith usw.), dann wird er den Weg in die früheren Jahrhunderte leichter finden. D Unerschrockenheit, mit welcher Moser gegen After- und Unkunst auftritt, und seien sie no so Mode, ist erquickend. Der Professor der Musikwissenschaft an der Universität Berl ist vor dem Verdachte geschützt, er sei ein bloßer Reaktionär. Es wäre zu wünschen, d sein vorzügliches Werk in die Hände möglichst vieler Konzertbesucher käme, damit sie wüßte was von den eleganten Eiertänzen einer Musikkritik zu halten ist, die aus Angst bei alle noch mittut, oder wenigstens tut, als wenn sie so täte.

Bald nachdem August Göllerich das Leben Anton Bruckners bis zur Berufun nach St. Florian geschrieben hatte, starb er. Der I. Band erschien 1922 bei Gustav Bos in Regensburg. Nun liegt, zum großen Teil ebenfalls noch von Göllerich verfaßt, zu Teil von seinem Nachfolger, Professor Max Auer weitergeführt, der II. Band vor in zw Teilen: Textband (5 M.) und Notenband (10 M.). Er behandelt die Jahre in St. Floria wo in heiliger Stille der Meister der großen Symphonien heranreifte. Bringt schon d Textband wertvolle Faksimilewiedergaben von Kompositionen, so enthält der Notenba 37 bisher unveröffentlichte Werke, darunter die Missa Solemnis von 1854 in Partitu Es bedarf keiner Hervorhebung, daß dies das wichtigste Werk der Brucknerliteratur i

Ebenfalls bei Bosse erschien das volkstümliche Buch „Beethoven als Mensch" v Wilhelm Fischer-Graz (5 M.). Es ist eigenartig aufgebaut in 66 einzelnen Kapitel von denen wenigstens bei einigen die Überschriften genannt seien: Fremdheit, Versinn rung, Dämon, Liebeslegenden, Ehesehnsucht, Gotteskindschaft, Schwanengesang. D Dichter Fischer kennt nicht nur die Literatur über Beethoven, er hat sich auch in Beethov selbst hineingefühlt. So wird sein Werk zum Verständnisse des großen Menschen me beitragen als manche korrekte Biographie.

Max Reger, Briefe 1887—1916. (Leipzig, Koehler & Amelang, Ganzleinen 10 M Der Herausgeberin, Else von Hase-Koehler, lagen fast 4000 Briefe vor, aus denen der sta liche Band eine Auswahl darstellt. Ein glänzender Briefschreiber war Reger so wen wie Beethoven; seine zahlreichen Äußerungen in Briefen und Karten sind immer sachli und befassen sich zu neun Zehnteln mit seinen eigenen Werken. Der Name Bach kom viel vor, auch über Brahms finden sich schöne Stellen. Die Briefe sind zur Kenntnis d

enschen und des Künstlers wertvoll. Die beigegebenen Bilder, 26 an der Zahl, sind t rührend. Wer Reger persönlich gekannt hat, weiß, daß auch bei ihm, wie bei Ludwig oma, das Rauhbeinige nur Abwehr-Maske war; in Wirklichkeit war er äußerst zart d sogar in gewissem Sinne schüchtern. Menschlich am schönsten sind die Briefe an seinen hrer und die an seine Frau. Mit Anmerkungen ist etwas gespart worden: wir verstehen noch die meisten Namen und Anspielungen. Aber wie wird das in 20 Jahren sein?

Musikerbiographien aus dem Verlage „Bücher der Heimat", Altötting (Leinen je 1,50 M.) lfred Orel, Bruckner; Derf., Schubert; Wilhelm Zentner, Der junge Mozart. ese Bändchen bieten viel; sie sind gleich brauchbar als erste Einführung wie als Erzung anderer Werke.

Über Goethe

Der „Goethe-Kalender" 1929 ist eine Überraschung: er wird nunmehr herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Museum, dessen Leiter Ernst Beutler ist; er hat n Format geändert und sieht aus wie ein richtiges Buch; gedruckt hat ihn Jakob Hegner Hellerau; Verlag (Dieterich in Leipzig) und Preis (4 M.) bleiben wie bisher. Die wichsten Beiträge: „Herbstgefühl" von Alfred Biese; Das wiedergefundene Trostbüchlein oethes, von Hans Wahl; Plauderei in Marienbad (Erinnerungen von Lili Parthey); Traumerscheinung", aus Eckermanns Nachlaß. Die Jahrgänge 1906, 1909—14, 17, —23 sind noch ermäßigt um 1,50 M., die 1924 und 25 um 2, die 26—28 um 3 M. bei eterich zu haben. Ich freue mich, daß ich seinerzeit zugegriffen und sie mir alle erworben be, die fehlenden treibt man noch leicht antiquarisch auf: die ganze Reihe nebeneinander, e 22 Jahrgänge, ist ein wertvoller Teil jedes Goethe-Regals.

J. P. Eckermann: sein Leben für Goethe. Band II: nach Goethes Tod. Von H. H. uben. Geh. 10, Leinen 13 M. 807 S. (Leipzig, H. Haessel). Enthält u. a. 200 unbeßte Briefe im Text verarbeitet, Fragmente zu einem geplanten 4. Band der „Gespräche", unbekanntes Gespräch mit Goethe, Goethe-Worte aus Eckermanns Nachlaß, des teren ungedruckte Einleitung zu Goethes nachgelassenen Schriften. Unentbehrlich jeden, der den Weg zu Goethe gefunden hat; wichtige Quelle für das Sinken des tigen Lebens in Deutschland nach Goethes Tod; mit Hingebung gearbeitet, wirksam spannend aufgebaut. — Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 1928 (Weimar, lag der Goethe-Gesellschaft). Wichtigste Beiträge: Kurt K. Eberlein, Goethe und die ende Kunst der Romantik; Paul Sakmann, Emersons Goethebild; Max Hecker, Goethes und Bestattung; Karl Voßler, Goethe und das romanische Formgefühl.

Rudolf Glaser: Goethes Vater. Sein Leben nach Tagebüchern und Zeitberichten. ipzig, Quelle & Meyer, 12 Kupferdrucktafeln, Leinen 10 M.) Endlich! muß man sagen. hrend über die Frau Rat eine ganze Literatur vorliegt, ist dies das erste Buch über thes Vater. Die Allgemeine Deutsche Biographie behandelt ihn überhaupt nur im men der Biographie seines Sohnes. Dabei hat das Leben von Vater und Sohn twürdige Parallelen. Nicht nur, daß schon der Vater in Leipzig studiert und in Wetzlar rtiziert, nicht nur, daß schon für ihn die Reise nach Italien zur großen Zäsur seines ens wird; schon der Vater hat die Neigung, sogleich auf den höchsten Turm zu steigen, sich zu unterrichten; schon er übersetzt in Versen, gar nicht ungewandt; schon ihm dämt die „Kette der Natur auf, deren Ringe die geschaffenen Dinge sind"; schon er besteigt Vesuv und Sankt Peter; schon er empfindet den Überdruß an Italien, wie sein Sohn enedig; und — schon er hat sein Liebeserlebnis mit der schönen Mailänderin. Man legt Buch aus der Hand mit dem Bewußtsein, daß man bisher Goethes Vater falsch gen hat, zum mindesten einseitig aus der Perspektive seiner Krankheit. Goethe verdankt n viel mehr, als er Wort haben wollte. Man hat dem Vater bisher Unrecht getan, und s ar hohe Zeit, daß seine nicht unbedeutende Persönlichkeit endlich richtig dargestellt wurde.

Die Schatzkammer der „Bremer Presse"

Wenige Unternehmungen verdienen so ohne jede Einschränkung den Ehrentitel ein Schatzkammer deutscher Bildung, wie die meisterhaften Auslesen, die Hugo von Ho mannsthal und Rudolf Borchardt für den Verlag der Bremer Presse besorgten. An erst Stelle sei Hofmannsthals „Deutsches Lesebuch" in 2 Bänden genannt (in Pappbar 16 M.), von welchem erfreulicherweise bereits die 2. Auflage nötig wurde. Dieses wunde volle Lesebuch hat mir vor 2 Jahren die Zusammenstellung des meinigen („Das deutsc Antlitz") für den Verlag Albert Langen nicht wenig erschwert, da ich ihm unter keinen Umstä den ins Gehege kommen wollte. Wie tief Hofmannsthal ins Erbe unserer klassischen Pro von 1750 bis 1850 hineingreift, zeigen auch die neuen Beiträge der zweiten Auflag ich nenne z. B. Haydns rührenden Brief über Mozart, Mozarts Brief an seinen Vat über seine Verehelichung, Beethovens Heiligenstädter Testament, die politischen Leitsä des Freiherrn vom Stein, Clausewitzens „Kriegerische Tugend des Heeres", Schinke Brief aus Venedig, Arndts Napoleon, Rankes Richelieu, Görres' „Sternenhimmel der Neujahrsnacht". Eine Zeit, die Schiller beinahe vergessen hat, an „Schillers Selbs charakteristik aus seinen Schriften" zu erinnern, ist ein Wagnis und ein Verdien Der Literaturhistoriker Döring, der sie 1853 zusammenstellte, hat seines Amtes mit Ur sicht gewaltet; diese aneinandergereihten Selbstzeugnisse (Ganzleinen 9 M.) geb heute noch ein ungemein lebensvolles Bildnis, das sich aus Schillers Briefen und Schrift wie von selbst zusammenfügt. Manche Aussprüche sind erstaunlich zeitgemäß, z. B. üb die Deutschen, über Esprit und Geist, über das Glück Europäer zu sein, gegen das Publiku Ein Juwel für sich ist Hofmannsthals Vorwort. „Wert und Ehre deutscher Sprach (8 M.) vereinigt auf fast 300 Seiten die Äußerungen von 12 Verfassern über unsere he liche Sprache: J. G. Schottel, Leibniz, Justus Möser, Wieland, Herder, Goethe, Je Paul, Wilhelm von Humboldt, Fichte, Adam Müller, Arndt, Jacob Grimm. Hofmann thals herrliche Einleitung schließt mit dem ernsten Gedanken: „An wen aber wenden s diese Sammlungen? Wer wird mit diesen Vor- und Nachreden angesprochen? Ein Zwei überfällt uns zuweilen, der nicht die Kalten und Widerstrebenden, nein, der uns selb und unsere Zustimmenden in Zweifel zieht, ob sie es wirklich sind, und wir mit ihn so wenige Sichtbare, so Verstreute, auf denen in solcher Zeit das in seinen Grundfes wankende ungeheure Gebäude ruhen könne! Denn wir sind uns der Bedrohung des Ganz bewußt. Einen letzten Glauben, es bestehe unversehrt wenngleich verborgen die Mi der Nation und werde dies in Empfang nehmen, wollen wir nicht aufgeben." Hierl gehört auch die herrliche Rede, die Hofmannsthal am 10. Januar 1927 im Auditori Maximum der Universität München hielt „Das Schrifttum als geistiger Rau der Nation". Er spricht darin über den „unglücklichen Riß in unserem Volk zwisch Gebildeten und Ungebildeten", über die Wechselwirkung von Tradition und Mode den Franzosen, über deutsche Zusammenhangslosigkeit „in der Ebene der Gleichzeitigke wie „in der Tiefe der Geschlechterfolge", über den deutschen Bildungsphilister, über heimliche, „wahre und einzig mögliche deutsche Akademie", den „leidenschaftlich-einsam Dienst an der eigenen Seele als einzigen Daseinsinhalt." Karl Voßler, dem diese gr artige Rede gewidmet ist, behandelt zum Teil verwandte Fragen und Aufgaben in sein Bremer Vorträgen vom März 1925 „Die romanischen Kulturen und der deutsc Geist" (geheftet 3,50 M.). Ein paar Sätze: „Es ziemt und empfiehlt sich, daß jedes V und jeder Mensch nach einem Gegengewicht seines angeborenen Hanges und seiner seelisch Gefahren strebe." „Seit 1914, ja schon vorher, sind im politischen Handeln, wie im kün lerischen und philosophischen Denken die Methoden ungleich roher, verwirrter, gemei geworden." „Alle nationalistische Kunst ist schlecht und falsch, und alle echte nation „Die Gesundung in Frankreich hängt von der in Deutschland ab und umgekehrt." Be

tto Croce hat zu den 3 Vorträgen ein gewichtiges Nachwort geschrieben. Rudolf orchardt endlich, dem wir die bereits früher erschienenen „Deutschen Denkreden" 4 M.) und den „Ewigen Vorrat deutscher Poesie" (10 M.) verdanken, stellt in m über 500 Seiten starken Bande „Der Deutsche in der Landschaft" die bedeutend- n Äußerungen über die verschiedensten Landschaften, heimische und fremde, zusammen it einer Meisterschaft der Wahl und Übersicht des Gebietes, die ihm einzig eignen. Auch ese Auslese umfaßt das Jahrhundert von Hofmannsthals Lesebuch; sie reicht von Sulzer d Geßner über Georg Forster, die beiden Humboldt, Carl Ritter bis zu Fallmerayer, regorovius und Viktor Hehn. Natürlich sind auch Goethe, Heinse, Kleist, die Droste, albert Stifter vertreten (10 M.). Hinzugefügt sei, daß auch diese Bände mit der Sorg- lt gedruckt sind, durch welche sich die Bremer Presse an die Spitze aller deutschen Privat- essen und neben die ersten Privatpressen des Auslands gestellt hat. Der Satzspiegel von einer Harmonie, die nicht zu überbieten ist. Von diesen Bänden geht eine stille ornehmheit aus, sie erziehen, mahnen, wecken. So edle Erzeugnisse der Buchkunst um esen Preis hat es bisher nicht gegeben.

In diesem Zusammenhange muß von Rudolf Borchardt der Essayband „Handlun- n und Abhandlungen" hervorgehoben werden (Berlin-Grunewald, Horen-Verlag). ein Inhalt: Zueignung an Rudolf Alexander Schröder; Benedetto Croce; Rheinsberg; ber den Dichter und das Dichterische; In Memoriam Alfred Heymel; Brief über das rama an Hugo von Hofmannsthal; Hofmannsthals Prosaische Schriften; Eranos- rief; Aufstieg des großen Schauspielhauses; Grabschriften; Über das Recht des Dichters rkannt zu bleiben; Öffentlicher Geist; Ansprüche der Betriebstechnik auf Revision der schichte der Deutschen Philosophie; Hölderlin und endlich ein Ende; Scherzo. Was rchardt schreibt, erhebt Anspruch auf gründliches Durchdenken. Er legt den strengsten aßstab an und nimmt ihn für sich in Anspruch. Er setzt vom Leser viel voraus, um ihm ch mehr zu geben. Ein jeder, für den Literatur gleichbedeutend ist mit jeweiligen Neuig- ten des Buchhandels, lasse seine Finger von ihm: er würde sie sich nur verbrennen. an ist mit einem Schlage der landläufigen Literaturbetriebsamkeit entrückt, und gewisser- ßen aus dem House of Commons in das der Lords versetzt.

Erzählungen

Als ich unlängst hier Reclams neue Sammlung lebender Erzähler besprach, hob ich mit Auszeichnung Ernst Penzoldts „Zwerg" hervor. Mit seinem Roman „Der me Chatterton" (Insel-Verlag) sei diese Sammelbesprechung für Weihnachten onnen. Denn die Leser werden von mir nicht erwarten, daß ich die Bücher nenne, ohnehin von Berlin aus geschoben und von allerhand Gazetten aufgeschwätzt werden. nenne solche, die in Gefahr sind, übersehen zu werden, nicht obwohl, sondern weil gut sind. Dieser „Chatterton" nun ist die Geschichte des englischen Dichters gleichen mens, der sich mit 18 Jahren vergiftete. Penzoldt hat sie mit zärtlicher Hand nach- eichnet, sie ist geistreich und ungemein begabt, aber vor die Wahl gestellt zwischen atterton" und dem „Zwerg" nähm ich, ohne mich zu besinnen, den „Zwerg". Warum? da müssen Sie schon beide Bücher lesen! Denn lesenswert ist auch der „Chatterton", ar sehr: hätte ich sonst mit ihm angefangen? Ich meine nur, für das Genre der zurzeit ganz Europa spukenden biographie romanesque ist Penzoldt entschieden zu gut. n „Chatterton" hätte am Ende auch Emil Ludwig einmal geschrieben, wenn auch nicht ichterisch. Den „Zwerg" konnte nur Penzoldt schreiben.

Hans Carossa ist ein klassischer Autor; er weiß es nur nicht. Dies unterscheidet ihn r anderen Zeitgenossen, die es erstens von sich wissen, und bei denen es zweitens nicht timmt. Aus seinem „Rumänischen Tagebuch" habe ich eine wundersame Stelle in mein

Lesebuch „Das deutsche Antlitz" aufgenommen. Der erste Teil seiner autobiograph romanesque (im auto steckt's ..) hieß einfach „Eine Kindheit". Der neue heißt „Ve wandlungen einer Jugend" (alles Insel-Verlag) und läßt die Jahre des Latei schülers in Landshut bis zur Reifeprüfung nochmals aufsteigen, so daß man über de kleinen Buch anfängt zu träumen und leise mitzudichten, etwa wie ein Kanarienvog zu singen anfängt, wenn wer im Zimmer sehr schön geigt.

Mit dem Linzer Dichter Julius Zerzer ging mir's ähnlich wie mit Penzoldt: natürli ist sein „Stifter in Kirchschlag" (München, Georg Müller) ein erquickendes Buch, u keiner, der Stifter liebt, wird es, wenn er's gelesen hat, weggeben, außer um einem G sinnungsgenossen damit eine Herzensfreude zu machen. Sein Inhalt? Aber das ist das schönste an einem Buch, wenn es keinen erzählbaren Inhalt hat. Inhalt? Nun Adalbert Stifter reist nach Kirchschlag in die Sommerfrische, erlebt allerhand, reist wied heim; viele Einzelzüge, die ganz leise zu den Werken weisen, es ist wie eine zauberhaf Versetzung in Adalbert Stifters Luft. Aber noch lieber ist mir Zerzers schmaler Ba (ebenfalls bei Georg Müller) „Johannes". Warum? Da müssen Sie schon beide Büch lesen, denn lesenswert usw. (siehe vorhin!).

„Der Kampf der Tertia" von Wilhelm Speyer (Berlin, Ernst Rowohlt 3,50 M gehört zu den wenigen guten deutschen Geschichten, die in einem Schülerheim spiele Das heißt genauer gesagt, spielt die ganze Geschichte im Freien, und das ist ihr Reiz. ist halb und halb ihr Thema. Es geht ja ein wenig ungezwungen zu in dieser freien Sch gemeinde, von den Lehrern spürt man so gut wie nichts, aber ich habe das Buch mit V gnügen gelesen und freue mich über die richtige Darstellung der Jungen im Pubertätsalt

Kuni Tremel-Eggert hat sich mit ihren „Rotmannsteinern" sogleich einen Name und mit „Sanna Spitzenpfeil" eine große Leserschaft geschaffen. Ihr neuer Rom „Die Straße des Lebens" ist seit Anzengrubers „Sternsteinhof" der packendste Vol roman (München, Albert Langen 7 M.). Es steckt darin eine urwüchsige Lust zu fabuliere eine nicht mindere Kraft der Menschengestaltung und eine herzhafte Begabung, die Han lung weiterzuführen und nach allen Fährlichkeiten gut enden zu lassen, was gerade für Volksbuch unerläßlich ist. Jene elementare Kunst des Erzählens, die bei Frauen häufi vorkommt als bei Männern; ich denke dabei an Lena Christ, Paula Grogger, Hele Boehlau und die Krone von allen: Selma Lagerlöf.

Die Lagerlöf! Am 20. November ist sie siebzig geworden, und mit siebzig setzt sie ihre „Charlotte Löwensköld" einen zweiten Teil wie „Anna, das Mädchen aus D larne" (Albert Langen, 7 M.). Eigentlich einen dritten, denn schon „Der Ring des Ge rals" gehört in die Löwensköld-Saga. Aber jeder Teil ist abgeschlossen für sich. Die „Ch lotte" hört damit auf, daß die Heldin statt des jungen Geistlichen den reichen Hüttenbesi heiratet, und der junge Geistliche sich berufen wähnt, das nächste Mädchen von der Str zu holen, eben Anna, die Hausiererin aus Dalarne. Da setzt der neue Roman ein. Aber erzählen ist unmöglich. Selma Lagerlöf hat in diesem Buch etwas von dem Jugendw das ihr Weltruhm eintrug, vom Gösta Berling: Episoden scheinbar, die sich zu einem Gan von fast mythischer Größe zusammenweben, eine verstehende Güte des Herzens, bei man an den alten Fontane denken muß, ein Reichtum an Einfällen, eine Kunst, sie üb raschend umzubiegen, ja sogar antithetisch, so daß der Pfeil auf den Schützen zurückpra ein Humor, der tragisch weiterfährt, Katastrophen, die sich im letzten Augenblick verflü tigen, eine Kenntnis des Menschenherzens, die nicht verachtet, sondern entschuldigt wer von all denen, deren Namen heut am lautesten hinausposaunt werden, wer ka das? wer ist das? Von wem von ihnen geht diese menschliche Wärme aus?

Rosenheim Josef Hofmiller

Redaktionell abgeschlossen am 26. November 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübl in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Nie bei Pforzheim.

Zur Einführung

Die Krisis der Justiz ist Tatsache. Nur ihre tiefsten Gründe sollen hier angedeutet werden. Sie näher auseinanderzusetzen und auf alle die Gründe einzugehen, die außerdem, elfach zutreffend, angeführt werden, ist hier nicht Raum.

Wir haben kein ureigenes deutsches Recht. Volkseigene Schöpfung und Gestaltung utschen Rechts ist durch eine Reihe rechtsgeschichtlicher Ereignisse verhindert worden. e Rechtsentwicklung wurde durch das Eindringen des römischen Rechts mit seiner undsätzlichen Bevorzugung des einzelnen gegenüber dem Gemeinschaftsgedanken in ie volksfremde Linie umgebogen und in der Folgezeit durch die Mittellage Deutschlands Europa oftmals stark beeinflußt. Es sei nur daran erinnert, welche Einflüsse italienisch- nezianischen Handels-, Wechsel und Börsenrechts aus der Zeit des von Italien nach und er Deutschland strömenden Handelsverkehrs zurückgeblieben sind und wie sehr die west- ropäische, insbesondere französische Gesetzgebung auf allen Gebieten des öffentlichen d privaten, des formellen und materiellen Rechts Nachahmung und Aufnahme fand. ur Gewohnheit wurde es, Vergleiche mit dem Auslande zu ziehen und in der Fremde ileihen zu machen. Der ungeheure, auf die Rechtsvergleichung verwendete Fleiß, die lreichen Hinweise auf das französische, englische und amerikanische Richtertum, Prozeß- ht, Strafvollzugsrecht usw., die eingehende Prüfung, die neuerdings die Rechtsver- ltnisse Rußlands erfahren, beweisen dies noch heute. Der deutsche Gesetzgeber fragte d frägt nicht so sehr nach Umsetzung deutschen Rechtsgefühls in deutschen Rechtswillen danach: „Wie ist es anderswo?" Gewiß sind Untersuchung und Auswertung der Er- einungen fremden Rechtslebens nicht zu unterschätzen, aber Übertragung und Auf- opfung fremder Rechtsgebilde bleibt Überfremdung. Der Mangel innerer Überein- mmung des Volkes mit seinem Rechte führt zur Krisis. Das Volk steht dem Rechte, s nicht aus seinem ureigenen Wesen herausgewachsen ist, fremd und mit bewußtem oder ubewußtem Unbehagen gegenüber.

Die Entfremdung des Volkes von seinem Recht hat eine bis zur Inflation der Rechts- rmen gesteigerte Massenproduktion der Gesetzgebungsmaschine derart gefördert, daß n Volke die Kenntnis des Rechts und seine Verbindung mit dem Rechte verloren ging. n Volk, das sein Recht nicht mehr kennt, muß sich rechtlos fühlen. Zum Gegenstand er Inflation hat niemand Vertrauen.

Gesetz ist übergeordnete Lebensregel und fordert Unterordnung. Nur in der Verbunden- heit mit dem Metaphysischen kann Gebundenheit des Einzelmenschen gegenüber der Gemeinschaft Wurzel fassen und nur in ihr kann die Niederzwingung ichsüchtiger Triebe rch die Schranken des Rechts begründet werden. Nur der metaphysisch Verankerte nn Grenzen seiner selbst, seines Intellekts und seines Willens anerkennen und über- geordnete Lebensregeln bejahen. Nun sind große Teile des deutschen Volkes mit Ideen r Loslösung von außermenschlichen Bindungen erfüllt. Die Welt ohne metaphysische Zusammenhänge, der laue und fanatische Atheismus nimmt in der gedanklichen Struktur s deutschen Volkes einen weiten Raum ein. Das Hinwegdenken des Metaphysischen, s Abstreifen der Verantwortlichkeit gegenüber übermenschlicher Gewalt hat den Glauben a unbeschränkte Herrschaft des Menschen über sich selbst, das Dogma vom absoluten Ich- cht geboren. Eine solche Ideenwelt bedeutet Ablehnung der Beschränkung egoistischer

Triebe und des eigenen Willens, Verneinung übergeordneter Lebensregeln, Selbstgesetzgebung, grundsätzlichen Gegensatz gegen Gesetze und Recht. Auch soweit die Anhänger solcher Weltanschauung Rechtsnormen zur Ermöglichung gemeinschaftlichen Lebens noch für zweckmäßig halten und eine Gesetzgebung solcher Einstellung Rechnung trägt, kann niemals eine Einigung über Art und Maß des dafür Notwendigen zustandekommen. Die nach den einzelnen Individuen und ihren Auffassungen kunterbunten Verschiedenheiten bedingen Widerstände, zum mindesten Unzufriedenheit und Mißtrauen gegen unerwünschte allgemeine Normen. Hier liegt der tiefste Grund für die Kritik am Recht, für die Diskreditierung und Ablehnung des Rechts, für den Mangel des Vertrauens zum Recht und seine Anwendung und für die Auflehnung gegen das Recht. Die Krisis der Justiz wurzelt vor allem in der Strömung nach Verwirklichung der individualistischen Gedankenwelt, in dem bewußten oder unbewußten Zuge zur Anarchie. Zwar besteht noch eine Scheu vor Auflösung der Gesellschaft, und noch erscheint es als Wagnis, jede einzelpersönliche Beschränkung aufzugeben. Aber deutlich ist, neuerdings aus Erörterung strafrechtlicher Reformen, zu erkennen, daß weite Kreise unter Justiz nur mehr Garantie für individualistisches Ausleben, höchstens Schutz vor offenem Dauerkampf aller gegen alle, nicht Ordnung des sozialen Zusammenlebens mit Unterordnung zum Wohle der Allgemeinheit verstehen.

Das Recht braucht sittliche Grundlagen. Die Ablehnung metaphysischer Bindungen hat Niedergang und Verlust der Ethik zur Folge. Recht und Ethik treten damit in unheilvollen Widerstreit. Daraus erwächst Krisis. Es heißt, den ethischen Inhalt des Rechts aushöhlen, wenn eine neue Sicht auf den Menschen als den Mittelpunkt der Dinge sich einstellt, das Einssein mit einem höheren Ganzen aus dem Auge verliert, danach strebt, das Gleichmaß der Rechte und Pflichten aufzuheben und durch Fernhaltung aller Schranken und Opfer der Selbstherrlichkeit und Selbstsucht die Bahn freizugeben. Es ist ethische Verwirrung, Unparteilichkeit der Justiz zu verlangen und sie zum Interessen- und Parteiinstrument zu machen, vom Rechtsstaate zu reden und die Unabhängigkeit der Richter zu untergraben, nach Rechtsgleichheit zu rufen und Ausnahme um Ausnahme zu machen, nach Ehrenschutz zu schreien und dafür zu sorgen, andere straflos kränken zu können. Und es ist Verlogenheit, nicht Ethik, die Belange der Rechtspflege unter der Marke Weltanschauung zu erörtern, dabei aber weder an Welt noch Gesamtheit, sondern nur daran zu denken, das Recht nach eigenen Zwecken oder nach denen einer Partei oder einer Interessengruppe zurechtzumachen.

Recht und Gesetz sind nicht dasselbe. Wirkliches Recht soll im Sittlichen begründet, in Sitte und Herkommen erwachsen und im Volksseelischen verwurzelt sein. Gesetz ist die vom Staat verfügte Zwangsordnung. Mangelnde Übereinstimmung von Recht und Gesetz schafft Krisis. Der Unterschied wird deutlich, wo Rechtsgefühl und staatliche Ordnung in Konflikt kommen. Den Deutschen Südtirols z. B. sind die aufgezwungenen italienischen Rechtsnormen nur Gesetze, nicht Recht. Der atheistische Individualist kennt keinen ethischen Boden des Rechts, keine Verankerung im Metaphysischen, keine Verwurzelung mit dem Seelischen im Volke, keine Autorität der Überlieferung, keine Rücksicht auf die Gemeinschaft, er kennt kein Recht als Produkt solcher Faktoren, er kennt nur zweckmäßige oder unzweckmäßige, ihm bequeme oder unbequeme Gesetze. Wo seine Richtung Oberhand hat, ist nur Raum für Gesetze, nicht für Recht. Das Mehrheitsprinzip gestattet auch bei uns nur Gesetze zu schaffen, die nur Gesetze, nicht Recht sind. Daraus erwachsen ernste Krisen.

Mangel an Einheitlichkeit grundsätzlicher Einstellung hat Mangel an Einheitlichkeit auf allen Gebieten, sohin auch auf dem des Rechtslebens zur Folge. Dieser verhängnisvolle, das deutsche Volk bedrohende Mangel tritt in allen Beziehungen, in der äußeren und inneren Politik, im Parteigetriebe, selbst innerhalb der Parteien, im Wirtschaftsleben, im alltäglichen Verkehr, im Familienleben, in den Berufen aller Art und, weil fast alle Belange ins Rechtsleben hereinspielen, auch in diesem hervor. Die weitverbreitete Unzu-

denheit mit den Rechtszuständen hat in den verschiedensten Arten der Einstellung ihre ünde. Es ist bezeichnend, daß der Ruf nach Reformen überall erschallt, daß aber bei em Reformversuch die größten Meinungsverschiedenheiten über das Was und Wie sich gen. Wie soll eine einheitliche, allgemein befriedigende Rechtsentwicklung möglich sein, nn keine Klarheit darüber herrscht, ob die Rechtsverhältnisse im Sinne des Individua- mus oder Sozialismus, der Freiheit oder Gebundenheit gerichtet, welche Gebiete vatgesellschaftlich oder zwangsstaatlich geordnet werden sollen? Wie und wo soll der bel zur Beantwortung wichtiger Rechtsfragen angesetzt werden, wenn Weltanschauungen diametral gegenüberstehen und miteinander in einer Kräfteverteilung kämpfen, die ner eine überwiegende oder ungestörte Geltung gewährleisten? Das Produkt solcher rallelogramme widerstrebender Kräfte kann nur Unfruchtbarkeit, Unsicherheit, Ziel- gkeit, Unzufriedenheit und alles in allem Krisis sein.

Krisis der Justiz entsteht nicht nur aus der Einstellung zu den Rechtsnormen, sondern vor allem aus der Kritik der Rechtsgestaltung und der Rechtsanwendung, insbesondere auf n Gebiete des öffentlichen Rechts, des Strafrechts, Verwaltungsrechts usw. Hier ßen die Anschauungen und Bestrebungen der Kritisierenden und jene der Organe, nen die Schöpfung und Anwendung der Normen zusteht, in einem über den Kreis der mittelbar Beteiligten weit hinausgehenden Umfang aufeinander. Die Gesetzgebungs- batten, die Erörterungen politischer Prozesse, von Amnestieerlassen, von Einzelbegna- gungen u. dgl. zeigen dies. Gesetzgebung und Gesetzespraxis müssen sich auch mit An- legenheiten der Parteipolitik und der Sonderinteressen befassen, und es ist unvermeid- , daß deren Behandlung Kritik auslöst. Sie bedeutet nicht immer Krisis, sie kann ch nützen. Etwas anderes aber ist es, ob und inwieweit Gesetzgebung und Gesetzes- wendung von Parteieinstellung und Interessentum sich beeinflussen lassen oder fern- lten. Hier ist immer eine Quelle für Krisen der Justiz im weitesten Sinne dieses Wortes. winnen Partei- oder Interessenpolitik Einfluß auf Gesetzgebung und Gesetzesanwendung, nn werden sie der Justiz zum Verhängnis. Sie untergraben die Rechtsbegriffe und die abhängigkeit sowie die Autorität des Rechts. Sie erfüllen den einzelnen in seinen Be- hungen zum Staat und Recht mit Ansprüchen, nicht mit dem Bewußtsein der Verpflich- ng gegenüber der Allgemeinheit. Der Staat verliert die Kraft, das Recht als solches rchzusetzen, Recht und Rechtspflege, Rechtsbewußtsein und Vertrauen zum Recht raten ins Wanken.

Der ganze Komplex der Justiz, nicht nur ihr Apparat, vom Eigentumsbegriff angefangen zur politischen Amnestie, Gesetzgebung, Gesetzesvollzug, Justizverwaltung, Richter d Anwalt, Rechtsbewußtsein und Rechtsidee stehen mitten in einer schweren Krisis. Der Ruf nach Reformen ist berechtigt. Ohne Zweifel haben sich im bisherigen Rechte le Mängel und Vorurteile fortgeerbt. Reformen sind notwenig, je gründlicher, desto ser. So gewiß aber auch Teilreformen, z. B. auf dem Gebiete des Strafrechts unter snützung der Erfahrungen der modernen Psychologie und Psychiatrie möglich und zu reben sind, so gewiß ist auch, daß die tiefsten Gründe der Krisis der Justiz allgemeine eformen erschweren. Denn Recht ist nicht nur eine Sache des Erkennens, sondern auch Lebensgefühles und des Willens. Solange einheitliche Formung dieser beiden Ele- nte fehlt, kann die Auflösung des Rechts nicht aufgehalten und neues Recht nicht oren werden. Grundlegende Reformen können nur dann ersprießlich sein, wenn die Ursachen der Krisis erfassen, wenn rechtsschöpferische Kräfte und rechtsvoll- ende Organe nur der Allgemeinheit und dem Rechte um der Allgemeinheit und Rechtes willen dienen und nicht Werkzeuge individualistischer Tendenzen sind. Ohne je Reform der Einstellung zum Recht ist auch eine Verreichlichung der Justiz, man sie erstreben oder ablehnen, kein Mittel, die Krisis der Justiz zu beheben.

München. Gustav Otto Müller.

Die Wertgrundlage der Rechtserneuerung[1]

Von Edgar J. Jung in München

Unsere Vorstellungswelt sieht den Menschen in zwei Gestalten: als Individuum (Einzelwesen) und als Zoon politicon (Gesellschaftswesen). Die Tatsachenwelt macht natürlich diese Unterscheidung nicht. Hier erscheint der Mensch als Einheit. Diese Einheit enthält aber jene gedachte Zweiheit; denn nur biologisch gibt es ein Einzeldasein des Menschen, soziologisch dagegen ist sein Wesen nur gesellschaftlich begreifbar. In der ersten Form bildet er eine einmalige in sich abgeschlossene Körper- und Geisteswelt, einen Mikrokosmos, in der zweiten ist er das Teilchen eines größeren Ganzen, des übergeordneten Makrokosmos. Als Mikrokosmos will er sich selbst behaupten und verlangt deshalb Freiheit.

Um die Stellung des Menschen zu der Gesellschaft einigermaßen zu umreißen, bedarf es einer Begriffsbestimmung: Das Wort Gesellschaft wird hier nicht im Sinne der gegliederten Ordnung der Menschen eines bestimmten Kulturkreises gebraucht, sondern in der Bedeutung der Mehrzahl von Menschen, der Gemeinschaft überhaupt. Der leider unvollendete große Rechtslehrer Jhering umreißt das Wesen der Gesellschaft folgendermaßen: „Die Gesellschaft ist die tatsächliche Organisation des Lebens für und durch andere und da der einzelne, was er ist, nur durch andere ist, — die Form des menschlichen Lebens überhaupt." Diese Form muß so sein, daß sie allen paßt, sie muß gerecht sein. Als Gesellschaftswesen verlangt sonach der Mensch Gerechtigkeit.

Das Gemeinschaftsleben bedarf gewisser Regeln, welche seine Ordnung verbürgen. Die Hauptarten von Regeln finden wir auf dem Gebiete von:

1. Mode und Gewohnheit, 2. Sitte = verpflichtende Gewohnheit, 3. Moral, gesichert durch gesellschaftlichen Zwang, 4. Recht, gesichert durch staatlichen Zwang.

Zum Rechte in diesem Sinne gehört auch das Körperschaftsrecht. Denn entweder handelt es sich um staatlicherseits vorgefundenes, aber sanktioniertes Recht oder um vom Staate an Körperschaften delegiertes Recht. Beides bedarf, ohne Rücksicht auf seine Entstehung, des staatlichen Rechtsschutzes.

Von den vier Hauptformen der Gemeinschaftsregelung behandelt der vorliegende Aufsatz nur die letzte: das Recht.

Wenn von einer Rechtskrisis gesprochen wird, so ist damit das geltende, das positive Recht gemeint. Seine Brüchigkeit und Erneuerung stehen hier zur Erörterung. Es muß nämlich ein Unterschied gemacht werden zwischen der Krisis des Rechts und der Krisis der Rechtsprechung. Der Richter hat gerecht zu urteilen, also das geltende Recht richtig anzuwenden, der Gesetzgeber muß richtiges, also gültiges Recht, schaffen. Beide Aufgaben, beide Gebiete sind streng getrennt.

Die öffentliche Kritik sieht in der unbestrittenen Rechtskrisis eine solche der Rechtsprechung. Ununtersucht soll bleiben, inwieweit bei dieser Verwechslung die verhängnisvolle Neigung eine Rolle spielt, bestimmte Personen oder einen Stand (die Richter) für offenkundige Mängel verantwortlich zu machen; oder, was noch bezeichnender ist, den politischen Gegner treffen zu wollen. Gegenüber dieser Anschauung dürfte feststehen, daß es im Deutschen Reiche wohl keinen Berufsstand gibt, der so hingebend bemüht ist, auf der vorhandenen Grundlage seine Pflicht zu erfüllen. Von einem krankhaften Zustande der Rechtsprechung könnte aber erst dann gesprochen werden, wenn die Zahl der Fehlurteile, im Sinne einer verkehrten Anwendung des positiven Rechtes, überhandnehmen würde. Das ist aber nicht der Fall.

Nun steht aber fest, daß sehr viele Urteile vom Volk nicht verstanden werden. Aber nicht deshalb, weil der Richter falsch urteilt, sondern weil es das geltende Recht nicht mehr versteht. Dieser Satz sei als Hauptthese an die Spitze der Abhandlung gestellt.

[1]) Die Gedanken dieses Aufsatzes wurden erstmalig angedeutet in dem Buche des Verfassers „Die Herrschaft der Minderwertigen"; annähernd ihre jetzige Gestalt erhielten sie in einem Vortrage, den der Verfasser am 13. November 1928 vor dem Preußischen Richterverein zu Berlin hielt.

Welches sind nun die äußeren — wie wir später sehen werden, seinem inneren Charakter entsprechenden — Kennzeichen des heute im Deutschen Reiche geltenden Rechtes? Zunächst die unheure Zahl von Gesetzen, die sogar von Rechtsgelehrten nicht mehr übersehen werden können, on denen zum Teil in Zweifel steht, ob sie noch Geltung haben oder abgeändert bzw. aufgehoben nd. Sodann fällt auf, daß in Deutschland fast alles Recht geschriebenes Recht ist. Infolgedessen seine Begriffsbildung rational und abstrakt. Alles Recht ist gewissermaßen gelehrtes Recht, von echtskundigen geformt und als Anweisung an den Rechtskundigen gedacht. Schon diese äußeren ennzeichen weisen darauf hin, daß das Verständnis des Volkes für ein solches Recht erschwert ist.

Die Behauptung, das Recht werde vom Volke nicht mehr verstanden, könnte zu der Schlußfolgerung führen, das heutige Recht sei nicht mehr gültiges, nicht mehr richtiges echt, es bedürfe also lediglich der Wiedergewinnung einer innigen Berührung mit dem olksgeiste, um gerechtes Recht zu schaffen. So nahe dieser Gedankengang liegt, so führt dennoch nicht in die letzte Tiefe des Wesens unserer Rechtskrisis, ein Satz, der späterhin inen Beweis und seine Ergänzung finden wird.

Immerhin erweist sich an dieser Stelle eine Zwischenuntersuchung als notwendig, em die Aufgabe obliegt, darüber zu wachen, daß das positive Recht den im Volke benden Vorstellungen von einem gerechten Rechte entspricht. Die Erneuerung des Rechs ist Aufgabe des Gesetzgebers. Die Vorarbeiten hierzu leisten der wissenschaftliche olitiker und der Rechtsphilosoph. Der Politiker im wissenschaftlichen Sinne erforscht e Mittel zur Verwirklichung eines bestimmten Rechtszweckes (Radbruch). Der Rechtsilosoph vergleicht die verschiedenen Rechtszwecke, untersucht sie auf weltanschauliche orausetzungen, auf Schlußfolgerungen und schafft Systeme. Wer aber stellt die Rechtsecke auf, wer erzeugt jene Vorstellungen eines richtigen, gerechten Rechtes, auf denen r Gesetzgeber aufbauen muß, wenn das von ihm in Geltung gesetzte Recht (das Gesetz) n nötigen Widerhall im Volksleben finden soll? Hier gibt es nur eine Antwort: die esellschaft selbst. In ihr bilden sich aus den gesellschaftlichen Lebensnotwendigkeiten raus jene bindenden Vorstellungen, welche zur Regelung des Gemeinschaftslebens als otwendig empfunden werden.

Damit wird die zweite Frage offen, wie solche Vorstellungen eines richtigen Rechtes tstehen. Woher kommen im gesellschaftlichen Leben jene gewissermaßen aprioriischen echtssätze, die ihrerseits erst das positive Recht auf dem Wege der Gesetzgebung erzeugen? Mit der phänomenologischen Feststellung, daß es solche apriorische Gesetze gibt, ist es nicht getan. n solcher apriorischer Rechtssatz ist z. B.: „Der Anspruch erlischt durch Erfüllung". Bei dieser Art n Apriorität (Reinach) handelt es sich um gewissermaßen vorhandene Gesetze rechtlicher Verunft, deren Ursprung im Sinne unserer Abhandlung jedoch ungeklärt bleibt.

Es gibt nun eine Reihe von Wegen, das Vorhandensein solcher in der Gesellschaft wirnden grundsätzlichen Rechtsvorstellungen zu erklären und zu beweisen.

1. Das Naturrecht findet in der menschlichen Vernunft gebrauchsfertige Sätze von zeitler und räumlich unbeschränkter Geltung vor. Seine besondere Eigentümlichkeit, daß infolge seiner individualistischen Note den Einzelmenschen zum Maßstab aller inge macht, sei nur kurz erwähnt. Daraus erklärt sich das Abklingen naturrechtlicher Vorllungen und die Tatsache, daß das katholische Naturrecht — wegen der Unterwerfung s Einzelmenschen unter den göttlichen Willen — lebendiger und ausbaufähiger geblieben i. Kant hat aber gezeigt, daß die menschliche Vernunft nur das Vermögen hat, zur Kenntnis von Kategorien zu gelangen. Der Sinn seiner Vernunftkritik gipfelt in der ststellung, daß die Pflicht als Kategorie erkennbar, der Pflichtinhalt jedoch übersinnlich dingt ist. Somit war die Naturrechtslehre philosophisch widerlegt. Die extreme Entcklung der Naturrechtslehre gelangt folgerichtig dahin, in häufigen Fällen die Gültigkeit s positiven Rechtes überhaupt zu verneinen; einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen n ewigen, unveränderlichen und ungeschriebenen Rechte einerseits und den geltenden chtssatzungen andererseits zu behaupten; ja, das Naturrecht wird sogar als nie erreichbares eal hingestellt und somit ein ewiger Dualismus zwischen Gerechtigkeit und Recht begründet.

2. Im Gegensatze zu dieser Auffassung entstand die historische Schule, die nur das ge schichtlich gewordene Recht als solches anerkennt und deshalb in ihrer letzten Konsequen dazu gelangt, die Lehre von einem richtigen Rechte im Gegensatze zum geltenden Recht überhaupt zu verneinen. Nach ihrer Auffassung gibt es überhaupt kein aprioriſches Recht Diese Auffassung des Rechtes führte gewissermaßen in eine Sackgasse, aus der heraus keine Wege zu festen Rechtsmaßstäben, zur Rechtserneuerung schlechthin, möglich waren

3. Um den Historismus zu überwinden, faßte Hegel die Ergebnisse der Naturrechts lehre und der historischen Schule zusammen, indem er lehrte: Sicherlich gibt es kein anderes Recht als das geschichtlich gewordene; aber das geschichtlich Gewordene ist eben das schlechthin Vernünftige im Sinne des Naturrechts. Das positive Recht ist sonach immer vernünftig; so schmolzen durch die Dialektik Hegels die beiden gegensätz lichen Schulen in eine neue Rechtsauffassung zusammen, die gewaltigen Einfluß auf die Rechtsentwicklung — und zwar nicht nur die des Deutschen Reiches — ausübte.

4. Die Hegelsche Philosophie wurde dann durch Feuerbach und Marx gewissermaßen auf den Kopf gestellt, indem an Stelle der Idee als geschichtliche Triebkraft die Materie der Stoff trat. Wenn nun auch der so entstandene historische Materialismus die Zwangs läufigkeit aller geistigen Entwicklung lehrt, so ist damit nicht gesagt, daß bestimmte rechts bildende Vorstellungen damit gegeben wären. Oder anders ausgedrückt: Wenn es wirk lich als bewiesen gelten könnte, daß der Sozialismus die unentrinnbar kommende Gesell schaftsordnung sei, so ist damit noch nicht gesagt, daß die rechtsschöpfenden Kräfte dieser Entwicklung auch anstreben müßten. Denn zur Rechtsschöpfung bedarf es eines entschei denden Momentes: des Willens der Rechtsgestaltung in einer bestimmten Richtung.

Wir gelangen sonach zu folgendem Ergebnis: alle Schulen, von der naturrechtlichen bis zu der des historischen Materialismus, sind einem Trugschlusse unterlegen. Sie haben nicht erkannt, daß es zur Beurteilung eines beliebigen Rechtszweckes auch eines Wert maßstabes bedarf. Damit ist der Rechtsphilosoph am Ende seiner wissenschaftlichen Mög lichkeiten angelangt und neue Kräfte müssen auf den Plan treten, um einen solchen Wert maßstab zu liefern. Wertmaßstäbe entstehen aber nur durch Weltanschauung. Die Ge schichte der menschlichen Gesellschaft ist die Geschichte von Weltanschauungen, welche die Wertmaßstäbe hergaben, nach denen die Gesellschaft gestaltet wurde. Die Welt anschauungen lösen sich gegenseitig ab und damit auch die Meinungen über den Rechts zweck der Gesellschaft. Ein gültiges Recht ist also nur möglich auf der Grundlage einer allgemein wirkenden Weltanschauung.

Weltanschauung ist nun nichts Rationales. Nicht die vernunftgemäß erkannte Richtigkeit ge wisser Ziele kann als Weltanschauung angesprochen werden, denn die Vernunftgründe lassen sich widerlegen, schwanken im unsicheren Lichte einer mehr oder minder gefühlsmäßigen Beleuchtung Weltanschauung ist nur möglich auf der Grundlage eines allbeherrschenden Gefühls, das, dem Träger unbewußt, bestimmte Wertmaßstäbe vermittelt. Sie ist also lebenswirksames Gefühl und hat übernatürliche Quellen. Auch die Menschen, die glauben, ihre Weltanschauung baue sich auf Er kenntnis auf, vergessen, daß diese Erkenntnis von einem Jenseitstriebe geleitet wird, der ihr Er kenntnisvermögen in bestimmte Bahnen drängt. Die Vernunft als solche wird ewig relativ bleiben und niemals zu absoluten Wertmaßstäben gelangen. Eine vernunftgemäß erklügelte „Weltan schauung" ist keine. Sie stellt sich als eine Verleugnung des Übersinnlichen oder als ein Nicht davon-wissen-wollen dar, das nicht lebenswirksam ist. Die übersinnlichen Triebkräfte bestimmen auch bei so gearteten Menschen deren Handlungsweise, die dann naturgemäß in stetigem Gegensatz zu ihren Weltanschauungsdoktrinen stehen. Es entsteht ein Menschentypus, der meist anders handelt, als er postuliert.

Da dieser Aufsatz das soziale Wirken des Menschen behandelt — Recht ist Gemein schaftsregelung —, so gilt es, die weltanschaulichen Möglichkeiten zu untersuchen welche die Stellung eines Menschen zur Gesellschaft umreißen. In Anlehnung an die ein leitenden Darlegungen können zwei Hauptmöglichkeiten unterschieden werden:

1. die Gesellschaft kann als höchster Wert diesseitigen Lebens erkannt werden,
2. das Einzelwesen (Individuum).

Im ersten Falle ist alles menschliche Handeln und alle soziale Gestaltung auf die Wirkung hin-
chtlich der Mit- und Nachwelt eingestellt. Das soziale Ideal einer solchen Grundauffassung ist
e Gerechtigkeit. Gilt aber — Fall zwei — das Einzelwesen als höherer Wert, so wird die Gesell-
aft als im Dienste des Individuums stehend betrachtet und ihr Hauptzweck darin gesehen, dessen freie
ntfaltung zu schützen. Das Banner dieses Weltanschauungslagers heißt Freiheit (Humboldt).
Das Gegenwartsbild stellt sich als individualistisch dar. Das Wohl des einzelnen be-
immt den Rechtszweck. Die Sorge um ihn ist letzter Sinn aller Gesetzgebung. Ein be-
ebter Trugschluß nimmt nun an, daß die Lehre vom „Menschen als Maßstab aller Dinge"
tsächlich auch die Persönlichkeit im Sinne der freien Entfaltungsmöglichkeit angeborener
aben schütze. Dies ist ein Irrtum. Denn der Individualismus rechnet nicht mit dem
lenschen der realen Welt, sondern mit einem gedachten Träger der absoluten Vernunft
Kants homo noumenon). Dieser abstrakte Begriff Mensch führt zur Forderung der Gleich-
it aller Menschen, woraus das stete Nebeneinander von Gleichheit und Freiheit sich
vanglos ergibt. Nun sind aber die Menschen der realen Welt nicht von der absoluten
ernunft, sondern von Trieben geleitet. Ihre Interessen sind verschieden. Man gelangt
mit zur Schlußfolgerung, daß eine Weltanschauung, die das Einzelwesen als höchsten
ert begriffen wissen will, zur Gemeinschaftsbildung und Gesellschaftsregelung unge-
gnet ist. Denn die logische Gipfelentwicklung des Individualismus ist der Anarchismus,
r als Gesellschaftslehre undenkbar ist. Er verstößt gegen die reale Tatsache, daß der
lensch eben kein Individualwesen, sondern ein Gesellschaftswesen, daß die Form des
enschlichen Lebens schlechthin eine gesellschaftliche ist.

Trotzdem ist vorübergehend eine Gesellschaftsregelung auf der Grundlage einer individualistischen
eltanschauung möglich. Nämlich dann, wenn die Individuen eines Gesellschaftskreises in ihrem
lichen Handeln noch übersinnlich bestimmt sind. Dies ist geschichtlich im Ausgange eines reli-
iösen Zeitalters möglich. So erklärt sich die Tatsache, daß Kant — in einem gewissen Gegensatze
seiner Vernunftkritik — auch die inhaltliche Begriffsbestimmung der Pflicht versuchen konnte.
r kategorische Imperativ, wonach die Maxime der Handlungen des einzelnen als Gesetz für
Allgemeinheit denkbar sein müsse, unterstellt einen allgemeingültigen Wertmaßstab. Ein solcher
r zur Zeit Kants die christliche Sittenlehre. Es gibt aber — vom einzelnen aus gesehen — keinen
gemeingültigen Wertmaßstab. Ihering hat sicher recht, wenn er meint, daß erst im Laufe der
ellschaftlichen Entwicklung die Sündhaftigkeit und die gesellschaftliche Unzweckmäßigkeit (Rechts-
drigkeit) des Mordes in die menschliche Vorstellungswelt eingedrungen sei. Mit diesem Bekennt-
s zur Entwicklungslehre wird keineswegs die göttliche Weltordnung als solche bezweifelt. Viel-
hr wird der Bogen göttlicher Zielsetzung viel weiter gespannt, als dies bei der üblichen Be-
chtungsweise der Fall ist.

Kant konnte niemals mit der Vorstellung rechnen, daß die scheinbar ewigen Wertmaß-
be der christlichen Ethik in ihrer Festigkeit bedroht würden. Mittlerweile ist dies aber
etreten. Die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hat ein Verblassen des Christen-
ms gezeigt. Nicht so, als ob der Bestand der christlichen Kirchen bedroht wäre, sondern
dem Sinne, daß die christliche Sittenlehre nicht mehr in dem früheren Maße lebens-
rksam ist. Die Menschen, soweit sie nicht Atheisten und Namenschristen sind, bekennen
wohl zur christlichen Kirche, handeln aber gemäß individualistischer Zweckhaftigkeit.
emeinsame Gesellschaftszwecke, soweit sie nicht die Notdurft des allermateriellsten
sammenlebens regeln, gibt es nicht mehr. Wo aber ein solches Weltanschauungs-
os herrscht, kann keine befriedete Gesellschaft leben, ist eine allgemein anerkannte
egelung des Gemeinschaftslebens undenkbar. Gesellschaftsleben ist nur möglich,
nn sich die Vorstellungen, welche die einzelnen Glieder der Gesellschaft von einer ge-
hten Gesellschaftsordnung haben, einigermaßen miteinander decken. Dies ist nicht der
ll. Einesteils nicht mehr und andernteils noch nicht. Denn wir stehen mitten zwischen
ei Welten, einer vergehenden und einer werdenden. Da nun aber das Recht eine

soziale Kategorie ist, Gemeinschaftsregelung nur auf gemeinsamer Weltanschauung mög
lich erscheint, so ergibt sich als Kennzeichen unserer Rechtskrisis, daß im gegenwärtigen
Zeitpunkte eine Rechtserneuerung unmöglich ist, da die geistigen Grundlagen fehlen
Die Krisis des Rechts ist sonach eine solche der Weltanschauung des deutschen Volkes und
darüber hinaus des abendländischen Europas.

Die daraus folgende Unsicherheit des Richters bei der Rechtsprechung ist verständlich: Er hat die
Möglichkeit, entweder das positive Recht gewissermaßen mit der Binde vor den Augen zu handhaben
und von der Masse unverstanden zu bleiben; oder zwischen den partikularen Interessen der Streit
führenden den Ausgleich zu finden. — Selbstverständlich liegt dem Verfasser jeder Vorwurf
gegen den Richterstand fern. Es handelt sich aber um eine einfache geschichtliche Feststellung
wenn gesagt wird: die heutige Rechtsprechung neigt zwangsläufig zu Kompromissen zwischen
den Parteien. Dieser Ausgleich — nicht der Vergleich, dessen Wesen ja der Kompromiß ist — ist
aber nur möglich durch eine mehr oder minder zutage tretende Verletzung des positiven Rechtes
Dadurch entsteht wieder eine neue Gefahr für das richterliche Ansehen. Eine Abhilfe — keine grund
sätzliche Beseitigung der Rechtskrisis, sondern nur eine gewisse Abmilderung — wäre dadurch zu
erreichen, daß die Möglichkeit freier Rechtsfindung für den Richter erweitert wird. Der Grund
mangel wird dadurch keineswegs geheilt. Das Urteil würde dadurch keineswegs in Übereinstimmung
mit der Weltanschauung des Volkes, die ja nicht da ist, gebracht. Es könnte aber wenigstens die
Verletzung des positiven Rechtes, die mit der „Kompromißrechtsprechung" verbunden ist, auf ein
Mindestmaß beschränkt werden. Dadurch würde das Vertrauen zum Richterstand gehoben.

Gerechte Gemeinschaftsregelung, gültiges Recht sind nur bei einer Weltanschauung
möglich, die dem innersten Wesen der Gesellschaft nicht widerspricht. Das ist die Welt
anschauung, welche die Gesellschaft als höheren und das Einzelwesen als niederen Wert
empfindet und erkennt. Diese Bewertung darf indessen nicht rational sein, da sie sonst
der Lebenswirksamkeit entbehrt. Fälle dieser Art liegen im christlichen Liberalismus und
beim Humanitätsgedanken vor. Nur wenn sich der einzelne in höheres Leben eingebettet
fühlt, ist eine weltanschauliche Grundlage gegeben, die als überindividualistisch, organisch
oder sozial (im philosophischen Sinne des Wortes) bezeichnet werden kann.

Dieses Grundgefühl, das eine höhere Weltordnung annimmt, ist als religiös im
weitesten Sinne des Wortes zu bezeichnen. Religion ist der Glaube an eine allumfassende
höhere Ordnung. Glaube, Liebe, Sittlichkeit sind Funktionen des Gesellschaftswesens und
nicht des Einzelwesens. Nur der Mensch als Zoon politicon gehört in die sittliche Welt
ordnung, als Individuum ist er in das Tierreich einzureihen. Selbstverständlich gilt diese
Behauptung nicht für die reale Welt, sondern für die Annahme, als ob der Mensch als
Einzelwesen überhaupt denkbar wäre. In dem Briefe an die Galater sagt der Apostel Paulus
Kap. 5, Vers 14: „Denn alle Gesetze werden in einem Worte erfüllet, in dem: liebe deinen
Nächsten als dich selbst." Die Tatsache, daß die Religion mit der Gesellschaft in die Welt
gekommen ist (womit nicht gesagt ist, daß es ein entwicklungsgeschichtliches Nacheinander
gegeben hat), faßt Durkheim in die Formel zusammen: Das Heilige ist das Soziale. Aus
ihm entwickeln sich Religion, Sittlichkeit, Sitte und Recht. Die Sitte als Schutz der Sitt
lichkeit im gesellschaftlichen Leben, das Recht als Schutz der Sittlichkeit im staatlichen
Leben. Beide gehen nebeneinander her, befruchten sich, ihre Wurzel aber ist eine gemeinsame.

Wenn aber rechtliche Erneuerung weltanschauliche Wiedergeburt voraussetzt und die
hierfür geeignete Weltanschauung nur im Religiösen gefunden werden kann, so ist die
Frage berechtigt, woher eine solche religiöse Grundstimmung kommen und herrschend
werden soll. Ein oberflächlicher Betrachter des abendländischen Kulturkreises und somit
auch Deutschlands könnte die Erkaltung des religiösen Gefühls, die Zunahme des aus
gesprochenen oder still wirkenden Atheismus feststellen und mit einem hoffnungslosen
Schulterheben sich bei diesem trüben Gegenwartsbilde beruhigen. Damit wäre die Unter
gangsstimmung die herrschende geworden. Es ist nun aber nicht Aufgabe dieser Ab
handlung, die vielen Einzelerscheinungen aneinanderzureihen, die beweisen, daß wir
mitten auf der Schwelle zu einer neu erwachenden Religiösität stehen. Ob diese sich in

: Form neuer Religionsstiftungen durchsetzen oder nur bestehende Religionslehren mit uem Leben durchtränken wird, kann die Zukunft allein lehren. Die Geschichte des ristentums beweist, daß Zeiten religiöser Öde mit solchen äußerst lebendiger Glaubens- cke abwechseln. Es ist deshalb vorläufig nicht einzusehen, warum nicht die christliche ttenlehre ihre durch Jahrtausende hindurch behauptete Stellung aufs neue bewähren soll. Fest steht indes, daß religiöses Erwachen kein Vorgang vernunftgemäßer Überlegung er rational zu gewinnende Einsicht ist. Daß Gott sich dem Menschen aus Gnade offenbare, nur ein kirchlicher Ausdruck für die philosophische These, wonach nur inneres Erlebnis seelischer Wiedergeburt und damit zu neuen Wertmaßstäben führen könne. Daß ge- gerte innere und äußere Not, wie sie das deutsche Volk seit 15 Jahren erlebt, heilsam wirken vermag, bezweifelt nur der ungeschichtliche Sinn derer, die im Kriege nichts deres zu sehen vermögen als ein materielles Übel.

Die soziale Umschichtung und die Loslösung zahlloser Menschen von ihren bisherigen urzeln (Entstehung des Proletariates) hat schon vor dem Kriege in einem Teil des deutschen lkes ein besonderes Lebensgefühl erweckt. Auf diesem begrenzten Gebiete schien manchmal das ziale sich bis zum Religiösen verdichten zu wollen. Gemeint ist hier der Sozialismus. Er ent- ang sicher einem neuen Gemeinschaftsgefühl; aber seine Väter (Lassalle ausgenommen) fälschten individualistisch um. Der Sozialismus hätte zum geistigen Wendepunkt der abendländischen ltur führen können, hätte er in bewußtem Verantwortungsgefühl sich zum Träger des über- rdneten Gesamtinteresses der Gesellschaft gemacht. Statt dessen stellte er Partikularinteressen s Proletariats) gegen Partikularinteressen des Bürgertums (Liberalismus). Er blieb somit das iegelbild des bürgerlichen Liberalismus und in seinem Wesen individualistisch. Seine Methode ß Klassenkampf und war somit gesellschaftsvernichtend. Aus einer Enterbten-Theorie kann n nicht eine allgemeingültige Heilslehre werden.

So ist nun diese Betrachtung an einer Klippe angelangt: Wie, so fragt der Leser, ist Rechts- erneuerung möglich, wenn ihre Voraussetzung ein neues Lebensgefühl ist? Inneres eben kann nicht künstlich erzeugt werden, und doch muß der Rechtserneuerer notgedrungen h praktischer Neugestaltung des Gemeinschaftslebens streben. Diese Darlegung wäre uit auf einem toten Geleise angekommen, wenn nicht ein Umstand in Betracht gezogen rden müßte: nämlich die Wechselwirkung zwischen Gesellschaft und Recht. Es ist nicht : so, daß die gesellschaftlich gültigen Rechtsvorstellungen (weltanschaulichen Wert- ßstäbe) Recht schaffen; sondern umgekehrt bildet die Rechtsordnung auch den Charakter ies Volkes. Gemeinschaftsregelung erzieht auch eine Gemeinschaft. Es ist also, wenn die ndsätzlichen Thesen dieses Aufsatzes bejaht werden, immerhin möglich, schon heute chtszwecke aufzustellen, die der Entwicklung einer befriedeten Gesellschaftsordnung ilich sind. Diese Erwägung leuchtet schon deshalb ein, weil ein neu sich entwickelnder tgeist seinen Niederschlag zunächst in einzelnen, besonders veranlagten Persönlichkeiten det, die dann ihrerseits die Aufgabe haben, die Gesamtheit zu beeinflussen.

Was ist nun aber eine gerechte Gesellschaftsordnung? Sie ist gegeben, wenn nur Zwecke r Gesellschaft und keine Partikularzwecke verfolgt werden. Gesellschaftszweck ist it gleichbedeutend mit der Interessensumme aller Mitglieder einer Gesellschaft. Der eg allein ist schon die lebendige Widerlegung der Lehre von der volonté de tous. Denn widerstrebt dem Selbsterhaltungsinteresse einer Mehrheit von Menschen, sich auf den lachtfeldern zu opfern. Sie tun dies nur, um das Leben künftiger Geschlechter zu ern. Das Wesen der Gesellschaft ist somit nicht nur in seiner horizontalen Gliederung mmierung), sondern auch in der vertikalen Gliederung (Geschlechterfolge) zu erblicken. ellschaft umfaßt Mitwelt und Nachwelt. Dieser Gesellschaftszweck, der natürlicherweise ewig gedacht werden muß, hat seinen Niederschlag in der volonté générale Rousseaus enden, die, entgegen den Ansichten ihres Schöpfers, seither von der modernen Demo- atie gröblich vernachlässigt wurde.

Die moderne Demokratie trägt zweifelsfrei einen gewissen sozialen Charakter. Sie rd deshalb von weiten Kreisen als Verwirklichung eines gerechten Gesellschafts-

ideales in Anspruch genommen. Dem ist aber nicht so. Zunächst ist dieser Ansicht entgegen zuhalten, daß der auf dem Wege der Abstimmung festgestellte Staatswille nur die volont de tous darstellt und nicht die volonté générale. Dem allgemeinen Stimmrechte liegt ferner d falsche Annahme zugrunde, als ob jeder Stimmberechtigte die Fähigkeit besäße, au sein wahres Interesse zu erkennen. Dazu kommt, daß der Staatswille von der Mehrhe und nicht von der Gesamtheit gebildet wird. Also selbst der Mehrheitswille stellt nur d Interessensummierung der größeren Zahl und nicht der Gesamtheit dar. Aber innerhal dieser Mehrheit wird ebenfalls nicht der absolute Staatszweck erstrebt, sondern ein Au gleich der Interessen, die sich zu einer Mehrheit zusammengeschlossen haben. Man kan deshalb den heutigen Staatswillen folgendermaßen definieren: er ist die Komponen der Partikularinteressen, dargestellt durch die Kompromisse der die Mehrheit bildende Interessengruppen. Wie weit ein solcher Staatswille und damit ein solches Recht – denn diese Mehrheit schafft ja heute positives Recht — vom absoluten Staatswillen un vom gültigen Rechte entfernt sind, bedarf sonach keines weiteren Beweises mehr. Au der soziale Einschlag kann über das Unsoziale des heutigen Staates im philosophische Sinne nicht hinwegtäuschen. Denn Politik ist überhaupt nur Sozialpolitik oder sie i keine Politik. Und die echte Sozialpolitik darf keine Partikularinteressen kennen.

Der heutige soziale Staat beschützt z. B. den wirtschaftlich Schwachen und schränkt den wir schaftlich Starken ein. Nur eine individualistische Denkweise kann auf diesem Gegensatz zwische wirtschaftlich Schwachen und wirtschaftlich Starken ihre ganze Sozialpolitik aufbauen. Das ech Staatsinteresse, der wahre Gesellschaftszweck, macht eine andere Unterscheidung: er kennt n Leistungsstarke und Leistungsschwache. Die Leistungsstarken sind im Gesamtinteresse der Gesel schaft zu schützen, die Leistungsschwachen dagegen dürfen niemals hochgepäppelt werden, da s ja nur die Gesellschaft belasten. So nur ist erklärlich, daß in Anwendung eines individualistische Humanitätsgedankens alle Maßnahmen dahin zielen, auch das schwächste Leben zu schützen, währen das wertvollste bedrückt wird. Eine Eugenik der Gesellschaft ist heute unbekannt. In diesem Z sammenhange wird auf die ungeheure Vernachlässigung hingewiesen, welche die heutige Sozia politik Familien- und Bevölkerungsfragen gegenüber beweist. Ehefragen dagegen — weil d Problematik des individuellen Glücksbegriffes entsprechend — erfreuen sich einer geradezu läche lichen Pflege. Auf der anderen Seite ist der wirtschaftliche Liberalismus dort, wo er gesellschaf lich — nicht wirtschaftlich — anfängt gefährlich zu werden, nicht eingedämmt worden. Man h das Wort Jherings, wonach unbeschränkte Verkehrsfreiheit der Jagdpaß für Piraten s gänzlich vergessen. Und es ist doch die Frage berechtigt, ‚ob unsere heutige Gesellschaft nic solche Piraten in erschütterndem Maße aufweist, ja, ob nicht die Unterhaltungsliteratur i Dasein sogar verherrlicht.

Wenn festgestellt wurde, daß der Individualismus als weltanschauliche Grundlage u geeignet ist, ein geordnetes Gesellschaftsleben aufzubauen, so könnte dem die Tatsac entgegengehalten werden, daß doch tatsächlich eine organisierte Gesellschaft bestünd Ja, aber keine organische! Theoretisch endet ja der Individualismus in der Anarch Die Lebensnotwendigkeit gesellschaftlichen Zusammenseins zwingt aber zur Suche na Ersatzformen. Und so entsteht an Stelle der organischen die künstlich organisierte Gese schaft. Der heute herrschende Kollektivismus ist also nicht ein Gegensatz zum Individu lismus, sondern seine notwendige Folge. Er ist die praktische Verhinderung der Anarch Selbstverständlich bleiben deshalb doch die Gesellschaftsverhältnisse ihrem innersten Wes nach anarchisch. Man nehme dem heutigen Staate die Polizei und der Bürgerkrieg bri aus. Zwar bleibt Macht immer ein Korrelat des Staates. Aber der gesunde Staat m ohne Polizei wenigstens denkbar sein.

Der Kollektivismus vernichtet nun aber durch seine horizontale Zusammenfassung u Gleichmachung der Individuen die Persönlichkeit. Es ist deshalb eine der verkehrtes Schlagwortparolen, wenn gegen die Massenherrschaft der Gegenwart der Individual mus zu Hilfe gerufen wird. Nicht er schützt die Persönlichkeit, sondern eine organis Gesellschaft, die an der freien Entfaltung der Persönlichkeit zum Nutzen der Gesellsch

reſſiert iſt. Die freie Entfaltung des tüchtigen, geiſtig und ſittlich hochſtehenden Men
n wird alſo nur durch Aufſtellung eines organiſchen Geſellſchaftsideals gewährleiſtet.
ſt ſo die geiſtige Grundlinie gekennzeichnet, auf der wir allein zur Rechtserneuerung
ngen können, ſo muß — ehe wir zur Frage der Rechtserneuerung ſelbſt gelangen —
Vorfrage geſtellt werden, welchen Raum die Rechtsordnung innerhalb einer organiſch
geordneten Geſellſchaft einnehmen ſoll. Die Beſchränkung des Rechtes auf deſſen
igenſtes Gebiet hat ſeiner Reform vorauszugehen.

Das römiſche Recht der klaſſiſchen Periode (nicht das ſpätrömiſche) unterſchied ſcharf zwiſchen
ellſchaftsaufgaben in engerem Sinne — Geſellſchaft als gegliederte Ordnung eines Kultur-
ſes — und eigentlichen Rechtszwecken. Es wußte die Trennungslinie zwiſchen ſozialem und
tlichem Zwang einzuhalten. Der Zenſor und der Aedil waren Hüter der Geſellſchafts-
nung; Staatsdiener waren ſie erſt in mittelbarem Sinne. Die römiſche Rechtswiſſenſchaft
rdings machte theoretiſch keinen Unterſchied. Anders das deutſche Volk. Der frühgermaniſche
mittelalterliche Deutſche regelte ſein Gemeinſchaftsleben in erſter Linie durch Sitte und ſozialen
ang. Seine Rechtsbegriffe waren weniger ausgebildet als der ungeheuer fein entwickelte
tenſchutz. Leider wurde die deutſche Rechtsentwicklung dadurch jäh unterbrochen, daß durch
Aufnahme des römiſchen Rechtes eine dem deutſchen Sittenſchutz gemäße Rechtsentwicklung
ndert wurde. Ein geſchriebenes, abſtraktes, römiſcher Hoch- und Spätkultur entnommenes
ht wurde gewiſſermaßen als künſtliche Spitze etwas organiſch Gewordenen aufgeſetzt. So mußte
deutſchen Rechte der Widerhall im Volke mehr oder minder verſagt bleiben und umgekehrt
de der Sittenſchatz des deutſchen Volkes von dem fremden Rechte nicht genügend unterſtützt
ſchrumpfte deshalb ein.

Die große Reform deutſchen Rechtes muß alſo mit der Grundfrage beginnen: Was iſt
des Staates und was iſt der Geſellſchaft? Der Aberglaube, Recht entſtünde einfach
ch Mehrheitsbeſchluß einer Volksvertretung, kann nicht entſchieden genug bekämpft
den. Je mehr Geſetze auf dieſe Weiſe entſtehen, deſto ſtumpfer wird das Schwert
Rechtes. Je omnipotenter der Staat, deſto geringer ſeine Autorität. Denn der Staat
eine gewaltige Aufgabe, die ihm verbietet, ſich allzuſehr in das innere Leben des Volkes
zumiſchen: die der außenpolitiſchen Selbſtbehauptung. Es läßt ſich demnach die Regel
ſtellen: das Gemeinſchaftsleben iſt um ſo geſünder, je mehr es auf ſozialem Zwang
je weniger es auf ſtaatlichem Zwang aufgebaut iſt.

Wenn als Staats- und Rechtszweck der abſolute Geſellſchaftszweck feſtgeſtellt wurde, ſo
bt ſich noch die abſchließende Frage, in weſſen Hände die ſtaatliche und rechtliche
lensbildung gelegt werden ſoll, damit Zugriffe der Partikularintereſſen auf ein Min-
maß beſchränkt werden; anders geſtellt die Frage, wie der Wille der übergeordneten
ſtperſönlichkeit am leichteſten zu verkörpern ſei. Hier gibt es nur eine Antwort: In
Hände des innerlich freien, äußerlich unabhängigen, von ſeiner Verantwortung für die
chlechterkette durchdrungenen, zum Selbſtopfer bereiten Menſchen. Dieſer Menſch
ine Ausnahme, iſt eine Adelserſcheinung im weiteſten Sinne des Wortes. In ſeine
nd gehört die geſetzgeberiſche und ſtaatführende Macht. Staatsführung und Rechts-
pflegung ſind alſo nur ariſtokratiſch möglich (nicht in dem formalen Sinne der Geburts-
ariſtokratie). Andererſeits iſt die Gewinnung einer ſolchen Ausleſe nur auf dem Wege
er geſunden Geſellſchaftsdemokratie denkbar. Die Geſellſchaft alſo gehört in den Be-
reich der Demokratie, der Staat in den der Ariſtokratie. Die Vermiſchung von Geſellſchaft
und Staat bzw. die Vernichtung der gegliederten Geſellſchaft durch den allmächtigen Staat
hat es mit ſich gebracht, daß dieſe Begriffe durcheinandergeworfen wurden. Und ſo ſteht
die Gegenwart unter der entgegengeſetzten Wirkung: Die Geſellſchaft iſt mangels organi-
ſcher Gliederung vergeldariſtokratiſiert, der Staat verpöbelt.

Wenn auf dem Gebiete des Staatsrechtes, gewiſſermaßen der höchſten Inkarnation
des Rechtsgedankens, die Lehre vom abſoluten Geſellſchaftszwecke ſich durchgeſetzt hat, ſo
haben ſich von ſelbſt die rechtlichen Schlußfolgerungen für die Bereiche des Privat-
rechtes, des Prozeßrechtes, des Strafrechtes und des Verwaltungsrechtes. Hier wird

überall eine neue Zielsetzung Platz greifen, die einzig und allein auf Annäherung an de absoluten Gesellschaftszweck hinausläuft. Der Rahmen dieses Aufsatzes erlaubt nich über das Grundsätzliche hinauszugehen und die Einzelgestaltung anzudeuten. Gewi kann hier schon heute manches Positive gesagt werden. Insbesondere wäre leicht nac zuweisen, wie individualistisch die herrschenden Rechtsgedanken im Grunde sind. Andere seits aber muß der stillwirkenden weltanschaulichen Umschichtung das organische Wach tum einer neuen Gesetzeswelt überlassen bleiben.

Nur ein grundsätzlicher Gedanke bedarf wegen seiner politischen Bedeutung einer un rißzeichnenden Erwähnung. Es ist die Idee des völkergesellschaftlichen übernationale Reiches, die sich bisher geltenden, individualistischen Vorstellungen einer kosmopolitische Menschheit entgegenstellt. Der Individualismus, dessen kollektivistische Schlußfolgerun der Kosmopolitismus war, hat sich nicht als reale Kraft erwiesen. Im Gegenteil! D Atomisierung Europas ist die Folge der Französischen Revolution und ihres geistige Sieges von 1918 gewesen. Eine neue Epoche europäischer Geschichte begänne, wenn da deutsche Volk bei kräftiger Bejahung des Volkstums dessen übernationale Aufgabe begreifen würde. Nur eine neue Staatsidee, die von der Unantastbarkeit völkischen un gesellschaftlichen Eigenlebens ausgeht, könnte das europäische Chaos überwinden und das schärfste Schwert deutscher Außenpolitik und deutscher Befreiungssehnsucht werde Man kann diesen Gedanken in einem Paradoxon formulieren, wenn man sagt: Nic die Verwischung der Staatsgrenzen, sondern die „Heiligsprechung" der Volksgrenzen füh zur Überwindung europäischer Zerklüftung. Es ist an dem deutschen Volke, den Katechi mus der Gerechtigkeit dem blutroten Banner der Freiheit entgegenzuhalten. Die Mac der Rechtsidee vermag die Welt nachhaltiger zu erobern als die besten Heere. Das Ges der Macht allerdings, immer ein notwendiges Korrelat des Rechtes, soll nicht verkan werden. Umgekehrt darf aber Rechtsordnung nicht ungestraft das Lebensgesetz der G sellschaft verletzen. Stemmt sich der in Deutschland gegenwärtig herrschende Kreis gege diese Erkenntnis, so wird das Wort Iherings sich bewahrheiten: daß die Gewalt das Rec opfert, um das Leben zu retten.

Statisches und dynamisches Recht

Von Hans Fehr in Bern

Eine der größten Wandlungen der neueren Zeit liegt darin: Das Leben wird imm mehr kraftmäßig (energetisch) abgestimmt und kraftmäßig beurteilt. Man hat unse Epoche das Rekordzeitalter genannt. Und was sind Rekorde anderes als Kräfte-Höch leistungen technischer Art. Nicht der aufragende, schöne Mensch wird gewertet, nicht d gesunde Geist im gesunden Körper. Was gibt es für Rekordkrüppel, die überall bestau werden! Man denke an einzelne Radfahrer. An allen Ecken und Enden haben wir d Energien der Natur wachgerufen. Jetzt stürzen sie über uns her und beginnen uns meistern. Die alte Weisheit vom Zauberlehrling wird Wahrheit.

Das Erfassen von Kunst und Wissenschaft, von Wirtschaft und Technik nach der statische der körperhaften Seite hin, läßt dauernd nach. Immer mehr kommt es uns auf Funktione auf Wirkungen, auf Kraftzentren, mit einem Worte auf das Dynamische des Lebens a Noch sind wir am Anfang. Spätere Geschichtsschreiber werden wahrscheinlich das 20. Jah hundert als den Beginn der dynamischen Kultur bezeichnen.

Hat das Recht diese neue Daseinsform mitgemacht?

Spengler und eine Reihe anderer Gelehrter haben erkannt, daß die Antike in ihr Grundformen statisch gestaltet war. Also auch das griechische und das römische Rech

Vom 15. bis zum 18. Jahrhundert ist viel römisches Recht nach Deutschland hinüber-
flossen. Und, was fast noch bedeutsamer ist: Die Rechtswissenschaft wandelte durchaus
den Spuren der römischen und italienischen Juristen. Das statisch geformte römische
cht verdrängte in Gesetzgebung und Theorie das alte deutsche Recht, das weit mehr
namisch geartet war. In meinem Buche „Recht und Wirklichkeit" (1928) habe ich ver-
t, diese tiefen Rechtsgegensätze aufzuhellen.

Im 19. Jahrhundert wurde es besser. Man begann — wenn auch sehr zögernd —
deutsche Recht wieder in den Vordergrund zu rücken und streifte damit viel Antikes,
perhaftes ab. Man achtete wieder mehr auf das Funktionale, das Wirkungsmäßige
Rechts. So hat man z. B. in den neueren Gesetzbüchern vermieden, die Rechtsbegriffe
definieren. Der Gesetzgeber bringt keine Definition mehr vom Eigentum, von der
ligation, von der Ehe, vom Testament usw. Das Gesetz gibt in der Hauptsache nur noch
einzelnen Rechtswirkungen an. Der französische Code civil von 1804 sagt noch: La
priété est droit de jouir et disposer etc. (504), während das deutsche B.G.B. in
03 formuliert: „Der Eigentümer einer Sache kann . . . nach Belieben verfahren usw."
s ist eine typische Jahrhundertentwicklung vom mehr körperhaft gestalteten zum mehr
namisch gearteten Rechte. Denn — das sei nachdrücklichst betont — immer handelt es
um ein mehr oder weniger. Es gibt keine rein statische und es gibt keine rein dynamische
htsordnung. Wie wäre es möglich, alle Rechte nur in ihre Wirkungen aufzulösen!
n läßt sich feststellen: Ein Juristenrecht wird immer mehr geneigt sein, statisches und
rifflicheres Recht zu schaffen. Ein Volksrecht strebt nach der dynamischen Seite hin.
mehr demnach das Recht der modernen Länder volkstümliche Natur bekommt, um so
ker wird in ihm das statische Moment abgestreift werden. Andererseits suchen die meisten
isten das Körperhafte festzuhalten, besonders die Gelehrten. Ganz begreiflich; denn
ssenschaft ist ohne feste Begriffe, ohne eine gewisse Starrheit unmöglich. So kommt es
daß das Volksrecht und das wissenschaftliche Recht verschiedene Wege gehen. Der
at ist zu bedauern, in dem die Kluft zu breit wird!

Darum ist es überaus wichtig, daß die Gesetzgebung nicht mehr allein beim Juristen-
de ruht. Darum trete ich auch für das Laienrichtertum (neben dem gelehrten Richter)
n Wenn ein Berner Bauernrichter ein Urteil fällt, so fühlt man heraus, wie stark es ihm
u das Funktionale, auf die Wirkung des Rechts, ankommt.

Noch ein Zweites. Früher fand man in den Gesetzbüchern häufig die Norm: Diesem
Gesetze entgegenstehendes Gewohnheitsrecht kann sich nicht bilden. Das war körper-
n gedacht. Das Gesetz sollte als unangreifbarer, unverrückbarer Körper dastehen und
e Raum beherrschen gleich der Statue des Altertums. Heute denkt man dynamischer.
kenne kein modernes Gesetz, welches die Neubildung von Gewohnheitsrecht ausschließt.
e neue Kodex der katholischen Kirche erkennt es ausdrücklich in gewissem Umfange an,
lt wenn es sich gegen die lex ecclesiastica bildet (Kanon 27). Warum das? Weil man
rsehen hat, daß es auf die Wirkung, auf die lebensvolle Wirkung der rechtlichen Normen
mmt. Hat sich irgendwo in der Überzeugung des Volkes neues Recht im Wege der
ung gebildet und leben Tausende von Menschen nach diesem Rechte, so ist dieses Ge-
nheitsrecht eben tatsächlich da. Es hat in seiner Dynamik das Gesetzesrecht einfach
drängt. Es ist eine logische Tatsache. Die dynamische Rechtsauffassung nähert sich also
r der Wirklichkeit als die statische.

Viele Nationalökonomen führten Klage, wie sehr das Recht hinter der Wirtschaft nach-
hinke. Die Wirtschaft schaffe immer neue Gebilde, gehe neue Bahnen und gebäre
e Möglichkeiten. Viele Jahre später erfasse das Recht die neuen Figuren, zum Teil
n, wenn sie schon wieder veraltet seien. Die Tatsache ist richtig, der Vorwurf dagegen
u halb berechtigt. Denn immer wird, ihrer inneren Struktur nach die Wirtschaft be-
eicher bleiben als das Recht. Dem Rechte muß eine retardierende Fessel anhaften.

Jede Ordnung, nach der Millionen leben, trägt etwas Starres in sich. Aber das Maß de Mitschreitens kann verändert werden. Und ohne Zweifel ist der heutige Abstand zu groß Das hängt damit zusammen, daß das moderne Recht, trotz aller Bewegung nach vorwärts immer noch zu körperhaft gestaltet ist. Gerade auf dem Gebiete, das die Wirtschaft berührt haben die Gesetzgebung und die Rechtsprechung den Sprung ins Dynamische allzuweni mitgemacht. Im Mittelpunkt des ganzen Privatrechts steht heute noch beherrschend di Sache und das Sacheigentum, der Körper.

Für das engere bürgerliche Leben, für die Figur der Familie und das Zusammen leben im Familienverbande mag dies noch gehen. Aber für die Wirtschaft, vor allem fü die Großwirtschaft? In ihr spielen nicht mehr die Sachen, die Gegenstände als Körper das Geld als festes Metall- oder Papierstück die große Rolle. Unsere Unternehmen sin Herrschaftsbereiche (Organisationen) von Kräften, von Beziehungen zu Banken un anderen Geldgebern, zum Erzeuger und zum Verbraucher, aufgebaut auf Kredit, au guten Ruf und auf die große geistige Macht, die das ganze lenkt und zu einer Einheit zu sammenschweißt. Wo aber sind die Rechtsnormen, die imstande wären, dieses gewaltig dynamische Gebilde zu erfassen? Wo kommt in unseren Gesetzen beispielsweise das Wor Kredit, wo das Wort Unternehmen im Sinne eines solchen Herrschaftsbereiches vor Man konstruiert diese Wirtschaftsorganisationen etwa als Gesamtsachen (körperliche ode unkörperliche) oder als zweckbestimmtes Sondervermögen und zögernd läßt das Gerich eine Übertragung als Ganzes oder gar eine Verpfändung zu. Aber man vergißt noch z sehr, daß diese Unternehmungen dastehen als wirtschaftliche Kraftzentren, deren Ker nicht irgendwie auf einem Sach- oder Geldgehalte, sondern auf Wirtschaftsenergien auf geschickter organisatorischer Zusammenarbeit, auf täglichen Kalkulationen, in de Hauptsache also auf dynamischer Grundlage ruhen. Unser allzu statisch geformte Recht ist außerstande, diese Unternehmungen voll zu erfassen und zu schützen oder — w nötig — zu bedrohen. Mit den aus dem römischen Rechte stammenden sachenrechtliche Formen kommen wir diesen Gebilden nicht nahe.

Viel zu weit geht der französische Jurist Léon Duguit in seinem bekannten Buche Le transformations du droit privé depuis le Code Napoléon (1920). Er behandelt da Eigentum nur noch im Sinne einer gesellschaftlichen Funktion. Nach ihm ist Eigentu nichts anderes als eine soziale Funktion dessen, der Vermögen innehat. Die Verfassunge der Staaten dürfen es nur zu diesem Zwecke garantieren. Dies gilt für alle Güter, di nicht dem Verbrauche dienen. In dieser Lehre, die in Rußland die Sowjetstaaten m begründen half, ist der körperhafte Eigentumsbegriff völlig aufgegeben. Und darin lie der große Irrtum Duguits. Die heutige russische Gesetzgebung hat versucht, mit de Ideen der Franzosen ernst zu machen. Sie hat die gesamte Eigentumsordnung, ja groß Teile der Rechtsordnung überhaupt rein dynamisch gestaltet und alles nur auf Wirkunge und Zwecke abgestellt. Auf manchen Gebieten schaltet sie die Rechtsbegriffe aus un ersetzt sie durch Wirtschaftsbegriffe. Aber diese Gesetzgebung ist ein Trugbild. Das leben dige Recht sieht dort ganz anders aus, als das Gesetzesrecht. Rußland liefert ein klassische Beispiel dafür, daß eine rein dynamische Rechtslehre sich in Wirklichkeit nicht durchsetze kann. Wo alles Körperhafte aus dem Recht verschwindet, wird das Recht zur reine Willkür, zum Nichtrecht (vgl. Recht und Wirklichkeit, S. 125—131).

Es wird vieler Jahre bedürfen, um die dynamische Ladung in unserem Recht zu ver stärken. Da und dort stößt man schon heute auf gesunde Anläufe. So scheint z. B. da deutsche Strafrecht und namentlich die Kriminalpolitik treffliche dynamische Gedanke zu verwerten. Aus dieser Einstellung ist die große Wandlung zu erklären, die in der berühmten Schlagworte gipfelt, nicht mehr die Tat, sondern den Täter zu bestrafen Die wissenschaftliche Erforschung des Verbrechens, vor allem bewirkt durch die inter nationale Kriminalistische Vereinigung (seit 1889), hat immer wieder betont, der Mensc

nicht der Begriff müsse bestraft werden. Man straft nicht mehr bloß um der Genug-
ng, um der Sühne willen (Statisches Moment). Man straft zugleich um der Besserung
len (Dynamisches Moment). Das ganze moderne Vollzugssystem ist auf Wirkungen
ründet. Man straft progressiv. Man straft in verschiedenen Stufen. Alles ist getragen
n Motiv: Der Verbrecher soll sich seine allmähliche Besserstellung im Gefängnis ver-
ien. Er selbst soll den Beweis erbringen, daß er wieder reif geworden zur Freiheit.

angsam wird der dynamische Gedanke auch andere Rechtsgebiete erobern. Vorerst
muß er einmal von Gelehrten und Praktikern wissenschaftlich nach allen Richtungen
chdacht werden. Es ist eine Aufgabe, die das Studium von Jahrzehnten verlangt
die nur gemeistert werden kann, wenn das um uns webende, dynamische Leben voll
ßt und gewertet wird. Wie es einst ein Unding war, das deutsche Volk nach römischem
hte leben zu lassen, ebenso ist es ein Unding, in einer dynamisch aufgebauten Welt an
statisches Recht gekettet zu sein.

Die Überwindung des römischen Rechts

Von Walther Merk in Marburg

Die deutsche Rechtsnot der Gegenwart offenbart sich am sinnfälligsten in der Rechts-
fremdheit unseres Volkes. Diese Kluft zwischen Volk und Recht hat sich nicht erst
nseren Tagen aufgetan. Sie ist letztlich die Folge der im 16. Jahrhundert vollzogenen
nahme (Rezeption) des römischen Rechts. Zwar ist heute die förmliche Geltung des
pus juris civilis als Rechtsquelle beseitigt und das römische Recht nicht mehr wie
er die Hauptgrundlage unserer rechtswissenschaftlichen Bildung. Gleichwohl sind
t und Rechtsbetrieb in Deutschland noch immer in hohem Maße überfremdet. So lange
innere Überfremdung nicht überwunden ist, wird die verlorengegangene Volkstüm-
eit unseres Rechtes nicht zurückgewonnen werden.

er „unsäglich bornierte Juristenstand" der Rezeptionszeit, der dem deutschen Volke
römische Recht aufzwang, war „taub gegen die Wahrheit, daß kein Volk mit der Seele
s andern zu denken vermag" (H. Brunner). Er suchte den üppig sprießenden farben-
en Blumengarten des einheimischen Rechts durch ein verstaubtes Herbarium vor einem
rtausend geschnittener und getrockneter fremdländischer Pflanzen zu ersetzen. Wohl
auch das römische Recht ursprünglich ein kraftstrotzendes Recht gewesen, mit seinem
geprägten Individualismus, mit der einseitigen Betonung des Herrschafts- und Nütz-
itsgedankens, mit der vorbildlichen Kürze und Bündigkeit seiner Fallentscheidungen
der Wesensart der Römer, dieser nüchternen Willens- und Machtmenschen, ange-
en. Aber in den späteren Zeiten des Römerreichs war mehr und mehr Blut und
n aus ihm gewichen. In Deutschland wurde die byzantinische Altersform des römischen
ts übernommen, das stark orientalisierte und technisierte Recht einer entarteten Misch-
bevölkerung, ein toter Mechanismus, losgelöst von den Lebenszusammenhängen
römischen Wirtschaft und Welt, losgelöst auch von dem römischen Geiste, der einst diese
tseinrichtungen und Formen beseelt hatte. Dieses mumienhafte römische Recht war in
n Grundgedanken wie in tausend Einzelheiten dem Fühlen und Denken unseres Volkes
d und konnte niemals volkstümlich werden. Es war und blieb die Geheimlehre eines
en Kreises von Juristen. Die Rezeption hat in Deutschland das Recht nicht nur aus
r Mutterboden unseres germanisch-deutschen Volkstums herausgerissen, sie hat es zu-
auch entfernt vom sprudelnden Urquell alles Rechtes, dem Rechtsgewissen und
tsgefühl der Genossen der Rechtsgemeinschaft, aus dem unsere ältere Rechtsfindung
ortfort geschöpft hatte. Blindgläubig wurden nun die römischen Rechtsgestaltungen

mit ihren volkstums- und zeitbedingten Wertungen und Interessenabwägungen als denk
gesetzliche Notwendigkeiten und ewige Wahrheiten hingenommen. An Stelle der wirklich
keitsnahen Rechtskultur unseres mittelalterlichen gewordenen und gewachsenen Rechtes
trat eine versteinerte Rechtszivilisation, für welche die Rechtstechnik Selbstzweck war, di
in einem Wust gedankenlos wiedergekauter Formeln und lebensfremder haarspaltende
Spitzfindigkeiten erstarrte und zum Tummelplatz von Recht in Unrecht verkehrender
Advokatenkniffen wurde. Gleichzeitig wurde die edle schlichte Rechtssprache des deutsche
Mittelalters durch ein mit lächerlichen Fremdwörtern gespicktes greuliches Juristenkauder
welsch verdrängt, das sich in schwerfälligen Bandwurmsätzen mühsam einherschleppte und
dem Volke unverständlich war.

Seit dem 18. Jahrhundert ist bei uns in fortschreitendem Maße unverdauliche
römischer Rechtsstoff wieder ausgeschieden worden. Doch hat sich diese Entwicklung nich
ohne harte Rückschläge vollzogen. Der romanistische Zweig der deutschen geschichtliche
Rechtsschule des 19. Jahrhunderts suchte das von ihm erforschte quellenmäßige „reine"
römische Recht in die Wirklichkeit umzusetzen, das in Deutschland geltende römisch-gemein
Recht von dem germanischen Einschlag zu reinigen, der seit den Zeiten der mittelalter
lichen italienischen Rechtswissenschaft infolge mißverständlicher Deutung der römische
Quellen hineingekommen war. Gleichzeitig führte die damals herrschende Wirtschafts
strömung zu einer einseitig individualistisch-kapitalistischen Umbildung unseres Rechts; si
drohte die unter der römischrechtlichen Tünche erhalten gebliebenen Reste der mittelalter
lichen sozialen Gebundenheiten der einzelnen zu beseitigen, verhalf insbesondere erst den
absolutistischen römischen Eigentumsbegriff zum vollen Durchbruch. Obwohl die sozial
Gegenströmung der letzten Jahrzehnte diese Entwicklung inzwischen wieder abgebogen
hat, weht noch heute durch weite Gefilde unseres Rechtslebens ein undeutscher Geis
Vor allem ist als böses Erbstück der Rezeption das Überwuchern des Technischen geblieben
und bildet ein Haupthindernis für das Wiederzusammenwachsen von Volk und Recht.

So wünschenswert und notwendig es auch ist, weitere römische Rechtssätze und Rechts
einrichtungen, die mit unsern Lebensbedürfnissen und -anschauungen unvereinbar
sind, auszumerzen, so würden damit doch nur einzelne äußere Krankheitserscheinungen
beseitigt. Der Riß zwischen Volk und Recht, hervorgerufen durch die Abwendung unseres
Rechtslebens vom Volkstum und von der Gewissensgrundlage der Rechtsordnung, kann
nur durch die Betonung des Volkstums und der Gewissensgrundlage im Recht wieder
geschlossen werden. Freilich ist die einfache Rückkehr zum mittelalterlichen Volksrecht und
zu den mittelalterlichen Volksgerichten nicht möglich. Es gilt, den hinter den wechselnden Er
scheinungsformen unseres germanisch deutschen Rechts wirkenden germanischen Rechts
geist zu erkennen und aus diesem Geist heraus das Gegenwartsrecht entsprechend den
Bedürfnissen unserer Zeit schöpferisch neu zu gestalten, in derselben Weise wie der Reichs
freiherr vom Stein aus der deutschen Staatsvergangenheit die Anregungen und Vor
bilder für seine Reformpläne entnommen hat. In allem geistigen und seelischen Schaffen
eines gesunden Volkes schwingt als Unterton eine Wertordnung mit, die sich nicht re
verstandesmäßig begründen läßt, aber doch jedem vernehmbar ist, der durch Blut und
Weltanschauung in seinem Volkstum wurzelt. Mit besonderer Kraft wirken ethisch
Werte in den großen Gestaltungsgedanken des älteren germanischen Rechts: Ehre und
Treue, Vorordnung der Gemeinschaft vor den Gliedern, soziale Verbundenheit und
Gebundenheit der einzelnen und ihrer Gerechtsame, Rechts- und Gerichtsunterworfen
heit der Obrigkeit. Diese germanischen Rechtsideale müssen uns Ziel- und Richtungs
punkte für die Erneuerung unseres Rechtslebens sein. Mit Recht hat kürzlich H. Oppikof
in seiner Schrift über „Das Unternehmensrecht" hervorgehoben, daß uns das Mittelalte
„ein bewunderungswürdiges Beispiel für organische Einverleibung des Unternehmen
als soziale Einheit in Recht und Staat" darbietet. Heute ist unser Volk hineingezogen
den großen Widerstreit zwischen dem zügellosen Werte raffenden Händlerkapitalismu

s Westens und dem kulturfeindlichen geschichtslosen Kommunismus des Ostens. Weder s eine noch das andere kann uns frommen. Unser Leitstern muß sein die vom Pflicht bankten getragene Gemeinschaftsordnung des germanisch-deutschen Rechts, welche allen erte schaffenden Volksgenossen ausreichenden Spielraum zur Entfaltung ihrer Kräfte Dienst und im Rahmen der Volksgesamtheit gewährt.

Zur Gesundung unseres Rechtslebens ist vor allem notwendig die Abkehr von romanischen Grundauffassungen über das Wesen des Rechts, die in der Neuzeit auch bei uns gedrungen sind und auch heute noch das Glaubensbekenntnis der meisten Juristen den, insbesondere die Auffassung des Rechts als Erzeugnis des Staatswillens, bestimmt Verwirklichung von Nützlichkeitszwecken. Auf ihr fußt einerseits der Rechtspositivis-s, für den das Recht in der Summe der jeweils geltenden Gesetzesparagraphen aufgeht, dererseits die Vorstellung, die im Recht einen bloßen „Hebel sozialer Mechanik", eine ohlverstandene Politik der Gewalt" (Jhering), ein technisches Mittel zur Erreichung rtschaftlicher und politischer Zwecke erblickt. Ein gefährlicher Ausläufer dieser Anschauungen ist jene neuerdings sich vordrängende „Rechtswissenschaft ohne Recht", die aus dem cht alle ethischen Werte als „metaphysisch" oder „mystisch" verbannen und damit die chtswissenschaft zu einer Fabrik von für das Leben unfruchtbaren formallogischen dankengespinsten herabdrücken will. Alle diese Anschauungen sind als undeutsch zu kämpfen; dem gesunden Rechtsempfinden unseres Volkes sind sie immer fremd geblieben. e scharfe begriffliche Durchdringung des Rechtsstoffes ist zwar für den Juristen notndig, um Ordnung und Zusammenhang in die Vielheit der Erscheinungen hineinzu ngen. Aber darüber darf nie vergessen werden, daß Werte und Wertungen den eigentgen Kern des Rechts ausmachen. „Die bloß technische Rechtswissenschaft ist eine Hure, die alle und zu allem zu haben ist" (Erich Kaufmann). Im Einklang mit der germanischen chtsidee haben wir daran festzuhalten, daß das Recht nicht bloßes willkürliches Menschenrk, sondern die gegenüber dem Staat selbständige Verkörperung des Gerechtigkeitsdankens ist. Der Staat ist nicht Schöpfer, sondern bloßer Dolmetscher, Wegbereiter und hüter des Rechts. Der staatliche Gesetzgeber ist nicht allmächtig. Er kann nicht willlich Recht aus dem Nichts erschaffen, sondern nur das im Rechtsbewußtsein des Volkes ende Recht finden und formen und durch Ausstattung mit staatlichem Zwang bewehren. e Gesetze sind technische Hilfsmittel, um das im Volksbewußtsein lebende Recht in Anfung an die wechselnden Lebensbedürfnisse zu verwirklichen, ihm leichtere Erkennbarkeit d sichere Bestimmtheit zu verschaffen. Gesetze können nicht nur ungerecht, sondern auch recht sein; sie begründen dann kein das Gewissen innerlich verbindendes „Sollen", dern nur ein durch äußere Gewalt bedingtes „Müssen". Der Staat kann aber sein sehen und die Achtung vor dem Gesetz nicht schwerer schädigen als durch Erlaß von etzlichen Geboten und Verboten, gegen die sich der Gerechtigkeitssinn und das Rechtsühl der Genossen der Rechtsgemeinschaft innerlich aufbäumt.

Den verwickelten Lebens- und Wirtschaftsverhältnissen unserer Zeit wäre eine Rechtsprechung ausschließlich durch Laienrichter nicht mehr gewachsen. Es ist ein ganz ürlicher Vorgang, daß mit fortschreitender Arbeitsteilung und Verzweigung der Lebensziete bei reiferen Völkern früher oder später auch die Pflege des Rechtes zur Sondergabe eines bestimmten Berufsstandes wird. Verhängnisvoll war es aber für die utsche Rechtsentwicklung, daß ausgangs des Mittelalters nicht ein im vaterländischen chte wurzelndes Berufsrichtertum die Fortbildung unseres Rechtes in die Hand genommen hat, sondern ein fremdrechtlich verbildeter Juristenstand, der seine Berufsarbeit seelenlose Technik auffaßte. Einseitig fremdrechtlich gebildet sind die heutigen Juristen t mehr; aber juristisches Teilmenschen- und Paragraphenhandwerkertum ist nach wie ihre gefährlichste Berufskrankheit geblieben. Ihren hohen Beruf können sie nur dann tig ausfüllen, wenn sie nicht nur technisch tüchtig, sondern zugleich lebendige Träger utscher Rechtsanschauungen und volkstümlichen Rechtsempfindens sind. Das Verständnis

dafür in den Rechtsstudenten zu wecken, ist die Aufgabe der deutschrechtlichen Fächer (deutsche Rechtsgeschichte und deutsches Privatrecht). Daß auch eine Einführung in die Grundzüge des römischen Rechtes, wenn es in seiner Bedingtheit durch Geist und Wirtschaft der Römer behandelt wird, ein wertvoller Bestandteil der rechtswissenschaftlichen Vorbildung ist, mag hier nur beiläufig bemerkt werden. Trotz des sehr bescheidenen Raumes, der im heutigen Universitätsunterricht diesen rechtsgeschichtlichen Fächern eingeräumt ist, wird neuerdings von unverständigen Nützlichkeitsfanatikern ein wahrer Sturmlauf gegen sie veranstaltet. Durch Kürzung oder Streichung der rechtsgeschichtlichen Vorlesungen soll die Möglichkeit gewonnen werden, unsere Rechtsstudenten noch mehr mit geltendrechtlichem Paragraphenstoff zu überfüttern, als es ohnehin schon der Fall ist!

Die besten Gesetze und Richter vermögen nichts, wenn sie nicht vom kraftvollen Rechtssinn des ganzen Volkes getragen sind. Man darf nicht übersehen, daß der größte Teil des Rechtslebens sich ohne richterliche Entscheidung und behördliche Behandlung abwickelt. Daher müssen die Gesetzbücher auch nach Form und Fassung so volkstümlich wie möglich sein. Leider haben die Verfasser des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs dies trotz der eindringlichen Mahnung von Otto Gierke nicht beachtet; das BGB. wendet sich mit seiner übertrieben abstrakten Sprache nur an die Juristen:

„Ein modernes Gesetzbuch kann freilich nicht in jedem Punkte für jedermann verständlich reden, geschweige denn die ganze Tiefe seines Gedankengehalts dem ungeübten Leser mühelos offenbaren. Allein in seinen Grundzügen muß es sich dem Verständnis des Nichtjuristen erschließen, es muß zum Herzen des Volkes sprechen, es muß auch im einfachen Manne die Empfindung wecken, daß es gutes Recht, daß es gerechtes Recht, daß es sein Recht kündet. Und selbst wenn es darauf rechnete, nur von Juristen in die Hand genommen zu werden, es dürfte selbst dann nicht volkstümlicher Art entbehren. Denn immer ist es doch zur Anwendung auf das Familienleben und die Wirtschaft aller bestimmt und soll durch die Vermittlung von Richtern und Anwälten einem jeden das tägliche Brot der Gerechtigkeit spenden." (Gierke, D. bürg. Gesetzb. u. d. d. Reichstag, 1896, S. 9 f.

Ein Meisterwerk volkstümlicher deutscher Rechtsschöpfung ist das von Eugen Huber verfaßte Schweizerische Zivilgesetzbuch. Was immer geeignet ist, unser Recht dem Herzen und Gemüt unseres Volkes wieder näherzubringen und sein Rechtsgefühl zu stärken, trägt dazu bei, die Verwüstungen zu überwinden, welche die Aufnahme des römischen Rechts im deutschen Volksleben angerichtet hat. Unser Recht darf kein „marmorkalter Justizpalast" (Jhering) bleiben, es muß wieder zum wohnlichen Heim des ganzen Volkes werden.

Die Überwindung des Scholastizismus im Rechtsleben

Von Erich Jung in Marburg

Ludwig Kuhlenbeck, seinerzeit Professor der Rechte in Lausanne, spricht in dem Vorwort zu seiner Giordano-Bruno-Ausgabe von der seiner Meinung nach „heutzutage noch überwiegend scholastischen" Jurisprudenz! Unter Scholastik verstehen wir die Wissenschaft des hohen Mittelalters, des christlichen Mittelalters, trotz der maßgebenden Rolle die Aristoteles darin spielte; also von dem Wiederaufbau der europäischen Gesittung nach dem Untergang der Antike, etwa von Karl dem Großen oder Otto dem Großen ab, bis spätestens zur Zeit des Wiederauflebens der Antike und zur Reformation. Von der Leistungen der Scholastik — die auf manchen Gebieten und in ihren Spitzen, etwa in Thomas von Aquin und Albertus Magnus, höher waren, als man später, besonders in der jüngsten Vergangenheit, gewußt hat — ist zu unterscheiden deren vorherrschendes Verfahren, nämlich die vorwiegende oder ausschließliche Deduktive. Ein immerhin kennzeichnender, wenn auch freilich nicht selbstschöpferischer, sondern vorwiegend kompilie

der Vertreter der scholastischen Wissenschaft ist Rhabanus Maurus (776—856). Dieser reibt einmal, die Auslegung der überlieferten Texte, die Exegese, sei die Königin aller issenschaften. Denn alle neuen Erkenntnisse, die die Menschheit brauche, seien ja schon der Offenbarung, in der Bibel enthalten, und es handle sich nur darum, die erforder- en neuen Erkenntnisse durch richtige Auslegung der Worte und durch logische Folge- ngen aus jenen Überlieferungen herauszubekommen.

Karl Bergbohm hat in seinem Buch „Jurisprudenz und Rechtsphilosophie" (1892) nselben Standpunkt für die Rechtswissenschaft vertreten, soweit sie Lehre vom geltenden cht sein wolle; also soweit sie nicht rein rechtsphilosophische oder rechtsgeschichtliche Ziele folge. Geltendes Recht, also Recht, das in einer bestimmten geschichtlichen Gemeinschaft einzelne Zwangsbefehle an Hinz oder Kunz umzusetzen sei, sei nur das, was sich für sen Einzelfall Hinz oder Kunz durch einfache denkgesetzliche Unterstellung dieses Falles d logische Folgerung aus einer Verallgemeinerung, aus einem Rechtssatz ergebe, der einem geschichtlich nachweisbaren Zeitpunkt in dieser menschlichen Gemeinschaft als chtssatz entstanden sei; durch verfassungsmäßige Gesetzgebung oder ihr entsprechende, stillschweigende Äußerung gesetzgeberischen Gemeinschaftswillens anzusehende Ge- hnheitsrechtsbildung. Die positive Rechtsordnung einer bestimmten geschichtlichen chtsgemeinschaft sei stets ein geschlossenes und vollkommenes logisches Ganzes, das alle Einzelleben erforderlichen Rechtsbescheide irgendwie und irgendwo schon enthalte; sei nur Sache der richtigen Auslegung, diese herauszubekommen; und wenn ein Richter er ein sonst als beteiligter Berechtigter oder Verpflichteter vor irgendwelcher Entschlie- ng im Rechtsleben stehender Rechtsgenosse von einer Lücke oder Unklarheit des Gesetzes eche, so sei das immer nur eine Lücke seiner Kenntnisse vom Recht, nicht wirklich eine cke der Rechtsordnung. Danach gäbe es in der Rechtswissenschaft nur deduktives Verfahren, lgerung aus den schon vorhandenen Allgemeinbegriffen und Regeln, die alle notwen- en Einzelbefehle richtig erweisen, wenn man nur die notwendige umfassende Kenntnis Rechtsordnung besitzt und logisch zu folgern versteht; Jurisprudenz ist ein Rechnen Begriffen, wie das irreführende, freilich halbwahre, aber gerade deshalb so gefährliche ort von Leibniz lautete.

Bergbohm rühmte sich, daß er erst die zutreffende grundsätzlichere Begründung der chtlichen Rechtslehre gegeben habe; damit erst sei endlich alle Verwendung von positiven Quellen ausgeschlossen; von Naturrecht, Vernunftrecht usw., das sich andern- s doch immer wieder, wenn auch in Verkleidungen, einschleiche. Die Behauptung rgbohms, daß er erst, also nach ungefähr einem halben Jahrhundert ihrer wissenschaft- en Herrschaft, die Rechtsquellenlehre der geschichtlichen Schule in folgerichtiger Form eben habe, war richtig. Hier lag allerdings ein merkwürdiger Mangel an Klarheit vor der geschichtlichen Schule der Rechtswissenschaft, also von Hugo zu Savigny, Puchta den großen Deutschrechtsgeschichtlern, welch letztere aber in mancher Beziehung freier en; wohl deshalb, weil sie mehr rein rechtsgeschichtlich arbeiten konnten und nicht wie Römischrechtler beständig dogmatisch, d. h. durch die Rücksicht auf die Geltung der von n geschichtlich betrachteten Rechtssätze gebunden waren. Pandektisten der geschicht- en Schule arbeiteten, obwohl sie das Naturrecht mit Stumpf und Stiel ausgerottet haben glaubten, dabei seelenruhig mit der Natur der Sache als Rechtsquelle; als ob e etwas anderes als Naturrecht, als unpositives Recht in ihrem Sinne wäre. Freilich hält die Bezeichnung „Natur der Sache" in sich schon einen Hinweis, der aber damals cht befolgt wurde, auf die zutreffende Beantwortung dieser Frage, die die grundsätz- ste Frage des ganzen Rechtslebens darstellt. Dieser Hinweis besteht darin, daß solches Naturrecht, Vernunftrecht, aus dem Rechtsgewissen geschöpftes Recht, wie ich es mir zu nennen erlaubt habe, sich hier deutlich bezeichnet als gewonnen am Einzelfall, induktiv. Die Bergbohmsche Aufstellung hat nun wirklich eine große Förderung der Rechts- allenlehre gebracht, wenn auch in einer anderen Richtung als Bergbohm dachte. Jene

äußerste und allein zutreffende Fassung der geschichtlichen Lehre hat die Erörterung dieses grundlegenden Problems wieder in Fluß gebracht. Wir kennen diese wissenschaftliche Bewegung als den Rechtsquellenstreit oder die sog. freirechtliche Schule. Ungefähr gleichzeitig wurde durch das Bürgerliche Gesetzbuch bzw. dessen sog. Kodifikationsprinzip alles alte Gewohnheitsrecht auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts beseitigt. Die Selbsttäuschung der „Allgesetzlichkeit" hatte sich noch einigermaßen aufrechterhalten lassen gegenüber dem gemeinen Recht; gegenüber einer Quelle des positiven Rechts, die man wohl als une source lointaine, plus idéale que positive bezeichnen konnte (Saleilles). Die Selbsttäuschung war nach 1900 nicht mehr möglich, gegenüber den unbezweifelbaren „unechten" sowohl wie „echten" (Zitelmann) Lücken des neuen bürgerlichen Rechtszustandes, falls sich diese Unterscheidung überhaupt begrifflich aufrechterhalten ließe. Der Richter muß bekanntlich bei Vermeidung der Rechtsverweigerung (deni de justice) den vor ihm erhobenen Rechtsstreit mit bestimmtem Ja oder Nein beantworten, auch wenn er diese Antwort nicht in den überlieferten Gesetzesregeln finden kann. Und noch viel häufiger und dringender müssen die Beteiligten — „Viel wichtiger als die Tausende von Rechtsfindungen durch die Richter, sind die Millionen von Rechtsfindungen der Laien im Verkehr", sagte Franz Klein, der Schöpfer der vorbildlichen österreichischen Prozeßordnung — den Entschluß finden, zu fordern oder zu zahlen; auch wo nicht ein logischer Schluß aus einem überlieferten Rechtssatz ihnen den Weg zu dieser Entschließung weist.

Die positivistische Lehre, daß jeder im Verkehr erforderliche Rechtsbescheid aus einem überlieferten, d. h. zu einem nachweisbaren geschichtlichen Zeitpunkt geltend gewordenen Allgemeinsatz gewonnen werden könne, war unrichtig. Es lassen sich keineswegs alle im Rechtsleben notwendigen Urteile auf deduktivem Wege gewinnen, sondern in sehr vielen Fällen muß die neue rechtliche Aussage auf induktivem Wege gewonnen werden; d. h. am einzelnen, neu erhobenen Reibungsfall wird die friedenstörende Kränkung, die Abwehr fordernde Härte, Unbill erkannt; gefördert durch die größere Anschaulichkeit der einzelnen Lage und durch die Dringlichkeit ihrer Lösung, wird diese klar erkannt, auch wenn es zunächst nicht gelingt, dem einleuchtenden, aus dem Rechtsgewissen geschöpften einzelnen Bescheid die verstandesmäßig-begriffliche und zu späterer Verwendung bereite Begründung, Verallgemeinerung mitzugeben. Es ist aber jetzt an der Zeit, auch offen die Folgerung zu ziehen aus der geänderten Rechtsquellenlehre. Zwar hat sich der Richter selbst zu Zeiten der theoretischen Herrschaft jener Lehre sein schöpferisches Recht niemals ganz nehmen lassen, weil eben nun einmal „nichts schwerer festzustellen ist, als die Grenze zwischen Rechtsauslegung und Rechtsschöpfung" (Karl Esmarch), und weil ihm die Rechtsauslegung ja doch immer gewahrt blieb; kennzeichnenderweise wollte der Gesetzgeber im Überschwang des Gestaltenwollens dem Richter zuweilen, wie Justinian und auch Gesetzgeber der Aufklärungszeit, sogar die bloße Auslegung und Erläuterung des Gesetzes verbieten. In der Überspannung des Gesetzeswortlautes, in dem Bestreben des Richters, seine schöpferische Tätigkeit möglichst zu verhüllen, kommt die unrichtige Vorstellung, daß man den Richter zum Gesetzesautomat machen könne und die Rechtsanwendung zum Rechenexempel, immer noch deutlich zum Ausdruck. Es ist um so mehr an der Zeit, sich jetzt offen loszusagen von der Allgesetzlichkeitslehre und der Lehre vom richterlichen Gesetzesautomaten, mindestens für das bürgerliche Recht, um so mehr, als unser bürgerliches Gesetzbuch an verschiedenen Stellen anerkennt, daß sein Gesetzestext nicht die alleinige Unterlage der notwendigen Rechtsbescheide bildet und damit die Zulässigkeit ergänzender Rechtsschöpfung durch den Richter neben dem Gesetz anerkennt.

Diese Anerkennung ist zu sehen in folgendem: Erstens in der grundsätzlich wichtigen Bestimmung des Einführungsgesetzes, Artikel 2, daß Gesetz im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuchs und demnach auch im Sinne des § 1 des Gerichts-Verfassungsgesetzes über die „nur dem Gesetze unterworfene richterliche Gewalt" „jede Rechtsnorm" sei; also gibt es noch Entscheidungsgrundlagen für den Richter außer Gesetz und Gewohnheitsrecht; dieses letztere konnte nicht etwa hier allein gemein

n, denn es war zunächst durch das Bürgerliche Gesetzbuch grundsätzlich beseitigt. Eine zweite
stimmung dieser Art liegt im Artikel 30 des Einführungsgesetzes, der die Anwendung ausländ
cher Gesetze abhängig macht davon, daß diese nicht gegen die guten Sitten oder gegen den Zweck
es deutschen Gesetzes verstoßen. Da nach der grundsätzlichen Anerkennung ausländischer Gesetz
bung durch unser Grenzrecht das ausländische Gesetz durchaus in demselben Sinne Gesetz ist wie
s unsere, liegt in jenem Satz ebenfalls die offene Anerkennung, daß die bloße Positivität noch
ht den alleinigen und selbst nicht den obersten Geltungsgrund der Rechtsordnung abgibt. Drittens
er, und das ist das wichtigste, wird an sehr vielen Stellen unseres Gesetzbuchs (vgl. z. B. 138,
7, 242, und vor allem 826) auf Normenkomplexe verwiesen, wie Treu und Glauben, gute Sitten,
nirgendwo geformt zu deduktiver Verwendung bereit liegen, sondern womit der Richter schlecht-
auf die induktive Ermittlung des richtigen Urteils, letztlich auf sein Rechtsgewissen gestellt wird.

Mit jener älteren Auffassung von der Allgesetzlichkeit oder dem richterlichen Gesetzes-
automaten hängt es zusammen, daß auch unser Gesetzgeber des BGB., obwohl er
zweifelhaft fortgeschrittener, d. h. vertrauensvoller gegenüber dem Richter ist als Gesetz-
ber früherer Zeiten, doch noch vielfach eine enge begriffliche Formung des Befehls
wählt hat, wo eine allgemeinere Weisung, d. h. Angabe des gesetzgeberischen
undgedankens zweckmäßiger gewesen wäre. Heinrich Lehmann hat kürzlich mit Recht
für besonders auf die bekannte und vielumstrittene Bestimmung über den wesentlichen
standteil (93 BGB.) hingewiesen. Der Grundgedanke dieser Bestimmung tritt schon
dem Zwölftafelgesetz von 451 v. Chr. entgegen; wenn Sachen verschiedener Eigentümer
einer einheitlichen Sache verarbeitet oder sonstwie enger verbunden sind, mutet man
ber einem Beteiligten einen Rechtsverlust zu, unbeschadet eines etwaigen Ausgleichs-
spruchs, als daß man eine volkswirtschaftlich unerfreuliche Zerreißung eines engen
hlichen und wirtschaftlichen Zusammenhangs erzwänge; also z. B. das Haus niederrisse,
i die etwa irrtümlich darin verbauten fremden Balken dem Eigentümer zurückzugeben.
Stelle der Aussprache dieses allgemeineren Grundgedankens hat nun unser Gesetzgeber,
enfalls weil er damit eine engere Bindung des Richters erreichen zu können glaubte,
Trennung dann ausgeschlossen, wenn sie zu einer „Wesensveränderung" führe. Bei
ser Begriffsbildung haben sicher wie bei der ähnlich liegenden Schwierigkeit, ob durch
rarbeitung von Stoff „eine neue bewegliche Sache" hergestellt ist oder nicht (950 BGB.),
lte philosophische Begriffsbestimmungen der Stoa wie Wesen (οὐσία) mitgesprochen.
s Ziel scharfer, positiver Formung, daß nämlich die Rechtsanwendung möglichst fest-
hend, berechenbar, in ihrem Ausfall erwartbar sei, ist dabei aber keineswegs erreicht
rden; vielmehr hat das Reichsgericht in dem Vierteljahrhundert der Geltung des BGB.
Grenzen dieses Begriffs recht verschieden, zunächst weiter und dann enger gezogen.
Das oberste Problem der Rechtsquellenlehre ist die Frage nach dem Verhältnis des
tenden, gesetzten, positiven, überlieferten, geformten, regelhaften usw. Rechts, zu
er anderen Art von Recht; aber nicht etwa zu einem idealen, gewünschten, theoretischen
cht, sondern zu einer anderen Art von Recht, das auch in derselben geschichtlichen Ge-
inschaft gilt; neben, hinter und in gewissen Ausnahmsfällen besonderen Erstarrtseins
überlieferten Rechts auch über diesem. Die Zwiespältigkeit der Rechtsgewinnung im
izelnen Fall ist am kürzesten zu bezeichnen als Anwendung des überlieferten Allgemein-
es einerseits und Zweckmäßigkeitserwägung anderseits. Sie tritt in jedem schwierigen
le irgendwie auf. Ihr entspricht oder vielmehr es bildet nur eine Verallgemeinerung aus
er Erfahrung des Rechtslebens jene Zweiung der Rechtsordnung, die die einfachste
durch jahrtausendelangen Gebrauch geweihte Ausdrucksweise bezeichnet als den Gegen-
von Regelrecht und Billigkeit. Billigkeit bezeichnet gegenüber dem geformten Recht den
einzelnen Fall aus der Betrachtung des Ergebnisses gefundenen Bescheid; im Gegen-
zu dem Rechtsbescheid, der sich durch Unterstellung dieses Einzelfalls unter einen
annten Allgemeinsatz deduktiv ergibt. Alle Rechtskultur strebt nach Ausbildung
geformtem Recht, weil jene deduktive Folgerung aus Begriffen als eine logisch-
landesmäßige Operation gleichmäßig und allgemeingültig erfolgt, während das

Billigkeitsurteil in verschiedenen Subjekten, durchaus ehrlich und subjektiv einwandfrei, sehr verschieden ausfallen kann; das Billigkeitsurteil oder die Überzeugung, daß dieses bestimmte Ergebnis eine abzuwehrende Kränkung, eine Unbill bedeutet. Dieses nämlich, das Unrecht, ist die positive Erscheinung des Rechtslebens und das Recht nur dessen Verneinung, wie schon Grotius und Schopenhauer erkannt haben.

Alles positive Recht will natürlich Unbill abwehren, friedenstörende Kränkung verhüten. Der große Fortschritt, der erreicht wird durch die Formung von Sätzen und Begriffen über Unrechtsabwehr, ist aber der, daß nun der häufig so schwierige Bescheid, wo liegt hier das Unrecht, beim Bestehen eines positiven Rechtssatzes über diese einzelne Reibung, sich durch eine einfache logische Subsumtion ergibt. Die Abweichung von der Regel ist Unrecht. Die Befolgung der bekannten Regel darf das Gegenüber erwarten, und die Enttäuschung dieser Erwartung ist friedenstörende Kränkung, ohne daß noch eine sachliche Nachprüfung über deren Wesen, deren „Nichtzumutbarkeit" notwendig ist. Und selbst wenn der Richter in dem ihm vorgelegten einzelnen Fall, wenn er Gesetzgeber wäre, wie das schweizerische Gesetzbuch sagt, anders entscheiden würde, so ist doch die Entscheidung gemäß der bekannten Regel, die den Einzelfall einwandfrei deckt, nicht nur die gerechte, sondern auch die billige, weil die Enttäuschung der Erwartung des Gegenübers die schwerere Unbill wäre. Das ist „die Gerechtigkeit in der Positivität" (Gustav Radbruch) und der Grund, warum beim Auseinanderfallen des klaren regelgemäßen Bescheids und des Billigkeitsurteils das subjektive Billigkeitsurteil zurücktreten muß hinter dem Bescheid, der sich in dieser geschichtlichen Gemeinschaft aus der bekannten und daher als befolgt zu erwartenden Regel ergibt.

Diese besondere Verstärkung des positiven Rechts, daß die Abweichung von der bekannten Regel an sich eine Sachkränkung bedeutet, reicht weiter und tiefer, als die Herleitung aus dem bloßen Staatswillen (Kelsen), aus dem Befehle als solchem. Aber freilich liegt darin auch eine gewisse Begrenzung und diese gibt die Handhabe, um trotz aller, wie gesagt, gerade dadurch verstärkten Heiligung der positiven Regel doch deren formalistische Überspannung erkennbar und daraufhin vermeidbar zu machen. Nur soweit die Regel bekannt ist, kann sie Erwartung des Gegenübers auf Befolgung begründen, und nur soweit genießt daher die positive Regel Autorität. Bekannt in diesem Sinne ist aber schon das nicht, was erst mit schwierigen logischen Folgerungen und mit der Möglichkeit von Meinungsverschiedenheiten unter geschulten Rechtsgelehrten aus den gesetzlichen Regeln gewonnen werden kann. Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß jede Rechtsfrage, die in Instanzen geht und unter Rechtsgelehrten kontradiktorisch verhandelt werden kann, schon ein gewisses Versagen der positiven Regeln anzeigt. Es ist nicht richtig die Meinung der Laien, als ob die Entscheidung von Prozessen die Hauptwirkung der Rechtsordnung sei, wie sie freilich die Haupttätigkeit der Juristen in Anspruch nimmt; weil nämlich der Jurist regelmäßig, ebenso wie der Arzt, erst zu der aufgetretenen Entzündung geholt wird. Es wurde S. 274 der Satz des österreichischen Justizministers a. D. Klein angeführt. Ganz ähnlich sagt Lothar Bucher, der bedeutendste der staatsmännischen Mitarbeiter Bismarcks, einmal, die Regel des Rechts beherrsche nicht nur im Falle des Konflikts, wo ihre Herrschaft am deutlichsten in die Augen falle, die Beziehungen der Menschen, sondern weit mächtiger noch in schweigender Unterwerfung. Die Hauptarbeit und der Haupterfolg der jahrtausendelangen Arbeit an der Formung des Rechtsstoffs ist der, daß in 9[illegible] von 100 Fällen — oder vielmehr glücklicherweise noch viel häufiger — der Schuldner freiwillig zahlt, der Leihende freiwillig zurückgibt usw. — Auch von den erhobenen Rechtsstreiten bezweckt ein großer Teil nur die Schaffung eines Titels für die Zwangsvollstreckung; und ein weiterer großer Teil beruht bloß auf Verdunkelung der tatsächlichen Lage. Nur ein geringerer Teil aller Rechtsstreitigkeiten betrifft schwierige Rechtsfragen. Bei deren Entscheidung aber wird noch vielfach die Regel überbeansprucht, der Wortlaut des positiven Rechts formalistisch überspannt. Hier wäre vielfach die offene Anerkennung der „anderen Rechtsnormen" am Platze oder das offene Eingeständnis, daß im vorliegen

n Falle die Überzeugung des Richters auf Abweisung oder Zusprechung der Klage nicht
s der positiven Regel gewonnen ist, sondern aus anderen Erwägungen. Und dabei haben
ch dazu diese logischen Spitzfindigkeiten und Überspannungen des Gesetzeswortlautes
elmäßig so geringe Überzeugungskraft, weil man bei diesen schwierigen Fragen auf
ß dialektischem Weg auch die gegenteilige Aussage leidlich begründen kann. Das haben
gesehene Juristen aufs schärfste ausgesprochen. Das Tragische liegt darin, daß gerade
se logisch verwickelten Entscheidungen, bei deren geringer Schlagkraft der Unterlegene
möglich am guten Willen des Richters zweifelt, vielfach von besonderem Verantwor-
igsbewußtsein getragen sind, weil sie nämlich einen neuen Gedanken bringen und gerade
ch diese Neuheit, wegen der immer noch bannenden Lehre von der Allgesetzlichkeit oder
n richterlichen Gesetzesautomaten, sich zu jenen logischen Umwegen verpflichtet glauben.
Die Wesensveränderung des § 93 über den wesentlichen Bestandteil, die, wie schon ge-
t, letztlich aus der stoischen Philosophie stammt, enthielt gewiß nicht Folgerungen für
n einzelnen Fall, auf die der Gegner sich verlassen konnte und bei denen er um deswillen,
il er ein bestimmtes Verhalten des Gegners erwartete, die Enttäuschung dieser Er-
rtung als Sachkränkung empfinden konnte. Dies ist aber das Wesen aller Positivität.
er war eben die große Schwierigkeit, etwa in dem wirtschaftlichen Widerstreit zwischen
m Lieferanten der mit Eigentumsvorbehalt gelieferten Maschine und den Hypothekar-
ubigern die richtige Resultante zu finden, nicht positiv gelöst. Bei den Gründen solcher
tscheidungen durfte der Richter also ruhig die „unpositiven" Gedanken angeben, die ihn
sächlich geleitet haben, also etwa: ob man das nun einmal eingerichtete Zusammen-
beiten dieses Betriebs volkswirtschaftlich so hoch schätzt, daß man diese Einheit
ht durch die Zulassung der Vindikation der Maschine stören möchte. Vor einem
meinrechtlichen Gericht Bayerns kam einmal folgender Rechtsstreit zur Erörterung.
n Getreidehändler hatte seinen minderjährigen, aber mit gehöriger Vollmacht
sehenen Sohn zur Getreidebörse geschickt. Ein alter Wettbewerber des Vaters
ägt dem Sohn ein Geschäft vor, auf das dieser freudig eingeht. Er verkauft ihm
Metzen Gerste und verlangt als Preis 1 Pf. für den ersten, 2 Pf. für den zweiten, 4 Pf.
den dritten und so fort in geometrischer Progression. Der Verkäufer hatte die Stirne,
sen Kaufpreis für die 23 Metzen Gerste, nämlich 249600 M. und 15 Pf., wirklich ein-
lagen. Im März 1869 lag der Fall dem bayerischen Handels-Appellationsgericht vor.
n englischer Richter hätte wahrscheinlich den Kläger sofort wegen Mißachtung des Ge-
hts (contempt of court) in Behandlung genommen. Wir würden heute die Klage ohne
iteres mit Anwendung des Paragraphen 138 als gegen die guten Sitten verstoßend
o wucherisch abweisen. Damals aber verfuhr man keineswegs so, und die Vergleichung
tet eine gute Erläuterung dazu, wie erfreulich schon diese Ventilbestimmung unseres
rgerlichen Gesetzbuchs, diese mehrfachen Hinweise auf „unpositive" Rechtsnormen,
ken. Das gemeinrechtliche Gericht hatte bei der Entscheidung dieses Falles noch viel
verer unter dem Banne der alten Rechtsquellenlehre zu leiden. Es erwog, ob man nicht
Grund der Savignyschen Irrtumslehre zu einer Anfechtung kommen könne, um von
Bindung durch diesen Vertrag loszukommen. Das war aber recht zweifelhaft; denn die
Erklärung des minderjährigen Sohnes war sehr klar und eindeutig und von keinem Irr-
n entstellt; er hatte nur unterlassen, die Schlußsumme auszurechnen; was an sich natür-
nicht im Wege steht, die Bestimmtheit des Preises bei der Vereinbarung als gegeben an-
ehmen. Aber ist denn die Savignysche Irrtumslehre wirklich positiven Rechts je ge-
en? Und selbst wenn sie ungefähr aus den Pandekten herauszulesen gewesen wäre,
diese schwierige Unterscheidung von Irrtum in der Erklärung und Irrtum in den Be-
gründen, über die in jedem neuen Fall gelehrte Sachverständige wieder verschiede-
Meinung sein können, jemals wirklich Positivität genossen?

Die „Nichtzumutbarkeit" hat bekanntlich in der Rechtsprechung der Inflationszeit eine
ße Rolle gespielt. Diese Zeit hat der Rechtsprechung Fragen gestellt, die aus den

wenigen dürren Regeln unseres Bürgerlichen Gesetzbuchs über Geld nicht zu lösen waren und bei denen man daher auf die allgemeineren Grundlagen des Rechtslebens zurückgreifen mußte, weil, wie gesagt, vor dem Richter erhobene Rechtsfragen einfach immer entschieden werden müssen, einerlei, wie schwierig sie sind. Das Reichsgericht ist bekanntlich schließlich doch von dem Satze: Mark gleich Mark, abgewichen. Es ist natürlich hinterher leicht, klug zu reden, daß dieses, wenn es denn doch geschah, schon früher hätte geschehen können und müssen; aber es sind tatsächlich Leute wegen Wuchers verurteilt worden bei Verkäufen, die sie weit unter ihrem Einkaufspreis getätigt haben. In der ganzen Frage der Geldentwertung ist sicher die Positivität ungeheuer überspannt worden. Privatrechtlich — und das war das wesentliche Problem (vgl. meine Schrift: Das privatrechtliche Wesen des Geldes) — ist über die Schuldtilgungswirkung der Geldzahlung positiv nur gesagt, daß die schon begründete Geldschuld in unserer Reichswährung, also zum Nominalwert, getilgt werden kann (§ 244 BGB.) bei Vermeidung des Annahmeverzugs durch den solche Zahlung zurückweisenden Gläubiger (293, 294). Über die Kaufkraft, also den Tauschwert der Währungsmünze, ist im geltenden Recht überhaupt nichts gesagt. Das wurde vielfach im Laufe der Geschichte versucht durch feste Taxen usw.; es ist aber bisher immer, von Diokletians Verordnungen im Jahre 301 über die Maßnahmen der Französischen Revolution und die unseren in und nach dem Weltkrieg, nach kurzer Zeit mißlungen. Die öffentlich-rechtliche Seite des Geldes liegt in den Bestimmungen, in denen sich die öffentliche Gewalt verpflichtet, das Währungsgeld in bestimmter Weise — also in bestimmtem Feingehalt bzw. bei Papiergeld unter Einhaltung der Vorschriften über die Deckung — herzustellen. Inwieweit nicht durch die Verordnungen vom 4. August 1914 und die dann im Laufe der Ereignisse notwendig gewordene völlige Vernachlässigung jener öffentlichrechtlichen Verpflichtungen die alte Währung überhaupt beseitigt war, war das eigentliche Problem.

Unter Scholastizismus im Rechtsleben ist also zu verstehen die Meinung, daß alle im täglichen Verkehrsleben dem Richter und dem Beteiligten erforderlichen Rechtsbescheide durch Deduktion aus den vorhandenen Begriffen und Regeln des überlieferten Rechts zu gewinnen seien, und Überwindung dieses Scholastizismus bedeutet die betonte Erkenntnis, daß diese Herrschaft des deduktiven Verfahrens im Rechtsleben nur soweit reicht, als über diesen erhobenen Einzelkonflikt schon soziale Erfahrungen vorliegen, niedergelegt in Sätzen der Gesetzgebung, der vorherigen Vertragsvereinbarung und des sog. Gewohnheitsrechts, also nur insoweit als der auftretende Einzelkonflikt einer schon bekannten Regel einwandfrei unterfällt. Das trifft schon dann nicht mehr zu, wenn über die logischen Folgen, die jener Allgemeinsatz für diesen Einzelfall haben soll, rechtsgelehrte Instanzen entgegengesetzter Meinung sein können. Schon dann, also zwar bei einem geringen Teil aller Prozesse, aber bei einem erheblichen Teil aller Prozesse, die bis an die obersten Gerichte getrieben werden, ist der rechtliche Bescheid besser auf induktivem Wege zu gewinnen. Tatsächlich ist auch bei allen schwierigen Rechtsfragen diese Rechtsfindung aus dem Rechtsgewissen heraus das Ausschlaggebende für den gewissenhaften Richter und nicht die erst nachträglich vorgebaute dialektische Fassade. Das hat François Geny schon 1899 klar ausgesprochen in seinem Werk über das Auslegungsverfahren und die Rechtsquellen im Privatrecht, dem Werk, das die Rechtsquellenbewegung eingeleitet hat. Unter induktivem Verfahren ist aber für das Rechtsleben zu verstehen, daß man die Frage, ob hier eine Abwehr fordernde Kränkung, ein Unrecht, vorliegt, ob man diese Klage zusprechen, diesen Anspruch abweisen soll, vom Einzelergebnis her entscheidet, weil man eine nicht zumutbare Härte, eine Unbill erkennt, die man als Richter wenden muß. Der Bauer, dessen Haus durch Funkenflug der Lokomotive abgebrannt ist, muß einen Schadenersatz haben; vielleicht lehrt erst nach Jahrzehnten die weitere Rechtsentwicklung den Grundsatz erkennen — Haftung schon für die bloße Gefährdung statt der reinen Schuldhaftung —, der dann den neu aufgetretenen Rechtsgedanken zu formulieren erlaubt und damit dessen nicht mehr vom Ausschlag des einzelnen Rechtsgewissens abhängige Anwendung gewährleistet

ie Krisis des Eigentumsbegriffes und die christliche Ethik

Von Franz Walter in München

Wenn heute der Kampf um die Berechtigung der bestehenden Privateigentumsordnung in voller Hitze geführt wird und der Kommunismus in allen Kulturstaaten des Abend bes, nur auf den günstigen Augenblick wartet, um seinen Plan der allgemeinen Enteignung verwirklichen, dann glaubt auch die christliche Ethik in dieser Krisis des Eigentums echtigt zu sein, ein Wort zu sprechen und ihre sozusagen sturm und feuererprobten undsätze des sozialen Lebens wieder nachdrücklich zu betonen. Denn es ist nicht der erste turm gegen das Privateigentumsrecht, welchen sie erlebt. Schon seit den ersten christ en Jahrhunderten ist ihr diese Aufgabe zugefallen. Die Kirche als die berufene Ver derin der christlichen Sittlichkeit hat das für das soziale Leben grundlegende Prinzip Privateigentums niemals verleugnet, und sie hat es sich schwere Kämpfe kosten lassen, es gegen die häufig dagegen anstürmenden Sekten zu verteidigen. Zum Dank dafür man sie freilich seltsamerweise kommunistischer Strömungen im Urchristentum be tigt und in einem sehr mißdeutbaren Sinn von einem christlichen Sozialismus gespro n. Dabei hat das Christentum nicht bloß das Recht des Eigentums unerschrocken ver igt, sondern jederzeit auch eine eifrige und weitgehende Erfüllung der dem Besitz ob enden Liebespflichten gegen die vom Schicksal Enterbten eingeschärft, wohl wissend, gerade darin der wirksamste Schutz der Privateigentumsordnung liegt.

ederzeit hat es den Anspruch aller Menschen auf das zum Leben Notwendige anerkannt in diesem Sinne lehrten die ältesten Kirchenväter wie die Theologen der Neuzeit nahmslos eine „Gemeinsamkeit der äußeren Güter" — negativen Kommunismus.

Die Lage des Privateigentumsrechtes in der Gegenwart ist schwierig. Der Glaube an dieses Recht als eine Forderung eines göttlichen Willens wie nicht minder als Grund des sozialen Gedeihens ist erschüttert. Mehr als je haben Rechtsphilosophie, Juris denz, Ethik und Volkswirtschaftslehre Anlaß, sich mit Gegnern der bestehenden kapita chen Ordnung auseinanderzusetzen; Staat und Kirche gelten in den Augen dieser ner nur als Bollwerke des Kapitalismus. Wenn vielfach das Privateigentum als der verschuldende Sündenbock hingestellt wird, so ist das freilich eine augenscheinliche Über ung, zeigt aber, wie sehr es sozusagen allen Kredit verloren hat.

n die Krisis, in der sich das Recht überhaupt befindet, ist naturgemäß auch das Eigen verstrickt. Der Eigentumsbegriff ist labil geworden infolge des Ethik und Rechts nschaft beherrschenden Evolutionismus. Wenn nach der Auffassung der modernen k, Jurisprudenz und Soziologie vom Dasein absoluter, allgemein gültiger Grundsätze sittlichen Lebens nicht die Rede sein kann, wenn alles Recht nur ein Produkt eines den niedersten Tierreichen ausgehenden Entwicklungsprozesses ist, wenn Moral und t als völlig voneinander unabhängige Provinzen gelten, dann ist eben auch der Begriff Eigentums lediglich sozusagen ein Destillat der allgemeinen menschlichen Entwicklung. unerschütterlichem Grund beruht es dann keinesfalls. Wenn es kein in der allzeit ntlich gleichbleibenden vernünftigen Natur des Menschen wurzelndes Recht, eben das urrecht" gibt, wenn jede metaphysische Grundlegung des Rechtes als unwissenschaft bgelehnt wird, dann ist eben auch das Eigentum eine rein menschliche „Einrichtung". ist das Gegenteil einer Auffassung, nach der das Eigentum einen unabänderlichen ndteil der sittlichen Ordnung bildet und einen grundsätzlichen Punkt der christlichen anschauung. Es ist für die christliche Sozialethik mit der Anlage der menschlichen ur und mit unabweisbaren Forderungen der menschlichen Gesellschaft unlösbar ver ben.

Aber damit kommt man nur dem Sozialismus auf halbem Wege entgegen. Denn läßt es sich nicht bloß angelegen sein, agitatorisch Stimmung gegen das Privateigentu zu machen und die Massen der Besitzlosen dagegen aufzuhetzen, sondern sucht es auch wisse schaftlich als eine historische Kategorie zu erweisen, so daß es ebensogut, wie es im Lau der Entwicklung entstanden ist, dank der gleichen Entwicklung auf Grund naturnotwendi sich auswirkender Gesetze wiederum verschwinden muß. Wenn gleich Karl Marx es ab gelehnt hat, von einem Unrecht, das damit dem besitzlosen Teil der Menschheit widerfahre wäre, zu sprechen, da es sich um eine mit immanenter Notwendigkeit sich abspielend Entwicklung handle, so hat sich doch in der Anschauung der großen Masse desto fester d Proskription festgesetzt, die Proudhon über das Eigentum aussprach: Eigentum ist Diebstah

So droht der Eigentumsbegriff von demselben Evolutionismus verschlungen zu werde dem man im Namen der Wissenschaft die objektive, sittliche und rechtliche Ordnung opfer zu müssen glaubt. Sind Sittlichkeit und Recht, Staat und Eigentum nur Entwicklungs produkte so verschlingt aber diese „Entwicklung" wie die Revolution ihre eigenen Kinde

Die Nachkriegs- und Nachrevolutionszeit ist einer solchen Auffassung günstig. Scho der Nationalökonom Wilhelm von Roscher hat den Gedanken ausgesprochen, daß d Idee der allgemeinen Gütergemeinschaft am besten da Wurzel schlage und um sich greif wo eine starke Erschütterung des öffentlichen Rechtsgefühles durch Revolutionen erfol und eine allgemeine Abnahme der Religiösität und Sittlichkeit im Volke stattfindet, kurzu wo der christliche Geist aus der Gesellschaft schwindet und das Gefühl der Solidarität ve loren geht. Denn wie Roscher mit seltenem christlichen Freimut hervorhebt, wo jedermar den Reichtum als ein von Gott gegebenes Amt, die Armut als erziehende Schickung Gotte alle Menschen als Brüder, das Erdenleben als eine Vorstufe der Ewigkeit betrachtet, v verlieren selbst die äußersten Vermögensunterschiede ihre aufreizende Wirkung.

Die Krisis, in die das Privateigentum durch die Erschütterung des sittlichen Bewuß seins geriet, erfährt eine besondere Verschärfung durch die Schwächung des Mittelstand infolge der Auswirkungen des Krieges und der Revolution. Auch früher wurde über d Schwinden des alten kraftvollen Mittelstandes geklagt, für den der Kapitalismus kein vollwertigen Ersatz schaffen konnte in der zahlenmäßig breiten Mittelschicht, die zwar ihre Einkommen nach dem „Mittelstand" zugehörte, aber nicht die wirtschaftliche Selbständi keit besitzt, die den alten Mittelstand auszeichnete. Unter den Nachwirkungen des Kriege besonders durch die Inflation, sind Vermögen in einem bisher wohl nie bekannten Au maße zugrunde gegangen. Der Prozeß der sozialen Umschichtung oder konkret gesprochen, der Deklassierung und nicht selten der Proletarisierung hat nicht bloß d Mittelstand erschüttert, sondern nach oben wie nach unten viel weiter zugegriffen. Die Enteignung allergrößten Stils konnte nicht ohne Wirkung auf die Achtung vor der „He ligkeit des Privateigentums" bleiben. Die „Enterbten" werden erbittert über das erlitte „Unrecht" auch vielfach irre geworden sein am Staat und seinen Aufgaben, und den Eige tumsbegriff einer Revision unterziehen, dem der Staat seinen Schutz angedeihen läß

Außerordentlich bezeichnend für die Lage des Eigentumsrechtes ist die Schrift ein Arbeiters[1]), der sich zu einer nüchternen Betrachtung der Fragen der heutigen Gesellschaft ordnung durchzuringen sucht. Nach seiner Ansicht herrscht heute kein wirkliches Eige tums-, sondern ein Wucherrecht, das den Namen Eigentumsrecht zu Unrecht trägt u es ermöglicht, daß dem Arbeiter der Arbeitsertrag zugunsten der berufsmäßigen Geldleih entzogen wird. Dadurch sei ein fortschreitender Verfall der Sittlichkeit des Volkes b dingt; denn wird das Sittengesetz in einem Punkt erschüttert, in dem für die Mehrheit d Volkes lebenswichtigen und daher schwer empfundenen Äquivalent der Tauschgerechtigke dann folgen eben andere Gebiete der sittlichen Lebensordnung mit psychologischer N wendigkeit nach. Daß der Wucher ungeheure Ausmaße angenommen hat, sucht der v

[1]) Ludwig Wimmer, Wucher- oder Eigentumsrecht?

em sittlichen Ernst und tiefer Sorge für das Wohl der Gesellschaft erfüllte Verfasser einer großen Anzahl von Unternehmungen zu erweisen, deren Rechnungsabschlüsse Jahr für Jahr verfolgt. Die Rechtsordnung der Kulturstaaten aber schütze diesen regelten Wucher besonders durch die Bestimmungen über die sogenannten Gesellschaften. Bei der in der Gegenwart notwendig gewordenen biologischen, d. h. rassenhygienischen rteilung der Auswirkung dieser sozialen Umschichtung muß diese als verhängnisvoll ichnet werden. Denn der Mittelstand ist, wie der Rassenhygieniker Reibmayer (Die wicklungsgeschichte der Talente und Genies I, 283) betont, zufolge seiner eigentümlichen tmischungsverhältnisse der Stand, wo für „Züchtung" bedeutender geistiger Anlagen günstigsten Verhältnisse gegeben sind.

s ist eine sich geradezu von selbst aufdrängende Wahrnehmung, daß das Eigentum t selten mit seiner sozialen Befreiung in Widerspruch tritt und besonders die Verteilung Erdengüter den Lebensraum zahlreicher Menschen zu verengern droht. Allerdings chtum, großer Besitz ist notwendig. Möglichkeit und Fortschritt der Kultur ist davon ertrennlich, daß es eine Klasse gibt, welche über die nötigen Mittel verfügt, um ein einertes Leben zu führen und die höheren Funktionen des öffentlichen Lebens auszun. Aber so wenig hinsichtlich der Verteilung der Vermögen im Verhältnis zur sozialen hlfahrt ein bestimmter Maßstab aufgestellt werden kann, so würde eine Verteilung, der die überwiegende Mehrheit ein Dasein in Not und Überarbeit zu führen gengen ist, gegen die soziale Bestimmung des Eigentums zeugen.

Der Eigentumsbegriff hat eine scharfe Zuspitzung erfahren, die von der Sozialethik t außeracht gelassen werden darf. Im Wirtschaftsleben der Gegenwart ist unverkennbar Zug nach einer ungeheuren Ansammlung der Produktionsmittel und einer weitenden Beherrschung der Produktion und des Marktes durch das Kapital. Das kann ißt von günstigen Folgen hinsichtlich der Verbilligung der Produktion und Preisstabiliung begleitet sein, könnte aber auch Anlaß zum Mißbrauch der gewaltigen Machtmittel er Hand der Großfinanz werden, und heute schon will man Ausschreitungen des in Großbanken konzentrierten Großkapitals, besonders durch Effektenhandel und Kreditwopol, wahrnehmen, die sich in der Verteuerung der Waren und der kaum erschwingen Lebenshaltung weiter Kreise mit Hilfe des ungeheuren Zinsdruckes auswirkt. wichtige Aufgabe der Kreditbeschaffung, die das Bankwesen in einer darauf in hohem ße angewiesenen hochkapitalistischen Wirtschaft zu erfüllen hat, kann durch gewisse anzgebarungen und die machtvolle Organisation der Großbanken nahezu ins Gegen eines sozialen Dienstes verkehrt werden, wie die ungeheure Vertrustung und Syndierung der Wirtschaft die Grundbedingung des Kapitalismus, den freien Markt und tbewerb zu zerstören droht.

thischer Evolutionismus, soziale Umschichtung und Monopolstellung der Großfinanz durch Konzentration der wirtschaftlichen Machtmittel führen zu einer Krisis des Eigenrechtes. Zugleich zeigt sich in der Gegenwart eine bedenkliche Angleichung an den ntumsbegriff des römischen Rechtes, eines ausgesprochenen Herrenrechtes, das sich alen Erwägungen verschloß und bei allem bewundernswerten Scharfsinn und bei aller nge der Systematik den sozialen Geist derart vermissen läßt, daß sein berühmter Inter Rudolf Jhering nach dem Bekanntwerden mit den christlich-sozialen Ideengängen s Thomas von Aquin gestand, er würde sein Werk „Der Geist des römischen Rechts" haupt nicht oder in einem ganz anderen Sinn geschrieben haben, wenn er vorher den en Scholastiker gekannt hätte. Gegen einen Eigentumsbegriff, wie er sich im Zeitalter Kapitalismus entwickelt, und gegen eine Gestaltung des Wirtschaftlebens, in dem lebendige sittliche Persönlichkeit förmlich verschwindet und nur mehr das unpersönl Sachvermögen das Zepter führt, muß die christliche Ethik Einspruch erheben.

ie Rechtsordnung vermochte mit der ungestüm vorwärtsdrängenden Entwicklung gleichen Schritt zu halten; aber die Rechtsprechung scheint sich nicht immer von Auf-

fassungen freizuhalten, die an den schroffen römisch-rechtlichen Eigentumsbegriff erinnern. Streng — und mit Recht — werden Eigentumsverletzungen geahndet; bisweilen jedoch scheint das Urteil jede Billigkeit vermissen zu lassen. Wenn z. B. fahrlässige Tötung eines Menschen durch einen rücksichtslosen Autolenker mit Geldstrafe oder höchstens mit einigen Monaten Gefängnis, aber Diebstahl einer verhältnismäßig wertlosen Sache mit mehrmonatlichem Gefängnis bestraft wird, so vermag dies nicht bloß das gefühlsmäßige Rechtsempfinden, sondern auch den, der objektiven Erwägungen zugänglich ist, stark befremden.

So sehr wir uns vor ungerechten Verdammungsurteilen, wie sie der Sozialismus gegen seinen Widerpart schleudert, hüten müssen: für eine absolut unabänderliche, gottgewollte Ordnung brauchen wir den Kapitalismus — wenn wir darunter die rücksichtslose, lediglich individualistisch orientierte Nutzung des Privateigentums verstehen — nicht zu halten. Jeden Kapitalismus in seiner schroffen Zuspitzung, mit seinen unleugbaren Härten und Ungerechtigkeiten halten wir für einen Widerspruch zu den menschenfreundlichen Lehren des Christentums. Eine Wirtschaftspolitik, welche die nur allzuleicht mit dem Besitz großen Kapitals sich einstellenden Mißbräuche hintanzuhalten oder zu beschneiden sucht, ist auch vom Boden des Christentums aus wärmstens zu begrüßen. Das Christentum, wo es sich als lebendige Macht, nicht als inhaltsleere Etikette zeigt, hat die Tendenz, die Grundsätze der Gerechtigkeit und Liebe immer mehr auch im wirtschaftlichen Leben zur Geltung zu bringen, das Verhältnis von Mensch zu Mensch immer „humaner" zu gestalten und die Höherstellung des materiellen Besitzes gegenüber dem Geistigen und Menschlichen zu verhüten. Das Privateigentum ist das umfassendste dingliche Recht und es bleibt immer wahr: Hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Strafrecht und Weltanschauung

Von Fritz van Calker in München

Albert Schweitzer sprach vor einigen Jahren (Vorrede zum II. Teil „Kultur und Ethik" 1924, S. XIX) das harte Wort: „Die Juristen haben das Recht und das Rechtsbewußtsein verkommen lassen. Sie konnten nichts dafür; denn es war in dem Gedanken der Zeit keine Vorstellung gegeben, worin sich ein lebendiger Rechtsbegriff hätte verankern lassen. Das Recht ging an der Weltanschauungslosigkeit zugrunde. Erst aus neuer Weltanschauung kann es wieder erstehen." Das tiefe Problem, das in diesen Worten aufgeworfen wird, rührt an die Grundlagen des Rechtslebens. Denn das Recht als Ausdruck der Gemeinschaftsordnung entspricht nur dann seiner im Gemeinschaftswillen liegenden Aufgabe, wenn es in seinen Grundsätzen den weltanschaulichen Ideen der Rechtsunterworfenen nicht zuwiderläuft. Nun läßt sich aber die Einheitlichkeit einer Weltanschauung in einem Volke ganzen ebensowenig erreichen wie in der Rechtsordnung eine Weltanschauung niederlegen, die allen Teilen des Volksganzen für alle Zeiten zu entsprechen vermöchte. Hierin liegt das Gestaltungsproblem und die Gestaltungsschwierigkeit jedes Rechts. In dem notwendig objektiven Aufbau des Rechts und in der Fassung der Zwangsnormen läßt sich eben nur eine Weltanschauung niederlegen, die selbst mit dem Entwicklungsgesetz aller sozialen Erscheinungen konform einer dauernden Änderung unterworfen ist. So wird jedes positive Recht in jeder Rechtsordnung immerfort Kritik erzeugen, und es ist immer nur eine Frage der politischen Machtverhältnisse, ob die Folge dieser Entfremdung der sich weiter entwickelnden Weltanschauung von dem konservativ auf einer abklingenden Weltanschauungsstufe beharrenden Rechtssatz eine Gesetzesänderung oder Gesetzesneugestaltung ist. So tritt dem Recht als Inbegriff der positiv in einem Staat zu gegebener Zeit maßgeblichen Zwangsnormen immer das Recht der Idee, dem „Recht, das ist

s Recht, das sein soll" gegenüber. Das Recht wird so zum Aufgabenkreis weltanschau
er Kämpfe, die sich wie alles soziale Geschehen, in der Form der politischen Gegensätze
wirken. Eine Krisis des Rechts in diesem Sinne der weltanschaulichen Kritik der Rechts
men ist also immer gegeben. Alle Politik ist daher irgendwie Rechtspolitik. Denn wahre
itik als Weltanschauungspolitik sucht auf weltanschaulich gefestigter Grundlage die
staltung des Gemeinschaftslebens zu beeinflussen: Siegreiche Politik drückt sich irgendwie
einem formalen Rechtssatz aus. Man kann diese Beziehung von Politik und Recht, wie ich
n meiner „Einführung in die Politik" (1927) versucht habe, auf die Formel bringen,
die Politik eine Funktion des Rechts sei. Und tatsächlich lehrt ja auch die Erfahrung,
die Politik in ihren Ergebnissen ein Fortschreiten von Rechtssatz zu Rechtssatz ist.

Auch die gegenwärtige Krisis des deutschen Rechts ist weltanschaulich bedingt. Denn
auch in unserer Zeit stehen sich die verschiedenen Weltanschauungen gegenüber und
en Einfluß innerhalb des Rechtslebens zu erlangen. Auch der heutige Krisenzustand
das deutsche Recht ist letztlich nur das Ergebnis jener rhythmischen Methodik der ge
chaftlichen Entwicklung, die im steten Wechsel und Kreislauf Erhaltung und Entfaltung
natürlichen Sinn des organischen Lebens in sich auszugleichen strebt. Insbesondere
dieser Grundsatz des politisch-weltanschaulichen Ringens für das Strafrecht. Der Gegensatz
Weltanschauungen drückt sich in der strafrechtlichen Theorie klar und eindeutig aus in den
i großen gegensätzlichen Theorien zu der Frage: „Warum wird gestraft?". Die Strafe
nach der Theorie der Vergeltungsidee Vergeltung für begangene Verbrechen, nach der
e der Zweckstrafe aber ein Mittel der Verhütung künftiger Verbrechen. Die erste Theorie,
die „absolute Theorie" bezeichnet, formulierte schon Seneca mit den Worten: „Punitur
a peccatum est", die zweite als Inbegriff der sog. relativen Theorien wird gekennzeich
durch die Formel: „Punitur ne peccetur". Der Kampf zwischen diesen beiden Gruppen
retischer Auffassung der Strafe hat nicht nur im Verlauf der Geschichte des Strafrechts
bedeutsame Rolle gespielt, er spielt in grundsätzlicher und bedeutsamer Weise auch
in die Reformarbeit der Gegenwart hinein.

Das Vergeltungsprinzip liegt den Bestimmungen unseres derzeit noch geltenden Straf
tzbuchs zugrunde, und gerade diese Tatsache soll es nach der Anschauung der grund
ichen Gegner der Vergeltungsidee sein, die jene an sich unbestreitbare Erscheinung
Folge habe, wonach sich das geltende Strafrecht im Kampf gegen das Verbrechen
r und mehr als unwirksam erwiesen hat. Es ist hier nicht der Ort, die Mißstände auf
Gebiet der deutschen Strafrechtspflege der Gegenwart des einzelnen zu erörtern,
cheidend ist, daß all diese Mißstände dem Vergeltungsprinzip zugeschoben werden.

Die Vergeltungsidee hängt weltanschaulich eng zusammen mit der Idee der Willens
eit, welche den einzelnen für sein Tun als Willensfolge verantwortlich sein läßt:
golten kann nur eine schuldhafte Tat werden. Die Strafe ist ein vom Staat verhängtes
l, das dem vorhandenen sittlichen Volksurteil über eine verdammenswerte Handlung
pricht, sei es nun, daß man mit Kant die Strafe als eine Forderung der vom Grundsatz
Talion aus vergeltenden Gerechtigkeit betrachtet oder mit Hegel die Strafe als Re
on des Unrechts und damit Wiederherstellung des Rechts bestimmt. Wenn man hin
n die Wurzel des Verbrechens nicht in dem freien Entschlusse des Täters, sondern in
ihn von der Geburt an umgebenden äußeren Verhältnissen, dem „milieu social",
kt, und die Willensfreiheit als im Widerspruch mit unseren Denkgesetzen stehende
e und daher als ungeeignete Grundlage des Strafrechts bezeichnet, dann fällt mit
Begriff der Schuld zugleich der Begriff der Vergeltung. An die Stelle der Schuld
dann die durch das Verbrechen bewiesene Gefährlichkeit für die Gesellschaft, an die
le der Vergeltungsstrafe die Zweckstrafe. Die Idee der Zweckstrafe als sog. „moderne"
assung kennt den Verbrecher nicht mehr als schuldhaften Übeltäter, sondern nur mehr
in gefährliches Individuum, vor dem die Gesellschaft geschützt werden muß. Dieser
tz selbst erfolgt entweder in der Form der Generalprävention im Interesse der Gesell-

schaft oder als Spezialprävention im Interesse des Übeltäters selbst. Erstere züchtigt de Verbrecher, damit er anderen als abschreckendes Beispiel diene — eine sehr alte Form – letztere sucht den Verbrecher von weiterem verbrecherischen Tun abzubringen, ihn z bessern. So gab z. B. Liszt der Idee der Zweckstrafe folgende Prägung: Sie will den G legenheitsverbrecher abschrecken, den besserungsfähigen Gewohnheitsverbrecher besse und den unverbesserlichen, den sog. Zustandsverbrecher, unschädlich machen.

Bei diesem Streit zwischen Vergeltung und Zweckstrafe handelt es sich nun für die pra tische Frage der Ausgestaltung des Strafrechts um verschiedene Betrachtungsweisen, nachdem man nach dem philosophischen Sinn oder nach dem Zweck der Strafe als ein gegebenen Rechtseinrichtung frägt. In diesem Hinblick widersprechen sich richtig verstand m. E. die beiden Theorien nicht. Insbesondere ist es nicht richtig, daß der Gedanke d Vergeltungsstrafe die von der modernen Strafrechtsschule geforderten Zweckbeziehung der Strafe (Abschreckung, Sicherung, Besserung) ausschließt, er schließt vielmehr die Beziehungen notwendig ein. Daher ist für die Revision unseres Strafrechts die Modern sierung durchaus nicht von der Beseitigung der Vergeltungsidee abhängig. Ich ha in meinem Gutachten für den Berliner Juristentag 1903 über die Frage: „Nach welch Grundsätzen ist die Revision des Strafgesetzbuchs in Aussicht zu nehmen" die These aufgestell

„Bei der Revision des Strafgesetzbuches sind die Grundlagen des geltenden Rechts beizubehalte auf der festen Grundlage des historisch Gewordenen muß weitergebaut und hierdurch der Stre rechtspflege in höherem Maße als dies im geltenden Recht der Fall ist, die Kraft gegeben werde durch die Bekämpfung des Verbrechens den Bestand und die Vervollkommnung der Lebensb dingungen der Rechtsgemeinschaft zu sichern".

Eine vertiefte Erfassung des Vergeltungsgedankens wird in Verbindung mit dem Ei bau von Sicherungsmaßnahmen gegenüber dem Verbrechen in das Strafensystem z Lösung der Reformaufgabe führen. Denn die vertiefte Erfassung des Vergeltung gedankens führt zu einer grundsätzlich stärkeren Berücksichtigung des Motives und d Gesinnung. Vergolten wird ja nicht die durch das Verbrechen herbeigeführte Veränderu der Außenwelt, sondern die verbrecherische Handlung, d. h. die rechtswidrige Willen verwirklichung. Neben der Strafe muß der Gesetzgeber Maßregeln zum Schutze geg solche Personen zur Verfügung stellen, deren krimineller Zustand eine dauernde Gefa für die Interessen der Gemeinschaft bedeutet. Der rein äußerliche Vergeltungsgedan ist heute erledigt. Auch der Einblick in die konkrete Arbeit der gegenwärtigen Strafrecht reform vermittelt die Erkenntnis, daß das Ringen der beiden Strafrechtstheorien sich a der Grundlage dieser vertieften Vergeltungsidee auswirkt. In wie hohem Maße insb sondere der Gesichtspunkt der Gesinnung des Täters im kommenden Strafrecht berü sichtigt werden soll, zeigt die Fassung des § 72 des Entwurfs im Strafrechtsausschuß, d erst kürzlich beschlossen wurde. Diese Bestimmung läßt an die Stelle der angedroht Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe einfache Einschließung von gleicher Dauer treten, we der Täter aus ehrenhaften Beweggründen gehandelt hat. Der Ausnahmefall also, daß e Verbrechen aus einer ehrenhaften Gesinnung begangen wird, wird in Erweiterung der n auf bestimmte Delikte anwendbaren Vorschrift des § 20 des geltenden Strafgesetzes ge ralisiert: Der Täter aus ehrenhafter Gesinnung setzt sich zwar zu den Vorschriften d formalen Rechts in Widerspruch, bleibt aber gleichwohl seiner Gesinnung nach im Einkla mit den ethischen Anschauungen seiner Rechtsgenossen. Die Vergeltungsstrafe soll ethi gedacht und ethisch verwirklicht sein, d. h. sie soll eine bewußte Beglaubigung der Wi lichkeit der moralischen Ordnung in der Seele dessen herbeiführen, der sich gegen die Ordnung aufgelehnt hat. So war die Strafe von je eine ethische Forderung und auch d neue Strafrecht wird hieran nichts ändern. In diesem Gedanken ist die funktionelle Verbi dung von Strafrecht und Weltanschauung im werdenden deutschen Strafgesetzbuch verwi licht. Mit solcher Harmonie von Rechtsgrundsatz und Weltanschauung wird das Problem d Rechtskrisis gelöst. Das Strafrecht ist auf dem Wege der Überwindung seiner Krisis.

Die Berechtigung einer Strafrechtsreform

Von Hans Ehard in München

Die Rechtssicherheit fordert von der Gesetzgebung eine gewisse Zurückhaltung und Stetigkeit. Der Gesetzgeber darf nicht sprunghaft allen neuen, wenn auch blendenden Ideen ngeben, namentlich nicht auf einem Gebiete, das, wie das Strafrecht, so tief in alle ensverhältnisse einschneidet. Wie die gesamte menschliche Entwicklung, so schreitet r auch die Rechtsentwicklung stufenweise vorwärts. Der Gesetzgeber darf auch diese sache nicht aus dem Auge verlieren, er darf nicht vor Neuerungen zurückschrecken, die als eine dem gegenwärtigen Rechtsempfinden entsprechende vernünftige Fortentlung des bisherigen Rechtes erweisen. Die Forderung nach einer allgemeinen Reform Strafrechts ist somit dann berechtigt, wenn das geltende Recht in wesentlichen Teilen neuzeitlichen geläuterten Rechtsanschauungen nicht mehr entspricht.

Das heute noch geltende Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 15. Mai 1871 tGB.) bildete nach jahrhundertelanger Zersplitterung auf dem Gebiete der Strafe den ersten Markstein auf dem Wege zur Rechtseinheit, es räumte endgültig auf mit Willkür und Grausamkeit mittelalterlicher Strafjustiz und verwirklichte die Gedanken, in der Aufklärungszeit aufgetaucht, zuerst hart umkämpft, allmählich immer schärfer issen, schließlich Allgemeingut geworden waren. Es stand damit auf der Höhe der ialigen Rechtsentwicklung. Inzwischen haben sich die Lebensverhältnisse in Deutschland Grund aus umgestaltet: die fortschreitende Entwicklung zum Industrie- und Handels-, der Krieg mit seinen Folgen und nicht zuletzt die staatliche Neuordnung haben die eren Lebensbedingungen und die Anschauungen tiefgreifend verändert; der soziale anke tritt im Gemeinschaftsleben immer stärker hervor und beginnt das Rechtsleben uer sichtbarer zu durchdringen. Das StGB. von 1871 kann daher nicht mehr allen igen Anforderungen entsprechen.

ei Erlaß des StGB. erblickte man den Zweck der Strafe, wenn nicht ausschließlich, ch in erster Linie in der gerechten Vergeltung. Man nahm das Verbrechen als Tat hin und beschränkte sich im wesentlichen darauf, menschlich gerechte Sühne zu fordern. Vergeltungsgedanke blieb zunächst auch in der Wissenschaft noch herrschend. Aber seit dem Beginn der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts bereitete sich ein Umschwung Die 1882 geschaffene Reichskriminalstatistik lieferte den zahlenmäßigen Beweis, die Kriminalität im Reich in raschem gefahrdrohendem Aufsteigen begriffen war, besonders die Zahlen der straffälligen Jugendlichen und der Rückfallverbrechen erckend stiegen. Man forschte nach den Ursachen der Verbrechen und suchte ihnen planäig entgegenzuwirken. Neben der modernen Kriminalpolitik und im Anschluß an sie wickelte sich die Sozialpolitik. Während der Sozialpolitik die Aufgabe zufiel, die gehaftlichen Bedingungen des Verbrechens aufzudecken, zu beseitigen oder doch zu benken, ging man zugleich dazu über, auch die Kriminalpolitik in den Dienst r Verbrechensverhütung zu stellen. Statt die staatliche Reaktion gegen das Verbrechen früher ausschließlich oder überwiegend auf die einzelne Tat abzustellen, fing man an, sein Augenmerk dem einzelnen Rechtsbrecher zuzuwenden. Der „Zweckgedanke trafrecht" drängte den Vergeltungsgedanken zurück: die Strafe soll sich nach Art und in erster Linie der Eigenart des Verbrechers anpassen, ihn von der künftigen Begehung erer Verbrechen abhalten und wieder in die Rechtsordnung eingliedern. Diese Gen wurden von der „modernen Strafrechtsschule" unter Führung von Liszt ausgeund gegen den Ansturm der sog. „klassischen Schule" verteidigt. Der Kampf um die ufgaben des Strafrechts war etwa 20 Jahre nach dem Inkrafttreten des StGB. auf der nen Linie in voller Schärfe entbrannt. In der Folgezeit milderten sich die Gegensätze

allmählich; zu einer einheitlichen wissenschaftlichen Auffassung über den letzten Sinn d
Strafe und des Strafrechts ist man aber bis heute nicht gelangt, vielleicht wird man auch n
dahin kommen. Wohl aber hat die eingehende wissenschaftliche und praktische Forschun
manche Fehler und Mängel des geltenden Strafrechts aufgedeckt. Die grundlegend
Reformforderungen bewegen sich in etwa folgenden Gedankengängen.

Unsere Gesetzgebung macht von der Strafe, besonders von der Freiheitsstrafe überreich
Gebrauch. Bis zum heutigen Tage sind immer noch weite Kreise in dem Wahn befange
mit Strafdrohungen und Strafen lasse sich alles machen. Allzuviele Strafgesetze, d
niemand sämtlich kennen kann, und überspannte Strafdrohungen, die praktisch niem
angewendet werden, sind aber nicht geeignet, die Staatsautorität zu stärken, sie führ
im Gegenteil dazu, das Rechtsempfinden im Volke abzustumpfen und die Achtung v
dem Gesetz wie das Ansehen des Staates zu untergraben. Die kriminalpolitischen E
fahrungen der Kriegs- und Inflationszeit könnten ein teuer genug erkauftes warnend
Beispiel sein und sollten dazu führen, Strafgesetze und Strafdrohungen auf ein vernün
tiges Maß zurückzubringen. Die Strafen selbst werden im einzelnen Falle vielfach oh
genügende Rücksicht darauf verhängt, wie Bestrafung und Vollzug der Strafe auf die w
tere Entwicklung des Verurteilten einwirken. Oft genug weist eine unnötige Bestrafung d
Neuling dauernd auf die abschüssige Bahn. Man soll deshalb dem harmlosen Gelegenheit
verbrecher, namentlich wenn er noch nicht bestraft ist, die Möglichkeit bieten, durch einwan
freies Verhalten den Vollzug der Strafe von sich abzuwenden. Kurze Freiheitsstrafen sollt
überhaupt vermieden und durch Geldstrafe ersetzt werden. Das StGB. knüpft die Stra
an bestimmte, genau abgegrenzte Tatbestände; es schreibt dem Gerichte Strafart u
Strafrahmen in jedem einzelnen Falle vor und unterscheidet dabei sorgfältig zwisch
den einzelnen Arten der Freiheitsstrafe, es enthält aber selbst über das Wesen der v
schiedenen Strafen nur wenige dürftige Regeln. Je mehr man aber die Bedeutung d
Strafvollzugs erkennt und in einer vernünftigen Regelung des Strafvollzugs gerade
den Angelpunkt der Strafrechtspflege erblickt, desto mehr wächst das Bedürfnis n
einer einheitlichen, scharf umrissenen gesetzlichen Regelung der Grundsätze des Strafve
zugs. Durch den Vollzug der Freiheitsstrafe sollen die Gefangenen, wenn irgend mögli
an Ordnung und Arbeit gewöhnt und sittlich so gefestigt werden, daß sie nicht mehr rü
fällig werden. Zu diesem Zweck ist es notwendig, durch besondere Maßnahmen (Abst
derung, Bildung eigener Abteilungen usw.) den schädigenden Einfluß Unverbesserlich
auf Besserungsfähige und Besserungswillige auszuschalten und den Übergang in die Fr
heit bei längeren Strafen durch entsprechende Abstufungen in der Art des Vollzugs v
zubereiten. Der so gehobene Strafvollzug ist wertlos, wenn er nicht Hand in Hand g
mit einer sorgfältigen, rechtzeitig einsetzenden und weitblickenden Entlassenenfürsorge. Sch
während des Strafvollzugs muß deshalb auf zweckmäßige Beschäftigung des Gefangen
unter Umständen, namentlich bei jüngeren Gefangenen, auf geeignete Berufsausbildu
geachtet werden[1]). Die verbüßte Strafe endlich darf keinen, der guten Willens ist,
weiteren Fortkommen in der Freiheit hindern. Daneben und nicht zuletzt, kann sich
moderne Rechtsstaat nicht länger der Aufgabe entziehen, das Rechtsverhältnis, das zwisch
dem Staat und dem Verurteilten durch die strafgerichtliche Verurteilung entsteht, grun
sätzlich zu klären; nicht nur die Rechte und Pflichten des Verurteilten gegenüber d
Staat, auch die Rechte und Pflichten des Staates gegenüber dem Strafgefangenen müs
genau umschrieben werden. Besonderer Regelung bedarf die Behandlung jugendlic

[1]) Es ist ebenso bedauerlich wie unverständlich, daß sich noch am 22. Januar 1926 eine Mehrh
des Deutschen Reichstags zu dem Beschlusse zusammenfinden konnte: „die Reichsregierung
ersuchen, auf die Regierungen der Länder dahin einzuwirken, daß bei dem Vollzug von Freihe
strafen die Strafgefangenen keine Handwerkslehre erhalten". Vernünftigerweise hat sich
Reichsregierung diesen Standpunkt nicht zu eigen gemacht und den Beschluß nicht durchgefü

chtsbrecher. Bei ihnen muß auf kriminelle Strafe ganz verzichtet werden, so lange eine eherische Einwirkung nachhaltigen Erfolg verspricht. Das Jugendstrafrecht einschließ- des Verfahrens ist deshalb von dem Strafrecht gegen Erwachsene überhaupt abzu- nen. Über all diesen Bestrebungen darf aber keineswegs vergessen werden, daß es den vornehmsten Aufgaben auch des Strafrechts gehört, nicht erst dann einzusetzen, nn es zu spät, wenn das Unheil schon eingetreten, das Verbrechen begangen ist, sondern Allgemeinheit schon vor drohenden verbrecherischen Angriffen oder vor ihrer Wieder- ung zu schützen. Daraus erwächst die Forderung, gegen gefährliche, unverbesserliche wohnheitsverbrecher ebenso wie gegen verbrecherische Irre unter Vermeidung aller nötigen Härten gegen die Betroffenen starke Sicherungen zu schaffen, aber auch heil- e geisteskranke, vermindert zurechnungsfähige oder trunk- oder giftsüchtige Rechts- cher neben oder statt der Strafe einer besonderen Behandlung zuzuführen.

Es ist klar, daß sich diese Reformforderungen nicht nur auf dem Gebiete des materiellen rafrechts, dem StGB., auswirken, sondern daß sie das gesamte Strafrecht, also auch Prozeßrecht und den Strafvollzug sowie die Strafregisterführung erfassen.

Zum Teil haben sich die neuen Anschauungen über die Aufgaben des Strafrechts in der Nachkriegszeit in Deutschland praktisch schon durchgesetzt. Drei Reichsgesetze dieser Zeit ifen grundlegend in das geltende Strafrecht ein:

Das Jugendgerichtsgesetz vom 16. Februar 1923 (RGBl. I S. 135, 252) ordnet die handlung straffällig gewordener Jugendlicher unter neuen Gesichtspunkten; seine Vor- iften über das materielle Jugendstrafrecht und über das Strafverfahren gegen Jugend- e ergänzen in gleicher Weise das StGB., das Gerichtsverfassungsgesetz und die Straf- zeßordnung; die unbedingte Strafmündigkeit wird gegenüber dem seitherigen Recht n vollendeten 12. auf das vollendete 14. Lebensjahr hinaufgesetzt, die strafrechtliche rantwortlichkeit der unbedingt strafmündigen, d. h. der über 14, aber noch nicht 18 Jahre en Täter ist abhängig von dem Unterscheidungsvermögen des einzelnen; der Erziehungs- anke steht bei allen Maßnahmen beherrschend im Vordergrunde.

Das Geldstrafengesetz, erstmals vom 21. Dezember 1921, in der Folgezeit mehrmals änzt und schließlich zusammengefaßt in der VO. über Vermögensstrafen und Bußen n 6. Februar 1924 (RGBl. I S. 44), erweitert das Anwendungsgebiet der Geldstrafe schränkt damit die kurzen Freiheitsstrafen wesentlich ein; es erhöht den Rahmen der dstrafe, betont die Notwendigkeit, bei Bemessung einer Geldstrafe die wirtschaftlichen hältnisse des Verurteilten zu berücksichtigen und ermächtigt die Gerichte ganz allgemein, Vergehen und Übertretungen an Stelle einer nach dem Gesetze verwirkten Freiheits- fe von weniger als drei Monaten auf Geldstrafe zu erkennen, wenn der Strafzweck ch eine Geldstrafe erreicht werden kann, und die Geldstrafe zu stunden oder ihre Zahlung Teilbeträgen zu gestatten.

Das Gesetz über beschränkte Auskunft aus dem Strafregister und die Tilgung von Straf- merken vom 9. April 1920 (RGBl. S. 507) schließlich zielt darauf ab, die Erinnerung an Strafe nicht länger festzuhalten, als der Schutz der Allgemeinheit es erfordert, und den Straften, der ehrlich sich bemüht, von jeder Fessel zu befreien, die ihm die Rückkehr in geordnetes Leben erschweren könnte; es verwirklicht den Gedanken der Rehabilitation.

Um den Strafvollzug in den verschiedenen Ländern nach Möglichkeit einander anzu- chen und die fehlende einheitliche gesetzliche Regelung einigermaßen zu ersetzen, haben Landesregierungen in den „Grundsätzen für den Vollzug von Freiheitsstrafen" vom Juni 1923 (RGBl. II S. 263) eine umfassende Vereinbarung getroffen. In einer ge von Ländern ist durch Übertragung des den Landesregierungen zustehenden Gnaden- ts auf das Gericht dem Strafrichter das Recht zu bedingtem Straferlaß verliehen worden.

nsätze zu einer vernünftigen Beschränkung der Strafverfolgung finden sich in der VO. Gerichtsverfassung und Strafrechtspflege vom 4. Januar 1924 (RGBl. I S. 15); sind, freilich weniger unter dem Gesichtswinkel der Kriminalpolitik als vielmehr unter

dem der Geschäftsvereinfachung, Ausnahmen von dem gesetzlichen Zwang, unbedeutende Verfehlungen zu verfolgen, vorgesehen.

Alle diese Teilreformen sind indessen nur Bruchstücke, die die Notwendigkeit einer allgemeinen Reform nur um so dringlicher hervortreten lassen.

Das Jugendgerichtsgesetz hat sich zwar gut bewährt, aber es bedarf doch in manchen Punkten der Ergänzung; namentlich wird ernstlich zu prüfen sein, ob es richtig ist, die Vollendung des 18. Lebensjahres starr als den Beginn der absoluten Strafmündigkeit festzuhalten, oder ob es nicht vielmehr angezeigt erscheint, auch noch darüber hinaus für ein weiteres Übergangsalter besondere strafrechtliche, namentlich verfahrensrechtliche Sondervorschriften zu schaffen. Der Gedanke der Beschränkung der Strafen überhaupt liegt noch ziemlich im argen. Die erwähnten prozessualen Vorschriften haben sich in der praktischen Anwendung nicht sonderlich wirksam erwiesen; es gibt immer noch zu viele, übrigens nicht nur amtliche Stellen, die meinen, alle ihren Interessenkreis berührenden Verfehlungen seien stets so bedeutsam, daß sie ausnahmslos verfolgt werden müßten. Es muß ernstlich nach einem Weg gesucht werden, unbedeutende Kleinigkeiten wirklich unbeachtet zu lassen; der Strafrichter muß auch nach durchgeführtem Verfahren noch die Möglichkeit haben, in besonders leichten Fällen, die keine Strafe erheischen, von Strafe abzusehen. Es ist nicht leicht, eine Grenze zwischen Polizei- und Kriminaldelikten zu ziehen, auf die Dauer wird man sich aber der Notwendigkeit beugen müssen, für unbedeutende Verfehlungen, die den Charakter von Ordnungswidrigkeiten haben, und denen nichts Ehrenrühriges anhaftet, eine einfachere Art des Verfahrens vorzusehen.

Es ist schon eine Forderung der Rechtseinheit, die buntscheckigen Verwaltungsanordnungen der Länder auf dem Gebiete des bedingten Straferlasses und des Strafvollzugs durch eine für ganz Deutschland gültige einheitliche gesetzliche Regelung zu ersetzen. Bei der Ordnung des Strafvollzugs wird man mit Erfolg die reichen Erfahrungen der einzelnen Länder verwerten, man wird sich nur davor hüten müssen, ungeklärte Einzelfragen bis ins kleinste in den Zwang der gesetzlichen Form zu pressen. Gerade im Strafvollzug erstarrt sonst die gesunde Fortentwicklung zu leicht; denn der Gesetzesapparat ist zu schwerfällig und seine Bewegung ist häufig durch wenig sachliche Erwägungen gehemmt.

Einer gründlichen Überprüfung wird auch die Frage der Rehabilitation bedürfen. Sicher registrieren wir immer noch viel zu viel und schleppen ganz unbedeutende Einträge endlos mit. Das wäre aber noch nicht das Schlimmste. Zahlreiche Vermerke im Strafregister sind für die Allgemeinheit völlig belanglos, im Leben des Betroffenen aber spielen sie zuweilen eine verhängnisvolle Rolle.

Unsere heutigen Strafgesetze enthalten immer noch eine Reihe von Erfolgsstrafen, bei denen von jedem Verschulden abgesehen und auf die reine Zufallshaftung abgestellt ist, sie kennen nach wie vor Vermutungstatbestände und Verdachtsstrafen, absolute Strafdrohungen und schematisch zu berechnende Strafschärfungen, ja sie haben bis zum Augenblick daran festgehalten, die Todesstrafe als absolut bestimmte Strafe vorzuschreiben. Auf der anderen Seite finden sich keine Maßregeln der Besserung und Sicherung, man scheut immer noch davor zurück, die Allgemeinheit vor gemeingefährlichen Verbrechern und Geisteskranken nachhaltig zu schützen.

Daß auch die einzelnen strafrechtlichen Tatbestände in zahlreichen Punkten Änderungen erfahren müssen, sei nur angedeutet: manche Strafvorschrift ist durch die politische Umgestaltung gegenstandslos oder unbrauchbar geworden, manche hat sich überlebt, manche unvollkommene Strafsicherung wird eine Stärkung erhalten müssen, manche unnütze juristische Streitfrage könnte aus der Welt geschafft werden. Beizubehalten sind klare, scharf umrissene Tatbestände und sichere Strafdrohungen mit entsprechend weitgefaßten Strafrahmen. Dagegen muß die bisherige allzustarre Gebundenheit des Richters an einen Strafrahmen gelockert, dem Ermessen des Richters größerer Spielraum gegeben werden. Auch auf dem Gebiete der Gerichtsverfassung und des Prozeßrechts harren noch manche Probleme

Lösung: einfachere und übersichtlichere Gestaltung der Gerichtsbesetzung und des
anzenzugs, Freierstellung des erkennenden Richters von der Untersuchungstätigkeit,
nd in Hand damit Stärkung der Stellung des Verteidigers ebenso wie des Staats-
valts, öffentliche Verhandlung in vernünftigen Grenzen und Ausschluß der Öffentlich-
zum Schutz der Allgemeinheit wie des einzelnen im Zusammenhalt mit einer groß-
igen und verantwortungsbewußten Presseberichterstattung, Verhaftung und Durch-
ung, Ehrenschutz und Privatklage, strafrechtliche Verurteilung und Schadensersatz,
besserung der Wiederaufnahme des Verfahrens und Entschädigungsfrage bei unschul-
er Verurteilung, der Monsterprozeß und seine Gefahren u. a. m. Manche dieser Fragen
gen freilich schon in die weitere Zukunft greifen.
Dem Reichstag liegen zurzeit die Entwürfe eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetz-
hs und eines Strafvollzugsgesetzes vor. Vorbereitet wird von der Reichsregierung
zeit weiter der Entwurf eines Einführungsgesetzes zu diesen Gesetzen; dieses Einfüh-
gsgesetz wird neben der Angleichung der strafrechtlichen Nebengesetze an das neue
GB. vor allem auch die notwendigen verfahrensrechtlichen Ergänzungen und darüber
aus vielleicht auch noch die eine oder andere sachliche Änderung der Strafprozeßordnung
igen. Möge dem großen Gesetzgebungswerk der Erfolg beschieden sein, das deutsche
afrecht nicht nur äußerlich in neue Formen zu gießen, sondern es in seinem Wesen um
e Kulturstufe zu heben.

Die Todesstrafe

Von Wilhelm Stapel in Hamburg

Die Gegner der Todesstrafe setzen sich nie mit der höchst eigentümlichen geschichtlichen Tatsache auseinander, daß weder Christus noch irgend ein großer Religionsstifter (den ddhismus möchten wir nicht als Religion, sondern nur als eine Lehre anerkennen) h auch bedeutende religiöse Führer wie Luther, Calvin usw. für die Abschaffung der esstrafe eingetreten sind. Christus hat keine Einwendungen gegen die Todesstrafe oben, weder gegenüber dem jüdischen Staate noch gegenüber dem römischen Reiche. hat nicht gegen die Richter moralisch aufbegehrt und hat nicht die Gesetzbücher einer agogischen Kritik unterzogen. Sein „Richtet nicht!", das gegen alles Verurteilen t, ist in einer Jüngerlehre gesprochen und bleibt außerhalb aller Staatlichkeit. Die he hat unbefangen von der Todesstrafe, sogar in einer durch Foltern verschärften m, Gebrauch gemacht: wer sich gegen ihre Gemeinschaft auflehnte, wurde nicht nur gestoßen, sondern körperlich vernichtet. Auch Calvin bediente sich der Todesstrafe. her, der die Todesstrafe in Glaubensdingen ablehnte, ließ sie in Dingen des irdischen htes durchaus gelten.
ür alle religiösen Menschen ist die Hinrichtung des Verbrechers ein Akt der „Sühne", der Reinigung. Reinigung, Katharsis ist der religiöse Sinn der „Strafe". Der Ver-er hat durch seine Auflehnung wider die Ordnung der Gemeinschaft sich selbst und die einschaft verunreinigt. Die gestörte Ordnung wird durch die Reinigung wiederher-illt: indem die unreine Person der beleidigten Gemeinschaft geopfert wird. Erleidet Verbrecher nicht schon auf Erden seine Strafe, so geht er ungesühnt, d. h. ungereinigt s Jenseits hinüber und verfällt dort der Strafe — einer metaphysischen Strafe, die e unheimlicher ist als alle irdische Qual. Der Tod durchs Beil oder durch den Strang eint also als die Voraussetzung dafür, daß die Seele nach dem Tode gleich auf gleich den Seelen der anderen erscheinen kann. Was auf Erden gebüßt wurde, ist für das eits abgebüßt. Die Todesstrafe, die für den Körper ein Schauer und Schrecken ist,

ist für die Seele eine Wohltat. (Wie edlere Verbrecher sich bekanntlich nach der Strafe sehnen, denn sie empfinden den Schrecken der Strafe als Reinigung. Ein großer Philosoph hat diesen seelischen Tatbestand aus dem Religiösen ins Ethische gewendet: „Die Strafe ist die Ehre des Verbrechers".)

Man sucht nun der Tatsache, daß die homines religiosi niemals Anstoß an der Todesstrafe genommen haben, dadurch auszuweichen, daß man sagt: unser Zeitalter sei „sittlich feinfühliger" geworden, es „vertrage nicht mehr" eine so „primitive Form der Strafe". Nun ist unser Zeitalter aber gerade dasjenige, das die schauerlichste Form des Krieges, den technischen Krieg, nicht mehr nur Heer gegen Heer, sondern Volk gegen Volk, hervorgebracht hat, dasjenige, in dem sich die sittlichen Bande der Blutsverwandtschaft in Familie und Generationsfolge auflösen, dasjenige, das in der zunehmenden Zahl der Kinderschändungen unerreicht ist, dasjenige, in dem die Ehrwürdigkeit des Alters zum allgemeinen Gespött geworden ist, dasjenige, das an Roheiten und Perversitäten und also an kulturhistorisch interessanten Ereignissen anderen Zeiten durchaus nicht nachsteht. Womit will man glaubhaft machen, daß ausgerechnet dieses Zeitalter ein feineres sittliches Empfinden habe als die Kirchenväter und Kirchenfürsten, als Luther und Calvin, als Sokrates und Platon, als die Klassiker unserer Dichtung und Philosophie? Man bringe gegen diese Frage auch nur ein einziges mögliches Argument auf oder man bekenne, daß man einer ernsten Sache durch eine elende Phrase auszuweichen versucht hat.

Woher stammt die unter den Intellektuellen von heute so verbreitete Abneigung gegen die Todesstrafe? Es sind nicht sittliche, sondern seelische Gründe.

Erstens: Die Gegner der Todesstrafe gehören zu einer liberalen oder liberalisierenden Geistigkeit, der das Jenseits keine Realität mehr ist. Es sind unmetaphysische oder pseudometaphysische (gnostische) Menschen. Für sie hat der religiöse Begriff der Reinigung keinen Sinn mehr. Sie müssen also die Reinigung aus dem Jenseits in das Diesseits verlegen, das erfordert: sie müssen den Menschen statt durch religiöse Mittel durch pädagogische Mittel zu reinigen, vielmehr zu „bessern" versuchen. An die Stelle der Reinigung (Sühne) tritt die „Besserung". Das ist der berühmte Ersatz der Strafe durch Erziehung. Nicht mehr auf die Reinheit, sondern nur noch auf ein moralisches Gut-sein kommt es in dieser depravierten, areligiösen Sphäre an. Ist der Kopf ab, so kann der Pädagoge mit dem Rest nichts mehr anfangen. (Während der Priester noch durch Gebet und Messe für die ewige Seele zu wirken vermag.) Darum muß man dem Verbrecher seinen Kopf lassen, auch wenn man sich moralisch schwer über ihn empört.

Zweitens: Die Gegner der Todesstrafe verwechseln Feinnervigkeit mit sittlicher Feinfühligkeit. Es scheint gewiß, daß die Nerven bei vielen Menschen empfindlicher geworden sind. Das lehrt die Krankenstatistik, das lehrt auch die Tatsache, daß die Medizin der letzten Generationen in der künstlichen Herstellung von Schmerzlosigkeit über alle früheren Zeiten hinausgekommen ist. Solche Erfindungen werden nicht gemacht, wenn sie nicht für viele Menschen notwendig sind. Die Nerven antworten heute meist rascher und schmerzhafter auf peinliche Eindrücke. Daher tritt an die Stelle der natürlichen Lebenshärte im Verkehr der Menschen in größerem Umfang als zuvor das Mitleid. Mitleid ist das Leid, das wir im Anblick fremder Qual empfinden; ob es sittlich ist oder ob es nur ein nervös-seelischer Naturvorgang ist, das hängt vom sittlichen Willen ab. Es ist nicht durchaus nötig, daß das Mitleid im Dienste eines positiven sittlichen Willens steht. Mitleid an sich kann auch eine besondere Art Selbstsucht sein: wenn es nur dazu führt, das Unangenehme, weil es uns selbst unangenehm ist, zu beseitigen. Wenn man die Todesstrafe verurteilt, weil einem die Vorstellung dieser Strafe peinlich und widerwärtig ist, so ist das nur ein nervöses, nicht ein sittliches Mitleid. Es ist nicht eine Angelegenheit der Ethik, sondern der Nerven, wenn man sie als „rauh" oder „barbarisch" bezeichnet. Es läßt sich der Erweis bringen, daß in sehr vielen Fällen die heute übliche Verurteilung der Todesstrafe keinen anderen seelischen Grund hat als die Scheu vor dem Mitleiden.

Man wird nun sagen können: eben weil unserem Zeitalter die religiöse Ansicht des
ebens entschwunden ist, eben weil unser Zeitalter empfindlichste Nerven hat, darum muß
e Todesstrafe abgeschafft werden. Sie soll ihr Recht behalten für frühere Zeiten, aber sie
l heute nicht mehr rechtens sein. Nun kommt aber ein Drittes hinzu, das der modernen
neigung gegen die Todesstrafe zugrunde liegt und das man nicht ins Zeitgeschichtliche
rückschieben kann. Es ist schon in den beiden vorher bezeichneten Gründen verhüllt mit
thalten: die Unfähigkeit zur Gemeinschaft.

In der religiösen Lebensauffassung ist immer auch die Anerkenntnis einer die Individuen
bindenden Gemeinschaft (Kirche usw.) enthalten. Die Auflösung des religiösen Emp-
dens und Denkens geht mit dem Sieg des Individualismus zusammen. Man kann
an zahlreichen Einzelfällen aufzeigen, daß die, welche heute die Todesstrafe ablehnen,
pische Individualisten sind. Ihnen ist das individuelle Leben kostbarer als die Existenz
r Gemeinschaft, ja, sie vermögen Gemeinschaft überhaupt nur als in den Individuen
istent zu denken. Die Individuen müssen geschont, gepflegt, erzogen und ihrer Be-
mmung zugeführt werden, denn außerhalb der Individuen scheint kein Sinn weder des
aseins noch der Entwicklung möglich. Wer aber glaubt und will, daß die Gemeinschaft
n Individuen übergeordnet sei, dem ist die Todesstrafe das unentbehrliche Recht der
emeinschaft: durch diese Strafe hat sie die Macht, auszutilgen, was sie nicht unter sich
lden will. Entweder: das Individuum fügt sich, oder: es hört auf zu existieren. Die
emeinschaft vernichtet das, was den Lebensgesetzen und damit dem Bestand der Gemein-
aft widerspricht. Das Recht über Leben und Tod der Individuen ist das Zeichen der
ouveränität, der letzten Hoheit der Gemeinschaft, das Siegel der Macht, die sie über ihre
lieder hat. Eine Gemeinschaft, die auf die Macht über Leben und Tod verzichtet, ver-
htet damit auf ihre Souveränität. Ein Staat, der nicht mehr den Tod über seine Mit-
eder zu verhängen wagt, verzichtet auf seine absolute Hoheit, auf seine Souveränität,
f das Wesen der Staatlichkeit. Daher neigen alle widerstaatlichen und asozialen Indi-
duen instinktiv zur Abschaffung der Todesstrafe. Eine Gemeinschaft, die nicht über das
ben ihrer Glieder verfügt, verzichtet darauf, selbst der übergeordnete Zweck des Lebens
sein. Sie überantwortet den Zweck des Lebens den Individuen. Sie macht die Indi-
duen souverän und erniedrigt sich zur Magd der individuellen Wohlfahrt und Glück-
igkeit. Souveränität der Gemeinschaft und Recht über Leben und Tod gehören unzer-
nnlich zusammen. Der Kampf um die Todesstrafe ist ein Kampf um das Verhältnis
n Individuum und Staat.

Das psychologische Zeitalter — wir verstehen darunter die Herrschaft der Individual-
chologie — hat die religiöse sowie alle Gemeinschaftsethik individualistisch aufgelöst.
r Psychologismus ist in den letzten Jahrzehnten in die Rechtsphilosophie und ins Straf-
ht eingedrungen. Er muß notwendig zu einer Ersetzung des Rechtes durch Pädagogik
ren. Das liegt nicht im Wesen eines besser verstandenen Rechtes, sondern im Wesen
s Psychologismus. Psychologisches Denken ist unfähig, eine Lebenserscheinung wie das
echt" zu begreifen. Die psychologischen Juristen können, weil sie Begriffe wie Ver-
chen, Strafe usw. psychologisieren, niemals etwas vom Wesen des Rechtes wissen.
r letzte Tagelöhner, der sich ganz naiv unter das Schwert stellt: Wer Menschenblut
gießet, des Blut soll wieder vergossen werden — weiß besser um das Recht Bescheid als
i berühmtesten Autoritäten, denen das Denken das Leben aufgefressen hat. Heute
innen wir unter dem Vordringen der Biologie und der Ganzheitspsychologie wieder
begreifen, was Gemeinschaft ist. Die Biologie und die Ganzheitspsychologie lehrt
n, indem sie mit dem Psychologismus alten Stils aufräumt, den Sinn der Todesstrafe
der verstehen. Aber die Biologie ist noch nicht in die juristische Fakultät eingedrungen.
rt herrscht noch psychologische Luft.

Das ist die Ironie der Geschichte, daß sich eine wissenschaftliche Richtung just in dem Augen-
in der Praxis durchsetzt, in dem sie unrettbar veraltet ist.

Instanzenwahn und Rechtsfindung

Von Georg Müller in Leipzig

Wir Deutsche leiden am Instanzenwahn.

Kunz besteht darauf, daß ihm Hinz die geborgten 300 RM. endlich heimzahle. Da sich der Schuldner nicht rührt, schickt er ihm einen Zahlungsbefehl. Hinz erhebt Widerspruch. Aber der Amtsrichter findet seine Einwendungen faul und verurteilt ihn. Selbstverständlich „geht er weiter". Das Landgericht jedoch weist die Berufung zurück. Wiederum will er „weiter gehen". Ungläubig vernimmt er, daß es gegen dies Landgerichtsurteil kein Rechtsmittel gibt. Hätt' er doch das Zehnfache gepumpt! Ach, damit wäre wenig getan. Mehr Instanzen stünden ihm dann auch nicht offen; die Sache spielte sich nur in einem höheren Stockwerk ab. Denn für eine Klage auf 3000 RM. wäre das Landgericht zuständig, und gegen seinen Spruch gibt es Berufung an das Oberlandesgericht. Revision ans Reichsgericht erfordert bei Geld und Geldeswert eine Streitsumme von mehr als 4000 RM. Gewisse Prozesse, z. B. um Ehescheidung und andere familienrechtliche Fragen, gelangen ohne Wertnachweis bis vor das höchste Gericht, wenn die nötigen Rechtsmittel eingelegt werden. In dem Vierstufenbau Amtsgericht, Landgericht, Oberlandesgericht, Reichsgericht steht also für bürgerlichen Rechtsstreit minder wichtigen Sachen zweifacher, Sachen, die als wichtig gelten, dreifacher Rechtsweg offen. Der dreifache ist insofern eingeengt, als die Revision nur eine Rechtsbeschwerde ist: das oberste Gericht prüft die Rechtsanwendung nach, nicht aber die Ermittlung und Würdigung des Tatsachenstoffes.

Entsprechende Abstufungen finden wir anderwärts: im Strafverfahren, im Verwaltungsstreit, in Steuersachen. Aber mit vielfachen starken Unterschieden, bei denen wieder die Regel von Ausnahmen durchbrochen wird. (Wir gehen auf die zum Teil unbehaltsamen Einzelheiten — z. B. ob große oder kleine Strafkammern, Jugendgerichte, Reichs- oder Landesrecht — hier nicht ein.) In Strafsachen gibt es keinen Rechtszug vom Oberlandesgericht an das Reichsgericht. Berufung ist gegen Urteile des Amtsrichters und des Schöffengerichts zulässig; sie geht an das Landgericht. Revision ist gegen Urteile der Strafkammern und der Schwurgerichte zulässig; sie geht in der Regel ans Reichsgericht. Gewisse amts- und schöffengerichtliche Sprüche aber sind statt mit Berufung nur mit Revision anfechtbar; und die berufungsfähigen Urteile können nach Wahl des Beschwerten mit Revision angefochten werden. Überblickt man dies verzwickte Gefüge im ganzen, so ersieht man verwundert: bei den geringsten Sachen (gewissen Übertretungen) und bei den allerschwersten (schwurgerichtlichen und solchen, die sofort und einzig vom Reichsgericht entschieden werden) gibt es nur eine Tatsacheninstanz. Für alle mittleren dagegen eröffnet sich die Möglichkeit, die Tatsachengrundlage zweimal zu prüfen. Auf den ersten Blick mag das folgewidrig scheinen. Aber bei geringfügigen Sachen läßt sich nichts dawider sagen, wenn sie vom Gesetz etwas leichter genommen werden. Bei den schweren sollen Besetzung und Verfahrensart des Gerichts die nötige Gewähr für sorgsame, genaue Feststellungen bieten. — Gegen Entscheidungen, die keine Urteile sind, gibt es Beschwerde (erste und unter gewissen Voraussetzungen weitere). Beschwerde ist das einzige Rechtsmittel in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit.

Hinz ist mit unserer Belehrung keineswegs zufrieden. Er fühlt sich als Abgesandter des vielköpfigen Herrn Jedermann, dem es lange nicht genug Rechtsmittel sind; wenigstens wenn der Spruch gegen seinen Wunsch ausgefallen ist, was mindestens bei einer Partei zutrifft. „In einem vierstufigen Gerichtsaufbau bloß ein zweizügiges Rechtsmittel? Das wäre gelacht!" meint er. Und wutentbrannt schreibt er der Reihe nach an den Landgerichtspräsidenten, den Oberlandesgerichtspräsidenten, den Landesjustizminister, den Reichsjustizminister, den Landtag, den Reichstag, den Reichspräsidenten. Alles umsonst.

ie Rechtspflege wird von unabhängigen, nur dem Gesetz unterworfenen Gerichten
geübt", so lautet überallher in etlichen formelhaften Wendungen der Bescheid. An-
ulicher hätte man ihm schreiben können: „Hinz, du bist für unsern Volksstaat noch nicht
f. Sonst wüßtest du, daß wir die Kabinettsjustiz, die es schon im verruchten Obrigkeits-
ate längst nicht mehr gab, jetzt vollends nicht haben. Was du verlangst, ist ein Macht-
uch von anno Tobak!" So aber schreibt ihm niemand.

Aus Hinzens Gebaren entnehmen wir die Losung: „Hab' ich keine Instanzen mehr,
ch' ich mir welche! Wenigstens versuch' ichs." Mit den gesetzlichen Stellen ist nämlich der
stanzenzug, wenn wir es im Ausdrucke nicht gar zu sachgenau halten, keineswegs erschöpft.
In einer Sache, die der beteiligten Standesgemeinschaft sehr am Herzen liegt, hat das
chsgericht gesprochen. Höher geht's doch nimmer? Weit gefehlt! Die nächstfolgende
mmer der angesehenen Zeitschrift jener Gemeinschaft bringt an der Stirn eine flam-
nde Verwahrung, worin man das Urteil einen Fehlspruch nennt. Gibt sich der Wider-
l nicht vor der Öffentlichkeit als das Gegenurteil einer vermeintlich der Wahrheit
heren Stimme? Als allerletztes und damit vor der Welt eindrucksvolleres Wort einer
ser unterrichteten Körperschaft? Einem Entrüstungssturm in Volksvertretungen, in
rsammlungen, auf der Straße mag man heute allerlei Wirkung zutrauen, an die vor-
n unter wirklich gefestigten Verhältnissen keiner gedacht hätte.

Nicht immer braucht solcher außerordentliche Rechtszug an die Menge und die Masse
gehen. Ein Professor nennt vom Katheder ein Gerichtsurteil verkehrt und bekräftigt
ie Überzeugung in makkabäischem Kampfeszorne durch nachdrückliches Ausspucken.
fühlt sich in diesem Augenblick kraft überlegener Sachkenntnis als höhere Instanz,
chon er höchstens für die Zukunft Wandel vorbereiten kann.

Damit aber gleiten wir aus dem Bezirke des Wahnes in ein anderes Bereich. Voll-
tige höchste Stelle müßte das unverbildete unbetrogene Bewußtsein unseres Volkes
ßen. Wo dürfen wir gewiß sein, es zu spüren? Bleibt es uns stumm, dann harren wir
rrtum, Zweifel und Mühsal der Frau von besonderem Glanze, die Vischer, der Schwabe,
oberste Instanz des geistigen Lebens preist: der Nachwelt.

Gehört der Wahn, auf möglichst vielen Stufen des Rechtszuges die Gerechtigkeit zu ver-
wirklichen, unter die Urtriebe der Deutschen oder hat er sich erst allmählich ausgebildet?
In entlegener Vorzeit unseres Volkes war Kenntnis des Rechts ein Stück der allgemeinen
enskunde jedes Freien. Sein Gedächtnis bewahrte, was nach dem Gemeinbewußtsein
der Ordnung willen befolgt werden mußte; sein Gefühl sagte ihm, was dem Einzelnen
ng und gebührte. In der Volksgemeinde, die sich zu des Gerichtes Hegung versammelte,
te der Adlige, der ihr vorsaß, ums Recht. Die Beisassen „fanden" es, weil ihnen das
rlieferte vertraut war, ein jeder in sich selbst; Verstand und Gewissen sagten es ihnen.
um entsprach es der Grundvorstellung vom Urteil, daß es einstimmig beschlossen
de. Und gegen den Spruch des Volkes, den es enthielt, konnte keine höhere mensch-
e Stelle angerufen werden, weil es keine gab.

Allerdings konnte man das Urteil „schelten". Dies darf sich der Mensch von heute
ch nicht so vorstellen, wie ein augenblicklich vielbesprochenes Buch es wähnt: als habe
e Unterlegene drei Tage lang (warum drei Tage, weiß der Himmel) nach Herzenslust
eil und Gericht beschimpfen dürfen. Die Schelte bedeutete ursprünglich den Vorwurf
e Rechtsbeugung. Nicht bloß von der unzufriedenen Partei, sondern auch von Ding-
umen konnte sie ausgehen. Und der Schelter mußte stehenden Fußes alsbald ein förm-
ches Urteil, so wie er es für gut hielt, vorschlagen. In ältester Zeit lag folgerichtige Lösung
ll n auf dem Wege des Zweikampfes zwischen Schelter und Gescholtenen.

ieraus entwickelte sich allmählich das Rechtsmittelwesen. Denn nur wenige deutsche
timme bewahrten weit ins Mittelalter hinab noch rein das alte Volksgericht. Nicht bloß
n Süden, römischem Einflusse nahe, sondern auch im Norden traten Veränderungen
e Gemeinordnung und Rechtspflege ein: Befehlsgewalt und Urteil kamen oft in eine

und dieselbe Hand. Der Gerichtshalter, der ehemals bei den Dingmannen erfragte, was Recht sei, wurde zuweilen ausschließlicher Schöpfer des Spruches. Sein Beamtenurteil aber unterlag, weil es dem Rechte nicht, wie das Volksurteil es getan, unmittelbaren Ausdruck gab, der Verbesserung. Auf solche Weise zog man die Sache „hinauf", letztlich vor des Königs Gericht. Ähnlich geschah es bei den Schöffengerichten, die ein Mittelding zwischen altem Volksgericht und neuem Beamtengericht waren. Wider ihren Spruch konnte man bessere Urteiler des nämlichen Gebietes anrufen. So bereitete sich die Einrichtung der Oberhöfe vor. Ihr leistete in Städten die Übernahme des Rechts aus älteren Siedlungen in jüngere Vorschub; Tochterstädte gingen bei den Müttern „zu Haupte".

Auch die Aufzeichnung dessen, was galt, führte — lange bevor fremde Rechte bei uns eindrangen — Wandlungen im Wesen der Rechtsfindung herbei. Als Lebensinhalt und Lebensformen reicher wurden, blieb man sich seines Rechtes nicht mehr so gewiß wie früher. Schon zur Zeit unserer mittelalterlichen Rechtsbücher (Sachsenspiegel um 1230, Schwabenspiegel um 1275) begegnen wir in deutschen Landen mannigfach einem erstaunlich weitläufigen und kostspieligen Rechtszuge. Der Richtsteig Landrechts (um 1335) schildert ihn so, wie die Mark ihn kannte. Man durfte das gescholtene Urteil der Reihe nach ziehen: 1. an die Klinke bei Brandenburg; 2. an die Krepe in der Altmark (eine Dingstätte zwischen Stendal und Osterburg); 3. an die Linde (südlich von Salzwedel); 4. an die markgräfliche Kammer auf der Burg zu Tangermünde; 5. schließlich an das Reich. An diesen letzten und höchsten Stellen sollte Berufung auf „das Buch" von Gewicht sein: Da, wo man es handschriftlich in Verwahr hielt, mochte nachgesehen und auf den Streitfall angewandt werden, was man schwarz auf weiß ersah. Welch ein Unterschied im Finden des Rechtes! Vormals aus Haupt und Herz des freien Mannes, jetzt durch des toten Buchstabens Vermittlung. Unbegrenzt war übrigens das Vertrauen auch zum damaligen Gerichte des Reiches nicht. Denn es wird die Möglichkeit angedeutet, eine Sache von dort weiter „an die rechte Hand zu ziehen". (Eine Art Voraus-Ersatz der heutigen Anmerkungen in der Juristischen Wochenschrift.)

So viel Instanzen fand man völlig in der Ordnung. Noch 1525 begehrte der Entwurf der aufständischen Bauern für eine Reformation der deutschen Verfassung von der breiten Grundstufe der gewöhnlichen Gerichte aus den Rechtsgang in folgende höhere Stufen: 64 Freigerichte, 16 Landgerichte, 4 Hofgerichte, 1 Kammergericht.

Von dem einmal gewohnten Instanzenwahne mochte der Deutsche fürder nicht mehr lassen. Dies durch die Jahrhunderte hin zu verfolgen, hielte uns zu lange auf. Die Verfahrensgeschichte im alten Reich und den immer mehr zu Vollgewalt und selbständiger Hoheit erwachsenden Lande wäre aufzurollen. Bismarck traf schon das Richtige, als er bei der Beratung der preußischen Verwaltungsreform (1868) sagte: so bald als möglich müsse der Zustand aufhören, in welchem über jeden Zaun, über jede Brückenbohle durch fünf Instanzen bis nach Berlin gegangen werde, so daß schließlich die beiden äußersten Pole (die Bezirksgendarmen und die geheimrätlichen Kreise des Ministeriums) in jeder einzelnen Sache zu entscheiden hätten. Auch er also war ein Gegner des Instanzenwahns. Gar merkwürdig trifft sich's, daß er in seinem Beispiel ebenfalls eine Fünfstaffel des Rechtszuges nennt, wie sie ein halbes Jahrtausend früher das alte Rechtsbuch bezeugte.

Und heute? Noch könnten und sollten wir vieles vereinfachen, vieles zweckmäßiger gestalten. Zweierlei soll der gerichtliche Rechtsgang — in bürgerlichen Streiten und in Strafsachen — klären: gründliche, zuverlässige Tatsachenermittlung und vernünftige, gerechte Anwendung der Norm auf den ermittelten Tatbestand. Keines von beiden sichert man durch Masse. Weder durch die Zahl der Instanzen noch durch hohe Zahl der Mitglieder im Kollegium. Je weiter man sich von dem Tatbestande, den es zu ergründen gilt, räumlich und zeitlich entfernt, desto geringer wird die Gewähr, ihn richtig aufzufassen und festzustellen, „wie es eigentlich gewesen ist". Wären die höheren Gerichte durchweg mit klügeren, erfahreneren umsichtigeren Richtern besetzt als die niederen (zuweilen ist ge-

das Gegenteil der Fall) — alle Arbeit, Mühe und Weisheit müßte oft an der unst der Ermittlungsumstände, vornehmlich an den vernichtenden Folgen langen Zeitaufes scheitern. Der Obere mag sich redlich einbilden, er habe mehr und besser festellt, habe gefunden, wie es „eigentlich gewesen". Ob's stimmt — Gott weiß es allein! ine einzige Tatsacheninstanz, das wäre im Gesamtergebnis das Beste. Den bündigsten weis dafür, daß wir uns dessen längst bewußt sind, liefert die Einrichtung unserer Strafspflege, wonach gerade den wichtigsten Straffällen nur eine einzige Tatsachenfung zugemessen ist. Darin läge Widersinn und grobe Unbilligkeit, wenn wir nicht oft sagen dürften: die Tüchtigkeit des Gerichtes sorgt dafür, daß die einzige Instanz ügt. Woraus folgt: Hätte man genug geeignete Richter, so ließe sich auch für die Unse von Sachen mittlerer Bedeutung mit einer einzigen Tatsacheninstanz auskommen. ız entsprechende Folgerungen wären für bürgerliche Streitsachen zu rechtfertigen. lm nachzuprüfen, ob das einzige Tatsachengericht (Untergericht) auf den festgestellten chverhalt das Recht richtig angewandt habe, genügte eine höhere Gerichtsstufe (Obercht). Allerdings müßte nach althergebrachter Erfahrung damit gerechnet werden, daß die Obergerichte nicht immer zu der gleichen Rechtsauffassung zusammenfänden. Des wäre als einheitverbürgende dritte Stufe über den beiden andern ein Rechtshof nötig, den aus allen wichtigen Sachgebieten des Rechtes die zur Schlichtung streitiger Fragen zur Weiterbildung der Grundsätze dienlichen Fälle in zweckmäßiger Auslese gelangten. eit langem schon ist angeregt worden, auf diesen oder ähnlichen Wegen die deutsche htspflege zu vereinfachen, zu verbilligen und, wie man zuversichtlich hoffen dürfte, erbessern. Ob jemals ein durchgreifender Wille zu geordnet vollzogener Tat wird, ist ich sehr die Frage; namentlich weil starke Verminderung der vom Rechtswesen gerten Vielzahl den Lebensplan von Tausenden durchkreuzt und ganze Standesgruppen s Volkes ohne Raum vor das Nichts stellen würde.

instweilen also wird man sich vermutlich damit begnügen, die schon begonnenen Ver e bescheidenen Umfangs mit kleinen Mitteln fortzusetzen.

Streitgedanke und Verträglichkeitsgedanke im Recht

Von Felix Joseph Klein in Bonn

ngezählte Federn künden den deutschen Volksstaat. Das Wort scheint ein Widerklang von kraftvoller Einigkeit. Leben wir nach dem uns aufgezwungenen „Frieden" unter Volksgenossen in sozialer Befriedung, im Rechtsfrieden, der wirklich Frieden, das ist r gegen kräfteverzehrenden Streit, unausgesetzte, zielbewußte Pflege des Verträgeitsgedankens im Rechtsleben bedeutet? Von der Notwendigkeit des Friedens mit ren Völkern will begeisterte Predigt bei uns trotz aller Enttäuschung nicht verstum. Ist ständige Mahnung zum Frieden im Innern unseres Volkes weniger angebracht? rauchen sich hier nicht beste Kräfte in sinnlosem Kampf gegeneinander, der darum unbedenklicher ist, weil man von Wirtschaftskampf und Kampf ums Recht spricht? ‚Kampf ums Recht". Was ist Recht? Oder wem die Frage zu schwierig dünkt, sage uns eigstens, was er selbst unter Recht versteht, wenn er das Schlagwort vom Kampf ums t im Munde führt. Genügt ihm allenthalben das Recht, das die Druckerschwärze der tzgebungsmaschine annahm, oder behauptet er zum mindesten nach dem richtigen t zu streben, nach einem Recht in des Wortes höherer Bedeutung, dem ein Vollmaß Billigkeit, von sittlichem Denken, von Güte Schwingen gibt, sich über die Niederungen glicher Ichsucht zu erheben? „Kampf ums Recht". Rudolf von Ihering hat, gewiß r seinen Willen, mit dem Zauberwort auch armseliger Interessenwahrnehmung den

Schein der Notwendigkeit und vielem Unrecht gefährliche Waffen gegeben. Abgesehen davon, wieweit Iherings Gedankengänge über den Kampf ums Recht zutreffen — ihre Anrufung und Verbreitung ist eine Beleidigung des Andenkens des großen Rechtslehrers und eine Versündigung an unserem Volke, wenn sie die hauptsächliche Voraussetzung des Kampfaufrufs Iherings unterschlägt: Er soll nur da gelten, „wo der Angriff auf das Recht zugleich eine Mißachtung der Person enthält"; er richtet sich „lediglich gegen die unwürdige Erduldung des Unrechts aus Feigheit, Bequemlichkeit, Indolenz". Ihering, so gern als Verfechter des Streitgedankens im Recht angerufen, will beileibe nicht als Verächter des Verträglichkeitsgedankens im Recht gelten: „Die Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit, die Milde und Friedfertigkeit, der Vergleich und der Verzicht auf Geltendmachung des Rechts finden auch in meiner Theorie vollauf den ihnen gebührenden Platz." Nicht Recht und Kampf, sondern Recht und Friede sind Zwillingsgeschwister.

Der Kampf ums Recht kann von der Idee des Rechts nicht schlechthin entbehrt werden. Bewußtes Unrecht muß seinen Meister finden. Aber er darf sich nicht unter bloßer Vortäuschung von Gründen beliebig austoben. Der Staat muß zur Verwirklichung des von ihm anerkannten Rechts seine Gerichte bereitstellen. Wenn zwei streitende Parteien zu keiner Einigung kommen, ist das Urteil des Gerichts die ultima ratio. Aber der vor Gericht ausgetragene Rechtskampf muß wirklich der letzte Ausweg sein. Der Staat darf auf ihn nur verweisen, wenn alle von ihm zu schaffenden Möglichkeiten erschöpft sind, eine Einigung, Aussöhnung der Parteien vergeblich versucht worden ist. Keine mechanische Teilung des Streits, sondern eine verständige Verhandlung darüber, was bei der Ungewißheit jeden Rechts, jeder Streitentscheidung der Rechtsauffassung des anderen Teils zugestanden werden kann. Die Notzeit des Krieges wurde unwillkürlich zum Herold des Verträglichkeitsgedankens im Recht; die Not der Nachkriegszeit verlangt noch mehr eine Zurückdrängung des Streitgedankens auf das enge Gebiet eines begründeten Kampfes ums Recht.

Kampf ums Recht nur da, wo es ein rechter Kampf fürs Recht, nicht ein Streiten mit Worten und Finten ist. Kein leichtsinniges, pflichtvergessenes Drauflosprozessieren. Sind die Parteien sich noch immer nicht bewußt, was auf dem Spiele steht? Man sollte meinen, ein Hinweis auf die erheblichen Kosten jeden Prozesses, auf den durch ihn verursachten Aufwand an Zeit, auf die durch ihn veranlaßte ständige Beschäftigung mit seinem Gegenstand, die heraufbeschworene wirtschaftliche Unsicherheit, die Gefahr des Verlustes von Beziehungen müßte schon zum Verträglichkeitsgedanken mahnen, zu schweigen von der so oft vorgestellten Erwägung sozial-ethischer Art, wie Prozesse an der Seelen- und Nervenkraft fressen, wie sie Verbitterung und Haß, Feinde, Verfolgung, Gewissensunruhe schaffen. Die Wirklichkeit enttäuscht diese Erwartung. Der Staat, die Gesellschaft ist darum aber nur um so mehr verpflichtet, das Überwuchern des unvernünftigen Streitgedankens hintanzuhalten und die Einzelnen dazu zu bringen, sich zu ihrem und der Allgemeinheit Wohl gütlich zu verständigen und Prozesse zu vermeiden, soweit es Ehre und wirtschaftliches Sein irgendwie erlaubt. Die Pflicht des Staates hierzu besteht nicht etwa nur in der Ausräumung von Bagatellstreitigkeiten, deren Unwürdigkeit schon eher einleuchtet; sie wächst mit der Bedeutung der Streitsache und namentlich mit dem Übergreifen des Spannungszustandes über die Parteien hinaus auf deren Familie, auf weitere Kreise, auf ganze Stände. Die Prozeßstatistik gibt ein erschreckendes Bild des verhängnisvollen Leerlaufs des Rechtsbetriebs in ungezählten Rechtshändeln. Ist das die richtige Behandlung, die dem einzelnen Rechtsfall zuteil wird? Wo bleibt das gleichberechtigte Ziel der Justizpflege, die Bewahrung des Rechtsfriedens im ganzen? Prozeßführen ist Sache verantwortungsbewußter Überlegung; die Gerichte sind nicht dazu da, einem Willkürluxus des Wohlhabenden, einem unbegründeten Versuche des Nutznießers des Armenrechts, unverständiger Rechthaberei zu dienen. Wir möchten den inneren Zwist der Volksgenossen, der immer wieder aus des Deutschen Individualismus, Eigenwilligkeit herauswächst, durch Brandmarkung als Prozeßsucht, Prozeßwut, Prozeßpsychose, Querulantentum nicht ver-

n, aber wo bleibt der von Richard Deinhardt und seinen Mitstreitern mitten im Welt-
herbeigerufene „Deutsche Rechtsfriede", der auf immer dem Streitgedanken im Recht
ihm zukommenden Platz anweist, einen Platz unten am Thron des Verträglichkeits-
nkens, von dem das Rechtsleben beherrscht sein muß?

ugen Cremer hat sich in der „Sozialen Kultur" (48. Jahrgang, Heft 6/8, Seite 144)
über ein „Güte- und Kulturrecht" verbreitet: „Es wäre Hohn auf den Begriff
Ordnung, dem das Recht dienen soll, wenn nicht hinter dem Streite des Rechts
feinerer Sinn, der Sinn nämlich erhaltender, fördernder, friedlicher Kraftbetäti-
g und Kraftentwicklung läge". Beschränkung der strafbaren Handlungen, der Ver-
ungspflicht, Erweiterung der Antragsstrafsachen, Strafaussetzung, Begnadigung,
nestie sind Merksteine an dem Wege der Einsicht, daß es wertvoller ist, dem
t in Güte zum Siege zu verhelfen, als bei rücksichtslosem Versuche, es zur
ung zu bringen, womöglich seine Undurchführbarkeit erkennen zu lassen, es um
hohen Preis durchzusetzen. Der den Rechtsfrieden wahrende oder wiederherstel-
e Verträglichkeitsgedanke wird bei keiner Art und in keinem Stadium der Rechts-
ge und des Rechtsverkehrs ohne Schaden vernachlässigt. Er empfiehlt sich als Ge-
ke echter juristischer Kultur. Sein Ziel ist das Suchen des Rechts, nicht die Nieder-
ung des Gegners. So ist z. B. auch in der freiwilligen Gerichtsbarkeit mancherlei
m zur Beseitigung von Streitigkeiten durch den Verträglichkeitsgedanken eines Güte-
ahrens, durch ein Vermittlungsverfahren zwischen Privatperson und Behörde.
m bürgerlichen Rechtsstreit tritt das Wertverhältnis von Streit- und Verträglichkeits-
nke für die meisten am deutlichsten hervor. Es soll darum etwas eingehender erörtert
den. Die Nutzanwendung des Friedensgedankens für die anderen Rechtsgebiete,
auch für den Kampf im Wirtschaftsleben ist unschwer zu ziehen.
ie Säle der Zivilgerichte erfreuen sich beim Volk keiner Beliebtheit. Und doch könnten
ür viele lehrreich werden, die dorthin gingen, nicht um in eigener Sache zu streiten
um billige Sensation zu erhaschen, sondern um sich unbefangen ein Bild von
Vorgängen bei Gericht zu machen. Welche steife Formalität, welche nervöse Hast
iederum der Parteien und ihrer Vertreter, welches Herunterpeitschen der „Rolle",
siegesbewußte Dreistigkeit der Behauptungen des Unrechts, dort gewissenhafte Zurück-
ung, welch ein Schwanken der Zeugen im Kreuzverhör, welch ein unwürdiges Spiel
ihrer Aussage! Und das soll zur Geburtsstunde des Rechts in der gerichtlichen Ent-
dung führen! Das Urteil des Richters, von der oberen Instanz womöglich schon nach
gen Wochen umgestoßen, soll den erhitzten Kampf rechtfertigen, die Vorteile des vom
räglichkeitsgedanken diktierten, unter Zusammenwirken der Parteien zu findenden
ichensschlusses verkennen lassen? Der Wahnglaube an einen unbedingten Sieg des
ts im Prozeß, an eine grundsätzliche Überlegenheit des Urteils gegenüber dem Friedens-
ß kann nicht nachdrücklich genug bekämpft werden.
n Recht, das den Ausgang eines Prozesses von vorneherein außer Zweifel stellt und
orauszubestimmen ermöglicht, gibt es nicht und wird es nie geben. Der Hauptgefahr-
t, daß unerwartetes, objektiv unrichtiges Urteil gesprochen wird, liegt im Prozeß
em Gebiete des Tatsächlichen, der Beweisführung. Wie verschieden ist die Erinnerung
Parteien und Zeugen je nach Interesse an den Vorgängen, nach allgemeinem Tem-
nent, nach Zeitablauf, späteren Erlebnissen! Wie viele Zufälle und Möglichkeiten,
en Rechtssätzen der Richter den Tatbestand unterstellt und wie er ihre Rechtsbegriffe
u t! Ist es nicht da Vermessenheit, für den Ausgang eines Prozesses Prophet zu
en! Wo aber den Hebel ansetzen, damit unserem rechtsunkundigen Volke die Augen
net werden? Unser Staat, alle Verbände, jeder einzelne ist verpflichtet, dafür zu
n, daß nicht Leute von psychischer oder wirtschaftlicher Minderwertigkeit den Streit-
uken nähren, sondern daß wir aus einem lebendigen Verträglichkeitsgedanken heraus
haftvollem Rechtsfrieden gelangen. Dieses Ziel deckt sich mit der Lösung vieler Pro-

bleme, um die der Wunsch nach Beseitigung der „Vertrauenskrisis" im Recht sich gern m an nebensächlicher Stelle Kopfzerbrechen macht.

Unsere Gesetze müssen, natürlich nicht in einem gegenüber ihrem Inhalt überspannte Sinne, volkstümlich und klar formuliert sein, damit nicht schon aus Mißverstehen ihre Bestimmungen Streit geboren wird. Sie müssen erkennen lassen, daß sie die Rechtsg nossen verträglich wünschen, keinen Sieg der geschickt gehandhabten Form über da materielle Recht, das innerlich Richtige. Sehr zum Schaden der Einstellung unserer Rechts pflege hat die deutsche Zivilprozeßordnung jahrzehntelang überwiegend nur die Züg eines kampffreudigen Gesetzes gezeigt. Was die Volksgenossen durch Verträge als klein Gesetzgeber für sich bindend machen, muß durch rechtzeitige Überlegung und durch klar Festlegung der Vereinbarungen möglichst vor dem Schicksal sichergestellt werden, zu Stre tigkeiten zu führen. Nur gewisse Rechtskundigkeit oder rechtzeitige Rechtsberatung b fähigt zu solcher Vertragschließung. Der Zusammenhang des Rechtsfriedensgedanken mit der Forderung genügender allgemeiner Rechtsbelehrung, leicht erlangbarer gemein nütziger unentgeltlicher oder bezahlter Rechtsauskunft liegt auf der Hand.

Der Staat, die Allgemeinheit, muß neben die Vorschriften und Einrichtungen zur nötigen falls zwangsweisen Verwirklichung des Rechts solche zur Prozeßverhütung setzen Eine derartige Einrichtung ist das seit einigen Jahren in unserer damit grundsätzlich ver besserten Zivilprozeßordnung vorgesehene Güteverfahren. Es hat in seiner Gestaltun und Durchführung noch schwere Mängel. Aber der Kern seines Gedankens ist gesun so daß es trotz seiner Fehler, viel mehr als die meisten wissen oder zugeben, dem Verträ lichkeitsgedanken die Bahn ebnet. Wenn wir unser Rechtsleben vor den verheerende Folgen eines Streitens ums Recht bewahren wollen, das mit seinem kleinlichen Geist un seiner blinden Leidenschaft nicht das geringste mit einem Kampf ums Recht im Sinn Jherings gemein hat, dann müssen wir die Einrichtung eines Güteverfahrens als Bollwe gegen die Überschwemmung von Haus und Hof durch die stürmische Flut des Prozeßübel verlangen. Das Güteverfahren muß angesichts des so schwer auszurottenden Irrglauben wer zuerst die Hand zum Frieden reiche, zeige Schwäche, obligatorisch sein. Sind d Parteien aber zur Stelle, dann gilt es, unter kluger Berücksichtigung ihrer natürliche Denkungsart, den Verträglichkeitsgedanken bei ihnen zu wecken. Die Nachteile des Strei müssen entsprechend ihrem vermutlichen Eindruck auf die Parteien vorgeführt werde Dem Materialismus unserer Zeit mag zunächst die besondere Hervorkehrung wirtschaf licher Gesichtspunkte zugestanden werden. Dem wirtschaftlichen Denken mag vorgestel werden: Hat es einen Sinn, die Frage der Berechtigung einer Mehrforderung von wenige Mark für eine Reparatur von dem in seinem Ergebnis nicht vorauszusehenden Gutachte eines Sachverständigen, dessen Kosten womöglich noch zuzuzahlen sind, abhängig zu mache Soll man um eine Lappalie einen Angestellten mit dem Widerstreit zwischen dem Interesse standpunkt des Arbeitgebers und der Wahrheitspflicht des Zeugen belasten? Soll starr Standpunkt im Familienstreit zur Aufrollung dunkelster Blätter der Familiengeschich führen? Wozu bei der Ungewißheit des Urteils in den meisten Fällen eine Fest- un Brachlegung dessen, um was man streitet, mit der Gefahr unübersehbaren Verluste der noch unheimlicheren Gefahr der Schadensersatzpflicht gegenüber dem Gegner? Waru nicht alsbald eine erträgliche, sichere, dauernde Lösung durch ein die Beziehungen mit de Gegner neuaufbauendes Güteverfahren? Warum nicht in freiwilligem Zusammenwirk beste vermittelnde Entscheidung des Streitstoffs, wie der holländische Jurist Hartzfeld s gegebenenfalls für Urteile so überzeugend fordert? Das üble Beispiel von Haftpflich versicherungsgesellschaften verdient gewiß keine Nachahmung, die den Versicherten zwinge einen Rechtsstreit unter allen Umständen, selbst wider eigene Überzeugung, durchzuführe Gerade die höchste wirtschaftliche Einsicht sucht sich die Schattenseiten, die Enttäuschung von Prozessen durch besonnenes gütliches Verhandeln zu ersparen. Hat die rein wirtschaf

Betrachtung die Prozeßversuchung zurückgedrängt, dann können ethische Gesichtspunkte so mehr dem Verträglichkeitsgedanken zum Siege verhelfen.
as Volk muß mit allen Mitteln zielbewußt zur Rechtsfriedensgesinnung erzogen wer-). Das individuelle Recht hat erst hinter der Verpflichtung für das Wohl der unter Prozeßübel leidenden Gemeinschaft seinen Platz. Das Volk muß aber auch einen ſtenstand sehen, der, Frieden unter sich haltend, durch seine Ausbildung und Erziehung die Förderung des Verträglichkeitsgedankens eingestellt ist, immer nicht nur den ll", sondern die Menschenschicksale, nicht so sehr das Trennende als das Einigende nd, sich stets bewußt, wie er dem Solidaritätsgedanken bestes Bemühen um den Sieg bisher zurückgedrängten Verständigungswillens der Parteien schuldig ist. Julius gnus, dessen Name mit der meistgelesenen juristischen Zeitschrift so eng verknüpft tellte dem Anwaltstand einen Adelsbrief aus, als er neuerdings in Würdigung der eutung des Verträglichkeitsgedankens im Recht seine Verpflichtung zur Prozeßver-ung besonders feierlich und nachdrücklich betonte.

Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Rechtspflege

Von Edmund Mezger in Marburg

Die gegenwärtige „Krisis der Justiz" ist getragen von der Forderung nach Befreiung der Rechtspflege von den Fesseln einer toten Buchstabenjurisprudenz und von dem Ver-en nach Annäherung des Rechts an die realen Wirklichkeiten des Lebens. Auch und erster Linie an die seelischen Wirklichkeiten. Und so spielt das Verlangen nach Psycho-ierung der gesamten Rechtspflege in dieser Justizkrisis eine bedeutsame Rolle. Des-rechtfertigt es sich, in diesem Zusammenhang der Bedeutung der Psychoanalyse für Rechtspflege zu gedenken.

s mag verwunderlich erscheinen, wenn wir die Psychoanalyse im Zusammenhang mit der Rechtspflege nennen. Denn die psychoanalytische Bewegung[2]), wie sie von Sigmund id in dem Breuer-Freudschen Heilexperiment im Jahre 1890 ins Leben gerufen worden nd nach anfänglicher Nichtbeachtung mehr und mehr die Aufmerksamkeit selbst in der ten Literatur auf sich gezogen hat, ist zunächst eine rein medizinische Angelegenheit, besondere ärztlich-psychotherapeutische Behandlungsmethode neurotischer Störungen ogenen Ursprungs: seelische Konflikte und Komplexe, die vom Individuum unter dem ng kultureller Gebote „verdrängt" worden und aus dem Unbewußten heraus eine Quelle nigfacher körperlicher und seelischer Krankheitssymptome geworden sind, sollen durch ständnisvolle seelische Behandlung gelöst und durch ihr Wiederbewußtwerden unschädlich acht werden.

---

[1] Vgl. Schmidkunz, „Rechtsfriedliches" in Ztschr. für Hochschulpädagogik XIX, 1928.

[2] Am besten unterrichten über den Inhalt der psychoanalytischen Lehre in Kürze die beiden tel von Freud im Handwörterbuch der Sexualwissenschaften von Max Marcuse (2. Aufl. 2): „Psychoanalyse" (610ff.) und „Libidotheorie" (426f.). Dazu für die ganze Entwicklung ssant vom selben Verfasser: „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung", Jahrb. der Bd. VI (1914, Sonderabdr. 1924), und seine Selbstbiographie in „Die Medizin der Gegenwart lbstdarstellungen", Bd. IV (1925), S. 1ff., mit Verzeichnis der psych. Werke. Neuerdings die he Sammelbesprechung der psych. Bewegung, herausgegeben von Prinzhorn, „Auswir-n der Psychoanalyse", Leipzig, Neue-Geist-Verlag 1928 (412 Seiten). Siehe auch meine Moderne Strafrechtsprobleme", Marburger akademische Reden, Nr. 43 (1927), S. 27, und zu en des Rechtslebens Th. Reik, Geständniszwang und Strafbedürfnis (1925).

Aber aus dieser neuen Behandlungsweise seelischer Störungen ist im Laufe der Zei immer mehr ein System psychologischer Einsichten geworden, das zu einer in sich ge schlossenen wissenschaftlichen Disziplin zusammengewachsen ist. Die Psychoanalyse such die Vorgänge im bewußten Seelenleben aus den Tiefen des „Unbewußten" zu erklären eine neue „Tiefenpsychologie" zu schaffen. Von Komplexen, Verdichtungen, Verschie bungen, Verschmelzungen, von Ambivalenz, Überkompensation, Symbolisierung, Ersatz befriedigung und ähnlichem ist die Rede. So gibt sie uns durch eine eigenartige „Deutungs kunst" aus reicher Erfahrung am lebenden Menschen eine empirische Lehre von der Sym bolik des Unbewußten. In der Wechselwirkung des triebhaften „Es", des realitätsange paßten „Ich" und des idealen „Überich" gewinnt diese Dynamik des Seelen-, vorab des Affekt- und Trieblebens, anschauliche Kategorien.

Aber die Psychoanalyse, zumal in ihrer letzten Phase der Metapsychologie, will trot ihrer scheinbaren Ablehnung aller Philosophie mehr als das, will „Weltanschauung" sein. In dem doppelten Sinn dieses Wortes: ein in sich abgeschlossenes Weltbild und ein Wegweiser zu den Werten und Normen menschlichen Handelns. Ich sehe in der Psycho analyse die letzte und folgerichtigste Durchführung der naturwissenschaftlichen Denkweise in Anwendung auf das Seelenleben des Menschen. Ihr Libidobegriff ist der physikalische Energiebegriff, ihr Ausgangspunkt „die Ideologie voraussetzungsloser Empirie". In der Psychoanalyse schwindet aller „freie Wille"; alles im Seelenleben, in dem es nichts Zu fälliges, nichts Gleichgültiges, nichts Abseitsliegendes, nichts Wertloses gibt, ist streng deter miniert. Und alles weist schließlich auf die eine und einzige „Ursache", unser Alltagsleben wie unsere Träume, das Handeln des Verbrechers wie die Äußerungen sublimster Geistig keit im genialen Menschen: auf den sexuellen Trieb, der schon im infantilen Leben des Kindes sich geltend macht und seine entscheidenden Eindrücke empfängt, der im Ödipus komplex die Liebe zur Mutter und den Haß gegen den Vater erlebt und aus archaischer Tiefe unheimlich und verborgen das Bewußtsein beherrscht und in ungelösten Komplexen und Konflikten die Neurose erzeugt. Der Vorwurf des Pansexualismus, den man Freud mit Recht gemacht hat, bedeutet zugleich die Anerkennung der restlosen und unerbittlichen Ver wirklichung des alles beherrschenden und alles bestimmenden Kausalprinzips bis in die letzten Verzweigungen des seelischen Lebens.

In dieser rücksichtslosen, ja bewußt aufreizenden Dynamisierung des Seelenlebens aus der Sphäre des Geschlechtlichen trifft die Psychoanalyse die kritische Lage der heutigen Rechtspflege. Unter umfassenderen kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten betrachtet, ist es der naturalistische Positivismus in seiner äußersten Konsequenz, der sich hier darstellt und die Justiz zwingt, sich mit ihm auseinanderzusetzen in dem Augenblick, in dem sie gerade im Ringen mit den Problemen des Positivismus ihre „Krisis" erlebt.

Zu dieser Auseinandersetzung zwingt die Psychoanalyse auch deshalb, weil sie vor der Welt der Werte und Normen, die ja doch die Welt des Rechts ist, nicht Halt macht. Mehr unbewußt als bewußt vielleicht ist sie nicht nur betrachtende, sondern auch wertende Welt anschauung. Daß sie in der Lösung mancher unhaltbarer oder unwürdiger Vorstellungen sexueller Ethik ihre Verdienste besitzt, ist nicht zu leugnen. Aber im Grunde weist sie doch über diese Einzelarbeit hinaus. Sie bedeutet einen Anpassungsprozeß nicht nur des forschenden sondern auch des praktischen Geistes an die Natur, eine rein biologisch gedachte Ethik, eine Norm des Sich-Auslebens, in ihrem ausschließlichen Appell an die Natur eine Auflehnung gegen jede Moral. Indem sie so die Welträtsel vom Standpunkt eines naturalistischen Positivismus aus zu lösen versucht, wiederholt sie ein oft versuchtes und noch jedesmal gescheitertes Unternehmen und unterliegt der alten kritischen Wahrheit, daß vom Bios und den ihn repräsentierenden Sexus keine Brücke unmittelbarer Induktion zum Logos führt.

In ihren Einzelauswirkungen gegenüber Fragen des Rechts gewinnt die Psychoanalyse zunächst Stellung zum rechtsbrechenden Menschen und seiner Behandlung.

ist ein weitverzweigtes Feld vertieften kriminalpsychologischen Verständnisses, das ier auftut. Keineswegs alles ist neu, was die Psychoanalyse bringt, aber Altgesagtes sie vielfach in grellere Beleuchtung. Der Gedanke der latenten Kriminalität, der die er und Philosophen vergangener Zeiten beschäftigt hat, der Gedanke, daß in jedem, dem besten Menschen die verbrecherischen Instinkte lebendig sind, erfährt neue Be- ng. Das wichtigste ist jedoch, daß unser Blick für das Unbewußte im Verbrecher ge- ft wird, für die unbewußten, vielfach dem Täter selbst unbewußten und doch oft igsten Motive der Tat. Das ist vielleicht das größte Verdienst der Psychoanalyse, sie uns das unendlich mannigfaltige Verschlungensein der seelischen Triebkräfte er eindringlich vor Augen führt. „Ach, ihr krocht mir nicht tief genug in diese Seele!", Nietzsche zum roten Richter über den bleichen Verbrecher.

oblematischer ist, was die Psychoanalyse unmittelbar an kriminalpsychologischer und echtlicher Theorie gestaltet hat. Freud selbst hat den Gedanken vom „Verbrecher aus ldbewußtsein" angeregt: danach soll in zahlreichen Verbrechensfällen das Schuld- ußtsein und Schuldgefühl der Tat nicht nachfolgen, sondern diese aus jenem hervor- n, die Menschheitsschuld des Ödipuskomplexes mit seinen verbrecherischen Wünschen seits das individuelle Schuldgefühl erzeugen. Problematisch ist dieser Ödipuskomplex , problematisch auch das präexistente, nach Strafe verlangende Schuldbewußtsein. wird man Reik, der diese Frage eingehend behandelt hat, darin recht geben müssen, die Möglichkeit solcher Verschlingung Vorsicht gegenüber der Glaubwürdigkeit bei chen Geständnissen gebietet. Reiks psychoanalytische Strafrechtstheorie aber, die er dieser Tatsache des Geständniszwanges ableitet und die im Ergebnis auf eine Ab- ung des gesamten Strafrechts mit seinen sadistischen Triebkomponenten, auf eine Auf- ng der staatlichen Strafe, in ihrer Vergeltungs- wie in ihrer Vorbeugeform zugunsten er freiwilliger Sühne hinausläuft, ist mißglückt; denn sie gibt keine Antwort auf die e, wie sich der Staat begangenen Verbrechen gegenüber verhalten soll. So versagt die Psychoanalyse, indem sie sich an praktisch-soziale Aufgaben wagt.

eichwohl möchte ich ihre Sexualtheorie für das Gebiet der strafrechtlichen Wertungen für bedeutungslos halten. Diese Theorie lehrt uns, daß „der" Sexualtrieb aus ialtrieben mannigfachster Art zusammengesetzt ist, deren Einzeläußerung zwar dem nden Empfinden widernatürlich erscheint, die aber beim Neurotiker und vielfach auch beim ndlichen ein verständliches Durchgangsstadium bildet. Dem sollte auch die Gesetz- ng Rechnung tragen, die sich in ihrem neuesten Entwurf eines deutschen Strafgesetz- den vorurteilsfreieren und kriminalpolitisch allein berechtigten Standpunkt des eizer Entwurfs von 1918 noch nicht zu eigen gemacht hat: der Gesetzgeber wird gut n tun, Verborgenem nicht weiter nachforschen zu lassen, sofern nicht ein Dritter nter zu leiden hat. Wo dies freilich der Fall ist, wo psychoanalytische Tiefenforschung zähmbare archaistische Triebenergien, die auf Verletzung und Gefährdung anderer gen, bloßlegt, da sind auch die einschneidendsten kriminalpolitischen Maßnahmen gerecht- t und muß ihre Anwendbarkeit von der Gesetzgebung gefordert werden.

hne verspricht sich von der Psychoanalyse eine ungeahnte Neubelebung der Straf- ssungslehre und Strafzumessungspraxis. Diese Frage ist für unser ganzes Problem grundlegender Wichtigkeit: solange der Psychoanalyse eine haltbare Strafrechts- ie noch nicht gelungen ist, hat sie uns unmittelbar über die Ausmessung der Strafe m Einzelfall wenig zu sagen. Die Richtlinien zu dieser Tätigkeit können nur aus den dsätzen des Rechts selbst hervorgehen. Aber wo diese Grundsätze auf die Erforschung äterpersönlichkeit zur Gewinnung einer gerechten Strafe hinweisen, da wird auch die oanalyse wertvolle Dienste zu solcher Feststellung leisten können.

Mit dem Bisherigen ist schon angedeutet, in welcher Weise die Psychoanalyse den in der Rechtspflege tätigen Personen der Straf- und Ziviljustiz dienlich sein kann, die Krisis elt- und Lebensfremdheit des Rechts zu überwinden. Es ist die Pflicht gesteigerter

Gewissenhaftigkeit in der psychologischen Erforschung des einzelnen Menschen, die sie nahelegt. Wenn es im Seelenleben wirklich nichts Sinnloses und Gleichgültiges, nicht Unzusammenhängendes und Einflußloses gibt, so folgt daraus die methodische Forderung, überall mit minutiösester Sorgfalt den psychischen Tatbestand aufzunehmen und ihn ohne das verschleiernde Dunkel moralischer Wertung wirken zu lassen. Wir werden nicht unkritisch die Erfahrungen am kranken Seelenleben auf den Normalen übertragen und im Neurosenkenner nicht schlankweg den Menschenkenner sehen; aber die Konflikte, die die Neurose zeigt, und die Symptome, die sich in ihr auswirken, sind doch — mögen wir dies eingestehen oder nicht — gar häufig auch die Konflikte und Symptome des gesunden Seelenlebens. So ist auch hier die Psychopathologie das nicht unbedingt maßgebende, aber doch unentbehrliche Mikroskop der Normalpsychologie. Dies gilt vor allem auch für eine unbefangenere Würdigung des Sexuallebens in Foro. Wir besitzen heute eine hochentwickelte Sexualwissenschaft, deren Sprachgebrauch und Denkweise nachgerade dem gebildeten Menschen vertraut sein sollte, zumal dem Richter, der mit diesen Dingen zu tun hat.

Der Staatsanwalt, der Untersuchungsrichter und der Verteidiger sind im besonderen auf eindringende Klärung psychologischer Zusammenhänge und Aufdeckung geheimer seelischer Triebkräfte angewiesen. Gewiß werden wir von ihnen keine psychoanalytische Technik fordern. Aber ein geschulter Blick sieht manches, was dem Ungeschulten entgeht, sei es auch nur um rechtzeitig und am rechten Ort sich sachverständigen Rat zu holen. Ich habe Protokolle von Untersuchungsrichtern gesehen, die auf knappstem Raume erstaunlich feinen psychologischen Blick offenbarten, ohne in der äußeren Form im geringsten von der üblichen Vernehmungstechnik abgewichen zu sein. Aber zu solchen Erhebungen muß man die Affekt- und Triebdynamik des menschlichen Herzens und nicht nur sein Oberflächenbewußtsein kennen. Und wenn erst ein künftiges Recht, nicht nur in Strafsachen, sondern ebenso in Ehesachen und auf dem Gebiete des sexuellen Lebens überhaupt, erkannt haben wird, daß Vorbeugen besser ist als Wiedergutmachen, dann wird dem psychologisch Einsichtigen noch ein ungleich weiteres Feld segensreicher Betätigung offenstehen.

Sollen heute schon Psychoanalytiker als gerichtliche Sachverständige in Foro beigezogen werden? Darauf eine allgemeine Antwort zu geben, wäre verfehlt. Das hängt vom Einzelfall und seinen Fragen ab. Wenn freilich ein solcher „Sachverständiger" in der Deutschen Juristenzeitung 1925, S. 1229ff., seine Aufgabe darin sieht, den Nachweis zu erbringen, daß eine Anwendung des § 51 StGB. uns dem sittlich-rechtlichen Chaos entgegentreiben würde, so fehlt einem solchen Gutachten die erforderliche positiv-rechtliche Einstellung.

Alles in diesen Fragen hängt schließlich vom Richter und seiner Persönlichkeit ab. Man hat die „Krisis der Justiz" oft aus durchsichtigen Motiven in eine „Vertrauenskrisis" des Berufsrichtertums umzudeuten versucht. Aber es gibt im Grunde keine törichtere Forderung als die nach Durchdringung der gesamten Rechtspflege mit weltzugewandtem Erfahrungswissen unter gleichzeitiger Beseitigung berufsmäßiger Ausbildung der Rechtspflegeorgane. Gerade in psychologischen Dingen genügt heute der mit allen Vorurteilen der Vergangenheit beladene „gesunde Menschenverstand" nicht mehr.

Die Psychoanalyse als solche kann es nicht, unbeschadet aller wertvollen Anregungen im einzelnen, die kein gewissenhafter Jurist außer acht lassen wird. Denn die heutige „Krisis der Justiz" ist im letzten Grunde eine Krisis des historischen und naturalistischen Positivismus und kann auf seinem Boden allein überhaupt nicht überwunden werden. Der Positivismus selbst bedarf der Überwindung. Wir lehnen es heute ab, die Richtlinien unseres rechtlichen Handelns allein aus den Händen der Geschichte oder der Naturwissenschaft zu empfangen. Das Recht bedarf einer autonomen Begründung. Auf allen Gebieten des Rechts ist heute eine neue erkenntniskritisch fundierte Werttheorie des Rechts mächtig im Werden. Sie ist im Gegensatz zu der alten spekulativen Philosophie weltzugewandt in Geschichte und Biologie sucht sie ihre Erfahrungen. Aber ihre Ziele stehen über der Geschichte und den biologischen Gegebenheiten.

Die Ausbildung der Juristen

Von Max Reichert in Leipzig

Alle Wege führen nach Rom; ob das auch für die Pfade gilt, die zur Heilung der Justizkrise leiten sollen, weiß ich nicht. Jedenfalls ist für den Pfadfinder Vorsicht geboten, nit er nicht auf falsche Fährte gerät. Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß das, s unter dem Schlagwort „Vertrauenskrisis der Justiz" kolportiert wird, m. E. eine untige Wegmarke ist. Sie soll nur dazu dienen, die Justizkritik auf das Gebiet des Politin hinüberzulenken, dadurch, daß man die Mißstände im Justizwesen auf die angeblich ußt oder unbewußt falsche politische Einstellung der Richter zurückführt. Das ist sicher ch und vom Übel. Aber ebenso habe ich wiederholt offen bekannt, daß wir schon seit aumer Zeit eine Justizkrisis insofern haben, als das Justizwesen nicht auf der Höhe ist, nach den Rechtsbedürfnissen unserer Zeit gefordert werden muß. Diese Auffassung uf dem Marsche, Allgemeingut zu werden. Damit wandeln sich die Erörterungen über Gebrechen der Justiz zu solchen über die Heilbehandlung. An den Einrichtungen anderer ıder gemessen, erscheint unser Rechtswesen und insbesondere das deutsche Richtertum lich immer noch auch nach außen seinem jetzigen Stande als eine wertvolle und gut ausildete Staatseinrichtung. Ich denke, daß noch viel Tinte, Druckerschwärze und Redeall verbraucht werden wird, bis die richtige Klärung über die Justizreform eintritt. : eine klare Diagnose über den Umfang der Reformbedürftigkeit vermag die Grenzen Erneuerung richtig abzustecken.

Doch unbeschadet aller Meinungsverschiedenheiten über den Umfang der Reformen int im wesentlichen Einmütigkeit darüber zu herrschen, daß — nach dem Grundsatz: änner, nicht Maßnahmen" — die Personenfrage viel stärker als bisher betont werden ż. Man ist zur Einsicht gekommen, daß alle Gesetze und Verordnungen nichts helfen, ın sie nicht von tüchtigen Männern angewendet werden. Das ist auch der rote Faden, sich schon seit einem Menschenalter durch die ganze Geschichte der Justizreform hindurch-t. Daß die Personenfrage bisher von den maßgeblichen Stellen stillschweigend umgen wurde, hat offensichtlich seinen Grund in dem Dualismus, der im Rechtswesen chen den Ländern und dem Reich besteht. Die Gesetzgebung liegt fast ganz beim ch, die Gerichtsverfassung, insbesondere das Personalwesen, bei den Ländern. Neue ıtserfordernisse suchte man nur auf dem Wege der Gesetzgebung zu befriedigen, die ıso üppig ins Kraut schoß, wie sie den Richter immer aufs neue tunlichst fest zu binden te. Kein Wunder, wenn die Rechtsprechung als Hauptfaktor im Rechtswesen vor dem eilmittel „Gesetz" immer mehr zurücktrat und eine Verschiebung des Schwerpunktes ganzen Rechtswesen vom Lebendigen des praktischen Lebens zum rein Begrifflichen der lorie Platz griff. Denn die Gesetze bilden ja nur die abgezogenen Normen, die erst bei Anwendung mit dem richtigen Inhalt erfüllt werden müssen. Hierzu sind aber die ionen des Rechtswesens — die Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte berufen. Damit hne weiteres die Notwendigkeit aufgedeckt, diese Personen des Rechtswesens in die izreform einzubeziehen. Die Frage der Ausbildung der Juristen rückt an erste Stelle.

Fragt man nach dem Grundzug, von dem eine zeitgemäße Ausbildung der Juristen beherrscht sein muß, so gibt m. E. der eben berührte Gedankengang von der Schwerpunktshiebung einen bedeutsamen Wink. Der Hang zum Abstrakten ist vielleicht eine Haupti im deutschen Rechtswesen seit der Rezeption des römischen Rechts gewesen. Er hat n hohe wissenschaftliche Blüte hervorgebracht. Hand in Hand mit ihr und mit dem ücktreten der Rechtsprechung hinter die Gesetzgebung ist zweifellos auch die Ausbildung Juristen ungleich geraten. Nämlich dahin, daß man die notwendige Verbindung des

lebendigen Lebens mit der jeweils anzuwendenden Norm nicht von Anfang an kräftig genug betonte. Hier liegt m. E. der Kernpunkt des Problems. Der junge Jurist bekam bislang nur unvollkommen und zu spät eine Vorstellung von dem Zusammenhang der Rechtsbedürfnisse des vielgestalteten Lebens mit den abstrakten Rechtsnormen. Die Ausbildungsmethode stand selbst unter der starken Einwirkung theoretischer Erwägungen, die — nach dem Grundsatz, überall Systematik zu schaffen — sich zu sehr mit trennender Einteilung befaßten, anstatt auf eine ständige Synthese von Theorie und Praxis hinzuwirken. Läßt man diese Synthese den Leitstern bilden und betrachtet gründlich die Aufgaben, die des Juristen im praktischen Berufsleben harren, dann lassen sich ohne weiteres Grundlinien finden, die der gesamten Ausbildung zu eigen gemacht werden müssen.

Ich möchte sie dahin zusammenfassen: 1. Auslese. 2. Besondere Betonung wirklicher Allgemeinbildung. 3. Gute juristisch technische Ausbildung unter gleichzeitiger Charakterschulung und Läuterung. 4. Überführung von der Ausbildung in die selbständige Berufsausübung nur nach vollem Nachweis, daß die Bedingungen unter 1—3 erfüllt sind. Zwischen zweite Prüfung und Anstellung muß noch eine Nachpraxis eingeschoben werden.

Wie sich aus vorstehendem ergibt, fasse ich das Thema „Ausbildung" im weiten Sinne auf und verstehe darunter alle Maßnahmen, die erforderlich sind, um dem Staate diejenigen Personen in der Beschaffenheit zur Verfügung zu stellen, wie sie zur völligen Erreichung der Ziele des Rechtswesens erforderlich sind. Ich kann nur in großen Zügen die Gesichtspunkte berücksichtigen, die mir bei den unter 1—4 aufgeführten Grundlinien maßgebend scheinen.

1. Auslese ist der Vorgang, der bewirken soll, daß nur diejenigen zur Ausbildung und praktischen Verwendung gelangen, die dazu vermöge ihrer Gesamtfähigkeiten berufen sind. Die Forderung der Auslese ist alt; sie ist auch ohne weiteres begründet. Dem Juristen sind in der Praxis die höchsten Güter der Menschheit, Leben, Freiheit, Ehre, Vermögen in die Hände gelegt. Nur die Besten sollen dazu ausgewählt werden. Bisher hat man Auslese herbeizuführen versucht durch die Prüfungen. Ich halte dieses System für ungenügend und weder im Interesse der Beteiligten noch des Volksganzen gelegen. Die Auslese muß systematisch von Anfang an bis zur Anstellung durchgeführt werden. Die jungen Leute, die sich der Juristerei zuwenden, tun das vielfach weder mit genügend klaren Vorstellungen von der künftigen Tätigkeit, noch unter besonderer Prüfung ihrer Eignung, recht wenige wahrscheinlich aus innerem Drang, sondern mehr aus praktischen Versorgungserwägungen. Für den Juristen muß aber ein gewisses Maß innerer Berufseignung gefordert werden.

Man sehe sich einmal die kürzlich veröffentlichte Statistik der Prüfungsergebnisse in Preußen für 1926 an: Von 1113 geprüften Referendaren haben 242 = 21,74 v. H. nicht bestanden, 871 bestanden, davon mit Auszeichnung 0, mit gut 72, mit vollbefriedigend 198, mit ausreichend 601. Von den Prüflingen hatten sich 221 wiederholt der Prüfung unterzogen, von denen wiederum 60 darunter 13 zum dritten Male nicht bestanden. Die Ziffer der Durchgefallenen geht seit 192 etwa stabil um 22 v. H. herum. So etwas muß zu denken geben!

In vielen, namentlich technischen Berufen hat man bereits Berufseignungsprüfungen eingeführt. Eine solche muß m. E. unbedingt auch vor Beginn des juristischen Studiums an den Hochschulen einsetzen. Nicht in dem Sinne, daß man hierdurch junge Leute vom Studium ausschlösse, wenn sie nach der Prüfung ungeeignet erscheinen. Aber sie sind dann gewarnt und können später nicht mehr begründet klagen, wenn sie endgültig versagt haben. Geht man dazu über, schon auf den Mittelschulen mit Verbreitung von Rechtskunde schulmäßig vorzugehen, dann wird es auch keine unüberwindlichen Schwierigkeiten geben, eine Berufseignungsprüfung für Juristen technisch gut einzurichten.

Die Auslese bei den Prüfungen muß selbstredend bleiben. Über die Auslese in der Nachpraxis später noch ein paar Worte. Unter allen Umständen muß verhütet werden, daß Leute, die nicht genügend geeignet sind, längere Zeit durchgeschleppt werden, um dann erst nach 6 oder 7 Jahren beim Examen zu erfahren, daß sie juristisch unbrauchbar sind. Allen mit der Ausbildung befaßten Faktoren müßte zur Pflicht gemacht werden, scho

ährend derselben auf eine Ausscheidung zu wirken, wenn sich das Ungeeignetsein herausstellt.
2. Der Erwerb einer guten Allgemeinbildung muß während des ganzen Bildungsgangs
d auch bei den juristischen Prüfungen stark betont werden. Der Jurist hat in der Praxis
umfassendste Tätigkeit zu entwickeln. Alles ist sich heutzutage einig, daß das nur mit
ter allgemeiner Bildung geht. Hierzu genügt die Mittelschulbildung allein nicht mehr.
ährend des ganzen Universitätsstudiums und später muß sie weiter gefördert werden.
3. Die juristisch-technische Ausbildung zerfällt zurzeit in das Studium auf der Hoch-
ule und den sog. praktischen Vorbereitungsdienst. Diese Teilung wird auch in Zukunft
iben müssen. Ich möchte auch nicht dem das Wort reden, daß man eines ganz oder
m Teil in das andere hineinschachtelt (Vorschläge von Ernst Zitelmann, Vorbildung des
risten 1909). Aus sachlichen und praktischen Gründen muß m. E. das volle Universitäts-
dium dem praktischen Vorbereitungsdienst vorangehen. Die Einrichtung des Hochschul-
diums ist nach dem Kongreß der sämtlichen deutschen Rechtslehrer in Eisenach (Früh-
r 1896) im wesentlichen an den deutschen Hochschulen gleichartig geordnet, und zwar
E., was den theoretischen Vorlesungsteil anlangt, gut und richtig. Nur nach einer
ite ist es ausbaufähig, nämlich nach der Verbindung des Theoretischen mit dem Prak-
chen. Hier müßte viel reichere Tätigkeit und Anregung einsetzen. Gewiß setzen gegen
chluß des Studiums Praktika ein. Was der junge Jurist aber von Anfang an braucht,
ein kräftiger Anschauungsunterricht, der ihm, im Hörsaal von Lehrern und Praktikern
boten, neben dem Verstehen des geschichtlich gewordenen und jetzt geltenden Rechts
ssen konkrete Formen im Leben, im Gerichtssaal und der Anwaltsstube vor Augen
rt. Hier könnten Anwälte und Richter durch Vorträge, Führungen, Vorführen von
tenmaterial, Urkunden in glücklicher Weise mitwirken. Nur so kann verhindert werden,
ß eine jahrelange theoretische Ausbildung den Sinn für das lebendige Rechtsleben
ch liegen läßt. Arbeitsgemeinschaften der Studierenden, Ausnützen der Ferien für
ktische Anschauungstätigkeit bei Gerichten, Anwälten, ist zu fördern, dabei ist gemäß
m Begriff der akademischen Freiheit sehr auf Selbstantrieb und Selbstbetätigung zu
en, gleichwohl aber ein abgerundetes System von praktischer Tätigkeit zu geben. Eine
tige praktische Anleitung der jungen Juristen wird die wenig erwünschte Tätigkeit der
. Einpauker bald verschwinden lassen, wenn nämlich dann die Prüfung nicht mehr vor-
gend theoretisches Wissen, sondern ebensosehr praktischen Blick und gutes Urteil in
en Bereich zieht. Das erste Examen gehört vor ein Hochschulkollegium unter Leitung
es hohen Beamten oder Richters, nicht vor eine aus Praktikern bestehende Prüfungs-
mmission. Was G.-R. Richard Schmidt hierüber zum Thema „Juristische Ausbildung"
Handwörterbuch der Rechtswissenschaft von Stier-Somlo und Elster sagt, ist richtig.
Die Dauer des Hochschulstudiums? Sie wird zusammen mit dem praktischen Vorbe-
ungsdienst zu regeln sein. Für beide zusammen sind 7 Jahre unerläßlich. Im Zweifel
d man je 7 Halbjahre der Universität und dem praktischen Vorbereitungsdienst zurechnen
ssen. Über die wirtschaftliche Frage wird unten zu sprechen sein. Der praktische Vor-
eitungsdienst muß mehr als bisher auf gleichzeitige Durchsetzung mit wissenschaftlicher
bildung eingerichtet werden; in jedem Jahre wenigstens ein einmonatiger Kursus,
der Verbesserung der Theorie gewidmet ist in Anlehnung an die Praxis, am besten
alten bei den Oberlandesgerichten unter Heranziehung guter theoretischer und prak-
her Lehrkräfte. Die Einteilung der praktischen Ausbildung nach Materien ist nicht
billigen, eine Stufenbahn vom kleinen Amtsgericht bis zum oberen Kollegialgericht
besser. Verwaltungspraxis von einem Jahr ist notwendig, damit auch aus der Ver-
tung mitgeprüft werden kann. Die Berufsscheidung in Justiz, Verwaltung, Rechts-
walt sollte erst nach der zweiten Staatsprüfung vor sich gehen. Man gebe den Kandidaten
r auch schon in jedem Jahr eine größere schriftliche Arbeit zum Ausarbeiten auf als
Vorbereitung zur zweiten Staatsprüfung. Das Prüfungssystem ist jedenfalls dann
wenn die Prüfung sehr eingehend ist (2—3 Wochen) und unter Klausur stattfindet.

4. Eine Nachpraxis halte ich in der Dauer von 2—3 Jahren für geboten, wenn eine zur Amtsausübung genügende Reife garantiert sein soll. Hier tritt nun, wie gesagt, die Spaltung in die einzelnen Sparten ein, und jede erheischt noch besondere Vorübung. Auf die Lehrjahre mögen in gewissem Sinne die Wanderjahre folgen. Daher freie Ausgestaltung der Nachpraxis bei Gericht, beim Anwalt, bei der Industrie, in der Presse (was wegen der allgemeinen Bildung sehr nützlich sein kann)! Beim künftigen Strafrichter Einführung in die sog. Hilfswissenschaften (Kriminalanthropologie, -Biologie, -Soziologie, -Psychologie, gerichtliche Medizin, Gefängniskunde und Pädagogik). Beim Verwaltungsbeamten Verwaltungspraxis. Die Nachpraxis darf nicht schematisiert werden. Besonders wichtig scheint mir die Tätigkeit als Richtergehilfe (nach amerikanischem Vorbild). Denn nicht Hilfsrichter brauchen wir, sondern Richtergehilfen, die dem Richter bei seinem Amt an die Hand gehen, aber nicht selbständig amtieren. Die Nachpraxis bietet auch die Gelegenheit der letzten Auslese dahin, für welche Sparte der Anwärter besonders geeignet ist und ob er nach seinen persönlichen Charaktereigenschaften für die bestimmte Sparte paßt.

So wird allerdings die Ausbildung bis zur Anstellung länger als bisher. Wem sie zu lange dünkt, der blicke nach Österreich. Dort ist nach 8 Semestern Hochschulstudium eine Praxis von 7 Jahren bis zur Richter- oder Anwaltsprüfung nötig[1]).

Eines ist aber nötig. Wenn nicht der Beruf des Juristen nur den Vermögenden vorbehalten bleiben soll, muß der Staat nach der ersten Prüfung schon Bezahlung eintreten lassen (soweit nicht in der Nachpraxis der Anwärter einen Selbstverdienst hat). Die Bezahlung darf nicht unter dem Gesichtspunkt der Ausnützung der Arbeitskraft erfolgen, sondern unter dem, daß dem künftig im öffentlichen Dienst stehenden eine hinreichende Ausbildung zuteil werden kann. Denn diese kommt dem Staate immer wieder zugute. In der Nachpraxis ergibt sich z. B. beim Richtergehilfen ohnehin eine beamtenähnliche Stellung. In der Vorbereitungspraxis soll allerdings die Anspannung der Arbeitskraft des Anwärters nur seiner Ausbildung zugute kommen, nicht der Ersparung von sonstigen Arbeitskräften. Wohl kommt dann bei diesem System der Anwärter später in feste sichere Bezüge und pensionsfähige Stellung; ich habe z. B. schon 1912 auch für Richter eine untere Altersgrenze von 35 Jahren vorgeschlagen; das gleiche tut jetzt Schiffer in seinem Buche „Die deutsche Justiz". Wenn aber der künftige Beamte und Richter erst eine Zeitlang dem wirtschaftlichen Kampfe gegenübergestellt und durch vielfältige, auch selbstgewählte Verwendung ein vollgereifter Mann geworden ist, dann halte ich es für sicher, daß er auch besseres Vertrauen beim Volke zu erwecken weiß, als bisher. Nicht mehr der beamtete, schulmäßig ausgebildete und dann sofort an die Staatskrippe gesetzte Jurist ist dann der Typus der Zukunft, sondern der reife und durchgebildete Mann, der das Leben erst kennengelernt hat, bevor er ein verantwortungsvolles und schweres Amt übernimmt.

Die Krisis der deutschen Staatslehre

Von Otto Koellreutter in Jena

Die Krisis der deutschen Staatslehre bildet nur einen Ausschnitt aus der heutigen Problematik unserer geisteswissenschaftlichen Lage. Und soweit sie Staatsrechtslehre ist, d. h. sich die methodische Klärung des Verhältnisses von Staat und Recht zur Aufgabe setzt, fällt sie mit der allgemeinen Krisis unserer Rechtslehre überhaupt zusammen. Nur daß im Staatsrecht sowie im ganzen öffentlichen Recht diese Krisis viel deutlicher heraustritt

[1]) Vgl. Beamtenausbildung in Österreich, eine vergleichende Studie von Dr. Eißner von Eißenstein-Graz, Beilage zur Berl. Börsenzeitung vom 26. Mai 1928.

ıd viel zwingender ist als in der Zivilrechtswissenschaft, die sich noch in weitem Maße nter den Wällen eines dogmatischen Rechtspositivismus gesichert glaubt.

Es ist kennzeichnend für die Einstellung der deutschen Staats- und Verwaltungsrechtsissenschaft vor dem Kriege, daß sie nichts Besseres tun zu können glaubte, als diese vereintlich gesicherten Positionen der Zivilrechtsdogmatik zu übernehmen. Geblendet ırch die technische Meisterschaft, mit der das politische Genie Bismarcks es verstanden hatte, e bestehenden dynastischen Kräfte rechtstechnisch funktionell im Reichsrahmen zusammenschmieden, glaubte die Staatsrechtslehre Labands mit dem Mittel der „juristischen Iethode", d. h. einer rein positivistischen Dogmatik die Staatsstruktur des neu gegrünten Reiches restlos erklären zu können. Das Problem des Bundesstaates wurde von ihm elegante juristische Formeln gebracht, die als das Ergebnis objektiver juristischer Ausgung erschienen. Der Verdacht, daß diese Ergebnisse notwendig politisch fundiert sein ußten, wurde mit Entrüstung zurückgewiesen, und ein Bedürfnis, an die Problematik eses dynastischen Bundesstaates heranzugehen, bestand schon deshalb nicht, weil sich ißer der symbolhaften Schaffung der Kaiserkrone in der eigenstaatlichen Zersplitterung s deutschen Volkes nichts geändert hatte. Die dogmatische Staatsrechtslehre Labands war deslb auch durch und durch statisch und unterstellte die Festigkeit der politischen Kräfte, die das ismarcksche Reich trugen, als selbstverständliche Tatsache. Sie war damit insofern im echte, als die damalige positivrechtliche Gestaltung des deutschen Staates sich im Zeichen r deutschen konstitutionellen Monarchien vollzog, deren durch die Verfassungskämpfe s 19. Jahrhunderts neu gestaltete, auf der Theorie der Gewaltentrennung aufgebaute tabilisierung als unantastbar zu gelten hatte.

Soweit aber die damalige Staatslehre über den Rahmen deutscher positivrechtlicher estaltung hinaus die eigentlichen politischen Probleme des Staates zu behandeln begann, rlor sie sich entweder zu weit in rein historische Probleme und wurde weitgehend zu einer torischen Staatengeschichte oder glaubte durch eine Trennung in Soziallehre des Staates d Staatsrechtslehre (Georg Jellinek) ein Problem lösen zu können, das gerade nach einitlicher Fundierung verlangte.

Nur die Organismustheorie Gierckes und auf ihr fußend die Staatslehre des Schweden ellén erkannten schon damals die eigentlichen Probleme jeder Staatslehre. Denn das ıtscheidende und noch für die heutige Erkenntnis grundlegend Wertvolle bei ihnen war ht die verfehlte naturwissenschaftlich-biologische Ausdeutung des Staates als Organismus, wie sie bei Kjellén in allerdings oft stark naiver Form heraustritt, sondern die kenntnis, daß jede Staatslehre es mit politisch-historischen Realitäten zu tun hat und e Aufgabe in einer Ausdeutung ihres Wesens bestehen muß. Damit führte aber die chtung Gierckes notwendig auf die letzten metaphysischen Hintergründe des Staates d bewies die Notwendigkeit einer ethischen Grundlegung der Staatslehre, die Notndigkeit einer Staatsidee, ohne deren Bejahung die Staatslehre jeden Boden unter den ßen verlieren muß und der Staat zu einem Rechenexempel zusammenschrumpfen muß.

Der Positivismus der deutschen Staatsrechtslehre vor dem Kriege hat in der heutigen Wiener Schule, deren Haupt Hans Kelsen ist, seine folgerichtige Fortentwicklung „reinen", d. h. von allen nach der Behauptung ihrer Anhänger außerrechtlichen, vor m soziologischen Merkmalen gereinigten Rechtslehre gefunden. Sie hat aber damit st die Unmöglichkeit einer „Staatslehre" auf dieser Grundlage bewiesen, indem sie Staat mit der Rechtsordnung gleichsetzte. Denn sie schuf zwar eine in ihrem logischmalen Aufbau klardurchdachte philosophische Rechtslehre, verzichtete aber damit darauf, die entlichen Probleme der Staatslehre überhaupt in den Bereich ihrer Erörterung zu ziehen. Prüft man aber dieses System, das den Staat als soziale Wirklichkeit nicht kennen will d ihn in einen normologischen Funktionalismus auflöst, auf seine politische Grundeinung hin, so hat Kelsen schon in seinem frühesten Werke vor dem Kriege, den „Hauptblemen der Staatsrechtslehre" sein System als Ausdruck eines Neoliberalismus gekenn-

zeichnet. Seine Nachkriegsschrift „Vom Wesen und Wert der Demokratie" ergibt aber darüber hinaus, daß Kelsen überhaupt den Staat als politische Realität ablehnt und die formale Demokratie auch in dieser Beziehung auf die Spitze treibt. Das „dem demokratischen Empfinden unerträgliche Faktum einer Herrschaft von Mensch zu Mensch" führt bei Kelsen zu restloser Individualisierung, zur Leugnung jeder Gemeinschaft, zur Leugnung des Berufsbeamtentums, das, wie er richtig fühlt, nur in einem auf die Gemeinschaft bezogenen Berufsethos als Diener dieser Gemeinschaft seine letzte Berechtigung finden kann und letzten Endes zur bedingten Anerkennung der bolschewistischen Staatstheorie. Das Wort „Nation" kennt die „Staatslehre" Kelsens überhaupt nicht.

Wenn auch die deutsche formaldemokratische Staatstheorie diese Folgerungen nicht zieht, so ist doch auch ihr die Demokratie zunächst eine rechtstechnische Angelegenheit. Ein demokratischer Staat ist nach der bekannten Definition von Thoma ein „Staat, dessen Staatsrechtsnormen dem ganzen Volke" politische „Freiheit" und „Gleichheit" verleihen. Und er fügt kennzeichnenderweise hinzu: Mehr ist begrifflich nicht erforderlich. In diesem Rahmen kann ihm dann aber „das Volk" nur „verfassungsrechtlich" erscheinen, d. h. die Summe der wahl- und stimmberechtigten Staatsbürger bedeuten. Das ergibt sich deutlich, wenn er im weiteren Verlaufe seiner Erörterungen die Wesenschau des Staates durch unsere großen Historiker und Philosophen, wie Ranke und Hegel als „Mächte" dem Staatsbegriffe der formalen Demokratie als „juristischem Abstraktum" gegenüberstellt und zu dem Schlusse kommt: „Recht haben beide! Sie arbeiten mit verschiedenen Staatsbegriffen." Die Gefahr besteht aber jedenfalls, daß eine derart nur konstruktive Staatslehre sich darauf beschränkt, den jeweiligen politischen Machtverhältnissen ihre rechtstechnische Form zu geben. Damit steht sie Problemen wie der Reform des deutschen Parlamentarismus oder der Krisis des deutschen Berufsbeamtentums hilflos gegenüber. Und so kann es dahin kommen, daß die Forderung nach einer „offiziösen gouvernementalen Staatslehre" erhoben wird, was dann die Abkehr von jeder Problematik und den Tod der deutschen Staatslehre als geisteswissenschaftlicher Disziplin bedeuten würde. So wird auch heute von manchen Seiten die formale Demokratie als die Regierungsform der modernen Staatswelt erklärt und die Form des Bolschewismus und des Fascismus, die man überhaupt jetzt erst in Deutschland ernsthaft studiert, als vermeintlich vorübergehende Erscheinungen beiseite geschoben.

Die Wendung, die demgegenüber die neue Richtung in der Staatslehre vollzogen hat, liegt nun darin, daß sie sich des Staates als geistiger Wirklichkeit bewußt ist und aus ihr erst die Grundlagen für eine sinnvolle Rechtsgestaltung ableiten zu können glaubt. Programmatisch in dieser Richtung erscheint die neuestens von Smend in seinem Buche „Verfassung und Verfassungsrecht" systematisch und philosophisch fundierte „Integrationslehre". Der Staat ist danach nicht ein ruhendes Ganzes, „sondern er ist überhaupt nur vorhanden in einzelnen Lebensäußerungen, sofern sie Betätigungen eines geistigen Gesamtzusammenhanges sind. Er lebt und ist nur da in diesem Prozeß beständiger Erneuerung, dauernden Neuerlebtwerdens; er lebt, um Renans berühmte Charakterisierung der Nation auch hier anzuwenden, von einem „Plebiszit, das sich jeden Tag wiederholt". Dieses Fließende des Staates als politischer Integration hat übrigens von einem etwas anderen Standpunkte aus schon Oswald Spengler herausgehoben, wenn er betont, „daß jeder in der Geschichte auftauchende Staat nur einmal da sei und sich unbemerkt in jedem Augenblicke auch unter der Kruste einer noch so starren gesetzlich festgelegten Verfassung ändere".

In der Wesensschau des Staates, in seiner scharfen Erkenntnis als geistiges Erlebnis liegt das Fruchtbare des Smendschen Buches. Er hat damit eine neue Richtung staatstheoretischen Denkens gewiesen. Daß damit aber notwendigerweise eine gewisse Einseitigkeit verknüpft sein muß, daß auch diese geisteswissenschaftliche Methode ihre Grenzen, vielleicht sogar ihre Gefahren für die Staatslehre hat, kann hier nur angedeutet werden. Denn bei der Auffassung Smends scheint mir die grundlegende Auffassung des Wesens des Staates als souveränen Willensverbands etwas zu sehr zurückzutreten zugunsten

es dynamisch-strukturellen Denkens in Integrationsformen. So kann ich Smend
t beistimmen, wenn er z. B. in der fascistischen Literatur die große Fundgrube des
egrationsproblems sehen will und sich davon einen Ertrag erhofft, „deren Wert un-
ängig von Wert und Zukunft der fascistischen Bewegung selbst sein würde". Die
ge beim Fascismus ist aber doch gerade, ob diese fascistischen Formen wirklich
Ausdruck italienischen Staatslebens und italienischer Staatsgestaltung sind, es müßte
entschieden werden, ob hier wirklich eine Integration vorliegt. Hermann Heller hat
lich von der Entscheidungsangst unserer politisch-juristischen Theorie gesprochen.
h die geisteswissenschaftliche Methode kann sich nicht an bloßen Integrationsformen
ügen lassen, auch sie wird diese Formen auf ihre Berechtigung im Einzelfalle nachzu-
fen haben, wenn sie nicht Gefahr laufen will, die Fühlung mit der erdgebundenen
tischen Wirklichkeit zu verlieren. Als Verfassungslehre bedürfen jedenfalls die Ge-
kengänge Smends noch des Ausbaus.

Das neueste und bedeutendste Beispiel einer klaren und in sich geschlossenen Verfassungs-
lehre des deutschen Staates in seiner heutigen verfassungsrechtlichen Prägung bietet die
fassungslehre Karl Schmitts. Sie will bewußt nicht alle Fragen der Staatslehre
ndeln, sondern eine verfassungstheoretische Begründung der Weimarer Verfassung
einer Verfassung des bürgerlichen Rechtsstaates geben. Schmitt betont dabei ganz
erichtig, daß „die verfassunggebende Gewalt das Volk als politisch existierende Größe
ussetzt; das Wort „Nation" bezeichnet im prägnanten Sinne ein zu politischem Be-
tsein erwachtes aktionsfähiges Volk" oder, wie er an anderer Stelle sagt, „ein durch
tisches Sonderbewußtsein individualisiertes Volk". Von dieser Grundlage aus werden
n von Schmitt Begriff und Arten der Verfassung, der rechtsstaatliche und politische
tandteil der modernen Verfassung und die Verfassungslehre des Bundes behandelt.
ie entscheidende und klar herausgehobene Erkenntnis ist dabei, daß jede Verfassungs-
altung das Vorhandensein einer Nation notwendig voraussetzt. Der Begriff der Nation
) aber auch, wie der Verfasser dieser Zeilen in seinem Artikel „Staat" im Handwörter-
der Rechtswissenschaft schon angedeutet hat, jeder modernen Staatslehre zugrunde
gt werden müssen. Über die Verfassungslehre hinaus und zu ihrer allgemeinen Grund-
ng wird deshalb eine moderne Staatslehre die geistige Wirklichkeit der Nation in ihrer
igen konkret-historischen Ausgestaltung zum Ausgangspunkt ihrer Forschung zu machen
n. Denn hier liegen die letzten Quellen aller, auch der internationalen Rechtsgestaltung.
Homogenität nationalstaatlicher und nationalrechtlicher Gestaltung und ihre Aner-
ung bildet heute die notwendige Voraussetzung der wirksamen Bildung zwischen-
licher Zusammenhänge. Die Verkennung dieser heutigen konkreten politischen Situation
pelt die Lehre Kelsens vom Primat des Völkerrechts zur bloßen Konstruktion und
t auch der Richtung der Staats- und Völkerrechtslehre, die hier keine klare Entscheidung
en will, den Stempel innerer Schwäche auf. Die Krisis der heute herrschenden deutschen
tslehre besteht gerade in dem Mangel dieser nationalen Grundlegung, die den selbst-
ndlichen und deshalb gar nicht in Frage gestellten Unterbau der Staatslehre anderer
er, vor allem der angelsächsischen bildet. So verkennt die formale deutsche Demokratie
ie Tatsache, daß gerade jede auf den Begriff der Nation aufbauende Staatslehre
endig demokratisch im eigentlichen Sinne sein muß. Und wenn z. B. auch Smend die
und s. E. unkritische Gestaltung des Organismusbegriffes bei Gierke und Kjellén
Recht rügt, so ist eben doch dieser Zentralbegriff, vor allem auch die von Kjellén ge-
ene Wesenserkenntnis der Großmächte, die unentbehrliche Basis, auf der heute jede
- und rechtswissenschaftliche Erkenntnis aufbauen muß. Man denke nur daran, daß
alliierten und assoziierten Hauptmächte" im Versailler Vertrag ein völkerrechtlicher
iff sind, deren Wesen ohne den Begriff der „Großmächte" gar nicht erfaßt werden
und die heute die Gestaltung des Völkerrechts maßgebend beeinflussen. Und ebenso
die zurzeit noch durchaus unbefriedigende Behandlung des Problems der nationalen

Minderheiten und die Notwendigkeit seiner Einzelgestaltung nur durch Klarstellung d Begriffs und der rechtlichen Gestaltung der Nation einer Lösung zugeführt werden.

Deshalb wird aber auch die Staatslehre sich nicht mit einer geisteswissenschaftlich b gründeten Staatstheorie allein begnügen können. Nationales Leben wird z. B. durch d Art seiner räumlichen Gestaltung maßgebend beeinflußt und verändert und die Ergebni der übrigen Staatswissenschaften, wie der politischen Geographie, der Geopolitik us müssen von einer Staatslehre, die sich die Erforschung der Staaten als konkreter politisch Wirklichkeiten zum Ziele setzt, berücksichtigt werden. Die Staatslehre ist in erster Lin eine Seinslehre, auf deren Erkenntnissen jede normativgestaltende Rechtswissensch aufbauen muß. Die Staatslehre wird sich deshalb auch nicht mit einer Methode begnüg können. Und eine gewisse Gefahr für die deutsche Staatslehre besteht heute darin, d unter dem vielleicht ungewollten Einflusse Kelsens auch viele seiner Gegner zu sehr a ihre Methodenreinheit bedacht sind. Reinliche Unterscheidung der Methoden ist allerdin auch für die Staatslehre und Staatsrechtslehre das Gebot der Stunde, so daß z. B. Ve suche, wie die Schaffung einer „geographischen Rechtswissenschaft" abgelehnt werden müsse

Die Krisis der deutschen Staatslehre wird in dem Augenblick endgültig überwund sein, in dem sie ihren notwendigen Ausgangspunkt richtig erkannt hat. Die Fruchtbark ihrer Erkenntnisse wird weitgehend von der weiteren staatlichen und politischen Entwicklu des deutschen Volkes bestimmt sein.

Das Recht der Volkspersönlichkeit als europäisches Ordnungsprinzip

Von Max Hildebert Boehm in Berlin

Die Vorkriegszeit dachte in Staaten, wir denken heute daneben in Völkern. Dies doppel Denken auf der historisch-politischen Ebene in eine innere Beziehung, in einen konstru tiven Ausgleich zu bringen: das ist die Aufgabe, die unserer Zeit gestellt ist. An ihrer B wältigung wird sich entscheiden, ob es uns gelingt, die Volkspersönlichkeit von einem Fakt der Desorganisation zu einem europäischen Ordnungsprinzip zu erheben.

Die Praxis erweist, daß diese Aufgabe im Großen gesehen einer germanisch-slawisch Zusammenwirkung aufbehalten bleibt und daß das Romanentum, das etwa fünf Jah hunderte hindurch das europäische politische Denken entscheidend formte, dabei sichtl ins Hintertreffen gerät. Der Grund dafür ist, so paradox es klingt, gerade ein geschichtlic Vorsprung, der sich vorschnell mit einer Scheinlösung unseres Problems zufrieden g Die Französische Revolution und das von ihr bestimmte westliche Denken formulierten d berühmte Selbstbestimmungsrecht der Völker, die Italiener, die tiefer in mitteleuropäisc Überlieferung wurzeln, prägten die Formel der Irredenta, um sie in Südtirol und D matien alsbald zu verraten. In ihnen tastete sich das Romanentum an eine Fragestellu heran, der es sich in Theorie und Praxis nicht gewachsen zeigt. Sie vermochten von d Volkspersönlichkeit nur einen zerstörerischen, keinen baumeisterlichen Gebrauch zu mach Die Aufgabe fällt auf uns und unsere östlichen Nachbarn balto-slawischen und turanisch Stammes zurück. Aber ihre Lösungen stehen nicht nur unter einer ostwärts gerichte Verantwortung. Sie gehören, wie erst jüngst wieder von Karl C. v. Loesch in der „De schen Rundschau" (Oktoberheft 1928) eindrucksvoll entwickelt wurde, in den Rahm unserer gesamteuropäischen Sendung.

Das Mißverständnis zwischen uns und den westlichen Völkern beginnt, sowie das W Nation laut wird. Im Munde des Westens bedeutet es nicht Volk, sondern Bevölkeru

pulation ist dort Bevölkerung als Objekt, Nation dasselbe als Subjekt staatlichen Han-
s. Senatus populusque ist der Anfang, imperium sive natio das Ende einer dialek-
en Reihe, die in politischen Handlungen reformerischen oder revolutionären Gepräges
ein Verfassungswandel dargelegt wurde, in dem die Doppelung von Staat und Volk
t anerkannt und geformt, sondern überwunden und aufgehoben worden ist. Gewiß
int in der Irredentaidee diese innenpolitische Blickbegrenzung preisgegeben. Aber
auf Zeit, nicht im Wesen und auf die Dauer. Die Volkspersönlichkeit des Irredentis-
s ist für die Agitation von heute die Staatsbevölkerung von morgen im Stande der
tigen Vorwegnahme und der willensmäßigen Forderung. Nach dem Sieg aber wird
durchlöcherte Grenze wieder hermetisch gedichtet und die italienische Nation ist die als
bjekt gedachte Bevölkerung des vergrößerten Staates Italien und damit Punktum!
Elsässer sind Franzosen, und wenn die Polen Westoberschlesiens auch für das französische
ken Polen geblieben sind, obgleich sie dieser Theorie nach Deutsche wären, so doch nur
dessentwillen, weil sie im Rahmen einer großpolitischen Konzeption des Bundesge-
en an der Seine der Welt bereits als polnische Staatsbürger von morgen suggeriert
den sollen, wie man sich ja auch das unerwartete Deutschbleibenwollen der Elsässer
als ein Reichsdeutschwerdenwollen verständlich machen kann. Wer die Eigenständig-
der Nation gegenüber dem Staate, wer den Grundsatz der geschichtlichen Doppelebene
dessen Anerkenntnis es uns geht, theoretisch und willentlich leugnet, der kann in
Tat in diesen völkerrechtlichen Abmachungen nur Übergangsmaßnahmen sehen, die ein
dervolkstum, das als Erinnerung an frühere Staatszugehörigkeit entstellt wird, leichter
ein künftiges staatsvolkliches Einheitsbewußtsein einschmelzen, also die Assimilation
vollen Sinne nicht verhindern sondern erleichtern sollen.

amit ist bereits angedeutet, in welchem umgrenzten und umstrittenen Sinn und Aus-
der international durch den Völker- (lies Staatsvölker-) bund gewährleistete Minder-
enrechtsschutz als Ansatz für die Entfaltung von Volkspersönlichkeiten im Sinne orga-
er europäischer Neuordnung gelten kann. Er gewährt allenfalls einigen vom Mutter-
und seinen Kraftquellen losgerissenen oder ferngehaltenen Volkssplittern eine Atem-
se, die angesichts der unmittelbaren Entnationalisierungsgefahr den betroffenen
ksgruppen ebensowenig verredet werden darf, wie man einen Ertrinkenden generell
dem Griff nach dem Strohhalm warnen wird. Denn vielleicht verhilft ihm dies Greifen
weckmäßigen Schwimmbewegungen, oder es kommt ihm eine andere Fügung zu Hilfe.
nso verfehlt aber wäre es, sowohl den Bedrohten wie den „Rettern" gegenüber, das
werfen von Strohhalmen als befriedigende Hilfsmaßnahme anzuerkennen, was unter
kerbundsenthusiasten allenthalben geschieht und die entscheidende Initiative nicht
ert sondern lähmt. Die Begeisterung, die durch winzige Verbesserungen am Genfer
derheitenschutzverfahren schon im Stadium der bloßen Vorschläge auf internationalen
ungen am grünen Tisch ausgelöst wird, ist eine sehr wirksame „Kraftquelle" der Nati-
itätenpolitik, für die jene andere Abteilung des Genfer Debattierklubs zuständig ist, die
Handel mit Opium regelt.

Nicht aus dem Glauben an die Genfer Scheinlösungen, sondern aus ihrer innerlichen
vollberechtigten Ablehnung ist ein anderer Lösungsversuch erwachsen, der auf deutsch-
sche rechtsschöpferische Kräfte zurückgeht. Die in Estland und dem Ansatz nach auch im
ländisch gewordenen Teil des Baltikums verwirklichte Kulturautonomie löst aus dem
len Funktionsbereich den kulturellen Teilbezirk heraus, entzieht dessen Waltung der
lichen Pflege und übergibt ihn unter Wahrung staatlicher Kontrollrechte der Selbst-
valtung des gefährdeten Teilvolkskörpers. Dieser konstituiert sich auf personalrecht-
r Grundlage entsprechend den theoretischen und praktischen Versuchen im alten Öster-
, wächst aber über den Ausgangspunkt erheblich hinaus, so daß eine Art von National-
im Staate entsteht, in dem sich alte körperschaftsrechtliche Erfahrungen und Über-
rungen vor einer durchaus modernen Aufgabe bewähren und verjüngen. Die gegen

den Wirtsstaat abgesetzte und zugleich organisch in ihn eingegliederte Sondervolkheit gewinnt eine Rechtsform, an Hand deren sie zunächst im Staate selber juristische Personalität gewinnt, so daß zum mindesten das Problem auftauchen kann, ob sich daraus nicht mit der Zeit eine völkerrechtliche Personalität sui generis entfalten ließe.

Für ein rein formal bestimmtes Denken bietet sich keine Handhabe, um aus dem Ideenbereich der Kulturautonomie unmittelbar das Formproblem der Konnationale abzuleiten, die aus einem Nebeneinander autonomer Volkssplitter in fremder Sonderstaatlichkeit quer durch die Staaten hindurch die Gesamtpersönlichkeit des Volkes als gegliedertes Gefüge schafft. Politisch-psychologisch aber bedeutet sie den wirksamsten Anstoß in dieser Richtung. Vom fremdkulturellen Druck einer überspannten und irregeleiteten Staatshoheitsausübung befreit, durch Selbstverwaltung zum maßhaltenden Selbstbewußtsein erzogen, sieht sich die autonome Teilvolkheit auf den geistigen und seelischen Rückhalt am Gesamtvolk rückverwiesen, das durch solche Verantwortung gegenüber seinen Außenposten sich nun gegen die staatliche Sphäre absetzt und sich theoretisch und praktisch dem Problem der Doppelebene geschichtlich-politischer Gestaltwerdung gegenübergestellt sieht.

Hier freilich setzt wiederum theoretisch und praktisch die Gefahr vorschneller und vorweggreifender Lösungsversuche ein, wie sie namentlich der Liberalismus aus alter Staatsverdrossenheit und Staatsfremdheit, wie sie die Romantik aus schwärmerisch sentimentaler unhistorischer Volksverhimmelung letztlich rousseauischer Herkunft anzubieten hat. Ist der Liberalismus bereit, Staat und Volk einfach auseinanderzureißen und Kultur und Politik beziehungslos einander gegenüberzustellen, beispielsweise durch die billige Formel einer einfachen Trennung von Kultur und Staat, so täuscht die romantische Kulturseligkeit über die harten Abhängigkeiten hinweg, durch die das Gedeihen des Volkhaft-Kulturellen an die staatlichen Ballungs-, Sicherungs- und Zeugungskräfte aus Wesensnotwendigkeit heraus gebunden ist. Gegenüber dem bloßen Befund der Zweiheit von Volks- und Staatspersönlichkeit eröffnet ihre polare Inbeziehungsetzung Aufgaben, die theoretisch und praktisch kaum in den ersten Anfängen bewältigt sind.

Ein Blick auf die deutsche Sonderproblemstellung erweist das sofort. Die autonom gewordene außendeutsche Volksgruppe, die nach gleichläufiger Dynamik im Reich sucht, trifft als Träger der deutschen Kulturhoheit hier das Mit- und Widereinander der alten Bundesstaaten und heutigen Länder, deren völker- und staatsrechtliche Gestalt bekanntlich höchst umstritten, deren durch und durch politischer Charakter aber völlig unleugbar ist. Die naiv und doktrinär von auslanddeutscher Seite erhobene Forderung einer Trennung von Kultur oder Staat stößt in das Zentrum der deutschen Verfassungsfragen hinein und macht also mittelbar die Kulturautonomie auch dann zu einer politischen Angelegenheit ersten Ranges, wenn die etwaige Rückwirkung auf die fremden Sondervolksgruppen im Reich völlig abseits bleibt. Die außenpolitische Bedeutung tritt hinzu, womit die angebliche Apolitie der reinen Kultur ohne weiteres schwerstens Lügen gestraft wird. Das werdende Gestaltgebilde der Volkspersönlichkeit, das seine wesensgemäße Beziehung zum legitimen Bereich des Staatlichen noch sucht, bleibt im Suchen, Verfehlen und Finden von Lösungen, auf dem Wege also zu seiner Funktion als europäisches Ordnungsprinzip, im Bereich des eminent Politischen, und es ist taktische oder gar naive Spiegelfechterei, die das leugnet.

Erstaunlich ist die Gleichgültigkeit der Zunftwissenschaft, der Juristen, Staatstheoretiker, Soziologen, Geschichtsphilosophen usw. gegenüber dem hochbedeutsamen Vorgang, der sich in Gestalt eines werdenden Volksrechtes, der Emanzipation der Volkspersönlichkeit, der Aufspaltung der geschichtlichen Ebene vor dem Blick der Sehenden vollzieht. Wenn schon hier nur das Problem als solches in seinen allgemeinsten Zusammenhängen aufgerissen werden konnte, so sollte das schon genügen, um Theoretiker der Wissenschaft und Praktiker der Politik und Deutschtumsarbeit in ein Gespräch zu bringen, in dem bisher kaum die ersten tastenden Worte gefallen sind.

Tagebuch

ranzösische Besatzungswillkür von einst

G. Meusel, noch heute bekannt durch in umfangreiches bio- und bibliographi- Lexikon „Das gelehrte Teutschland", hat in einer Schrift von 1818 „Historische itterarische Unterhaltungen" eine Zensur- rift des französischen Generals Le Grand e „Erlangische Zeitung" in der Übersetzung iefert, die bezeichnend und interessant ist, auch heute wieder einmal in Erinne- gerufen zu werden. Das Schriftstück, Meusel als unverschämt bezeichnet, lautet:

dem Hauptquartier zu Bayreuth am 28. März 1807.

r General Stephan Le Grand, Komman- der Ehrenlegion und Statthalter der inz und Stadt Bayreuth, an den Herrn Ausin, Kreisdirektor in Erlangen.

in Herr,

habe heute Ihren Brief vom 27. dieses its erhalten, und ich erinnere Sie aufs daß ich den Druck der Erlangischen ng nicht anders erlaubt habe, als unter ersönlichen Verantwortlichkeit der Magi- ersonen dieser Stadt. Da Sie Präsident ben sind, so lastet diese Verantwortlich- esonders auf Ihnen. Sie müssen daher, ie zu censieren, einen Ihrer Kollegen n, der weder Sie noch sich selbst aufs setzen (compromettre) könne. Es wird Zeit erfordert, die Erlangische Zeitung en; es ist auch nicht notwendig, die andern ngen, woraus sie ihre Neuigkeiten ent- zu lesen, um zu sehen, ob sie Nachrichten ft, die der Französischen Regierung nach- sind. Zur Zensur bedarf es auch eben teines Gelehrten oder eines Mitgliedes niversität Erlangen. Es ist schon hin- nd, Verstand zu besitzen und stets daran rken, daß die Erlangische Zeitung keine nische, sondern eine Französische ist, les, was der Regierung oder der Armee ilig ist, keinen Platz darin finden darf. ber 19. Nummer, die ich soeben erhalten finde ich gerade wieder solche verwerf- Artikel (articles condamnables), der- n ich vor einigen Tagen der Französi- schen Regierung angezeigt habe. Dies sind Russische und Preußische Kriegsberichte, die beynahe die Hälfte des Grossischen Blattes[1]) einnehmen.

Obgleich die Erlangische Zeitung den Titel Unpartheyische Zeitung führt, so darf sie doch nicht die Russischen, Preußischen und Oestereichischen Artikel, die uns ungünstig sind, aufnehmen. Alles, was sie aufnimmt, muß zu unserm Vorteil seyn (!). Wenn man ja Neuigkeiten erzählt, die dem Feinde günstig sind, so müssen sie durch Tatsachen und Urteile vernichtet werden, die deren Unwahrheit darthun (auch wenn sie unwidersprechlich wahr sind? fragt Meusel in einer Fußnote).

Übrigens hat der Redakteur bey Verfertigung seiner Zeitung weiter nichts zu thun, als daß er die Französischen Zeitungen übersetzt und daß er besonders die dabey befindlichen Anmerkungen aufnimmt, worin die in fremden Zeitungen befindlichen falschen Artikel widerlegt werden.

Selbst eine höchst wahre Neuigkeit (une nouvelle même de la plus grande vérité) darf nicht gedruckt werden, sobald sie unpolitisch (impolitique) ist. (Meusel setzt in der Fußnote hinzu: Was heißt das? Es dürfte heißen: politisch unerwünscht).

Geben Sie den dabey interessierten Personen, besonders dem Redakteur, zu erkennen, daß ich nicht verfehlen werde, die Zeitung sofort zu unterdrücken, sobald ich eine dergleichen Neuigkeit, wie ich sie Ihnen soeben angegeben habe, in dem Blatte finden werde. Vergeblich würde man mir vorhalten, sie sey aus einer Bayerischen Zeitung gezogen; ich würde darauf keine Rücksicht nehmen. Sobald er die Feder ergreift, darf er nur stets den Gedanken gegenwärtig haben: Ich schreibe für den Ruhm der Französischen Nation; wo nicht, so muß ich die Redaktion aufgeben und die Zeitung unterdrücken.

Lassen Sie die an der Spitze der Zeitung stehende Vignette wegnehmen, über welcher sich noch der Preußische Adler befindet.

Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen

(gez.) Le Grand"

---

[1]) Die Erlangische (Real-) Zeitung erschien seit 1740 im Verlage der Grossischen Familie.

Zwei Bücher über das tschechoslowakische Nationalitätenproblem

Ist es mehr als Zufall, daß beinahe zu gleicher Zeit ein Sudetendeutscher — Dr. Gustav Peters — und ein Tscheche — Prof. Emanuel Rádl — dem tschechoslowakischen Nationalitätenproblem monographische Darstellungen gewidmet haben[1]), beides Bücher von geistigem Gewicht, beide zudem einig sowohl in der versöhnlichen Grundtendenz als in der Überzeugung, daß es mit der offiziellen „Nationalstaats"-ideologie der Tschechen nicht weiter gehen kann, die Gewährung einer Autonomie an Deutsche und Slowaken unumgänglich ist? Denn auch der tschechische Autor nimmt mit prachtvoller Offenheit auf der ganzen Linie Stellung gegen alles, was man in der tschechischen Presse fast aller Parteien (mit vollem Recht weist er auf den schroffen nationalpolitischen Radikalismus auch der Linksgruppen hin!) über diese Dinge lesen kann: von den ersten Slawenaposteln, dem Hussitensturm und dem Weißen Berg bis zur Bodenreform, der Schuldrosselung, der Einschleppung tschechischer Eisenbahner, der Prager Firmentafeltöterei usw. Auch die Gepflogenheit, ironisierend von den „Einwanderern", vom „verdeutschten Gebiet" zu reden, findet in Rádl einen scharfen Kritiker.

In beiden Büchern ist ausgiebiger von den Tschechen als von den Deutschen die Rede. Bei Peters nur aus äußeren Gründen: eine schon fertige Niederschrift über das tiefere Wesen seiner Landsleute (dem auch Rádl einige nur zu berechtigte Bemerkungen widmet) wird hoffentlich in nicht zu ferner Zeit an anderer Stelle Veröffentlichung finden.

Wesentlich auseinander gehen die beiden Arbeiten in der Art ihrer Begründung: während Peters für die Sudetendeutschen eine über die Brosamen der Minderheitengesetze hinausgehende Achtung als Nation fordert, legt Rádl großes Gewicht auf die Ablehnung der Herderisch-romantischen Volksstaatauffassung und gelangt, mehr im Sinne der Vertragstheorie, zu einer vom Recht des Individuums aus konstruierten Betonung des Rechtes der Kollektivitäten. Mag man ihm hierin folgen oder nicht: er ist jedenfalls konsequenter als Masaryk, mit dessen Lehre er sich ausführlich befaßt. Ein großer Unterschied besteht leider auch zwischen den Resonanzmöglichkeiten für beide Bücher: während Peters doch wenigstens hoffen darf, für sein Ideal eines überparteilichen Sudetendeutschtums immer zahlreichere Freunde zu werben, steht Rádl im tschechischen Lager noch so gut wie allein. Ob eine tschechische Jugend im Aufwachsen begriffen ist, von der man einen solchen reinen seelischen Aufschwung erwarten dürfte, wie sie Peters dem Sudetendeutschtum vorhersagt? In der Tat setzt auch Rádl starke Hoffnungen auf den kommenden Sieg des Idealismus: greifbarer zu erwarten ist wohl freilich eine wachsende Einsicht der Tschechen in ihre geopolitische Lage, die auch ein idealistischer Politiker wie Rádl mit unbeirrtem Wirklichkeitssinn betrachtet und aus der Peters in prägnanter Kürze als einzige Zukunftsmöglichkeit für den neuen Staat diese eine ableitet: völlige politische Neutralisierung. Und eine solchermaßen neutralisierte Tschechoslowakei wäre zweifellos imstande, ihre Nationalitätengesetzgebung im schweizerischen, also wahrhaft demokratischen, autonomistischen Sinne durchzuführen!

München. Franz Arens.

[1]) Gustav Peters, Der neue Herr von Böhmen; Berlin, Verlag der Deutschen Rundschau, 1927. Emanuel Rádl, Válka Čechůs Němci (Der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen); Prag, Verlag Čin, 1928. Eine deutsche Übertragung des letzteren Buches ist im Gange.

Über die Breitschwanz-Gewinnung

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Das Septemberheft 1928 der S. „Mensch und Tier" enthält auf S. 876 ei falsche Darstellung der Gewinnung des Bre schwanzes, wie sie immer wieder in den ve schiedensten Formen durch die Presse ge Da die Inhaber und Bevollmächtigten mein Firma sich vor dem Kriege viele Jahre in de Erzeugungsgebiet der Breitschwänze aufg halten haben und mit den Verhältnissen d Zucht und Gewinnung der Felle in Zentra asien vertraut sind, dürfen die folgenden Au führungen zu dieser Frage Anspruch auf Glau haftigkeit und Richtigkeit erheben.

Der Breitschwanz ist ein Produkt des Kar kulschafes, einer Fettschwanzschafart, die Zentral-Asien, besonders im ehemaligen Emir Buchara, jetzt Usbekistan, und in Nord-Afgh nistan beheimatet ist. Das ausgetragene Lam dieses Schafes, dessen Geburtsakt sich in völl natürlicher Weise vollzieht, wird je nach Fo schreiten der Entwicklung des Vließes in d Zeit vom 1. bis zum 10. Tage nach der Geb durch einen einzigen Halsschnitt getötet. Se

zeigt die schöne Locke, gemeinhin Persianer
nnt. Aus der großen Zahl der tragenden
erschafe gibt es, je nach der Witterung und
dadurch bedingten Futterzustand der
ertiere, alljährlich mehr oder weniger
geburten. Das Fellchen dieses frühge-
ien, nicht ausgetragenen Lammes heißt
schwanz. Diese Frühgeburt wird nicht durch
ame Behandlung oder einen quälerischen
riff künstlich herbeigeführt, ist vielmehr
die Natur bedingt. Auch der wirtschaftliche
eil des Herdenbesitzers widerspricht jeder
lichen Herbeiführung oder Steigerung der
schwanzerzeugung. Vor allem dieser Ge-
punkt ist geeignet, das bekannte Gräuel-
gen ad absurdum zu führen, und zwar aus
nden Gründen: Die Mutterschafe sind ne-
en Böcken der wertvollste Bestandteil der
kulherde. Sie zu erhalten ist das Ziel jedes
enbesitzers. Er würde gegen sein eigenes
esse handeln, wenn er die Mutterschafe
Behandlung unterwerfen würde, die so,
sie mit Vorliebe geschildert wird, dazu
n müßte, daß ein großer Teil der Tiere
nde geht. Der Erfolg wäre gegenüber
n Risiko sehr zweifelhaft. Es läßt sich
ch nicht voraussehen, welchen Wert das
es noch nicht ausgetragenen Lammes hat
nach der Austragung haben wird. Vor
ist vorher nicht festzustellen, ob ein Tier
iner für den Pelzhandel geeigneten Locke
Zeichnung überhaupt zur Welt kommt.
sondere die Frühgeburten haben meistens
ohne Zeichnung, die wertlos sind, im Ge-
z zur ausgetragenen Frucht. Man kann da-
chnen, daß bis zu 50 v.H. der Frühge-
n für den Handel wertlos sind. Andererseits
r Preis, der für diese Breitschwanzfelle
lt wird, nicht annähernd so hoch, daß das
er Herbeiführung künstlicher Geburten
ndene Risiko sich lohnen würde.

ig. Theodor Thorer.

zu teilt uns Dr. Professor Henseler,
Direktor des Instituts für Tierzucht und
ungsbiologie der Technischen Hochschule
hen, noch folgendes mit:

handelt sich bei den Ausführungen der
n Montgelas über die grausame Art der
chwanzgewinnung um ein altes Märchen,
nmal, weiß Gott wann, in die deutsche
tur hineingekommen ist und sich wie eine
Krankheit durch Abschreiben fortver-
meistens mit demselben Wortlaut. Nach
r Erfahrung wird das auch noch lange
ben, und es ist sehr schwer dagegen etwas
chen.

Seit mehr als 20 Jahren beschäftige ich mich mit Karakulzucht (vgl. z. B. meinen Aufsatz: „Neues über das Karakulschaf" in „Die Pelztierzucht", Zeitschrift für Pelztierkunde, herausgegeben unter Mitarbeit der Reichszentrale für Pelztier- und Rauchwarenforschung, Leipzig 1928, Nr. 9) und hatte u. a. vor dem Kriege die Leitung der bekannten Zuchtherde des berühmten Instituts für Tierzucht der Universität Halle inne, von wo aus verschiedene Expeditionen nach Zentralasien gemacht worden sind, um die Karakulschafe zu studieren. Diese Karakuls haben sich im Verfolg der Untersuchungsergebnisse von Halle, wo auch heute noch eine große Herde gehalten wird unter Leitung von Prof. Dr. Frölich, der zu gleicher Zeit Vorsitzender der Vereinigung deutscher Karakulzüchter ist, als sehr wertvoll nicht nur für deutsche Verhältnisse, sondern vor allem für die deutschen Kolonisten Südwestafrikas gezeigt. Aus diesem Lande sind sogar in den letzten Jahren schon viele tausend Felle von sehr guter Qualität auf den deutschen Markt nach Leipzig gebracht worden, deren Verwertung eine Haupteinnahmequelle unserer dortigen Landsleute darstellt. Auch in Argentinien und Nordamerika nimmt die Karakulzucht zu. Nach solchen großen Erfolgen sollte man nun eigentlich annehmen, daß man in Deutschland über den land- und volkswirtschaftlichen Wert dieser Tiere sowie über die Zucht- und Haltungsbedingungen und die Gewinnung der Felle unterrichtet ist, und es ist unbegreiflich, daß immer wieder sich Verfasser finden, die aufhetzende Artikel über „Das Verbrechen der Breitschwanzgewinnung" oder „Mode und Verbrechen" schreiben. Die in solchen Aufsätzen ausgesprochenen Behauptungen halte ich zum größten Teil für unbegründet. Sie bedeuten eine schwere Schädigung eines Teils der deutschen Tierzucht und überhaupt der deutschen Volkswirtschaft, in der der Rauchwarenhandel vor allem auch mit Persianerfellen (Leipzig) einen nicht zu unterschätzenden Faktor bildet.

Bei den folgenden Ausführungen über die Breitschwanzgewinnung berufe ich mich zugleich auf die ersten Gewährsmänner, wie Professor Dr. Frölich, Halle a. d. S., in dessen Institut umfangreiche Arbeiten über Karakulzucht gemacht worden sind, und aus dem heraus erst kürzlich als 18. Band des Kühn-Archivs, ein umfangreiches Werk über Karakulzucht (darin ist auch die Breitschwanzgewinnung berücksichtigt) erschienen ist; ferner auf Professor Dr. Adametz, Leiter des Instituts

für Tierzucht der Hochschule für Bodenkultur in Wien, der zahlreiche tief schürfende wissenschaftliche Arbeiten über die Karakulzucht veröffentlicht und erst kürzlich einen Aufsatz: „Die Wahrheit über die Gewinnung von Persianer- und Breitschwanz-Fellen" zur Aufklärung gegenüber der Verbreitung tendenziöser, unrichtiger Nachrichten geschrieben hat; schließlich auf Emil Braß, Berlin, den Verfasser des führenden umfangreichen, hervorragenden Werkes „Aus dem Reich der Pelze" und auf Brehms weitverbreitetes Werk „Tierleben".

Breitschwänze sind jene prachtvollen Felle mit Moiree-Zeichnung von Lämmern der Karakulrasse, deren Muttertiere beim Lammen eingegangen und die dann sofort zur Gewinnung des Lammfellchens geschlachtet worden sind. Es kann sich aber auch um Felle von Frühgeburten handeln, wobei also das Muttertier noch am Leben bleibt. Es gehört vollständig in das Reich der Fabel, daß die Muttertiere besonders nur zu dem Zwecke geschlachtet werden, um das Fellchen des noch ungeborenen Lämmchens zu gewinnen. Auch wird normalerweiser niemals die Geburt durch Anwendung künstlicher Mittel oder Gewalt herbeigeführt, denn dadurch würde ja das Leben des kostbaren Muttertieres gefährdet. In welch unsinniger, ungebildeter und roher, man kann sagen sadistischer Art sich Fabeln bilden und weitererzählt werden, geht daraus hervor, daß sogar behauptet wird, daß man die Muttertiere durch Peitschenhiebe hierbei besonders quäle. Die ausgestandenen Qualen der Muttertiere sollen dann auf dem Lammfell die besonders schönen Streifen und Musterbildungen erzeugen. Nichts von alle dem. Die Karakul-Muttertiere sind viel zu wertvoll, als daß man ihr Leben gefährden oder sie gar opfern würde. Man verliert ja dadurch die Möglichkeit, daß das Muttertier weitere Lämmer erzeugt. Es kommt weiter hinzu, daß nur etwa die Hälfte aller Fellchen von Frühgeburten oder von Lämmern, deren Muttertiere beim Lammen eingegangen oder geschlachtet worden sind, die gewünschte moireeartige Zeichnung aufweisen. Außerdem gilt als erwiesen, daß es gut ist, wenn das kleine Tier bereits einmal geatmet hat, da sonst das Fell, wie überhaupt das Fell von eingegangenen Tieren, keinen Glanz beim Färben annehmen würde, sondern stumpf bliebe. Gefärbt aber werden alle Lammfelle, die von der Karakulrasse herstammen.

Das ist die Wahrheit über die Breitschwanzgewinnung, die von allen bestätigt wird, die mit der Zucht des Karakulschafes wirklich gearbeitet haben und die auch die Heimat des Karak schafes, das sind die Steppen Bucharas u Turkestans, besuchten. Alle anderen Na richten und Mitteilungen entstammen mei Meinung nach zum größten Teil meist v Leuten, die mit der Zucht des Karakulscha selbst praktisch nichts zu tun hatten und die n in tendenziöser Weise etwas wiedergeben, w sie irgendwo gehört oder gelesen haben.

Auch die anderen Ausführungen der Grä von Montgelas in den S. M., über das Richt gelegentlich der letztjährigen Edelpelztiersch in München, finde ich, auch vom Standpu eines Tierfreundes aus, in ihren Vorwürf übertrieben. Wie ich selbst beobachten konn wurden die Tiere aufs behutsamste und n aller Vorsicht für ihr Wohlergehen — für ei andere Behandlung sind sie ja viel zu kostb — in der üblichen Form aus den Käfig genommen, auf den Richtertisch gelegt u wieder zurückgebracht, und es ist nichts g schehen, was irgendwie den Tieren geschad hätte oder bei einem Durchschnittsmensch hätte Anstoß erregen können.

München. Heinz Henseler.

Gedanken

Der Betrachtende muß nicht nur versuch davon abzusehen, daß die andern Me schen seine Zeitgenossen sind, sondern au davon, daß er selbst sein Zeitgenosse ist.

*

Manchem Kunsthistoriker wachsen die Gem zum Hals heraus.

*

Die Perlen der Menschheit sind nicht da auf die Welt gekommen, daß man aus ihn eine Perlenkette macht, sondern dazu, d man auch eine Perle wird.

*

Das menschliche Leben wäre eine traur Veranstaltung, wenn sein Tun, Leiden, G kennen nur auf ein oder zwei oder siebze Wesen wirkte und nicht durch die Liebe a alle.

*

Man wird verbessert durch Liebe zu ande nicht durch Liebe zu sich.

*

Wer ein Mensch ist, d. h. die Möglichkeit h ein höheres Leben zu führen, steht, wenn er v ihr keinen Gebrauch macht, nicht über dem Ti sondern unter dem Tier.

*

Der Eingang zum Himmel ist überall.

*

Der deutsche Erzähler

Erlebnis

Novelle von Ernst Rosmer

(Fortsetzung)

Daß der Augenblick des Erlebens immer rätselhaft und bewußtlos — bewußt erst einer verarmten Erinnerung.

Das war der Zauber jener kühlen, kaum begrünten Mainacht gewesen?

Auch einer Verheißung, die noch nicht einmal Hoffnung — Duft eines Weines, der nicht an die Lippen gelangt ...

Über ein Wandeltreppchen, das in den Hof führte, mit ihr hinunter, er die Vordertreppe wieder hinauf, immer drei Stufen auf einmal, seinen Hut und Mantel aus der Garderobe holen. Durch die geschlossene Saaltüre ertönte es von markig-strotzendem, nur süßlich tremolierendem Bariton: Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen —

Sie hatte knabenhaft übermütig, knirschend in sich hineingelacht: Jawohl — behüt dich Gott, schöner Trompeter!

Im Schatten eines bemoosten Cupido mit halbem Bogen und abgebrochenen Flügeln hatte sie unten auf ihn gewartet. Neun schlug es von der fernen Kirche her. So früh noch und die klare Nacht! — Ob sie denn zuhaus erwartet werde? Ob ihre Frau Mutter ernstlich krank sei? — Nein, ernstlich nicht. — Nun dann!

Und ihren Arm nehmend und in den seinen legend, hatte er sie hineingeführt in den dunklen Baumgang alter Linden, hatte gefühlt, sie fürchte sich ein wenig, und das hatte ihn entzückt. Der Vollmond hing wie eine riesige goldene Seifenblase im schwarzen Nachtblau. Sein Licht zitterte zauberhaft zarte Schattennetze über den Weg. Zu beiden Seiten steinerne Nymphen mit langen Hälsen und verdrehten Gliedern. Herber Knospengeruch, feuchtes Schwellen und huschende Heimlichkeit. Ihr Arm auf dem seinen libellenleicht.

Wieso sie gerade nach seiner Seite, nach ihm hinübergesehen?

Sie habe wissen wollen, wer auf dem Platz der Mutter saß, den sie mittags zurückgegeben.

Ah so! Er war etwas enttäuscht. Und wieso sie ihn erkannt?

Nach seinem Bild — im Schaufenster.

Und so vor ihm erschrocken! — Warum denn?

Ein Aufblick namenlosen Vorwurfs: Spielen — vor Ihnen!

Was sie denn von ihm wisse?

Sie habe über ihn gelesen — in Zeitungen — in der Musikalischen Rundschau — in einer illustrierten seine Hände abgebildet gesehen — er sei doch ein berühmter Mann.

Das Herz schwoll ihm vor Wonne bei ihrer scheuen Bewunderung.

Berühmter Mann — damit sei es nicht so weit her, höchstens erst ein berühmter Bengel.

Sie mußte lachen — ein kleines, helles, vertrauenfassendes Lachen.

Und er begann von sich zu erzählen, sich aufzuschließen, so aufrichtig, wie nie zuvor in seinem Leben: Sie müsse nicht glauben, er sei schon über jeden Berg. Bisher sei ihm alles zu leicht geworden, nun fürchte er, es könne zu schwer werden. Das Technische freilich habe

ihm nie Schwierigkeiten bereitet. Das habe er geerbt, von einer polnischen Großmutt die noch eine Lieblingsschülerin Chopins gewesen. Er selbst eine Art Wunderkind — v der Überschwenglichkeit der Familie zum kleinen Mozart erhoben, seit eine Erzherzo ihn auf die Stirne geküßt. Herumgeliehen bei allen Festlichkeiten und Wohltätigkei konzerten seiner Kreise. Bis er schließlich Geschmack gewonnen an der montierenden A regung des Vorher und dem schäumenden Gefeiertwerden des Nachher — und mit Jahren seinem kammerherrlich erschreckten Vater erklärte, Künstler werden zu wollen. meisten beigestanden habe ihm seine reizende kleine Piaschwester: Und wann doch Franzi das Majorat kriegt, und der Heinoli kein bissel Talent hat zum Feldzeugmeiste

Heinoli? hatte sie verwundert aufgefragt.

Ja, so habe die Liebkosung der Kinderstube seinen Namen zusammengefädelt, und sei ihm geblieben. Sogar er selbst nenne sich so. Das heißt, nur wenn er mit sich z frieden: Brav, Heinoli! — Wenn er böse mit sich: Aber Heinrich Leopold!

Er hätte sie so gerne wieder zum Lachen gebracht. Nein, diesmal lächelte sie nur, le vor sich hin versuchend: Heinoli — Heinoli ...

Gefällt Ihnen nicht? Doch — klingt wie Glöckchen.

Er versprach ihr ein Bild von sich, ein besseres, als das mit dem albernen Lorbeerkra und würde nur drunterschreiben: Heinoli. Sie sagte nichts darauf.

Sie waren aus dem Baumgang herausgetreten, auf eine weite Rasenfläche, in ein See von Mondschein. Inmitten des Rasens das große Becken eines toten Springbrunnen inmitten des Beckens eine fliehende Daphne, deren unendlich gereckte Arme sich an d Fingerspitzen bereits in kleine Zweiglein verwandelten, hinter denen noch die rostig Eisenröhrchen hervorsahen.

Was für ein Einfall! Da habe nun die arme Daphne immer im Regen stehen müsse

Das sei gar nicht so häßlich gewesen. Als Kind habe sie's noch gesehen, wie ein Glasf rings über sie herab ...

Er wollte sich auf den Beckenrand setzen.

Nein — da rieche es nach Moos und Moder. Drüben sei eine hübsche Bank — ei Veilchenbank — vielleicht gäbe es schon —

Und sie führte ihn zu einem Hügelchen, auf dem ein mauerdickes Halbrund von b schnittenem Buchs eine niedrige Bank verhehlte. Einen Augenblick hatte ihn der Flede mausflügel eines Verdachtes gestreift: So abseits — so verborgen — —

Doch als sie sich von der Bank herabbeugte, mit den Fingern ein Nest hellgrüner Veilche blätter auseinanderteilend — unter ihnen, kaum aus der Erde gekrochen, spitz zusamme gewickelte Knospenschnäbelchen — er wollte nach einem fassen, sie wehrte lebhaft: Ni abreißen, was noch nicht blüht! — Und zu ihm aufsah, das kleine Gesicht nonnenhaft v dem weißen Seidentuch umrahmt — ahnungslos — da wußte er auch, an wen sie i erinnerte: an das Fräulein von Seldeneck.

Er sagte es ihr. Sie errötete. Das habe ihr Vater auch schon behauptet, der die Stifte seiner Orgel so verehrt habe — beinah wie eine Heilige.

Seiner Orgel?

Ja, der Vater sei Organist an der Zunftkirche gewesen. Er habe auch noch ande Instrumente gespielt, Geige, Flöte und Klarinette. Und der Großvater sei auch sch Organist gewesen, und der Urgroßvater, der noch als Lakai auf dem Schlosse gedient, so eine wunderschöne Stimme gehabt haben. Als Lakai — sie sagte es ohne jede Befangenhe

angsam lockte er sie aus sich heraus. Daß ihr verstorbener Vater sie selbst unterrichtet ehr strenge gewesen — doch auch gut, so gut. Manchmal habe er ganz für sie allein in Kirche Orgel gespielt — nur Bach, immer nur Bach.
r gestand ihr mit dem alten Johann Sebastian nichts anfangen zu können. In die e Gebundenheit dieser Formen könne er kein Blut hineingeben.
ie begriff nicht. Beten könne man doch nur mit Bach — und lieben nur mit Beethoven. Bieso sie gerade auf die Pathétique verfalle, die gar keine Mädchenmusik?
ie wurde ganz schuldbewußt: Gewiß — viel zu schwer für sie. Aber man versuchte — möchte doch — muß doch — und wenn man's nie erreicht — das Unmögliche — — nd so leise in sich hineingeflüstert, daß er es kaum mehr verstehen konnte: Einmal spielen können wie ich möchte — und dann tot sein.
eine Redensart. Beichtgeständnis, fühlte er. Fragte, ob sie mit niemandem weiter- iert, nachdem ihr Vater —
inmal habe sie den Versuch gemacht — bei Verwandten der Mutter in einer größeren ot — Konservatorium. Sei auch aufgenommen worden, habe es aber kaum vier hen ausgehalten. Der Betrieb — und die Unaufrichtigkeit — und der Hochmut — halte sich für besser als der andere, und keiner sei es.
bot ihr an, den nächsten Vormittag zu ihr zu kommen, um ihr einiges zu zeigen. In den ien der rechten Hand sei ihm eine Ungleichheit aufgefallen, die er sich nicht erklären könne.
ne ganze Weile war sie stumm geblieben. Dann hob sie die rechte Hand und hielt sie hin. Und er sah, daß der Zeigefinger beinah um ein Glied verkürzt, nur mit einem ien Nagelrest überwachsen war.
as ihn damals, beim ersten Anblick des verstümmelten Fingerchens durchzuckt — Mit- oder Widerwillen? Er wußte es nicht mehr. — Wie das gekommen sei?
ine Nagelentzündung — erst falsch behandelt, dann gefährlich geworden, Operation. Um and zu retten, mußte man das Fingerglied opfern. Der Vater habe es nie verwunden.
ld Sie?
ine Antwort. Sie war aufgestanden: Höchste Zeit heimzugehen.
hielt sie fest. Jetzt? Da liefen Sie den Leuten gerade in die Arme.
as Konzert müsse längst aus sein.
otzdem! Nachzügler! Gebe es denn gar keinen anderen Weg nach der Stadt zurück?
ch — durch den Wald, den Hang hinunter auf der Landstraße — nur viel weiter.
iter? Wie herrlich! Hoffentlich viel, viel weiter! Und er hatte gelacht, gepfiffen, n Hut geschwenkt, war zehnmal die Bank hinüber und herüber gesprungen und hatte Weiter, weiter" auf die Melodie des Gaudeamus angestimmt.

ie geraden Parkwege waren längst in gewundene Waldpfade übergegangen, die urch verfallenes Gemäuer hinausdrängten, auf winterlaubbedeckten und wurzel- ewachsenen Boden. Es roch nach grüner Rinde und faulendem alten Holz. Und unkel. Manchmal deutete sie mit der Hand: dahin — dort hinüber. Dann wieder stumm. chlose Wohligkeit, sie an seiner Schulter zu spüren, näher gedrängt von ganz unbe- ßtm Nachgeben, erwachender Körpersympathie . . .
D Wald begann sich zu lichten. Verlief sich auf einen Hang hinauf. Steilen Gras- g Unten die Landstraße. In der nebligen Talwiege der krumm gebänderte Fluß. er wieder bedrängt von wechselndem Hügelgeschiebe, das die Nähe hinwegnahm ie Ferne verheimlichte. Am Himmel aufgesproßt unzählige Sterne. Alle königlich rahlend der Mond. Den Hang muß man hinunterlaufen, hatte sie gesagt, und ihn

losgelassen. Ihr Kleid aufnehmend, vorausspringend schräg hinab, er nach. Sie lief se gut, federte in den Gelenken, freute sich, daß er sie nicht zu fangen vermochte.

Nur der letzte Sprung über die Böschung auf die Straße hinunter schien zu kurz g nommen — oder war sie ins Kleid getreten — sie fiel.

Oh! Er hatte sie aufgehoben, mit beiden Armen ganz nahe an sich genommen: Hab Sie sich weh getan?

Sie hatte sich schon wieder gelöst. Nein, gar nicht. Nur ihre Schuhe wären voll San

Und an die Böschung gelehnt einen um den andern ausgezogen, ausgeklopft und w so rasch wieder hineingeschlüpft, daß er gar nicht dazukommen konnte, ihr zu helfen. S nur, es waren leichte Goldkäferschuhe, keine Schuhe, um auf der zerfahrenen und noch ni getrockneten Landstraße zu laufen.

Sie waren rascher gegangen und hatten leichtere Dinge geredet.

Ob nicht das Leben in der kleinen Stadt zu eintönig sei — zu anregungslos —.

Doch nicht. Stille wäre es schon, doch Stille habe sie gerne. Und dann gäbe es imm einen Menschen, der — nun ja — der anders sei als die andern.

Wer das wohl sein möchte, hatte er gedacht. Der Trompeter von Säckingen gewiß nic

Und sehr viel Zeit in Anspruch nehme ihr Üben — und Schüler habe sie — und Lese Nach dem Spielen sei ihr Lesen das Liebste.

So? und was sie denn lese? Sie wurde verlegen und wollte nicht recht damit hera

Nun?

Kriegsgeschichten — Seefahrten — Abenteuer!

Er hatte gelacht. Ja, ja — hinterm warmen Ofen!

Sie mußten über eine Brücke. Das Wasser unter ihr rauschte erregt gegen den Wid stand der Pfeiler. Sie blieben stehen und lehnten ans graue Geländer. Hastig und ha laut zog die Strömung des breiten Wiesenflusses dahin. Auf den gebuckelten Well schwankten die Scherben des zerbrochenen Mondlichtes — gehoben, gesenkt — gehob gesenkt. Immer an gleicher Stelle, während das Wasser unter ihnen unaufhaltsam h wegfloß. Das Unwirkliche blieb — Das wirkliche entfloh. Dachte sie Gleiches?

Die Ufer waren bewachsen mit dichtem Weidengestrüpp, alte Stümpfe dazwischen r warzigen Koboldköpfen. Aus ihren unterwachsenen Wurzeln hervor klatschte ein plum Tier ins schwarze Wasser.

Sie war zusammengefahren und hatte sich geschüttelt: Eine Ratte! Drängte weit Angstvoll, daß es so spät geworden. Elf hatte man schlagen hören.

Die Landstraße schob sich dicht an den Stadthügel heran. Die Häuser lasteten, san schwer herab, nachtentkörperte Masse. Schmale Steintreppchen schnitten zwischen i Mauern hinein, solch ein Treppchen mußten sie hinauf. Zu eng fürs Nebeneinander. voraus, er hinterdrein. Es war finster wie in einem Schacht. Das Mondlicht langte n bis heran. Der weite Radmantel, das dicht gewickelte Tuch ließen nichts mehr von ihr erken Eine Traumangst packte ihn, sie sei es nicht mehr. Als hätte sie es erraten, wendete sich zu ihm: Gleich oben!

Noch wenige Stufen. Dann durch Gäßchen und Winkel, Torwege und Verbindun höfe, die nur der Einheimische kennen konnte. Hinter der Kirche waren sie herausgekomm Vorüber das Haus zum Auge Gottes. Ein Fenster war noch erleuchtet. Das Lämpc schien auf jemanden zu warten.

Ein schwerer Mann kam ihnen entgegen. Wuchtig, wenn auch schwankend, und säu lichen Weingeruch vor sich herwehend. Er hatte schon von weitem auf sie zugestoch

s er, vorbeikommend, sie erkannte, zog er mehr erstaunt, als höflich den Hut. Am Inne-
lten seiner Schritte war zu merken, daß er ihnen nachsah. Unverschämtheit! Gleich
n die Ecke bogen sie ein, hinunter eine mäßig breite Gasse, bis vor ein hohes, schmal
ngezwängtes Haus, dessen Fenster im Erdgeschoß mit gebauchten Eisengittern versichert
aren. Da . . .

Er hatte ihr geholfen aufschließen, sie stand schon im Flurdunkel, er draußen, mit einer
nd das schwere Eisentor aufhaltend, mit der anderen ihre kalte kleine Rechte an sich
ehend. Wann darf ich kommen morgen?

Sie wollen wirklich?

Sagen Sie doch wann — um elf? um zehn?

Um elf bitte — wegen der Mutter.

Er hatte seine Lippen in ihre Handfläche gestürzt, küßte sie, küßte den verkrüppelten
nger. — Die erste sinnliche Berührung zischte in sein Blut, durchschoß ihn vom Kopf zu
ißen — wieder und wieder küßte er den Finger, und hätte sich an ihm festgesogen, wäre
m die Hand nicht entwunden worden: Wiedersehen — morgen.

Die Türe gegen seinen erlahmenden Arm zugefallen.

Noch eine Weile lehnte er dagegen, bewußtlos beinah, nur von dem einen Verlangen
rchwühlt, diese brennende Blutwonne nicht aus sich entfliehen zu lassen.

Heim — zu Bett geworfen, hinein in die flüssige Glutdunkelheit seiner Sinne, die Leib
d Seele zu einer lustvollen Qual zusammenschmolzen.

Tag! Greller, sonniger, schmetternder Tag. Kein Hehl und kein Heimliches mehr, alles
entblößt, überdeutlich, entseelt . . . Schwärzlich — verwachsen und rissig ragte drüben
Kirche. An ihren Krabben und Fialen sah man den Taubenmist kleben. Gerassel von
stwagen und blechernes Schellengeklingel hatten ihn geweckt. Ein altes Weib schrie
nd und Sägkleie auf der Gasse aus. Auf dem Brunnenplatz Samstag — Morgen-
rkt. Die Bauersfrauen, Ellenbogen ausgestemmt, riefen und boten an: Was geht denn
Madam?

Er hatte sich durch das Gedränge, Gewimmel und Geschrei hindurchschieben müssen,
sse und Haus wieder zu suchen, von denen er gestern Nacht weder Namen noch Nummer
merkt. Er fand rasch, Seilergasse 7, erkannte das Haus an dem vorgebauten Eisengitter
Erdgeschoß. Im Torweg gleich rechts die Tür zur Wohnung. Auf geschnörkeltem
rzellanschild: Candidus Dörr, Stadtorganist und Musiklehrer.

Eine alte Magd mit schiefer Schulter und stachelhaarigem Kinn hatte ihm geöffnet.
rrte eine Begrüßung, fragte nichts weiter und führte durch den langen dunklen Korri-
rdarm nach der Wohnstube.

Er stand und sah sich um. Drei eng gereihte Fenster. Rechts ein Gummibaum, links eine
Zimmerlinde. Zwischen beiden der Nähtisch. Auftritt, mit Spionspiegel. Ein leise gehen-
Regulator. In der Mitte des Zimmers der altmodisch braune Stutzflügel. Auf dem
ch eine weiße Porzellankatze mit lila Kapotthut, die in ihren Pfoten das Bukett von
ern Abend trug. Alle die drahtdurchbohrten Blumen braun und verwelkt.

Über dem Sopha an der Wand ein großes ovales Ölbild — mehr Öldruck, eine Dame
n blauem Atlas mit hochaufgestellter schwarzer Zopfkrone und einer Rose am vier-
chen Busenausschnitt — keine Dame, eine „Madam", wie die Bauersfrau ausgerufen.
Alte das die Mutter —?

Eine Tapetentür öffnete sich leicht raschelnd. Candida? Nein — Fräulein Dörr.

In dunkelgrünem Wollkleid, mit Stehkragen aus schwarzem Moirée ... kein schlanker Hals, keine fallenden Schultern mehr. Das kleine Gesicht eher fleckig blaß als weiß, die Nase ein wenig spitzer. War sie über Nacht älter geworden? Nur der blonde Lichtrand um Stirn und Wangen war geblieben.

Sie gaben sich die Hände. Sie setzten sich. Er fragte nach dem Befinden ihrer Frau Mutter. Nach dem ihren. Kam sich vor wie ein Handlungsgehilfe bei der Sonntagsvisite.

Der Mutter gehe es besser, sie werde nachher kommen ihn zu begrüßen. Sie sprach ein wenig heiser und gezwungen, ohne ihn anzusehen.

Ob ihr verspätetes Heimkommen aufgefallen?

Die Mutter sei noch wach gewesen, doch nicht beunruhigt. Habe sie bei der Festlichkeit geglaubt.

Und?

Sie habe der Mutter erzählt von seiner Begleitung und dem Umweg, den sie gemacht — wie es eben gewesen wäre.

Wirklich? hatte er gedacht, wie es gewesen?

Die Magd öffnete ohne anzuklopfen die Tür: Die Mariele sei draußen — zur Stunde.

Candida hastig in die Höhe: ach Gott — die Mariele — die habe sie ganz vergessen. Die Mariele solle wieder heimgehen — und morgen zur Stunde kommen — ausnahmsweise.

Allein die Mariele war schon in der Türe — ein winzig kleines Schulmädchen mit Ranzen auf dem Rücken, entschieden zu klein für sein Alter — lief auf Candida zu und umfaßte sie mit beiden Ärmchen, soweit es an ihr hochreichen konnte: Morgen ist doch Sonntag!

Candida wiegte das Kind begütigend hin und her und sprach mit einer lieben Stimme zu ihm herab — endlich wieder die Stimme von gestern! — Doch das Kind sah so vorwurfsvoll und fast schmerzlich aus braunen Augen zu ihr empor, daß er sich eingemischt hatte.

Warum denn das Mariele wieder fort müsse? Vielleicht spiele sie ihm was vor und er könne was lernen.

Und er strich der Kleinen über das wassergeplättete, von rundem Kamm straff zurückgespannte Haar: Ja, Mariele? Willst du? Das Kind war ihm eine Erlösung.

Die Kleine reagierte sofort auf die Berührung der männlichen Zärtlichkeit und nickte.

Candida war verlegen. Ob er sich das antun wolle?

Er hatte schon den Flügel geöffnet und das Notenpult aufgestellt. Auf dem Klavierstuhl lag ein schön gesticktes Kissen — ein Mozartkopf mit Perlenaugen ...

Candida setzte sich und nahm das Kind auf den Schoß, es lange sonst nicht bis hinauf und der Stuhl lasse sich nicht höher schrauben.

Was willst du spielen, Mariele? Sag's lauter — Kommt ein Vogerl? Auswendig? Ist recht. Mach es schön vor dem Herrn.

Und das Kind spielte. Mit einer rührenden Anstrengung seiner dünnen Finger, doch so naiv sicher, von innen heraus rhythmisch und einer ganz entfernten Verwandtschaft mit Candidas Anschlag. Wandte sich nach dem letzten Ton mit aufschnupfendem Näschen zu Candida: Terzen sind schwer!

Er hatte sie gelobt, ihr — ganz nahe an Candidas Schulter vorbei — die heißen Backen gestreichelt und ihr Schokolade versprochen, wenn sie ihm noch etwas vorspiele.

Sie überlegte, immer Candida anblickend: O Tannenbaum — oder — Vetter Michel — oder — — plötzlich patschte sie vergnügt in die Hände: Ich weiß, was ich spiel! Annchen von Tharau! Ein Fis, gelt?

Und das treuherzig-rosenrote Liebesliedchen glockenspielte durch den Raum und machte sie beide lächeln, einander anlächeln ...

Bis die dritte Tür in der Tiefe des Zimmers sich knarrend geöffnet — weit geöffnet — nd in ihrem Rahmen eine große Frau erschien — statiös an Schultern und Hüften, mit ner mächtigen schwarzen Zopfkrone über dem Scheitel — Madame Dörr — die Mutter.

Sie war auf ihren Stock gestützt gekommen, hatte ihn mit einer sonor-betrübten Stimme grüßt, freundlich, doch sichtlich bemüht, sich nichts zu vergeben — hatte Candida Vorürfe gemacht, daß sie dem Herrn Baron dies Geklimper zumute — dem Herrn Baron!

Das Kind wurde hinausbefohlen, Candida führte es weg, enttäuscht hatte es nach ihm rückgeschaut: Keine Schokolade! Heute noch kränkte es ihn.

Dann hatte Madame Dörr sich auf das Sopha niedergelassen, niedergethront, breit sgegossen unter den Fransen ihres türkischen Schals.

Sie eröffnete das Gespräch zunächst mit einer ausführlichen Beschreibung des Gichtfalls im Knie, der sie gestern Abend verhindert, dem Konzert beizuwohnen. Abgesehen von, daß sie ihre Tochter gerne spielen gehört, wäre es ihr auch nicht angenehm gewesen, ohne Begleitung zu lassen. Er habe zwar die Güte gehabt, Candida nach Hause zu bringen ch dürfe er durchaus nicht glauben, daß solche Nachtpromenaden hier das Übliche.

Er hatte die versteckte Zurechtweisung verstanden und quittierte mit einer Verbeugung.

Wie ihm Candidas Spiel gefallen und was er davon halte? Er konnte sich nicht entließen, das auszusprechen, was er gestern Abend empfunden, redete allgemeines: sehr gabt, sehr innerlich, im Technischen etwas behindert, begreiflicherweise —

Madame Dörr seufzte tief: Ja, das Unglück mit dem Finger — was ihr Mutterherz, nals durchgemacht! Und mit ansehen müssen, wie Candida ganz von vorne angefangen, geplagt, Tag für Tag, Ton für Ton — manchmal habe sie es nicht mehr aushalten nen — habe sie angefleht: In Gottes Namen, gib's auf, du mußt doch nicht! Doch nichts machen. Dies sanfte Geschöpf — wer das glauben würde — von einem Eigensinn — em eisernen Eigensinn. Das heißt, man könne es auch nicht ohne weiteres Eigensinn nen. Ihr seliger Mann habe es Charakter geheißen. Der sei genau so gewesen. Eigen dort hinaus! Von dem habe es Candida. Schließe sich nicht an, habe keine Freunnen, nur Kinder oder alte Leute — doch nicht das Normale! Ob sie ihm erzählt, daß als Kind durchaus Orgelspielerin werden wollte? Nein? Der Vater habe es zu antngend gefunden und ihr die Orgel verboten. Da sei sie eines Abends heimlich auf den r geklettert, habe sich versteckt und sei über Nacht eingeschlossen worden. Niemand zte davon, bis der Vater sie am Morgen gefunden und heruntergetragen, krank, wochenag fiebernd — und dann mit einem Male vorbei und nie mehr ein Wort davon. Schwierig, ierig das Kind. Und doch — selbst als Mutter dürfe sie es aussprechen — was für ein es, gutes und bescheidenes Mädchen!

nd so fort, in einem endlosen Atem, jeder Tadel gleich wieder von einem Lob zurückolt, bis endlich eine ziemlich verrenkte Engelsgestalt herauskam. Und dabei hatte er deutliche Empfindung, diese Frau liebte ihre Tochter, liebte sie sehr. Aber!

ndida war wieder eingetreten. Die Mutter fragte, warum sie dem Herrn Baron ie Titulierung verursachte ihm bereits Zahnschmerzen — nichts aufgewartet — ein chen Wein, häusliches Backwerk —

hatte versucht abzulehnen, doch vergebens. Schnell Candida! Und Candida war er verschwunden.

adame Dörr ging vom Monolog zum Dialog über, fragte nach seinen Konzerten und zertreisen — —

Er — ironisch übertreibend — erzählte von all den Unannehmlichkeiten, Ärgernisse Unbequemlichkeiten — und begegnete verständnisvoll-bedeutsamem Kopfnicken: ja, die Dornenkrone des Künstlers! Die Sonne zeigte alle Poren in dem lange fleischigen Frauengesicht, das regelmäßig, nicht schlecht gezeichnet war, nur vergröbe und auseinandergeflossen.

Candida brachte Karaffe und Gläser auf einem Zinnteller. Madame Dörr durfte d Gicht wegen keinen Wein trinken: Du mußt unserm Gast Bescheid tun, Candida.

Sie hatten miteinander angestoßen. Der Wein sprühte granatrot gegen ihre Wange als sie das Glas an ihre Lippen setzte. Ohne den verdammten Stehkragen hätte er i sicher ihre Kehle hinabfließen sehen, wie bei der Welserin ... Ganz unvermittelt fing an von ihrem Kleid des gestrigen Abends zu sprechen, wie schön das gestanden, der run Ausschnitt, das unsichere Grausilber der schweren Seide —

Wirklich? — Madame Dörr war nicht einverstanden. Candida habe es sich zurechtg macht aus einem Großmuttererbstück. Aber grau! Doch keine Farbe für ein junges Mädche

Ich bin kein junges Mädchen. Ich bin dreiundzwanzig.

Wirst du, wirst du, verbesserte die Mutter.

In vierzehn Tagen!

Dreiundzwanzig? Nicht viel jünger als er! Gestern hatte er sie für neunzehn gehalte

Candida war aufgewacht und schien wieder Mut bekommen zu haben. War es der We — war es sein Lob ihres Kleides — — Sie wollten doch so gut sein und mir einiges zeigen —

Natürlich! Deswegen war er doch gekommen. Er schnellte empor. Jetzt würde doch gehen, sich zurückziehen, die Madam, die Mutter!

Sie erhob sich auch, schwerfällig aus dem Gewoge ihrer Volants: an ihrem Nähtischch dürfe sie wohl verweilen, sie würde gewiß nicht stören. Erklomm den Tritt, ließ sich a spruchsvoll in den Lehnstuhl fallen, entnahm dem Körbchen ein wollenes Strickzeug a großen Holznadeln und kehrte mit falscher Absichtlichkeit den gepolsterten Rücken unter türkischen Schal ins Zimmer.

Machtlos! Wütend und machtlos! Er konnte doch nicht sagen: Bitte, lassen Sie u a lein! Allein!! Sie hätte sofort an Vergewaltigung oder Heiratsantrag gedacht.

Er nahm den gestickten Mozart und warf ihn beiseite: Sitzen Sie gerne auf einem Gesich

Candida, die einen Notenband auf das Pult gelegt, wurde rot: Geschenk einer Schüler

Leute, die einem so etwas schenkten, würde er — na! Sie sitze überhaupt zu ho Verliere dadurch an Kraft. Sei ihm gestern Abend schon aufgefallen.

Sie duckte sich keineswegs unter seinem Zorn. Aus der offenen Ruhe ihrer grauen Auc fragte es ihn: Verargst du mir, wofür ich nicht kann?

Und sie setzte sich und schlug die Pathétique auf. Er hatte sich dicht hinter sie geste so dicht, daß sein Rock ihren losen Haarknoten berührte — ohne daß sie den Kopf zur gezogen hätte. Er hatte noch nie unterrichtet. Viel zu egoistisch bequem, um sich für and um das zu bemühen, was er selbst mühelos besaß. Nun forschte er nach dem Weg um di benachteiligten kleinen Hand neue Möglichkeiten zu finden, Erleichterungen, Umgehung Stärkung, vor allem Ersatz des verlorenen Stützpunktes. Vorsichtige Streckenversu stufenweise Spannungen — er hatte Einfälle, steigerte sich im Entdeckereifer, überra sich selbst, wurde genial ... Sie begriff nicht rasch, doch in der Umsetzung des einmal faßten war sie geschickt, unerbittlich zäh im Verfolg eines Zieles. Einige Griffe glü bereits völlig, was er nie erwartet.

Er jubelte: Jeden Tag diese Übungen, und in einem Jahr ist es überwunden!

Nach den eben lebendig an ihr gemachten Erfahrungen notierte er mit seinem Tula-
nyon — ihrem Blick hatte er gefallen — neue Fingersätze in die Sonate, dabei erläuternd,
e der Fingersatz Rhythmus und Phrasierung bereits vorzubilden habe.
Melodie der auf und absteigenden Frage und Antwort entspann sich zwischen ihnen.
e redeten Musik miteinander. Vom Geheimnis der Tongeschlechter, vom arhythmischen
hweben, das jedem Rhythmus erst die volle Freiheit verleihe — von der ewigen Zweifels-
walt der Dissonanz, ewig die Überzeugtheit jenseitiger Harmonie suchend, wie der ge-
lene Engel das Angesicht Gottes ... Was sie, was er gesagt, das wußte er nicht mehr.
e hatte ihn erhöht — er sie beflügelt.
Hinter ihr stehend, mit beiden Armen über ihre Schultern hinweg, hatte er angefangen,
se und jene Stelle des letzten Satzes, den sie gestern so verfehlt, herauszuheben, hatte,
n sich selbst mitgenommen, weiter gespielt, schließlich mit ganzer Kraft beredt, neu ver-
hend und mitgerissen, mitreißend, bis zum Schluß.
Als seine Hände noch auf den Tasten lagen, deckten sich die ihren darüber — zitternd...
Bravo! Bravissimo! ertönte es von der sonoren Stimme hinter ihnen. Großartig ge-
ltet, Herr Baron. Und sogar im Stehen. Bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich
ch doch umgedreht! Madame Dörr saß mit ganzer Frontbreite ihnen zugekehrt, wollenes
rickzeug im Schoß, eine der Holznadeln quer durch die Kopfkrone gesteckt ...
Die Mittagssonne gellte zu allen drei Fenstern herein. Ein Kanarienvogel, den er bis
st nicht bemerkt, weil das Bauer verhängt war, begann loszuschmettern.
Madame Dörr hatte ihn aufgefordert zu Tisch zu bleiben, wenn er mit ihrer einfachen
usmannskost vorlieb nehmen wolle — es sei eben Samstag — Putztag —
Er hatte gedankt, banale Ausreden gebraucht — Brief schreiben — Koffersorgen — ob
e am Nachmittag wiederkommen dürfe —.
Gewiß, gewiß — zum Kaffee, hochwillkommen!

(Schluß folgt.)

Rede auf einen Dichter

Zu Hans Carossas fünfzigstem Geburtstag (15. Dez. 1928)

Von Paul Alverdes

Diese Rede wurde auf dem am 14. Dez. 28 von der Münchner Gesellschaft „Die Argonauten" zu Ehren Hans Carossas veranstalteten Bankett gehalten.

Wenn ich es nunmehr unternehmen darf, Ihnen, hochverehrter Herr Doktor Carossa, in dieser festlichen Stunde den Dank und die Wünsche unserer Gesellschaft auszu-
rücken, so werden Sie nicht, und wird niemand den anmaßlichen Versuch von mir erwar-
n, Ihre Werke gewissermaßen erläuternd und auslegend im einzelnen hier abzuhandeln.
nd so wäre vielleicht schon mit sehr Wenigem gesagt und getan, was sich heute und eben
st zu sagen und zu tun geziemt, wenn nicht das Zeitalter selbst, in welchem wir leben
llen, gerade bei dem Anlaß einer öffentlichen und gemeinschaftlichen Dichter-Ehrung
n deutlicheres und entschiedeneres Wort geböte. Denn es ist, um es gleich zu sagen,
n Zeitalter, das wie vielleicht keines vor ihm in der Geschichte unserer Nation und in
serer abendländischen Geschichte überhaupt so leicht und so getrost Dichter und ihr Wort
nint entbehren zu können, und das wie ganz gewiß keines vor ihm ihrer beider so bitter
twendig bedarf.

Zwar, ich sage nichts Neues, wenn ich dieses unsre das Zeitalter der Verwandlu und Gärung um und um, der Sternlosigkeit und der Götterferne nenne. Und Sie selb — wie Sie sich oft und oft unmittelbar an die Gegenwart wenden, — Sie selber nenn es eine Zeit, „welche ihres Glaubens nicht mehr sicher ist"; eine „beginnende Welt, welche die gültigen Feste noch nicht gestiftet sind." Aber jetzt zum ersten Male seit ei schon unausdenklich langen Zeit der wieder und wieder erneuerten Herrschaft des Gei im Abendland ist es, als sollten „gültige Feste" nie wieder gestiftet werden, scheint rings umher die grausigste Verwandlung zu vollziehen. Der abendländische Mensch z sich im Begriffe, von dem ehrwürdigen Bilde seiner selbst für immer zu scheiden.

Zwar, wir maßen uns nicht an, zu entscheiden, wo es mit dem Menschen überha hinauswolle oder gar müsse, nach welchem vorgeprägten Bild und Vorsatz er sich ein allemal zu entwickeln und zu entwandeln habe; auch ist es lange her, seit zuletzt die Bo aus einer höheren Welt sich der Irdischen erbarmten und ihnen selber, wie es heißt, Gesetze brachten, — und wieviele sind es denn noch unter uns, die sich vor den uralten Taf beugen? Aber soviel war noch immer zu verstehen, daß der Mensch aus der Unendlichk aus dem Tode kam und in den Tod, in die Unendlichkeit zurückkehren mußte, und es n ihm nicht gegeben, in der Spanne Lebens dazwischen, die er übrigens nur selten für Glückseligkeit selber halten mochte, auf seine Herkunft und auf seine Hinkunft zu vergeß Denn über ihm und rings um ihn her waltete das Unbegreifliche, das ewige Rätsel f und fort, und der Gedanke selbst in der eigenen Brust, das Gefühl, von dem die Se bebte, sie schienen eigentlich unerforschlich, ursprungslos und geheim.

Und dennoch gelang es dem entzückten Geiste des Menschen wieder und wieder, Rätsel, — nein, nicht es zu lösen, sondern sich selber hineinzubeziehen, sich selber gewiß maßen als ein zum Ganzen unentbehrliches Teil dieses Rätsels zu begreifen, es zu werd — und siehe nun war es kein Rätsel mehr, sondern er hatte sich, wie Sie es einmal a drücken „dem Geist aller Sonnen verbunden", und immer diente er nun „den Gängen ewigen Spiels".

In der Tat, es waren die Dichter vor allen, die es wieder und wieder unternahm und vermochten, diese Welt, lassen Sie es mich in seinem wörtlichsten Sinne sagen, dichter zu machen, sie zu dichten, indem sie den scheinbar unentwirrlichen, heillos verwirbe den Sternhaufen aller Erscheinung und allen Geschickes durchdrangen und durchschwan und das Entfernte mit dem Entfernten, das Unvereinliche mit dem Unvereinlichen verbinden, die Sekunde mit dem Jahrtausend und das Leben mit dem Tode selber in heili und gewissen Bezug zu setzen wußten. War diese dichtere, diese Dichter-Welt auch e Welt, zu welcher die kritische Vernunft nicht immer und nicht ohne weiteres Zug hatte, — und wann jemals vor unserem Zeitalter hat sie die Rolle einer Magd allens im Reiche der Kunst mit der einer Herrin vertauschen dürfen? — so war es doch eine W der Wahrheit, der tröstlichen oder schaudervollen, das gelte hier gleichviel, und das Le war wert beides: gerettet oder darangegeben zu werden.

Und darum sei es Wahrheit vor allem, hochverehrter Herr Carossa, für die Ihnen danken wir uns hier versammelt haben. Ich meine nicht jene Viertels- und hal Wahrheiten, jene äußerst genauen und auf ihre Weise redlichen Beschreibungen von Stü des Lebens, Stücken der Welt, in denen das Jahrhundert allerdings Meister geworden wie keines vor ihm, — sondern ganze Wahrheit der wahren Dichtung, Schöpfung in Schöpfung.

Es macht das hohe Glück des echten Gedichtes aus, daß es den Menschen sich sel wieder erkennen hilft. Handle es auch von entfernten, ja von verschollenen Bezirken Lebens, von fremder Gestalt, anderm Rang und Geschlecht als dem unsrigen, — noch s wir Kinder aus Geschlechtern über Geschlechtern von Ahnen, und der, wie Sie ihn nenn „immer werdende, immer sich erbauende, immer erscheinende Geist", der „in man Gespinst schlüpft und es belebt nach seiner eigenen Figur, um unbeirrt eine Strecke u

achsen" und sich alsbald wiederum in „das nächste Sinnbild seiner selbst zu verwandeln", er verwahrt ja die Erinnerung an unzähliges vorgelebte Leben wie die Ahnung aller künftigen tief im Geheimen in uns. Und nun ertönt ihm das dichterische, das Geistes-ort, das Wort seiner selbst, nun ist es als erwache Erinnerung in uns, ja es ist Erinnerung, chts anderes, die uns mit der unumstößlichen Gewißheit erkennen läßt, daß nun, ach, end-h, Wahrheit spricht und daß wir es selber sind, die da leben und leiden, durch das reichere eben mit immer reicherem Leben beschenkt, durch das Gedicht verwandelt in lauter Ge-cht. Nein es ist kein vorgestellter Reichtum, kein müßiges Gaukelspiel der Phantasie, ndern die gefangene Seele in uns, an den Tag, an die Person, an das Jahrhundert enn Sie wollen, oft wie mit ewigen Ketten geschmiedet — sie lüftet, sie entfaltet plötz-h Flügel in unserer Brust und schwingt sich auf, und an dem Reich „unermeßlicher reiheit", um das wie Sie sagen, „alle Dichter wußten", hat sie nun selber teil.

Und nun ist es dieses selbe Reich unermeßlicher Freiheit, oder doch, um es genauer aus-drücken, die Möglichkeit des Teilhabens daran, die wir durch das Zeitalter tödlich bedroht jen müssen. Wenn es nämlich wahr ist, daß es die großen Erschütterungen sind, seien sie udiger oder schrecklicher Natur, und die Nötigungen, ein Unbegreifliches immer wieder Unbegreiflich zu erleben und anzuerkennen —, wenn diese es sind, die den Geist des enschen bewegt und wach erhalten, so ist es ebenso wahr, daß unser weltstädtisches Zeit-er seine vornehmste Aufgabe darin erblickt, den Menschen eben davor zu behüten. Ich rf mir den Nachweis im einzelnen erlassen wissen, wie sich alle, vielleicht schaurigen, er doch vom ewigen Geheimnis der Schöpfung und Verwandlung umwitterten Ereig-rse des Lebens und des Sterbens immer mehr wie außerhalb der Welt vollziehen müssen. „Schön ist es immer anzuschauen, wenn den rohen Menschen das Ewige anfällt! —" en Sie uns, „ehren wir jede Erleuchtung, jeden verwandelnden Schrecken!", und den hmerz der Seele, „der den Menschen dahin verhärtet, wo es kein Hungern, kein Frieren, ne Tränen mehr gibt", der „Trost und Wohltat mit weihender Beschwörung zurück-nisen muß". Sie nennen ihn „das letzte große Heiligtum des Menschen, jedem höchsten nius verwandt". Aber vor eben diesem Schmerz stellt sich das Zeitalter blind oder es „rschwatzt" ihn in der Tat, und wie es jeder leiblichen Heimsuchung immer klüger zu ent-gnen weiß, so möchte es das höchste Ziel, ja die Glückseligkeit der Menschheit selber in er vorgetäuschten Schmerzlosigkeit des Daseins überhaupt erblicken. Vorgetäuscht, sage denn solange es noch nicht gelang, die schicksalsvollen Verwandlungen des Alterns und Todes selber auszurotten, muß sie das Leben immer heilloser verfälschen.

Und ferner: wer von uns in den Städten, wenn er sich nicht eigens aufmacht, ihnen zu begnen, wer gewahrt noch die Sterne über sich, ahnt noch die Schauer der Erden-Nacht, Gewalt des Windes, Regens und Frostes und den zugleich beseligenden und bestürzen-Wandel der Jahreszeiten? Seit Generationen wurden wir gelehrt, uns über nichts hr zu wundern, das man, wie es hieß, „erklären" konnte, und zugleich nichts mehr eigent-li zu bewundern. Eine Art von falscher Wissenschaftlichkeit, deren Leistung allzuhäufig n: darin bestand, alte Flaschen und Schübe mit immer neuen Etiketten zu bekleben, tat ei übriges; hatte man nur einmal über die Substanz eines Sternes, über seine Gas-u. Schlackengestalt etwas in Erfahrung gebracht, wie schnell hatte es mit dem ganzen Firmament nichts weiter Staunenswertes mehr auf sich, oder es ging, allenfalls wie es den Knaben in den Verwandlungen einer Jugend erging: „weil man den heiligen Sinn der Zahl verkannte, so glaubte man das Ewige bis hinter die Sonnen und Monde verlegen zu müssen."

Lassen Sie mich fortfahren, es mit Ihren Worten auszusprechen, wohin es mit uns ge-kommen ist: „Stoffgebundene Führer", sagt der ahnungsvolle Unsichtbare im Landshuter Dom, „stoffgebundene Führer überliefern ein ganzes Zeitalter der Stofflichkeit ... Laß die menschliche Gemeinschaft nur noch aus Tageswerk und Emsigkeit bestehen, nimm die großen Versonnenen aus dem Gedächtnis der Erde, zerbrich den Ring der Eingeweihten,

vernichte für immer die ewig neu bildsamen Gesichte des Altertums, schließe jede Schu die dann und wann einen Jugendlichen zum Schauen und Ahnen ermutigt, — was bleib Bequemer wird man leben, ja, und leichter, — o wie einem dem man sein Blut nach u nach abläßt, so leicht wird allen Menschen, traumlos ist ihr Schlaf, traumlos ihr Wach keiner merkt es, wie sein Auge den uralt schönen Tiefenglanz verliert und flach vergla

Ja, Flachheit und Nüchternheit sind es allerdings, deren täglich erneuerter Triump uns grausen macht. Ich kann damit nicht jene Nüchternheit meinen, die Hölder mit dem Beiwort heilig verband, sondern jene aus Enge und Roheit geborene Nüchte heit, die im Menschen schon nichts mehr als den Bestandteil einer ungeheuren Wirtschaf maschine zu erblicken vermag. Währt dieser Zustand lange fort, und die Zeichen sprech dafür, daß die kommenden Generationen nur immer entschiedener von jener falsch Nüchternheit, von jener gänzlich unsachlichen Sachlichkeit bestimmt sein werden, so w ein Geschlecht von Enkeln in unsern Städten hausen — leichter und bequemer allerdin von dem der immer sich erbauende Geist sich zugleich für immer abgewendet haben wi

Verwunderung und Erschütterung, ich darf es noch einmal wiederholen, erhalten d Geist des Menschen „wach und gesammelt" und führen uns wieder und wieder zu u selber, „worauf", wie Sie es gesagt haben, „worauf am Ende doch alles hinausge was wir Gnade nennen". Der städtische Mensch aber dieser und wieviel mehr noch d ommenden Tage, — wir fürchten, er wird sich weder über etwas zu wundern vermög noch von irgend etwas eigentlich erschüttern lassen. Aber nicht weil er zu klug, sond weil er zu stumpf geworden sein wird.

In einem solchen Zeitalter bedeutet echte Poesie, bedeuten, sage ich, Ihre Dichtung nichts Geringeres als noch einmal die volle und unverfälschte Wiederherstellung des Lebe ja seine Rettung selber in seiner Ganzheit. Noch einmal spielen und wirken alle Mäc der Schöpfung miteinander und ineinander, die heilsamen und die tödlichen, die seli und die verdammten, das Kreatürliche und das Dämonische und das Seraphische, n einmal haben wir teil an der ganzen Fülle der Welt, rerum visibilium et invisibiliu wie das alte Wort heißt, der sichtbaren und der unsichtbaren.

Für solche Wiederherstellung, hochverehrter Herr Carossa, haben Sie dank! Sie ha uns die Geschichte Ihrer Kindheit und die Verwandlungen Ihrer Jugend erzählt: O sich von der natürlichen Gestalt und Erscheinung des Menschen und seinem, — und bis welchem Grade! — auch stoffgebundenen Wesen auch nur im kleinsten zu entfern ja mit der Niederschrift scheinbar allerpersönlichster Begebnisse und Empfindungen ha Sie, echten Tiefsinn mit echter Heiterkeit zauberhaft durchwirkend und durchdringend alle wie mit der unverweslichen und unzerstörbaren Essenz unserer eigenen Jugend schenkt, und wer immer nun und wie lange er sich in diese Aufzeichnungen versenkt, immer wird er Ihnen für die seligste Begegnung mit einer ihm sonst längst verlore Gestalt und Erscheinung seiner selbst im tiefsten Herzen verbunden bleiben.

Sie haben uns ferner, Herr Carossa, mit Ihrem Rumänischen Tagebuch die schon wie die Sage selber gefaßte und wahrhaft menschliche, weil zugleich über den Tag und Stunde erhabene Beschreibungen Ihrer Abenteuer auf jenem Feldzuge geschenkt.

„Widersinnige Taten, was bedeuten sie anders als gewaltsame Erkundungen beim Sc sal?", lasen wir einmal in den Verwandlungen Ihrer Jugend und in der Tat: in unvergeßlichen Hymnen Glavinas, die da anheben: „Lasset uns den Hügel bauen am B Kishavas, ein Mal den Getöteten auf der bereiften Felsen- und Wacholderflur! Gesetze treu ohne Klage, unbemerkt, bluteten sie hin auf den fremden Steinen, wo Eichbaum grünt!" — mit diesen Hymnen, ja mit dem ganzen uns allen längst teuer wordenen Buch, dessen erhabenen Schluß sie bilden, haben Sie den Toten und den lebenden jener „gewaltsamen Erkundungen" unseres Volkes beim „Schicksal" das ur gänglichste Denkmal gesetzt.

Seien Sie bedankt, hochverehrter Herr Carossa, und seien Sie endlich bedankt für alles undene Wort und Gedicht, von denen manches schon unter uns umgeht, von Freund Freunden und von beschenktem Herzen zu Herzen, die wir beschenken wollen. Denn ind, wie Sie es einmal von andern gesagt haben, „herzgeboren, geladen mit der Kraft zer Geschlechter, vergleichbar den radioaktiven Elementen, anziehend die Kräfte der t und Fluten von Erneuerung verströmend." Sie sind „mächtig genug, um das Schwung- auch der ermüdetsten Seele neu anzutreiben"!

s ist mir zum Schlusse noch übrig, Sie im Namen unserer Gesellschaft nun zu bitten, es von Ernst Penzoldt geschaffene Bildwerk als ein sichtbares Zeichen des Dankes der Verehrung von uns anzunehmen. Sie haben uns hundertfach, hochverehrter r Carossa, mit dem Bild und Gleichnis unserer selbst beschenkt: nehmen Sie es denn ein freundliches Gleichnis, wenn wir heute Ihnen mit der Verehrung Ihres eigenen bes entgegnet haben wollen.

Neuerscheinungen

manuel Stickelberger: „Reformation. Ein Heldenbuch." (Grethlein & Co., Leipzig, Zürich.) „Ein protestantisches Gegenstück zu Gobineaus Renaissance", wie Umschlag behauptet? Nein, das sind Holzschnitte, aber keine guten. Sie sind nicht nal derb, sie sind nur plump. Um wie viel feiner sind die einschlägigen Episoden in .F. Meyers „Amulett"! Wie unendlich mehr Geist steckt in Thomas Manns „Fiorenza!" ız zu schweigen von dem in Deutschland ‚trotz Rudolf Borchardts großartiger Ein- etschung, immer noch unbekannten Walter Savage Landor! Bei Landor sehe man sich nal die imaginäre Unterhaltung zwischen Heinrich VIII. und Anna Boleyn an, oder zwischen Prinzessin Marie und Prinzessin Elisabeth, oder zwischen Oliver Cromwell Sir Walter Noble (Borchardt hat sie übersetzt, Verlag Rowohlt), das ist großer Stil! kann man nur so etwas Einfältiges machen wie das Gespräch zwischen Julius II., hel Angelo und Ignatius bei Stickelberger! (Nebenbei: bei Anrufung von Heiligen ht man im Lateinischen seit fast 2000 Jahren nicht den Nominativ, sondern den Vokativ. te 229 heißt es: Sanctus Macchiavellus, ora pro nobis!)

Im wieviel geistvoller und vornehmer ist Levin Schückings „Luther in Rom", e 1870 zum erstenmal erschienen, eben neu aufgelegt wurde (Paul Müller, München, zleinen M. 6,50)! Auch Schücking stellt die kämpfende Reformation der triumphieren- Renaissance gegenüber, in Dialogen, die den Vergleich mit denen Gobineaus nicht zu duen haben. Die eigentliche Handlung ist stellenweise von einer Grellheit, die den Film vegnimmt. Aber das geistige Niveau ist beträchtlich und bleibt gewahrt. Schücking ıüht sich, beiden Teilen gerecht zu werden, Rafael und Luther. In den letzten Jahren ir mehrere Romane von Schücking neu gedruckt worden. Mit Recht. Ein Schriftsteller, et Hebbel die Palme der Novelle zuerkannte, verdient es, der Vergessenheit entrissen verden. Seine Werke gehören wirklich zur „besten Unterhaltungsliteratur, die Deutsch- ch je besessen hat" (Bartels).

. Mereschkowsky, Napoleon (Leipzig, Grethlein, 10,50 M. Leinen). Wer durch il Ludwigs „Napoleon" enttäuscht worden ist, mache einen Versuch mit Mereschkowsky. ht, daß nicht auch bei ihm eine Menge Kitsch stünde, z. B. die Gedichte, die Leitmotive ser, Pietra Santa, rückerinnerndes Wissen usw.), die Vergleiche (mit Ödipus, Apollon, Tyhsos, Demiurgos, Mithras, Jeanne d'Arc u. a.), das viele Präsens, das zum Sen- ionellen verführt. Mereschkowsky ist den Quellen gegenüber kritiklos, er fällt noch auf e Glanznummer der napoleonischen Legende herein, anderseits fehlen wichtige authen- he Quellen, wie das Gespräch mit Metternich, die Rüffelung des Senats. Ich möchte

ein Napoleonbuch in der Art der braunen Langewieschebände, nichts als Quellen, du knappste Überleitungen verbunden. Wir wollen Geschichte, und die Herren Auto geben uns nur Feuilletons! Von diesen Einwänden abgesehen, ist Mereschkowsky immer lesenswert, wie alles über Napoleon. Er gibt wenigstens seine Quellen an, leider fast Franzosen und ein paar Engländer. Lanfrey kennt er nicht, von der deutschen Litera über Napoleon nur Fournier. Wenn so einseitige Quellenkenntnis und so kritiklose Quell benützung durch eine mythologische Phantasie ergänzt werden, kann nicht viel mehr hera kommen als eine wenn auch geistreiche Konstruktion. Aber einen besseren Begriff Napoleon als bei Ludwig bekommt man doch.

„Wir wollten ihn pflichtschuldig ‚Herr Hofprediger' anreden; — ‚Das wär noch bes Ihr habt keinen Hofprediger — den kann sich nur der Kaiser leisten; ihr seid Schafe habt einen Hirten, einen Pastor.' — ‚Konsistorium? — nein! Gott soll mich behüt Keinen Schritt mehr! Weißt du, was die da drin tun? Sie sitzen an einem langen grü Tisch mit dürren, klapsigen Fingern und passen auf, wo sich irgend Leben zeigen w und dann schlagen sie drauf, bis alles mausetot ist.'" Die beiden Züge malen den Ma Emil Frommel, den „Gottesfreund für unsere Zeit", wie ihn sein Biograph Theod Kappstein nennt. Ich habe das Buch (Gotha, Leopold Klotz, Leinen, 8 M.) mit hagen gelesen und mich an dieser „Natur" gefreut. Die drei im Anfang gebrachten B träge (Leben und leben lassen; Diogenes mit der Laterne; Sebaldus Notanker) geben e Ahnung, wie er gesprochen hat. Kappstein ist ihm seit seiner Konfirmation besonders n gestanden; er war der gegebene Mann für diesen schönen Lebenslauf.

Greif-Almanach 1929 (Cotta, 1 M.) enthält u. a. Beiträge von Sudermann, K Rosner, Frank Thieß, Wilhelm Stücklen, August Winnig, Rudolf Herzog, Friedrich Kircheisen (Napoleon in Tilsit), Hans Joachim Moser (Schubert).

Der „Mainbote von Oberfranken" wurde hier alljährlich als der beste bayeri Heimatkalender empfohlen. Auch der Jahrgang 1929 ist vortrefflich. Er bringt eine Fi von Beiträgen, u. a. von Kuni Tremel-Eggert, Wilhelm von Schramm, Ernst Wei ist auch wieder sehr nett illustriert und kostet nur 70 Pf. Hätten wir doch für jeden deutsc Stamm einen so guten Kalender!

Englischer Sprachkalender 1929. Dieser originelle Abreißkalender erscheint sc im 4. Jahrgang. Er bringt, doppelseitig bedruckt, Gedichte, Dialoge, kurze Geschich Märchen, eine Geschichte von Jack London, auch Grammatik (ohne diese auszukomm behauptet nur der Schwindler). Er wendet sich an Leute mit Vorkenntnissen, setzt aber o nicht zu viel voraus. Ich benütze ihn im ersten englischen Kurs nebenbei (William Will Verlag, Hamburg, 3 Mk.).

Blodigs Alpenkalender 1929. 100 Bilder mit Begleittexten, 4 einfarbige, 2 far Kunstdruckblätter, 4 Anstiegsblätter (Totenkirchl), 2,80 M. (München Verlag Paul Müll Die Aufnahmen sind gut, die Wiedergaben auch, Blodigs Begleitworte immer angen zu lesen, Ost- und Westalpen sind mit fast allen Gebieten vertreten. Mir ist dieser liebste Alpenkalender.

Darf ich den Bayerischen Hauskalender des Verlags Knorr & Hirth empfehl Ich habe nämlich einen Beitrag beigesteuert. Aber dieser Versuch, das Stadtbild Memmingen mit Worten nachzuzeichnen, füllt von den fast 250 Seiten des Kalenders achte. Die anderen sind alle von Alexander Heilmeyer zusammengestellt und wiede ausgezeichnet. Er bringt so Vieles, daß er jedem etwas bietet, und kostet nur 1,25 M

Rosenheim Josef Hofmiller

Redaktionell abgeschlossen am 22. Dezember 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hü in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Pf bei Pforzheim.

Mord und Justizmord

Aus der Vorgeschichte von Sarajewo und des Königreichs Jugoslawien

Von Milosch Boghitschewitsch in München

Vorwort

Bereits in meinem Buche „Kriegsursachen" (Zürich 1919) habe ich auf verschiedene für die Beurteilung des Weltkrieges wichtige Tatsachen der neuesten Geschichte erbiens hingewiesen. Meine weiteren in französischer Sprache erschienenen Veröffentchungen über den „Prozeß von Saloniki" (Paris 1927)[1]) und über den Hauptangeklagten diesem Prozeß, Oberst Dimitriewitsch-Apis (Paris 1928) haben weitere Einzelheiten zum erständnis der Vorkriegsgeschichte Serbiens und seiner politischen Methoden gegeben. In r vorliegenden Abhandlung sind diese beiden Studien zusammengefaßt und durch zahliche Ergänzungen erweitert.

Gerade die neuesten Ereignisse in Jugoslawien zeigen, wie wichtig es ist, ihre Vorgeschichte und Art und Wesen der Personen kennen zu lernen, die heute im Lande die aßgebende Rolle spielen; denn sie stehen im ursächlichen Zusammenhang mit den in eser Abhandlung dargestellten Vorgängen. Die erste Beurteilung dieser Ereignisse in r ausländischen Presse, besonders in der deutschen und englischen, ging je nach der poischen Einstellung im eigenen Lande von grundsätzlichen Gesichtspunkten aus, die mit n besonderen heutigen Verhältnissen in Jugoslawien nichts zu tun haben. Wer die Veriltnisse in den Balkanstaaten nur einigermaßen kennt und willens ist, sie so darzustellen, ie sie wirklich sind, der weiß, daß sie nur aus sich selbst heraus richtig beurteilt werden nnen, daß sie mit den west- und mitteleuropäischen Begriffen der Demokratie, des Parmentarismus oder der Notwendig eit von Diktaturen nichts gemein haben, und daß s sog. Staatsinteresse daselbst in den meisten Fällen nichts anderes als der Selbsthaltungstrieb einzelner die Macht in Händen haltender Personen oder Cliquen ist.

Jedes Lob und jeder Tadel über diese neueste Diktatur, die mit den anderen in Europa stehenden Diktaturen in keiner Weise verglichen werden kann, ist an die unrichtige dresse gerichtet und zeugt von Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse. Die Absichten ögen bei einem solchen Umschwung im Prinzip und nach Ansicht der kritischen Beteiler noch so gut sein, jedenfalls ist es eine Selbsttäuschung, wenn man an den Ernst id die Aufrichtigkeit der Reform- und Besserungsabsichten von Personen glaubt, die, ie die heutigen Machthaber in Jugoslawien, politisch und moralisch so schwer belastet id. Eine solche Selbsttäuschung, die etwa aus dem Gedanken einer Seelenverwandtschaft politischen Kombinationen und Annäherungsversuchen mit einem solchen Regime hren könnte, könnte höchst nachteilige Folgen nach sich ziehen.

An dieser Stelle erachte ich es für meine Pflicht, nachdrücklichst zu betonen, daß sich e Veröffentlichung nicht gegen das serbische Volk selbst richtet, das in seiner großen Masse esen politischen Methoden und Intrigen fernsteht und das in einem fast ununterbrochenen riegszustande von sechsjähriger Dauer hervorragende Beweise seiner Tüchtigkeit, Entgung und Ausdauer geliefert hat.

Aber auch die durch die Friedensverträge dem Königreich Serbien angegliederten Volksimme, insbesondere die der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie entstammen- n Staatsangehörigen des jugoslawischen Staates haben ein besonderes Interesse, mit

[1]) Vgl. die Besprechung von Edith Durham im Septemberheft 1927 der S. M.

den Zuständen, die vor der Gründung des neuen Staates in Serbien herrschten und d gegenwärtigen Zustände überhaupt erst ermöglichten, auf das genaueste bekannt zu we den, damit sie in Zukunft auch ihrerseits dazu beitragen, solche Zustände unmöglich machen. Gerade von diesem Gesichtspunkte aus erachte ich es für meine Pflicht, im I teresse aller Teile des neuen Staates auf diese Umstände besonders hinzuweisen.

Zur Veröffentlichung gelangt ein Kapitel der neuesten serbischen Geschichte, das vo menschlichen, vom juristischen und vom politischen Standpunkte von besondere Interesse ist. Aber auch für verschiedene Zusammenhänge, die sich auf Fragen üb die Ursachen des Weltkrieges beziehen, ist die Erörterung dieser in der breiteren der schen Öffentlichkeit bis jetzt so wenig bekannten Begebenheiten von Bedeutung, zum sie in gewisser Beziehung die unmittelbare Veranlassung zum Weltkriege selbst gegeb haben. Es handelt sich um den sog. Prozeß von Saloniki, der gewisse Ereignisse, die s in Serbien unmittelbar vor und während des Weltkrieges selbst abgespielt haben, in b sonderem Lichte erscheinen läßt. Im Mittelpunkt dieser Ereignisse steht der serbische G neralstabsoberst Dragutin Dimitriewitsch, genannt Apis. Es unterliegt heute keine Zweifel mehr, daß Dimitriewitsch der geistige Urheber des Attentats von Sarajewo g wesen ist, daß er sich zur Erreichung seiner politischen Ziele terroristischer Methoden b diente und daß er, berauscht von seinen Erfolgen, nicht nur schon vor dem Kriege die Ermo dung König Ferdinands von Bulgarien, sondern auch während des Krieges die des Köni Nikolaus von Montenegro, des Königs Konstantin von Griechenland, ja sogar, trotz äuße geringer Erfolgsaussichten, die Ermordung Kaiser Wilhelms II. ins Werk zu setzen such

Auf der anderen Seite zeigt uns dieses letzte Kapitel der Geschichte Serbiens, daß gera dieser Mann entscheidenden Einfluß auf die politische und militärische Entwicklung sein Landes in dem Sinne ausgeübt hat, daß die Verwirklichung des großserbischen Ideal d. h. der Vereinigung aller Südslawen unter dem Königreiche Serbien, aus der Phe theoretischer Erörterungen herausgetreten ist und sich in die Wirklichkeit umgesetzt h Gerade aus diesem Grunde zeigt sich in den weitesten serbischen Kreisen besonderes I teresse für diese historische Persönlichkeit. Die Behandlung, die Dimitriewitsch durch d serbischen Hof und die serbische Regierung zuteil wurde, hat dazu geführt, in Jugoslawi die Sympathien für ihn zu erhöhen.

Auch diese Zeilen bezwecken u. a., ein besseres Verständnis dieser eigenartigen, ein dopp tes Wesen in sich bergenden Persönlichkeit zu ermöglichen, die von den einen als Nation held gefeiert, von den andern als Mörder und Urheber alles Unglücks verdammt wi

Aus der neueren serbischen Geschichte

Die politische Geschichte Serbiens der neueren Zeit (19. und 20. Jahrhundert) mu wie ein Stück Mittelalter an. Jedes Geschichtswerk des 19. Jahrhunderts gibt über di blutgetränkte Geschichte Auskunft. Die persönlichen und politischen Skandale der Leiter Geschicke des serbischen Volkes sind noch in frischer Erinnerung. Akte der Gewalttätigk des Treubruchs, der Charakterschwäche, der Undankbarkeit, der Selbstüberhebung, des M gels an Loyalität und Takt haben im Lauf der Jahrzehnte nicht nur die beiden sich befehd den und einander ablösenden Dynastien der Obrenowitsch und Karageorgewitsch, sond auch das monarchische Prinzip und den Staat selbst auf das schwerste bloßgestellt.

Der Gründer der heutigen Dynastie, Karageorg, der militärisch in den Aufständen ge die Türken Hervorragendes geleistet hat und dem die erste Befreiung Serbiens vom t kischen Joche zu verdanken ist, bediente sich des politischen Mordes als Mittel, um ihm p sönlich und politisch unliebsame Zustände nach seinem Belieben und zu seinen Gunsten ändern. Seine Eltern waren, wie behauptet wird, zigeunerischer Abstammung und

dgoriza in Montenegro, wo sein Vater Schmied (ein Hauptberuf der Zigeuner) esen sein soll, nach Serbien herübergewandert. Der junge Karageorg, in Wisch- a in Serbien geboren, verdang sich in jungen Jahren einem türkischen Aga, der Mord und ub gewerbsmäßig betrieb. Als ihm der Boden zu heiß wurde, ging er nach Österreich, in den österreichischen Militärdienst und brachte es bis zum Unteroffizier. Seine unstete impulsive Natur ließ ihn nicht ruhen. Er desertierte und kehrte nach Serbien zurück. nahm an den Aufständen gegen die Türken teil (1806—1810) und errang bald die füh- de Stellung in den Kämpfen. Als die Türken sich anschickten, mit neuen Kräften Aufstände in Serbien Herr zu werden und Rußland, seiner Kämpfe mit Napo- n wegen, nicht mehr in der Lage war, die Serben mit Geld und Waffen zu unterstützen, ließ Karageorg abermals das Land (1813). Einem anderen aus dem serbischen Bauern- de stammenden Manne, Miloš Obrenowitsch, dem Gründer der späteren Dynastie enowitsch, war es vorbehalten, das von Karageorg begonnene Werk fortzusetzen und olgreich durchzuführen (1815/16). Manche Taten Karageorgs fanden nur in seiner jäh- igen, hemmungslosen und anormalen Natur ihre Erklärung. Er setzte in einem An- von Jähzorn seiner Mutter einen Bienenstock auf den Kopf. Seinen Vater ließ er n, als sich dieser weigerte, mit ihm zu fliehen. Seinen Bruder im Streit zu erstechen de er von seiner Umgebung noch gehindert. Als Karageorg unter der Herrschaft Miloš enowitschs abermals nach Serbien zurückzukehren versuchte, ließ ihn dieser, angeblich Befehl Konstantinopels, ermorden und sandte seinen Kopf dem Sultan.

innerpolitische Zwistigkeiten brachten es mit sich, daß Fürst Miloš 1839 gezwungen de, das Land zu verlassen und sein jugendlicher Sohn, Fürst Michael, zum Herrscher ählt wurde. Aber schon nach kurzer Zeit wurde auch er genötigt abzudanken. Serbien damals noch ein von der Türkei abhängiges Wahlfürstentum. Erst 1856 wurde es h den Pariser Vertrag ein halbsouveräner Staat, und später auch als Erbfürstentum der Türkei anerkannt. Die höhere Beamtenschaft, durch deren Intrigen die Obreno- che damals vertrieben wurden, übertrug 1842 Alexander, dem Sohne Karageorgs und er des nachmaligen Königs Peter von Serbien die Fürstenwürde. Dieser im ensatz zu seinem Vater unbedeutende Herrscher hielt sich bis 1858. Auch unter seiner ierung kam es wiederholt zu Aufstandsversuchen, die blutig unterdrückt wurden[1]).

ürst Miloš Obrenowitsch, eine durch scharfe Bauernklugheit ausgezeichnete Persön- eit, wurde abermals zum Fürsten gewählt (1858) und hat viel zur Ertüchtigung des waltungsapparates beigetragen. Während Karageorg in militärischer Beziehung als nder des jungen Staatswesens gelten muß, kann Fürst Miloš als Gründer in politi- und staatsmännischer Beziehung bezeichnet werden.

ach seinem Tode 1860 folgte ihm abermals sein Sohn Fürst Michael, der als Persönlich- wegen seines vornehmen und charaktervollen Wesens ungemein beliebt war. Er ar- te an der Festigung des jungen Staatsgebildes erfolgreich weiter und ist sein erster ilicher Herrscher im modernen europäischen Sinne gewesen. Fürst Michael trug sich großen Plänen, alle serbischen Stammesgenossen, ja sogar alle Südslawen (auch Bul- n und Kroaten) unter seiner Regierung zu vereinigen und war somit der Begründer großserbischen Idee. Durch seine Ermordung (1868), die dem persönlichen Ehrgeiz des maligen Fürsten Alexander Karageorgewitsch Platz schaffen sollte, wurden diese zügigen Pläne zunichte. Gerade diese weittragenden nationalen Pläne machen ahrscheinlich, daß die eine oder die andere Großmacht in irgendeiner Weise bei Ermordung ihre Hand im Spiele hatte[2]), aber gewiß ist, daß Fürst Alexander Kara-

[1] Katanska buna 1844 (Aufstandsversuch aus Österreich herübergekommener Anhänger des en Miloš Obrenowitsch), verschiedene Attentatsversuche.

[2] Z. B. durch Duldung politischer Umtriebe auf eigenem Gebiete, wie dies z. B. vor der Er- ung König Alexanders bei Österreich der Fall war, oder durch Geldzuwendungen, wie wir es er Ermordung des Fürsten Michael von der Türkei wissen, die durch ihren Vali (Gouverneur)

georgewitsch die Ermordung angeordnet hat. Denn unter den Mördern befanden sich n
Verwandte des Fürsten und Anhänger seiner Familie. Auch die amtlichen Protokolle f
den Prozeß gegen die Mörder[1]) und die Erklärung des Parlamentes lassen keinen Zwe
darüber, und selbst die amtlichen Konsularberichte der ausländischen Konsuln in Belg
sprechen dies aus, so namentlich der Bericht des österreichischen Generalkonsuls von Kall
der am 9. 10. 68 auf dem österreichischen Schiffe „Maximilian" einer Konfrontation
Fürsten mit einzelnen Angeklagten beigewohnt hat. In diesem Berichte heißt es:

„Was meine persönliche Impression betrifft, so konnte ich nunmehr keinen Augenblick zweif
daß Alexander Karageorgewitsch an der Ermordung des Fürsten Michael nicht nur teilgenom
hat, sondern auch Urheber derselben gewesen ist."[2])

Dem Fürsten Michael folgte sein minderjähriger Neffe Milan Obrenowitsch unter ei
Regentschaft auf dem Thron. Während seiner Regierung wurde Serbien 1878 auf Gr
des Berliner Vertrages unabhängiges Fürstentum und 1882 Königreich. Auch gegen Kö
Milan wurden zwei Attentatsversuche unternommen. Der Aufstand von Zajetschar wurde bl
unterdrückt. König Milan war sehr begabt und erfreute sich großer Beliebtheit auch bei
anderen Höfen. Er hat viel für Gesetzgebung und Verwaltung des Landes getan, für
Hebung der Volksbildung, der Volkswirtschaft, vor allem aber für die Reorganisation
Armee nach seiner Abdankung in seiner Eigenschaft als Kommandant der aktiven Ar
(seit Ende 1897). Seine Ehescheidung, die gewaltsame Entfernung seines einzigen Soh
des späteren Königs Alexander von seiner Mutter in Wiesbaden, Königin Nathalie, ei
gebürtigen Russin, seine Abdankung in den besten Jahren (1889) nur dieser Famili
zwistigkeiten wegen, die Ausweisung Königin Nathalies aus Serbien, haben das m
lische Ansehen auch dieser Dynastie und damit mittelbar das des Landes schwer geschäd
Seine Österreichfreundlichkeit und sein Konflikt mit seiner Gemahlin trugen ihm
Feindschaft Rußlands ein.

In solcher Umgebung aufgewachsen und wahrscheinlich auch von Natur aus so veranl
hat König Alexander Obrenowitsch, der wie sein Vater minderjährig auf den Thron k
schlechte Charaktereigenschaften gezeigt, die sich über kurz oder lang auch an ihm bi
rächen mußten. Noch nicht großjährig, setzte er in hinterhältiger Weise durch einen Sta
streich die aus alten und erfahrenen Leuten bestehende Regentschaft ab und gab
durch der Armee ein böses Beispiel der Mißachtung der Verfassung und der Insub
nation (1893). Ohne auf die politischen Tendenzen und Neigungen seines Volkes Rück
zu nehmen, wähnte er sich befugt, aus eigener Macht das Land zu regieren. Seine H
mit Draga Maschin, einer Frau, die in keiner Weise die sittlichen Eigenschaften einer K
scherin besaß, setzte seiner Eigenmächtigkeit die Krone auf. Das hochfahrende und her
fordernde Benehmen der neuen Königin und ihrer Geschwister, die Komödie der Schwan
schaft und die blutige Unterdrückung von Studentendemonstrationen im März 1903
endlich die neue Suspendierung der Verfassung (6. April 1903) steigerten die Erbitte
immer mehr. Namentlich war es aber das Verhalten König Alexanders nach seiner H
gegen seinen Vater, der in unermeßlicher Liebe an seinem Sohne hing und durch d
unbedachte Heirat seelisch gebrochen war, sein herzloser Befehl, seinen Vater selbst z
schießen, falls er es wagen sollte, die Grenze zu überschreiten, was im Offizierkorps,

---

von Bosnien, Osman Pascha, den Anhängern des Fürsten Alexander Karageorgewitsch 500
katen zur Herbeiführung eines Regimewechsels in Serbien zur Verfügung gestellt haben soll.
Österreich legte damals dem Fürsten Alexander gegenüber, trotz des gegen ihn vorliegenden
belastenden Materials, großes Entgegenkommen an den Tag. Dies alles will freilich nicht be
und ist auch kein Beweis, daß diese Staaten auf die Ermordung hingearbeitet haben.

[1]) „Sud ubicama Kneza Mihaila" (Gerichtsverhandlungsprotokolle gegen die Mörde
Fürsten Michael), Belgrad 1868.

[2]) Bericht vom 13. Oktober 1868 Nr. 65 Wiener Hof- und Staatsarchiv.

ondere bei den König Milan ergebenen Offizieren, den Gedanken aufkommen ließ, an nig Alexander Rache zu nehmen. Persönliche Motive spielten auch in diesem Fall die uptrolle. Die Ereignisse überstürzten sich in rascher Folge. Am 11. Juni 1903 erfolgte Ermordung des serbischen Königspaares und damit auch die des letzten Obrenowitsch[1]). Die Verschwörung wurde innen- und außenpolitisch und was die Ausführung selbst rifft sorgfältig vorbereitet. Innenpolitisch mußte vor allem darauf Bedacht genommen rden, etwaige Unruhen oder gar einen Bürgerkrieg zu verhindern, um keinen Vor- nd zu fremder Einmischung zu geben. In diesem Sinne und mit Rücksicht darauf, ß sie die stärkste Partei im Lande war, mußte die radikale Partei, die an der Ausfüh- ng der Tat selbst nicht unmittelbar beteiligt war, nach dem Umsturz zur Mitarbeit angezogen werden. Außenpolitisch mußte man auf das Morsche der bestehenden stände hinweisen, um auf den bevorstehenden Umsturz als auf etwas Natürliches vor- bereiten. Vor allem mußte man sich der stillschweigenden Zustimmung Österreich- garns vergewissern, um nicht der Gefahr einer militärischen Intervention ausgesetzt sein. Die Durchführung dieser außenpolitischen Aktion wurde dem ehemaligen ser- chen Finanzminister Wukaschin Petrowitsch, einem Vertrauensmanne Österreichs mals in Wien), und dem Vetter des Prinzen Peter Karageorgewitsch und späteren sandten in Konstantinopel, Jascha Nenadowitsch (damals ebenfalls in Wien), anvertraut. Von österreichischer Seite wurden diese Besprechungen vom Chef des Informations- reaus des K. und K. Ministeriums des Äußern, Heinrich Müller von Rogoj, dem späteren sterreichischen Zivilagenten für Mazedonien, geführt. Eine genaue Kenntnis der öster- chisch-ungarischen Regierung darüber, daß das serbische Königspaar ermordet werden te, oder gar eine Zustimmung dazu ist nicht anzunehmen. Sicher ist aber, daß der öster- chisch-ungarische Minister des Äußern, Graf Goluchowski, auf König Alexander wegen ner Unaufrichtigkeit und Lügenhaftigkeit bei seinen Heiratsprojekten und wegen seines rhaltens gegen seinen Vater sehr schlecht zu sprechen war, daß sich die österreichische Regie- ng den damaligen serbischen politischen Emigranten gegenüber, die sich in Österreich oder Ungarn aufhielten, wohlwollend verhielt und sie sogar gegen serbische Auskundschaftungen nd Belästigungen in Schutz nahm[2]), sicher ist ferner, daß sie die Zusammenkünfte, die nsturzbesprechungen und Vorbereitungen auf ihrem Gebiet stillschweigend duldete, ob- hl sie davon Kenntnis haben mußte[3]). Fest steht ferner, daß Herr Müller bei seinen sprechungen mit Nenadowitsch eine eigenhändig geschriebene, kurz gefaßte Loyalitäts- rklärung des Prinzen Peter gegen Österreich-Ungarn entgegennahm, der ein ausführ- hes Begleitschreiben Nenadowitschs beigefügt war, für den Fall, daß Prinz Peter König von Serbien werden sollte[4]). Österreich-Ungarn war die erste Großmacht, die das neue Re- gime in Belgrad anerkannte (vgl. das ungewöhnlich freundliche Telegramm Kaiser Franz Josephs) und ihm jede mögliche Unterstützung zuteil werden ließ[5]).

[1]) Eine aufschlußreiche Schilderung der Verschwörung mit vielen Einzelheiten der Vorbereitung, des Milieus, der Einstellung und der Charaktereigenschaften der handelnden Personen bringt das Buch von Dragischa Wasitsch „1903, Der Maiumsturz", Belgrad 1925 (serb. Text), ein Buch, das freilich nicht auf die politischen Verhandlungen in Wien eingeht, von denen der Verfasser keine Kenntnis zu haben scheint.

[2]) Wien, Budapest, Semlin (Grenzstadt), Schutz vor tätlichen Angriffen, Schutz ihres Briefgeheimnisses, vollkommene Bewegungsfreiheit u. a. m.

[3]) Zusammenkünfte des Prinzen Peter in Linz mit Verschwörern, sein mehrwöchentlicher Aufenthalt im Hotel Biegler in Mödling bei Wien, Zusammenkünfte Nenadowitschs in Wien u. a. m.

[4]) Persönliche Mitteilung Nenadowitschs, die nachträglich von österreichischer Seite bestätigt wurde. Vgl. M. Boghitschewitsch, Kriegsursachen, Zürich 1919, S. 16.

[5]) Erklärung des ungarischen Ministerpräsidenten Koloman Szell im ungarischen Parlamente, Stellungnahme der österreichisch-ungarischen Presse. Besonderes Entgegenkommen der österreichischen Regierung bei der Durchreise des zum König gewählten Prinzen Peter und seinem herzlichen Empfang auf dem Wiener Bahnhofe, wobei — sonderbare Ironie — hitzköpfige

Die Vorbereitungen zur Ausführung der Tat selbst waren ebenfalls bis in die klein Einzelheit vorgesehen. Das Hauptverdienst für das Gelingen dieser Vorbereitung gebührte, neben dem Obersten Maschin, dem damaligen Hauptmann Dragutin Dimitr witsch und dem Oberleutnant Antonije Antitsch. Von einigen Offizieren abgesehen, die für Beteiligung an der Verschwörung und für ihr persönliches Risiko eine Entschädigung v langten, haben die meisten sich an der Tat aus nach ihrer Überzeugung ideellen und patr tischen Gründen beteiligt. Vor allen zeichnete sich in dieser Beziehung, was Tatkraft der Durchführung und Selbstaufopferung betrifft, Dimitriewitsch aus. In manchen kr schen Augenblicken war es nur ihm zu verdanken, daß die Bewegung nicht ins Stocken geri Selbst in voller Betätigung fand er immer noch Zeit, bedrängten Kameraden behilflich sein oder sie vor unbedachten Schritten zurückzuhalten. Schwer verwundet, konnte er dem letzten Akte dieses Dramas, das mit der grausamen Ermordung des serbischen Königs paares endete, nicht mehr teilnehmen. Alle Roheitsakte bei der Ermordung selbst, wie z. das Hinauswerfen der Leichname aus den Fenstern u. a. m., hätten sich sicher nicht ereign wenn Dimitriewitsch an der Spitze derjenigen Offiziere gestanden wäre, die in das Schl gemach des Königspaares eingedrungen waren.

Prinz Peter Karageorgewitsch war über die Vorbereitungen der Verschwörung v Anfang an bis zu Ende genau unterrichtet. Er hatte in dieser Angelegenheit mehrere s bische politische Persönlichkeiten, u. a. auch Wukaschin Petrowitsch in Genf empfange Nenadowitsch hatte von ihm eine besondere Vollmacht erhalten, um sowohl mit dem öst reichischen Ministerium des Äußern als auch mit den serbischen Politikern und Verschwör offizieren verhandeln zu können[2]). Er war es auch, der kurz vor der Ausführung der T die nicht mißzuverstehende Erklärung abgab, „daß er den serbischen Thron nicht besteig werde, solange auch nur ein Mitglied der Dynastie Obrenowitsch am Leben sei"; denn au König Alexander gab es kein lebendes Mitglied dieser Dynastie mehr[3]). Auch war es sc einige Wochen vor der Tat selbst eine beschlossene Sache, außer dem Königspaare auch d Ministerpräsidenten, den Kriegsminister, den Minister des Innern und die beiden Brü der Königin zu ermorden[3]).

Die Einberufung des Parlamentes zur neuen Königswahl und die Wahl des Prin Peter Karageorgewitsch zum König waren reine Formsache, die mit freier Meinungsäu rung nichts zu tun hatte. Um den Verschwörern und der provisorischen Regierung e bessere Aufnahme zu verschaffen und um den Glauben zu erwecken, daß das serbische V die Befreiung von König Alexander und der Königin Draga dem an den Ereignissen g unbeteiligten Rußland verdanke, setzte sich der russische Gesandte Tscharikow bei den geordneten für die Wahl des Fürsten Peter zum Könige ein[4]). Aus Opportunitätsgrün

südslawische Studenten in den Ruf ausbrachen: „Es lebe der König von Kroatien". In dieser ziehung ist auch kennzeichnend, daß noch in der Mordnacht selbst von den österreichischen Behör alle Telegramme Nenadowitschs als Staatstelegramme befördert wurden. Ebenso das nach Tat veranstaltete Diner Nenadowitschs im Hotel Sacher zu Ehren des Chefs des Informati bureaus des K. u. K. Ministeriums des Äußern, von Müller, unter gegenseitigen Beglückwünsch gen. Der entsprechende Telegrammwechsel zwischen König Peter und Kaiser Franz Josep abgedruckt bei M. Boghitschewitsch, Die auswärtige Politik Serbiens 1903—1914, Bd. 1, heimakten aus serbischen Archiven (Berlin 1928), S. 1 f.

[1]) Erinnerungen Wukaschin Petrowitschs im Auszuge in der „Wiener Mittags-Zeitung" und „Wiener Allgemeinen Zeitung", Oktober 1923, veröffentlicht.

[2]) Vgl. Kriegsursachen S. 16.

[3]) Persönliche Mitteilung Jascha Nenadowitschs.

[4]) Vgl. Kriegsursachen S. 19. Der beste Beweis, daß die Ermordung König Alexanders Rußland eine Überraschung war, und daß es derselben völlig ratlos gegenüberstand, ist die Tats daß die russische Regierung der österreichischen vertraulich die Mitteilung zukommen ließ, daß sich einer Intervention und einer eventuellen Besetzung Belgrads durch Österreich nicht widerse werde. Vgl. Graf Berchtold, Die Richtlinien der österreichisch-ungarischen Politik in der Zeitsc

aus Gründen einer angeblichen Realpolitik haben die Großmächte, dem Beispiele
erreichs folgend, aber jede aus einem anderen Grunde, den durch Mord neugeschaffenen
tand in Serbien anerkannt. Rußland aus Gründen der Rivalität gegen Österreich[1]);
nkreich, um Rußlands Balkanpolitik nicht zu durchkreuzen, Italien wegen der verwandt-
ftlichen Beziehungen des italienischen Hofes zu König Peter, und Deutschland wie
öhnlich aus wirtschaftlichen Gründen, obwohl Kaiser Wilhelm die näheren Umstände
Umsturzes auf das schärfste verurteilte und von der neuen Dynastie nichts wissen wollte.
die englische Regierung versagte damals die Anerkennung und ordnete die Abberufung
s Gesandten an. Bekannt ist die an Schärfe die Ansichten aller übrigen Monarchen über-
ende Auffassung König Eduards, der über die Vorgeschichte der Ermordung und über
Rolle, die König Peter dabei gespielt hat, genau unterrichtet war. Alles, was bis jetzt
r die Verschwörung vom 11. Juni 1903 bekannt geworden ist, hat der Auffassung König
ards vollauf recht gegeben. Allerdings hat sich auch England später über alle moralischen
enken hinweggesetzt und gute Miene zum bösen Spiele gemacht.

)önig Peter, der in der serbischen Geschichte den Beinamen Peter der Große erhalten hat,
verdankt dieses Epitheton nur dem Laufe der Ereignisse selbst. Von den ersten Tagen
er Regierung an bewies er eine persönliche Charakterschwäche und eine Kleinlichkeit
en nichtigsten Dingen, die gerade diejenigen am meisten enttäuschten, die sich am tat-
igsten für ihn eingesetzt hatten[2]). Sein über alle Maßen undankbares Verhalten gegen
rreich-Ungarn, das in krassem Widerspruche zu den vor seiner Thronbesteigung von ihm
r seinem Bevollmächtigten Nenadowitsch abgegebenen Loyalitätserklärungen stand, vor
In aber seine Undankbarkeit gegen die Verschwöreroffiziere und insbesondere Dimitrie-
ich, den er bis auf den Richtplatz bringen ließ, dürfen bei der Beurteilung dieses Herr-
rs nicht außer acht gelassen werden. Seine einzige Größe, wenn man von einer solchen
chen kann, lag darin, daß er sich immer hinter die Verfassung verschanzte und jedes auch
o so berechtigte Verlangen nach Abschaffung oder Änderung unhaltbarer Zustände
mit dem Hinweise ablehnte, daß er ein verfassungsmäßiger Herrscher sei, dem die
nzen seiner Befugnisse genau gezogen sind. So war er in Wirklichkeit nicht ein Herr-
, der die Ereignisse selbst ins Rollen brachte, er schob nicht, sondern wurde geschoben.
och waren die komischen und tragischen Folgen der Mißheirat König Alexanders nicht
ergessenheit geraten, als man schon von Skandalen am neuen Hofe zu sprechen begann.
imal war es der älteste Sohn König Peters und damalige Kronprinz Georg, der durch
Liebes- und politischen Abenteuer und Affären seines ungestümen Temperamentes
n unausgeglichenen Wesens unangenehm auffiel[3]).

---

lution", Februar 1928. Österreich hatte es damals nicht nötig, auf dieses Anerbieten Rußlands
ngehen, da es sich bereits mit Prinz Peter über die gegenseitigen Beziehungen geeinigt hatte. Rußn hatte davon keine Kenntnis, da Prinz Peter hinter seinem Rücken mit Österreich verhandelt
at. Dieses Angebot Rußlands ist aber auch ein Beweis dafür, daß Österreich nie eine bessere
egenheit gehabt hätte, Serbien zu besetzen, falls es die ihm in die Schuhe geschobenen Eroberungs-
bsten gehabt hätte.

[1] Der russische Hof unterschied später streng zwischen König Peter und den Verschwörern unter
heuchlerischen Vorwande, Prinz Peter sei in die Verschwörung völlig uneingeweiht gewesen.

[2] Persönliche Mitteilungen Nenadowitschs, Wukaschin Petrowitschs, Maschins, seines ersten Adtten Damnjan Popowitsch u. a. m.

[3] Affäre Desanka Georgewitsch, Beteiligung an Attentatsplänen gegen seinen Großvater, den
en und späteren König Nikolaus von Montenegro (die sogenannte Bombenaffäre), die fahrsie Tötung seines Kammerdieners und als Folge davon seine Thronverzichtleistung, ferner
Kenntnis von Vergiftungsabsichten und -versuchen ihm nahestehender Personen gegen
n Bruder, der als Thronfolger an seine Stelle gerückt war, seine ständigen Konflikte mit seinen
wistern und seiner Umgebung, die Skandale anläßlich seiner Auslandsreisen sind in diesem Zuamenhange zu erwähnen.

Sein jüngerer Bruder, Prinz Alexander, der heutige König von Jugoslawien, der w
des Thronverzichtes des Kronprinzen Georg das Glück hatte, außer der Reihe Thronf
zu werden, folgt in allem der Überlieferung seiner Familie, die es stets verstanden
Personen für ihre jeweiligen persönlichen und politischen Ziele und Vorteile vorzuschi
und durch sie jene Taten begehen zu lassen, für die sie selbst nicht die Verantwortun
tragen wagen. Diese ererbten Eigenschaften lassen ihn nicht in jenem Lichte erscheine
dem er uns vielfach gezeigt wird. Schon als Jüngling zeigte er besonderes
teresse für Macchiavelli, und tatsächlich verraten manche seiner Handlungen
chiavellistische Methoden. Er ist eine zwar ruhigere und gesetztere, dafür aber
weniger begabte Natur als sein älterer Bruder, dem trotz seiner Extravaganzen ge
sympathische Züge innewohnen. Pflichtgefühl für seinen hohen Beruf ist ihm nicht a
sprechen. Eine gewisse Eitelkeit, Verdienste anderer für sich in Anspruch zu nehmen, Und
barkeit gegen seine Umgebung, ein plötzliches Fallenlassen von Leuten, die ihm naheste
und als Folge davon das Empfinden des Vereinsamtseins wegen des aus diesen Grü
selbstverständlichen Mangels an wahren Freunden, ein Fehlen des Familiensinnes und
Verehrung betagter Familienmitglieder — alles mangelnde Kultureigenschaften —
besondere aber seine haß- und furchterfüllte Handlungsweise gegen Dimitriewitsch ze
auch diesen Herrscher im Lichte seiner Abstammung, seiner Zeit und seiner Umgebu

Der Verschwörer von 1903

In dem Ereignis vom 29. Mai/11. Juni 1903, das die Thronbesteigung König Pe
zur Folge hatte, ist der Ausgangspunkt der systematischen Vorbereitung Serbiens
Auseinandersetzung mit Österreich-Ungarn zu suchen, die den Weltkrieg zur Folge h

Die Offiziere, die sich mit Dimitriewitsch an der Spitze an der Ermordung des serbi
Königspaares beteiligten, hatten damals und haben heute noch, soweit sie am Leben
vielfach keine Ahnung davon, daß die österreichisch-ungarische Monarchie, gegen die g
nach dem Umsturze ihre von Haß erfüllte Tätigkeit einsetzte, weil sie in ihr die größte Ge
für den Bestand des serbischen Staates erblickten, ihre Bundesgenossin und die stillschweig
Beschützerin und Helferin desjenigen Mannes gewesen ist, den sie auf den Thron geb
hatten und der die ihm von Österreich und von ihnen erwiesenen Dienste in so undankb
Weise entlohnt hat. Es wäre vielleicht zu einer ganz anderen politischen Entwic
Serbiens selbst und seines Verhältnisses zu Österreich-Ungarn gekommen, wenn ihnen
Begleitumstände der Thronbesteigung König Peters von Anfang an bekannt gewesen w
So ist Österreich ein Opfer seiner Gutgläubigkeit gegenüber König Peter geworden,
Rußland hat alle Vorteile aus diesem angeblichen Erfolge Österreichs gezogen.

Die Maitragödie von 1903 hat nur eine bedeutsame Persönlichkeit in den Vorderg
gestellt: Dragutin Dimitriewitsch-Apis. Es ist schwer, schon jetzt ein genaues Bild
eigenartigen Persönlichkeit zu geben. Erst die spätere Geschichtschreibung wird abschlie
über ihn urteilen können. Seine Tätigkeit auf nationalem Gebiete und sein trag
Tod verdienen dies in vollem Maße, denn Apis' Name ist unzertrennlich verbunden m
Wiedergeburt des „Neuen Serbien". Diese Wiedergeburt war unmöglich ohne den
König Alexanders. Beweis dafür ist der dreißigjährige Kampf der radikalen Partei m
Dynastie Obrenowitsch. In gleicher Weise schwimmt im Blute der Held und der Verbreche
nur der Erfolg bestimmt, wer ein Held und wer ein Verbrecher gewesen ist. Die Zeitgenosse
nen das Empfinden des serbischen Volkes gegenüber König Alexander vor der Maitra

[1]) Sein Verhalten gegen seinen Großvater, König Nikolaus von Montenegro, nach Krieg
die Einsperrung seines Bruders in ein Irrenhaus und die Anwendung drakonischer Maßregeln
ihn dürfen bei der Schilderung dieses Zeit- und Sittenbildes nicht übergangen werden.

auch dem einzelnen fällt es nicht schwer, dieses Empfinden in sich selbst wieder wachzu-
n. Viele wagen es nicht, dies schon jetzt zu tun, weil sie damit eingestehen müßten, wie
sie in dieser Beziehung gerade Apis schulden, der sie zu dem gemacht hat, was sie heute
. Nur seiner Tätigkeit verdanken viele ihren Reichtum, ihre Laufbahn und ihren Glanz,
viele verdanken all dies nur seinem Tode. Im neuen Serbien, mit Apis an der Spitze,
en sie es aus verschiedenen Gründen zu nichts gebracht. Dies bedrückt so manches
wissen, wofern überhaupt von einem solchen gesprochen werden kann.

Apis' Größe liegt in seinem national-revolutionären Geiste. Geleitet von der Vision des
ionalen Genius, der sich über alle Hemmnisse hinwegsetzt, hat er die revolutionäre
mme im serbischen Offizierskorps angefacht. Diese Revolutionierung hatte zur Folge
Maitragödie, die Balkankriege, den Weltkrieg. Das Ergebnis war die nationale Be-
ung und die nach wechselvollen Kriegsschicksalen erzielte Vereinigung des gesamten
slawischen Stammes zu dem neuen Staate der Serben, Kroaten und Slowenen.

Dimitriewitsch wurde am 17. August 1876 geboren; er studierte auf dem Gymnasium
Belgrad, wo ihm seine Kameraden schon den Beinamen Apis gaben, später, im Jahre
2, auf der Militärakademie, und absolvierte die höheren Unterrichtskurse. Mit den besten
gnissen versehen, konnte er Generalstabsoffizier werden. Von seiner Jugend an war
in glühender Patriot. Sein Schwager, der Staatsrat Ziwan Ziwanowitsch, hatte später
rzen Einfluß auf seine nationale und politische Einstellung[1]).

In der Nacht des 28. und 29. Mai 1903 hat der junge Hauptmann den Kampf zwischen
ig und Volk zugunsten des letzteren entschieden. Die Umsturzbewegung hat nicht
nal 24 Stunden gedauert. Am selben Tage nahm die neue Regierung Awakumowitsch
königliche Gewalt in ihre Hände. Ruhe und Ordnung wurden sofort wieder hergestellt,
aufgehobene Verfassung wurde wieder in Kraft gesetzt und das von König Alexander
gelöste Parlament wieder einberufen. Das Parlament sprach Apis, der in jener Nacht
uch mehrere Brustschüsse schwer verwundet wurde, den Dank des Volkes aus, zollte
Anerkennung und nannte ihn den „Retter des Vaterlandes". Und doch war er nur
n Schritt von der „Karaburma"[2]) entfernt.

Es ist begreiflich, daß Apis nach diesem Erfolge auch weiterhin eine große politische Rolle
gespielt hat. Hochbegabt und umgeben von einer Gruppe von jungen Offizieren, auf
er unwiderstehlichen Einfluß ausübte, gab er teilweise bewußt, teilweise unbewußt
politischen Entwicklung in Serbien sein Gepräge. Dadurch erregte er den Neid und
Mißgunst derjenigen, denen er zur Macht verholfen hat. Durch seine Fähigkeiten und
uch die Ereignisse selbst mehr und mehr an die politische Oberfläche gebracht, entwickelte
neben Krone und Regierung die persönliche Initiative eines unverantwortlichen
ständigen Faktors, die im Laufe der Zeit zu mannigfachen Konflikten mit der Krone
n mit den radikalen Regierungen führen mußte.

Hier seien zunächst die äußeren Tatsachen seines Lebenslaufes seit 1903 aufgeführt:
Apis verbrachte den üblichen einjährigen Urlaub, den man den Generalstabsoffizieren für
rkliche und militärwissenschaftliche Studien im Auslande bewilligt, in Deutschland
05), wo er Gelegenheit hatte, den Kaisermanövern in der Umgegend von Breslau bei-
ohnen. Mit großer Hochachtung für die deutsche Armee kehrte er heim. Später bot sich
auch Gelegenheit, einige Zeit in Rußland zu verbringen, für das sein in erster Linie
atisch fühlendes Herz immer tiefe Zuneigung hatte. Die Größe dieses Landes, die unge-
ene Ausdehnung und die Reichhaltigkeit dessen, was er sah, machten so starken Eindruck
ihn, daß er von einem Enderfolg der slawischen Sache mit Hilfe Rußlands überzeugt
Wie man weiß, stand er vor dem Kriege in nahen Beziehungen zu dem Obersten

[1]) Vgl. das Buch von Ziwanowitsch „Zadatja Srbije i nase politicke zablude i duznosti", Belgrad
(Die Mission Serbiens, seine politischen Irrtümer und Aufgaben).

[2]) Karaburma ist der Hinrichtungsplatz für Verbrecher in der Umgebung Belgrads.

Artamanow, dem russischen Militärattaché in Belgrad, und arbeitete stets im Einvernehr mit dem russischen Generalstab.[1])

Nachdem er die Prüfung zum Generalstabsoffizier bestanden hatte, wurde er als Ta lehrer an die Militärakademie in Belgrad berufen; er hatte auf seine Schüler, die ihm ih Erfolg verdankten, bedeutenden Einfluß. Als geschickter Propagandist und guter Orga sator wurde er immer für Stellungen ausersehen, in denen er seine Fähigkeiten zur Geltu bringen konnte. Er war die Seele der serbischen Armeereorganisation, sowohl in m lischer wie in militärischer Beziehung. Viel trug er zur Bildung des Balkanbundes und zu den glücklichen Ergebnissen der Kriege, die daraus hervorgingen, dank dem freu schaftlichen Verhältnis, das ihn mit dem Chef des Generalstabs Putnik und dem damali Außenminister Milowanowitsch verband.

In zahlreichen gefährlichen Lagen schlug er sein Leben freiwillig in die Schanze. Komitadschi verkleidet, begab er sich 1912 nach Alt-Serbien (türkische Provinz), verhand mit Issa Boljetinaz, einem der einflußreichsten albanischen Führer, und gewann ihn die serbische Sache. Von dieser Mission kehrte er schwer krank zurück und konnte desh auch nicht aktiv am ersten Balkankrieg (Oktober 1912) teilnehmen, obwohl er, im Alter 37 Jahren, bereits zum Stabschef der Kavallerie-Division ernannt worden war.[2])

Nach dem zweiten Balkankriege (Juni 1913) wurde er Chef des Nachrichtenbüros großen Generalstabe. Dort traf er die Vorbereitungen für das Attentat von Saraje Er verblieb in dieser Stellung während der ersten Monate des Weltkrieges bis in das J 1915 hinein, d. h. bis zu seiner Berufung auf den weniger wichtigen Posten eines Chefs Stabes der Armee von Uziza, die nur aus zwei Brigaden bestand. Vor seiner Festnah war er Chef des Stabes der 3. Armee in Saloniki, deren Kommandeur, General Mil Wasitsch, sein persönlicher Feind war. Infolge des Prozesses von Saloniki wurde er 13./26. Juni 1917 erschossen.

Gleich bei der ersten Begegnung mit ihm hatte man das Gefühl, einen tatkräftigen Ma begabt mit eisernem Willen, vor sich zu sehen, und diese seltenen Eigenschaften zwangen alle Leute aus seiner Umgebung. Sehr bald wurde er Freund, Vertrauter und rater vieler Menschen. Sein glühender Patriotismus ersehnte den Wiederaufschwung sei Landes, und von Jugend an war er sich klar, daß dieses Ziel nur mit Gewalt erre werden könne. Darum wurde er trotz seiner Herzensgüte zum Terroristen. Seine Rüh keit war so groß, daß er zum geistigen Urheber aller wichtigen Vorkommnisse wurde, sich in Serbien von 1903 bis 1917 abspielten: Sturz der Dynastie Obrenowitsch, Reorg sation der Armee, Leitung der Organisation „Vereinigung oder Tod", Kampf gegen Korruption der Zivilverwaltung, Attentat von Sarajewo usw.

Die äußere Erscheinung von Apis hatte nichts Außergewöhnliches und ließ keine Sch auf seine Persönlichkeit zu. Es mußte einem gesagt werden, daß dieser Mann Apis damit man sich näher für ihn interessierte. Wie ein Schatten entzog er sich stets einer genc Beurteilung. Kaum war man auf einer richtigen Spur, so wurde diese in Dunkel gehüllt. allen wichtigen Aktionen blieb er, der geistige Urheber, unsichtbar. Verschwörer, Reorganis einer, der die Menschen mit sich fortriß, ein geschickter Politiker — das alles war er in Person, und niemals sah man ihn aus Eigenliebe oder Ruhmsucht handeln. Er hielt stets im Hintergrund. Man sah ihn nirgends, und doch wußte man, daß er alles leitet

In früheren Jahren pflegten sich die Verschwöreroffiziere von 1903 jeweils an ih Jahrestage, dem 29. Mai/11. Juni, im Belgrader Restaurant „Kolaraz" zu vereinigen. Schreckensnacht war für sie das Symbol ihrer geistigen Zusammengehörigkeit. An d Abenden sprach man von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es wurde Truppen

[1]) Vgl. S. 353.

[2]) Ein deutscher Arzt, Prof. W. Zinn (Berlin) rettete ihm das Leben, nachdem die Belg Ärzte die Krankheit — das in Serbien nicht vorkommende Maltafieber — nicht zu diagnostiz vermocht hatten.

halten, wer noch von alten Freunden übriggeblieben war, und es wurden neue Freunde den Kreis hineingezogen. Obwohl Apis nicht der rangälteste Offizier war, wandten sich e Blicke nur ihm zu, und stets war er die Seele dieser Versammlungen. Wie ein Haus- r empfing er seine Kameraden und verabschiedete er sich von ihnen.

Seine ungewöhnlich geistige Rührigkeit bestätigte sich in schlichten Formen. Stets lächelnd d zugänglich, im Umgange angenehm und höflich, verstand er es, schwerwiegende Pro- me in so einfacher und natürlicher Weise auseinanderzusetzen, daß man sich über die gwere der Entschlüsse und ihre Folgen gar nicht klar wurde. Obwohl er nichts Despoti- s an sich hatte, wurden seine Anregungen und Wünsche doch als Befehle aufgefaßt und geführt. Er verstand alles von der leichten Seite anzupacken, und aus seinem ironischen cke konnte man herauslesen, wie wenig ihm das Leben wert war.

Im Vorzimmer seiner Amtsstube sah man junge Offiziere ein- und ausgehen. Sie nen raschen Schrittes und voller Eifer, um Apis etwas mitzuteilen, um etwas von ihm hören und um seine Weisungen in Empfang zu nehmen. Er war der Abgott dieser jungen ute, und seine Ratschläge fachten in ihnen neue Kräfte an. Sie wurden durch ihn be- igt, zu schaffen, aber auch zu zerstören. Apis hatte keinen festumgrenzten Plan, er faßte e Entschlüsse im Fluge, und sein Programm war der Kampf.

Nachstehende Urteile von einigen seiner Kampfgenossen mögen zur besseren Kenntnis es Mannes beitragen, der nur für das Wohl seines Landes kämpfte.

„Dieser Mensch ist nicht nur ein Mann von Talent, er ist weit mehr; er hat eine magnetische Kraft ch, die sich seiner Umgebung mitteilt, und wenn er fern ist, fühlt man eine Leere. Sobald er reint, scharen wir uns alle um ihn, gleichsam als ob dieser Mann uns durch einen geheimnis- n Einfluß an sich zöge, und diese Anziehungskraft hält an, solange er in unserm Kreise weilt."

„Für mich ist er mehr als ein gewöhnlicher Mann; es ist in ihm eine geheime Macht, der ich mich igen wünsche, selbst wenn mein Verstand sich dagegen sträubt. Apis war nicht der erwählte Füh- aber er wurde ganz von selbst zum unentbehrlichen Anreger und zum geistigen Haupt."

„Immer freundlich, entgegenkommend, höflich, wußte er wichtige Sachen, die schwere Folgen n konnten, in einer so einfachen Weise darzustellen, daß die Personen, an die er sich wandte, der Bedeutung der Tat gar nicht bewußt waren, die von ihnen verlangt wurde. Man erklärte gern bereit zu tun, was er forderte, und niemals hatte man die Empfindung, daß man sich dem luß eines Ehrgeizigen füge, der einen nur als Werkzeug seiner Pläne gebrauchen und ohne Beden- en zum Sklaven seines Ehrgeizes machen will."

„Ich habe keinen tieferen Grund für die Anziehungskraft dieses Mannes finden können, weder in r Intelligenz, noch in einer natürlichen Leichtigkeit der Rednergabe — er sprach wenig —, ver in seinen Ideen, an denen man manches aussetzen konnte, noch in der Erhabenheit seines ttes, und doch war er der einzige Mann, der fähig war, dem Lauf unserer Gedanken eine andere itung zu geben und allein durch seine Gegenwart seine Ansichten aufzuzwingen."

„Apis war kein Mann, der hin und her stritt, der analysierte und posierte. Die Philosophie und Rhetorik sind nicht seine Waffen gewesen. Oft sogar läßt er die Logik außer acht. Seine Folge- men und seine Aussprüche werden meistens zu Axiomen. Die Philosophen, die Redner und die l schwätzer fühlen sich in seiner Gesellschaft nicht wohl. Er hört sie an, stellt sie aber nichtsdesto- ger vor eine vollendete Tatsache."

Als er sich im Jahre 1913 zu Berlin aufhielt, hatte ich als serbischer Geschäftsträger legenheit, ihn verschiedenen deutschen Persönlichkeiten (Offizieren, Professoren, Poli- ern, Finanzmännern usw.) vorzustellen. Sie alle hatten von der Vollkraft seiner Natur einen tiefen Eindruck. Da Serbien während der Balkankriege in Berlin keinen Militär-Attaché hatte und Dimitriewitsch zur Zeit seiner Genesung dort lebte, beauftragte ihn, im Verlauf des zweiten Balkankrieges gegen die Bulgaren (Juni-Juli 1913) für die deutschen Zeitungen Berichte über die militärische Lage zu schreiben. Er erledigte diese Aufgabe in so vollendeter Weise, daß mehrere höhere deutsche Offiziere mich fragten, wer der Verfasser dieser Artikel sei; sie wären, meinten sie, mit einer Sachkenntnis ausgerüstet, die den besten Offizieren des deutschen Generalstabs Ehre machen würde.

Um die Reorganisation Serbiens

Gleich nach dem Umsturz von 1903 blieben Apis Enttäuschungen nicht erspart. Innen- u
außenpolitisch machten sich Widerstände geltend. Im Offizierskorps selbst entstand e
Gegenbewegung, legitimistische Bedenken wurden geltend gemacht. Was Apis als Revo
tionär getan hatte, konnte nicht in Einklang mit seiner Stellung als Offizier gebracht werd
da er seinem obersten Kriegsherrn den Eid gebrochen hatte. Den König zu töten war n
schwer, aber schwer war es Vorurteile zu beseitigen. Logisch und natürlich wäre es gewes
daß die Verschwöreroffiziere aus dem Heere ausschieden. Die Dynastie konnte jedoch dam
ihre Unterstützung nicht entbehren, und so mußte diese Gruppe von Offizieren mit Apis
der Spitze den Kampf gegen die Legitimisten aufnehmen, die eine legale Entscheidung
Verschwörerfrage forderten. Apis wurde der Hüter der neuen Ordnung, blieb es a
nur so lange, als man ihn brauchte. Apis muß sich der Zwiespältigkeit seiner Stellung
Revolutionär und Offizier bewußt gewesen sein. Die Frage des Rücktritts wurde von
Verschwöreroffizieren selbst besprochen, sie scheiterte aber an der Haltung der älteren O
ziere, die von Zugeständnissen nichts wissen wollten und die Ansicht vertraten, daß alle
einen und einer für alle einstehen müßten. Diese Haltung brachte es mit sich, daß di
Verschwörergruppe im Lande als unverantwortliche besonders privilegierte militärische u
politische Kaste angesehen wurde. Es gab jedoch keinen eigentlichen Verschwörerklub,
die Organisation nach der Tat und nach der Übergabe der staatlichen Gewalt in die Hä
der gesetzgebenden Faktoren und der Krone ihre Daseinsberechtigung verloren ha
Geblieben war nur die geistige Zusammengehörigkeit und die Gemeinsamkeit der Interess
Aber die Frage des Rücktritts war der erste Grund eines Zerwürfnisses zwischen den älte
und jüngeren Verschwöreroffizieren, und als die ersteren endlich auf Drängen der Regieru
der jüngeren Offiziere und Englands zurücktraten (Damnjan Popowitsch, Masch
Mischitsch u. a. m.), wurde Dimitriewitsch der unbeschränkte Führer der jüngeren Grup

Es war jene Zeit, wo diese Gruppe, und als einer der ersten Dragutin Dimitriewi
selbst, sich im Interesse des Vaterlandes aus Belgrad in kleine Garnisonen versetzen l
um die Stellung der Krone und der Regierung dem Auslande und den unzufriedenen E
menten des Inlandes gegenüber zu erleichtern. Ihre Aufopferungswilligkeit ging viel
so weit, daß Offiziere mit Aussicht auf die beste Laufbahn als einfache Komitadschis n
Mazedonien gingen, um sich durch ihre Entfernung aus dem Lande der Dynastie nüt
zu erweisen und der nationalen Sache zu dienen. Viele von ihnen bezahlten ihre Op
freudigkeit mit dem Leben.

Während die älteren Offiziere der Verschwörung sich zurückhielten, war Apis zu di
Zeit die Hauptstütze von Hof und Regierung. Er nahm tätigen Anteil an der Entfern
aller Elemente, die der Festigung des neuen Regimes hinderlich waren, was ihm n
Feindschaften eintrug.

Trotz alledem zeigte sich der Führer der radikalen Partei und oftmalige und langjäh
Regierungschef Paschitsch nicht beruhigt. Die Furcht vor dem „Prätorianertum" bere
ihm schlaflose Nächte. Schon damals hatte sich einer seiner Parteifreunde, der rad
„Tribun" und Abgeordnete Stanko Petrowitsch, prophetisch geäußert: „Baja (Spitzn
für Paschitsch) wird einen nach dem anderen von euch aufknabbern."

Nicola Paschitsch war bulgarisch-mazedonischer Abstammung (geb. 1846). Er studierte am P
technikum in Zürich und stand damals in engen freundschaftlichen Beziehungen zu Bakuni
begeisterte sich an den revolutionär-sozialistischen Ideen seiner russischen Umgebung. Nach
Rückkehr nach Serbien betätigte er sich parteipolitisch und wurde bald einer der Führer der
kalen Partei. Im Kampf gegen König Milan suchte er die Hilfe Rußlands, das ihn dabei
riell unterstützte. (Persönliche Mitteilung des Prinzen Arsen Karageorgewitsch.) Im politi
Kampf waren ihm alle Mittel recht, um seine Gegner zu gewinnen. Die Anfänge des Ko
tionswesens in Serbien sind auf seine politischen Methoden zurückzuführen. Als Chef der serb

ierung bereicherte er sich schon vor dem Kriege bei den Waffenbestellungen und Anleihen, nach dem Kriege galt er in Serbien als einer der reichsten Männer.

Mit großer Mühe war es Nikola Paschitsch gelungen, [illegible] nach der Ermordung König anders einigermaßen politisch und moralisch zu rehabilitieren. Zu Beginn des neuen imes waren seine Aussichten, an die Regierung zu gelangen, nur gering. Seine Opportätspolitik während der letzten Regierungsjahre König Alexanders wurde ihm zum Vorf gemacht. Seine persönliche Feigheit anläßlich des Attentates auf König Milan und darauffolgende politische Verzichterklärung und Desavouierung der eigenen Partei de ihm von dieser stark verübelt, zumal er dafür 40000 Dinar, angeblich als rückständiges alt für drei Jahre erhielt. Er stand im Verdacht, damals bestochen worden zu sein. er wurde ihm vorgeworfen, daß er 1883 anläßlich des Aufstandes von Zajetschar nach arien geflohen war, während seine Parteifreunde gefangen wurden und ihnen die sstrafe bevorstand. Bei den ersten Abgeordnetenwahlen nach dem Umsturze von 1903 te er sich nirgends als Kandidat aufstellen lassen. Es kostete ihn viel Mühe und Geld, er Wahlliste seines Freundes Stanko Petrowitsch aus Zitkovze durchzukommen. Als en der politischen Moral in Serbien war es anzusehen, daß er trotz alledem Schritt chritt wieder an Einfluß gewann und daß man ihn als unersetzbar erachtete.

ch seiner Rehabilitierung war es eine seiner politischen Hauptsorgen, den König dem usse seines engeren Freundes- und Verwandtenkreises zu entziehen. Den Hauptten der Dynastie Karageorgewitsch, Steva Lukatschewitsch-Saraga entfernte er kurzer vom Hofe, Jascha Nenadowitsch, den Vetter des Königs, schickte er als Gesandten Konstantinopel und Balugdchitsch, der ihm in der Belgrader Presse arg zugesetzt hatte, nnte er zum Generalkonsul in Uesküb. Mit Hilfe der jüngeren Gruppe der Verschwörere gelang es ihm, auch ihre ehemaligen älteren Führer, die Obersten Damnjan Popoitsch, Alexander Maschin und andere zu entfernen. Nun hatte er nur noch die ihm gefährscheinenden Elemente der Verschwörergruppe zu eliminieren, um die neue Dynastie das neue Regime ganz unter seinen Einfluß zu bringen.

Einer Intrigantennatur gelang es, die Verschwörerr ffiziere, die durch taktische Fehler arin unbewußt unterstützten, zu vereinzeln und ihre beherrschende Stellung zu unterm. So kam es, daß die Leute, die dem neuen Regime zur Macht verholfen hatten, erwarteter- und unverdienterweise in die Zwangslage versetzt wurden, sich gegen dieses ne zur Wehr zu setzen. Unter Einsetzung ihres eigenen Lebens hatten Apis und seine nde den Kampf gegen alles Schlechte und Korrupte im Lande aufgenommen, und zum ne mußten sie nunmehr zusehen, wie Schlechtigkeit und Korruption mehr und mehr r die Oberhand gewannen. Die Bitterkeit über diese Enttäuschung machte sich in der zeit vielfach auch in ihren Handlungen, und zwar oft zu ihren Ungunsten geltend.

Apis hatte jetzt gegen verschiedene Fronten zu kämpfen. Allmählich entwickelte sich sein mpf gegen das von ihm geschaffene Regime, dem sich Höflinge und Streber aus seiner gen Gruppe angeschlossen hatten. Es kam zu einer zweiten Spaltung und Schwächung ursprünglichen Verschwörergruppe, und schon zeichneten sich die Konturen der neubildenden Gegengruppe der „weißen Hand".

Der Umsturz von 1903 führte im politischen Leben Serbiens zu einer neuen Entwicklung. Aus langem Schlafe erwacht, begann sich das nationale Bewußtsein wieder zu regen. nämlich die jungen Kräfte des Landes richteten ihre Blicke wieder jenseits von Branja liche Grenze) und jenseits der Drina (Bosnien). Eine rege nationale propagandistische terroristische Tätigkeit setzte wieder ein. Viele Offiziere traten an die Spitze von adschibanden. Diese Banden setzten sich aus Studenten und anderen Intellektuellen vielen Freiwilligen aus den nicht zum Königreiche Serbien gehörenden Gebieten zuen. Es handelte sich um eine vollkommen neue Einstellung, um eine Renaissance tionalistischen Bewegung. Es gab viel zu tun, und es mußte rasch gehandelt werden. eröffnete sich der Kampfnatur eines Apis ein unbegrenztes Betätigungsfeld.

Apis Einfluß in der Armee war groß. In dieser Beziehung konnten ihm die politis Machthaber nichts anhaben. Dieser Einfluß machte sich geltend bei jeder Ernennung Kriegsminister. Sein Druck auf Regierung und Parlament bei Heeresanschaffungen bei der Reorganisation der Armee zeitigte Ergebnisse, deren Folgen sich in der fr barsten Weise in den Balkankriegen und im Weltkriege geltend machten. Auf den schiedensten Gebieten verstärkte er seine Tätigkeit und machte sich, unbekümmert um K und Regierung, sein eigenes nationales Programm. Er wuchs mit seinen Zwecken. und Regierung mußten zur Überzeugung gelangen, daß er durch nichts zu bewegen sich ihnen gegenüber in die normale untergeordnete Stellung einzufügen. Die Krone sich von ihm in den Schatten gestellt, und das konnte sie ihm nie verzeihen. Eine im größere Entfremdung trat ein, und Apis hörte auf, die Stütze der Krone zu sein. D war er aber auch nicht mehr der „Retter des Vaterlandes", der Mann, welcher der Dyn zum Throne verholfen, der das auseinandergetriebene Parlament wieder vereinigt, alte Verfassung wieder eingeführt und der radikalen Partei die Regierungsgewalt ü tragen hatte. Seine eigenmächtige, durch nichts zu beugende Persönlichkeit, seine eigena Individualität machte ihn in den Augen der Krone und der radikalen Partei zum Sch gespenst, zum Prätorianer, dem jede Eignung als Durchschnittsbürger und Militär a sprechen war. Darin liegt seine tragische Schuld. Darin liegt die Tragik seines Gesch

Die an der Verschwörung von 1903 beteiligten Offiziere bildeten nun zwei besondere G um Apis und um die Krone. Für das eine war die Mission des alten nationalrevolu nären Geistes mit dem Sturz der Dynastie Obrenowitsch noch nicht beendet. Dieser Um sollte erst der Anfang zur Erreichung des nationalen Ideals der Vereinigung aller Se unter dem Königreiche Serbien als Piemont sein. Für das andere war der Wechsel Dynastie das Endziel, das eine behagliche Existenz zu verbürgen schien. Dem ersten G stand die Fortsetzung eines noch ungewissen Kampfes bevor, dem zweiten winkte die r Zukunft, eine bevorzugte Hofkamarilla zu werden. So scharten sich um Apis alle jenigen, die dem wahren Ideale der Tat des 29. Mai, eine nationale Tätigkeit entfalte können, zugetan waren. Sie blickten unbekümmert um die Dynastie auf die große Zuk ihres Volkes. Die andern waren von engherzigen Gesichtspunkten aus nur auf die E tung dieser Dynastie bedacht und nützten die dynastische Mißstimmung gegen die Gruppe aus, um Apis und seine Anhänger zu bekämpfen und sich eine gesicherte kunft zu schaffen. Hier zeigen sich wieder die Konturen der späteren „schwarzen" und „weißen" Hand.

Die Annexion Bosniens und der Herzegowina (1908) löste in den Kreisen der serbi Politiker Bestürzung und Verwirrung aus und erfüllte das nationale Empfinden des V mit Bitterkeit. Es entwickelte sich ein neuer nationalistischer Drang, der von Apis seiner Umgebung geschürt wurde. Die Annexion Bosniens deckte nach Ansicht dieser K die Absichten Österreichs, die gegen die nationalen Ziele gerichtet waren, auf, enthüllte auch, daß Serbien politisch und militärisch zu einem Kampfe mit Österreich unvorbe war. Die damalige Hilflosigkeit und Resignation wird durch die Aussage eines Fü einer politischen Partei in der Skupschtina (Parlament) und ehemaligen Ministerp denten gekennzeichnet, der wörtlich sagte „daß wir keine neuen Rüstungen benöt denn niemand könne uns zwingen Krieg zu führen, wenn wir nicht Krieg führen wollte Es war klar, daß viele Politiker die Rolle Serbiens als „Piemont" nicht erfaßt ho Auch die mazedonische Frage bereitete damals große Sorgen. Die jungtürkische Revol und die Einführung von Reformen durch die Signatarmächte des Berliner Vertrages n

[1]) In das entgegengesetzte Extrem verfiel damals Paschitsch, der in einer Kronratssitzur den Krieg mit Österreich eintrat. (Persönl. Mitteilung des damaligen Ministers des Äußern wanowitsch, vgl. Kriegsursachen, S. 31.) Diese Beispiele beleuchten die Unreife der polit Parteien und ihrer Führer in Serbien.

wohl den serbischen als auch den bulgarischen Zielen abträglich. Ein reformiertes jungtürkisches Reich bedeutete eine wahre Gefahr für die nationale Entwicklung. Aber auch die separatistische Politik des Fürsten Nikolaus von Montenegro rückte die nationale Einigung in weite Ferne. Die montenegrinischen Emigranten und Studenten in Belgrad, mit Marko Dakowitsch an der Spitze, führten einen erbitterten Kampf gegen ihren eigenen Herrscher.

Die national-revolutionäre Politik wurde in Wirklichkeit nur von Apis geleitet. Er war mehr als ihr Führer, er war der Inbegriff dieser Politik. Es gab keinen Kriegsminister, der nicht das Gefühl gehabt hätte, neben sich noch einen unsichtbaren Minister zu haben, und noch weniger konnte irgendeiner von ihnen diesen ungerufenen und unsichtbaren Rater übersehen. Trotzdem beklagte sich keiner von ihnen über Apis, denn er ließ seinen Rang nicht fühlen und wußte ihr Empfinden zu schonen, so daß viele Kriegsminister ihre eigene Autorität unangetastet wähnten. Apis war unglaublich behend, verträglich, geschickt und höflich. Die allgemein militärische Abteilung (opschte vojno odelenje) des Kriegsministeriums war sein Organ, und nur dem Namen nach war er nicht ihr Chef.

Die schwarze Hand und die Narodna Odbrana

Im Jahre 1911 verbreitete sich eines Tages in Belgrad das Gerücht, daß die „Schwarze Hand" gegründet worden sei. Die Belgrader Öffentlichkeit (nicht ausländische Journalisten, wie vielfach behauptet wird) hatte der neuen Organisation diesen schreckenerregenden Namen gegeben. Apis fing im Fluge diese Neugründung auf und stellte sie in seinen Dienst. Je nach Bedarf kleidete er diese Organisation in schwarz, in rot und in den Farben der nationalen Trikolore (rot-blau-weiß). Unruhige Gewissen witterten Unrat, eisige Kälte umfaßte sie, schlaflose Nächte wurden ihnen bereitet. Sie nahmen die Sache sehr ernst, ja tragisch auf. Für Apis war die ganze Sache eine Maskerade. Die amtlichen Kreise zeigten sich jedoch immer mehr besorgt. Es fiel der lange Tisch im Restaurant Kolaraz auf, an dem Apis mit seinen Freunden saß. Es war immer die gleiche Gesellschaft. Neugierig und ängstlich blickte man hin, denn das Phantom der Schwarzen Hand hing in der Luft, und man wagte es nicht, in diese Atmosphäre zu treten. Mit seinem ewigen Lächeln und ständig der Zigarette im Munde, sah Apis dem sonderbaren Treiben zu. Eines Abends wies jemand auf diesen Tisch hin und sagte: „Das ist der Exekutivausschuß des Königreichs Serbien." Der Betreffende hatte sich geirrt. Es gab da keinen Ausschuß, der Ausschuß war Apis selbst. Die Leute, die um ihn herumsaßen, waren nur da, um seine Befehle entgegenzunehmen und der Verteilung der Rollen entgegenzusehen.

Das war in Wirklichkeit geschehen? Ein bescheidener Mitarbeiter auf nationalem Gebiete in Mazedonien, ein Träumer und Idealist, der Konsul Bogdan Radenkowitsch, war auf den Gedanken gekommen, eine revolutionäre patriotische Organisation zu gründen. Gemeinsam mit einem anderen Idealisten auf nationalem Gebiete, Ljuba Jowanowitsch „Tschupa" (nicht zu verwechseln mit dem radikalen Minister Ljuba Jowanowitsch „Patak") und einigen anderen Verschwöreroffizieren verfaßte er den Entwurf der Satzungen dieser neuen Geheimorganisation und gab ihr den Namen: „Vereinigung oder Tod" (Ujedinjenje ili smrt)[1]). Apis wurde für diese Pläne gewonnen und trat, da sie seinen Zielen dienstbar war, der Vereinigung bei (am 9. Mai 1911). Diese Vereinigung war jedoch nicht

[1]) Derselbe Bogdan Radenkowitsch ist späterhin Kandidat der serbischen Regierung für die Würde eines Metropoliten in Prizren gewesen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder der große Einfluß von Apis auf die Regierungskreise. In einer Sitzung der Schwarzen Hand schlug er halb scherzhaft Radenkowitsch, der nur in seiner Jugend ein Priesterseminar besucht hatte, als Kandidaten vor. Die Regierung aber nahm den Vorschlag an, und es kam zu einem Konflikt mit dem Patriarchat von Konstantinopel, das selbstverständlich den in jeder Beziehung viel geeigneteren Kandidaten der montenegrinischen Regierung, Dozitsch, bevorzugte.

identisch und nicht zu verwechseln mit der Gruppe der früheren Verschwöreroffiziere, i viele waren der Vereinigung nicht beigetreten, und viele, namentlich Jüngere, waren glieder, die dieser Gruppe nie angehört haben. Apis war gewissermaßen das Bi glied und, wie nicht anders zu erwarten, auch hier nicht der gewählte, sondern der gege Führer. Die Organisation hatte ihre eigenen Satzungen und ihr Programm, was bei ehemaligen Verschwöreroffizieren niemals der Fall gewesen ist. Die Bezeichnung „Schw Hand" ist der Organisation durch ihr feindlich gesinnte Elemente beigelegt und von Regierung bei jeder Gelegenheit und so namentlich im Prozeß von Saloniki be worden, um der Organisation eine Umsturztätigkeit unterzuschieben, die auch g die eigene Regierung und das eigene Land gerichtet sei. Daß der geheime Einfluß Organisation „Vereinigung oder Tod" gleich nach ihrem Entstehen so rasch wuchs, ist darin gründet, daß bereits das ganze Land — die Regierung mit inbegriffen — nach den er reichen Balkankriegen von der Idee ergriffen war, bei der ersten günstigen Gelegenheit Kampf um die Verwirklichung der nationalen Ziele aufzunehmen[1]).

Apis war demnach nicht der Begründer der Organisation, er war auch sicherlich mit ihren an das Mittelalter erinnernden Satzungen einverstanden. Er mußte sie in sieren. Ihm war es an erster Stelle nur darum zu tun, sich ihrer zur Erreichung der n nalen Ideale zu bedienen. Apis' Geist konnte sich in der eingeengten Sphäre dieser ganisation nicht wohl fühlen. Trotzdem wurde er wider seinen Willen mehr und m mit ihr identifiziert. Sie wurde ihm zum Ballast, den er nicht mehr abschütteln kon

Die Organisation sollte das von Prinz Michael Obrenowitsch (1860—1868) festgeg Ziel erreichen: die Vereinigung aller Südslawen unter Führung des Königreichs Serb des „Piemonts" eines neuen Groß-Serbiens.

Um ihre Ideen besser verbreiten und die Zahl ihrer Anhänger rascher vergrößern können, gründete sie eine unabhängige Zeitung „Piemont". Der Thronfolger selbst st dazu 26000 Dinar zur Verfügung. Der Unternehmer Wasa Teschitsch gab ebenfalls beträchtliche Summe unter der Bedingung, daß ihm die Konzession zum Bau des n Parlamentsgebäudes erteilt werde, und er erhielt diese auch zum Zeichen der Dankbar Das Blatt wurde von dem Gründer Ljuba Jowanowitsch „Tschupa" geleitet, der Re tionsstab setzte sich aus einer jüngeren Gruppe intellektueller Nationalisten und Offi zusammen. Die Richtung war rein nationalistisch. Jeder gab zur Erhaltung des Bla so viel er konnte. Mit Hilfe dieses Blattes bemühten sich Apis und seine Anhänger, nationale Bewußtsein zu wecken und die Idee der Vereinigung aller Südslawen u Führung Serbiens zu propagieren. Nach dem Tode Ljuba Jowanowitsch „Tschu ging die Schriftleitung in andere Hände über. Die außenpolitischen Tendenzen traten in Hintergrund, die Angriffe gegen die radikale Partei häuften sich oft in maßloser Weis

Die Organisation brachte es schnell auf eine bedeutende Zahl von Anhängern und moralische und materielle Unterstützung bei den höchsten Staatsbeamten. In Se gehörten die Mitglieder zum großen Teil den Kreisen der Intellektuellen an, hauptsä waren es Offiziere, während in den unter fremder Verwaltung stehenden Geb (Kroatien, Bosnien, Herzegowina, Dalmatien, Slawonien usw.) die Mitglieder groß aus der Klasse der Bauern und Arbeiter sowie aus studentischen Kreisen stammten.

Die Organisation rekrutierte sich also aus der ganzen jugoslawischen Bevölkerung die Zahl der Mitglieder stieg nach einigen Behauptungen im Jahre 1914 bis auf 10 oder sogar 150000. Mir erscheint diese Zahl übertrieben. Aber ich hörte im August 191 vor Beginn des Krieges und in der ersten Zeit desselben das Große Hauptquartier beso mit der Revolutionierung Bosniens gerechnet hat, was im Einklang mit der großen der Mitglieder stände.

[1]) Über die Gründung und Entwicklung der Organisation vgl. auch Fr. v. Wiesner, Die G der serbischen Regierung am Mord von Sarajewo, Die Kriegsschuldfrage, Aprilheft 1928, S. Abdruck der Satzungen in der Kriegsschuldfrage, Septemberheft 1926.

Ein oberstes Zentralkomitee, das in Belgrad seinen Sitz hatte und 10 Mitglieder umfaßte, tte die Leitung der Organisation in Händen.

In Serbien bildeten sich kleine Kreise von 3 bis 5 Mitgliedern (tjelie), während die ruppen (kruzoci) im Auslande eine unbegrenzte Anzahl von Mitgliedern haben konnten; se Zahl war bisweilen sehr hoch. Das Belgrader Zentralkomitee gestattete letzteren, die rige Propaganda treiben sollten, größte Freiheit des Handelns, eine zweite Erklärung r die große Zahl der Mitglieder. Ausländische Zweigorganisationen bestanden nicht nur Ländern wie Österreich Ungarn und der Türkei, sondern auch in solchen, wo auf eine nterstützung der Bewegung gerechnet werden konnte.

Die Gründung der Organisation „Vereinigung oder Tod" hatte die endgültige Spaltung unter den beiden ehemaligen Gruppen der Verschwöreroffiziere zur Folge. Die phantastischsten Gerüchte durchschwirrten die Luft und das mystische Dunkel, das die Organisation umgab, sollte erst durch den Salonikiprozeß gelüftet werden.

Die der Zahl nach kleinere Gruppe der Verschwöreroffiziere, mit dem damaligen Oberstleutnant Peter Ziwkowitsch an der Spitze, brach alle Beziehungen zu Dimitriewitsch ab d schlug ihr Hauptquartier im königlichen Palais und im Gasthause Paris auf, wo auch radikale Partei ihre Zusammenkünfte hatte. Diese Gruppe machte es sich zur Aufgabe, er Apis und die neugegründete Organisation, die stets als „Schwarze Hand" bezeichnet wurde, die wildesten Gerüchte zu verbreiten. Es wurde behauptet, sie sei eine reine roristische Organisation, die es unter patriotischem Deckmantel auf eine prätorianische ktatur abgesehen habe und Attentate auf Staatsoberhäupter und Staatsmänner vorreite. Schon damals wurde behauptet, daß auch auf den Kronprinzen Alexander ein ttentat geplant sei. Im Gasthause Paris wurde die Gründung der „Weißen Hand" als gengruppe gegen die Schwarze Hand des Gasthauses Kolaraz vorbereitet. Da die Weiße nd ihre Tätigkeit nur zugunsten der Krone und zu ihrem Schutze entfaltete, wurde sie n Anziehungspunkte aller Streber und aller sonstigen menschlichen Schwächen. Die Zeit n offenen Kampfe gegen Apis schien ihr jedoch noch nicht gekommen. Apis war noch in Armee zu stark, und man fürchtete, daß er auch in politischen Kreisen über einen starken hang verfüge. Selbst die Dynastie wagte es noch nicht, trotzdem ihre Sympathien schon der Gruppe Ziwkowitsch waren, es zum offenen Bruche mit Dimitriewitsch ankommen zu en. Auch die radikale Partei verhielt sich noch zurückhaltend, weil sie es mit Apis, der vielleicht wieder einmal nützlich sein konnte, nicht ganz verderben wollte, und weil sie ßte, daß die von der Weißen Hand über ihn verbreiteten Nachrichten tendenziös waren. ßerdem war die Regierung mit der Vorbereitung der Balkankriege vollauf in Anspruch nommen, bei deren Vorbereitungen gerade Apis eine wichtige Rolle gespielt hat.

Der erste Versuch, der damals unternommen wurde, Apis mit Erfolg zu bekämpfen, ete so mit einem vorübergehenden Mißerfolge, denn seine Macht war noch zu groß, als sie mit dem ersten Schlage im offenen Kampfe hätte erschüttert werden können. Apis zwang damals sogar von der Krone und der Regierung die amtliche Dementierung der über ihn und die Organisation verbreiteten Nachrichten sowie die strafweise Versetzung der daran beteiligten Offiziere in das Innere des Landes. Auch die Balkankriege trugen dazu bei, den Konflikt eine Zeitlang zum Stillstand zu bringen.

Bereits im Jahre 1909 war die staatlich anerkannte Vereinigung „Narodna Odbrana" (Nationale Verteidigung) gegründet worden, um den nationalen Gedanken durch tätige Propaganda zu fördern. Die Satzungen der Gesellschaft sahen auch die körperliche Ausbildung vor: Zusammenschluß von Vereinen zum Turnen, Schießen usw.[1]).

[1]) Vgl. die Satzungen der Gesellschaft: „Narodna Odbrana" (serbischer Text), Belgrad 1911. Druckerei Dawidowitsch, Detschanskastr. 14, S. 16ff., übersetzt und abgedruckt in der „Kriegsschuldfrage" 1927, Märzheft, Nr. 3, S. 192ff. Vor dieser Gesellschaft gab es noch eine andere, die einen mehr aggressiven Charakter hatte. Sie nannte sich „Slowenski Jug" (Der slawische Süden) und wurde auf Verlangen Österreichs nach der Annexion von Bosnien aufgelöst.

Die Rührigkeit dieser Gesellschaft, die auch Streber und Kurzsichtige zu Anhängern zähl erschien der Elitegruppe von auserlesenen Männern um Dimitriewitsch nicht genügend, u deshalb eben hielt diese Gruppe es für notwendig, eine neue Organisation zu gründen, abgesehen von der geistigen Propaganda und der körperlichen Ertüchtigung, auch die ter ristische Tätigkeit in ihr Programm aufnahm. Um den Eifer der „Narodna Odbrana" wecken, drängte sich sogar eines der tätigsten Mitglieder der Organisation „Vereinigung o Tod" in diese Gesellschaft ein, und es gelang ihm, sich zum Sekretär, der wichtigsten Funkti der Vereinigung, ernennen zu lassen. Es ist klar, daß die „Narodna Odbrana" durch d Kommandanten Milan Wasitsch in das Fahrwasser der Organisation „Vereinigung o Tod" geraten mußte; wenn sie trotzdem immer den Anschein wahrte, als sei sie nur e kulturelle Gesellschaft zur Hebung des Nationalbewußtseins, so beweisen die heute v liegenden Zeugnisse das Gegenteil.[1]) Der ehemalige Minister Ljuba Jowanowitsch, Verfasser des Buchs „Krv Slovenstva" (Blut der Slawen), hat bei der Gedächtnisfeier „Narodna Odbrana" am 2. Dezember 1925 über die Tätigkeit dieser Organisation u. folgende bemerkenswerte Ausführungen gemacht:

„Die Narodna Odbrana hatte vielfache Ziele. Sie arbeitete hauptsächlich an der Entwickl der Schießvereine und unterstützte verschiedene humanitäre und patriotische Gesellschaften. wichtigste Rolle bestand darin, die Tätigkeit aller Vereinigungen, die gleiche Ziele verfolgten, dasselbe Geleise zu bringen. Mit ihrem ganzen Ansehen wirkte sie auf die parlamentarischen Kl und die Regierungen ein. In allen Streitfragen betonte die Narodna Odbrana ihr offen bekann Ziel: die nationale Befreiung und die Vereinigung aller Serben. Die Wichtigkeit dieses Z brachte Männer aller Parteien und Ansichten dahin, sich derselben Sache zu widmen. Das geg seitige Einvernehmen und Vertrauen wuchs mehr und mehr. Außerdem beeinflußte die Narod Odbrana unmittelbar die schon lange vorher begonnene Tätigkeit der Banden und sie interessie sich für das Erwachen der nationalgesinnten Bevölkerung in allen von Serben bewohnten Gegend

Die eifrigsten Mitglieder waren der Präsident General Boja Jankowitsch, der Sekretär Mi Pribitschewitsch und sein zeitweiliger Stellvertreter Milan Wasitsch, ferner Zivojin Datschitsch, mit einem ganz außerordentlichen Fleiß für die nationale Wiedererweckung arbeitete. Ehre d Gedächtnis dieser großen Toten!

Es ist von Bedeutung, hier einige unumstößliche Wahrheiten hervorzuheben. Pribitschewi war ein Revolutionär, der das Volk für die gewaltsame Befreiung vorbereiten wollte. Aber se Tätigkeit war rein individuell; die Narodna Odbrana hatte nichts gemein mit dieser seiner Akti die durch den Hochverratsprozeß von Agram öffentlich bekannt geworden ist. Wasitsch unterrich sich, während er Pribitschewitsch vertrat, über die Wirksamkeit und die Methoden der Narod Odbrana in Bosnien. Aber Wasitsch war Mitglied einer geheimen Organisation (‚Vereinig oder Tod'), die eine stets zunehmende Aktivität entfaltete und der er später bekannt gab, wa in der Narodna Odbrana erkundet hatte. So kam es, daß Instruktionen und Anweisungen wei gegeben wurden, als ob sie von der ‚Narodna Odbrana' kämen. Deshalb stellte nach dem Atte von Sarajewo die Untersuchung fest, daß die Urheber desselben durch seine Vermittlung aus Ser nach Bosnien gekommen waren. Diese Behauptung wurde wiederholt von unsern Feinden gesprochen. Und dennoch arbeitete die Narodna Odbrana im hellen Licht des Tages[2])."

Welche Widersprüche in wenigen Sätzen! Um schließlich jeden Zweifel an der Arbeit Organisation, die sich im Schießen übte und die Tätigkeit der Banden beeinflußte, beheben, geben wir aus den jetzt vorliegenden Geheimakten der serbischen Archive bezeichnendes Stück wieder:

Der serbische Gesandte Jowanowitsch, Cetinje, an das Ministerium des Äußern in Belg

Telegramm: **Nr. 54.** Cetinje, den 3./16. Februar 190

Streng vertraulich!

... Gleichzeitig ersuchte mich sowohl der Ministerpräsident Tomanowitsch als auch der Min des Äußern, Jowo Plamenaz, im Auftrage des Fürsten nach Serbien zu schreiben, damit man ih

[1]) Über die Verbindung und Zusammenarbeit der beiden Organisationen vgl. auch Fr. v. Wie in der Kriegsschuldfrage, Aprilheft 1928, S. 380 f.

[2]) Vgl. Politika (Belgrad), Nr. 6326 vom 3. Dezember 1925.

f kürzestem Wege Explosivstoffe, namentlich aber Handbomben, sende. Ich habe immer und so
ch gestern Herrn Tomanowitsch geantwortet, der Staat verfüge schwerlich über Bomben, mög-
herweise besitze aber der Ausschuß der „Narodna Odbrana" solche, und es müsse daher
Sache durch diesen gemacht werden. Nun bat er mich wieder, Ihnen diesbezüglich zu schreiben,
s ich hiermit tue. Man kann, meiner Ansicht nach, dies im Wege des Ausschusses der „Narodna
brana" tun, aber keineswegs im Amtswege.[1])

Übrigens wurden viele Mitglieder der „Narodna Odbrana" auch Mitglieder der Organi-
ion „Vereinigung oder Tod". Bei jedem Konflikt mit der Türkei, Bulgarien und vor
em mit Österreich, der sich wegen terroristischer Akte entspann, tat die serbische Regierung
stverständlich so, als wisse sie nichts von dem Bestehen der Geheimorganisation „Ver-
igung oder Tod". Auch Österreich war die Existenz der Organisation lange unbekannt. Es
chte die „Narodna Odbrana" für die terroristischen Akte gegen seine Beamten verant-
rtlich. Die serbische Regierung berief sich dann immer auf die Satzungen dieser Gesell-
ft und wies ohne Schwierigkeit nach, daß die Vermutungen Österreichs unbegründet und
rartige terroristische Taten wahrscheinlich persönliche Racheakte waren. Der „Schwar-
Hand" geschah selbst im österreichischen Ultimatum keine Erwähnung.

Der Konflikt des Jahres 1914

Die Reorganisation der Armee und das Erwachen nationalen Geistes einerseits, der Bal-
kanbund andererseits ermöglichten es der serbischen Regierung, den ersten Balkankrieg
beginnen. Wieder war es das Verdienst jener Gruppe von Offizieren, alle Bedenken der
gierung zu besiegen und sie in den Krieg zu treiben. Der Krieg selbst einigte die ganze
mee, und die Meinungsverschiedenheiten zwischen dieser Gruppe und den andern Offi-
ren, die seit dem Wechsel der Dynastie im Jahre 1903 bestanden, verschwanden. Die
varrliche Arbeit und die Eintracht in der Armee führten zum Erfolg der beiden Balkan-
ge (1912—1913). Eine unerwartete Vergrößerung Serbiens war die Folge davon.

Nach diesen Siegen, die allein der Tapferkeit der Armee zu danken waren, suchte
e serbische radikale Partei die Erfolge für ihre eigenen Zwecke auszunutzen; bis zum heuti-
en Tage hat sie stets das Glück gehabt, aus den Erfolgen anderer für sich Vorteil zu ziehen.
Einzig auf den Nutzen der Partei bedacht, sandte die radikale Regierung in die neu er-
orbten türkischen Gebiete (Mazedonien und Alt-Serbien) Zivilbeamte, die Anhänger
es radikalen Kabinetts waren, in jeder Beziehung unfähige und unwürdige Leute. Diese
Beamten suchten nur persönlichen Gewinn und versetzten durch ihre Aussaugereien, ihre
Gewalttätigkeiten und ihre Mordtaten die Bevölkerung derart in Wut, daß die Zahl der
Auswanderer sehr groß wurde und aufrührerische Bewegungen ausbrachen[2]). Die sepa-
ratistische Bewegung in den neu erworbenen Landesteilen wuchs von Tag zu Tag.

Das ganze serbische Offizierkorps und die Offiziere in den neuen Gebieten, mochten
nun der Organisation „Vereinigung oder Tod" angehören oder nicht, wandten sich mit
Entrüstung gegen eine Regierung, welche die Interessen der Partei über die des Landes
setzte, dadurch ihre während des Krieges gebrachten Opfer nutzlos machte und ihr patrioti-
sches Werk zu vernichten drohte. Das war der Beginn und die eigentliche Ursache des
Konfliktes zwischen den auf das Wohl ihres Landes bedachten Offizieren und der
regierigen Zivilbehörde. Die radikale Partei wähnte den Augenblick günstig, es auf einen
Konflikt ankommen zu lassen. Vielleicht hätte der alte, opportunistisch gesinnte Paschitsch
noch eine Verzögerung gewünscht, der unangenehme, starrköpfige Minister des Innern,
Stojan Protitsch, aber provozierte den Konflikt.

[1]) Boghitschewitsch, Die auswärtige Politik Serbiens 1903—1914, Bd. 1, S. 55 f.

[2]) Vgl. die Artikel der Zeitung „Piemont" aus jener Periode und die Artikel des Obersten Si-
mitsch in dem Blatt „Republika" von 1925, Nr. 17—21.

Die Oppositionsparteien schlossen sich den Offizieren an. Offiziere wie Führer der Opp
sition hatten gleich bei Beginn der Annexion verlangt, daß die Verfassung des Königreich
auch auf die neu eroberten Gebiete ausgedehnt werde, aber aus eigensüchtigen Gründe
weigerte sich die Regierung, dies zu tun. Erst am 20. November/3. Dezember 1913 wurd
eine entsprechende Maßnahme ergriffen. Die Haltung der Opposition war aber nicht
sehr von dem Wunsche bestimmt, einer gerechten Sache zum Siege zu verhelfen, als vie
mehr, die Armee dadurch im Kampfe gegen die radikale Partei zu gewinnen. Die G
legenheit schien der Opposition günstig, endlich einmal Paschitsch und seine Partei zu stürze
Übertriebener Parteigeist ist ein Merkmal des serbischen Volkes. Es ist zweifelhaft, o
seine Parteileidenschaften und Gegensätze jemals mildere Formen annehmen werde
Das Parteiwesen gehört zur serbischen Kultur, Sektierertum und Intrige sind wesentlich
Bestandteile der politischen Moral. Keine Partei in Serbien hat sich bis jetzt von ihre
Programm leiten lassen. Die Parteiinteressen und noch mehr die rein persönlichen Int
ressen beherrschen das politische Leben in einem Maße, daß man die Parteien als Ko
sortien zur gegenseitigen Unterstützung bezeichnen muß. Einige Persönlichkeiten, die si
wirklich nur von grundsätzlichen Gesichtspunkten leiten lassen, erscheinen als große Au
nahme und erregen bei der Masse durch ihre folgerichtige Haltung und durch ihre Skrup
nur verächtliches Mitleid. Alles ist auf persönlichen Gewinn berechnet, Erpressung ist d
gangbare Methode, um zu diesem Gewinn zu gelangen. Vor Eintritt in das politisch
Leben bekennt sich der Einzelne zu einer Partei nicht aus Überzeugung, sondern aus B
rechnung, wie er zu einer politisch einflußreichen und gewinnbringenden Stelle gelange
kann. Sein Ziel ist nicht, die Partei durch seinen Eintritt zu unterstützen, sondern a
ihrem Rücken empo.zukommen.

Die Opposition rechnete bei ihrer Schwenkung zu dem früher von ihr bekämpfte
„Prätorianertum" und der „Schwarzen Hand" letzten Endes auf die Unzufriedenheit d
Offizierkorps, ohne Rücksicht, ob es Offiziere der Verschwörergruppe waren oder nich
Sie rechnete auf die aggressive Haltung der Komitadschi, an deren Spitze Major Tankositsch
stand, der Vertraute Dimitriewitschs in Komitadschiangelegenheiten. Im Komitadschi
gewande flößte er den Regierungsbehörden Furcht ein. Paschitsch wurde sehr ängstlich, d
ungestüme Stojan Protitsch wütete.

Um den neuen Bundesgenossen der Opposition, die „Schwarze Hand" zu schwäche
wandte sich die Regierung zuerst gegen ihr Organ, die Zeitung „Piemont". Der Minis
des Innern verbot die Verbreitung des Blattes in Mazedonien wegen der überaus scharf
Kritik am Verhalten der dortigen Polizeibehörden. Obgleich Apis und seine nächste U
gebung einzelne übertriebene Angriffe gegen die Regierung nicht inspiriert hatten, ja
sogar mißbilligten, zielte doch die Regierung mit ihren Maßnahmen gegen das Blatt „P
mont" in erster Linie auf Apis selbst. Die Regierungspresse ihrerseits suchte die öffentli
Meinung durch Verbreitung phantastischer Nachrichten über die Machenschaften
„Schwarzen Hand" und die von ihr geschaffene Unsicherheit im Lande zu beunruhig

Das zweite Angriffsobjekt, gegen das sich die Regierung wandte, um die „Schwa
Hand" zu bekämpfen, war die „Ofizirska Zadruga", der Offiziersverein, denn in ihm ha
diese Offiziersgruppe ausschlaggebenden Einfluß. Der Leiter des Vereines, Tsch
Jowanowitsch, war ein Werkzeug Dimitriewitschs. Sein eigenmächtiges Gebaren ha
aber im Offizierskorps berechtigte Unzufriedenheit hervorgerufen, die die Regierung für
auszunützen bestrebt war. Trotzdem betrachtete das ganze Offizierskorps diese Intervent
der Regierung als widerrechtliche Einmischung in eigene Angelegenheiten, eine E
mischung, die auch Unwillen im Parlamente und in der öffentlichen Meinung erregte

Ungefähr zur gleichen Zeit erließ Stojan Protitsch den berüchtigten Erlaß über die Pri
tät der Zivil- vor den Militärbehörden in den neu erworbenen Gebieten. Den Anlaß
die Rangfrage bei staatlichen und kirchlichen Festlichkeiten. Der Bezirkspräfekt sollte
Vorrang vor dem Militärkommandierenden haben. Diese belanglose Frage wurde

swegen für so bedeutsam erachtet, weil die offensichtliche Absicht der Regierung dahin ng, die Autorität der Militärbehörden in den Augen der mazedonischen Bevölkerung rabzusetzen. Das Offizierskorps wollte sich eine solche Behandlung nach den Opfern, e es in den Kriegen gebracht, und nach den Erfolgen, die es erzielt hatte, nicht gefallen ssen. Der kommandierende General in Üsküb, Damnjan Popowitsch, erklärte, sich an ese Bestimmung nicht halten zu wollen und wurde daraufhin pensioniert. Die Folge von war, daß er der Regierung zum Trotze zum Vorsitzenden des Offiziersvereines gewählt urde; die Folge davon wieder, daß von nun ab alle Fragen, die sich auf die „Schwarze and", auf das Blatt „Piemont", auf den Offiziersverein und auf den Erlaß über die riorität bezogen, als zusammengehörig behandelt wurden und daß nunmehr hinter der ffiziersgruppe der ehemaligen Verschwörer mit geringen Ausnahmen das ganze Offiziers rps und die gesamte Opposition stand. Es wurde der Ruf laut, daß die radikale Regierung it Nikola Paschitsch an der Spitze zurücktreten müsse. Alle wähnten, daß Apis über eine nügende Macht verfüge, die Krone zur Entlassung der Regierung zu zwingen. Die Oppo ion hoffte, daß ihr die Regierung und damit die Durchführung der Neuwahlen über gen werde, die dann auch eine Änderung des Regimes in Südserbien zur Folge haben ßte. Diesmal versagte aber die bis dahin ungebeugte Energie von Apis, der sich zu durch eifenden Maßnahmen nicht entschließen konnte. Man kam aus dem Rahmen von Protest ndgebungen nicht heraus. Auch die Opposition konnte sich zu einem einheitlichen Vor hen nicht entschließen.

Dennoch machte der langerwartete Protest des Offizierskorps aus Üsküb mit General ojowitsch an der Spitze (veröffentlicht im „Piemont") vor allem auf König Peter großen ndruck. Er gab dem Chef des Generalstabs, dem Woiwoden Putnik, sein Ehrenwort, werde den Rücktritt des radikalen Kabinetts verlangen. Putnik selbst hatte als erster in ser Angelegenheit nachdrückliche Schritte beim König getan.

Aber die russische Regierung mischte sich damals ein. Sie wünschte, das Kabinett Paschitsch le im Amt verbleiben, da Paschitsch unentbehrlich für die Politik der Zusammenarbeit t ihren Verbündeten wäre. Der König befand sich in einer schwierigen Lage und mußte ch den Forderungen der russischen Regierung fügen. Das Ministerium Paschitsch blieb o am Ruder. In Aussicht gestellt wurden nur einzelne Zugeständnisse, die darin be nden, den allgemein verhaßten Stojan Protitsch zum Rücktritte zu bewegen, seinen Erlaß er die Priorität der Zivilbehörden zurückzuziehen und in absehbarer Zeit den Woj oden Putnik, der sich auch diesmal für die Sache des Offizierskorps eingesetzt hatte, in sehbarer Zeit zum Kriegsminister zu ernennen. Ein Opfer der Krise wurde der König bst, der sein Ehrenwort gegeben hatte, einen Wechsel in der Regierung vorzunehmen. mußte sich unter dem Vorwande, krank zu sein, zurückziehen; er ernannte den Thron ger Alexander zum Regenten (am 24. Juni 1914) und spielte in den weiteren schicksals weren Ereignissen keine politische Rolle mehr[1]).

Der Kronprinz ließ seine Sympathien und Antipathien nun offen zutage treten. Längst ren seine Beziehungen zu den Offizieren der Organisation „Vereinigung oder Tod" altet.[2]) Nicht nur daß Dimitriewitsch ihn stets an die Schuld der Dynastie gemahnte, die

[1]) Es wäre interessant zu wissen, ob Paschitsch, der sich in einer so schwierigen Lage befand, bst den Schritt der russischen Regierung veranlaßt hat, oder ob die russische Regierung ihn aus ner Initiative tat. Auf alle Fälle muß betont werden, daß zwischen Paschitsch und der russischen gierung eine enge Zusammenarbeit in der auswärtigen Politik bestand.

) Schon im November 1912 hatte mir Jascha Nenadowitsch, ein Onkel des Thronfolgers und sandter in Konstantinopel, gelegentlich seines Aufenthalts in Berlin gesagt, daß der Hof über s Treiben des Dimitriewitsch unterrichtet sei (vermutlich infolge von Denunziationen seiner stigen Freunde Zivkowitsch und Jurischitsch), er solle sich nur in Acht nehmen, daß er nicht in Karaburma ende. Das ist mir auch von einer Verwandten Nenadowitschs, Frau Ljubitza Barlo tz, bestätigt worden, der gegenüber er sich früher ähnlich geäußert hat.

niemals abzuzahlen war, nicht nur, daß die Gruppe Zivkowitsch alles tat, um de ehemaligen Gesinnungsgenossen Dimitriewitsch zu verdächtigen, die Eitelkeit des Kron prinzen war schon bald nach der Gründung der Organisation, die er ja mit Geldmitteln unterstützt hatte, schwer verletzt worden. Er hatte im Oktober 1911 drei Mitgliedern de Organisation, den Offizieren Dimitriewitsch, Radiwojewitsch und Stojanowitsch, seinen Wunsch ausgesprochen, sich an die Spitze dieser nationalistischen Bewegung zu stellen und diesem Wunsche hatten sich die Offiziere aus begreiflichen Gründen widersetzt. Di offene Parteinahme des Kronprinzen für die Radikalen verschärfte den Konflikt bedeutend Man sah mit Bedauern, daß der Regent eine Regierung unterstützte, welche die Korruption duldete, während die Armee und die Opposition diese Regierung zum Wohl des Landes befehdeten. Von diesem Zeitpunkt ab blieb der Regent im Fahrwasser der radikalen Partei, und alle späteren Ereignisse, die zum Prozeß von Saloniki führten, finden darin ihre Erklärung. Von diesem Zeitpunkt an hatten aber auch die Führer der Opposition und ein großer Teil der Offiziere die Überzeugung gewonnen, daß das herrschende Regime das Glück des Landes nicht gewährleisten könne und daß es unmöglich sei, unter diesen Verhältnissen das nationale Ideal zu verwirklichen.

Sarajewo

Zur gleichen Zeit als sich diese innerpolitischen Kämpfe in Serbien abspielten, bereiteten sich wichtige außenpolitische Ereignisse vor. Niemand ahnte, daß man am Vorabend des Weltkrieges stand.

Serbien war es nicht vergönnt, sich nach den Erfolgen der beiden Balkankriege auszuruhen. Die albanischen Aufstände, der Konflikt mit Österreich wegen der orientalischen Bahnen und die inneren Zwistigkeiten ließen das Land nicht zur Ruhe kommen. Eine friedliche Entwicklung wäre dem Lande nötig genug gewesen. In diesem Sinne war Paschitsch bemüht, die äußere Politik zu leiten. Das auffällige Betonen der Notwendigkeit einer Friedenspolitik gerade bei ihm ließ eine gewisse Besorgnis vermuten, als ob er seiner Sache nicht ganz sicher wäre. Er schien zu befürchten, daß sich gewisse Kreise darum nicht kümmerten und daß aus dem Bomben- und Explosivlaboratorium Tankositsch Gefahren für den Frieden im Anzuge seien. Er fürchtete, daß Österreich ein Vorwand zu einem bewaffneten Konflikte mit Serbien gegeben werden könne. Aus diesem Grunde lenkte er schon einige Wochen vor dem Morde von Sarajewo in einem vertraulichen Brief die Aufmerksamkeit des Chefs des Generalstabs, des Wojwoden Putnik, auf den Umstand, daß der Oberst Dimitriewitsch, der Chef des Informationsbureaus des Generalstabes, Beziehungen zu revolutionär gesinnten bosnischen Studenten unterhalte, und daß daraus gefährliche Folgen entstehen könnten.

Apis seinerseits war in dem Gedanken befangen, daß der zukünftige österreichische Kaiser Erzherzog Franz Ferdinand für die Ziele Serbiens eine große Gefahr bedeute und daß er eine befähigte Persönlichkeit sei, die alle Kräfte aufbiete, die Erfolge der Balkankriege in Frage zu stellen und die nationale Einigung unter dem Königreiche Serbien zu verhindern. Verschwände dieser Mann von der Bildfläche, so sagte sich Apis, dann wäre eine friedliche Entwicklung Serbiens für längere Zeit gesichert, d. h. bis zu der Stunde, da sich Serbien von den beiden Balkankriegen erholt hätte, um an die Verwirklichung seiner nationalen Ideale zu schreiten. Diese Stunde mußte schlagen, wenn Rußland militärisch vorbereitet war, um Serbien zu seinem Ziele zu verhelfen.

Apis war die Seele der nationalen revolutionären Propaganda, und seine amtliche Stellung als Chef des Informationsbureaus des Generalstabes erleichterte ihm seine mannigfachen Beziehungen zum Auslande. Die Vereinigung „Einheit oder Tod" konnte sich aber erst aktiv betätigen, als Apis' treuer Mitarbeiter, Tankositsch, die Schüler seiner Komitadschischulen zur terroristischen Aktion herangebildet hatte.

Erregt besprach man die österreichischen Vorbereitungen für die Manöver in Bosnien Juni 914 und die bevorstehende Reise des Thronfolgers nach Sarajewo. Die Manöver an der rina, gerade an der serbisch-bosnischen Grenze, der feierliche Einzug des Erzherzogs in arajewo gerade am Vidovdan (St. Veits-Tag) beleidigten das serbische Nationalgefühl. Die merzliche Erinnerung an die Annexion Bosniens wurde wieder wach. Mit Resignation hätte lleicht der Vorkriegsgeist diese Tatsache angenommen. Der revolutionäre Geist aber, der ne Kraft aus den erfolgreichen Balkankriegen schöpfte, war furchtlos, und nichts schien n unmöglich. Auch die öffentliche Meinung zeigte sich besorgt. Der Haß gegen Österreich ar groß und konnte nur mit Mühe von den am Ruder befindlichen Politikern und Diplo- uten zurückgehalten werden.

Während der politischen Reise im Mai 1914 scheinen sich Apis' Gedanken mehr mit den rbereitungen zum „Empfange" des Erzherzog-Thronfolgers in Sarajewo als mit der ise selbst beschäftigt zu haben. „Wie wäre es, wenn wir ihm einige Bomben entgegen- leudern würden", sagte er einmal lachend an der Tafel im Restaurant Kolaraz. „Wem?" gte einer verwundert und dachte dabei an die inneren Gegensätze. „Wem sonst als Fer- and?" war die Antwort von Apis, der immer zu lachen, aber nie zu scherzen pflegte. So erfolgte das Attentat gegen den österreichischen Thronfolger einige Wochen nach endigung der politischen Reise in Serbien. Wir sind heute genau unterrichtet über die izelheiten der Vorbereitung, über die Mitwirkung gewisser russischer Kreise, die in lgrad durch den russischen Militärattaché, Oberst Artamanow, vertreten waren. Apis te den Rat Artamanows noch vor dem Attentat selbst ein, und erst als dieser auf und neuer Informationen aus Rußland erklärte, daß Rußland auch in diesem Falle erbien nicht im Stiche lassen würde, gab Apis seine Zustimmung zur Ausführung der t.[1]) Auch steht es nunmehr außer allem Zweifel, daß der Prinzregent, die Regierung, Chef des Generalstabs und Herr Hartwig, der russische Gesandte in Belgrad, von dem m des Attentats Kenntnis hatten[2]). Es schien aber, daß der Vidovdan von Sarajewo politischen Parteien in Serbien nicht ernüchtert hat. Die Parteiagitationen wurden tgesetzt, und niemand war sich der schweren Folgen zur Genüge bewußt. Der Wojwode tnik befand sich in Österreich zur Kur (Gleichenberg), Paschitsch auf Agitationsreisen im ande. Viele Politiker und Offiziere waren im Ausland.

Da traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel das österreichische Ultimatum in Belgrad ein.

Die Verhaftung

Der Krieg brach aus. Die Regierung zog sich aus Belgrad nach Nisch zurück und das Große Hauptquartier ließ sich in Kragujewatz nieder.

Dennoch blieben die Beziehungen des Thronfolgers und der Regierung zum Haupt- artier, wo die Offiziere der Organisation die wichtigsten Posten bekleideten und das Vertrauen des Generalissimus, des Woiwoden Putnik, genossen, sehr gespannt. Kein Mit- ied des Hauptquartiers und schon gar nicht Dimitriewitsch und seine Freunde dachten rum, während des Krieges irgendeine Änderung oder gar einen Umsturz im Innern vor- zubereiten. Alle widmeten sich ausschließlich der Verteidigung des Landes und hatten nur ein Sorge: den Endsieg.

Der Kronprinz und die radikale Partei aber nutzten die Hingabe dieser Offiziere an die nationale Sache und den festen Zusammenhalt der ganzen Armee gegenüber dem äußeren Feinde aus, um schon 1915 Maßnahmen zu ihrer Sicherheit zu ergreifen, die von der

[1]) Vgl. die Ausführungen von Oberst Bojin Simitsch in der „Clarté", Maiheft 1925, S. 210.
[2]) Vgl. meine Aufsätze im Juliheft 1924, im Januarheft 1925 und im Januarheft 1926 der „Kriegsschuldfrage".

Furcht diktiert waren, daß ihre Stellung nach Kriegsende durch Dimitriewitsch und seine Gruppe bedroht werden könnte.

Die Offiziere, die persönliche Gegner von Dimitriewitsch waren, scharten sich um den Prinzregenten und bildeten jene Kamarilla, die unter dem Namen „Die weiße Hand" auftrat. Die hauptsächlichsten Mitglieder dieser neuen Organisation waren: Oberst Peter Zivkowitsch, Oberst Josef Kostitsch, Adjutant Paul Jurischitsch-Sturm, Oberst Peter Mischitsch, Vorsitzender des Militärgerichts erster Instanz gegen die Angeklagten, Oberst Milan Dunitsch, Untersuchungsrichter im Prozeß, und General Mirko Milisawljewitsch, Vorsitzender des obersten Militärgerichts zu Saloniki.

Durch die Sektion der Staatspolizei im Hauptquartier ließ die Regierung eine besondere geheime Polizei schaffen, die den Sonderauftrag hatte, die andern Offiziere, hauptsächlich diejenigen der Organisation „Vereinigung oder Tod" zu überwachen, um über ihre geistige Verfassung und ihre gefühlsmäßige Einstellung zum Prinzregenten, zur radikalen Partei und zur „Weißen Hand" unterrichtet zu sein. Es handelte sich also dabei mitten im Kriege um private Interessen und nicht um die Interessen des Vaterlandes. Chef dieser Geheimpolizei war Polizeikommissar Konstantin Tuzakowitsch, der später an Wahnsinn starb.

Die Besetzung Serbiens durch die Österreicher und die Deutschen im Herbst 1915 zwang die Regierung und den Rest der Armee, durch Albanien zu fliehen und im Dezember 1915 und Januar 1916 in Korfu zu landen.

Mit Hilfe und unter Aufsicht der Alliierten wurde die Reorganisation der serbischen Armee in wenigen Monaten durchgeführt. Beschützt von den Kanonen der Alliierten und auf fremdem Gebiet lebend, benutzten der Prinzregent und die radikale Partei die günstige Gelegenheit, ihre Maßregeln gegen alle Offiziere zu verstärken, in denen sie Feinde argwöhnten.

Man enthob alle Offiziere, die Mitglieder oder Freunde der Organisation „Vereinigung oder Tod" waren, ihrer Funktionen. So wurden abberufen der Chef des Generalstabs, der Woiwode Putnik, und sein Unterchef, der General Zivko Pawlowitsch sowie mehrere Armee-, Divisions-, Brigade- und Regimentskommandanten. Sie wurden durch Parteigänger des Prinzregenten und der Radikalen ersetzt, Offiziere, auf die man sich gegen die Organisation „Vereinigung oder Tod" stützen zu können glaubte.

In der Folgezeit sandte man viele Mitglieder oder Freunde der Organisation „Vereinigung oder Tod" ins Ausland. So wurden mehrere höhere Offiziere nach Rußland geschickt, um aus österreichischen Gefangenen slavischer Nationalität neue Regimenter zu bilden, die Majore Bozin Simitsch, Radoje Jankowitsch, Woislav Gojkowitsch, Alexander Srb u. a.

Nach ihrer Reorganisation in Korfu (Februar—April 1916) wurde die serbische Armee nach Saloniki gebracht und unter den Befehl des Generals Sarrail gestellt.

Dimitriewitsch selbst gedachte man zunächst einfach zu ermorden. Nach den bisher bekannt gewordenen Begleitumständen scheint es außer Zweifel zu stehen, daß dieser Attentatsplan die Billigung des Prinzregenten und des Innenministers Ljuba Jovanowitsch hatte. Der Plan scheint jedoch daran gescheitert zu sein, daß Dimitriewitsch rechtzeitig gewarnt wurde und nicht in die ihm gestellte Falle ging.

In der Folge tauchte der Plan auf, Dimitriewitsch im Oktober 1916 zum Militärattaché bei der belgischen Armee zu ernennen, und Paschitsch gab der belgischen Regierung bereits Kenntnis von diesem Plan[1]). Aber Dimitriewitsch trat den Posten nicht erst an. Selbst wenn man ihn auf diese Weise abgeschoben hätte, so hätte die radikale Regierung seinen Einflu

[1]) Die belgische Regierung war nachträglich erstaunt zu erfahren, daß dieser Offizier bald darauf des Hochverrats, ja sogar eines Attentats auf den Prinzregent, das mehrere Monate vor der geplanten Ernennung stattgefunden haben soll, beschuldigt, vor Gericht gezogen und zum Tode verurteilt wurde. Paschitsch selbst erkundigte sich nach der Verhaftung Dimitriewitschs beim Hauptkommando, ob dieser zwecks anderer Verwendung abkömmlich wäre, wahrscheinlich um den Verdacht von sich abzuwälzen, daß auf seine Initiative hin das Verfahren gegen Dimitriewitsch eingeleitet wurde.

ter gefürchtet. Man glaubte seiner sicherer zu sein, wenn man ihn zum Unterchef des
bs der 3. Armee ernannte, deren Befehlshaber, General Milosch Wasitsch, einer seiner
ittertsten Feinde war. Seine Ernennung erfolgte noch im Oktober, also geraume Zeit
h dem später erfundenen Attentat auf den Prinzregenten vom 29. August.
ach diesen Vorbereitungen erschien dem Prinzregenten, der „Weißen Hand" und der
ikalen Partei der Augenblick gekommen, sich Dimitriewitsch und seine Freunde end-
ig vom Halse zu schaffen. Ihre alte Unzufriedenheit, ihre militärischen und moralischen
enschaften, ihr bedeutender Einfluß auf alle Klassen der Gesellschaft und besonders ihre
ndliche Kenntnis der geheimen Machenschaften der serbischen, von der Regierung unter-
ten Propaganda gegen Österreich waren ihnen zu gefährlich. Außerdem war die politi-
und militärische Lage zu dieser Zeit sehr unsicher, und wir haben Grund zu der Annahme,
der Prinzregent und die Regierung damals der Ansicht waren, die Beseitigung Dimitrie-
chs und seiner Anhänger werde Österreich im Falle von Verhandlungen über einen
iderfrieden willfähriger machen[1]). Man suchte nach einem Vorwand, um Apis wegen
s Verbrechens, auf das die Todesstrafe stand, unter Anklage zu stellen.
an beschuldigte ihn zunächst des Hochverrats. Er habe mit dem Feinde verhandelt und
ucht, einen Teil der serbischen Front dem Feinde zu übergeben. Um diese Behauptung
echtfertigen, lasen der Innenminister Jowanowitsch und der Kriegsminister General
a Terzüsch in der Sitzung des Ministerrats vom 6./19. Dezember 1916 zwei gefälschte
rifstücke vor[2]). Erst daraufhin gaben die drei Minister, die nicht zur Radikalen Partei
rten und persönliche Freunde von Dimitriewitsch waren, Ljuba Dawidowitsch, Milorad
schkowitsch und Voja Marinkowitsch, nachträglich ihre Zustimmung zu der Verhaftung[3]).
ine solche konnte aber nur mit Einwilligung und auf Befehl des Generals Sarrail,
Oberbefehlshabers an der Front von Saloniki, vollzogen werden. Man war zu jener
in Paris mit dem General sehr unzufrieden und seine Abberufung stand bevor. Es
ng ihm jedoch, sich mit dem serbischen Kronprinzen gut zu stellen, und der Intervention
serbischen Regierung hatte er es zu verdanken, daß er weiter auf seinem Posten be-
n wurde. Für diesen Dienst mußte er sich erkenntlich erweisen. So gab er denn auch
mer internen serbischen Sache, die ihn nichts anging, und die er im Interesse der Ein-
und Moral seiner Front nicht hätte zulassen sollen, seine Zustimmung zur Einleitung
gerichtlichen Verfahrens gegen eine große Gruppe in wichtigen militärischen Stellungen
ndlicher serbischer Offiziere.

Dimitriewitsch wurde am 15. Dezember 1916 in der griechischen Ortschaft Ostrovo ver-
haftet, völlig unerwartet für ihn selbst. Der Platzkommandant von Saloniki, Oberst
itsch, ein persönlicher Feind von Apis, kam, mit den nötigen Vollmachten ausgestattet,
n Mittag nach Ostrovo und nahm sofort eine Durchsuchung seiner Sachen vor. Er konnte
in Zufriedenheit nicht verhehlen, als er auch eine alte Liste des alten Zentralausschusses der
eimorganisation „Vereinigung oder Tod" vorfand. Als er Apis nach Saloniki abführte,
ute er genau, daß der Thronfolger über seine Verhaftung und über die vorgefundenen
rschriften der Geheimorganisation größere Freude empfinden würde, als über den
ten Sieg gegen die äußeren Feinde. Die Mitgliederliste lieferte die ersten Unterlagen
einen neuen Anklagepunkt: Aufhetzung zur Meuterei.
Gleichzeitig mit der Verhaftung Dimitriewitschs wurden zahlreiche Offiziere von der
nt abberufen, die als seine Anhänger und Freunde galten. Später stellte sich heraus,

[1] Vgl. die anonyme Broschüre „Der Prozeß von Saloniki" und das österreichische Angebot eines
ratfriedens an die Alliierten (5. Dezember 1916 bis 12. Oktober 1917), veröffentlicht in der
ung „Glasnik" (Der Bote) 1923 (serbischer Text).
[2] Mitteilung des Herrn Mirko Petschar, eines ehemaligen Sekretärs im Außenministerium.
[3] Da Draschkowitsch tot ist, müßten Dawidowitsch und Marinkowitsch über diesen Punkt Er
klärungen abzugeben in der Lage sein.

daß sich unter diesen Offizieren Leute befanden, denen gar keine Schuld nachweisbar w und deren Namen sich nicht einmal auf den nachträglich noch aufgefundenen Listen d Geheimvereinigung vorfanden. Ihre Abberufung war lediglich auf Grund haltloser Denu ziationen erfolgt. So wurden in kurzen Zwischenräumen ganze Brigaden, Regiment und Bataillone ihrer Kommandanten beraubt, was nicht bloß im serbischen Heere gro Beunruhigung hervorrief, sondern auch bei den verbündeten Truppen. Alles war noch geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Die wildesten Gerüchte über geheime Verhandlungen m dem Feinde, über Hochverrat und andere Dinge mehr liefen in der ganzen Front um. D Verhaftungen wurden bis zum März 1917 fortgesetzt.

Die Regierung ließ sofort die Mitteilung veröffentlichen, daß die Offiziere, Mitglied der „Schwarzen Hand", verhaftet worden seien, weil sie die von der serbischen Armee beset Front den österreichisch-deutschen Truppen zu übergeben beabsichtigt hätten; sie würd vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

Für den Fall, daß sich die Anklage wegen Hochverrats und Meuterei nicht aufrechte halten lassen würde, sah man sich schon damals nach einem anderen todeswürdigen Ve brechen um. Noch im Jahre 1916 erschienen in Korfu der Leiter der Militärgerichtsbark im Kriegsministerium, Oberst Gojko Pawlowitsch und der Hof- und Leibarzt des Thro folgers Dr. Mohatschanin. Der erste überbrachte einen Entwurf über ein besonderes Stan gericht für die Offiziere, der zweite eine besondere Botschaft des Kronprinzen. Üb beides war die Regierung höchst erstaunt. Dr. Mohatschanin teilte im Auftrage d Kronprinzen dem Kriegsminister mit, daß im August 1916 ein Attentat auf den Thro folger versucht worden sei und daß sich der Thronfolger darüber beschwere, daß ihn d Regierung schutzlos gelassen habe, und daß er sie dafür verantwortlich mache. Der Krieg minister, General Terzitsch, teilte dem Ministerrate diese Botschaft des Kronprinzen m und die Regierung übersandte dem Kronprinzen sofort ein Glückwunschtelegramm seiner glücklichen Errettung. Der Entwurf über ein besonderes Standgericht für d Offiziere, für den sich auch Paschitsch einsetzte, stieß jedoch auf den Widerstand der nic radikalen Mitglieder der Regierung, die mit ihrem Rücktritt drohten, so daß er fallengelas werden mußte.

Der Kriegsminister und einige Mitglieder der Regierung fuhren nach Saloniki, um stren Maßnahmen gegen die „umstürzlerischen Elemente" zu ergreifen. Der Thronfolger üb häufte den Kriegsminister bei seiner Ankunft mit Vorwürfen wegen seiner schwächlich Haltung in der Frage seines persönlichen Schutzes und forderte seinen Rücktritt. Infol der Intervention anderer Regierungsmitglieder und infolge seines Versprechens, die Sa wieder gutzumachen, kam es nicht zum Rücktritt des Kriegsministers. Der Minister d Innern, Jowanowitsch, forderte den Kriegsminister brieflich auf, strenge Maßnahmen geg gewisse Offiziere, die im Verdachte standen nach dem Leben des Kronprinzen zu tracht zu ergreifen, und der Kriegsminister übergab das sogenannte Anklagematerial dem Hau quartier. Derselbe Oberst Gojko Pawlowitsch, der den Entwurf über das Standgericht die Offiziere ausgearbeitet hatte, ordnete die Einleitung des Verfahrens an. Er umgab mit einem Stabe unverantwortlicher Elemente, die nicht nur eine beratende, sondern a eine auftraggebende Körperschaft wurden und sich als Ankläger und Untersuchun richter aufspielten. Diese Leute hatten das volle Vertrauen des Kronprinzen und wa moralisch verpflichtet, die ganze Aktion nach seinen Wünschen zu leiten. Die Seele di Clique waren Peter Zivkowitsch, Josef Kostitsch und Georg Jelenitsch. Der ganze amtli Apparat in dieser Angelegenheit wurde zu ihrem Werkzeuge. Gedeckt durch die Freu schaft des Thronfolgers und beseelt vom gemeinsamen Hasse gegen Apis, hatten sie tatorische Gewalt.

Oberst Peter Zivkowitsch war als junger Leutnant an der Verschwörung von 1903 aktiv betei gewesen. Er war es, der als Gardeoffizier König Alexanders Obrenowitsch seinen Kamera das Tor des königlichen Schlosses öffnete. Diese Tat wurde ihm von der neuen Dynastie hoch

chnet. In einer angenehmen Hofstellung als Kommandant der königlichen Gardedivision hatte ch in dem Konflikt zwischen dem Kronprinzen und Apis auf die Seite des ersteren gestellt bekämpfte seinen ehemaligen Kameraden, für den er früher große Verehrung gezeigt hatte. dem Staatsstreich vom Januar 1929 ist er Ministerpräsident und Minister des Innern. seiner Gruppe gingen damals alle Weisungen an die Staatskommissare und die Geheimei des Hauptquartiers aus. Von dieser Stelle erhielt auch das Gericht seine Richtlinien vorchnet. Jeder Widerstand gegen seine Persönlichkeit und gegen seine Handlungsweise wurde als Widerstand gegen den Thronfolger empfunden.

uch Oberst Josef Kostitsch war ein Verschwöreroffizier von 1903 und ein besonderer Freund Apis. Er wurde aber sein fanatischester Gegner. Es war ein Haß, der sich bis zur Krankhaftigsteigerte. Er verlangte keine Belohnung, er war auch nicht bestochen, er war sich vielmehr r Rolle als Retter des Vaterlandes voll bewußt und war fest davon überzeugt, daß gerade die Berechtigung zustehe, Apis zu richten. Ein Freund des Thronfolgers, hatte er noch die re Aufgabe auf sich genommen, gegen jede mildere Anwandlung der Richter anzukämpfen. nachte kein Hehl daraus, daß er nicht gekommen sei zu richten, sondern den Henker zu spielen.

er Sekretär des Königs Georg Jelenitsch war gleich nach der Verhaftung von Apis aus Paris nach niki zurückgekehrt, um dem Thronfolger mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Einst Sozialist an der rader Hochschule, später Polizeikommissar im Badeorte Vrnze, war er von Paschitsch als Spitzel Vertrauensmann der Person des Kronprinzen beigegeben worden. Lange galt er als solcher, seinen Charaktereigenschaften fiel es nicht schwer, seinem Herrn und Meister den Rücken zu n und Freund und Vertrauensmann des Kronprinzen zu werden. Als Apis im Gefängnis begann seine große politische Rolle. Er begünstigte die Gegner von Apis, organisierte ein es Heer von Spionen, die in der Stadt und an der Front jedes Wort aufklaubten, das Apis dwie schaden konnte. Falsche Zeugen wurden zusammengetrommelt, um für den bevorstehen-Prozeß in jeder Weise gerüstet zu sein.

m ganz sicher zu gehen, wurden alle Richter des Militärgerichtes erster Instanz sowie die Richter des obersten Militärgerichtshofes durch neue Personen ersetzt, eine Sache, die erbien bereits des öfteren vorgekommen war. Zu Richtern wurden, von geringen Ausnen abgesehen, nur persönliche Feinde von Apis und seiner Gruppe ernannt.

e Regierung suchte sich der schweren Verantwortung für die Ernennung solcher Richter rch zu entziehen, daß sie sich auf den formalen Standpunkt stellte „sich in Angelegenheiten der ne nicht einmischen zu wollen". Ihre weitere Erklärung, daß die Angeklagten die Ausschließung Richter nicht verlangt hätten und daß der Vorsitzende des Gerichtes erster Instanz, Oberst Mischitsch, einer der fähigsten Offiziere, der die russische Generalstabsakademie absolviert gewesen sei, deckte diesen wunden Punkt noch besonders auf. Mischitsch war mit Apis an der rdung König Alexanders beteiligt gewesen. Durch die höhere Befähigung von Apis nach dem e von 1903 in den Hintergrund gedrängt, 1905 auf Verlangen der englischen Regierung als ngsmörder pensioniert, in unsaubere geschäftliche Affairen anläßlich der Geschützbestellungen 0 und 1907 verwickelt, wurde er von Apis und seinen Freunden gemieden und fühlte sich wähder Balkankriege 1912 und 1913 zurückgesetzt. All dieses zeitigte in ihm Neid und Haß. Und rie darum wurde er als besonders befähigt für diesen Prozeß erachtet.

r Vorsitzende des Obersten Militärgerichtshofes, General Mirko Milisawljewitsch hatte eine fodere Stellung bei Hofe. Er verdankte sie seinem Hasse gegen Apis und die Verschwöreroffiziere. „ zum Trotze habe ich ihn" — so äußerte sich der Kronprinz — „zu meinem Adjutanten bei der eralinspektion ernannt". Seine Befähigung zum obersten Richter bewies er dadurch, daß er dem Urteile die Äußerung tat: „Was geschehen ist, ist geschehen, wir haben sie niedergemacht, lt wir einmal in ihre Hände kommen," — er dachte an die Rache von Apis' Freunden — „mögen is gleiche mit uns tun".

Von den übrigen Richtern ist nicht viel besseres zu sagen. Alle ließen sich vom Gefühle des Hasses der Aussicht auf besondere Belohnung leiten. Als ein Oberst an der Front die Verhaftung von rfuhr, rief er aus: „Wenn man mich zum Richter ernennen würde, so würde ich allen die Köpfe digen." Diese Äußerung wurde bekannt, und sofort wurde er zum Richter beim Obersten Militärgerichtshofe ernannt!

ein anderer Oberst wurde während des Krieges abgesetzt. Eine Untersuchung wurde gegen ihn g Tötung eines Offiziers eingeleitet. Apis und seine Freunde waren seiner Ansicht nach an

seinem „Unglück" schuld. Auch dies wurde an oberster Stelle bekannt. Er wurde zum Richter a Militärgericht erster Instanz ernannt.

Ein dritter, ein Militärauditor, längst pensioniert und von seinen Kameraden vergessen, dur Familienangelegenheiten ganz in Anspruch genommen, verschuldet bis über die Ohren, wur aus der Vergessenheit hervorgeholt. Man entdeckte bei ihm auf einmal besondere Eignungen zu Richter. Wenn ihm die Aburteilung von Apis keine Beförderung brachte, dann war ihm wirkli nicht zu helfen!

Der Prozeß gegen den „Hochverräter"

Apis lag immer noch im Gefängnis. Die Untersuchung über die Geheimvereinigun „Vereinigung oder Tod" war bereits abgeschlossen, die Untersuchung wegen des angeb lichen Attentats war noch in vollem Gange. Erst sieben volle Monate nach der Abgab der Schüsse auf das Automobil des Thronfolgers in Ostrowo begab sich eine Kommissio an Ort und Stelle, um den Augenschein vorzunehmen und den Tatbestand festzustelle Wie nicht anders zu erwarten, ergab dieser Augenschein nach so langer Zeit gar ke Ergebnis. Der Bericht der Kommission fiel zu ungunsten der Ankläger und nicht d Angeklagten aus. Am Hofe griff große Nervosität Platz, denn man befürchtete, daß d Sache im Sande verlaufen würde. Der Vorsitzende des Militärgerichtes, Oberst Pet Mischitsch, sorgte jedoch dafür, daß dies nicht der Fall sei. Der Prozeß begann (am 20. Mär 2. April 1917). Mischitsch bemühte sich, die Sache so darzustellen, wie sie in Wirklichkeit nic war, und ließ seiner Phantasie freien Lauf. Vermutungen wurden als Wahrheiten verkünde Die Möglichkeit, daß Apis die ihm zur Last gelegten Delikte begangen haben konnt wurde als erwiesene Tatsache angesehen. Verdachtsmomenten legte man volle Beweis kraft bei. Der einzige Beweisgegenstand, der auf dem Gerichtstisch lag, waren die vor sec Jahren verfaßten Satzungen der „Schwarzen Hand" und die Liste der Mitglieder. All dies gehörte aber schon der Geschichte an. Von den Mitgliedern waren schon viele auf de Felde der Ehre gefallen. Auch einige dürftige Beweisstücke über den Konflikt der Militär- u Zivilbehörden aus dem Jahre 1914 waren vorhanden, vor allem ein Brief Dimitriewitsc an Freunde im neu eroberten Gebiet, in dem er gegen die würdelosen Machenschaft der Zivilverwaltung protestierte und ihre Ersetzung durch eine militärische befürwortete

Die Zeit hatte alle diese sogenannten Beweismittel gegenstandslos gemacht, und standen mit den jetzt den Angeklagten zur Last gelegten Delikten, der Verbindung m dem Feinde, der Meuterei und des angeblichen Attentates auf den Thronfolger in g keinem Zusammenhang. Der Krieg mit seinen katastrophalen Folgen für das serbische V lag dazwischen, und gerade die Mitglieder der ehemaligen Organisation „Vereinigung od Tod" hatten sich durch Pflichterfüllung und Selbstaufopferung besonders ausgezeichn

Wollte man ehrlich sein, so fiel es schwer, diese Leute wegen ihrer Tätigkeit auf national Gebiete zu verurteilen, aber noch schwerer war es Vergangenheit und Gegenwart juristi zu verbinden, ohne sich einer groben Fälschung schuldig zu machen. Man mußte daher dem Mittel greifen, der Vereinigung alles das abzusprechen, was sie auf nationalem Gebi geleistet hatte, und aus dem Beweismateriale alles sorgsam zu entfernen, was an di Tätigkeit erinnern konnte (vgl. unten S. 359). Mit anderen Worten, man mußte Vereinigung als eine terroristische Bande hinstellen, die es schon bei ihrer Gründu nur darauf abgesehen hatte, das Regime in Serbien zu stürzen und Gewalttätigkeiten geg die friedliche Bürgerschaft zu begehen. An diese für jedermann offensichtlich fälschli

[1]) Seine Freunde lehnten es ab, ihm auf diesem Wege zu folgen. Das ist auch der Grund, w halb Dimitriewitsch, wenn sein Brief als Beweis für die Aufhetzung zur Meuterei gelten sollte, all hätte verfolgt werden sollen, nicht aber seine Freunde, die seinen Ratschlägen kein Gehör gesche hatten. Vom juristischen Standpunkt aus kann weder von einer Meuterei, noch von dem Versuch ei solchen bei Dimitriewitsch und noch weniger bei seinen Freunden die Rede sein. Höchstens — z zwar allein bei Dimitriewitsch — von einer Aufreizung zu einer Meuterei, die keinerlei Folgen ha

huldigung sollten dann die Delikte des Attentates, der Meuterei u. a. m. angehängt den, um damit den ursächlichen Zusammenhang der strafbaren Handlungen zu beweisen. Diese Aufgabe nahm der Gerichtsvorsitzende auf sich. Jeden Abend erhielt er von der Camarilla die nötigen Weisungen für den folgenden Gerichtstag. Und kaum hatten die Gerichtsverhandlungen begonnen, da konnten schon dem Hofe nahestehende Kreise mit Bestimmtheit voraussagen, daß drei Angeklagte, unter ihnen an erster Stelle Apis, ihre Schuld mit dem Leben bezahlen würden.

Das Gericht tagte in Saloniki in einem griechischen Gebäude, das eigens zu diesem Zwecke hergerichtet worden war. Der Sitzungssaal konnte nur wenige Menschen fassen. Das Gericht, die Angeklagten, die Zeugen und die Verteidiger füllten fast den ganzen Raum. Die kleine Zuhörerschaft konnte leicht aus Feinden der Angeklagten (Spitzeln, Spionen, Polizeibeamten) zusammengesetzt werden. Wer im Saal nicht Platz fand, hielt sich in den Korridoren oder im Hofe auf. Zur Hälfte sah man hier Spione in Zivil oder in Uniform. Man konnte Verbrechern begegnen, die einen frech ansahen und sich ihrer Wichtigkeit als Spione und falsche Zeugen bewußt waren. Sie wußten, daß sie sich in einer ihnen verwandten Atmosphäre befanden, daß ihnen das Recht gegeben wurde, mit anständigen Menschen Atem zu sein, um die gesellschaftliche Moral zu verhöhnen. Vor einem solchen Publikum hatten sich Apis und die übrigen Angeklagten in öffentlicher Sitzung zu verteidigen. Der Hauptteil der serbischen Intelligenz befand sich in den Schützengräben. Das Fehlen der breiteren Öffentlichkeit hat die Stellung der Angeklagten wesentlich erschwert.

Auch in der Frage der Verteidigung waren die Angeklagten arg benachteiligt. Das Gesetz gibt vor, daß zum Verteidiger nur ein am Orte des Gerichtsstandes Ansässiger genommen werden dürfe, so daß die Regierung durch Versetzungen, die in Kriegszeiten und auf fremdem Boden besonders leicht vorgenommen werden konnten, von vornherein die Auswahl beschränken konnte. Diejenigen, die schließlich die Verteidigung übernahmen, waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen und großenteils ohne juristische Kenntnisse.

Eine Ablehnung der Richter, die nach der serbischen Strafprozeßordnung (§ 43 Nr. 6) möglich gewesen wäre, weil es sich um erbitterte Feinde der Angeklagten handelte, wurde von diesen für unnötig gehalten, da sie von ihrer Unschuld ebenso überzeugt waren wie von der Nutzlosigkeit dieses Verteidigungsmittels.

In der Nähe des Gerichtsgebäudes befand sich das Gefängnis. Man hatte Gelegenheit zu sehen, wie die Angeklagten unter militärischer Bedeckung in den Gerichtssaal hereingeführt wurden. Immer die Zigarette im Munde, ging Apis in ungezwungener Haltung mit schnellen Schrittes die Treppen hinauf, als wollte er auf diese Weise den Eindruck des Ernstes der Lage mildern. Sein Antlitz war fahl, und eine Abspannung seiner Gesichtszüge war bemerkbar. Trotzdem hatte man den Eindruck, daß er sich vollkommen beherrschte und daß er an geistiger Frische nichts eingebüßt hatte. Er war sich wohl bewußt, daß die gemeinsten Elemente der ganzen Saloniker Front gegen ihn aufgeboten worden waren und daß die ganze Gerichtsverhandlung nur eine Komödie war. Durch seine gemessene Haltung, durch die kühle Art seiner Verteidigung und beißende Ironie war er bestrebt, sich über dieses Milieu zu erheben und brachte dadurch den Vorsitzenden oftmals in Zorn und außer Takt.

Man hatte sofort den Eindruck, daß der Vorsitzende nach einem vorgefaßten Plane vorging. Die Instruktion an den Staatsanwalt lautete nur, die Anklageschrift vorzulesen und dann zu verstummen. Der Vorsitzende hatte den Auftrag, jedes Hineinziehen politischer Ähnlichkeiten in die Verhandlungsdebatten als Zeugen oder als Mitverantwortliche an dem Verhalten der Angeklagten zu verhindern. Der Prozeß hatte sich in einem engumgrenzten Rahmen abzuspielen. Der Anklageschrift wurden die Satzungen der Organisation „Vereinigung oder Tod" beigefügt, wobei jedoch nach vorbedachtem und wohlerwogenen Plane alle Stellen, die sich auf die nationalistische, propagandistische und terroristische Tätigkeit der Organisation und auf ihre Aufgaben außerhalb des Königreichs Serbien bezogen, in den Exemplaren gestrichen wurden und auch nicht zur Verlesung gelangten.

Man griff sogar zu dem Mittel, an den Patriotismus der Angeklagten zu appellieren, üb
ihre Tätigkeit auf nationalem Gebiete nichts auszusagen, mit der Begründung, daß
dadurch nationaldenkende Stammesgenossen in Österreich-Ungarn kompromittieren kön
ten. In diesem Sinne wirkte man auch heimlich auf Apis ein, davon Abstand zu nehme
vor Gericht über die Vorbereitung und die Ausführung des Attentates von Sarajewo
sprechen. Das hinderte jedoch nicht, daß man nach der Verurteilung von Apis abermals
seinen Patriotismus appellierte und ein schriftliches Geständnis von ihm forderte, daß
der Organisator des Attentats von Sarajewo gewesen ist. Und der große Patriot mach
wirklich dieses Geständnis, um sein Volk, das er über alle Maßen liebte, zu entlasten u
die ganze Schuld auf sich selbst zu laden. Dies ist übrigens auch aus seinem Testamen
ersichtlich (vgl. S. 369). Die Liebe zu seinem Vaterlande ließ ihn nicht ahnen, daß die Bo
werflichkeit seiner Feinde so weit ging, diese schriftliche Erklärung zum günstigen Vorwan
zu nehmen, um sich seiner nicht etwa aus Rücksichten auf das Ausland, sondern aus re
egoistischen Gründen um so bequemer entledigen zu können.

Das Bekanntwerden des aufgefundenen Mitgliederverzeichnisses der Vereinigu
erregte großes Aufsehen. Denn aus dieser Liste war zu ersehen, daß sich Mitglieder der Ve
einigung in einflußreichen Stellungen am Hofe, in den Ministerien, in der Diplomatie u
in der Polizei befanden und daß ihre Zahl größer war, als man je gedacht hatte. D
gegen fehlten in den Listen viele Freunde von Apis.

Auffällig ist, daß die Angeklagten bei ihrer Verteidigung so wenig Temperament u
Beredsamkeit an den Tag legten, um die Ideologie der Organisation „Vereinigung oder To
darzutun. Viele von ihnen scheinen sich überhaupt nicht bewußt gewesen zu sein, um w
es sich eigentlich handelte. Von einer Einheitlichkeit der Verteidigung konnte man nich
merken, ja bei vielen war das Bestreben deutlich, durch Reue und durch Vorwür
gegen andere die Schuld von sich abzuwälzen. Diese schwächliche Haltung erweckte vielfa
den Eindruck, daß sie sich schuldig fühlten. Apis hatte in dieser Beziehung das Meiste
erdulden, weil man ihm einen großen Teil der Verantwortung in die Schuhe schieb
wollte. Seine Haltung war bewundernswert. Alles was ihm seine Freunde vorwarfe
nahm er auf sich. Zum Zeichen der Zustimmung nickte er beständig mit dem Kopfe u
niemals ließ er durch ein Kopfschütteln seiner Mißbilligung freien Lauf. Offensichtlich w
seine Absicht, die Stellung seiner in's Schwanken geratenen Freunde zu erleichtern.

Mit Rücksicht auf die große Zahl der Mitglieder und auf ihre Parteiangehörigkeit a
den verschiedensten Lagern — auch Radikale waren dabei — mußte man sich mit der Fra
beschäftigen, ob sie alle in gleicher Weise zur Verantwortung gezogen werden sollten. D
wäre gerecht und folgerichtig gewesen, wenn man in diesem Falle überhaupt von Gerechtig
sprechen kann. Es ging nicht an, nur den Zentralausschuß unter Anklage zu stellen, geg
die übrigen Mitglieder aber nichts zu unternehmen. Auch in diesem Falle wurde die Unt
suchungsbehörde und das Gericht von Hof und Regierung besonders instruiert. Man mu
sich daher auf den lächerlichen Standpunkt stellen, daß die Mitglieder der Vereinigu
vom Zentralkomitee irregeleitete Patrioten gewesen sind, deren nationaler Idealism
mißbraucht worden ist. In dieser Beziehung aufschlußreich ist folgendes

Telegramm des Ministerpräsidenten Paschitsch aus Korfu,

Abgesandt den 24. Februar / 7. März 1917 um 13 Uhr.
Erhalten zu Saloniki den 26. Februar / 9 März um 14 Uhr.
Es ist als streng vertraulich zu betrachten und persönlich mitzuteilen an:
den Innenminister,
den Kriegsminister und
den Prinzregenten.

Zufolge Ihrer Mitteilungen, in denen festgestellt ist, daß nicht allein Offiziere sondern auch e
ziemlich bedeutende Anzahl von Staatsbeamten der verschiedenen Verwaltungszweige so
sonstige Bürger der Organisation „Vereinigung oder Tod" angehörten, haben wir die zur Auflös

Organisation geeigneten Maßnahmen geprüft. Die Sorge um die Sicherheit des Staates ver-
t es uns, jede weitere Ausdehnung ihrer gefährlichen Tätigkeit zuzulassen.
ein Minister kann mehr seine Obliegenheiten mit Sicherheit erfüllen, solange er nicht von Män-
befreit ist, die außer ihrem dem König und dem Staat geleisteten Eid an eine geheime Organi-
n durch einen andern Eid gebunden sind, der es ihnen zur Pflicht macht, für die Interessen dieser
anisation diejenigen des Staates preiszugeben. Unmöglich ist es, die Verantwortlichkeit der
erung zu gewährleisten, wenn es unter den Staatsbeamten Leute gibt, die, treu dem der Or-
sation geschworenen Eide, verpflichtet sind, diese von allen Maßnahmen der Behörden zu unter-
en. Wir alle sind der Ansicht, daß das Gesetz den Eintritt in eine derartige Organisation ver-
n muß. Es wäre weder angebracht, noch praktisch, ein gerichtliches Verfahren gegen alle
lieder der Organisation einzuleiten. Ein radikales Mittel scheint jedoch dringlich: die Auflösung.
st wenn diese Organisation nicht der Herd einer umstürzlerischen Wühlarbeit geworden wäre,
e es klug sein, diese Maßregel zu ergreifen; ihre Tendenz macht es uns zur Pflicht, eine dahin
nde Entscheidung zu treffen.
an muß alle diejenigen in Anklagezustand versetzen, gegen die rechtskräftige Beweise vorliegen,
ie durch unerlaubte Mittel darauf hingearbeitet haben, die Regierung zu stürzen und das Pro-
m der nationalen Vereinigung durch ein anderes Programm zu ersetzen, zu dessen Verwirk-
ng sich die neu hinzugetretenen Mitglieder eidlich verpflichteten.
bald die Organisation aufgelöst und alle diejenigen Mitglieder ihres Eides entbunden sein wer-
die an keiner revolutionären Aktion teilgenommen haben, wird die politische Lage geklärt und
ffentliche Ordnung gegen jede Überraschung geschützt sein, bevor noch das Gericht sein Urteil
n die Mitglieder der Organisation gefällt hat.
r meinen, daß viele Mitglieder jedem dankbar sein werden, der ihnen hilft, alle Beziehungen zu
Organisation abzubrechen und sich von der Last des Geheimnisses und des Eides zu befreien,
man sie erst wissen lassen wird, wie sehr man sie betrog und mißbrauchte. Betrachtet man die
e von diesem Standpunkt aus, so liegt es im Interesse des Staates und ist seine Pflicht, mit
eindrucksvollen Festigkeit und einem bezwingenden Weitblick alle Bande zu zerreißen, welche
itglieder an die Organisation fesseln. Man muß dem Staat alle diejenigen gewinnen, die man
verdächtigen kann, auf den Umsturz der Regierung hingearbeitet zu haben. Solange sie sich
den, daß der Staat ihnen mißtraue und über ihre Haltung beunruhigt sei, werden sie trotzdem
r mit der Organisation sympathisieren. Man lasse die Möglichkeit durchblicken, daß sie der
nisation entschlüpfen können, und gebe ihnen die Mittel, den Weg in den Ordnungsstaat
zufinden, dann werden sie sofort mit Dankbarkeit unserem Rufe folgen.
Die Organisation muß in derselben Weise aufgelöst werden, wie sie gebildet wurde. Falls alle
ieder bekannt sind, bietet sich keinerlei Schwierigkeit; wenn dem aber nicht so ist, wird man
lse bekannter Mitglieder die unbekannten ausfindig machen müssen. Ebenso wie bei der Schaf-
der Organisation die Mitglieder andere heranzogen, werden zur Stunde der Auflösung die
ntlich bekannten Mitglieder uns zu denen führen, von deren Beziehungen zur Organisation
nichts weiß.
Nun Sie in Übereinstimmung mit dem Kriegsminister diese Ansicht teilen und es auch dem
che des Prinzregenten entspricht, so könnten wir bereits die Einzelheiten der Durchführung
reiten. Ein Beispiel hat schon der Prinzregent mit Plazina gegeben[1]).
muß unmittelbar nach der Beendigung der Untersuchung gegen die Schuldigen eine politische
d dministrative Aktion zur Auflösung der Organisation einsetzen.
er Minister sollte persönlich, sobald er davon Kenntnis hat, die Beamten seines Ressorts zu-
nenrufen und von den Mitgliedern der Organisation die Beantwortung folgender Fragen
lgen: 1. Sind Sie Mitglied der Organisation? 2. Sind Sie bereit, sich von ihr loszusagen und
e Eid zu widerrufen? 3. Sind Sie gewillt, vertraulich die Namen derjenigen Personen
ain oder Pate) zu nennen, die Sie eingeführt haben, und derjenigen, die Sie selbst der Organi-
n zuführten, sowie die Namen der andern Mitglieder, die Sie persönlich kennen?
Wenn diese Mitglieder aussagen, daß sie niemals an umstürzlerischen Handlungen teilgenommen
e und nichts von den geplanten wußten, so muß man von ihnen die feierliche Erklärung ver-

[1]) Der Major Plazina, Mitglied der Organisation, wurde von dem Thronfolger, der sich sehr
s zeigte, geschickt ausgefragt und enthüllte, ohne sich der Bedeutung seiner Aussagen bewußt
sin, gewisse Geheimnisse der Organisation.

langen, daß sie für immer mit der Organisation brechen werden; nötigenfalls muß man sie ei neuen Eid auf den Staat schwören lassen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Gegen diejenigen, deren Mitschuld an den revolutionären Umtrieben erwiesen ist, muß man gerichtliche Untersuchung anstrengen. Die, welche geleugnet haben, Mitglieder der Organisat gewesen zu sein, oder, obschon sie ihr angehörten, von den verfolgten Zielen etwas gewußt zu hab werden der Lüge überführt und unnachsichtig den Gerichten überantwortet werden.

Man kann nicht dulden, daß sie, nachdem ihnen Gelegenheit gegeben war, den Strafen zu e gehen, es vorziehen, einer Organisation weiter treu zu bleiben, die ihnen mehr gilt als der St

Nr. 28. Paschitsch. m. p.

Die ganze Organisation wird demgemäß des Hochverrates angeklagt. Nur ein Teil, Gruppe der Freunde Dimitriewitschs, wird zu Kerker- und Todesstrafen verurteilt. Die ni zur Radikalen Partei gehörenden Mitglieder werden ihrer Stellungen enthoben, verse pensioniert oder in Bizerta interniert. Ja, sogar Offiziere, die niemals der Vereinigu angehörten und daher nicht einmal „irregeführte Patrioten" gewesen sind, die sich da nichts „zuschulden" haben kommen lassen, werden nur aus dem Grunde, weil sie Apis in Beziehungen standen, in französische Konzentrationslager verschickt und dort „Boches" empfangen. Eine dritte Gruppe, die zur Radikalen Partei Gehörigen, wird keiner Weise belästigt und sogar in ihren hohen Stellungen belassen. Man verglei folgendes Schreiben Paschitschs:

Streng vertraulich. 1917. Persönl

Außenministerium

An den Herrn Kriegsminister.

Wir haben die Akten, die Sie uns vertraulich zukommen ließen, erhalten, in der Sitzung v lesen und die Liste geprüft[1]). Nach einem Meinungsaustausch haben wir uns einstimmig folgendem Vorgehen entschlossen:

1. Es ist nicht erforderlich, die gerichtliche Untersuchung einzuleiten oder fortzusetzen, wenn jem nur, ob vereidigt oder nicht, Mitglied der Organisation gewesen ist.

Ausgenommen davon sind die Fälle, wo gewisse Personen sich auch wegen anderer Vergehen verantworten hätten, wegen deren sie verurteilt werden können.

Politische Erwägungen lassen es notwendig erscheinen, jetzt nicht weiter zu gerichtlichen Un suchungen zu schreiten oder neue Urteile wegen der vorgenannten Taten zu fällen. Die Hauptschu gen sind verurteilt; es ist keine Verjährung zu befürchten für andere strafbare Vergehen in di Beziehung, selbst wenn man jetzt auf deren Verfolgung verzichtet.

2. Man muß sofort die einflußreichsten Offiziere, die der Organisation angehört haben, entfer und sie ihrer Dienststellungen entheben, besonders die höheren Offiziere. Auf diese Weise wird 30 bis 50 Offiziere aus der Armee entfernen können.

3. Es ist keineswegs notwendig, im Augenblick noch andere Offiziere, die der Organisation a hört haben, auszuschalten; man kann sich ihrer weiter bedienen, indem man sie so verteilt, daß Verbleiben im aktiven Dienst keine Gefahr bedeutet und daß sie andauernd überwacht werden.

4. Allen denen, die Mitglieder der Organisation waren, muß man bekanntgeben, daß ihre antwortung vor Gericht nicht verjährt ist und daß für die Zukunft ihr Schicksal von ihrem weit Verhalten abhängen wird.

Das ist unsere Ansicht[2]). Wenn aber ein besonders wichtiger Grund vorliegt, den einen oder an vor Gericht zu stellen, so kann man diesem Sonderfall Rechnung tragen und dementsprechend han

[1]) Es handelt sich um die Liste der Mitglieder der Organisation „Vereinigung oder Tod".

[2]) Ohne Zweifel ist es dieser Auffassung zu verdanken, daß von den Verurteilten die einen sp unter Wiedereinsetzung in ihre bürgerlichen Rechte begnadigt worden sind, andere aber, inde weiterhin dieser Rechte für verlustig erklärt wurden, freigelassen wurden. Andere Angeklagte zur Zeit des Prozesses von Saloniki sich im Auslande aufhielten, wurden später in contumacia Zuchthausstrafen verurteilt und bei ihrer einige Jahre darauf erfolgten Rückkehr nach Serbien neues Urteil, wie das Gesetz es verlangt, ins Gefängnis geworfen. Einer von ihnen, Major G witsch, blieb drei Jahre im Gefängnis, während ein anderer, Major Radoje Jankowitsch, nach jähriger Gefängnisstrafe begnadigt und gleich darauf zum jugoslawischen Generalkonsul in Chi ernannt wurde. Alles das beweist, daß es sich um rein politische Prozesse und Willkürakte Regierung handelte.

Insgesamt sind wir der Meinung, daß in solcher Weise vorgegangen werden muß, um unverzüg- mit dieser Sache aufzuräumen und zu verhüten, daß Europa davon spricht.

Korfu, den 6./19. Juli 1917.

Büro des Ministerpräsidenten.

10. Juli 1917. Nr. 456. Nik. P. Paschitsch.

Das erfundene Attentat

Eine besondere Betrachtung verdient das Attentat gegen den Prinzregenten. Es soll der Anklage nach am 29. August/11. September 1916 stattgefunden haben. Aber schon das tum war strittig. Ursprünglich hatte man dem Gericht den 28. August/10. September gegeben. Erst als sich aus dem Hofjournal des Prinzregenten ergab, daß an diesem Tage haupt keine Autofahrt an die Front unternommen wurde, setzte man den 29. August/ September fest. Paschitsch telegraphierte dementsprechend an den Innenminister Jowano- sch in Saloniki: „Setzen Sie als Datum des Attentats den 29. August fest."

Nach dem 29. August/11. September wurde an Ort und Stelle keinerlei gerichtliche Fest- lung des Tatbestandes veranlaßt, wie das Gesetz es vorschreibt: Erst sieben Monate ter, am 20. März/2. April 1917, schritt man zu Nachforschungen, die, wie bereits mit- eilt, ergebnislos blieben.

Die vier Zeugnisse, denen man zur Stützung der Anklage eine gewisse formale Bedeutung messen kann, sind die folgenden:

. Der mazedonische Bauer Temelkjo Weljanowitsch behauptet, er habe den Vertrauten Dimitriewitsch, Rade Malobabitsch, gegen den Kraftwagen des Prinzen schießen sehen. ser Zeuge hatte im Jahre 1916 einen Mord begangen. Zu der Zeit, als er seine Aus- vor dem Untersuchungsrichter machte, war er selbst noch nicht verurteilt, saß aber im ängnis. Nach dem Gesetz war er verpflichtet, seine Aussage sofort, d. h. am 29. August/ September 1916 zu machen, was er aber nicht getan hat. Der Zeuge behauptet, sich a 40 bis 50 m von dem Attentäter entfernt befunden und gesehen zu haben, wie er ß, als der Wagen an der Stelle, wo er stand, schon vorüber gefahren war. Als Ent- ung zwischen dem Attentäter und dem Wagen gab er ungefähr 300 m an, aber sobald dieser Entfernung gesprochen wurde, schnitt der Vorsitzende dem Zeugen das Wort weil sie ein ernsthaftes Attentat unwahrscheinlich machen mußte. Übrigens wußte der ge nicht, wer sich in dem Wagen befand und konnte nicht einmal angeben, ob er offen gedeckt war. Vom juristischen Standpunkt aus ist wichtig, daß kein anderer Zeuge be- ptet, den Urheber des Attentats schießen gesehen zu haben. Das serbische Gesetz (Straf- zeßordnung § 229, IV) verlangt in einem so schwerwiegenden Fall die übereinstimmende ussage von zwei Zeugen oder das Geständnis des Angeklagten selbst. Da diese Bedingungen t erfüllt waren, hätte kein Angeklagter zum Tode verurteilt werden können. Nichtsdesto- iger wurden Malobabitsch als Vollstrecker des Attentats, Dimitriewitsch und Wulowitsch Anstifter zum Tode verurteilt und hingerichtet.

. Der Adjutant des Prinzregenten, Oberst Paul Jurischitsch, Mitglied der „Weißen and" und erbitterter Feind von Dimitriewitsch, der ebenfalls im Auto saß, behauptete, ni Flintenschüsse und das Pfeifen der Kugeln über dem Auto gehört zu haben, das mit ir Schnelligkeit von ungefähr 40 km fuhr.

Der Lenker des Autos, Marquis Antoine de Besiade d'Avaray, behauptet ebenfalls, ni Schüsse gehört zu haben, setzt aber nicht hinzu, daß er das Pfeifen der Kugeln ver- nommen habe. In seinem Notizbuch verzeichnete er den Vorfall folgendermaßen: „Montag September werden zwei Gewehrschüsse auf den Wagen des Prinzregenten abgegeben, leich ihn von Ostrowo nach Wladowo zurückführte. Nichts ist geschehen."

4. Die französischen Detektive, die dem Auto des Prinzen in einer Entfernung von 20 bis 250 m, ebenfalls im Auto, folgten, machten den französischen Behörden über diesen Vorfall eine schriftlich niedergelegte Aussage. Die Angeklagten verlangten, daß diese verlesen werde, aber der Innenminister Ljuba Jowanowitsch, der in ihrem Besitz war, lehnte es ab, sie dem Gericht, das sie verlangt hatte, mitzuteilen, indem er behauptete, sie seien wertlos. (Verstoß gegen § 142 der serbischen Strafprozeßordnung.)

Als man die Detonationen gehört hatte, ließ der Prinzregent sofort das Auto halten und stieg aus. Die französischen Detektive und das Gefolge des Prinzen stellten an Ort und Stelle sofort Nachforschungen an, trafen aber niemand an. Nur ein junger Hirt befand sich in der nächsten Umgebung. Schwerwiegend ist, daß der Prinzregent selbst damals den Eindruck hatte, es habe kein Attentat stattgefunden; er glaubte, seine Umgebung bilde sich nur aus übertriebener Furcht das Gegenteil ein.

Sonderbar war die Haltung von Malobabitsch. Er ließ sich zu keinem Geständnisse herbei, konnte aber auch sein Alibi an jenem Tage nicht nachweisen. Er gab im Gegenteil zu, am Tage des Attentates auf dem Weg nach Ostrowo gewesen zu sein, dem Kraftwagen des Kronprinzen begegnet zu sein und eine Eselskarawane vor ihm vertrieben zu haben, damit der Wagen leichter passieren könne. Er habe damals im Orte Wodena vom Attentate gehört und sich freiwillig dem Platzkommando in Saloniki gemeldet, um die Sache anzuzeigen. Es fiel auf, daß Malobabitsch bei jeder Vernehmung seine Aussage änderte. Es war offensichtlich, daß man im Gefängnisse vorher etwas Besonders von ihm verlangte und daß er dadurch eingeschüchtert, zwischen seinem Gewissen und dem auf ihn ausgeübten Polizeidruck stets schwankte. Man wollte sein Geständnis erpressen, gleichzeitig aber auch die Aussage, daß Apis der Anstifter sei. Oft sah es so aus, als ob er nahe daran wäre, das erlösende Wort auszusprechen, dann aber scheint ihn wieder sein Gewissen gemahnt zu haben.

Malobabitsch war bei dem Hochverratsprozeß von Agram 1909 zu einer schweren Kerkerstrafe verurteilt worden, erhielt aber durch die Kassation des Richterspruchs in kurzer Zeit die Freiheit wieder. Seit 1912 war er Vertrauensmann des serbischen Generalstabs und soll diesem nach Aussage Dimitriewitschs hervorragende Dienste geleistet haben. Vor dem Konflikt des Thronfolgers mit der Organisation „Vereinigung oder Tod" scheint er sich auch an terroristischen Aktionen beteiligt zu haben; er stand ferner in Beziehungen zu dem Kronprinzen Alexander, denn das rührige Mitglied der „Schwarzen Hand", Major Milan Wasitsch hat ihn mehrere Male nachts in das königliche Palais zum Thronfolger geführt; auch hat er von diesem Geld erhalten. Der Kronprinz riet ihm damals, sich kurzfristig versichern zu lassen und letztwillig zu bestimmen, daß im Falle seines Todes die Versicherungssumme der Organisation „Vereinigung oder Tod" zufallen solle. Sogar zur Zahlung der Versicherungsprämie erklärte sich der Kronprinz bereit. Berücksichtigt man ferner, daß Malobabitsch von den Offizieren der Vereinigung, namentlich von Dimitriewitsch und Major Wulowitsch, der ebenfalls in die terroristische Propaganda besonders eingeweiht war, als einer der idealsten und wertvollsten Vorkämpfer der nationalen Sache bezeichnet wurde, so ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß er zu äußerst wichtigen Aufträgen ausersehen gewesen sein muß. Wir besitzen folgenden Bericht Dimitriewitschs über die Tätigkeit Malobabitschs:

An das Kommando der dritten Armee

Bericht des Obersten Dimitriewitsch.

24. September/7. Oktober 1916.

Gemäß der vertraulichen Ordre Nr. 290 vom 23. d. Mts. habe ich die Ehre, nachstehendes zu Ihrer Kenntnis zu bringen:

Nach dem letzten serbisch-türkischen Kriege machte ich zum ersten Male die Bekanntschaft des Herrn Rada Malobabitsch. Er wurde mir durch den verstorbenen Major Todorowitsch, der damals an der Grenze von Loznitza Dienst tat, vorgestellt. Bei dieser Gelegenheit fand Todorowitsch nicht genug schmeichelhafte Worte, um die Verdienste hervorzuheben, die Malobabitsch mit eigener Lebensgefahr ihm bei Ausführung eines besonders schwierigen Auftrags geleistet hat. Am En

serbisch-türkischen und des serbisch-bulgarischen Krieges wurde ich zum Chef des Nachrichtendienstes im Großen Generalstab ernannt. Von der Ansicht ausgehend, daß der Große Generalstab unterrichtet sein muß über die Armeen der benachbarten Staaten und über alles, was die Kriegsvorbereitungen derselben, besonders Österreich-Ungarns, anbetrifft, unabhängig von den Mitteilungen der Militärattachés, befaßte ich mich sofort mit der Organisation eines vertraulichen Nachrichtendienstes in Österreich-Ungarn. Um dies mit Erfolg zu tun, bedurfte ich eines für eine derartige Arbeit durchaus geeigneten Mannes. Diesen Mann suchte und fand ich. Als ersten Vertrauten wählte ich mir Herrn Malobabitsch, und zwar auf Empfehlung des Obersten (damaligen Majors) Mulowitsch, der mir die wertvollen Dienste schilderte, die ihm Malobabitsch im Verlauf des serbisch-türkischen Krieges und des Krieges gegen Bulgarien geleistet hatte, besonders zu der Zeit, als Österreich sich zu einem Angriff gegen uns vorbereitete.

Im Besitz so schätzenswerter Auskünfte über Herrn Malobabitsch und auch in Kenntnis davon, daß er zu den 53 Serben gehörte, die einst in Agram wegen Hochverrats verurteilt worden waren, begann ich sofort, mit ihm zu arbeiten. Während unserer gemeinsamen Tätigkeit habe ich Herrn Malobabitsch näher kennengelernt und in ihm einen gutgesinnten Serben gefunden, der zu dem höchsten Opfer für die nationale Sache bereit war. Für ihn gab es keine Gefahr in dem so schwierigen Dienst, dem er sich mit Begeisterung widmete. Behend, kräftig und ausdauernd, war er unermüdlich in seiner Arbeit. Aus diesem Grunde habe ich ihn an den Militärattaché eines befreundeten und uns eng verbündeten Landes empfohlen, der durch meine Vermittlung die Tätigkeit des Herrn Malobabitsch sich nutzbar zu machen wußte. Es ist mir unmöglich, hier die Erfolge auseinanderzusetzen, die Malobabitsch bei seiner Mission erzielte, weil die Sache zu delikater Natur ist. Als es offenbar wurde, daß es zwischen uns und Österreich zum Kriege kommen würde, habe ich Herrn Malobabitsch nach Belgrad berufen, um ihm Instruktionen für seine und seiner Vertrauensmänner Arbeit in Österreich im Falle einer Mobilmachung und für die Dauer des Krieges zu geben. Mit Lebensgefahr gelang es ihm, nach Belgrad zu kommen, und ich gab ihm die nötigen Anweisungen. Das war gegen die Mittagsstunde des 12./25. Juli 1914. Es blieb mir nur noch übrig, ihm in den Morgenstunden des 13. einige Erkennungszeichen für seine Vertrauensmänner zu geben; das ist der Grund, weshalb ich am 13. noch in Belgrad blieb, während der Generalstab bereits am Abend des 12. nach Kragujewatz aufgebrochen war.

Am 13. morgens kam Malobabitsch nicht an den verabredeten Ort. Vergeblich wartete ich auf ihn den ganzen Vormittag. Ich suchte ihn in dem Hotel auf, wo er abgestiegen war; sein Gepäck war dort aber war seit dem Tage vorher nicht dorthin zurückgekehrt. Ich nahm an, Herr Malobabitsch habe es vorgezogen, sofort seine Arbeit wieder aufzunehmen. Da ich seine Energie, seinen Wagemut und seine Geschicklichkeit kannte, hoffte ich, es sei ihm gelungen, mit Erfolg sich zu betätigen, und erwartete Informationen von ihm; ich war überzeugt, daß er mir solche bringen würde, wenn es ihm möglich ist, lebend nach Österreich zurückzukehren. Über dieser Hoffnung gingen mehrere Monate des Krieges dahin, ohne daß ich auch nur ein Lebenszeichen von Malobabitsch erhalten hätte. Dadurch war die ganze Organisation des Nachrichtendienstes in Österreich lahmgelegt.

Erst am Tage vor dem Angriff der Bulgaren erfuhr ich — damals Stabschef der Timokarmee in Negotin —, daß Malobabitsch sich in unserm Polizeigefängnis zu Nisch befand und mehr tot als lebendig sei. Während ich noch nachforschte, ob dies wahr sei, hatten die Bulgaren uns plötzlich angegriffen. Weil ich nun keine Zeit hatte, mich weiter mit Malobabitsch zu beschäftigen, bat ich unter Ausnutzung einer sich mir bietenden Gelegenheit telephonisch den damaligen Kriegsminister, Oberst Rada Bojowitsch, Herrn Malobabitsch sofort in Freiheit setzen zu lassen. Der Minister versprach mir, auf der Stelle den Befehl hierfür zu geben. Kurz darauf begann unser Rückzug, und es wurde mir unmöglich, mich des Herrn Malobabitsch noch anzunehmen. Während des Rückmarsches unserer Timokarmee kam ich nach Kurschumlija, wo sich bereits der Stab der III. Armee befand. Man sagte mir Major Ljuba Wulowitsch, der als Kommandant des Grenzabschnitts von Loznitza Malobabitsch persönlich gekannt hatte, er habe letzteren in einer jämmerlichen Verfassung gefunden. Militärisch entlassen, lebte er in diesem Orte zwar auf freiem Fuße, aber unter polizeilicher Bewachung. Seine Lage war erbarmungswürdig: sein ganzer Körper war mit Wunden bedeckt, die von den Ketten herrührten, die er fast ein Jahr lang getragen hatte. Er war nur der Schatten eines Mannes. Da in dieser Zeit ein allgemeiner Wirrwarr herrschte, übergab die Polizei Malobabitsch gern an den Major Wulowitsch, der darüber eine Bescheinigung ausstellte, ohne Zweifel damit die Polizeibehörden einen Beweis dafür hätten, daß sie Malobabitsch noch lebend abgeliefert haben. Kaum hatte ich das erfahren, so ließ ich Malobabitsch zu mir kommen, um ihn zu fragen, was ihm geschehen war. Er erzählte, daß er nach seiner Begegnung mit mir auf das Polizeipräsidium in Belgrad gerufen

worden sei, wo man ihn einsperrte und sogleich per Eisenbahn nach Nisch brachte. Da er sich n keinem Menschen aussprechen konnte, hatte er versucht, zu entfliehen, um mich wieder aufzusuche Wahrscheinlich deswegen hat man ihn in Eisen gelegt und im Gefängnis verkommen lassen. Als i sah, daß er todkrank war und es mit ihm zu Ende ging, schlug ich ihm vor, in Kurschumlija zu bleib und dort den Feind zu erwarten. Er flehte mich an, ihn nicht in die Hände der Österreicher fallen lassen und ihm die äußerste Schande zu ersparen, halbtot von den Serben verlassen und von d Österreichern gehängt zu werden. Da ich fühlte, wie grausam und ungerecht man diesem Man gegenüber gewesen war und ich die Sorge für meinen Mitarbeiter als gebieterische Pflicht betra tete, nahm ich ihn mit mir. Und es gelang mir, den Todgeweihten durch Albanien bis nach Kor zu schleppen. In Korfu blieb Herr Malobabitsch so lange wie unsere Armee, und er hatte dort G legenheit, Personen zu begegnen, die ihn in Nisch eingesperrt und in Ketten gelegt hatten. Als i mit der Armee Korfu verließ, blieb Herr Malobabitsch dort. Wo er sich jetzt aufhält, weiß ich nic Beim Generalstab dieser Armee war Herr Malobabitsch nicht einen Augenblick in meinem Dien Endlich habe ich noch die Ehre zu erklären, daß Malobabitsch niemals für die Serbien und besonde der serbischen Armee geleisteten Dienste etwas erhalten hat; niemals hat ihn jemand belohnt.

Um sich der nationalen Sache uneingeschränkt widmen zu können, hat er, stark in seiner Überze gung und Begeisterung, eine sehr einträgliche Stellung als Versicherungsagent in Agram au gegeben, alle seine Ersparnisse geopfert, den schlimmsten Gefahren die Stirn geboten; und se tragisches Geschick hat es gewollt, daß er dabei auch seine Gesundheit einbüßte.

Der Hilfslehrer am Gymnasium zu Üsküb und Unterleutnant der Reserve Stephan Jelatsch der in letzter Zeit Adjutant bei der Verpflegungsabteilung der Kavalleriedivision war, könnte d nötige Auskunft darüber geben, wie sehr Malobabitsch in den serbischen Gebieten von Kroatie bekannt und geschätzt ist.

Der Stabschef der III. Armee:
Oberst Drag. T. Dimitriewitsch m. p.

Die serbische Polizei war anderer Ansicht als Apis. Sie betrachtete Malobabitsch al zweifachen Spion, der auch im Solde Österreichs stand. Nach meinen Erkundigunge bei den zuständigen österreichischen Stellen war diese Annahme durch nichts zu begründe Trotzdem wurden die Beziehungen Malobabitschs zu Apis als wichtiges Belastungsmomen gegen diesen ausgewertet. Dimitriewitsch selbst hat sich in seiner Anschauung über Mal babitsch durch nichts erschüttern lassen.

Das Ende

Das Urteil der ersten Instanz wurde dem Hauptquartier bekanntgegeben durch folgend

Schreiben des Kriegsministeriums

Büro des Kriegsministers. Hauptquartier
Nr. 374.
29. Mai/11. Juni 1917.
Hauptquartier.
A. Gj. Nr. 49598.

Der Herr Kriegsminister hat durch Verfügung Nr. 374 vom 29. Mai d. J. nachstehendes bekan gegeben:

Nach eingehender Beratung hat das Gericht am 23. Mai um 21 Uhr das Urteil gesprochen. Da ist in großen Zügen festgestellt, daß Dimitriewitsch, Milowanowitsch, Wemitsch, Lazitsch, Tsch Popowitsch und Bogdan Radenkowitsch mit 5 ihrer Kameraden im Jahre 1911 eine terroristi Organisation unter patriotischem Deckmantel gegründet haben. Nach den Satzungen derse war es erlaubt, ohne richterliches Urteil zu töten, zu plündern, Staatsgeheimnisse preiszugeben u Durch diese Handlungsweise hat die Organisation die Existenz des Staates verneint, ebenso die Verfassung, der Gesetze, des individuellen Rechts und der neuzeitlichen Garantien für die Freihe des Volkes. Sie bereitete die Einführung einer Herrschaft der Reaktion vor, indem sie die Ordn und Disziplin in der Armee untergrub und ihrem Vorsitzenden sowie dem Sekretär eine unbeschrä Macht übertrug. Diese rühmten sich, der Regierung ihren Willen aufzuzwingen, träumten von e gewaltsamen Aufhebung der Verfassung des Landes und hielten geheime Konventikel ab. In

it nach den Balkankriegen, im Jahre 1914, riefen sie unter den Offizieren Mißstimmung gegen
gesetzlich festgelegte Ordnung und die Staatsverwaltung hervor; sie entfesselten im Lande die
wierigste und längste innenpolitische Krise; sie stachelten die Garnisonen zum Aufruhr an und
nten, die Macht an sich zu reißen und dem Monarchen ihre Anhänger als Minister aufzudrängen.
ihrer Umgebung und unter den Freiwilligen (Komitadschi) verbreiteten sie den Haß gegen die
stehende Regierung; sie töteten Bürger, ja selbst Kinder, ohne Untersuchung und ohne Gerichts-
teil; sie begingen Räubereien, Plünderungen und Erpressung, griffen die staatlichen und städtischen
eamten bei Ausübung ihrer Tätigkeit an und bereiteten die Einführung einer oligarchischen
ilitärherrschaft vor, die durch 10 oder 15 Offiziere repräsentiert werden sollte und dem Mittel-
er Ehre gemacht hätte.

Um ihren Plan zu verwirklichen, haben sie versucht, den Prinzregenten zu töten; sie beabsichtigten,
n Ministerpräsidenten zu ermorden, die Verfassung abzuschaffen und nahmen dem Volk seine
litischen Freiheiten. Kurz: alles, was das serbische Volk verkörpert, alles, was ihm Leben und
uhe gab, schwand, um einem ungeheuerlichen Ehrgeiz Vorschub zu leisten.

Die oben näher bezeichneten Verbrechen sind strafbar nach Absatz a des § 87 des Strafgesetzbuchs,
s das von langer Hand vorbereitete Attentat der „Schwarzen Hand" gegen den Thronfolger
rifft, das am 29. August/11. September vergangenen Jahres in der Nähe von Ostrowo begangen
rde. Dort hielten Dimitriewitsch und Wulowitsch sich auf, die auf Grund ihrer militärischen
liegenheiten wußten, daß der Prinzregent durch diesen Ort kommen würde. Die Abschaffung
Verfassung und die dem Staatsoberhaupt in der Erfüllung seiner verfassungsmäßigen Funktio-
n bereiteten Hindernisse fallen unter denselben Paragraphen, unter gleichzeitiger Gültigkeit der
87b und 88 des Strafgesetzbuchs. Wegen dieser beiden Vergehen haben sich alle Angeklagten
verantworten mit Ausnahme von Malobabitsch und Mechmedbaschitsch, auf die nur § 87 An-
ndung findet — Malobabitsch als Ausführer des Attentats gegen den Prinzregenten und Mech-
dbaschitsch als Mithelfer, vielleicht sogar als sein Mittäter. Dimitriewitsch muß als Anstifter
rachtet werden, wie er der Anstifter zu allen umstürzlerischen Aktionen gewesen ist. Und alle
vern haben sich zu verantworten, wegen ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Organisation „Ver-
igung oder Tod", als Mithelfer und Mittäter.

Die verbrecherischen Handlungen und die Verantwortlichkeit der Angeklagten sind festgestellt
rden: durch die von jedem der Angeklagten namentlich unterzeichneten Satzungen und Einzel-
timmungen der umstürzlerischen Organisation; durch die Mitgliederliste derselben, die bei La-
ch und Wemitsch gefunden wurde sowie durch andere Dokumente, durch Aussagen zahlreicher
Zeugen und durch das teilweise Geständnis der Angeklagten selbst.

Auf Grund dieser Beweise wurden verurteilt: der General Popowitsch und Mechmedbaschitsch zu
Jahren Zuchthaus und die neun anderen zum Tode.

Das Urteil wurde vom Publikum ruhig und kühl aufgenommen; man sah es an als die unvermeid-
e Folge alles dessen, was der Prozeß enthüllt hatte.

Ich habe die Ehre, vorstehendes Dokument dem Hauptquartier zur Kenntnisnahme zu überreichen,
mit denjenigen, die darum ersuchen sollten, die nötigen Erläuterungen gegeben werden können.
Das allgemeine Interesse verlangt es, daß die Wahrheit bekannt wird. Es wäre auch wünschenswert,
daß dieses Dokument unsern Militärattachés bei den Hauptquartieren der verbündeten Armeen
übermittelt würde.

Saloniki, den 2./15. Juni 1917.

Auf Befehl des Chefs des Generalstabs.
Der Unterchef des Generalstabs:
Oberst Iw. S. Pawlowitsch m. p.

Bei den nichtradikalen Ministern des Koalitionskabinettes rief die Nachricht von der Ver-
urteilung der Angeklagten große Bestürzung hervor. Wenn sie bisher aus Furcht, selbst
in den Prozeß verwickelt zu werden, vorgegeben hatten, sich in den Gang des Prozesses nicht
einmischen zu wollen, kam der Führer der unabhängigen Radikalen nun auf einmal zu der
Überzeugung, daß etwas geschehen müsse. Er durfte nicht zulassen, daß seiner Partei und
ihm der Vorwurf gemacht werde, in dieser Frage mit den Radikalen solidarisch gewesen zu
sein. Entweder mußte die Vollstreckung verhindert werden oder die nichtradikalen Minister
mußten zurücktreten. Paschitsch hatte Dawidowitsch zwar in seiner gewohnten Weise in Korfu
die Versicherung gegeben, daß auch er noch nicht wisse, wie sich die Sache entwickeln werde,
und daß man noch Zeit habe, darüber zu sprechen. Kurze Zeit darauf erfuhr Dawidowitsch

aber von einem gut unterrichteten Abgeordneten, daß der oberste Gerichtshof das erst instanzliche Urteil bereits bestätigt habe. Dawidowitsch eilte sofort wieder zu Paschitsch um eine Bestätigung zu erhalten, dieser erklärte jedoch abermals, daß er keine Mitteilung erhalten habe und daß er erst dann mit ihm über die Sache sprechen wolle. Unbefriedigt von dieser Antwort, verlangte Dawidowitsch vom Thronfolger, der gerade wieder nach Korfu zurückgekehrt war, empfangen zu werden. Dieser lud ihn ein, ihn bei einer Ausfahrt zu begleiten. Er richtete die Frage an ihn, ob er bereits etwas über die Bestätigung des Urteils gehört habe. Als Dawidowitsch erwiderte, daß er noch nichts gehört habe, sagte ihm der Thronfolger, daß es damit seine Richtigkeit habe und richtete an ihn die zweite Frage nach seiner persönlichen Meinung. Dawidowitsch stellte darauf die Gegenfrage, ob er bereits die Ansicht Paschitschs kenne. Es stellte sich heraus, daß der Thronfolger schon mit Paschitsch darüber gesprochen hatte und daß dieser für die integrale Vollstreckung des Urteils eingetreten war. Nun wurde ihm klar, daß Paschitsch gelogen hatte, um die nichtradikalen Minister vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Dawidowitsch setzte dem Thronfolger jetzt seine persönliche Ansicht auseinander. Er bemühte sich, ihn von der Notwendigkeit einer Begnadigung zu überzeugen und machte ihn, als Freund der Dynastie, auf die fatalen Folgen der Vollstreckung des Urteils aufmerksam. Mit dem Blute der politischen Gegner könne der Thron nicht befestigt werden. Der Thronfolger war sehr erregt und unterbrach des öfteren diese Ausführungen. Plötzlich ließ er das Auto halten, öffnete den Wagenschlag und forderte Dawidowitsch auf auszusteigen. Dieser mußte den weiten Weg nach der Stadt zu Fuß zurücklegen.

Dawidowitsch teilte seinen Ministerkollegen sofort diesen Zwischenfall mit, und da weder beim Thronfolger noch bei Paschitsch irgendeine Aussicht vorhanden war, eine Begnadigung zu erwirken, unterbreiteten beide Minister der unabhängigen radikalen Partei, Dawidowitsch und Draschkowitsch, ihre Demission. Aus Solidaritätsgefühl schloß sich ihnen auch das Mitglied der Fortschrittspartei, Minister Voja Marinkowitsch, an.

Bei der Abstimmung des Obersten Militärgerichtshofes über die Bestätigung des erstinstanzlichen Urteils hatte die Stimme des Vorsitzenden, des Generals Mirko Milisawljewitsch, die Entscheidung zu bringen. Vergeblich bemühte sich einer der Richter, Oberstleutnant Branko Gatalowitsch, den Vorsitzenden darauf aufmerksam zu machen, daß nach den positiven gesetzlichen Bestimmungen die Verhängung der Todesstrafe im vorliegenden Falle absolut unzulässig sei, weil das Gesetz eine solche lediglich auf Grund von Verdachtsmomenten verbiete und außerdem die übereinstimmende Aussage mindestens zweier Zeugen verlange. Verlegen schwieg der Vorsitzende, senkte den Kopf, und nur zögernd sprach er dann die Todesstrafe aus. Oberstleutnant Gatalowitsch motivierte sofort schriftlich seine abweichende Meinung, daß die Todesstrafe den gesetzlichen Bestimmungen widerspreche, verweigerte die Unterfertigung des Urteils und zog sich zurück. Dieser rechtschaffene Mann war unter den Richtern im Prozeß von Saloniki der einzige, der nur nach Recht und Gewissen zu urteilen entschlossen war. Seine Unparteilichkeit kam ihn teuer zu stehen.

Eine Intervention der russischen Regierung war erfolglos. Selbst die englische Regierung suchte auf telegraphischem Wege am Tage vor der Hinrichtung zugunsten der Verurteilten zu vermitteln, aber die serbische Regierung befahl noch am selben Tage die Hinrichtung für die folgende Nacht, um sich mit der Erklärung entschuldigen zu können, daß das Telegramm zu spät eingetroffen sei.

Es kam die Stunde der Vollstreckung. Inzwischen war die teilweise Begnadigung der zum Tode verurteilten Offiziere erfolgt. Sie erstreckte sich jedoch nicht auf Dimitriewitsch, Major Wulowitsch und Malobabitsch. Schon am folgenden Tage wurde das Urteil vollstreckt. Die drei Verurteilten wurden in Automobilen zur Hinrichtungsstelle gebracht. Ein Augenzeuge berichtet, daß Wulowitsch erstaunt war, als er die anderen zum Tode verurteilten Offiziere nicht sah und ausgerufen habe: „Was, nur wir drei!" Darauf habe Apis erwidert: „Es macht nichts, es ist besser so." Apis hat folgendes Testament hinterlassen:

Mein letzter Wille

bwohl von beiden Gerichten zum Tode verurteilt und der Gnade der Krone beraubt, sterbe ich unschuldig und in der Überzeugung, daß Serbien meinen Tod aus höheren Gründen benötigte. dieser Überzeugung kommt meine seelische Ruhe, mit der ich meine letzte Stunde erwarte. Möge Serbien glücklich werden und möge unser heiliges Gelübde in Erfüllung gehen: die Vereinig des ganzen Serben- und Südslaventums. Dann werde auch ich nach dem Tode glücklich und sein, und der Schmerz, den ich empfinde, durch serbische Gewehre fallen zu müssen, wird mir ter sein in der Überzeugung, daß diese Gewehre zum Heil Serbiens auf meine Brust gerichtet , für jenes Heil Serbiens und des serbischen Volkes, dem ich mein ganzes Leben geweiht habe. n meiner Arbeit als Patriot habe ich vielleicht manche Fehler begangen, mich vielleicht manchmal illkürlich an den Interessen Serbiens selbst vergangen, aber wenn man in voller Tätigkeit begriffen äßt es sich nicht vermeiden, gelegentlich Fehler zu begehen. Dessen bin ich aber sicher, daß ich nies bewußt, sondern immer nur in der Überzeugung, zum Wohle Serbiens zu handeln, gefehlt e. Mögen mir die hie und da begangenen Fehler vergeben werden, wenigstens die Serben gen sie mir vergeben, und ich werde zu Gott beten, daß er mir seine unversiegbare Gnade schenkt.

Meine Sachen und mein Besitztum verteile ich so:

Das Geld, das nach meinem Tode übrigbleibt, bitte ich meinem Neffen (Schwestersohn) Milan anowitsch, Flüchtlingsschüler im Internat „Grand Lycée neuf" in Nizza zu senden.

as Pferd „Blücher" bitte ich an erster Stelle dem Staate zum Kaufe anzubieten und den Erlös ebenmeinem Neffen Milan zu senden. Das Pferd „Zvezdana", das alt ist, überlasse ich der Einsicht enigen, die das zuständige Recht besitzen, zu beschließen, ob es noch dienstfähig ist oder t. Ist es zu irgendwelchem Dienst fähig, so trete ich es gern dem Staate ab, wenn nicht, so ich es zu töten.

lle übrigen Sachen lasse ich zur Verteilung an arme Flüchtlinge zurück. Die Konserven, den nk und alles Eßbare bitte ich an die Soldaten und Gendarmen, die mich im Gefängnis bewacht n, an Stelle des Leichengeldes zu verteilen.

eine Taschenuhr, ein Andenken und Geschenk von meinem Schwager Živan Živanowitsch, ich meinem Neffen Milan Živanowitsch zum Andenken zu senden.

es ist mein letzter Wunsch und Wille. Ich bitte, ihn nach der Vollstreckung meinem Neffen n in Nizza zu senden.

aloniki, den 11./24. Juni 1917. Dragutin T. Dimitriewitsch-Apis.

Bericht des Kriegsgerichtsrats Ljubomir Dabitsch über die Hinrichtung

e Verurteilten Dimitriewitsch und Wulowitsch haben, bevor sie dem Erzpriester Zdrawko Paunkovitsch beichteten, ihm Briefe für ihre Familien übergeben; der letztere wird diese heute dem kommandanten aushändigen. Der Verurteilte Malobabitsch übergab die Schlüssel und das wort um von einer Bank ein ihm gehöriges Gelddepot zum Besten des Staates abzuheben. Dimitriewitsch, Wulowitsch und Malobabitsch wurden 1 Uhr nachts in geschlossenen Automobilen dem Ort der Hinrichtung gebracht.

Begleitet waren sie von Oberst Milan Dunitsch, Oberstleutnant Dragutin Petkowitsch, Major ander Sawitsch und dem Unterzeichneten, die auch der Hinrichtung beiwohnten. Major tsch blieb, da er zu Major Wulowitsch in freundschaftlichen Beziehungen stand, im Auto sitzen. ü den Genannten waren bei der Hinrichtung noch zugegen der Militärauditor, Hauptmann d Nikolitsch, drei Offiziere zur Bewachung und die Gendarmen, welche die Hinrichtung zu voll- hatten. Um 1½ Uhr kam man auf dem Richtplatz an. Auf dem ganzen schmalen Wege, der m Auto dorthin führte, sprach Major Wulowitsch fortwährend sehr lebhaft mit dem Leutnant Protitsch. Dimitriewitsch sagte dreimal: „Das ist eine eigenartige militärische Felddienst- , die man uns machen läßt" und unterhielt sich leise ununterbrochen mit dem Hauptmann Stojkowitsch. Malobabitsch sprach kein Wort während des Wegs.

Ort der Hinrichtung mußte man 20 Minuten warten; diese Zeit war nötig zur Beendigung rbereitungen. Wiederholt baten Dimitriewitsch und Wulowitsch, nicht vor Sonnenaufgang chtet zu werden, und den Gendarmen den Befehl zu geben, gut zu zielen, damit sie nicht in nkelheit massakriert würden. Das wurde ihnen auch zugestanden. Wie Dimitriewitsch mich tte, fragte er mich, ob ich auch im Auftrag des Gerichts gekommen sei; als ich ihm antwortete, der Fall sei und ich verpflichtet wäre, das Urteil zu verlesen, sagte er zu mir in sarkastischem „Verstehst du, was man mir angetan hat? Ich versichere dir, daß ich unschuldig bin."

Ich erwiderte ihm, daß ich ihn beklagte als Kamerad und als Mensch, da er in blühendem Alter sterben müsse, während er doch seinem Vaterlande noch viele Dienste hätte leisten können, daß er aber nach dem Gesetz schuldig sei; er solle seinen Trost aus der Gewißheit schöpfen, daß sein Tod für das Vaterland und die öffentliche Ordnung notwendig sei. Er schien diese Worte mit Befriedigung aufzunehmen, denn er fügte hinzu: „Ich bitte dich, sage meinen Freunden, daß ich es nicht bedauere, unter serbischen Kugeln zu fallen, denn es gilt das Glück Groß-Serbiens, dessen baldige Schaffung ich von ganzem Herzen ersehne. Ja, nach dem formalen Gesetz bin ich schuldig, und es kommt, was kommen mußte. Die Beziehungen waren durch meine Schuld zu gespannt geworden[1]), und darum ist es nötig, daß ich verschwinde." Dann sagte er scherzend: „Aber warum hat man für die Hinrichtung nicht einen besseren Platz ausgesucht, vor allem auf einer Höhe, von der aus man das Meer hätte sehen können? Du weißt es, man braucht in diesem Lande ein wenig Feierlichkeit." Seine Haltung war fest, nur war er äußerlich sehr verändert; sein Gesicht war blaß und seine Stimme zitterte leicht. Von Zeit zu Zeit tröstete er Malobabitsch, und als dieser ihm vorwarf, daß er sich seinetwegen an dieser Stelle befände, entgegnete er: „Das ist das Schicksal, Rade; wenn du nicht mit mir gewesen wärest, wäre mir das auch nicht geschehen; wärest du in Kurschumlia geblieben, so wären wir beide, du und ich, weiter am Leben geblieben."

Wulowitsch hielt sich am besten. Nicht einen Augenblick verlor er seinen guten Humor. Er gab wohl zu, schuldig zu sein, niemals aber des Verbrechens, dessen man ihn angeklagt habe. Als ich während der Verlesung des Urteils um Wasser bat und trank, rief er mir zu: „Gib mir gefälligst auch zu trinken, Namensvetter"; dann ergriff er den Krug und setzte hinzu: „Hoffentlich hast Du nicht die Syphilis." Darauf antwortete ich, daß es für derartige Sorgen zu spät wäre; er lachte ganz ungekünstelt.

Malobabitsch war der Mutloseste und am meisten Niedergeschlagene; andauernd machte er sich Vorwürfe, so zu enden, und bedauerte, daß er nicht in Freiheit sein Leben dem serbischen Ideal habe opfern können.

Nach Verlesung der Urteile der beiden Gerichtshöfe und des Befehls des Hauptkommandos über die Hinrichtung, die von 2 Uhr bis 4½ Uhr dauerte, nahmen Dimitriewitsch und Wulowitsch Abschied von allen Offizieren, die zugegen waren. Dimitriewitsch ging auf den Priester zu und küßte ihm die Hand; dann sprach er einige Worte leise mit Oberst Dunitsch. Die drei Verurteilten umarmten und küßten sich. Dimitriewitsch wandte sich zu uns, legte die Hand auf die Schulter des Malobabitsch und sagte: „Ich versichere nochmals, daß dieser Mann ein guter Patriot war und immer für Serbiens Wohl gehandelt hat." Darauf stiegen die drei Verurteilten in die zu diesem Zweck ausgeworfenen Gräben und stellten sich vor die Pfähle, Dimitriewitsch rechts, Wulowitsch in die Mitte und Malobabitsch links. Beim Hinabsteigen sagte Dimitriewitsch: „Es scheint, daß die Grube für mich nicht tief genug ist." Als man Malobabitsch die Augen verbinden wollte, bat er, man solle es unterlassen, und Dimitriewitsch sagte: „Laß' es doch geschehen, Rada; das Gesetz verlangt es so." Sobald man sie an die Pfähle gebunden hatte, riefen Dimitriewitsch und Wulowitsch: „Es lebe Groß-Serbien!" Und Dimitriewitsch setzte noch hinzu: „Es lebe Jugoslawien!" Im letzten Augenblick sagte Wulowitsch noch einmal zu Dimitriewitsch: „Gott befohlen, Dragutin!" Dieser gab den Abschiedsgruß weiter an Malobabitsch und fügte hinzu: „Gott befohlen, Rade!" Der antwortete nicht.

Obwohl die Verlesung des Urteils mehr als zwei- und eine halbe Stunde gedauert hatte, war die Sonne noch nicht aufgegangen und die Verurteilten harrten ihrer in Ruhe und sprachen von Zeit zu Zeit leise untereinander. Doch in einem Augenblick hatte Malobabitsch sich fast ganz von uns abgewandt; man hätte denken können, er habe die Absicht, zu entfliehen, und sinne auf Mittel, es zu tun, aber er unternahm nichts. Er traf nur noch einige Verfügungen über sein Vermögen, das seiner Familie vermachte.

Der Verurteilte Wulowitsch warf aus der Grube seinen Stock über seinen Kopf hinweg und bat, man möge ihn dem Major Alexander Sawitsch übermitteln und ihn seiner Frau geben lassen; auch wünschte er, daß man ihm sein Portefeuille aus seiner Tasche nehme.

Malobabitsch brach nach den fünf ersten Kugeln zusammen, während die beiden andern ziemlich lange litten, ehe sie erlagen, so daß man zwanzig Kugeln auf jeden von ihnen abfeuern mußte. Keine wurde am Kopf getroffen.

Der Arzt machte die üblichen Feststellungen und die drei Verurteilten wurden beerdigt.

Die Hinrichtung endete am 13./26. Juni 1917 um 4 Uhr 47 Minuten morgens.

Saloniki, 13./26. Juni 1917. Der Kriegsgerichtsrat, Oberstleutnant
Ljub. Dabitsch m. p.

[1]) Es handelt sich um die Beziehungen zwischen dem Prinzregenten, der Regierung und ih

Tagebuch

Feldmarschall Schwerin

…einer Zeit, die überreich ist an biographi…chen Neuerscheinungen, scheint es fast ein …nis, die unermeßliche Literatur um Fried…den Großen durch ein Werk über Feld…chall Schwerin noch zu vermehren[1]). In…n, hier handelt es sich wirklich um eine Be…erung nicht nur, weil der Verfasser, der …Armeechef im Weltkriege bekannt gewor… Graf von Schwerin, besonders dazu be…t war, die Geschichte des bedeutendsten …friderizianischen Generale zu schreiben. …mehr zeigt sich auch bei der Lektüre dieses …es der unvergängliche Zauber, der um …Person des großen Königs und seinen …ndeskreis schwingt, und der um so stärker …erden scheint, je weiter wir uns von der …schen Zeit Preußens entfernen. In keiner …historischen Gestalten dieses halben Jahr…erts preußischer Geschichte offenbart sich …charakterbildende Kraft des preußischen …tsgedankens hohenzollerischer Prägung …: — und darin liegt der eigentliche Gewinn …der Lektüre dieses Buches — als in der …Grafen Schwerin. Aus dem spätmittel…ichen Typ eines Söldnerführers, eines …päischen Condottiere ohne ethische Bin… der das Kriegshandwerk nur um seiner …willen ausübt, wird der preußische, der …izianische Offizier. Eine ungeheure Wand… ein Spiegelbild der geistigen Wandlung …zens zwischen dem Großen Kurfürsten …dem großen König.

…ist schon ein großartiges Lebensbild, das auf …em mächtigen Hintergrunde europäischer …ie zwischen 1700 und 1757 vor unseren …n entsteht. In den beiden ersten Jahr…n von 1700 bis 1729 ist es die Geschichte …Abenteurers von großem Format. Im …1684, noch halb im Schatten des Dreißig…n Krieges, unter schwedischer Herrschaft …Pommern geboren, tritt der junge Graf …rin, nachdem er in Holland sorgfältig …n worden ist, als Offizier in einer mecklen…chen Söldnertruppe in den Dienst des …n Eugen und begleitet ihn und den

…eldmarschall Schwerin. Ein Lebensbild …reußens großer Zeit. Von Dettlof Graf …chwerin. Mittler & Sohn, Berlin 1928.

Herzog von Marlborough auf den Kriegszügen gegen Ludwig XIV. in Holland und an der Donau. Kaum 23 Jahre alt, kämpft er als mecklenburgischer Oberst in schwedischem Dienst gegen die Dänen und geht dann in politischer Mission zum Schwedenkönig Karl XII., der als türkischer Gefangener in Bender sitzt. Ein paar Jahre später erringt der junge General als Führer der mecklenburgischen Truppen seinen ersten selbständigen Sieg gegen kaiserliche Exekutionstruppen.

1720 vollzieht sich dann die große Wandlung in diesem Abenteurerleben. Schwerin kommt in Berührung mit dem preußischen Staat Friedrich Wilhelms I., wird preußischer Gesandter am sächsischen Hof Augusts des Starken in Warschau, wird später in strenger militärischer Friedensarbeit Freund und Vertrauter des Soldatenkönigs.

Die mächtige Anziehungskraft des preußischen Staatsgedankens wird vollends zum unlösbaren Band durch die innigen Beziehungen, die sich seit 1740 zwischen dem jungen König Friedrich und Schwerin knüpfen. Schwerin wird zum glühendsten Verehrer des Genies Friedrich des Großen, zum treuesten seiner Diener. Als Armeeführer im ersten und zweiten schlesischen Krieg hat er an dem glücklichen Ausgang der Feldzüge rühmlichsten Anteil. Wiederholt kommt es zwar zwischen Friedrich und dem Feldmarschall zu ernsten Zerwürfnissen. Bei aller Hingabe verträgt der Grandseigneur Schwerin nicht die zuweilen hochfahrende und ungerechte Behandlung seines königlichen Freundes, zieht sich verletzt auf seine mecklenburgischen Güter zurück, folgt aber immer wieder sogleich dem Ruf des Königs, wenn der ihn braucht. So finden wir den alternden, aber noch immer von helloderndem kriegerischem Feuer beseelten General auch im Jahre 1756 wieder an der Spitze einer Armee. Die ruhmvollen Taten Friedrichs in den Feldzügen 1756 und 1757 sind auf das engste mit dem Namen Schwerin verknüpft. Vor Prag vollendet sich die großartige kriegerische Laufbahn des Feldmarschalls. Das Schicksal erfüllt dem alten Soldaten den letzten Wunsch, auf dem Schlachtfelde für den König sterben zu dürfen.

Ein Leben, überreich, voller Romantik und zugleich voll von nüchterner harter Pflichterfüllung, verwoben in großes geschichtliches

Geschehen. Diesem Leben wird schwerlich je ein würdigeres Denkmal gesetzt werden können, als es ihm in diesem Buch durch einen Schwerin gesetzt worden ist. Es ist für jeden geschrieben, der sich den Sinn für heroischen Geist bewahrt hat; man spürt in ihm das starke Blut eines alten stolzen Geschlechts, das gerade jetzt auf eine dreivierteltausendjährige Geschichte zurückblickt.

Potsdam. Otto Erich Volkmann.

Droste-Roman Nr. 2[1]).

Der Zettelkasten funktioniert großartig, sämtliche Quellen werden beschworen, keine noch so nebensächliche Person bleibt unerwähnt; mühevoll und geduldig sind die Steinchen zusammengetragen zu einem bedeutenden Mosaik, und wenn Romanschreiben nach der Formel ginge: die Summe der Quellen ergibt die Lebensgeschichte, so müßte bei den zurzeit üblichen biographischen Darstellungen stets etwas durchaus Überzeugendes, Kongeniales zustandekommen. Vom beglaubigt Historischen weiß und berichtet J. Karwath ein verwirrendes Vielerlei von Einzelheiten; geschaut und gestaltet ist in den Hauptzügen das künstlerische Schicksal Annette von Droste Hülshoffs, peinlich dagegen der Eindruck, den man von der Menschlichkeit, von der Droste als Frau empfängt; an Stelle der atmenden Gestalt tritt ein Schemen auf mit hohlen Worten. Wo die schöpferische Kraft versagt, muß nüchterne Erklärung weiterhelfen. Begegnet man stellenweise einem wirklichen Versuch schöpferischer Zusammenschau, dann verfällt die Erzählerin in ganz billige banale Schreibweise oder macht sich in dem meist herzlich schlechten Dialog bei aller Quellenprotzerei schwerer Charakterverzeichnungen schuldig: das Verhältnis zu Schwester Jenny, zu Schlüter ist mit wenigen Seiten abgetan, während die Wirkung der Begegnung mit General Hammerstein sich als bedeutungsvolles Erlebnis durch das ganze Buch zieht; durchaus ungerecht, sichersten Quellen widersprechend, ist die Behandlung der Freundschaft mit Levin Schücking, die Zwiegespräche des Dichterpaares voll von Taktlosigkeiten, die Abrechnung der Droste mit ihrem jungen Führer vor dem Weggang von Meersburg (den aus dem Briefwechsel entlehnten Ausdruck „Pferdchen" verwandelt J. Karwath beständig in „Ziehpferdchen"!) des Wesens der Droste so unwürdig wie möglich, und auch das Zusammentreffen [mit] Louise Schücking zum Zerrbild gemac[ht] Levin mit den „blonden Ringellocken" (in Wi[rk]lichkeit hat er die schwarzen Haare seiner Mutt[er] soll auf der Meersburg „Briefe versteckt" [h]at Annette, die er von Louise von Gall, über d[en] Verlag Cotta geleitet (!) heimlich empfän[gt] „ellenlange Briefe" — während in Wahrh[eit] die Korrespondenz, die zu den jetzt eben [er]schienenen „Brautbriefen" führt, erst mona[te] lang später einsetzt. In Ausdrücken wie „g[e]render Gockelhahn" (!), „Wicht" liegt die gan[ze] ungeheuerliche Gewissenlosigkeit, mit der [die] Autorin in bezug auf den bedeutendsten Dros[te]förderer drauflos schreibt, offen zutage. Unive[r]sitätsprofessor L.L. Schücking, der Enkel Levin[s] schreibt mir: „Ich habe das Buch der Julia[ne] Karwath gelesen. Die Verächtlichmachung mein[er] Großeltern, vor allem auch meiner Großmutte[r] überschreitet doch jedes Maß. Es ist die rei[ne] literarische Stinkbombe. Ich habe [an] den Verlag geschrieben und ihn aufgeforde[rt] das Buch zurückzuziehen."

Der Gottsucherin Annette steht J. K. vo[n] kommen fremd gegenüber; das Riesenwe[rk] des Geistlichen Jahres wird mit ein pa[ar] kühlen Sätzen abgetan. Unbesprochen kann a[uch] bei diesem Buch wie bei dem der Christalle[r] nicht bleiben die geschmacklose, dreiste Benutzu[ng] mancher Gedichte.

Die seitenweise ungelenke, langweilige Qu[el]lendrescherei, die einen immer wieder aus all[em] ruhigen Kontakt mit den Hauptgestalten wi[rft] beleuchte ein knappes Beispiel (S. 21[1]): „Die Bemühungen der rheinischen Bon[n]er Verwandten, besonders des Professors Bra[un] des Freundes des vor kurzem auch dahin[ge]schiedenen, sonnenfrohen Clemens von Dro[ste] um eine Buchausgabe der bisher dah[in] liegenden Gedichte und Epen, zu denen [sie] immer Neues und Stärkeres gekommen [w]ar, hatten sich nicht durchsetzen können, auch A[rt]hur Schopenhauer, die wieder in Thürin[gen] weilte, kam nicht zum Ziele, und so war [es] Schlüters Bemühungen endlich gelungen, [die] heimatliche Münsterische Buch- und Verl[ags]handlung des Herrn Hüffer dazu zu brin[gen] von den, allerdings durch Schlüter und The[o]chen und Junkmann, vielleicht auch die [mit] jenen befreundete Bornstedt etwas gesichte[te] gekürzten oder ganz veränderten Arbe[iten] der Droste ein Büchlein herauszubrin[gen] was nun im 41. Jahre ihres Lebens en[dlich] geschehen war."

Rosenheim. Hulda Eggar[t]

[1]) Die Droste, Der Roman ihres Lebens von Juliane Karwath. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1929.

[1]) Märzheft 1927 der S. M.

Nochmals:
Die Breitschwanzgewinnung

ben Ausführungen Professor Henselers im nuarheft der S. M. schreibt uns Elisabeth n von Montgelas:

Nachrichten über die grausame Behand- on Mutterschafen der Karakulrasse gehen auf einen Aufsatz A. Lesnewskis im Tur- r Courir, der von verschiedenen anderen igen, darunter auch mehreren deutschen, uckt wurde. Wie ich schon in meinem Auf- Septemberheft der S. M. „Mensch und rwähnte, wurden die Dinge von russischer in Abrede gestellt. Es handelt sich bei Dementi um einen Aufsatz von Mir- r Chodsche Mirbadaleff, erschienen in der rse vom 24. Juni 1925. Mirbadaleff er- , daß er im Auftrag der bucharischen Re- g schreibt. Er steht also den Interessen charischen Züchter nicht gerade fern. Auch daleff hat übrigens, wenn er auch die chen Frühgeburten in Abrede gestellt hat, ugegeben, daß schwergebärende Schafe ützlichkeitsgründen vor dem Lammen ge- tet werden, und daß das Vorkommen der Frühgeburten vielfach auf Kälte und r, also auf schlechte Haltung, zurückzu- ist. Dem Argument, daß die grausame dlung des Muttertieres die Interessen üchters schädigen würde, ist entgegenzu- daß auch in vielen anderen Fällen Tiere ummheit und Unverstand gequält werden, l die betreffenden Tierschinder sich da- elbst schaden. In diesem besonderen Fall ian auch noch den tiefen Kulturstand der lden Bucharen in Betracht ziehen. Die rungen Herrn Prof. Henselers über- mich deshalb durchaus nicht, daß die esnewski geschilderten Quälereien nicht men.

hinsichtlich der Silberfüchse kann Herr Henseler, der Vorstandsmitglied der jen Pelztierzüchter-Vereinigung ist und ir erwähnten Pelztierschau als Preis- fungierte, meine Angaben nicht ent- Die „übliche Form" des Heraus- ns aus den Käfigen ist eben das Heraus- mittels Halszange. Wer in den Augen res zu lesen vermag, konnte die seelischen , die die Füchse dabei empfanden, feststel- elbstverständlich wurde achtgegeben, den llen Balg nicht zu beschädigen, da für den tüchtigen Farmer eben überhaupt nur lg des Tieres in Betracht kommt. Daß schnittsmenschen", die heute mehr oder weniger alle das Tier nur als Ausbeutungsobjekt betrachten, an der Behandlung der Füchse keinen Anstoß nahmen, davon bin ich ohne weiteres überzeugt. Ebenso ist es mir wohlbekannt, daß die Karakulzucht, wie die Pelztierzucht überhaupt, von wirtschaftlichem Wert ist. Die Aufgabe des Vorkämpfers für den Tierschutz ist es aber, gegen die Ausbeutung des Tieres zu Modezwecken Front zu machen, und diese Ausbeutung liegt bei der Zucht der Karakulschafe, Silberfüchse usw. zweifellos vor. Selbst wenn bei der Gewinnung der Breitschwanzfelle keine körperlichen Quälereien des Mutterschafes vorkommen sollten, ist es für den feiner Empfindenden ein abstoßender Gedanke, die Muttergefühle eines Tieres aufs schwerste zu verletzen, indem man ihm das Junge, das es mit Schmerzen getragen und geboren hat und an dem es mehr hängt als manche menschliche Mutter an ihrem Kind, gleich nach der Geburt zu rauben und zu morden, lediglich zu dem Zweck, Modepuppen damit zu erfreuen. Gegen das Tragen von Pelzen, die von Tieren stammen, die ohnehin getötet werden, wie Füchsen, Wölfen aus freier Wildbahn, von Schafen, Kälbern oder eingegangenen Fohlen usw., ist nichts einzuwenden.

Wenn man bedenkt, daß im Organ der Deutschen Pelztierzüchter-Vereinigung „Der deutsche Peltierzüchter", Nr. 2, Jahrgang 1927, von Herrn A. Ley, Direktor einer Fachschule für Pelztierzüchter, berichtet wird, daß er seine Fuchsbestände in der Zeit von Dezember bis Mai zu 80 v. H. mit Wildzeug und allerhand Waldvögeln, darunter den wegen ihrer großen Nützlichkeit gesetzlich geschützten Spechten füttert und diese Fütterungsweise zur Nachahmung empfiehlt, so wird wohl jeder nicht voreingenommene Leser und vor allem jeder Natur- und Tierfreund zugeben, daß meine Einwände gegen die Pelztierzucht nicht unberechtigt sind.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß mich die Schriftleitung nach Ablieferung meines Aufsatzes gebeten hat, noch etwas über Modegrausamkeiten, vor allem die Mode der Reiherfedern und die grausame Behandlung der Mutterschafe bei der Breitschwanzgewinnung zu schreiben. Nach dem Grundsatz „Tiere schützen heißt Menschen nützen" habe ich in dem Sonderheft „Mensch und Tier" für die gequälte Kreatur eine Lanze gebrochen, wohl wissend, daß ich dabei in ein Wespennest stechen würde.

Salzburghofen.

Elisabeth Gräfin von Montgelas.

Aus einem Brief an Hermann Stegemann

Für einige Tage hier, habe ich endlich Ihr „Ende der Grafen Krall" lesen können, zuerst — ich sage wie's ist — dachte ich: „Warum mußt du bei deiner wenigen Zeit Romane lesen, lies Shakespeare und Goethes Achilleis", dann kam ich immer mehr hinein, und schließlich merkte ich, daß ich nicht irgendeine Liebesgeschichte gelesen hatte, sondern die Geschichte des deutschen Volkes, des armen, zerrissenen, sich selbst zerreißenden, noch angesichts der Feinde, die den Frieden von Münster und Versailles überwachen, den Landsmann beschimpfend, den Feind für den Feineren haltend. Wer könnte vergessen, wie in Ihrem Roman, während die Pfalz den Mittelpunkt der europäischen Politik bildet, die hohen Herren sich amüsieren und (wie jetzt viele Herren aus den unteren Ständen) auf Paris vertrauen, wie sie dann neue französische Brocken parlieren, während die Pfalz niedergebrannt wird. Die vier Hauptfiguren, vier deutsche Gestalten, wird man nicht vergessen, aber sogenannte Nebenfiguren wie das Haßbergsche Ehepaar leben ebenso, denn es ist eben kein Buch der Absicht und der Lehrsamkeit, sondern ein wirklicher Roman. Wenn ich sagen soll, wo ich die Kunst des Epikers am meisten bewundert habe, so ist es dies: Trotzdem man vom Grafen Krall fast nur Fehler und Schwächen erlebt hat, ist man schließlich so bezaubert von ihm, daß man mit Blandine an seinem Bett sitzt und um sein Leben bangt. Wie müssen Sie körperlich gelitten haben, um dieses Krankenlager schildern zu können, und wie müssen Sie geistig gelitten haben, um dieses Buch schreiben zu können!

Des reichen Mannes Begräbnis

Ein reicher Mann war gestorben. Er hatte viel Gutes getan, aber doch auch immer daran gedacht, wie er sein Ansehen bei den Menschen vermehrte, hatte sich selbst überhaupt nichts abgehen lassen und sich keinen Abbruch getan. Daher sagte der Richter: Wir wollen ihn wegen seiner Wohltaten nicht in die Hölle werfen, trotzdem ihm das Wohlleben und die Ehre bei den Menschen die Hauptsache war; aber damit sein Menschenstolz gebrochen wird, wollen wir ihn in ein Haustier verwandeln.

Da jammerte der Mann, denn er wußte wohl, wie schlecht es viele Tiere bei den Menschen haben. Und es wurde ihm als Gnade verliehen, daß er in den prächtigen Stall kommen solle, den er selbst gebaut, und von den Stalldienern versorgt werden, die er selbst eingestellt hatte.

So fuhr die Seele des reichen Mannes seinen alten Rappen, dessen Seele ihre ausgelitten hatte und in eine bessere Welt kommen durfte.

Da zum Begräbnis des reichen Mannes Pferde für den Leichenwagen, für Blume wägen und für die vielen Kutschen benöti wurden, so kam auch der alte Rappe an Reihe, der immer noch ganz gut aussah. Furch bar schmerzte das Anlegen des Gebisses, u das Pferd bäumte sich hoch auf, so daß die Sta diener nicht wußten, was in den alten Rapp gefahren war. „Ich werde ihn schon klein kri gen" sagte ein junger Stallbursche, peitschte i so lang in die Weichen, bis er in die Kniee bra legte ihm die Kandare an und spannte ihn d den Leichenwagen, der doch nur in langsame Schritt fahren durfte.

Es war ein unendlich langer Zug, und dauerte lang, bis alle Leidtragenden sich um d Grab versammelt hatten. Nach einer Trau musik schilderte der Geistliche den Verstorben als einen Mann, auf den die Seligsprechu passe für die Barmherzigen und der nun b Gott sei und belohnt werde für seine Guttate Wer die heiligen Schriften kenne, der wis welcher Lohn einem solchen Menschen zu werde. Dann traten die Vorstände all der V eine ans Grab, denen der reiche Mann Stiftu gen gemacht hatte und feierten ihr Ehrenm glied; der in Gott Ruhende habe keinen St gekannt, aber ein stolzes Haus und einen stolz Namen hinterlassen. Auch die Behörden wa vertreten und rühmten die Anspruchslosig des Verewigten, der nur das eine Ziel geh habe, der Allgemeinheit zu dienen und lie sich etwas abgehen ließ als anderen.

Durch die lange Dauer der Reden vermo der alte Rappe am Leichenwagen, der unter den anderen Wägen vor dem Friedhof wart das eiserne Gebiß nicht mehr zu ertragen versuchte, sich loszureißen. Zwar wurde der ju Stallbursche, der ihn schon einmal gebänd hatte, durch einige scharfe Peitschenhiebe wie mit ihm fertig, aber man hörte am Grabe Knallen der Peitsche und empfand es als schicklich. Kaum nach Haus gekommen, befahl Universalerbe, ein Neffe des Verstorbenen, Stallmeister zu sich, und nachdem ihm dieser Sachverhalt erzählt hatte, ordnete er an, daß alte Rappe in einen Steinbruch verkauft wer Das war aber auch die einzige Störu Die Zeitungen brachten eingehende Dar lungen mit dem Wortlaut der Reden, und Jahre lange erzählte man davon, daß eine so hebende Feier selten erlebt worden sei wie Begräbnis des reichen Mannes.

Erlebnis

Novelle von Ernst Rosmer

Fortsetzung und Schluß)

nd draußen im grellen Sonnengelächter, mit seinem wehen und wütenden Herzen. Wohin mit sich? Lichtblind lief er die Gasse hinauf, stolperte über die Katzenköpfe des sters, rannte gegen Prellsteine und Laternenpfähle, endlich auf den Marktplatz hinaus. agsstille. Leer und abgeräumt. Faulig-gärender Geruch welker Blätter und Strunke, dem Brunnen zusammengekehrt.

er Nordschatten der Kirche floß ihm wie ein kühles Gewässer entgegen. Da hinein! e stand in dem großen Portal ein kleines Türchen geöffnet. Der Sonntag, schien es nn mit dem Vorabend.

betrat die Kirche. Kühle, samtiges Helldunkel, erbarmende Stille.

setzte sich gleich in die zweite Bank unterhalb des Chores und schloß die Augen. Nur e, nur Beruhigung — zu sich kommen.

ndida! Wo war sie hin, die Candida des silbrig verstaubten Spiegelbildes, der schim- den Mondnacht? Verzaubert — nein, entzaubert zur Tochter von Madame Dörr! diese Mutter! Wäre sie ein ärmliches, verhutzeltes altes Weiblein gewesen mit dünnem itel und verrunzelten Händen — beglückt hätte es ihn, sie mit Güte und Gütern zu chütten und unwiderstehlich für sich einzunehmen. Doch diese stattliche, wohlgenährte ervortrefflichkeit — selbstbewußt — denn sie hatte doch Geld in die Ehe gebracht — ! — von ihrer Tugend durchdrungen und mörderisch wohlmeinend!

m erstenmal begriff er etwas von dem faustschüttelnden Kellerhaß der Enterbten. sie mochte sogar einmal schön gewesen sein, diese Frau, sogar schlank — wie Candida. r es möglich, daß zwischen Mensch und Mensch eine solche Kluft bestand! Das bloße ußtsein ihrer Nähe brachte ihn außer sich. Er war dem Weinen nahe vor Wut. Blickte , trostsuchend hinter sich. Drehte sich um nach der Orgel — nach dem steinernen Non- npfchen des Fräuleins von Seldeneck.

in . . . es war keine Täuschung und keine Einbildung. Die Ähnlichkeit war unabweis- Die engen Augenwinkel, der ein wenig zu große, nicht ganz geschlossene Mund — — her? Woher? ein Rätsel! Konnte der Vater die Stifterin seiner Orgel so geliebt , daß sie in geistiger Zeugung die Mutter seines Kindes — — — Verirrung, Wahn, t ins Mystische!

d doch — er kam nicht los von dem lieblich-verbotenen Traumwunsch: Orgellegend- Heiligenwunder, Nonnenkind! Doch was nun? Was weiter? Was wollte er denn? nnte nicht hierbleiben, sie konnte nicht mitgehen . . . Warum nicht? Warum eigent- cht? Warum konnte sie nicht als seine Schülerin einen Sommer lang, ein Jahr lang getraute sich, sie das Höchste erreichen zu machen. Nicht für eine Laufbahn. Ihre

Zartheit — die Überwindung des Hindernisses zu großer Kraftverbrauch von vorn herein Sie war — ab und zu — für Gottes-, niemals für Menschendienst geschaffen.

Aber mußte es denn immer Öffentlichkeit, Podium, Sensation sein? Konnte sie nich auf Einzelne, einen Kreis, eine Gemeinde, Erhebung und Weihe ausstrahlen, wie keine von seinen Berufsgenossen — wie er selbst nicht?

Ja, das war es, worauf es für sie ankam, und wofür er sich einsetzen, sich verbürge konnte. Auch daß er für alles sorgen würde, sie gut unterbringen, selbstverständlich nicht i der Stadt. In einem grünen, waldnahen Vorort. Bei einer Dame — nein, nein, er hatt keine Nebengedanken, einer wirklichen Dame. Und ihr einen guten Flügel stellen lasse — das durfte er doch — Noten mitbringen — mal auch Blumen — es war so entzückend einem Mädchen Blumen zu schenken — mit anderem mußte er wohl vorsichtig sein — nu das dunkelgrüne Wollkleid, das würde er ihr abgewöhnen! Worin er sie hätte sehen möge — einmal — in saphyrblauer Seide, indischer, unterm Lampenschirm — mit ihr allei — Musik reden — und wissen, niemand stört einen — —.

Irgendwo in ihm raunte es von der Habgier der männlichen Sinne und der Wehrlosig keit der weiblichen. Doch seine Phantasie flutete über jedes Hindernis hinweg und schwelgt in schönen Bildern: einem gefangenen Vogel den Käfig öffnen — eine Lilie aus den Lauchbeet entfernen!

Ganz getröstet hatte er sich erhoben, fest entschlossen heute noch, erst mit ihr und dann mit der Mutter zu reden. Des Erfolges war er sicher — jetzt schon. Und wendete sich, di Kirche noch einmal zu überschauen, die er wohl nie mehr betreten würde.

Mächtig enthüllt vom Mittagslicht erhob sie sich vor ihm. Durch die ganze Folge de Südfenster, ihre edelsteinfarbenen Scheiben, wollte der Sonnendonner herein, einbrechen bis in den letzten Winkel, erst in der höchsten Giebelhöhe verhallend.

Die Kirche war nicht mehr kahl. Alle Wände gemalt von feuriger Gotteshand, un flammt alle Säulen und offenbart was aus ihnen, über ihnen erwuchs. Knospen un Blättergerank — eins aus dem andern hervor, sich suchend und fliehend und findend breitend und wipfelnd in Wechsel und Wiederholung — zu unendlichem Werden un doch ein einziges Bleiben — Fuge des Steins — Gesetz der Gestirne!

Erschütterung stürzte auf ihn. Seine Nichtigkeit vor der letzten der rauhen Hände, d an solchem Bau mitgeholfen, seine Nichtigkeit vor dem Gott, der Sonnen und Seele geschaffen. Was wollte er mit der einen, die ihm nicht zugehörte?

Und wieder zurück in den Gasthof zur goldenen Gans. Ein aufgewärmt und widerwill auf sein Zimmer serviertes Mittagessen hinuntergeschlungen. Von der schlaflosen Nac und dem erregten Tag pochende Schläfen. Kopfweh. Schließlich in den hitzedunkl Walfischbau des Zimmers eingedämmert. Und mit Magenschmerzen aufgewacht. Dies Fraß! Und schon fünf! Er mußte sich eilen.

Candida selbst hatte ihm die Türe geöffnet. In hellem Kleid, sandfarben mit weiß Streifen, den Hals frei. So hatte sie ihn heut morgen verstanden. Hätte er sie umarm dürfen! Doch ihr Gesicht? Was war mit ihrem Gesicht? Flatternd verstört: Besuch gekommen, den man nicht habe abweisen können — ob er nicht lieber gehen wolle —.

Wollte sie ihn weg haben? — Warum wieder gehen? Er sei nicht menschenscheu.

Das Zimmer lag im Nachmittagsschatten, er konnte nicht sofort erkennen, wer all anwesend. Nur Madame Dörr über dem Sopha und Madame Dörr auf dem Sopl präsidierend, in schwarzem Seidenkleid mit Korallenbrosche.

begrüßte sie, und sie stellte vor. Ihm die Anwesenden: Fräulein Elise Fiebelkorn — Stationsvorsteher Kneis. Herr Kneis, in grauem Zivil, war aufgestanden, hatte ein s: Schon die Ehre gehabt! — fallen gelassen, und sofort wieder Platz genommen. ise Fiebelkorn war das alte Fräulein, das im Konzert neben ihm gesessen. Sie reichte edrige Hand, die wieder mit auserlesenen alten Ringen geschmückt war, und rückte n Stuhl weiter, um ihn zwischen sich und Madame Dörr in die Mitte zu nehmen. lso Sie sind der! Wenn ich das gestern Abend geahnt hätte, wer da neben mir sitzt! fallend genug haben Sie sich ja ausgenommen, wie der Goldfasan im Hühnerhof. wütend bin ich auf Sie gewesen — anfangs. Die singen da oben ganz wacker und ändig und der Herr rührt keine Hand. Erst als Sie für Candida eintraten und den hammel abgaben für die ganze Schafherde vor und hinter uns — da war ich versöhnt.

ie hatte sich bequem zurückgelehnt, vergnügt und listig von einem zum andern blin- o und offenbar sofort den Gegensatz zwischen ihm und dem schönen Kaiser-Friedrich- witternd.

Madame Dörr war sichtlich geniert und beunruhigt, wie er die Unverblümtheiten des n Fräuleins aufgenommen, und fühlte sich zu erläuternder Entschuldigung verpflichtet. ulein Fiebelkorn sei eine ihrer ältesten und nächsten Freundinnen, und man müsse Originalität mancherlei Freiheit gewähren.

iebe Dörr, unterbrach Fräulein Fiebelkorn sie trocken, Steckbrief und Verteidigung nehme ich gern selbst. Erstens bin ich nicht eine Eurer nächsten Freundinnen, sondern nächste — wenigstens Candidas. Zweitens „gewährt" man mir keine Freiheiten, ern ich nehme sie mir. Und drittens — damit Herr von Bartha nicht länger auf die er gespannt wird — denn er denkt sich schon die ganze Zeit: Wo hat die alte Hexe den chönen Ring her — es war richtig, seine Augen waren nicht losgekommen von dem nen, golddurchäderten Lapislazuli — mein Herr Vater ist nämlich Antiquitätensammler esen. Leidenschaftlicher. Nachdem er sein ganzes Vermögen hinweggesammelt, te er all die geliebten Antiquitäten wieder verkaufen. Die einzig übriggebliebene ich. Mit dem bißchen Schmuck. So! Nun wissen Sie, wie das Gewächs zustande mmen. Und wenn Sie Brennesseln nicht leiden können — sagen Sie's offen. Ich n's Ihnen nicht übel.

hatte gelacht und dem Scherzo von einem alten Fräulein die Hand geküßt, dankbar, sich fast unter ihrem Schutz fühlend.

ndida war ab und zu gegangen, hatte angeboten und eingeschenkt, aufmerksam, ohne Freude und Freundlichkeit.

einer Magenverstimmung halber hatte er den herausfordernd duftenden Kuchen ab- nt, seiner Gewohnheit nach den Kaffee ganz schwarz erbeten.

räulein Fiebelkorn bedauerte ihn wegen des Kuchenentganges. Alles was wahr, Frau s Kaffeekuchen seien Gedichte, wahrscheinlich die einzigen, die sie je verfaßt habe.

Madame Dörr fragte, ob so schwarzer Kaffee nicht seinen Nerven schädlich, Künstlernerven.

nd Herr Kneis fand es an der Zeit, sich in wohlgesetzter Rede und mit vortrefflichen ichten über die Gewohnheit des einzelnen und die Gesundheit der Gesamtheit, er ge- achte beiläufig das Wort Hygiene, zu verbreiten. Empfahl Schreberturnen mit und n Hanteln. Die hundert Kniebeugen jeden Morgen waren ihm ohne weiteres zuzutrauen.

Candida schwieg zu allem und sah niemanden an. Sie hatte den einzigen freien Stuhl bei dem Stationsvorstand einnehmen müssen.

Fräulein Fiebelkorn auf ihrer anderen Seite klopfte ihr mit der Hand auf den Rücken
Was haben wir denn? Müde von gestern? Regst dich immer viel zu viel auf. Sind da
die Schafköpfe wert? Siehst aus wie eine der Drahtdurchbohrten in deinem Bukett. Da
ich dir gestern noch herübergetragen. Ja, so nett bin ich! Die Herren waren nicht weni
gekränkt, daß du ihre Huldigung — mit Schwanenflaum! — hatteſt liegen laſſen.

Und noch mehr, daß Fräulein Dörr ſich der Feſtlichkeit entzogen! Fräulein Dörr hätt
Herrn von Bartha doch mitbringen können, wenn ſie mit ihm noch beiſammen ſein wollte
Da war ſie heraus, die Taktloſigkeit des gereizten Rivalen, ob unfreiwillig oder beabſichtigt

Er hätte im Augenblick jeden Duellmord ſanktioniert ... Eine beklemmende Pauſ
war im Entſtehen. Madame Dörr krümmelte am Kuchen und ſuchte in ihrem Mund nac
Worten. Candida ſtreifte Herrn Kneis nur mit einem derart mitleidsverächtlichen Blic

Doch das alte Fräulein, langſam ihre Hände ineinander reibend, legte ſich mit beide
Armen über den Tiſch vor, gegen Herrn Kneis, und mit einer Deutlichkeit, die ſozuſage
jede Silbe auf eine Stecknadel ſpießte: Und Sie glauben wirklich, werter Herr Expeditor
daß Herr von Bartha gekommen wäre? Ich nicht. Ich glaube vielmehr, Herr von Barth
hatte Candida ſehr ernſte und wichtige Dinge über ihr Spiel zu ſagen, und Candida wa
es ebenſo ernſt und wichtig, dieſe Dinge zu hören. Das können Künſtler aber nur unter ſich

Und zu Candida, mit einem Lächeln überlegener Güte, das dem alten faltigen Geſich
einen längſt verlorenen Charme zurückverlieh: Du haſt ganz recht gehabt, mein Kind
dich in der ſchönen Mondnacht nicht auf dem nächſten, ſondern auf dem längſten Weg vo
Herrn von Bartha heimbringen zu laſſen. Man darf dabei nur nicht von dem Auge Gotte
geſehen werden. Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr von Bartha, das Auge Gottes iſt unſe
lieber Küſter, der größte Schwätzer und Herumträger der ganzen Stadt — der eine
Keuſchheitsverein für Jünglinge gegründet hat — der Mann hat neun Kinder — und de
alles ihm Unverſtändliche ſofort ins Gebiet des Unziemlichen verweiſt. Und wieder z
Herrn Kneis hinüber: Ich wäre dafür, Herr Expeditor, daß Leute wie Sie und ich, de
Mann das Handwerk legten, und zwar an der richtigen Stelle, bei unſerm Herrn Paſto
der wirklich ein frommer Mann, nicht bloß ein Frömmler.

Herr Kneis konnte nicht umhin, gezwungen zuzuſtimmen.

Er ſelbſt hatte geſchwiegen, nur innerlich die geſchickte und tapfere Taktik des alte
Fräuleins hochanerkannt.

Madame Dörr, wohl in dem Gefühl, beiſeite geſchoben zu ſein und doch eine Meinun
haben zu müſſen, äußerte würdig, ſelbſtverſtändlich habe ihre Tochter ſich von dieſe
Küſter keine Vorſchriften machen zu laſſen. Höchſtens von ihrer Mutter. Und als Mutt
müſſe ſie immerhin die Notwendigkeit gewiſſer Anſtandsregeln für junge Damen zugebe
Nicht in außergewöhnlichen Fällen, aber doch für die Grenzen des alltäglichen Verkehr

Herr Kneis nickte mit hochgezogenen Brauen eifrigen Beifall.

Das alte Fräulein pendelte ihren Kopf von einer nach der anderen Schulter: D
Anſtand, meine liebe Stadtorganiſtin, iſt ungefähr das Langweiligſte, was Sereniſſim
der liebe Gott erfunden haben. Seit ich um die Majorsecke bin, habe ich dem Anſtand d
Krieg erklärt. Um jedes verſäumte Rendez-vous iſt mir's leid. Leider waren es nicht all
viele. Was habe ich jetzt von all meinem Anſtand? Nicht einmal einen Mann, den i
ärgern kann, wenn mich etwas ärgert.

Herr Kneis räuſperte ſich ſtark: Da müſſe er ſich doch zu anderen Anſchauungen üb
die Ehe bekennen. Ernährer- und Beſchützerpflicht auf der einen — Häuslichkeit u

gabe auf der anderen Seite. Wenn ihm die Herrschaften das Bild gestatten würden —
e und Epheu.

Madame Dörr stimmte bewegt bei: Ganz so hätten sie und ihr seliger Candidus es gehalten.

ber meine liebe Dörr, Ihr seliger Candidus war doch einen Kopf kleiner als Sie.
klapperdürr! Hat sich etwa da die Eiche um den Epheu gerankt — oder wie war das?
denken Sie über die Ehe, Herr von Bartha? Obgleich man einen Künstler das über-
t nicht fragen sollte. Und dabei hatte ihn Fräulein Fiebelkorn aus ihren kleinen
eiten Augen mit vielsagend zusammengekniffenen Lidern angeblickt, ungefähr:
taugt doch alle nichts. Offenbar wollte sie etwas sehr Ablehnendes von ihm hören.
och er tat ihr nicht den Gefallen. Ehe sei wohl die schwerste und ernsteste Aufgabe des
en Lebens. Verlange eine so tiefe Übereinstimmung, bis ins Letzte, Außergewöhnlichste.

as alte Fräulein schüttelte den aufgepufften Schopf: Und des Gewohnten, mein
r Herr von Bartha, sogar des Gewöhnlichen. Ich habe darüber meine Erfahrungen,
ohl ich nie verheiratet gewesen bin. Man muß bloß den Leuten nicht nur auf die
nspitze, man muß ihnen auch auf den Nabel sehen. Ohren zu, Herr Expeditor, und Sie,
Dörr, keine Ohnmacht. Ich nehme auch noch ein Stück von ihrem Kuchen.

uf wessen Seite war sie eigentlich? Wehrte ihn ab, und verspottete jenen. Sie hatte
der Uhr gesehen. Was? Geht schon auf sieben? Eigentlich müßte ich in unser Lese-
chen. Weißt du, Candida, was ich da durchgesetzt habe? Die versunkene Glocke. Ich
natürlich die Buschgroßmutter. Und den Nickelmann. Alles, was alt und häßlich.
mich heute schon den ganzen Vormittag im Quaken geübt. — Wie kommt es übrigens
Expeditor, daß Sie an einem Samstag Nachmittag feiern — ich will nicht sagen
nzen dürfen — an dem doch unser stärkster Verkehr?

habe mit dem Adjunkten getauscht und den Sonntagsdienst übernommen. Um acht
er wieder auf der Station sein.

, sagte Fräulein Fiebelkorn gleichmütig, dann bleibe ich auch noch.

e Dämmerung war auf weichen grauen Pfoten ins Zimmer geschlichen. Candida
zwei Lampen mit Milchglaskugeln auf hohen weißen Porzellanfüßen angezündet.
rhänge zuziehen, mahnte Madame Dörr. Sie war sehr schweigsam geworden,
sich augenscheinlich von der letzten Unpassendheit des alten Fräuleins nicht mehr
en zu können.

war unbedingt der Augenblick des Aufbruchs gekommen. Niemand hatte mehr etwas
gen und doch wollte keiner gehen. Herr Kneis nicht vor ihm und Fräulein Fiebelkorn
vor Herrn Kneis.

d wie zu einer Ansprache sich vor ihm in Positur setzend: Herr von Bartha! Da ich
schon reichlich unverschämt gewesen bin, kommt es auf eine mehr oder weniger nicht
Spielen Sie uns was vor! Wenn ich mich diesen Abend zu Bett lege, möchte ich mir
dsagen können — ich habe ihn gehört!

war aufgesprungen: Ja — gerne! Endlich Luft! All das Halbe, Verhaltene, bis
rsticken in ihm Gestaute aus sich herauszuspielen, reden, schreiben! Vor ihr sein Herz
ßen und jenen seine Verachtung hinschleudern!

opin ... Angeborener Besitz seines Blutes, Element, in dem er alles zu sagen ver-
ce, alles sagen durfte. Oh, auch er konnte singen! Nicht beten, aber flehen! Flehen
n Engel irdisch erzittern zu lassen. Wogende Sinne — purpurschwarze Schwermut,
usch aus Rosenwildnissen ... Silbern abrollend chromatische Perlenschnüre, auf-

gefangen von eines Vorhalts irisierender Schale. Und die maßlos übersteigende Sehn sucht, Verführung und Übersüße in flimmerndem Tonstern in höchste Höhe emporgehaucht

Bis Unterirdisches aufzudräuen begann — drohte — erdröhnte — Ausbruch des erd gefangenen Feuers, emporgeschleudert, herniederprasselnd, Gegengewalt all der schauern den Wollust — Vernichtung! Vernichtung — angetan mit dem Mantel schrecklicher Maje stät — Verderben von solch lodernder Schönheit, daß keine Rettung, als sich hineinzuwerfen verbrennen, verzehren zu lassen — zugrunde zu gehen . . .

Der alte Flügel hatte gehorcht, mit seiner letzten, einst edlen Kraft. Jetzt zersprang ein Saite — schrill nachschwirrend . . .

Madame Dörr hatte applaudieren wollen. Fräulein Fiebelkorn hielt ihr die Hände fes Ich bitte Sie! Wir sind doch nicht in der Bürgersängerzunft!

Er war in einen schweigenden Kreis zurückgekehrt.

Bis das alte Fräulein sich aufraffte: Ich habe Ihnen vorhin gesagt, wenn ich mich heu Abend zu Bett lege — na ja, eine meiner Albernheiten. Jetzt ernsthaft: Wenn ich mic dereinst auf mein Sterbebett lege, werde ich mir sagen: Ich habe ihn gehört.

Herr Kneis verneigte sich stumm dazu, man sah ihm an, er war vollkommen geschlagen Doch bewahrte er Haltung, fragte gedämpft, ob Herr von Bartha sich nicht doch im nächste Winter zu einem Konzert hier entschließen könne — und empfahl sich: Der Dienst, die Pflich

Sie hatten sich zum Abschied sehr männlich die Hände geschüttelt.

Fräulein Fiebelkorn zupfte Candida, die regungslos vor sich niedersah, am Ohr: Na mein Kindchen? Der kann's! Aber du spielst auch schön — nur eben ganz anders.

Dann hatte sie ihn, dem zerstreut Seitenblickenden, noch einiges aus voller und warme Herzlichkeit gesagt — er hatte nur nach Candida hinübergehorcht, die eindringlich leis sehr eindringlich auf ihre Mutter einsprach. Die Mutter schien bekümmert und zusammen geschrumpft. War endlich, schwer auf ihren Stock sich stützend, aufgestanden, um Fräulei Fiebelkorn hinauszubegleiten. Deren letzte Worte auf der Schwelle, halblaut, und do deutlich für seine Ohren berechnet: Gefährlich — und kommt nicht in Frage.

Sie waren allein. Candida stand weit von ihm ab und kam auch nicht näher. Die Stil kroch zwischen ihnen dahin, wie eine schwarze Schnecke.

Er konnte es nicht mehr ertragen, stürzte auf sie zu und packte sie fast gewalttätig beiden Händen. Du!!

Sie erschrak nicht und erstaunte nicht und entzog ihm auch nicht ihre Hände. Und do fühlte er, wuchs etwas zwischen ihnen empor und schloß sie ein, wie in Kristall. Trennte sie.

Er hatte sie auf das Sopha neben sich gezogen und brannte seine Augen in die ihre

Im weißen Lampenlicht sah sie genau wieder aus wie gestern, als sie den Saal betrete seltsame Mischung von Scheu und Entschlossenheit.

Etwas wehte ihn an wie aus der Sargnacht der schwarzen Kirche. Lähmte!

Endlich sagte sie mit einer verloren ruhigen Stimme: Morgen reisen Sie?

Er preßte die Stirn auf ihre Hände: Soll ich?

Schweigen. Fermate von unendlicher Dauer. Endlich: Ja.

Er schrie auf, zerbiß den Schrei zu einem Stöhnen: Ich kann nicht! Und stammelnd, Besinnung verlierend: Komm mit! — Nein. — Komm nach!! — Nein. — Warum nic sag mir! — Es geht nicht. — Und wenn ich dich brauche? — Sie brauchen nur Ihre Mus

Er hatte sich gebeugt vor Verzweiflung, wollte sich nicht beherrschen, sie sollte nur seh mit ansehen — — —. Und sie sah es auch.

Nach einer Weile, sie hatte nach dem Regulator hinaufgeblickt: Ich habe meine Mutter eten, uns eine Viertelstunde allein zu lassen — wir haben noch fünf Minuten ... Was? Eine Viertelstunde! Noch fünf Minuten! Schicksal, mit der Elle zugemessen! s gefror ihm. Nur seine Augen jagten durch das Zimmer — jawohl — Mozartkissen Porzellankatze — und — fast hätte er es hinausgeschrien: Fräulein Dörr!

Sie verstand es auch so.

r hatte ihre Hände losgelassen, sich aufgerichtet, auf die Füße gestellt, taumelnd: Noch f Minuten — dann hat es keinen Sinn mehr — — —.

lnd auf die Türe zu — sie nach — er mußte doch beängstigend ausgesehen haben — er ihm her durch den langen Korridor, der nach Petroleum roch und kaltem Essen — vom Haken, Hand auf die Klinke — da hob es ihn noch einmal und warf ihm die Stirn en die halbgeöffnete Tür.

r fühlte ihre Hände auf seinen Schultern, hörte die Stimme ihr die Brust zerbrechen: len Sie mir nicht böse ...

lnd hinausgedrängt von ihren schwachen Armen, denen er solche Kraft nie zugetraut ausgeschlossen. Candida!.. Hörte er drinnen ein Aufschluchzen? Er horchte — er klopfte, leise, dann stärker — niemand antwortete. Er läutete nochmal — niemand öffnete ihm.

Welch eine Nacht! Welch eine fürchterliche Nacht! Durchtobt von allen rothaarigen Teufeln!

Was für ein Narr war er gewesen! Hätte er sie doch gepackt, genommen, mitgenommen, e Arme und Mannesgewalt gebraucht — dem ersten wilden Kuß wäre sie erlegen! Da, neben sich konnte er sie haben, auf seinem Kissen, an seiner Brust — nur eine Nacht, eine Stunde — — —

r raste auf: zurück — zurück zu ihr. — Mitternacht dröhnte es vom Turm.

r fiel nieder: Wiederum Narrheit! Sie würde ihm nicht öffnen, nicht, und nie mehr!

lnd er wand sich mit der Wildheit der Kreatur vor dem Wahnsinn dieses Wortes, das Schöpfung von Anfang an spaltete und entzweiriß, und jede Hoffnung verfluchte!

eiche eines Morgens, der zu den Fenstern hereinwuchs — grau und blind. Es regnete wieder. Naß und schwarz die einarmige Kirche drüben — tränenüberströmt.

Sonntag Glockengeläute Orgel und Gemeindechoral durch die Mauern summend.

m gleichen Stellwagen zur Station zurück, über die gleiche Landstraße, zwischen den chen Pappelbesen. Niemand mit ihm. Der abseitige kleine Bahnhof ausgestorben. öste Karte, passierte die Sperre und wartete zwischen den Schienensträngen auf dem nsteig. Es war feucht und windig. Er war ausgehöhlt — dachte nichts — erinnerte ts. Irgendwo ein Schmerz — ein brennender — Wo?

n der rechten Hand — am Zeigefinger — da wußte er alles wieder ...

us einem „verbotenen Eingang" des Stationsgebäudes trat ein Beamter. Im blauen rock mit silbernen Knöpfen — bemerkte ihn sogleich legte grüßend zwei Finger an die Mütze, ohne eine Miene zu verziehen.

er Zug brauste heran, hielt fauchend und stampfend, längs laufende und rufende Schaffe verwachte Gesichter an den schmutzigen Scheiben, aufgerissene Kupeetüren.

inein in das nächste beste. Er sah noch durch das herabgelassene Fenster wie der Beamte nder Linken das Pfeifchen an den Mund im blonden Kaiserbart hob, mit der gebieterisch ausgestreckten Rechten das Signal für die Abfahrt winkte — zurückbleibend — siegreich ...

Und war es in der Nacht Fegefeuer gewesen, so war es jetzt die lebendige Hölle. Giftgrün fressende Verdachtsscheußlichkeit: Hatte sie ihn los werden wollen?

Der! Heute noch von ihr abgewiesen, doch morgen, übermorgen. — — Dieser feiste Wurm seine weiße Blume bekriechend! Weiber, Weiber! Meinen sich an Gott zu verschenken und verkaufen sich an ein Gemächt!

Und er hatte mit verzerrtem Gesicht auf sein Gegenüber gestiert, einen dicken Herrn in schottischer Reisekappe, der mit den Fingern Schinken aus einem fettigen Papier aß, während er in einem Buch las, von dessen buntem Titelblatt ein obszön entblößtes Frauenzimmer grinste ...

Er war heimgekommen, zerstört, fast zerrüttet. Nichts freute ihn, nichts gefiel ihm mehr. Nicht seine Familie, seine ganze Kaste nicht. Leichtfertig — sentimentale Dilettanten — Dilettanten des Lebens. Und dünkten sich!

Seine Kunst? Er zweifelte an allem, verachtete die andern und sich selbst. Spielte eine Zeit lang immer schlechter, brutal und übertrieben, überlärmte sich.

Die Feinde triumphierten, die Freunde fingen an, besorgt zu werden.

Endlich, als er ganz zu Boden geworfen, trostlos innerlich und äußerlich ratlos, griff er nach dem alten Johann Sebastian. Versuchte, versenkte, versank — und fand sich. Ohne seine Natur aufzugeben, überwand er sie zu einer höheren.

Candida? Wohl hatte er noch in Nächten nach ihr aufgeschrien und die Hände gerungen über dem Unbegreiflichen ...

Doch er war jung — die Wunde allmählich ausgeblutet und das immer fließende Wasser der Tage nahm auch die letzten Tropfen hinweg — spülte hinweg.

Das Abenteuer des Lebens begann wieder auf ihn einzudringen, das stolze und stürmische Abenteuer seiner Begabung, seines Ehrgeizes und seiner Sinne.

Und nun, da dies Abenteuer zur Pilgerfahrt werden wollte und er von einem Grabstein aus den weiten Weg zurückschaute — was kam ihm entgegen — als Einziges aus all dem Gelebten — ihm nachgeschritten die vielen Jahre, ohne daß er es mehr geahnt ...

Er hatte nie mehr von ihr gehört. Ob sie noch lebte — ein altes Mädchen geworden wie Fräulein Fiebelkorn oder endlich doch die ehrbare Frau des Stationsvorstandes — Gleichgültiges, Zufälliges. Notwendig war nur eins gewesen: daß er sie — daß sie ihn geliebt.

Und hätte doch nie seine Geliebte — und er niemals ihr Gatte werden können. Nach kurzem wären sie kläglich aneinander gescheitert und ihr Eigenstes für ihn verloren gewesen.

Heute besaß er's — wußte, sie war nie mehr aus ihm gewichen.

Was hatte in jener Nacht ihre heldenhafte Hoffnungslosigkeit in sich hineingeflüstert. Einmal nur spielen können wie ich möchte und dann — — — Sie sollte es!

Die Behörde hatte den größten Saal der Stadt zur Verfügung gestellt. Auf dem Podium hinter dem Flügel im Halbkreis eines Lorbeerhaines eine kolossale Büste Beethovens mit den üblichen finsteren Stirnrunzeln. Der Eintritt kostete wenige Pfennige, die Arbeiten den wollten nicht beschenkt, sie wollten berechtigt sein. Der Saal war überfüllt. Auch bescheiden besseres Publikum darunter und viel Jugend, die, wichtig und begierig zugleich, die angehende Zugehörigkeit zur Kunst verriet. In der ersten Reihe saß ein alter Her mit langem schneeweißem Lisztthaar, Typus einer vergangenen Generation, die es noch nicht verschmäht hatte, den Charakter ihres Berufes auch im Äußeren zu bekennen.

Neben ihm hatte ein junger Maler Platz genommen, der eher einem eleganten Sportsmann glich. Er begrüßte den alten Herrn respektvoll, der ihm als bedeutender und hoch geachteter Kritiker bekannt war, und suchte mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen.

r selbst sei heute wegen Bartha hier, den er noch nie gehört. Hege zwar einiges Miß-
en gegen diese Art Größen. Viele behaupteten, der Mann hätte es nie so weit gebracht,
e das Krönlein im Taschentuch und ohne sein hervorragend glückliches Äußere.
er alte Herr hörte höflich zu, ohne den jungen Mann anzusehen: Anfangs vielleicht.
n erstes Hervortreten habe unter sehr vorteilhafter Beleuchtung gestanden. Später
ı ihm genannte Eigenschaften beinahe hinderlich gewesen. Heute habe er sie nicht mehr
g. Er habe eine sehr merkwürdige Entwicklung durchgemacht.
nd nicht etwas zurückgeblieben? Veraltet? „Laut Anschlag in den Gängen spiele er
e statt der Waldstein die Pathétique? Vom Standpunkt unseres ästhetisch erhöhten
pfindens doch sehr anfechtbar, dieser frühe Beethoven, dieser Einbruch der individuellen
enschaft in das Keuschheitsgebiet des Überpersönlichen.
er alte Herr hörte immer gleich höflich zu: Ja, das sei so die heutige Ansicht — wollen
n, was er aus der Sonate macht.
as Konzert begann. Es wurde gegeigt und gesungen, viel junge Künstler hatten sich
Verfügung gestellt, teils aus Verehrung für den Genius, teils um des Vorteils willen,
vor einem großen Publikum praktisch zu erproben.
er alte Herr lobte milde, jugendlichen Eifer, schöne Mittel, bereits errungene Fertigkeit.
er junge Maler war streng: Hohes Durchschnittsniveau — allein wo bleibt das
kende, Einmalige ...
as Publikum hatte die Aufmerksamkeit und Dankbarkeit der Unverwöhnten und
dete reichlichen Beifall. Doch war deutlich zu merken, alles wartete auf den Be-
nten, dessen Name in die Mitte des Programms gestellt war.
ndlich kam er. Beim ersten Erscheinen ehrfurchtsvoll und einstimmig begrüßt. Lang-
vorschreitend, die hohe, schon etwas hagere Gestalt vom unbewußten Rhythmus
: Bewegungen getragen. Der edle Kopf dicht von bronzesilbernem Haar wie von
m Helm umschlossen. Der junge Maler riß die Augen auf: Fabelhafte Erscheinung
nd der Ausdruck — der Blick — Orpheus, der in den Hades steigt ...
r hat vor kurzem seine Frau verloren, sagte leise der alte Herr.
ach den ersten Takten hatte er die Hand über die Augen gedeckt und versank in sich.
er war es, der dort oben spielte? Einer, der von der Höhe zur Erhabenheit, vom
adiosen zur Größe gelangt war. Einer, dem eine Stimme verliehen, für Dämonie
für Heiligkeit. Einer, der ein Einziger war, doch kein einzelner.
in einzelner, der in sich hinein die endliche Vollendung seines Ich genoß, hinweg
der trostlos unter ihm gebliebenen Tiefe, verdammt zu ewiger Stummheit. Ver-
mmt zu leiden, ohne schaffen zu können, verdammt zu sündigen, ohne sühnen zu können,
ammt zu sterben, ohne je gelebt zu haben.
aber, der ein Einziger war, doch kein einzelner, beugte sich ihnen, beugte die Felsen-
der Gipfel hinab in die Tiefe des Abgrunds und hob sie, erhob sie — alle zu Seines-
en! All diese hilflos zerbrochenen Herzen, all diese schuldgefolterten Gewissen, all diese
pf und dunkel verbrauchten Leiber — sie hatten gelitten, damit er schaffen — sie hatten
ndigt, damit er sühnen konnte, sie waren gestorben, damit er lebe!
r Geschöpf war er, das ihnen wieder zum Schöpfer wurde! Schöpfer, der sich er-
te, doch nichts verbarg. Nicht den Tod, der mit jeder neuen Geburt, nicht den Verfall,
nit jeder Erfüllung anhebt — nicht das grimmige Hohngelächter elementgefesselter
ichkeit, das dem ewig fliehenden Engelsantlitz des Traumes nachgellt — ewig fliehend,
alles Letzte nur berührt werden kann, nie besessen!

Es gibt ein Mysterium der Lautlosigkeit, das von keinem einzelnen, das nur von eine Gesamtheit gebetet zu werden vermag. Solch ein Mysterium schwebte über dem ganze Saal. Umfing die unten und den dort oben, der die Hände noch nicht von den Tasten ge nommen, weil Unsichtbare sich darüber gedeckt.

Bis die Gebannten unter ihm sich befreiten, im Ausbruch, im Sturm, in der Raserei

Er hatte nur das Haupt geneigt und war gegangen.

In das fast drohend gewordene Getöse hinein, das ihn zurückverlangte, erschien eine der Herren vom Vorstand: Der Künstler lasse sich seiner Trauer wegen entschuldigen

Man begriff. Um so schöner, daß er trotzdem gespielt.

Der alte Herr hatte sich erhoben.

Sie wollen schon gehen? fragte der junge Maler.

Er habe keine Verpflichtung mehr zu bleiben und möchte heute nichts weiter hören

Der junge Mann begleitete ihn artig in die Garderobe, holte ihm Hut und Mantel un half ihm hinein.

Das war allerdings — man müsse es zugeben — überwältigend, ohne die Linie des Monumentalen zu verlieren. Man werde sich doch auch mit diesem Beethoven noch mehr auseinandersetzen müssen — und mit diesem Bartha.

Meinen Sie? sagte höflich der alte Herr. Und während er sich sorgfältig den dicken Woll schal um den Hals legte: Ich habe die Pathétique schon einmal von ihm gehört. Vor viele Jahren. Damals war es ein Versagen. Heute ist es Offenbarung gewesen.

Ein Reisebericht W. H. Wackenroders

Mitgeteilt von Erich Gülzow in Barth

Die Werke und Briefe des Romantikers Wilhelm Heinrich Wackenroder sind erstmals 191 von Friedrich von der Leyen bei Diederichs in Jena gesammelt herausgegeben worde Inzwischen sind weitere wertvolle Handschriften ans Licht getreten. Vor allem hat Prof. Rudo Wolkan im Juniheft 1912 der S. M. (S. 262—270) „Ein unbekanntes Tagebuch W. Wackenroders mitgeteilt, das eine Reise von Erlangen über Bayreuth nach Bamberg und Pommersfelden i August 1793 behandelt. Dazu kommt jetzt — außer kleineren Manuskripten — ein umfangreich Bericht an die Eltern über eine „Reise nach Anspach und Nürnberg" vom 25. bis 27. Septemb 1793, „die letzte Excursion von Erlangen aus". Der Bericht ist am 3. und 4. Oktober unmittelb vor der Abreise nach Göttingen geschrieben worden. Er umfaßt 14 Seiten (3½ zusammeng klebte Briefblätter) im Format 11,8 × 19 cm. Offenbar war vor diesem Brief noch ein ander Manuskript angeklebt gewesen, vielleicht der Bericht über die Nürnberger Reise vom Juni, der au noch der Veröffentlichung harrt, dessen Besitzer aber unbekannt ist. Die vorliegende Handschr ist im Mai 1927 von der Preußischen Staatsbibliothek auf einer Berliner Auktion erworben worde (vgl. meinen Bericht über neue Wackenroder-Handschriften in der Zeitschrift für deutsche Philolog 52. Band, 3. u. 4. Heft). Für die Erlaubnis zur Veröffentlichung sage ich der Verwaltung au hier meinen ergebenen Dank.

Wichtig an diesem Bericht erscheinen vor allem die Würdigung der altdeutschen Gemälde Kloster Heilsbronn und die Schilderungen aus Nürnberg, wobei allerdings zu bedauern ist, d Wackenroder diesmal die wirtschaftlichen Betriebe — wie es dem praktischen Vater lieb gewes sein wird — besonders ausführlich beschreibt und die Kunstsehenswürdigkeiten zurücktreten lä Aber da wir so wenig eigene Äußerungen des Wiederentdeckers von Alt-Nürnberg über diese Sta besitzen, so werden seine Mitteilungen doch willkommen sein.

Der Schluß des Briefes gibt eine kleine Berichtigung zu Rudolf Köpkes Tieckbiographie (Leip 1855, I S. 171f.). Dort heißt es, die Reise habe eigentlich von Erlangen nach dem Rheine und da

nach Göttingen gehen sollen; da aber der Leiter der Reise, Burgsdorff, „die gemeinschaftliche
e teils verspielt, teils sonst verausgabt", so habe man sich nach einem Tage schon entschließen
en, in Eilmärschen direkt Göttingen zu erreichen. Wackenroder läßt von solchen Plänen,
die Rheinlande in die neue Universitätsstadt zu reisen, nichts verlauten, sondern gibt an, daß
in zehn Tagen in Göttingen zu sein gedenke.
cht interessant ist es schließlich, daß der Historische Verein für Mittelfranken in Ansbach das
nmbuch eines der Reiseteilnehmer, des stud. jur. Ernst Adolf Heinrich v. Wechmar, besitzt.
emselben 4. Oktober 1793, an dem Wackenroder seinen Brief an die Eltern beendet, haben sich
, Wackenroder und Burgsdorff in das Stammbuch eingetragen, wie mir der Schriftführer
Vereins, Frhr. von Kreß, in liebenswürdiger Weise mitteilt. Ich lasse die Eintragungen folgen:

t 71:

Zum Andenken
von J. L. Tieck
Erlangen, am 4t. Oktbr. 1793

t 93:

Entbehren, und genießen!
Zum Andenken
von
W. H. Wackenroder,
aus Berlin
Erlangen, am 4. Oktober 1793.

t 140:

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspuhr.

Küsse gab sie uns und Reben
Einen Freund, geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben
Und der Seraph steht vor Gott.

Schiller.

Zum Andenken an Deinen aufrichtigen
Freund v. Burgsdorff
Erlangen den 4 Oct: 93. —

se nach Anspach
Nürnberg.

Erlangen, den 4. Oktober 1793.

Theuerste Aeltern,

ich habe ich, weil meine Collegia schon geschlossen waren, die letzte Excursion von
ngen aus, gemacht. Ich fuhr nämlich am Mittwoch Mittag, den 25. Sept., mit H.
echmar, H. v. Quilfeld, u Burgsdorff, nach Anspach, theils um dem Ball beyzuwohnen,
m Mittwoch Abend, dem Geburtstage des Königs zu Ehren in Anspach gehalten ward,
s um uns am andern Morgen von H. v. Wechmar, der der Sohn eines verstorbenen
sters in Anspach ist, einige Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen zu lassen. Der Geburts-
es Königs[1]) wird hier ungleich cerämoniöser gefeyert als in u um Berlin: in Anspach,
euth, Erlangen, Hoff, u vielleicht noch an mehreren Orten sind große Bälle gegeben.
ir fuhren die Hauptstraße, über Nürnberg, die durchaus Chaussee ist. Im Anspach-
ist die Chaussee besonders gut. Bis Anspach sind von Nürnberg 4 Meilen, also von
15½. Auf 1 Meile fährt man auf Chausseen nicht viel mehr als 1 Stunde. In Nürn-
kauften wir uns Obst auf dem Obstmarkt, wo beständig eine große Menge aller Arten
Obst sehr gut zu haben ist. Nicht weit hinter Nürnb. kommt man durch das ansehnliche

[1]) König Friedrich Wilhelm II. war am 25. Sept. 1744 geboren.

Dorf Schweinau, wo Dosen von Papier maché, u andre Sachen in Menge gemacht werden. Von den frischlackirten Dosen be=[2]kommt das ganze Dorf einen starken Firnißgeruch. — Auf dem Wege zwischen Nürnberg und Anspach, kommt man wohl durch 8 Dörfer und durch das Städtchen Heilsbronn, das ehemals ein Kloster hatte, und noch jetzt schlechtweg, Kloster genannt wird. Das Anspachsche Gebiet geht bald hinter Nürnb. an. Die Dörfer liegen artig mitten im Grünen, und sind gutgebaut, theils ganz von röthlichen Sandsteinen, theils weiß mit rothangestrichenem Holzwerk. Man fährt fast immer über freye, ebene, nur durch geringe Anhöhen unterbrochene Felder, u nur eine kleine Strecke durch ein Tannenwäldchen. Der Boden ist fruchtbarer Lehmboden. Die Aussichten gehen zuweilen weit; sind aber, einige grüne Wiesen u andre kleine Parthien abgerechnet, gar nicht interressant. Auf dem Felde sahen wir zu unsrer Verwunderung, gar nicht weit von uns, 8 Hirsche auf einem Haufen, die eine Zeitlang stillstanden, u uns ansahen. Es giebt noch viel Wild hier, da der Markgraf[1]) die Jagd sehr geliebt hat. An der Chaussee sind statt der Meilenzeiger simple kleine steinerne Banken angebracht, worauf die Entfernungen stehen. Vor Anspach ist die Chaussee mit Bäumen besetzt.

Anspach liegt im Grunde, von Wiesen, und in einer kleinen Entfernung von sanften beackerten Anhöhen umgeben. Die Lage hat daher Aehnlichkeit mit [3] der von Baireuth; nur sind die Aussichten um Baireuth weit größer und reicher. Anspach an sich, die eigentliche Stadt nämlich ist alt u winklig, hat aber feste Häuser. Die großen Vorstädte aber haben schnurgerade, breite, wohlgepflasterte Straßen, und zierliche, weiße Häuser, die ein heitereres Ansehen geben, als die beßten Straßen in Baireuth. Die Stadt ist sehr gut erleuchtet; die Laternen hängen, (wie in Paris,) an Seilen die zwischen gegenüberstehenden Häusern, oder, auf großen Plätzen, zwischen Pfählen, in gehöriger Höhe aufgehängt sind. Erlangen hat auch ein Paar solcher Laternen, ist aber übrigens ganz unerleuchtet; auch Nürnberg hat gar keine Laternen, u wegen der vielen engen Gassen u hohen Häuser ist es dort im Dunkeln sehr unangenehm zu gehen.

Als wir Abends, gegen 9 Uhr, in Anspach hineinfuhren, sahen wir das Schützenhaus zur Ehre des Königs illuminirt. Wir traten im goldenen Stern, einem schönen Gasthofe in der Vorstadt, ab. Hier sah ich unten in dem Speisezimmer den schönsten Ofen den ich fast jemals gesehen habe: er hatte die Form eines Schrankes, war ganz von brauner Kacheln, u mit vergoldeten Ringen geziert, die [4] die Handgriffe an den Schubladen vorstellten.

Da wir hörten, daß der Ball zugleich eine Redoute sey, so nahmen wir Masken u Domino's, u giengen bald nach dem Komödienhause, wo die Redoute gegeben ward. Sie war für Anspach wirklich brillant genug. Einige Mannspersonen waren als Türken, Ritter, Priester, u Amerikaner verkleidet. Man tanzte eifrig, u bey guter Musik. Die Logenreihe war voller Zuschauer. Auf der Bühne saß die Noblesse, u sah zu. Ich blieb nicht sehr lange dort.

Am folgenden Vormittage besahen wir zuerst das Schloß[2]), welches in der Vorstadt vor einem freyen Platz liegt, u 3 Stockwerke hat. Die breite Façade hat von Anfang bis zu Ende, Pilaster, aber auch nicht den geringsten Vorsprung in der Mitte, auch viel schlechte Verzierungen, und statt eines in die Augen fallenden Portals, einen ganz gewöhnlichen niedrigen Thorweg. Daher fehlt dem Gebäude das edle u einnehmende Ansehen. Von Farbe ist es weiß. Es hat eine ansehnliche Größe, und wir liefen eine Menge Zimmer durch. Einige haben Hautelice Tapeten[3]); andre sind getäfelt; 2 sind ganz mit kleinen weißen auf Chinesisch blau bemahlten Kacheln ausgelegt; andre sind mit Porcellan F

[1]) Markgraf Karl Alexander, ein Sohn von Friedrichs des Großen Schwester, trat 1791 Ansbach und Bayreuth gegen eine Jahresrente an Preußen ab und starb 1806 kinderlos in England.

[2]) Das Ansbacher Schloß wurde 1713—1732 im Stile des frühen Rokoko erbaut an Stelle des 1710 abgebrannten alten Schlosses.

[3]) Hautelisse: Doppelgewebe mit senkrecht aufgezogener Kette oder Lisse, aus Wolle oder Seide mit eingewirkten Figuren.

ren, marmornen Tischen, usw. ausgeschmückt. In einem sind einige Schüsseln u Kelche von Elfenbein, ganz mit elfenbeinernen Figuren, en haut relief aufs allerfeinste geschnitzt, überzogen; — in einem andern sah ich die Vorstellung eines Säulenganges, in einem Rahm gefaßt, und zwar von buntem Gipsmarmor. In einigen Zimmern hängen Gemählde u Familienbildnisse. In dem Saale, der eigentlich die Gemählde gallerie genannt wird, einige Köpfe von Naumann, einen schönen Kopf eines Italiän. Bildhauers von Dyk, u vornehmlich folgende Stücke von Kupetzky[1]): seine Familie, der barmherzige Samariter, der heil. Franciscus 2 mal, u 3 Einsiedler. — Noch sahen wir im Schloß ein Zimmer, wo der Anspachische Hoffmahler, H. Naumann, arbeitet, u wo ich mehrere von seinen Gemählden sah. Er scheint mir ein höchst mittelmäßiger Künstler, ob er gleich in der Gegend seines Auffenthalts, wie gewöhnlich, einen Ruf hat. Ich sah von ihm in jenem Zimmer, folgendes: Ein großes historisches Stück, das die Cornelia vorstellt, wo man ihr den Tod des Pompejus ankündigt; Raphaels Bildniß, eine Kopie nach einem gleichen Gemählde von Raphael selbst; einige andre Kopieen; einige Porträts; u endlich mehrere gezeichnete Köpfe, nach sehr schönen alten Gemählden von Wohlgemuth und Dürer in der Kirche von Schwabach, und nach andern von Wohlgemuth und Schäufelein in der Kirche des [6] erwähnten Städtchens Heilsbronn. — Der Schloßgarten in Anspach hat keine Umzäunung. Das große Orangeriehaus, die Hecken, u die schönen Alleen abgerechnet, ist er ein bloßer Gemüsegarten.

Wir besuchten am Vormittage auch noch 2 Musici von der Anspachschen Kapelle, die sehr gut ist, den H. Schwarz, der uns auf dem Fagott, und den H. Jäger, der uns mit seinem Sohn auf dem Violoncell, etwas vorspielte. Ich kann nicht beurtheilen, ob sie in der Gegend nicht, wie gewöhnlich alles in kleinen Städten, in einem allzu großen Ruf stehen; fast möchte ich es glauben. Beyde werden mit ihren Söhnen, sehr bald auf Reisen, nach England oder Rußland eine Reise machen. — Unser letzter Besuch bey dem interessantesten Mann in Anspach, dem Dichter Uz, hat mir demungeachtet wenig mehr Vergnügen gebracht, als daß ich ihn — gesehen habe. Leider nutzen so kurze Besuche bey gelehrten selten mehr; man müßte denn mit ihnen ganz allein seyn, sie grade in guter Laune antreffen, ziemlich vorbereitet seyn, das heißt, sie im voraus etwas kennen, und sie nicht versteckt über interessante Punkte ihrer Geschichte ausfragen. Und bey dem allen möchte man von vielen dennoch sehr unbefriedigt weggehen. Daher muß man [7] sich schon begnügen, in sprechenden Gesichtszügen, u allenfalls in mündlichen Aeußerungen, einen Theil des Geistes solcher Männer aufzuspüren, den man in ihren Schriften bewundert. Uz ist ein mehr als 72jähriger, aber munterer, gutherziger, u sehr freundlicher Greis, der sich schon lange nicht mehr mit der Poesie abgiebt, aber sich noch immer als Direktor des Hofgerichts, als ein arbeitsamer u sehr erfahrener Mann zeigt. Seine Gedichte hat er in Anspach, seinem Geburtsorte, in ziemlicher Obscurität geschrieben. Als ich ihm eine Empfehlung von H. Prof. Ramler brachte, freute er sich sehr, daß dieser noch an ihn dächte. Er wohnt versteckt in einem kleinen Hause.

Nach Tische fuhren wir von Anspach weg. Die Vorstadt hat wegen ihrer Regelmäßigkeit, der guten Häuser, der mit Bäumen besetzten Spaziergänge, u des Schloßes, eine Aehnlichkeit mit Schwedt. Doch sind Schloß u Spaziergänge in Schwedt bey weitem schöner. — In Ansp. liegen jetzt Preuß. gelbe Husaren.

Auf dem Rückwege besah ich die Kirche in Heilsbronn, die sonst die Klosterkirche gewesen ist[2]). Sie ist inwendig weiß, groß, u hat mehrere Nebenkapellen. Die vielen uralten Gemählde von den Vätern der Deutschen Mahlerei, die zum Theil zwar fehlerhafter, aber u geschmackloser sind als die Versuche eines Schülers, zum Theil aber mit einer simplen anspruchlosen Erhabenheit, durch den reinen Ausdruck der Natur in Gesicht u

[1] Johann Kupetzky (1667—1740), ungarischer Maler in Rom, Wien und seit 1726 in Nürnberg.
[2] Georg Muck, Geschichte von Kloster Heilsbronn, Nördlingen 1879—1880.

Stellung ohne Künsteleyen, u durch den [8] edeln Faltenwurf in den Gewändern, das Auge einnehmen, machen diese Kirche sehr sehenswerth. Eine betende weibl. Figur an einem Altar reizte mich am meisten[1]). Außerdem hat die Kirche noch 24. Begräbnisse von Anspachischen Markgrafen, wovon einige mit steinernen und schönen bronzenen Figuren u Zierrathen ausgeschmückt sind[2]); das gemahlte Bildniß eines Markgrafen mit seinen 2 Gemahlinnen in Lebensgröße, mit vielen Zierrathen umher[3]); viele alte Basreliefs in Stein, worunter einige den ersten Anfang der Kunst verrathen; viele Heiligenbilder von Holz; usw. Dieses Reichthums an Antiquitäten wegen ist die Kirche sehr merkwürdig.

Am Abend kamen wir Nürnberg an, wo ich am Freytage, so viel ich in der kurzen Zeit konnte, noch eine kleine Nachlese von allem dem hielt, was ich dort noch sehen u ausrichten wollte, weil ich nicht wieder dahinzukommen hoffen konnte. Meine Begleiter kauften sich unterdessen allerley Sachen ein; denn alle Arten von Zeugen, Galanteriewaaren, und andern Kleinigkeiten kauft man in N. gut u wohlfeil; wohlfeiler als in Leipzig. (z. B. eine starke, simple goldene Uhrkette kostet 24 fl., eine geschmackvolle, schwarze Englische Theekanne von Wedgwood[4]), 1½ fl., usw.) Am Freytag Abend waren wir in Erl.

Zuerst besuchte ich in Nürnb. den Hn v. Murr[5]), u brachte ihm die Abschrift der Diss. de Jordano Bruno. Er dankte dafür mit der verbindlichsten Freundschaftlich-[9]keit, und schenkte mir sogleich mit großer Gefälligkeit, seine Beschreibung der Reichskleinodien, seine Beschreib. des Rathhauses in Nürnb., u ein Supplement eines Französ. Bücherkatalogs mit Auszügen aus alten Französ. Handschriften. Auch wünschte er, daß sich H. G. R. Oelrichs[6]) einiges aus dem ihm mitgetheilten Bücherkatalog aussuchte, womit er ihm dann sehr gern ein Geschenk machen wolle. Das kleine, winklige Haus des Hn v. Murr ist voll Bücher. In seinem Studierzimmer hängen die Bildnisse v. Friedrich 2, Leibnitz, Kant, Spinoza u Rousseau um ihn herum. — Ich nahm hierauf von Hn Häßlein u Hn Frauenholz[7]) Abschied. Ersterer ist an der Gelbsucht krank gewesen, u hat deswegen nicht an Hn Pred. Koch[8]) schreiben können. Er ist ein sehr schwächlicher Mann. — Endlich besuchte ich den Hn Kaufmann Matti, der ein gebohrner Italiäner ist. Er bat um Verzeihung, daß er mich nicht zu Mittag bitten könne, weil er am Freytage, als Katholik, nur Fastenspeise auf dem Tische habe. Er setzte mir aber Chokolade vor, erzählte mir manches vom Nürnbergischen Handel, und ließ mich durch seinen Sohn bey einigen Handwerkern herumführen. — Große Zeug- u andre Fabriken giebt es in Nürnb. fast gar nicht. Die Waaren, besonders die kurzen Waaren, worin die hiesigen Arbeiter so berühmt sind, werden von einzelnen Handwerkern gemacht, die wenig oder keine Gesellen haben, u dann den großen [10]

[1]) Über den Dreikönigsaltar, genannt Düreraltar, den schönsten noch vorhandenen Altar, vgl. Muck I 245 f. III 247 f. („Maria an einem Betstuhl").

[2]) Über die Grüfte vgl. Muck III 302—312.

[3]) Markgraf Georg Friedrich (1539—1603) und seine Gemahlinnen Elisabeth (1540—1578) und Sophia (1563—1639). Über das „1614 gefertigte großartige Öl- und Schnitzbild", das z. Z. jetzt in München ist, vgl. Muck I 522—25.

[4]) Josiah Wedgwood (1730—1795), Schöpfer der englischen Tonwarenindustrie, erfand 176[illegible] das nach ihm benannte Steingut.

[5]) Christoph Gottlieb v. Murr (1733—1811), kgl. bayr. Zoll- und Waagamtmann, Polyhistor vgl. ADB. XXIII 76—80.

[6]) Joh. Karl Konrad Oelrichs (1722—1799), kais. Hof- und Pfalzgraf, Legationsrat, Minister resident von Pfalz-Zweibrücken und Markgrafschaft Baden in Berlin; vgl. ADB. XXIV 318 f.

[7]) Johann Ferd. Roth veröffentlichte 1800—1802 eine „Geschichte des Nürnbergischen Handels in vier Bänden (Leipzig). Im zweiten Bande steht S. 249—64 ein „Summarisches Verzeichni nürnbergischer Kaufmannsfamilien", darunter S. 252 Frauenholz, S. 263 Häßlein und S. 25 der später genannte Matti. An diese Familien ebenso wie an Herrn v. Murr hatte Wackenrode Empfehlungen gehabt; vgl. Rud. Köpke, Ludwig Tieck I (Leipzig 1855) 156 u. 160.

[8]) Erduin Julius Koch (1764—1834), seit 1793 Prediger in Berlin, Literarhistoriker, Wackenroders Lehrer; vgl. ADB. XVI 375.

leuten, (wozu auch H. Matti gehört,) für einen seit jeher bestimmten, zum Ruin der
en Handwerker übertrieben wohlfeilen Preis, geliefert[1]). Die Kaufleute schicken sie
in großen Quantitäten, durch ganz Europa; und wegen dieser Versorgung eines
en Welttheils mit allerhand kleinen Bedürfnissen hat Nürnb. in der That einen be-
ern Rang unter allen Gewerb- u Handels Städten. — Wir besuchten zuerst einen
nmachern[2]). Die Dosen von Papier maché, werden aus Pappe zusammengesetzt,
nem Ofen hart gebacken, u mit Lack überstrichen, auch vergoldet und bemahlt. Durch
Passigwerk[3]) von Stahl, (das was ich sah, war in Paris für 700 fl. gemacht,) werden
hand reguläre Zeichnungen u Linien auf die Dosen gegraben. Es ist eine sinnreiche
hine. — Bey einem Beindrechsler[4]) sah ich Stockknöpfe, Etuis, Bilboquets[5]), u andre
igkeiten, aus Elfenbein u Rinderknochen gedreht. Dieser Mann bereitet auch die
schaumenen Pfeifenköpfe, die, aus einer weichen u weißen TalkErde geformt, in
er, dicker Gestalt, aus der Türkey kommen; hier in Nürnb. aber klein u zierlich ge-
ten, u in Wachs 3 mal, gelb gesotten, und endlich polirt werden. — Bey einem
rechsler sah ich hölzerne Puppen u Spielsachen, wie sie auch in Fürth, Erlangen,
igen andern Orten im Reich, gemacht werden. Sie werden aus freyer [11] Hand
nitten. Die Gesichter, Hände, Füße, andre feine Theile, auch zuweilen fast ganze
ren, werden aus einer braunen, sich erhärtenden Komposition von Mehl u Gips, ge-
t. Auch die fast ganz aus Holz geschnittenen Figuren, bestehen nicht aus einem ein-
Stück, sondern aus mehrern die zusammengeleimt sind. — H. Matti führte mich
in eine große Nadelfabrik[6]), eine der wenigen Fabriken in Nürnb., u der einzige Ort,
ier Nadeln gemacht werden. Allein ohngeachtet wir eine Maschine im Gange sahen,
Arbeiter, den wir gefragt, uns versichert hatte, daß heute gearbeitet würde, so war
der Herr der Fabrik so unverschämt, uns vom Gegentheil zu versichern. Ein Beyspiel
dem Eigensinn eines Fabrikherrn, oder der sonderbaren Geheimhaltung mancher
ikationen. Die Mühlen worauf die Rothgießer oder Rothschmiede[7]) allerhand Messing-
en drechseln, (eine besondere Procedur, wie sie an wenigen Orten ist,) bekommt
kein Fremder zu sehen, aber auf ausdrückliches Gebot des Raths, welches diese Zunft
wören muß. Ich wußte dies schon; H. Matti, der mir jene Mühlen zu zeigen wünschte,
s sich erst von einem Handwerker, den er darum fragte, sagen; ein Beweis, wie ein
der, der sich um die Merkwürdigkeiten eines Orts bekümmert, oft mehr weiß, als der
ohner.

] Ich besah in Nürnb. auch noch 2 Kirchen. Die Marienkirche, am Markt, ist alt
varz. An den Flügelthüren des Altars, davon 2 oder 3 über einander sind, sind alte
ählde, worunter einige schöne Figuren. An der Seite des Altars hängt eine Mater
osa, ein altes Gemählde, das leider durch Auffrischung verdorben sind. An Wänden
eilern sind eine Menge feiner Figuren aus Holz geschnitzt, theils vergoldet, theils auf
nem Grunde. Der Boden der Kirche heißt der Kupferboden, weil ehemals die sonder-

[1]) Dieselbe Feststellung auch bei Roth a. a. O. IV 176.
[2]) Roth II 269: „Dosen- und Lakier-Fabriken sind in und um Nürnberg sehr viele ... In der
sind sie gegenwärtig durch einen besonderen Ratsverlaß auf 8 Öfen, worin ihre Ware ge-
t wird, eingeschränkt." Vgl. auch Roth III 166.
[3]) Beim Oval- oder Passigdrehen werden Gegenstände mit unrundem Querschnitt mittels des
zerkes (Drehscheibe mit Schlitten) hergestellt.
[4]) Die Kunstdrechsler verarbeiteten Elfenbein, die gemeinen Drechsler verfertigten hölzerne Spiel-
e; vgl. Roth II 290, III 88. In manchem Jahre wurden mehrere Tausend Zentner Elfenbein
rnberg verbraucht.
[5]) Bilboquet: Kugelbecher, Fangspiel, Stehauf oder Gaukelmännchen.
[6]) Es gab damals in Nürnberg zwei „sehr ansehnliche" Nadelfabriken, nämlich die der Witwe
hauer und die der Paulischen Erben; vgl. Roth II 280.
[7]) Die Profession der Rotschmiede oder Gelbgießer ist „noch gegenwärtig die stärkste und für
nberg die wichtigste, indem sich noch jetzt über 600 Menschen damit beschäftigen"; Roth III 173.

bare Gewohnheit war, daß keiner auf denselben kommen durfte, ohne einen Kupferstich an den Wänden anzukleben. Zwey hölzerne Täfelchen, mit Versen beschrieben, laden Eine die Mannspersonen, die andre die Frauenzimmer zu fleißigen Beyträgen ein. Viele von den Kupferstichen, womit sonst die Wände des Bodens bekleidet waren, sind schon wieder abgerissen. In einem Schrank auf diesem Boden sah ich auch die angemahlten Figuren der 7 Kurfürsten, von Kupferblech, die an hohen Festtagen, auf die Stifte eines Gestelles gesteckt, u auf einer runden Platte, um das Bild des Kaisers durch ein Uhrwerk herumgetrieben werden. Der vordere Theil der Platte steht an der Façade der Kirche nach dem Markt zu, heraus. — Die Aegidienkirche[1]) ist die neuste in Nürnb. Inwendig ist sie groß, [13] frey, regelmäßig hellweiß, und auf dem Plafond mit einem Reichthum von Stukkatur Arbeit, und einem großen Deckengemählde verziert. Am Altar, grade zu, ist ein Gemählde von van Dyk: Christi Leichnam mit 3 Figuren: schön komponirt, u voller Ausdruck. Auf diesem Altar stehen 2 große messingene Leuchter, mit künstlichem Laubwerk u Zierrathen, von einem hiesigen Rothschmiede gestiftet. Die Rothschmiede machen auch die großen prächtigen Altarleuchter, die in die Russischen Kirchen kommen. — — Der Johannis-kirchhoff[2]) vor der Stadt, hat eine unzählige Menge Grabsteine, zwischen welchen viele Sonnenblumen prangen. Jeder Grabstein hat oben ein Schild mit einer Grabschrift oder ein Wappen, oder erhabene Figuren, usw. von Bronze. Diese Verzierungen sind sehr mannigfaltig, und zum Theil, besonders die älteren, aufs allerfeinste gegoßen.

Die schönen Gemählde im Rathhause[3]) besah ich auch noch einmal. Im sogenannten schönen Saale hängen folgende, in Colorit u Wahrheit der Vorstellung sich auszeichnende Stücke von Kupetzky, die in Murrs Beschreib. v. Nürnb., nicht angeführt stehen: Bildniß Peters des Großen; ein Kaufmann in Nürnb., Namens Huth, mit seiner Frau; derselbe bey der Arbeit; derselbe bey Licht; Kupetzky selbst; Kupetzky selbst mit seinem Sohne; Kupetzkys Farbenjunge; Kupetzkys [14] Frau; ein Alter mit einem Weinglas; ein alter mit einer Tabackspfeife; eine Mannsfigur; noch eine; ein kleines holländisches Bauern-stück; und noch eins. Die 2 letztern Stücke sind ganze Figuren. Die 12 übrigen sind halbe Figuren, in Lebensgröße. Es hängen in diesem Saale auch mehrere Probe- u Meisterstücke alter Nürnbergischer Mahler, die ehemals hier eine ordentliche Zunft ausmachten. —

Aus Mangel an Zeit schließe ich. — Morgen reisen wir von Erl. ab, u etwa in 10 Tagen sind wir in Gött.. Ich wünsche Ihnen die beste Gesundheit. W. H. Wackenroder

Ich habe von allen meinen hiesigen Bekannten, besonders Professoren, Abschied genommen. H. H. Harleß[4]) läßt Sie grüßen, auch H. P. Haselberg[5]). Wir reisen über Würzburg. Ich freue mich auf Göttingen, ohne je an meinen Auffenthalt in Erl. anders als mit der größten Vergnügen zu denken. Verzeihen Sie meiner Eile. Wir sind im Einpacken Bezahlen v. Rechnungen, Abschied nehmen, Anordnen der Reise etc. begriffen. — Schon deswegen ist es gewiß nützl. die Univers. zu besuchen, um so manche Erfahrungen zu machen u sich in der Welt finden zu lernen.

[1]) Die Egidienkirche wurde 1711—1718 erbaut; das Original des van Dyckschen Hochaltar-gemäldes in der Alten Pinakothek zu München.

[2]) Köpke, Ludwig Tieck I 160: „Mit Rührung standen sie an den Gräbern Albrecht Dürers und Hans Sachs'." Wackenroder, Ehrengedächtnis unsers ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürer (in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders"): Die Gebeine Dürers „ruhen von wenigen besucht, unter zahllosen Grabsteinen, deren jeder mit einem ehernen Bildwerk, a dem Gepräge der alten Kunst, bezeichnet ist, und zwischen denen sich hohe Sonnenblumen in Meng erheben, welche den Gottesacker zu einem lieblichen Garten machen."

[3]) Vgl. Ernst Mummenhoff, Das Rathaus in Nürnberg, Nürnberg 1891. Kupetzky wird do nicht erwähnt.

[4]) Gottlieb Christoph Harleß (1738—1815), Prof. der Poesie und Beredsamkeit in Erlange oder ein Verwandter; vgl. Köpke a. a. O. I 157 f.

[5]) Gabriel Peter v. Haselberg (1763—1838), aus Greifswald, 1791—1797 ord. Prof. der Rech in Erlangen, Präsident des Oberappellationsgerichts zu Greifswald; vgl. ADB. X 731.

Aus einem Tagebuch

Von Hanns Johst

ch hatte mir für dieses Jahr eine Weltreise zusammengestellt. Sie ist auch nicht an der Zeit, die sie kosten sollte, gescheitert, sondern an den Kosten, die sie zeitigte. Man muß sich zu helfen wissen.

ch sagte zu meiner Seele — sie ist immer ein wenig hochfahrend und weitschweifig —: t sollst alles haben, was Dein Herz begehrt ... Du sollst Deine Reise haben ...!" — sprechе, seitdem ich in Unterprima Homer las, immer derartig eindringlich mit meiner ren Ausstattung. — „Aber, wir fahren nicht um die Welt herum — schließlich ist die t keine Reitschule — sondern in die Welt hinaus und in die Welt hinein!" Meine Seele nmte sich zu einem gebildeten Hexameter, skandierte und skandalisierte anfangs ein ig, hat sich dann aber zufrieden gegeben, als sie sah, daß die Koffer gepackt wurden. a man — abgesehen von einem volljährigen Cook-Tiquet — am besten mit Lehrsätzen, ndpunkten und Bildungstrieben fährt, deutete ich noch etwas an von einer Fahrt Geschichte, in Vergangenheit, von einer Reise, die statt Kontinenten Jahrhunderte hren sollte...

ede Reise beginnt bei mir ein und eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges.

Dann sitze ich schon mit 42 Grad Reisefieber im Schatten vor dem Büfett des tesaales, zwischen meinen Koffern, hinter einem Glas Bier und erlebe Reiseabenteuer. ewöhnlich wird mir hier schon zum ersten Mal die Brieftasche aus dem Jackett ge- itten oder der Regenschirm kommt abhanden oder ich erlebe ein böses Vorzeichen. as mit dem bösen Vorzeichen ist entsetzlich.

ch zähle zum Beispiel die Leute, die in sieben Minuten eintreten. So alt, wie die zehnte Person ist, werde ich.

it kurzen Beinchen schiebt sich im entscheidenden Augenblick ein buckliges Fräulein einem knappen Jahrhundert Lebensdauer in das Lokal. Steht damit die Reise unter m guten Zeichen? Diese Frage stellen heißt Angstschweiß ernten.

as gebrechliche Fräulein schreibt fröhlich den ganzen Tisch voll Ansichtspostkarten.

ch atme auf.

ie hat auf der rechten Schulter eine stahlblaue Flügelschleife, die munter wippt, der Füllfederhalter ununterbrochen durchaus lustige Einfälle diktiert bekommt. rend ich auf meinen Zug warte, schreibt diese überglückliche Person ... sie schreibt, rend ich meine Koffer zum Aufbruch häufe ... ich glaube, sie schreibt ihren ganzen ub hindurch Ansichtspostkarten, wie sie sonst das ganze Jahr hindurch Geschäftsbriefe h die Maschine treibt...

Mein Zug ist überfüllt. Es ist Nacht. Die Männer schlafen schwitzend in ihren Hosenträgern, die Frauen in feuchten, tropengrellen Blusen. Ich stehe im Gang.

n den hölzernen Kabinen überall gelöste Glieder, verschmierte Gesichter, torkelndes neinander von gelbem, heißem Licht und staubigem Schatten.

Leichen schütteln das verschwommene Abenteuer.

Manchmal flitzt eine kleine Station vor dem Fenster vorbei, wie ein Fetzen Papier, nan selber in Gedanken hinauswarf, mit dem der Wind spielt...

Auf dem Gang lehnt ein Mädel.

Sie kommt aus den Ferien, denn ihre Arme sind dunkel. Im dünnen Kleid drängt ein rhiger Körper. Sie ist zwanzigjährig. Sie mag nicht schlafen. Die Erinnerung hält ach. Sie ist einer Begegnung erlegen ... einem Lehrer ... einem Bankbeamten ... n Apoll ... Sie lächelt vor sich hin.

Er lächelt aus dem spiegelnden Glas der zitternden Waggonscheibe.

Sie hebt sehnsüchtig das Kinn der Erscheinung entgegen.

Das Glas erblindet unter dem Lichtwurf einer vorüberhetzenden Bogenlampe. Die Augen des Mädels hängen enttäuscht in ihrem offenen Gesicht.

Wird er schreiben? Ist alles aus? Ist Fritz ... Karl ... Emil ... Karl-Heinz ... Tasso ... gewesen, erloschen, vorüber? Das Mädel sieht auf, fühlt sich beobachtet, fragt mich verbindlich nach dem Namen der nächsten Station. Wir sprechen.

Unsere Worte werden von den rasenden Achsen durcheinander geschüttelt, wie leichtes Gepäck in wehenden Netzen. Wir müssen dicht beieinander stehen, um uns zu verständigen.

Ihre erste Reise. Sie kommt vom Bodensee... Sie ist Angestellte in Jena in den Zeißwerken... Sie schwärmt.

Ich sage unvermittelt: „Sie werden sehen ... er schreibt ganz gewiß ... alles wird gut!"

Sie sieht mich an. Ihre Augen sind Lampions im heiteren Idyll ihres Kindergesichtes.

Sie bläst eine Haarsträhne wie eine leichte Ranke aus der Stirn. Zwischen ihren Mundwinkeln kobolzen unzählige Küsse.

„Nürnberg!"

Wir wünschen uns gute Reise ... lebenslang gute Fahrt!

Ich steige aus.

Ich schreibe noch in der Bahnhofshalle eine Ansichtspostkarte an Herrn Zeiß: „Lieber Herr Zeiß, geben Sie dem Fräulein, das am 12. August vom Urlaub zurückkam, ja um Weihnachten herum vierzehn Tage frei. Ich bin sicher, daß sich dieses Mädchen verlobt. Wenn Sie es nicht täten, würde sie traurig, später leichtsinnig und zuletzt wieder traurig...!" Ja, ja ... Bucklige Mädchen haben es leichter, weil sie es schwerer haben, und schöne Mädchen schwerer, weil sie es leichter haben!

Was einem in dieser Stadt nicht alles aufgeht! Kaum angekommen, fühlt man die eklatante Wirkung des Nürnberger Trichters ganz eindeutig...

Nürnberg.

Am Morgen spielt vor meinem Fenster die Sonne auf den treuen, bewährten Wänden der Maut.

Vor fünfundzwanzig Jahren mochte um diese Stunde meine Frau Eckengucken um dieses alte Lagerhaus gespielt haben, und ich hatte von dieser Tatsache damals ganz gewiß keine blasse Ahnung.

So spielt die Sonne mit uns und wir ein Weilchen in der Sonne. Eckengucken zunächst ... später gucken wir uns in der Welt um ... noch später spezialisieren wir uns in irgendeinem Winkel als Eckengucker ... dann werden wir langsam in den Schatten gestellt ... und schließlich um die Ecke gebracht.

Auf der elefantengrauen Maut dagegen spielt die Sonne schon vierhundert Jahre. Hans Beheim hat sie in vier Jahren als Salz- und Kornspeicher errichtet und Adam Kraff stillen Wappenschmuck in die strenge Steinarbeit eingetragen.

Ich liebe das steile, lange Dach, das dem Gebäude eine nachdenkliche Stirn gibt, die sich tief herab über das zergrübelte Gesicht der wenigen Fenster senkt.

Ich stand einmal in Hamburg auf der Börse. Mitten im lautesten Betrieb mußte ich plötzlich an die geschlossene Wirklichkeit, an die bodenständige Würde dieser kaufherrlichen Halle denken. Das modern Irreale des nervösen Hin und Her eines Kaufes ohne Gegenständlichkeit zerfloß, zerstob, zerfiel vor der klaren, gewichtigen, eindringlichen Kraft eines architektonischen Zustandes, der sich als Stand fühlte und nach dieses Wortes feststehendem Gehalt sich aufführte.

Aber die Sonne spielt nicht nur sentimental auf der bewährten Maut in Nürnberg, sie spielt mit allen Börsen in aller Welt ... sie geht tolerant auf über Gerechte und Ungerechte .. und sie geht pünktlich unter mit Gerechten und Ungerechten...

n die Maut sind Kaufläden eingebrochen mit großen, hungrigen Schaufenstern.
lanche gute, alte Nürnberger schelten darüber, sie glauben den Charakter ihrer Maut
roht. Sollte die Maut leer stehen? Sollte man sie mit Akten füllen? Als Muse-
sarg beiseite lassen?
ch kaufe mir in ihr eine Zigarre. Ihr altes Gemäuer gibt heute noch den Waren,
man ihr anvertraut, einen ganz besonderen Schutz.
lan muß eine Brasil aus ihr kaufen, um das ganz unmittelbar zu verstehen. Der
ak bleibt frisch, feucht in ihren Steinquadern und der Rauch schmeckt nicht scharf und
ıdig, wie so gern in dünnen Mörtelhäusern.

n Nürnberg stolpert man immer in tausend Geschichten und aus jeder winzigen Ge-
schichte in den lebendigen Sinn der Geschichte. So mußte diese Stadt die Heimat
Spielzeuge werden, weil die Geschlechter hier in ihrer Geschichte spielen können.
ıu gibst einer Frau die Hand und sie ist eine Urenkelin von Cranach. Einer anderen
icht dünkt dir vertraut und du entsinnst dich, daß Dürer es zeichnete, als diese Züge
Hunderten von Jahren in ihren Müttern jung waren. Du sprichst mit einem Manne
Beheim heißt und du fühlst, wie er mit dem Schöpfer der Maut verwandt blieb.
befreundest dich mit gegenwärtigen Menschen und sie gleiten durch deine Hand, wie
fromme Kette eines unendlichen Rosenkranzes, die dich aus der Einmaligkeit deines
genblicks in das Spiel der Augenblicke aller Geschichte führt...

Herrlich der Besuch des Staatsarchives, das zur Dürerfeier seine Schätze jedermann
schenkt! Du kannst dich ganz verzaubern lassen von dem Bann siegelüberlasteter
umente, von der Intimität persönlicher Briefe.
uf diesem Zettel ruhte die Hand Dürers, auf jenem das Auge von Hanns Sachs.
ıu vermagst den Tod in die Flucht zu jagen; wie ein kleiner Hund kläfft er flüchtig vor
her, wenn du es dir zumutest und aus diesen Schriftstücken hier das Leben beschwörst,
Alltag, aus dem sie wuchsen. Die Werke jener Zeiten sind groß und feierlich, pathetisch
sie sprechen die zelebrierende Sprache der Schönheit und der Unvergänglichkeit.
sind größer als du und ich, vielleicht sogar größer als ihre Meister menschlich waren,
ı wir ahnen in ihnen oft jenes übermenschliche Ausmaß, das wir Hilflosen Gnade
en.
ber in diesem entlegenen Saal liegt ihre private Handschrift aus. Hier vertrauen sie
uns an, unbefangen und ohne Scheu auf ihr dereinstiges, kunsthistorisches Profil...
a bittet etwa unter dem 17. Oktober 1524 Albrecht Dürer den Rat, 1000 Gulden als
insliches Darlehen anzunehmen und ihm hierfür einen Jahreszins von 50 Gulden
ähren zu wollen. Daß ein Künstler kniefällig bitten muß, ihm doch Geld auf Staats-
en abzunehmen, erfüllt einen mit melancholischer Freude.
a liegt das Dürersche Familienwappen aus. Eine breit und massiv gefügte Tür.
siehst ein, wie dieser Meister graphischer Eindringlichkeit das „A" seines Rufnamens
e, um seine Herkunft als „Türer" sinnfällig aufzuzeigen und den persönlichen Besitz
Anfangsbuchstabens bescheiden durch dieses gastliche Einfallstor seines Geschlechts
ieten läßt.
er werden Anno 1510 im heißen Juni unser Albrecht und seine Brüder vor den hohen
befohlen wegen einer regelrechten Hauerei, bei der Bruder Hans verwundet wurde.
müssen allesamt öffentlich Ruhe geloben.
Fahrlich, dieser Schlag des Albrecht ist mir lieber als mancher Stich! Eine frische
relei unter Brüdern offenbart die Kraft dieses gewaltigen und gewalttätigen Kerls
, als zehn zahme Biographien, in denen Dürer ununterbrochen mit geölten Locken,
ein Büroobergeheimsekretär sticht, malt, griffelt, zeichnet...
Einen anrüchigen Krach hatte der Dürer übrigens auch mit der Baubehörde wegen
ns Abtrittes. Jedoch würde es zu weit führen, die Akten über dieses „Geheimkabinett"

näher zu erörtern. Man besuche das Dürerhaus und jedermann, ohne Ansehen der Parteien, gibt nachträglich noch in diesem Falle den Bürokraten recht, zumal sie ausdrücklich bescheiden vermerken, daß es ihnen schwer fällt, einem hochverdienten Manne wegen solcher peinlichen Anlässe, wie es ein Abtritt nun einmal ist, zur baubehördlichen Ordnung anhalten zu müssen.

Ein schönes Schreiben, das mich besonders beglückte, bescheinigt Dürer vom Rat der Erhalt der Apostel, die er seiner Vaterstadt geschenkt hatte. Der Rat läßt ihm hundert Gulden überreichen und der Frau Agnes 12 Gulden „vererung". Sind diese 12 Gulden Verehrung für die Frau des Künstlers menschlich nicht unerhört groß?

Wir stehen im Zeichen der Frauenbewegung. Hunderte von Phrasen läuten auf allen Märkten und dabei werden gerade die Ehefrauen auf eine Weise übersehen und in ihrer geschichtlichen Bedeutung als Geistesfaktor und Lebenswert vergessen, daß solche edle Selbstverständlichkeit im Jahre 1526 anmutet, als ob sie im Jahre 2526 etwa erst hätte geschehen können!

Unsere Zeit gibt den Frauen formell gleiche Rechte und verkennt dabei ständig mehr und mehr das namenlose, volle Anrecht jeder Ehefrau auf jede Leistung ihres Ehehern. Man gliedert die Geschichte nach den Profilen und Porträts der Männer und vergißt immer erneut auf die steigernde und bereichernde Bedeutung der Frau.

Frau Agnes rieb ihrem Mann nicht nur die Farben, schnitt ihm das Bilderleinen, schrieb ihm die Rechnungen aus, stand ihm nicht nur mit Leib und Seele Modell, sondern schleppte die farbigen Tafeln auf ihrem eigenen Rücken von Markt zu Markt, von der Ansbacher Messe zur Erlanger, um die Bilder zu verhöckern, die nicht im Kurs standen, als ob sie vierhundert Jahre alt wären, sondern zu deren Ankauf das redliche Mundwerk der Frau Dürer reizen und locken mußte, wie jede andere Marktfrau, die Pfefferkuchen feilbot, Uhren oder Nürnberger Tand.

Ich liebe alle Frauen aller Zeiten und ich suche immer wieder, in alten Büchern und Überlieferungen ihre lautlose Leidensgeschichte zu entziffern, aber das Ewig-Weibliche ist größer als solches Ressentiment. Sie schauen aus den Engen und Ängsten aller Zeiten mit immer gutem, mütterlichem Blick. Sie lieben, sie geben sich und die ganze Gabe ihrer Liebe wird ihnen ewig mit den Wehen der Geburt gedankt und damit, daß der Herr der Schöpfung den tatkräftigen, ehrenden, beschwörenden Dank vergißt.

Eine billige und doch notwendige Frage: Wieviel Denkmäler stehen in der Welt herum fragwürdigen Männern zur Ehre, und wie wenig großen Ehewirtinnen, schöpferischen Müttern, unsterblichen Geliebten?

Eine Ehefrau, suchen wir sie uns zu vergegenwärtigen, wischt Staub, wäscht Windeln oder schikaniert Dienstmädchen. Aber nie erfühlen wir, daß kein Mann der ganzen Weltgeschichte eine Tat begann bevor er sie nicht in der Zelle, im geheimnisvollen Schoß der Liebe mit einer Frauenseele empfing, überdachte und beredete. Alles wahrhaft Schöpferische des Lebens, sei es Tatsache, sei es Idee, bedarf ebenso des weiblichen wie des männlichen Elementes zur Empfängnis, wie jede sinnfällige Geburt in Fleisch und Blut.

Zu Nürnberg gehört auch Wallenstein.

Wallenstein ist mir einer jener Jugendeindrücke, die nie erlöschen. Ich sah ein Aufführung in Oschatz.

Stundenlang hatte es nur so Jamben gehagelt, da tat ein übermüdeter Komödiant der Wallenstein darzustellen donnernd sich mühte, endlich das einzig Richtige: er dehnte sich, daß seine alten rheumatischen Gelenke bis in die 18. Parkettreihe hinein knackten gähnte dreimal herzhaft und sprach in die Hand, die er anstandshalber dabei elegant zur Munde führte, die Worte von dem langen Schlaf, den er zu tun gedenke. Zu Nürnberg gehört ein anderer Wallenstein. Der Studiosus Freiherr Albrecht von Waldenstein der 1600 von der Universität Altdorf die Relegation erfuhr, weil er ein Haudegen war ein Draufgänger und Tunichtgut. Immer wieder, wenn in mir Wallenstein gähnen will

e ich nach Nürnberg und überzeuge mich, daß dieser Bursche bei Lebzeiten zunächst
relegierter Student war, ehe er eine von tausend Jamben gehetzte Bühnenerscheinung
de. Mit der Schillerschen Gestalt hat weder die Schlafmütze von Oschatz noch der Alt-
er Raudi etwas zu tun.

Weil wir gerade vom Theater reden: in Nürnberg tut man gut, in die Meistersinger zu
n. Da ersteht Hanns Sachs auf der Bühne, daß es eine Lust wäre, zu seiner Zeit
ot zu haben. (Der Intendant, der ihn jetzt inszeniert, heißt Johannes Maurach und ist
: jener jüngeren Theatermänner, die Zukunft haben!)

nd wenn dann die braven Nürnberger dem Worte Beifall dröhnen, das wünscht, die
schen Meister zu ehren, dann vergißt man gern, daß ein Erlaß des Rates vom 27. März
' demselben Hanns Sachs befiehlt, daß er „seins handwerkes und Schuechmachens
ze, sich auch enthalte einig Buechlin oder Reymen hinfür ausgehen zu lassen". Vergißt
, daß Richard Wagner seine Oper, die er zur Uraufführung eingereicht, als unmöglich
ckerhielt. Die Hauptsache ist und bleibt, daß wir unsere Meister schließlich doch ehren,
ob es hundert Jahre braucht oder fünfhundert, das ist den Betreffenden gleich, die
iemen verfallen ohnehin ...

t diese gewaltige Oper verrauscht, dann geht man trunken von den tausend Tönen
: einzigen Melodie in die Stadt ... dann überhört man die kleinen Schreie entzückter
rikanerinnen ... treibt durch das Schattenspiel verwirbelter Gassen und neugieriger
el ... streicht wie ein Fiedelbogen über den dunklen Wurf klingender Brücken und
nelt in die Tiefe des Nassauer Kellers, der schon über ein halbes Jahrtausend zu solch
seliger Stunde auf Zecher wartet.

as will es besagen, daß mir mein Nachbar eine Lebensversicherung aufreden will
ein anderer einen Bauch hat, in dem die Schlacht bei Leipzig Platz gehabt hätte?
ir gegenüber pokuliert Dürer!

h bringe meine Krawatte in Ordnung und spreche ihn an, vertraulich, wie der Lebens-
cherungsagent mich. Ich sage: „Von Ihrer ganzen Gedächtnisausstellung im Germa-
en Museum, wissen Sie, was mir am besten gefällt?"

Das Porträt einer jungen Venezianerin", sagt Dürer und schaut mich mit listigen
:n an. Er sagt es leise, so daß es die übrigen nicht hören können, die mit an unserem
sitzen. Und er sagt es, nicht ohne daß er zuvor um uns herum sichert, ob wir auch
ohne unsere Eheliebsten sind, denn dieses Kapitel ...

ist schon so, wer den Wein liebt, wird nicht nur Kenner, sondern auch Trinker, und
ie lieben Frauen besingt, der wird nicht nur Sänger, sondern auch ein alter Sünder!
Venedig!" seufze ich, als ob ich die berühmte Brücke darzustellen hätte.

unge, Junge," sagt er, „rotes Haar hat sie und ihr Blick noch geht auf allen vieren,
ein Fuchs ... ihr Mund wurde mein Sakramentshäusel der Liebe ..."

hr habt ihn in alle Bilder hineingetragen, von der Eva bis zur Agnes, von der Mutter-
s bis zu Eurer leiblichen, alten, guten Mutter!"

ist!" sagt Dürer. „Ist das wahr? ... Habe schon mit der Agnes manchen Streit ge-
ich könnte keinen Mund zeichnen seit Venedig, war ihr Wort. Ein Mund sei ein
l, und ich täte die Mäuler einsetzen wie Werbungen.. Vorspiele zur welschen Sucht."
plötzlich starrt Dürer durch mich hindurch. Die Venezianerin kommt getänzelt. ...

diesem Augenblick sagt ein klebriges Gesicht, das über hageren Schultern ein Schneider-
e zur Schau stellt: „Kollege!" sagt er zu mir, „trinken wir Brüderschaft! Sieh, wie die
e sich küssen!"

Und wirklich, eine kleine Ladnerin, deren Lippen zwei Tuben Flammenrot geschluckt
, packt den weindampfenden Nacken eines Generaldirektors und versinkt in seinen
ßenden Zügen.

Es wiederholt sich alles im Leben ... ununterbrochen ... nur die Dürer sind selten, die dem flüchtigen, alltäglichen Erlebnis Halt gebieten über Jahrhunderte, die aus kleinen Sünden anmutige Ewigkeiten gestalten ... Ich trinke, trinke...

Vom Klavier her stampft der letzte Schlager, daß die gotischen Bögen immer spitziger werden. Das ganze Gewölbe reißt es zusammen. Uns Trinker preßt es zu einem Klumpen aus lauter Durst und gröhlendem Behagen.

Immer heftiger wird pokuliert, damit man alles ertragen kann: die Steine, die Hitze, die kleine Venezianerin, den Wein und das halbe Jahrtausend... Schließlich dreht es uns aus dem Keller dreißig Stufen hinauf, dreht uns wie auf Schlittschuhen um die Lorenzkirche um und um und wir singen Arm in Arm das uralte Nürnberger Lied. Und Bei Stoß gröhlt mit und der Studiosus Waldenstein, Hanns Sachs und der Herr Intendant Maurach, der Lebensversicherungsagent und die Ladnerin aus Venedig, Dürer und ich, der Schneidergesell und der Herr Generaldirektor, wir singen, daß es die Häuser zu immer verzwickteren Giebeln zusammenreißt:

„Mich freit nix, wie mei Kunnerle,
Mei Kunnerle ist schö' rund und dick ..."

Und alle runden Frauen horchen auf ... plustern sich aus ihren Betten ... Alle breiten Frauen fühlen die gute, alte Zeit wieder nahen, in der Frau Venus kein Lineal war...

Und aus allen Fenstern, aus den Gemächern aller runden und dicken, würdigen vergangenen und zukünftigen Frauen summt das selige Echo:

„Mich freit nix, wie mei Kunnerle,
Mei Kunnerle is schö' rund und dick..."

Will man eine Stadt richtig kennenlernen, so tut man klug, den Friedhof und den Markt oder die Markthalle zu besuchen. Man ist auf diese Weise am schnellsten und sichersten über den Charakter dieser Stadt im Bilde, denn man weiß dann, wie sie und seit wann sie ihre Toten begräbt und wie sie und wovon sie hauptsächlich lebt.

In Paris mache ich den Damen der Halle meine Reverenz, in Nürnberg den fränkischen Marktweible. Was kümmert dieses unsterbliche Geschlecht, ob es neben der Notre Dame oder um die Frauenkirche, unter einem König oder einem Präsidenten hinter seinen Tragkörben sitzt und in aller Welt und zu allen Zeiten Butterschmalz, Eier, junge Hähnchen und alte Hennen feilbietet? Auf den Marktständen, im Mundwerk dieser Weiberleute erhält sich aber die Sprache des Landes am getreuesten, und wer etwa einmal die unmittelbare Sprache Dürers oder irgendeines berühmten Meisters der fränkischen Erde unverfälscht hören will, der gehe neben den Gänsemännchenbrunnen zur nächstbesten Höckerin und verlange ein Mandel Eier. Er lasse sie die 15 Eier ruhig aus dem Häckel herausklauben. Werfe ein Auge darauf und versichere, er halte die Eier für zu klein und nicht für frisch. Die Antsprache, die ihn dann als Monolog von der anderen Seite her überfällt, das ist die Muttersprache, das reinste Idiom jener großen Geister.

Ich schließe bei solchen Gelegenheiten immer die Augen und höre den Beschwörungen der Entrüstung wie einem Radiokonzert, mit direktem Sender im Mittelalter, zu, dessen Ansager etwa der grobe Beheim persönlich ist. Immerhin rate ich, dann und wann zu blinzeln, denn es wäre denkbar, daß zu entrückte, philologische Verzückung ein flüssiges Ei auf das Chemisette verursachen könnte.

Hat man sich auf diese, ich gestehe es, ein wenig radikale Weise ganz in das Gemütsleben des unvergänglichen Nürnberg eingelebt, dann steht einem fruchtbaren Gang in die Stadt nichts mehr im Wege.

Ich lese in der Auslage eines Bäckers gleich am Markt: Behringsdorfer Bauernbrot, Wendelsteiner, Oberasbacher, Fränkisches Bauernbrot, Laufer Tafelbrot, Schwabacher Tafelbrot, Gräfenberger Roggenbrot, Weghorns Vollweizenschrotbrot, Katzwanger Brot, Eschenauer Brot usw.... Daß in dieser Stadt noch so viel Originalität lebt, das

nicht zuletzt ihrem Instinkt für besondere Nahrung. Keine Stadt der Welt hat sich so differenzierten Geschmack am täglichen Brot erhalten wie Nürnberg.

Wir anderen genormten und getypten Großstadtmassemenschen sind ja alle nur noch ndelnde Konservenbüchsen, fragwürdige Produkte, chemische Resultate aus Kunstger. Wir ernähren uns nicht mehr aus dem Boden, unmittelbar aus der Erde unserer urtszelle, sondern Schiff und Eisenbahn füttern uns mit Fabrikaten exotischer Sonnente, ja unsere eigene Erde lebt nicht mehr von sich und der geheimnisvollen und unerchbaren Segnung der Umwertung ihrer eigenkräftigen Substanzen, sondern man beft sie mit chemischen Stoffen, die ihr gewaltsam den Leib auftreiben, aber nie und mer jene selbstverständliche Fruchtbarkeit hervorbringen, die eine eigenartige Schöpgszelle bedeutete und selber in ihrem Grund und Boden originell Originale des Mundes des Herzens schuf.

Wir sind wie Schuhe über einen Leisten, einer wie der andere von der Ernährung her n Fabrikware geworden.

Die Gleichheit der Sprache, der Bildung, die ganze, stetig sich steigernde Forderung Gleichheit, ach, sie ist kein Ereignis des freien und unabhängigen Geisteslebens, ist die zwingende Folge eines schlechten Geschmacks, verallgemeinerter, bodenloser ährung. Verlust der Nahrungsmittel, die auf dem eigenen Mist wuchsen und unter dem naligen Aspekt ihrer eigensten Gestirne von Wind und Wetter gesegnet wurden! sen Kulturpessimismus lehrte mich die Auslage des Bäckers und betrübt geleitete nich rechter Hand, um die linke Ecke, pfeilgrad in das Gäßchen hinein, in dem, am gesten unter den Häusern, ein Schild die Gaststätte zum „Herzle" ankündet.

ilen wir nicht zum Kirchhof, bevor wir uns hier die nötige Distanz zum Sterben erten. Hier windet sich über glimmender Holzkohle auf glühendem Rost jenes sagenhafte twürstle, dem man, ohne fehlzugehen, die ganze Verantwortung für die Kraft und önheit der Blütezeit Nürnbergs überlassen kann. Hätten die Helden jener Zeit nicht ich davon zweimal zwölf Stück zu sich genommen, wie möchte es um unsere Museen ellt sein?

un, sie aßen und tranken hier. Tun wir unglücklichen Urenkel es ihnen wenigstens iesem Punkte gleich... Essen und trinken wir!

ns zu Häupten lacht der fünfhundertjahralte Spruch:

„Hier halten nach der Arbeit Last
So Rat wie Burger kurze Rast."

n meiner Heimat heißt man den Ort, der keinem von uns erspart bleibt, man mag noch sosehr mit dem Leben geizen: „die huckliche Wiese." Man empfindet als Landun den Tod als den Maulwurf, der die ebene Nutzbarkeit der Wiesenfläche unterwühlt, rgräbt und Hügel aufwirft. Der Nürnberger sagt poetischer: Friedhof — obwohl iesen Hof des Johannis in einer Pestzeit weit vor die Mauern legte und, der gefräßigen se wegen, schwere Steine auf die Leichen wälzte, dem Frieden also eigentlich nicht traute. o kommt es, daß auf diesem Gottesacker heute noch massive Wendelsteine und Katzene, zu schlichten Platten behauen, den Gräbern einen horizontalen Abschluß und dem en Friedhof den Ausdruck einer hingestreckten, widerstandslosen Ruhe geben. Die ber als Hügel bieten den schmerzlichen Eindruck, als ob die Toten tumultuarisch immer ier zum Lichte drängten, zur Himmelfahrt schon die schweren Schollen heben würden wir nur, wir immer noch Lebenden, die Stunde des Jüngsten Gerichts verzögerten. ier also breitet sich die ganze Anlage eben aus, der Schlaf wird kaum durch eine ein Senkrechte erschreckt. Unbeweglicher Stein ruht auf dem wehenden Sandboden magneren, fränkischen Erde, in der das Leben bewegter Menschen zu bloßem Gebein das Gebein noch zu bloßem Sand sich wandeln. Wie kein anderer Gottesacker versinnicht aber dieser hier den vergeblichen Versuch der Erde, alles vergessen und alles gleich machen. Mögen auf noch so viel Steinen auch die Namen zu Staub zergehen, einige

sind dauernder als in Erz getrieben, einige leben ein vervielfältigtes, ein vertieftes, ein vergeistigtes Dasein mitten unter uns ... mitten in uns ...

Neben dem Goldschmied Wenzel Jamnitzer, dessen berühmter Tafelaufsatz heute im Besitz der Rothschilds lebt, ruht Anselm Feuerbach. Und bei dem Glasmaler Veit Hirschvogel liegen Pirkheimer, Beheim und der Ratsschreiber Spengler. Du findest auf einer Grabplatte zwei Zuckerhüte und weißt den Bruder von Hanns Sachs und seine Ehewirtin darunter beherbergt, den vieledlen Zuckerbäcker, und du darfst glauben, daß auch der Meister selbst, den die Pest wegraffte, in diese Grube fuhr. Veit Stoß ist hier begraben.

Ich frage eine behäbige Frau mit einer Gießkanne am Arm, wer dieser Veit Stoß gewesen sei. Sie stellt ihre Gießkanne ab, stützt die Arme in die saftigen Hüften und sagt: „Ein Lump, mein Herr, ein Säufer, ein Defraudant! Unser Rat hat ihm zu ewiger Schmach die Backen durchgebrannt!" Ich werfe ein: „War er nicht Holzschnitzer seines Zeichens?" „Wohl," gibt das Weib Bescheid, „es mag für die Studierten etwas sein an ein paar Sachen, die sich erhalten haben ... aber Tatsache ist, daß er ein großer Lump war!"

Lieber Veit Stoß, ich wäre neugierig, aber diese Neugier wird nicht gestillt werden, neugierig zu wissen, was länger lebt auf unserer Erde: Dein Lebenswerk oder dein Leben? Dein unschuldiger Schmerzensmann in der Sebalduskirche oder deine schuldige, gezüchtigte, gebrannte Wange? Heute und morgen lebt noch beides, diese Frau mit der Gießkanne — du verachtest sie nicht, denn du suchtest ihren guten Leumund zurückzugewinnen mit der Inbrunst deiner Arbeit — und ich, der ich auf deine Schuld vergaß und nur dein Werk liebe als Ausdruck einer leidensüberwucherten Sehnsucht nach Überwindung des Holzes und seiner Gesetze, des Fallgesetzes, der Gesetze der Schwerkraft und des Widerstandes. Heute und morgen lebt beides. Aber vor dem Gericht der Ewigkeit, mit dessen Einsetzung wir Armen uns würdig beschäftigen müssen, wird vor diesem Jüngsten Gericht dein Werk gelten, oder dein Dasein? wird dein Werk dein Vergehen entsühnen oder beschuldigen? entlasten oder vernichten? ... Du, Veit Stoß, bist für die Pharisäer und die Dichter, für die Philosophen und die Juristen, für die Einfältigen und die Vielfältigen ein ständiger Anlaß zu einer jener Fragen, die wir gewissenhaft stellen, und mit denen wir doch nur spielen können wie Kinder mit allen Dingen, auch wenn es die letzten sind...

Plötzlich stehe ich dann vor dem Grabe Albrecht Dürers.

Die heutige Stadt Nürnberg hat die Ehre für sich, daß sie die Jahrhundertfeier nicht nutzte, diese schlichte Stätte seines leiblichen Abgesangs geschmacklos zu verzeichnen. Alles ist hier, wie es die Jahrhunderte über richtig war: das graue Omega des heimatlichen Steins, die Worte in Erz, vom Freunde Pirkheimer darüber hin gestammelt, und von der Vaterstadt heuer ein Kranz aus Lorbeer, wie ein erneuerndes Gelöbnis, schlicht gewunden...

Die Frau mit der Gießkanne geht behäbig zwischen den Gräbern...

Eine Köchin rupft Unkraut aus dem Wege, der das Beheimsche Erbbegräbnis umschließt.

Und ich schaue über das Gräberfeld ... Sonst sind die Toten unter sich und man gewinnt von ihnen her das Gefühl, der Tod sei eine große Gnade, die man mit einem Leben voller Mühe und Arbeit, Erniedrigung und Schmerzen verdienen müsse...

Eingeklammert von Großstadthäusern mit vielen aufgeregten Fenstern und verhetzten Türen ruhen die Bleibenden, den Vergänglichen ihr verpflichtendes Gleichnis überlassend

Alles scheint Staub und Sand und Stein
Und wehende Vergänglichkeit zu sein.
Und ist doch mehr — wenn es Dürer heißt
Hanns Sachs, Veit Stoß, Adam Krafft.
Ist Geist von jenem heiligen Geist,
Der aus Vergänglichkeit und Sand und Stein
Mehr als das Leben unser schafft...

(Schluß folgt.)

Bücherschau

Kunst und Musik

ie Sammlung „Deutsche Bauten" des Verlags August Hopfer in Burg bei Magdeburg habe ich hier schon wiederholt empfohlen. Sie bietet ungemein praktische Monogien, die vorzüglich eingeleitet und bebildert und dabei äußerst billig sind. Bis jetzt enen die Dome von Magdeburg, Köln, Bamberg, Erfurt, Würzburg, die Marienn von Lübeck und Danzig, die Münster von Ulm und Basel, Sebaldus- und Lorenz- von Nürnberg (je 2 M.) und der Dom von Naumburg (3 M.). Als Vorbereitung, Begleiter, als Erinnerung gleich schätzenswert. Man kann sie bequem in die Tasche n; am größten ist der Gewinn, wenn man sie an Ort und Stelle vor den Objekten liest und vergleicht.

der Sammlung „Berühmte Kunststätten" (E. A. Seemann, Leipzig): Rothenburg, kelsbühl, Nördlingen in 1 Bande von Werner Teupfer (Ganzleinen 8 M.): e dieser textlich wie bildlich gleich vorzügliche Führer viele Leser finden, Leser vor allem, ch an Ort und Stelle von ihm führen lassen. Jeder Deutsche sollte diese drei Perlen er Reichsstädte kennen. Aufnahmen und Wiedergaben sind schön, die Ausstattung bewährter Gediegenheit. Vor allem gehören die „Berühmten Kunststätten" auch in Büchereien unserer höheren Schulen.

iele Deutsche wissen noch nicht, was „Der Eiserne Hammer" ist. Er ist eine der sten Sammlungen zum Schenken kleiner Bilderbücher für große Leute. Eben sind ite neu herausgekommen: Karl Spitzweg, 30 Gemälde, davon 16 farbig, mit netten en von Wilhelm Langewiesche, dem Bruder des Verlegers des E. H., Karl Robert; M.! In den Bergen, Auf dem Wasser: 31 Aufnahmen sportlichen Lebens, 90 Pf.! uenlob: 13 Bildnisse nach Stieler aus der Schönheitengalerie der Münchener Resi- mit 14 Blumenstilleben nach Hans Thoma, Trübner, Waldmüller u. a. 1,20 M. Man sich auch die früher erschienenen Hefte vorlegen, vor allem Hans Thoma, Der liebe e (1,20 M.), das Büchlein Tausendschön (90 Pf.), Der Kölner Dom (90 Pf.). Diese en Dinge sind große Freudenspender.

Leister der deutschen Musik in ihren Briefen. Mit Lebensgeschichten, Bildnissen, ensunterschriften, Notenhandschriften: Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, bert, Weber, Mendelssohn, Schumann, Brahms, Wagner, Bruckner. 448 Seiten, nniert 4 M. Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. Für den schnittlichen Preis eines einzigen Konzertabends bekommt der Leser zwölf Lebens- deutscher Musiker, aufgebaut aus ihren eigenen Dokumenten. Diese Bände Wilhelm ewiesches sind nach wie vor der beste Grundstock einer deutschen Eigenbücherei.

Jakob Burckhardt

e Werke sind bei Alfred Kröner in Leipzig in Taschenausgaben (auch in Dünndruck, nicht viel teurer) erschienen, und zwar: „Kultur der Renaissance in Italien" 546 S., 24 Ab- Leinen 2,75 M.; „Cicerone" 1076 S., 273 Abbild., Leinen 12,50 M.; „Die Zeit rantins des Großen" 505 S., 24 Abb., Leinen 3,50 M., „Weltgeschichtliche Betrach- n" 400 S., Leinen 3 M.; „Erinnerungen aus Rubens" 302 S., 40 Bildtafeln, Leinen M.; „Griechische Kulturgeschichte" 2 Bände, einzeln käuflich, je 400 S., Leinen je M. Diese Ausgaben sind so handlich, angenehm und preiswert, daß, wer eine von e hat, wünschen wird, sie alle zu besitzen; die Dünndruckausgaben sind unschätzbar e Reise. Mag Jakob Burckhardt in noch so vielen Einzelaufstellungen durch die seit-

herige Forschung überholt sein, als Gesamtpersönlichkeit ist er heute mächtiger und
die Selbsterziehung jedes geistig Strebenden unentbehrlicher denn je. „Niemand ist
ersetzlich, sagt der Volksmund. Aber diejenigen, die man trotz alledem nicht entbehr
kann, sind groß." Der Satz steht in Charles Andlers Schrift „Nietzsche und Jak
Burckhardt" (Basel, Rheinverlag), die sehr lesenswert ist, weil sie alle die Punkte,
sich das Denken beider schneidet, vor allem die Probleme des Griechentums, der Dekade
und der Renaissance, aus voller Kenntnis behandelt. Burckhardts „Reisebilder aus de
Süden" hat Werner v. d. Schulenburg herausgegeben (Niels Kampmann, Heidelbe
Leinen 7,50 M.). Diese enthusiastischen Schilderungen des jungen Burckhardt stamm
aus den Jahren 1838/39. Jeder Freund Burckhardts wird sie besitzen wollen, vor alle
um der Gedichte willen (Sonett auf Platen, Hexameter auf Fiesole, alcäische Stroph
auf Castagnola (nach J. Peri), und die beiden Sehnsuchts-Elegien nach Italien; aber a
die Schilderungen selbst sind von eigenartigem Zauber. Demselben Werner v. d. Schule
burg verdanken wir den Band „Der junge Jakob Burckhardt, Biographie, Brie
Zeitdokumente 1818—1852" (12 Bilder, Halbleinen 7 M., Stuttgart Montana-Verla
ein nicht nur an Dokumenten reiches, sondern auch reiche Erkenntnisse vermittelndes We
das zum Bleibenden der Burckhardt-Forschung gehören wird. Auf Carl Neuman
fundamentalen „Jakob Burckhardt" München, F. Bruckmann, Leinen 13,50 M
wies ich schon früher hin: er ist wohl auf längere Zeit das letzte Wort über den großen Ma
und ich gedenke ausführlich auf ihn zurückzukommen.

Biographien, Briefe, Bekenntniswerke

H. Huizinga: Erasmus. Deutsch von Werner Kaegi. Mit Holz- und Metallschnitt
von Hans Holbein d. J. (Basel, Benno Schwabe & Co., Leinen 20 M.). „Innerh
des Geschlechts, das ihn bewunderte, durch Klarheit und Schärfe des Verstandes, du
Kenntnis der alten Literatur und feinen Geschmack den Meisten überlegen, aber auch wie
durch Schwäche des Charakters, durch Schwankungen in theologischen Fragen, durch U
zuverlässigkeit in Stunden ernster Entscheidung vielen verdächtig; haschend nach der Gu
der Großen, doch niemals ein gemeiner Schmeichler, aber allezeit dem Volke fern, wie
denn in keinem Lande die Sprache, welche er um sich sprechen hörte, verstand; ein übera
witziger, oft schonungsloser Tadler der kirchlichen Mißbräuche und rastlos auf Reform
bedacht, dennoch ein Gegner der Reformation, die mehr verlangte, als er gewähren konn
und weiter ging als er vertrug; bei außerordentlichen Verdiensten mehr und mehr v
zwei entgegengesetzten Zeiten verkannt und angefochten; ein weitherziger Kosmopo
und nirgends zu voller Befriedigung sich einlebend, doch aber unserem Volke auch inn
lich näher, als irgendeinem anderen und jedenfalls für Deutschland von höchster Bedeutu
das ihn zu seinen ausgezeichnetsten Söhnen zählen darf." Mit dieser Charakteristik begi
Kämmels Artikel über Erasmus in der Allgemeinen Deutschen Biographie (6, 160—18
Ich habe sie zitiert, weil ich sie meisterhaft finde. Huizingas Werk ist nicht nur die fe
Ausführung von Kämmels lapidaren Sätzen, sondern bietet erst ihre Erklärung. Es
eines der sorgfältigsten, vorsichtigsten und reizvollsten geschichtlichen Bildnisse, wie es
Zeit vielleicht nur der künstlerische Gelehrte zeichnen konnte, dem wir den „Herbst
Mittelalters" verdanken. Von je habe ich bedauert, daß wir keine gute neuere Biograp
des Erasmus besitzen; Kämmel, der sie hätte geben können, beschränkt sich notgedrung
aufs Tatsächliche. Über dieses Tatsächliche kommt auch Huizinga im wesentlichen ni
hinaus. Aber die Art, wie er sich darin einfühlt, wie er Brüche und Umbiegungen, ol
sie zu beschönigen, aus dem Charakter des Erasmus erklärt, ist meisterhaft, am meis
haftesten in den drei zentralen Kapiteln XII—XIV. Der Verlag hat die deutsche Ausg
in einer Weise ausgestattet, daß jedes bibliophile Herz jubelt. Bandformat 31½ ×
Satzspiegel 22 × 13½, gedruckt in der für Aldus Manutius in Venedig von France

logna geschaffenen Poliphilus-Type; Holbeins Kopfleisten, Initialen und Schluß- mit größter Umsicht eingesetzt. Doch ist Huizingas Text an sich so bedeutend, daß erlag sich durch eine billige Textausgabe ein großes Verdienst erwürbe. Der „Herbst ittelalters" liegt übrigens erfreulicherweise bereits in 2. Auflage vor; sie ist stofflich ert und berichtigt, und die Übersetzung — Huizingas Holländisch ist ungefähr so rig einzudeutschen wie Walter Paters Englisch — ist sorgfältig nachgefeilt (Drei n-Verlag 15 M.) Über dieses Werk haben die Berufensten, wie Richard Hamann, Dülberg, Joseph Bernhart, Professor Biermann übereinstimmend geurteilt, daß Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance" das bedeutendste in seiner Art sei.

St. Chamberlain: Briefe. Band 2. Geheftet 6 M., in Ganzleinen 8 M. F. Bruck- , München. Dieser zweite Band ist von einer Aktualität, die oft beklemmt. Alles wieder lebendig, vor allem Chamberlains vorbildliches Verhalten während des s (S. 8, 24, 168). Er ahnt die Republik (16, 55, 73, 125, 238), die Balkanisierung leuropas (55, 54), Deutschlands Niederlage (61, 96, 261). Geistvolle Bemerkungen das undeutsche Parteienwesen, über Rousseau, Fremdwörter, deutsche Sprache. älfte des Bandes nimmt der Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II. ein. Der Kaiser ch darin menschlich und umgänglich; Chamberlains Briefe an ihn wachsen sich oft handlungen aus. Kurzsichtig ist die Antwort an den Verleger Diederichs, als ihn wegen seiner geplanten „Erziehung des deutschen Volkes zur Politik" drangsalierte : „Bitte fangen Sie damit an, daß Sie sämtliche Mitglieder aller Parteien des tags zusammenberufen, und dann sprengen Sie das ganze sogenannte Hohe Haus ynamit in die Luft; nachher wollen wir sehen, was sich machen läßt!" Dann wäre er Reichstag herausgekommen, wie wir ihn jetzt haben. Schön ist die Stelle: „Es das Bewußtsein geweckt werden, daß Deutschland überall, zu Land und zu Wasser, ieger im Kriege war, bis zu dem Augenblick, wo die Heimat es verriet, und es muß Verrat am Eigenwesen ganz scharf erkannt werden, damit jeder wisse, daß Deutsch- inzig und allein von sich selbst geschlagen wurde." Die Briefe Chamberlains gehören n wertvollsten Briefveröffentlichungen des letzten Jahrzehnts.

kob Wassermann: Lebensdienst. Gesammelte Studien, Erfahrungen und n aus drei Jahrzehnten (Grethlein & Co., Leinen 12,50 M.). Über Busoni, Rathenau, riminalisten Feuerbach, Immermanns „Münchhausen", Fielding und Stevenson, ewskis Nachlaß, Joseph Conrads „Schattenlinie", Jürg Jenatsch, Arthur Schnitzler, Amerika, die Schweiz, Antisemitismus, deutsch-französische Verständigung, über sich und eigene Werke. Ein zum Nachdenken führendes Buch, sorgfältig im sprachlichen uck wie alles von Wassermann. Ich komme nicht bei allem mit; manches ist mir zu t; für manches fehlt mir das Organ. Aber das Gefühl, daß Wassermann mit den n, über die er schreibt, ehrlich gerungen hat, bleibt durchaus, und da, wo ich ihm kann, folge ich ihm mit Genuß.

lter Bloem: Weltgesicht. Ein Buch von heutiger und kommender Menschheit. der. (Grethlein & Co., Leinen, 9 M.). Bloem, der am 20. Juni 60 Jahre alt en ist, gibt hier Beobachtungen, Eindrücke und Gedanken, angeregt durch eine Reise, durch Sowjet-Rußland, Sibirien, die Mandschurei, China, Japan und die Ver- n Staaten führte. Ein sehr idealistisches, sehr deutsches und sehr christliches Buch. Grundgedanke: „Alle Menschen werden B.üder" geht leitmotivisch hindurch. Aber): „Pazifismus, wenn die anderen mittun. So lange die anderen Tanks und nflugzeuge bauen — so lange Militarismus bis in die Knochen!" „Aber für die ntik des Gaskrieges fehlt mir das Organ." Trotz der vielen betrachtenden Stellen e sich spannend. Es ist krampflos geschrieben: man versteht es aufs erstemal. Wenn e Fehler ist, so ist es ein sehr erfreulicher, weil in unserer geschwollenen Zeitschreiberei n: Fehler.

Erzählungen

Neulich, als ich die Nachricht vom Tode Franz Stucks las, holte ich mir Korfiz Holms Münchener Künstlerroman „Herz ist Trumpf" vor, der eben in neuer Bearbeitung herausgekommen war (München, Albert Langen, geheftet 7 M., in Leinen 10 M.), der der Held dieses zugleich humorvollen, ironischen und tief tragischen Buchs hat eine so auffallende Ähnlichkeit mit Stuck, als wäre er Holm Modell gesessen. Es spazieren noch mehr Figuren herum, die jedem Münchner merkwürdig bekannt vorkommen, als wäre er ihnen schon nach einem Bal paré beim „Donisl" begegnet. Der eine Maler im 1. Kapitel z. B. sollte das nicht Wilke sein? Die Skandinavin aber, zum Donnerwetter, die Annastin doch nein, es geht nicht, die lebt ja noch ... (Wie diskret übrigens Holm seine Opfer porträtiert, zeigt z. B. der Umstand, daß noch keiner unserer denkenden Schauspieler gemerkt hat: erstens daß der Doktor Lechner im „Mädchen aus der Fremde" Ludwig Thoma sonderbar ähnlich sieht, und zweitens, daß besagter Doktor Lechner eine Bombenrolle ist. Aber wer solche Gestalten schafft wie dies Trautchen, die geborene Grumelius, oder die Michele (welcher Dialog zwischen Vater und Sprößling im 12. Kapitel!) ist nicht auf Modell angewiesen: ich gestehe, daß ich einen gewissen Friedhof in der Nähe von Passy nicht betreten könnte, ohne das Grab des Michele zu suchen. Wie dicht stehen Humor und Tragik in diesem überlegenen Werke beisammen! wie ungezwungen wächst eine scheinbar ausgeglichene, ungefährdete Ehe ins Bedrohliche und Schicksalhafte!

Knut Hamsuns Frau Marie hat im Vorjahr ein reizendes Kinderbuch geschrieben „Die Langerud-Kinder". Es handelt von vier Kindern, offenbar ihren eigenen, von einer Alm mit allem Zubehör an Tieren, Landschaft, Zeitvertreib. Meine Kinder rissen sich um das Buch. Heuer rissen sie sich um die Fortsetzung „Die Langerudkinder im Winter", sie behaupten, sie sei ihnen fast noch lieber. Sie ist eine der urwüchsigsten Kindergeschichten, die ich kenne. Der feine farbige Ganzleinenband ist von Olaf Gulbranssons Verlag Albert Langen; 7 M.

Henrik Pontoppidans Musikantenroman „Hans Quast", ein ironisches, überlegenes fast menschenverachtendes Werk, wie alles von Pontoppidan, meisterhaft in Erzählung und Dialog. Verlag Alexander Fischer, Tübingen; geheftet 3 M.

Sigfried Siwertz zählt zu den stärksten Begabungen Schwedens. Sein neuer Roman „Das große Warenhaus", (bei Otto Quitzow in Lübeck, Ganzleinen 7 M.) ist temperamentvoll, reich an Abwechslung und stofflich sehr spannend. Der alte Goldmann ist eine amüsante Gestalt. Zuerst hat man den Eindruck reiner Unterhaltungslektüre; aber von Seite zu Seite kommt man dahinter, daß doch mehr hinter dem geschickt aufgebauten Buch steckt.

Barbra Ring hat wieder eine lustige Kindergeschichte geschrieben: Peik. Die Geschichte eines kleinen norwegischen Waisenknaben, der u. a. zu Verwandten nach Berlin soll, aber sich als enfant terrible unmöglich macht und wieder heim darf. Verlag Georg Müller, München. Leinen 5,50 M.

Der unlängst gestorbene Victor Auburtin (geb. 5. Sept. 1870 in Berlin) war ein feiner Kopf. Er hat geistreiche Skizzen geschrieben, liebevoll und scharf beobachtet. Sein Buch „Die Kunst stirbt" fiel mir sofort auf, und ich habe das Heftchen von 72 Seiten seit 1911 trotz mehrfachem Ortswechsel aufbewahrt. Sein neuestes, leider sein letztes heißt „Einer bläst die Hirtenflöte": wieder muß man an den Vers aus Heyses Italienischem Liederbuch denken: „Auch kleine Dinge können uns entzücken". Wer Alfred Polgar schätzt, wird auch Auburtin gern haben.

Merkwürdig ist „Die Fahrt in den Abend" von Ernst W. Freißler, der uns den köstlichen „Glockenkrieg" geschenkt hat. Die Erzählung spielt in Italien und ist im Ich-Ton geschrieben. Ist es eine Erzählung? Eigentlich geht nichts vor, wenigstens nichts von

ng. Und doch hält einen der schmale Band fest bis zur letzten Seite. Beide Bücher bei rt Langen: geheftet 4 und 3 M.

er Volksverband der Bücherfreunde legt wieder eine Reihe vorzüglich aus- tteter neuer Bücher vor. „Deutsche Erzähler der Gegenwart", 2 Bände, ent- nd Novellen von Heinrich und Thomas Mann, H. Hesse, Stefan Zweig, Max Brod, no Frank, Otto Stößl, Arnold Ulitz, Otto von Taube, Ina Seidel, Alice Berend u. a. er hat für seine Mitglieder Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance" usgeben lassen, und zwar durch Professor Erich Rothacker, der auch das knappe, aber rwiegende Nachwort geschrieben hat. 24 ganzseitige Abbildungen nach großen Kunst- en der Zeit schmücken den vornehmen Band.

Für die Jugend

ie Jugendbücher von Will Vesper, erschienen im Verlag Gerhard Stalling in Oldenburg, gehören zum Besten der Gattung. Vor allem nenne ich seine eigenen chen in den 2 Bänden „Gute Geister" und „Fröhliche Märchen": sie sind echte chen, sinnig, liebenswürdig, fein. Eine Auswahl von ihnen erschien in der Oxford s für amerikanische Schulen; einzelne sind ins Spanische übersetzt worden, andere in schen und amerikanischen Zeitschriften, im Corriere italienisch, sogar in japanischen tern. Es sind Märchen von der Art Andersens, an denen auch unverbildete Erwachsene de haben. Vespers „Robinson Crusoe" hat vor vielen anderen Bearbeitungen us, daß sie nicht mit der Heimkehr von der Insel schließt, sondern auch den 2. Teil ilt, die „ferneren Abenteuer" des Originals. Vespers „Nibelungen-Sage" will Idealgestalt der ungeheuren Dichtung wieder herstellen, die uns in keiner der auf uns nmenen Fassungen ganz überliefert ist, ohne welche jedoch diese Fassungen selbst nicht ich wären: sie beginnt mit Odin und Wälsungen und führt die Geschehnisse weiter um Kampf mit den Amelungen und Hagens und Kriemhilds Tod. Die „Gudrun- e" will die schöne, bunte Mär erneuern mit dem Hintergrunde der strengen Sagen Vorzeit. Vespers „Parzival" erschien 1911 in Wilhelm Langewiesche-Brandts hern der Rose" und erreichte bis heute eine Auflage von fast 200 000; die Ausgabe rwachsene erscheint dort weiter. Für Stalling hat Vesper diese Neudichtung durch- eitet. Sie ist ausgezeichnet im Ton, ihre geistige und sprachliche Höhe macht sie für te jüngere Leser besonders empfehlenswert. Dasselbe gilt von „Tristan und de". Auch diese Neudichtung erschien und erscheint weiter bei Langewiesche, zusammen iem Bande mit „Parzival". Es war ein Wagnis, gerade den Tristan-Stoff in die Reihe ugendbücher aufzunehmen, aber dieses Wagnis ist meiner Meinung nach geglückt: n sollen die jungen Leute diese alte Mär nur in den trockenen Fassungen der Lite- eschichten kennenlernen? Gegen den Stumpfsinn des Kinos gibt es kein wirksame- ittel als die große Literatur. Will Vesper ist ein Dichter, und dichterisch sind seine erungen. Ich wünsche ihnen viele Leser, auch ältere. Vor allem wünsche ich diese e insgesamt in die Büchereien unserer höheren Schulen, aber auch ins deutsche Haus. ngs Ausstattung ist bekannt; die Preise sind niedrig. Es ist so schade, daß uns Be- fand Sache der Hausbücherei abhanden gekommen sind; daß die Pflege unseres ts nur den Schulen überlassen wird. Unsere Jungen kennen Pat und Patachon, Nix und allen möglichen Schmarrn. Wäre es nicht besser, sie läsen Parzival und Tristan? l es nicht möglich sein, die noch nicht rettungslos Verlorenen für die große Dichtung r Vergangenheit zu begeistern? Damit sind wir bei Vespers Bundesgenossen in e edlen Kampfe angelangt:

opold Weber hat deutsches Sagengut für Knaben und Mädchen von 12—16 Jahren ildlich neu gefaßt, daß ich mir es nicht versagen konnte, sein „Asgard" und „Mid-

gard" im Abschnitt „Edda" meines „Umgangs mit Büchern" auch erwachsenen Leser angelegentlich ans Herz zu legen. Seine Neudichtungen sind alle bei K. Thienemann Stuttgart erschienen. Außer den beiden genannten: „Dietrich von Bern" (von den Amelungen, den Nibelungen und den Hunnen); „Gisli der Waldgänger" (die bekannte Sage aus Islands Heldenzeit); „Gudrun" (von den Hegelingen, von König Hagen, von Hildes Schuld und Gudruns Leid und Erlösung); „Parzival". Das neueste „Walthari und Hildegund, die Gotengeiseln am Hunnenhofe". Weber hat die Völkerwanderungssage mit Inbrunst erneuert aus dem Gefühl einer ähnlichen geschichtlichen Lage heraus: waren doch die deutschen Kernstämme der Burgunden, der Ost- und Westgoten den Hunnen tributpflichtig geworden, und Königskinder waren die Geiseln der damaligen Erfüllungspolitik. Da ich Webers Neudichtungen seit Jahren hier empfehle, kann ich mich heuer kürzer fassen. Die Krone scheint mir nach wie vor „Asgard" und „Midgard": wer die früheren Edda-Bearbeitungen kennt, der weiß, was Weber hier geleistet hat.

Hans Hardts Mondfahrt. Von Otto Willi Gail. Mit 8 Tonbildern. In Leinen M. 5,50. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart. Gail hat bekanntlich als einziger deutscher Pressevertreter der ersten Probefahrt des Opelschen Raketenwagens beiwohnen dürfen: ein Beweis, wie ernst er als technischer Schriftsteller genommen wird. Das ungewöhnlich spannend geschriebene Buch wird sicher eines der meistgekauften Weihnachtsbücher für die reifere Jugend sein. Es ist zu begrüßen, daß wir nicht mehr auf die veralteten Sachen von Jules Verne angewiesen sind, wenn wir Bücher dieser Art schenken wollen. Dies ist ein Buch, das auch der Erwachsene in einer freien Stunde gerne liest, weil er spielend eine Menge technischer Dinge dabei lernt.

Aus dem Verlag Herder & Co. nenne ich folgende Jugendbücher. Von Johanne Thiel, dem Dichter-Zeichner des „Strupp", erschien eine neue lustige Bildergeschicht „Zwei Zwerge und ein großes Ei" (3,80 M.), die Bilder reizend wie je, die Verse noch einprägsamer als in „Strupp". Von Jon Svensson, dem Dichter der „Nonni"-Bücher, „Auf Skipalon. Neue Islandgeschichten Nonnis". Svenssons Ton ist so sachlich wie der der alten isländischen Geschlechtersagas, und sein Vortrag gewinnt eben dadurch eine eigenartige Spannung, bei der richtige Knaben erfahrungsgemäß „mitgehen" bis zu heller Begeisterung. — Für 9- bis 14jährige: „Tik und Taki. Eine Krähengeschichte." Es ist erstaunlich, was die Verfasserin, Victoria Roer, aus dem einfachen Stoff gemacht hat. Wilhelm Matthießens Märchenerzählung „Die Katzenburg" (4,40 M.) wird auch ältere Kinder festhalten wegen ihres phantastischen Humors, der witzigen Namen der geistreichen Einfälle und des lebendigen Vortrags. „Der Esel Nasso und sein Abenteuer" (4 M.), von Laurenz Kiesgen dem Original der Gräfin Ségur frei nacherzählt, mit 55 Holzschnitten nach Castelli, wird den Kindern nicht weniger Freude machen. Zugleich erziehen die zuletzt genannten Erzählungen zu freundlicher Behandlung der Tiere.

Für Mädchen schrieb Helene Raff die Geschichten zweier Weltfahrerinnen: der Monika Rest aus Schwaben, die in den Orient verschlagen und durch den Weltkrieg nach München zurückgetrieben wird; und der Freiin Pauline Desgranges, die ihren Gatten ins unbekannte Indien begleitete und, nachdem er einem Unglücksfall zum Opfer gefallen, sich allein in die Zivilisation zurückkämpfte; „Deutsche Frauen überm Meer" ist vor allem auch wegen des feinen Vortrags ein Geschenkbuch für Mädchen, deren Horizont schon etwas weiter ist, vom 12. Lebensjahr an etwa. Ausstattung gut, Preis niedrig (Halbleinen 2 M., Verlag Thienemann).

Rosenheim Josef Hofmiller

Redaktionell abgeschlossen am 22. Januar 1929
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübsch in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie. Niefern bei Pforzheim.

Monarchie und Republik im Wandel der Zeiten

Von Walter Otto in München

Schon bei Pindar finden wir, wenn auch noch nicht mit ihren späteren Namen, scharf voneinander abgegrenzt die drei Grundformen der Verfassung, die uns dann immer der in Griechenland bei Männern der Theorie wie der Praxis begegnen: Monarchie, Oligarchie (bzw. Oligarchie) und Demokratie. Die Griechen haben also als Einteilungsund einfach den Träger der höchsten Staatsgewalt gewählt, und zwar je nachdem einen einen oder eine Minderheit oder die Gesamtheit der Bürger, wobei sie sich natürlich wußt waren, daß diese Staatsformen sich außer durch die Zahl der Träger der Souveräniauch durch den ganzen Staatstypus voneinander unterschieden. Immerhin stehen sich trotz der Verschiedenheit der Zahl und des Staatsprinzips die beiden letzten Staatsmen zusammen gegenüber der ersten: Im Verfassungsleben sind und werden immer den als die polaren Gegensätze Einherrschaft und Mehrherrschaft; das moderne staatsliche und politische Empfinden trifft das richtige, wenn es in Monarchie und Republik entscheidenden Erscheinungsformen staatlichen Lebens sieht. Der eine Wortbegriff, den Griechen geschaffen, entspricht auch sprachlich dem, was er ausdrücken soll; der dem Lateinischen von res publica abgeleitete ist dagegen nicht anders als auch die der Begriff Demokratie ein Musterbeispiel für die Relativität und den Bedeutungsbel von Worten[1]). Die „Sache des Volkes", das „gemeine Wesen", das neben der privata, dem Interesse des Einzelnen, steht und für den Römer den Inbegriff, die onifikation aller dem ganzen Volk gemeinsamen und von ihm unbedingt zu vertretenInteressen darstellt, das Wort, das mit dem erhabenen römischen Staatsbegriff unch verbunden ist und anders als *μοναρχία* von Haus aus eine bestimmte Staatsgesinjedoch nicht eine Verfassungsform anzeigt, ist auf eine solche übertragen worden. enn übrigens gerade in neuester Zeit des öfteren Monarchie und Demokratie als die n Verfassungsformen einander gegenübergestellt werden, so ist dies eine Einschränkung Begriffs der Mehrherrschaft, die zwar in Verhältnissen, wie sie sich tatsächlich entwickelt n, eine Stütze zu finden scheint, die aber trotz des völligen Zurücktretens der Aristoals verfassungsmäßig festgelegter Form der Mehrherrschaft die Dinge einfacher als sie liegen. Das Schlagwort, wir lebten in einem demokratischen Zeitalter, hat lich seine Berechtigung, und zwar um so mehr, als das demokratische Prinzip auch Charakter der noch bestehenden Monarchien stark benimmt — als Gegenstück sei hier erinnert, daß sogar der Absolutismus, wenn auch verschleiert, in einer Demokratie ntfalten kann und schon oft entfaltet hat —, aber schon deshalb hat jene Gegenüberng ihre zwei Seiten, und in manchem der Verfassung nach als Demokratie anzusprechenRegime begegnen auch noch heutigentags in der politischen Praxis bedeutsame kratische Elemente. Schlagwörter haben zudem immer etwas Bedenkliches, besonders wenn man in ihnen historische Axiome sieht. So scheint es sich mir auch mit einem en, ähnlichen zu verhalten, die Welt sei in ihr republikanisches Zeitalter eingetreten; über und innerhalb der modernen Zeitströmungen sei die Monarchie mehr eine

[1]) Es sei daran erinnert, daß Kant den Begriff republikanisch in einem unserem Sprachgein keiner Weise entsprechenden Sinne, einfach für „freiheitlich, nicht despotisch" angewandt aher republikanische Regierungsart auch für die Pflicht eines autokratischen Herrschers ge hat, was wohl einer der charakteristischsten Belege für die geringe logische Bestimmtheit allgemein angewandter Begriffe ist.

Antiquität als ein noch wirklich lebensfähiges Gebilde, sie sei innerlich überwunden. S urteilt nicht nur mancher demokratische Politiker. Derartigen Urteilen gegenüber soll de Geschichtsschreiber, der nicht nach persönlicher Zuneigung oder Abneigung, sondern küh wissenschaftlich urteilen soll, Zurückhaltung üben. Denn wer, wie er, in der weltgeschicht lichen Entwicklung das ewige Hin und Her, Abbruch und Umkehr, neue Anfänge un Wiederkehr des Gleichen, so vieler alten Gedanken, die nur in neue Formen umgegosse sind, beobachtet, wer, wie er, weiß, daß seinerzeit selbst ein Staatsdenker wie Aristotele die Zeichen der Zeit nicht gesehen hat, eine Entwicklung zur Einherrschaft, wie sie sei Schüler Alexander heraufführte, nicht für möglich gehalten hat, wird jeder Prophezeiun über die grundsätzliche Entwicklung der Zukunft zweifelnd gegenüberstehen, und wird sic in diesem besonderen Falle um so mehr bescheiden, wenn er sich bewußt wird, daß vom welt geschichtlichen Standpunkt aus betrachtet das republikanische Regime eigentlich nur ein Reihe, wenn auch für die Weltentwicklung wichtiger Episoden innerhalb eines durch di Monarchie bestimmten Verfassungslebens ist. Denn mag uns auch seit dem 4. Jahrtausend v. Chr., in den über 5000 Jahren, für die wir nicht nur wie bisher für die Jahrtausend vorher einzelne Lebensbetätigungen der Menschen, sondern eine geschlossene Geschicht der Menschheit als sozialen Körpers festzustellen vermögen, die Alleinherrschaft in rech verschiedenen Formen entgegentreten, bald reiner, bald mit anderen Verfassungsformen gemischt — sie ist ebensowenig wie die Republik ein unverrückbar feststehender Begriff — so begegnet uns doch diese Verfassungsform anders als die republikanische während dieser Zeit in der ganzen Welt, sie hat sich immer wieder, auch wo sie durch die republikanische abgelöst erschien, durchgesetzt, und in weiten Gebieten der Erde hat sie sich sogar in nie er schütterter Abfolge erhalten.

Man denke nur etwa an die Geschichte Ostasiens, in die man die Vorderindiens trotz der Bindegliedstellung dieses Landes zwischen dem Westen und dem Osten einzubeziehen hat. Dieses Riesengebiet, dessen politische Geschichte wir freilich nicht in sehr alte Zeiten hinauf verfolgen können, auch in China nur bis ins 2. Jahrtausend v. Chr., hat bis zu dem Umsturz in China 1911 als verfassungsgeschichtlich irgendwie bedeutsam nur das monarchische Regiment gekannt, und dieses zumeist in der Form des Absolutismus, der zudem des öfteren stark theokratisch gefärbt ist. Gegenüber der gerade in China besonders fest verwurzelten Auffassung des Herrschers als der Verkörperung der göttlichen Weisheit auf Erden, die hier zusammengeht mit der Auffassung des chinesischen Reiches als das irdische Abbild des als göttliches Gemeinwesen gefaßten Kosmos, hat sogar die neu errichtete chinesische Republik kapitulieren müssen; sie hat wenigstens zunächst die Gottheit des Kaisers nicht anzutasten gewagt, sondern sie fortbestehen lassen. Allenthalben und zu aller Zeiten treffen wir denn auch in Ostasien auf Untertanen, die der gesetzlichen Freiheit ent behren; der Einzelne ist hier um der Gesamtheit willen da, die durch den Herrscher ver körpert ist. Es fehlt dem absoluten Herrscher gegenüber der Begriff des politisch berechtig ten Bürgers. Wenn sich dieser Zustand in Ostasien so sehr viel länger als in der ganzen übrigen Welt ohne jede rechtliche Abschwächung erhalten hat, so läßt sich dies nur dadurch erklären, daß bei seinen Völkern der Sinn für politisches Reifen und Erwachen nicht star entwickelt gewesen ist, daß der Absolutismus ihrem innersten seelischen Leben nicht fremd gegenübergestanden hat. In Vorderindien hat es allerdings aller Wahrscheinlichkeit nach als Folge des Eindringens indogermanischer Eroberer in früher Zeit gelegentlich so etwas wie ein Wahlkönigtum gegeben, im hellen Licht der Geschichte, d. h. seit der nachrigve dischen Zeit, ist jedoch jede Anteilnahme des Volkes an der Regierung verschwunden nur den Brahmanen gegenüber hat sich in den nichtmuhammedanischen Staaten des vorderen Indien der königliche Absolutismus nicht durchzusetzen vermocht, sondern sich ihnen sogar oft beugen müssen. Von dem starren absolutistischen System hat es im Oste Asiens nur in Japan, und zwar schon seit verhältnismäßig früher Zeit, seit etwa dem 5. Jahr hundert v. Chr., seit dem erst wirkliche geschichtliche Erkenntnis für uns möglich ist, ein

iche Ausnahme gegeben und gibt sie es heute noch. Es tritt uns eben auch in der Ent-
ung der Verfassung die Ausnahmestellung Japans innerhalb der ostasiatischen Welt
gen. Denn hier ist anders, als es nach der japanischen legitimistisch-theokratischen
rie erscheinen könnte, der Herrscher, von kürzeren Ausnahmen abgesehen, ein gutes
tausend lang durch den Feudalismus stark zurückgedrängt gewesen, um schließlich
em 17. Jahrhundert durch das Shogunat auf seine göttlich-priesterliche Stellung be-
ikt und für 2½ Jahrhunderte zu einem Schattendasein verurteilt zu werden. Und
urch die Revolution von 1868 diese Beschränkungen der Herrschaft des Mikado endlich
len waren, ist an ihrer Statt bald eine Einschränkung durch eine moderne Repräsen-
verfassung getreten.

icht sehr viel anders als in Ostasien stellt sich uns, wenn man von den letzten 100 Jahren
absieht, die Entwicklung der staatlichen Gewalt in anderen riesigen Weltgebieten, in
Erdteilen Afrika, Amerika und Australien, dar; diese treten allerdings, abgesehen von
Nordrande Afrikas, der als Glied des Mittelmeerkreises Jahrtausende lang seine be-
ren Wege gegangen ist, nicht nur sehr spät in den Kreis der geschichtlichen Betrachtung
re wirkliche Geschichte umfaßt für uns bisher zumeist nur einige Jahrhunderte, nicht
al ein Jahrtausend —, sondern sie sind auch in ihrer früheren Entwicklung ohne
ich erkennbaren Einfluß auf die vor allem seit der neuesten Zeit sich anbahnende ein-
che Geschichte der Menschheit. Nun wäre es freilich falsch, bei den hier uns entgegen-
iden, zum großen Teil der Gruppe der Primitiven angehörenden Völkern ohne wei-
eine autokratische Verfassungsform, wie sie uns in der größtmöglichen Steigerung
r absolutistisch-theokratischen Regierung des wahrlich nicht als kommunistischer Staat
ssenden Inkareiches begegnet, als die zu jeder Zeit vorwiegende anzusehen — gerade
Häuptlingsgewalt" ist hier vielmehr häufig stark demokratisch, aber auch aristokratisch
baut, auch die „monarchische" Gewalt gehört zu den allmählich herausgewachsenen —,
h weist uns andererseits in diesem Erdteile nichts darauf hin, daß, soweit sich wirk-
staatliches Leben hier entwickelt hat, bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts jemals
ängere Zeit die Mehrherrschaft das bestimmende Verfassungselement gewesen ist.
in den Mayastaaten und vielleicht bei den Nahuavölkern Mittelamerikas — zu den
ren gehören ja auch die Azteken — darf man gerade für die für uns frühesten Zeiten
Periode der Priesterherrschaft annehmen, während deren es nur zu Kriegszeiten so
s wie richtige Könige, die aber nur Zeitkönige waren, gegeben hat. Auf diese Periode
nn auch hier wie sonst in den größeren mittel- und südamerikanischen Reichen eine
eines theokratisch unterbauten absoluten Regiments gefolgt. In diesen drei Erdteilen
rst die moderne Entwicklung einen entscheidenden Verfassungswandel herbeigeführt.
at Amerika am frühesten und seit dem Sturz des Kaisertums in Brasilien 1889 auch
vollständigsten republikanisch gemacht, aber neuerdings der republikanischen Ver
ngsform auch in Afrika, wo im 19. Jahrhundert nur die an sich unbedeutenden Buren-
n und Liberia ein selbständiges republikanisches Element vertraten, ferner in Austra-
nd in der Südsee Eingang verschafft, wobei freilich in den zum britischen Imperium
enden republikanischen Gebieten infolge des Vorhandenseins von Generalgouver-
n, Oberkommissaren u. dgl. als Vertreter des englischen Königs verfassungsrechtlich
ein Zwitterzustand besteht. Denn selbst die jüngste Entwicklung des britischen Reiches
Staatenbunde, die Anerkennung der großen überseeischen Dominions als freier
er des commonwealth of nations auf der Londoner Reichskonferenz von 1926,
n der Verbundenheit dieser Glieder durch die gemeinsame Treuepflicht gegen die
e ausdrücklich festgehalten und damit die moralische Macht des monarchischen Ge-
ns, den Nimbus des Königtums, in den Dienst der britischen Reichseinheit gestellt.

nders als die Frühgeschichte der eben besprochenen drei Erdteile erweist sich die frühe
Geschichte des Mittelmeerkulturkreises vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus als

von besonderer Bedeutung; ist doch das, was sich in dieser Geschichte vollzogen hat, vo
nachhaltigster Wirkung für die Entwicklung der ganzen Welt geworden, weshalb man auc
von ihr noch immer trotz aller neuen geschichtlichen Erkenntnisse in anderen Teilen de
Erde als von der Geschichte des Altertums κατ' ἐξοχήν sprechen darf. Von diesem Kultur
kreise geht der vorderasiatisch-nordafrikanische Teil, dessen frühere Geschichte man al
Geschichte des alten Orients zusammenfaßt, in seiner staatlichen Entwicklung eng zu
sammen mit Ostasien — auch dies ein Zeichen von einer gewissen inneren Verbindung —
wenn es sich auch von diesem durch größere Mannigfaltigkeit und stärkeren Wandel unter
scheidet. Jedenfalls darf man nicht ohne weiteres, wie es vielfach geschieht, als Staatsform
des alten Orients die Despotie hinstellen. Für die Verfassungsverhältnisse in Ägypten
Babylonien, Assyrien und bei den Persern ist diese Charakteristik allerdings zumeist zu
treffend; ein Machtbewußtsein ohnegleichen nicht nur nach außen, sondern auch nac
innen ist das Kennzeichen dieser Alleinherrschaft. Immerhin können wir schon heut
trotz unzureichender Nachrichten den despotischen Absolutismus in Assyrien als das Er
gebnis einer längeren Entwicklung feststellen, an deren für uns erkennbarem Anfang ei
der japanischen Staatsform vor 1868 nicht unähnlicher Zustand geherrscht zu haben scheint
für Babylonien dürfen wir gelegentlich, und zwar nicht nur für die Zeit Hammurabis
der sich selbst als der heilbringende Hirte, als leiblicher Vater seiner Völker gefühlt und
entsprechend bezeichnet hat, geradezu von einem aufgeklärten Absolutismus sprechen, und
auch jene sich über Jahrhunderte erstreckenden Epochen der ägyptischen und babylonischen
Geschichte, in denen das Land am Nil ebenso wie das Zweistromland ein Feudalstaa
gewesen ist, lassen sich mit der herkömmlichen Vorstellung von dem unumschränktenDespo
tismus ihrer Herrscher nicht recht vereinen. Trotzdem dürfen wir ebensowenig wie für
Ostasien für alle diese Reiche — außer einmal in Ausnahmezeiten wie etwa in jener wohl
nur kurzen „bolschewistischen" Periode Ägyptens in der Zwischenzeit zwischen Alten
und Mittlerem Reich — etwas wie einen Stand politisch vollberechtigter Bürger neben
dem Herrscher annehmen, vielmehr hat eine ungeheure Kluft diesen von seinen „Knechten"
getrennt; denn nicht nur die große Masse des Volkes war geknechtet, sondern auch zumeist
seine Vornehmen, weshalb denn auch in der Überlieferung die großen Einzelpersönlich
keiten, deren es natürlich auch im alten Orient neben den Herrschern gegeben hat, so selten
oder wenn überhaupt, dann nur schemenhaft hervortreten. Ein gewisser Sinn für die
Bedeutung der Einzelpersönlichkeit begegnet uns in den altorientalischen Großreichen
nur in dem Staate, der uns erst in letzter Zeit näher bekannt geworden ist, in dem der
Hethiter in Kleinasien und Nordsyrien. In diesem von Indogermanen stark bestimmten
Staate darf man auch nicht von despotischem Absolutismus als typischer Verfassungs
form sprechen. Ursprünglich scheint es hier vielmehr ein vom Adel abhängiges Wahlkönig
tum gegeben zu haben, aber auch später hat sich dieser Adel allem Anschein nach noch ga
manche Rechte gegenüber dem Königtum bewahrt. Außerdem ist dieses auch hier längere Zei
durch ein stark ausgeprägtes Lehnssystem eingeschränkt gewesen. Dies alles, ebens
wie manches andere, das uns im Hethiterreich unorientalisch anmutet, darf man wohl
auf den Einfluß des indogermanischen Elements zurückführen.

Trotz all dieser Einschränkungen wird man jedoch geneigt sein, in einem besonders
machtvollen Königtum die typische Staatsform des alten Orients zu sehen, und dies mit
Fug und Recht, nur darf man es nicht als die einzige ansehen. Man denke nur an das alte
Äthiopien, d. h. Nubien, wo ähnlich wie etwa in Mittelamerika eine Zeit lang eine Priester
herrschaft nur einen zeitlich begrenzten König neben sich geduldet hat, oder an die Mannig
faltigkeit der Staatsform in den syrischen Landen. Ein Regiment, das man geradezu als
republikanisch bezeichnen darf, begegnet uns hier allerdings nur im alten Israel und Juda
in der sog. Richterzeit, die Alleinherrschaft tritt uns jedoch bei den vielen, zu keiner Einheit
zusammengeschlossenen Stämmen Syriens — übrigens nicht anders auch im alten Arabien
— in den verschiedensten Formen entgegen. Als Despotismus freilich nur mehr gelegent

Der israelitisch-jüdische Staat ist an Salomons Versuch, ihn einzuführen, sogar zer-
gen. Die Macht der Geschlechter war hier noch zu stark; sie hat sich auch in der Folgezeit
lten und hat später, unterstützt durch den Durchbruch eines religiös gefärbten Indivi-
ismus in der Erscheinung der großen Propheten und durch den Verlust der Souveräni-
es jüdischen Gemeinwesens, die Grundlage für die Errichtung einer wirklichen Theo-
e bei den alten Juden — Jahwe der eigentliche Herrscher — abgegeben. Demo-
sche Unterbauung der Königs- bzw. Häuptlingsgewalt hat man übrigens auch in
ien des öfteren anzunehmen, in vielen Fällen auch eine aristokratische, so vor allem
en phönikischen Stadtstaaten. Deren Verfassungsform hat auch bestimmend auf die
assung der wichtigsten phönikischen Kolonie, auf Karthago, eingewirkt, wenigstens in
Frühzeit. Aber ebenso wie Karthago und seine Entwicklung nicht einfach in den Rah-
der Geschichte des alten Orients eingespannt werden darf, sondern der des euro-
hen Mittelmeerkreises angegliedert werden muß, so ist auch Karthagos Verfassung
e gegangen, die es von dem üblichen altorientalischen Verfassungstypus entfernt
n. In seiner großen Zeit hat ein aristokratisches Regiment von Reedern und Kauf-
n jahrhundertelang seine Geschicke geleitet, und nach dem 2. punischen Kriege hat
nibal unter dem Eindruck dieser Katastrophe sogar den Versuch gemacht, die oligarchische
rherrschaft in eine Demokratie umzuwandeln.

ßt sich schon für den alten Orient eine größere Mannigfaltigkeit der Verfassungsformen
ststellen, so ist dies erst recht der Fall bei der Betrachtung der europäischen Entwicklung.
ein besonders starker Wechsel tritt uns hier entgegen, entsprechend der stärkeren
gen Beweglichkeit des Europäers, dem stärkeren Wandel, den wir hier infolge der
anderen Bedeutung persönlicher Mächte im Denken der Menschen wie in ihren
riellen Verhältnissen beobachten können. So ist denn auch allein in Europa schon
Christi Geburt das republikanische Prinzip von entscheidender Bedeutung für die
liche Entwicklung geworden. In der Frühzeit begegnet uns allerdings auch hier überall,
vir genauer sehen können, allein das monarchische Regiment, und zwar schon bald
cht verschiedenen Formen. In der Welt der Ägäis, deren Frühgeschichte uns inner-
der europäischen am besten bekannt ist, hat auf Kreta in der vorgriechischen Zeit
n Anschein nach die Alleinherrschaft nicht stets den Charakter der uneingeschränkten
otie getragen; es scheint sogar, als ob hier neben dem Herrscher und einzelnen Herren
auch schon der „Bürger" etwas zu bedeuten gehabt hat. Dagegen hat das griechische
and in der sog. mykenischen Periode, als hier schon griechische Stämme die Führung
ch gerissen hatten, ein absolutes Regiment entstehen sehen, das zum mindesten in der
nykenischen Zeit, d. h. seit dem 14. Jahrhundert v. Chr. in seiner Machtfülle ein dem
talischen Despotismus ähnliches Gepräge getragen zu haben scheint, ein Gepräge,
eigentlich einen ungriechischen Eindruck macht und die Möglichkeit äußerer, nicht-
ischer Einwirkung nahelegt. Diese Annahme wird auch dadurch unterstützt, daß wir
den Fällen, in denen uns bei indogermanischen Völkern in der Frühzeit ihrer Geschichte
bsolute Monarchie begegnet, fremden Einfluß voraussetzen dürfen. Denn auch bei
Griechen muß man nicht anders als etwa bei den alten Italikern mit dem Vorhanden-
eines uralten Heer- und Volkskönigtums rechnen — man könnte auch im Hinblick
re ursprüngliche patriarchalische Gesellschaftsordnung den Begriff des patriarchalischen
ztums anwenden —, wenn uns ein solches auch gerade für die spätmykenische Zeit
bezeugt ist. Dagegen tritt es uns für die Epoche nach dieser Zeit deutlich greifbar vor
durch die homerischen Gesänge entgegen, zugleich freilich auch der allmähliche
u der königlichen Macht in den ersten Jahrhunderten des 1. Jahrtausends v. Chr.,
tark bedingt ist durch die wirtschaftliche Entwicklung der Zeit. Er erfolgt zunächst
nicht zugunsten des Volkes, mag dieses sich auch schon gelegentlich gegen die königs-
Macht auflehnen, sondern nur zugunsten der adeligen Herren, die seit der Wende des
m 8. Jahrhundert v. Chr. die politische Macht schließlich in der Mehrzahl der grie-

chischen Staatsgebilde an sich reißen, natürlich nicht überall zu derselben Zeit, in einer s bedeutenden Landschaft wie Attika sogar erst in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts Immerhin darf man seit dem 8. Jahrhundert den Beginn des republikanischen Zeitalter bei den Griechen ansetzen, einer Zeit, die für die politische Entwicklung der Menschhei außerordentlich viel geleistet hat. Ist doch damals in der griechischen πόλις, dieser grandiose Einheit von Bürgern und Staat, der erste bürgerliche Rechtsstaat der Weltgeschichte ge schaffen worden, ein Gemeinwesen, das aufgebaut war auf der Freiheit und vollen Ge setzesgleichheit seiner Träger, zugleich aber auch auf deren unbedingter, alle Kraft ein setzender Hingabe an die durch ihn verkörperte Gemeinschaft; die staatsrechtliche Idee de griechischen Polisstaates beruht in der Souveränität der vollberechtigten Bürgerschaft der Nichtpolite ist dagegen von Freiheit und Gleichheit grundsätzlich ausgeschlossen gewesen Allerdings hat auch bei den Griechen diese Ära der siegreichen Republik anders als di vorhergehende Periode der Monarchie nur wenige Jahrhunderte gedauert, da schon im Laufe des 4. Jahrhunderts v. Chr. ein die Monarchie wieder in den Vordergrund schiebender Wandel eingesetzt hat.

Aber auch in diesen 400 Jahren ist das monarchische Prinzip durchaus nicht völlig ver drängt oder bedeutungslos gewesen. So ist es in der größten griechischen Landschaft in Thessalien, niemals ganz beseitigt worden, in einem innerhalb der griechischen Gesamt heit so wichtigen Staate wie Sparta hat sich das Königtum, wenn auch mit allmählich immer stärker beschränkter Macht, dauernd erhalten und ebenso, und zwar sogar in seine ursprünglichen Form, in Makedonien, dies besonders bedeutsam, da ja von hier aus di neue monarchische Ära ihren Ausgang genommen hat. Im griechischen Kolonialgebie haben sich in Kyrene die Könige bis kurz vor der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. z behaupten verstanden und im bosporanischen Reich, einem für die griechische Wirtscha besonders wichtigen Gebiete, ist sogar in der ersten Hälfte des „demokratischen" 5. Jahrhun derts eine jahrhundertelang fest stabilisierte Alleinherrschaft neu begründet worden. Hierz kommt, daß in dieser ganzen Zeit uns immer wieder die Tyrannis begegnet, jene Form der Alleinherrschaft, die zwar wegen ihres nicht verfassungsmäßigen Ursprungs von den Griechen stets als illegitim verurteilt worden ist, die aber trotzdem gerade auf die Zeit genossen gewaltigen Eindruck gemacht haben muß — sonst wären ihre Träger nicht von einem so dichten Legendenschleier umgeben — und die tatsächlich für die griechische Ent wicklung jener vier Jahrhunderte von größter Bedeutung gewesen ist. Ebenso bedeutsam für die innere, die soziale und wirtschaftliche, wie für die äußere, die Erhaltung wichtiger griechischer Gebiete für das Griechentum. Für den griechischen Westen — man denke nur an die großen sizilischen Tyrannen — ist sogar diese Form der Alleinherrschaft auch infolge ihrer besonders langen zeitlichen Erstreckung als ein dem republikanischen Elemen dieser Periode mindestens ebenbürtiges Verfassungsgebilde anzusehen, aber auch bei den Griechen in der Welt der Ägäis hat das republikanische Regime noch bis tief in das 6. Jahr hundert v. Chr. hinein außer an den legitimen Alleinherrschaften auch an den vielen be deutsamen Tyrannenherrschaften von den Kypseliden in Korinth an bis auf die Pisistra tiden und Polykrates von Samos einen ernstlichen Widerpart besessen. Schließlich er scheint mir für unser Urteil beachtlich, daß, anders als bei den Römern, der Königsnam bei den Griechen niemals geächtet gewesen ist, sondern ihnen stets, und zwar auch in ihren republikanischen Zeitalter infolge ihrer Achtung für die mit dem Königtum engverbunden „mythische" Zeit etwas Heiliges und Hohes geblieben ist.

Falsch wäre es alsdann in diesem republikanischen Zeitalter ohne weiteres ein Zeit alter der Demokratie zu sehen. Denn erst seit dem 5. Jahrhundert v. Chr., nachdem Kleisthenes Athen zu einer wirklichen Demokratie gemacht hatte — mit Recht hat schon Herodot die Verfassung des Kleisthenes als δημοκρατίη bezeichnet und damit dieses Schlagwort geschaffen —, also verhältnismäßig spät hat innerhalb der griechischen Mehrherr schaft das demokratische Prinzip infolge des athenischen staatlichen Einflusses das aristokratisch allmählich überflügelt, so daß die Charakteristik des 5. Jahrhunderts durch Thukydides al

Periode der Demokratie ihre Berechtigung hat. Aber selbst damals hat die Demokratie des erbittertsten Kampfes ihren Gegner nicht niederzuringen vermocht, vielmehr im Peloponnesischen Kriege schließlich nicht nur Sparta, sondern zusammen mit ihm gerade das antidemokratische Element triumphiert. Damals hatte zudem auch bereits innere Zersetzung der Demokratie, überhaupt des republikanischen Staates eingesetzt, neues, den alten politischen Formen abgeneigtes staatliches Denken hat sich immer entener durchzusetzen verstanden. Die schroff ablehnende Haltung gegen die Alleinherr-, wie sie noch Euripides vertreten hat, mußte sich wahrlich verflüchtigen in einer gen Atmosphäre, wie sie die Sophisten, überhaupt die philosophische Bewegung em Ausgang des 5. Jahrhunderts geschaffen haben, die das entscheidende Recht des iduums, vor allem das Recht des Stärkeren, gegenüber der Allgemeinheit betonten amit gleichzeitig unter Ablehnung des bisherigen Staatsgedankens, der Idee von llgewalt des in der Demokratie verkörperten Nomos, neue theoretische Grundlagen as staatliche Leben, die Idee von zum Herrschen bestimmten Menschen propagiert , d. h. letzten Endes die monarchische Staatsverfassung. In der Gleichsetzung des n mit dem König, wie sie schon vor den Stoikern Antisthenes und Platon vertreten , gipfelt bereits in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. diese Auffassung. Wahrscheinlichkeit nach ist auch schon damals das Herrscheramt nicht anders als später en Stoikern, als eine Pflicht, als Dienst am Volke, gefaßt worden, der Herrscher als der Herr, sondern — man erinnere sich an die Selbstbezeichnung Hammurabis — r Hirte, als der Vater seiner Untertanen. Damit ist bereits damals ein gewisser Höheinnerhalb der ideologischen Begründung der Alleinherrschaft erreicht worden. olche „soziale" Monarchie haben später die Stoiker nicht nur grundsätzlich als die beste sform anerkannt, sondern sich für sie auch in der Praxis eingesetzt.

e theoretische Begründung einer ethisch bestimmten Monarchie, die Entwicklung der Idee, hätte für sich allein freilich nicht genügt, um die Demokratie und des weiteren die likanische Staatsform überhaupt als vorherrschende Staatsform zu begraben, auch nicht, als die Theorie ins Denken der Masse einzudringen begann. Denn es haftete viel Doktrinär-Spekulatives an, sie hatte zu wenig geschichtlichen Wirklichkeitssinn. ußte die allgemeine politische Entwicklung der Zeit hinzukommen, um jene Zerßarbeit zu vollenden. Ideelles und das Gewicht der tatsächlichen Vorgänge ver- sich wie so oft in der Geschichte auch hier so eng miteinander, daß wir zwar von eitigen Beeinflussungen sprechen dürfen, aber uns hüten müssen, alles auf die einFormel: Ursache und Wirkung zu bringen. Einst hatte die πόλις als vorherrschender es griechischen Staatswesens schon durch ihren ganzen Charakter viel für Ausbilund Festigung des republikanischen Prinzips getan. Als in ihr aber die Demokratie ersteigerte, die Gleichheit für wichtiger angesehen wurde als die Freiheit und der durchgeführte Mehrheitsgedanke zur ungehemmten Massenherrschaft, zu einem n Despotismus hier nicht eines Einzelnen, sondern des Demos führte, da erhob natürlicher Reaktion gegen die drohende Vernichtung seines Rechtes das Individuum seine Bedroher, da war das Feld aber auch frei für die Ehrsucht Einzelner, griff egozen- Denken und Handeln nach der Führung des Gemeinwesens und vermochte sich in urchzusetzen. Auch des Perikles einzigartige Stellung in der athenischen Demokratie ist, ig gerade sie auf menschlichem Egoismus beruhte, für die den Einzelnen gegenüber asse hebende Entwicklung von Bedeutung, wie ja überhaupt gerade die athenische ratie weniger organisch gewachsen, als durch einzelne machtvolle, nach Macht de Persönlichkeiten geschaffen worden ist und schon insofern für das Aufkommen gischer Alleinherrschaft gleichsam von Haus besonders vorbestimmt war. Als ferner on im Verlauf des Peloponnesischen Krieges aufgekommene Erkenntnis sich weiter ete, daß republikanische Gewalten, daß die vielen vorhandenen republikanischen die dringenden außen- und innenpolitischen Aufgaben der Zeit nicht zu lösen ver-

mochten und man nach dem einen Retter und Erlöser ausschaute, als „kosmopolitisches Denken sich gegenüber dem Polisgeist auch im öffentlichen Leben durchzusetzen begann, da war auch im Griechentum trotz seiner inneren geistigen Freiheit die Zeit reif für eine neue Periode der dynastischen Alleinherrschaft, einer universale Tendenzen verkörpernden Monarchie, die dann drei Jahrhunderte lang bis zur Vernichtung des letzten selbständigen Griechenstaates des Altertums, des Ptolemäerreiches, gedauert hat.

Heraufgeführt hat diese Periode das makedonische Heerkönigtum durch eine so gewaltige Herrscherpersönlichkeit, wie es Philipp III. war, als Folge seiner Siege über die griechischen Gegner. Und sein noch größerer Sohn Alexander hat das neue griechische Königtum in die Form gegossen, die es in der Folgezeit zumeist aufweist, in die des absolutistischen Großkönigtums Asiens. Denn mag auch die Alleinherrschaft in den verschiedenen hellenistischen Staaten sich im einzelnen recht verschieden gegeben haben, verschieden auch gerade nach der Persönlichkeit der Herrscher, um ein mehr oder weniger absolutistisches Regiment hat es sich fast immer gehandelt, und dieser Absolutismus hat durch die Vergöttlichung der Herrscher zumeist noch eine Steigerung erfahren. Da damals von dem Osten des Mittelmeerkulturkreises auch der Orient den Griechen untertan war, sind es anders als in der ersten Zeit der griechischen Monarchie große, übernationale Flächenstaaten, über die griechische Monarchen geboten, und als sich aus diesen im Laufe der Zeit immer mehr selbständige orientalische Reiche ablösten, da haben sich diese in ihrer staatsrechtlichen Struktur von den griechischen Monarchien grundsätzlich nicht unterschieden, das Partherreich noch am stärksten durch den hier eine entscheidende Rolle spielenden Feudalismus. Auf die Ausbildung der Form, in der die Monarchie des Hellenismus erscheint, hat der Orient seine alte Staatsform und Staatsauffassung, entscheidend eingewirkt, und so ist denn im helleniſtischen Osten der durch die Griechen geschaffene Begriff des Staates als einer Vereinigung freier gleicher Bürger zumeist verschwunden und an seine Statt der alt orientalische des Untertanenstaates wieder in den Vordergrund getreten. Es hat zwar auch damals noch eine große Anzahl von griechischen Stadtrepubliken gegeben, zum Teil innerhalb der monarchischen Imperien, zum Teil auch neben ihnen, ein Zustand, der gewissermaßen dem Ideal des Isokrates entsprach, aber wirkliche Souveränität haben die meisten nicht besessen, sie waren mehr autonome Munizipien, und selbst ihre mächtigsten Vereinigungen, der achäische und der ätolische Bund, sind gegenüber den monarchischen Großstaaten von untergeordneter Bedeutung.

Während somit für den Osten des Mittelmeerkreises seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. die Alleinherrschaft die politische Signatur der Zeit ist, hatte sich damals im Westen das republikanische Element bereits gegenüber dem monarchischen als führend durchgesetzt. Für die Frühzeit haben wir freilich auch hier das alteinheimische Element der Alleinherrschaft in verschiedenen Abarten als die vornehmlich in Betracht zu ziehende Verfassungsform anzusehen. Für die alten Kelten, die Italiker und Etrusker können wir dies auch im einzelnen nachweisen. Während wir aber für das frühe, für das voretruskische Rom mit einem nicht besonders machtvollen Königtum zu rechnen haben, scheint bei den Etruskern auch noch in ihrer italischen Frühzeit ein absolutes, geradezu despotisches Königtum, das wie manches andere bei ihnen auf den alten Orient hinweist, bestanden zu haben. Denn die Annahme hat doch vieles für sich, daß das römische imperium, das selbst in seiner magistratischen, gegenüber der ursprünglichen königlichen stark eingeschränkten Form eine gewaltige Machtfülle einschließt, das vor allem durch die stete Anwesenheit des Scharfrichters des Liktors mit Beil und Ruten, bei seinem Träger auch in der Spätzeit auf eine anfänglich geradezu despotische Gewalt seines Inhabers hinweist — man denke nur an den Henker im Gefolge orientalischer Herrscher —, daß dieses imperium nicht allein auf römischem Boden erwachsen, sondern von den Etruskern in seiner Ausgestaltung entscheidend beeinflußt worden ist und also nach ihm das Wesen des frühetruskischen Staats beurteilt werden kann.

Wie rasch sich im einzelnen im Westen der Wandel von der Alleinherrschaft zur Mehrschaft vollzogen hat, ist noch nicht sicher zu entscheiden, um die Wende vom 6. zum 5. Jahrhundert v. Chr. ist freilich das ursprüngliche Verfassungsbild bereits entscheidend ändert gewesen. Von jetzt an steht unbedingt das republikanische Element im Vordergrund, und zwar für etwa ein halbes Jahrtausend, also für eine längere Zeit als bei den Griechen, und außerdem bei den führenden Völkern auch ohne die für die republikanische Art der hellenischen Welt kennzeichnenden monarchischen Zwischenspiele. Außer Karthago waren um jene Zeit schon Rom, die samnitischen Völker, überhaupt alle Italiker und die Etrusker eine republikanische Verfassung besessen. Bei den Völkern Spaniens sowie bei den Kelten ist jedenfalls nach Ablauf der drei ersten Jahrhunderte dieses Zeitraumes die Monarchische Verfassung schon stark in die aristokratische übergegangen gewesen, um schließlich so gut wie ganz verdrängt zu werden: Zu Cäsars Zeit waren bei den Kelten Gauens gewählte Magistrate als Leiter schon eine gebräuchliche Einrichtung. Auch für die Germanen darf man für die Zeit ihrer ersten unmittelbaren Berührungen mit den griechischen Völkern des Mittelmeerkreises in den letzten Jahrhunderten v. Chr. die Alleinherrschaft nicht ohne weiteres als die für sie kennzeichnende Verfassungsform hinstellen. In der germanischen Urzeit hat man vielmehr die Landesgemeinde, d. h. die Versammlung der freien Volksgenossen als das eigentliche Staatshaupt anzusehen. Es hat zwar bei ihnen schon damals Könige gegeben, und in Kriegszeiten tritt uns immer nur ein einzelner Heerführer entgegen, aber diese Herrscher sind aus dem Volke hervorgewachsen, die altgermanische Alleinherrschaft hat, so weit sie vorhanden war, ein stark volkstümliches Gepräge getragen; von einem selbstherrlichen Königtum findet sich keine Spur.

Die Mehrherrschaft ist also damals im Westen die maßgebende Staatsform gewesen, aber durchaus nicht etwa die Demokratie. Der große republikanische Staat des Westens, in diesem halben Jahrtausend immer entschiedener die Führung an sich gerissen, der schließlich nicht nur fast den ganzen Westen, sondern einen großen Teil der damals bekannten Welt sich zu eigen gemacht hat, Rom, ist während seiner ohne ernstliche Bedrohung fast zwei Jahre anhaltenden republikanischen Periode niemals eine wirkliche Demokratie gewesen. Denn mag staatsrechtlich-formell genommen auch in Rom das Volk schließlich der Träger der Souveränität geworden sein, mag auch Polybios mit seiner Charakteristik der römischen Verfassung als einer gemischten vom Standpunkt der griechischen Staatslehre aus im Recht sein, in der politischen Praxis ist Rom infolge der bewundernswerten Begabung der Verfassung durch die römische Nobilität, die es verstanden hatte, die Verwaltung ganz in ihre Hand zu bekommen, eine typische Aristokratie gewesen, nicht weniger als später Venedig; der Senat, diese Versammlung von Königen, und die Magistrate in ihrer Machtfülle, mit der unbedingten Initiative, der weitestgehenden Zwangsgewalt über dem Volke, waren die tatsächlichen Herren des Staates. Auch die seit der Gracchenzeit einsetzenden, auf eine stärkere tatsächliche Demokratisierung des Staates gerichteten Bestrebungen, die Aufpeitschung der mit wirtschaftlicher Not kämpfenden Masse durch Schlagworte aus der politischen Phraseologie der griechischen Demokratie, selbst die Durchführung dieser Schlagworte in die Tat haben nie zu dauerndem Erfolg geführt, sondern höchstens nur gelegentlich zu anarchischen Zuständen. Dies alles hat nur die Zerrüttung im Innern gesteigert, aber keinen die Demokratie sichernden verfassungsmäßigen Wandel herbeigeführt; unter klingenden Worten — hie Volksrechte, hier Nobilitätsherrschaft — ging es sich in dieser Zeit, wenn man von einem Großen wie Sulla absieht, nichts als der Kampf aus persönlichen Machtstrebens. Die führende Aristokratie, die lange dafür gesorgt hatte, keinen aus ihren Reihen, auch nicht einen Mann wie den älteren Scipio, zu groß werden zu lassen, nicht nur aus Standesbewußtsein, sondern auch in dem Gefühl, daß durch die unpersönlichen Kräfte, die den Staat groß gemacht hatten, zersetzt werden könnten, hatte sich innerlich gewandelt. Sie, die sich dereinst nicht gescheut hatte, sich immer wieder aus den besten Schichten des italischen Volkes zu ergänzen, versuchte sich

nun schon seit längerer Zeit ängstlich abzuschließen gegen „Neue Menschen", ähnlich, wer auch freilich nicht so hermetisch, wie später die venetianischen Nobili. Es drohte Erstarrun Dazu hatte der Wandel des Zeitgeistes, der sich unter griechischem Einfluß vollzog, auch Rom, und zwar gerade in diesen Kreisen, den politischen Individualismus hochkomme lassen. Vor allem durch diesen ist die alte römische virtus zersetzt worden, und so hat si der Machthunger kraftvoller Einzelpersönlichkeiten austoben können bis zu der ideelle und tatsächlichen Zerstörung der res publica, bis zum Untergang der republikanischen Staat form. Diese hat die gewaltige Aufgabe, eine große Nation zu schaffen und die Welt erobern, zwar glänzend gelöst, sie hat es aber nicht verstanden, dem Gewonnenen d Segnungen eines gesicherten, den Bedürfnissen eines Weltreichs angepaßten Regimen zu schaffen. Diese schwierige Aufgabe hat dann erst die römische Monarchie in allem wesen lichen erfüllt; ein großes geschlossenes Kulturreich, ein Reich des Friedens ist wenigste zunächst die Folge ihres Wirkens gewesen.

Cäsars Absicht, an Stelle der Republik in Rom das hellenistische Gottkönigtum einz führen, ist zwar infolge seiner Ermordung und der Niederlage des ihm gleichgesinnte Antonius nicht zur Verwirklichung gelangt, durchgesetzt hat sich jedoch das Werk des Au gustus, die gemäßigte Monarchie des Prinzipats, bei der schon von Haus aus das Volk gut wie ausgeschaltet war. Sie war übrigens nicht nur ideenmäßig durch staatsphilos phische Strömungen der Zeit vorbereitet, sondern ihr war auch der Weg geebnet durch d politische und staatsrechtliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte: Die Römer hatten sich i letzten Jahrhundert der Republik an das Wirken außerordentlicher, monarchisch anmutend Gewalten im Staate gewöhnt; das eine Organ der republikanischen Verfassung, die Volk versammlung, war innerlich zersetzt und auf die Entwicklung, die vom Gemeindestaa zum Reich geführt hatte, gar nicht zugeschnitten, sie war zur politischen Farce geworde Das Neue war somit keine gewaltsame Neuschöpfung, sondern eigentlich mehr eine natü liche, gewohnheitsrechtliche Fort- und Umbildung, trotz einiger, mehr äußerlicher Zutate aus dem Bereich der hellenistischen Monarchie ein echtes Produkt des römischen Geiste

Seit der Zeit um Christi Geburt ist auch für Europa ebenso wie für die mit ihm ste enger verbundenen Teile des vorderen Asiens ein Zeitalter der Alleinherrschaft angebroche das ungeschwächt bis in die Neuzeit hinein gedauert hat. Die neuerrichtete römisch Alleinherrschaft hat allerdings ihren ursprünglichen Charakter bald geändert; Ideen, di im Orient geboren, auch im Hellenismus uns entgegentreten von dem allmächtigen übe menschlichen Universalherrscher, von dem die Welt beglückenden Friedensfürsten beginne immer stärkeren Einfluß zu gewinnen. Der neue Universalstaat drängte gleichsam hin a die für antike Weltstaaten übliche Form der Monarchie, und so hat denn nach einer freili an 300 Jahre dauernden Entwicklung die durch den Orient beeinflußte Staatsform d Hellenismus auch im römischen Kaiserreich ihren Einzug gehalten, der dominus et de Aurelian, Carus, Diokletian und endlich und vor allem Konstantin sind die letzten Etapp auf diesem Wege. Damals ist sogar die hellenistische Form des Königtums unter dem Ei fluß des neupersischen Reiches durch stärkstes Hervorkehren mancher orientalischer Zü schließlich noch übertrumpft worden. Der hellenistische Gedanke persönlicher Herrsch hatte somit den römischen Staatsgedanken überwuchert, der Orient sich letzten End ihm gegenüber als der Stärkere erwiesen. Der Untertan war wieder einmal für d Staat und im besonderen für den Herrscher da, aber dieser nicht mehr für ihn. Der stra zentralisierte Absolutismus, der Cäsaropapismus ist dann auch die Staatsform des byza tinischen Reiches während seiner ganzen großen Zeit gewesen; erst seit der Zeit sein Abstiegs von seiner stolzen Höhe, die es noch im späteren 10. Jahrhundert v. Chr. üb jeden Staat des Abendlandes erhoben hatte, im Laufe des 11. Jahrhunderts ist auch h der Feudalismus ebenso wie in Westeuropa gegenüber dem Alleinherrscher zu einem au schlaggebenden Faktor im Staate geworden.

ußer in Byzanz findet sich bis gegen Ende des Mittelalters im Mittelmeerkreis und den angrenzenden Teilen Europas ein auch staatsrechtlich scharf zu umreißender Abtismus, der sich längere Zeit behauptet hat, — auch hier der Herrscher zugleich das Haupt Kirche —, nur noch in dem neupersischen Staate; die auch im Sassanidenreich ebenso im Partherreich vorhandenen feudalen Elemente hat die Krone zumeist zu bändigen, schließlich ganz zu unterdrücken verstanden. Dagegen darf man für die islamischen aten dieser Zeit, obwohl auch hier der Herrscher des öfteren die höchste weltliche und tliche Würde in sich vereinigt hat, den Absolutismus nicht als typische Verfassungsform hen. Entscheidende Schritte zu ihm hin sind zwar schon unter dem Regiment der aijaden geschehen, das im übrigen den ursprünglichen patriarchalischen Charakter nicht eugnet, aber die absolute Herrscherstellung der ersten abassidischen Imame, die hiermit die Sassaniden anknüpfen, ist eigentlich nur eine tatsächliche, aber keine staatsrechtlich klich festverankerte gewesen. Sie ist auch schon verhältnismäßig früh durch die starke bständigkeit der Leiter der großen Provinzgebiete vermindert und dann vor allem durch türkischen Heerführer, die Sultane, schließlich so eingeschränkt worden, daß diese und t die Imame, mögen sich auch einzelne immer wieder ihnen gegenüber erfolgreich erafft haben, die eigentliche Herrschergewalt repräsentierten; diese Sultane selbst freilich bald wieder in ihrer Macht durch ihre Lehnsleute beschränkt worden. Bei dem attendasein, zu dem so manche Kalifen verdammt wurden, fühlt man sich lebhaft an Stellung des Mikado vor 1868 erinnert. Die allmähliche Ablösung einer großen Anselbständiger Staaten von der ehemaligen zentralen Gewalt der abassidischen Imame zumal ein Teil von diesen Herrschern auch das Imamat für sich in Anspruch nahm, zu verschiedenen Formen der Alleinherrschaft in den islamischen Reichen geführt. In Sultanen der osmanischen Türken, die seit dem 16. Jahrhundert auch die Kalifenwürde nommen haben, ist ebenso wie in den großen muhammedanischen Herrschern Vorders schließlich innerhalb des Islams sogar der typische altorientalische Despotismus wieder nden. Eigenartigerweise begegnet uns unter den islamischen Staaten aber auch der wenigen Ausnahmen von der für das Mittelalter üblichen Staatsform der Monle; sind doch in Sevilla und in Cordoba in der Zeit des arabischen Niederganges in nien aristokratische Republiken gleichsam als ein Verzweiflungsausweg aus den Nöten Zeit entstanden.

el fester gegründet und weltgeschichtlich von ganz anderer, von wirklicher Bedeutung iese republikanischen Gebilde waren natürlich in dieser Zeit die bekannten großen hen Stadtrepubliken, von denen sich Genua und Venedig bekanntlich bis in die eonische Zeit halten konnten, aber trotzdem sind sie nur kleine republikanische Tupfen em gewaltigen monarchischen Gemälde, in dem sich uns das Mittelalter darstellt, rst recht sind dies die dithmarsischen und nordfriesischen Bauernrepubliken, sowie die ttelbar der Reichsgewalt unterstehenden deutschen Städte — die anderen kommen ilich gar nicht in Frage —, zumal diese, wenn ihnen auch schon die alten Staatsrechtsr die Landeshoheit zuerkennen, der vollen Souveränität entbehrten. Daß die Mon in Europa so allgemein zur Geltung gelangt ist, ist eine der großen Nachwirkungen römischen Kaiserreiches, dessen starke direkte staatsrechtliche Einwirkung in der Entung des Königtums bei den Germanen besonders deutlich zum Bewußtsein kommt. dem Corpus iuris, nicht aus germanischem Recht, stammt denn auch der Gedanke durch keine Nebengewalt eingeschränkten Monarchie, wie ihn später etwa Friedrich rossa in Italien durchzusetzen suchte, ein Gedanke, den das deutsche Königtum ohne nspruch auf den Kaisersitz Rom nie gefaßt haben würde.

weniger diese Germanen mit dem imperium Romanum in nähere Berührung gen sind, wie dies bei den Nordgermanen der Fall war, desto entschiedener haben sie an alten Verfassungszuständen festgehalten. In den skandinavischen Reichen — noch nigsten wohl in Norwegen — ist die Königsmacht während des ganzen Mittelalters

stark eingeschränkt geblieben durch die Rechte des Volkes oder später durch die dieses zu rückdrängenden Großen. Wenn noch heutigentags in Norwegen der Herrscher einfach mi „Herr König" angeredet wird, so hat man hierin noch ein Überbleibsel der altgermanischen das Volk neben den König stellenden Zustände zu sehen. In all den vielen auf dem Bode des imperium Romanum entstandenen Germanenreichen können wir dagegen entsprechen der Einwirkung der römischen Staatsidee eine mitunter recht erhebliche Stärkung de königlichen Machtvollkommenheit feststellen; bei den ersten Ostgotenherrschern, den erste Merowingern und den späteren Burgunderkönigen tritt uns die bewußte, ja systematisch Angleichung der königlichen Stellung am schärfsten entgegen, ohne daß freilich einer vo diesen als absoluter Herrscher bezeichnet werden dürfte. Und mögen dann auch in de Folgezeit in Deutschland, sowie in den sich allmählich entwickelnden übrigen National staaten die königlichen Rechte recht verschiedenen Umfang besessen haben, mag es sich u Wahlreiche oder um die an sich eine stärkere Exekutive verbürgenden Erbmonarchie handeln, nirgends treffen wir auf ein verfassungsmäßig begründetes selbstherrliches Köni tum; wir beobachten sogar bis gegen Ausgang des Mittelalters zumeist eine allmählich mitunter recht beträchtliche Verminderung der königlichen Macht, des unmittelbaren Ei flusses des Herrschers auf vielen Gebieten der Staatsverwaltung durch die allenthalbe zur Bedeutung gelangten feudalen Elemente, die ja vielfach schließlich landesherrliche Charakter angenommen haben.

Erst in der Übergangszeit zur Neuzeit und dann zu Beginn dieser Periode hat sich wied in Europa ein allgemeiner Wandel in der Richtung der Stärkung der Herrschermac vollzogen. Große politische Aufgaben, wie der nationale Zusammenschluß der Staate die Lösung der weltlichen Gewalt aus geistlicher Bevormundung, erforderten eine stark unabhängige Zentralgewalt, und diese fand sich nur in der absoluten Monarchie. M denke nur etwa an Herrscher wie Ludwig XI. von Frankreich, an die Begründung ein wirklich starken Königtums neben dem Parlament durch die Tudors in England, an d Versuch der ersten Stuarts, hier sogar den Absolutismus heimisch zu machen, an ei Persönlichkeit wie Philipp II. von Spanien, diesen Typus eines absolutistischen Regente an den endgültigen Sieg, den in der katholischen Kirche das Papalsystem über das Episk palsystem auf dem Konzil von Trient gewann, den Sieg des absoluten Monarchen d Kirche über sein Parlament, an die großen und kleinen Herrscher der italischen Renaissan die ihrem Willen und ihren Interessen alles rücksichtslos unterzuordnen versuchten u vermochten, man denke daran, daß selbst in Skandinavien die alten Schranken der Köni gewalt damals zerbrachen und die „Enevaelde", die Alleingewalt des Monarchen, Staa grundgesetz wurde. Es sind dies nur einige wenige Belege, die sich aber leicht vermehr ließen, jedoch schon dies Wenige dürfte genügen, um das Bild einer Zeit des beginnend Absolutismus vor uns erstehen zu lassen. Dieses Zeitalter des Absolutismus hat bis i 19. Jahrhundert hinein, also jahrhundertelang, gedauert, der Absolutismus auch die Zeit natürlich verschieden nach Ort und Person — der aufgeklärte Absolutismus ein Friedrich des Großen ein ganz anderes Regiment als das Selbstherrschertum der russisch Zaren, in dem wie in so vielen anderen Zügen des russischen Wesens dessen innerste E gehörigkeit zum Osten zum Ausdruck gekommen ist.

Ohne gewaltige Gegenspiele ist freilich auch diese Ära der selbstherrlichen Alleinhe schaft nicht verlaufen. Dabei darf man nicht so sehr an die Geschichte der Vereinig Niederlande im 17. Jahrhundert denken. Denn hier hat die Republik keine feste Stä gehabt, sondern hat ständig mit der Monarchie gewechselt. Und diese Monarchie, vertre durch die oranische Statthalterpartei, ist zudem typisch volksfreundlich gewesen, Republik dagegen in ihren Vertretern, den „Staaten" von Holland, d. h. den Großka leuten von Amsterdam, ausgesprochen plutokratisch. Dagegen ist als solches gewalti Gegenspiel zu werten die englische Revolution unter Karl I. Diese war die Auflehnu des politischen und religiösen Gewissens, des Unabhängigkeitssinnes eines Volkes ge

itischen und religiösen Druck, die Hinrichtung des Königs eine Tat, die das monarchische
ropa erschaudern ließ; ein neuer Geist machte sich hier zum erstenmal in der Neuzeit
nerkbar, der niemals mehr ganz zur Ruhe gekommen ist. Jedoch war das Wort des
ßen Admirals der englischen Republik, Robert Blake, gesprochen im Jahre 1650, die
lt sei des monarchischen Regiments müde, eine arg verfrühte Prophezeiung. Denn die
glische Revolution bedeutet noch keinen entscheidenden Schlag gegen den Grundsatz
Alleinherrschaft an sich; lenkte doch selbst Cromwell wieder in monarchische Bahnen ein,
chte doch seine Protektoratsverfassung eigentlich die Aufrichtung einer konstitutionell
chränkten Wahl„monarchie" in England. Dagegen hat die zweite große Revolution
Neuzeit, die französische von 1789, der Institution der Alleinherrschaft einen entschei-
den Schlag versetzt. Sie war auch geistig ganz anders, viel tiefer und allgemeiner
bereitet als jene. Die modernen Naturrechtslehrer, die Aufklärer hatten, beeinflußt
ch griechische Staatstheorien, die Begriffe Freiheit und Gleichheit, den Begriff der
nschenrechte zu einem wirksamen politischen Schlagwort zu machen verstanden, man
te sich an dem römischen Freistaat als leuchtendem Vorbild berauscht, Montesquieu
te, wenn er sich auch in der Praxis mit der konstitutionellen Monarchie abfand, die
ublik als die ideale Staatsform hingestellt. Wie weit vorgeschritten die Umwälzung
Geister schon vor der französischen Revolution war, zeigt der für diese in vieler Hinsicht
bildlich gewordene Freiheitskampf der Nordamerikaner gegen England, die zuerst
theoretische Reden von den Menschenrechten in die Tat umsetzten, jener Kampf, der
er ersten großen Republik der Zeit gipfelte. An Zukunftsbedeutung ist diese Tat nicht
nger einzuschätzen als die von ihr befruchtete französische Revolution. Denn in Amerika
de eine wirkliche Demokratie zur Republik, und mag auch hier allmählich sehr viel
ser zu dem demokratischen Wein hinzugeschüttet worden sein, mag uns auch innerhalb
er demokratischen Verfassung infolge der ungewöhnlichen Machtvollkommenheit des
sidenten ein allerdings zeitlich befristetes monarchisches Element entgegentreten,
eruht doch im wesentlichen auf dem großen Eindruck, den immer wieder diese Demo-
e hervorrief, die werbende Kraft, die im 19. Jahrhundert von den Vereinigten Staaten
Europa und damit auf die Demokratisierung der Welt ausgegangen ist.

ie französische Revolution hat, wenn auch ihr Bändiger, der große Korse, in Frank-
noch zu einem letzten Male ein autokratisches Regiment errichtet hat, der absoluten
narchie den Todesstoß versetzt, an dem diese allenthalben in Europa außer in Rußland
in der Türkei während des 19. Jahrhunderts verschieden ist. Sie hat aber darüber
rus auch dem monarchischen Gedanken an sich außerordentlichen Schaden zugefügt nicht
durch die von ihr und seit ihr verfochtenen Ideen, sondern auch durch ihre praktisch-
lischen Auswirkungen in anderen Ländern. Wie viele Alleinherrschaften sind durch
eseitigt worden! Man denke nur an die vielen monarchisch geleiteten Kleinstaaten
eutschland, die im Anschluß an die Revolution dem Reichsdeputationshauptschluß
r Opfer gefallen sind; die Verewigung dieses Vorganges durch den Wiener Kongreß,
rwahrlich nicht revolutionär gesinnt war, mußte auch zur Erschütterung der monarchi-
e Idee beitragen. Und daß sich die deutschen Fürsten nach den Freiheitskriegen nicht
altlos an die Spitze der Einheitsbewegung gestellt haben, hat der Monarchie im
uchen Volke gleichfalls geschadet. Der monarchische Gedanke hat jedenfalls im 19. Jahr-
ert trotz seiner Neubelebung gerade in Deutschland durch den „alten Kaiser", durch
ilhelm I., einen stärkeren Abbruch erfahren, als es der Masse der Menschen dieser Epoche
Bewußtsein gekommen sein dürfte, viel stärker als es äußerlich durch Errichtung konsti-
neller und parlamentarischer Monarchien in Erscheinung getreten ist. Das Denken
eit, für das ihre Begeisterung für abstrakte Ideale wie für die griechische Demokratie
für alle irgendwie Unterdrückten ebenso kennzeichnend ist, wie das in ihr, wenn auch
llmählich, so doch unaufhaltsam einsetzende Aufbäumen des Individuums gegen alle
n, hat sich mit der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung, dem Klassenhaß ver-

einigt, um die Verfassungsgrundlagen der letzten Jahrhunderte zu erschüttern. Imm stärker verbreitete sich die Auffassung, den Nöten der Zeit könne nur ein demokratischer Volk staat, sei es in der Form der Scheinmonarchie, sei es in der der Republik, abhelfen. D Übertragung der Mehrheitsherrschaft auf ein von ihr bis dahin noch nicht berührtes Gebi auf China, nach der Beseitigung der Mandschudynastie war wohl das sichtbarste Zeiche wie tief der Glaube an die Allheilkraft der Republik bereits Wurzel gefaßt hatte. M hat aber seinerzeit die Errichtung dieser neuen Republik wohl mehr als ein Kuriosum b trachtet, und doch hätte sie für jeden Monarchisten, der sich der starken Verbundenhe ja Einheitlichkeit im weltlichen Geschehen seit der allerletzten Zeit bewußt war, alarmiere wirken müssen. Unsere Gegner im Weltkriege, die wahrlich propagandistisch erfahren ware würden auch nicht die Propaganda für die Demokratie so in den Vordergrund geste haben, wenn sie sich nicht der dieser zugeneigten Weltstimmung bewußt gewesen wäre So ist denn der Sturz von vier großen Monarchien durch den Ausgang des Weltkriege jene Riesenkatastrophe, die übrigens nach vielen Jahrhunderten wieder einmal im Orie eine Mehrherrschaft, und zwar sogar wieder eine muhammedanische in der Gestalt d Türkischen Republik gebracht hat, nur als ein gewisses Schlußglied in einer Entwicklung reihe anzusehen. Die Einzelpersönlichkeit, soweit sie in der Alleinherrschaft, in der Leitu des Staates zum Ausdruck kommt, scheint unterlegen zu sein gegenüber der Masse d Volkes, und zwar um so mehr, als die Demokratie uns seit dem Ende des Weltkriegs in Europ allenthalben außer in der Schweiz in der Form des Absolutismus des Parlaments, des schärf möglichen Gegenspielers gegen die Macht eines Einzelnen, in der Exekutive entgegentri

Aber was bedeutet für den Historiker ein Schlußakt einer Entwicklung! Auch dieser für ihn immer nur ein Ring in der Kette der Ewigkeit, an die sich ein anderer Rin anschließt, der neue Ring vielleicht schon der Anfang einer ganz neuen Entwicklung. U wenn wir daran denken, daß noch während des Weltkrieges sich gerade in den westlich Demokratien einzelne Persönlichkeiten zu Diktatoren ihrer Staaten erhoben haben, d im bolschewistischen Rußland ein Mann wie Lenin nicht anders als die früheren Zar selbstherrlich hat herrschen können, daß Mussolinis einziger Wille Italien bezwungen h und ein Mann wie Primo de Rivera sich zum allmächtigen Regenten Spaniens hat au schwingen können, wenn wir davon hören, daß der Diktator der neuen Türkei von monarch schen Gelüsten nicht frei sein soll, wenn wir uns bewußt werden, wie gerade in groß Teilen der durch den Weltkrieg niedergedrückten Völker die Sehnsucht nach dem Führe dem Messias, lebt, wenn wir dies alles und manches ähnliche, wie die immer schärfere B tonung des päpstlichen Absolutismus, die einzigartige Stellung Mahatma Ghandis Indien, die neueste Entwicklung in Serbien, aber auch in China oder etwa die Halbdikt turen von Pilsudski und Woldemaras bedenken, dann könnte mancher sogar behaupte wir ständen bereits mitten in einem starken Abebben der Hochflut der Demokratie und dan auch des Parlamentarismus in einer neuen Entwicklung, die dazu führen würde, daß d Einzelpersönlichkeit auch wieder im Staat die Führung zufiele, daß die Alleinherrsch nicht eine abgeschlossene geschichtliche Entwicklungsform sei, sondern die der Zukunft. D das wäre schon Prophezeien. Hier hat der Historiker, der nach dem Worte Friedrich Schleg doch nur ein rückwärts gewandter Prophet ist, zu schweigen, anders als der Politiker, gerade bei all seinem Tun die kommende Entwicklung in Rechnung stellen und den Schlei der über ihr liegt, intuitiv durchdringen soll, um hiernach sein Reden und Handeln, allem soweit es nicht den Bedürfnissen der Tagespolitik dient, einzurichten. Geht da hierbei der Politiker bei dem Historiker in die Lehre, benützt er für die Bemessung des ihm liegenden, sich ins Unbekannte verlierenden Weges Maßstäbe, die der Historiker Grund der bisher zurückgelegten Wege ihm liefert, so kann er sich seine schwere Aufg oft stark erleichtern. Auch ihm wird sich die alte Weisheit: die Geschichte ist eine beson wichtige, wenn auch natürlich nicht unfehlbare Lehrmeisterin für das Leben, und zw auch gerade für das des Staates, als richtig erweisen.

Nationale Aufgaben der griechischen Republiken

Von Julius Kaerst in Würzburg

Die folgenden Ausführungen sollen der Erörterung der Frage dienen, wie die griechischen Republiken des Altertums ihre nationalen Aufgaben gelöst haben. Aber da erhebt sich die weitere Frage: Sind die nationalen Aufgaben von den griechischen Republiken überhaupt gelöst worden? Es hat eine einflußreiche Richtung in der deutschen historischen Forschung gegeben, vertreten durch bedeutende Namen, vor allem den Droysens und Mommsens, die die nationale Gestaltung des staatlichen Lebens gewissermaßen als das natürliche und selbstverständliche Ziel geschichtlichen Handelns betrachtete. Allerdings wurde der Begriff des Nationalen gerade in Beziehung auf das Griechentum sehr abgeschätzt. Droysen bezeichnet es als „die Befähigung des Griechentums, die allgemeine Tendenz zu sein, unter der sich die Völker der Welt vereinigen sollten". Dieser Begriff des Nationalen nähert sich sehr dem des Kosmopolitismus, und es ist ja auch eine kennzeichnende Tatsache der griechischen Geschichte, daß der griechische Stadtstaat, die Polis, einen näheren Zusammenhang mit dem Kosmopolitismus als mit einer nationalstaatlichen Organisation aufweist. Man hat in jenem von Droysen angedeuteten Sinne das Herrschaftsziel Alexanders des Großen als „weitgefaßten Nationalismus", als „weitherziges Hellenentum" bezeichnet.

In anderer Weise haben einflußreiche neuere Forscher wie v. Wilamowitz und Beloch den nationalen Gedanken in die griechische Geschichte hineingetragen. Hier sind Parallelen zu jener eigenen Geschichte, namentlich das Erlebnis unseres von Bismarck gegründeten Nationalen Staates gewiß von maßgebender Bedeutung für die Anschauung gewesen. Wilamowitz sagt geradezu, daß „die Einheitsbewegungen Italiens und Deutschlands, welche vor unseren Augen zum Ziele gelangten, diese unsere Augen geschärft haben". Er spricht von der „handgreiflichen Befruchtung des wissenschaftlichen Gedankens durch die nationalen Bestrebungen und Erfolge der Gegenwart". Und an einer anderen Stelle erklärt er: „Alle Fehlgriffe in der Wahl der Wege werden den Athenern den Ruhm nicht schmälern, den Gedanken eines einigen Staates Hellas gefaßt und an seine Verwirklichung ihre ganze Kraft gesetzt zu haben". Alexander der Große hat nach Beloch die Weltherrschaft für das griechische Volk errungen, und im Sinne dieser Auffassung hat ein anderer Gelehrter die Ansicht vertreten, daß in der hellenistischen Periode das griechische Volk politisch die größten Erfolge gehabt habe, so daß man geradezu berechtigt sei, von einer griechischen Weltherrschaft im Zeitalter des Hellenismus zu sprechen. Philipp und Alexander haben nach ihm, wenn die Makedonen, wofür sprachliche Gründe den Wahrscheinlichkeitsbeweis lieferten, Griechen gewesen seien, den Griechen die nationale Einigung gegeben.

Ist diese Auffassung der griechischen Geschichte im vollen Maße berechtigt? Dient nicht schon die Art der rationalen Selbstbeurteilung des Griechentums im Gegensatz zu dem, was wir unter unserer geschichtlichen Selbstbesinnung verstehen, zum Beweise dafür, daß die geistigen Voraussetzungen einer nationalen Entwicklung in unserem eigenen geistlichen Wesen und in unserer geschichtlichen Anschauung völlig andere sind als im Griechentum? Für die rationale Selbstbeurteilung ist das Allgemeinmenschliche, Vernünftige, als dessen Darstellung sich das Griechentum betrachtet, vorbildlich. Für die geschichtliche Selbstbesinnung sind es die besonderen geschichtlichen Aufgaben, die aus einer besonderen geschichtlichen Individualität, der besonderen geschichtlichen Konstellation, in welcher eine Nation hineingestellt ist, hervorgehen. Auch wenn wir mit Hegel den Geist eines bestimmten Volkes in einer bestimmten Periode als den die allgemeinmenschliche Entwicklung beherrschenden fassen wollten, würden wir den wesentlichen Unterschied von historischem Denken nicht verkennen können. Dieser Unterschied beruht darauf, daß es sich

bei Hegel um eine einmalige geschichtliche Verkörperung der schöpferischen Weltvernun handelt, während dem Griechentum sich die Weltvernunft als ein sich immer von neue wiederholendes allgemeines Gesetz menschlicher Lebensgestaltung darstellt. Der rationale Selbstbeurteilung, wie sie das griechische Volk als Ganzes durchgeführt hat, wie sie in d Zeit der Renaissance etwa die Philosophie von Descartes vertritt, liegt ein allgemein Typus menschlicher Kultur, nicht das konkrete geschichtliche Wesen zugrunde.

Die griechische Polis hat geistige Ewigkeitswerte entfaltet. Das Ideal einer sittliche staatlichen Gemeinschaft, die durch ein gemeinsames Gesetz bestimmt wird, das Ide eines Kulturstaates, der auf dieser gemeinsamen geistigen Grundlage, zum erstenm im Laufe der uns bekannten Geschichte, sich bildet, wird seine leuchtende Kraft behaupte so lange überhaupt gemeinsame Überlieferungen unserer Kulturentwicklung andauern werde

Aber die gemeinsame Kultur der griechischen Nation hat nicht zur einheitlichen staa lichen Organisation, die eine selbständige Stellung des Griechentums in der Welt auf d Dauer hätte sichern können, geführt. Die großen Bünde, die in der Blütezeit der Pol größere Gruppen der griechischen Staatenwelt als hegemonische Bünde unter der Führun einzelner Stadtstaaten zu vereinigen suchten, sind einseitig von den Interessen des führe den oder herrschenden Staates aus gestaltet. Sie enden damit, daß, wenn der hegemonisc Staat in seiner Machtstellung erschüttert wird oder sie ganz verliert, die abhängigen Staate sich von der drückenden Fessel des Bundes befreien. Ein unzweideutiges Zeichen dafü daß diese Bünde nicht den Weg zu einem nationalen Gesamtstaate darstellen.

Die seit dem peloponnesischen Kriege wieder eintretende politische Abhängigkeit d griechischen Staaten von der persischen Politik bringt auch die Gefahr einer zunehmende religiösen Abhängigkeit vom Orient, die Gefahr einer Orientalisierung der griechische Religion mit sich. Die griechischen Stadtstaaten haben mit ihren eigenen Kräften die Gefahr nicht abzuwenden vermocht, auch keinen ernstlichen Versuch hierzu gemacht. war vielmehr das Verdienst des makedonischen Staates, der erfolgreichen Politik Philipps I daß keine frühzeitige Orientalisierung der griechischen Religion und Kultur stattfan Der persische Großkönig hatte im Königsfrieden von 386 durch die Losung der Autonomi die für die kleinen Staaten ebenso zur Durchführung kommen sollte wie für die große zersetzend und auflösend auf die griechische Staatenwelt gewirkt. Philipp vereinigte i korinthischen Bunde die Kräfte des gesamten Griechentums wenigstens des Ostens. errichtete einen starken Schutzwall gegen die orientalische Gefahr. Hierfür hatte der spe fisch athenische Patriotismus des Demosthenes kein Verständnis. Es war allerdings ei staatliche Organisation, die nicht aus der eigenen politischen Arbeit und dem eigenen Wes der griechischen Staaten hervorgegangen war, sondern durch den Zwang überlegener Mac ihnen aufgenötigt wurde. Das ist ja eben die politische Schuld des Griechentums, daß von sich aus eine solche Organisation nicht geschaffen hat, die ihm eine gesicherte Weltst lung hätte gewähren können. Alexander der Große hat dann die griechische Kultur bis den äußersten Grenzen der Oekumene geführt, aber zugleich die politische Selbständigk des Griechentums vernichtet. Die Römer vollendeten die Auflösung in einzelne, für si ohnmächtige Staaten. Das Ende der Entwicklung, soweit diese auf sich selbst beruht, Ohnmacht und Zersplitterung, der stärkste Gegensatz zu nationaler Selbstbehauptung.

Warum hat die griechische Polis den Aufgaben einer nationalen Politik und national staatlicher Organisation gegenüber versagt? Es ist der gesellschaftliche Charakter d Polis, der die Erweiterung des Einzelstaates zum nationalen Staate erschwert oder u möglich gemacht hat. Der Staat, die Politeia, besteht aus den einzelnen Individue Er ist der Besitz der Politai, der Bürger. Die Bürger sind der Staat. „Der Staat bin ich das ist das politische Glaubensbekenntnis des herrschenden Individuums, das alle Krä und alle Zwecke des Staatslebens seinem eigenen ehrgeizigen Macht- und Herrschaf streben dienstbar macht. „Der Staat sind wir": das ist der politische Leitgedanke der he schenden Gesellschaft des Bürgertums, insbesondere der demokratischen Masse, die i

enes Wohl, ihre nutzbaren Rechte den Interessen des Staates gleichsetzt. Der Staat
d so von den gesellschaftlichen Tendenzen annektiert. Die Freiheit ist ein Herrschafts-
hältnis. Der einzelne Bürger will einen Anteil haben an der Herrschaft. Er will sie
r nicht teilen mit denen, die nicht zu der herrschenden Gesellschaft im Staate gehören.
Die Politik des griechischen Stadtstaates ist vorwiegend innere Politik. Dadurch ist
Mangel an staatenbildender Kraft bedingt. Die bestimmenden und beherrschenden
tive der Politik sind den innerpolitischen Tendenzen des Staates entnommen, in den
irkeverhältnissen der in ihm herrschenden Parteien begründet. Und doch tritt eben das
pferische Wirken eines Staates vor allem in der auswärtigen Politik zutage. Das
rt Rankes behält immer sein Recht: „Die Politik wird auf das Gebiet der Macht und
auswärtigen Verhältnisse geführt, wohin sie gehört." Die Notwendigkeit, alle inneren
hältnisse zu dem Zwecke einzurichten, sich zu behaupten, ist, wie uns der große Histo-
r gelehrt hat, das oberste Gesetz eines Staates. Selbstbehauptung heißt die Behaup-
g des eigenen Wesens, die mit dem Machtcharakter des Staates auf das engste verknüpft
In dem Machtcharakter prägt sich, wie wiederum schon Ranke betont hat, ein geistiges
ment aus, das mit dem eigentümlichen Prinzip eines bestimmten Staates in Zusammen-
g steht. Unter den großen athenischen Staatsmännern, ja, wir dürfen vielleicht sagen,
er den griechischen Staatsmännern vor Philipp von Makedonien ist wohl Themistokles
einzige, der im vollen Maße die Bestrebungen der inneren Politik der auswärtigen
itik dienstbar machte, dem die innere (demokratische) Gestaltung des Staates nicht
bstzweck, sondern — in der Mobilisierung aller Kräfte des athenischen Staates —
Mittel zum Zweck war. (Selbst für Perikles wird man dies nicht in vollem Umfange
stehen, vielleicht noch eher den Ansatz zu einer solchen Politik bei Peisistratos finden
nen.) Der tiefste Denker des Altertums, Platon, hat in seiner unvergänglich großen
ung der sittlichen Staatsidee für die nationale Machtfrage kein Verständnis. Die
ulphilosophie legt den entscheidenden Wert auf die Möglichkeit des persönlichen Zu-
menwirkens der Bürger im Staate. Der griechische Staat kann auch in Abhängigkeit
einer auswärtigen Macht existieren, wenn er nur seine inneren Angelegenheiten
ständig regeln kann. Athen unter der Leitung des Demosthenes hält ebenso wie Sparta
die thebanischen Staatsmänner eine Verbindung mit dem Perserkönig, die diesem
gebenden Einfluß auf das politische Gesamtleben Griechenlands gewährt, für notwendig.
r der Einseitigkeit des gesellschaftlichen Charakters des griechischen Staates zeigt
eine innerpolitische Bedingtheit, offenbart sich seine Beschränkung gegenüber einer auf
male Ziele eingestellten Politik. „Ich werde dem Demos immer feindlich gesinnt
; dieser von Aristoteles überlieferte oligarchische Eid ist bezeichnend für den grie-
en Klassenstaat, im Gegensatz zum nationalen Staat. Wie konnte sich auf einer
en Grundlage die propagandistische Kraft einer nationalen staatlichen Organisation
lten? Die Klassenkämpfe, die in den einzelnen griechischen Staaten wie in den Kämp-
er Staaten untereinander sich abspielten, waren in ihrer erbarmungslosen Härte von
chtenden Wirkungen begleitet. Nicht allein der Verlust der politischen Existenz,
rn in vielen Fällen auch Niedermetzelung der politischen Feinde, Konfiskation ihrer
r war das Ergebnis der gesellschaftlichen Kämpfe. Die griechische Geschichte zeigt
neben, oder besser gesagt, gegenüber dem idealstaatlichen Gemeinschaftsleben das
mörderische Wesen einer Politik, die aus der Einseitigkeit der gesellschaftlichen Be-
lungen hervorging.

Die engherzige Bürgerrechtspolitik, die von den in Griechenland herrschenden Staaten
ir Zeit ihrer Herrschaft getrieben wurde, wurzelte ebenfalls in den selbstsüchtigen
schaftlichen Tendenzen des im Staate herrschenden Bürgertums. Selbst ein Perikles
, vielleicht um die Athener willfähriger zu machen, seiner Führung zu folgen, diese eng-
e Bürgerrechtspolitik vertreten. Es ist kennzeichnend, daß in derselben Zeit, in der
ouveränität des athenischen Demos sich bis zur letzten Konsequenz ausgebildet hat,

zugleich die Abschließung der athenischen Bürgerschaft nach außen, der ausschließliche Ch
rakter ihrer Herrschaft am stärksten zur Geltung gekommen ist. Man hat gemeint, Ath
habe in der perikleischen Zeit in Griechenland aufgehen wollen. Das Gegenteil ist richt
Griechenland sollte vielmehr in Athen aufgehen. Um einen solchen Anspruch durchz
führen, war aber das politische Prinzip der athenischen Herrschaft zu einseitig, ihre Grun
lage zu schmal, trotz der Größe und dem Reichtum athenischer Kultur.

Auch im spartanischen Staate sehen wir bei aller scheinbar unbedingten Herrschaft d
Staatsgedankens, bei aller Verstaatlichung der herrschenden Gesellschaft, die in diese
Staate durchgeführt war, die staatliche Politik durch das gesellschaftliche einseitige Mac
streben des herrschenden Bürgertums wesentlich beeinträchtigt. Die starken politisch
und militärischen Kräfte des spartanischen Bürgertums wurden durch die innerpolitisch
Rücksichten, durch das die gesamte Politik bestimmende Ziel der Aufrechterhaltung d
Herrschaft über die hörige Bevölkerung Lakoniens gebunden. Die Spartaner vermocht
so nicht jene starke und erfolgreiche auswärtige Politik durchzuführen, zu der sie an s
bei ihrer Staatsgesinnung wohl fähig gewesen sein würden.

In dem Dualismus zwischen Athen und Sparta, dem Verhängnis Griechenlands, offe
bart sich der gesellschaftliche Gegensatz, der die griechische Staatenwelt zerspaltete u
n dem Kampf eines mehr oligarchischen oder aristokratischen und eines demokratisch
Prinzips seinen Ausdruck fand, in seiner vollen verderblichen Tragweite. Themistok
hat nach dem großen Perserkriege, um nicht zu einem Zweifrontenkriege Athens geg
Persien und Sparta genötigt zu sein, die große Schwenkung der Politik vollzogen, d
zuletzt in das Abkommen mit Persien im Kalliasfrieden (im Jahre 448) mündete. (
vertrat damit eine Politik, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der Bismarckschen ferro et ig
Politik gegenüber Österreich hatte. Vielleicht würde damals noch, wenn Themistok
am Ruder des Staates geblieben wäre, ein voller Sieg über Sparta möglich gewesen se
Wir dürfen wohl annehmen, daß in diesem Falle ein Staatsmann wie Themistokles, d
so stark in seinem politischen Handeln die Erfordernisse der auswärtigen Politik zur Geltu
brachte, den Weg zu einer Ausbreitung des athenischen Einflusses über Griechenland s
nicht durch eine Verengung der Bürgerrechtspolitik würde haben verbauen lassen. Freili
die entscheidende Schicksalsfrage würde gewesen sein, ob es Themistokles gelingen konn
die Athener dauernd in dem Fahrwasser seines Einflusses festzuhalten. Alle großen Erfol
der athenischen Politik im 5. Jahrhundert sind nur denkbar bei einer großen Führun
wie sie das athenische Volk Themistokles und Perikles zu verdanken hatte.

Auch die geringe Ausbildung des territorialen Charakters im griechischen Staate zei
wie wenig der Stadtstaat geeignet war, als Grundlage für einen nationalen Machtst
zu dienen. Die Griechen drängten ihren Staat zu einseitig in dem persönlichen Leben ihr
herrschenden Bürgertums zusammen. Sie hatten, wie schon Ratzel treffend hervorgehob
hat, wenig Sinn für die politische Bedeutung des Raumes.

So dürfen wir zusammenfassend bemerken: Die Größe des griechischen Staates, w
können vielleicht besser sagen, der griechischen Staatsidee — die tatsächliche Verwirklichu
bleibt stark hinter dem Ideal zurück — liegt nicht in der nationalen politischen Kraft. D
nationale Element ist wohl für die Griechen die Voraussetzung ihres staatlichen und Kultu
lebens, aber weniger das Ziel ihrer geschichtlichen Arbeit. Die leidenschaftliche Liebe d
Griechen zum Staate gilt durchaus dem Einzelstaat, nicht einer staatlichen Organisati
des nationalen Gesamtlebens. Die Bildung des hellenistischen Staates auf wesentl
individualistischer Grundlage ohne die Grundlage eines gemeinsamen starken Volkstu
läßt uns erkennen, wie wenig von den Voraussetzungen griechisch-staatlichen Lebens d
ein bestimmtes Volkstum als notwendig für den Staat betrachtet wurde. Und die A
schauung, daß das Griechentum Repräsentant des Allgemein-Menschlichen, des Vernünfti
sei, schwächte die Kraft geschichtlichen Bewußtseins, das sich nur auf der Grundlage ei
als geschichtliche Aufgabe gefaßten besonderen historischen Individualität bilden kann.

Soziale Frage und Sozialismus im Altertum

Von Friedrich Oertel in Graz

Wo nicht besondere Verhältnisse militärischer und politischer Natur die alten Formen des Lagerlebens und des Kriegerkommunismus bewahrt haben — wie lange Zeit den Bürgern des alten Sparta, die als dünne Oberschicht eine breite Masse von Heloten derzuhalten hatten, oder bei gewissen Seepiraten oder kriegerischen Germanenstämmen, denen Cäsar erzählt —, da ist mit Seßhaftigkeit, Privateigentum und ausgebildetem Staatswesen früh eine Spaltung der Gesellschaft in Hoch und Niedrig, in Reich und Arm gekommen und damit ein soziales Problem, das mehr enthielt als etwa bloß das Verhältnis von Freien zu Unfreien, das ja im Altertum einigermaßen fest und ziemlich unproblematisch geblieben ist. Wir müssen dementsprechend erwarten, daß dort, wo in der alten Welt zuerst der geschichtliche Staat und damit eine starke soziale Abstufung sich entwickelt hat — im Nil- und im Zweistromland — am frühesten soziale Probleme vorhanden gewesen sind. Und dem ist auch so. Denn was bedeutet es anders, wenn der Graf des (ober)ägyptischen Gaues, Ameni, im 20. Jahrhundert v. Chr. sich rühmt: „Es gab keine Tochter eines Bürgers, der ich Gewalt antat, keine Witwe, die ich bedrängte, keinen Bauersmann, dem ich wehrte, keine Hirten, die ich vertrieb ... Als Hungerjahre eintraten, pflügte ich alle Felder des Gaues ... und erhielt seine Leute am Leben und bereitete seine Ernährung, so daß kein Hungriger in ihm war" usw.? Oder wenn später im 8. Jahrhundert Assyrerkönige Tiglatpileser III. und Salmanassar V. die scharfen sozialen Gegensätze mildern und die Lage der Proletarier und Bauern zu bessern versuchen, oder wenn die Ptolemäerkönige die kleinen Domanialpächter und Monopolarbeiter gegen die Übergriffe der Beamten schützen? Was bedeutet es anderes als Unzufriedenheit mit dem sozialen Lose, wenn Friedhofsarbeiter zu Ramses' III. Zeit (12. Jahrhundert), wenn ägyptische Bergwerks- und Steinbrucharbeiter im 3. vorchristlichen Jahrhundert murren und streiken, weil sie schlecht gehalten und gedrückt werden?

Stehen wir nun aber mit solchen Ausbrüchen sozialer Leidenschaft oder den bisher geübten Versuchen, sie zu verhüten, schon inmitten der sozialen Frage? Wenn wir das beantworten wollen, müssen wir uns vorerst darüber klar werden, was wir unter „sozialer Frage" verstehen wollen. Im engeren Sinne spricht man vom Auftauchen der sozialen Frage dann, wenn die Masse ihr erwachtes Persönlichkeitsgefühl in Streben nach Gleichheit umsetzt. Das Ziel geht auf Gleichberechtigung: in der Lebenshaltung, aber auch im Politischen. Bei der Verwirklichung der politischen Gleichberechtigung stoßen jedoch die Emanzipationsversuche immer wieder auf die Tatsache, daß die politische Gleichheit durch die wirtschaftliche Ungleichheit illusorisch zu werden droht, und der Kern der sozialen Frage besteht darin, dies zu verhindern. Wird der Ausweg so gesucht, daß die politische Gleichheit durch eine wirtschaftliche ergänzt und gesichert werden soll, so sprechen wir von „Sozialismus". Man kann natürlich die „soziale Frage" auch weiter fassen und alles einbeziehen, was irgendwie mit sozialen Spannungen oder deren Entladung zu tun hat, ganz ohne Rücksicht auf die geistige Struktur der Masse; ob glücklich ist das darum nicht, weil sich mit dergleichen Begriffsdehnungen nur zu leicht Begriffsverwirrungen einstellen, und so werden wir gut tun, die zuerst charakterisierte, unseren Kulturkreis angelehnte Umschreibung der „sozialen Frage" zu wählen. Treten wir unter diesem Gesichtswinkel an die altorientalischen Verhältnisse heran, so liegen die Anfänge am Ende des ägyptischen Alten Reiches gewiß im Bereiche der sozialen Frage. Sie — und das ist ausschlaggebend — diese an sich energischen Ansätze sind verdorrt, sind im Ganzen gesehen — Ausnahmeerscheinungen geblieben. Die geistige Freiheit, die, wie wir immer mehr sehen, bis zu einem hohen Grade der ältesten Epoche der ägyptischen

Geschichte eigentümlich gewesen ist, weicht der geistigen Gebundenheit der nachfolgend Epochen, und dieser geistigen Gebundenheit entspricht durchaus die soziale, die in den Jde von der gottgewollten Abhängigkeit wurzelt, und die nur gelegentlich spontan durchbroch wird, wenn der Druck zu arg wird. Diese durch die Jahrhunderte befestigte Einstellung für die alten Kulturen des Orients und deren Erben im ganzen und großen typisch.

Anders liegt es bei den jüngeren Israeliten und dann vor allem bei den Griechen. Hi finden wir seit dem 8. Jahrhundert einen bewußten Subjektivismus, der aus den isra litischen Propheten gerade so spricht wie aus dem Griechen Hesiod. Das israelitische Vol königtum kennt nicht die Forschungen des ausgeprägten orientalischen Absolutismus, u die griechischen Stadtbürger, die seit dem 8. Jahrhundert in die Welt gezogen ware die sich von Scholle und Heimat gelöst hatten, trugen erst recht jene innere Freiheit u Beweglichkeit in sich, die nun einmal den in der Welt Herumgekommenen auszeichn Nun sind die Perioden des zunehmenden Völkerkontakts auch solche wirtschaftlichen A schwunges. Israeliten ebenso wie Griechen stehen unter den umwälzenden Wirkung einer rasch fortschreitenden Geldwirtschaft, größere Vermögen werden angesamme der Grundbesitz wird mobilisiert, das Kapital reizt zum Wucher, schwache Existenz werden vernichtet; soziale Spannungen sind die Folge. Dieser Vorgänge bemächti sich nun der Subjektivismus und stellt die soziale Frage. Schonungslos legen die Pr pheten die Hand in die offenen Wunden und predigen die Umkehr. Ungefähr gleichzei aber mit Jesaja wirft jenseit des Meeres Hesiod von Askra (in Böotien) die sozia Parole in die Massen.

Die Bewegung trägt aus innerer Bedingtheit bei Israeliten und Griechen verwand Züge. Und doch — bei den Israeliten ist sie stark im Religiösen verankert, die Prophet sind Gottesmänner, Bußprediger von höchstem Ethos, die die Umkehr aller fordern, d ein Strafgericht Jehovas erwarten und schließlich die Erlösung von einem Messias erhoffe wobei immer babylonische Heilseschatologien mitschwingen. Führer der unteren Schicht allein sind sie nicht und wollen sie nicht sein; ins eigentlich Sozialpolitische sind die Jde nicht umgesetzt worden, was schließlich auch dadurch unmöglich wurde, daß das israelitis Volk bald seine Selbstbestimmung verlor und der Nachdruck sich noch stärker auf das R ligiöse und Heilseschatologische verlegte. So sind es letzten Endes doch erst die Griech gewesen, die wie manch andere Frage so auch die soziale vollinhaltlich stellen sollten.

Die Saat, die Hesiod und wer weiß wie viele neben ihm gestreut hatten, ist aufgegange Sozialistische Ideen finden sich ein und beleben die Vorstellungen der kleinen Leu grobkörnig zunächst und robust; sie führen um die Wende des 7. zum 6. Jahrhundert z Tat: in Megara zuerst, in Attika alsdann. Die durch ein hartes Schuldrecht geknechte Masse rottet sich zusammen, fordert mitzuessen an den Tischen der Reichen, haust nach B schewistenart. Sie verlangt, daß die durch Wucher entstandenen Schuldverpflichtung kassiert werden, und verlangt vor allem eine Scholle: für die sowohl, die vordem eine sol gehabt und jetzt verloren hatten, als auch für die, die vordem keine besessen. Zwar si die radikalen Ziele nicht durchgedrungen, nur die schlimmsten Übelstände sind — in Ath unter Solons Vermittlung — beseitigt worden. Und doch ist aus den Kämpfen jener Tage etw unendlich Bedeutsames erwachsen, der neue Staat, der den einfachen Mann nicht übergeh konnte, sondern ihn, wenn auch zögernd, anerkennen mußte als gleichwertigen Faktor, gleichberechtigten Bürger. Diese Umgruppierung füllt in den demokratisch sich orientier den Staaten, für die Athen das Musterbeispiel bildet, noch reichlich das halbe 5. Jah hundert aus. Inzwischen schreiten aber Wirtschaft und Geistesleben weiter, und neuen gehen von da Wirkungen aus, die den sozialen Organismus verändert haben. Der Z sammenschluß zahlreicher Miniaturstaaten zu Reichen, zunächst zum attischen, später den hellenistischen und schließlich zum römischen Großreiche, hat umfassendere Wirtschaf gebiete geschaffen, damit aber die Wirtschaftsdimensionen gesteigert und der Bildung u Reichtümern in noch viel höherem Maße Vorschub geleistet.

Selbst der wirtschaftliche Niedergang Attikas nach dem Peloponnesischen Kriege
nte diese Entwicklung nicht hindern, und wir wissen ja aus eigener Erfahrung, daß solche
gnisse wohl den Volkswohlstand als Ganzes schädigen, aber die Bildung von Einzel-
tümern nicht aufhalten, sondern eher noch beschleunigen. Die aus den wirtschaftlichen
hältnissen sich ergebenden Möglichkeiten wurden nun wesentlich dadurch gesteigert, daß
Individuum, das sich seit dem 8./7. Jahrhundert seiner selbst bewußt geworden war,
das seit dem 6. seine Freiheit zunächst in einer tätigen Einordnung in das Staatsganze
hen hatte, begann, auch diese Bindungen zu sprengen und das Sonderrecht der Indi-
ien zu proklamieren. Eine Naturrechtslehre lieferte die theoretische Begründung dazu,
so brauchte der Besitzende nicht mehr an die Gemeinschaft zu denken, sondern lediglich
ich selbst, konnte rücksichtslos den Vorteil des Kapitalisten wahrnehmen. Die Distanz
chen Reichen und Armen wuchs dadurch erneut und vor allem auch die Empfindung
ir bei den letzteren. Das sind zum Teil Existenzen, auf denen der Druck des Kapitals
te, auch insofern, als die von den Kapitalisten in Dienst gestellten Sklaven eine Konkurrenz
fen, die die Arbeit verbilligte oder Arbeitslosigkeit erzeugte; es sind zum Teil allerdings
) Leute — und besonders in der Stadt —, die nicht arbeiten wollten, weil ihnen das
Mitglieder des souveränen, sich selbst regierenden Volks nicht mehr als „fair" erschien.
st erklärlich, daß das Proletariat, das sich politisch durchgesetzt hatte, nicht gesonnen war,
seit dem ausgehenden 5. Jahrhundert immer stärker hervortretende Entwicklung still-
beigend hinzunehmen. Die gleichlaufenden Sonderinteressen traten durch Sum-
cung zu Klasseninteressen zusammen. Da aber das Individuum gewillt war,
Eigenvorteil und damit auch den der Klassen vor das Gesamtinteresse zu stellen, so
en die Klassengegensätze hart aufeinander. Das war der Moment, in dem für das
letariat der demokratischen Staaten das Sozialistische wieder stärker hervorzutreten
mn, indem man daranging, mit der wirtschaftlichen Ergänzung der politischen Gleich-
mehr Ernst zu machen als zuvor. Daß das auf den Widerstand der Besitzenden stoßen
te, ist selbstverständlich und ebenso, daß dort, wo der Kampf länger dauerte, er um so heißer
de. Damit hebt die für das engere Griechentum verhängnisvolle Periode der sozialen
ipfe an, die sich bis an ihr Ende hinziehen, und an denen es mit zugrunde gegangen ist.
) sind die Besitzlosen die Sieger, bald die Besitzenden, und für außenstehende Groß-
hte, wie es die makedonische, ptolemäische und römische gewesen sind, war es ein
ntes, diese Zersplitterung für sich zu nutzen. Die Bewegung war so stark, daß sie selbst
n Staat erfaßt hat, der von Haus aus wirtschaftlich und sozial so ganz anders geartet
n den spartanischen, der ihr verfallen mußte, als der Kapitalismus auch dort nach dem
ie über Athen Eingang gefunden hatte. Selbst die letzten Kämpfe, in denen das
chentum sich der römischen Zwingherrschaft erwehren wollte, stehen unter dem Zeichen
zialistischen Idee. Wenn dabei die sozialistischen Proletarier als Träger des nationalen
enkens erscheinen, so kommt das daher, daß die Römer, die innere Zerrissenheit der
chen ausbeutend, den einen Bevölkerungsteil an sich zu ketten verstanden, nämlich die
enden, dadurch, daß sie sie gegen ihre proletarischen Mitbürger in Schutz nahmen. Mit
n Siege über die griechischen Proletarier ist aber der proletarische Gedanke selbst keines-
s ausgerottet, vielmehr hat Rom dessen Wirkungen noch verspüren müssen, geradeso
as siegreiche Sparta vor ihm, und wiewohl es — wiederum wie Sparta — von Haus
ebenswenig merkantil, geldwirtschaftlich und kapitalistisch eingestellt gewesen, sondern
n relativ später Zeit, im Verlaufe des 3. Jahrhunderts, so geworden war. Die grac-
sche Revolution und deren Nachzittern auf wenigstens ein Menschenalter steht denn in
rttelbarem Zusammenhange mit den aus Griechenland kommenden Ideen. Wenn
n an ihm nicht zugrunde gegangen ist, so liegt das daran, daß hier das Gift nicht einem
ich und national schwachen Körper eingeträufelt wurde, wie es der des Stadtgriechen-
m seit dem 4. Jahrhundert gewesen, sondern einem staatlich und national gefestig-
n, er eine starke Dosis vertrug, so daß eine Heilung der krampfartigen Erscheinungen durch
s Kaisertum und seine Vorläufer heraufgeführt werden konnte.

Um aus der Geschichte längst verflossener Perioden zu lernen, ist es notwendig, die B
ziehungen zur Gegenwart herzustellen, andererseits aber auch die Grenzlinien richt
festzulegen. So haben wir auch im Hinblick auf unseren Gegenstand die Frage nach Ve
wandtschaft und Unterschiedlichkeit zu erörtern. Zunächst das Unterschiedliche. Es beste
darin, daß der moderne, in den breiten Massen lebende Sozialismus zur Erreichung d
wirtschaftlichen Ausgleichung nicht bloß den Gedanken der Teilung vertritt, sondern au
den der Vergesellschaftung (der Produktionsmittel; in extremer, d. h. kommunistische
Färbung: der Produktions- und Konsumtionsmittel), während beim antiken Sozialism
das Vergesellschaftungsprinzip auf phantastische und theoretische Konstruktionen beschrän
geblieben ist, auf Träume vom Schlaraffenland, auf Wunschländer und Wunschzeite
schließlich auf das Gemeinschaftsleben religiöser Bruderschaften (wie das u. a. auch d
Liebeskommunismus des Urchristentums gewesen ist). In Tagespolitik und Parte
programme hat es nicht Eingang finden können; der praktische Sozialismus erschöpft sich vie
mehr im Teilungsgedanken. Woran liegt das? Es liegt daran, daß der antike Geist, d
orientalisch-griechische Phantasie und die griechische logische Konstruktion, den G
danken von der Schädlichkeit des Privateigentums bis zum Ende hat ausspinnen könne
daß die griechisch-römische praktische Politik aber an die Grenzen gebunden war, die i
Wirtschafts- und Arbeitsorganisation zogen. Der moderne sozialistische Vergesellschaftung
gedanke ist ein Ergebnis des Fabriksystems und der in einheitlicher Masse vorhandene
freien Arbeiterschaft, die den 4. Stand bildet. Die antike Wirtschaft ist nur in geringem Au
maße industriell, ist vielmehr agrarisch und merkantil begründet, und die Industrie blei
handwerksmäßig selbst dort, wo sie zu größeren Betrieben zusammengefaßt ist; das Kapit
bleibt persönlich im Gegensatze zum modernen Fabriksystem, in dem das Kapital vielfa
schon entpersönlicht, vergesellschaftet ist. Da, wo Arbeiter massenhaft in der griechisch-r
mischen Antike auftreten, wie in Bergwerken oder Domänen, sind es Sklaven, die au
sonst im allgemeinen die abhängige Arbeit verrichten und überhaupt als 4. Stand fungiere
So ist das freie Proletariat, insbesondere das Bürgerproletariat, das zur Wahrnehmun
politischer Aktionen allein in Frage kommt, weniger ein Erzeuger- als ein Verbrauche
proletariat, das gefüttert zu werden verlangt oder das im Sinne der Teilung wieder ei
Scholle haben will. Die soziale Frage des griechisch-römischen Altertums ist dah
nicht eine Frage des 4., sondern des 3. Standes, ist mittelständlerisch, kleinbürgerlic
kleinbäuerlich. Und wenn es den Anschein hat, als wenn sich um die Wende des 2. zu
1. Jahrhundert in den blutigen Sklavenaufständen der 4. Stand nun doch noch zum Wor
gemeldet und die Sklavenfrage im großen angeschnitten habe, so ist das ein Irrtu
Das Institut der Sklaverei ist auch jetzt im Grunde nicht angetastet worden. Diejenige
die sich erheben, sind eigentlich gar nicht Vertreter des 4., sondern des 3. Standes, von de
Römern plötzlich zu Hunderttausenden versklavte und in Herden zusammengetriebe
griechische, gräzisierte und barbarische Bürger; sie wollen ihre Freiheit wieder hab
und ihre Heimat mit ihren heimatlichen Zuständen; sie sind erfüllt von Rache gegen ih
Peiniger und führen einen Kampf gegen diese, nicht einen Kampf um Wirtschaftsprinzipie

Trägt somit der praktische Sozialismus des antiken Proletariats in mancher Beziehu
eine andere Färbung als der moderne, so ist des Verwandten doch noch genug, das si
nicht nur auf die theoretische Grundlegung des Sozialismus und Kommunismus in d
griechischen Staatsschriften bezieht, sondern auch auf die gesamte staatssozialistische u
sozialrevolutionäre Bewegung. Und noch eins: Die soziale Frage des Altertums im ob
umgrenzten Sinne, wobei es sich handelt um eine Lösung von unten her, d. i. unter w
sentlicher Mitwirkung des Proletariats selbst, ist zu Ende gebracht worden durch eine Lösu
von oben her, wie sie die hellenistische Monarchie und dann nach Entmündigung d
souveränen Volkes das Kaisertum gegeben hat. Erst spätere Generationen werden
entscheiden haben, ob in diesem Punkte Altertum und Gegenwart auseinandergehen od
zusammenklingen.

ein mittelalterlicher Stadtarzt über die beste Staatsform

Von Max Buchner in Würzburg

ie Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts bezeichnen wir als die Periode der bürgerlichen, der städtischen Kultur der deutschen Geschichte. In dieser Periode nehmen in kultur Hinsicht jene mehr als hundert an Zahl betragenden Reichsstädte eine ähnlich führe Stellung ein, wie sie in früheren Perioden die Geistlichkeit, dann das Rittertum gehabt hatte. Sie sind selbständige, nur dem Kaiser unterstellte politische Gemeinn, republikanische Stadtstaaten, die durch den Verlauf der wirtschaftlichen Entwick in den Besitz von Reichtum, Macht und Ansehen gelangten und infolgedessen eine rell führende Stellung innehaben.

nge Zeit hat man die Meinung vertreten, daß das reichsstädtische Bürgertum der er und Vorkämpfer des nationalen Einheitsgedankens gewesen sei im Gegensatz zu Fürsten. Diese Meinung war irrig, wie dies jüngst Johannes Haller kräftig betonte. Reichsstädte, besonders dicht im Südwesten Deutschlands gelagert, waren meist eintet zwischen landesfürstliche Territorien, die sie, auf Kosten des Reiches und des ers an Macht wachsend, in ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit bedrohten und ndesherrlichen Städten zu degradieren suchten. Daraus ergab sich allerdings eine ressengemeinschaft von Reichsstädten und Reich, von städtischer Obrigkeit und Kaiser. das Motiv ihrer „Reichstreue" war in der Tat nur ihr jeweiliges Sonderinteresse: Patriotismus diente hier als Feigenblatt des schnödesten Partikularismus" (Haller). h das Aufkommen einer Unzahl selbständiger Reichsstädte wurde der im Charakter Deutschen liegende Zug zum Besonderen nur noch weiter ausgeprägt, sein Blickfeld r verengt. Der Ortspatriotismus gedieh in diesen deutschen Stadtstaaten üppig. hier der beste Patriot sein wollte, mußte alles so, wie es hier war, gut finden. Ein um 1/42 in Zürich geborener Dominikaner, Felix Fabri mit Namen, der in Ulm seine zweite at gefunden hat und hier 1502 gestorben ist, war von den Vorzügen dieser schwäbischen sstadt so eingenommen, daß er, als er auf einer Reise ins Heilige Land nach Venedig rt und sich hier für die politischen Zustände interessiert, an die Verhältnisse in seinem Ulm erinnert wird, weil sich auch hier eine eigenartige Mischung von monarchischen ristokratischen und demokratischen Elementen in der Verfassung fände, der er in Ve wiederzubegegnen glaubt.

r Streit um die ideale Verfassung einer Stadt und eines Staates war im ausgehenden lalter überhaupt an der Tagesordnung. Ganz besonders in Italien. Schon eine theoretische Schrift aus dem 13. Jahrhundert, die wenigstens in ihren ersten Kapiteln gl. Thomas von Aquin herrührt, sucht nachzuweisen, daß es keine Staatsform gebe, h für alle Völker in gleicher Weise eigne. Theorie und Erfahrung trugen, einander ich widersprechend, zuweilen aber auch einander ergänzend, dazu bei, die aufgeworfene zu beantworten. Sagte die Theorie, daß Völker mit ausgesprochen männlicher anlagung, mit hervorragend intellektueller Begabung von der Natur für die republie Staatsform vorherbestimmt zu sein schienen, sah sie nicht zuletzt in den Italienern ein Volk, so konnte die Wirklichkeit darauf hinweisen, daß in Florenz, das sich immer zum geistigen Zentrum Italiens ausgebildet hatte, und wo zugleich der republikaGedanke lange Zeit seinen besonderen Hort gefunden hatte, die sklavische Hinzu einer fremden Macht, zu Frankreich, besonders stark und beschämend für das nalgefühl des Italieners war, daß hier zersetzende Momente, Klassenherrschaft und beugung, Parteiungen und Korruption im besonders hohen Grade sich zeigten[1]).

[1]) Vgl. die Ausführungen Fr. v. Bezolds, Republik und Monarchie in der italienischen Literatur des 15. Jahrhunderts, in der Historischen Zeitschrift, N. F. XLV, 433ff.

Auch ein Republikaner vom reinsten Wasser wie Boccaccio hat sich vom „Schmutz" d florentinischen Parteiherrschaft abgestoßen gefühlt, ein anderer Verfechter der republik nischen Idee, Salutati, zu dem Zugeständnis veranlaßt gesehen, daß jeder, selbst der kleins Freistaat, ein Ungeheuer mit vielen Köpfen sei.

Da ist es nun von Interesse, eine Stimme über die Vorzüge von Einherrschaft und Vie herrschaft aus einer deutschen Reichsstadt, Worms, zu hören. Sie kommt von eine in der fachwissenschaftlichen Forschung fast gar nicht beachteten Mann, der ein bewegt Leben als Sänger und Kapellmeister, als Dichter und schließlich als Arzt geführt ha Im Lande der Roten Erde, in Unna und in Soest, sind die Wurzeln dieser interessante Persönlichkeit: Johann Steinwerts von Soest, meist nur Johann von Soest genann gelegen. Bei meiner mehrjährigen Beschäftigung mit dieser Persönlichkeit ist mir imm mehr zum Bewußtsein gekommen, daß sie beides zugleich ist: eine ausgesprochene Indiv dualität und doch wieder ein Typ ihrer Zeit. Für die Originalität dieses 1506 in Fran furt a. M. verstorbenen Mannes, den sein Lebenspfad von Westfalen an den Hof d Herzogs von Cleve, dann in die reichen Gefilde Flanderns unter einem Karl dem Kühn von Burgund, an die Höfe von Kassel und Heidelberg, schließlich als Stadtarzt nach Worm Oppenheim und Frankfurt geführt hat, zeugen schon die Namen einiger seiner Kinde Sie veranschaulichen das Eigenwillige, den Hang zum Besonderen, der an diesem We falen stark zutage tritt: So hieß ein Sohn, der dem 56jährigen geboren ward, Solon, e anderer, älterer Sohn Damasus, wieder ein anderer Pallas. Ich erwähne dies nur, u anzudeuten, daß wir auch bei dem, was Johann von Soest über die beste Staatsfor äußerte, einen Niederschlag eigener Anschauungen, nicht nur den Abklatsch der commun opinio sehen dürfen, wenn er auch dem Milieu, in dem er schrieb, Zugeständnisse mach

Als Johann von Soest nach Worms als Stadtarzt gekommen war, hat er hier — m stand am Vorabend der großen Wormser Stadtrechtsreform — eine kleine Schrift verfa mit dem Titel: „Wie men wol eyn statt regyrn sol, damytt sy lang bestendig blyb" Das aus zwölf Kapiteln bestehende, in deutschen Reimen abgefaßte Gedicht ist dem Stad rat von Worms gewidmet.

Beim 8. Kapitel der Schrift, die den einzelnen Kapiteln stets lateinische Erläuterung beigibt, heißt es schon in der Überschrift: „das da besser ist, wenig dan vil regyrn". Zu Nachweis dieser These stellt der Dichter den Satz auf, daß, wenn viele Leute die Regieru führen, meist keine einheitliche Willensbildung zustandekäme:

„der eyn wil hy, der ander dortt
und tryben vil onnutzer wortt".

Also: Viel Köpf — viel Sinn, und dazu Vielrederei —

„das dan der statt vil schadens brenckt".

Dieser Gedanke wird in der lateinischen „Declaratio" näher erörtert. Unter Anführu von klassischen und mittelalterlichen Autoren wird dargelegt, daß da, wo eine Mehrzahl v Regenten seien, nur dann Friede und Eintracht sein könne, wenn sie vereinigt und gleich Sinnes seien. Daher sei es besser, wenn nur wenige regierten, weil sie eher zur Einh kämen. Hinweise auf die Geltung des Einheitsgedankens im Bereiche der Natur werd gegeben: des Bienenstockes wird gedacht, der Leitung aller Glieder des Leibes durch d eine Herz, die eine Seele, die eine Sonne, den einen ewigen Gott. Besser sei es, we einer regiere als wenige, besser aber, daß wenige regierten als viele.

So müßte also unser Autor zu dem Ergebnis kommen, daß die Herrschaft durch ein Fürsten das erstrebenswerte Ziel sei. Aber die Stadt, für die er schreibt, ist eine Oligarch Und das ist der Grund, weshalb er trotz des eingeschlagenen Gedankenganges den Nachw

[1]) Die einzige Handschrift, durch welche sie erhalten ist, befindet sich im Kloster Einsiedeln Msc. 1069 (687) fl. 8°; vgl. Gall Morel im Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, XII, 46 Der Leitung der dortigen Stiftsbibliothek dank ich für die wiederholte Übersendung dieser Ha schrift nach München und Würzburg.

rbringen sucht, daß eine Oligarchie zu erstreben sei: er sagt, daß die Monarchie aller-
s am wünschenswertesten wäre unter der Voraussetzung, daß der Monarch für sich
n allen Ansprüchen der Regierung genügen könne und vollkommen sei. Aber dem sei
einmal nicht so bei den Menschen; niemand von ihnen sei vollkommen. Der Monarch
te daher verschwiegene Mithelfer haben, die man unter wenigen ausfindig machte.
er dürfe kein Fürst und kein König bloß seinem eigenen Kopfe folgen, er müsse kluge,
esfürchtige, tugendhafte, alte, erfahrene, verschwiegene, einträchtige und getreue Räte
n, durch welche er die Staatsgeschäfte erledigen soll. Denn mehrere würden mehr
nen als ein einziger. Und ein einziger könnte leichter durch Leidenschaft, durch Liebe
Haß bestimmt werden, als dies bei einer größeren Anzahl der Fall sei. Eine größere
könne von der Absicht, das Gemeinwohl zu befördern, nicht so leicht abweichen wie
inziger. Das sei der Grund, warum der König und der Fürst nicht für sich allein re-
en, sondern mittels kluger und einträchtiger Berater. Und auf diese Weise würde der
ig zum Monarchen mit vielen Augen und würde so Alleinherrscher genannt werden.
ei es aber auch in einer Stadt: auch hier würden die wenigen, die hier die Stelle des
n innehätten und einmütig seien, zur Einheit werden. Wenn ihre Herrschaft gut sei,
eße sie Aristokratie, weil sie eine Herrschaft von wenigen Guten und Tüchtigen sei.
n sie aber von schlechten Leuten geführt würde, hieße sie „Obligancie", Herrschaft
solchen, welche die Armen unterdrückten, ihren eigenen Vorteil erstrebten, das Wohl
aber vernachlässigten. Da die Mehrheit der Menschen schlechte Leute seien,
Minderheit aber die Guten, so sei es besser, daß die Minderheit, nicht die Mehr-
regiere. Auch sollten die Herrschenden weder allzu reich noch allzu arm sein. Der
lstand würde nach Aristoteles die beste Schicht darstellen. Und dann werden Aus-
ngen über die Arten von Menschen gemacht, die nicht in den Besitz der Regierung
nen dürfen. Recht anschaulich führen uns die deutschen Verse die Kategorien vor,
an als Obrigkeiten erwählen soll, und jene, die man nicht erwählen dürfe:

„Men sol erweln dy wysen alten,
Dy dan dy gotz gebotte halten
Und alther from und erbar syn,
Da by besten mag dy gemeyn.
Nytt onkusch, gyttig, wilt gesellen:
Solch lutt sol men von danne stellen.
Dan wan das solche lutt regyrn
Dy sytzen teglich tabernyrn
Und spyln und rasseln mytt geschrey
Und tryben ander boberey.
Waß yn in kopff kompt, das moß syn,
Al solt auch brennen gar der Ryn."

schließlich wird noch nachdrücklichst betont, daß die Obrigkeit auch eine entsprechende
zur Exekutive in Händen haben müßte:

„Wan er nytt executz mocht don,
so wer syn regement eyn hon."

um ich in diesem Zusammenhange auf diese Ausführungen hingewiesen haben
? Natürlich nicht im Sinne eines Autoritätsbeweises. Eher deshalb, weil in der
anches, was Johann von Soest über das Verhältnis zwischen der Herrschaft von
und der Regierung eines einzelnen sagt, einer inneren Richtigkeit nicht entbehrt.
mehr noch scheint mir ein anderer Umstand beachtenswert zu sein: Die Erscheinung,
nter der Herrschaft der republikanischen Stadtverfassung, die natürlich zugleich Partei-
ast bedeutete, selbst jener hartköpfige Westfale dazu veranlaßt ward, sich dem Milieu
assen und so den Gedankenpfad zu verlassen, den er auf Grund seiner eigenen Über-
ung eingeschlagen hatte: der Blick auf die Futterkrippe, wie er für den Wormser Stadt-
ß viß begreiflich und verzeihlich erscheinen mag, förderte nun einmal nicht die Festig-
der eigenen Überzeugung.

Der holländische Freistaat und die Oranier

Von Ernst Mayer in Würzburg

Der junge E. G. Kolbenheyer hat in seinem Roman „Amor Dei" ein farbiges Bil der niederländischen Republik um die Mitte des 17. Jahrhunderts entworfen. G man ihm, so ist die Zeit, in der die Macht der oranischen Statthalter beseitigt war un beiden de Witt regierten, der Höhepunkt jenes eigenartigen Staates gewesen; und wiewohl doch das Herrscherhaus der Oranier bis dahin drei der bedeutendsten Fi gestellt hatte. Wäre Kolbenheyer im Recht, so ergäbe sich daraus ein sehr gewich geschichtliches Argument für den Freistaat gegen die Königsherrschaft. Darum mag Problem hier noch einmal erörtert werden.

Als die Niederlande sich gegen Philipp II. auflehnten, waren sie wohl das lebensv und wohlhäbigste Gebiet Europas. Über den 17 Landschaften, die weithin in das z zösische reichten, überwiegend aber vlamisch und friesisch waren und nach der kräf Art ihrer Bewohner in den Ämtern, den Städten und darüber den Landschaften freieste Selbstverwaltung bewahrten, hatte die burgundische Regierung und deren folger, also vor allem Karl V., eine bürokratische Zentralisation geschoben. Gewerbe Handel waren reich entwickelt und über allem lag der Glanz einer großen Kunst.

Die Entscheidung gab aber auch hier die religiöse Entwicklung. Da war nun das schon im späten Mittelalter von neuartigen religiösen Strebungen durchflutet, die fr zunächst die Schranken der alten Kirche noch nicht überschritten, allerorten von der matorischen Bewegung erfaßt. Sowohl Luther wie später Calvin folgen zahlreiche kenner und Blutzeugen. Die Masse freilich bleibt noch in der alten Kirche. Aber dazwi schiebt sich in diese reich gegliederte Gesellschaft, die durch den Handel mit allen Mens arten in Berührung kommt, auch eine vermittelnde, bald mehr fromm irenische, mehr skeptische Richtung, die eines Erasmus oder Cassander, die zwar gleichfalls die Kirchenform nicht aufgeben will, aber doch den mittelalterlichen äußeren Zwang in Se des inneren Glaubens nicht mehr recht erträgt. Ein solches Land erhält nun zum Fü den spanischen Philipp II. Im eigenen Land hat er die absolute Monarchie durchge und muß nach dem ganzen Sinn der früheren spanischen Geschichte der Vorkämpfer Gegenreformation sein, deren erster und größter Held der iberischen Halbinsel entsta und die ganze Glut und Strenge spanischen Wesens in sich trägt. So sucht der neue K auch die Niederlande wieder zur Glaubenseinheit zurückzuführen und gerät deshalb nur mit den religiösen Neuerern, die zunächst ja lange nicht die Mehrzahl ausmac sondern auch mit der ganzen lokalen und provinzialen Besonderung, die ein solch kratisches Eingreifen nicht mehr verträgt, in Kampf. Schon scheinen der König und zu siegen; da sammelt der Prinz von Oranien, der nassauische Graf, dessen Vorfahr den Niederlanden große Herrschaften und dazu das südfranzösische Fürstentum Or erworben hatten, den Widerstand. Eine seltene Natur, am Kampf aus einem geistre Lebemann zum Helden herangewachsen, oft besiegt und doch nie verzagt, vermag er di zugänglicheren nördlichen Gebiete Holland und Zeeland durch die Union von 1576 zusammenzuschließen. Im nächsten Jahre durch den Vertrag von Gent (8. Nov. erhebt sich über den kleineren nördlichen Verband der größere Bund, der von Arras, dern, Hennegau nach Norden gewandt die sämtlichen 17 Provinzen umfaßte. Ein ermeßliche Aussicht eröffnet sich. Bedingt war der Genter Vertrag durch das territ Nebeneinandersein des alten und des neuen Glaubens; der Gedanke der Gewissensfr — der eigenste Besitz des tiefen und klugen Führers — wäre nicht sofort, aber doch bald in diesem bevölkertsten und reichsten Gebiet Europas zur Herrschaft gekommen.

acht hätte entstehen können, die noch einmal das alte burgundische Problem aufzu-
hmen vermochte, nämlich die Bildung eines großen Mittelstaates zwischen dem rein
nzösischen und dem rein deutschen Bereich. Welche innere Befriedung nicht nur des
heindeltas, sondern ganz Europas das bedeutet hätte — vielleicht kein dreißigjähriger
ieg, keine Rheinkriege der Franzosen und keine Zerreißung der europäischen Kultur
die feindlichen Hälften des Romanen- und Germanentums — all das zieht dem Beob-
ter wie ein goldener und verlorener Traum vorüber.

Aber oft genug — von den Tagen des demokratischen Athen ab bis herab zu dem des
t Bismarcks Rücktritt in Wahrheit bereits demokratisierten und nur noch dem Anschein
ch monarchischen Deutschlands — findet ein großer Moment seine Demokratie, die ihn
ht versteht. Diesmal unter Wilhelm I. von Oranien ist es jene giftigste Form der Demo-
tie, die religiöse, und zwar die calvinische Demokratie, die so Großes unmöglich macht.
eibt zu anderen Zeiten ihre sture Kurzsichtigkeit in leidenschaftliche, kampflose Unter-
rfung unter jede Knechtschaft, so hat sie damals ebenso leidenschaftlich zu den Waffen
riffen. Wiewohl namentlich im Süden die alte Kirche noch viel mehr Anhänger zählte,
ren in Gent und Brüssel die Calvinisten, auch sie nirgend bereit, Religionsfreiheit zu
ähren, durch wilde, alle Andersgläubigen verletzende Tumulte ein demokratisches
dtregiment durch und stürmen in gleicher Art überall sonst vor. Damit aber drängen sie
ganzen Süden wieder zu Spanien und seinem großen General Alexander von Parma
ück. Im Jahre nach der Ermordung des großen Fürsten und unter dem neuen eng-
en Zwischenregenten, Lord Leicester, fällt (1585) Antwerpen an den Herzog von Parma,
damit ist die Trennung zwischen Süd und Nord vollzogen, die endgültig werden sollte.

Nunmehr handelt es sich lediglich darum, das nördliche Gebiet, also etwa die heutigen Niederlande, vor der spanischen Restauration zu bewahren. In schwierigsten Kämpfen, zunächst immer wieder an den Rand des Verderbens führen, ist das der staatsmänni-
n Kunst des Landesadvokaten der Grafschaft Holland Johann van Oldenbarnevelt
der Feldherrnkunst des zweiten großen Oraniers, Moritz, gelungen. Nun kann sich
) etwas wie eine endgültige Verfassung bilden. Ihr Gehalt läßt sich kurz so formulieren:
ganzen führt man die mittelalterliche Verfassung weiter, in der aber die bisherige groß-
liche und königliche Gewalt ausgebrochen und durch behelfsmäßige Organe ersetzt ist.
n dem Unterbau, den sieben Landschaften des ganzen Verbandes, haben durch Be-
gung der besonderen Landesherren, und dann durch die Verdrängung des königlichen
herren aller Provinzen, durchweg die Landstände (Landtage) dieser einzelnen Gebiete
öchste Gewalt erlangt und beanspruchen souverän zu sein, so daß jetzt zum erstenmal
Streit über Bundesstaat und Staatenbund geführt wird. Auf diesen Landtagen fehlt
n den Einfluß der Reformation der Prälatenstand; nur im alten Bistum Utrecht gilt
freilich im Grund nur scheinbare Ausnahme. Im Osten aber, im Drente und den
nelanden von Groningen, sind auch die größeren Bauern im Landtag vertreten, wäh-
man sie in Friesland schon seit 1575 ausschloß. So bleibt hier wie in allen übrigen
ten außer jenen beiden östlichen nur eine Vertretung der Ritterschaft und der Städte
, wobei in den Städten seit der burgundischen Zeit die demokratischen Zünfte weit
gewichen sind und eine aristokratische Kaufmannschaft die Regierung führt. Aber die
ilung von Ritterschaft und Städten ist nicht überall die gleiche. In den beiden Haupt-
nzen Holland und Zeeland, auch in Utrecht zählt die Ritterschaft wenige Mitglieder,
twach, während im Osten, also im Gelderland, Overyssel, Friesland diese Oberschicht
ärker ist. Wie die großen Städte einen Juristen, den clerc, oder sehr bald den pensio-
is neben dem Bürgermeister, als dem eigentlichen leitenden Beamten, aufstellen, so
n aus diesen städtischen Rechtsräten auch für die einzelnen Länder (Holland, Zeeland,
t) die Landesadvokaten oder Ratspensionäre genommen, die dann die Regierung
t. Oldenbarnevelt und später Jan de Witt sind solche Landesadvokaten oder Rats-
näre von Holland gewesen.

Neben diesen ständischen Organisationen stehen dann aber die zum Teil sehr alten, zum Teil in der burgundisch-habsburgischen Zeit geschaffenen Zentralbehörden der Landschaft die Räte und oberen Gerichte. Das wichtigste unter diesen Ämtern aber ist die ebenfalls aus der früheren Verfassung herübergenommene Funktion der Statthalter. Die Söhne Wilhelms I., der große Moritz und sein ebenfalls bedeutender Bruder Friedrich Heinrich haben das Amt in Holland, Zeeland, Utrecht, Gelderland, Oberyssel, während Friesland die Statthalter stets aus der jüngeren Linie der Nassauer nimmt, stad en land (Groningen und Ommelande) zuerst Moritz anstellt, nach seinem Tode aber ebenfalls auf die jüngere Linie der Nassauer, von denen das jetzige Königshaus abstammt, greift. Der Statthalter kontrolliert in vielen Stücken die laufende Verwaltung der Provinz; weitgehend steht ihm die Besetzung der Ämter zu.

Die Klammern aber, durch welche diese Fülle der verschiedenartigsten und untereinander im Krieg liegenden Gebilde zusammengehalten wird, sind die Bundesversammlung der Generalstaaten samt dem Staatsrat und daneben die vielgestaltige und rechtlich nicht vollständig faßbare Einwirkung der Oranier aus der älteren Hauptlinie.

Die Generalstaaten sind sehr bald eine ständige Versammlung von Deputierten der Provinzen außer Drente geworden, die über die äußere Politik, Verkehrswesen, dann die dazu nötigen Finanzen endlich die Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den einzelnen Provinzen entscheiden; zum Beschluß ist Einstimmigkeit aller Deputationen notwendig. So sehr demgemäß alles eigentlich auf eine vertragsmäßige Regelung abgestellt scheint, so ist doch die Grafschaft Holland, die den Großteil der Bundesbeiträge aufbringt, am mächtigsten und vermag oft genug ihren Willen durchzusetzen, weil sie immer wieder den übrigen Bundesgliedern mit der Verweigerung jener Bundeshilfe drohen kann. Da ist der Grund, warum der holländische Landesadvokat tatsächlich der politische Leiter nicht nur seines Heimatlandes, sondern des Gesamtstaates wurde. Die laufende Verwaltung führt, stark von den Generalstaaten zurückgedrängt, der Staatsrat, in dem die beiden Provinzialstatthalter und 12 von den Generalstaaten auf Vorschlag der Provinzen ernannte Männer sitzen. Im Gegensatz zu den Generalstaaten entscheidet hier die Mehrheit.

Die oranische Macht aber beruht einmal darauf, daß die ältere Linie die Statthalterschaften von 5 oder 6 der 7 Provinzen in ihre Hand vereinigt und so das Amt von selbst über die einzelne Provinz erhebt. Deshalb verbindet sich ja mit der Statthalterschaft auch der Sitz im Staatsrat der Gesamtrepublik und in dieser Behörde kann der Statthalter leicht dominieren, weil ja hier die Mehrheit entscheidet und diese immerhin von ihm bestimmt werden kann. Vor allem aber sind Moritz und Friedrich Heinrich Generalkapitäne und Generaladmirale gewesen, was ihnen während des Dauerkriegs mit Spanien tatsächlich und rechtlich eine Fülle von Kompetenzen gibt, wie ja im ganzen Europa des 17. Jahrhunderts so viele neue Ämter unter dem Zwang des Krieges hervortraten.

Das Behelfsmäßige, nur notdürftig Ausgeglichene in der Struktur dieser höchsten Gewalten springt in das Auge. Es fehlt eigentlich auf beiden Seiten, beim Ratspensionär wie beim Statthalter und Generalkapitän, an der rechtlichen Übertragung und Begrenzung der Befugnisse und keiner von beiden überwiegt den anderen. Die republikanischen und monarchischen Gedanken sind in loser Zufälligkeit miteinander verwoben.

Dabei ist allerdings diesmal das republikanische Element nicht demokratisch, sondern nach dem Vorgang der meisten spätmittelalterlichen Stadtrechte von einer Kaufmannsaristokratie geleitet. Nicht der ewig wiederkehrende optimistische Glaube der Demokratie an die Möglichkeit von plötzlichen starken Umbildungen und Verbesserungen herrscht auch hier, sondern der stolze Pessimismus des erzogenen und erfahrenen Mannes, der mit den gegebenen Einrichtungen, mögen sie auch noch so kümmerlich sein, auszukommen gedenkt und von Verbesserungen wenig hält; freilich statt des Wahlbetrugs der Demokratie drückt dabei in geringen Zeiten und unter geringen Menschen der Fluch einer Vetternwirtschaft der Notabeln. Das galt für die einzelnen niederländischen Städte, auch für die größ

nsterdam, und damit für die höheren provinzialen und gesamtstaatlichen Organisationen,
e aus diesen unteren Verbänden abgeleitet sind. Das demokratische Element der Zünfte,
ßt weithin durch calvinische Geistliche geführt, steht zu dieser Geschlechterherrschaft im
egensatz und sucht naturgemäß bei der anderen Hauptgewalt, der der Oranier, An-
hnung. Denn die örtliche Aristokratie teilte ihrerseits den calvinischen Rigorismus nicht,
ie ihn dann besonders Gomarus vertritt; denn in seiner schroffen Ablehnung des freien
illens paßt er nicht zu der Lebensanschauung erfolgreicher Weltleute und gefährdet
rch seine Rauhheit gegen die zahlreichen Andersgläubigen, die Katholiken vor allem, die
bei Spanien Anhalt suchen konnten, das Zusammenwachsen der Bevölkerung in
nen Staat. Nicht nur jene milde, aber immerhin noch protestantische Weltanschau-
ng des Arminius, welcher doch dem freien Willen Spielraum läßt und damit
lerdings unbewußt und manchmal bewußt gleichen Gedanken im Katholizismus sich
hert, sondern auch die unmittelbare Skepsis der Libertiner, mit denen dann ja auch der
reis um Spinoza in Verbindung steht, findet bei der herrschenden Schicht Anhalt und
hutz. — Aber so aristokratisch das Stadtregiment ist, immerhin ist es ein Regiment der
ufleute mit all den Zügen, die einem solchen Regiment eigentümlich sind, und ist nicht
ganz anders geartete Aristokratie großer Landherren. Allemal leidet diese Regierungs-
m an einem organischen Gebrechen: sie betrachtet die äußere Politik so leicht nur nach
n wirtschaftlichen Ergebnissen und führt rücksichtslos Krieg, wo er sich zu rentieren scheint:
wie einst Venedig deshalb das byzantinische Reich und damit die ganze Ostfront des
istlichen Europas zerschlug oder wie jetzt England, wo auch nicht mehr die Landlords,
dern im besten Fall die Kaufleute regieren, in den Krieg gegen die deutsche Industrie
, und wie es jetzt aus dem gleichen Grunde bereit ist, Frankreich die europäische Hege-
nie einzuräumen, nur um den blutsverwandten amerikanischen Wirtschaftskonkurrenten
vernichten, eine Torheit, welche die großen Machtpolitiker Englands von den Pitt bis
Lord Palmerston, ja bis zu Lord Curzon nie begangen hätten. Aber wenn die Wirt-
ft gedeiht, wenn dadurch vielleicht auch eine berauschende Blüte der Künste, eine feine
llektuelle Kultur erweckt wird, so vergißt man alle Gebote der Machtpolitik, kann sich
n Wohlbehagen des Tages nicht entziehen, bleibt friedlich, wo man Krieg führen müßte
läßt die staatlichen Machtmittel verfallen: seit Karthagos Blüte und Sturz hat sich
stets wiederholt.

In den Niederlanden hat sich zunächst nur die gute Seite einer solch bürgerlichen Aristo-
kratie ausgewirkt. Ihr „libertiner" Vertreter Oldenbarnevelt hat die von Lord Lei-
cester verwöhnten politisierenden calvinischen Geistlichen zurückgewiesen und es dadurch
glich gemacht, daß auch die katholische Minderheit sich in den freilich doch prote-
antischen Staat eingewöhnte. In feinster auswärtiger Politik werden immer wieder
anzen gegen das übermächtige Spanien zustande gebracht. Zugleich begründet der
adesadvokat das große Kolonialreich in Hinterindien, wo allerdings auch immer wieder
kaufmännische Interesse eine höhere Machtpolitik zurückdrängt. Der äußere Krieg aber
den Spaniern wird von dem großen, freilich militärisch einseitigen General Moritz
Oranien geführt, der die politischen Talente seines Vaters nicht geerbt hatte; beinahe
dem Zusammenbruch erhebt er sein Land zum Sieg über die iberische Großmacht.
Her dann treibt es zum Zwist der beiden Führer selber. Der siegreiche Prinz will
n Kampf bis zur Eroberung der spanisch gebliebenen Niederlande fortsetzen; Olden-
nevelt aber hält, nachdem nicht mehr an eine Niederwerfung der Nordlands durch die
ranier zu denken war, die Fortsetzung des Krieges für zu teuer, wiewohl gleichzeitig
Land zum reichsten in Europa herangewachsen ist, und so erzwingt er die Waffenruhe
1609, womit die spanische Herrschaft in Belgien belassen wird. Damit ist die innere
de aufgebrochen, an der für etwa ein Jahrhundert das niederländische Staatsleben
t. Natürlich und schon betont ist, daß in diesem Streit über die Ziele der Außenpolitik
huch die übrigen Gegensätze einordnen: gegen Oldenbarnevelt, der sich zu Arminius

hält, steht die der Zahl nach größere Masse der leidenschaftlichen Gomaristen. Die Unklarheit endlich über die Kompetenz aller höchsten Organe des Landesadvokaten, der Generalstaaten, des Staatsrats und des Statthalters vermehrt die Verbitterung.

Der Konflikt steigert sich (1619) bis zur Hinrichtung Oldenbarnevelts, die nicht eigentlich dem Prinzen zuzurechnen ist, sondern seinen Verbündeten, den calvinischen Demokraten. — Aber im Grunde ist mit dieser Gewalttat wenig geändert. Denn unter dem Nachfolger des 1625 gestorbenen Prinzen Moritz, seinem ebenfalls militärisch bedeutenden und politisch gewandteren Bruder Friedrich Heinrich, scheitert wiederum jede Expansion, wie sie auch dieser Statthalter anstrebt, an der Abneigung der Kaufmannsaristokratie gegen den Anschluß der belgischen Provinzen; so als 1632, 1633 eine Verschwörung des belgischen katholischen Adels das Ende der spanischen Herrschaft zu bringen scheint, so als noch 1644 die Kriegslage die endgültige Eroberung des Südlands möglich gemacht hätte. Denn in Amsterdam und Holland herrscht jetzt Sorge vor dem Wettbewerb eines wiederaufblühenden Antwerpen, dem man nach der Angliederung natürlich die Schelde nicht mehr hätte sperren können. In den Verhandlungen von Münster verzichten die Generalstaaten endgültig auf den Anschluß der Stammesbrüder jenseits der Schelde.

Damit haben die Niederlande über ihr Schicksal entschieden und nunmehr auch die holländischen Kaufmannsaristokraten eine ähnliche Schuld auf sich geladen, wie unter Wilhelm I. die calvinische Demokratie. Hätte man die Südprovinzen erworben, so konnte man aus ihnen und dem Nordland zusammen, gerade auch auf Grund der ungeheuren wirtschaftlichen Kraft des Gebietes, eine politische Macht schaffen, die auch für das aufstrebende Frankreich unüberwindlich gewesen wäre; daß sie von selbst auch auf weite Teile von Nordwestdeutschland übergegriffen, ja vielleicht das ganze Gebiet vom Kanal bis zur Elbe irgendwie politisch geeint hätte, kann man denken. Statt dessen ließ man Belgien dem ersterbenden Spanien und mußte sich doch klar darüber sein, daß das Erbe von Spaniens Macht, Frankreich, durch tausend legitime und illegitime Gründe getrieben, die Hand auf Belgien legen und dann nach dem Gesetz aller politischen Dynamik auch zum Feind der Republik heranwachsen würde: als 1672 das Heer Ludwigs XIV vor Amsterdam stand, wurde der kurzsichtigen Kaufmannspolitik die Quittung ausgestellt.

Aber freilich zwischen dem Frieden von Münster (1648) und jenen Tagen drohenden Untergangs liegt jene Periode eines höchsten äußeren Glanzes, die das Künstlerauge Kolbenheyers bestochen hat. Damals treibt die Malerei bis zur Höhe Rembrandts; die Niederlande werden das wissenschaftliche Zentrum Europas; Tausende von Schiffen aus den Kolonien und allen Teilen der Erde bringen Schätze um Schätze ins Land. All dies Gedeihen verdankt man anscheinend allein dem Freistaat. Als der altersschwache Friedrich Heinrich 1647 und sein Sohn Wilhelm II. 1656 gestorben war, besetzte man die Statthalterschaft der älteren Linie und das Amt des Generalkapitäns nicht mehr. So wird der Gesamtstaat ausschließlich von der Versammlung der Generalstaaten und dem Staatsrat praktisch, wie gesagt, vom Landesadvokaten (Ratspensionär) von Holland, Jan de Witt regiert, dem sein Bruder als Admiral zur Seite stand. Schon daß der Vater dieser Brüder mit fünf anderen Führern der Opposition von dem jungen Wilhelm II. gefangen gesetzt worden war, ergibt die Einstellung des ganzen Hauses zu der statthalterlichen Familie.

Durchweg verfolgt Jan de Witt die Gedankengänge der kirchlich-liberalen Kaufmannsaristokratie. So vermeidet er jedes Übergreifen auf die spanischen Provinzen; im Zusammenhang damit steht eine immer fortschreitende Verwahrlosung der unter Moritz und Friedrich Heinrich so gewaltigen Landarmee und anfänglich auch der Flotte. Aber gerade aus den gleichen merkantilen Gesichtspunkten, aus denen man die Expansion gegen Süden aufgab, verfiel man in denjenigen Wirtschaftskrieg, der eigentlich den Sturz Hollands von der erreichten Höhe verursacht hat, nämlich den ersten englischen Krieg. Durch die englische Navigationsakte von 1651 wurde die Einfuhr von Kolonialerzeugnissen

England eigentlich überhaupt den Engländern vorbehalten; europäische Erzeugnisse
ften nur mehr durch die Schiffe des Ursprungslandes nach England gebracht werden.
nit war der holländische Zwischenhandel nach England gelähmt. Zögerte man dies-
s des Kanals zuerst, den Kampf aufzunehmen, so steigerte man sich, auch durch Etikette-
tigkeiten gereizt, doch bald in eine Kampfstimmung hinein und brach im Juni 1652
Verhandlungen ab, während Cromwell auf Grund einer höheren Machtpolitik den
eg ungern begann: Zwar kam 1654 noch ein leidlicher Friede zustande. Aber zunächst
durch den Krieg der Bundesgenosse verscherzt, der einst gegen Spanien geholfen hatte,
der, wie dann die späteren Ereignisse bewiesen, der einzige gegebene Mitkämpfer gegen
drohende französische Gefahr sein konnte. Von da ab trieb man immer mehr in die
zten Gefahren, an deren Ende der schon erwähnte französische Vorstoß nach Amster-
t, die Ermordung der beiden Witt durch den oranisch gesinnten Pöbel und die Er-
ung des großen Oraniers Wilhelm III. zum Generalkapitän und Statthalter steht.

Nun beginnt freilich jener großartige Kampf wider die französische Hegemonie, welcher gegen die vorgedrungene Gegenreformation granitne Dämme aufgerichtet hat. Wil-
m III. kann aber nur dadurch siegen, daß er den durch die zweite englische Revolution
ligten englischen Königsthron kraft seines Erbrechtes antritt. Schon dadurch wird
and zurückgeschoben. Zwar steht noch im Endkampf, nämlich im spanischen Erb-
krieg, Holland mit dem mächtigsten Heer neben England und dem Kaiser. Aber
lelm III. starb ja, bevor der Krieg tatsächlich begann, und da er keine Kinder hinterläßt,
lischt die Statthalterschaft und das Amt des Generalkapitäns von neuem; wiederum
nun die Regierung der Kaufmannsaristokratie ein. So fehlt also während des ganzen
ischen Erbfolgekrieges der Republik der große fürstliche Führer; sie vermag, so
ig der leitende Pensionär Heinsius gewesen ist, nichts den großen Generalen Marl-
ugh und Prinz Eugen Ebenbürtiges an die Seite zu setzen. Vielmehr stören die hol-
schen Kriegskommissäre, die dem Zivilstand angehörten, nicht selten die militärischen
rationen. Dazu kommt weiter, daß mit dem Tod des größten Oraniers auch jener
lienhafte und kameradschaftliche Anhalt an die fremden Höfe entfällt, diese so oft
rame, höchstpersönliche Abschwächung staatlicher Gegensätze, wie sie zwischen den alten
archien so häufig einsetzte und an die man heute vor dem albernen Schlagwort Ka-
tspolitik kaum mehr denkt; vor allem mangelt deshalb eine Brücke zu dem nach Marl-
ughs Sturz torystisch gewordenen englischen Königtum.

wird im niederländischen Utrecht von England und Frankreich hinter dem Rücken
holländer der Frieden abgemacht; spöttisch sagt der französische Bevollmächtigte zu
Staatendeputierten: „On traitera de la paix chez vous, pour vous et sans vous.“
und bricht dabei den 1709 zwischen ihm und der Republik geschlossenen Barrieren-
ng, der Holland in der Tat die wirkliche Beherrschung Belgiens gesichert hätte. Ledig-
in wertloses Besatzungsrecht ist dem überlisteten Bundesgenossen geblieben.

Mit dem Friedensschluß aber sinkt denn die bisherige Großmacht an der Rheinmündung
sch zusammen, als ein Staat mit ganz verfallener Wehrmacht, im Innern geleitet
eine kleinliche Notabelnpolitik. Auch die erneute Einsetzung der Erbstatthalterschaft
kann den Verfall nicht mehr hemmen. An den großen geistigen Bewegungen des
ahrhunderts nimmt das reich gebliebene Land keinen entscheidenden Anteil mehr. —
dann nach der Sintflut der französischen Revolution und der napoleonischen Herr-
aft der alte oranische Versuch noch einmal erneut und im Wiener Frieden Belgien wirk-
nter Holland gestellt wurde, so ist das jetzt zu spät. Belgien löst sich rasch ab, wendet
on Anfang an nach der französischen Seite und ist seit dem Weltkrieg endgültig ein
nzösischer Vasallenstaat geworden. Ob Holland für sich allein, dieses reizende Land voll
einster Gesittung, demgegenüber seine innere und äußere Unabhängigkeit auf die
u bewahren wird, muß die Zukunft lehren.

Die Entwicklung zur Republik und die Person des Kaiser

Von Alfred Niemann in Bielefeld

Wir haben aus unserer abweichenden Beurteilung der kaiserlichen Politik solang d
Kaiser an der Macht war, soweit uns Zensur und Präventivzensur die Möglichkeit d
Äußerung gab, kein Hehl gemacht. Ihn in der Verbannung zu beschimpfen, ist billi
Das aufklärendste Wort hat Harold D. Laßwell, Professor für politische Wissenschaft
an der Universität Chicago, in seinem Buch über Propagandatechnik im Weltkrieg g
sprochen (London, Kegan Paul, Trench, Trubner & Co.): „Für manche einfache Le
ist es zuweilen schwierig, persönliche Eindrücke von einem ganzen Volk zu empfinde
Sie brauchen eine einzelne Persönlichkeit, auf die sich ihr Haß entladen kann. Es
daher wichtig aus den feindlichen Führern einige auszuwählen, um ihnen das gan
Sündenregister aufzuladen. Mit keiner Person ist mehr Mißbrauch getrieben word
als mit jener des letzten Deutschen Kaisers." D. Sc

Staatsformen sind nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck; sie sollen den Staat
gedanken zur Erscheinung bringen. Erfüllen sie diesen Zweck nicht, deckt sich der Staat
gedanke nicht mit der Staatsform, dann muß sich entweder der Staatsgedanke wande
oder die Staatsform sich ändern. Der Begriff einer besten Staatsform an sich ist ei
Illusion. Es gibt nur eine für jedes einzelne Staatswesen passende Staatsform.

Wir sind gewohnt, die Staatsformen als Monarchien und Republiken zu klassifiziere
je nachdem das Staatsoberhaupt aus eigenem Recht oder aus einem vom Volke übe
tragenen Recht heraus seines Amtes waltet. Tatsächlich hat es aber zwischen diesen beid
Prinzipien stets zahlreiche Übergänge gegeben. Es sei nur erinnert an die Wahlmonarchie
Noch flüssiger wird die Unterscheidung, wenn man die Gerechtsame des Staatsoberhaupt
bei beiden Staatsformen vergleicht. Es gibt Monarchen mit sehr begrenzten Gerechtsam
und republikanische Staatspräsidenten mit sehr weitgehender Machtbefugnis. Auch d
Gegensatz: Obrigkeitsstaat — Volksstaat ist als Kennzeichnung der beiden Typen abweg
Jeder Staat, wenn er ein wirklicher Staat ist, ist Obrigkeitsstaat.

Die Weimarer Verfassung vom 11. August 1919 sagt im ersten Satz des Artikels
„Das Deutsche Reich ist eine Republik" und fügt im zweiten Satz, gewissermaßen erläuter
hinzu: „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus". An Stelle der im alten Bundesst
„Deutsches Reich" zusammengefaßten Souveränität aller Einzelstaaten, seien diese n
Monarchien oder Republiken (wie z. B. die Freien Städte), und der grundsätzlichen Üb
tragung des Bundespräsidiums an den König von Preußen, der als Präsident den Ti
„Deutscher Kaiser" führte, ist also die durch den Reichstag repräsentierte Volkssouveräni
getreten, die sich auch in der Wahl des periodisch durch das ganze Volk zu wählenden Reic
oberhauptes auszuwirken hat. Wir haben zu untersuchen, ob diese neue Formung ei
der Eigenart des deutschen Staatsgedankens angemessene ist.

Die Frage, ob die passende Staatsform sich für ein Volk aus seinen rassischen Anlag
ergibt, soll in diesem Aufsatz nur gestreift werden. Die individualistische Eigenbröte
steckt so tief in unserer deutschen Wesensart, daß der überpersönliche Volks- und Staa
gedanke weder im Reiche noch in den Ländern durch Volkswahlen allein zum Ausdr
kommen kann. Bei uns fehlen die großen Parteien, denen, wie z. B. in den angelsächsisch
Staaten, die Volks- und Staatspersönlichkeit der Kompaß allen politischen Denkens u
Handelns ist, die zwar in der Wahl der Wege, aber nicht im Ziele auseinandergehen. M
hört häufig die Ansicht aussprechen, das deutsche Parteiunwesen sei lediglich ein Ausf
politischer Unreife, also gewissermaßen eine Kinderkrankheit, und sei zurückzuführen
die späte politische Entwicklung. Dem ist entgegenzuhalten, daß das Parteiunwesen
Laufe der letzten hundert Jahre trotz immer weiterer politischer Volksrechte nicht a

ndern zugenommen hat. Wer die Eigenbrötelei als immanenten Charakterfehler des utschen Volkes bejaht, wird in der monarchischen Staatsform die einzige Möglichkeit gen, um den Volks- und Staatsgedanken nicht verfallen zu lassen.

Noch wichtiger ist der Zwang der geopolitischen Verhältnisse und geschichtlichen Schick- e, denen Volk und Staat unterworfen sind. Das deutsche Volk in seiner eingekeilten ge, mit seinen völkisch verzahnten und geographisch flüssigen Grenzen unterliegt in nen staatlichen Bildungen anderen Gesetzen als das vom Meer und von starken Gebirgs- rrieren umhegte Frankreich oder das Inselland-Großbritannien. Grundsätzlich erfor- rt die ursprüngliche Staatsidee, die man als einen gewachsenen Organismus blut- und ickfalsmäßig verbundener Menschen zur Ordnung ihrer gegenseitigen Beziehungen und r Wahrnehmung der Belange der im Staate verkörperten Volkspersönlichkeit um- reiben kann, Formungen, die der Verschiedenheit der politischen Lebensbedingungen chnung tragen. Sowohl das französische als auch das englische Volk hörten an den enzen ihres Siedlungsraumes das Weltmeer branden. Weltpolitischer Betätigungs- ng ging ihnen frühzeitig in Fleisch und Blut über; nationaler Ehrgeiz wurde ein Be- ndteil der Volkspsyche und entwickelte einen völkischen Missionsgedanken. In England rde die Dynastie beseitigt, als die dynastische Staatspolitik sich in Widerspruch setzte zu n Belangen der Volks- und Staatspersönlichkeit. An die Stelle der monarchischen Ge- lt trat die Herrschaft eines Diktators und schließlich einer parlamentarischen Aristokratie, aber zum Zusammenhalt des ins Riesenhafte wachsenden Herrschaftsgebietes und zur erbrückung der heimatlichen innenpolitischen Gegensätze einer von Volksstimmungen abhängigen kontinuierlichen Spitze, wie sie nur die monarchische Staatsform gewährt, urfte. In Frankreich bezwang der monarchische Absolutismus alle inneren Sonderungen schuf mit Gewalt ein scharf zentralistisches Staatswesen. Der Absolutismus ver- mte aber, die Kräfte der Nation für die weltpolitische Betätigung zu organisieren. Es wickelte sich eine Spannung zwischen der außenpolitisch versagenden Monarchie und unfruchtbar gelassenen Kräften der Nation, die in der großen Revolution ihre Lösung rd. Der Übergang zur republikanischen Staatsform und die Festigung dieser Staatsform rden nur möglich, weil im französischen Volke die außenpolitischen Instinkte unter dem narchischen Absolutismus so stark entwickelt worden waren, daß alle innenpolitischen annungen dadurch überwunden werden konnten, und weil der durch den Absolutismus haffene Zentralismus dem Übergang zur Republik die Grundlage bereitet hatte. anz anders verlief die Staatsbildung in Deutschland. Die Mittelmeerpolitik des mittel- rlichen deutschen Kaisertums vollzog sich losgelöst vom deutschen Siedlungsraum und e Zusammenhang mit den nationalen Kräften des Volkes. Eine reichsdeutsche National- tik gab es nicht. Was in dieser Beziehung geleistet wurde, ging ohne Zusammenhang dem Ganzen von territorialen Gewalten aus. Das reichsdeutsche staatliche Leben sich in territoriales Sonderleben auf. Der dauernde Übergang des Kaisertums an Habsburger, der die Wahlmonarchie beseitigte, schuf keinen Wandel. Deutschland nde nicht die Grundlage für eine deutsche Kaiserpolitik, sondern blieb das Schachbrett, dem die Dynastie der Habsburger das Spiel ihrer Hauspolitik spielte. Zu einer Fürsten- blik entartet, verlor das Reich in dieser Form jede Daseinsberechtigung und beschloß Dasein unter dem Sturme der napoleonischen Kriege. Immerhin belebten diese ge mit ihrem schließlich glücklichen Ausgang das nationale Bewußtsein und Zusammen- rigkeitsgefühl der deutschen Staatsvölker. Auf der anderen Seite aber lag gerade in geschichtlich gewordenen Sonderbildungen ein schweres Hemmnis für die praktische verwirklichung der nationalen Einheit. Es ist unrichtig, wenn den Dynastien die Schuld an Schwierigkeiten in die Schuhe geschoben wird. Auch die Staatsvölker selbst widerstrebten Preisgabe ihres bei aller politischen Schwäche kulturell so wertvollen Sonderlebens. n Knoten entwirrte schließlich die preußische Großmacht. Ihrer Struktur nach ein idynastisches Gebilde, aber von ausgesprochen deutschem Charakter, fand sie frühzeitig

die Synthese zwischen Hauspolitik und nationaler Politik und erkannte rechtzeitig ihr Berufung, Machtkern eines neuen Deutschen Reiches zu werden. Geführt vom preußischen Königtum, wurden die deutschen Monarchien die Schöpfer des neudeutschen Reiches die Träger nationaler Größe und Machterhaltung. Der Staatskunst Bismarcks gelang es ohne das Eigenleben der deutschen Staatsvölker zu zerschlagen, eine Reichsgewalt zu schaffen, die durch die Personalunion zwischen dem König von Preußen und dem Deutschen Kaiser die preußische Großmacht als unmittelbare Stütze in die Reichsgewalt einbaute.

Als Ergebnis dieser Untersuchung läßt sich also feststellen, daß die beiden großen Nationen Westeuropas die monarchische Staatsform lockerten bzw. beseitigten, um den außenpolitischen Belangen Genüge zu tun, daß aber das deutsche Volk einer Stärkung monarchischer Formung bedurfte, um die unter republikanischen Institutionen zerflatterte Einheit wiederzugewinnen, sich in seiner Zersplitterung zum nationalen Staate zu festigen und sich in außenpolitisch und völkisch so gefährdeter Lage als nationaler Staat zu behaupten.

Diesem monarchischen Staatsgebilde erwuchs ein erbitterter Feind in der demokratischen Ideologie, die, ein Kind englischer und französischer Aufklärer, im Gefolge der französischen Revolution in Deutschland heimisch geworden war. Oswald Spengler sprich mit Recht von der „unsichtbaren englischen Armee, die Napoleon seit Jena auf deutschem Boden zurückgelassen habe". Diese Ideologie verneinte den organischen Begriff der Volk und Staatspersönlichkeit, kannte das Volk nur als Summe aller einzelnen Staatsbürger und begriff den staatlichen Willen lediglich als den Willen der Mehrheit dieser Staatsbürger. Sie stellte dem Erfahrungssatz menschlicher Ungleichheit und natürlicher Schichtung den Grundsatz der absoluten Gleichheit aller Staatsbürger, der Führerauslese durch natürlichen Aufstieg die Wahlführerschaft durch Mehrheitsbeschlüsse, der monarchischen Gewalt aus eigenem Rechte die Forderung der Souveränität der ungegliederten Volksmasse gegenüber. Eine Verschärfung fand diese Doktrin in den Lehren des Marxismus der die Diktatur des internationalen Proletariats zum Zwecke der Beseitigung der Staaten und ihres Ersatzes durch die staatenlose menschliche Gesellschaft forderte.

War der Marxismus seiner Ideologie nach anational, so entwickelte sich die deutsche Demokratie aus innenpolitischen Gründen in anationaler Richtung. Weil die Monarchie in Deutschland als Trägerin des nationalen Gedankens und als Beherrscherin des nationalen Machtinstrumentes fest im Sattel saß, deshalb glaubte die Demokratie, die innenpolitische Machtstellung der Monarchie nur dadurch erschüttern zu können, daß sie die Monarchie die Erfüllung der nationalen Belange und die Ausgestaltung des nationalen Machtinstrumentes erschwerte. In diesem Bestreben traf sie sich mit dem Marxismus. Unterstützt durch die Propaganda der uns feindlich gesinnten Mächte ringsum, bezichtigte beide im engen Verein die kaiserliche Außenpolitik imperialistischer Regungen, obwohl feststand, daß gerade die demokratischen Kräfte in England, Frankreich und Rußland Urheber und Förderer des modernen Imperialismus waren, während die Politik Kaiser Wilhelms II. kein anderes Ziel verfolgte, als die Erhaltung des Friedens. Der Wehrgedanke in Deutschland wurde als Militarismus verschrien und mit allen Mitteln parlamentarischen Widerstandes und gedanklicher Zersetzung geschwächt, ohne Rücksicht darauf, daß die Landrüstungen in Frankreich und Rußland, die Seerüstungen in England Deutschlands nackte Verteidigung bei einem aufgezwungenen Kriege in Frage stellten. Pazifistischen Phrasen, die in der Hauptsache der propagandistischen Giftküche unserer Feinde entstammten, suchte man das eigene Gewissen zu beruhigen und die Massen zu betören.

Gerade diese Einstellung hat es aber so schwer gemacht, während der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. im Reiche und in dem größten Bundesstaate die innenpolitischen Reformen durchzuführen, die bei der sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stark verändernden gesellschaftlichen Struktur des deutschen Volkes wünschenswert gewesen wären. Die deutsche Demokratie und der deutsche Sozialismus ließen eben nicht warten, daß bei weiteren Verzichten der monarchischen Gewalt zugunsten des Par

tarismus die deutsche Volks- und Staatspersönlichkeit erhalten und in der Lage blieb, den gesteigerten außenpolitischen Gefahren gegenüber zu behaupten.
rotzdem muß anerkannt werden, daß im monarchischen Deutschland gerade auf innentischem Gebiet Hervorragendes geleistet wurde. Es sei nur an die große soziale Gesetzung erinnert, durch die das konstitutionell-monarchische Deutschland das parlamentarischarchische England und das republikanische Frankreich weit in den Schatten stellte. Bei allem guten Willen Kaiser Wilhelms II. blieb die innere Staatsverwaltung im ten Bundesstaat Preußen insofern rückständig, als aus der dogmatischen Einstellung demokratischen und marxistischen Volksschichten heraus sich im staatlichen Leben Gegenentwickelten, die das königstreue Beamtentum und Offizierskorps ungewollt in eine nmaßige Sonderstellung drückten, die der Staatsverwaltung ihre Volkstümlichkeit men und den Aufstieg wertvoller Volkskräfte in den oberen Staatsdienst erschwerten. die Auswahl der leitenden Staatsmänner wurde die Grundlage zu eng. Bewährte ortbeamte sind nicht immer schöpferische Geister und zur Führung berufene Charaktere. m Weltkriege prallten die Gegensätze nach anfänglichem Burgfrieden mit verstärkter alt aufeinander. Der Kampf wurde von den zur Herrschaft strebenden Kräften unter nutzung der außenpolitischen Bedrängnis gegen die Grundlagen des Bismarckschen tsgedankens geführt. Fehler in der Außenpolitik der Vorkriegszeit und die Mängel in politischen Führung des Krieges wurden aufgebauscht und der Person des Kaisers zur gelegt. Mehr und mehr gelang es der feindlichen Propaganda, im demokratischen und listischen Lager nicht allein Gehör, sondern auch tatkräftige Unterstützung zu finden und der Person des Kaisers das ganze monarchische System als Urheberin allen Unglückes Bewußtsein des deutschen Volkes mißliebig zu machen. Das gelang um so leichter, ei der Abschließung von der Außenwelt dem deutschen Volke nicht erkenntlich wurde, in den westlichen Demokratien die Reibungen, die ein solcher Krieg auf allen Gebieten igt, mindestens so groß waren wie bei uns und sich dort nur infolge der weit günstigeren lisch-strategischen Lage leichter überwinden ließen; daß dort Fehler gemacht wurden, absolut betrachtet, weit größer waren als diejenigen der deutschen Reichsleitung. der Friedensresolution vom 19. Juli 1917 lehnten sich die demokratischen Kräfte gegen die verfassungsmäßige monarchische Gewalt auf, und die monarchische Gedie nur die außenpolitische Gefahr im Auge hatte, glaubte, aus diesem Grunde den ten Staatsstreich nicht verhindern zu dürfen; sie nahm den aufgezwungenen Kampf an. Das wurde ihr schließlich zum Verhängnis. Unter der Wirkung der akuten militen Krise vom 28. September 1918 glitt die politische Führung ganz aus den Händen Kaisers. Die Demokratie hatte gesiegt, aber sie mußte sehr bald ihr Zepter an den arismus abgeben, der sich erhob, um nicht allein die Monarchie, sondern den bürgerStaat zu zertrümmern. Der Kaiser stand aufrecht in der Brandung, bis sich ihm sein Machtmittel, das Frontheer, zum Kampf gegen den Aufruhr versagte. Vom deutVolke verstoßen, vom deutschen Volksheer verlassen, von den Feindmächten verfehmt, te er als letzter der deutschen Fürsten seinen Platz, um dem deutschen Volke die Mögt zu schaffen, die Schlußrechnung mit dem Feinde ohne Behinderung durch einen erkampf zu bereinigen, entschlossen, das Leben zu tragen, um den Kampf gegen die schuldlüge als lebendiger Zeuge der Vergangenheit führen zu können, und wenn auch nnt, weiterhin dem deutschen Staatsgedanken zu dienen, wie er ihm in dreißigem Monarchentum als „erster Diener des Staates" gedient hatte.

Das lecke deutsche Staatsschiff mußte, um nicht ganz zu versinken, aus dem rein marxistischen Fahrwasser in ein demokratisch-sozialistisches hinübergesteuert werden. Es hatte Lage der bürgerlichen Republik gehißt, wie es der demokratischen Doktrin entsprach der marxistischen Lehre als Übergang zur proletarischen Diktatur erträglich erschien. republikanische Staatsform erforderte einen völligen Umbau; sie war mit den Bisschen Staatsgedanken, dem Aufbau als Bundesstaat, der zusammengefaßten Souverä-

nität der Einzelstaaten im Reich unter Preußens Führung nicht mehr vereinbar, sond
setzte den zentralistischen Einheitsstaat voraus. Einem solchen Zentralismus widerstre
aber das in vieler Beziehung wertvolle und geschichtlich gerechtfertigte einzelstaatliche Eig
leben. In Weimar kam ein Kompromiß zustande, das auf mechanischem Wege den Wi
streit zu beheben suchte. Es zeigt sich aber, daß sich Staatswesen nicht wie Maschi
konstruieren lassen. Die Trennung Preußens von der Reichsgewalt entmachtete nicht al
die Reichsgewalt, sondern führte zum offenen Widerstreit beider. Das Reich, dem infe
der Trennung die ausführenden Organe für die Geltendmachung seiner Belange in
Verwaltung fehlten, suchte sie sich in der Form einer über die Grenzen der Einzelstaa
hinweggreifenden Organisation zu schaffen, und es entwickelte sich ein Wetteifer zwis
dem Reich und den Ländern, der dazu geführt hat, daß unter unendlichen Reibungen m
und mehr Doppelarbeit geleistet wird. Der deutsche Parlamentarismus, der die Souv
nität des Volkes repräsentieren sollte, entpuppte sich — nach einem Wort Spenglers —
„Absetzung der Staatsgewalt" und „Ersatz durch eine Oligarchie subalterner Parteihäupt

Eine Reform ist unaufhaltsam. Über ihre Ziele gehen die Ansichten weit auseinan
Der waschechte Republikaner und der marxistische Sozialist streben zum Einheitsst
Sie setzen sich über alles Unwägbare im Volksleben hinweg und folgen lediglich der r
kalen demokratischen Doktrin, die schließlich in sozialistisch-marxistischen Utopien en
Diejenigen aber, die den deutschen Staat als einen Organismus betrachten, streben
willkürlich zurück zu der Meisterschöpfung Bismarcks, wollen die Erhaltung staatlic
Eigenlebens, soweit es daseinsfähig und -berechtigt ist, und suchen nach neuen Form
für einen bundesstaatlichen Aufbau, der gleichzeitig den Gedanken eines zukünftigen Gr
deutschlands in sich begreift. Dabei wird man an der Frage monarchischer Institutio
so wenig vorübergehen können, wie einst in England, als man daran ging, nach Cromw
Tode die auseinanderflatternden Teilgebiete und politischen Parteiungen zur Erhalt
des Staatsgedankens und zur Beherrschung der außenpolitischen Lage zusammenzufas

Nun wird von republikanischer Seite eingewendet, die Monarchen und damit das
narchische System habe sich in der Vergangenheit so unfähig und würdelos erwie
daß die Monarchie damit für Deutschland unmöglich geworden sei.

Dieser Einwand hält der Kritik nicht stand. Der unglückliche Ausgang des Krieges k
weder dem deutschen Kaiser noch dem monarchischen System zur Last gelegt werden.
wissen heute, daß bei der erforderlichen Einsicht des gesamten deutschen Volkes der Kr
anders hätte enden können. Das Urteil über die kaiserliche Politik unterliegt der A
fälschung durch das bittere Erlebnis der selbstverschuldeten Niederlage.

Und der Vorwurf der Würdelosigkeit in der Zeit der Revolution? Er hätte eine gew
Berechtigung, wenn der Umsturz in Zeiten einer außenpolitischen Ruhelage erfolgt wä
er ist aber unberechtigt in Ansehung der Tatsache, daß die Revolution die von ihr se
erzeugte außenpolitische Schwäche benutzt hat, um sich durchzusetzen. Diese Tatsache rid
nicht die Monarchen und das monarchische System, sondern die Revolution.

Die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. ist gewiß nicht frei von Mängeln gewesen. D
diese Mängel sich in Einzelfällen ungünstig auswirken konnten, lag hauptsächlich dar
daß der erste Kanzler die monarchische Gewalt übermäßig in den Vordergrund ger
hatte, um als Sachwalter der Monarchie möglichst unbeschränkt zu sein. Daraus entwick
sich in der nachbismarckischen Zeit ein Zustand, der untragbare Lasten auf die Schult
des jungen Monarchen legte.

Monarchische Formen dürfen nicht so beschaffen sein, daß ihre Erfüllung schöpferi
Genialität beim Monarchen voraussetzt. Was vom Monarchen zu verlangen ist, läßt
in die Worte zusammenfassen: höchstes Verantwortungsbewußtsein, sittliche Wü
Selbstlosigkeit, Pflichtgefühl und Charakterfestigkeit, alles Eigenschaften, die der so
und so ungerecht geschmähte Kaiser in hohem Maße besessen hat.

Revolution und Monarchie in Bayern

Von Wilhelm Freiherrn von Pechmann in München

I. Erinnerungen

ndank ist der Welt Lohn. Diese alte Erfahrung ist nie in abstoßenderer Gestalt neu ge-worden als im Jahre des Unheils 1918 und in den folgenden Jahren auf deutschem, t zuletzt auf bayerischem Boden. Ich weiß wohl: von der ersten Stunde des Krieges haben sich ungezählte deutsche Frauen aller Stände nicht genug tun können, um für die wir im Felde standen, insbesondere für die Verwundeten und Kranken, aufopfernd rgen. Aber ich war doch immer wieder ergriffen, wenn ich, in Urlaub heimgekehrt, aus der sten Umgebung unserer Königin erfuhr, wie die hohe Frau, vorgerückt in Jahren und ier mehr mit schwerer Krankheit ringend, im Dienste ihres Volkes die letzte Kraft ver-te. Vom Morgen bis in die Nacht, vollends in den Hauptzeiten, vor Weihnachten Ostern, wurde so gearbeitet, daß selbst jugendkräftige Gehilfinnen nur durch das Vor-der Königin aufrecht gehalten wurden: „Man sah die kranke hohe Frau und schämte einfach, weniger tapfer und pflichtgetreu zu sein." Die Königin hielt darauf, ihre Ein-e für die Soldaten stets persönlich zu besorgen, so viel wie möglich bei kleinen Firmen, allem bei Kriegerfrauen. Auch die anstrengenden Lazarett-Besuche wurden bis zuletzt geführt. Jede Mahnung, sich zu schonen, war vergeblich: „Die Ärmsten im Schützen-en müssen viel mehr aushalten!"

udwig III. konnte in ernster Stunde von sich sagen: „Zeit meines Lebens habe ich dem Volk und für das Volk gearbeitet. Die Sorge für das Wohl meines geliebten ern war stets mein höchstes Streben." Diese schlichten, würdigen Worte bedürfen keines mentars. Sie gehören der Geschichte an. Ich erwähne nur einen kleinen Einzelzug: ährend des Krieges war es Seiner Majestät ein besonderes Anliegen, auf seinem Gute uistetten die Milchproduktion nach Möglichkeit zu steigern; der langjährige Vertrag der Zentralmolkerei in München sollte nicht nur erfüllt, es sollte darüber hinaus ge-ft werden. Säuglingsheime und andere Liebesanstalten erhielten täglich kostenlos nmer kostbarer werdende Milch. So auch ein Heim in Nürnberg, für welches die Milch in Berliner Schnellzug verladen wurde.

as aber hat man daraus gemacht? Man hat behauptet und eifrig verbreitet, der König e seine Milch nach Preußen, wo er eine Mark für den Liter bekomme. Die giftige rumdung war stärker als jedes Dementi; immer wieder war sie geschäftig am Werk; ie triumphierte, als am 7. November die betörten Massen auf dem Max-Josephs-z zu den Fenstern der Residenz hinaufgröhlten: „'runter mit dem Millibauern, er mit der Topfenresl!"

In 16. Oktober 1918 war ich Zuhörer in der Kammer der Abgeordneten, als der Minister-räsident v. Dandl die programmatische Erklärung verlas, mit welcher die Königliche sregierung zur Lage der Dinge Stellung nahm und die, wie sie meinte, durch diese gebotene Neugestaltung und Erweiterung der Staatsregierung ankündigte. Von dem t des langen Schriftstücks ist mir so gut wie nichts im Gedächtnis geblieben. Aber slöschlich hat mich durch die ganze Folgezeit der Eindruck begleitet, den die Art des rags in mir hinterließ. Der Eindruck war entmutigend und tief beunruhigend. Ton-, rblos, stimmungslos, ohne jede Spur einer persönlichen Note, ohne irgend etwas, r sich ein Wille zu erkennen gegeben hätte: so las in dieser bedeutsamen Stunde der nterpräsident vor, was die Regierung dem Lande zu sagen hatte. Haben wir über-u noch eine Regierung oder haben die Herren, in deren Hände sie gelegt ist, sich und e Sache innerlich bereits aufgegeben? Mit dieser Frage im Herzen verließ ich das Haus.

Am Dienstag den 5. November abends nach 10 Uhr in einem Kreise von Gesinnungsgeno erfuhr ich von Augen- und Ohrenzeugen, soeben habe in einer Versammlung auf Theresienwiese K. Eisner öffentlich erklärt: „Ich setze meinen Kopf zum Pfande: in zw mal vierundzwanzig Stunden ist Bayern eine Republik!" Niemand habe ihn gest Daraufhin bin ich am 6. morgens zum Polizeipräsidenten Beckh gegangen, dem ich p sönlich nahe genug stand, um rückhaltlos mit ihm zu sprechen. „Sie haben doch Eisner der nun und nimmermehr hätte freigegeben werden dürfen — sofort wieder verhaft Sie werden nun doch ohne Aufschub den Belagerungszustand erklären? Und vor alle Sie werden doch die Demonstration, die morgen auf der Theresienwiese stattfinden s augenblicklich verbieten und wirksam verhindern?" Mit trübem Lächeln und im T müder, hoffnungsloser Resignation wurden alle diese Fragen verneint. Es folgte e freundschaftliche Auseinandersetzung von mehr als einer Stunde. Beckh gab zu, daß in allen Stücken im Rechte sei, zog sich jedoch immer wieder auf zweierlei zurück: erst sei „keine zuverlässige Kompagnie" mehr vorhanden; zweitens hätten sich Auer und Tim dafür verbürgt, daß die Demonstration harmlos verlaufen werde. Ich konnte weder eine noch das andere gelten lassen. An dem guten Glauben der beiden sozialistischen Füh sei gewiß nicht zu zweifeln, um so mehr aber an ihrer Macht: die von Eisner fanatisier Massen würden über sie hinweggehen. Und auf der anderen Seite: wenn wirklich ke „Kompagnie" als solche mehr zuverlässig sein sollte: so viel zuverlässige Leute, als man b brauche, seien jedenfalls noch da; schon die Offiziere, verstärkt durch die in Urlaub in M chen anwesenden, würden vollauf ausreichen: dringend könne ich nur bitten, dahin wirken, daß die beurlaubten Offiziere endlich einberufen würden; von Tag zu Tag u von Stunde zu Stunde hätte ich schon längst darauf gewartet. Der Polizeipräsident v sprach mir, diese Anregung solle erwogen werden. Aber noch sorgenvoller, wenn mögl als am 16. Oktober aus dem Landtag, ging ich am 6. November aus der Polizeidirekti Beckh, auf den ich mit Recht jederzeit viel gehalten, und der sich noch im Felde vorzüg bewährt hatte — Beckh war in seiner ganzen Haltung traurig verändert; auch von i hatte ich den Eindruck eines Mannes, der innerlich schon alles verloren gebe: die Hoffnu auf Auer und Timm war offenbar für Beckh selbst und für die hinter ihm stehende Regier der letzte Anker, auf den man sich verließ oder, genauer ausgedrückt, von dem man sich se einredete, daß Verlaß auf ihn sei.

Vergeblich wartete ich auch am 6. und 7. November auf die Einberufung (auf die nach der Unterredung mit Beckh so sicher rechnete, daß ich das Haus nicht verließ, ohne da zu sorgen, daß ich jeden Augenblick erreichbar war). Statt der Einberufung hielt ich Freitag, den 8., morgens ein Zeitungsblatt in der Hand, von dessen unfaßbarem, spuk anmutendem Inhalt mir nur so viel klar war, daß der Gang der Dinge meine schlimms Befürchtungen noch weit hinter sich gelassen hatte.

Wie konnte es geschehen, daß König Ludwig III. in jener Nacht die Residenz und Stadt verlassen hat?

Ich habe die Erklärung zunächst in dem Zustand der kranken Königin gesucht. Aber befriedigte mich nicht. Es stand zu wenig im Einklang mit allem, was mir von der Na und dem Charakter, von den Anschauungen und Gepflogenheiten des willensstarken Für in langen Jahren bekannt geworden war (und was mir von denen, die ihn am genauer kannten, bestätigt wurde). Wäre der König seinem eigenen Antrieb gefolgt, so würde gewiß für die Sicherheit der Königin gesorgt, dann aber, um die eigene Sicherheit bö unbekümmert, befohlen haben, den oder die Führer des Aufruhrs in die Residenz komm zu lassen, um sich persönlich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Er hat nicht so gehandelt, weil er bei aller hohen Selbständigkeit des eigenen Urt und des Willens für richtig hielt und gewohnt war, in Staatsangelegenheiten sich ü den Rat der verfassungsmäßigen Träger der Verantwortung nicht hinwegzusetzen.

Dazu kam im vorliegenden Falle noch das Moment der Überraschung: höchster und p

ſter Überraſchung. Bis in die letzten Tage und Stunden hinein war von der Regierung
ts geſchehen, um den König mit der Bedrohlichkeit der Lage vertraut zu machen, wohl
r alles geſchehen, um Warnungen von dritten Seiten wie ſeine eigenen Bedenken
beidem fehlte es nicht) als grundlos erſcheinen zu laſſen und den König in Sicherheit
wiegen. So in beſonders bezeichnender Form noch am 6. November. Der Oberſthof-
ſter ſtand vor einer immer dringender gewordenen Dienſtreiſe nach Berchtesgaden.
unterließ nicht, ſich an maßgebender Regierungsſtelle nach der Lage zu erkundigen
erhielt in aller Form die Verſicherung, es ſei nichts zu befürchten; er könne ohne
enken abreiſen: eine Verſicherung, die auch in den Augen Seiner Majeſtät den Aus-
ag gab und naturgemäß nicht wenig dazu beitrug, den König zu beruhigen.
lnd nun ſtanden, völlig unvermittelt, am 7. November abends 8 Uhr der Vorſitzende
Miniſterrates und der Miniſter des Innern vor dem König und trugen vor, es ſei noch
er Nacht mit einem Sturm auf die Reſidenz zu rechnen; die Majeſtäten und die Prin-
innen-Töchter müßten München ſofort verlaſſen; ſtrengſte Verſchwiegenheit über die
eiſe und ihr Ziel ſei dringend geboten; verläſſige Truppen ſeien nicht mehr vorhanden!
Vor dieſe Erklärungen geſtellt, hatte der greiſe Fürſt überhaupt keine Wahl: es blieb
nur übrig, dem Rate der Staatsregierung zu folgen und die Verantwortung — auch
ür, daß es ſo weit hatte kommen können — ihr zu überlaſſen.

Es war in den letzten Wochen von 1918 und in den erſten von 1919. Als Kandidat für
den Bayeriſchen Landtag in meiner ſchwäbiſchen Heimat hatte ich in mindeſtens
ßig Wahlverſammlungen zu ſprechen und Rede und Antwort zu ſtehen. In Auseinan-
ſetzungen, die ſich nicht ſelten zu ſtürmiſcher Heftigkeit ſteigerten, dann und wann auch
uhiger Ausſprache (ſo in unvergeßlichen ſechs Stunden zu Hohenaltheim) wurde mir
s, was in der Seele des vielgeprüften, tief erregten Volkes vor ſich gegangen war und
ſich ging, verſtändlicher, weit verſtändlicher, als es ſonſt möglich geweſen wäre. Am
reichſten war eine immer wiederkehrende Erfahrung, die den Schluß dieſer Erinnerun-
bilden ſoll.

ch konnte, wenn auch nicht immer ohne Schwierigkeit, über alles reden. Auch über die
narchie. Wie manchesmal habe ich gefragt: „Könnten Sie denn wirklich etwas von
halten, wenn ich in meinem ſechzigſten Jahre verleugnen wollte, wozu ich mich vor
t und den Menſchen lebenslang bekannt habe; wenn ich jetzt, da er in Not iſt, meinen
ig im Stiche laſſen wollte?“ Es iſt nie vorgekommen, daß dieſe Frage anders als mit
ſtändnis und unverkennbarer innerer Zuſtimmung aufgenommen worden wäre; ich
be, ſie hat mir, auch bei erbitterten und fanatiſierten Gegnern, mehr Vertrauen einge-
cen, als wenn ich ein klares, beſtimmtes Wort vermieden hätte oder gar als neu bekehrter
ublikaner aufgetreten wäre. Angriffe auf die Monarchie oder auf den Monarchen
n kaum eine Rolle geſpielt. Im Gedächtnis geblieben iſt mir jedenfalls nur ein
iſchenruf in Nördlingen, der gegen die Annahme der Königswürde durch Ludwig III.
htet war. Mit Ruhe konnte ich darauf erwidern, ich ſelbſt ſei gegen jenen Schritt
nklich geweſen und hätte ſeinerzeit, in der Allgemeinen Zeitung, öffentlich und mit
amensunterſchrift davor gewarnt; aber ich müſſe es zurückweiſen, wenn ſich die Kritik
n Seine Majeſtät den König richte (der übrigens meine Warnung nur mit erhöhtem
rauen beantwortet habe), ſtatt gegen den verantwortlichen Ratgeber: dieſer ſei kein
ringerer geweſen als Graf Hertling, und man könne es dem König auch rein perſönlich
d verdenken, wenn er ſich durch die hohe Autorität des ſtreng katholiſchen Staatsphilo-
phen und Staatsmannes habe beſtimmen laſſen.

Ich konnte, wie geſagt, über alles reden. Nur über eines nicht: über die Verantwortung
en Krieg! Sobald auch nur ein Wort darüber fiel, daß von den Urhebern des
ſes und ihren Mitſchuldigen nicht ein einziger in Deutſchland zu ſuchen ſei, ſtieß ich
ſtfalls auf ungläubige Ablehnung, vielfach auf leidenſchaftlichen Widerſpruch, der ſich
nzelnen Orten zu wilden Drohungen, ja bis hart an die Grenze von Tätlichkeiten

steigerte. Es war nicht anders: für meine erregten Gegner stand die deutsche Schuld a Kriege fest wie ein Glaubenssatz, und der leiseste Zweifel daran rief einen Fanatism auf den Plan, als gelte es den Schutz des heiligsten aller Güter.

Ich stand anfänglich vor einem Rätsel. Aber von Versammlung zu Versammlung ka ich der Lösung näher. Ich lernte zu unterscheiden: in der Wirkung übereinstimmen waren es nach Ursprung und Wesen zwei grundverschiedene Erscheinungen, mit denen ich zu tun hatte: dort das Gefühl, belogen und betrogen worden zu sein, hier dagegen d schlechte Gewissen derer, die ihre Sache mit Bewußtsein auf die Lüge gestellt hatte

Von den letzteren spreche ich nicht. Sie waren die würdigen Werkzeuge der revoluti nären „Regierung", welche um eben jene Zeit, am 9. Januar 1919, in einer öffentlich Bekanntmachung erklärte: „Von Berlin aus wurde der Weltkrieg entfesselt."

In ganz anderem Lichte erschienen die ersteren, die mir immer verständlicher wurd und denen ich aufrichtiges Mitgefühl nicht versagen konnte. Sie waren in der Tat belog und betrogen: nur nicht, wie sie meinten, von den gestürzten Fürsten und deren R gierungen. Bei Ausbruch des Krieges hatten sie nicht anders gewußt und gedacht als w alle. Unerschüttert und anscheinend unerschütterlich war ja damals die Macht der Wah heit in unserem Volke festgestanden. Auch von der sozialdemokratischen Partei hat Ant Fendrich für jene Zeit bezeugt: „Sie zweifelte keinen Augenblick am Charakter des Ve teidigungskrieges" („Die Kluft", Stuttgart 1919, S. 5). Aber die Stunde der Lüge ka Je mehr sich der Krieg in die Länge zog, desto mehr fand sie auf tausend Wegen Eingan in die müden Herzen; und wo sie Macht gewann, da brach mit dem Glauben an die Laute keit und das gute Recht der deutschen Sache aller Glaube, alles Vertrauen zusamme mindestens alles Vertrauen zu den Trägern der Autorität in Reich und Staat, die for fahren mußten, für das hart bedrängte Vaterland schwere Opfer an Gut und Blut zu ve langen. An die Stelle des Vertrauens trat grenzenlose Erbitterung und ein Nihilismu der in dem entsetzlichen Worte vom „Schwindel" seinen bezeichnenden Ausdruck fand: ei Seelenverfassung, die mich auch in jenen Wahlversammlungen immer wieder wahrhaft e schüttert hat. Mit Gründen war ihr nicht beizukommen; der verlorene Glaube, das ve lorene Vertrauen war nicht wieder herzustellen; ein wild auflodernder Haß war die einzig Antwort auf jeden Versuch einer besseren Belehrung.

Ich bin diese traurigen Eindrücke nie wieder los geworden. Auch bin ich überzeugt: d Nihilismus, dem ich damals ins Auge gesehen habe, wirkt — um vieles mehr, als w beobachten, wissen und ahnen — heute noch fort und ist nicht die einzige, aber weitaus d gefährlichste Ursache der fortgärenden Revolution.

Die Lüge von der deutschen Schuld am Kriege ist nicht nur die Grundlage der Fremd herrschaft, die entehrend, korrumpierend, aussaugend auf uns lastet; sie ist ebenso das Grund übel unserer trostlosen inneren Zustände; sie steht auch zwischen uns und dem guten alte Rechte, das man uns genommen hat: dem

„Recht, das unsrer Fürsten Thron,
Ein starker Pfeiler, stützt." (Ludwig Uhland).

II. Zur Rechtsfrage

Med Lov skal man Land bygge habe ich unlängst wieder am Gerichtshause auf de Neuen Markte in Kopenhagen gelesen. Es sind die ersten Worte des altjütischen G setzbuchs. „Mit Gesetz" oder besser: „mit Recht soll man das Land bauen".

Wodurch aber wird das Recht zum Rechte? Nicht schon durch die äußere Macht, die dafür erklärt und die gewaltsam seine Geltung durchsetzt. Zum Recht im wahren un vollen Sinne des Wortes wird es erst, wenn zu der äußeren Macht die innere tritt, welc die Gewissen bindet, indem sie die Anerkennung des Rechts und die Unterwerfung unt das Recht zur sittlichen Pflicht erhebt.

ſage damit nichts Neues. Ich ſpreche eine Wahrheit aus, die, in den verſchiedenſten
n erſcheinend, der Sache nach ſo alt iſt wie die Beſinnung der Denker auf das Weſen
echts. Auf ihr beruht alles, was als Heiligkeit des Rechts, als Majeſtät des Geſetzes
und überall ein weſentliches Element aller Geſittung, ein Grundpfeiler jedes
Weſens war, iſt und bleibt.

der deutſchen Nacht von heute iſt vielen unter uns auch dieſe Wahrheit verdunkelt
n. Weithin iſt man geneigt, die Tragweite der äußeren Macht ſo zu überſpannen,
e innere jede ſelbſtändige Bedeutung verliert. Zum Teil ſind dabei theologiſche
ier mit im Spiele. Offenkundiges, ſchwerſtes Unrecht verwandelt ſich, weil es von
ugelaſſen worden ſei, kraft dieſer Zulaſſung über Nacht in bedingungslos gültiges
Schriftſtellen, wie vor allem Röm. 13,1, auch 1. Petri 3, 13, werden ausgelegt,
re nach der Meinung der Apoſtel in der Tatſache der äußeren Macht ohne weiteres
ie innere beſchloſſen. Dazu kommen juriſtiſche Theorien über die rechtsſchöpferiſche
der Revolution, welche auch bei großer Sorgfalt der Gedankenführung doch der
nicht entgehen, allzuleicht und allzuſchnell das Unrecht zum Recht werden zu
und zweifelloſes Recht, als wäre nichts mehr daran lebendig, der Vergangenheit
rgeben[1]). So iſt es zur landläufigen Vorſtellung geworden, daß durch den Erfolg
genannten Revolution[2]) (zu deren Gelingen als zu ſeinem eigenſten Werke Lord
liffe von Lloyd George öffentlich in aller Form beglückwünſcht wurde) das uralte
unſerer Fürſtenhäuſer nicht nur geſtürzt, ſondern zum Erlöſchen gebracht und daß
Stelle dieſes Rechts mit gleicher Dignität und gleichem Anſpruch auf unbedingte
nnung das Recht des unbeſchränkten Parteiregiments geſetzt worden ſei.

wo in aller Welt findet ſich unter den Urſachen, aus welchen ein Recht erliſcht,
die rechtswidrige Gewalt, durch die dem Berechtigten der Beſitz entzogen wird?
kann auch ſie das Recht zum Erlöſchen bringen, aber nur mittelbar, mit Hilfe der
eren Allgewalt ſich innerhalb wie außerhalb des Rechts nichts Menſchliches zu ent-
vermag. Nie und nirgends jedoch iſt rechtstilgende Macht der Gewalt als ſolcher
llends widerrechtlicher Gewalt eingeräumt worden: ſolche Macht geht nur von der
rung aus, die gerade da am ſpäteſten wirkſam wird, wo an ihrem Anfange das
t ſtand. Der Schutz, der durch Verjährungsfriſten dem geringſten und unbedeutend-
chte eingeräumt wird, kann und darf dem grundlegenden unter allen Rechten, dem
der Krone, nicht verſagt werden; und wenn es hier naturgemäß an jeder Friſt-
nung fehlt, ſo folgt daraus keineswegs, daß gerade dieſes Recht friſtlos untergehen
ſobald ſein Träger des Beſitzes beraubt worden ſei: im Gegenteil, gerade dieſes
dauert friſtlos fort, ſo lange die innere Macht lebendig bleibt, über welche keine
etwas vermag.

des weiteren die vermeintliche Gleichwertigkeit des neuen Rechtes mit dem alten
ſo darf ich folgendes zu bedenken geben.

---

[1]) habe bei dieſen Bemerkungen den Schluß des Vortrags im Auge, den auf dem Königs-
Deutſchen Evang. Kirchentage im Juni v. Js. mein verehrter perſönlicher Freund Wilhelm
er „Kirche und Vaterland" gehalten hat, ſowie die Heidelberger Univerſitätsrede zum
ar 1923 des Grafen Alexander zu Dohna über die Revolution als Rechtsbruch und Rechts-
g. Ich bedaure aufrichtig, auf beide Vorträge hier nicht näher eingehen zu können. Aber
eigehen wenigſtens muß ich auch an dieſer Stelle der ſchmerzlichen Überraſchung darüber
r geben, daß Kahl in Königsberg einen älteren Vortrag aus dem Jahre 1895 zitiert hat,
n beſonderer Beziehung auf die Ereigniſſe von 1866" gehalten worden ſei, und daß er dabei
ten hat, ausdrücklich und nachdrücklich das Mißverſtändnis auszuſchließen, als ſei mit
reigniſſen von 1866" irgendwie zu vergleichen, was wir im November 1918 erlebt haben.
werde nie den Unwillen vergeſſen, mit welchem ein überzeugter Demokrat, der unver-
Siegmund Günther, es weit von ſich wies, die Vorgänge vom November 1918 als „Re-
o' gelten zu laſſen.

Ich sage nicht, daß die aus der trüben Flut der Revolution emporgestiegenen Ve fassungen der inneren Macht entbehren, ohne welche Recht nicht Recht ist. Mag ihr Inh großenteils nicht weniger anfechtbar sein als die Art und Weise ihres Zustandekommen wollten wir nicht, im Bürgerkriege, selbst vollenden, was die Feinde uns zugedacht u angetan hatten; wollten wir aus dem Chaos heraus zu rechtlich geordneten Zuständ uns zurückfinden, so mußten wir die Wege gehen, die wir mit jenen Verfassungen g gangen sind, und bis auf weiteres bleibt es für uns sittliche Pflicht, dem Rechte von Weim und den gleichartigen Landesrechten uns zu unterwerfen.

Aber diese Pflicht ist begrenzt. Es sind ihr unüberschreitbare Grenzen gezogen, welc in den alten Bundesstaaten, im alten Reiche nicht vorhanden waren.

Ich denke dabei nicht an den revolutionären Ursprung der heutigen Verfassungen u nicht an ihre unverkennbaren Mängel und Gebrechen, auch nicht an das bedenkliche I teresse, das an ihrem Fortbestand im Ausland genommen wird: überall da, wo m nicht will, daß das niedergeworfene und niedergehaltene deutsche Volk sich wied erhebe und zu Kräften komme. Man hat bis zum Erliegen schwer an alledem zu trage aber es ändert nichts an der sittlichen Pflicht, welche uns, so lange sie geltendes Recht sin an die Verfassungen der Revolutionszeit bindet.

Auch daran denke ich in diesem Zusammenhange nicht, daß diese Verfassungen, unt dem Drucke äußerer und innerer Unfreiheit entstanden, nicht eine normale Rechtsbildu darstellen, sondern das Notrecht einer Notzeit, welches seine geschichtliche Bestimmu erfüllt, wenn es sich auf die Dauer dieser Notzeit als schützender Damm gegen das Cha bewährt, welches aber unmöglich beanspruchen kann, einer bleibenden Ordnung der Din in unserem Vaterlande als endgültige Unterlage zu dienen. Und ich denke ebensowen an die schweren, oft überschweren Proben, auf welche wir in der Erfüllung unserer Pflic gegen das geltende Recht durch die Art und Weise seiner Handhabung von den Partei gestellt werden, in deren Hände dieses Recht eine praktisch unbeschränkte Macht gelegt ha Denn weder durch den naturgemäß provisorischen Charakter des neuen Rechts noch dur Mißbräuche in seiner Anwendung wird die Pflicht seiner Anerkennung begrenzt.

Woran ich denke, ist zweierlei. Es ist erstens die Tatsache, daß das „gute alte Rech wohl gestürzt, nicht aber erloschen ist, und daß von ihm nach wie vor eine innere Mac ausgeht, durch welche sich ein quantitativ nicht zu erfassender, qualitativ aber alles eh als unbeachtlicher Teil unseres Volkes in seinem Gewissen gebunden weiß. Und ich den zweitens an die hohe Pflicht der Treue, die sich in der Not erst recht bewährt.

Vor dem Rechtsbewußtsein, welches von dem guten alten Rechte, und vor der Treu die von den rechtmäßigen alten Fürstenhäusern nicht lassen kann: vor diesen unantastbar Mächten des Innenlebens hat alles Halt zu machen, was das geltende Recht von uns ve langen kann. Hier sind die Grenzen seiner inneren Macht.

Nichts könnte unheilvoller sein als ein Versuch, diese Grenzen zu verneinen oder zu mi achten. Es wäre ein Eingriff in das zweifache Heiligtum des Rechts und des Gewisse und von den Folgen würde das geltende Recht selbst tödlich getroffen werden: es wür seine eigene innere Macht verlieren; es würde seine Verbindung mit der Welt des Si lichen lösen; es würde sich als Recht selbst aufgeben. Jeder neue Umsturz würde — un der einzigen Bedingung seines äußeren Erfolges — im voraus legitimiert.

Vor siebenhundert Jahren hat der Verfasser des Sachsenspiegels geschrieben:

„Von Gott kommt, was von Recht auf Erden ist; und mag noch so viel Unrecht für Recht gehalt werden, es kommt nicht von Gott, sondern von unrechter Gewalt."

Wohl dem Volke, das an dieser Wahrheit festhält oder, wenn es von ihr abgeirrt ist, s zu ihr zurückfindet, so lange es Zeit ist.

Das Reich als Republik

Von Hans Herzfeld in Halle a. S.

den eindrucksvollsten Einzelheiten des neuen tiefernsten Buches von August Winnig[1]), as nach zehnjährigem Bestehen der deutschen Republik die bisherige Summe ihrer chtlichen Leistung geben möchte, gehört der Bericht, daß Friedrich Ebert im letzten e seines Lebens die Summe seiner Sorgen und Wünsche für die Zukunft des von ihm eten Staates dahin gezogen habe: „Wenn Deutschland keine nationale Arbeiter-gung bekommt, so wird es zugrunde gehen." Mit diesem Ausspruch des Winnig nnersten Wesen nahestehenden Präsidenten, der sich vom Führer der sozialistischen iterbewegung in schwerster Stunde zum verantwortlichen Staatsmann entwickelt hat, ch Inhalt und Wunsch dieses persönlich warm bewegenden Buches bezeichnet.

gust Winnigs Lebensgang ist in den großen Zügen bekannt. Aus einfachsten Ver-issen herstammend, ist er im Dienst der Gewerkschaften zu ansehnlichem Rang in der chen Sozialdemokratie emporgestiegen. Mit dem Beginn des Weltkrieges schloß h jenem rechten Flügel der Partei, den Männern um P. Lensch, David, H. Heine, aenisch an, denen die Wendung zum nationalen Staate eine grundsätzliche, bis zum durchzuführende Neugeburt der Partei bedeutete. Durch die unseligen Folgen des -Putsches aus der nationalpolitischen Arbeit als Oberpräsident des schwer gefährdeten reußens gerissen, ist er seitdem in zähem und schwerem Kampfe bemüht, diese eigene instellung in den Reihen der politischen Arbeiterbewegung durchzusetzen. Der Kampf, den diesem Sinne gemeinsam mit den Kräften der sozialistischen Jugend um W. Niekisch ie altsozialistische Partei Sachsens führte, gehört noch der unmittelbaren Tages-chte an. Fast im Augenblicke der äußeren Niederlage erscheinend ist dies Buch jetzt Beweis von der lebendigen Kraft der ihn und seine Gesinnungsgenossen beseelenden so daß es für die deutsche Gegenwart ermutigende Bedeutung besitzt als ein Zeichen, rotz der schwerfälligen Sterilität großer Parteiorganisationen in der zahlenmäßig nzteren, aber für eine weitere Zukunft entscheidenden Schicht der selbständigen Per-hkeiten die Schwere des deutschen Gegenwartsschicksales doch nicht nur Lähmung, rn stärker noch Antrieb zu fruchtbarer Weiterentwicklung bedeutet.

nn dieser Versuch einer Geschichte der jungen Republik zeigt, wie die 1914 machtvoll Bahn brechende Überwindung des marxistischen Dogmatismus in der deutschen terbewegung durch Niederlage und Friedensfesselung zwar in ihrer Auswirkung gedämmt, nicht aber in einem tieferen Sinne zerstört werden konnte. Die Herkunft rigs vom Sozialismus, seine innere Zugehörigkeit zur Arbeiterbewegung bleibt auch er Angelpunkt seines ganzen Denkens. Der Aufstieg des vierten Standes zu selbst-ßter Teilnahme am nationalen Leben, zu künftiger Führerstellung in den Geschicken eutschen Volkes bildet den Abschluß der weitgespannten Skizze deutscher Geschichts-cklung, wie er sie zeichnet. Die Lösung dieses Problems stellt für ihn die wichtigste Aufgabe unserer deutschen Gegenwart dar.

der Kraft einer in eineinhalb Jahrzehnten gereiften Überzeugung fordert er aber warum die volle Nationalisierung der deutschen Arbeiterbewegung, die bisher durch ruck ungünstiger geschichtlicher Verhältnisse noch nicht befriedigend gelöst ist. Die te Voraussetzung für eine solche Wendung ist bei ihm noch tiefgehender als früher Lensch dadurch geschaffen, daß die beherrschende Bedeutung der geistig-seelischen ien im geschichtlichen Werden bejaht, die marxistische Reduktion des gesellschaft-

[1]) uguſt Winnig, Das Reich als Republik. 1918 — 1928. J. G. Cottasche Buchh. Nachf., Stutt-d und Berlin 1928.

lichen Lebens auf letzten Endes wirtschaftlich bedingte Klassenkämpfe gründlich über wunden wird. Damit erlangt Winnig die Freiheit, die innere Wesensverschiedenheit de geschichtlichen Perioden zu erkennen, der geschichtlichen Vergangenheit des deutschen Volkes gerecht zu werden und für die Gegenwart den Primat der Einheit in der nationalen Ide vor den zweitrangigen materiellen Interessengegensätzen zu fordern. Er vermag eine mi lebendiger Wärme gefüllte anregungsreiche Skizze der deutschen Gesamtentwicklung zu geben, die auch der geschichtlichen Leistung des preußischen Absolutismus gerecht wird und selbst die Gestalt des letzten deutschen Kaisers mit einer milden Ruhe beurteilt, die um so höher zu bewerten ist, als sie aus dem Munde eines Mannes kommt, der selbst in seiner Jugend als vaterlandsloser Zuchthausaspirant gekennzeichnet war.

Der verstehenden und liebevollen Würdigung der deutschen Vergangenheit entspricht der Nachdruck, mit dem im Hauptteil des Buches, der Darstellung der zehn Jahre seit 1918, die unlösliche Verbundenheit der Nation gegenüber den Folgen der Kriegsniederlage zum Grundakkord gemacht wird. Diese kritische Geschichte der jungen Republik mißt ihre Leistung nach dem Maßstabe, inwieweit sie die gesamten Volkskräfte zum Widerstand gegen die erdrückende Wirkung des Friedensdiktates innerlich und äußerlich zu sammeln verstanden oder versucht hat. Es ist der große Vorzug dieses Buches vor Darstellungen, die sich in einfach doktrinärer Verherrlichung oder Verdammung der republikanischen Staatsform erschöpfen, daß Winnig heute durch seine äußerer Einflußnahme wenig günstige Stellung zwischen den Parteien in einem Maße zu verstehendem Begreifen geeignet ist, wie wenige politische Persönlichkeiten. So vermag er ebenso die große Leistung zu würdigen, die in der allmählichen Überwindung des Chaos von Revolution und Wirtschaftszusammenbruch von Regierung und überlieferten Kräften des alten Staates, Beamtentum und Heer, vollbracht ist, wie den ganzen Ernst der Lage zu ermessen, daß die verhängnisvolle Zuspitzung der innenpolitischen Gegensätze einen einheitlichen nationalen Widerstand gegen die Vergewaltigung des Friedensdiktates bisher nur in seltenen Augenblicken hat zustande kommen lassen. Mit gleichmäßiger Entschiedenheit ist das Zurückstoßen der nationalen Opposition durch Regierung und herrschende Parteien in den ersten Jahren nach 1918 und die lange Zeit alle Grenzen gefährdende Erbitterung des Kampfes von Rechts gegen den bestehenden Staat als unerträgliche Gefahr für das Lebensinteresse des deutschen Volkes behandelt. Der Schwerpunkt seiner Kritik richtet sich dabei freilich gegen jene verhängnisvolle Entwicklung der Sozialdemokratie, die sie veranlaßte, zunächst die freiwillige Unterwerfung unter das Diktat des Siegers als Siegel des Bekenntnisses zum neuen Staat zu behandeln und mehr als einmal durch Unterstreichung der deutschen Kriegsschuld die innere Geschlossenheit der Nation gegenüber dem moralischen Druck der feindlichen Anklagen zu erschüttern. Die hierdurch entstandene, lange hoffnungslos tiefe Kluft zwischen der politischen Vertretung des größeren Teiles der deutschen Arbeiterschaft und den Volksteilen, deren politischer Wille sich in dem Kampf gegen die Knechtung des Friedensdiktates sammelte, sieht er mit Recht als verhängnisvollste Erschwerung eines Wiederaufstieges an.

Diese Auffassung gipfelt in einer tiefernsten abschließenden Würdigung der deutschen Gegenwartslage. Für ihren Wert bürgt vor allem, daß das in längerer Arbeit entstandene Buch durch die kritische Gewissenhaftigkeit des Verfassers jene ganze Verschärfung der deutschen Lage vorwegnehmen konnte, die im Laufe des letzten halben Jahres endlich in Deutschland allgemein erkannt worden ist. Dawespakt und Locarnovertrag sind als vorläufige Erleichterung gebende Aushilfen einer grundsätzlich kaum vermeidbaren, in der Durchführung mit bedenklichen Illusionen belasteten Politik gekennzeichnet, deren Hauptgefahr darin bestand, daß die Nation zu großen Teilen das Erreichte überschätzte und erneut zu einer Gesinnung freiwilliger Erfüllungsbereitschaft geführt wurde, die die Schwere der übernommenen Opfer in einer ebenso außen- wie innenpolitisch gefährlichen Weise unterschätzte. Das große Kapitel Winnigs über den Ernst der deutschen Wirtschaftslage (S. 259—288) vertritt dagegen schon mit allem Nachdruck die heute zum Sieg kommende

enntnis, daß das scheinbar günstige Oberflächenbild gehobener Lebensführung in utschland tatsächlich nur eine vorübergehende Konjunkturerscheinung bedeutet, da sie nur Hilfe fremden Kredites erreicht war. Auch hier behauptet sich bei ihm jedoch die Erntnis, daß die letzten Entscheidungen über die Zukunft der Nation im Geistig-Seelischen en. Als ernsteste Mahnung an den Augenblick schließt er darum mit der Warnung, die Zukunft des deutschen Volkes mit der Geschlossenheit und Festigkeit ihres Widerdswillens gegen übermäßige Belastung steht und fällt, daß die Frage der Stunde jetzt ob Lebensraum und Lebensmöglichkeit für die zwanzig Millionen der deutschen Arerbevölkerung erhalten werden kann, ob der deutsche Arbeiter jetzt begreift, daß die che der Nation in erster Linie seine eigene Sache sei. Ein Buch von durchaus persönem Bekennermute, das nach allen Parteilagern seine innere Selbständigkeit zu wahren gt, wurzelt diese Schrift Winnigs doch so tief und sicher in den allgemeinen Notwendigen und Bedürfnissen der Nation, daß ihr weiteste Verbreitung zu wünschen wäre.

Verfassungsschau

Von Leonhard Meukel in München

Die leidenschaftlichen Erörterungen der Reich-Länderfrage in jüngster Zeit haben das Weimarer Verfassungswerk aus dem Winkel, in dem es ein bisher viel zu wenig beetes Dasein führte, fast unvermittelt in den Lichtkegel der Jupiterlampen gerückt. onungslos decken die Gegner seine Schwächen auf; fanatisch wird es auf der anderen te von echten und vermeintlichen Freunden verteidigt.

Will man Weimar objektiv beurteilen, so muß man zuerst den rechten Abstand von gewinnen. Dazu gibt eine Schau über die Reichsgrenzen hinaus die beste Gelegenheit, ientlich eine Betrachtung der beiden Verfassungen, die vermöge ihrer Geschichte und Achtung, deren sie sich nicht nur im eigenen Lande erfreuen, besonders verdienen, mit mar in Vergleich gezogen zu werden, nämlich der Verfassung der Vereinigten Staaten Amerika und der Bundesverfassung der Schweiz. Hierbei ergeben sich ebenso interesle Parallelen wie bezeichnende Unterschiede.

as tritt schon in der Geschichte der Entstehung der drei Verfassungen hervor.

ie Unionsverfassung schmiedete den lockeren Staatenbund der nordamerikanischen onialstaaten zum festen Staatsgefüge eines Bundesstaates zusammen. Ihr voraus der Unabhängigkeitskrieg, dessen glücklicher Ausgang mitbestimmend war für n und Gestaltung der neuen Verfassung. Die Gewöhnung an Freiheit und Selbstmmung und eine von außen nicht beengte Anpassungsfähigkeit an neue Verhältnisse chterten das Werk. Dazu kam, daß ernsthafte Bindungen an die Vergangenheit r Neuordnung nicht im Wege standen, wie dies bei den meisten europäischen uten der Fall war. Patrimonial- und Feudalherrschaft sowie Fürstenabsolutismus n den englischen Kolonisten in Amerika fremd geblieben. An der Wiege ihrer jungen einwesen stand von Anfang an die Demokratie. So konnte trotz mancher widerstrebender ressen, für die geniale Köpfe wie Washington und Franklin den rechten Ausgleich n, die Verfassung vom 17. September 1787 entstehen, die Reichsgerichtspräsident ons in seiner Einleitung zu der James M. Beckschen Schrift über die Verfassung der einigten Staaten (deutsche Ausgabe: Walter de Gruyter, Berlin und Leipzig 1926) in „Wunderwerk menschlicher Staatsweisheit" bezeichnet.

ter ähnlich glücklichen Auspizien trat auch die Bundesverfassung der Schweiz vom ai 1874 ins Leben, durch die sich zweiundzwanzig souveräne Kantone zur Behauptung r Unabhängigkeit nach außen und zur Förderung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt zur

schweizerischen Eidgenossenschaft zusammenschlossen. Keine kriegerischen Verwicklunge oder politischen Erschütterungen gingen ihrer Entstehung voran. Das lose Gewand de Staatenbundes hatte die Schweiz schon 1848 abgestreift; das neue Verfassungsgebäud konnte sich also bereits auf eine tragfähige bundesstaatliche Grundlage stützen.

Die Unions- und die Schweizer Verfassung gingen also in einer Zeit des Aufstieg ihrer Staatswesen fast zwangsläufig aus den vorhandenen Gegebenheiten hervor.

Anders bei der Weimarer Verfassung vom 11. August 1919. Ausgelöst durch den jähe Zusammenbruch unseres Vaterlandes, geboren aus verlorener Freiheit, geschaffen – nicht geworden — unter dem Drucke der feindlichen Besatzung, des Reparationselend und der außenpolitischen Gebundenheit konnte sie nicht wie ihre glücklicheren Schwester das schirmende starke Gebäude werden, dessen das deutsche Volk gerade damals so bedurf hätte. Ein Verdienst freilich kann ihr auch der Gegner nicht absprechen: sie hat in diese schwersten Zeit dem deutschen Volke die Reichseinheit gerettet und es vor der Zersetzun durch den Bolschewismus bewahrt. Aber sie ist eben nur ein Notbau geworden, der bereit bedenkliche Sprünge zu zeigen beginnt. Weimar fand den von Bismarck geschaffene Bundesstaat schon vor. Aber es sah sich einem anderen Versailles gegenüber. Von de konstitutionellen Monarchie mußte der Weg zur parlamentarischen Republik gefunde werden. Dies war um so schwieriger, als sich der Wechsel der Staatsform nicht in ruhige Entwicklung, sondern mit elementarer Plötzlichkeit vollzogen hatte und weil der junge Republik wenigstens in der ersten Zeit noch immer der Makel der Revolution anhaftet Es galt ferner, einerseits die frühere preußische Hegemonialstellung zu brechen, andererseit sich mit den Sonderrechten der süddeutschen Staaten auseinanderzusetzen. Zudem mußt gegenüber der Welle des Unitarismus, die damals durch das Reich flutete und in der d Lebens- und Todesgemeinschaft der deutschen Stämme im Kriege zum Ausdruck kam, d Idee des Föderalismus behauptet werden, wenn die deutschen Länder nicht auf staa liches Eigenleben verzichten wollten. Aus diesen Gegebenheiten ist die Weimarer Ver fassung hervorgegangen. Sie ist keiner anderen demokratischen Verfassung einfach nac gebildet, wenn sie auch gewisse Berührungspunkte mit ihnen aufweist. So haben d Unions- und die Schweizer Verfassung, aber auch die Betontheit des französischen Parl mentarismus sie beeinflußt. Besonders aber schwingen in ihr die Grundakkorde nach, d einst im Verfassungswerk der Frankfurter Paulskirche 1849 zusammengeklungen ware

Diesen Werdegang der drei Verfassungen muß man sich vor Augen halten, will man zu Verständnis ihres Wesens gelangen. Denn er ist in ihrer Form zur Auswirkung gekomme

Zwei Paten standen an ihrer Wiege: Montesquieus Forderung der Trennung der G walten und Rousseaus Lehre von der Souveränität des Volkes und seinen Menschenrechte Erstere zeigt sich in der Dreiteilung von Gesetzgebung, vollziehender Gewalt (Exekutiv und Rechtsprechung; letztere im demokratischen Gedanken und in der republikanische Staatsform. Daneben galt es, im Rahmen der bundesstaatlichen Idee diese Grundsä so zu verwirklichen, daß neben einer starken Zentralgewalt noch der erforderliche Spie raum für ein staatliches Eigenleben der Bundesglieder verblieb.

Die verfassungsrechtliche Auswirkung dieser Gedanken zeigt eine nähere Betrachtun Nach der Unionsverfassung steht die Gesetzgebung dem Kongreß zu, der sich in zw Häuser gliedert: Repräsentantenhaus und Senat. Ersteres besteht aus Mitgliedern, d von der Bevölkerung der einzelnen Staaten in unmittelbarer Wahl gewählt werden. J letzteren ist jeder Staat mit zwei Senatoren vertreten, die von dessen gesetzgebend Körperschaft gewählt werden. Jeder Senator führt nur eine Stimme, die er nach beste Wissen und Gewissen, also ohne Instruktion, abgibt. Im Repräsentantenhaus kom hiernach das Stärkeprinzip, im Senat das Gleichheitsprinzip zur Geltung. Das letzte ist sogar als unabänderlicher Verfassungsgrundsatz festgelegt: Kein Staat kann ohne sei Einwilligung des gleichen Stimmrechtes im Senat beraubt werden. Diese glückliche Ve schmelzung ermöglichte es, bei der Schöpfung der Verfassung die bestehenden Gegensä

ugleichen. Die Gesetzgebungsbefugnis des Kongresses ist weit gesteckt, aber fest um-
. Sie erstreckt sich auf die Bundesgerichtsbarkeit, das Steuerwesen, die Landesver-
gung, das Münz- und Postwesen u. a. Daneben sind negativ noch ausdrücklich Ge-
hervorgehoben, die sich seiner Zuständigkeit entziehen.
e vollziehende Gewalt liegt in der Hand des Präsidenten, der durch die Wahlmänner
einzelnen Staaten — also in mittelbarer Wahl — gewählt wird. Er ist der Chef der
desverwaltung, sorgt für die ordnungsgemäße Ausführung der Bundesgesetze und
gt dem Kongreß die ihm notwendig erscheinenden Maßnahmen vor. Seine Stellung
ernach außerordentlich gefestigt. Das kommt namentlich in seiner Unabhängigkeit
Kongreß zum Ausdruck, dem kein Einfluß auf die Exekutive zusteht. Auch das Fehlen
parlamentarischen Ministerverantwortlichkeit trägt zur Hebung seiner Stellung bei.
Minister sind nur seine Beamten; ein Gegenzeichnungsrecht besitzen sie nicht.
esondere verfassungsrechtliche Bedeutung kommt der Rechtsprechung durch den
sten Gerichtshof und die Bundesgerichte zu. Der Oberste Gerichtshof ist zu-
der vornehmste Garant der Verfassung, und seiner Tätigkeit ist es vor allem
anken, daß sie trotz ihres ehrwürdigen Alters und obwohl sie seither nur unwesentliche
erungen erfuhr, noch heute den Bedürfnissen einer in Weltpolitik und Weltwirtschaft
enden modernen Großmacht zu genügen vermag. Diese Mission konnte er erfüllen,
ihn die Verfassung dem Gesetzgeber und der Exekutive als gleichberechtigt an die Seite
e. Er kann im Streitfalle aussprechen, daß ein Gesetz oder ein Akt der vollziehenden
alt im Widerspruch mit der Verfassung steht und deshalb zu unterbleiben hat.
ie Unionsverfassung hat hiernach dem Grundsatz der Gewaltenteilung zu voller Aus-
ung verholfen. Aber auch der demokratische Gedanke ist in ihr zum Siege gelangt.
Verfassung sollte, wie Lincoln es treffend ausgedrückt hat, „die Regierung des Volkes
as Volk und durch das Volk" gewährleisten. Die Herrschaft des Volkes selbst, nicht der
svertretung war ihr Ziel. Das prägt sich u. a. in der unmittelbaren Wahl der Mit-
er des Repräsentantenhauses und der Wahlmänner für die Präsidentenwahl aus.
gegenüber fällt die Nüchternheit, mit der sie ihre demokratischen Grundsätze entwickelt,
ins Gewicht. Die Menschenrechte sind nicht wie anderswo in der Verfassung selbst
legt, sondern lediglich in Zusatzartikeln aufgeführt. Den Schöpfern lag eben an der
htung eines praktischen Baues mehr als an einer kunstgerechten Fassade.
cht minder glücklich ist die bundesstaatliche Idee verwirklicht. Die Bundesglieder
en sich mit Recht Staaten, obgleich auch ihnen jede außenpolitische Zuständigkeit
Die staatliche Geschlossenheit der Union und ihre Zentralgewalt lassen den Einzel-
n noch immer eine große, verfassungsmäßig gesicherte Selbständigkeit. Rechte, die
der Union zuerkannt oder den Einzelstaaten abgesprochen sind, verbleiben diesen.
eich wurde diese großzügige Gestaltung dadurch erleichtert, daß keine lähmende Klein-
rei im Wege stand und daß das innerpolitische Leben Amerikas seit alters von zwei
n geschlossenen Parteien getragen wird.

ich die Bundesverfassung der Schweiz geht von dem Grundsatz der Gewaltenteilung
us, ohne ihn so strenge wie die Unionsverfassung durchzuführen. Die Gesetzgebung
Bundes liegt bei der Bundesversammlung, die sich aus dem Nationalrat und dem
derat zusammensetzt. Der Nationalrat stellt das Abgeordnetenhaus des Schweizer
s dar. Seine Mitglieder werden nach der Bevölkerungsziffer der Kantone in un-
barer Wahl gewählt. Im Ständerat ist dagegen jeder Kanton mit zwei Mitgliedern
ten. Auch hier ist also das Gleichheitsprinzip auf den Schild erhoben. Die Mit-
r beider Räte stimmen ohne Instruktion. Die Gesetzgebungsbefugnis des Bundes
her umschrieben. Sie bezieht sich auf bürgerliches Recht, auf das Eisenbahn- und
esen sowie andere im einzelnen aufgeführte Gebiete.
vollziehende Gewalt ist dagegen in die Hände eines Kollegiums, des Bundesrats,
. Er besteht aus 7 Mitgliedern, die von der Bundesversammlung gewählt werden.

Er leitet die gesamte eidgenössische Verwaltung, vertritt den Bund nach außen und v
zieht seine Gesetze und Beschlüsse. Er kann auch selbst der Bundesversammlung Ges
und anderweitige Maßnahmen vorschlagen. Er stellt sohin eine Art Ministerium d
das aber freilich der Bundesversammlung gegenüber nicht parlamentarisch verantwort
ist. Den Vorsitz im Bundesrat führt der Bundespräsident, der von den vereinigten Rä
gewählt wird. Er ist staatsrechtlich nicht besonders herausgehoben, sondern nur prim
inter pares und genießt nicht annähernd die Stellung des amerikanischen Präsident

Die richterliche Gewalt des Bundes findet ihren Ausdruck im Bundesgericht. Im übrig
läßt die Verfassung auf dem Gebiete des Gerichtswesens den Kantonen freie Hand. D
Bundesgericht entscheidet über bestimmte zivilrechtliche Streitfälle, insbesondere, we
der Bund oder ein Kanton Partei ist, ferner unter Zuziehung von Geschworenen üb
politische Verbrechen, wie Hochverrat, Aufruhr u. ä. Daneben erfüllt es die Funkti
eines Staatsgerichtshofs. Anders als in der Union sind aber die von der Bundesversam
lung erlassenen Gesetze auch für das Bundesgericht bindend.

Gleichwohl ist aber, wie schon erwähnt, der Grundsatz der Gewaltentrennung ni
strenge durchgeführt. Die Bundesversammlung beschränkt sich nicht auf die Gesetzgebu
sondern nimmt auch Einfluß auf die vollziehende Gewalt, deren Anordnungen sie beri
tigen und aufheben kann. Dafür hat die Verfassung aber die Ideen der Demokratie u
der Bundesstaatlichkeit um so reiner und organischer zu gestalten verstanden.

Die oberste Gewalt soll nach der Ansicht der Verfassung grundsätzlich und ausschließ
beim Volke liegen. Nur soweit gewissermaßen technische Rücksichten dessen Tätigwerd
ausschließen, sollen die berufenen Vertretungen an seine Stelle treten. Aber auch in die
Fällen bemüht sich die Verfassung, die letzte Entscheidung gleichwohl dem Volke selbst
überlassen. Dieser ausgeprägte demokratische Zug zeigt sich namentlich in der Stellu
die der Volksabstimmung eingeräumt ist. In wesentlichen Bundes- und Kantonsangeleg
heiten, namentlich in allen Verfassungsfragen, stimmt die Wählerschaft unmittelbar
Das Volk nimmt direkten Anteil an der Gesetzgebung und ist nicht lediglich auf das Petitio
recht zurückgedrängt. Die Bundesverfassung schreibt aber auch den Kantonsverfassun
die Gewährleistung der politischen Rechte nach demokratischen Formen vor. Dafür
sie sich andererseits in der Aufzählung der Menschenrechte weise Zurückhaltung auf.

Das bundesstaatliche Moment endlich tritt in der Schweizer Verfassung schon äußer
dadurch hervor, daß sie von „souveränen Kantonen" spricht. Sie wurzelt denn auch
in kantonalen Einrichtungen. Die großen Verschiedenheiten der Rasse, Sprache
Religion waren für das Maß der Eigenstaatlichkeit bestimmend, das den Kantonen
bleiben mußte. Diese üben alle Rechte aus, die nicht dem Bunde übertragen sind.
seiner Gesetzgebungs- und Verwaltungstätigkeit nehmen sie durch ihre paritätische V
tretung im Ständerat maßgebenden Anteil.

So stellt sich die Schweizer Verfassung der Unionsverfassung würdig zur Seite, frei
zugeschnitten auf enge und leicht übersehbare Verhältnisse sowie nicht zuletzt auf den V
zicht, in der Weltpolitik eine Führerrolle zu spielen.

Auch Weimar konnte selbstverständlich am Grundsatz der Gewaltenteilung, der lä
Gemeingut aller modernen Verfassungen geworden ist, nicht vorübergehen. So wu
dem Reich eine umfassende Gesetzgebungshoheit gewährt, obgleich es im allgemei
auch auf dem Gebiete der Gesetzgebung bei der Länderzuständigkeit verblieben ist, für
auch die Vermutung spricht. Die Reichsgesetzgebung ist teils eine ausschließliche (z. B.
dem Gebiete der auswärtigen Politik, der Wehrverfassung, des Zollwesens), teils
konkurrierende (z. B. auf dem Gebiete des bürgerlichen und Strafrechts, des Gewer
und Versicherungswesens), teils eine sog. Bedarfsgesetzgebung (z. B. auf dem Geb
der Besteuerung und der Wohlfahrtspflege), teils eine sog. Grundsatzgesetzgebung (z.
auf dem Gebiete des Religions- und Schulwesens). Gesetzgeber des Reiches ist der Rei
tag, der aus den Abgeordneten des deutschen Volkes besteht, die in allgemeiner, gleic

mittelbarer und geheimer Wahl nach den Grundsätzen der Verhältniswahl gewählt erden. Reichsrat und Reichspräsident nehmen an der Gesetzgebung in der Hauptsache r aufschiebenden Anteil. Während der frühere Bundesrat neben dem Reichstag gleichrechtigtes Organ der Gesetzgebung war, wirkt der Reichsrat jetzt nur mehr an der Vorreitung der Gesetze mit und hat gegen die Beschlüsse des Reichstags ein begrenztes Einuchsrecht. Die Reichsregierung hat sich bei Einbringung einer Gesetzesvorlage der Zunmung des Reichsrats zu versichern; wird diese aber verweigert, so kann sie die Vorlage nnoch einbringen. Der Reichsrat ist also von einer zweiten Kammer weit entfernt. ihm sind die Länder auch nicht gleichheitlich wie in Amerika und in der Schweiz, sondern ch Maßgabe der Bevölkerungsziffer in verschiedener Stärke vertreten. Auch stimmen die ichsratsmitglieder als Vertreter der Regierungen, die sie benannt haben, ausschließlich ch erhaltener Instruktion ab. Der Gedanke der Paulskirche, dem Reichstag als Gegenwicht ein Staatenhaus gegenüberzustellen, ist auf dem Wege nach Weimar verblaßt.

Die vollziehende Gewalt ist nicht einheitlich zusammengefaßt. Reichspräsident, Reichs- und Reichsregierung teilen sich in sie. Der Reichspräsident wird vom ganzen Volke unmittelbarer Wahl gewählt. Gleichwohl reicht seine Stellung an die des amerikanischen äsidenten nicht annähernd heran. Insbesondere ist er durch die Verfassung selbst mehr er minder zur Schwäche verurteilt. So ist er vom Reichstag insofern bedenklich abhängig, er regelmäßig nur unter Mitwirkung des Reichskanzlers oder eines Reichsministers ndeln kann. Diese bedürfen aber des Vertrauens des Reichstags, der sie jederzeit rzen und dem Reichspräsidenten ein anderes Kabinett aufnötigen kann. Ferner tut seiner Stellung Abbruch, daß die Verfassung eine Reihe von Regierungsgeschäften ausicklich der Reichsregierung vorbehält, deren Mitglied der Reichspräsident nicht ist. Dem ichsrat hat die neue Verfassung wohl noch selbständige Verwaltungsbefugnisse und eine renzte Mitwirkung an den Regierungshandlungen zugebilligt. Namentlich ist seine stimmung zur Erlassung von Verwaltungsvorschriften zu den Reichsgesetzen dann einolen, wenn deren Ausführung den Landesbehörden zusteht. Trotzdem ist hierin anichts der Tatsache, daß der frühere Bundesrat an der Reichsverwaltung hervorragend eiligt war und insbesondere die ganze Verordnungsgewalt innehatte, eine wesentliche buße zu erblicken. Dazu kommt, daß die Praxis der letzten Jahre über den Verfassungsndsatz, wonach die Reichsgesetze von den Ländern auszuführen sind, vielfach hingegangen ist. Es hat sich immer mehr eingebürgert, daß Reichsgesetze die Ausführung chsbehörden übertragen oder die Reichsregierung allein, unter Ausschaltung des Reichs-, zum Erlaß von Verwaltungsvorschriften ermächtigen.

Die richterliche Gewalt des Reichs findet in seinen obersten Gerichtshöfen, dem Reichsicht, dem Reichsfinanzhof und dem noch zu schaffenden Reichsverwaltungsgericht, ihren druck. Daneben hat die für einzelne verfassungsrechtliche Fälle vorgesehene Tätigkeit Staatsgerichtshofs eine besondere Bedeutung. Seine Einrichtung bedarf aber noch organischen Zusammenfassung und des weiteren Ausbaus. In seiner heutigen Gestalt r nicht in der Lage, das Verfassungswerk wirksam zu garantieren und es durch eine pferische Rechtsprechung auf die gebührende Höhe zu bringen.

iernach hat die Weimarer Verfassung jedenfalls die Frage der Gewaltenteilung nur ollkommen entschieden. Glücklicher war sie bei der Verwirklichung des demokratischen nzips. Mit den Worten des ersten Artikels: „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus", ligt sie ein Leitmotiv an, das sie weiterhin folgerichtig entwickelt. Der vom Volk gewählte chstag ist an die Spitze des Reichsorganismus gestellt. Das Volk wählt den Reichspräsidenten r setzt ihn auf Antrag des Reichstags ab. Dessen Gesetzgebungsbefugnis ist durch die wirkung des Volkes, besonders beim Volksentscheid, beschränkt. Aus dieser Betonung demokratischen Gedankens erklärt sich auch der breite Raum, den die Behandlung der ischenrechte in der Verfassung einnimmt. Der Verfassungsgeber hat sich an ethischen programmatischen Grundsätzen, die vielfach jedes Rechtscharakters entbehren, förm-

lich berauscht. Gemessen an der amerikanischen und der Schweizer Verfassung ist hier des Guten sicher zu viel geschehen. Schlichte und klare Rechtssätze mit einem größeren Sinn für die Wirklichkeit wären dem Verfassungsinstrument mehr zustatten gekommen und hätten namentlich die Behandlung der Reich-Länderfrage erleichtert.

Denn die Lösung des bundesstaatlichen Problems ist der Weimarer Verfassung nicht geglückt. Sie steuert, das Bismarcksche Erbe verleugnend, mit geschwellten Segeln dem Einheitsstaate zu, bleibt aber angesichts der rauhen Tatsächlichkeit doch am Kompromiß mit dem Föderalismus hängen. Der Grundgedanke der Reichseinheit beherrscht dem Geiste nach das ganze neue Verfassungswerk. Die Kompetenz der Reichsgewalt ist in einem Maße erweitert, daß sie vielfach über die Existenz der Einzelstaaten hinwegzugehen scheint. Die Verfassung spricht deshalb auch nur von Ländern, nicht von Staaten oder gar souveränen Bundesgliedern wie die Unions- und Schweizer Verfassung. Nur so ist verständlich, daß schon mit Recht die Frage aufgeworfen wurde, ob die deutschen Länder überhaupt noch als Staatsgebilde anzusprechen sind oder nicht vielmehr nur gehobene Selbstverwaltungskörper darstellen. Aber die Wirklichkeit ist dieser Verfassungstendenz eben nicht gefolgt. Die staatliche Existenz der Länder läßt sich nicht leugnen; sie liegt ein für allemal in der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Stämme und in ihrer Verschiedenheit nach Volksart, Konfession, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen begründet. Daß die Verfassung daran vorbeisah, mußte sich rächen. In der Tat geht die ganze Not der Reich-Länderfrage nur auf diese Inkongruenz zurück.

Aus der an der Hand der Verfassungen Amerikas und der Schweiz erfolgten Aufzeigung der Mängel unseres jungen, in bewegter Zeit entstandenen Verfassungswerks ergibt sich zwangsläufig auch der Weg zu ihrer Beseitigung. Wir brauchen eine Verfassungsreform. Darüber waren sich auf der letzten Länderkonferenz die Reichs- und Ländervertreter einig. Diese Reform muß großzügig angepackt werden; jedes Flickwerk, jedes Experimentieren ist abzulehnen. Wir müssen auch auf dem Gebiete der Staatsgestaltung aus den labilen Verhältnissen der ersten Nachkriegsjahre heraus zu stabilen gelangen. Dabei gipfeln die Forderungen für eine solche Verfassungserneuerung in der Hauptsache in folgendem:

Der in der Wirklichkeit vorhandene und in der bewußten Eigenstaatlichkeit der Länder verkörperte föderalistische Gedanke muß auch in der Verfassung Ausdruck und Ausbau erfahren.

Dazu gehört eine neue, klare und erschöpfende Abgrenzung der Gesetzgebungszuständigkeiten zwischen Reich und Ländern. Die Bedarfs- und Grundsatzgesetzgebung ist einzuschränken und jedenfalls schärfer zu umgrenzen. Grundsatzgesetze des Reichs dürfen nur die Landesgesetzgebung, nicht den Staatsbürger unmittelbar binden. Sie sollen sich auf Richtlinien beschränken, deren Ausführung den Ländern zu überlassen ist. Die Stellung des Reichsrats bedarf der Hebung. Er muß wieder gleichberechtigter Gesetzgebungsfaktor neben dem Reichstag werden. Dessen Gesetzgebungsabsolutismus ist einzudämmen und insbesondere sein Recht zur Gesetzesinitiative, das leicht mißbraucht werden kann, zu beschneiden. Auch ein gerechter und auf einer vernünftigen Trennung der Steuerquellen beruhender Finanzausgleich muß gefunden werden. Eine Einflußnahme des Reichstags auf die vollziehende Gewalt ist nach dem Vorbild Amerikas auszuschalten. Die Stellung des Reichspräsidenten ist — selbst auf Kosten des parlamentarischen Systems — zu stärken. Das Mitwirkungsrecht des Reichsrats bei der Führung der Reichsgeschäfte und seine Befugnis zum Erlaß von Verwaltungsvorschriften zu den Reichsgesetzen ist wieder herzustellen.

Die richterliche Gewalt muß neben der Gesetzgebung und Exekutive eine stärkere Heraushebung erfahren. Die Gerichtsbarkeit des Staatsgerichtshofs ist organisch auszubauen und namentlich in der Richtung der Überwachung der Verfassungsmäßigkeit der Gesetzgebung und des Schutzes der Länder gegen Zuständigkeitsüberschreitungen durch das Reich zu entwickeln.

Endlich aber bedarf die Frage der Verfassungsänderung einer grundlegenden Umgestaltung nach dem Vorbild der beiden anderen Verfassungen. Diese gehen mit Recht von der Auffassung aus, daß eine Verfassung als Staatsgrundgesetz den Inbegriff eine

eren Rechtes darstellt und deshalb nicht vorschnell und ohne Not beliebig geändert den darf. In weiser Voraussicht haben daher die Schöpfer der Unionsverfassung für fassungsänderungen kräftige Riegel eingebaut. Sie wollten ihr stolzes Werk nicht den selnden Einflüssen des Parlamentarismus ausgeliefert wissen. Sie schrieben deshalb Ratifikation durch eine Dreiviertelmehrheit der Staaten vor. Mit ähnlichen Sicherungen sich die Bundesverfassung der Schweiz umgeben. Eine Verfassungsänderung kann ohl vom Nationalrat wie vom Ständerat der Volksabstimmung unterbreitet werden. bedarf der Annahme durch die Mehrheit der abstimmenden Bürger und der Kantone. agegen ist in der Reichsverfassung die Anschauung, daß das Staatsgrundgesetz als t höherer Ordnung anzusprechen ist, nicht zur Geltung gelangt. Man hat sich, wie der ausgeber der Beckschen Schrift richtig bemerkt, vor der Allmacht des Gesetzgebers ver- t. Jahr für Jahr beschließt der Reichstag Verfassungsänderungen, ohne sich ihrer eutung und Tragweite voll bewußt zu werden. Dabei braucht er selbst auf verfassungs- ige Rechte der Länder und des Volkes keine Rücksicht zu nehmen. Die Verfassung eben als Gesetz wie jedes andere auch; es fehlt an der Achtung vor dem Staatsgrund- z als dem Ausdruck eines höheren staatlichen Willens. Deshalb zurück zum gesunden anken der Bismarckschen Verfassung! Eine vom Reichstag beschlossene Verfassungs- erung hat als abgelehnt zu gelten, wenn sich der Reichsrat mit einer auch nur begrenzten nmenzahl dagegen ausspricht.

ie Zeit ist für das deutsche Volk gekommen, da es sich auf sich selbst besinnen und an vorausschauende und großzügige Verfassungsreform herantreten muß, die auch das h-Länderproblem in einer für beide Teile tragbaren Weise löst. Ist sie glücklich durch- hrt, dann Hand weg von der Verfassung!

Die Staatsform der Deutschen

Von Erwein Freiherrn von Aretin in München

ls Platen 1814 als bayerischer Offizier in Frankreich weilte, schrieb er als Republikaner des Herzens und des Gefühls in sein Tagebuch, wie sehr doch der französische Bauer die republikanische Freiheit dem deutschen in jeder Hinsicht überlegen sei. Wir wollen die naheliegende Frage aufrollen, wieviel von der republikanischen Freiheit 1814 neun Jahren napoleonischen Kaisertums wohl noch wirksam war, sondern die aktuellere, nliche Überlegenheit den deutschen Bauern von 1929 vor jenem von 1913 auszeichnet. r Glanz der Freiheit, der zu allen Zeiten die Anziehungskraft und den Nimbus der blikanischen Regierungsweise bildete, ist in der traurigen Nachkriegszeit jedenfalls nicht zum Leuchten gekommen. Und wenn es auch ungerecht wäre, zu verkennen ierfür die Hauptgründe in der außenpolitischen Lage unseres Volkes zu suchen sind, ollen wir doch um so mehr die von keinem Glanz geblendeten Augen der Frage zu- en, welche von den staatlichen Formen, mit denen dieses Heft uns bekannt macht, Lebensbedingungen der deutschen Nation am besten zu entsprechen scheint.

darf es der Erklärung, daß solche Betrachtungen freilich die Lage des Reiches ebenso- zu ändern vermögen, wie es etwa die inneren Gefühle seiner Bewohner tun? Marie Therese von Frankreich, die Tochter des hingerichteten Ludwig XVI., am Ende ahres 1795 in Hüningen im Elsaß gegen kriegsgefangene Kommissare der französischen blik (darunter den Postmeister von Varennes unseligen Angedenkens) ausgetauscht n sollte, erlebte sie auf der Reise an die Grenze fast in jedem Nachtquartier die gleiche, rch Leid versteinertes Herz seltsam erschütternde Szene. Die Chronik berichtet z. B., als sie in Chaumont einfuhr, die Spitzen der städtischen Behörden bei ihr gewisser-

maßen den Ehrendienst versahen, und daß bei ihrer Abfahrt die Bevölkerung Kopf an K
mit lautem Schluchzen die fortrollende Berline begleitete, die das letzte Unterpfand
alten königlichen Frankreichs zu entführen schien. Wen erinnert diese Szene nicht an
denkwürdige Beisetzung Ludwigs III. von Bayern oder an die ehrfurchtsvollen Gr
die seinen Erben heute noch in jeder bayerischen Stadt empfangen?

Von Erwägungen solcher, mehr gefühlsmäßiger Art sollen diese Zeilen nichts wis
so sehr eine Staatsform nicht nur des Verstandes sondern auch des Glaubens an sie bed
Wir müssen vom Wesen der Deutschen ausgehen, um die beste Form ihres Gemeinscha
lebens zu suchen.

Wenn wir nach dem klugen Wort Pius IX. dem Ausdruck „national" seine Bedeut
wiedergeben wollen, so müssen wir darunter eine Denkweise verstehen, die unabhän
vom Alten und von der Überschätzung des Neuen nur das eine Ziel im Auge hat, das Le
der Nation in einer seiner Kultur am besten entsprechenden Form für eine möglichst w
Zukunft zu sichern. Das Leben einer Nation „in Form" bedeutet aber fast in erster L
den absoluten Schutz des Besitzes. So klar man sich über die Auswüchse des Kapitalism
sei es durch Vertrustung, sei es durch Vergesellschaftung sein mag, daß der freie und un
hängige Besitzer Ziel jeder gesunden nationalen Politik sein muß, darüber wird ke
gestritten werden können. Ohne ihn sinkt die Nation mit ihrer Kultur ins Wesenl
Er ist Voraussetzung für einen Arbeiterstand, der nicht im Kampf mit der Seelenlosig
des Kapitals sich bis zur Gemeinschaftsschädlichkeit klassenmäßig verhärtet, sondern se
Wege zu einem jedem erreichbaren Aufstieg sieht. Der freie und unabhängige Bes
ist der eigentliche Kulturträger eines Volkes. Wir brauchen wohl nicht zu betonen, daß
hiermit kein Rentnerideal aufstellen wollen. Was wir meinen, ist der unabhängige Ma
dessen Arbeit nicht durch die Not der Ausbeutung durch den Stärkeren ausgesetzt ist.

Wahlrecht und dergleichen Errungenschaften sind kümmerliche Surrogate der Freih
wenn sie, wie es leider wenigstens in Deutschland war und ist, ein Volk zu einem S
von Angestellten werden lassen. Die Phraseologie von 1789 wirkt in dem Nachkriegsdeut
land wie eine Satire. Die Politisierung eines Volkes ist nicht unbedingt sein Glüc

Wenn wir von dem Gedanken ausgehen, daß die Freiheit einer Nation, die Grundl
ihres Gedeihens, nicht nur von ihrer außenpolitischen Lage abhängig ist, sondern auch
der Unabhängigkeit ihrer Bürger (Tarifverträge, die diese Unabhängigkeit erstreb
schaffen nur neue Bindungen), so ist deren Sicherung und Pflege ein nationales E

In dem an sich begreiflichen Versuch, die kritische Nachkriegszeit nicht mit weite
Problemen zu belasten, entstand die Phrase von der Gleichgültigkeit der Staatsfo
Sie wäre berechtigt, wenn es sich nur um die Form handelte. In Wirklichkeit aber erleb
wir einen Umsturz des Rechtsbegriffs, der wohl in das Weltanschauliche hinüberg
Wenn wir mit dem Begriff des Rechts jenen der Ewigkeit und der Unantastbarkeit v
bunden hatten, so sahen wir es plötzlich zum ausschließlichen Ergebnis einer Mehrhe
abstimmung werden, der noch dazu das richterliche Bestreben nach Unparteiischkeit
wissermaßen grundsätzlich abging. Jeder Besitz ist damit in seinem Kern zerstört.
Verfassungsartikel, der ihn schützt, bedarf zu seiner Aufhebung nur einer qualifizier
Mehrheit. Wird irgendein Besitz durch einen Gesetzesantrag angegriffen, so kann ihn
Besitzer nicht mehr dadurch halten, daß er vor einem Gericht auf eben seinen Besitzert
pocht, sondern nur dadurch, daß er mehr Freunde wirbt als sein Gegner, durch eine Tä
keit also, die bisher als Rechtsschutz nur in der Rechtlosigkeit des Krieges zur Anwend
kam. Die Abstimmung über die Fürstenenteignung, die durch kein Gesetz und kei
Machtspruch unmöglich gemacht werden konnte, ist ein Präzedenzfall, der, leider viel
wenig beachtet, die völlige Umwandlung, ja Zerstörung des Rechtsbegriffes beleucht

Wir haben in diesem Hefte gesehen, wie verschiedenartig der Begriff der Republi
der Geschichte erscheint. Für uns hat dies nur geschichtlichen Wert. Im 20. Jah
hundert und bei einem Volke von der Größe des deutschen ist die parlamentarische Repu

demokratischen, nicht in der aristokratischen Form wohl die einzig gegebene. Mit ben wir uns auseinanderzusetzen. Ist sie fähig und willens, den oben skizzierten Weg nationalen Aufstieg zu gehen, d. h. den Besitz im Sinne seiner Unantastbarkeit zu n und zu fördern, worin allein auch eine gedeihliche, nicht aller Zukunft bare Mög- t für die deutsche Arbeiterschaft liegt, so ist es Pflicht, Fähigkeiten und Willen im en dieser parlamentarischen Republik auszubauen und zu stärken.

sehen hierfür keine Voraussetzungen. Die Mehrheit eines Volkes sind immer die osen. Das Land, das nur die Mehrheitsherrschaft ohne jedes Korrektiv kennt über kurz oder lang, — durch allenfallsige staatsmännische Begabungen vielleicht zeit- iemals aber grundsätzlich gehemmt, — den Besitz und damit auch die Lebensmöglich- er Besitzlosen zerstören. Wir haben das französische Beispiel, das einzige in Europa, um Vergleich herangezogen werden kann. (Die amerikanischen Republiken sind in uf Jahrhunderte hinaus bestehenden Fülle ihrer Lebensbedingungen keine Ver- sobjekte.) Frankreich war noch 1870 ein ebenbürtiger Gegner. 1914 hätte dieses ragend militärische Volk nicht mehr wagen können, allein gegen die gesamte, nicht sten teilweise abgezogene Macht der Deutschen zum Kampf anzutreten.

Mehrheitsherrschaft hatte die Schuld. Auf die Interessen der Besitzlosen abgestellt, ie die Verantwortung für die Verödung des flachen Landes, das für den Franzosen entsprechenden Lebensgrundlagen mehr liefert und in dem im Süden der Spanier er Italiener bis zur völligen Verdrängung des Franzosen sich festsetzte. Hier hat f der Besitzlosigkeit des Großteils der städtischen, zumal der Pariser Wählerschaft tellte Gesetzgebung in einem halben Jahrhundert den ländlichen Besitz erdrosselt. ntvölkerung des Landes durch Geburtenrückgang hat ja niemals nur moralische n auch sehr starke wirtschaftliche Gründe. Gewiß lebt der politische Begriff „Frank- weiter, die Nation aber geht unter.

kurzem ging durch die deutsche Presse die Nachricht, die Preußenkasse beabsichtige nkauf hoffnungslos verschuldeter Güter im Osten zu Siedlungszwecken durchzu- . Private Käufer sind ja bei dem in ganz Deutschland riesenhaften Angebot von und Boden kaum mehr zu erwarten. Nun weiß nachgerade jeder, daß der Sied- edanke nur in seltenen Fällen fruchtbar ist. Die Verstädterung ist kein umkehrbarer g, und es hat wenig Lockendes, ein eintöniges Leben mühseligster Arbeit, wie es das auern ist, mit einer Verzinsung des investierten Kapitals zu erkaufen, die mehr als lhaft ist, selbst wenn das Kapital nahezu geschenkt wäre. Der Gedanke der Preußen- der freilich vielen Gutsbesitzern wie eine letzte Rettung erscheinen mag, bedeutet it Sicherheit nicht Neugewinnung deutschen Bauernlandes, sondern den Beginn ändlichen Sozialisierung und die Hereinziehung polnischer Arbeitskräfte, die noch nders entnationalisierend wirken, als in Frankreich die spanischen und italienischen. rankenlose Gesetzgebung durch die Mehrheit, für die jede Minderheit geradezu l ist, hat im schnelleren Tempo unserer Zeit in Deutschland in zehn Jahren schon ch wachsenden Ansätze zu dem erzeugt, wozu Frankreich fünfzig Jahre brauchte, lsätze zum unvermeidlichen Untergang der Nation.

er souveränen Mehrheitsherrschaft eine Hemmung aufzuerlegen, ist nationale ndigkeit. Eine solche Hemmung ist z. B. der Föderalismus, dessen Bekämpfung ie besitzfeindliche Sozialdemokratie tief begründet ist, während seine Bekämpfung den Besitz etwa aus wirtschaftlichen Gründen unverständlich bleibt. Selbst wenn föderalismus teurer wäre als der Unitarismus, wäre sein Ausbau für den Besitz mal vorteilhafter als die schrankenlose Herrschaft eines einzigen Parlaments.

Schutz der Minderheit oder der wirtschaftlich Schwachen, aber national Wertvollen, s ist das Wesen und der Kern der Monarchie. Ihr Fehlen hat durch die Übergriffe ächtigen, bäuerlich gesehen der „Raubritter", im 13. Jahrhundert die kaiserlose r „schrecklichen" gemacht. Wir wissen, daß dieser soziale Grundgedanke der Monarchie

im Laufe der Jahrhunderte bis zur Unkenntlichkeit verdüstert wurde. Niemand wird de Soldatenhandel deutscher Fürsten jemals rechtfertigen können, wie unsere Zeit es au nicht mehr begreift, daß z. B. Frankreich in der Schweiz und in Schottland gegen Ge Söldner werben durfte. Es war mit dem Gedanken der Monarchie noch bis ins 19. Jah hundert hinein verträglich, daß der Kaiser in Wien Landesherr in Mailand, der König vo England Landesherr in Hannover war. So sehr war der Begriff des Landesherrn vo jenem der Nation getrennt. Der Bauer in dem Marquisat Berg op Zoom nahe am Nor seestrand hat den Bauern von Reichenhall kaum je als Landsmann angesprochen, trotzde beider Landesherr durch 32 Jahre der pfalz-bayerische Kurfürst Karl Theodor war. Die hat mit dem monarchischen Grundgedanken, zwischen Mehrheitswille und lebensnotwe digem Minderheitsinteresse den Ausgleich zu bilden, ebensowenig zu tun, wie etwa da persönliche Wesen einiger Monarchen. Das Prinzip des Papsttums konnte durch Ale ander VI. im Ansehen geschädigt, aber nicht getötet werden.

Der Mehrheitssouveränität um des Grundsatzes willen den Preis des Untergangs de Nation zu zahlen, wäre unverantwortlich gegen unsere Söhne und Enkel. So lang die Monarchie aus Gründen, zu deren Erörterung kein Anlaß besteht, als praktische Mög lichkeit in den Hintergrund tritt, muß die Sicherung der Nation durch andere gesetzlich Mittel versucht werden. Der Gedanke einer zweiten Kammer mit vollem Mitbestimmungs recht in der Gesetzgebung ist nur durchführbar, wenn ihre Zusammensetzung letzten Ende von jener der andern grundsätzlich verschieden ist. Gelingt es, eine solche zu konstruieren – im Reich bietet sich dafür von selbst der Reichsrat an, der als Bundesrat einst die Souver nität besaß und dessen Zusammensetzung sehr wohl aus dem Parteigetriebe gehoben werde kann —, so ist dorthin die Initiativ-Gesetzgebung und ein Vetorecht zu legen, das unen behrlich ist. In den Händen des Reichspräsidenten würde ein solches Recht aber um gefährlicher sein, als dieser eben von der besitzlosen Mehrheit gewählt der unantastba Träger jener sozialistischen Tendenzen würde, die unsere Nation zerstören müssen.

Der Kampf gegen den Sozialismus ist nicht Klassenkampf, darf es nie sein. Es schein uns falsch und kränkend, das Wort „national" als ein epitheton ornans, als eine A moralisches Plus zu betrachten, wie es vielfach geschieht. Sein Anspruch muß bleiben als die Sicht in die weitere Zukunft der Nation zu gelten, wahrhaftig nicht zuletzt, we dort die Interessen der Besitzlosen in der nationalen Gemeinschaft mit den Besitzende besser gewahrt liegen als im internationalen Kampf gegen sie.

Die Stärke, die der Zusammenschluß der Schwachen schafft, ist groß. Sie kann sog die Stärke der Starken vernichten, nur zerbricht sie sich dann selbst. Nur die Gemeinscha zwischen Schwach und Stark in der Nation gibt dem Begriff der Nation seine große B deutung für das Wohl der Menschen, weil diese Gemeinschaft allein, weise und ausgleiche geleitet, Aufbau und nicht Vernichtung ist.

Wir machen kein Hehl daraus, daß wir in diesem notwendigen Ausgleich eine Aufgat erblicken, der nur die Monarchie auf die Dauer gerecht werden kann, d. h. eine staatlich Stelle, deren menschliche Sympathien, soweit es überhaupt möglich, weder nach der eine noch nach der anderen Seite zu neigen brauchen, sondern die sich wirklich dem Gemeinwoh dem Schutz der Minderheit widmen kann. Daß die Monarchie dies nicht immer tat, nimm ihr nicht die Eigenschaft, daß sie allein und ausschließlich dazu fähig und, was besonde wertvoll, von den persönlichen Eigenschaften des Kronenträgers in viel höherem Maß unabhängig ist als jede andere Institution. Sie gibt der staatsmännischen Begabung d größte Freiheit, eine Freiheit, die das Parlament nicht kennt und die uns für die Natio wichtiger scheint, als das unkennbare Atom „Freiheit", das die Republik verschafft. D ist mit dem Untergang der Nation wahrhaftig zu teuer erkauft.

Tagebuch

Ein italienisches Stipendium für Germanistik

it freudiger Überraschung wird man in Deutschland die Kunde von der Er- ng eines italienischen Stipendiums für anistik vernehmen. Den Anlaß dazu gab 0. Geburtstag von Arturo Farinelli, berühmten Germanisten an der Turiner rsität. Italienische und ausländische Ge- , Schüler und Verehrer taten sich zu- en und stifteten die „Borsa Farinelli", urch ein dauerndes Zeichen die erfolg- n Bestrebungen des Mannes zu krönen, s Gründer der jungen italienischen Ger- tik gelten darf. Der von jugendlicher fensfreudigkeit erfüllte Jubilar zählt in hen Fachkreisen viele aufrichtige Freunde. e seiner Werke, z. B. „Deutschlands und iens literarische Beziehungen", „Grill- : und Raimund" sind ja in Deutschland nen, sein geistvolles Werk über Paul veröffentlichte der Verlag der Süd- en Monatshefte. Die Leser, die sich über seine ausgedehnte und vielseitige tellerische Tätigkeit unterrichten wollen, n den 1925 im Verlag von Kurt Schroeder , Leipzig) erschienenen Band „Aufsätze, und Charakteristiken zur Weltliteratur" Der Breslauer Germanist Max Koch dazu ein von warmer Verehrung für ngjährigen Freund getragenes Vorwort, Walzel-Bonn veröffentlichte darüber hrbuch für Philologie eine tiefschürfende ion.

unserer gequälten Nachkriegszeit, wo Geisteswissenschaften bloß auf dem po- n Schachbrett zu betätigen scheinen, man versucht sein, die Errichtung dieser di studio" politisch zu deuten. Das aber in die Irre führen. Dichtung und e sind so gewaltige Machtfaktoren, daß ocherfreut jene Bestrebungen begrüßen ie zwei stark zukunftsberechtigte Völker rer näher bringen können. Und dank- ll blickt man auf das Lebenswerk eines s, der in geistvoller und freimütiger lichkeit den Weg dazu ebnete.

Als Farinelli im Jahre 1907 nach achtjähriger Lehrtätigkeit an der Universität Innsbruck den Turiner Lehrstuhl für deutsche Literatur, damals den einzigen in Italien, bestieg, wurde es ihm sofort klar, daß er durch stilgerechte akademische Vorlesungen, welche die großen Linien und Merkmale der verschiedenen Epochen der literarischen Entwicklung Deutschlands zeigen würden, wenig anfangen konnte. Es galt vielmehr erst die Keime zu einer germanistischen Wissenschaft zu legen und vor allem richtiges Verständnis und echte Begeisterung zu wecken. Seinen Vorlesungen legte er deshalb lediglich des Dichters Werk zugrunde, und durch seine feinsinnige Interpretation erstanden, gleichsam durch Zauber heraufbeschworen, die großen Gestalten der deutschen Dichtung. Für die Zuhörer war es Neuland, und in ihrem jugendlichen Erkenntniseifer legten sie manches Vorurteil willig ab. In seinem eigenartigen Verfahren wurde Farinelli durch sein umfassendes Wissen unterstützt, das ihn befähigte, immer wieder aus der Dichtung anderer Völker treffende Vergleiche heranzuziehen und den eigentlichen Gegenstand, trotz aller Fülle des Stoffes, nach allen Seiten zu beleuchten. Tatsächlich ist seine Vielseitigkeit so groß, daß er, trotz seiner vielen trefflichen Arbeiten auf den Gebieten der älteren und neueren deutschen Literatur, auch als Romanist mit Ehren bestehen kann. Manchem Deutschen wird er sogar hauptsächlich durch seine romanistischen Werke bekannt sein, vor allem durch seine starke Liebe zum Spanischen, die ihm auf seinem arbeitsreichen Lebenswege stets eine treue Begleiterin war. Wer jedoch in sein innerstes Wesen einen Blick tun konnte, erkannte bald, daß er durch Veranlagung und Können hauptsächlich zur Germanistik berufen und somit zum beredten Deuter und Vermittler deutschen Kulturlebens auf italienischem Boden ausersehen ist. Gleich manch anderem bedeutenden Mann ist er im letzten Grunde einfach und eindeutig und hat sich selbst, allem Wandel der Zeit zum Trotz, die Treue bewahrt. In der Einleitung zu seiner ersten Vorlesung „L'Umanità di Herder e il concetto della razza nella storia evolutiva dello spirito" spiegelt sich der ganze Mensch; dieses freimütige Be-

kenntnis gibt den Schlüssel zum eigentlichen Schaffen des großen Turiner Germanisten.

Im Lichte des Herderschen Idealismus bekämpft er in dieser vielgelesenen Schrift den engherzigen Hochmut der Rasse, den überempfindlichen Nationalismus. Und darüber hinaus erschüttert er den Glauben, daß die großen Dichter und Denker jeweils nach bestimmten, in strenge Formeln faßbaren Gesetzen ihrer eigenen Rasse schaffen müßten. Die starren Dogmen Tainescher Kritik reißt er unbarmherzig nieder und nähert sich dem poetischen Werk als der Schöpfung eines genialen Vertreters der Menschheit. Erst dann, gleichsam zum Lohn für sein spontanes Sichhineinversenken in das Werk und in die Geisteswelt des Dichters, enthüllt sich ihm der wunderbare Zusammenklang künstlerischer Individualität und tiefster völkischer Immanenz. Er gemahnt darin an den großen Literarhistoriker Francesco De Sanctis, der zu sagen pflegte, der Kritiker müsse, um richtig zu urteilen, sich in demselben Maße seiner eigenen Spontaneität hingeben wie der Künstler selbst. Nur so wurde es ihm möglich, deutsche Menschen wie Luther, Paul Gerhardt, Kleist, Hebbel zu erfassen und ins rechte Licht zu stellen, ohne irgendwelche Anlehnung an die herkömmliche italienische Betrachtungsweise oder an deutsche Vorbilder. Wenige können so scharf wie er sich gegen jeden Versuch auflehnen, im Reiche des Geistes Abteilungen und Unterabteilungen zu errichten. Da kann er zu einem heftigen Polemiker werden. Er hat sich entschieden gewehrt gegen Croces starre Unterscheidung zwischen intuitivem und intellektuellem Erkennen, denn nach seiner Überzeugung vermag sehr wohl die Welt des Wissens in die der Intuition einzugreifen. Von seinen Schriften ebenso wie von seinem gesprochenen Wort empfängt man zuerst den Eindruck von etwas Wogendem, und man läßt sich willig davon fortreißen. Die klare Gedankengliederung muß man erst finden oder vielmehr, man entdeckt sie auf einmal, nachdem man das Ganze in sich aufgenommen hat. Um alles, was er schreibt oder vorträgt, spinnt sich eine feine musikalische Stimmung und man fühlt den Musiker, der über Schubert und Beethoven manches treffliche Wort gesprochen hat.

Diese wogende musikalische Stimmung, die um sein ganzes Wesen spielt, macht ihn zum Romantiker. Einen romantischen Anflug hat schließlich jeder echte Germanist, Farinelli ist aber Romantiker auf ureigenem Boden. Lenaus sinnende Melancholie zieht ihn immer wieder an. Unruhiges Sehnen und freudiges Schwelgen im Reiche der Phantasie und des Geistes verleihen seiner Persönlichkeit ein eigenartiges Gepräge, das unserem ungeistigen Zeitalter gegenüber in stolzer Abwehr verharrt. Und man staunt über sein unermüdliches, beharrliches Schaffen inmitten einer Zeit, die sich am Augenblickserfolg berauscht.

In tiefer Seele ist auch er Kosmopolit der Kunst und Poesie und doch bekennt er sich stolz zur heimatlichen Scholle. Darum ehrt die „Borsa Farinelli" das italienische und das deutsche Volk zugleich und sie bedeutet, über die äußere Auszeichnung eines hervorragenden Gelehrten hinaus, eine sinnvolle und verheißungsreiche Tat.

Turin. Giorgio Gelosi.

Briefe Friedrichs des Großen

Wir gestehen ohne weiteres ein, daß wir in bezug auf den Briefwechsel Friedrichs mit Fredersdorf[1]) voreingenommen sind. Er erscheint uns noch heute, drei Jahre nach Erscheinen so wertvoll, daß wir einer beträchtlichen Anzahl von Menschen kaum ein hübscheres Geschenk als dieses Buch zu machen wüßten. Wer Sensationen erwartet und wer die Politik Friedrichs studieren will, kommt freilich nicht auf seine Kosten. Aber wer etwas menschlich Bewegendes und etwas sehr Deutsches lesen will, den werden diese Briefe nicht loslassen. Es sind die einzigen Briefe Friedrichs des Großen in deutscher Sprache, und sicherlich wird man schwer bestreiten können, daß Friedrich mit Satzbau und Orthographie nicht einmal die Prüfung für eine heutige Vorschule bestanden hätte; trotzdem würden diese Briefe bedeutend an Wert verlieren, wenn sie französisch abgefaßt wären, das Ursprüngliche, das eigentlich Lebendige ist mit den unbeholfenen deutschen Worten unlöslich verbunden.

Es scheint uns nicht notwendig, auf den Inhalt einzugehen, da man ihn eigentlich gar nicht wiedergeben kann. Aber wir sind sicher: wenn wir an dieser Stelle auch nur zwei oder drei von diesen wundervollen Briefen abdrucken würden, so könnten es die meisten unserer Leser nicht lassen, sich das Buch zu kaufen.

[1]) Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf. Herausgegeben und erschlossen von Johannes Richter, Berlin-Grunewald 1926.

er Herausgeber hat die Briefe, auf die er
h einen Zufall gestoßen, mit vielen Er-
erungen versehen; manchmal, so scheint uns,
r zu sehr geneigt, dem Leser persönliche
ge fortzunehmen. O. St.

Albert Otto Rust

rägnanz des Berichtes und Nachglanz der
klassischen Überlieferung kennzeichnen die
sa des Schriftstellers Albert Otto Rust. Etwas
der klaren Knappheit und begrifflichen
ärfe der militärischen Ausdrucksform ist in
n Stil übergegangen und hat ihm Dichte
Festigkeit gegeben, dazu trat eine einge-
ne Größe der Gesinnung, eine neue, echte
anität: So wurde Rust der erste Schrift-
r der jüngeren, durch den Krieg gegangenen
eration, der eine unbedingte Treue gegen
Überlieferung mit neuem schöpferischem
t durchdrungen und auf alle revolutionäre
e verzichtet hat.
ewissenhaftigkeit, geistige Wachheit und
t sind die bemerkenswertesten Eigenschaf-
eines Schriftstellertums, in dem er sich stets
r ethischen Verantwortung bewußt bleibt—
diese Eigenschaften erscheinen um so be-
enswerter, als Rust eine ungewöhnliche
unbürgerliche Entwicklung hinter sich
Aber so sehr er in seinem Leben die
heit und Unabhängigkeit liebt und sich wohl
leicht einordnen läßt, so sind es doch vor
die strengen Voraussetzungen der inneren
äußeren Ordnung, die für sein Schaffen
eichnend sind. Unter diesem Drang nach
ung und Übereinstimmung hat Rust sicher
hes zu leiden. Er arbeitet durchaus nicht
; er gehört zu denjenigen Schriftstellern,
e mit einem Werke zufrieden und unendlich
ht sind, es immer noch einfacher, klarer
ester zu machen. Sicher sind viele Arbeiten
m in der Schublade verschlossen geblieben.
so kam es auch, daß der Schriftsteller Rust,
teif und mit einer erstaunlichen Fertigkeit
trat, als er seine erste Novelle veröffent-
und sein erster Roman „Count und Kanso",
(bei Kösel & Pustet) erschienen, zeigte
alle Merkmale des bedeutenden Könners
Gestalters — eine große Seltenheit heute
Deutschland, nachdem die literarische Revo-
e der handwerklichen Ausbildung des
rtstellers so sehr entgegen gewesen ist.
ben dem soldatischen Erlebnis — Rust ist
freiwilliger Jäger lange an der Front ge-
sen — war es vor allem Amerika, das sein
Leben, seinen Stil und den Inhalt seiner ersten Bücher bestimmte. Die Jugend des heute erst in der Mitte der Dreißig Stehenden ist sehr bewegt und reich an Abenteuern gewesen: er ist von einem Münchner Gymnasium durchgebrannt, Schiffsjunge auf einer englischen Bark geworden und hat dann an der Westküste Nordamerikas unter den abenteuerlichen Umständen gelebt, die er, dichterisch gestaltet, in „Count und Kanso" beschreibt und die noch einmal in dem bedeutenden, handlungsreichen Roman „Vom kommenden Geschlecht" (Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau) ihren Niederschlag gefunden haben. Hier ist Sachlichkeit ohne Prätension und eine Fülle lebendiger menschlicher Vorgänge und Gestalten wie die des alten in seiner Art großartigen Sägewerkbesitzers Thomas Herbrucker, den man so leicht nicht vergessen kann. (Eine Variante des Romans ist unter dem Titel „Herbrucker tritt das Feuer aus" in den Münchner Neuesten Nachrichten erschienen. Sie ist um die Schilderung eines grandiosen Waldbrandes zusammengefaßt, dessen natürliche Größe und echte Spannung in unserer gegenwärtigen Literatur nicht ihresgleichen hat.)

Seit der Vollendung des Buches „Vom kommenden Geschlecht" ist Rust noch einige Schritte weiter gegangen. Sein Roman „Fahrt in die Nacht", der in Oberschlesien während und nach dem Zusammenbruch spielt und in großer Form Zeitgeschichtliches und Persönliches zu verbinden weiß, ist wohl der Anfang eines neuen Abschnittes in seiner Entwicklung gewesen. Es ist eine Milderung der Strenge, eine Erleichterung und Auflockerung des Stils inzwischen geschehen, jetzt wagt sich zwischen dem dunklen Ernst von früher auch oft ein dichterisches Glänzen und Schimmern hervor, ja ein Strahl von echtem Humor: der Schriftsteller Rust, heute in Kirchberg in Tirol lebend, und im Besitze eines großen Könnens und glänzenden Handwerks ist auf dem Wege zur Dichtung. Sein noch in diesem Jahr erscheinendes neues Werk, ebenfalls ein Roman, wird das in großer Schönheit erweisen.

München. Wilhelm von Schramm.

Die kleine Therese

Durch den Krieg und dadurch, daß auch während der folgenden Jahre fast keine ausländischen Bücher hereinkamen, haben bei uns weitere Kreise die jüngste Heilige spät bemerkt. Man wußte von der Rolle, die die Jungfrau von Orleans in Frankreich während des Krieges gespielt hat, aber nicht, daß da-

mals Tausende von Franzosen ihre Zuversicht auf das Gebet an Therese vom Kinde Jesu setzten, die, 1897 mit 24 Jahren gestorben, einen neuen Strom des Glaubens durch Frankreich ergossen hatte. Der Zwischenraum zwischen Geburt und Heiligsprechung betrug bei Franz von Assisi 46 Jahre, bei Elisabeth von Thüringen 28 Jahre, bei Therese 52 Jahre. Erst die Ereignisse von Konnersreuth haben, wenigstens in Bayern, weite außerkirchliche Kreise auf Therese hingelenkt, weil Therese Neumann, die Stigmatisierte von Konnersreuth, in ihrem inneren Leben mit der kleinen Therese verbunden ist, deren Selig- und Heiligsprechung Wendepunkte ihres Lebens waren. Vielleicht könnte man meinen, unter den vielen Heiligen der Vergangenheit müßten alle Typen vertreten sein. Therese beweist, daß das nicht der Fall ist. Es hat schon manche Heilige gegeben, die wie sie von frommen Eltern, aus einer frommen Familie (ihre vier Schwestern sind auch ins Kloster gegangen) stammten, in frühester Jugend den Weg des Heils beschritten; aber der Weg selbst ist bei ihr ein anderer. Nicht durch große Entschlüsse in großen Entscheidungsstunden, sondern durch kleine Schritte in jedem kleinen Augenblick heilig werden, das war, was sie ihren kleinen Weg nennt. So klein mit dem Maßstab dieser Welt gemessen dieser Weg gewesen sein mag, so groß, so ungeheuerlich groß waren die Leiden. Und nur nach ihnen wird in einer andern Welt gemessen.

Wir besitzen nun in deutscher Sprache auch schon eine Literatur über Therese, vor allem das grundlegende Werk, die „Geschichte einer Seele", von ihr selbst geschrieben (Verlag der Schulbrüder, Villingen in Baden) und die Tagebuchblätter ihrer Schwester Pauline „Die letzten Worte einer Heiligen" (Ebenda). Und nun erscheint eben, mit der Abbildung einer Plastik von Ruth Schaumann, ein anderes Buch über diese engelhafte Erscheinung, Die heilige Therese vom Kinde Jesu von Caëtan Bernoville, in deutscher Übersetzung (Kösel und Pustet, München). Der Verfasser hat sich seinem Gegenstand mit Wärme hingegeben. Er schreibt vielleicht ein wenig blumenreich, etwa wie Sabatier in seinem Leben des hl. Franz von Assisi. Uns scheint ja die Poesie solcher Gestalten am reinsten hervorzutreten, wenn die Darstellung prosaisch ist, ihre Schönheit am meisten herauszuleuchten, wenn nüchterne Tatsachen erzählt werden. Für unser Gefühl sind Schönheit und Geist der Darstellung da störend, wo sie hinter Schönheit und Geist des Dargestellten notwendig zurückbleiben. Für Leser, die mehr literarisch oder künstlerisch als religiös eingestellt sind, mag ein mehr literarisches Buch zur Heiligen hinführen, und wenn es das tut, so hat es seinen Zweck erfüllt. Man darf aber nicht meinen, das Buch sei spielerisch, nicht ernst. Im Gegenteil, es ist erfüllt von seinem Gegenstand, und was den Ernst anlangt, so genügt es zu sagen, daß der Verfasser es dem Andenken seiner Schwester gewidmet hat, die gleichfalls als Karmeliterin gestorben ist. Er zieht scharf die Grenze zwischen den Phrasen von Betschwestern und den Erkenntnissen einer Gottsucherin. Und vor allem ist man dankbar für jeden Gedanken der Heiligen, an den Bernanville uns erinnert. Das Zeitliche und Volkstümliche tritt allerdings stärker hervor als in den eigentlichen Quellenschriften, die der Verfasser u. a. durch einen Besuch bei Theresen Lehrerinnen in der Klosterschule von Lisieux zu bereichern gesucht hat. Daß er ein französischer Patriot ist, werden ihm deutsche Patrioten nicht verübeln.

Gedanken

Das Genie sieht hier, was die anderen erst dort sehen werden.

*

Daß Menschen verschiedene Ziele haben, ist traurig; daß die, welche dasselbe haben, sich nicht verstehen, ist tragisch.

*

Der Künstler sucht Glück und findet Schönheit.

*

Der Mensch ist der Teufel der Tiere.

*

Der stärkste Eindruck, den man von einem gescheiten Menschen haben kann, ist der, daß er gescheiter ist, als das Gescheiteste, was er sagt.

*

Wenn Menschen so zahlreich sind, daß man über der Quantität die Qualität vergißt, nennt man sie Publikum.

*

Die Gleichgültigkeit gegenüber dem Elend der Prostitution ist das sicherste Zeichen einer gemeinen Charakters.

*

Die Liebe ist wohl etwas Schönes; nur muß man sie haben und nicht haben wollen.

*

Die perverseste Neigung ist, alles Große für pervers zu halten.

*

Tanz in Turkestan

Eine Kurzgeschichte von Albert Otto Rust

chtur, nachdem sie den jungen Leib gesalbt hatte mit dem alten Schönheitsmittel ihres Stammes, einer Paste aus Ambra, Zimmet und Mohn, legte den Erek an, das weite kleid aus Seide für festliche Gelegenheiten, um Hüften und Knöchel mit Bändern zogen, die in Quasten ausgingen. Darüber warf sie das Hemd aus gleichem Stoff, ellos und tief ausgeschnitten, knüpfte um die schmale Hüfte einen Shawl aus dem chen Bazar zu Buchara, bekleidete die nackten Füße mit geflochtenen Opanken und die Tübeteika auf den Scheitel, das reich mit Silberdraht bestickte Käppchen der jischen Mädchen. In die herabfallenden Zöpfe aber flocht sie Schnüre langer Silber-zen und um Arme und Knöchel legte sie geschmiedete Reifen aus Silber, die bei Bewegung leise klingelten.

o ausgerüstet verließ sie mit dem schwebenden Schritt des jungen Panthers das der Frauen und nahte sich dem Wolosten Schmyn, ihrem Vater. Er saß mit unterge-genen Beinen dicklich vor der Jurte nahe am Feuer, leckte Fett eines Hammels von Fingern, schwieg, lauerte und lächelte schief und falsch. Bei ihm saß Karenin, der ide, von den Hirten der Horde draußen in der Hochsteppe erschöpft aufgefunden und Ehrerbietung in den Aul geleitet, denn er ritt ein Pferd edelster Rasse, einen echten menen, er las die Zeit ab von einem Gehäuse aus Gold, er verwahrte seinen Tabak lber, und er trug die Uniform eines Anführers jener Reiter, die dem sagenhaften neuen n in Moskau gehorchen.

htur, geschmeidig vortretend und eine Hand in die Hüfte stützend, sagte: „Ich werde inzerin sein. Dieser Fremde, wenn er heimkehrt, soll nicht sagen, die Horde im Tal llai habe nur alte Weiber."

r Wolost hörte auf, Hammelfett von den Fingern zu lecken. Er warf verdrossen einen hin, wie man Hunden einen Knochen vorwirft. „Ka ist Vortänzerin."

a!" Uchtur sprach den Namen mit unbeschreiblicher Verachtung aus. „Ka muß inke nehmen wie eine Sartin. Sie nimmt Lauch, Absud von Lauch mit Rosenblättern. aar ist voll von Schuppen und geht aus, wenn sie es kämmt. Sie muß es jeden Tag en mit der sauren Milch der Stuten. Und sie zeichnet die Brauen nach mit Tusche, die ütterchen Zamna heimlich mitgebracht hat aus dem Bazar in Margelan. Nein, Ka nnicht länger Vortänzerin sein."

indin," sagte der Wolost leise und kalt, „soll ich dir die Nagaika geben?"

cht mir gib die Nagaika," versetzte Uchtur keck, „Ka gib die Nagaika, Ka, die wagt nzerin zu sein vor einem Fremden, der reden wird über alles, was er hier gesehen hat."

Wolost schielte hinüber zu Karenin. Er dachte angestrengt nach. Über seine Stirne, hren nicht gewaschen, zogen sich tiefe Querfurchen; er schnaufte, schwitzte und brütete. urkmene war nun gewiß wieder wohlauf und sättigte sich in sorgfältiger Hut der

Hirten an den jungen Sprößlingen der Luzerne. Das geheimnisvolle und gewiß gefährliche Gewehr des Fremden, in diesem Teil der großen Steppe nie gesehen, lag im hinterste Winkel der Gastjurte unter einem Berg Schlafdecken sicher verborgen. Aber der Fremd trug noch eine Pistole am Gürtel, eine Pistole, aus der man ohne Unterbrechung feuer konnte, dazu ein rätselhaftes Doppelrohr, das er manchmal an die Augen setzte, um in di Ferne zu schauen. Immer nach Norden. Viel ist es, was der Wolost eines Kirgisenauls z denken hat. Augenblicklich drehten sich seine Gedanken um die Frage, ob dort im Norden wir lich Reiter auf diesen Fremden warteten und ob es gelingen würde, ihn ohne Gewalt festzu halten, bis die ausgeschickten jungen Leute des Auls zuverlässige Nachrichten bringen würde

„Dieser hochgeborene Gast", bemerkte er zu Uchtur, „wird nichts wissen wollen von eure leichtsinnigen Sitten, Schakalinnen. Weder von Ka noch von dir. Hätten wir Reiter wi einst und Pferde wie einst, so würde ich in die Hände klatschen zu einer Baiga der Männe nach altem Brauch."

Dieser Wolost war ein alter Fuchs. Es war möglich, daß der Besitzer eines Turkmene das Wettspiel zu Pferde der Kirgisen dem Reigentanz ihrer schönsten Mädchen vorziehen würd

Aber Karenin dachte gar nicht daran. Nachdem er in zwei Tagen auf Tod oder Lebe fast sechshundert Kilometer geritten war, hatten ihn die Hirten dieser Horde entdeckt un in den Aul geleitet. Nun hatte er sich rasiert, gebürstet und gebadet in dem eiskalte Wasser einer Gebirgsquelle. Und ein gewaltiges Gericht Schaschlyk, nußgroße Stück Fleisch und Fett vom Hammel, auf einem Holzstab aufgereiht, stark gewürzt und üb offenem Feuer gebraten, hatte ihn völlig wiederhergestellt. Mit einer sehr spitzen Zung leckte er sich nach diesem Gericht noch die Mundwinkel. Diese Lippen hatten schon an viele guten Dingen gekostet. Sie waren schmal, ziemlich bläßlich und in den Winkeln etwas na abwärts gebogen. Darüber saß ein sehr kurz gehaltenes Bärtchen. Die Nase war lan spürend und beweglich. Die Augen ließen sich nicht gerne auf den Grund schauen. S sahen alles und wollten nichts verraten.

„Was ist eine Baiga?" fragte Karenin.

Wie, der Besitzer eines Turkmenen sollte nicht Bescheid wissen über die Baiga? „Eu Wohlgeboren belieben zu scherzen", sagte der Wolost vorwurfsvoll. „Wir sagen Baig andere sagen Kok-buri. Euer Wohlgeboren sind reich. Unsere Pferde sind schlecht un unsere Reiter können nicht mehr reiten, wie sie früher geritten sind. Aber wenn Eu Wohlgeboren Preise aussetzen, wird der Hammel gewiß nicht am Leben bleiben."

Baiga oder Kok-buri, das nationale Wettspiel aller berittenen Steppenvölker, ste den Teilnehmern die Aufgabe, vom Pferde herab im vollen Lauf, wobei einer den ande mit allen Mitteln zu stören trachtet, einen unter die Spieler geworfenen Hammel zu fass und dem Veranstalter zurückzubringen. Meist wird der Hammel während des wild Ritts in Stücke gerissen; in diesem Falle ist Sieger der Überbringer des Kopfes.

Karenin wußte davon, aber er ließ sich den Hergang noch einmal erläutern. Dabei v wandte er kein Auge von Uchtur. Die beweglichen Pupillen hinter dem Fransenvorha der Wimpern waren glitzernd geworden. Die spürende Nase bewegte sich. Sie bemer Beute. „Wolost," sagte er, „wenn die Baiga um diese ginge, würde ich mitreiten." D Wolost schnaufte. „Manchmal reiten wir um Chalate, manchmal um Pferde und Kame manchmal um Schafe und manchmal auch um eine von diesen. Um Uchtur kann nicht me geritten werden. Sie gehört dem Batyr Tesek."

Uchtur wölbte die junge Brust. „Noch nicht", sagte sie.

as war viel gesagt. Der Wolost griff nach der Nagaika im Gürtel, aber Karenin hinderte
Er hatte sich nun wieder ganz erholt von seinem Gewaltritt und näherte sich der
ıteuerlichen Frechheit, die ihn verführt hatte, eine Uniform anzulegen, die er haßte,
so den neuen Machthabern in Moskau möglichst großen Schaden anzutun und dann,
alles herauskam, auf seinem Turkmenen sechshundert Kilometer in zwei Tagen zu
en mit der entfernten Hoffnung, durch die Pässe des Pamir den Verfolgern zu ent-
men. „Laß stecken, Wolost," sagte er, „hier helfen Riemen nichts. Hier würdest du
Haut zerschneiden, um die es schade ist. Uchtur soll tanzen. Sie möge Vortänzerin sein."

er Batyr Tesek war auch Anführer der Musikbande. Er hockte, einen Schritt vor den
anderen Musikanten, auf der Erde. Die Falten seines Chalats umgaben ihn ungefüg.
aute an dem dürftigen Mongolenbärtchen. In den Händen hielt er das einzige Musik-
ument der Kirgisen, den Tschermek, ein Mittelding zwischen Gitarre und Zither.
ab den Ton an und die anderen fielen ein. Mit den Klängen des Tschermek bewegte er
zer und Tänzerinnen wie mit Drähten. Er hatte sie ganz in seiner Gewalt. Zuerst
es Reigentänze. Die Tanzenden, nach Geschlechtern getrennt, stellten sich gegeneinander
sahen sich an, grüßten sich, neigten sich, drehten sich halbrechts, halblinks, gemessen
um die eigene Achse, machten kleine Schritte vor, machten noch kleinere Schritte
k — alles feierlich, ernst und monoton wie die Hochsteppe. Der Wind, der kühle Wind
Hindukusch, strich über die Steppe. Gras wuchs, dürftiges und zähes Steppengras,
aus Sonnenbrand, Regenzeit, Frost und Winter, welkte, starb und machte Platz
en Gräsern. Darüber zogen Herden, Schafe, Pferde, Kamele, gefolgt und gehütet
dünnbärtigen Männern. Mit der Nagaika im Gürtel und uralten Flinten am Rücken.
nährten sich von Kumys, Bursak, einer Mischung aus Schaffett und Mehl, und an
nen Festtagen vom Fleisch gemästeter Hämmel. Diese dünnbärtigen Männer, alle
nd, begleitet von Weibern und fast nackten Kindern, schlugen verstreut in der Steppe
Jurten auf, brachen ab, zogen weiter, lebten kurz, lauerten ewig aus geschlitzten Augen
Nahrung und Gewinn, starben, vergingen und machten Platz ihren Kindern. Lebten
starben wie das Gras der Steppe.

er dann stimmte Tesek andere Weisen an. Hei, manchmal gab es auch Feste im Aul
tten der weiten Steppe. Frauen und Mädchen schmückten sich mit Schnüren klingeln-
Münzen, flochten die Zöpfe und banden flatternde Bänder daran. Die Männer legten
besten Chalat an, schweren Brokat, wattiert und gefüttert mit Seide. Berauschende
, aus Kumys gegoren, wartete in gewaltigen Kesseln. An offenen Feuern brotzelte
ch und Fett gemästeter Hämmel. Weich ist das junge Gras der Steppe und süß
t der Jaxaul, wenn die Männer, heimgekehrt vom wilden Ritt, um die Feuer lagern
satt sind von Busa und Schaschlyk. Wenn sie an den Bärten zupfen und Umschau
n nach den geschmückten Mädchen, die sich berechnend verbergen. Und die Paare
n sich, wandern hinaus in die Steppe, lagern sich im Gras, sehen den Mond ziehen
ie Sterne aufgehen. Und die Werbung ist wild wie der Sturm, der von den Bergen
nt. Wer könnte ihm widerstehen? Alles, was geschah in diesen heißen Nächten, das
Uchtur, allein vortretend aus den Reihen der ruhenden Reigentänzer, hingegeben
sie, mit Inbrunst, willenloses Instrument dem wechselnden Schlag des Tschermek.
d Tesek spielte, packte Uchtur mit beiden Augen und ließ sie nicht mehr los; packte sie
ttätig, befahl, drohte und entriß ihr alle Geheimnisse. Er peitschte sie, hetzte sie in
ste Verzückungen, stürzte sie in Abgründe und holte sie nur heraus, um sie — mit ge-

geschlitzten Mongolenaugen tückisch schielend — von einer maßlosen Enthüllung in die andere zu schleppen.

So tanzte Uchtur, und Karenin ließ keinen Blick von ihr.

Der Wolost saß immer noch vor der Jurte aus grauem Filz, schwitzte, rauchte, leckte nur nicht mehr Fett von den Fingern, sondern rauchte den Tschilim, die Wasserpfeife von der Form der Melone. Zu ihm gesellte sich der Batyr Tesek, hockte ungefüg nieder und sagte verdrossen: „Die jungen Leute sind weit geritten."

„Keiner ist zurück", bestätigte der Wolost.

„Dieser Fremde lügt," bemerkte Tesek. „Er frägt nach den Wegen über den Pamir, aber seine Augen sind nach dem Norden gerichtet."

„Wir haben Zeit", sagte der Wolost, „Uchtur ist bei ihm."

„Er wird den Aul in dieser Nacht nicht verlassen", sagte Tesek kühl. „Noch ist es weit bis zum Morgen, aber wenn es tagt, werden die jungen Leute zurück sein und Nachrichten bringen."

„Ihr seid alle Räuber und Diebe, sicher auch Mörder", sagte Karenin in der Jurte zu Uchtur, die mit untergeschlagenen Beinen vor ihm saß und die Busa kredenzte. Die Jurte, mit den besten Teppichen des Auls ausgeschlagen, wurde durch ein schwelendes Lämpchen, genährt vom Öl des Hanfsamens, nur wenig erhellt. Manchmal streute Uchtur eine Fingerspitze voll Weihrauch auf die Flamme. Sie hielt demütig die Augen niedergeschlagen. Wenn sie sich bewegte, klingelten silbern die Armbänder.

„Wie viel Pferde hat dein Batyr Tesek schon gestohlen?" fragte Karenin.

„Siebzehn," antwortete Uchtur, „Kaschgaren, Karabaire und einen Argamake."

„Aber keinen Turkmenen?" fragte Karenin.

Uchtur verneinte. Auch in Turkestan gab es nur wenig Turkmenen, und diese wenigen waren alle in den Händen der Mächtigen und wurden gut bewacht.

„So wird er jetzt ohne Zweifel einen Turkmenen stehlen wollen," sagte Karenin. „Wird er mir wohl darum den Hals abschneiden?"

„Du bist Gast im Aul und deine Leute, die du erwartest, werden dich schützen", antwortete Uchtur.

Er grinste, kratzte den letzten Tabak zusammen und drehte sich daraus eine Zigarette. Das silberne Behältnis warf er Uchtur in den Schoß. Als er das Lämpchen hob, um sich mit Feuer zu bedienen, leuchtete er Uchtur in das Gesicht. Aber es war nicht viel darin zu lesen. Sie lächelte sanft und ergeben, aber undurchdringlich, wie alle Mongolen. „Wenn ich nur wüßte," bemerkte er, „ob sie dich zu mir geschickt haben, um mich zu halten, bis das Messer geschliffen ist. Aber du bist schön. Deine Brüste sind jung und fest. Ich will sehen, ob wir allein sind."

Er stand schnell auf, schneller als jemand vom Eingang verschwinden konnte, hob den Vorhang und blickte hinaus. Der Mond war noch nicht aufgegangen. Die Sterne schimmerten schwach und ferne. Von weither klang das Schnauben unruhiger Pferde. Im Aul schien alles zu ruhen. Die Feuer waren gelöscht. Sie schwelten nur noch. Der Rauch trieb Karenin beizend in die Nase. Er ließ den Vorhang wieder fallen und setzte sich neben Uchtur.

„Vielleicht wird mich diese Stunde das Leben kosten," sagte er, „ich sollte längst unterwegs sein. Gleichviel. Ich habe meist zuviel gezahlt. Warum nicht auch für diese Nacht? — Warum hast du vor mir getanzt?"

„An mir ist jetzt die Reihe," antwortete Uchtur, „ich bin schön und jung und arm. Sie ist alt und häßlich und hat eine ganze Kiste voll Geschenke." Karenin legte sacht den Arm

ihre Hüfte und tastete nach ihrer Brust. Sie füllte kaum den Raum der hohlen Hand. Herz darunter begann schneller zu schlagen. „Was soll ich dir geben?" fragte er. chtur antwortete, sie nehme alles.

arenin lachte. Ein bißchen, sagte er, möchte er vorläufig noch behalten.

er Morgen dämmerte bereits, als Karenin erwachte und sehr bestimmt den Wunsch fühlte nach Wasser, nach viel Wasser, kalt, klar und sprudelnd, um sich hineinzustürzen und die ren dieser Nacht vom Leibe abzuwaschen. Er hob den Vorhang der Jurte, aber er rte, den Fuß hinauszusetzen, denn ihm war, als habe er etwas von Wichtigkeit ver- n. Er tastete nach dem Gürtel und merkte, daß er die Pistole abgeschnallt hatte, und er eben im Begriff war, dieses Versehen gutzumachen, fühlte er sich von vielen rück- slos zugreifenden Fäusten gefaßt und zu Boden geworfen.

Bindet ihn gut", sagte ein freundlich lächelnder Tschunguse in der Uniform der poli- en Polizei Moskaus, auf der linken Brust den roten Stern mit fünf Zacken. Karenin e sich rasch gefaßt und musterte mit kalten Augen seine Umgebung. Im Augenblick er nur noch ein Bündel, an den Armen und Beinen mit guten Lederriemen zusam- geschnürt. Die Männer, die ihn überfallen und gebunden hatten, hatten gute Arbeit t; sie schnauften, wischten sich Schweiß von der Stirne und erhoben sich vom Boden, hn sachverständig zu mustern. In der Nähe standen etliche gänzlich abgehetzte Pferde veitgespreizten Beinen, keuchten und rührten sich nicht. Auch der Wolost war zugegen. atte die Nagaika in der Hand und verjagte damit Rudel von Frauen und Kindern, die den Jurten krochen, um zu gaffen.

Verflucht," dachte Karenin, „das Lied ist aus".

ber das Geschick verschaffte Karenin noch eine Viertelstunde Zeit. Der lächelnde Tschun- guse begehrte im Auftrag der großen Herren von Moskau nicht nur den Mann, der gebündelt zu Füßen lag, sondern auch dessen Sachen. — Sachen? Von Sachen wußte Wolost nichts. Weder der Wolost noch sonst ein Mensch im ganzen Jaul.

gab also zunächst eine Tamascha. Eine Tamascha kann eine Hochzeit sein, eine Ge- verhandlung, ein Raufhandel und auch eine Beratung. In diesem Falle war die ascha eine Beratung, und zwar eine Beratung in möglichst weiter Entfernung von ersteckten Dingen, die den Gegenstand dieser Beratung bildeten. Jeder sprach so nd so laut er sprechen konnte.

renin drehte den Kopf seitwärts und sah Uchtur lieblich im Halbdunkel der Jurte , mit süßem Ernst beschäftigt, die Tübetaika auf den Scheitel zu setzen.

chtur", sagte Karenin, „ich habe dir alles gegeben, was ich hatte, und nichts zurück- en. Denke daran."

ch werde", versetzte Uchtur. „Aber Tesek wird mir alles wieder abnehmen."

esek wird bald gehängt werden", sagte Karenin kühl. „Ich verlange nicht viel von dir. ill nicht flüchten. Ich möchte nur eine Hand frei haben und etwas näher an die ue kommen."

as nützt nichts", entgegnete Uchtur altklug. „Vielleicht würdest du viele erschießen, inige würden doch bleiben, um dich zu töten."

chtur," sagte Karenin noch einmal, „du verstehst mich nicht. Nicht für die anderen) die Pistole, sondern für mich selbst. Wenn du mir nicht traust, kannst du alle Pa- e fortnehmen bis auf eine einzige. Bis auf eine einzige, Uchtur."

Aber Uchtur schüttelte ernst den Kopf. „Das kann nicht sein. Ich habe wohl verstanden was jene dort sagten. Du sollst nach Taschkend gebracht werden und der Aul wird vie Geld für dich bekommen. Wir sind arm."

Karenin machte trotzdem noch einen letzten Versuch.

„Um die anderen solltest du dich nicht kümmern. Was ist der Aul? Ein Haufen stinkende Jurten und eine Rotte von Pferdedieben, falsch, schielend, triefend von Fett und Lüge Du aber bist anders. Um dich ist es schade. Du bist schön und jung und klug. Wohin ha der Wolost mein Gewehr gebracht? Gib es mir und mache mir die Arme frei, so haben wi nichts mehr zu fürchten. Du bist noch nie auf einem Turkmenen gesessen. Er wird un in drei Tagen über den Pamir bringen. Drüben wohnen meine Freunde. Du wir Schmuck haben aus Türkisen und Rubinen, Gehänge für den Hals und die Ohren, Schnür gelber Perlen, Chalate aus Seide, süße Früchte, Kissen und Teppiche. Du wirst leben wi eine Königin, alle Männer werden dich anbeten, und wir werden glücklich sein."

Doch Uchtur folgte der Lockung nicht, so süß sie ihr auch einging. „Ich muß bleiben, w ich bin. Jetzt bin ich Vortänzerin, vor mir ist Ka Vortänzerin gewesen und nach mir wir eine andere Vortänzerin sein. Ich aber werde mit Tesek Hochzeit halten und Kinde haben. Ich werde die Jurte aufbauen und abbrechen und ziehen, wohin es ihm gefäll im Sommer hierher, im Winter dorthin. Ich werde ihm den Baursak bereiten und fü Kumys sorgen. Manchmal werden wir auch Schaschlyk haben und Busa trinken. Wir, wi bleiben, und ihr, ihr geht. Ich kann dir nicht helfen, Fremder, du mußt es einsehen."

Karenin sah es wirklich ein und gab seine Bemühungen auf. Es ist vergeblich, ein Mäd chen zu betören, dachte er, wenn man an Händen und Füßen gebunden ist. Laut abe sagte er: „Ihr habt alle euren Preis. Viele sind billig zu haben. Für dich habe ich vie gezahlt. Ich will dir aber noch ein Draufgeld geben. Den Ring, den ich dir in der Nach nicht geben wollte, magst du dir jetzt nehmen. Wenn du ihn vorzeigst im Bazar zu Bucharo werden dir die Goldschmiede viel Silber geben. Es wird reichen für viele Chalate." D in diesem Augenblick die Tamascha ergebnislos aufgehoben wurde, beeilte sich Uchtu den Ring an sich zu nehmen. „Wenn sie dich fortbringen," versprach sie, „werde ich di eine ganze Schale Kumys geben."

Aus einem Tagebuch

Von Hanns Johst

(1. Fortsetzung)

Ich steige in einen Luxuszug.

An meinem Waggon prahlt das grelle Schild: London—Wien—Bukarest. Un ich fahre von Nürnberg nach Passau. Das heiße ich geistig reisen: bei einem Fah preis von ein paar Mark die Strecke: London—Bukarest erleben.

Im Abteil liegt die neueste Zeitung Londons, die letzte Ausgabe eines Ostender Tag blatts. Was hindert mich, die Zeitungen zu lesen und also zu wissen, was dort eben los i wo der Zug herkommt?

A propos: geistig reisen... Das Wort ist natürlich nicht von mir. Ein feiner Kopf l mich kürzlich dazu ein, seinen neuen Wagen einzufahren.

Wir sausten im 90-Kilometertempo vom Starnbergersee nach Füssen, von Füss nach Waal im Algäu, von Waal zurück zu meinem See. Alles in ein paar Stunden.

ährend die Höhenzüge der Alpen wie servierende Oberkellner an uns vorüberflitzten, Hänge und Matten standen als fliegende Frackschöße vom Rücken der Berge geradezu l ab, erklärte mir mein kluger Gewährsmann: so reise man geistig! Man erlebe den akt der Landschaft, das Profil einer Gegend offenbare sich, keine Nebenlinien brächten virrung.

s gewohnter Reisender per pedes apostolorum et pulveris sagte ich loyal: Ja, und g als geistigstes Reisen den Schlafwagen vor, in dem man, auf dem Rücken liegend, Atlanten über der Nase, die Landschaft noch ungestörter in ihrer exakten Struktur, Bodenbeschaffenheit, wirtschaftlichen und ästhetischen Bedeutung studieren könne.

ein fortgeschrittener Freund fuhr in seinem 100-Kilometertempo fort, schnitt Kurven, holte plebejische Serienwagen, nahm Steigungen mit erstem Gang, sah Gotik, te Ozon, stellte primitive Trachten fest, lobte geteerte Partien der Straße, bemerkte ieh- und reinliche Misthaufen vor sauber getünchten Bauernhäusern, äußerte über Pneums, Benzol und wußte Bescheid über dreigesterntes Abendbrot im Hotel lsior.

nmal stoppte der Chauffeur ab, weil er Bier getrunken hatte.

ir vertraten uns inzwischen die Beine.

rde ... Erde!" sagte mein Freund und war sich nicht zu gering, eine Handvoll von r magischen Substanz zu ergreifen. „Das ist das Herrlichste, man kann halten, wann will!"

h fuhr im 100-Kilometertempo fort: „Man hält aber nur, wenn der Chauffeur ... ..."

otz dieser rückständigen, bäurischen Bemerkung muß ich zugeben, ich habe gelernt. setzte mich also in den Speisewagen, aß und trank, sah zum Fenster hinaus und er- die Steinpfalz „geistig".

or meinem fliegenden Glashaus rollte auf dem laufenden Band magerer Flächen, er, verkrüppelter Kiefern und weißsteinerner Raine eine Landschaft vorüber, wie man n Hochsommer von Calabrien erwarten kann, eine Landschaft, die nichts auf sich duldet erdorrtes Gras, gebleichten Stein und trostlosen Sand. Versuchen wirklich einmal drei, vier geduckte, demütige Häuser sich eine Existenz zu schaffen, so haben sie ihre e Lebensenergie, so scheint es, darauf verwendet, eine Kirche zu bauen.

f allen Reisen ist es mir aufgefallen: die Gegenden, die am wenigsten Grund zur barkeit haben, weil sie von ihrem Heimatboden wirklich stiefmütterlich behandelt en, die bauen am gewissenhaftesten an den frömmsten Gotteshäusern.

r Weg zum lieben Gott ist steinig und armselig.

ndlich tauchen wieder Felder auf und breitere Dörfer.

Man baut Kartoffeln und Getreide an. Anbauen? — Ein erstaunliches Wort für rprodukte! Wir bauen Wein und Brot wie Vorstädte und Autos. — Der Zug, der atisch die Höhen nahm, gleitet doppelt leichtsinnig in die Donauebene hinab.

Plattling ist ein Volksfest.

ruselle zeichnen sich wie bunte, getriebene Reifen vor der blauen Luft ab. Man sieht nd Menschen zwischen Buden und Zelten durcheinander geschüttelt. Man ahnt rote ter laut lachen, ersparte Groschen in Schießbuden verknallen, umarmte Mädchen närrischem Spiegelabenteuer kreischen. Man weiß zärtliche Pfefferkuchenherzen, ie Wespen und Bienen werben, gewechselt man erinnert sich an Fischchensemmeln „warme Würstchen" mit Senf und ... man hört und sieht natürlich rein gar nichts, man unter der dröhnenden Diktatur des hinreißenden, internationalen Zuges „Lon- Bukarest" steht.

e Kurve, das Volksfest ist vorbei.

esen, Felder, ohne persönliches Schicksal...

Wiesen, Felder, als ob sie gedruckte Typen in einem Lehrbuch der Geographie seien. . .

Da . . . ein sonntägliches Liebespaar liegt im Grase.

Sie hat die Beine an sich gezogen, so daß ihre Knie wie Hügel erhöht vor dem Horizont stehen. Der Bursche liegt schräg zu ihr hin. Sein Gesicht will eben über ihre umworbenen Züge stürzen, da reißt ihn unser Zug aus seinem versunkenen Liebestraum. Sein entgeisteter Unterkiefer fällt so tief, daß wir ihm in den offenen Mund fahren könnten, wären wir nicht durch den Fahrplan an feste Route gebunden.

Ich möchte die Notbremse ziehen! Aussteigen, mit dem Burschen um das Mädel raufen . . . mit dem Mädel auf den Jahrmarkt von Plattling gehen . . . mit ihr auf einem jener schön bemalten, hölzernen Pferde reiten . . . immer im Kreise . . . ich möchte ihr türkischen Honig kaufen und einen blauen Luftballon . . . und am Abend . . .

Unsinn! Ich reise geistig!

Linker Hand der Fluß ist die Donau. Diese ist der längste europäische Fluß. Geschichtlich tollen an seinen Ufern. . .

In Passau gebe ich meine europäische Reiserei wieder auf, weil ich vergessen habe, welche drei Flüsse da zusammen streben.

Ich komme an und rase noch ganz im Tempo meines Zuges quer durch Passau, nach dem „Dreiflüsseeck".

Ich bin da! Pause! Bänke . . . Schatten . . . Ich wische mir den Schweiß.

In meinem Rücken weiß ich eine Siedelung von rund zweitausend Jahren Dauer.

Meine Phantasie hat die Wahl, was für Schiffchen sie die Donau hinab treiben lassen will. Dürftige, rohe, ungeschlachte Einbäume der Kelten oder schnittige, römische Segler oder moderne Luxusdampfer der Donau-Verkehrs-Gemeinschaft.

Aber diese Fragen treiben keinen Schweiß.

Mich drückt der Schuh an anderer Stelle: welche Flüsse fließen hier zusammen?

Ich stehe im Examen dieser Gegend! Wie das greise Kollegium der Hänge die Köpfe zusammensteckt, ratlos über meine Unwissenheit!

Ich will mir schnell einhelfen lassen. Von wem?

Da sitzen drei Nonnen. Ihre Gesichter sind rund in den Rahmen der weißen Blenden unter die schwarzen Flügel der Hauben gefügt. Sie haben ihre kurzen Hände über der bronzenen Kruzifixus gefaltet, der ihre Brust schützt.

Ich kann sie unmöglich in ihrer guten Beschaulichkeit stören.

Da sitzt eine junge Frau. Sie singsagt ganz leise einen kleinen Spruch in einen großen Kinderwagen hinein, der nach lauter warmer Milch riecht und den sie mit ihren Knien, wie eine schwebende Wiege hin und herbewegt.

Ich bringe es nicht über das Herz, dieses sanfte Idyll aufzuschrecken. Da sitzt ein Kropf. Das heißt, es hängt ein Mann an dem gewichtigen Gewächs. Dazu ein Mann, der Bescheid weiß, ein Mann, dem man die würdige Absicht anmerkt in einer Stadtverordnetensitzung am Schlagfluß zu vollenden. Er hat eine kurze Pfeife zwischen den verwilderten Vorhängen zweier Bärte, und seine fleischigen Hände machen einem Spazierstock das Leben schwer.

Wenn ich den frage, ist der Nachmittag beendigt. Dieser Mann hört nicht auf. Der ergießt sich als vierter Strom in diesem Tal . . .

Plötzlich genügt es mir auch zu sehen, daß drei Flüsse zusammendrängen, zu sehen, wie schön diese gemeinsame Talwanderung zu werden verspricht, zu sehen, daß Mücken tanzen, und zu bemerken, daß man gegen jeden Strom schwimmen muß, wenn man zu den Quellen will . . .

Die Nonnen schauen . . . die junge Mutter trällert . . . . der gedunsene Mann raucht. . .

Ich werde Passauer. . .

Daß ich es nicht vergesse: ich bin nicht Passauer geworden, weil die Namen der Gasthöfe lauter Tiernamen trugen.

llte ich etwa im Wolf nächtigen? Würde ich im Schwarzen Ochsen oder im Weißen
n Ruhe finden können? Oder im Blauen Bock, Weißen Löwen, Grauen Kaninchen,
nen Hirsch, Schwan, Lamm Schlaf suchen?
itdem ich im Orient reiste, habe ich eine Zwangsvorstellung gegen Tiere im Herbergs-
b, und seien es auch viel kleinere und farblosere wie die angeführten, die auf wind-
gten Schildern ein rein kunstgewerbliches Dasein führen.
zu kam, daß ich auf einen Angler stieß.
uter Freund" — redete ich wohlgemut den Biederen an — „Sie fangen Fische?"
„Nein" die Erwiderung.
ch sehe aber doch, daß Sie eine Angelrute in der Hand halten und Köder auswerfen,
Fische fangen, wie?"
ein."
a beim Giovanni Battista Carlone, was tun Sie denn?"
ngeln . . ."
n diesem logischen Verzicht auf jeden Fischfang, von diesem Angeln als Selbstzweck
e ich mich erst im Dom.
ihm fühlt man weder Logik noch Verzicht, sondern erlebt die freiherrliche, aus dem
n schöpfende Willkür von lauter Improvisationen aus weißem Schaum.
n hat das beglückende, kindliche, spielerische Vermuten, man brauche nur die Ärmel
zu streifen und man könne die Säulen und die sämtlichen Stukkaturen nach freiem
ögen um und um kneten.
hts ist endgültig. Alles schäumt scheinbar in der Bereitschaft einer steten Verände-
Jeder Schritt im Inneren gibt verwandelte Perspektiven. Jeder Blick tausend
Variationen. Alle Einfälle der Formen wurden von den drei Flüssen vor dem Portal
st . . . stromauf gab Quelle, Intimität, landschaftliche Tradition; stromab . . . gab
ung in das Meer, Weltgefühle und südlichste Motive.
00 Pfeifen birgt die größte Orgel der Welt. Statt ihrer sphärischen, musikalischen
itung lobt der Prospekt das Gewicht der größten Pfeife, das, bei einer Länge von
Metern, 6 Zentner beträgt.
hs Zentner eine einzige Pfeife! Wieviel wog wohl die süße Flöte Pans?
ses heidnische Scherzo begann aus der italienischen Stukkatur zu kichern. . .

mmt man von Nürnberg nach Passau, glaubt man sich jäh, tief in den Süden ge-
aubert. Die engen Straßen klettern wie in Neapel atemlos aus der Feuchtigkeit
rundes in die übersonnte Heiterkeit der Hügel.
tzte in Nürnberg der Schutz der Giebel dem Ernst des grauen Himmels, widerstand
rchdachte Architektur dem Regen, Schnee und Sturm, fangen hier die flachen Teller-
offen die Gabe des Lichtes auf. Vertrauensvoll baut man hier und leichtsinnig.
zu verhüten, daß sich die zärtlichen Häuser in die quadratischen, großen Fenster
und einander mit der Tür in das Haus, warf man Streber über die Straßen, in
Gräser keimen, wie in maurischen Gassen.
ver Nähe der Schiffslände, um die Ecken und Winkel streunen, heißt auf alle Gegen-
ergessen. Man verwandelt sich unbedingt in ein Modell für Murillo, wenn man
tzt oder in ein Modell für El Greco, wenn man einen langen Hals macht und die
im Entzücken pathetisch verdreht.

Abend fuhr ich nach Regensburg.
eben mir saß ein schmaler Mensch. Er stellte seinen zerbeulten Koffer zwischen
Kreeches, legte, wie auf einen Tisch, ein halbes Brot und einen Zipfel Wurst darauf,
n Messer aus einer überfüllten Tasche und aß zur Nacht.
r am aus Konstantinopel, war die sechste Woche unterwegs, hatte für diese Reise
Intenmark gebraucht und stand als Student der Theologie im sechsten Semester.

Wenn zwei Protestanten zusammenkommen, ergibt sich eine prinzipielle Disputation
Ich behauptete, daß auch Frauen Geistliche werden müßten und vom Evangelium au
werden dürften. Er packte sein Abendbrot beiseite. Wir schlossen gemeinsam den Koffe
auf und er entnahm ihm das dicke Handbuch der Kirchengeschichte eines Kieler Gelehrte
Damit erschlug er mich, denn bekanntlich sind Zitate aus Handbüchern der Kirche
geschichte absolut.

Unser Zug hielt diesmal in Plattling und während wir diskutierten und mit den Fäuste
auf dem Koffer herumtrommelten, die Evangelisten beschwörten, die Kirchenväter un
den gesamten Apparat der Exegese, stiegen Männer mit roten Köpfen ein und pralle
Luftballons im Knopfloch und Frauen mit kreischenden, übermüdeten Kindern, Mädche
mit Papierschlangen, Zelluloidfächern und den kunterbuntesten Gewinnen aus Glück
rädern. Junge Burschen trachteten an ihnen verschwitzte Zärtlichkeiten zu erproben.

Das Abteil schaukelte vor Gelächter, Gekreisch ... roch nach Bier, Tabak, Fleisch un
Haarpomade. Wir saßen in das gelbe Licht der sparsamen Gasbeleuchtung eingetauch
wie in Syrup, der unserem Streit den Atem benahm.

Ein Pärchen tat das Richtigste: es küßte sich wortlos vom Plattlinger Jahrmarkt bi
zum Hauptbahnhof Regensburg.

Als ich ausstieg, fiel es mir ein. Ich sagte es ganz impulsiv meinem lieben Reisegefährte
„In Passau" — sagte ich — „fließen die Donau zusammen, der Inn und die Ilz!"

Er starrte mich an, bis der Zug anfuhr, sein Zug, der ihn durch die Nacht über Nürnber
und Frankfurt in eine entlegene, stille Universitätsstadt zog. Ich stand mit meiner Weishe
zwischen meinen zwei Koffern widerspruchslos in Regensburg....

(Schluß folgt).

Neuerscheinungen

Die Weimarer Verfassung hat ihre ersten und schärfsten Beurteiler in Juristenkreise
gefunden. Von nichtjuristischer Seite ist die beste Schrift über sie die Wilhelm Stapel
„Die Fiktionen der Weimarer Verfassung" (Hamburg, Hanseatische Verlags
anstalt). Wir entnehmen ihr einige Sätze: „Die Deutschen stehen heute meist unter de
Agitationspsychose: entweder die Demokratie, wie sie ist, oder die Monarchie, wie sie war.
Ich halte eine echte konstitutionelle Monarchie für weit demokratischer als eine nur dur
taktische Rücksichten und Wahlzufälligkeiten gemilderte parlamentarische Partei- un
Fraktions-Despotie ... Die Demokratie, wie sie jetzt bei uns ist, fordert Kritik. Es i
unsere Aufgabe, aus ihr eine saubere, redliche, gute Demokratie zu machen, die in Ehre
vor Gott und Menschen bestehen kann. Die Aufgabe lautet nicht: Monarchie oder Dem
kratie? Sondern: Ehrliche Demokratie oder unehrliche Demokratie? Wirkliche Dem
kratie oder Scheindemokratie?... Rousseau ist uns fremder als das Mittelalter ... Die
Verfassung ist eine Vergewaltigung des organischen Volkslebens. Es ist alles nicht s
wie man es gewollt hat. Was man logisch in Gedanken höchst ideal entwickelt hatte, en
wickelte sich in Wirklichkeit in ganz anderer Weise ... Es sind 6 Grundbegriffe, die w
auf ihren Gehalt zu prüfen haben: Gerechtigkeit, Volkssouveränität, Repräsentation de
Volkes, Volkswillen, Volkswahl, Verantwortlichkeit der Gewählten vor dem Volke ..
Was am Wahltag herauskommt, ist nichts als eine Zufallslaune der Masse, die keine
höheren Wert hat als ein anderer Zufall ... Der Wahlkampf ist in Wahrheit ein Reklam
kampf. Die psychologischen Kalkulationen der Wahlleiter entsprechen durchaus denen de
Kukirol-Reklamechefs ... An Stelle der Verantwortung setzt die Demokratie den Taume
an Stelle der Vernunft den Rausch, an Stelle der Wahl die Suggestion ... Wenn Hugen
berg den Apparat zahlt, nennt man es Korrumpierung. Wenn Barmat ihn zahlt, nenn

es Opferfreudigkeit. Oder umgekehrt ... Es ist ein Grundfehler des parlamentarischen ems, daß es das Majoritätsprinzip auf ein Gebiet ausdehnt, in dem es verwüstend en muß .. Die deutsche Republik ist kein Volksstaat im wahren Sinne des Wortes sondern Partei-Tyrannis .. Die Volkswahl ist mehr als Fiktion, sie ist fast schon Schwindel".

ie letzte größere Arbeit unseres verstorbenen Mitarbeiters Franz Xaver Kiefl, Regensburger Domdekans, behandelt „Die Staatsphilosophie der katholischen che und die Frage der Legitimität in der Erbmonarchie". Kiefl setzt sich vor allem seinem Gegner Tischleder auseinander. Aber die Schrift hat darüber hinaus grundche Bedeutung, vor allem für die, welche es 1918 nicht vorzogen, sich so hurtig wie ich „auf den Boden der Tatsachen zu stellen". Einen großen Teil nimmt die Würdi- der sozialen Enzykliken Leos XIII. ein. Kiefl weist nach, daß der Standpunkt der ebenen Tatsachen" unkirchlich ist. Die Schrift wird daher von den Nutznießern der olution totgeschwiegen. (Verlag Manz, Regensburg, geheftet 5 M.)

enn der Verlag F. Bruckmann auf Paléologues berühmte Erinnerungen „Am Zarenwährend des Weltkriegs" Poliakoffs „Tragödie einer Kaiserin" folgen läßt n geb. 7,50 M.), drückt er durch diese Tatsache allein schon aus, daß er das Buch für wöhnlich anziehend hält. Das ist es denn auch in bestem Maße. Ja, man darf sagen, es durch die Einheit der Hauptperson Paléologues glänzende Gruppenbilder an rein chlichem Anteil noch überbietet. Es zu lesen ist schmerzlich, denn auf diesen Seiten viele Tränen bis zum schauerlichen Ende. Die Sowjetregierung sah sich in ihrer kulation, das Zarenpaar durch Veröffentlichung seines Briefwechsels zu kompromitn, betrogen: sie hat es nur verständlicher und bemitleidenswerter gemacht.

heodor Birt: Kulturleben der Griechen und Römer in seiner Entwicklung (Leipzig, le & Meyer, Ganzleinen 12 M.). Unter den Lebenden wüßte ich keinen, der dem Leser ntike Welt so lebendig machte, wie Birt, und von den Früheren könnte ich nur den ich viel begrenzteren Boissier nennen. Birt führt von den ältesten Zeiten (Homer, en) über die Demokratien und die Anfänge des Weltgriechentums bis zur römischen kultur. Ich rate, mit dem Kapitel „Ankunft in Rom" (S. 249) zu beginnen: auch wer Schulerinnerungen einigermaßen gerettet hat, wird staunen, wie viel Neues er hier, nur über römisches Straßenleben, erfährt. Ich habe im Unterricht die Erfahrung cht, daß solche Dinge die älteren Schüler besonders interessieren. Die Anmerkungen einen Begriff, wie tief dieses Werk in den Grund reicht, aber der Text liest sich so io anregend, wie man dies von deutschen Gelehrten leider ganz ungewohnt ist. Darum nicht nur für den Fachmann, sondern für jeden, der sich bilden will.

to Harnacks „Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik" (Weimar, Emil r 1896), G. v. Graevenitz' „Deutsche in Rom — Studien und Skizzen aus elf Jahrrten" (Leipzig, E. A. Seemann 1902) und Friedrich Noacks „Das deutsche Rom" , Frank & Dittmann 1912) bilden nur Vorstufen zu den umfangreichen zwei Bänden s Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters", die Friedr. k vorlegt (780 und 676 Seiten, geheftet 42 M., Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). eginnt mit den deutschen Stiftungen, Hospizen, Beamten, Bruderschaften, Handrn, Gewerben in Rom am Ende des Mittelalters. Behandelt weiter: Deutsche rnisten, Drucker, Banken, Künstler, Gelehrte in der Renaissance und Reformation, gegenreformation und Zeit der Religionskriege; Rom als die hohe Schule der Kunst; höhepunkt und Ende der Barockzeit; Aufklärung und Revolution; Klassizismus und ie umsforschung unter deutscher Führung; die friedlichen Jahre vor 1848; romantische r und Künstler; Ausgang des Kirchenstaats; Kunst und Künstler seit 1850; das Deutschtum in der terza Roma. Der 2. Band enthält die Übersicht über die Quellen; sie allein fßt 1200 Titel: Zeitungen und Zeitschriften, Geschichte und Kunstgeschichte, Lebensbeschreibungen und Denkwürdigkeiten, Briefwechsel und Tagebücher, Reisewerke, unge-

druckte Quellen; das Personenverzeichnis füllt 613 Seiten! Die Arbeit Roacks kann nic hoch genug angeschlagen werden. Keine andere Nation besitzt etwas Ähnliches. Man b greift kaum, daß ein einzelner sie zu leisten vermochte.

Die Schönheit der Technik zu zeigen unternimmt Franz Kollmann (151 Abb geheftet 11,50 M., Ganzleinen 15 M., München, Albert Langen). Es ist meines Wisse der erste zusammenhängende Versuch einer Ästhetik der Technik. Die gut geschriebene Ei leitung geht weit über das bei solchen Anlässen sonst zu lesende hinaus; es werden wirkli grundsätzliche Fragen erörtert, und mit Geist erörtert. Text und Abbildungen gehen gu ineinander. Kollmann behandelt: Werkbauten, Brücken, Krane, Masten, Schiffe, Luf schiff, Flugzeug, Kraftwagen, Eisenbahn, Maschinen und ihre Teile. In diesem Zusammen hange sind zwei neue blaue Langewiesche-Bücher zu nennen: „Bauten der Gemein schaft aus deutscher Gegenwart" und „Wohnbauten und Siedlungen", beid wiederum ungewöhnlich gut bebildert wie alles, was Karl Robert Langewische mach Ich kann nicht verschweigen, daß mich bei Kirchen die bewußte und absichtliche Geschicht losigkeit des Stils befremdet und daß ich die „Wohnmaschine" für eine unduldsame Spie nerei halte, die ganz fundamentale Tatsachen der menschlichen Seele nicht berücksichtig und vergewaltigt, das Bedürfnis nach Schmuck z. B. Aber jedenfalls sind diese Bänd aufschlußreich und zum Nachdenken zwingend.

Der Berliner Bildhauer Joseph Limburg ist als junger Mensch durch einen artige Zufall in die höchsten kirchlichen Kreise Roms gekommen. Er sprach einfach einen Mon signore an, der einen guten Kopf hatte, ob er ihn modellieren dürfe; und so stieg er vo Monsignore Wingerath immer höher: Kardinal Steinhuber, Kardinal Agliardi, Weih bischof Zorn von Bulach, Kardinal Ehrle, Papst Pius X., Pius XI. Diese und eine groß Anzahl religiöser Bildwerke, 70 Tafeln insgesamt, bietet sein Band „Christliche Bild werke und Tagebuchblätter" (Gesellschaft für christliche Kunst, München, Ganzleine 15 M.). Die Tagebücher sind ohne jede Anmaßung geschrieben und lesen sich für jeder der Rom kennt, reizend.

Wer noch ein Stammesgefühl hat, lasse sich den Sagenband seines Stammes in der Buch handlung vorlegen oder zur Ansicht bestellen. In der „Deutschen Stammeskunde des Verlegers Eugen Diederichs in Jena, der den Deutschen fortwährend Werke höchste Wertes darreicht, erschienen bisher vlämische, friesische, westfälische, schwäbische, thürin gische, sächsische, schlesische, Rheinland-, Harzland-, Böhmerwald-, deutsche Natursage Die Bände sind mit der Sorgfalt ausgestattet, die den Verlag auszeichnet, und mit zah reichen Miniaturen, alten Kupfer- und Holzschnitten und Wiedergaben nach Gemälde geziert. Preise je nach Umfang zwischen 6 und 10 M. Quellenangaben und Ortsregiste erleichtern die Benützung. Diederichs' Reihen sind etwas vom Durchdachtesten, Groß zügigsten und Kostbarsten unseres Verlagswesens. Diese hier ist besonders wertvol

Rudolf Hildebrand „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule" enthält un endlich mehr, als der Titel besagt. Schon der Untertitel lautet „und von deutscher Erziehun und Bildung überhaupt. Mit einem Anhang über die Fremdwörter und einem über da Altdeutsche in der Schule." Der neuesten Auflage (Leipzig, Julius Klinkhardt, geb. m 3,60 M.!) ist Hildebrands Aufsatz beigegeben „Wie die Sprache altes Leben fortführt zugleich eine Denkübung." Jeder gebildete Deutsche sollte dies Buch einmal gelese haben, vor allem müßte es jeder Lehrer des Deutschen jedes Jahr lesen. Sein Reichtu ist nicht auszuschöpfen. — Wiederholt empfahl ich hier E. Wasserziehers „Woher? ein vorzügliches ableitendes Wörterbuch unserer Sprache, und sein „Leben und Webe der Sprache", sein „Bilderbuch der deutschen Sprache", seine „Sprachgeschichtliche Plaudereien." Im selben Verlage (Ferd. Dümmler, Berlin) erschienen auch die reizvolle sprachwissenschaftlichen Plaudereien von Professor L. Günther „Von Wörtern un Namen", z. B. Hagestolz, Strohwitwer, Blaustrumpf, Teerjacke, Haudegen, Spitzbub

ner, Schwindler, Hochstapler, Pferd und Wagen, Familiennamen der Juden: an-
d, wo man das Buch nur aufschlägt. Nicht minder gilt dies von den feinsinnigen
ein grundgelehrtes Wissen sprühend mitteilenden Aufsätzen, Vorträgen und Plaude-
des Altmeisters Otto Behaghel „Von deutscher Sprache" (Lahr, Moritz Schauen-
über Schrift, Laute und Formen, Wortgeschichte, Satzbau, Sprachgebrauch, Fremd-
r und Mundart (8,50 M.).

under im Weltall, 3. Folge: Ein Buch über Kultur und Technik, hrsg. von Paul
ertz. 396 S., 63 Einzeldarstellungen, 474 Abb. im Text, Ganzleinen 12 M. Was dies
nehmen des Verlags Kösel & Pustet vor ähnlichen voraus hat, ist Planmäßigkeit,
eit der Betrachtungsweise, Unterordnung unter den Hauptplan des Buches, Darstel-
des Werdegangs. Es gibt nicht nur den Standpunkt von heute, sondern die Entwick-
von der Urzeit an: vom Höhlenfeuer bis zum Kohlentopf, vom Kuli bis zum Auto,
er Ziegeltafel bis zum Kunstdruckpapier, vom Papyrussklaven zur Rotationsmaschine,
Einbaum zum Ozeanriesen, vom Wasser zum elektrischen Strom usw. Es will das
rstellungen geben, was die geschichtliche Abteilung des Deutschen Museums in Model-
or den Beschauer hinstellt. Damit kann das Buch auch nach dieser Seite hin nicht ver-
. Die Reihe „Wunder im Weltall" ist nicht nur im einzelnen belehrend, sondern als
es bildend. Naturwissenschaftliche Kenntnisse als solche sind nämlich nicht bildend,
t dies die Fanatiker der Naturwissenschaften auch behaupten. Bildend werden sie erst
Eingliederung ins Geistige, durch organische geistige Zusammenhänge, durchs Ge-
liche. Dies ist hier angestrebt und erreicht.

mes George Frazer: „Der goldene Zweig (The golden bough): das Geheimnis
Glauben und Sitten der Völker." Abgekürzte Ausgabe. Leipzig C. L. Hirschfeld.
S. Ganzleinen 25 M. Das englische Original kostet 162½ Shilling. Jahrelang
em Kriege hatten wir auf dieses Buch gewartet und längst hatten wir die Hoffnung
ne deutsche Ausgabe aufgegeben. Nun ist sie doch erschienen. Man kann die Be-
ng Frazers ermessen aus dem Umstande, daß er Mitglied der höchsten britischen,
ischen, französischen gelehrten Gesellschaften und Ehrendoktor von Paris, Straß-
und 5 englischen Universitäten ist. „Der goldene Zweig" ist die größte Leistung
em Gebiete der vergleichenden Religionsgeschichte. Es ist das Buch. Er umspannt
eiten und alle Völker. (Das Register allein füllt 50 Seiten.) Das Wissen, das in
Werke übersichtlich verarbeitet ist, scheint die Kräfte eines einzelnen zu übersteigen.
erstehe z. B. manche Stellen in Flauberts „Versuchung des heiligen Antonius"
tzt, an der Hand von Frazer: das Kompendium ist klarer als Flauberts Dichtung.
uch ist dem klassischen Philologen so unentbehrlich wie dem Religionshistoriker; dem
undler wie dem Völkerkundler. Sein Horizont reicht von Griechenland bis Poly-
. Die Sprache des Verfassers nähert sich auf den Höhepunkten dem Dichterischen.
nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Künstler. Das Zentrum des Werkes sind
apitel über Adonis, Attis, Osiris, Iris, Dionysos, Demeter und Persephone, und
as Tabu.

fessor Nikolaus Welters „Geschichte der französischen Literatur", jahrelang
fen, liegt nun vor, von 324 auf 487 Seiten angewachsen. Was lange gewährt hat,
er Tat sehr gut geworden. Welter urteilt stets aus voller Kenntnis und unbefangen.
ders wird auch die Literatur der letzten Dezennien voll Verständnis gewürdigt,
ets mit Kritik. Man lese nach, was er z. B. über Gide, Claudel, Proust, Valéry
i. In dem Verzeichnis empfehlenswerter Schriften über die französische Literatur,
n Schluß bildet, vermisse ich Wechßlers „Esprit und Geist". Schade, daß der Preis
uen Auflage der Verbreitung des ausgezeichneten Buchs im Wege stehen wird
& Pustet, Ganzleinen 9 M.).

Heinrich Federer, „Aus jungen Tagen". Nachgelassene Kapitel zur Lebensgeschichte. Berlin, G. Grote, geheftet 3,30 M., Leinen 5 M. Der verstorbene Feder ist den Südd. Monatsheften Freund und Mitarbeiter gewesen. Nur mit Wehmut könn wir dies Buch aus seinem Nachlasse anzeigen, das sich der Erzählung seiner Kindheit „A Fenster" anschließt. Man wird Federers Werke noch lesen, wann längst kein Mensch me die Namen von Modeautoren der Zeit kennen wird. Denn er besaß das, was am sicherst Werke ins kommende Jahrhundert hinübergeleitet: Genialität des Herzens.

Zurzeit schwelge ich wieder mit meinen Untersekundanern im Jungle Book. Da will immerhin etwas heißen, wenn sich etwas anderes Indisches daneben behaupten kan Dhan Gogal Mukerdschi, „Wir pilgern zum Himalaya" ist das Buch eines Inde über Indien. Es erzählt von Priestern, Gauklern, Schlangenbeschwörern, Fakiren, Jäger vornehmen Einheimischen, in einer Sprache, die schon sehr künstlerisch ist. Ich habe d Buch (Rütten & Loening, geh. 3 M., Ballonleinen 5 M.) zu Weihnachten geschenkt u damit auch sehr Erwachsenen Freude gemacht: es ist von einem Stimmungs- und Farbe reiz, der im bestem Sinne impressionistisch wirkt.

Mehrmals bin ich von Rundfunkhörern gefragt worden, welches Opernbuch ich em fehlen könne. Das weitaus beste mir bekannte ist das von dem verstorbenen Karl Stor dessen 95.—100. Tausend der Leiter der Allgemeinen Musikzeitung, Paul Schwer auf den gegenwärtigen Stand gebracht hat: Muthsche Verlagsbuchhandlung, Stuttga Ganzleinen 6 M. Es ist ausgezeichnet geschrieben und regt zum Denken an, einer Tät keit, die sogar beim musikalischen Genusse nicht völlig überflüssig ist.

Von steinigen Straßen und goldenen Sternen, Ausgabe für Jüngling und für Mädchen, beide vom Dürerbund angeregt und von Wilibald Ulbricht herausg geben (München, Callwey, je 7 M. in Leinen), beide mit je 11 Vollbildern nach Hans Thom Schwind, Feuerbach, Richter, Dürer u. a. Ihre Abteilungen: Woher? wohin? „W ich ein Kind war"; „O du Heimatflur"; In treuem Gedenken; Irrwege; Ziele; We zu allerlei Freuden; Junge Liebe; Im engsten Ringe; Im Tageslaufe; Im Jahreskreis Für dunkle Tage; In weiteren Ringen; Letztes und Heiliges; Verzeichnis wertvoller Büch und Schriften. Gedichte und Prosa in überlegter Auslese, auch ein paar Lieder m Musik. Zwei sorgfältig durchdachte, dauernd wertvolle Lebensbücher; für junge Leu die ins Leben hinaustreten, ungemein geeignete Geschenke.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Die Illustrierte Halbmonatsschrift „Das Bayerland" (Bayerland-Verlag, Münche widmet ihr zweites Januarheft dem Liebeswerk von Ursberg. Um einen Begr vom Werte dieses Hefts zu geben, genügt es, den Inhalt mitzuteilen. Dominikus Rin eisen, der große Gründer von Ursberg, wird dargestellt durch den jetzigen Leiter der A stalten, Superior Huber; Schwester M. Desideria, die in unserm Heft „Wohltäter d Menschheit" über Ringeisen geschrieben hat, schreibt hier über Organisation, Umfang u Bedeutung des Karitaswerkes in Ursberg; Aus der Geschichte des Klosters Ursberg schrei Oberarchivrat Dr. Georg Schrötter, über Ursbergs Filial-Besitzungen Architekt Ant Wagner, über Bildhausen der Herausgeber des Bayerland Dr. Georg Jakob Wolf, üb Holzen Prälat Dr. Michael Hartig, über Krummbad E. von Adlersfeld-Ballestrem. Wov wir keinen Begriff geben können, das sind die zahlreichen schönen und wohlgetroffen Abbildungen von Kranken, leitenden Persönlichkeiten, Gebäuden und Kunstwerken. Unse Lesern sei dieses Heft als Ergänzung zu unsern „Wohltätern der Menschheit" wärmste empfohlen.

Redaktionell abgeschlossen am 21. Februar 1929

Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübsc in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & C Niefern bei Pforzheim.

BL
V. 262

Das Theater und die Nation

Von Hanns Johst in Oberallmannshausen

er Wurzelgrund der Sprache trägt die Sendung des Theaters und das Leben der Nation.

e geschichtliche Deutung und Bedeutung der Sprache findet ihre leibhaftige Genesis r Nation und die Darstellung ihrer künstlerischen Wiedergeburt im Theater. An ramatischen Gegensätzen von Wahrheit und Dichtung erprobt sie ihren mütterlichen os und ihre männliche, gestaltende Tatkraft. Theater gleichermaßen wie Nation n in ihrer Entwicklung und ihrer Geschichte am eindeutigsten durch den Organismus Sprache verstanden, erklärt und erlebt werden. Das Theater ist geradezu die Kult- des Wortes als Bestimmungsort der Stimme, der gepflegten Sprache. In der kunst ruht das Geheimnis wahrhaft schöpferischer Dramen, denn selbst deren charak- e Substanz vermag sich nur unter der gemeisterten Zucht einer fruchtbaren Sprache fenbaren. Was ist die abenteuerlichste Staatsaktion einer Szenerie, was der ver- ste Held ohne jene Magie des beseelten Wortes, das vergänglichen Zufall und ige Erscheinung zu unvergänglichem Gehalt verdichtet? Alle Vorgänge des Theaters reche vom Theater immer als dem Ort kultureller Haltung und nicht zivilisatorischer haltung!) bleiben dem Wesen des Wortes verwirkt, erleben die Wirklichkeit ihrer llung unter dem Aspekt der Sprache, dem Zauber, dem Wunder und dem Gleichnis Mysteriums.

Nation ist geneigter die Sprache als selbstverständlichen Zweck zu benutzen, sie telbar für die allgemeine Gesetzmäßigkeit des alltäglichen Verbrauches zu brutali- und doch ist die Sprache auch hier die atmende Brust, der, für das innere Leben aft Zeugnis ablegende Organismus.

einer Staatsform etwa können sich mancherlei Sprachen aus politischem Instinkt , wegen wirtschaftlicher Interessen vereinigen, eine Nation aber erlebt die Keimzelle eschichtlichen Existenz, ihr Vaterland allein auf dem Grund und Boden ihrer Mutter-. Nur solange eine Nation mit ihrer Sprache eine natürliche Einheit darstellt, nur ge bleibt sie unwiderstehlich.

e Andeutungen mögen erhellen, welche wichtigen Kräftefelder ihre Beziehungen n Theater und Nation spielen lassen.

Nation hat die Aufgabe, ihr geistiges Bewußtsein und ihr politisches Selbstbewußtsein eater, das Theater wiederum die Pflicht die Gabe seiner Würde und seiner phantasti- rophetie, die Peripetie der dramatischen Gestalten an den Lebensvorgängen seiner zu steigern.

es ideelle Wechselspiel von Zweck und Wirkung, von Leben und Spiel, von Dasein utung ist das gemeinsame Kulturgut, das diese zwei Faktoren der Sprache, das die e diesen zwei Faktoren zu treuen Händen anvertraut.

Krisis des heutigen Theaters empfängt ihren innersten Anlaß in der Krisis des en Nationalbewußtseins.

Hoftheater wurde Staatstheater, dieser Staat ist aber noch eine zu bewegliche tion, um schon den Geschmack und die Gesinnung eines Theaters notwendig u können. Die sogenannte Volksbühne ist eine parteiisch finanzierte Willkür, das nte Privattheater eine finanzielle Spekulation, das Stadttheater die Funktion einer ien politischen Mehrheit.

das wahrhaftige und notwendige, das organische Nationaltheater wird die Ex- te der Gegenwart erübrigen, da in ihm Nation und Theater wieder ihr Wesen, Willen und ihren Charakter manifestieren.

Erneuerung des Barocktheaters?

Von Arthur Hübscher in München

Die innere Verwandtschaft zweier Zeiten äußert sich am sinnfälligsten in ihrer Stoffwahl. Stoffe der älteren Zeit blühen in der jüngeren neu auf, aber auch die ältere Zeit selber wird in Formen und Gestalten neu lebendig. So ist auch für die tiefere Beziehung, die unsere Gegenwart längst über die Bindungen eines rein wissenschaftlichen Interesses hinaus mit dem Barock verknüpft, in erster Linie eine stoffliche Neubelebung Zeugnis.

Seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts tritt der Dreißigjährige Krieg in die Bereiche des dichterischen Erlebens ein. Ricarda Huchs Roman „Der große Krieg" (1912—1914) ist der spät erreichte Gipfel einer Entwicklung, in der auch Hermann Löns mit seinem „Werwolf" (1910) steht. Früh folgen schon Darstellungen der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege. Eine neue Mystik entsteht, Angelus Silesius findet den Boden für sich bereitet, Gestalten wie der Philosophus Teutonicus Jakob Boehme werden lebendig und von Kolbenheyers „Meister Joachim Pausewang" (1910) und von Gustav Meyrinks Schuster Klinkherbogk bis zu Sir Galahads Roman „Die Kegelschnitte Gottes" (1922) immer neu erfaßt. Die ganze Entwicklung aber wird von einer Umwandlung des erzählerischen Stils begleitet, der sich in den frühen Romanen Heinrich Manns schon in stärkeren Schwingungen bewegt, dessen Mittel wuchtiger und düsterer werden. Im Drama gelten noch bis in den Expressionismus hinein die Renaissancestoffe, und es mag ein sonderbarer Zufall sein, daß die „Troerinnen" Werfels (1915) ebenso den Auftakt des expressionistischen Dramas bilden, wie die „Troerinnen" Opitzens gewissermaßen das Barockdrama einleiten. Aber mehr und mehr melden sich auch die eigentlichen Stoffe des Barock, nicht nur in literarischer Entlehnung, wie bei Hauptmanns Florian Geyer (aus dem „Horribilicribrifax"), oder in Übersetzung und Nachdichtung, etwa des Marlowe schen „Faust", seines „Eduard II." (von A. W. Heymel bis Bert Brecht), sondern immer mehr in einer Neugestaltung aus dem neu begriffenen, als verwandt erkannten Geist des Barock heraus, deren bedeutendstes Zeugnis in Hofmannsthals Drama „Der Turm" vorliegt. Solche Wandlungen machen sich seit Bleibtreus Cesare Borgia-drama „Dämon" (1887) auch in der äußeren Form bemerkbar. Ekstatischer in Situationen und Gebärden, überhitzter Affekte voll, aufpeitschender in Motiven von Wollust, Grausamkeit, Blutschande und sündiger Buhlschaft, erhält das neue Drama einen neuen Inhalt. Der Expressionismus bringt hier wie immer nur die letzte Steigerung.

Mußten schon diese stofflichen Motive an die Blut- und Greuelszenen im Drama des 17. Jahrhunderts erinnern, so ergab eine auch nur oberflächliche Betrachtung die Verwandtschaft in der inneren Struktur. Die Vernachlässigung des strengen dramatischen Aufbaus zugunsten einer lockeren Reihung von Szenen, wie wir sie seit Hauptmann und Wedekind finden, die Vernachlässigung der strengen Entwicklung der Charaktere zugunsten wechselvoller Aspekte, die Vernachlässigung des rein dichterischen Gesetzes überhaupt zugunsten äußerer Momente von Schaureiz und Gefühlserregung, für all das konnte man die Vorbilder in der Barockzeit finden. Und so hat das spanische, französische und englische Barocktheater — das deutsche kannte man noch nicht — eine unverkennbare Wirkung auf die Technik des heutigen Theaters ausgeübt.

Aber auch die Praxis des heutigen Theaters hat auf die Erkenntnis des Barocktheaters zurückgewirkt und alte Vorurteile beseitigt: Zunächst das Vorurteil der Bühnenfremdheit, das aus der Ratlosigkeit vor gewissen sonderbaren Szenen von A. W. Schlegel bis Lauprecht und noch weiter immer neu genährt worden ist. Gewiß konnte schon die Tatsache von genauen Bühnenanweisungen, die dem holländischen und französischen Klassizismus

nliterarisch galten und die wir nun bei Gryphius u. a. in reichem Maße finden, das nenmäßige des Barockdramas, seinen Fortschritt über solche Regel und Überlieferung us bezeugen. Nun aber fand das moderne Theater gerade vom Theatralischen her n besonderen Weg zum barocken und erkannte, wie in den heftigen Vorgängen, die Schaulust herausfordern, gerade das Theatralische mit besonderer Gewalt spricht.

ber die Wandlung in unserer Erkenntnis des barocken Theaters ging noch tiefer. Zwei wesensfremde Theorien haben uns bis heute die Aussicht auf die Wirklichkeit Barockdramas verstellt. Die eine ist unsere Schultheorie vom Drama, die uns uner- ch auf den Mangel innerer Konflikte, den Mangel eines tragischen Verschuldens und Nachlässigkeit über Nachlässigkeit in der Motivierung hinwies. Es schien uns unbe- lich, daß selbst ganz entscheidende Motive anscheinend übersehen oder gelehrtenmäßig nmerkungen verwiesen werden. Im Mariamnedrama Hallmanns gibt Herodes zu: hr ist's: Wir hatten ihm / die Fürstin zu entleiben / Im Fall uns ja Anton möcht' rseh'ns auffreiben / Höchstheimlich anbefohl'n." Und die Fußnote erklärt: „Nämlich allzu großer Liebe gegen sie / damit sie keinem nach seinem Tode zu theil würde." e andere wesensfremde Theorie ist die der Barockzeit selbst, die noch unter dem Ein- von Aristoteles stand. Sie mußte dazu auffordern, die Werke an ihren Forderungen essen, wie es noch Cysarz in seiner „Deutschen Barockdichtung" (1924) tut. Aber es diesem Falle besonders schwierig, die Beziehung von Werk und Wollen herzustellen, eben die barocke Theorie nicht das eigene, sondern das Kunstwollen einer vergangenen wiedergibt. Was Opitz und seine Nachfolger aussprechen, ist größtenteils entlehnt Scaliger, Ronsard, Heinsius, ist bloße Wiederholung oder nachträgliche Formulierung on der Renaissance Gewollten. Darum ist die barocke Theorie für die Erkenntnis arocken Dramas wichtig, nicht wo sie sich mit den Vorlagen der Renaissance deckt, rn wo sie von ihnen abweicht. Im übrigen entscheidet die dichterische Übung.

Wie Gottsched, wie Lessing, wie der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, so hat schon Opitz im Anschluß an die Renaissancepoetik eine Sonderung der dichteri- Gattungen versucht. Aber wenn die Renaissance in peinlichen Scheidungen, etwa en Meistersang und Spruchdichtung, diese Forderungen verwirklicht hat, so schafft arock, entgegen der Theorie, wie die Romantik ganz unbefangen mannigfache lyrisch- e und lyrisch-dramatische Mischformen. In Nürnberg entsteht schließlich ein so ümliches Gebilde wie das Drama des Johann Klaj, aus Erzählung, Dialog und us wunderlich zusammengefügt, in der Kirche aufgeführt und so an die liturgisch- tiven Urformen der dramatischen Gattung erinnernd.

h den Vorschriften der „Deutschen Poeterei" wie nachmals wieder der „Critischen unst" Gottscheds sollte die Tragödie von hohem, die Komödie von niederem Wesen ln. Aber schon die Wanderbühnen pflegen die sogenannte Haupt- und Staats- , ein heroisches Schauspiel mit zumeist gutem Ausgang und zahlreichen komischen n. Dieser Typus des vorshakespearischen chronicle play, der history, der storia arsa, der „dritten neuen Art" wie ein florentinischer Dichter schreibt, vereint die chkeiten von Tragödie und Komödie und vermeidet ihre Schranken. Große Herren ürsten treten auf, für die kein Platz in der Komödie ist, aber wie in einem Gasthaus ospital werden hier auch die Menschen gezeigt, wie sie sind, gemein und niedrig. Ayrer bringt die neue Form zur Anerkennung, und es ist bedeutsam, daß sie ihre ng auf das Gelehrtendrama ausübt, daß Männer wie Andreas Gryphius („Cardenio elinde", „Das verliebte Gespenst") und noch mehr Christian Weise schon den Weg en Zwischenformen finden, deren Ursprünge wir gemeinhin im bürgerlichen Trauer- es 18. Jahrhunderts, in „Miß Sara Sampson" und im Drama des Sturm und zu sehen pflegen. Man zieht die letzten Folgerungen: Von Weckherlin bis zu der rger Oper taucht immer wieder der Wagnersche Gedanke eines Gesamtkunstwerkes

auf, in dem „alle Künste, Musik, Poesie, Malerei und Architektur" (Barthold Fein vereinigt sein sollen. Selbst wo man den überkommenen Vorschriften für die Tragöd noch folgt, werden zum mindesten die üblichen antiken Stoffe bedeutungslos, und ne Stoffbereiche aus der Geschichte von Byzanz und des Orients, die dem absolutistisch Ideal der Zeit entgegenkommen, erschließen sich.

Die grundlegende Lehre von den drei Einheiten wird mehr und mehr durchbroche Die Einheit der Zeit bleibt nur bei den Schlesiern im allgemeinen noch in Geltung, d Nürnberger lehnen sich offen auf. Harsdörffer erklärt eine Handlung von 4 oder 5 Tag für statthaft, auch Omeis tritt für einen längeren Zeitabschnitt ein; vollständige Unreg mäßigkeit finden wir schließlich bei Christian Weise: Wochen, Monate und Jahre schieb sich zwischen die Aufzüge, die Zeit verliert alle Bedeutung: ein einfacher Abgang, e neuer Auftritt genügt, zeitliche Unterschiede festzustellen. Die Einheit des Ortes wird bei d Schlesiern, außer in einigen Stücken des Gryphius, festgehalten; aber sie fehlt im Jesuite theater und wird bei den Nürnbergern und bei Christian Weise so frei behandelt wie d Einheit der Zeit. Von der Einheit der Handlung ist schon in Stücken wie dem „Papinia nicht zu sprechen und noch viel weniger in den Stücken, in denen ernste mit lustig Szenen wechseln. Der Hanswurst wird von Gottsched ausdrücklich deshalb von der Büh verdammt, weil er gegen die Einheit der Handlung verstößt.

Eine Wandlung vollzieht sich schließlich hinsichtlich der Lehre von der tragischen W kung: Furcht und Mitleid soll nicht gegenüber dem tragischen Geschehen an sich erwe werden, sondern gegenüber dem Schicksal der wichtigsten Figuren. Furcht erweckt das En des Bösewichts, Mitleid das Ende des frommen Helden. Birken scheint auch diese De nition noch zu klassisch. Statt Furcht und Mitleid setzt er Gottes Ehre und die Erbau der Mitbürger als Zweck des Trauerspiels ein.

So geht die Praxis in allen Punkten über die Theorie hinaus. Es ist der typische Vo gang, daß ein neues Lebensgefühl die überkommenen Satzungen überschreit und daß es selbst erst in Satzungen gedämmt wird, wenn es schon wieder in Frage geste ist, wenn es gilt, das langsam Verrinnende festzuhalten. Solche Überschneidung v Theorie und Praxis führt immer wieder zur Erörterung der Gesetze der Kunst. Es bild sich geschlossene ästhetische Systeme, wie in der Renaissance, der Aufklärung, der Klas oder es bleibt bei Erörterungen, Zielsetzungen und Programmen ohne Einheitlichk aber doch aus einem einheitlichen Willen heraus, wie im Barock, im Sturm und Dra in der Romantik und in der Gegenwart.

Und darin liegt nun die Übereinstimmung in der Situation des barocken und des heutig Dramas. Wie das Barockdrama unter dem Einfluß einer überholten klassizistischen Theor so steht das Drama der Gegenwart noch unter dem Einfluß der Schultheorie, die auf das Dra des 19. Jahrhunderts paßt, während das dramatische Schaffen selbst seit langem ander Zielen nachstrebt und erst jetzt allmählich, gewissermaßen nachträglich, von theoretisch Besinnung erfaßt wird. Die neue Theorie könnte ausgebildet sein, wenn sie schon viel überholt ist. Aber wenn wir die Regel- und Systemfeindlichkeit der jüngst vergangen Zeit mit der neuen Entwicklung der Dichtung unserer Tage zu geschlossener Form v gleichen, so kann es scheinen, als ob Bestrebungen wie die in diesem Heft entwickelten k chorischen und des synthetischen Theaters mehr das letzte theoretische Bewußtwerden k dramatischen Wollens jüngster Vergangenheit wären, als die zeitgeschichtlich berechti Forderung eines Dramas der Zukunft. Wir sehen in diesen programmatischen Kund bungen Dinge ausgesprochen, die in anderer Form auch Inhalt und schließlich Lehre i Barock gewesen sind. Und wenn wir heute die einzelnen Äußerungen barocken Kun schaffens zu einer Theorie zusammenfassen, so ist das zwar nicht eigentlich im Sinne i Barock gehandelt, aber doch nicht rein wissenschaftlich unfruchtbare Bemühung, sond auch für die vergleichende Erkenntnis der heutigen Lage förderlich.

Das letzte Ziel des Barockdramas ist nicht tragische Schuld und Sühne, sondern die Darstellung der Affekte in ihren unerschöpflichen und unüberwindlichen Gegensätzen. ieses Ziel bedingt einen anderen Aufbau, andere Mittel: Es kommt nicht auf die folgehtige Entwicklung von Gestalten, Handlungen, Szenen und Dialogen an, sondern auf erwicklung, Wechselfälle, Intrigen, immer neuen Umschwung, bis schließlich eine letzte sung auch einen letzten Gegensatz zu allem Erwarteten bedeutet. Es ist ein künstlerisches inzip, bei dem wir an den Sturm und Drang erinnern können und an Klinger, der dem ama, das der ganzen Bewegung den Namen geben sollte, zuerst den Titel „Der Wirrrr" geben wollte. In diesem Sinne ist es bedeutsam, daß schon in der Poetik des Mesrdières (1640) alle Eigenschaften der Aristotelischen Tragödie gefordert werden, mit snahme einer einzigen, der Notwendigkeit. Und in diesem Sinne gibt Harsdörffer oet. Trichter II 71ff.) den mehrschichtigen Inhalten den Vorzug, und schreibt Birken seiner Teutschen Rede-, Bind- und Dichtkunst (Nürnberg 1679, S. 329): „Die Zier von ldenspielen ist, wenn alles ineinander verwirrt, und nicht nach der Ordnung, wie in iorien, erzählet, die Unschuld gekränkt, die Bosheit beglückt vorgestellt, endlich aber alles ber entwickelt und auf einen richtigen Ablauf hinausgeführt wird."

mmer mehr wird die Handlung Mittel zur Darstellung der Affekte. Häufiger Dekoonswechsel und das Zusammenwirken der Künste im Gesamtkunstwerk geben dazu sache technische Möglichkeiten. Bezeichnend ist die kontrastierende Szenenfolge. Einer ge folgt das Trostlied eines Engels (Rist, Friedewünschendes Teutschland II 3), einer chen Todesnachricht die Kundgebung der Gleichgültigkeit des Totgesagten gegenüber n Bedrohungen (Rinckhart, Eisleb. Ritter IV 8ff.). Man erstrebt die tragische Wirkung ihre Aufhebung in unvermuteter Erheiterung des Zuschauers; die Handlung und Verneinung in der Karikatur; ein ewiges Ja und Nein, das mit menschlichen Kräften t zu überbrücken, sondern im Plan des Weltlaufs angelegt ist.

Wenn der moderne Dramatiker die Einbeziehung des Zuschauers in die dramatische stellung fordert (so Hanns Johst in seinem schönen Bekenntniswerk „Ich glaube"), ellt der Barockdramatiker in einem gleichen Bestreben die Chöre auf die Bühne. Sie hen das dem Handelnden und dem Betrachtenden gemeinsame Lebensgefühl sinnlich aus. Man hat sie meist als künstlerische Ausfüllung der Aktpausen angesehen, aber icken nicht nur die heftigen Gegensätze der Handlung in ihre allmenschliche Bedeutung, ich etwa im Chor der Leidenschaften bei Haugwitz (Soliman II) Liebe—Haß, Freude—ter, Verzweiflung—Verwegenheit, Schamhaftigkeit—Schamlosigkeit, Mitleid—Grauheit gegenüberstehen, sondern sie treten in eine eigentümliche Verknüpfung mit der lung selbst, indem sie die Spannung zwischen den Gegensätzen auf höherer Ebene ndeln und verstärken. Es kann ein Gegensatz zum Gang der Handlung sein. Dann rken etwa die Chöre (Reyen) des „Carolus Stuardus" von Andreas Gryphius fort tfort die Idee des Protestes: Die ermordeten Könige rufen Rache (1); die Meernen deuten den Aufruhr der Natur als beginnende Rache des Himmels (2); Stimmen dem eigenen Volk erheben sich (3); schließlich verwahrt sich selbst die Religion (4). nnen aber auch die Chöre selbst das Prinzip einer Steigerung in Antithesen zeigen: er „Catharina von Georgien" bringt Reyen 1 die Idee der Beständigkeit, Reyen 2 Gedanken von der Kürze des menschlichen Lebens; diese Antithese wird in den folgenReyen verstärkt: 3 spricht von dem Triumph der Beständigkeit (für den Barockdichter tlich eine Wahnidee), 4 von der allgemeinen, unausweichlichen Vergänglichkeit.

Es entspricht dem besonderen Stil des Barock, daß alle diese Gegensätze des Lebens grellen Antithesen in Erscheinung treten müssen. Wie ein furchtbares, unabwendbares ick sind sie dem Menschen verhängt, und so hat es seinen tiefen Sinn, wenn die Perre des Barockdramas in unserem Sinne psychologisch unmöglich sind, voll unvermittelter, zu unlogischer Charaktersprünge. „Es ist eine sonderbare Zier, wenn endlich eine

Person anders herauskommt, als sie anfangs gewesen ist" (Birken). Erstaunlich rasch l sich jemand vom Gegenteil seiner eben ausgesprochenen Meinung überzeugen.

Die einzige Haltung aber, die Rettung aus dem Zwiespalt des Lebens bringen ka ist die viel verspottete contenance, die unerschütterliche Seelengröße des Helden, die s Würde in allem Unglück. Sie ist nicht die Beruhigung der Leidenschaften als Frucht eige Kampfes, sondern der von Anfang an gegebene Gegensatz zur Idee des inneren Kamp selbst, zur ganzen Fülle der Leidenschaften und der seelischen Spannungen. Und dar ist die tiefste Antithese des Barockdramas die des Märtyrers und des Tyrannen, e Antithese, die von den Anfängen des Jesuitendramas bis zu den letzten Dramen der Sc sier immer neu abgewandelt wird und den Vorwurf stofflicher Einseitigkeit hat erste lassen. Aber auch hier ergibt sich eine bedeutsame Beziehung zu verwandten Zeiten, u nicht zufällig sind das Genoveva- und das Griseldismotiv im Sturm und Drang, in Romantik und in der Gegenwart so häufig behandelt worden.

Die höchsten Formen des Dramas sind nie in Zeiten eines antithetischen Lebe gefühls entstanden. Immer noch sind sie von Männern geschaffen worden, die Kampf der Gegensätze gekämpft, ihn aber auch innerlich überwunden, die gewissermaß zwei Zeiten gelebt haben. So ist die Wandlung vom Sturm und Drang zur Klassik die Wandlung von der Romantik zum Realismus für das Drama äußerst fruchtbar gew den. Anders hat die Wandlung vom Barock zum Rationalismus nur zur Ausbildung festgeprägten Stilmuster Gottscheds geführt, die für die Dichtung selbst bedeutungslos blieben sind. Unsicher bleibt, wohin der Weg des heutigen Dramas führen wird. Möglich weise nur zur Ausgestaltung theoretischer Erkenntnisse zu einem neuen ästhetischen Syst möglicherweise aber auch zur Vollendung des dramatischen Gehalts unserer Tage in ei neuen dramatischen Form — es sind manche Erscheinungen vorhanden, die uns hoffen lassen. Gehalt ist Vorläufer und Nachläufer der Form zugleich, und der Weg Dramas geht vom Gehalt zur Form und wieder zurück zum Gehalt.

Gesellschaft als Bedingung des Schauspiels

Von Hermann Bahr in München

In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges birst die große Form der Überliefer es bleiben nur Brüche von ihr zurück. Die neue Schicht des aufstrebenden Bürgert fühlt den Verlust nicht, ihr ist nicht bange, sie wird ihn irgendwie schon ersetzen, sie ja für alles Ersatz und tauscht das Alte, das ihr schon eben um seines Alters willen dächtig ist, in irgendeine blitzblanke Neuheit um. Lessing hat die neue Geistesart präg verkündet, in dem berühmten Geständnis:

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer r Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen h und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater gib! reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

Warum man aber erst suchen soll, was zu finden sich offenbar gar nicht lohnt, allenfalls Blindekuh zu spielen bereit, verschweigt er. Sein Geist verneint gern, u widerstreben ihm die Geister der Bejahung, vor allem Corneille in seiner noch fast spani Hoheit, Zucht und Würde, während er für den noch glänzenden, aber schon leise gebenden Racine eher ein gewisses Lob aufbringt. Das Barock haßt er instinktiv, mit Ressentiment der Schwäche gegen jede Kraft. Goethe hat noch in Regensburg bar Theater kennen gelernt, freilich in einer armseligen Schülervorstellung nur, an der er doch „die Klugheit der Jesuiten" bewundert: „Hier ist," sagt er, „nicht Klugheit, wie sie sich in abstracto denkt. Es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und S

nuß, wie er aus dem Gebrauch des Lebens entspringt." Das Merkwort des ganzen
rocktheaters ist damit ausgesprochen, das „aus dem Gebrauche des Lebens entspringt",
ber nur „Gebrauch des Lebens" im höchsten Sinn ist und auf den „Gebrauch des Lebens"
ein auch wieder abzielt! Und er fährt fort: „So bemächtigen sich die einsichtigen Männer
r der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater"; was wieder wie die Formel
s Barocktheaters selbst ist, das man gar nicht besser nennen kann als einen Versuch des
istes, sich der weltlichen Sinnlichkeit mit ihren Mitteln zu bemächtigen. Erinnerungen
das Jesuitenspiel wirken in Goethe sichtlich auch noch nach, als er die Weimarer Bühne
et, in Weimar lernt auch der junge Schreyvogel den Jesuitenstil goethischer Prägung
nen, und es ist ein wahrer Glücksfall für Wien, daß gerade dieser Schreyvogel dann
rektor des Burgtheaters wird. Es ist ein Schauspiel ohnegleichen, wie dieser Journalist,
nsthändler und Dichter nun die sämtlichen Tugenden des echten Theaterdirektors aus
n Ärmel zu schütteln beginnt und über Nacht Regisseur, Vortragsmeister, Dramaturg,
plomat, zugleich Tyrann, aber auch Kamerad, sowohl seiner Truppe wie seiner Gebieter
überdies noch der Dichter, der Presse, ja des störrischen Publikums allmählich Herr
d. „Mit der Klugheit praktischer Naturen," sagt Ludwig Speidel, „die zugleich ein
eres Ziel verfolgen, ging er scheinbar und schonend auf die gegebenen Verhältnisse ein,
, leise an ihnen rückend und sie unmerklich nach seiner Absicht wendend, etwas anderes
Besseres aus ihnen zu machen." Zur Weimarer Tradition, einer durchaus höfischen,
t nun in Wien ein neues Element, denn hier hat das Schauspiel nicht bloß dem Adel
einen Logen zu gefallen, sondern es muß sich auch der Jugend versichern, die das Steh-
terre beherrscht und bös zu scharren beginnt, wenn ihr etwas mißfällt; der junge Grill-
zer mitten in ihnen. Beiden zu gefallen, beide für sich zu gewinnen: den Geschmack
Adels, der sich zeigen und sich unterhalten will, wie den des leicht ungeduldigen Steh-
erres, das eiferſüchtig auf Wahrung seiner Ideale drängt, dies erkannte der kluge
reyvogel als seine Sendung, und es ist die Sendung des Burgtheaters geblieben bis
den heutigen Tag. An Pausen, in denen der eingeborene Sinn des Burgtheaters
ft, fehlt es auch in seiner Geschichte nicht, aber auf solche Senkungen folgen immer
rechten Zeit wieder Hebungen, es erscheinen immer wieder Männer der Selbst-
mung auf das eingeborene Gesetz, so vor allem der herrliche Laube, so dann auch
der unvergeßliche Max Burckhard, um nur die beiden gewaltigsten zu nennen.
oethe hatte dem jungen Schreyvogel, der, zunächst vergebens um die Kunst ringend,
iner Verzweiflung einmal ausrief: „Es geht nicht!", versichert: „Man muß nur in
Hand blasen, dann geht es schon!" Schreyvogel nahm dieses Stichwort auf, er blies
e Hand, und siehe da, schon ging es! Er hörte dann auch im Burgtheater zu blasen
auf, er blies Adel und Bürgertum, Logen und Stehparterre, zurückblickendes Alter
vorwärtsdrängende Jugend in gemeinsame Begeisterung zusammen. Ein echter
sseur inszeniert ja nicht bloß, was auf der Bühne geschieht, er muß auch die Zuschauer
zieren können, bis am Ende beide miteinander im Geiste verwachsen und sich so jene
igung der Affekte, der Leidenschaften, ergibt, in der schon Aristoteles den Sinn des
uspiels erkennt. In einem Prolog sagt Schreyvogel von dem Stück, das er einleitet:
n unbefangenen Sinn muß es gefallen!" Das Geheimnis, dem er seine großen Erfolge
nkt, lag in seiner Kraft, dem Publikum, sowohl dem in den Logen wie dem im Steh-
rre, dem Adel wie der Menge, einen gemeinsamen Sinn aufzuzwingen. Er nimmt damit
oße Überlieferung wieder auf, die des Barock. Auf sein Grab schrieb Grillparzer:
mas West, Karl August West, Josef Schreyvogel. Drei Namen bezeichnen nur einen
n, aber einen völligen. Stand jemand Lessing nahe, so war er's." Dieses Wort
lig" enthält die Tat Schreyvogels: er ließ im Burgtheater das Barock auferstehen,
s i der Kunst noch keine Sonderung kennt, das den Bettler ebenso reich beglückt wie
i fürsten. Dieser eingeborene Sinn des „völligen" Mannes wirkt im Burgtheater
ngeßlich, zuweilen sich leise trübend, aber aus solchen Pausen der bildenden Kraft

sich doch immer wieder auf sein Gesetz besinnend. Adalbert Stifter schildert im „Nachsommer" eine Vorstellung des Burgtheaters, es wird Lear gespielt, und da sagt er nur von der Begegnung des tollen Königs mit Cordelien: „Mein Herz war in dem Augenblicke gleichsam zermalmt, ich wußte mich vor Schmerz kaum mehr zu fassen. Das hatte ich nicht geahnt, von einem Schauspiele war schon längst keine Rede mehr, das war die wirklichste Wirklichkeit vor mir. Als ich mich ein wenig erholt hatte, tat ich fast scheu einen Blick auf meine Umgebung, gleichsam, um mich zu überzeugen, ob man mich beobachtet habe. Ich sah, daß alle Angesichter auf die Bühne blickten, und daß sie in starker Erregung gleichsam auf den Schauplatz hingeheftet seien." Was Stifter hier schildert, dieses Erlebnis „wirklichster Wirklichkeit", einer uns sonst unzugänglichen Wirklichkeit, bei deren Anblick wir die gewohnte, die gemeine Wirklichkeit vergessen, unser seliges Auge auf den Schauplatz dieses Wunders „hinheftend", das haben seither wechselnde Generationen immer wieder an sich selbst erfahren, im Burgtheater nicht bloß, sondern zuweilen auch an anderen Bühnen, überall dort, wo der Geist Schreyvogels noch nachwirkt, überall, wo der Lenker einer Bühne erkennt, daß die dramatische Kunst sich niemals auf der Bühne vollenden kann, wenn der Funke nicht dann von der Bühne plötzlich ins Publikum springt. Der echte Regisseur weiß das, er weiß, daß der Zuschauer ein ganz ebenso notwendiges durchaus unentbehrliches Glied des Schauspiels ist, wie der Akteur, daß der Zuschauer mit spielen muß, und er bedauert insgeheim nur, daß er nicht auch mit dem Publikum vor jeder Aufführung ebenso strenge Proben abhalten kann wie mit den Schauspielern. Es hätte sie nicht weniger not, denn eben in der Antwort des Empfängers auf das Zeichen des Senders wird das Geheimnis der dramatischen Kunst erst offenbar. Das gilt nicht bloß für das Schauspiel hohen Stils, sondern auch für Possen. Der Hanswurst ist ein Spätling des Barock, daher Raimunds Sehnsucht nach Haltung und Würde, während Nestroy merkt, daß es sich zu seiner Zeit schon besser lohnt, à rebours zu zaubern.

Die deutschen Hoftheater, voran das kunstsinnige Dresden, dann München, das ja schon im Barock immer eifersüchtig mit Wien um die Palme rang, später zögernd und eigentlich bloß aus Pflichtgefühl auch Berlin, übernahmen die Überlieferung, der Geist Schreyvogels blieb in Kraft, seine Form gewahrt. In den Logen saß der Adel, zunächst Adel von Geburt, der allmählich notgedrungen auch schon den des Geldes unwillig eindringen ließ, aber im Parterre stand die Jugend, lärmend im Hochgefühl ihres Eigensinns. Theater ist immer der Schauplatz, auf dem sich die Geister der Nation messen und entscheiden, wem die Macht gebührt; es ist ein Manometer. In den so seltenen und so flüchtigen Augenblicken, wo die bejahenden und die verneinenden Triebe der Nation einander völlig aufwiegen, ist eine polare Spannung erreicht, Ruhe verbürgend, die der Mensch aber offenbar auf die Dauer nicht erträgt. Vergebens warnt dann das Theater, erschrickt und kann sich doch selber auch der auflösenden, der vernichtenden Triebe nicht erwehren, es kann nur ratlos klagen, wie Goethe die natürliche Tochter klagen läßt:

„Diesem Reiche droht
Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
Gefugten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück. Wo blieb der Ahnherrn
Gewaltiger Geist, der sie zu einem Zweck
Vereinigte, die feindlich kämpfenden,
Der diesem großen Volk als Führer sich,
Als König und als Vater dargestellt?
Er ist entschwunden! Was uns übrig bleibt,
Ist ein Gespenst, das mit vergebenem Streben
Verlorenen Besitz zu greifen wähnt." (V, 8).

Aus diesen Klagen seiner Eugenie spricht nicht bloß der Fürstenknecht, der Staats-
ann Goethe, man hört ihnen auch die Sorge des Theaterdirektors an, der nun einmal,
n das Schauspiel in Gang zu setzen und in Gang zu halten, ebensowenig einer herrschenden
nd darum auf Sicherheit, Ordnung und Maß bedachten Schicht im Publikum entraten
nn wie einer bewegenden, unruhigen, stets zum Aufruhr drängenden. Im ewigen
echsel der Diastole mit der Systole sieht er ein Gesetz; ja „die ewige Formel des Lebens"
ill er in diesem unendlichen Auf und Ab erkennen, denn er dringt immer auf Gestalt.
brigens weiß er ja, daß „jede menschliche Anstalt und Einrichtung eine ungeheure
ontignation von Wahrem und Falschem, von Freiwilligem und Notwendigem, von Ge-
ndem und Krankhaftem ist", und begnügt sich mit dem Wunsche, daß „Ordnung gehalten
ird, ganz einerlei, durch welche Mittel". Ordnung ist aber stets das Ergebnis einer Messung
nander widerstrebender Kräfte. Sind sie gleich stark, so daß keine weichen muß, keine
r Übermacht gelangt, dann entsteht eine beseligende Spannung, ein Schweben in zur
uhe gebändigten Unruhen. Das schönste Beispiel war das Burgtheater unter Schrey-
ogel, als der Widerstand des Adels in den Logen jeden Abend sich von neuem gegen den
nsturm der störrischen Jugend im lärmenden Stehparterre zu behaupten hatte.

Die deutschen Hoftheater übernahmen dann die „in der Burg", wie der Wiener das
geliebte Haus damals gern liebkosend hieß, sorgsam vor allem schon von den Schau-
ielern, aber auch von der ganzen Kaiserstadt zärtlich behütete Überlieferung Schrey-
ogels: zunächst das stammverwandte München, dann Dresden und schließlich zögernd
uch Berlin, das sich aber bald stark genug fühlt, jede Überlieferung entbehren zu können;
Brahm übernimmt das Deutsche Theater mit dem geheimen Ehrgeiz, das Burgtheater
m seinen Vorrang zu bringen. Diesen Versuch nimmt dann ein Schauspieler auf, den
Brahm an einem Regentag in Salzburg kennen lernt und für Episoden ans Deutsche
heater engagiert, für kleine Rollen. Dieser Episodist ist ein Österreicher, übernimmt
ald das Deutsche Theater und gilt zurzeit als der größte Regisseur der Alten und der
euen Welt. Aber auch er, Max Reinhardt, wird zwar nicht anderen, aber in bangen
tunden zuweilen sich selber eingestehen, daß ihm irgendein geheimer Traum immer noch
nerfüllt bleibt, den er selber sich freilich nicht zu deuten weiß. Er träumt nämlich von
chreyvogel. Der hatte sich die Vorbedingungen des Schauspiels, das immer ein Wett-
iel feindlicher Mächte, ein Geisteskampf ist, nicht erst jeden Abend improvisieren müssen,
: fand sie schon kampfbereit vor: den Adel in den Logen, das aufbegehrende junge Bürger-
um im Stehparterre. Bei sichtbarer Gliederung der Mächte hat es das Schauspiel leicht,
s weiß dann, zu wem es spricht, so kann es die Wirkungen richtig dosieren. Heute spricht
s ins Leere; kein Wunder also, wenn es schreit, halb aus Angst, halb um doch vielleicht
gendeinen Widerhall zu wecken. Ins Leere hinein, in dunkle Nacht, kann kein Dichter
chten, kein Schauspieler spielen. Die Verwirrung teilt sich allen ihren Gliedern mit.

Die Entfremdung des Theaters

Von Herbert Eulenberg in Kaiserswerth a. Rh.

Das Kino ist die Pest, die kein Theater mehr am Leben läßt", hat man schon vor Jahren
geglaubt und behauptet. Dabei bestehen die Menschenbühnen noch immer bei uns.
ie wackeln zwar da und dort ein wenig. Und ohne die staatliche und städtische Unter-
itzung, die ihnen alljährlich unter die Arme gedrückt wird, würden wohl eine ganze
eihe von ihnen bei uns in Deutschland zusammenpurzeln. Was man immer nur in den
ällen bedauern sollte, in denen es sich, wie beispielsweise bei dem heutigen Wiesbadener
taatstheater, um künstlerisch geleitete Bühnen handelt. Aber wie wenig ernst geführte

Schauspielhäuser gibt es denn bei uns überhaupt noch? Man nenne mir die Stätte
Deutschen Reich, wo unsere Bühnendichtkunst ständig noch ein Heim hat, wo unsere Klassi
liebevoll gepflegt werden und wo unsere Bühnenschriftsteller und Dichter, von Gerh
Hauptmann angefangen bis hinunter zu den Jüngsten ständig zu Worte kommen? I
laufe nun schon seit Jahren mit der Diogeneslaterne nach solch einer Wiege für uns
deutsche Bühnendichtkunst herum, um anbetend wie die Hirten oder die Drei Kön
davor niederzuknien. Ich kann sie nicht entdecken. Das macht, unsern jungen Bühn
leitern fehlt mit wenigen Ausnahmen der Glaube an die Kunst, oder er ist ihnen im Kam
ums Dasein ihres Theaters langsam verlorengegangen. Und ohne diesen Glauben ka
man keine Berge versetzen und kein Publikum beherrschen und beeinflussen.

Dabei bin ich überzeugt, sehnt sich das Publikum heute in Deutschland an allen Or
wieder nach einem künstlerischen Leiter, nach Kerlen, die ihre Sach' auf nichts gest
haben, als darauf, den Leuten wieder echte reine unverpantschte Kunst aufzutisch
Man ist überall den süßen Kinokitsch leid geworden. Auf Drähte gezogene und auf kü
lichem Wege hergestellte Darbietungen sieht und hört man ja täglich in den Lichtspie
und am Rundfunk zur Genüge. Auf dem Gebiet der bloßen leichten Unterhaltung k
das Menschentheater heute kaum noch den Wettbewerb mit dem Kino und dem Ra
aufnehmen, die es ihren Zuschauern und Zuhörern nun einmal so rasend bequem mach
Darum soll es sich gar nicht erst bemühen, es im leichten Genre seinen beiden Stiefbrüde
Lichtspielbühne und Radio, gleichzutun. Die Menschenbühne und diejenigen, die
leiten, sollen sich wieder auf ihre geistigen Rücklagen besinnen. Schließlich kann mir
Kino oder Radio der Welt eine schöne, unverrenkte Aufführung des „König Ödip
des „Prinzen von Homburg" oder der „Walküre" ersetzen. Die echte Kunst läßt sich n
mechanisieren. Und auf diesem hohen Gebiet bleibt jedes Maschinentheater Surro
und Homunkuluswerk. Und nur je weniger ein Bühnenstück mit der Kunst zu tun
desto leichter wird es sich im Film oder im Radio vervielfältigen lassen.

Wenn unsere heutigen Bühnenkapitäne diese einfache Wahrheit doch endlich einse
und sich nicht ständig mit seinen beiden roheren Preisbewerbern um die Gunst des
blikums in einen Ring begeben wollten! Statt immerfort wieder Kräfte aus dem Ka
der Kunst zu ziehen, das aufgehäuft in ihren Theaterbüchereien liegt, entkleiden sich
meisten mit Wonne jedes Idealismus und führen das albernste Zeug, den seichte
ältesten Possenkram auf, um die Leute — aber was für Leute! — in ihr Theater zu zie
Auf der ewigen Jagd und Suche nach Schlagern und Kassenstücken, die sie im In
und erst recht im Ausland zu erbeuten suchen, verlieren sie den Zusammenhang
unserm Volk und seinen künstlerischen Bedürfnissen, die von ihnen glatt unterschlagen wer
Daher allein entsteht die Entfremdung gegen das Theater, weil der gebildete
unsers Volkes hier gar nicht mehr auf seine Kosten kommt. Unsere Schauspielbü
werden heute nach dem Geschmack einiger vornehm tuender Narren, die im Schrif
der ganzen Welt herumnaschen, oder nach dem der Masse geleitet, und entweder
das Neuzeitlichste, Heutigste dargereicht oder eben ein Massenunterhaltungsfraß, der
gebildete Wesen anwidert.

Ich begrüße den sprechenden Film, der ja bald mit Macht anrücken wird, schon
dem Grunde, weil damit die Grenze zwischen Kunst und Maschinerie noch schärfer he
tritt und die Kunst gegen diesen letzten schwersten Nebenbuhler den Kampf kaum
aufnehmen wird, indem sie sich endlich darauf besinnt, daß sie ja überhaupt von
herein in ganz andern Himmelsreichen lebt, als es diese künstlichen Maschinennachgeb
tun. Um zu einer neuen deutschen Kunst und zu einer Kindergeburt der alten auf ur
Bühne zu gelangen, bedarf es nur der gläubigen Seelen. Sie allein sind zum Führe
in die Zukunft unsers Theaters geschaffen. Ohne diese Glaubenskraft wird uns
Held erweckt werden, der uns heimführt in das Land unserer Väter und hinaufü
das Morgenland der Kunst, zu dem wir Bühnendichter schaffen, träumen und h

Sensationsbühne, Star-Kauf und Novitätenhetze

Von Erwin Guido Kolbenheyer in Tübingen

Das Theater hat eine so robuste Natur, daß man jahrzehntelang an ihm sündigen kann, ohne es umzubringen. Natürlich treten Krisenzustände ein. Sie wechseln mit fruchtren Lebenszeiten, denn es kommt immer wieder dazu, daß man, sei es wie immer, die risis brechen muß. Zunächst versucht man hier wie sonst im Leben die symptomatische ehandlung. Im Falle der heutigen Theaternot heißt das: rein wirtschaftliche Bendlung und Einstellung.

Das müßte schon tiefer verstanden werden. Jeder weiß, die heutigen Theater leiden n Geldmangel, und Geldmangel wäre am einfachsten durch Geld behoben — sollte man einen. Also Steigerung der Einnahmen, Zuschüsse — die nächsten Gedanken; Besucherganisation, Stadt- und Landessäckel — die nächsten Griffe; Zugstücke, sei's auch auf sten der Kunst, oder ein Spielplan in raschestem Wechsel der Novitäten. Ausflüchte, usflüchte, Aspirin gegen Schwindsucht!

Mögen wirtschaftliche Nöte das Theater noch so schmerzlich brennen und alle Gedanken : Theaterleiter auf rasche, nächste Hilfe sammeln, Theater ist Kunst, und der Kunst ist ch niemals durch Geld oder Organisation geholfen worden. Der Kunst hilft nur die nst. Wo Kunst ist, dort findet sich das Publikum. Dann hat die Not ein Ende.

Von der Tribünenliteratur der Nachkriegszeit und der dramatischen Kolportage und literarischen Sensationsmache, die ihr gefolgt ist, sei abgesehen; abgesehen auch von er Dramaturgie und Spielleitung, die diese Literatur begleitet und die Theater weithin etzt hält. Es sei nur ein Blick auf die Gefahr geworfen, die der deutschen dramatischen chtung und der deutschen Schauspielkunst daraus erwächst, daß die Theaterleitungen dem Bestreben, die Not auf rein materiellem Wege zu beheben, sich vor die Wahl gestellt luben: entweder Zugstück oder Novitätenhetze.

Auch wenn man von dichterischer Wertung absieht, sind Zugstücke selten, mag selbst r Weltmarkt der Theaterliteratur zu Gebote stehen. Was bleibt dann? Irgendein r tiges Stück muß zum Zugstück gemacht werden. Wodurch? Durch sensationelle Aufchung oder durch Star-Kauf. Beide Möglichkeiten sind örtlich begrenzt, beide setzen i: Millionenstadt voraus, beide sind in Berlin zur Entwicklung gekommen.

.m nur durch sensationelle Aufmachung Kasse zu machen und Theater durchzuhalten, ; mit jenem fluktuierenden Teile des Publikums einer Weltstadt gerechnet werden ien, der gelegentliche Anregung, nicht aber gepflegte Kunst sucht: Theaterwirkung uh Aufmachung ist auf die im wesentlichen unkünstlerische Schaulust berechnet, die durch mungsvolle und gefällige Griffe der Regie und dekorativ-mechanische Tricks für einige inden zu stillen ist. Mit dramatischer Kunst (Dichtung und Darstellung) hat das ebensoig zu schaffen wie eine geschickte Unterhaltungsbelletristik mit Dichtung. Die sensationell emachte Szene unterordnet den Darsteller einer schauspielerischen Gelegenheit, der ildnerischen Kräfte der Dichtung fehlen, die durch ein Mittlertum des Darstellers iblicht werden sollen. Die „aufgemachte" Szene entspringt Einfällen, die geschmackund witzig sein können, aber der bewegenden Gewalt entbehren, die eine Bühne zur te kunstgeläuterten Menschentums erheben. — Derlei in unserer Zeit auszusprechen, fast dem Spotte preis; so weit sind wir schon.

n sensationell aufgemachten Theater hat der Schriftsteller nur die Gelegenheit für die ungsroutine des Regisseurs zu bieten, und der Darsteller hat ihr seinen lebendigen zu geben. Es ist da beinahe gleichgültig, was bei solchen Gelegenheiten gesprochen und schlimmer noch, wie etwas gesprochen wird. Was der dramatischen Kunst

ein von Wort und Geist getragenes Ensemblespiel bedeutet und allein jene Selbstzuc
und Kunstübung darstellerisch verlangt und steigert, dramatische Kunst lebendig z
erhalten und zu entwickeln, das geht hier an eine gefällige oder verblüffende Situatio
verloren. Da alles auf den Stimmungseinfall einer äußerlichen Situation zugespi
ist, wird von dem Zuschauer vor allem die optische Aufnahmfähigkeit beanspruch
Wort und Geist und die Darstellung dessen, was aus Wort und Geist geschaffen werde
kann, die Darstellung also einer Dichtung, wird zur Nebensache. Die Bühne gibt ih
ureigenste Kraftquelle preis und verliert sich dorthin, woraus eine Unzahl von illustrierte
Zeitungen und Kinos ihre Prosperität ziehen: aufgemachte Bildwirkung, Bildreportag
Das gewohnheitsmäßige Spiel unter dieser Art Regie erschlafft die darstellerischen Fähi
keiten, mechanisiert den Bühnenkünstler. So kann es heute schon geschehen, daß auch b
gabte Darsteller, wenn sie vor die seltene Anforderung gestellt werden, eine Dichtung z
gestalten, an einem kunstvoller gebauten Satz, der auch ein tieferes Verständnis forde
um in Betonung, Rhythmus und Tempo richtig gebracht zu werden, zu scheitern drohe
Die Sucht nach Aufmachungswirkung, ein Publikum leichtfällig zu locken, verlotte
die Schauspielkunst und wirkt zerstörend auf das dramatische Schrifttum, das sich, um a
die Bretter zu kommen, zum Sensationsbuche erniedrigt. — Allein darin, daß die Se
sationsbühne großer Aufmachung und wirtschaftlichen Erfolges nur in sehr volkreich
Städten haltbar ist, liegt eine gewisse Gewähr für die natürliche Beschränkung dieser A
sekundärer Dramatik. Man wird im Kampfe gegen die Sensationsbühne zunächst auf d
deutsche Provinz und deren große Theater zu blicken haben.

Und auch der Berliner Praxis des Star-Kaufes für einzelne Stücke, um diesen d
Wirkung eines Zugstückes zu verleihen, wird das deutsche Theater der Provinz nicht folg
können. Eine alte Wahrheit, daß Star-Wesen die Schauspielkunst verdirbt! Der gelege
liche Zusammenkauf von Stars für einzelne Bühnenwerke ist die Verderbnis in Pote
Man müßte zwischen Schauspielkunst und Schauspielerkunst unterscheiden lernen. Her
drängt die Sehnsucht aller Bühnenkünstler nach Berlin, weil sich in Berlin allein je
Schauspielerkunst durchsetzen kann, die den Darsteller zum hochbezahlten Spezialist
macht. Vor der verblüffenden, glänzenden Einzelleistung wird das, was dramatis
Kunst bedeutet (Dichtung: Wort und Geist) noch nebensächlicher, als es auf der Büh
der sensationellen Aufmachung geworden ist. Darüber hinaus aber vertilgt der Star d
letzten Rest des Ensemblespiels, den die Sensationsdramatik um den Regieeinfall her
noch aufrechterhalten hat. Der Star ist eigene Situation, das Ensemble wird sein G
semble und hat sich ihm zu unterordnen. Das Zusammenspiel mehrerer Stars vernich
das restliche Ensemble vollends. Dichtung kann aber nur im ausgewogenen Ensemblest
zu Gestalt gelangen. Und Schauspielkunst kann nur unter einem zuchtvollen Zusamm
wirken aller Darsteller wachsen und gedeihen, bei dem keine Rolle zu gering, keine szenis
Handlung untergeordnet erscheint. Alles Einordnung, nichts Unterordnung! Das M
der Einordnung, des Zusammenspiels aber gibt die Dichtung, nicht das Spielvermö
einzelner Künstler, nicht der szenische Einfall des Spielleiters. So nur schließt sich
magische Kreis um Darstellung und Dichtung, von dem das echte, große Theater a
strahlt, das nichts Ausgefallenes, Überspitztes, Verblüffendes, sondern etwas Werdend
Wachsendes und gerade in seiner, sich bildnerisch entfaltenden, Potenz etwas Hinreißen
hat. Man geht entspannt, satt und abgefunden von dem Schauspiel, das die Kunst ei
Star geboten hat, der seine Leistung über Dichtung und Ensemble hinwegsetzt, hinw
setzen muß, denn er wird für seine Spezialität gezahlt wie der Artist eines Variétés. S
wesen auf der Bühne ist eine Verfallserscheinung. Und welches Schauspielers Herz so
nicht im tiefsten Grunde überzeugt sein, daß auch er eines Star Berufung und Fähigkeit be
und damit auch die Möglichkeit sensationellen Ruhmes und sensationeller Gagen? N
zuletzt deshalb, weil ihnen der Star-Kauf unmöglich wird, ist die Zukunft der deutsc
Schauspielkunst den großen Bühnen der Provinz überantwortet, zugleich ein wesentli

Zukunftsteil der dramatischen Dichtung. Das Theater der Provinz kann Dichtung und Schauspielkunst vor Selbstzerrüttung bewahren. Es hätte auch das Publikum, das ihm helfen könnte.

Wo das Zugstück fehlt und es weder durch sensationelle Aufmachung noch durch Star-Kauf ersetzt werden kann, dort wendet sich das Theater einer Hetzjagd der Ur- und Erstaufführungen zu. Über allen Theatern liegt der Terror des Spielplanes, die andere für die Schauspielkunst und Dichtung verhängnisvolle Folge der überwiegend wirtschaftlichen Einstellung der Theaterleitungen.

Die Hetzjagd der Novitäten engt die Zeit des Studiums der Darsteller und die der Inszenierung in einem Maße ein, daß heute nur die Fälle typischer oder künstlerisch anspruchsloser dramatischer Literatur zur annähernden Darstellungsreife gelangen können. So wird es nicht verständlich, daß die meisten Bühnenleiter ganz instinktiv nach solchen Stücken greifen, die nicht die darstellerischen und szenischen Schwierigkeiten einer Dichtung bieten und durch sekundäre Mittel der Emotion und Sensation zu wirken versprechen, bei deren Darstellung es weniger auf Studium und szenische Durcharbeitung ankommt. In die Schablone einer von vorn herein fixierten, geringsten Probezeit wird jedes Stück hineingepreßt, und wenige Theaterleiter werden ihr Ensemble so weit in der Hand haben, daß sie diese Inszenierungszeiten gemäß den Ansprüchen, die ein Stück stellt, abändern können. Das Darstellerensemble tritt unter dem Drucke seiner Überlastung jedem Stücke mit einem gewissen Vorbehalte seiner Kräfte entgegen, es gibt — man könnte sagen aus Gründen menschlicher Selbsterhaltung — nur ein unbewußt abgestimmtes, begrenztes Maß seiner Kraft preis. Es weiß: kaum ist der letzte Vorhang einer Premiere gefallen, setzt die gehetzte Arbeit für die nächste ein, wenn sich nicht schon die Inszenierungsarbeiten der aufeinanderfolgenden Novitäten gekreuzt haben. Wo soll unter solchen Umständen der seelische Raum für eine große Dichtung gefunden werden, die Herz und Hirn eines Darstellers ganz beanspruchen müßte? Der Darsteller steht unter einem peinlichen Dilemma: die ihm zufallenden Hauptrollen einer Dichtung, deren eine er aus künstlerischen Gründen erstrebt, sind in der Kürze der Studienzeit kaum zu bewältigen, und einer kürzeren, von ihm als nebensächlich empfundenen Rolle gegenüber glaubt er ethisch-künstlerisch nicht so weit errichtet zu sein, daß er jenes Maß von Preisgabe seiner Kraft für das Werk erschöpfen oder gar überschreiten müsse; er empfindet jede starke Beanspruchung durch den Spielleiter einer Rolle gegenüber, die er nicht als tragend anerkennt, in gewissem Grade als Zumutung. Innerhalb der dramatischen Durchschnittsliteratur wird diese Gefährdung der Schauspielkunst wenig bemerkbar; wo es sich aber um Gestalt einer Dichtung handelt, bei der auf die darstellerische Durchlebung jedes Wortes ankommt und auch jeder scheinbar geringsten Szene, da stellen sich die für den Darsteller und den Spielleiter gleich bitteren Bedrängnisse ein, die aus der jahrelangen Hetzjagd der Novitäten erwachsen und die Schauspielkunst und Dichtung zerrütten.

Bei der Hast, den Spielplan mit dichterisch Fragwürdigem und darstellerisch Unfertigem zu überhäufen, kann nur die Neugier des Publikums erregt, sein Kunstsinn verbildet und die Liebe zur Kunst enttäuscht werden. So wird ein Defaitismus großgezogen, der weder im deutschen Publikum noch auch im deutschen Theater seinen Grund hat. Was zur kritischen Betrachtung des deutschen Theaters Anlaß gibt, das ist im letzten Sinne nur der Furcht der Theaterleitungen vor dem Kassenrapport gelegen, der den zuzahlenden Körperschaften (Städten, Landesregierungen) vorgetragen werden muß. Dabei ist aber auch nichts erwiesen, daß die Novitätenhetze des Spielplanes auch wirklich zu „schöneren" Kassenrapporten führen könnte.

Nochmals: Der Kunst kann nur durch Kunstleistung geholfen werden. Geld und Organisation sind sekundäre Hilfsmittel, die endlich versagen müssen, weil durch eine vorherrschend wirtschaftliche Einstellung der Theaterkrise gegenüber die dramatische Kunst (Dichtung und Darstellung) zerrüttet wird.

Betrachtungen eines Bühnenleiters

Von Albert Kehm in Stuttgart

Standort dieser Betrachtungen ist die Werkstatt des Bühnenleiters. Von hier a gewinnt er durch Rundblick, durch Rückblick und Ausblick, Eindrücke, die sich zu d drei grundlegenden Fragen formen: was war?, was ist?, was wird?, die ihn anrege das Wissen um die Vergangenheit in Vergleich zu setzen mit der Erkenntnis der Gege wart, um daraus die für die Zukunft gegebenen Folgerungen zu ziehen.

Der Bühnenleiter unserer Tage steht inmitten aller, deren Blicke auf das Theat gerichtet sind, inmitten eines gegen früher zahlenmäßig erheblich erweiterten Kreis kritischer Beschauer, deren Stimmenwirrwarr ihn wie ein babylonischer Chor umbrau aus dem, mehr oder minder nachdrücklich vernehmbar, die Stimmen der berufenen Kri und der vielfältigen Publikumsmeinungen, die Äußerungen der Parlamente, Stad verordneten-Versammlungen und politischen Parteien, der Theater-Ausschüsse und Ko missionen, der Publikumsorganisationen und Theaterpersonalvertretungen zu ihm dring und, neben anderen Künsten, die sie billigerweise erwarten dürfen, auch die Kunst, allen Leuten recht zu machen, von ihm fordern.

Wenn der Bühnenleiter der Vorkriegszeit, der als Intendant einer Hofbühne n seinem Fürsten unterstand, als Unternehmerdirektor eines Stadttheaters, abgesehen v unwesentlichen pachtvertraglichen Bindungen, ebenfalls fast völlig frei war, es sich leis konnte, nach den Worten Heinrich Laubes „gebildeter Despot oder Räuberhauptman zu sein, so wäre man versucht, den Bühnengewaltigen der Nachkriegszeit mit de bekannten Greise zu vergleichen, der auf dem von Pleitegeiern umkreisten Dache sein Kunsttempels sitzt und sich nicht zu helfen weiß. Er möchte sich gerne festhalten, aber dar hindert ihn das dicke Buch mit den vielen schrecklichen Zahlen, das, auf der Abschlußse aufgeschlagen, in seinen müden Händen ruht und ihn mit dem Gewicht des errechne Defizits in die Tiefe zu ziehen droht. Und alle, die zu ihm aufschauen — dies ist im Bilde n wirklich gemeint! —, scheinen nur zu warten, daß er ins Rutschen kommt und abstü

Wieviele Bühnenleiter im Laufe des letzten Jahrzehntes abgestürzt sind, wievi ihren allzu exponierten Platz freiwillig geräumt und einen Luftwechsel, mit dem Wechsel ihres Wirkungsfeldes verbunden war, vorgezogen haben, wird sich schwer errech lassen. Eine Umschau von Stuttgart aus, das seit 1920 keinen Intendantenwechsel ha über den Südwesten ergibt folgende Statistik: Bern 2, Basel 3, Freiburg 2, Karlsruhe Saarbrücken 5, Mannheim 3, Heidelberg 3, Darmstadt 4, Mainz 2, Wiesbaden 3, Fra furt a. M. Oper 3, Schauspiel 3, Würzburg 5, Nürnberg 3, Augsburg 2, München St. Gallen 3, Zürich 2 — in nicht ganz 10 Jahren haben also 17 Städte 55 Intendan im Amte gesehen. Und das Bild im übrigen deutschen Sprachengebiet ist kein ande Der Verbrauch an Intendanten im neuen Deutschland ist erschreckend.

Woher kommt das? Ist es wirklich „eine lächerliche Tautologie, die schwierige Thea situation immer wieder mit ihren Schwierigkeiten zu begründen, statt mit der Abwesen von Männern, die sie bewältigen"? Fehlen dem Theater wirklich nur „die einheitlic Willen, die großen Staatsmänner des Theaterstaates", wie der Kritiker Ludwig Marc Frankfurt a. M., behauptet? Nehmen wir einmal an, es erstünde unter dem Pygmä geschlecht der heutigen Bühnenleiter der Titan, der die aus den Fugen geratene Thea welt wieder einzurenken vermöchte, auch ihm ginge in der neuen Ordnung und Ge lichkeit dieser Welt nicht mehr Gewalt vor Recht, auch er müßte seinen Weg über M sterien und Stadtverwaltungen, über Parlamente und Stadtverordneten-Versam lungen, durch Normal-, Tarif- und Kartellverträge bahnen, auch er müßte die heuti Schwierigkeiten erkennen, ehe er sie zu überwinden vermöchte.

In deutschsprechenden Ländern, in Deutschland, Österreich und der Schweiz, in russischen und amerikanischen Städten mit größeren deutschen Kolonien, gab es vor dem Krieg ıd 600 deutsche Theater. Davon waren 32 Hoftheater, und als solche Eigentum der rsten bzw. der Krone. Die Betriebskosten für diese Hoftheater wurden, soweit sie nicht s den Einnahmen gedeckt werden konnten, durch Zuschüsse aus der Privatschatulle tritten. Ihre Existenz war daher gesichert. Sie trugen aber in ihrem Spielplan, in er ganzen Aufmachung den Stempel des jeweiligen fürstlichen Geschmackes. Es darf mlichst hervorgehoben werden, daß eine ansehnliche Zahl dieser Hoftheater sich zu ganz vorragenden Pflegestätten edelster Kunst entwickeln konnte, und das um so mehr, je schiedener ein Fürst sich für eine in den gebotenen Grenzen freie Kunstbetätigung ein- te. Die Weimarer Oper unter Liszt, das Burgtheater unter Laube, das Hoftheater kleinen Residenz Meiningen — wo seit dem Aufhören der berühmten Gastspielreisen e Aufführung den Herzog etwa 600 M. Zuschuß kostete —, zeugen davon. Am Münner Hoftheater setzte König Ludwig II. Richard Wagners Werke mit unbeugsamer kraft durch, trotz des entschiedensten Widerspruchs der Bevölkerung seiner Hauptstadt, entgegengesetzten Strömungen und deren Repräsentanten anhing. Aus späterer Zeit dienen, neben Ernst von Possart-München, auch Dresden unter Graf Seebach und uttgart unter Baron Putlitz Erwähnung. Diese um das Theater hochverdienten Männer ben erkannt, daß die Hoftheater, durch ihre finanzielle Sicherheit, durch ihre Abhängigkeit ı nur einem Willen mehr als die anderen Theater befähigt und deshalb verpflichtet ren, mit Überlieferungen, die sich zum Schlendrian ausgewachsen hatten, zu brechen, stlerische Experimente zu wagen, Außergewöhnliches zu erstreben. Von ihnen, denen äußeren Umstände günstig waren und die sich dazu berufen fühlten, die Theaterkultur veredeln und zu bereichern, ist auch der Anstoß zu der schönen Entwicklung des deutschen rkriegstheaters ausgegangen. Leider fehlte es auch nicht an zahlreichen Gegenbeispielen kleineren und größeren Hauptstädten, denen die Berliner Hofbühnen, trotz ihrer reichen ttel und ihrer hervorragenden künstlerischen Kräfte, ein wenig rühmliches Beispiel gaben. freier in ihrer Arbeit, aber gebundener in ihren Finanzen, waren die Stadttheater. n den etwa 200 Stadttheatern waren 150 Eigentum der betreffenden Städte. Aber nur z wenige Städte führten ihre Theater in eigener Regie. Die meisten verpachteten sie einen qualifizierten Theaterunternehmer, der vor der Konzessionserteilung seine nung in künstlerischer, wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht zu beweisen hatte. nn dabei der Nachweis der finanziellen Zuverlässigkeit fast ausschlaggebend war, so bamit nicht gesagt, daß die Städte aus der Verpachtung ihres Theaters ein Geschäft hen wollten, im Gegenteil, sie stellten den Pächtern ihre Häuser zu nicht ungünstigen ingungen zur Verfügung, erklärten sich zum Teil auch zur Leistung eines Barzuschusses it, sicherten sich aber dagegen einen Einfluß auf die Geschäftsführung, indem sie eine Laterkommission einsetzten und dadurch Einblick in die künstlerische und finanzielle ung des Betriebes gewannen. Die Städte überbanden aber gleichzeitig ihren Pächtern a nicht geringe alleinige geschäftliche Risiko und zwangen sie dadurch, das Publikum iallen Mitteln anzulocken, für volle Häuser besorgt zu sein, was kaum anders, jedenfalls ie zuverlässiger geschehen konnte, als dadurch, daß diese Bühnenleiter die Kunst der e unterordneten. Mit geringen Ausnahmen waren also die Stadttheater der Vor- szeit, gleich den Privattheatern, mehr oder minder reine Geschäftstheater, und das Unternehmergeschäft war damals noch ein ausgezeichnetes Geschäft, das sich um so besser lohnte, je geschäftstüchtiger ein Unternehmer sich erwies. Die Geschäftstüchtigkeit aber grenzte nicht selten an Skrupellosigkeit, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse, denen die Arbeitnehmer in den Theaterbetrieben unterworfen waren, beweisen.

Nach einer im Jahre 1911 veröffentlichten Statistik hatten von 2112 Bühnenangehörigen [illegible] also mehr als der dritte Teil, in einer Spielzeit ein Einkommen von 1000 M. oder weniger, 1608, also mehr als zwei Drittel, ein Einkommen von 2000 M. oder weniger,

56 brachten es nicht einmal auf 400 M; nur 276 vermochten die Summe von 3000 M zu überschreiten. Das rührte vornehmlich daher, daß die kleineren Theater ihre Spielzeit erst am 1. Oktober oder später begannen und gewöhnlich schon zu Palmarum wieder beendigten. Die große Anzahl der mittleren Theater spielten vom 15. September oder 1. Oktober bis 15. April oder 1. Mai, und nur wenige größere dehnten ihre Spielzeit bis zum 15. oder 31. Mai aus. Die Mitglieder waren also, je nach der Dauer der Spielzeit nur 6—8, in Ausnahmefällen 8½ oder 9 Monate bezahlt, in den spielfreien Monaten blieben sie ohne Verdienst, wenn es ihnen nicht gelang, ihr Einkommen an einem der 2—4 Monate spielenden Sommertheater, um einen geringen Betrag aufzubessern. Das Saisoneinkommen war also in den meisten Fällen das Jahreseinkommen der Bühnenangestellten, die zudem keinen Anspruch auf bezahlte Ferien, auf dienstfreie Tage während der Spielzeit hatten, dagegen verpflichtet waren, sich für die 4—6tägigen Vorproben, die der Unternehmer vor Beginn der Spielzeit vertraglich zu vereinbaren pflegte, unentgeltlich zur Verfügung zu stellen.

Es ist erkennbar, daß die Arbeitsbedingungen der Bühnenangestellten nur auf dem Boden des Unternehmertheaters sich derart ungünstig entwickeln konnten, weil der Unternehmer genötigt war, das ihm von der Stadt aufgebürdete Risiko nach Möglichkeit auf andere abzuschieben, wenn er selbst nicht nur bestehen, sondern auch noch verdienen wollte.

Wenn wir uns heute fragen, wie es möglich war, daß alle Stadttheater, die vordem mehr oder minder gewinnbringende Geschäftstheater waren, heute ausnahmslos Zuschußbetriebe geworden sind, dann müssen wir zunächst dieser Zusammenhänge gedenken, durch die die Ausgabenseite der Vorkriegstheater ungebührlich entlastet war. Wenn man dann noch berücksichtigen, daß der heute erdrückende Wettbewerb des Kinos im Jahre 1905 noch nicht vorhanden, 1910 kaum fühlbar und selbst 1914 noch nicht bedenklich war, wie ja auch die Anziehungskraft sportlicher Veranstaltungen auf die Massen sich erst nach dem Kriege für das Theater bedrohlich auszuwirken begann, dann werden wir erkennen, daß auch die Voraussetzungen für die Einnahmenseite erheblich günstiger waren als heute. Dazu kommt, daß sich die großen Städte, vornehmlich Berlin und Wien, in der Spielplangestaltung des Vorkriegstheaters eine führende Stellung errungen hatten, die unbestritten blieb, weil es für die Provinztheater ja viel zu bequem war, die Berliner Erfolge und Inszenierungen nachzuspielen und diesem sicheren Geschäft vor den gefährlichen Experimenten eigener Uraufführungen den Vorzug zu geben.

Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß eine stattliche Reihe von selbständigen Theaterleitern neben ihrer Geschäftstüchtigkeit auch hervorragende Führerbegabung bewies und sich dadurch um die Entwicklung des deutschen Theaters nicht weniger verdient gemacht haben, als ihre Kollegen von den Hoftheatern. Um nur einige Namen zu nennen, sei an Pollini und Bachur in Hamburg, an Angelo Neumann in Prag, an Staegemann in Leipzig, an Hofmann in Köln und an den noch heute, im Alter von über 70 Jahren aktiven Dr. Loewe in Breslau erinnert. Sie alle haben sich als Leiter von Geschäftstheatern nicht nur große Vermögen, sondern auch große Verdienste erworben und werden in der Geschichte des deutschen Theaters neben den bedeutendsten Persönlichkeiten genannt bleiben.

So etwa stellte sich das innere und äußere Bild dar, als der glänzende Aufstieg des deutschen Vorkriegstheaters durch den Ausbruch des Weltkrieges jäh unterbrochen wurde. Im ersten Augenblick schien es damals, als ob das Theater von einem tödlichen Schlag getroffen worden wäre. Der Kriegsausbruch fiel in die Ferienzeit und niemand wagte zunächst an eine Eröffnung der Winterspielzeit 1914/15 zu denken. Aber allmählich setzte sich die Auffassung durch, daß das Theater gerade in diesen schweren Zeiten die hohe Aufgabe habe, dem kriegführenden Volke Erhebung und Erheiterung, Ablenkung und Zerstreuung zu bieten. Dieser Gedanke verstärkte sich immer mehr, er führte zur Bildung der Fronttheater, er warb mit der Veranstaltung eindrucksvoller Propaganda-Gastspiele im neutralen Auslande um die Anerkennung deutscher künstlerischer Kultur. Leider v

ilderte aber mit der langen Kriegsdauer und der zunehmenden Notlage des deutschen olkes auch das Theater immer mehr und führte mit dem Niederbruch vollends in chaotische erhältnisse. Doch seine unverwüstliche Lebenskraft vermochte auch diese schwerste Krise überstehen, und wenn wir heute rückschauend die Entwicklung des letzten Jahrzehntes trachten, so dürfen wir das Schicksalsjahr 1918 auch als die Geburtsstunde des heutigen utschen Theaters ansprechen.

Gewiß wurden damals Stimmen laut, die das Theater als entbehrlichen Luxus bezeichneten, der hinter dringenderen Sorgen zurückzustehen habe. Aber andere erkannten, aß die Organisation des deutschen Theaters, die in einer gleichermaßen weitausgebauten id hochentwickelten Form kein anderes Volk aufzuweisen hatte, einen Kulturwert darllte, der erhalten werden müsse. Erfreulicherweise bekannten sich die Staaten und die tädte zu der zweiten Auffassung und zeigten sich entschlossen, die wirtschaftlichen Grundgen des Nachkriegstheaters zu sichern. Sie scheuten die Lasten nicht, die sie damit auf h nahmen, sie hielten die Ausgaben für die Theater auf weitere Sicht für gewinningend, weil sie an die aufbauende und erzieherische Kraft der Schaubühne glaubten. o entstand, aus der fast hoffnungslosen Lage der Zeit nach dem Zusammenbruch das utsche Kulturtheater.

Damit sind wir aus der Vergangenheit in die Gegenwart, aus der Betrachtung dessen is war, vorgerückt zu dem was ist. Es kann nicht Wunder nehmen, daß mit den ersten rhandlungen zwischen dem Deutschen Bühnenverein (dem Verband der Theaterternehmer) und der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger (der Organisation Theaterangestellten) die Neuregelung der Arbeitsbedingungen für die deutschen eater in Angriff genommen wurde. Das Ergebnis dieser langwierigen Beratungen r die Schaffung eines „Normal- und Tarifvertrages", der später vom Reichsarbeitsister für „allgemein verbindlich" erklärt wurde und dadurch für alle Theaterbetriebe ngende Bedeutung erlangte. In gleicher Weise wurde auch eine Verständigung mit n Deutschen Chorsänger- und Ballettverband und, erst vor kurzem, mit dem Allgemeinen tschen Musikerverband erreicht.

o haben die Anstellungsverhältnisse an den deutschen Bühnen eine Regelung gefunden, den, wie wir gesehen haben, nur allzuberechtigten Forderungen der Bühnenangestellten aus Vorkriegszeit weitgehend Rechnung tragen, andererseits freilich für die Betriebsträger des nwärtigen Theaters, also auch für Staaten und Städte, erhebliche Belastungen bringen. nur die wichtigsten Punkte zu erwähnen, sei festgestellt, daß die meisten Theater dem gesamten sonal ganzjährige Verträge, mindestens aber eine angemessen bezahlte Ferienzeit bieten; die Verpflichtung zur Weiterbezahlung in Erkrankungsfällen eine für die Angestellten wesentzünstigere Fassung fand, daß bei Erkrankungen und Absagen nicht mehr, wie früher, in jedem e für je drei Tage ein Spielgeld in Abzug gebracht werden kann, daß dieser Abzug nur zulässig enn die Absage als unberechtigt, unbegründet festgestellt wurde, was von der Theaterleitung weisen ist, aber nur in den seltensten Fällen bewiesen werden kann; daß das Kündigungs, das früher einseitig nur dem Bühnenleiter zustand, in ein gegenseitiges umgewandelt wurde, n Bestimmung, die sich in steigendem Maße gegen die Theaterleitungen auswirkt, weil sie die igkeit in den Personalfragen, in der Ensemblebildung, gefährdet. Denn die qualifizierten ter, die sich im neuen Engagement bewähren, haben die Möglichkeit, ihre Verträge zum ß des ersten Jahres zu kündigen und verlockenderen Angeboten anderer Bühnen Folge sten, oder ihr weiteres Verbleiben von erhöhten Gehaltsforderungen abhängig zu machen, vorgehen, das sich allerorts gleichermaßen in der Beunruhigung des Ensembles und des Spiela. fühlbar machte, gleichzeitig aber auch zu vorher kaum gekannten Gagensteigerungen der einenten Künstler führte, denen nur durch Abschluß einer Gagenkonvention durch die Bühnen begegnet werden konnte, deren Zulässigkeit, von der Gegenseite bestritten, in einem noch nbenden Prozeß durch Gerichtsurteil entschieden werden muß.

eben diesen einschneidenden Veränderungen des Theaterrechtes, die fast ausschließlich den ittiedern zugute kommen und die den künstlerischen Betrieb und die Kasse nicht unwesentlich en, haben naturgemäß auch die Gehälter und Löhne der Theaterangestellten eine bemerkens-

werte Steigerung erfahren. Prozentual ausgedrückt beträgt diese für 1929/30 an den Württe bergischen Landestheatern für die Mitglieder des Solopersonals 88,9 vH, für die Mitglieder Orchesters 193,4 vH, für die Mitglieder des Singchors 99 vH und für die Arbeiterschaft 107,8 Die Summe dieser zum größten Teil zwangsläufigen Ausgaben erreicht gegenüber der Jahr rechnung des letzten Friedensjahres, der Spielzeit 1913/14 eine Ausgabensteigerung um 119,4 der eine Einnahmensteigerung von nur 36 vH gegenübergestellt werden kann. Bei der Berechn der erwähnten Ausgabensteigerung sind Ausgaben, die erst mit der Neuregelung der Thea verhältnisse in den Theateretat übertragen worden sind natürlich nicht berücksichtigt. So findet beispielsweise in dem Etat der Württembergischen Landestheater ein neuer Ausgabenposten rund 250000 M. für Pensionen, die vordem mit den anderen Hofpensionen unter einem eige Abschnitt verrechnet wurden, und ein zweiter von 100000 M., eine jährliche Vergütung an Grundstockverwaltung, der früher im Staatshaushaltplan unter dem Kapitel Renten, Zi und Entschädigungen lief, die aber heute beide mit der ansehnlichen Summe von 350000 M. Theaterbetriebsrechnung belasten. Auf alle diese Zahlen muß immer wieder hingewiesen werd wenn von den Millionenzuschüssen für die Theater die Rede ist. Sie zeigen, daß der Vorkriegs mit dem heutigen nur bedingt vergleichbar, und warum die finanzielle Belastung, die ein Thea betrieb heute zu tragen hat, so ungeheuer gewachsen ist.

Mit dem Gewicht dieser Tatsachen muß der heutige Bühnenleiter rechnen, ihm möchten sich auch „die großen Staatsmänner des Theaterstaats", die einstigen die zukünftigen, nicht zu entziehen. Auch für sie würde sich aus der vorgezeichneten fin ziellen Entwicklung riesenhaft die drückende Sorge erheben, was geschehen soll, wenn Grenze der finanziellen Leistungsfähigkeit der Staaten und Städte für ihre Büh erreicht oder überschritten wird und wenn dadurch das deutsche Kulturtheater vielle schon in absehbarer Zeit erneut vor der Schicksalsfrage seines Bestehens oder Vergeh steht. So erhebt sich die dritte unserer Fragen: was wird? Und damit sind wir den blemen des heutigen Theaters so nahe, daß es möglich sein sollte, bis auf den Grund zu scha

Es ist schon oft ausgesprochen worden, daß die allgemeine Kunstkrise unserer Zeit verbunden ist mit den politischen, wirtschaftlichen, geistigen und künstlerischen Krisen Gegenwart, daß also auch die Theaterkrise tief darin wurzelt. Die bildenden Kü vor allem Malerei und Plastik, liegen wirtschaftlich schwer darnieder. Das Buch sucht zweifelt den verlorenen Markt wieder zu gewinnen. Und auch das Theater ist genö um sein Publikum zu kämpfen. Die Zeiten, in denen der Theaterdirektor, wenn Pfosten und die Bretter aufgeschlagen" waren, geruhsam warten durfte, bis sich Strom nach seiner Bude drängte", sind vorüber. Heute herrscht um das Theater E Tanz und Sport, Kino und Radio entziehen ihm weite Kreise des Publikums. Und di Wettbewerb wird sich noch verstärkt fühlbar machen, wenn der zu bewundernswe Leistungsfähigkeit entwickelte Tonfilm kommt, der in Amerika und England eine u ahnte Anziehungskraft ausübt, wenn der plastische, der Farbenfilm da sein wird, n der vervollkommnete Fernseher das „Kino zu Hause" oder, in Verbindung mit dem Ro gar das „Tonbild zu Hause" vermittelt. Wunder der Technik, die im Zeitalter der Te durchaus im Bereiche absehbarer Möglichkeiten liegen.

Wird das Theater diesem Ansturm standhalten und was hat es dagegen einzuse

Seit es sich vor die Aufgabe gestellt sah, die wachsenden Ausgaben durch eine sprechende Steigerung der Einnahmen nach Möglichkeit auszugleichen, zeigte das The sich bemüht, durch systematische Werbung den Kreis seiner Besucher immer mehr zu weitern. Zu dem Stamm seiner regelmäßigen Besucher, die ihm auch in den Notsta jahren des Krieges und der Inflation die Treue bewahrt hatten, suchte es nicht nu aus Laune oder Not Abtrünnigen zurückzugewinnen, was es mit der Umgestaltung früheren Abonnementseinrichtungen zu erreichen hoffte, deren finanzielle Bedingu sich nach dem Vermögensverfall des deutschen Volkes gerade für die anhänglic Theaterfreunde vielfach als nicht mehr erfüllbar erwiesen, es nahm auch die Verbin mit den großen Publikumsorganisationen auf, um auf diesem Wege die berechtigte

rung der Minderbemittelten nach einem ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit entrechenden, geregelten Theaterbesuch zu erfüllen. Das Ergebnis dieser Bestrebungen ist der erwähnten Steigerung der Einnahmen ausgedrückt. Daneben beweist aber die atistik der Besucherzahlen, die, mit geringen Schwankungen, seit einer Reihe von Jahren nähernd gleich geblieben sind, daß die Wege der Publikumswerbung und der Publikumsganisation kaum noch weiterführen. Diese Einsicht, die sich in diesen Zeiten eines völlig befriedigenden Theaterbesuches immer mehr durchsetzt, erfordert das freimütige Einständnis, daß die unerläßliche Voraussetzung zum Aufstieg, die notwendige Verbundenit zwischen Volk und Theater, uns verloren gegangen ist.

Die Beantwortung der Frage nach den Ursachen dieser bedauernswerten Entwicklung muß wiederum zu dem Hinweis auf die allgemeine Problematik unserer Zeit führen. ie als Volk, so sind wir auch als Theaterpublikum keine Einheit mehr. Das ungeheuere lebnis des Weltkrieges, seiner Begleit- und seiner Folgeerscheinungen, hat uns, als olksganzes und als Einzelindividuen, auseinandergerissen. Dieser Riß klafft auch mitten rch die Zuhörerschaft, die in unseren Theatern sitzt. Da erkennt man in bunter Reihe verschiedenen Generationen der Vorkriegszeit, der Kriegszeit und der nahen Gegenwart. stoßen Weltanschauungen aufeinander, die so völlig unvereinbar sind, daß wechselise immer die einen oder die anderen das Theater verstimmt oder verletzt verlassen. r Versuch einer Sammlung dieses auseinanderstrebenden Publikums auf dem gemeinnen Boden geheiligter Neutralität im Zeichen der Toleranz ist aussichtslos. Helfen nte nur der Dichter, das Werk, das alle gleichermaßen berührte, das alle gleichermaßen anginge. Aber wo sind diese Werke? Haben wir etwa dieses große einende Bühnenrk in dem Besitzstand unseres alten, klassischen Kunstgutes zu suchen? Die Erfahrung rt immer wieder, daß auch die Klassiker nicht mehr wie früher zu uns sprechen, daß die gewagtesten Regieexperimente ihnen nur zu einem kurzen und umstrittenen eindasein verhelfen. Die Gegenwart ist über verschiedenartige und mehr oder weniger heißungsvolle Ansätze bis zur Stunde nicht hinausgekommen. Darf das Theater aus tiefgreifenden Eindrücken der Kriegsdichtungen von Remarque und Renn neue fnung schöpfen, wenn zu gleicher Zeit das mit dem Kleistpreis ausgezeichnete Kriegsma „Toboggan" von Gerhard Menzel in der Theaterstadt Berlin mit ihrem unerpflichen Publikumsreservoire nach wenigen Aufführungen vom Spielplan abgesetzt den mußte. Wo ist das Drama, das weite Kreise in allen Schichten unseres Volkes so anzöge, wie die Bücher von Remarque und Renn? Oder, wenn schon die Sensation schen soll, wo sind die Bühnenwerke, denen die Massen wie den Spannungen eines kampfes, eines Fußballmatches oder eines Sechs-Tage-Rennens zuströmen? Oder n wir das Volk, das sich von unserem Theater abgewandt hat, dort aufsuchen, wo sich Freude am Spiel äußert? Bei den Laienspielen? Ist am Ende dort der fruchtbare en, aus dem das neue Schauspiel wachsen könnte? Weist in diese Richtung nicht auch der ste über raschende Erfolg der phantastischen Volksoper „Schwanda, der Dudelsackpfeifer"? diese Erscheinungen dürften kaum mehr als ein schwaches Fünkchen Hoffnung bergen.

Was bleibt also übrig? Nicht viel mehr als das Bewußtsein, daß die Theatergeschichte, soweit sie übersehbar, ein ständiger Wechsel von Aufstieg und Niedergang, von Blüte Verfall, von Hoffnung und Enttäuschung ist, uns an einen Platz gestellt hat, der nicht hen Höhen liegt. Aber, wo immer auch unser Posten sei, im unwandelbaren Glauben Dauer und Bestand der deutschen Schaubühne, müssen wir Stellung halten und das anvertraute Gut des deutschen Kulturtheaters hüten. In Bereitschaft sein ist alles. so müssen wir den kommenden Aufstieg vorbereiten, für den, wenn die Zeit da ist, uch der Führer finden wird. Er sei Titan oder Messias. Wir wollen uns gerne damit gügen, Wegbereiter oder Vorläufer zu sein. Und einstweilen, wie Johannes der Täufer, nkopf hinhalten.

Vom Tode des Schauspielers

Von Richard Bie in Berlin

Das Theater steht in voller Krise. Es ist nicht mehr Bildungsunternehmen, klassi Unterricht in angewandter Kunst, sondern ein tätiger, weil geistiger Teil un gesellschaftlichen Zeit. Das Theater mag bei dieser Spannung sozialer Übergänge le und verderben, jedenfalls steht es im tüchtigen Kampf und in kritischer Beleucht War das Theater vor 30 Jahren, die naturalistische Bühne, ein Guckkasten zum Verste so ist es heute ein Horizont mit dem Anspruch, die Welt mit seinen geistigen Mittel verändern. Das hat zunächst einen offensichtlichen Schaden zur Folge. Denn die stä Betonung dieser geistigen, politischen und sozialen Absicht liegt bei der Regie, nicht Schauspieler, der nur folgsames Organ ist.

Die Regie sprengt den bisher üblichen Rahmen des Theaters, schleudert es in die M erobert die Masse, setzt sie — meistens mit klassenkämpferischer Wirkung, die aus naturalistischen Idee des Mitleidens entspringt — in Kampf und in Demonstration. Mensch als Persönlichkeit und als Einzelschicksal wird nebensächlich. Das Individ erlischt in dem großen Zuge sozialer Gruppen und Schichten. Das gesellschaftliche Ensem regiert. Da aber dieser Organismus des modernen Theaters zur Masse drängt, bevor es den mechanischen und dynamischen Stil. Ein moderner Bühnenbildner hat ge daß es in heutiger Zeit schlechterdings überflüssig sei, den Menschen als Mitaktor auf Bühne noch einzusetzen, „da viel fähigere Apparate konstruiert werden können, welch nur mechanische Rolle des Menschen vollkommener ausführen können als der Me selbst". Das Theater wird also ein riesiger Apparat mit mechanischen Reizen, mit gr Licht- und Filmorkanen, mit ungeheuren Tonwellen und Megaphonen.

Diese Entwicklung als Sinnbild unseres technischen Tempos, unseres maschin Aufwandes, unseres industriellen Cäsarismus wirkt aber vernichtend auf die eigent Aufgabe der Bühne, in deren Mitte der leidende und gekrönte, der jubelnde und trauer der visionäre und kämpfende Mensch steht — eben der Schauspieler höchsten Grades.

Der Schauspieler, der heute unter der politischen Regie zu leiden hat, ist die eigent Illusion des Genies. Er ist das Symbol eines höheren Lebens, das aus un bürgerlichen Mitte in die Anschauung des heldischen Schicksals emporgehoben wird. sind die Bretter da, daß sie uns Menschen von größerer Gewalt und tragischer Wucht stellen. Die Bühne ist das Feld der genialischen Persönlichkeit. Da unsere Zeit ge hiervon nichts wissen will, ist der wahre Schauspieler abseits und verfemt.

Wir haben in Deutschland eine Blüte größter Schauspieler, wie kaum ein anderes der Erde. Wir haben aber auch einen deutlichen Riß durch die Welt des Schauspie der fast die Früchte verdirbt, die uns diese Blüte schenkt.

Denn wir haben auf der einen Seite die Virtuosen ihres Handwerkes, die Mode und dennoch Chargen bleiben, die sich nur selbst immer wieder nachahmen und nich vornehmste Gabe des genialen Schauspielers besitzen, nämlich Verwandlung aus Phan Maskierung aus innerer seelischer Mannigfaltigkeit. Jeder wahre Schauspieler dämonisch. Er tritt uns zunächst in jeder neuen Maske fremd und verändert entgegen. im Laufe des Spiels erkennen wir, wie sich seine Phantasie in persönliche Darstellung wandelt. Zu diesem Schlage gehören die großen maßgeblichen Schauspieler wie Kor Moissi und Elisabeth Bergner nicht. Trotz ihrer häufigen Aufgaben bleiben sie in Enge. Sie spielen ihre sehr persönliche Natur und Rolle. Aber ihr Kern verwandel nicht. Nur die Schatten wechseln. Ihr Licht ist geborgt von äußeren Umständen. drei Schauspieler sind die besten Vertreter unseres Gesellschaftstheaters für vornehme L

Aus diesem Grunde darstellerischer Einseitigkeit geraten diese Rollen meistens ins
thologische, in das Leidende oder das Grausame, was beides ein Akt der Wollust ist.
r Wollust, das heißt Spielerei mit Affekten beherrscht diese Darstellung, die in die
ese seelischer Schwäche geht. Novalis hat recht, wenn er über diese Art des darstellerischen
rmögens oder Unvermögens — das gilt für Dichter wie Schauspieler — sagt:
Derjenige wird nie als Darsteller etwas Vorzügliches leisten, der nichts weiter darstellen mag
seine Erfahrungen, seine Lieblingsgegenstände, der es nicht über sich gewinnen kann, auch
en ganz fremden, ihm ganz uninteressanten Gegenstand mit Fleiß zu studieren und mit Muße
zustellen. Der Darsteller muß alles darstellen können und wollen. Dadurch entsteht der große
l der Darstellung, den man mit Recht an Goethe so sehr bewundert".[1])

Zu diesen Darstellern großen Stils gehören — wir können hier nur Höhepunkte be-
hnen — Werner Krauß, Paul Wegener und Friedrich Kayßler, die aber aus dem Feld
Theatermode langsam verschwinden oder nicht volkstümlich sind, obwohl in ihrer
ft Überlieferung und Zukunft der deutschen Bühne vermittelt wird. Der wahre Schau-
ler ist nicht bloß der Übersetzer einer gegebenen Rolle. Der wahre Schauspieler hat
bildungskraft, Berührung mit etwas vollkommen Neuem. Der Schauspieler von Stil
Genie, das heißt Schaffenskraft aus einem Unsichtbaren in das Sichtbare. Der wahre
auspieler deckt in seiner Person den ganzen großen Himmel der Natur, die Tiefe der
e und die Hölle der Unterwelt auf. Er führt uns durch die Verwandlungen der Maske
as Reich lebendiger Ideen. Er gibt der geheimen Welt Blöße und Offenbarung. Er
kt als Künstler der Alchimie, das heißt der organischen Verbindung aller möglichen
nschencharaktere und Leidenschaften.

Über für diese phantastische Mittlung der mannigfaltigen Natur in Persönlichkeit hat
unsere Zeit wohl kein Auge, obwohl sie alles, daher auch zuviel sieht. Sie sieht nicht das
ite, dritte, das vierte, das unendliche Gesicht des großen Schauspielers, der immer
ein Naturgeist aus organischem Reichtum und göttlicher Quelle sein muß.
o sehen wir — zur Diagnose der Zeit merkwürdig passend — daß Schauspieler wie
ener, wie Kayßler abseits getreten sind, auf Gastspielreisen in die Provinz gehen.
Persönlichkeit paßt nicht mehr zum Schema der Zeit. Das Auge des Publikums
isionäre Schau, für die Hellsichtigkeit der vierten Wand, für die Gnade der Phantasie
ffenbar blind geworden. Schau, Wesensschau ins Plastische der Bühnenwelt übersetzt
ie Aufgabe des Schauspielers — ist Schau der Revue und der Reklame und der äußeren
eroben geworden. Das Wort — als größte Beschwörung des Unsinnlichen, des
isischen und Komödiantischen, als Lautgeheimnis einer tieferen metaphysischen Welt
t verdorrt. Die Sprache des heutigen Schauspiels stammt von der Unterhaltung her,
von der Würde. Darum ist für alle Empfänglichen die wunderbare Sprachgebärde
ltesten und würdigsten Schauspielers Deutschlands, Arthur Kraußnecks, ein Lichtpunkt
einer vergangenen und verlorenen schauspielerischen Welt wahrhafter Bühnenmagie.
ese Elemente der Bühnenmagie beherrschen Krauß, Kayßler und Wegener. Krauß,
m seinen Boden kämpft, den Wegener und Kayßler ohne Schuld bereits verlieren,
as Reich der Darstellung vollkommen umfaßt und daher für die Metropole der Mode
verdächtig ist, der heute in Wien besseren Lorbeer und höhere Aufgaben findet als
einhardt, Krauß ist vielleicht der wandlungsfähigste und abwechslungsreichste Geist
jen Tragik und Komik, den wir besitzen. Kayßler, dieser Schauspieler aus wahrer
isophie und geistigem Verständnis, Wegener, dieser Schauspieler aus schwerer Kraft,
em Erdgeist des Blutes — sie beide, zeitlos durch Gestalt und Wesen — sind durch
eit verschüttet, sind zu eigensinnig, selbständig und schöpferisch für die Regie, die
ein Schema und ein Dogma ist. Kayßlers Bruch mit der Volksbühne war ein Bruch
ihren künstlerisch-schauspielerischen Werten und politischen Zwecken. Das Wunder
Persönlichkeit verträgt sich nicht mehr mit dem Ensemble der Allgemeinheit.

[1]) Fragmente, hgg. von Ernst Kamnitzer, S. 570/71.

Deutschland, das Reich der Schauspieler, der Querschnitt aller Bühnenkunst, sch
seine besten darstellerischen Kräfte zu vertreiben. Der Mensch als das Fabelwesen
Bühne ist wirklich beinahe überflüssig geworden. Das ideale Tote der Überlieferung n
ein Regiespaß der Zeit auf dem rollenden Band — Hamlet im Frack, Räuber als Imm
treu — das reale Lebendige ist Tempo und Revue, Trick und Reklame — aber das ide
Lebendige, ein Wort, das Moritz Heymann geprägt hat, ist tot in der deutschen Bühnenre

Dieser geistige Zwang hat aber seinen Parallelismus in der materiellen Not der Sch
spieler. Hier haben wir das beschämendste Beispiel vom Tode des Schauspielers.
Theater hat kaum noch ein künstlerisches Wagnis, was hier wie überall der Boden des fru
baren Fortschrittes und des wahrhaft Neuen ist. Das Theater hat künstlerisch Tend
geschäftlich das Abonnement. Alle großen Bühnen in Berlin sind vertrustet, bilden
einen festen Rahmen, der den kapitalistischen Halt gibt, aber nach außen hin als Sp
für Kunst und Künstler gelten muß. Innerhalb dieses Rahmens gibt es nur den Austa
der Schauspieler, nicht aber den Wechsel. So bildet sich eine gewisse Reservearmee
Schauspieler, die aus der Kapitalvereinigung der Theater hervorgeht. Wenn die Sch
spieler aus Not sich ihrerseits entschließen, den Zwangsweg der Organisation zu beschrei
so ist das durchaus zeitgemäß und gewerkschaftlich gedacht. Aber hierin liegt eine Erstarr
und Lähmung des freien Spiels, das besonders dem Beruf der Kunst innewohnen m
An diesem wahren Beruf fehlt es heute dem Schauspieler. Alles in unserer Zeit ist zw
dienlich, organisiert, auf das knappste berechnet. Hierin liegt besonders für den Sch
spieler ein Ernüchterung, eine Erkältung und eine Lähmung von Phantasie und Le

Russisches Theater von heute

Von René Fülöp-Miller in Wien

In den ersten Jahren nach der Revolution hatte man in Rußland vermeint, am Beg
einer grundlegend neuen kulturhistorischen Epoche zu stehen, und man hatte versu
in dem festen Glauben an die Berufung des „Kollektivmenschen" auch eine neue Kolle
kunst hervorzubringen. Gerade die letzten Jahre aber haben zu der Erkenntnis gefü
daß diesen großen Plänen ein wirklicher Erfolg nicht beschieden sein könne; früher
später mußte sich die allgemeine Ernüchterung, der Verzicht auf allzu überschwengl
revolutionäre Hoffnungen, auch im sowjetrussischen Theater bemerkbar machen.

Als man in Moskau bei der letzten großen Jubiläumsfeier den zahlreichen frem
Gästen im „Großen Theater" eine Festvorstellung gab, stand auf der rotgeschmückten Bü
wieder, wie schon so oft zuvor, der bengalisch erleuchtete, riesige „befreite Erdball",
unentbehrliches Bühnenrequisit der ersten pathetischen Periode der Sowjetkunst. D
Kugel war von Menschen umgeben, deren schwere Ketten aus Papiermaché symbolisch
Sklaverei der früheren Weltordnung andeuten sollten; ein Dichter der „linken Litera
front" deklamierte revolutionäre Hymnen, dann erglühte die Bühne in rotem Schein,
Sklaven warfen ihre Pappe-Ketten von sich, der „Erdball" spaltete sich und spie
seinem Inneren Menschenmassen hervor, die alsbald den stereotypen Triumphgesang
Revolution anstimmten. Aber wie unecht wirkte jetzt diese Szene! Was einst seiner na
Symbolik der künstlerische Ausdruck einer siegestrunkenen Gläubigkeit gewesen war,
entsprach nun so gar nicht mehr der wahren Stimmung des Publikums. Der patheti
Impuls, der einst diese Theaterform geschaffen hatte, war eben schon seit langem
den tausend Sorgen und Schwierigkeiten des Alltags zuschanden geworden; so b
von der früheren Begeisterung nichts als der falsche Bühnenzauber übrig. Nur bei
sonderen Anlässen wird daher der befreite Erdball noch hervorgeholt, um einem bereits

rten Festzeremoniell zu dienen; schon am nächsten Tag aber verstaut man ihn wieder den hintersten Winkel der Rumpelkammer.

An manchen russischen Theatern freilich wird auch jetzt noch um jeden Preis nach neuen, mals dagewesenen Formen gesucht. Noch immer inszeniert man Stücke des klassischen pertoires mit den abenteuerlichsten technischen Regietricks und Buffonaden, noch immer t es auch Bühnen, deren Aufführungen darin bestehen, daß man stundenlang turnt, ingt und auf dem Kopf steht. Von Zeit zu Zeit werden auch nach wie vor alte „bürger- e" Stücke für die Zwecke der politischen Agitation umgearbeitet. So hat Mayerhold, st der Führer der Theaterrevolution, noch vor nicht langer Zeit den Versuch gemacht, „Revisor" von Gogol, die berühmteste klassische Komödie der russischen Literatur, mmunistisch umzugestalten". Er ließ die meisten Szenen dieses Stückes auf Roll- gelchen spielen, die auf Schienen über die Bühne glitten. Diese Wagen trugen ihrerseits ne „Tablettenbühnen" von einigen Quadratmetern Größe und wurden, je nach Bedarf, ggerollt und durch andere ersetzt. Der Text selbst wurde durch Einschiebung neuer enen und neuer Personen stellenweise vollkommen verändert. Dieses Unterfangen r hat bereits lebhaften Widerspruch hervorgerufen, und in einer großen öffentlichen skussion bezeichnete der Dichter Demjan Bednij den Regisseur Mayerhold geradezu als Mörder Gogols.

Der russische Zuschauer fordert heute, nach einem Dezennium revolutionärer Enttäuschung, von der Bühne die Darstellung des wirklichen Lebens und seiner Probleme; schreiben denn auch die modernen russischen Dichter jetzt wieder, wie einst ihre Vor- ren, realistische Gesellschaftsstücke. Wohl muß jedes derartige Werk in eine Apotheose Bolschewismus ausklingen, damit die Zensur seine Aufführung zulasse. Aber dieser melhafte Schluß mit seinem „Triumph der Weltrevolution" wirkt heute bereits vielfach ß als belangloser, rein äußerlicher Schnörkel, während im übrigen die wirklichen Zu- ide mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit gezeigt werden. Nun schildert man die wieder- tauchende soziale Ungleichheit, das Entstehen einer neuen Schicht von gewissenlosen, ogierigen Raffern, und fast unverhüllt wird dargetan, wie die nämlichen Menschen, gestern noch in revolutionärem Überschwang die ganze Welt hatten erlösen wollen, te bereits zu habgierigen Ausbeutern geworden sind.

ajko behandelt in seinem erfolgreichen Stück „Der Mann mit dem Portefeuille" das blem der Annäherung zwischen den Angehörigen der alten russischen Intelligenz und neuen Gesellschaftsschichten, und hierbei fallen scharfe kritische Lichter auf die herr- nden Zustände. In Katajeffs „Die Defraudanten" (einer Dramatisierung des gleich- migen Romans) wird die Korruption der Sowjetbeamten ebenso offenherzig wie humor- o dargestellt. Wsewolod Iwanoffs „Die Blockade" schildert in realistischer Weise die tzten Phasen des Bürgerkrieges, und den gleichen Vorwurf behandelt auch das Drama Die Tage der Turbins" von Bulgakoff. Die meisten dieser Stücke haben sich gegenüber r lebhaften Protest der offiziellen Sowjetpresse durchgesetzt, ja einige von ihnen sind gar zu ungewöhnlich starken Theatererfolgen geworden.

elbst die ganz radikale „Proletkultbühne" hat sich in der letzten Zeit mehr als früher r Darstellung des russischen Alltagslebens zugewendet. Man behandelt jetzt auch hier vielfältigen Probleme, die sich aus dem neuen Familienleben, aus den veränderten hungen zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern ergeben. Kirschons „Die enen dröhnen", ein Werk, das in der Öffentlichkeit lebhafte Diskussionen hervor- fen hat, will die Schwierigkeiten bei der Durchführung des Industrialisierungs- ramms auf die Bühne bringen, und auch hier wird nicht mit Tadel und Kritik gespart. beschäftigt sich das russische Theater von heute mehr und mehr mit der Wirklichkeit, die vagen Verherrlichungen der Revolution, wie sie in den ersten Jahren nach dem Umsturz die Spielpläne beherrscht hatten, treten immer weiter zurück.

Durch diese Wendung zum kritischen Realismus hat sich aber auch die Qualität russischen Theaters, besonders was die dramatische Produktion betrifft, erheblich bessert. Es zeigt sich eben auch diesmal wieder, daß sich die dichterische Kraft der russisc Nation vor allem im Aufzeigen sozialer Mängel und ewiger menschlicher Schwäc kundgibt. Die russische Dichtung hat von jeher ihre besten Kräfte aus dem Geist der A lehnung und der Kritik gezogen, und auch jetzt ist es nicht anders.

Zwar hat sich bis heute noch keine feste dramatische Form herausgebildet, denn aber hat die neue realistische Bühnenkunst Sowjetrußlands bereits jetzt eine nicht b dokumentarische sondern auch künstlerische Bedeutung gewonnen. Dadurch allein erh sie sich weit über die dramatischen Leistungen der ersten „heroisch-pathetischen" Peri bolschewikischen Theaterwesens.

Chorisches Theater

Von Hans Brandenburg in München

Einsam steht am Anfang eines neuen chorischen Theaters Schillers „Braut von Messin Sie erlebte über ein Jahrhundert lang keine Nachfolge, und sie hatte einen unmit baren Vorläufer nur außerhalb der theatralischen Wortdichtung: in Glucks musikdram schem Reformwerk. Sie galt auch ihren erklärtesten Verehrern rein als Sonderfall, eine Geschichte ihrer Kritik wäre zugleich ein Stück Theatergeschichte. Von Hebbel bis Gegenwart hat man sie immer wieder abgelehnt, weil man sie nicht mit ihrem eige Maße maß, sondern mit den Begriffen eines nordischen Theaters, weil man sie t Individuum aus beurteilte und nicht einzig und allein vom Chor aus. Erst ein ihr widmetes Kapitel in meinem 1926 erschienenen Werke „Das neue Theater" zeigt ei gänzlich veränderten Blickwinkel, der nur möglich wurde, nachdem die Ideen des juge lichen Nietzsche über die „Geburt der Tragödie", befreit von ihrer einseitigen Anwend auf das Wagnersche Musikdrama, irgendwo in dem Bewußtsein einer jugendlichen neration durchgedrungen waren. Nietzsche hatte das Chorische als Ursprung und Gru bestandteil des Dramatischen und die sogenannte „Handlung" nur als eine vom C erzeugte gleichnishafte Vision hingestellt. So aber, wenn der Chor gleichsam die Stim des Alls ist, die alle Einzelstimmen trägt, aus sich hervorbringt, in sich hineinschlingt, k niemals ein psychologisches Drama werden, sondern nur ein kosmologisches, ein tänzerisc

Schiller selbst hat seinen kühnen Vorstoß aus dem „wirklichen" Theater in ein „möglich wesentlich abgeschwächt, indem er die Verteilung der Chorpartien unter Einzelspre gestattete. Dies mag als Verrat am eigenen Werk erscheinen — verzeihlich oder i begreiflich wird es, wenn man bedenkt, daß Schiller, der die paktierende Tatkraft e großen Diplomaten besaß, nur dadurch das Werk auf eine große Bühne bringen kon Und sein Zugeständnis ist denn auch nur ein Vorschlag, den er bei Übersendung des Ma skripts an das Theater zu Wien beifügte, also ein Vorschlag lediglich für eine einz Gelegenheit, der sich freilich dadurch, daß er mit dem Drucksatz der Dichtung öffen bekanntgegeben wurde, auch für andere Gelegenheiten empfahl, aber nur für Gele heiten der damaligen Zeit, für damalige Bühnenverhältnisse. Denn was für eine Bezieh hatte die Zeit Schillers zu dem unerhörten Phänomen des Chores als die einer blas klassizistischen, philologisch-bildungsmäßigen antikischen Reminiszenz? Man übersch durchaus Schillers Anknüpfung an die Antike, während er selbst, durch jenen „Ver doch wenigstens dafür sorgte, daß man seine barocken Reimstrophen nicht zum Anlaß e schulmeisterlichen Rekonstruktion des Sophokles nahm. Für die Zukunft war sein „Ver wieder aufgehoben durch seine unmißverständliche Vorrede „Über den Gebrauch des C in der Tragödie".

Es ist zwanzig Jahre her, daß Max Reinhardt die „Braut von Messina" im Münchener Künstler-Theater aufführte. Reinhardt kann gewiß nicht als Vorläufer oder gar Wegeiner eines Theaters der Zukunft angesehen werden, sondern nur als ein üppiger und schwenderischer Erbe. Aber er der stärkste Bühnenmensch unter den deutschen Regisseuren Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit, hatte in seinem reichen, alles umfassenden eaterblut ein so instinktmäßiges Verhältnis zu allen Elementen der Darstellung, daß er literarisch, mit beherztem, skrupellosem Zugriff auch an das Chorische heranging. Es ihm fern, daraus ein Programm zu machen oder auch nur einen Neubeginn — ihn zten nur die gegebenen Mittel, eines so sehr und so gut wie das andere, aber alle in er gesteigertsten Anwendung. So wie er den modernen Tanz oder doch die moderne nzerin für seine Zwecke benutzte, ohne den Sinn dieser neuen Bewegung, eben als einer wegung, gutzuheißen oder auch nur zu verstehen, genau so behandelte er, rein vom stinkt aus, auch den Chor — nur, daß ihm hier überhaupt noch von keiner anderen Seite gearbeitet war. Hier fehlte ihm jegliches Instrument, er verließ sich nur auf seine eigene beit, allein eine andere Arbeit gab es für ihn nie als die Arbeit der Proben. Ihm schien es geschehen, wenn er mit dem Chor nur das Rauschende und Rauschhafte des Wortes ausbrachte, die Kollektivwirkung, den vielstimmigen Naturlaut. Aus dem Hinternde trat der Chor auf, unsichtbare Stufen hinan, so daß zunächst nur eine Reihe pathetier Männerköpfe erschien, denen die Leiber erst nachwuchsen, hervorschreitend und die ulenhalle füllend: „Dich begrüß ich in Ehrfurcht, prangende Halle, dich, meiner Herrscher stliche Wiege" — der erste begann mit diesem Gruß, der zweite fiel mit den gleichen rten ein, der dritte folgte, und so fort; es schlang sich durcheinander, es war ein Kanon, o die Stimmen fanden sich erst unisono zusammen in dem Anruf: „Säulengetragenes rliches Dach". Einzelsprecher verwandte Reinhardt nur, wo sie die Verständlichkeit Wortlauts gewährleisten sollten, aber er ließ ihre Verse sofort durch die Gesamtheit ainartig wiederholen, um das Elementare, die Wucht des Zusammensprechens nie entbehren, und hielt sich bei der fehlenden Technik und Schulung dieser jungen Schauler und Statisten an die mächtigen Intonierungen, an die rollenden und dröhnenden ib" und „Denn" und „Aber" und „Wehe". Wie Don Manuels Leiche gebracht wurde, ann der Chor „Durch die Straßen der Städte, vom Jammer gefolget, schreitet das glück" schon hinter der Szene, kam dann mit dem Trauerzuge langsam näher und betete ihn als eine endlose, immer lauter und klagender anschwellende Litanei.

Im nächsten Sommer folgten Reinhardts Aufführungen des Ödipus in der großen lle des Münchener Ausstellungsparks. Und zwei und drei Jahre später führte Jaques-croze, von seiner rhythmischen Gymnastik ausgehend, in Hellerau mit den Sing- und Bewegungschören seiner Schüler Glucks Orpheus auf, erst nur Einzelszenen, dann das ganze Werk. Hier erschienen zum erstenmal in folgerichtiger Anwendung die großen Puppen, die inzwischen zu einem Moderequisit moderner Inszenierungen geworden sind und die doch nur Sinn haben, wo man wirklich von der Bewegung ausgeht und auch die Tiefendimension des Raumes notwendig braucht. Im gleichen Hellerauer Festsaale gestaltete Wolf Dohrn, der Gründer der Bildungsanstalt, Aufführungen von Claudels Verkündigung", um das Chorische zwar nicht im engeren, aber doch im weiteren Sinne des Rhythmischen, des kulissenlosen bewegungsmäßigen Raumspiels nun auch auf das Bühnendrama anzuwenden. Mir hatte die Berührung mit den Anfängen des modernen Tanzes und ihrer stärksten Repräsentantin, der Tänzerin Gertrud Leistikow, die schlummernde dramatische Begabung geweckt. Nicht die Forderung einer bestimmten Darstellungsform rief diese Bühnenspiele „Der Sieg des Opfers", „Graf Gleichen" und — allerdings — „Der Knecht Gottes" hervor, sondern eine bestimmte Begabung, die zum ersten Male seit der „Braut von Messina" wieder ganz aus sich heraus auf das Chorische hingewiesen war, hatte Theorien, Erkenntnisse, Forderungen im Gefolge, die ihr den Weg bereiten, die ihr zur Darstellung verhelfen sollten. Was ich zwangsmäßig tat, was ich

mußte, es lag, wie man sieht, in der Zeit, dennoch war die Zeit noch nicht reif daf
und bis heute blieben jene Spiele unaufgeführt. Aber der erste Beginn meiner Best
bungen brachte mich mit Mary Wigman und Rudolf von Laban zusammen, und der er
chorische Versuch mit meinem ersten Spiel fand unter Labans Regie und unter Mitwirku
Mary Wigmans und Gertrud Leistikows am Lago Maggiore statt mit der nahen Aussi
auf eine öffentliche Vorführung im Kölner Werkbundtheater. Da brach der Kri
aus. Ich konnte nur noch einen Vortrag halten, und nachher, in den Revolutionszeite
gründete ich einen Bund für das neue Theater. Meine Pfeile trafen ins Leere, me
Ansturm brach an den Mauern aus Blut und Not. Erst später konnte ich alles Liege
gebliebene ausführen. Ich war durch die Katastrophe um zehn Jahre zurückgeworf
worden, aber aufgesparte Kräfte können sich mit den neuen Kräften anderer verbinde

Noch während des Krieges spielte Mary Dietrich, die sich bei jener Claudel-Aufführu
in Hellerau ihre Lorbeeren verdient hatte, die Rolle der Antigone, ganz aus dem Streb
nach körperlicher Bewegtheit, nach bewegter Verkörperung, nach einer tänzerischen Scha
spielkunst. Nach dem Kriege drang dann plötzlich in breiteren und tieferen Schichten dur
was bisher in Einzelansätzen steckengeblieben war. Das deutsche Laienspiel ob auch z
nächst ebenfalls von einzelnen ausgehend, wurde von der Jugendbewegung aufgenomme
getragen und ausgebreitet. Wenn bereits Claudel statt der Antike die andere Welt d
uns überlieferten Kultspiels, das mittelalterliche Misterium, zum Vorbild erwählt hat
so brachten nun die jungen Spielscharen jene alten Spiele selber wieder ans Licht, sucht
sie aber auch in bescheidenen Grenzen durch Neues fortzusetzen, und Leo Weisman
speiste an ihnen eine eigene und zeitgemäße Dramatik von großem Wollen. Der Kam
ging um das „Spiel" überhaupt — gegen das naturalistische „Stück" der letzten Epoche
Der Expressionismus wollte lieber die Annäherung an Kino, Sketsch und Revue als
das psychologisch Milieuhafte. Die Russen und vor allem Tairoffs Schlagwort vom „e
fesselten Theater" weckten den Ruf nach einem Theater von tänzerischer Bewegtheit,
Besessenheit. Und der Tanz selber stieß unter Führung Rudolf von Labans und Ma
Wigmans und ihrer Schulen vom Solotanz zum Gruppentanz vor, zum Tanztheat
um den Gegensatz zwischen ihm und dem alten Ballett durch eine neue, aber synthetis
Form zu überbrücken. In der Freien Schulgemeinde Wickersdorf schuf Martin Luse
seine „Shakespeare-Aufführungen als Bewegungsspiele", wovon sein grundlegendes Bu
dieses Titels als bleibendes Dokument solcher Theaterwende Zeugnis ablegt. Aber a
das Dynamische im Sinne des Maschinell-Technischen und einer neuen Raummatheme
trachtete an Stätten radikaler Gesinnung, wie es etwa das „Bauhaus" ist, an einem neu
Theater mitzuformen. Was aus allen diesen Bestrebungen sich herauskristallisierte u
größere Gemeinschaften eroberte und bildete, war das Chorische, waren Bewegun
chöre und Sprechchöre. Namentlich die Zahl der Sprechchöre ist in Deutschland so mäch
angewachsen, daß man sie auf 60 bis 100 schätzen darf.

Wenn in einer solchen Zeit, wie es kürzlich geschah, die „Braut von Messina" in d
Spielplan einer großen Bühne neu erscheint, so kann das also nur als Ereignis v
höchster Aktualität Sinn haben. Man sollte es wenigstens meinen — was aber muß man sag
wenn die Aufführung, unter dem einmütigen Beifall der Kritik, so ausfällt, als ob üb
100 Jahre nichts geändert hätten, als ob Reinhardt nie gewesen und als ob in den 20 Jahr
seit seiner Tat nicht das Geringste geschehen wäre? Es ist freilich noch nicht so viel geschehe
daß wir schon Vollkommenes erwarten dürfen, und wir verlangen auch nicht so v
sondern nur das Allermindeste: wir verlangen ein kleines Echo, einen wenn auch noch
schwachen Pulsschlag der werdenden Ereignisse ringsum, einen Griff in die Juge
scharen, die allenthalben mit ihrem neuen Körpergefühl und ihrer Bereitschaft zum körp
lichen Wort einer großen Aufgabe harren, wir verlangen einen Chor oder doch den Vers
eines Chors, das große, flutende, majestätische Wort oder doch den Ansatz dazu —

in, wir verlangen nur einen Blick in Schillers aufregende Vorrede, auf die Mahnung, ß die Kunst nicht länger das Publikum herabziehe, auf die Forderung nicht nur von usik, sondern auch von Tanz, auf die Forderung: „Was die Kunst noch nicht hat, das soll erwerben", auf die Forderung der „ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der usik in Tönen und Bewegungen", auf die Forderung, das Wirkliche ganz zu verlassen, mit der Natur übereinzustimmen, auf die Forderung, daß der Chor „auf den hohen pfeln der menschlichen Dinge, wie mit Schritten der Götter, einhergehe", daß er die bendige Mauer" gegen den Naturalismus, gegen die Illusion, gegen den gemeinen griff des Natürlichen sei. Ich will nicht davon reden, daß uns ein republikanisch-pazifi- ch gereinigter Schiller vorgesetzt wurde, da bei dem Erscheinen Donna Isabellas mit en Söhnen die Chorstrophe „Aber der Fürsten einsame Häupter glänzen erhellt" fort- l, obwohl sie rein dramatisch der Ziel- und Höhepunkt dieser Szene ist, und da wir von berühmten Antithese zwischen Frieden und Krieg, so sinnlos das auch ist, nur die Verse m Frieden zu hören bekamen. Es wäre noch genügend übriggeblieben, um den Chor seiner Doppelfunktion zu zeigen: als die Götterstimme, die über allem Handeln steht und ihre sekundäre, ihre untergeordnete Funktion, ihr menschliches Handeln innerhalb der ndlung des Dramas, nur gleichnis- und beispielhaft aus sich herausprojiziert auf eine drigere Ebene. Darum tritt er, nachdem wir von den feindlichen Brüdern und ihrem enso feindlichen Anhang gehört haben, ohne jedes Wissen seiner Parteiung zum ersten ale vor uns, nur mit dem mächtigen Auftakt seines rauschend vereinten Grußes an die ngende Halle, und besinnt sich erst dann, wie auf einen schweren Traum, auf „seines indes verhaßte Gestalt". Und darum ist seine Umarmung, wenn sich die versöhnten üder umarmen, mehr als ein gehorsamer Reflex, sie ist, in diesem vielfachen Echo einer meinschaftsumschlingung, die Rückkehr in sein eigentliches Reich unzertrennlichen nysischen Einsseins. Das sind die beiden Gipfel, und sie sind, so sollte man wieder inen, nicht zu verfehlen, wenn nicht durch eine blasphemische Vergewaltigung des chters. Allein vor ihr schreckte man in jener Aufführung nicht zurück. Die Umarmung s Chores blieb aus, und vorher, als er zum ersten Male die Bühne betrat, erlebte man e Umstellung des Textes, eine Verschlimmbesserung sondergleichen: er pöbelte sich leich an „Zürnend ergrimmt mir das Herz im Busen", und erst dann besann er sich, legen und beiläufig, gleichsam die Mützen herunterreißend, seine schuldige Reverenz der noblen Lokalität zu entrichten: „Dich begrüß ich in Ehrfurcht". Ja, er war nicht handen, der Chor, es gab nur Einzelsprecher, denen die anderen mit einem Volks- urmel, das immer aus dem Takt geriet, nachmurmelten, als wäre Schillers Zuge- dnis an das Theater zu Wien verbindlich und kanonisch für alle Zeiten. Er war einfach doppelte Rasselbande, unbewegt vom Rhythmus, statistenmäßig die Köpfe zu- menstreckend, um Entschuldigung bittend, daß seine Führer in Versen sprachen — kurz, der Höhe der Götterschritte und von der Mauer gegen den Naturalismus in die l teste Natürlichkeit herabgezerrt und uns auf solche Weise „menschlich nahe gebracht".

Demgegenüber darf wohl noch deutlicher gezeigt werden, wie die Zeit längst das Wesen des Chorischen nicht uns nahe gebracht, sondern wie sie sich selbst ihm genähert, sich ihm hinaufgehoben hat. Keine Kritik sei versucht, sondern in diesem Aufsatz, der ja r nur eine Umschau sein will, nur ein Überblick über einiges Wesentliche, zumal das te im Dilettantentum stecken bleibt, was natürlich nicht das gleiche wie Laientum gt. Da muß zunächst wenigstens gebucht werden, daß die ganze Bewegung von der iterschaft über Studentenkreise bis zur Esoterik des Dornacher Goetheanums reicht, die denkbar größte Spannweite besitzt. Ein Werk wie „Der Lobgesang", ein Hymnus Sprechchören von Bruno Goetz, knüpft mit seiner Götterbeschwörung, mit seiner des Opfers und seiner gepflegten rhetorischen Sprachform an das lebendige Erbe deutschen Humanismus an, wie es uns Schiller, Hölderlin und Nietzsche in ewiger dlung überlieferten, und wurde denn auch folgerichtig, aber zur Ehre des Dichters

wie der Spieler, von den Schülern eines Berliner humanistischen Gymnasiums au geführt. Seine größte Breite aber nimmt der Sprechchor, dies kollektive Instrumen dort ein, wo sich dumpf und elementar eine neue Kollektivseele rührt: im bolschewistisch Rußland, im Proletariat, in den sozialen Spannungen, in der Nachkriegserschütteru und Friedenssehnsucht der Massen. Allein die deutsche chorische Sendung wird nur in d Entbolschewisierung des Kollektivmenschen zum Gemeinschaftsmenschen liegen könne in der endlichen Versöhnung von Volk und Bildung, zwischen den Forderungen der A gemeinheit und den Forderungen der Einzelseele, um das Wurzelleben der Elemente die Atherwelt des höchsten Geistes zu führen. Es gibt viele proletarische Sprechchöre, d zwei bekanntesten in Berlin, und als ich Hermann Bahr erzählte, daß sie Woche für Woc an mehreren Abenden zu ihren Proben kommen, meinte er, es scheine in dem Nachkrieg Deutschland nur noch unglaubwürdig schlechte Menschen und unglaubwürdig gute zu gebe Bei beiden Berliner Chören war längere Zeit Bruno Schönlank eine Art Hausdichte Geschickt und mit starkem Sinn für Wirkung machte er für die technischen Bedingung dieser Chöre und für ihre Mentalität eine Gebrauchspoesie aus gehackten Metren. D laufende Band der Arbeit, Arbeitslosigkeit, lockende Tanzreigen, Reklametrommeln, Ge herr und Kolonialchor, Sechstagerennen, und dazwischen Arbeitermarseillaise, Caru Platte, Kyrie eleison und Gottessehnsucht des Einzelsprechers — das etwa ist die W seines Spiels für bewegten Sprechchor „Der gespaltene Mensch", aber genau so, wie d ganz andere Welt von Bruno Goetz, aus dem Milieuhaften ins Sinnbildhafte erhobe Auf der Volksbühnentagung in Magdeburg vor Tausenden aufgeführt, brannte das abstra Gerüst dieses Werkes in der flammenden Inbrunst der Arbeiterchöre. Berthé Trüm und Vera Skoronel mit ihrer Tanzgruppe und der leidenschaftlich großen Tanzkunst d Skoronel selbst führten die Bewegung, und Karl Vogt führte die erstaunlich disziplinie Sprechregie, die über das Einzelwort den Bogen der Sprachmelodie wölbte. Die Leiter des Berliner Volksbühnen-Sprechchors fühlt den Mangel an chorischen Di tungen und hat darum sein Können, seine Erfahrung und den Geist, dem er dient, an e eigenes manifestantes Chorspiel „Der Krieg" gesetzt, das ohne Absicht einer literarisch Form, „als Substrat für eine lebende Aufführung" geschrieben wurde. Während al dies geschah, rüstete eine kleine Bühne, das Würzburger Stadttheater, unter Leitu des jungen Intendanten Paul Smolny und unterstützt von Studenten, zu einer „chorisch Festwoche", die wieder auf die klassischen Zeugnisse chorischer Dramatik und Poesie zurü griff, auf den Orpheus und die Antigone.

Es ist mir „zutiefst gedankt" worden für mein Theaterbuch, welches „das Wesentlic um das es geht, tiefer als die Masse der Zünftigen vom Fach vor und hinter d Vorhang erkannt habe", und dennoch gab man mir zugleich zu verstehen, daß ich leid ein „theaterfremder Theaterenthusiast" sei. Nun, es ist eine alte Sache, daß die unl fangenen Einblicke, die erregenden Antriebe, Erkenntnisse, Entdeckungen, Erfindung meist von Außenseitern kommen, von den „einsamen Träumern", die nach Rudolf Borcha je und je die Geschichte, und auch die des Theaters, gemacht haben. Allein jenes Paradox beweist mehr für das Theater selbst als für mich, es beweist, daß es wieder einmal Thea und ein neues theatralisches Erwachen außerhalb des Theaters gibt und daß keine einze Theaterform, und am wenigsten eine erstarrte und industrialisierte, den Anspruch erhe darf, das Theater schlechthin zu sein. Wenn ich am Anfang das Mißverständnis der „Br von Messina" auf die Maßstäbe eines nordischen Theaters zurückführte, so war das Hilfsbegriff, der nichts geographisch oder stammesmäßig Begrenztes meint. Und so kön man denn auch alles, was heute wieder chorisches, tänzerisches, tragisches, kultisches, f liches, zelebrierendes oder großes Theater heißt, südliches Theater nennen. Dann find sich auf gleicher Linie so verschiedenartige Erscheinungen zusammen wie das Drama Griechen, das mittelalterliche Misterium, die Commedia dell'arte, die Autos sacramenta des Calderon, die französische Tragödie, Gluck und Schiller. So weit die französisch

agödie von der griechischen entfernt ist — die eine wie die andere ruhte auf der Tanz-
ist ihrer Zeit, ob sie Orchestik und Choreutik oder das Ballett war. Und so hoch das
sterium in den Norden vordrang — es kann seine Entstehung aus dem südlichen Ka-
lizismus nicht verleugnen. In Shakespeare durchdringen sich Norden und Süden,
d erst Lessing hat den Anstoß zur Vor- und Alleinherrschaft eines nordischen Dramas
geben, dessen Handlung episch, motiviert und psychologisierend ist, während das Wesen
s südlichen Dramas immer in Mythos, in Spiel, in Zeremonie, in festlicher „Handlung"
eht — in Aktion statt in Aktivität. Ein Theatervolk wie die ländlichen Oberbayern
nt heute noch die Passion, und München erlebte seine höchste Theaterblüte, als die
suiten ihre Barockbühne nicht mit Literatur, sondern mit allen Sinnenkünsten bevöl-
ten — woraus sich für den Norden das Mißverständnis der milieuhaft schildernden
lisse ergab. München war auch fernerhin nur dann führende Theaterstadt, wenn es
stspiele veranstaltete, zuletzt mit dem südlichen Singspiel Mozarts und dem spätbarocken
usikdrama Wagners. Im Jahre 1927 schrieb ich in den Münchener Neuesten Nachrichten:

„In München, dieser Hauptstadt eines Volkes von Schauspielern, hat das Theater zuletzt nur
ch als Oper eine dauernde Höhe gewonnen. Dies Volk ist zu festfroh, um durch die Einrichtung
s Repertoires oder gar durch Naturalismus befriedigt zu werden. Aber es sind immer noch
äste genug hier, die das, was im übrigen Deutschland zu leben beginnt, in Münchener Prägung
sgestalten könnten; so wohnt vor den Toren der Stadt Albert Talhoff, der über dem Sprech-
r und über dem Sprechorchester sinnt. Und sollte nicht gerade München ein Boden sein für
ue und festlichere Darstellungsformen in Tanz, Ton, Wort? Würde München nicht gerade mit
en seine älteste und eigentlichste Überlieferung fortsetzen? Dazu bedürfte es eines Raumes,
er Unternehmung, einer Gesellschaft vielleicht, jedenfalls aber eines tätigen Zusammenschlusses,
e uns andere Städte noch weiter zuvorkommen".

Es besteht Hoffnung, daß dieser Ruf nun seinen lebendigen Widerhall, diese Frage
e praktische Antwort findet, und zwar durch eine Verwirklichung mit Mitteln der Stadt,
s Staates und des Reiches, und in jener Halle, in der Reinhardt mit den ersten chorischen
assenversuchen unserer Zeit begann. Auch sonst kommt hierbei alles zusammen. Vision
ja, nach Nietzsche, das eigentliche Produkt des Chores, „Visionen" heißt die chorische
mposition Talhoffs, sie gehört also einer transzendentalen Welt an, die der Milieu-
hne so entgegengesetzt wie möglich ist. Sie ist eine Totenfeier für die Gefallenen des
ieges und ergreift also den eigentlichen chorischen Inhalt der Zeit, aber parteilos, un-
litisch, auch fern von allem, was man Pazifismus nennt. Sein Instrument nennt er
nz im Sinne der zeitgemäßen Zielrichtung „Der zelebrierende Chor". Das ist weniger
Sprechchor als vielmehr ein Sprechorchester, für das hier nun auch endlich eine Gliede-
ng und Organisierung, eine Notation, eine Partiturschrift geschaffen ist — in demselben
genblick, wo Laban nach unendlichen Bemühungen um die Choreographie mit seiner
nzschrift zu einem endgültigen Ergebnis gelangte. Masken, Figurinen, Lichterschei-
ngen, alles ist von Talhoff selbst geschaffen worden und zu einem Gesamtkunstwerk
einigt, das die Erbschaft der südlichen Barockbühne mit modernsten szenischen Mitteln
setzt. Für das Chorische als Bewegung hat er Mary Wigman gewonnen, die hier eine
hnenform fand, in die sich ihre Tanzkunst eingliedern kann. Selbst wenn man, wie ich,
letzte Aufgabe des Chores darin sieht, daß er nicht eine eigene Gattung, sondern
der einen Bestandteil des Dramas bildet, muß man ihm jede Entwicklungsmöglichkeit
allen Formen und Formverbindungen wünschen, auch seine vorübergehende Selbstän-
igkeit, durch die er zum Dienst und zur Unterordnung erst reif wird. Mit dem Siege
Talhoffs würde München einmal wieder siegen, und mit dem Siege Talhoffs würde das
Chorische siegen. Aber darüber hinaus bliebe noch genügend zu tun, daß wir mit Bruno
Bürgels „Lobgesang" im Chore der gleichgerichteten Kräfte sprechen dürften:

„Was wir versäumten, Den wir erträumten —
Irgendwo wartets im Raum. Junge vollenden den Traum."

Das Laienspiel als Spiel der Gemeinschaft

Von Walther Eckart in München

Das Laienspiel unserer Tage ist auf das Spiel der deutschen Jugendbewegung zurüc zuführen. Wer also vom Laienspiel sprechen will, der muß vom Jugendspiel rede und deshalb auch von der Jugendbewegung. Auch die Spielbewegung dieser Jugen wahrt das Bild der gesamten Jugendbewegung, das so merkwürdig absticht von dem son so wohlbekannten Auftrumpfen der neuen Generation gegen die der Väter.

Warf sich ihr erster Ansturm, der des Wandervogels um 1910, in Sonne und Reger in Nacht und Sturm, um das Jenseits der Großstadt, das Unbetretene, den Urbode und damit die Verbundenheit mit Heimat und All neu zu erobern, nicht als einzeln träu mender Genießer, sondern als marschierender Bund, als lagernde Freundschaft, als Strom der dahinbraust und selbst wieder vom Sturm gepeitscht und überbraust wird, führte il Weg über die Berge und durch die Täler der Heimat geradeaus auf die Schlachtfelde Flanderns, den Staub der Landstraße als feldgraues Gewand am Jünglingsleib bis i den Opfertod von Ypern — so ward dieser Ansturm endlich doch zurückgeworfen in di Grenzen der Heimat, ja in die Grenzen ihres Innern und der zweiten Jugend, die ur 1918 das Erbe der Verbluteten aufzunehmen hatte, entschwand nicht nur die stürmisc ergriffene Ferne; ihr drohte auch die Wirklichkeit der Heimat zu entschwinden. Hatte di erste Jugend in trotziger Verachtung aller bürgerlich geachteten Werte den „Fortschritt de Technik", den „Triumph der Wissenschaft", das „Glück der meisten" als Lebensinhalt vo sich gewiesen und dafür den Glauben an das Opfer und die Hingabe an ein Ewiges al Lebensziel erkoren, so mußte der zweiten Jugend eben der Sinn des Opfers selbst zu Frage werden. Sie hatte zu fragen; da alles schwankte, in Trümmer fiel, da blieb diese neuen Jugend im ersten Entsetzen, wollte sie nicht ganz verzweifeln, nur sie selbst. Für ein geraume Zeit ward sie daher sich selber Zweck, mußte es werden! „Jugendkultur", hie das Bannerwort, dem sie zu folgen glaubte, weil sie der einen Hoffnung lebte, ja lebe mußte, daß sie die zerfallende Kultur aus ihrer Jugend neu gestalten könne. Denn do begriff sie schnell, daß es mit dem Wandern allein nicht getan sei, daß diese erste Romant sie nimmer retten könne, daß sie vor der Aufgabe stand, wenigstens ihre eigene Generatio die der Jugend, in Form zu bringen, ihrer Jugendgemeinschaft Gestalt zu verleihen, un so die Horde in sich selbst zu überwinden. Je weniger es gelingen wollte, über di Spanne ihrer Jugend hinauszuschauen, schon deshalb nicht, weil ein Altern für sie di Tod an sich war, je weniger sie zu säkularen Zielen fanden, je mehr, je stärker sie nur de einen Wert als allen gemeinsam und wirklich erlebten: Jungsein! — um so mehr muß dieser Rausch, wollte er sich gestalten, Formen der Kunst wählen, mußten sich dieser Jugen und ihrem Gestaltsuchen diese Formen aufdrängen; denn Jungsein hieß für sie anders sei als die Alten, hieß sich dieses Mehr an Kraft und Schöne freuen, und solche Freude wi das Fest, will die Feier. Der Rausch des ersten Wandervogels hatte für sein Wander das Lied gebraucht und so das „Volkslied" wieder entdeckt; das hatte ihm auch genüge können; denn sein Gegenpol, gegen den er stürmte, hieß Natur, hieß Welt da draußer Der Rausch der zweiten Jugend, die sich zur „Jugendbewegung" bekannte, wie es nu hieß, fand den Gegenpol in sich selbst wieder, im Menschen, mit dem er sich auseinande setzen mußte, dem er nicht entfliehen konnte. Daß diese Spannung nicht zur Vernichtur dieser Jugend geführt hat, sondern immer stärker zu ihrer Verwurzelung im Heimat- un Volksboden, das dankt sie dem rechtzeitigen Eintritt des Mädchens in den Kreis der B wegung; denn damit war den bislang rein männlichen Gruppen der polare Gegensc lebendig entgegengestellt. Die nun nach außen verlegte Spannung fand als erste Gesta gemeinsamen Erlebens den Reigen, der zum Volkstanz ward. Damit war gleichsam d

eis geschlossen, daraus die Jugend nicht mehr sich selbst entfliehen konnte, damit sie auch weiterem Sinn heimfinden mußte. Man kann sagen: die Jugend war in einem gewissen nn seßhaft geworden und damit auch bereit, ja geschaffen zur Feier. Dieses Seßhaftwerden r erst Sehnsucht, da der Wandervogel die Lieder langvergangener Zeiten sang, wie sie ennert als erster im „Zupfgeigenhansl" gesammelt. Aber sie war schon deutlicher Wille, man zum „Volkstanz" kam, und ward Bekenntnis, als das „Jugendspiel" zu keimen ann. Der Ausdruck dieser Sehnsucht war in jeder Form „romantisch", er war Griff die Truhen der Vergangenheit, aber nicht aus historischer Liebhaberei, nicht aus Zeitde, sondern aus einem tiefen Verwandt-sich-fühlen mit dieser Vergangenheit, aus der se Lieder schollen, diese Tänze sprangen, die Worte dieser Spiele, wie aus Totentanzsken schauerten. Denn was die Jugendbewegung unter Volkslied versteht, als Volkstanz t, das deckt sich nicht mit dem Nachsingen von Schnaderhüpfeln und Mundartg'stanzl, nicht Schuhplattler oder sonst ein Bauerntanz; was sie später als Volksspiel fand, hat der mit Ganghofer, noch mit Thoma etwas zu tun. Es stammt überhaupt weniger aus dlichen Bezirken, als aus altstädtischen und wäre nie entdeckt worden, wären die Träger s Wandervogelgedankens, wie der Jugendbewegung nicht Mittelschüler und Studenten wesen, also intellektuelle Kreise, die totes Gut aus verstaubten Büchern wieder zum ben geweckt haben. Ja, wenn irgendwo, so ist hier der Historizismus unserer höheren ldung einmal wahrhaft fruchtbar geworden, indem es dieser Jugend gelang, über die genwart hinweg in der Vergangenheit die Wurzeln ihres Wesens im Wesen des Volks, ht wie es heute ist, sondern wie es einst war, aufzuspüren. Sie erschaute dort, was sere Gegenwart nicht besitzt: Gemeinschaft, die sie so ersehnte; Gemeinschaft, nicht als timentales Gefühlsspiel, sondern als Lebensform eines Menschen, der gar nicht anders en kann, weil er nicht individualistisch, sondern kollektivistisch ist. Daß diese Entdeckung, ein Bildwerden eigener Sehnsucht ward, nicht im Lied allein, und nicht allein im Tanz erschöpfen konnte, sondern nach dem Spiel, als der alles in sich greifenden Feier verlangte, s dürfte nur natürlich sein. Und daß dann als Form der Spiele und als ihr Stoff die iele jener der neuen Jugend wesensverwandten Zeit, Spiele des Mittelalters, erffen wurden, wen könnte das noch wundern? Ganz abgesehen davon, daß alles Geinschaftserlebnis als höchsten Ausdruck die szenische Form fordert, und auch davon, ; Lied und Tanz mit den ihnen innewohnenden Triebkräften der Gestaltentfaltung untelbar zum dramatischen Ausdruck hinleiten.

Diese Genesis des Jugend- und Laienspiels dürfte aber nun zugleich auch klargestellt haben, daß unter dem Laienspiel auf keinen Fall die Arbeit der Liebhaberbühnen standen werden darf; in Form und Spielgesinnung bestehen zwischen beiden grundiche Gegensätze, die niemals zu überbrücken sind; es sei denn, es gebe sich eines auf. und dort heißen sich auch Liebhaberbühnen Laienbühnen. Das ist eine Irreführung; en das Laienspiel, das sich diesen Namen beigelegt hat, von dem hier gesprochen wird, nicht schon damit gekennzeichnet, daß Laien, d. h. nicht berufsmäßig auftretende Schauler agieren, die sich aus irgendeinem anderen Beruf ernähren. Die Darstellung dramatin Geschehens durch solche Laien ist freilich der Liebhaberbühne (Vereinstheater, aterverein) und dem Laienspiel (Jugendspielscharen, Laienspielgruppen) gemeinsam. ie äußerliche Gemeinsamkeit hilft aber nicht wesentliche Gegensätze überbrücken. Das habertheater ist seiner ganzen Artung nach nicht Eigengewächs; es ist Kopie des „echten" aters, und zwar in der Art des Spiels wie im Inhalt der Spiele. Sein mehr oder nder offenkundiges Ziel ist, dem Berufstheater immer näherzukommen, angefangen der Wahl der Stücke, über die Ausstattung hinweg, über Perücke und Schminke bis Stareitelkeit des ersten Liebhabers oder der Primadonna. Daß dem so ist, das hat Gründe: einmal spielen Vereine zur festlichen Gelegenheit, ohne in Wahrheit etwas iern zu haben. Kämen sie nun dem so natürlichen Willen zur fröhlichen Geselligkeit , dann könnte noch etwas Lustiges aus dem Spiel werden; aber da stellen sich Eitelkeit,

Ehrgeiz, verkümmerte Fähigkeiten ein, und schon gibt es eine peinliche Maskerade statt übe sprudelnde Heiterkeit von Menschen, die sich selbst verulken. Zum andern finden si spielerische Begabungen, deren geheime Sehnsucht nach der Bühne aus irgendwelch Gründen nicht in Erfüllung gegangen ist; sie bilden „dramatische Vereine" und kopier desgleichen die große Bühne; natürlich! Denn auch sie bringen keinen Inhalt zu ihre Spiel; die Gelegenheitsspieler bringen die Konvention; die Liebhaberspieler forma Kräfte, die gewiß da und dort ganz beträchtlich sind. Beiden aber fehlt das, was die Jugen bewegung zum Spiel führte: Das Erlebnis von Spannungen, die nirgends sonst in d künstlerischen Gestaltung der Gegenwart deutlich wurden. Deshalb mußte das Liebhabe theater zur Kopie der bestehenden Bühne werden, das Laienspiel zur inneren und äußer Abkehr von der Zeitbühne drängen; deshalb konnte das Liebhabertheater nur nachahme das Laienspiel der Jugendbewegung neue szenische Formen finden und neue Inhal zur szenischen Darstellung. Darüber kann heute kein Zweifel mehr sein, auch wenn nic alle Blütenträume reiften.

Dies Jugendspiel blieb lange im Kreis derer, aus denen es kam, in den Bünden u Gruppen. Es war daher Feier und noch mal Feier und nicht Aufführung; es war Vorga von fast geheimnisvoller Bedeutung, man könnte sagen: es wurde zelebriert. Da brauchte es aller, damit der Raum — ob es ein „Nest", ob ein geschlossener Kreis auf ein Waldwiese war, durchseelt ward, durchatmet von einem Glauben, von einem Gewißsei Erst dies Einssein gibt diesen ersten Spielen die Kraft der Gestaltung aus der Kraft d gemeinsamen Überzeugung. Da steht oder hockt die Gruppe um die Spieler, die nur festli in die bunten Wanderkittel und farbigen Röcke und Blusen gekleidet, in des Kreises Mi mit fast asketischer Sparsamkeit des Ausdrucks und der Geste dort die Handlung mehr a deuten als spielen, und der Kreis um sie fällt immer neu mit Klampfe, Geige, Flöte, L in das Spiel, ja greift ein und nimmt den Tanz auf, der das Spiel durchzieht.

Zu späterer Zeit dann fand das Spiel aus dem engen Kreis heraus, mußte wohl si eine eigene Szene schaffen; aber immer bleiben die Zuschauer mitbeteiligt. Das deut schon die Art an, wie die Spieler zum großen Teil aus den Zuschauern plötzlich sel hervortreten. Und mag dann auch, da es sich hier um eine lebendige Bewegung hande allmählich sich die Spielform aus der anfänglichen Zurückhaltung des Ausdrucks herau gearbeitet haben, mag immer mehr die reine Freude am Spiel allerhand mimischen Klei kram ausgefeilt haben, so daß wirklich ein deutlicher Stilwille da und dort kennbar wurd eines blieb sich gleich, ob man nun das Weihnachtsmysterium nach alten Vorlagen au führte, oder ein Osterspiel, ein Muttergottesspiel, ein Landsknechtstück, die Legend vom verlornen Sohn oder von Jedermann, Totentänze oder Hans Sachsiaden; hier erfu diese Jugend, was ihr das Theater der Zeit, das ganz dem Zeitalter des Individualism angehört, dem sie abgeschworen hat, versagte: Gemeinschaft, geschaut und erfahren Gleichnis des dramatischen Spiels; Theater als Gestalt einer Gemeinschaft.

Eine solche Wirkung des Jugendspiels und damit seine Entwicklung zum Laienspi ward möglich, als um 1924 herum eine dritte Jugendgeneration, die vor entschieden Tatsachen stand, in die sie sich finden mußte, wollte sie zu einer fruchtbaren Lebensführu kommen, aus der Enge der Bünde hinaustrat und damit dem gesamten Volk starke A regungen brachte. Ich deute hier nur an: Die Pflege des Volksliedes führte zur Gründu der Singgemeinden; der Wandertrieb von einst ergriff die Jugend und führte sie zum Be und Wassersport; dem Volkstanz entwuchs der Sinn für rhythmische Körperkultur. A dem Jugendspiel ward das Laienspiel.

Dieses Laienspiel erbte ein Wesentliches vom Geist der Jugendbewegung, den Antri zum Spiel aus der Gesinnung. Diese Gesinnung aber gründete auf dem Erlebnis ei Gemeinschaft, nicht aber nur auf dem nackten Erlebnis seiner selbst. Der Stoff und Form des Laienspiels sind damit deutlich umschrieben: Gemeinschaft. Das Individu und seine Einzelnöte werden in diesem Spiel nur soweit deutlich, als sie typischer Art si

ie „Charakterrolle", wie das rein individuelle Schicksal fehlen diesem Spiel vollständig, weit es ernster Natur ist. Der „Charakter" bekommt hier immer Züge des Einfältigen d das Einzelschicksal, wenn es nicht typisch zu werden vermag, wird komisch. Das Laien- el stellt also stofflich den Versuch dar, den Mimus vom Mysterium zu trennen, und ar nicht dadurch, daß das Mysterium nicht auch humorvolle Züge aufwiese, wie es ja r Eigenart der mittelalterlichen Spiele gehörte, sondern dadurch, daß nur die typische scheinung, die für alle spricht, ernst genommen wird, nicht aber die bloß individuelle, zur komischen Figur wird. Demgemäß kann der Stoff der ernsten Laienspiele nur nflikte bringen, die allgemein bedeutsamen Charakters sind, sei es nun religiöser, vater- discher, heimatlicher oder sozialer Art.

Der Laienspieler wird deshalb auch nur nach Stoffen greifen, deren Konflikte ihn selbst gehen; denn er spielt sich immer nur selbst, sich als Typus. In seinem Sehnen und Wollen, nn er sich als Glied der Gemeinschaft ernst nimmt, in seiner Schwäche und Halbheit, nn er sich als einzelnen närrisch gibt. Er muß sich aber die Darstellung aller sogenannten oßen Charaktere", wie sie das individualistische Zeitalter zwischen Shakespeare und bel geformt hat, rundweg versagen, nicht weil ihm die Gestaltungskraft rein technisch t; sondern diese fehlt ihm, weil ihm die Gestalten im Wesen fremd sind, weil er auch Führer nicht als gigantischen Menschgott schaut, sondern als gestaltgewordene Ge- nschaft; weil ihm der Führer nicht übersteigerter einzelner ist, sondern vollendeter Typus. So sucht auch seine Spielgestaltung, wenn die „Spielschar" hinauszieht aus ihrem Nest, Großstadthinterhöfe, in Krankenhäuser, in Spitäler, in Dörfer, auf alte Marktplätze vor die Portale alter Gotteshäuser, ja in das Gotteshaus selbst, immer wieder die meinschaft mit dem Zuschauer; sie will nicht Publikum, sie will Mitspieler. Der Typus ier Spielräume wird der Kulisse vorgezogen. Im Saal dient die Stilbühne, aus hängen und Treppen gestaltet. Fackeln und Kerzen geben ihr besseren Schein, als Licht der Rampe es vermag. Die Spielkleidung besteht vielfach nur aus dem farbigen derkittel; erst allmählich wird sie durch andere Formen, die dem Stück entsprechen, itert. Immer wieder bricht der Wille zum Typus durch, als der zum Wesentlichen. stärksten aber darin, daß das Spiel im Grunde chorisch ist. Es wird getragen von der npanei", von der Spielgemeinschaft, die durch Musik, Lied und Sprechchor in die lung eingreift, sie weitet, atmosphärisch macht und durch ihr Auftreten aus dem Kreis Zuschauer, durch ihren Aufenthalt unter ihnen, sie mit diesen äußerlich und innerlich ndet. Dieser Drang zum chorischen Spiel ist Zwang jener inneren Haltung, aus der Laienspiel überhaupt entstanden ist: das Erlebnis der Gemeinschaft zu überhöhen.

Wenn wir nun am Ende dieser kurzen Betrachtung noch darauf hinweisen, daß das chorische Drama, von dem Schiller einst geträumt, heute wenigstens in der Form des chorischen Laienspiels organisch zu wachsen scheint, daß der Sprechchor heute ebenso mächtig die Bühne drängt, wie es das Tanzspiel getan, so dürfte damit doch angedeutet sein, daß in der Laienspielbewegung Kräfte schlummern, die nicht bloß Dilettantismus verein und Romantik unfruchtbarster Art pflegen, die irgendwie wirkliche Kräfte sind, nach Gestalt suchen. Gewiß, die Gefahr liegt nahe, daß eine Laienspielindustrie entso verantwortlich einige große Verlage (wir nennen hier als führend den Bühnenbundverlag in Berlin und Kaiserverlag in München) auch die literarische Spieldung und die Aufführungsform zu beeinflussen suchen. Daß dadurch der Berufseine minderwertige Konkurrenz geboten würde, das wird man heute in Theaterselbst nicht mehr glauben. Daß damit aber dem Laienspielgedanken selbst gewaltiger en zugefügt würde, das ist sicher, und damit auch der Zukunft des Theaters, in dem daß es immer mehr zum Geldinstitut würde und nie mehr zur Stätte der Feier emeinschaft. Das nämlich ist heute schon das unbestreitbare Ergebnis, daß wir daß die Jugendbewegung uns wieder gezeigt hat, daß es nicht nur eine Bühne nterhaltung gibt, nicht nur eine Bildungsstätte: Theater, sondern vor allem

eine Feierstätte, die wir, unser Gemeinschaftsschicksal nochmal zu erleben, erhöht vertieft zu erleben, ja spielend zu bezwingen, betreten. Dies Erlebnis konnte Jugendbewegung in ihrem Laienspiel nur deshalb geben, weil sie einen neuen Ty Mensch in sich glaubt, den kollektivistischen. Wer nun in dieser unserer Gegenwart umschaut, der fragt sich vielleicht doch, ob die Jugend so fehlgegriffen hat, als sie di neuen Menschen glaubend suchte; er scheint auch unter der Gewalt der zivilisatoris Kräfte sich zu formen. Und geschieht das, dann erfüllt sich auch das letzte Wollen Laienspielbewegung: das Theater als Stätte der gestalteten Gemeinschaft.

Sprechchor

Von Friedrich Karl Roedemeyer in Frankfurt a. M.

Chorisches Sprechen, das mit vielen Stimmen eine Einheit sucht, Textform, die chori Sprechen will oder durch chorisches Sprechen eine solche wurde, haben wir uns Sp chor zu nennen gewöhnt. Die Idee eines Sprechchores folgt den Zielen allgem chorischen Ausdrucks, im besonderen, hier, sucht sie im Sprechen ihr Mittel des Ausd Dem Mittel des gesprochenen Wortes liegt dessen Wesen zugrunde: melodisch, rhythr ethisch, ästhetisch. Also nach seinen nun einmal gültigen Stilgesetzen.

Die deutschen Sprechchorunternehmungen spielen gegenwärtig auf der Bühne, i Schule, im politischen, im kultischen Leben eine Rolle, die in zweifacher Hinsicht f daß ein Volk, dessen geringe Eignung für die mündliche Rede und gesprochene kunst zu allen Zeiten festgestellt ist, es fertig bringt, heute eine außerordentliche S form zu postulieren, dann, daß es gerade eine problematische, wie den Sprechchor der als eigentliches Sprechen nie in der deutschen Sprache lebte.

Deutsche Sprache hat von je infolge der Relativität der Sprechmelodien, infolge mehr nach Leichte und Schwere wägenden (qualitativen) als nach Kürze und messenden (quantitativen) Klang-Begriffs-Werte dem chorischen Sprechen wider Denn dieses neigt zum quantitierenden Prinzip und vermag die Schallmasse der Rede nicht nach ihren Gesetzen zu formen.

Die Schule versuchte eine gültige und vom Dichter stoff-form-inhaltlich zur gestaltete Erlebniswelt in willkürliche Vielheit aufzulösen. So: das Chorsprechen v dichten, die sich mehr oder weniger für Sprechchor „eignen"; so: ein Führen zum „G schaftserlebnis"; so: durch Chorsprechen ein Befreien von bestehenden Ausdruckshemm der Kinder; so: das Sprechen der „Partitur" des Gedichtes — dazu noch unbekümm die musische und akustische Voraussetzung beim Kinde —: in Summa: Unternehm die nur ein zum gesprochenen Wort nicht wesensgemäßes Verhältnis voraussetze mit verbogener Ästhetik und praktischem Unvermögen jeden Boden für eine Ausein setzung wegziehen. Kommt noch, psychologisch gesehen, hinzu, daß das Chorsprech Gedichten in der Schule bedenklich sein muß, einer Erscheinung gegenüber, wie im „Ernstspiel" kennen.

Beim Schulsprechchor und seinen Abarten erhalten wir also kein klares Bild des Sprech Nicht problematisch ist das Sprechchorische in der deutschen Sprache etwa im gemur Gebet (Gemeinschaftsgebet). Das „Monotone" dort hat seinen eigenen Sinn. weil dieses gemurmelte Gebet und der ähnliche Anruf jeder Eigenwilligkeit en soll und muß, finden sich auch keine melodiösen Abstufungen, vielmehr gibt ei bescheiden an Ausdrucksvielheit der Stimmen dem eintonigen (nicht eintönigen!) S sprechchorisches Wesen und Vermögen.

cht problematisch ist das Sprechchorische, wenn es in jenen plötzlichen Ausbrüchen „Heil", „Hurra", „Hoch" usw. sich findet. Auch hier: immer „monoton" in den ver-enen Stimmlagen der Ausrufenden.

Z enden wir uns dem Sprechchor auf der Bühne zu, so finden wir, daß er dort, wenn zunächst auch allgemein chorisch berechtigt und vom Dichter gewollt (was bei den chten ja nicht der Fall ist, denn sie werden zu Sprechchor vergewaltigt), dennoch jeher problematisch war. Alle möglichen Regieversuche und Einfälle vermochten der einung nur schwer gerecht zu werden.

an erinnert sich, daß schon Jean Paul (in der „Vorschule der Ästhetik") die Chöre llers als nur „dem Namen nach" vorhanden betrachtet; daß ein so feinhöriger Kritiker E. T. A. Hoffmann die Unmöglichkeit des Sprechchores (ohne Notation, die es für eutsche Sprechen nie gab und die seinem Wesen nicht gemäß ist) bekennt; daß, verfolgt einmal Herkunft und Gang des Sprechchores, im geistlichen Spiel des Mittelalters nische Chorrede der deutschen Einzelrede Platz machte. Erst mit den in mehrfacher cht romantischen Versuchen Apels, Schillers, der Brüder Schlegel u. a. m. erschien der chchor wieder im Vordergrund. Doch sein äußeres Format wurde äußerlich. Die Be-ung, das große innere Format (es war nur gedacht!), durch ein mögliches großes res zu erlösen, war eben sprechchorisch unerfüllbar. So mußten diese Chöre nur „dem en nach" da sein. Und weil sie nie gelebt haben, leben sie auch heute nicht mehr. sie wurden, wie das heute ja auch im Sprechchor geschieht, man könnte sagen in echchorkompositionen" umgeleitet, versuchten nur von außen das große innere at zu fassen. Aber so etwas gelingt nur mit konformen Mitteln.

In halte ich es aber nicht für einen bloßen Zufall, daß gerade ein großer deutscher atiker, nämlich Kleist, die einzige deutsche, noch nicht wieder erreichte Sprechchor-chkeit schuf: Im Fragment „Robert Guiskard"; das Volk in diesem Fragment[1]). ist bezeichnend, daß gerade Kleist nach Möglichkeiten einer Sprechnotation gesucht uch Versuche angestellt hat, wenn auch aus den erwähnten Gründen vergeblich. e nur soviel zum unmittelbaren Verständnis: daß aus der Art Kleistscher Konzeption Sprachmusik) und aus der Wahl des Vorwurfs (das antike Drama einerseits, die Glucks andererseits) der Kleistschen Figur im Chor ein Sprecher erstand, wohl-ft: ein Sprecher. Aber: dieser löst sich im Chor mit einem zweiten und dritten usw. o hat jeweils nach dem Stimmcharakter seine Einzelfiguren aus dem Volkshaufen n Solorollen hinter sich. Eine Polyphonie ist es, Stimmen durcheinander sind es, r strenger Ordnung die Volksmenge zur gemeinsamen Bewegung zwingend[2]).

s wird nun eingewendet, heute wolle der Sprechchor, auch der der Bühne, „ganz anderes". Aber hinter solchen Wendungen verbirgt sich nur Haltlosigkeit. Längst Sprechchorbewegung mit dem Makel der Modeerscheinung behaftet. Das ist der hwegen bedauerlich, denn es kann das Sprechen bei chorischen Aufgaben zu großer e ung kommen.

Idee des Sprechchores wurde ja schon bejaht; es soll nur ein reines Mittel zur Ver-rklichung erstrebt werden. Und vorerst scheint einzig die Bühne berufen, dieses zu geben. Denn das Drama hat Partitur, nicht das Gedicht — wenn anders nicht

[1]) habe über diese Erscheinung gehandelt u. a. in meinem Buch „Vom Wesen des Sprechchores" : Jahrbuch der Kleistgesellschaft 1923/24; im Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts 1927. Städt. Bühnen in Frankfurt a. M. erbrachten s. Zt. zum Kleistjubiläum mit dem Guis-d Beweis, daß dieser Weg — so schwer er sein mag — doch der einzig mögliche ist. Und em Intendanten Richard Weichart heute dankbar, daß er mich s. Zt. zur Mitinszenierung und meiner praktischen und theoretischen Darstellungen berief. Jetzt versuche ich diese Er-n meiner Bühnenklasse an den Folkwangkunstschulen der Stadt Essen auszubauen. Außer im Material der Lautausgabe „Sprechkunst", die ich für die Lautabt. der Preuß. Staats-Berlin besorge, das mögliche Plattenmaterial für den Sprechchor bereitgelegt werden.

das Wesen einer Partitur einerseits und die lyrische und epische Wortkunst andererse ihren Sinn verlieren sollen.

Gezwungen, einmal die „Partitur eines Gedichtes" zu verwirklichen, gegenständlich machen, zu verantworten, würde mancher „Sprechchordirigent" in Verlegenheit komm liegen doch schriftliche Beweise vor, daß derartige Dilettanten melodische und dynami Akzente des Sprechens verwechseln, Gesetze lebendig akzentuierter Rede und log syntaktischen Schriftbildes beliebig durcheinanderwerfen, daß sie, vergleichsweise gesproch Anatomie und Biologie der Sprache verwechseln, daß sie das persönlich gültige Erleb mit dem allgemein gültigen ästhetischen des Kunstwerks verwechseln, daß sie, mit Han gesprochen: eine Flöte spielen wollen, ohne ihre Griffe zu kennen, somit zwar verstimm aber nicht spielen können.

Doch schon im Stegreifspiel entwickelt sich Partitur, aus der Improvisation; da stecken auch dort schon Möglichkeiten sprechchorischer Polyphonie.

Wo über das Durcheinander der Volksszenen schlechthin hinaus sprechchorische Ein erstehen soll, ist einzig der Weg Kleists gangbar: Figuren rhythmisch-melodisch in Sprache zu charakterisieren, aus der szenischen Bewegung des Volkes jeweils eine F zum Sprecher vieler zu machen. Diese eine Figur kommt erst zur Sprache, indem wegungschorisch (also orchestisch-rhythmisch) vorher die Vielheit sich zusammenfand nun einen Sprecher aus sich heraushebt, gleichsam auf einen Kothurn, dann einen zwei einen dritten usw. Diese werden aber nicht wie bei den gegenwärtigen Sprechch willkürlich in Stimmen zusammen und durcheinandergefügt, vielmehr nach der Part des Dramas, d. h. nach dem Ablauf der Einzelfiguren, mit denen die Menge Verbind hat, denn in und aus der Menge bewegen sich die Einzelfiguren, nach dieser Part sprachlicher Charakterisierung wird das Sprechen zu richten sein.

Wie dieses Sprechen der einzelnen aus der Bewegung aller, das Zusammenfinden Stimmen sich anhört, ist durch Beschreibung kaum klar zu machen. Aber soviel mag hellen: daß nur da Berechtigung zu sprechchorischer Darstellung vorhanden ist, wo Dichter zur Partitur des Dramas kommen mußte und wo Wortregisseure diese Par des Dramas zu erlösen imstande sind.

Alle anderen Sprechchorleistungen, einer voraussetzungsarmen Menge vorgem von urteilsarmen Feuilletonisten mit schönen Worten gepriesen, bleiben Willkürakte, sündigungen am Willen des Werkes. Ein Gemälde ist kein Bilderbogen zum Ausschn — obwohl das den Kindern auch Spaß machen würde; eine Bachsche Kantate ist Spieloper; ein Gedicht ist ein Gedicht.

Wort, Tanz, Licht und das Problem der synthetischen Bü

Von Albert Talhoff in Starnberg

Wenn sich der Wunsch nach einer grundsätzlichen Erneuerung des Theaters, nach „Wiedergeburt der Tragödie großen Stils" erfüllen soll, dann darf sich diese Bemü nicht nur mit einer Reform der heutigen Bühne begnügen, sondern muß sich viel dem Versuche zuwenden: eine den theatralischen Vorstellungen unserer Zeit gemäße ihrem dramatischen Schaffen notwendige, neue Form zu erfinden, die sich über Ausdruck des heutigen künstlerischen Erlebnisses errichtet, und so nur dieses in richtiger Strenge zu verwirklichen beginnt. Die bereits bestehende Bühne, so wie sie Bau und ihrem Wesen nach ist, braucht nicht erst umstürzlerische Eingriffe, um zu eigentlichen Sinn zu kommen; sie hat ihn längst, und je mehr sie sich den ihr aufgenö Reformbestrebungen wieder zu entziehen vermag, desto größer, reiner, suggestiver

Wirkung sein. Ihr Spiel gehört der horizontal gegliederten Szene an, im Gegensatz neueren kombinatorischen Regie, die sich durch räumliche Konstruktion der vertikalen teilung der Bühne bemächtigt. Ein solches Bestreben weist bereits auf die Absicht hin: n harmonischen Zusammenklang (über den Bezirk der „Rolle" hinaus) zwischen verdenen, wenn auch der dramatischen Prädisposition nach einander wesensverwandten, elelementen (rhythmischer, mimischer und wortlicher Ausdruck) zu erzielen. Diese ganz Art des rhythmisch bewegten Bühnenbildes aber verlangt notwendig nach einer en architektonischen Lösung des üblichen Bühnenraumes.

hakespeares szenische Vision ist in ihrer räumlichen Gesetzmäßigkeit unverrückbar mmt. Sie bedarf keiner nachträglichen, eigenmächtigen Formulierung: keines „neuen aters", die Überlieferung ihrer Bühne steht fester als alle noch so interessanten reformachen Kulissen- und Figurenstürme der letzten Jahre. Wenn man ihr nachsagt, daß nicht mehr zu erschüttern vermöge, so mag das weniger an ihren Einrichtungen und eln liegen als an der katastrophalen dramatischen Verarmung der für sie bereitllten Literatur oder aber an der durch ihre Beschaffenheit bedingten Unerfüllbarkeit r Forderungen, die das um den neuen Gestaltungsimpuls schwingende Drama an ellt. Dieses verlangt nicht mehr nach dem Schauspieler im üblichen Sinne, sondern iumt sich einen neuen darstellerischen Typ, der all das in sich vereinigt, was sich die erische Konzeption ersann: den mimodramatisch begabten, feierlichen Sprecher, das er chorisch geschlossenen Einheit stimmlich differenzierte Instrument, den nach neuen odischen Gesichtspunkten geschulten Sänger und Rhythmiker der sprachlichen Musik. e Aufgabe wird es sein: aus der akustischen Schau, dem meditierten rhythmischen n des sprachlichen Ereignisses, die tonlich melodische Formung der dichterischen Partitur ollziehen. Er muß die übliche Rede in ein vom vokalischen Klange musikalisch bechtes Sprechen überleiten, in eine sprachliche Region, in der das Wort Konzert und beste tänzerisches Zeichen wird. Der Einzelsprecher, der wortlich musikalische Solist n: Rolle, wird künftig nur noch als stimmliche Funktion innerhalb des sprachlichen esters begriffen werden können, eines chorisch-polyphonen Sprechens, das seine dramagierenden Figuren genau so exponiert und in Szene setzt, wie dies bei jeder anderen atischen Handlung der Fall ist: der chorisch-polyphone Körper (Aufstellung Orchesteru) wird im solistischen Sprecher führende Melodie, Gebärde und handelnde Gestalt ojang Bühne). Soll aber eine solche chorische Gemeinschaft als exakt rhythmisch und stimmordneter Apparat Verwendung finden, dann muß eine Sprechpartiturschrift bereitt werden, welche die dynamischen und tonlichen Werte der jeweiligen dramatischen osition präzisiert und dadurch dem Sprechen zu Vielen eine einheitliche, zeitlich und nich gefestigte Struktur verleiht. Hier kann es sich aber niemals darum handeln, nöhe und Tontiefe zu fixieren, sondern allein bestimmbar bleibt die sprachliche Intener Klangtyp, die instrumentale Beschaffenheit des wortlichen Wesens: gemäß seiner haften Intonation. Das Hinauf und Hinab der seelischen Erregung erzeugt das Hinauf inab der sprachlichen Melodie. Und da (je nach innerer Disposition) die Klangskala sprechers (ihr Höhen- oder Tiefenverhältnis) ständig wechselt, so entsteht der Sprachton durch die Kontrolle des Gehörs, sondern er schwingt unmittelbar (beinahe klangtaub) er zentralen Tiefe der Empfindung auf. Das künstliche Instrument hat seine exakt ierten Klangreihen immer spielfertig vorrätig: der sprachliche Musiker muß sich im blick des Vortrags seinen Ton selber schaffen. Damit ist der grundlegende Unterzwischen absoluter und sprachlicher Musik gegeben. Soll die sprechorchestische Form nd kompromißlos von jeder opernhaften Entartung verschont bleiben, so muß sie ie illustrierende oder gar melodiebesessene Musik verzichten. Was ihr in diesem Bezuge ist immer nur das rhythmische, klanglich instruktive Geräusch. Das Wort muß durch eigenen musikalischen Gehalt bestehen können. Seine vokalischen und konsonantischen e Geiger und Trommler sind Orchestergemeinschaft genug, um bei einer subtilen

Herausarbeitung der gegebenen Klangwerte und Klangrhythmen eine bis in die feins Pianissimo- und Fortissimostufungen hinreichende Musikalität erzielen zu können.

Ein weiteres entscheidendes Verlangen der heutigen theatralischen Vorstellungen s der geschulte Tänzer, der tanzende Chor dar. Aber weder das Ballett, noch der absol Tanz sind hier gemeint. Es geht vielmehr um eine neue tänzerische Formgebung, um neues dramatisches Symbol, das den irrationalen Gehalt der inner- und hintergründi Spielvorgänge ins bewegte magische Zeichen, ins tänzerisch kompositionelle Signal h Tanz im dramatischen Verstande ist plastisch gewordene Atmosphäre, flüssig geword Architektur: dramatisch agierender, rhythmisch figurierter Raum an sich. In seiner chore phischen Auswirkung vermag er die magische Tiefe der geistigen, dämonischen und cha schen Welt in viel suggestiverer, weil im körperhaften Bilde lebendigen, Andeutung z zusagen, als dies dem Worte, der Farbe oder dem Klang gegeben ist. Diese Tats bekommt auch für die Bühne unermeßliche Bedeutung: an Stelle der Kulissen tritt getanzte Form, die den jeweiligen Raumgedanken auf transponierter, rhythmisch herrschter Ebene aussagt. Damit ist die dramatische Idee um eine neue, großartige M drucksmöglichkeit bereichert. Das Wort wird dem Tanze Raum und dem tänzeris Gedanken Begriff: der Inhalt jeder Bewegungsfolge bzw. ihre geistige Intensität k so dem Allgemeinverständnis eindeutig gemacht werden. Das vom Tänzer oder d tanzenden Chor inwendig geschaute Bild wird durch die wortliche Aktion nach au gestellt und auf der akustischen Ebene der genauen Vorstellung des Beschauers überge Das Wort schafft dem Tänzer das Motiv, und das Motiv wird dem Tänzer Suggest Aber auch das Wort, d. h. seine rhythmischen Elemente, können unmittelbar auf den T übertragen werden, so daß sich Schritt, Schwung und Geste des tänzerischen Chores r dem sprechorchestisch intonierten Worte richten und so Takt und Intensität von die beziehen — und in dieser dramatisch gehandelten Einheit zwischen Wort und Tanz ist wesentliche Fortschritt der dramatischen Bühne zu erblicken. Niemals aber darf der Tä zugleich sprechen oder der Sprecher zugleich tanzen, denn sobald sich eine solche Zwit mischung zweier auf gänzlich verschiedener Wesensbeschaffenheit beruhender Erscheinun ereignet, ist der Sturz von sachlich klarer Höhe hinab in den krassesten Dilettantis vollzogen. Die Funktionen der beiden Chöre, des tanzenden und des sprechenden, kön immer nur in sinnvoller Verwendung aufeinander bezogen werden, so daß ihre Ein sich aus der gemeinsamen (aber in ihren Darstellungsbereichen getrennten) Aktion er

Eine nicht minder große Bedeutung innerhalb der heutigen theatralischen Vorstellun kommt dem Lichte zu, der farbigen Beschwingung der Atmosphäre, der in den le tenden Zustand versetzten Raumgeistigkeit, der dramatischen Spannung zwischen Hell Dunkel, ruhendem oder bewegtem Licht. Die symbolisch suggestive Eigenart des dramatisie Lichtes wendet sich eindringlich an die Sinnenwelt des schauend Beteiligten und vermag szenisch verwendetes Medium Empfindungs- und Gefühlsvorgänge zu erwecken, die weder der wortlichen noch von der tänzerischen Vermittlung erreicht werden können. Der R wird Erscheinung, mithandelnde und miterleidende, überpersönliche und überzeit Instanz, in jedem Augenblick dem Spielvorgang organisch verbunden und aktiv teilh aller Schicksale und Wesensverwandlungen, die sich in ihm vollziehen. Auch kann bewegte, farbig figurale Licht als Tänzer der räumlichen Erregung, der zeitlich bedin realen Aktion, die transzendent irreale entgegensetzen und so die dramatische Idee in mythischen Ausdruck erheben. Durch Rudolf von Labans Choreographie ist nun auch tänzerischen Komposition eine partiturmäßig präzise Notation zur Verfügung ge worden, was besonders für die dem Tanz verbundene, kommende Dramatik ausschl gebend ist.

Auf dieser Verbindung von Wort, Tanz und Licht beruhen im wesentlichen Form Inhalt der synthetischen Bühne und mit ihr die Wiedergeburt der Tragödie großen S

Maske und Marionette

Von Friedrich Alfred Schmid Noerr in Percha bei Starnberg

Gemeinhin sagt man der Schaubühne nach, daß sie ihrer Herkunft nach zwiespältig sei: sie sei ein Gemächte des urtümlichen Körpertriebs zu seiner Selbstdarstellung in ...g und Ausdrucksgebärden mannigfacher Art; und sodann, sie sei der ebenso uralte ...auplatz des Tragos, des tiermenschlich maskierten Gottbegleiters, der die Offenba...gen göttlicher Sinndeutung den Mysten und der Menge vermittelt.

...ese Nachrede mag unter Schülern stimmen, oder nicht: jedenfalls sind jene zwei ...ndelemente des Spiels und der Ansage des Gottes oder des Schicksals dem Wesen ...Bühnengeschehens zuunterst eingewirkt. Aber ein drittes Element, einerlei, wann ...wo immer zuerst, scheint sich ebenso unlösbar dem Theaterspiel eingeschmolzen zu ...n. Das ist das Schauspielertum als künstlerischer Sonderwert: das, was man die ...auspielkunst im engeren Sinn zu nennen sich gewöhnt hat. Das selbstzweckhafte ...en, des Schauspielers wie des Schauspielleiters, ist ein mächtiges Triebelement der ...nenkunst geworden.

...esem dreifachen Bedürfnis haben sich — da selten Kraft und Begabung eines einzelnen ...eichen, um solches Kräftegespann mit gleicher Befehlsstärke zu durchseelen — dreierlei ...ssene gewidmet.

...sind seit alters die Tanzspiel-Ordner und Schauplatztechniker. Auf irgendwelchen ...n, die sie oft mit großem Aufwand bahnen, langen sie zuletzt doch beim Typus des ...len Pantomimikers an, der geheimnisvolle Spindeln dreht, auf denen kein Flachs ...Arm an sinnscharfer Sage, sind sie oft reich an unverbindlichen, je bunteren, je viel...eren, Lockerungs- und Anregungsmitteln dumpfer Empfänglichkeit.

...sind sodann die Andachts-Veranstalter, die Tendenz-Ansager, die nach Verein, ...inde und Kirche rufen. Nicht selten ist da die Form der theatralischen Mitteilung ...lusdruck eines Vorurteils, das die Schaubühne für ein besonders wirksames Werbe...tt hält.

...sind zum dritten die Rollenschreiber, die Hersteller von „Stücken", anstatt von etwas ...m. Bruchstücke von Gesinnung, sind solche Erzeugnisse gedacht als Gabelfrühstücke ...chauspiele...

Im „Dichter", dem Seelenbräutigam der Schaubühne, ist über alledem noch gar ...icht die Rede. Meist bleibt er vergessen, obwohl er sich in allen diesen Funktionären ...heaters verbergen kann.

...leicht war der Dichter zu allen Kulturzeiten einmal „Mund", verbunden dem ...ntischen Gefolge eines Götterdurchganges durch unsere Erdbahn. Zurzeit und bei ...erzulande ist der Dichter nicht mehr als ein solch festumrissener und einigermaßen ...räglicher Typus zu fassen, sowenig, wie sein an Umfang größtes Instrument, das ...ar. Der dramatische Dichter ist heute vielmehr ein Narr — wenn es hoch kommt — ...ene Faust.

...en ich vom Dichter den Schriftsteller abfälle, und den Bühnenfachmann abblättere ...n gewerbsmäßigen Hersteller von Spielen und Spielereien zu kunst- und schau...verblichen Zwecken aller Art abschäle —: was bleibt dann? Wenn etwas, so wohl ...tungebundene, der etwas zu sagen, mehr, der hier und nun etwas vom Zeitlosen ...il, Handlung und sinnbezogene Abhängigkeit Gerücktes darzustellen wüßte. Man ...s Zeitlose dann gerne Gott oder Welt oder Sinn oder Schicksal oder gar nicht ...e indem man das Namenlose selbst durch würdiges Schweigen ehrt. So bliebe ...n Offenbarer mit Mitteln der Bühnenkunst, ein Zusammenwerfer von mittelnden

Zeichen und Zeichengebern: ein Sym-Boliker also, der ein so scharf, wie urhaft an
schautes Weltbild aussagt, immer wieder aussagt, am hellen Tag, durch klardeutiges We
sinnverdeutlichendes Spiel, Gültiges bedeutende Maske. Ein „Ideen"-Träger, ein Spie
mit den Schatten der Ur-Bilder. Denn von dem Wesen des Theaters als der Aussa
stätte des wahrhaftigen Dichters hat längst schon Platon im 7. Buche der Politeia
letztmögliche Beschreibung gemacht. Das wahre Theater ist die Schattenhöhle der Ide
Es ist nicht bloß um der seltenen Begabung willen schwer, ein dramatischer Dichter zu s
Der Dichter ist daheim nur im Gefolge des Gottes. Steht er vom Licht seiner zur V
kündung drängenden Gottheit gefärbt, so ist schon sein Stammeln eine Predigt und
nur leicht andeutendes Spiel ein Kraftbad des Verstehens für ein gläubiges Volk. Soll
allein, ein Vor- oder Nachläufer des Namenlosen, selbst der färbende Scheinwerfer sei
Gestaltungen über der Höhle der Gefesselten — gemäß jenem Gleichnisse Platons — s
so scheint die Zumutung an das Sterbliche zu groß.

Welches Schicksal aber trägt heute den dramatischen Dichter? Wen ruft die Stun
Den Gefärbten, oder den Färbenden?

Der Gefärbte, das ist der Ansager einer überlieferten Gemeinschaft. Also: ein Prie
Ein Diener geltender Gleichnisse. Ein Einpräger des Mythos in den Gestalten, vielle
auch in den Worten von gestern.

Der Färbende, das wäre der Aussager einer Erleuchtung. Also: ein Prophet.
Diener des Gültigen vor aller Gestaltung. Ein Verkündiger des Mythos dieser oder
erst der kommenden Zeit.

Der Gefärbte hat Haus und Publikum, Kirche und Gemeinde, Bühne und Zuh
umsonst — wo es sie gibt. Seine Kraft entlädt sich fast restlos in die Aussage. D
für ihn ist Weltanschauung, auf der Bühne zu Bildern verdichtet, immer nur Aufn
eines Beispiels in gesicherter Prägung, habe nun eine Gottheit, oder „das Moralis
oder Humanität, oder ein Mysterium, oder was immer, die Speisefolge der Schaugen
bestimmt. Er darf Gläubigen Geglaubtes bestätigen. Er ist stark durch Überlieferung.
ist und bringt ein gesellschaftliches Ereignis. Ibsen und Schiller, Molière und Calde
sind da durchaus gleichartige Typen.

Der Färbende hat gar nichts, das er nicht erschleichen, überrumpeln, erobern m
Er hat vor allem keine Gemeinde. Er hat nur Unzufriedene, Horchende, unzuverl
Neugierige und Zukunftslüsterne vor sich. Manchmal sind ihm auch ein paar Neun
Süchtige zur Hand. Und er kann einen „Theaterreformer" erspringen. Stark ist er
allein durch Überlieferungslosigkeit. Ihm ist nur Kraft der Dichtung gegeben und
Reiz der Bereitschaft zu neuen Ausdrucksmitteln, deren jedes brauchbare ihm recht
Zwei unsichere, seltene, verzweifelt ins Verwegene hinausdeutende Bedingungen.

Dennoch ist nicht eigentlich Anlaß zu Unmut oder Verzweiflung. Sondern hier
einige wunderbare Tatsachen zu erinnern:

Da ist das Nächste: Die Stoßkraft der dichterischen Zeichen, freilich von einem Me
gehandhabt, wächst mit der Zeichenfülle und mit dem Gehalt an Symbolen, je älter
älter die Überlieferung einer Kulturzeit wird. Uns allen dichten sich die schon geschaff
Typen nach rückwärts immer wuchtiger zusammen. Der Held, der Händler, der Mä
der Maschinenmensch, der Organisator, der Arbeiter, der Abenteurer, zahllose Typen d
Erde sind schon durchgeprägt und unser Wissen von ihnen hat übrige Fülle. Neue Ge
vom Zusammenwuchs der mythischen Mächte im scheinbar ruhenden, also scheinbar
tragischen Sein sagen sich da zugleich leichter und weniger dumpf aus und ohne Be
an Stofflichem, an theatralischer Schaubarkeit.

Und dann die gesteigerte, technische Bereitschaft der Bühne: Allenthalben wog
Kritik ums Gewohnte. Der Guckkasten, zumal der nächtliche, künstlich und spitzf
beleuchtete, das eigentliche Erfolgsfeld des schauspielerischen Artistentums, wird nun
und dort gewaltsam zerfällt und zerfällt vielleicht einmal. Man spricht schon lange

ner Krisis des Theaters. Ich mische mich hier nicht in den Streit. Es handelt sich, wer eiß, vielleicht mehr um eine Krisis der abendländischen Menschheit. Aber große Ehre ir die Bedeutung der Bühne und der Bühnendichtung im Leben dieser Menschheit, wenn eren Krisen ausschlagen auch am Manometer des Theaters.

Es gibt nämlich auch für das Theater so etwas wie eine „Tag-" und eine „Nachtansicht", genau ie für den Lebensglauben des Westlertums. Merkwürdige Zahnungen und Überzungen verbinden da das Sinnfällige mit dem Unsichtbaren und das scheinbar bloß umeltlich Bedingte mit dem gespenstig Erzwungenen aus einmal angetretenem Gesetz. s gibt ein Tagestheater und ein Nachttheater.

Im grellen Tag wandelte einst der Tragöde unter der Maske, Träger ihrer „Person", nes Selbstseins entkleidet; sprachen Priester oder Bürger von der Mysterienbühne rab, allein dem begeisternden Wort anvertraut und der bedeutungsgewissen Gebärde. Den Abend und die Nacht bevorzugt seit alters im Osten der Schauspielvirtuose. er vor allem der technisch durchgeformteste aller Darsteller: die Marionette. Sie aucht die künstliche Beleuchtung.

Sonnenbeleuchteter Tagestragöde und farblichtgeschminkte Nachtmarionette, in ihrer ltanschaulich abgrundtiefen Gegensätzlichkeit doch nur oberflächlich durcheinandermischt in Guckkastenbühne und Jahrmarktswurstl, drängen immer wieder voneinander weg, wie Öl von Wasser, sprengen immer wieder die in künstlicher Verwirrung um sie einsam aufgebauten Apparaturen eines Zwittertheaters.

Denn es deutet das alt-europäische Tagestheater auf einen Mythos von der Sonnenzugehörigkeit des Menschen, der, ringend mit finsterstem Schicksal, zum Himmel auf spricht, den Vater Äther vertrauend; oder Zeus, den Vater der Himmlischen und der Menschen, n Zeugen anrufend noch im Untergang, den die dunklen Moiren bereiten.

Aber das Nachttheater der Marionetten deutet auf Eingewöhnung in das Dunkel des anghaft Dämonischen, deutet auf Flucht in alle Reize des künstlichen Lichts und des chanischen, des selbstgenügsam sich selbst schwermütig ironisierenden Artistischen. Und s ist eine Flucht vor dem furchtbaren und allen Daseinssinn bedrohenden Mythos einer apelmannhaften, unbarmherzig von Verstrickung zu Verstrickung fortschreitenden Notwendigkeit.

Freiheit und Zwang, altwestlicher Ideenglaube und altöstlicher Materialismus leuchten ier aus weltanschaulichen Hintergründen hervor.

Unser Theaterspiel hat längst schon die Nacht aufgesucht. Das unverbindliche, dafür ie so grelle Akzente und Affekte anschminkende Rampen- und Scheinwerferlicht des chinisten schränkt uns behaglich ein und schmeichelt uns mit dem Gefühl erlernbarer hverständigkeit. Zugleich beschwichtigen seine auf vertrauter Schaltung beruhenden ungen den abgedunkelten Zuschauer, daß er auch keinen Augenblick zu vergessen icht: Es ist, was hier im Kasten sich begibt, ja alles „nur Theater", eine gesellschaftliche anstaltung gleich anderen Veranstaltungen, womit die westlichen Menschen ihre Nächte ün. Es sind also keinerlei tragische Ansprüche an innere Entscheidung, keinerlei weltanschauliche Rechenschaftsablagen zu befürchten. Sondern es bleibt alles eine Belustigung n stadtbekannten Schauspielern, kunstgewerblich schätzbaren Prospekten und neuesten chinen.

Es gibt selbstverständlich einleuchtende Gründe genug für unsere völlige Eingewöhnung s Nachttheater, ohne daß wir deswegen bekenntniswillig Mythos und Weltanschauung Marionette verkündigten. Wo nähmen wir durch die Tagzeiten Gehetzten auch die e der Feier her? Aber unter unserer tagweißen Europäerhaut wächst uns die Seele chtlich tiefer in eine heimliche Hingabe, blindlings in eine kaum noch abgewehrte sverwandtschaft hinein und gleitet hinüber in die Welt der östlichen Nachtmarionetten. denn anders für den Tieferblickenden der erfolgreiche Einbruch bolschewistischer enkunst denkbar? Und der geheimnisvoll unser Westlerrückgrat entlang prickelnde

Reiz der Tairoff- oder der Piscator-Theatralik verständlich? Die Möglichkeit schon unsere merkwürdig reifen Verständnisses für den Geist der Marionettenmechanik aus dem Oste entstammt selbstverständlich nicht einem Umschwung, einer halbpolitischen Mode von gestern Mag sein, daß das halbgebildete Mitläufertum, Verworrenes im Ohr von östlicher Mysti und asiatischer Frommheit, das stofferstarrte, geistfeindliche Gesicht Asiens in sentimenta grotesker Verfälschung als das eines neuen Heilands sieht. Das kommt vielleicht hinzu ist aber nebensächlich. Wir aber, die wir uns jahrhundertlang schon ohne inneres Ver wundern bequemen, den Sommernachtstraum, oder den Lear, Goethes Iphigenie, ode Kleists Penthesilea niemals anders, als unter dem blakigen Schein von Öl-, Gas- un Magnesiumlampen oder im Stechlicht elektrischer Farblampen sinnlich wahrzunehmen wo nähmen wir denn, vermolcht unter den Schatten von Schatten, in jedem Sinn Marionettensachverständige, die wir sind, auch die Augen her, die noch jenes Aufschauen in den nachtblauen Himmel eines vollkommen unironischen Schicksalsmelders zustand brächten?

Hier begänne wohl ein Thema, des Bedenkens wert, aber den Rahmen dieses Auf satzes sprengend: Das Thema vom hellen, gottaussagenden Willen und von Freiheit un Schicksal des dramatischen Dichters, der den Mythos von der Taganschicht melden so in einer Welt und Weltunanschauung, die, mit allen Spiel- und Bühnensportsregeln ge waschen, kennerisch-instinktlos in den Guckkasten starrt, der Nachtanschicht noch nicht einma von weitem bewußt, der sie verfallen ist. —

Übrigens aber ist das Theater in jeder seiner physischen wie metaphysischen Ausblätte rungen für den dramatischen Dichter überall ein Mittel und nirgends ein Zweck. J Mitteln zu basteln, brächte gerade dem Dichter Erstarrung, indessen es den Ballett- ode Maschinenmeister in Fluß bringt.

Aber nun ist noch eins, das den Dichter entlastet, der — anstatt nach unten in die Apparatu des Theaters, in den Wunschzettel des Schauspielers, oder gar in das neugierbeweg Geschiebe des Publikums zu schielen — unbekümmert nach oben das Ohr wendet, jene stumm redenden Mächten zugewandt, die mit den ewigen Zeichen des Leidens oder de Liebe, in Rache oder Rausch Gestalten des Lebens aussenden in den auf Erden nich endenden Kampf um Bestand oder Untergang unseres klein-großen, menschlichen Wert

Es ist nämlich ein Irrtum am Gleichnis, zu meinen, daß es in Menge gesagt, daß e einer möglichst großen Menge an möglichst vielen Orten zugleich gewiesen sein müsse. E ist der ungeheure Irrtum einer von Mengenanbetung und Zahlenhypnose überwältigte Zeit, die Propaganda dem Werk womöglich schon vorweg zu nehmen, der brennpunk heißen Verinnerlichung die alsbaldige Ausbreitung in die gefährliche Flachheit einer al gemeinen Zeitstimmung vorzuziehen. Auch in diesem Bestreben drückt sich mehrfach be merkter Zeitgeist aus: ein tiefgehendes Mißtrauen gegenüber der zeitlosen Springkra der geistigen Quellen. Ein Unglaube des in unsere Seelenhaltung eingeschlichenen Ma terialismus gegenüber dem selbsteigenen Fortbestand des Geistes. Und, um die innerst Verbogenheit dieser Denkart zu entblößen: eine Angst dieses sich selbst nicht erkennende Unglaubens, als müsse er dem Geist zu Hilfe kommen „mit Hebeln und mit Schrauben" Rasch soll derart in die Breite wirken, was der fruchtbaren Stille anheimzugeben kein mehr vertraut.

Aber das, was in der Höhle Platons die Schatten an die Wand wirft, was das mystisch Geschehen auf Erden einst wie heute bewirkt, das freilich überdauert die launischen Be sorgnisse jener „Gefesselten" in diesem Theater aller Theater. Und so hat der dramatisch Dichter einen unermeßlichen Vorsprung: Er dichtet immer ein *echtes* Drama aus *leben digem* Keim. Er anvertraue es engstem Kreis auf bescheidenstem Bühnenraum: und e kann nicht verloren sein, so wenig wie irgendein Wort der Götter. Sondern es muß au gehen mit Frucht.

Das Drama, wenn man nun auch von ihm abgefällt hat, was nicht Drama, sondern
ls- und Umwuchs des Schauplatzes, des Schaustellers und des Schauspielers ist, war zu
ner Zeit, war an keinem Kulturort je etwas anderes, als die in urtümliche Handlung
ngesetzte Anschauung eines Weltzustandes, einer furchtbar oder schön beharrenden Er-
rung, eines Seelenerlebnisses des letzthin dumpfen Gefesseltseins, oder der heldischen
freiungskraft. Man nennt aber eben eine solche elementare Umsetzung eines Zusammen-
ins von geprägtem Dasein, das will dann sagen: von schicksalhaftem Dasein, in ein
tterhaftes Handeln der dramatische Ur-Sachen schaffenden Mächte: Das Schaffen
s Mythos.

Und also ist freilich Ur-Mythos und Ur-Drama von Anfang an so gut, wie Eins und
sselbe: Ein Phänomen des sich selbst in Handlung auseinanderlegenden Geistes, der
Abstieg ist aus dem Reich der „ewigen Ideen" in ein zeitliches Geschehen, hier, in der
elt unter dem Monde".

Wie also wäre der dramatische Dichter, von seiner Heimat her gesehen, überhaupt je
irgend etwas anderes, als ein Mund des Mythos? Und insofern Welt-Anschauung
int: die Erfassung des Bewegten und der bewegenden Mächte und Kräfte in der Welt,
nicht etwa bloß die idyllische Abmalung eines — außerdem ja nur scheinbar in Ruhe
ndlichen — Oberflächenzustandes, insofern ist ja das Drama der Inbegriff der künstleri-
n Aussage einer Weltanschauung schlechthin: ist die Bühne der Schauplatz, ohne
chränkendes Beiwort, mythisch gesteigerten, durch Menschenmasken hindurchtönenden,
fabelhaft geheimnisvollen Geschehens, wie es ein Dichter durchschaut.

Der Dichter, der solchen Mythos von den Mächten zur Anschauung von einem über die
hin gültigen Weltgeschehen auflichten kann — er diene nun der Tag- oder der Nacht-
cht —, der lasse tanzen oder schreiten, singen oder sagen. Er lasse Maschinen zaubern
Schauspieler sich zu solchen Massen übersteigern, daß ihr Koturn der Sohle oder des
nens ans Maß des Göttlichen streift: das alles und noch viel mehr ist sein Recht —
nicht: sein Sinn. Es ist kein Heil im Beifall bloß irgendwelcher befriedigter Schau-
gier. Denn sie ist die Untreue in Person. Die Kunst, wie der Auftrag, verschmachtet
hr.

uch ist ja der dramatische Dichter kein Papst. Er braucht keine Kirche und keinen Ritus.
t ein Prophet —: So braucht er Nächste, die ihn aufnehmen. Einen Aul. Ein Dorf.
ythos ging aus von Bethlehem. Vom Zirkus der Zehntausend noch nie.

Produktive Kritik

Von Tim Klein in München

Von dem alten Freund des Goetheschen Hauses, dem Hofrat Hüsgen, erzählt Goethe
in „Wahrheit und Dichtung", daß er als Knabe ihn habe sagen hören: „Selbst in
ientdecke ich Fehler". Das war Kritik, wenn auch nicht gerade produktive Kritik. Die
greift so weit und so hoch, wie die Schöpfung und alles menschliche Hervorbringen.
r Theodizee ist produktive Kritik an der Welt geübt worden, der Pessimismus Schopen-
us etwa übt vernichtende negative Kritik an der Welt. Sie taugt nichts, so lautet
Verdikt. Der Optimismus hingegen wendet alle Kunst und List auf, die beste aller
n zu preisen. Wer Voltaires Zadig schätzt, dem ist diese Satire auf den Optimismus
rum ein Juwel negativer Kritik. Bernard Shaw findet alles ganz miserabel in
r Zeit. Positive, produktive Kritik an unserer Gesellschaft zu üben, sind die wenigsten
rupt aufgelegt. Fest steht dieses: ohne daß wir uns dessen immer bewußt sind, be-
n auch wir mindere Sterbliche alles, was wir erleben, sehen und hören, mit Kritik,

nur nicht immer auch das, was wir selber tun und reden. Kritik ist also eine Funktion de menschlichen Geistes, die niemals in ihrem Wirken unterbrochen wird, die jeden Gegenstan mit Werturteilen mißt. Sie ist die Erfüllung des notwendigen Bedürfnisses, zu unte scheiden. Kritiklos nennen wir einen Menschen, der alles unbesehen hinnimmt, ohne na Gründen oder nach Folgen, ohne nach Wert oder Unwert zu fragen. In diesem Sinne i Kritiklosigkeit nur ein höflicher Ausdruck für Dummheit. Wenn z. B. ein Astronom seine Kollegen sagt: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß auf dem Mars Menschen leben", ist das ein schönes Beispiel für eine völlig unkritische Einstellung, die die Zuverlässigke von Beweisen durch die Zuverlässigkeit des Charakters ersetzen möchte.

Halten wir also fest, daß Kritik auf Scheidung, auf Unterscheidung ausgeht. Sie ge ursprünglich auf einen Erkenntnisakt zurück. Der mit der Kritik vollzogene Erkenntnisak dieses Einleuchten von Unterschieden und Wertgraden ist natürlich immer auch mit eine negativen Urteil verbunden, insofern nämlich gewisse halbe oder falsche Erkenntnisse i Erkenntnisakt vernichtet werden. Die Negation innerhalb der Kritik kann ebenso fruchtb sein wie die Position. Als Lessing z. B. negativ feststellte, daß die Franzosen den Aristotele mißverstanden hatten, bereitete er allerdings nicht nur den Boden für eine richtigere Erkenntn der aristotelischen Poetik — was für die Kritik nicht nebensächlich ist, sondern er sah sog durch seinen Aristoteles hindurch: Shakespeare. Es ist überaus fesselnd zu beobachten, w Lessing, um ein konkretes Beispiel zu nennen, negative und positive Kritik verbindet, wo er den Aberglauben behandelt. Jedermann erinnert sich an jene wundervollen Stelle im 10., 11. und 12. Stück der Hamburgischen Dramaturgie. Zu den Gegnern der G spenster und Erscheinungen auf der Bühne sagt Lessing: „Wir mögen im gemeinen Lebe glauben, was wir wollen, im Theater müssen wir glauben, was der Dichter will —", ei Dichter wie Shakespeare. Und nun konfrontiert Lessing den Geist des alten Hamlet m dem Geist des Ninus in der Semiramis von Voltaire. Hier zeigt sich die negative und d positive produktive Kritik. Bei Voltaire ist der Geist des Ninus nach Lessing „auch nic einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu schrecken; es ist der bloße verkleidete Komödian der nichts hat, nichts sagt, nichts tut, was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre da wofür er sich ausgibt . . . Am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände de Reichs, von einem Donnerschlage angekündigt, tritt das Voltairesche Gespenst aus seine Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Gespenster so dreist sind? Welch alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß die Gespenster das Sonnenlicht scheuen, un große Gesellschaften gar nicht gern besuchen?" Und nun dagegen der Geist des alte Hamlet! „Vor diesem Gespenst richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubige oder ungläubiges Gehirn bedecken." Wie Lessing die Wirkung des Gespenstes auf de Zuschauer im Spiegel von Hamlets Schrecken und Zerrüttung darstellt, wie er geradez nachweist, daß das Gespenst des Ninus lächerlich und die Erscheinung des alten Haml furchtbar ist, dieses ist eine der glänzendsten Proben nicht nur negativer sondern auch pr duktiver Kritik.

Bei produktiver Kritik handelt es sich also immer um einen ursprünglichen logische oder anschaulichen Erkenntnisakt, der aus dem kritisierten Objekt etwas produzier etwas weiterführt, etwas vorwärts führt, der also etwas zur Gestaltung beiträgt. W wenig aber sowohl für die negative wie für die positive, produktive Kritik sich etw dogmatisch für spätere Zeiten folgern läßt, erkennt man zu seinem Schrecken, wenn m einen Blick tut in die Fehlurteile von Kritikern, deren größter Lessing war. Setzen w die von Viktor Hehn (Gedanken über Goethe) aufgestellte Vermutung des Neides u der Eifersucht gegen Goethe beiseite, so bleibt doch von der Beurteilung des jungen Goet durch Lessing genug übrig, um zu beweisen, was es mit der apodiktischen Sicherheit d kritischen Urteils auf sich hat, namentlich in Zeiten, wo ein neuer Genius in der Dichtu sich ankündigt. Derselbe Mann, dessen Geist für Shakespeare offen war, findet sich v dem jungen Goethe schlechthin nicht zurecht. Dabei wollen wir von der persönlich

Schärfe im Urteil über Goethe gelegentlich des Götz von Berlichingen einmal ganz abgehen. Als Lessing erfährt, daß der Götz von Berlichingen in Berlin mit Beifall aufgeführt wird, schreibt er an seinen Bruder Karl: „Das ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Meil (der Kupferstecher, der die Kostüme dazu gezeichnet hatte) hat ohne Zweifel den größten Teil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen." Und an Wieland schreibt er ein Jahr darauf: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gerne auf einem Weg möchte finden lassen." Er meinte natürlich Goethe. Das Merkwürdige an dieser Haltung Lessings ist eigentlich, daß er sich öffentlich gegen das strahlend aufsteigende Genie nicht geäußert hat. Wir würden aber dem großen Kritiker unrecht tun, wenn wir aus seinem kritischen Verhalten Goethe gegenüber Schlüsse auf sein kritisches Ingenium ziehen wollten. Lessing stand eben inmitten einer Zeit, die beherrscht war vom Rationalismus, von der rationellen Form und nicht von der organischen; das Auge der Zeit wurde eben gerade durch Goethe und Herder für das organisch Gewachsene und dessen höhere Gesetzlichkeit geöffnet. Die ganze Kritik der Zeit am Götz von Berlichingen leidet an dem eigentlichen, großartigen Thema, das im Götz entfaltet wird, vorbei. Heute bezweifelt niemand daran, daß die Tragik des Götz von Berlichingen eben in dem Untergang des unmittelbareren, reineren, menschlicheren Zeitalters durch ein neues beschlossen ist, das an Wert tief unter ihm steht. Daß dieses neue, höfisch-diplomatische Zeitalter im geschichtlichen Rechte ist, ja, daß sich hier ein notwendiger organischer Prozeß der Geschichte vollzieht, erhöht zwar die Tragik des Untergehenden, war aber für Goethes Zeitgenossen das am schwersten zu durchdringende Neue. Wir haben es also hier, kurz gesagt, nicht etwa mit einem Unvermögen der Kritik an sich zu tun, sondern sehen klar, wie die Zeitform des Dramas mit der Zeitphilosophie innerlich verbunden ist, und wie beide vor aller Entthronung zurückbeben. Auch dies ist Tragik des menschlichen Geistes, daß er bedingt und nicht absolut ist, daß er Erfahrung und Offenbarung mißkennt und mißdeutet, gnade dann, wenn er seine vermeintlich absoluten Maßstäbe kritisch geltend macht. Von Klopstocks verblendetem Urteil über Goethe sei nicht im besonderen die Rede, es sei nur festgestellt, daß er mit den Berlinischen Spöttern, Friedrich Nicolai und Konsorten, im gleichen Schritt und Tritt ging. Die durch Nicolai vertretene platte Aufklärung und der durch Klopstock fast bis zur Verneinung der menschlichen Grundlage der Kunst getriebene Pietismus finden sich hier zusammen.

Diese zwei Beispiele aus der Zeit, da unsere große klassische Dichtung ins Leben trat, kann sich durch ein anderes Beispiel vermehren, dessen Bedeutsamkeit nicht minder groß ist. Es betrifft die Kritik, die Garve über Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft während eines Badaufenthaltes in Pyrmont schrieb, und die zwar Kant dem Kritiker, der Kritiker aber sich selbst niemals verziehen hat.

Will man vordringen zu objektiven Kriterien der Kritik, dann muß man sich an den Satz halten, daß das Genie sich selbst in der Kunst Gesetze gibt. Das Genie allein und sonst nichts und niemand. Es ist Goethe gewesen, der in den Horen (1795) auf diese gesetzgeberische Tätigkeit, auf diese produktive Kritik in einem kleinen Aufsatz, den er „Literarischer Sansculottismus" überschrieb, hingewiesen hat. Er meint die Kritik, die der Dichter an sich selbst übt, indem er innerhalb seines eigenen Werkes gesetzgebend waltet und zu möglichster Vollkommenheit zu streben bemüht ist. Goethe meint, es sei nicht zu viel gesagt, wenn er behaupte, daß ein verständiger, fleißiger Literator durch Vergleichen der sämtlichen Ausgaben Wielands (Plattenzustände) die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können — Geschmack hier in dem Sinne des Ästhetischen überhaupt genommen. Es gibt eine große Anzahl deutscher Dichter, die solchergestalt an sich selbst Kritik übend, ohne Zweifel produktive Kritik in ihrer Reinheit getrieben haben. Da ist z. B. Eduard Mörike; ihm gelang in vielen Fällen auf einen Wurf das Vollkommene. In einem

seiner schönsten und geheimnisvollsten Gedichte, wo „die Nacht ans Land steigt", ist n
eine Korrektur in der zweiten Ausgabe angebracht, die den vollen Beweis dafür erbring
wie der Dichter selbst das Höchste an produktiver Kritik zu leisten vermag. In der erst
Fassung heißt es nämlich: „Bedächtig stieg die Nacht ans Land", dafür heißt es in d
zweiten Fassung: „Gelassen stieg die Nacht ans Land". Solche Beispiele ließen si
für die dramatische Dichtung häufen: Faust, Iphigenie, Tasso, Götz, Fiesco, Wallenstei
Käthchen von Heilbronn, Robert Guiscard haben verschiedene Urgestalten. Ich will m
diesen wenigen Beispielen selbstverständlich nicht sagen, daß die philologische Vergleichu
und in der Bildkunst die Vergleichung von kanonischen Werken nun die Quelle der pr
duktiven Kritik sein soll, sondern ich wollte nur darauf hinweisen, daß der im Wachstu
und im Schaffen begriffene Dichter produktive Kritik in vollkommener Weise üben kan
Denn es ist oft auch vorgekommen, daß große Dichter ihr Werk, wie Kleist den Robert Guiscar
verdorben, ja zerschmettert, zum mindesten aber nicht verbessert haben; ich erinne
nur an die letzte Bühnenbearbeitung, die Goethe seinem Götz hat angedeihen lassen. I
bin, wie gesagt, weit davon entfernt, von philologischer Vergleichung oder überhaupt v
dem Vergleichen dichterischer Werke und anderer künstlerischer Werke untereinander
wobei meist der eine mit dem andern totgeschlagen wird — Wesentliches für die pr
duktive Kritik zu erwarten. Ich meine dasselbe, wie wenn ich sage: von Probe zu Prob
übt der Regisseur positive Kritik, führt er aus einem Zustand das Stück in einen ander
höheren über, genau wie der Darsteller das tut oder tun soll.

Wir stehen, glaube ich, vor dem innersten Problem der produktiven Kritik. In eine
ursprünglichen Erkenntnisakt und Anschauungsakt zu begreifen, was denn nun der dram
tische Dichter eigentlich hat darstellen wollen — dies ist das erste, und weiter: darzutu
ob und wie er das, was er wollte, dramatisch bemeistert hat, und drittens: zu zeigen, w
er es hätte machen müssen, wenn er nun einmal diese oder jene dramatische Idee gefa
hatte —, das sind ungefähr die zunächst allerdings etwas kahlen Kennzeichen produktiv
Kritik. Genau dasselbe hat positive Kritik mit der Aufführung auf der Bühne zu tu
Das erstere ist keineswegs die heute so verpönte „literarische Kritik", sondern sie geschie
immer im Hinblick auf die Bühne, und im zweiten Falle, dem der Kritik der Bühne
aufführung, ist diese nicht bloß Besprechung des Theaters, denn die Kritik der Aufführu
geschieht auch im Hinblick auf die Dichtung.

Drei Gegenstände der Kritik: Wollen, Können, Gelingen schließen sich in der Anwendu
sofort zusammen in einen Akt, den ich die Wirksamkeit des ganzen Menschen in der Kri
nennen möchte. Die Kritik, die nur mit dem Verstand gemacht ist, wird ebensowe
produktiv sein wie die nur aus dem Gefühl geschöpfte, die ich impressionistisch nenn
will, wiewohl diese schon einen Schritt nach dem Ideal produktiver Kritik hin bedeu

Fassen wir nun die Kritik ins Auge. Man erkennt ja etwas am besten, wenn man
entstehen sieht. Ich stelle mir die Entstehung der Kritik eines Dramas, das auf
Bühne erscheint, folgendermaßen vor. Am Bühnenabend treten drei Kräftefelder
Aktion. Das erste Kräftefeld ist die Bühne, das zweite das Publikum, und das dritte
Kritiker. Es gehen also drei Aufführungen vor sich. Die eine wird geleistet von den D
stellern, die die Regie anführt, und von der Inszenierung. Diese Aufführung ist nicht etwa bl
Reproduktion, sondern Schöpfung nach Gesetzen, die der Bühne selbst eigentümlich si
wenn auch jeder Dichter eine Aufführung nach seinem Stilgesetz fordert. Aber trotzde
es handelt sich um die Übersetzung eines dramatischen Dichtwerkes in den Raum, also
der bloßen Zeit in ein ganz anderes Element, das heißt: in eine andere Kunst. W
ich einen analogischen Vergleich gebrauchen darf, so möchte ich die Übertragung ei
Gemäldes in eine Radierung oder noch deutlicher die Übertragung eines zweidimensiona
Bildwerkes, etwa eines Gemäldes, in den dreidimensionalen Raum, in die Plastik nenn
Es ist eine alte Erfahrung, daß Dramen, von einem guten Rezitator gelesen, eine t
Wirkung üben können, während sie auf der Bühne versagen. Das kommt daher, daß

Person des Vortragenden die Handlung, die Stimmung, den Rhythmus fest zusammenhalten kann. Auf den Brettern aber entrollt sich mit Unerbittlichkeit ein optisches Bild im Raum. Was, vorgelesen, beisammenbleibt, ist nun in Gefahr auseinanderzufallen. Wenn Goethe einmal sagt, daß es für ihn keinen tieferen Genuß gäbe, als Shakespeare rezitieren zu hören, so deutet er diesen Tatbestand an. Auf der Bühne geht also eine Schöpfung, ja eine Neuschöpfung, vor sich. Das tritt besonders da hervor, wo es sich um Stücke handelt, die nur durch die Kunst der Darsteller und des Spielleiters eine Wirkung haben. Sie mögen schlecht gebaut sein, ja sie dürfen von Plattitüden wimmeln, es kann vorkommen, daß kein einziger Mensch in ihnen ein Mensch in unserem Vollsinne ist, wie das ja bei der der mit Typen arbeitenden älteren Komödie der Fall war. Solche Dramen sind gewissermaßen Vorwände für den in diesem Fall fast rein schöpferischen Darsteller.

Ich will sagen, daß es ein Irrtum wäre, zu glauben, das Drama auf der Bühne sei nur eine Spiegelung der Urschöpfung des Dichters. Immer ist auf der Bühne die Schauspielkunst das erste. Ich möchte kein Mißverständnis hervorrufen, sondern sogleich hinzufügen, daß selbstverständlich der Dichter mit seiner schöpferischen Vision erscheinen muß. Denkt man aber nur einen Augenblick an die ungeheure Verschiedenheit etwa unter den Hamletdarstellungen der Vergangenheit und der Gegenwart, so wird klar, daß es kanonische Auffassungen des Dichters beim Übertritt seines Dichtwerkes auf die Bretter nicht gibt und nicht geben kann. Etwas anderes ist es mit der Ehrfurcht vor dem Dichterwort. Diese Ehrfurcht halte ich bei allen als klassisch bezeichneten Dramen für selbstverständlich. Sie sind aber auch oft den Neueren zustatten. Sobald der Vorhang in die Höhe gegangen ist, beginnt also ein dämonisch inspiriertes Spiel vom Leben, gespielt nach gewissen unerschütterlichen Gesetzen der Bühnenkunst — wobei natürlich der Zeitgeschmack diese Gesetze abwandelt. Aber: die Gleichwertigkeit der zwei Glieder einer Gleichung muß bleiben. Wenn diese Gesetze verachtet werden, wird die Kasse bald protestieren. Das Wesentliche an diesem Spiel sind Gestalt und Bewegung der Gestalt, Wort und Versinnlichung des Wortes, also Geist und Verleiblichung des Geistes. Das Wort bringt nicht nur die Motive zu der Handlung ans Ohr, sondern im Worte flutet auch der Rhythmus, der die Gestalt bewegt. Hier liegt eine der wichtigsten Forderungen an die Bühnenkunst, daß es nämlich nicht allein einen idealen Raum zu gestalten, zu tapezieren, zu möblieren oder zu entleeren gilt, sondern daß Gestalt und Wort, daß innerer und äußerer Sinn dieser beiden unter dem Gesetz einer ideellen Folgerichtigkeit, einer überzeugenden Notwendigkeit stehen. Was ich meine, ist nicht etwa bloß die Übereinstimmung von Affekt und Physiognomie, sondern das ganze Dichtwerk und seine Erscheinung auf der Bühne steht unter der Forderung, daß seine Idee, seine Seelengestalt, sein mannigfaltig organisierter Seelenkörper sinnliche Erscheinung werden soll. Auf der Bühne also erscheint im Ablauf der Zeit eine Gesamtgestalt, und wenn Schiller einmal sagt, der dramatische Dichter dürfe sich sein, wenn er am Ende seines Dramas die dramatische Idee wiedererkenne, so meint er nichts anderes, als daß im Ablauf der Zeit die Gestalt zwar abgewandelt, aber immer sich identisch, als in sich beruhend und aus sich heraus erkennbar, mit einem Worte als Charakter erscheinen müsse. „Die charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig." (Goethe, Erwin von Steinbach.)

Es handelt sich also bei der Aufführung auf den Brettern um die Entfesselung eines Individuums, das zugleich Totalität ist, es handelt sich um ein Ganzes, um die Hypostase, das ist die Leibwerdung einer dramatischen Idee mit allen den Abstufungen, deren die Idee fähig ist, letzten Endes um einen Kosmos, um eine geordnete Welt, die irgendwie in Widerstreit mit sich selbst geraten ist, daher die Tragödie und die Komödie die einzigen Formen des Dramas sind oder sein sollen. Was als Schauspiel dazwischenliegt, wird immer ein mehr oder weniger neutrales Produkt sein. Sein eigentliches Leben hat das sogenannte

Schauspiel wesentlich in der Entfaltung gesellschaftlichen Lebens, wo die Vorstellung v
der Gesellschaft als solcher die leitende Vorstellung ist.

Mit diesem letzten Gedanken treten wir ins Publikum ein. Ich sagte oben, daß d
zweite Bühne gewissermaßen im Publikum aufgeschlagen ist. Auf dieser ideell
Bühne im Hirn und Herzen des Publikums wird dasselbe Spiel gespielt wie oben a
der Bühne, nur ist die dramatische Vision, die das Publikum hat, durch seine Seele hunde
fach mitbestimmt und abgewandelt. Das Publikum ist auch Kritiker wie der Regisseur u
der Darsteller, und zwar ein Kritiker, den keine Bühne ungestraft überhören darf.
romanischen Ländern ist das Urteil des Publikums viel lebhafter, sicherer und entscheidend
als bei uns. Goldoni erzählt in seinen Lebenserinnerungen, daß er ein Stück, das vo
Publikum einmal abgelehnt war, sofort fallen ließ und nicht zum zweiten Male spiel
Goldonis Zuhörer und Zuschauer waren Venezianer, und zwar hat Goldoni vie
Komödien bekanntlich vorwiegend für das am Hafen und auf dem Markte beschäftig
Volk geschrieben. In Deutschland haben wir von jeher eine dramatische Produkti
gehabt, die aus einem gewissen literarischen Ehrgeiz heraus und auch unter dem wachsend
Druck der Intelligenz in den Weltstädten eigentlich bloß für diese Intelligenz geschaff
ist. Man wird nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, daß dieser Zustand, das Auseinand
klaffen von Literatur und Dichtung für die deutsche Dichtung der letzten drei Jahrhunde
überhaupt bezeichnend ist. Und es ist höchst charakteristisch, daß z. B. die Berliner Intellige
der Geniezeit, vertreten durch Nicolai, sofort sich gegen die neuaufkommende Pflege d
Volkspoesie gewendet hat. In der Entwicklung Goethes kann man die fortschreitende Er
fremdung beobachten, die sich zwischen den blutvollen, urtümlich gewachsenen, ja
vulkanisch emporgeschleuderten ersten Würfen und der späteren literarischen Produkti
vollzieht. Man denke nur an den Urfaust und an die ungeheure Fracht von Bildungsst
im 2. Teil. Bis in den Schlußvisionen dieser Bildungsstoff wieder verbrannt ist, und di
geisterhaften Zeilen, die der gewaltige Greis vor seinem Tode niedergeschrieben hat, w
Firnschnee in der Abendsonne leuchten. Es ist also bei der Beurteilung der dramatisch
Vision im zweiten Schauspiel, das im Publikum vor sich geht, zu beachten, in welch
Weise das Publikum selbst Kritik übt. Und da kann man die Beobachtung machen, d
das einfache Publikum, also die Nichtintelligenz, wenn der ironische Ausdruck erlaubt i
für die bloße „Literatur" wenig Organ hat, daß es den dramatischen Aufbau, die schweben
Ironie, den beziehungsvollen Dialog, die raffinierteren Feinheiten eines literarisch
Dramas kaum zu würdigen versteht. Ja, es ist eine alte Sache, daß die Stimmung d
„einfachen" Publikums etwa in einer Tragödie leicht umschlägt, so daß es da sich zu
Lachen gereizt fühlt, wo der Dichter und Darsteller ernste Rührung oder Erschütteru
beabsichtigt hatten. Dieses natürliche Schwanken des einfachen Publikums sollte ke
Gegenstand des überlegenen Lächelns oder gar der Entrüstung sein, sondern man könn
daraus schließen auf größere Beweglichkeit, Lebendigkeit oder besser: auf größere Nä
am Leben selbst. Man soll sich durch dieses Schwanken ja nicht irremachen lassen an de
Gesamtgefühl der Zuschauer, das man naive Bereitschaft, also kritische Unbefangenhe
nennen kann. In einem Trauerspiel will es eben weinen, und in einer Komödie will
lachen. Hier knüpft die Kunst unmittelbar an die urtümlichen, primitiven Bedürfni
des Volkes an. Und dann hat die von der Bühne her ins Publikum hineinschreiten
dramatische Vision ihre Wirkung erreicht, wenn sie die ursprünglichen Affekte geweckt u
gereinigt hat. Wir kommen um den alten Aristoteles eben doch nicht herum und woll
es auch gar nicht. Jede Klassikervorstellung, jede Vorstellung auch moderner Dichter, d
mit echten Mitteln Lachen und Weinen hervorrufen, beweisen, daß es sich um die Läuteru
der Affekte handelt, die ja im Volk an sich unbefangener da sind und sich äußern, als
den sogenannten höheren Schichten. Die Masse der Zuschauer drängt darauf, Schick
zu sehen, nachzuerleben, und — das ominöse Wort kann nicht umgangen werden: erhob
zu sein. Geschieht das nicht, dann kann immer noch ein sogenannter „Publikumserfol

tgestellt werden, aber über die wahre Kritik des großen Publikums dürfte man sich doch ht hinwegtäuschen. Man vergesse nicht, daß gerade im deutschen Volk das Theater mer noch als Bildungsstätte, Bildungsmittel angesehen wird, und man vergesse auch ht die Begriffsverwirrung, die dadurch entstanden ist, daß die bildende Kunst wie die chtkunst und die Schauspielkunst viel zu sehr als Bildungsangelegenheit angesehen rden anstatt als eine Sache des Lebens. Am Leben aber ist die Dichtung und die Kunst messen und nicht an der Literatur oder an einem gerade geltenden ästhetischen Kanon. e Bemühungen unserer Zeit, das Volk beim Theater festzuhalten, werden erst dann len Erfolg haben, wenn man mehr darauf achtet, wie das Volk in seiner Seele die matische Vision umbildet, wie durstig es in seiner Not nach einer Bürgschaft dafür ist, ; es unmittelbaren Anteil haben darf, ja haben muß an der geistig-leiblichen Gestalt, ihm von der Bühne her als ein Lebendiges entgegentritt. Mit dem Anteil, den es Bühnenabend durch Klatschen oder Zischen bekundet, ist das letzte, was es in sich hat, ;t erschöpft. Sondern es kann ganz anders Anteil nehmen, indem es nämlich als Zu- uer und Zuhörer die Darstellung eines Bühnenwerkes durch sein seelisches Mitspielen mehr als durch sein kritisches Denken beflügelt, und umgekehrt dadurch, daß von der hne Antriebe kommen, die das Volk zu einem geistig-leiblichen Ganzen zusammen- nieden helfen. Außer dem Ausdruck von Beifall und Mißfallen am Bühnenabend dem Zuströmen oder Wegbleiben von einer Aufführung hat das Publikum zunächst kritische Stimme nicht. Und dennoch sind Städte wie Wien, München, Berlin, die Entwicklung der deutschen dramatischen Dichtung und Schauspielkunst von sehr ßer Bedeutung geworden, weil dort ein Theaterpublikum war, das die Bühne reichlich Theaterblut versorgte, aber auch den Dichter wie den Darsteller durch lebhafte Anteil- me trug.

Wenden wir uns nun der dritten Aufführung zu, die sich am Bühnenabend vollzieht. Der Zuschauer ist natürlich wesentlich aufnehmend, wenn er auch die dramatische on nach seiner eigenen Weltanschauung, nach Zeitbedürfnissen u. dgl. verwandelt. ie Kritik (im engeren Sinne) fordert in hohem Maße neben dem rezeptiven das aktive mögen heraus. Im Kritiker entsteht das Drama, das droben auf der Bühne gespielt i, insofern neu, als es bei ihm zusammentrifft mit der Vorstellung, die er sich von der matischen Vision des Dichters entweder schon gemacht hat oder während der Auf- ung macht. Der Kritiker ist bewußtes Publikum. Es heißt dem kritischen Geschäft falsche Ehre antun, wenn man sagt, daß der Kritiker unvoreingenommen sei. Er ist ich voreingenommen, insofern er bestimmte Vorstellungen oder Maßstäbe, eine von selbst gebildete Gestalt des Bühnenwerkes, eine eigene Vision des Dramas, mit einen Platz bringt. Er ist so voreingenommen wie der Richter, der die Idee des Rechts, eltende Recht und das Bild, das er aus den Prozeßakten geschöpft hat, an den Richter- nitbringt. Er hat die naive Bereitschaft nicht wie das Publikum, das oft am Schauen schon seine harmlose Freude hat. Der Kritiker aber kann sich so völlig der hohen An- rung an die Projizierung des dramatischen Gedichts in den Raum, er kann sich der rung an die Konsequenz und Glaubhaftigkeit der Charaktere, an die Wucht und den mus einer Handlung, er kann sich auch der Ansprüche, die an Mimik und Sprache llen sind, so leicht nicht entschlagen, auch wenn er es wollte. Denn darum ist er ja nterscheider, der Deuter, der sich verantwortlich Fühlende. Kritik hat ihre ethische chnur in der freiwillig übernommenen Verantwortung für die ästhetischen und sitt- Werte der Kunst dem Volke gegenüber. So entsteht ein oft schmerzhaftes Ringen en dem, was die Wirklichkeit der Bühne bietet und dem was die gedachte Wirk- der Kritik fordert. Kritik entsteht also durch das mehr oder weniger scharfe Zu- ntreffen des Bühnenwerkes mit der Vorstellung davon, die der Kritiker in sich t hat oder erzeugt. Insofern ist alle Bühnenkritik subjektiv. Aber wenn erfahrene rbesucher im Publikum diesen Darsteller oder jene Darstellerin messen mögen

an anderen Darstellern oder Darstellerinnen, die sie in derselben Rolle gesehen haben
hat der Kritiker aus der Seelengestalt des Dramas und der Rollen selbst ein Objekt
zu bilden, an dem die Darstellung zu messen ist und insofern kann die Kritik objektiv
auch produktiv sein. Eine Iphigenie zum Beispiel darf eben die Geschichte des Atrid
hauses nicht so erzählen, als bekenne sie dem König Thoas einen jugendlichen Fehlt
Die Seelengestalt der Iphigenie nimmt eben selbst Anteil am Heroisch-Titanischen,
da gibt es keine „Auffassungen", sondern da gibt es nur die aus der dramatischen Dicht
selbst erhobene innere Gesetzlichkeit des Charakters. Ich will mit diesem Beispiel
andeuten, in welcher Richtung der Kritiker, wenn er auf die dramatische Dichtung b
produktiv wirken kann. Er tut es immer dann, wenn er aus dem Gesamtkosmos
Dichtung selbst heraus eine Gestalt deutet, und sie an die Gestaltung durch den Sch
spieler hält. Es bleibt auch von diesem Standpunkt aus immer noch Raum genug für
schöpferische Gabe des Darstellers. Ja durch eine Kritik, die immer ihr Augenmerk auf
Vision des Dichters gerichtet hält, kann der Darsteller ‚wenn er will, zunächst zu e
richtigeren und dann zu einer wirksamern Auffassung seiner Rolle kommen. Allgem
bekannt ist ja das Verhältnis E. T. A. Hoffmanns zu Ludwig Devrient. Sehr bezeichn
hat sich dieses Verhältnis erhalten in der Anekdote, die erzählt, wie Devrient nach einer
stellung des 1. Teiles von Shakespeares „Heinrich IV." in die Weinstube von Lutter
Wegener kommt. E. T. A. Hoffmann pflegte den berühmten Darsteller, wenn er beson
mit ihm zufrieden war, mit voller Kraft in den Schenkel zu kneifen. Als Devrient wi
einmal in die Weinstube trat mit dem Schlachtruf: „Sekt, Du Schurke!" blieb E. T
Hoffmann sitzen und rührte sich nicht. Devrient, noch heiß von der Rolle, fragte, o
denn nicht zufrieden wäre. Darauf sagte E. T. A. Hoffmann: „Du hast heute ges
wie ein Schwein!" Im Verlaufe des Gesprächs setzte E. T. A. Hoffmann nun dem Frei
Devrient auseinander, daß Falstaff doch allen andern Personen im Stück intellek
hoch überlegen sei, und daß das an diesem Abend nicht hervorgetreten sei. Wenn
mich nicht irre, ist das ungefähr der Sinn der Anekdote. Das ist ein Beispiel produk
Kritik — was es nicht wäre, wenn E. T. A. Hoffmann bloß gesagt hätte: „Du hast h
gespielt wie ein Schwein!"

Was für die Nach- und Mitgestaltung einzelner Rollen durch den Kritiker gilt, das
selbstverständlich vom ganzen Werk, ja unter Umständen darüber hinaus von der
urteilung des Zeitgehalts oder der Idee, vor allem aber davon, ob auf der Bühne
Schicksal gestaltet worden ist. In unseren Tagen halte ich jede Kritik für produktiv,
aus dem rein Zufälligen, aus dem bloß Zeitbedingten oder gar Schlagwörtlichen hin
führt auf den Boden echten Menschenschicksals. Wenn Gerhart Hauptmann über die
literarische Zeitbewegung des Naturalismus von vornherein hinauswuchs, schon als
erstenmal sein Stück „Vor Sonnenaufgang" auf der Freien Bühne gespielt wurde,
wenn Theodor Fontane sofort erkannte und deutete, daß hier eine neue große Begab
aufgetreten war, so kann man das als ein wundervolles Zusammentreffen eines
zeitlichen, wenn auch in der Zeit wurzelnden dramatischen Dichters mit dem posi
Kritiker bezeichnen. Es ließe sich aber ein Kritiker denken, der heute sieht, wie sich schicksa
zwei Strömungen im modernen Deutschland überworfen haben. Auf der einen
hatten wir die ungeheure Expansion der Industrie und Wirtschaft, die notwendig
Macht verflochten ist. Man hätte von einer solchen Zeit, die nun zusammengebroche
eine wesentlich heroische Dichtung erwarten können, wie sie z. B. die Russen in der
vom „ewigen" Rußland, das sich über die Erde breiten wird, immer gehabt h
Man denke nur an die großartige Vision Nikolaus Gogols, wo die russische Troika
ein Sturmwind über den beschneiten russischen Erdball dahinfährt. Bei uns, so k
jener gedachte Kritiker sagen, hatte die Zeit zwar die Vorstellung der Macht erzeugt,
aber keinen entsprechenden vertiefenden dichterischen Ausdruck dafür gefunden, so
in der Zeit der Ausdehnung des deutschen Volkes hatte es im größten dichterischen Ver

e Dichtung, deren höchste Idee das Mitleid gewesen ist. Hier kämpften also schon zwei, nn nicht entgegengesetzte, so doch in der Wurzel streng getrennte Impulse miteinander. ist eine tragische Geschichte, daß das dem Deutschen angeborene Streben nach Mensch- keit sich ausschließlich verband mit gesellschaftlichen Bestrebungen und so dem Vor- rtsstreben des deutschen Volkes als Ganzen in die Geschichte hinein der Dichtung nicht e Weihe geben konnte, wie es etwa Shakespeare dem Elisabethanischen England und hiller und Heinrich von Kleist dem um seine bare Existenz ringenden deutschen Volke geben hatten.

Die Kritik, die von der einzelnen Gestalt auf der Bühne an bis in die großen geistigen ltzusammenhänge, in das Weltbild hinein den Weg zum Gestalten und zum Erkennen se, eine solche Kritik wäre im vollsten Sinne produktiv, ja sie trüge ein phetisches Amt. Aber die Kritik muß sich bewußt bleiben, daß sie zu dienen hat und daß schöpferisch in dem Sinne des Dichters, des Künstlers, nicht ist und nicht sein kann. nn man die Geschichte der Kritik überblickt, so muß man feststellen, daß sie sich, mit nigen Ausnahmen, gegenüber dem Besten, was die Zeiten je und je hervorgebracht en, konsequent bis auf die Knochen blamiert hat. Man braucht nur an Heinrich von ist zu denken, an Hebbel, an Richard Wagner, an Hans Thoma und viele, viele andere. d die Kritik keiner Zeit ist sicher vor solchen Irrtümern. Am wenigsten ist es diejenige tik, die da glaubt, ihr eigenes Geschäft sei schöpferisch, sei ebenbürtig dem schaffenden tius, der auf der Bühne erscheint. Die Kritik kann der Form nach kunstvoll, sie kann für sich Meisterwerk sein nach logischer Schärfe, stilistischer Vollendung, nach Anschaulichkeit Plastik, aber sie kann niemals von sich abstreifen, daß sie auf Erkenntnisakten beruht, em Vater der Zweifel ist — auf Scheidungen und Verbindungen, die vom wahren öpfungsakte sehr weit entfernt sind, wenn auch der Kritiker eine starke Phantasie en muß. Die Kritik tut ihr Bestes immer, wenn sie bleibt, was sie ist, wenn sie den en bereitet für das Große und Schöne, mächtig Vorwärtsdrängende, indem sie das chte und Mittelmäßige und Abgestandene abwehrt, wenn sie, wie das z. B. Lessing Shakespeare, die Romantik mit eigenen deutschen Überlieferungen oder mit eron oder mit Indien getan hat, — altes Schöpfungsgut entdeckt oder Neues auf Schild hebt.

iemand wird leugnen, daß die Theorien und Kritiken des Dramas, wie sie Lessing, ller, Hebbel, Richard Wagner aufgestellt haben, für sich selbst und für die Erkenntnis von den genannten Dichtern geschaffenen Kunstwerke von großer Bedeutung sind. haben hier Meisterwerke der produktiven Kritik vor uns, und dennoch sind sie nur die retischen Spiegel der eigenen Schöpfungen. Die großen Genien kreisen um ihr eigenes ffen, sie erleuchten es, aber kein anderer Dichter und Künstler findet in ihnen etwa eln, die er für sein Schaffen unmittelbar produktiv machen könnte. Das Genie gibt e sich selbst die Regel, aber nicht andern.

Der auch die Kritik selbst darf sich nicht an sie binden, wenn sie die schöpferischen Kräfte rem bescheidenen Teil fördern will. Darauf aber läuft jede produktive Kritik hinaus, sie überall das schon Geschaffene in seiner Reinheit erkennen lehrt und so dem dramati- Erbe der Nation und der Kulturvölker überhaupt keinen Abbruch tun läßt. Sie ist uktiv aber auch dann und besonders dann, wenn sie die schöpferischen Kräfte der genwart erkennt und fördert.

Da tut sich nun vor uns die Schicksalsfrage auf: ist produktive Kritik dem dramatischen Schaffen unserer Zeit gegenüber in voller Reinheit noch möglich? Wir haben, aufs te und Ganze gesehen, eine wesentlich programmatische Dichtung. Ich will damit , daß sich in der dramatischen Produktion kunstfremde Motive äußern. Es ist für einen Kunstsinn unserer Vorfahren überaus bezeichnend, daß sie die gewaltige Um- ng, die vor rund 150 Jahren einsetzte, also die Probleme der Zeit, nicht umging, er mit ungeheuerer Kraft ins rein Menschliche zu erheben wußte. Als zum erstenmal

Schillers Räuber über die Bühne rauschten: in tyrannos!, da wurde im Feuer großen Leidenschaft, die Schiller durchglühte, revolutionärer Rohstoff, ich möchte sag in eine bindende Kunstform eingeschmolzen. Es war immer die Idee der Freiheit, Schiller begeistert hat. Aber er schrieb niemals ein Programm in Dialogen. Gibt es in seiner dämonischen Leidenschaft wilder dahinwogendes Stück als die Hermannschl von Kleist, die der Einheit und der Gegenwehr der Nation galt? Und doch liegt ger in diesen beiden Stücken eine kaum zu erschöpfende Deutung des deutschen Wesens üb haupt. Der furchtbare Krieg, an dessen Ende der Zusammenbruch der deutschen Na steht, hat keine große Dichtung erzeugt, und die Umwälzung, deren Folgen für die W vielleicht noch größer sein werden als die der Revolution vor 150 Jahren, hat ein v stimmiges Gewirr dramatischer Äußerungen hervorgebracht, weltanschaulicher P gramme, zukunftsträumerischer Utopien, denen gegenüber die Kritik und vor allem produktive Kritik einen schweren Stand hat. Eben weil der Kritiker, der fördern will verschiedene sich widersprechende politische, halbpolitische, sozialpolitische, soziale P grammdichtungen vor sich hat, wird er schon als mitfühlender Zeitgenosse oft wider sei Willen auf einen Standpunkt zurückgezwungen, den auch er sich im reißenden Strom Zeit erobert hat. Und wo er zur Ablehnung sich innerlich genötigt sieht, da geschieht eben oft aus einem Gesamtgefühl heraus, das den harten und überschrienen, ein ethisch rigorosen, dann wieder ethisch laxen, einmal ästhetisch rohen, dann wieder ästhe überfeinerten Ausdruck, aus einem Gefühl heraus, sage ich, das die Verirrung der dra tischen Kunst ins unmittelbar Ideelle, oder in die herzlose und überspitzte Kritik der jüng Vergangenheit als peinlich empfindet. Wer zu viel will, der verliert auch das, was er bescheidenerem Anspruch haben könnte. Die Befreiung der Menschheit, der eigenen W heit, ja des persönlichen Selbst geschieht nicht auf einen Schlag oder gar mit einem Sch Sondern im Gegenteil: Das Weiche überwindet das Harte, das Leise überwindet Laute. Es ist ebenso leicht wie töricht, alles schlecht zu finden, wie es leicht und töricht alles gut zu finden. Aber die echte Kunst findet nichts schlecht und nichts gut, sondern will das lebendige Leben, sie will den Sinn des Daseins. Die dramatische Kunst ist hoch und heilig, als daß sie jahrelang der Durchsetzung eines gesellschaftlichen Program dienen könnte, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Und alle, die der Hoffn leben, daß die dramatische Kunst wieder reine Kunst wird, werden produktive Kritiker schon dadurch, daß sie, sei es als Dichter, Künstler oder Betrachter, sei es als Krit danach streben.

In einem Buch, an dem wir wohl alle in der Jugend herumgekaut haben, im „ Poétique" von Boileau steht der Satz: La critique est aisée — die Kritik ist leicht, o es ist leicht, zu kritisieren. Bei allem Respekt vor dem Gesetzgeber der dichterischen K im Zeitalter Ludwigs XIV. muß ich sagen, daß ich die Kritik gar nicht leicht finde. wenigsten das, was man unter produktiver Kritik verstehen mag. Das ist ja wahr: e leicht, Fehler herauszufinden, wiewohl auch dies eine Einschränkung erleidet; denn ist oft sogar sehr schwer, den Fehler herauszufinden und diese Erkenntnis nutzbar machen, schwer namentlich in unserer Übergangszeit, in der das geistige Leben ü schminkt erscheint, in der das persönliche Bekenntnis zu irgendeiner Richtung, gleich zu welcher, vor dem Bedürfnis steht nach reiner Kunstgestaltung. Hier hat meines achtens die Kritik eine hohe produktive Aufgabe. Sie kann der dramatischen Kunst heute aus dem Zustande des Stammelns oder des Zungenredens oder des allgeme Echauffements hinüberzuhelfen in das Gebiet reiner menschlicher Kunst. Dann wird wieder die Zeit kommen, wo von dem Künstler das Wort wahr wird: „daß, wäh Stürme seine Brust durchtoben, Heiterkeit auf seiner Stirne wohne". Die Zeit, wo Echte sich wie in einem chemischen Prozeß von selbst vom Nachgemachten scheidet, und Kritik nichts anderes zu tun hat, als zu bestätigen, daß eben diese Zeit produktiv, aus i Tiefe heraus also schöpferisch ist.

Tagebuch

Moderne Folter

Vernehmlich möchte ich hier die Stimme gegen die Folter erheben, die in der Gegenwart scheinbar aus der Übung gekommen ist, veränderter Gestalt aber noch immer fortlebt und deshalb um so gefährlicher ist, weil sie in dieser Eigenschaft nicht erkannt wird. Ich denke an die Art, wie man in Illustrationen, nicht nur in den illustrierten Blättern, sondern auch in Tageszeitungen, die Angeklagten bei Gerichtsverhandlungen behandelt. Nicht nur sie selbst werden abgebildet, sondern auch Angehörige, Zeugen usw. Hier liegt ein Unfug vor. Wie mancher, der vor dem Richter stehen mußte, ist nachher freigesprochen worden; aber die geistige Folter, die man ihm angetan, läßt sich nicht wieder gutmachen. Hier handelt es sich allerdings um einen selteneren Fall; aber wer kann im voraus den Ausgang einer Gerichtsverhandlung in schwierigen Fällen voraussagen? Und wer entschädigt den unschuldig Angeklagten für die ihm widerfahrene Schmach? Aber auch wenn es sich um einen Menschen handelt, der unzweifelhaft schuldig ist, sollte man nicht wenigstens Mitgefühl haben für seine Eltern, die vielleicht alles aufgeboten haben, den Sohn auf der rechten Bahn zu erhalten, oder für sein Weib, das von seiner Schuld keine Ahnung hatte? Denke sich doch jeder in Versuchung steht, solche Abbildungen zu liefern, in die Lage der Angehörigen, deren guter Name dadurch in Mitleidenschaft gezogen wird, wenn man auch sie den Blicken der neugierigen Publikums preisgibt. Und dieser muß der Angeschuldigte erbittert werden, wenn die Gesellschaft seinen Anblick zum Gegenstand ihrer Sensationslust macht! Man wird vielleicht einwenden, daß es für psychologische Studien wichtig ist, die Gesichtszüge von Verbrechern kennenzulernen. Da mag man die unglücklichen im Gefängnis nach der Verurteilung für Ärzte und andere auf diesem Gebiete interessierte Männer photographieren. Aber man darf in dem Menschen, der so gebrandmarkt wird, nicht das letzte Schamgefühl töten und damit die Versuche, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen, von vorn herein unwirksam machen. Wenn es sich übrigens um junge Jugendliche handelt, so ist es kein Zweifel, daß sie sich vielfach durch die Abbildung besonders wichtig vorkommen und sich noch etwas auf die Hervorhebung ihrer sonst unbeachteten Persönlichkeit einbilden.

Gibt es keinen Weg, um diesen schreienden Unfug, der an die traurigsten Zeiten des Mittelalters erinnert, zu verhindern? Die Gefängnisvereine sollten ihre Stimme laut erheben. Auch die Kirche sollte sich der Sache annehmen, da ihre seelsorgerlichen Bemühungen für die Gefangenen leicht durch jenes Vorgehen der Presse vereitelt werden. Aber ich appelliere auch an die Vertreter der Presse selbst. Wer von der hohen Aufgabe der Presse durchdrungen ist, muß hier in ähnlicher Weise auftreten wie gegen Schmutz und Schund. Sollte das Gesetz gegen den Schmutz und Schund nicht in diesem Sinne eine Erweiterung erfahren? Gewiß würden auch unsere illustrierten Blätter, wenn sie merkten, daß man solche Abbildungen in weiten Kreisen entrüstet ablehnt, nach einem anderen Stoffe suchen.

Die S. M. haben schon manchen Unfug mit gutem Erfolg bekämpft, — vielleicht daß auch hier ihre Stimme nicht verhallt. Und wenn kein sofortiger Erfolg eintritt, so trösten wir uns mit dem alten und ewig neuen Worte: Rom ist nicht an einem Tag erbaut worden.

Frankfurt a. M. D. Hermann Dechent.

Eindrücke von einer amerikanischen Reise

Bei allen Betrachtungen über die Aussichten, die der Kampf gegen die deutsche Kriegsschuld in Amerika hat, wird man davon ausgehen müssen, daß Amerika in einer anderen Weise in den Weltkrieg eingetreten ist und eine andere geistige Haltung zum Kriege einnimmt als die europäischen Völker.

Wenn die spätere Geschichtsforschung auch zweifellos zu dem Ergebnis führen wird, daß der Eintritt Amerikas in den Weltkrieg kein Zufall, kein bloßes „Versehen", sondern in der Entwicklung lange vorbereitet war, so steht doch ebenso fest, daß das amerikanische Volk in seiner Mehrheit erst durch eine künstliche Propaganda in die rechte Kriegsstimmung ver-

setzt worden ist. Der Kriegshaß der Amerikaner hat alle Zeichen einer typischen Psychose an sich gehabt, er entsprang keinem überlieferten politischen Gegensatz. Eine Psychose kann sich, wie die Erfahrung lehrt, nicht auf die Dauer halten, wenn sie nicht neue Nahrung bekommt, und wir erleben in Amerika das interessante Schauspiel, daß gerade dort, wo die Aufwallung gegen Deutschland am stärksten war, im Mittelwesten, jetzt die Abreaktion schon am ausgesprochensten ist.

Andererseits denkt der Durchschnittsamerikaner ganz anders über den letzten Krieg als der Europäer. Je weiter sich das Ereignis entfernt, um so mehr wird er überzeugt, daß er „kam, sah und siegte". Gemessen an der Größe des Landes sind die Menschenverluste der V.St. geringfügig, materielle Einbußen im Vergleich zu den Vorteilen nicht vorhanden. Das amerikanische Kriegsziel ist in vollem Umfang erreicht worden. Es fehlt also den Amerikanern das Ressentiment verletzter Eitelkeit, das die meisten europäischen Länder beherrscht, weil sie nicht aus eigener Kraft mit Deutschland fertig werden konnten, und es fehlt ihnen die Erinnerung an die außerordentlichen Leiden. Der Krieg ist Hochkonjunktur in Amerika, wie ein Blick auf die Lichtspieltheaterprogramme und in fast alle illustrierten Wochenschriften zeigt. Der deutsche Gegner kommt dabei immer besser weg, damit der Heroismus des amerikanischen Soldaten in um so schönerem Lichte erscheint. Die hier erwähnten Tatsachen haben nun eine doppelte Wirkung. Sie sind zweifellos insofern günstig zu bewerten, als sie es erleichtern, die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika wieder freundlicher zu gestalten. Wohl herrschen noch in weiten Kreisen auf völliger Unkenntnis beruhende Vorurteile. Aber sie dürfen nicht mehr allzu ernst genommen werden, sie werden in der Hauptsache mit ihren Besitzern aussterben. Andererseits wird es schwerer als irgendwo anders sein, eine völlige Umstellung in der Beurteilung der Kriegsschuld bei der breiten Öffentlichkeit durchzusetzen. Der Krieg hat zwar beträchtlichen Einfluß auch auf Amerika ausgeübt, aber er hat dieses Land nicht wirklich erschüttert, die Vergangenheit erscheint hier erledigt, die gute Sache Amerikas durch die glückliche Entwicklung der letzten Jahre erwiesen. Es müßten erst weltpolitische Veränderungen eintreten, um eine gänzliche Umstellung zu ermöglichen.

Die von Freunden Deutschlands geleistete Aufklärungsarbeit in Amerika ist aus der Literatur genügend bekannt. Es ist auch kaum nötig, besonders darauf hinzuweisen, daß n immer eine starke Gruppe unter den Historik wenig revisionistische Neigungen zeigt. Geschichtsbücher neuerer Zeit, die im Unt richt an den Hochschulen und Universitäten nutzt werden, sind zum Teil noch recht unerfr lich. Es ist kaum zu erwarten, daß diese Grup soweit sie nicht schon an der Grenze steht, i Ansichten entscheidend ändert.

Alles kommt auf den Nachwuchs an. können einen Pluspostен in die Rechnung e stellen: das starke Anwachsen des Interesses auswärtige Politik in Amerika seit dem Krie Es gibt sogar eigene Organisationen, die Volk in dieser Hinsicht zu bilden trachten, so mit imperialistischer und solche mit pazifistisc Tendenz. Die Quäker sind hervorragend da beteiligt. In den Seminaren der Universitä werden gut besuchte Kurse über die neu europäische Geschichte abgehalten. Sieht n die Liste der in Arbeit befindlichen Disse tionen durch, so staunt man über die Fülle Themen, die mit der Vorkriegsgeschichte Europa in Zusammenhang stehen. Der V fasser hat den Eindruck gewonnen, daß große deutsche Aktenveröffentlichung für d amerikanischen Forschungen Bedeutung da sie den amerikanischen Studenten ohne ei kostspieligen Aufenthalt in Europa erst erm licht, neue Einzeluntersuchungen durchzufüh

Es muß die vornehmliche Sorge der in tracht kommenden deutschen Stellen sein, d amerikanischen Studien aufmerksam zu folgen und sie, wenn auch nur mittelbar, unterstützen. Man darf dabei nicht vergeß daß ein Teil der Verfasser solcher Dissertatio zugleich den Nachwuchs für die Lehrerschaft den Hochschulen und Universitäten bildet. die Einstellung dieser Lehrer und Studer wird in Zukunft viel ankommen.

Für die Wirkung auf die breite Öffent keit schätzen wir nichts so hoch ein das Interesse, das der Herausgeber der York Times für die Kriegsschuldfrage zeigt, zwar wegen der Sonntagsnummer dieser tung, die eine Auflage von 1 Million hat. ist sehr erfreulich, daß in der Book Review sprechungen über neue Bücher zur Vorgesch des Krieges einen breiten Raum einnehr (Current History hat keine besonders Auflage.)

In der amerikanischen Massenpresse ma sich noch gelegentliche Tendenzen bemerk die, wenn auch in versteckter Form, zeigen, die Macher der öffentlichen Meinung eine weitgehende Aufklärung nicht wünschen.

Wir glauben diesem Zusammenhang auf die außerordentliche Bedeutung hinsen zu müssen, die das künftige Schicksal deutschen Sprache in Amerika für das gegenge Verständnis haben wird. Der Krieg hat deutschen Sprache einen Schlag versetzt, dem sie sich noch keineswegs wieder erholt und wohl auch in absehbarer Zeit nicht ern wird. Man nimmt wohl an, daß die schen Abteilungen der amerikanischen Unitäten wieder die Zweidrittelstärke der riegszeit erreicht haben, aber da infolge Kriegsverbots die Vorbildung der Highls wegfiel, so sind die deutschen Abteilunder Universitäten auf die Stufe von Elearschulen herabgesunken. Wenn die Betigung mit der deutschen Sprache nicht wieder intensiver wird, so werden die reichen inde an deutscher Literatur, die fast alle ikanischen Bibliotheken haben, von gem praktischen Wert sein. Wir erhielten dieser Hinsicht einen besonders derierenden Eindruck in der Militärakademie oint, wo nur französisch und spanisch gen wird; natürlich greifen die Kadetten in Freizeit nach französischen und spaen Büchern. Aber allzu pessimistisch dürfen icht sein. Eine Reihe von Colleges in Highos haben schon wieder deutschen Unterht freigestellt; eine besonders erfreuliche eerung des Interesses konnte der Verfasser mith College, wo 2000 junge Mädchen om werden, feststellen. Die „spanische Welle" ei wieder abzuebben. Es könnte von reichsuther Seite mehr als bisher geschehen, das teresse für die deutsche Sprache zu steigern. Man lt dabei nicht nur vom Kulturstandpunkt sehen, sondern den geschäftlichen Wert, den eutsche Sprache für den Osten Europas , ark unterstreichen. Man sollte vor allem ch Amerikanern, die für eine längere Zeit ch Deutschland kommen, rasch arbeitende rsekurse vermitteln.

Als Repräsentanten des Deutschtums sind che Personen nach Amerika zu schicken, die in der gend, ihren parteipolitischen Standpunkt im sl de zurücktreten zu lassen. Die amerikanische oderung ist so verschiedenartig zusammenetzt, daß für parteipolitische Betätigung dort m aum ist. Nach den Beobachtungen des rfers sind die deutschen Interessen bisher n ben von solchen Deutschen vertreten worn, ie durch hervorragende Leistung und sche enes Betragen sich allgemein beliebt mat haben. Deswegen sind die Vortragsse s Grafen Luckner und der Triumphzug r utschen Flieger besonders hoch einzuschätzen. Bei der schwierigen Lage, in der sich das Deutschtum noch immer befindet, kann nicht Wert genug auf die Eignung der Persönlichkeit gelegt werden.

Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Rudolf Koller

Als ich 1897 zum erstenmal nach Zürich kam, ging ich auch ins Künstlergütli, weil ich die Bilder von Böcklin sehen wollte. Das „Gütli" war zu jener Zeit viel kleiner als das jetzige „Kunsthaus", aber schon damals eine feine Sammlung. Ich war erstaunt, dort einen bedeutenden Maler zu entdecken, dessen Name ich noch nie gehört hatte: Rudolf Koller. Seitdem habe ich regelmäßig in Zürich einen Zug übersprungen, um die schönen Koller anzusehen. Hätte ich 1897 schon Gottfried Kellers nachgelassene Schriften und Dichtungen besessen, so hätte ich auch seinen schönen Aufsatz über Rudolf Kollers „Pflügende Ochsen" (1869) gekannt, die jetzt in der Dresdener Galerie sind. Diese Zeit im Schaffen Kollers bildet ein Gegenstück zu der auch zeitlich entsprechenden im Schaffen Karl Hagemeisters: „er zog sich plötzlich in die kleine Wüstenei bei seinem Besitztum am Zürichsee zurück und machte dort unter Schilf, Weiden, Sand und Gestrüpp die einläßlichsten Studien über ein künstlich bescheidenes durchaus gedämpftes Kolorit unter einem merkwürdig verschleierten Himmel." Die Worte Kellers über Koller gelten auch für diese Jahre Karl Hagemeisters. In dem Aufsatz „Ein bescheidenes Kunstreischen" kommt Keller nochmal auf Koller zurück und schildert die ungewöhnlich günstigen Umstände, unter denen der Meister Bäume, Wasser und Luft gewissermaßen immer modellbereit drei Schritt vorm Haus hatte. Im vorigen Jahre nun hat der alte, angesehene Verlag Orell Füßli in Zürich im Rahmen seiner „Monographien zur Schweizer Kunst" Adolf Freys klassische Biographie Rudolf Kollers, die längst vergriffen war, neu vorgelegt (128 S. Text, 4 farbige Tafeln, 7 Kupferdruckbeilagen, 55 Abb. in Kunstdruck, geheftet 17,60). Frey († 1920), der schon im Augustheft 1906 der S. M. Briefe des Züricher Malers veröffentlicht hat, ist mit Koller befreundet gewesen; er vereinigte die Eigenschaften des Dichters, Gelehrten und Kunstverständigen: Koller ist Frey gegenüber aus sich herausgegangen; so enthält das Buch zahlreiche prächtige Aussprüche des Malers. Beide Namen sind so eng verbunden wie Feuerbach und Allgeyer, Marées und Fiedler, Böcklin und Floerke. Hermann Uhde-Bernays, der den wertvollen Neudruck schön eingeleitet

hat, rückt mit Sicherheit Koller an die ihm gebührende, sehr hohe Stelle: als Porträtist wirkt er wie eine Vorausempfindung Leibls, als Tiermaler sprengt er alle Schulbegriffe. Das beste Wort über ihn stammt von seinem Mitschüler Anselm Feuerbach: „eine überaus starke Natur!" Es ist ein Verdienst, diesen außerhalb seines Vaterlandes immer noch zu wenig bekannten Meister durch eine so vornehme und dennoch erschwingliche Veröffentlichung ins volle Licht zu stellen.

Rosenheim Josef Hofmiller

Neue Lexika

Von der siebenten, völlig neu bearbeiteten Auflage von Meyers Lexikon in 12 Bänden (Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig), über die wir schon bei Erscheinen des 1. Bandes berichtet haben, liegen uns zwei weitere Bände vor: Bd. 2 reicht von Bechtel bis Conthey, Bd. 3 von Conti bis Engmäuler. Beide stehen dem ersten an Reichhaltigkeit und Sorgfalt in keiner Weise nach. Ganz neue Begriffe, wie Berufsanalyse, Berufseignung, Eignungsprüfung usw. sind sachgemäß behandelt. Von manchen alten Artikeln sind wohl nur die Stichwörter stehen geblieben, der Inhalt trägt den starken Veränderungen Rechnung und bringt zum großen Teil ganz Neues, wie die Artikel Bergbahnen, Bergbau, Bierbrauerei, Chemische Industrie, China, die vielen Artikel über landwirtschaftliche Dinge, über alte und neue Kunst usw. Der 3. Band hatte alles, was mit den Stichwörtern Dampf, Deutsch, Eisen, Elektrizität zusammenhängt, nach dem neuesten Stande darzustellen, so daß man die Fülle der geleisteten Arbeit ungefähr ermessen kann. Der Artikel Deutsches Reich, dessen geschichtlicher Teil bis 14. August 1925 reicht, umfaßt allein 108 Spalten. Was Deutschland an wirtschaftlichen Hilfsquellen verloren hat, bringen die Artikel Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Westafrika, Elsaß-Lothringen zum Bewußtsein, Deutschlands drückende Verpflichtungen der Artikel Dawes-Gutachten. Stichproben zeigen die beiden Bände auch auf allen anderen Gebieten auf der Höhe. Erfreulich ist die immer wieder hervortretende unparteiische, Art der Darstellung; an dem Artikel Benediktinerorden dürfte der Katholik und der Protestant sowenig auszusetzen haben, wie der Alkoholfreund und Alkoholgegner an dem Abschnitt Gesundheitliches im Artikel Bier. Besonderes Lob verdient die Wiedergabe der farbigen und schwarzen Tafeln, Karten, Beilagen und Textbilder. Man darf dem Fortgang des Werkes, das der Leistu fähigkeit des Verlags hohe Ehre macht, Zuversicht entgegensehen.

Ein ganz großes, zum erstenmal wieder den Vorkriegsmaßstäben zu messendes N schlagewerk bringt der älteste deutsche xikonverlag nach jahrelangen Vorarbeiten aus. Diese fünfzehnte völlig neu bearbe Auflage von Brockhaus Konversationslexiko scheint jetzt unter dem Titel: Der große Br haus, Handbuch des Wissens in 20 Bän Schon der 1. kürzlich erschienene Band (A— gibt eine Vorstellung von der Vielgestalti des Werkes. Die Artikel sind kürzer und ü sichtlicher, dafür aber wesentlich zahlreiche worden, die Sprache ist knapper und kl Nirgends herrscht Lebensfremdheit oder seitige Wissenschaftlichkeit, wie sie früh Nachschlagewerken vielfach anhafteten; üb enge Verbindung mit Leben und Praxis. der leitenden Grundsätze bei der Neugestal des Werkes war es, ein wirkliches Volksbu schaffen, das in allen Fragen des tägl Lebens Auskunft geben kann. Bezeichnen für z. B. die umrandeten, also schnell auf baren Ratschläge für erste Hilfe bei Ung fällen, Ratschläge bei Krankheiten, für die frau und Mutter (Stichwörter wie Abst Amme), Winke und Anleitungen für B oder Aquariumsliebhaber, Berufsberat artikel (Apotheker, Arzt), Aufklärungen wirtschaftliche und juristische Tagesfragen besitz). Trotz ihrer volkstümlichen Fassung h die Artikel den Anforderungen der mod Wissenschaft in allem stand. Besondere wähnung verdienen die zahlreichen Bil gaben. Zum erstenmal in einem großen schen Lexikon finden wir Autotypien im Der Verlag hat für die erste Zeit eine mäßigten Subskriptionspreis festgesetzt Band in Ganzleinen 22,50 M.), zudem für skribenten die Möglichkeit von Monatsrate nur 5 M. geschaffen, so daß die Anschaffun Werkes auch Minderbemittelten möglich A.

Gedanken

Die Tragik aller Tätigkeit für etwas tives ist der Konflikt, in den es uns mi Persönlichen bringt.

*

Ein Augenblick, das ist etwas. Ein hundert, das ist nichts.

*

Die kurierte Ehegattin

Von Gottfried Kölwel

Es war am Fastnachtsdienstag. Der Bezirksamtssekretär Joseph Übele hatte, eben zu Hause angekommen, die oben eng geschlossene Bureaujoppe mit einem Schlafrock und ie festen Schnürstiefel mit wollenen Hausschuhen vertauscht, sich die braunrote, sog. ürkenhaube mit der schwarzen Quaste aufgesetzt und die lange Rohrpfeife von der Wand enommen, als er draußen vor der Wohnzimmertür Schritte hörte. Er glaubte, es ime seine Frau, um ein getreulich besorgtes Vesperbrot auf den Tisch zu setzen; aber urch die sich langsam weitende Spalte der Tür reckte sich ein wohlbekanntes Männer- ·sicht herein. Es war wie immer stark gerötet, als wäre es trotz der vielen Falten, die ihm is Alter eingeprägt hatte, noch von jugendlicher Frische durchpulst, die Augen blitzten nter den dicken Brauen schelmisch auf. Um Backen und Kinn trug der Ankömmling nen fast halbkreisförmig zugeschnittenen grauen Bart und sah so, mit der Mütze auf dem opf und einer kurzen Pfeife zwischen den Zähnen, wie ein alter Seefahrer aus. Es ar der Spenglermeister Jakob Hundbiß, der hinten im Hof mit mehreren Gesellen ein beitsreiches Geschäft betrieb.

„Alter Freund," sagte er lauten und lachenden Tones, „hast du dir deine Narrenkappe f: heute schon hergerichtet?" — „Ach was, laß mich doch mit deiner Fastnacht aus," eviderte der Sekretär, „wir wollen lieber unser alltägliches Spielchen machen". Dabei g:g er auch bereits an das mit einem Vorhang verhüllte Mauergesims, wo in einer kleinen Sellage zwischen allerhand Gebet-, Koch- und anderen Hausbüchern die Karten lagen, ud holte diese an den Tisch. — „Was wird aber da deine Frau sagen," meinte der Speng- leneister, indes er bereits die Karten mischte, „die will doch sicher auf den Ball gehen." — „Wenn sie fort will, schließt sie sich schon an Bekannte an", erwiderte Übele. „Was braucht ß auch immer so einen langweiligen Bären wie mich dabei zu haben!" — Hundbiß kniff di Augen zu und sprach: „Du hast aber ein duldsames Herz, Joseph." — „Wenn man seine Fu anhängen muß," entgegnete Übele gutmütig, „dann reißt auch die Kette entzwei. Dgegen ist nichts zu tun, mein Lieber. Man muß dem Rad seinen Lauf lassen. Ein gu:r Gaul rennt an keine Hausecke!"

undbiß hatte eben die erste Karte ziemlich kräftig auf den Tisch geschlagen und mit ·einandergekniffenen Lippen die Beigabe Übeles erwartet, da klopfte es an der Tür, n Wally, das einzige Töchterchen des Spenglers, trat mit einem leichten Knix, den sie mnstitut der zu Schrottstadt ansässigen Englischen Fräulein gelernt hatte, an den Tisch. Ei war ungefähr siebzehn Jahre alt, sehr schlank gewachsen, trug einen ziemlich kurzen ke, scharf gescheitelte blonde Haare und festgedrehte Schneckenknoten an den Ohren. s wäre ein Mann drunten, berichtete sie eifrig, der eine Dachrinne bestellen wolle, der Ver möchte sofort hinabkommen. Hundbiß, der seine Karte fest an die breite Brust e, um sie vor fremden Blicken zu verbergen, drehte sich halb um und sagte: „Dem n wohl das Schneewasser schon zum Gesims hinein, weil er heut am Fastnachtstag

noch daherkommt." — Dabei erhob er sich und legte die Karten verkehrt auf den Tisch „Bleib einmal da, bis ich wieder komme", sprach er dann zu seiner Tochter. „Leg di Hände fest auf die Karten, damit der Herr Übele nicht kibitzt!" und ging, indem er einig Rauchwölkchen vor sich hinblies, heiter lachend aus der Stube.

Wally, die nur selten heraufkam und sich vor dem vierzigjährigen und verheiratete Übele fast ebenso jungfräulich verlegen wie in Gegenwart eines achtzehnjährigen Jüng lings benahm, setzte sich, da sie in ihrer Naivität die Worte des Vaters für ernst nahm, a dessen Stuhl und legte, während sie leicht errötete, beide Hände auf die Karten. Obglei der Sekretär die unerwartete Pause dazu benützte, das Röhrchen des Pfeifenkopfes wied einmal tüchtig mit einer Rabenfeder durchzuputzen, so entging ihm doch das Gebare des Mädchens nicht und er sagte: „Ja, ja. Guck nur nicht zwischen die Kartenblätter. D liegt sicher der Herzkönig darunter." Hatte Wally den harmlosen Witz nun gar nicht ve standen oder wollte sie eine ausweichende Rede gebrauchen, gleichviel, sie schien plötzli sicherer zu werden und sagte: „Was für eine schöne Pfeife Sie haben, Herr Sekretär — „Da möchtest du wohl auch rauchen", meinte Übele, aber — er setzte eine Weile aus „wie leicht könnte dir schlecht werden dabei. Da hab ich schon etwas viel Besseres für dich Und er stand auf und ging wieder an dasselbe Gesims, wo er bei der Ankunft des Spen lers die Karten geholt hatte. Sein Kopf verschwand hinter dem Vorhang, es raschelt und als Übele wieder auf das Mädchen zutrat, hielt er ein Stückchen Schokolade zwisch den Fingern. Doch da wich das Mädchen zurück und wollte das kleine Geschenk nic annehmen. — „Du bist wohl gar noch so ein kleines dummes Vögelchen, das man ätz muß", meinte nun Übele, zog sie zu sich her und wollte ihr die Schokolade zwischen d Zähne stecken.

Aber da ertönte von der Tür her plötzlich eine schneidende Stimme: „So! So ju bist du noch, daß du mit dem Kitzlein da spielen mußt." Es war die Stimme seiner Fr Diese hatte die Tür lautlos geöffnet und stand auf der Schwelle. Sie war von mittelgroß ziemlich hagerer Gestalt, die Sehnen am Hals traten scharf hervor und das Gesicht w derart bleich, daß man die sonst von den röschenfarbenen Wangen weglaufenden klein Äderchen gar nicht mehr bemerkte. Dabei blitzten ihre Augen wie Dolchspitzen un den Lidern hervor und selbst der aufgedrehte rötliche Haarschopf schien feindlich zu glänz Nach üblichen Schrottstädter Begriffen galt Zenta als eine ausgezeichnete Frau, die Wohnung sauber in Ordnung hielt, gut und reichlich kochte und den Leuten meist überaus freundliches Wesen zeigte. Nur versinsterte sich ihr ganzes Gemüt und alle ha fraulichen Vorzüge schienen wie Schuppen abzufallen, wenn sie sah oder hörte, daß Mann mit einer Frauensperson in einem andern als im Amtston redete. So hatte auch heute die junge Spenglerstochter, die sie ihres properen Aussehens wegen nie leid konnte, mit einer gewissen Herzbeklemmung eintreten sehen, und alle Eifersucht he sich in ihr rasch zum unumstößlichen Argwohn verdichtet, als Wally nach dem Abgang ih Vaters gar noch allein mit Joseph in der Stube blieb. Halb wie eine Beleidigte, halb eine Siegerin maß Zenta ihren Mann mit drohenden, das Mädchen aber mit verächtlic Blicken und so eilte Wally, von jäher Scham über und über gerötet, aus dem Zimm

„Was hast du nur gerade?" sprach Übele, nachdem er die Tür sorgfältig geschlossen ha zu seiner Frau. Er zog dabei so geruhsam an seiner Pfeife, als wollte er sagen: Wie kan du auf mich überhaupt eifersüchtig sein! und die Rauchwolken schwebten so geru und still durch den Raum, daß man hier den Willen zum Frieden nicht bloß hätte se sondern sogar riechen müssen. Doch Zenta ließ sich dadurch nicht benehmen, sond

widerte: „Unschuldig wirst du sein! Da bist du gerade der rechte dazu! Wenn du dich
ch immer so stellst, aber ich kenn' dich schon!" — „Zenta," begann nun der Gatte, „das
ädchen ist siebzehn Jahre alt und weiß noch kaum recht, daß es zweierlei Leute gibt." —
atürlich! Nimm sie nur in Schutz", entgegnete nun die Frau mit fast noch bissigerem
n. „Du mußt doch das hochverehrte Töchterchen deines hochverehrten Freundes Hund-
ß in Schutz nehmen. Sonst spielt er ja nicht mehr Karten mit dir. Die Tür hau' ich ihm
ch einmal vor der Nase zu, wenn der alte rußige Seebär noch lange heraufkommt."
bei eilte sie entrüstet aus dem Zimmer und warf die Klinke so gewaltsam in das Schloß,
ß ein Stück Mörtel aus der Mauer fiel und zu grauem Sand zerschellt auf dem Boden
gen blieb.

Joseph Übele, der sich trotz alledem nicht aus der Ruhe bringen ließ, sog nach wie vor
an seiner Pfeife und blies die Rauchwolken in ununterbrochener Regelmäßigkeit vor
hin. Nur seine Wimpern zuckten manchmal, und als er hörte, wie seine Frau draußen
iterschimpfte, in der Küche rumorte und das Geschirr klirrend durcheinander warf,
wie dann und wann abermals eine Tür gewaltsam zuflog, als hätte sich mitten in der
dlichen Wohnung ein Sturmwind entfesselt, erst da schienen die Rauchwölkchen ein
chen unregelmäßiger zu werden; denn Joseph Übele schüttelte den Kopf und ließ sich am
ch vor den Karten nieder, um seinen Freund Hundbiß zu erwarten.

Statt dessen aber kam, als die Tür aufging, wieder seine Frau herein, blieb sehr energisch
ihm stehen, als wollte sie ihn wie ein armes Hündlein dressieren, und sagte: „Daß
es weißt. Ich gehe heute auf den Gesangvereinsball." Und damit war sie auch bereits
der verschwunden. Joseph hörte sie in das Schlafzimmer gehen, wo sie die Tür hinter
verriegelte und sich umzuziehen begann. Doch er ließ sie ganz nach ihrem Willen
ähren und verlor auch kein Wort darüber, daß sie ihm nicht einmal eine Scheibe Brot
ein Stückchen Käse für das Abendbrot zurechtrichtete. Auch ging er nicht aus der
be, als er sie nach völligem Einbruch der Dunkelheit wieder aus dem Schlafzimmer
men und weggehen hörte. Die Korridortür fiel ins Schloß, er vernahm noch Zentas
Schritte auf der Treppe, dann wurde es still.

Bald darauf kam der Spengler Hundbiß von unten zurück. Es sah gerade aus, als ob
auf Zentas Weggang gewartet hätte, und in Wirklichkeit war es auch so. Er blieb
schmunzelnd auf der Schwelle stehen, zog an seiner kurzen Pfeife und schwieg. Erst nach
einer Weile trat er völlig in die Stube, gegen den Tisch zu, wo die Karten lagen, und sagte:
„Du hast ja ein Fastnachtstheater hier gehabt, wie mir Wally erzählt hat. Ganz ge-
fickt hat das kleine Vögelchen noch davon." Doch Josef rauchte so fest an seiner Pfeife,
daß er sich in eine Wolke verhüllen, und machte mit der Hand eine Bewegung, wie
wenn alles nicht der Rede wert wäre. Dann sagte er: „Saure Gurken und eifersüchtige
Frauen — man muß halt einen guten Magen haben." Dabei setzte er sich auch schon an den
Tisch, meinte, daß man nun wohl am besten ein neues Spiel beginne, warf die Karten
zusammen und fing zu mischen an. Hundbiß betrachtete seinen Freund hierbei sehr genau;
spürte ein gewisses Mitleid, weil Joseph eine so unfriedfertige Frau besaß, zugleich aber
einer äußeren Gefaßtheit eine ehrliche Hochachtung.

Übele hatte unterdessen die Karten ausgegeben und wollte sie eben in der Hand fächern,
als ihm plötzlich etwas einzufallen schien. „Gar so trocken sitzen wir heute am Fastnachts-
tag da!" äußerte er und machte Miene, in das nächste Gasthaus zu gehen, um etliche
Glas Bier herbeizuholen. Doch Hundbiß hielt ihn zurück, indem er sagte, er habe mehrere
Liter einen abgezapften Bock im Keller, eine Vorprobe, die ihm gestern der Bärenwirt

gegeben habe, und die wolle er heraufholen. Also schenkten sie, als der Spengler wied zurückgekehrt war, zwei niedere, mit blankgeputzten Zinndeckeln versehene Krüge voll u leiteten das Kartenspiel mit einem kräftigen Prosttrinken ein. Schon nach dem erst Trunk schnalzten beide mit der Zunge und eine gehobene Stimmung machte sich b merkbar, als wäre mit dem dicken Gerstensaft plötzlich auch die Fröhlichkeit eingeke Ja, es dauerte nicht lange, bis Übele, der dem Bock fleißig zusprach, fast übermütig werden schien, sich allerlei Späße leistete und, als die Rede wieder auf seine Frau ka schließlich sagte: „Weißt du, Hundbiß, dich hat sie ganz besonders gern, meine Alte Der Spengler lachte sehr verständnisinnig und erwiderte, indem er die Augen schelmi zukniff: „Ich habe ja ein großes Herz, Joseph. Da hat die Zenta sicher noch Platz dari Und so trank man zu, bis das Spiel neben solchen Scherzreden fast nebensächlich wu und sämtliche Flaschen, sechs an der Zahl, endlich geleert waren. Jeder spürte zeitwe etwas wie Spinnengewebe vor den Augen, aber die Herzen schienen jünger als sonst schlagen. Währenddessen war es fast Mitternacht geworden und als sich Hundbiß mit d Nachtwunsch: Zenta möge ebenso ungeschoren heimkehren, wie sie fortgegangen sei! e lich in seine Wohnung hinabbegeben hatte, blieb Übele noch immer wach.

Es war dies ganz wider alle Gewohnheit, aber der Alkohol weckte manche Gedanken, die er sonst nicht sehr achtete. So hatte er plötzlich den Wunsch, seine Fr möchte jetzt, statt zu tanzen, daheim sein und mit ihm schlafen gehen. Wirklich horchte ob sie noch nicht komme, doch es blieb mäuschenstill im Haus. Nur die alte, aus den Zei seines Großvaters stammende Uhr mit dem zierlichen Perpendikel und den schwe Messinggehängen tickte an der Wand. Draußen vor den dunkeln Fenstern tropfte Schneewasser von den Dächern, auf der Straße drunten erscholl manchmal ein übermüti Wort, der schrille Ton einer papierenen Narrentrompete wurde hie und da vernehm oder das Kichern eilender Mädchen; und als Joseph Übele schließlich leicht das Fenster öffn um in die dünn besternte Nacht hinauszuhorchen, hörte er in der Ferne verwehte Wal töne auf sich zukommen, so daß er in der lauen föhnigen Luft fast wehmütig davon ergri wurde und plötzlich eine solche Sehnsucht spürte, als wäre er um zwanzig Jahre jün geworden und der Frühling stände vor der Tür.

Es war spät nach Mitternacht und alle Lokale waren bereits stundenlang geschlo als Frau Zenta daheim ankam. Sie hatte die Regenpelerine dicht um sich geschlagen, Kapuze hochgezogen und steckte den Schlüssel sehr hastig, aber mit äußerster Sorgfalt in Schloß der Haustür, um ja von niemand gesehen oder gehört zu werden. Glücklich Gang angelangt, zog sie die elektrische Taschenlampe, die sie sich für die Heimkehr ei mitgenommen hatte, aus der Handtasche und machte Licht. Hierauf nahm sie auch einen Spiegel heraus und schlug die Kapuze zurück, um sich genau besehen zu kön Sie war heimlich erregt und die Haare befanden sich in deutlicher Unordnung. Sc richtete sie deshalb, so gut es ging, ihre Frisur und wischte sich auch den halb abgegang Puder vollends aus dem Gesicht. Erst dann schlich sie durch den Gang weiter, übe Stiege hinauf, stützte sich dabei mit der einen Hand an die Wand und trat nur mit Zehen auf. Droben vor der Tür, so dachte sie, werde sie die Schuhe ausziehen, durch Dunkel in die Wohnung tasten und statt im Schlafzimmer auf dem Kanapee in der S übernachten. Hatte sie doch durch die abendliche Szene mit ihrem Manne die beste anlassung dazu, das Schlafzimmer gar nicht zu betreten.

Als sie jedoch, droben angekommen, geräuschlos die Korridortür öffnen wollte, ein Erstaunen erfaßte sie da! Der Schlüssel war nicht in das Schloß zu bringen u

hr sie es auch immer versuchte, es gelang ihr nicht, aufzusperren. Ihr Mann hatte also n innen den Schlüssel angesteckt! Das war doch, solange sie zurückdachte, noch nie der all gewesen. War sie nicht fast jedesmal, so oft sie während des Karnevals ausgegangen ar, erst gegen Morgen heimgekommen? Joseph wisse es doch, bestärkte sie sich, daß sie it den Obersekretärseheleuten oder mit der Familie des Amtstechnikers nach dem Tanz s öfteren noch zu einem Gläschen Likör oder zu einer Tasse Kaffee mit in die Wohnung gangen sei. Was wollte er also heute mit dem Anstecken des Schlüssels bezwecken? e fing vor Erregung zu zittern an, und als sie nach wiederholtem Probieren endgültig kannte, daß es ihr unmöglich gemacht sei, in die Wohnung zu kommen, da stand es mit emmal als ein erschreckendes Gespenst vor ihr: er habe die Tochter des Spenglers raufgelockt und sich mit ihr eingeschlossen!

Alles Blut fing in ihr zu sieden an! Zugleich aber wurde sie von einer wahren Schadenude erfaßt, daß er sich vor ihr so sehr in die Falle begeben habe; denn nun werde sie t, zumal doch eine Scheidung unvermeidlich sei, vor allen Inwohnern des Hauses derart den Pranger stellen, wie es ihm zeitlebens noch nie zuteil geworden sei. Also begann auch bereits laut zu schimpfen, stampfte mit den Füßen auf den Boden und schlug mit Faust an die Tür.

Der nächtliche Lärm der tobenden Frau tat denn auch seine Wirkung. Bald ging die r der nebenan liegenden Wohnung auf und herauskam, in einen langen, braunen lafrock gehüllt und auf mächtigen Filzpantoffeln schlürfend, der alte Privatier Häberle, t eine Kerze vorgestreckt in der Hand und fragte, was es gebe? — „Ach, ich bin eine ückliche Frau!" rief Zenta mit weinerlicher Stimme und preßte sich das Taschentuch die Augen. Und als nun auch die alte Frau Häberle, die sich schnell eine Kleiderschürze r das Nachthemd geworfen hatte, in ihrer weißen Schlafhaube besorgt auf Frau Übele rat, erzählte diese, wie sie ihren Mann bei einer Untreue erwischt habe! Die beiden en konnten es kaum für möglich halten, daß der stets in Ehren genannte Herr Sekretär bele sich so etwas zuschulden kommen lasse, dachten an das Wort: Wie sehr doch das Böse Verborgenen umgehe! und entsetzten sich über die Unmoral der Welt; denn es ging en sehr zu Herzen, als sich die betrogene Frau geradezu untröstlich gebärdete und fortrend rief: Sie werde sich ein Leid antun, weil sie so etwas nicht überdauern könne!

nzwischen waren, durch den Lärm geweckt, auch Bewohner des ersten Stockwerkes ufgekommen, alle sehr unfrisiert, die Männer meist nur mit Hemd und Hose, die auen mit Mänteln oder großen wollenen Umschlagtüchern bekleidet, und die hagere, weitvorstehenden, schaufelartigen Zähnen behaftete Frau des Dentisten Nimmerfall, stets von allen Neuigkeiten wußte, bestätigte, wie sehr die Aussagen der Frau Zenta imen, sie selber hätte es gesehen, wie das Mädchen des Spenglers abends verschämt die Stiege herabgehuscht sei. So wurde die nächtliche Ansammlung rasch zu einem lichen Haberfeldtreiben gegen den untreuen Ehegatten, und alle stellten sich im uel vor der Wohnungstür Übeles auf. Der ebenfalls im Haus wohnende Stationseer Würstle, der stets durch einen rauhen, ungepflegten und an den Mundwinkeln herabhängenden Schnurrbart auffiel, tagsüber in der Güterhalle des Bahnhofes mit eren Kisten und Ballen hantierte und über ordentliche Fäuste verfügte, stemmte die Knie mächtig an die Tür, um sie mit Armen und Beinen gewaltsam einzudrücken. ch da hörte man von drinnen her plötzlich schlürfende Schritte und eine bestürzte me fragte, was man denn wolle? Es war die Stimme Übeles. — „Aufmachen ll du, Hundskerl!" rief der erzürnte Würstle. „Sonst hauen wir dir die Tür' ein!"

Nun wurde Übeles Stimme sehr ängstlich und rief: Was er denn verbrochen hätte, da n
ihm die Wohnung stürmen wolle! — „Deine Frau sollst du hineinlassen," entgegn
rauh der Stationsdiener, „alles andere wirst du schon sehen!" — „Meine Frau?" fra
Übele bestürzt. „Die hat doch einen Schlüssel!" Und schon fuhr seine Stimme fast wein
lich fort: „Zenta! Zenta! Bist du wirklich draußen oder sind es Einbrecher?" — „E
nur," sagte nun die Frau zu den Versammelten, „wie falsch er jetzt noch tun kann! S
damit niemand die schöne Spenglerstochter sehen sollte!" — „Dieses Luder!" „D
Kanaille!" So und noch weniger liebreich flogen die Schimpfworte durcheinander.

Da rief plötzlich von unten herauf eine kräftige Stimme, ob da oben wohl jem
närrisch geworden wäre? Es war die des Spenglermeisters Hundbiß und ein mächti
Erstaunen erfaßte alle, als er, fast völlig angezogen, langsam heraufkam; denn neben i
zitternd vor Schrecken und Frost, schritt, ebenso wie die meisten übrigen Frauen in ei
Mantel gehüllt, seine Tochter Wally. Eisiges Schweigen machte sich mit einem M
breit und alle Blicke wandten sich fragend an Frau Zenta. Dabei schien diese ruck
kleiner und immer kleiner zu werden und ihre stotternde Antwort: Sie habe doch ni
Unrechtes gewollt, aber es wäre doch auffällig, daß ihr Mann den Schlüssel in das Sc
gesteckt habe! klang recht verzweifelt. — „Es steckt doch gar kein Schlüssel!" rief Joseph Üb
der die Worte gehört hatte. Indessen war der Spenglermeister Hundbiß völlig her
gekommen und während Wally aus Angst, oben könnte ein Unglück passieren, we
unten auf den Treppenstufen stehen geblieben war, trat er an die versperrte Tür. Er n
die elektrische Taschenlampe der Frau Zenta, leuchtete lange in das Schloß und suchte
den Augen durch das Loch zu gucken. „Welcher Narr", sagte er da plötzlich, „hat sich d
diesen Spaß geleistet!" Er griff mit seinem Taschenmesser in das Schlüsselloch und
zum Erstaunen aller eine verrostete Blechhülse hervor.

Als er zu alledem auch noch erfuhr, die vorher gefallenen Schimpfworte hätten se
Tochter gegolten und man hätte das gute Mädchen nur eines verstopften Schlüsselloc
wegen so verdächtigt, sagte er: „So was tut euch ja not, den Stein gleich auf andere
werfen. Soll sich doch die Frau Zenta lieber selber bei der Nase nehmen!" Doch sprac
dies nicht etwa aus innerer Empörung, sondern mit einem gewissen Humor, dem alles
ständlich und deshalb auch verzeihlich erscheint. Ja, Jakob Hundbiß machte sogar eine
wegung, als wollte er selbst nach Frau Übeles Nase greifen, erfaßte jedoch nur die En
ihrer Pelerine und zog der Frau, ehe diese noch recht erfassen konnte, was der Spen
eigentlich mit ihr vorhabe, den Mantel von den Schultern. Gleichzeitig richtete er, n
ohne schelmisches Lächeln, die elektrische Taschenlampe Zentas, die er noch immer in
Hand hielt, auf die überraschte Sekretärsgattin, als wollte er listig sagen: Es kor
gerade nicht alle Tage vor, daß man mit seiner eigenen Lampe beleuchtet wird, aber
anderen sehen ganz gut dabei.

Frau Zenta wurde, wie sie sich so im grellsten Lichte stehen sah, äußerst verlegen
puterrot, denn sie war wider alle Schrottstädter Gepflogenheit äußerst locker angezo
Eine sündliche Hose trug sie statt eines Rockes, die noch dazu aus fast durchsichtigem S
gefertigt war, alle Körperformen traten überaus deutlich hervor und an Hals und B
zeigte sich so viel von heißer Erregung rot getüpfeltes Fleisch, daß sich alle Beschauer i
das große Dekolleté entrüsteten. Doch wagten sie vorerst noch nichts zu sagen und ge
ihrer Mißachtung nur durch Schweigen, allerlei Gebärden und Mienen Ausd

Dieses stumme Verurteilen aber dauerte nicht sehr lange, denn der Stationsdi
Würstle, der es kurz vorher mit dem Einbrechen der Türe gar so eilig hatte, umschnüf

ein spürendes Hündlein die Enthüllte, blieb plötzlich stehen, hob seinen ungelenken gefinger und sagte: „Schaut nur einmal ihren Buckel an! Da sind ja alle Knöpfe offen! habe ich doch auch noch keine Frau vom Ball heimkommen sehen." Zudem aber kam auch allen erschreckend zum Bewußtsein, daß es ja längst Aschermittwoch und bereits i Uhr morgens sei, und sie sagten sich, warum die Frau jetzt erst heimkomme, da doch n um Mitternacht alle Lokale geschlossen wurden.

Auf solche Weise ballte sich das Urteil der nächtlichen Zuschauer immer schwerer über u Übele zusammen, so daß plötzlich alle Entrüstung, die Zenta kurz vorher noch auf die englerstochter lenken wollte, über sie selbst hereinbrach. Man redete keineswegs in chminkten Worten und etliche, voran der schnauzbärtige Würstle, wollte sogar hand-iflich werden.

Ganz schrecklich ward es da der Frau Zenta zumute, zumal sich zu allem auch noch die r ihrer Wohnung auftat und ihr Mann, der inzwischen den Schlüssel gesucht hatte, im lafrock heraustrat. Er zeigte ein sehr angegriffenes Aussehen und man meinte, es wäre s bloß durch die vorgefallene Szene verursacht worden. Doch trug auch der reichlich ossene Bock, der ihn nach Mitternacht in einen todähnlichen Schlaf gestoßen hatte, ie redliche Schuld daran. Frau Zenta bemerkte die bleiche Gesichtsfarbe ihres Mannes m, fühlte sich fast schwindelig werden, so sehr tanzte es ihr vor den Augen, und ihr z schlug unbändig schnell.

Denn beim ersten Anblick ihres Mannes schon kam sie sich so menschlich erbärmlich vor, sie auf der Stelle hätte sterben wollen. Wenn nämlich Joseph wissen würde, dachte sie, sie weder bei den Obersekretärseheleuten noch bei der Familie des Amtstechnikers, dern bei einem heimlichen Liebhaber, dem Herrn Graveur Sternickel, geweilt habe, r würde er sie dann sofort aus dem Hause jagen.

Welch eine Überraschung wurde ihr da zuteil, als ihr Joseph den von Hundbiß abge-nen Mantel schleunigst wieder überwarf und sagte: „Solch ein Unsinn, Kindchen, so e alles dazustehen! Wie leicht könntest du dich da erkälten!" Und als ihn der Stations-er Würstle mit den Worten: Was für ein Eheesel er denn überhaupt sei! auf die offenen pfe ihres Kleides hinweisen wollte, nahm Übele seine Gattin besorgt bei der Hand und e zu den Umstehenden: „Geht mir doch mit eurem Gewäsch! Wer meine Frau ver-tigt, hat es mit mir zu tun!" Hierauf zog er Zenta in die Wohnung und machte vor n sehr verdutzt Dastehenden die Türe zu.

b dieser Tat ihres Mannes aber war Zenta derart gerührt, daß sie in jähe Tränen aus-ch, ihrem Joseph, wie sie ihn nannte, im Dunkel des Ganges um den Hals fiel, ihn über n über mit Küssen bedeckte und sich vornahm, nie wieder untreu, aber auch nie wieder fsüchtig zu sein. —

uch alle übrigen Einwohner des Hauses, voran die nun ebenso allgemein bemitleidete, vorher beschimpfte kleine Wally, zogen sich in ihre Wohnungen zurück; sie schliefen, er oder langsamer, in den durchwärmten Betten ein und bald war es im Haus wieder still geworden. Nur der alte Hundbiß, der sich eine kurze Pfeife anzündete, ein paar-ordentlich räusperte und ausspuckte, als ob ihm der genossene Bock Beschwerden machte, in seiner Stube noch lange auf und ab, und fast immer, wenn er eine Rauchwolke vor hinblies, spielte ein schelmisches Lächeln in seinem bärtigen Gesicht. Er selber hatte ich die verrostete Blechhülse in das Schlüsselloch geschoben, nur um der Frau Zenta heimgang etwas zu vergällen, und so eigentlich diese ganze nächtliche Komödie verursacht.

Aus einem Tagebuch

Von Hanns Johst

(2. Fortsetzung und Schluß) Regensburg.

Ich verzehrte eine solide Portion Donauschill, und dieser lebenslustige Fisch schlängelt und tänzelte so lange in mir, bis ich nachgab, mein Hotel zu später Stunde noc verließ und den nächsten Kavalier nach einem Tanzlokal befragte. Ich erfuhr, daß de Bischof das Tanzvergnügen augenblicklich versage, weil Erntezeit sei.

Damit erlosch das bengalisch leuchtende Bewußtsein, im Jahre 1928 zu leben, restlos Der Anachronismus siegte und ich trollte in Pluderhosen, Lederwams und Barett in da geheimnisvolle Dunkel des mittelalterlichen Bischofssitzes. Es dünkt mich fast gefährlic in der unbekannten Stadt Straßen zu durchstöbern, die lautlos sind und wie entlaubt Zweige kahl im steinernen Schutt von verstorbenen Häusern liegen. Die Häuser selb verlieren ihre besonderen Einzelheiten. Sie gehen ineinander als klobige Schatten übe Schatten, die Zufall und Schicksal in einen plumpen Schlaf warfen. Die wimperlose Fensterscheiben der Läden, die toten Augen der Etagenfenster starren geradeaus, ohn jede Aussage, wie unter der beängstigenden Hypnose der Nacht.

Plätze bekommen einen guten Sinn. Man atmet auf. Die Wände lassen von ihrer bedrückenden Anmarsch gegeneinander ab. Die Tiefe der Straße erholt sich.

Jeder Platz wirkt im Dunkel als Erhebung, auf der die Straßenzeilen entspringe Man verliert die Furcht vor Stein, Fassade und Masse, besinnt sich auf sich selber und fiel sich dem Himmel gegenüber, dessen Wolken, wie ein vom Wind gebauschtes Zelttuc weich und weit der Unendlichkeit ihre Aussichtslosigkeit nehmen und die Silhouetten de anliegenden Gebäude mit sinnvollen Proportionen beschenken.

Der Schritt, von einem schrillen Echo, bisher in seine Verdoppelung gehetzt, in sein gespenstische Wiederkehr, ruht im einfachen, eigenen Rhythmus aus und das Gesich aus der Umklammerung paralleler Vertikalen gelöst, verströmt endlich in das beschaulich Becken einer wohltuenden Freiheit.

Auf solch empfindsamem mitternächtlichen Gange einen Dom, seine große Gewa und seine idyllische Sendung im einzelnen zu erleben, gehört zu den schönsten Gabe Und in keiner Stadt der Welt wächst ein steinerner Lobgesang derartig phantastisch un dennoch wahrhaftig, derartig demütig und dennoch mutig aus dem Kelch ihn umgebende Mauerwerkes wie in Regensburg. Als schäbiger, architektonischer Gassenhauer erlischt i der Finsternis an seiner Seite ein Postamt der 70er Jahre.

Neben seiner Sakristei wuchtet ein romanisches Bollwerk mit der primitiven Energ entschlossener Flächen. Die unruhige Linie einer kleinbürgerlichen Straße umfließt seine klaren Grundriß, und aus solchem Grunde löst sich erfühlt und bedacht ein Jubel aus Steine der sich zu einem Hosiannah auftürmt, dessen Abgesang im mythischen Schoß des Himme selbst verklingt.

Auf den Quadern, ihren Reliefs und Plastiken, ihren Strebern, Säulen und Portale spielt zunächst das verfängliche Licht der elektrischen Straßenbeleuchtung und gibt de Figurinen durch Licht und Schatten maßvolle Bedeutung, dem Baugedanken zweckmäßige nüchternen Charakter. Aber wenige Meter höher erlischt der Lichtlärm der moderne Technik und die kühnen Fensterbögen, die albhaften Regenspeier, die ersten tollen Dac reiter beginnen von sich her zu wirken. Der Stein als bezwungene Form hört auf. D Dom spricht seine eigene Sprache. Das Schöpferische an sich entwirkt sich auf eine Weil die mit dem täglich geübten Sehen nichts mehr gemein hat, die als reine Wahrnehmu alle Instinkte anspricht, alle Sinne zu unbewußter Aufnahme überwältigt.

Man erfühlt den Dom als Homunkulus, aus dem Dienst von abertausend Lebensjahren standen, als Geschöpf seelischer Inkarnation.
Seine Wirklichkeit wandelt sich zu geistiger Umkehrung seiner Verwurzelung. Sein ein saugt aus Turmbrüsten, die einem leibhaftigen Himmelskörper gehören.
r ist vom Himmel her geworden und in die Wiege dieser Stadt gelegt. Er atmet, Duft von Weihrauch haucht aus seinem Gefüge, als ob eben die heiligen drei Könige er Geburt gehuldigt hätten.
Wolkenwipfel und schmale Sternenkerzen umstehen dieses erstandene Krippenspiel, die gläubige Gesinnung versunkener Jahrhunderte umschwebt das Geheimnis der wundenen Steine.
ie Seele hört den friedvollen Odem, sieht den gnädigen Traum ihres Gottes ...
Über das Hauptportal klettert die Gegenwart mit einem Holzgerüst die Fassade hinauf.
ie restauriert... Gnade Gott!

s gibt kaum etwas Bunteres als den Frühstückssaal eines großen Hotels.
Wäre ich Schriftstellereibesitzer, der erste Akt jedes meiner Saisonschlager würde olchem Ort serviert.
er Raum, weiß und gold, königlich! Der Menscheninhalt alles andere als königlich....
verderbte, völlernde Gesellschaft findet hier ihren sozialen Hintergrund (auf dem amentbehrliche Mitleid sprießt) im Oberkellner und der Serie seiner blassen Pikkolos.
er deutsche Oberkellner ist ein Kapitel für sich.
ist der mitteleuropäische Revolutionär im Frack; er bedient die Bourgeoisie mit ei, Schokolade und Ölsardinen gegen ein von 20 v.H. tariflich gesichertes Bedienungsld und zeigt auf märtyrerhaften Zügen, daß er sich dabei um 80 v.H. weltanschaulich Unrecht gesetzt, um 100 v.H. betrogen fühlt...
) eile aus dieser Gesellschaftstragödie der sozialen Gegensätze direkt in das Rathaus ort kopfüber in die schwarze Folterkammer. Hier ist eben so viel Raum für konsee Humanität, wie in den „Webern" für konsequenten Naturalismus.
m muß die Begeisterung der durch solche grauenhafte Instrumente der Justiz Gehen studiert haben, damit man endgültig weiß, um wie viel Arten sich der Mensch von r olden Sanftmut einer Lilie auf dem Felde höher entwickelt hat.
Führerin versichert bei flackernder Kerze, daß hier alles echt sei und benutzt.
er allein — nicht in Nürnberg ... nirgends sonst in der Welt — wurde wirklich und haftig gerädert, gestreckt, geröstet, genägelt, die Knochen gebrochen, geprügelt, ge... Hier kleben richtige Schreie an den Wänden und im Boden versickerte echtes, e Blut!"
lese in den aufglühenden Augen der Zuschauer die schaurigsten Erinnerungen an ikalsten Liebesgeschichten im dunkelsten Mittelalter, die feinstgesponnenen Intriguen, utegierigsten Mörderfahrten, die alle hier ihr letztes Kapitel fanden...
hzeitspaare stöhnen vor Gruseln... Alte Eheleute nicken einander Trost zu...
Die Amerikanerin greift gefühlvoll über den Sitz, dessen Nägel in das empfänglich te Sitzfleisch des letzten Malefizianten drangen. Eine andere mit zerstückeltem h wendet ein, daß dieser Sitz kaum Schmerzen verursachen dürfte und beruhigt t, nachdem sie den Stein vergeblich zu heben suchte, der dem Opfer in den Schoß sen wurde, damit die Nägel auch wirklich ihres Amtes walten.
Den sehen wir uns alle noch die Gelegenheit an, in die die Verurteilten ihre Notdurft teten, und darauf im Reichssaal den Gobelin, der eine Million Wert hat.
Dies geduldige Gewebe hat seinen farbfrohen Geist aufgegeben. Es ist melancholisch ngelaufen, wie eine überfällige Wasserleiche.
re chemische Industrie könnte heute den Verlust der Farbe verhindern, aber die nhände und die opfernde Lust für solche Arbeit bringen wir nicht mehr auf.

Vielleicht gehört die Folterkammer in die Menschheit, um Dombauten und Gobbeli
um künstlerische und kulturelle Ewigkeitswerte zu erpressen. Wir haben das Mittela
überwunden. Wir vernichten nur noch Motten, Maden und Holzwürmer und erhal
auf diese Weise die Leistungen anderer Leute...

Im Reichssaal ist der Erker, von dem der neu gewählte Kaiser sich dem Volke zei
Heutzutage zeigt sich hier jedermann seinem Volke, der eine Reichsmark Eintrittsgeld erle

Ein Sonnenstrahl, der durch die bleigefaßten Scheibenwaben fiel, trug mich à la Mü
hausen nach dem Mont St. Michel in der Bretagne. Ich stand im Schiff der sagen
wobenen Kapelle, und die Stimme des Führers übertönte das Rauschen des Meer
„Hierher strebten Zehntausende von Kindern, tief aus Ungarn, die meisten von den Uf
der Donau her, aus Passau ... aus Regensburg ... Zehntausende entliefen dem Elte
haus und Choräle singend, pilgerten sie, während Tausende Hungers starben, im Sch
erfroren, von den Wölfen zerrissen wurden, hier her, an die gleiche Stelle, an der ich
die Ehre hatte, Sie zu führen, gegen ein Monatsgehalt von 80 Franken. Was dieses geri
Entgelt für einen Familienvater bedeutet, das gebe ich nicht nur der Regierung uns
Republik in Paris zu bedenken, sondern auch Ihnen, meine Herrschaften, deren W
begier zu befriedigen ich mich auf das redlichste mühte!" Zu diesen Worten öffnete
seine intelligente Hand, und das Mitleid mit den Opfern der Kinderkreuzzüge, das die L
tonen und Normannen, die Amerikaner und Pariser, die Balkanleute und mich Deutsc
überfiel, kam einem Manne zugute, der ohne Krankenkasse, Rentenversicherung
Arbeitslosenunterstützung gewiß nicht von Regensburg bis nach St. Michel gewallfahrt wär

Über der Folterkammer, zwischen dem blauen Gobelin, den fromme, keusche Hä
ohne Entgelt werden ließen, und dem kleinen Erker, der großen Kaisern genügte, verzaub
mich die Erinnerung an das geliebte Ziel der Kinderkreuzzüge.

Jene Zeiten taten, was immer sie für richtig hielten aus einem Impuls heraus, für
wir kein Organ mehr haben, da alles organisiert ist. Kinderkreuzzüge ...? Dienen
Opfern ...?

Das sind, teils als krankhaft, teils als minderwertig erkannte Komplexe oder A
zu Interpellationen oder Geldfragen ... keinesfalls Erscheinungen, die man liebt
verehrt, weil sie mehr sind als erklärter und erklärbarer Alltag, die den Schleier der
gende beherbergen, um den wir seelisch ärmer wurden, weil wir geistig reicher sind

Es gibt Städte, deren gegenwärtiges Leben als Versuch erscheint mit untaugli
Mitteln ihre Vergangenheit vergessen zu machen. Regensburg gehört dazu.

Man möchte zu jedem Motorradfahrer, der mit aufgeregtem Gesicht und herris
Hupe um die Kurve kommt, lächelnd sagen: „Liebe Attrappe, was wird von dir in tau
Jahren im Museum stehen?"

Die elektrische Straßenbahn ... lohnt es ihr aus dem Weg zu gehen? Ich zerblät
sie in meiner Vorstellungswelt zu lauter Blech, Rost und Staub...

Ich pendele über die steinerne Brücke. 800 Jahre ist sie alt. Das lasse ich mir gefal
Unter ihr fließt die ganze Zeit über der gleiche Strom. Was ist an Menschen,
sinnungen und Trachten über sie hingeströmt? Diese hochgewölbte Brücke mit ihrem
gegen den Strom und ihrer Duldsamkeit für die Straße, diese Brücke mit ihrem Dic
und ihrem breiten Rücken schmunzelt mir zu: „Kleiner Gernegroß, werde tausendjä
und ich will dir Rede und Antwort stehen ... alles andere ist Kindergewäsch..."

Ich verziehe mich daraufhin in das Kreismuseum zu St. Ulrich.
Dort müssen nämlich noch viel ältere Dinge Rede stehen.

Sie sind ausgegraben worden, und Gelehrte mit alleswissenden Brillen haben sie num
riert, katalogisiert und auf ihre abgeschlossene Distanz Zettelchen geklebt, die alles aussa
was jene verschweigen möchten. Da sind Grabsteine aufgestellt aus der Römerzeit
du kannst lesen: Für Flavia Ispana, die achtzehn Jahre, und für Todia Inpetrata, die

hre lebte, hat ihre zärtlich liebende Mutter Julia Victorina, die immer noch lebt, dies
abmal aufgestellt...
Und daneben ist auf einem Stein ein Löwe aufgestellt, der ein Schwein überwältigt.
r Löwe stellt die Allmacht des Todes dar und das andere Tier die Schweinigelei unserer
nmacht. Ach, wir würden so gern den Tod als Schwein abgebildet sehen und uns als
widerstehliche und unüberwindliche Löwen. Aber die Alten wußten Bescheid.
Die achtzehnjährige Flavia, die neun Jahre alte Todia ... der Löwe hat sie zerfleischt.
Nichts blieb, als Trauer einer Mutter. Und diese mütterliche Trauer, die ist geblieben
r rund 2000 Jahre. Und diese mütterliche Trauer verspricht noch länger vorzuhalten,
ht nur im Kreismuseum von Regensburg...
Oder du entzifferst: Den Manen! Lucius Aurelius Tacitus Torquatus lebte 34 Jahre.
setzt wurde dieser Stein dem geliebtesten Toten von seiner Mutter, seiner Gemahlin
entia, der Süßen, und den angeheirateten Eltern...
Unsere Grabsteine haben nichts hinzuzulernen brauchen. Es ist alles beim alten
lieben. Wir sterben mit neun ... mit achtzehn ... mit vierunddreißig ... und wenn
Pech haben, überleben wir uns selber...
Wir geben einander das Leben und wir bringen einander wieder um ... es ist im Grunde
altmodische Ballade, die langweilig wäre, wenn sie einem nicht so aufdringlich per-
lich begegnete und sich dadurch Originalität garantierte.
Am besten noch diese Inschrift: „Sei mir gegrüßt Lucilian!"
Sonst nichts! Das Wort spricht von froher Wanderschaft, weiß um das einzig Bestehende:
e treibenden Strom wesenloser Verwesung.
Diese Widmung ist einem Mediziner zugedacht. Die Götter aller Zeiten haben wenig
ude an diesem skeptischen Menschenschlag, aber eine unausrottbare Ironie verneigt
ch tief vor dieser heiteren Haltung.

Hinter Glas und Rahmen findet man hier Zeugnis von vie älteren Jahrgängen.
Steinäxte, Bronzeschwerter und aus jeder Zeit auch ein paar hohle Schädel mit gesun-
Zähnen und einem Loch im Hinterkopf.
Daß es der Mensch nicht lassen kann, dieses flüchtige Leben noch kürzer zu machen!
Immer taucht hinter solchem Schädel das bartumflochtene Gesicht meines französischen
rers auf, der fuchsteufelswild wurde, wenn wir das Geschlecht von „tête" vergaßen
den Zirkumflex. Wo doch diese Vokabel so offensichtlich vom mißverstandenen Plural
ss, das heißt: Scherbe herrühre. Man schlug sich die Schädel ein, und die Köpfe der
ren gelten immer nur als Scherben, basta!
Aber dann begegne ich einem faustgroßen Altar und dessen Widmung reißt allen Ernst
ein Herz und macht alle Vergänglichkeit gewichtig und voller Verantwortung.
Ich lese mühsam: Den Gottheiten der Dreiwege und der Vierwege.
Der Choral: Befiehl du deine Wege beginnt im heidnischen Raum zu intonieren.
Das Wunder der heiligen Dreifaltigkeit zeigt seine frühesten, sinnfälligsten Wurzeln.
Der gerade Weg stößt auf den wagrechten und der Schreitende, bisher sich seines Weges
d bewußt, steht plötzlich vor drei Möglichkeiten: seine Herkunft wird ihm fragwürdig
n Leichen Augenblick, da das Leben seinen Fortgang in Rechts und Links teilt.
Die älteste Form des Kreuzes, die dem griechischen Tau gleicht, ist gegeben.
Gekreuzigt wird, wer den rechten Weg verfehlte, wer sich ver-ging. Das Ver-gehen ...
Ver-gangenheit werden unmittelbare Begriffe, die sich zu Schuld und Schicksal auf-
Die Dämonen des Unglücks hocken am Kreuzweg, die Selbstmörder werden hier
tet; die Richtstätte, die Schädelstätte haust am ersten Kreuzweg vor den gesicherten
ern der Stadt. Eindeutig wird der Kreuzweg aus seiner vergänglichen Horizontale
symbolisch in die Senkrechte gesteilt und als Warnung und Drohung aufgerichtet.
Das Kreuz als Instrument der Gerechtigkeit, des Leides, der Sühne und des Todes,
Wunden.

Lieber, römischer Soldat, dein heidnischer Altar lastet meinem Herzen. Du stellst d Menschen in den Mittelpunkt.

Was sind alle Wege aller Welt ohne die Menschen, die sie begehen und die im Schrei wiederum alles auf sich nehmen: Begehen und Vergehen ... Flucht und Gericht .

Der Kreuzweg stellt sich ewig in den Weg, und der Mythos des Herkules am Schei wege ist ein kleiner Trost.

Ich sehe deinen Schädel, der schräg auf seinem Unterkiefer liegt. Aber deine Aug höhlen sind so tief, daß ihr Blick im Schwarzen liegt, im Dunkel deines Todes. D Schädel ist leicht geneigt gegen deinen Altar hin. Lehnst du dich an ihn an ...? Lehnst dich gegen ihn auf ...? Lehnst du ihn ab...? Deine Stellung bleibt offen.

Du hast alle deine Glieder, dein ganzes Skelett gelassen und sie nicht nachgezogen, a deinen Kopf, den hast du durchgesetzt durch 2000 Jahre, den hast du für gut befund mitten hinein zu stellen in das Regensburger Museum, damit sich an ihm immer wie andere Leute den ihren zerbrechen können...

Eingekeilt zwischen Museum und Dom plustern sich auch in Regensburg die Ma weiber als lebendige Weltgeschichte.

Sie allein kennen den Marktwert aller wesentlichen Notwendigkeiten. Sie haben farbige Pilze Schirme über ihre überschäumenden Körbe gestellt, so sitzen sie troc wenn es regnet, und schattig — brennt die Sonne... So sitzt die pralle, gesunde Unst lichkeit und handelt ... handelt mit Butter, Eiern, Käse, Gemüse, Tauben, Geflügel dazu bietet sie Blumen feil. Blumen in lebenslustigen Sträußen für Gratulation und Blumen zu Kränzen gewunden für Leute, die man einmal in 1000 Jahren als riositäten ausgraben mag für romanische, gotische oder expressionistische Museen...

Ich steige in den Zug und fahre nach Hause.

Neben mir sitzt ein blutarmes Mädchen. Sie kommt aus Dresden und fährt in den Urla Ich weiß es gewiß, sie wird in vierzehn Tagen gebräunt zurückkehren und schwerm sein, weil sie Fritz ... Karl ... Emil ... Karl-Heinz ... Tasso begegnete...

Ich mache den Versuch, Apoll zu werden, und sage: „Ich heiße ... Hanns ..."

Bücherschau

Zwei Briefwechsel

Zwei längst erwartete Neuerscheinungen nicht bloß auf dem Gebiete der Droste-, soni der Memoirenliteratur hat der Verlag Grunow, Leipzig, herausgebracht. Zun den von allen Drostefreunden seit langem schmerzlich vermißten, nun in 3., zum erster vollständiger Ausgabe gedruckten Briefwechsel zwischen Annette von Dro Hülshoff und Levin Schücking. Die Drosteschen Briefe sind allerbeste deutsche P die sich, zugänglicher als die Judenbuche und die Fragmente in ungebundener Spr in viel zu wenig deutschen Händen befindet. Das Vorwort von Reinhold C. Muschle Anfang eines so wesentlichen Buches nicht ohne Bedeutung, wird an manchen St Widerspruch finden.

Mit der größten Teilnahme verfolgt man den in innerem Zusammenhang mit dem genannten stehenden Briefwechsel von Levin Schücking und Louise von Ga Waren die Novellen und Romane der späteren Frau Schückings, von denen noch H

[1]) Der Preis jedes Buches beträgt geh. M. 7.—, in Leinen M. 10.—.

t Achtung spricht, seit mehr als einem Menschenalter vergessen, mit diesen „Brautefen" wird die Künstlerin zu neuem Leben gerufen. Nicht allein durch den Umstand, ß die Schreibenden sich nicht persönlich kennen und sich trotzdem bis zum festen Verhnis brieflich nahekommen, steht dieses Buch einzig in der Literatur da. Nur die Brautefe Robert Brownings, die er mit Elizabeth Barrett-Barrett getauscht, können nicht ß als gleichzeitig, sondern gleichartig und ebenbürtig in einem Atemzuge genannt rden. Ist das englische Werk an vielen Stellen abstrakter und auf leisere Töne gestimmt, entzücken die Episteln des „Dichterpaares" durch Frische, Unmittelbarkeit, Anschaulicht. Nicht bloß alles, was an Liebefähigkeit, an Glanz des Gefühls und Gedankens in ei jungen begabten Seelen schlummert, bricht aus diesem Briefwechsel, erst zart und halten, von Seite zu Seite aber mit ungestümerer Macht hervor — auch jedes sachliche teresse, das er berührt, auch was den Stil angeht (Schückings Prosa in diesen Briefen abgesehen von seinen kritischen Aufsätzen, die nächstens ebenfalls neu herauskommen en, wohl die beste, die er je geschrieben) gehört das Buch zu den Kleinodien deutscher nst, und man bedauert, daß es nicht viel früher erschienen ist. Wie ergötzen die sinnigen merkungen über Shakespeare, Immermann, Heine, Eichendorff, die Droste, Freiligrath, cwegh. Eine so oft in falscher Beleuchtung gezeichnete Zeit — das Deutschland kurz 1848 — liegt hier von den innersten zu den weitesten Perspektiven vor dem Leser offen, o es ist gegenüber den Veröffentlichungen des Droste-Archivs besonders wohltuend, ; die Briefe „ohne Auslassung oder Veränderung eines Wortes abgedruckt" wurden. Einleitung, die der Enkel Levins, Universitätsprofessor L. L. Schücking dem Buche gab, ist fast mit zu großer Zurückhaltung geschrieben — sie läßt auch nicht entfernt ahnen, chen reichen Schatz Haus Sassenberg dem deutschen Schrifttum mit diesem vom Verlag rdig ausgestatteten und mit den Bildern der Verfasser geschmückten Buche geschenkt.

Rosenheim Hulda Eggart.

Münchner Dichterbuch

Welche Stadt hat das Recht, einen Dichter für sich anzusprechen: die seiner Geburt oder die seiner Wirksamkeit? Ist Goethe ein Frankfurter Dichter oder gehört er Weimar n In Berlin wirken Dichter und Schriftsteller, die man bei näherer Betrachtung als mer erkennt, bei ganz naher aber als Einwanderer aus Böhmen und Mähren, ja zuen noch viel weiter her, ganz là-bas. Im Vorwort des „Münchner Dichterbuches"[1]) o auch ausdrücklich zugestanden, daß man hier nicht bloß geborene Münchener einläßt, ern wer immer in der „Atmosphäre" dieser Stadt lange genug verweilt, um ihren igen Anhauch zu fühlen, soll willkommen sein, wofern er der „jüngeren Generation" hört. So große Namen wie Max Halbe, Tim Klein, Karl Wolfskehl, Heinrich Mann n Thomas Mann und Ricarda Huch sind höflich ausgeschlossen. Paul Alverdes, der den terzug eröffnet, stammt aus dem Elsaß, Hand Brandenburg aus Barmen, Hans derich aus Magdeburg, Johannes von Guenther aus Mitau, Georg Lange aus Berlin, ph Ponten aus Raeren bei Eupen, Ruth Schaumann aus Hamburg, Thassilo von effer aus Stargard, Regina Ullmann aus St. Gallen in der Schweiz, Leo Weismantel Oberisinn. Aus allen deutschen Gauen sind Dichter zugewandert, um allmählich Wahlern zu werden, Wahlmünchener zu werden. Das Oberhaupt der Münchener Kritik, Klein, ist in Fröschweiler (Elsaß) geboren. Wie gewaltig muß die Kraft Münchens um aus ganz Bayern nicht bloß, sondern auch aus allerhand anderen deutschen Stämme Begabungen magisch anzuziehen und allmählich assimilieren zu können. Nur Wien , als es noch die Kaiserstadt war, kann sich solcher Anziehung und Einziehung aller digen Kräfte nicht bloß der Nachbarschaft, sondern auch weiter Ferne rühmen, und

[1]) Münchner Dichterbuch. Hgg. und eingeleitet von Arthur Hübscher. Verlag Knorr & Hirth, München.

Wien, schon in den Zeiten seiner höchsten Kraft, im Barock, immer eifersüchtig auf Münch ist ja desselben Stammes; es war und ist ein Bruderzwist.

Die Münchener dieses Dichterbuches halten durchaus ein sehr hohes Niveau. Se ein Nörgler wird keinen in der Reihe missen wollen. Freilich fällt auf, daß in diesen B trägen die poetischen an Glanz, Kraft und Würde weitaus, weitaus, den prosaischen üb legen sind. Das ist kein Tadel, es ist vielleicht eher ein hohes Lob, auch trifft es nicht b München, es gilt allen deutschen Stämmen. Auf ein Dutzend guter oder doch immer erträglicher Verse kommen jetzt kaum zwei Sätze tadelloser deutscher Prosa. Seit, n Lesen und Schreiben gelernt hat, meint, darum auch schon vielbändige Romane, erot gepfeffert, auf den Markt werfen zu dürfen, ist echte deutsche Prosa sehr selten geword Prosa verwildert, und wer sich überhaupt noch um sie bemüht, sucht durch einen ansel lichen Aufwand von Gedanken die Blößen des Wortes zu verhüllen. Nur der Kreis George hält noch Wacht auch an der Prosa, dem Edelstein, den erst die Brüder Grimm seiner ganzen Erhabenheit erkannten. Wilhelm Scherer war ihr letzter Hüter. Selbst Germanisten, dazu doch berufen, haben heute kein Gehör mehr für den tiefen Glockenkl weiland deutscher Prosa.

München. Hermann Bahr

Neuerscheinungen

Die „Deutschen Kunstführer" des Augsburger Verlags Benno Filser bringen allem Orte, die bisher keine leicht zugängliche Sonderdarstellung gefunden hab wie Wiblingen, Ochsenhausen, Obermarchtal, Bebenhausen, Alpirsbach, Irsee, Rott Inn, Zwiefalten, Ingolstadt, Hirsau, Elchingen, Schöntal, Birnau, Ellwangen, Pri ning, Freising. Schon dadurch allein füllen sie eine Lücke aus. Aber sie bieten auch t lich den Stand der neuesten Forschung; dafür bürgen Namen wie Adolf Feulner, Ge J. Wolf, Ulrich Christoffel, Michael Hartig, Richard Hoffmann. Die Bebilderung ist re lich und gut, und, was die Hauptsache ist, die Bändchen sind billig: die genannten ko alle 2 M. Nachdem die kleinen süddeutschen Kunststätten von den norddeutschen Sam lungen bisher so gut wie überhaupt nicht berücksichtigt wurden, ist das Verdienst des V lags Filser um so größer. Das Unternehmen wird großzügig ausgebaut zu einer Gesa darstellung unseres süddeutschen Kunstbesitzes.

Wiederholt haben wir in diesen Heften ausgesprochen, für wie nützlich, ja notwen wir das von Edwin Redslob herausgegebene Unternehmen „Deutsche Volkskur halten. Wiederum können wir auf zwei neue Bände weisen: Westfalen, Text Sammlung der (239) Bilder von Rudolf Uebe (München, Delphin-Verlag). Der Band mit großer Liebe gearbeitet und bringt wieder erstaunlich Schönes an Gestühl, Ge Zierat, z. B. herrliche Truhen und Anrichten, Sessel, Bänke, Tische, Warendorfer Kera ken, Sägen von nordischer Phantastik, Hungertücher, Spitzenbilder, Blaudrucke auf Kis bezügen. Der andere, Ostpreußen gewidmet, von Karl Heinz Clasen (230 Bild bietet wieder ganz anderes: z. B. die prachtvollen Vorhallenhäuser, ausgezeichnete B steingotik, Schränke, Schiffswimpel, Wetterfahnen, schönes Leuchtgerät, Kachelö Handschuhe. Der trefflichen Sammlung ist weiteste Verbreitung zu wünschen, beson an kunstgewerblichen Schulen.

Als Ergänzungsband zu dem Sammelwerk „Die Mode" (8 Bände: Mittelalter, 17., 18. Jahrhundert, 19. Jahrhundert in 3 Bänden, je 8 M.) erschien bei F. Bruckm „Das Beiwerk der Mode" von Max von Boehn (293 Abb., 16 Farbtafeln). reizende Bändchen behandelt Spitzen, Fächer, Handschuhe, Stöcke, Schirme, Schm z. B. Amulette, Taschenspiegel, Parfüms, Kleidbesatz, Taschenuhr, Rosenkranz, Flohp chen, Brillantschliff, Dosen, Zahnstocher, Etuis, Flacons, Schiffchen. Die Abbildun

mmen aus allen Zeiten, Völkern, Erdteilen. Max von Boehns Text liest sich wieder emein interessant, er hält auch mit seiner Meinung über Zeiterscheinungen nicht hinter i Berg. Die Ausstattung ist musterhaft. Es steckt in dieser ganzen Sammlung viel ir als nur Mode, nämlich eine eigenartige, bemerkenswert selbständige Kulturgeschichte.

Der Verlag Paul List in Leipzig legt um den billigen Preis von 1,80 M. unter dem Titel eine Herren!..." 60 glänzende politische Karikaturen von Gustav Doré vor, die r denjenigen Daumiers fast in Vergessenheit geraten waren. Mit Recht betont die leitung, daß die politische Karikatur bei uns in Deutschland „noch in den Kinderschuhen t": solchen Blättern haben wir nichts an die Seite zu stellen. Sie sind nicht nur satirisch, ind vor allem äußerst witzig und von einer Eleganz des Strichs, die immer neu ent- t. Sie halten sich sogar neben Daumier. Bei manchen mußte ich an die chimères von re Dame denken: dieser genialen Phantastik, in der Mensch und Tier fortwährend nander hinüberspielen, stehen sie am nächsten.

Das Buch der Jahreszeiten, herausgegeben von Herbert Dubler, Einleitung von Joseph Bernhart (Verlag Josef Müller, München, geb. 20 M.) Das sind 192 Kupfertief- te, nach den Jahreszeiten geordnet, aus allen deutschen und schweizerischen Gauen, rbayern, Brandenburg, Graubünden, Genfer See, Tirol, Engadin. Die Aufnahmen men von den allerbesten unserer Landschaftsphotographen: Steiner, Rupp, Wörsching, erell, Wehrli; sie sind hervorragend als Aufnahmen und wundervoll wiedergegeben. n wird nicht müde, sie zu betrachten. Für jeden Liebhaberphotographen das gegebene henk. Wir Erwachsene brauchen doch auch unsere Bilderbücher: wie schön erhellt sich Aug und Seele, wenn man den Tag mit der Betrachtung von nur einem dieser vollen Blätter andächtig beschließt!

Wladimir von Hartlieb: Italien. Alte und neue Werte. Ein Reisetagebuch. nchen, Georg Müller, Leinen, 12 M.). Den Enthusiasmus des Verfassers versteht nur ganz, der sich stets vergegenwärtigt, daß seine Mutter Italienerin ist. Er ist unkritisch; ist dies nicht das schönste Vorrecht der Liebe? Nur in einem Punkte komme ich nicht in seiner Schätzung Mussolinis. Aber im übrigen das Buch eines überlegenen und en Geistes, vor allem frei von der demokratischen Kopfgrippe. Ausgezeichnet Beob- ungen und Bemerkungen über Land und Leute. (Aber Zoozmanns Dante- und uccis Goethe-Übersetzungen sollte er nicht schätzen. Deutschland scheint er nicht so u kennen wie Italien. Unbegreiflich, daß er, der doch die eigenartige bauliche Schönheit rs so würdigt, kein Wort der Kritik über ihre Schändung durch die Italiener findet.) habe das Buch immer wieder mit Genuß gelesen. Es ist von der ganzen Italien- atur seit dem Kriege weitaus das natürlichste, phrasenloseste, unabhängigste und lehr- te, gerade weil es gar nicht belehren will. Freilich muß man Italien ein wenig kennen, m Hartlieb zu verstehen.

Baedekers Oberitalien war seit 1911 nicht mehr neu aufgelegt worden. Damals was Buch mit 36 Karten und 35 Plänen ausgestattet. Jetzt hat sich die Zahl der Karten f 5, die der Pläne auf 49 vermehrt. Ganzleinen 14 M. Baedeker verbessert unermüd- ie allgemeinen Einleitungen. In diesem Bande sind als neue Abschnitte hinzuge- nen: Zur Landeskunde von Oberitalien; Die Provinzen Italiens; Zur Geschichte Oberitalien; Erklärung einiger Kunstausdrücke. Niemand wird diese Einleitungen Gewinn lesen; sie sind ebenso bündig wie durchdacht. Je genauer man überhaupt ker studiert, desto mehr bewundert man die Vollständigkeit der Auskünfte bei knapp- Umfang. Der kunstgeschichtliche Teil, dessen einseitige Wertung der Hochrenaissance d Auflage von 1911 rückständig war, ist durch Dr. Hans Nachod aufs glücklichste völlig ert worden. So eindringlich wir auch immer wieder betonen müssen, daß zurzeit eder Besuch des eigentlichen Italien den Faszismus stärkt und damit die Leiden er Brüder in Südtirol mehrt, so angelegentlich empfehlen wir das Studium dieses

meisterhaften Führers als Vorbereitung zu einer Italienreise in absehbarer Zuk
Denn nach allem, was wir aus guten Quellen von dort hören, kracht das derzeitige Re
in allen Fugen, und der Tag der Erlösung ist nicht mehr ferne.

Bismarcks ausgewählte Werke, herausgegeben von Geheimrat Hermann Gra
der lange Jahre Kgl. Preußischer Hausarchivar war, wurden durch die beiden Briefb
abgeschlossen. Es sind also nun 6 Bände: 2 „Gedanken und Erinnerungen" (nur die C
schen Ausgaben bieten den III. Band, der noch jahrelang geschützt ist), 2 „Politische Red
2 „Briefe" (diese beiden in Ganzleinen 12 M.). Bei dem Umfang der Briefveröffentlic
gen durfte man auf Graniers Auswahl gespannt sein. Sie ist meisterhaft und zeigt
allem den Menschen. Der berühmte Werbebrief an seinen Schwiegervater steht
S. 54 des I. Bandes, der mit dem Oktober 1860 schließt; der II. tritt erst S. 179 ins
1870, der Nachdruck liegt also auf dem jüngeren Bismarck. Willkommen wird den Benü
das sorgfältige Namenregister über alle 6 Bände sein, das über 70 doppelspaltige Se
umfaßt. Verlag und Herausgeber haben allen Grund, sich dieser trefflichen, schönen
billigen Ausgabe zu freuen, deren 3 Abteilungen einzeln käuflich sind.

Das Erbe der Väter. Ein Wegweiser zum Geistesvermächtnis deutschen Fü
tums, herausgegeben von K. A. Walther und A. Boehme bei Greiner & Pfeiffer, Stutt
Hinter diesem Lesebuch steht der „Türmer", und damit ist alles gesagt: es ist vortref
Seine Abteilungen lauten: Volk und Reich, Wissen und Wirken, Gemüt und Geist,
und Welt. Beiträge u. a. von Robert Saitschick, Walter Flex, Rudolf Eucken, Frie
Lienhard, Reichskanzler a. D. Hans Luther, Dietrich Schäfer, Admiral Scheer, Os
Spengler, Wilhelm Stapel, Ludwig Finckh, Hermann Stegemann, Graf von Luc
Das mit acht Bildern gezierte Buch kostet in Ganzleinen nur 6,75 M.: das ist gesch

Ein Lebensbuch ist auch die Sammlung religiöser Stimmen der Völker und Z
„Das Göttliche", die P. Th. Hoffmann ausgewählt hat (Callwey 8,50 M.). Auch
vermag die Inhaltsübersicht am ehesten einen Begriff der inneren Architektur zu ge
Vorklänge, Mythos werdend, vergangen, ersehnt; Gott im Wandel der Jahrtause
Der Wanderer zwischen zweien Welten; Zu neuen Ufern. Die Beiträge reichen
Indien und China bis England, vom Gilgamesch-Epos der Babylonier bis zu F
Werfel. Das Buch kann schon 16jährigen geschenkt werden, ist aber nach s
ganzen Anlage ein Erbauungsbuch für Erwachsene.

Dr. med. Josef Löbel: Haben Sie keine Angst! Vierzig Kapitel optimisti
Medizin (Leipzig, Grethlein & Co., geheftet 2,80, Ganzleinen 4,80 M.). Wir arme L
werden seit neuerem mit volkstümlichem Heilwissen so überschwemmt, daß wir uns
noch eines schönen Tags zu freuen getrauen, aus Angst, er sei nur euphorisch, was
Wettermacher etwa „ein Zwischenhoch" heißt. Darum hat mich dieses gescheite, w
Buch gefreut. Ein paar Kapitelüberschriften: Das gefährliche Wissen. Der Arzt in
selber. Die „verstandene" Frau. Kümmern Sie sich nicht um Ihren Blutdruck! Das
heimnis der Lebensfreude. Während sonst populärmedizinische Bücher gern Unheil
richten, wird dieses nur beruhigend wirken.

Johannes Thiel hat noch zwei reizende farbige Bilderbücher für den Verlag
& Pustet gemacht: „Die tanzende Uhr" und „Der Autoheld" (8 und 6 M.);
nur die aquarellierten Federzeichnungen sind in dieser Art das Beste seit Wilhelm B
auch die Verse sind ungezwungen witzig und leicht zu merken. An diesen beiden Bä
wird sich mancher Jahrgang Kinder (von 6 bis 12 Jahren etwa) herzhaft freuen un
drolligen Reime auswendig hersagen.

Rosenheim Josef Hofmille

Redaktionell abgeschlossen am 25. März 1929
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hü
in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., A
bei Pforzheim.

Deutschland und Flandern

Das deutsche Volk hat sich seit hundert Jahren oft für die Polen und ihren Freiheitskampf begeistert, obwohl dieser nicht zuletzt gegen Deutschland selbst gerichtet war. n Flandern lebt seit den gleichen hundert Jahren, seit der Begründung des modernen elgischen Staates, ein uns stammverwandtes Volk von $4^1/_2$ Millionen unter einer Unterückung, die sicher nicht geringer ist als die der Polen jemals war; aber wie wenig Teilhme hat Deutschland ihm bisher zugewandt. Wir müssen selbst gestehen, daß auch unser es Belgienheft (April 1915) der flämischen Bewegung noch lange nicht die ihr zunmende Bedeutung gegeben hatte. Dieser niederdeutsche Volksstamm von $4^1/_2$ Millionen, r zusammen mit 3 Millionen romanischen Wallonen das moderne Belgien bildet, hat ute noch weder eigene Gymnasien noch eine eigene Universität. Seine Sprache — die iche, die nebenan in den Niederlanden unbestritten als Kultursprache gilt — ist in der rsten Gerichtsinstanz Belgiens noch heute verboten, in der Verwaltung zurückgedrängt, Heer unterdrückt. Die von der deutschen Verwaltung während des Weltkrieges geschafe flämische Universität in Gent wurde nach Kriegsende sofort wieder aufgelöst. Allen mischen Studenten, die dort studiert hatten, wurde das Recht auf Hochschulunterricht Belgien für immer entzogen. „Häuser von Aktivisten wurden von wallonischen Soldaten Brand gesteckt; die Gefängnisse wurden überfüllt; Kriegsgerichte wurden errichtet, Taude von Flamen (vor allem flämische Lehrer) ihres Amtes entsetzt und brotlos gemacht." Trotzdem ist diese Selbständigkeitsbewegung heute stärker als je. Ihr Führer Borms, „Glocke von Flandern", 1919 von der belgischen Regierung zum Tode, dann zu lebensglichem Zuchthaus verurteilt, wurde im letzten Dezember, noch als Zuchthausgefangener, Antwerpen in die Kammer gewählt, mit einer Stimmenzahl, wie sie noch kein Kandat in Belgien je auf sich vereinigt hatte. Heute steht er, nach zehnjähriger Haft begnadi, im Mittelpunkt der allgemeinen Wahlen, welche in diesem Monat stattfinden.

Wir versuchen in diesen Heften immer wieder, die Augen unserer Leser von den flüchn Ereignissen der Tagespolitik auf die wesentlichen Dinge zu lenken. Niemand zweifelte te, was vor hundert Jahren wichtiger war, die diplomatischen Konferenzen der hl. anz, deren Beratungen damals alle Welt beschäftigten, oder die von diesen selben t kaum bemerkten inneren Bewegungen der Völker und langsamen Verschiebungen e Mächte. Es ist heute nicht anders. So soll dieses Heft die Blicke unserer Leser auf die ntigen Bewegungen an der Nordwestecke Europas richten: Auf die zähen Bestrebungen nkreichs, mittels seines vorgeschobenen belgischen Glacis, auf Kosten Hollands, die volle errschung der Rheinmündungen zu gewinnen: damit die volle Herrschaft über den zen Rhein selbst und das wichtigste Ein- und Ausfallstor der west- und mitteleuropäischen Wirtschaft; und demgegenüber auf den Unabhängigkeitskampf eines kleinen, nverwandten Volkes, das heute nicht mehr bloß um die Erhaltung seiner Muttersprache, ndie Möglichkeit einer eigenen höheren Kultur kämpft.

eutschland steht heute allen solchen Bewegungen, so nahe sie es berühren, politisch tlos gegenüber. Aber es hat seit dem Krieg doch eines gelernt: Alle diese Außenn seines Volkstums mit einzubeziehen in das Gemeinschaftsgefühl der deutschen Kultur: oster und Timmermans, Stijn Streuvels und Hendrik Conscience, Guido Gezelle René de Clercq gehören uns mit an. Unsere Leser wissen, daß wir der Meinung sind, das deutsche Volkstum auch heute immer noch mitten im Krieg steht; daß jede gelene deutsche Schule, jede Zurückdrängung der deutschen Sprache eine verlorene cht, jeder behauptete oder neu gewonnene Boden deutscher Kultur, deutschen geiEinflusses ein Sieg in diesem Krieg ist. In diesem Zusammenhang sehen wir heute den Unabhängigkeitskampf des flämischen Volkes, und wir danken den Männern, führen, für ihren Mut und ihre Zuversicht: Wir können von ihnen lernen.

Die zwischenstaatliche Stellung Flanderns

Von Robert Paul Oszwald in Potsdam

Die Gebiete an Schelde und Maas haben von jeher eine wichtige Vermittlungsro gespielt. Seit den Zeiten der Völkerwanderung haben sich hier die romanische u germanische Kultur getroffen und ihre Erzeugnisse nach beiden Seiten hin befruchte weitergeleitet. Aber auch der Schauplatz zahlreicher Kämpfe um staatliche Macht u Vorherrschaft sind diese Gegenden durch alle Jahrhunderte hindurch bis heute gewes

Der Glanz der großen Wirtschafts- und Handelsblüte und der Ruhm ihrer Künst strahlte vom 14.—16. Jahrhundert über ganz Europa. Kaufleute, Gelehrte und Künst aus der ganzen damals bekannten Welt trafen sich in ihren Städten. Die Hauptma der Bewohner dieser Gegenden waren germanischen Stammes, Franken und Fries untermischt mit sächsischen Bestandteilen. Mittelpunkt der Kulturblüte waren die beid flandrischen Provinzen, von denen dann auch der Name Flandern sich im Laufe i Zeit auf die übrigen Provinzen, Brabant und Limburg, erstreckt hat. Germanen wa die Träger der Kultur, an der auch die romanischen Picarden Anteil hatten, während östlich von diesen wohnenden Wallonen sich nur als Grobschmiede, Waffenschmiede u besonders gern angeworbene Krieger hervorgetan haben.

Die politischen Grenzen haben im Verlaufe der Geschichte niemals Rücksicht auf die Vol tumsgrenzen genommen. Die Grafschaft Flandern unterstand mit ihrer germanisch Bevölkerung bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinein der Lehnshoheit der französisch Krone, während die wallonischen Gebiete an der Maas seit dem 9. Jahrhundert z Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation gehörten. Auch als unter den burgundisch Herzögen ein neues, von Frankreich und Deutschland so gut wie unabhängiges Staa gebilde heranwuchs, vereinigte es germanische und romanische Volksteile in sich. U als unter Karl V. endlich die germanischen Flamen in den deutschen Reichsverband a genommen wurden, war das Band der niederländischen Provinzen zum Reiche ber so stark gelockert, daß sie in den folgenden Kämpfen gegen Spanien nicht mehr im Reic verbande gehalten werden konnten. Die Schuld liegt zum großen Teile an der Ohnma des damaligen deutschen Reiches und an der Rivalität der deutschen Territorialfürst welche den wiederholt aus den Niederlanden ergangenen Ruf um Hilfe im spanischen F freiungskrieg unbeachtet ließen. Dazu kam, daß die Gegensätze zwischen Kalvinismus u Luthertum, die sich auch innerhalb des Reiches nachträglich auswirkten, eine Hilfe für Grenzgebiete erschwerten.

Der Befreiungskampf gegen Spanien wurde eine Zeit lang von den südlic und nördlichen Niederlanden gemeinsam geführt, wobei sich Katholiken wie Protestan in gleicher Weise beteiligten. Daß es schließlich zur Trennung zwischen Norden und Sü gekommen ist, lag nicht an dem religiösen Gegensatze, sondern daran, daß der Sü militärisch erlag, während der Norden sich hinter seiner Wasserlinie hielt. Mit der E nahme Antwerpens durch Alexander von Parma (1585) war das Schicksal der südlich flandrischen Gebiete für mehrere Jahrhunderte besiegelt. Auch jetzt trennte die staatl Grenze zwischen der Republik der Vereinigten Niederlande und den Spanischen Nie landen wieder das Volkstum, indem sie mitten durch fränkische und friesisch-fränkische völkerungsgruppen hindurchging. Sie trennte aber zugleich auch die Angehörigen selben Religion, da auch nördlich von ihr in den von den Niederlanden zurückerobe Gebieten, den sogenannten „Generalitätslanden", eine katholische Bevölkerung le Auch die Grenzen beider Staaten gegen das Deutsche Reich im Osten waren keine Vo tumsgrenzen, da zu beiden Seiten derselben Niedersachsen und Ostniederfranken wohn

Während in den nördlichen Niederlanden infolge des gemeinsamen staatlichen Lebens
e in seinem Kerngebiet, in den Provinzen Holland und Seeflandern, herrschende Sprache
lmählich zur Schriftsprache des gesamten Gebietes wurde und durch dieses wertvollste
isdrucksmittel des Geistes eine eigene Kultur heranwuchs, blieben in den südlichen
ederlanden die provinziellen und örtlichen Dialekte herrschend, und der Mangel einer
meinsamen Hochsprache hinderte auch die Entstehung einer gemeinsamen Kultur. Das
ordringen der französischen Sprache und des französischen Geistes in den Kreisen der
ebildeten konnte die Masse des Volkes nicht berühren. Diese blieb kulturlos und un-
indig, bewahrte sich aber auch seine natürlichen Kräfte, bis einmal eine bessere Zeit sie
neuer Blüte und Kraftentfaltung erwecken sollte.

Diese Zeit reifte im 19. Jahrhundert heran, als die allgemeine Belebung nationalen Empfindens auch in Flandern in Erscheinung trat. Das 1815 errichtete Königreich
r Vereinigten Niederlande umfaßte zwar die bisher getrennten niederländischen Volks-
imme wieder zu einer Einheit; dadurch aber, daß die verantwortlichen europäischen
aatsmänner die Völker auch nur nach dynastisch-staatlichen Gesichtspunkten verteilten,
rden in den neuen Staat wiederum romanische Bestandteile mit aufgenommen. Von
ser romanischen Bevölkerung ging die Revolution des Jahres 1830 aus. Sie fand bei
em großen Verwandten, Frankreich, weitgehende Unterstützung, während dynastische
chsichten die Krone Preußens hinderten, die Ansprüche des deutschen Volkes zur Geltung
bringen. Bei der endgültigen Grenzziehung 1839 ging deutsches Staatsgebiet zu
den Seiten der Maas verloren. Die Flamen hatten infolge ihrer dreihundertjährigen
Fremdherrschaft so stark an nationalem Selbstbewußtsein eingebüßt, daß sie sich von der
walonischen Revolution ins Schlepptau nehmen ließen und mit gegen den volkseigenen
südlichen Bruder ankämpften. Trotzdem sind die 15 Jahre des Königreichs der Ver-
igten Niederlande für Flandern insofern segensreich gewesen, als in dieser Zeit die
en Männer herangebildet wurden, die Erwecker und Träger der flämischen Bewegung
den sollten. Viele Fäden verbanden sie auch mit den deutschen Stammesgenossen jen-
s des Rheins, und sie erkannten, welchen unerschöpflichen Born die deutsche Kultur
ür die Entwicklung ihres eigenen Volkstumes ihnen darbot. Allmählich schufen sie ein
ues Selbstbewußtsein, und dadurch, daß sie die nordniederländische Schriftsprache auch
ls Schriftsprache Flanderns annahmen, knüpften sie von neuem das geistige und kulturelle
Band mit ihren nördlichen Stammesgenossen. Schwerer war es, den Widerstand des
wonischen Südens gegen die Kultur des kalvinistischen Nordens zu überwinden. Dies ist
rheute, nach dem Weltkriege, in größerem Maße möglich geworden, seitdem eine neue
neration den Volkstumsgedanken über den Staatsgedanken stellt und eine scharfe Tren-
ung zwischen der politischen Betätigung und der kirchlichen Religiosität macht.

Der belgische Staat, der sowohl durch seine Entstehung als auch durch seine Führer in der Politik und in der Wirtschaft an Frankreich gekettet und heute nur noch als ein Vasall Frankreichs angesehen werden kann, sucht auch heute noch Flandern unter sein Joch zu erhalten. Ja, er strebt als ein Sieger des Weltkrieges über Flandern hinaus
und hat nicht nur Eupen-Malmedy dem Deutschen Reiche in widerrechtlicher Form ent-
issen, sondern will auch die holländischen Gebiete in Seeflandern und in Limburg unter
ine Botmäßigkeit oder wenigstens in wirtschaftliche Abhängigkeit bringen. Damit
rfolgt er ein durchaus französisches Ziel, nämlich die Beherrschung der Rheinmündungen.
Auf dem Wege zu diesem Ziele tritt ihm das erwachte Flandern entgegen, das hier als
Vorposten nicht nur für Holland, sondern auch für Deutschland kämpft, und dessen volks-
bewußte Glieder in einem Großniederländischen Staate die Sicherheit gegen französische
Übergriffe und zugleich die Gewähr für die Erhaltung des Gleichgewichts in Europa sehen.
Als im Jahre 1919 in Versailles über das Friedensdiktat verhandelt wurde, konnte
man die von seiner Presse schon seit Jahren erhobene Forderung, die gesamten links-

rheinischen Gebiete der belgischen Botmäßigkeit zu unterwerfen, nicht ernsthaft vortrag
da England und Amerika sich auf eine derartige Machterweiterung des belgischen Staa
nicht eingelassen hätten. Wohl aber meldete der damalige belgische Außenminister Hymo
den Anspruch auf Holländisch-Seeflandern, die Scheldemündung und Holländisch-Li
burg an. Für die Abtretung dieser Gebiete sollte Holland mit dem deutschen Ostfriesla
entschädigt werden. Gegen diese belgischen Pläne, die auch durch eine von dem belgisch
Außenminister persönlich geleitete Propaganda innerhalb des Nachbarstaates unterst
werden sollten, wandte sich das gesamte niederländische Volk in einmütiger Entschlossenh
Die Forderungen Belgiens wurden auf das wirtschaftliche Gebiet abgeschoben. Es tauc
der alte Plan eines Rhein-Maas-Scheldekanals auf, dessen auf deutschem Gebiet gelege
Teil zu bauen Deutschland verpflichtet wurde. Belgien verlangte die Souveränitätsrec
auf diesem Kanal auf holländischem Gebiete sowie die Souveränitätsrechte auf der holländ
schen Schelde. Dem Einspruche von Wilson und Lloyd George gegenüber konnte
Sachwalter Belgiens, Tardieu, die Ansprüche Belgiens im Großen Rate nicht g
durchsetzen. Belgien und Holland wurden auf gemeinsame Verhandlungen über e
Erneuerung der Neutralitätsverträge von 1839 verwiesen, aber unter ausdrückli
Betonung, daß weder Gebietsabtretungen noch internationale Servitute in Betra
kommen dürften. Das Ergebnis sollte den Großmächten vorgelegt werden. Die V
handlungen führten mit verschiedenen Unterbrechungen zu dem belgisch-holländisch
Vertrag von 1925, der von den beiden Außenministern Vandervelde und van Karneb
unterzeichnet wurde. Darin verlangte Belgien von Holland die Anerkennung der A
hebung seiner Neutralität sowie zwei große Kanäle, den Rhein-Scheldekanal von
Höhe von Ruhrort durch die holländische Provinz Limburg hindurch nach Antwer
und den Moerdijk-Kanal in nordsüdlicher Richtung von Antwerpen nach der Waal. Gle
zeitig sollte Holland auf wesentliche Souveränitätsrechte auf der Schelde innerhalb sei
Hoheitsgebietes, wie z. B. auf Polizei und Quarantäneaufsicht verzichten. Auch blieb
Frage der Zulassung von Kriegsschiffen auf der Schelde ungeklärt; aus den Äußerun
der belgischen Unterhändler ging deutlich hervor, daß ein Verbot für belgische Krie
schiffe nicht ausgesprochen werden sollte und das ganze Problem zum mindesten als
gelöst betrachtet wurde, so daß im Ernstfall ein Konflikt so gut wie sicher in Aussicht sta
Es war Belgien gelungen, in diesem Vertrage seine Annexionsgelüste auf Holländi
Seeflandern und Holländisch-Limburg in versteckter Weise mehrfach festzulegen, ind
die einzelnen Vertragsbestimmungen eine Fülle von Konfliktsmöglichkeiten schufen.
beiden Kanäle waren in ihrer großen Breite von mehr als 80 m auch als vorzügl
strategische Anlage gedacht. In der Begründung dieser Pläne spielten von Anfang
die Worte „Sicherheit" (sécurité) und „Verteidigung" (défense) eine bedeutende R
Es wurde deutlich, daß die belgische Barrière, die seit 1839 als Schutz für Holland
Deutschland gegen Frankreich gedacht war, sich nach dem Weltkriege in ihr Gegenteil
kehrt hatte und zum französisch-belgischen Glacis geworden war, wie auch das belg
französische Militärabkommen von 1920 und die späteren Interpretationen zeigen

Die belgischen Ansprüche wurden vielfach mit wirtschaftlichen Notwendigkeiten
gründet; man behauptete vor allem, daß die wirtschaftliche Entwicklung des Ha
von Antwerpen nicht gehemmt werden dürfe. Diese Begründung ist aber nur ein Sch
manöver. Denn betrachtet man das Verhältnis des Hafenverkehrs von Antwerpen
Rotterdam, so ergibt sich, daß Antwerpens Handel nach dem Weltkriege
wieder aufgeblüht ist und in wenigen Jahren den von Rotterdam sogar überflügelt
Während der Hafenverkehr des Jahres 1913 für Rotterdam 12788342 N
Registertonnen, für Antwerpen 12024796 aufwies, waren diese Zahlen 1924 für Rotter
15089293 und für Antwerpen 17147260. Antwerpen hatte außerdem dadurch e
besonderen Vorzug erhalten, daß seine Landlage sich verschoben hatte, indem ein gr
Teil des Hinterlandes aus deutschem Besitz in den des mit Belgien verbündeten Frankr

ergegangen war. Frankreich hat frühzeitig seine Belange im Elsaß mit denen des elgischen Antwerpens verbunden und auch das unter seiner Botmäßigkeit stehende deutsche aargebiet wirtschaftlich mit dem von ihm abhängigen Belgien zu verknüpfen gesucht. n den Jahren 1919—1921 hat es die surtaxes d'entrepôt für alle von und nach Elsaß-othringen und von und nach dem Saargebiet auf dem Schiffahrtsweg Antwerpen—hein—Straßburg oder auf dem Eisenbahnweg Antwerpen—Diedenhofen ein- und aus-henden Güter aufgehoben. Während vor dem Kriege von dem Straßburger Güterver-hr $^3/_4$ nach und von Rotterdam und $^1/_4$ nach und von Antwerpen gegangen waren, ist das erhältnis heute mehr als umgekehrt, nämlich $^1/_8$ zu $^7/_8$. Antwerpen ist mit zu einem heinhafen geworden. Zugleich ist es, wie der Bürgermeister von Antwerpen van Cau-elaert im Mai 1926 zu Le Havre sagte, „einer der drei Haupthäfen für die Ausfuhr ankreichs" geworden. Mit den Plänen der beiden Kanäle, des Rhein—Scheldekanals d des Moerdijk-Kanals, sollte der gesamte Rheinverkehr nach Antwerpen hingelenkt, Schelde also zur neuen Rheinmündung werden. Damit wäre Holland der französisch-lgischen Macht ausgeliefert worden, und Deutschland würde sein wichtigstes Ein- und sgangstor für seine Wirtschaft in den Händen seines unversöhnlichsten Feindes sehen. Bei diesem französisch-belgischen Vorstoß ist weiter von großer Bedeutung, daß sich s französische Kapital seit langem in dem zukunftsreichen Kohlengebiet im flämischen mpenland festgesetzt hat und auch in Holländisch-Limburg sich zu betätigen begann, bis holländische Regierung einer weiteren Vergebung von Gerechtsamen an ausländisches pital Einhalt gebot, und sich nach dem Krieg auch im Aachener Gebiet eingenistet hat. Das hlengebiet im Kempenland, dessen Vorräte auf 8 Milliarden Tonnen geschätzt werden, itzt einmal wegen seiner hochwertigen Qualität, sodann wegen seiner großen he an einem der größten Welthäfen, Antwerpen, größte Entwicklungsmöglichkeit. eit mehreren Jahren ist dort eine neue französische und belgisch-wallonische Industrie Entstehen begriffen. Daß bei diesen weitsichtigen Plänen Frankreichs u. U. auch der ige militärische Druck nicht fehlen wird, beweisen die militärischen Rüstungen und festigungsanlagen an der belgisch-deutschen und belgisch-holländischen Grenze.

Es ist nicht recht verständlich, wie der holländische Außenminister van Karnebeek 1925 einen solchen Vertrag, der seinem Lande so nachteilig werden mußte, unterzeichnen nte; man wird es nur damit erklären können, daß er unter starkem politischem Druck Ententemächte und aus der Besorgnis heraus gehandelt hat, daß bei einer Weigerung schlimmere Verwicklungen entstehen könnten. Wie 1919 und 1920 die belgischen nexionsgelüste auf holländisches Gebiet an dem einmütigen Willen des ganzen nieder-ndischen Volkes gescheitert waren, so verfiel auch der Vertrag von 1925 nach eingehenden rterungen in der gesamten holländischen Öffentlichkeit im Jahre 1927 der Ablehnung. diesem Kampf gegen den Vertrag spielten die Anhänger des großniederländischen nkens und die flämischen Nationalisten eine bedeutsame Rolle. Obwohl der flämische en von Antwerpen durch den Vertrag wesentliche Vorteile erlangt hätte, waren gerade nationalgesinnten Flamen dagegen, weil sie erkannten, daß mit der Annahme dieses rages Hollands Blüte vernichtet und dadurch die geistige Nährquelle ihres eigenen stums verstopft werden würde. Seitdem hat die großniederländische Bewegung an Anhängerschaft gewonnen.

ie Verhandlungen zwischen Belgien und Holland sind seit einiger Zeit wieder im ge. Belgien ist rechtlich von seiner Verpflichtung zur Neutralität trotz aller Abkommen, es in den letzten Jahren geschlossen hat, noch nicht befreit, da der mit Holland geschlossene rag von 1839 noch in Kraft ist, ganz abgesehen davon, daß auch Rußland der Auf-ung der belgischen Neutralität noch nicht zugestimmt hat. Und wenn auch diese Neu-ät durch ein neues Abkommen zwischen Belgien und Holland rechtlich aufgehoben en sollte, so würden dann für die Frage, ob Antwerpen ein Kriegshafen werden darf, für andere Schiffahrts- und Wirtschaftsfragen die früheren Bestimmungen von

1814 und 1815, an denen eine ganze Reihe europäischer Staaten beteiligt waren, nic nicht aufgehoben sein. Man muß sich in Deutschland mit diesen aus alten Verträgen he rührenden Rechten näher beschäftigen, da wir durch das Diktat von Versailles nicht al Rechte aus früheren Zeiten verlustig gegangen sind, und da die Neuregelung an der Nor westecke Europas von internationaler Bedeutung ist. Belgien hat schon mit einer Int nationalisierung der Schelde auf holländischem Gebiete und mit dem Völkerbund gedro Diese Drohung kann man als allgemeine Forderung aufnehmen: Internationalisieru der Schelde, aber auch auf belgischem Gebiet. Und wie der Rhein internationalisi worden ist, so können zur Befriedung und für die Möglichkeit eines von allen poli schen Ansprüchen freien wirtschaftlichen Wettbewerbs auch die Schelde und die Ma internationalisiert werden. Dazu muß als notwendige Ergänzung die Forderung trete Entmilitarisierung des ganzen großen Wirtschaftskomplexes in Wallonien, im Kempe land und in Limburg, entsprechend der Entmilitarisierung des Ruhrgebiets.

Frankreich drängt zur Rheinmündung, zum Nordpfeiler der Westfront, und baut Belgi als Glacis aus, um sein Ziel mit Gewalt durchzusetzen, wenn es ihm auf wirtschaftlich Umwegen nicht gelingt. Der Krieg gegen Deutschland ist nicht zu Ende, er ist nur in ei andere Phase getreten. Holland wird als nächstes Ziel in Angriff genommen. Doch Deutsch land soll damit getroffen werden. Flandern ist der Einsatz. Die Flamen kämpfen Vorposten gegen den Ansturm von Süden. Sie kämpfen nicht nur um die Erhaltu ihrer Muttersprache, nicht nur um die Möglichkeit, sich zu einer eigenen höheren Kul emporentwickeln zu können; sie kämpfen überhaupt für ihre Existenz als Volk. Sie si zum politischen Bewußtsein erwacht und finden die Berechtigung ihres Kampfes geg den ihr Volkstum unterdrückenden belgischen Staat in den Lehren des Naturrechts. fordern als naturgeborenes Volk eine ihnen naturgemäße Organisation ihres Volkstu den eigenen Staat. Ihr Ruf lautet: Los von Belgien. Der Gegensatz Flandern—Belg ist von internationaler Bedeutung geworden. Denn die Flamen kämpfen nicht nur sich und ihre Brüder, die Nordniederländer, sondern auch für uns, ihre germanisch Verwandten. Deshalb verdienen sie unsere ganze Anteilnahme.

Belgien und Flandern

Von Raf Verhulst in Göttingen

Im belgischen Staat leben zwei Völker verschiedener Herkunft, die sich auch in Spra „Sitte und Kultur streng voneinander scheiden." Mit diesen Worten hat der ehema belgische Minister Jules Destrée noch vor wenigen Jahren „die belgische Antinom das Nebeneinander von Flamen und Wallonen, ausgedrückt[1]). Sie hat sich seit Gründ des Königreichs Belgien in einer Unterdrückungspolitik ausgewirkt, die ihresgleichen su

Die erste Tat des belgischen Direktoriums war die Abschaffung des Flämischen Flandern als amtliche Sprache (16. November 1830). In allen Zweigen der Verwaltu im Heer, bei den Gerichten, in den Mittel- und Hochschulen[2]), herrschte fortan ausschlie die Schriftsprache der Belgier, das Französische, das von 85 vH der flämischen Bevölker (4½ Millionen) nicht verstanden wird. Seit der Gründung des Staates nahmen Wallonen, von Frankreich im Rücken gestärkt, die Verwaltung ausschließlich für sich Anspruch, desgleichen die Wirtschaft, die sie sich bis auf den heutigen Tag zu sichern standen. Neben diesen gewaltigen Machtmitteln verfügen sie über drei starke Hilfstrupp

[1]) „Flamands et Wallons", Plon-Verlag, Paris 1923.

[2]) Vgl. zum Folgenden Aprilheft 1915 der S. M. „Belgien" u. Augustheft 1916 „Die Niederlan

1. die Schicht des entnationalisierten Flamen, die Überläufer und Renegaten, die
imische Namen tragen, doch oft die unversöhnlichsten Feinde ihres eigenen Blutes sind,
2. die höhere Geistlichkeit, die in wichtigen Kulturfragen meist gegen die gerechten
rderungen des Flamentums aufgetreten[1]) ist und mit ihrer moralischen Autorität auf
oße Massen des flämischen Volkes einen kraftlähmenden politischen Druck ausübt,
3. die Schulen, in denen die flämischen Kinder durch tendenziösen Unterricht und durch
e gefälschte Geschichte seelisch entwurzelt und ihrer Muttersprache entfremdet werden.
Dieses vergessene Volk, das einst eine große Reihe bedeutender Geister hervorbrachte,
vergangenen Zeiten seine eigene Kultur entwickelt hatte und in der neueren Zeit eine
taunliche geistige Wiedergeburt erlebt, dessen Schriftsprache an den Universitäten
llands als durchgebildete Kultursprache gelehrt wird, dieses flämische Volk von 4½ Mil-
nen Seelen besitzt weder eine eigene Universität noch eigene Gymnasien.

Auf dem Gebiete des Gerichtswesens wurde erst 1873 ein Gesetz angenommen, das
n Gebrauch der flämischen Sprache bei Gericht gestattet. Doch in der höchsten Instanz,
Kassationshofe, wird das Verbot der flämischen Sprache noch aufrechterhalten.

Die Verwaltung blieb französisch. Wohl wurde 1878 das Flämische durch ein Gesetz
Fremdsprache gleichgestellt. Doch in unzähligen Fällen wird es nicht befolgt. So
nte es geschehen, daß am 26. Juli 1919 zwei flämische Kriegsinvaliden — zwei Blinde,
n einer Frau geführt — in einem Brüsseler Bahnhof[2]) keine Fahrkarte erhalten konnten,
l sie diese auf flämisch verlangten. Ähnliche Fälle kommen dauernd vor!

Im Heer konnte bisher ohne Kenntnis der Fremdsprache kein Flame auch nur Gefreiter
den. Ohne ein Wort flämisch zu verstehen, führten belgische Offiziere flämische Soldaten,
s im Kriege zu den schlimmsten Vorfällen Anlaß gab. Während die Negertruppen
Entente in ihrer Sprache befehligt wurden, verstanden die meisten belgischen Offiziere
Sprache ihrer Mannschaft nicht; 85 vH der belgischen Streitmacht bestanden aus Flamen.
angehenden Offizieren wurde empfohlen, flämisch zu lernen. Ein belgischer Leutnant,
aux, erklärte darauf: „Ich lerne kein flämisch!" — „Und wie werden die Soldaten
e Befehle verstehen?" — „J'ai mon revolver pour me faire obéir". Dieser empörende
wurde vielleicht nur einmal ausgesprochen, doch verriet er eine Einstellung, die in
n Kreisen allgemein war. Die Heeresleitung sah sich 1917 genötigt, für den Verkehr
chen Offizieren und Mannschaften Dolmetscher anzustellen. Wegen ihrer anti-
zösischen Gesinnung und ohne Verhör wurde eine Menge Intellektueller vom Heere
ernt, in Strafkompanien verteilt und zu den allerschwersten Bagnoarbeiten ver-
ilt. Einer wurde auf diese Weise, nur weil er Flame war, „disziplinarisch" ohne
erige gesetzliche Verurteilung dreißig Monate lang gefoltert. Grabsteine gefallener
oaten, auf die ihre Kameraden das Buchstabenkreuz $\overset{V}{A}\overset{}{V}\overset{}{V}\overset{K}{}$ (Alles für Flandern, Flandern
r Christus) angebracht hatten, wurden auf Befehl der belgischen Militärbehörden zertrümmert.

Selbst nach dem Kriege blieben die Verhältnisse im belgischen Heer für die Flamen, die
Französisch kennen — und das ist die große Mehrzahl — so unerträglich, daß sich
al 5 Rekruten in ihrer Verzweiflung aufgehängt haben (1919). Am 6. September
wurde ein armer Kerl, der den französischen Befehl seines belgischen Unteroffiziers
verstanden hatte, von diesem beinahe erwürgt, mit dem Ergebnis, daß er infolge
rlittenen Genickverstauchung sein Leben lang gebrechlich bleiben wird. Der Fall ist
chnend: Der Unteroffizier bekam nur einige Tage Arrest.

Es scheint, als ob die belgische Unterdrückungspolitik sich immer mehr ungesetzmäßiger
altmittel bedient. Wiederholt schon haben berittene Gendarmen mit blankem Säbel

[1]) Z. B. gegen den Gebrauch der flämischen (niederländischen) Sprache an den Universitäten.
[2]) Die Stadt Brüssel, die durch die Aufschriften der Geschäfte und die Sprache der Behörden
ne rein belgisch-französische Stadt anmutet, ist eine altflämische Stadt, in der ⅔ der Be-
lkerung noch flämisch sprechen.

auf friedliche Bürger und Studenten eingeschlagen. Am 11. Juli 1920 wurde der Fähnri eines flämischen Vereins, ein junger Student, Hermann van den Reeck, auf dem Mar platz zu Antwerpen durch einen belgischen Polizisten erschossen. Am 15. April 1924 sch ein belgischer Student auf einen flämischen Kommilitonen, „aus Rassenhaß" wie er sel erklärte. Am 20. November desselben Jahres feuerten belgische Polizisten Revolverschü auf den Leichenzug, der die sterbliche Hülle eines in der Verbannung gestorbenen flämisch Führers, Dr. Hippoliet Meert, nach dem heimatlichen Kirchhof brachte.

Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wurde das flämische Volk in ähnlicher We seit einem Jahrhundert verhöhnt und unterdrückt.

Soziologen haben mit Ziffern belegt, wie das herrschende Volk der Belgier im groß und ganzen doppelt so viel staatlich und städtisch anerkannte Volksschulen besitzt wie d flämische, doppelt soviel, ja bis fünfmal und oft zehnmal soviel Staatszuschüsse bekomm hat wie dieses, und zwar für hygienische Arbeiten, soziale Hilfe (z. B. Arbeit wohnungen) und kulturelle Zwecke (Bibliotheken, Zeitschriften, Theater usw.).

In einer Denkschrift vom 9. November 1912 erklärte sich der Provinzialrat von Nam also einer wallonisch-belgischen Provinz, mit folgender Begründung gegen eine V waltungstrennung Flanderns von Wallonien:

„Seit 70 Jahren hat Flandern dem belgischen Staate eine Milliarde 300 Millionen (Go Franken mehr bezahlt als das wallonische (das eigentliche belgische) Volk. Wallonien (das eige liche Belgien) ist immer bevorzugt worden, selbst in den außergewöhnlichen Budgets . . ."

Als Gegendruck wider die Enteignung der Nationalsprache entstand im Laufe der 7 die flämische nationale Bewegung, deren Träger vor dem Kriege Flaminganten, Kriege Aktivisten und nach dem Kriege Nationalisten genannt wurden.[1])

Beim Ausbruch des Krieges kämpften die Flamen bereits achtzig Jahre für ihre Vol rechte, für eine natürliche Entfaltung der in ihnen schlummernden Kräfte. Ihnen leucht das Beispiel jener kleinen freien Nationen voran, die gerade durch das Festhalten der eigenen Sprache sich zur Kulturhöhe der großen Völker emporschwingen konnt

In der Hauptsache mit dem kulturellen Kampf beschäftigt, haben die Flamenführer rein politischen Ziele der Bewegung in der Öffentlichkeit weniger erörtert. Wiederh aber haben sie erklärt, daß das flämische Endziel die Unabhängigkeit sei.

Im Jahre 1913 gründeten einige flämische Vorkämpfer, die für eine Umbildung belgischen Staates im Sinne einer flämisch-wallonischen Union eintraten, eine Woch schrift, die sie zur Bezeichnung des ersten Abschnitts der angestrebten Neuordnung „ Verwaltungstrennung" nannten. Zu diesem Programm hatten sich sogar Wallo bekannt, indem sie darin eine Vorbeugungsmaßnahme zugunsten ihres eigenen Vol erblickten. Sie befürchteten, die Flamen könnten in der Zukunft im Königreich Belg eine zu große Mehrzahl bilden und dann versuchen, die Rollen zu vertauschen[2]). dieser verfrühten Angst einiger Führer des belgischen (wallonischen) Herrschervolkes stand eine Art „Rat von Wallonien" (Assemblée wallonne), ein Nationalrat, der nur Belgiern (Wallonen) bestehen sollte, im Gegensatz zum offiziellen belgischen Parlam wo die Vertreter der flämischen Bevölkerungsmehrheit zu Worte kommen konnten. V dieser „Rat von Wallonien", dessen Mitglied der spätere Minister Destrée war, bekar sich zur Herstellung der „gegenseitigen Unabhängigkeit" der beiden Völker des Königrei

Als zu Anfang des Weltkriegs die Parole laut wurde, daß die unterdrückten Nationalitä zu ihrem Recht kommen sollten und der Friedensschluß die auf Völkerunterdrück beruhenden politischen Systeme abbauen würde, und als von belgischer Seite dage die Losung erscholl „La Belgique sera latine ou ne sera pas" und damit ein belgis Hauptkriegsziel, die Entgermanisierung des flämischen Volkes, jedem einsichtigen Fla

[1]) Vgl. hiezu P. Zylmann, Die fläm. Bewegung, Augusth. 1916 der S. M. „Die Niederlan
[2]) Destrée, a. a. O., S. 167, 175, 177. Der belgische Minister errechnete diese Möglichkeit für 1

r vor Augen trat, da taten sich die flämischen Führer mit entschlossenem Willen und von
ihender Liebe für ihr Volk beseelt, zusammen, um in der Zeit höchster Not zu beschließen,
e dem unverjährbaren Recht des Flamentums am besten gedient werden könnte.
Ihre Verhandlungen führten 1917 zur Bildung eines „Rates von Flandern". Dieser
t setzte sich aus Vertretern aller Teile des flämischen Landes zusammen — erst 50,
m 78, zuletzt 93 Mann; sie gehörten den führenden flämischen Kreisen an; Gelehrte
) Dichter, Professoren und Ärzte, Juristen, Kaufleute, Beamte und alle anderen leben-
en Kräfte des flämischen Volkstums. In jenen denkwürdigen Tagen trat die Persönlich-
t von Borms zum erstenmal in ihrer ganzen Bedeutung hervor.
Der „Rat von Flandern", der nach Art der Assemblée wallonne aufgebaut war, sollte
l Fragen, die das Volksleben angingen, untersuchen und die damalige Regierungs-
örde, die deutsche Besatzung, auf die Rechte und Forderungen des flämischen Volkes
weisen, und zwar im Rahmen der auch von Belgien anerkannten Haager Konvention.
Um ein schreiendes Unrecht aus den ersten Gründungsjahren des Königreiches wieder
umachen, eröffnete der deutsche Generalgouverneur Friedrich Wilhelm Frhr. von
ing am 24. Oktober 1916 die Genter Universität als flämische Hochschule.
m Anschlusse an die bereits vor dem Kriege erhobene Forderung einer Verwaltungs-
nung bearbeitete der Rat von Flandern in gemeinsamer Kommissionsberatung mit
Vertretern der deutschen Behörden eine Neuordnung der Landesverwaltung, mit deren
uführung am 21. Mai 1917 begonnen wurde, und zwar im Sinne eines verwaltungs-
rischen Dualismus Flandern-Belgien, entsprechend der im Volke weitverbreiteten
ole: Ein freies Flandern in einem unabhängigen Belgien. Auch Borms stand bis
einer Verurteilung auf diesem loyalen Standpunkt[1]).
iese Neuordnung der Verwaltung, welche die Regierungsform und die Rechte des
gs und der Kammern unangefochten ließ, wurde von der deutschen Besatzungs-
rde durchgeführt, ebenfalls im Rahmen der Verfügungen der Haager Konvention,
olche Besatzungsmaßnahmen guthieß, die dem Wohle des Volkes entsprachen. Wohl
t die belgische Regierung sie später rückgängig machen können, doch ohne die Urheber
n ihres notgedrungenen amtlichen Verkehrs mit den Besatzungsbehörden zu ver-
ien. Denn diese Handlungen stellten, wie die belgischen Minister in einer Denk-
rift an den König ausführten, keinen Verstoß gegen die belgische Gesetzgebung dar[2]).
Der die flamenfeindliche Kamarilla, die besonders in der Kriegszeit allmächtig wurde
hre Herrschaft für immer zu befestigen gedachte[3]), erblickte in dieser Verwirklichung
s Wilson-Programms in Belgien eine Gefährdung ihrer Stellung. Auf ihre Bestrebungen
nes zurückzuführen, daß das belgische Ministerium, das damals in Le Havre tagte,
n Weg der Ungesetzlichkeit betrat, um den Erfolg der Bestrebungen von Borms und
n Mitkämpfer zu vereiteln. Es entschloß sich zu einem doppelten Rechtsbruch: der
raubten Ausfertigung eines verfassungswidrigen „Gesetzes", wodurch juristisch-
undfreie Handlungen unter Strafe gestellt wurden (8. April 1917), und der gleicher-
illegalen Bestimmung, daß das neue Strafgesetz ohne öffentliche Bekanntmachung
gültig sein sollte[4]).
belgische Rechtsgelehrte und Universitätsprofessor zu Brüssel, Ernest Nys, hat die
gültigkeit dieser Gesetzverordnungen selbstverständlich verneint. Die belgischen

[1]) Heute wollen die flämischen Nationalisten die völlige Selbständigkeit Flanderns und betrachten
ns französische Belgien, sondern das germanische Flandern als ihr Vaterland.
[2]) Moniteur belge 1917, S. 333.
[3]) In den belgischen Zeitungen jener Zeit findet man zahlreiche Andeutungen darüber,
„Le cri de Landres" vom 15. Juni 1915: „Die flämischen Forderungen sind begraben".
Pamphleten „La politique après la guerre" und „La vérité sur la capitulation d'Anvers".
[4]) Infolge der Besetzung des größten Teiles Belgiens konnte dort keine Entscheidung der belgi-
egierung bekanntgemacht werden.

Gerichtshöfe im besetzten Gebiet stellten sich auf denselben Standpunkt und legten i Ansicht in zahlreichen Entscheidungen fest[1]).

Im belgischen „Journal des Tribunaux" schrieb im Mai 1917 Louis André, Rech anwalt am Appellhof zu Brüssel, daß die jenen „Ministerialgesetzen" zugrunde lieger Auffassung nur in theokratisch oder absolutistisch regierten Staaten denkbar wäre, und die Rechtsanwaltschaft sich niemals ihr anpassen würde.

Infolge des Terrors nach dem Waffenstillstand und dem Abzug der deutschen Trupp wagten jedoch Richter und Rechtsanwälte ihren Protest nicht mehr länger aufre zuhalten. Es gab rühmliche Ausnahmen: Der belgische Rechtsgelehrte Edmond Picard, gelehrte Herausgeber der „Pandectes belges", wollte im Borms-Prozeß im Septem 1919 auf Verlangen der Verteidigung sein Gutachten über den Rechtsbruch der Regier abgeben. Der Vorsitzende des Gerichts verbot aber ausdrücklich, diesen Punkt zu berühr

Auf Grund der Pseudo-Gesetze des Ministeriums konnte die Verfolgung der flämisc Idealisten ungehemmt durchgeführt werden. Sie wurde oftmals mit einer Wildheit Grausamkeit betrieben, die an Wahnsinn grenzt.

Der flämische Dichter Eugen van Oye, ein ehrwürdiger Greis von über 70 Jahren, wurde Gefangener durch die Straßen seiner Heimatstadt Ostende in einem offenen Wagen zusam mit Dirnen und Zuhältern offen zur Schau gestellt.

Ein flämischer Kriegsinvalide, der Feldwebel Denteneer, der wegen seines heldenhaften Betrag mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet worden war, wurde wegen Anwesen auf einer flämischen Versammlung seines Grades und seines Ritterkreuzes beraubt und zu Jahren Gefängnis verurteilt.

Ein Rechtsgelehrter, Dr. Dosfel, wurde, weil er an der flämischen Universität Vorlesun gehalten hatte, zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt.

Ein Arzt, Dr. de Belie, der nur eine Versammlung geleitet hatte, in der über das Recht eine flämische Universität gesprochen worden war, bekam 20 Jahre Zuchthaus.

Ungefähr ein Fünftel der ganzen flämischen Studentenschaft, nämlich diejeni Studenten, die an der flämischen Universität in Gent studiert hatten, wurden ihres Rec auf Hochschulunterricht in Belgien für immer beraubt[2]).

Sogar die Güterkonfiskation, die durch die Verfassung von 1831 ausdrücklich abgesch worden war, wurde für die politisch Verurteilten wieder eingeführt, und zwar u der Maske einer Entschädigung an den Staat.

Man hat ausgerechnet, daß die Flamen, die für die Verwirklichung des Wilsonprogram in Belgien eingetreten sind, zusammen 1435 Jahre Gefängnisstrafe erhalten haben[3]

40 Führer, die bei der Rückkehr der belgischen Regierung mit ungefähr 300 anderen kämpfern ausgewandert waren, wurden in contumaciam zum Tode verurteilt.

Borms, der als einziger flämischer Führer im Lande blieb, wurde zum Tode verurteilt, zu lebenslänglichen Zuchthaus begnadigt und erst Anfang dieses Jahres in Freiheit ge

Heute ist das flämische Volk auf dem Wege zur Selbstbestimmung. Im Mai es diesmal, wenn die Kammerwahl im ganzen Lande stattfindet, sich eifriger als um seine Führer scharen und den Weg des Aufstieges um ein gutes Stück fortsetzen. dern kommt langsam aus der Tiefe herauf. Es ist ein Riese an Kraft und Geduld aus Nacht und Dunkel seinen Weg sucht. Er scheint noch geblendet und nicht recht s bewußt. Aber wehe seinen Unterdrückern, wenn er sich endlich seiner Kraft bewußt

[1]) Pasicrisie belge 1917—1919.

[2]) Diese Maßnahme, die die Laufbahn Hunderter von Flamen, flämischen Ärzten, Ingenie Philologen usw. gebrochen hat, hatte wohl hauptsächlich den Zweck, die Kraft des flämi Akademikerstandes zu brechen, der ohnedies schon nur halb so stark ist wie der wallonisch-bele da der Unterricht in den Gymnasien in der Hauptsache in der Fremdsprache gegeben wird die Flamen infolgedessen schwerer zur Universität gelangen als die Wallonen.

[3]) Ferner sind etwa 3000 Staatsbeamte ohne Verurteilung auf „disziplinarischem W abgesetzt worden, darunter viele flämische Lehrer.

Der flämische Führer

Von Raf Verhulst in Göttingen

So wie er vor zehn Jahren war, in der stürmischen Zeit des Aktivismus, steht er lebendig vor meinen Augen. Ziemlich groß, länger als der Durchschnitt, elastisch und geschmeidig, aber mager, ganz mager, vor allem bei Ende des Krieges! Er war kräftig gebaut, und die Uniform würde ihm tadellos gestanden haben. Nun ging er, angezogen wie ein Lehrer, der eine große Familie hat — eine Frau und sechs Kinder — und der ständig, obgleich etwas dürftig aussieht in seinem viel getragenen Gehrock, mit seinem Zylinder, der nur selten erneuert wurde, auf dem aber treu die Löwennadel, Flanderns Wappen und Glaubenszeichen, steckte. Drei Dinge fielen jedem auf, der ihm näher trat: die hohe Stirn des Studierten und des Denkers, der warme Ton seiner Stimme, vor allem aber der beseelte Blick seiner außergewöhnlich freundlichen Augen. Darin lag ein Licht wie der Widerschein des Ideals, auf das sie unaufhörlich gerichtet waren.

Der erste Eindruck: Jemand, der fest auf seinen Füßen steht und der weiß, was er will. Der Grundton seiner flämischen Natur: Einfachheit, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Seine Begeisterung ist nie gewollt, aber er ist stets voll Begeisterung für die Tat, und doch besonnen, und er fest entschlossen und unbegrenzt selbstlos. Dabei von einem fleckenlosen, fast asketischen Lebenswandel, obgleich sein Charakter aufgeweckt ist, von einer gleichmütigen Aufgeräumtheit. Ich habe vier Jahre mit ihm zusammen gearbeitet; zusammen redigierten wir das aktivistische Tageblatt „Het Vlaamsche Nieuws", zusammen besorgten wir die Leitung der Volksbewegung, und ich kann bezeugen, daß ich ihn nie verdrießlich, nie schlecht angebunden, nie nervös gesehen habe, auch nicht bei Arbeitsüberlastung oder bei Mißgeschick. Er hatte keine Anfälle von Mutlosigkeit, keine Anfechtungen von Zweifel. Erdenfreude kannte er nicht, nur Schöpferfreude. Es gab bei ihm keinen Eigennutz, kein Streben nach Ehre, Macht oder Geld. Ebensowenig eine Spur von Eitelkeit. Ich kann sagen, daß ich keinen besseren, keinen reineren Menschen in meinem Leben gekannt habe. Es ist ein unschätzbares Glück für ein Volk, das für seine Selbständigkeit kämpfen muß, einen solchen Mann als Führer zu haben.

Man merkt auch sofort, daß er nicht an sich selbst denkt. Er hört andächtig zu, solange ein anderer spricht, er selbst, unzweifelhaft der größte Redner seines Landes, ist kurz, knapp, sachlich. Alles was er sagt, trägt den Stempel der Offenherzigkeit.

In den Zeiten vor dem Kriege war August Borms ein stiller Arbeiter, ein Ratgeber, ein gesuchter Redner. Er war Flamingant, wie man damals sagte; das ist jemand, der seine Muttersprache liebt, der darunter leidet, daß sie von der Regierung unterdrückt und verhöhnt wird, und der sie wieder zu Ehren gebracht wissen will. Die Ereignisse des Weltkrieges aber sollten ihn zur Größe eines Volksführers und eines Volkshelden erheben. Vielleicht lag alles so klar, so deutlich vor ihm. Er zeigte sofort eine heldenmütige Entschlossenheit, aber eine heldenmütige Sicherheit in sich trug. Mangel an Mut oder Kühnheit gibt es bei ihm nie, obgleich er wohl wiegt und wägt. Er wußte, daß von Belgien nie Gutes zu erwarten war. In dieser Zeit habe ich Borms näher kennengelernt. Er wandelte in der Klarheit des inneren Lichtes, das sein Gewissen ist; er handelte ausschließlich unter dem Drang seines lebendigen flämischen Glaubens, der ihn vorwärts trieb.

Der Mensch ist an allererster Stelle durch die Sprache frei in seinem eigenen Lande. Gerade seiner Sprache wegen ist ein Flame in Belgien ein Fremdling, schlimmer noch, ein Ausgestoßener. Nur am Herde fühlt er sich noch frei; sobald er in der Öffentlichkeit Belgien in Berührung kommt, ist er nicht mehr zu Hause, sondern bei einem Feind. Das ist das Schlimmste, was einem Volke geschehen kann. Das ist das Leid von Eupen-Malmedy, von Polnisch-Oberschlesien, vom Sudetenland, von Elsaß-Lothringen, von

Südtirol: erobertes Land, durch Schwert und Übermacht dem Mutterlande entrissen Aber es ist auch das Leid von Flandern; und Flandern braucht nur zu wollen, um fre zu sein. Borms hat als erster von allen gelehrt, dies zu wollen und dies zu wagen. Ein Aufständischer? Ja, gegen die Unterdrücker seines Volkes.

Er ist tief gläubig, sehr religiös, streng römisch-katholisch, obgleich er nichts von einen Frömmler hat. Im katholischen Lager sind jetzt Tausende und Abertausende wie er. Demut Unterworfenheit war das große Übel der flämischen Gaue geworden nach den vier Jahr hunderten der Unterdrückung durch Frankreich, Spanien, Österreich und nochmals Frank reich durch dessen Vasall Belgien. Borms stellte der Obrigkeit eine Grenze, auch der de Bischöfe; für diese: das geistliche, das religiöse Gebiet. Er ist ein untertäniger Sohn de Kirche, doch wo es Flandern gilt, erkennt er keine Einmischung an; zwischen Gott und ihn gibt es niemand, keine Hölle, keinen Teufel, kein Episkopat, keine Eminenz.

Als Kardinal Mercier, ein Wallone rein französischer Abstammung, sich leidenschaftlich in die Kriegspolitik von Belgien und Frankreich gestürzt hatte und unerbittlich gegen die Flamen Stellung nahm, blieb Borms unerschütterlich. Schließlich ließ dieser Kirchenfürst von allen Kanzeln Flanderns eine Verurteilung des flämischen Freiheitskampfes verlesen

Sollte Borms nachgeben und uns verlassen? Kein Gedanke daran! Er kümmerte sich nicht um diese gotteslästernde, ketzerische These und war der erste, der das Gemüt der einfachen Leute wieder beruhigte. Es gab Katholiken, die damals schlecht über ihn sprachen Sie hatten unrecht. Borms hat auch seinem Glauben einen großen Dienst erwiesen. Er lieferte den Beweis, daß jemand ein guter und vorbildlicher Katholik und doch ein freier Mann sein kann. Er schlug keine aufrührerischen Thesen an die Tür des erzbischöflichen Palastes in Mecheln, aber er blieb trotz des Bannfluches seinem Volke treu. Ehrerbietig und entschlossen lautete sein Einspruch: „Der Kardinal geht über seine Macht hinaus. Er hat recht, wenn er sagt, daß die Vaterlandsliebe eine Christenpflicht ist, aber er ist Wallone und Franzose, und sein Vaterland ist nicht das unsrige. Er vergißt, daß wir Flamen und Germanen sind und daß wir nur Flandern als unser Vaterland erkennen dürfen und können." Doch fühlte Borms den Schlag. Ich entsinne mich, daß er mir sagte: „Für mich macht es nichts aus. Ich bin nur in geistlichen, nicht in weltlichen Dingen Gehorsam schuldig; doch im Herzen manches flämischen Priesters sieht es tragisch aus. Ich weiß wie schwer das Priesterkleid jetzt auf flämische Schultern drückt."

Seine Hingabe an die große Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war bedingungslos. Er kannte nach einem schweren Tage keine andere Ruhe und Erholung, als von einer Ver sammlung in die andere zu laufen, immer erwartet, immer zu spät, er, der so Gewissen haft, weil er immer angesprochen und aufgehalten wurde.

Dieser einfache, gütige Mann wurde ein Herrscher, sobald er vor der Masse auf dem Podium stand. Er begann zu sprechen, und man lauschte ihm. Er sprach vor Gegnern länger als eine Stunde, und die Gesichter, die vorher noch Haß, Wut und Bosheit gezeigt hatten, strahlten nun vor Begeisterung, Zustimmung und Liebe.

Ein bekannter österreichischer Journalist, Dr. Edmund Wengraf, der Borms zufällig während des Krieges in Brüssel sprechen hörte, schrieb zehn Jahre später — so sehr war er unter dem Eindruck geblieben — im „Neuen Wiener Journal" vom 11. Juli 1926

„Daniel O'Connell, der die irische Unabhängigkeit ins Leben rief, und Ludwig Kossuth, der Anführer der ungarischen Revolution, waren Männer wie dieser: Schwärmer in ihrer Überzeugung die durch ihre einzigartige Redekraft Begeisterung erweckten. Der Mann, den ich in Brüssel hörte war ein flämischer Lehrer. Er sprach von den Leiden seines Volkes, seiner Nation, von der Unterdrückung ihrer alten, einst in ganz Europa hochgeschätzten Kultur. Ich habe nie in meinem Leben einen überwältigenderen Redner gehört als diesen Mann. In demostheniſchem Fluß strömte es von seinen Lippen. Unter uns Zuhörern war ein ukrainischer Reichsratsabgeordneter, der durch die Schilderung der flämischen Volksnot an die ähnlichen Schmerzen seiner eigenen Landsleute erinnert wurde und in furchtbare Aufregung geriet. Aber auch wir anderen waren aufs tiefste

griffen. Was seitdem aus diesem armen Lehrer und großen Redner geworden ist, weiß ich nicht. nter günstigen Umständen würde er eine historische Berühmtheit geworden sein."

Was ist aus ihm geworden? Er hat gekämpft so lange er konnte. Als der Aktivismus ch allen Seiten hin praktisch ausgebaut wurde, dröhnte sein Leben vor Anstrengung. on früh bis spät war er in Bewegung. Es war, als ob er fühlte, daß wir keinen Tag, ine Stunde zu verlieren hatten. Als das Schicksal seine dunklen Schatten drohender rauswarf, drängte er und plagte sich selbst ab, um den Bau zu vollenden.

Das letzte Mal sah ich Borms am 4. November 1918. Vergebens versuchten wir ihn zu überreden, mit nach Holland zu gehen. Auf die Gefahr, der er sich aussetzte, auchte man ihn nicht hinzuweisen, im Gegenteil, dies bestärkte ihn nur in seinem Entluß. Ohne den geringsten Schein von Großsprecherei antwortete er, daß es besser wäre, enn er bliebe. Die flämischen Soldaten, die von der Front zurückkehrten, würden nun r Recht fordern, und da müsse jemand vom „Rat von Flandern" ihnen raten und zur eite stehen. Er wußte nicht, daß die Treuesten von ihnen in Houthulst von General rubbel vorsätzlich in den Kugelregen gejagt worden waren. Der General wollte nach inen eigenen Worten auf diese Art die Schmach der flämischen Gesinnung von der elgischen Fahne tilgen. Borms wußte auch nicht, daß der Rest zwischen den Maschinenewehren der Franzosen und der Engländer zurückkehren sollte.

Vielleicht zögerte er einen Augenblick, als wir darauf hinwiesen, wie notwendig er i, um den Selbständigkeitskampf im Ausland fortzuführen und um die Eintracht unter en Flamen, die stets auf ihn hörten, zu bewahren. Er allein hatte es verstanden, die hwelende Zwietracht im „Rat von Flandern" niederzuhalten. Was sollten wir ohne n tun? Aber er hielt es für seine Pflicht zu bleiben und war nicht davon abzubringen.

Bei der Rückkehr der belgischen Regierung wurde eine furchtbare Schreckensherrschaft ntfesselt. Häuser von Aktivisten wurden von wallonischen Soldaten in Brand gesteckt; ie Gefängnisse wurden überfüllt; Kriegsgerichte wurden errichtet, Tausende von Flamen res Amtes entsetzt und brotlos gemacht, während Hunderte — Professoren, Ärzte, echtsanwälte, Ingenieure, Schriftsteller, Dichter, höhere Beamte — diejenigen, die sich m meisten bloßgestellt hatten, nach Holland oder Deutschland geflohen waren.

In dieser Hölle der Verfolgung blieb der am meisten Gehaßte, der am meisten Gerichtete, der Schuldigste von allen, wenn flämische Vaterlandsliebe eine Missetat war. borms hielt sich versteckt, mitten in der Hauptstadt, bereit zu allem, der Tat harrend, die icht kam. Borms leitete insgeheim den Widerstand. Zwei und einen halben Monat nnte er sich verborgen halten, bis er am 8. Februar 1919 in einem Hause in der Jerichowraße, wo ein Freund ihm ein Zimmer abgelassen hatte, festgenommen wurde.

Es kam zum Prozeß vor dem Geschworenengericht. Sein ganzes Leben wurde unter die Lupe genommen, doch kein Flecken wurde gefunden. Die Reinheit seines Lebenswandels, die Lauterkeit seiner Absichten, die Liebe zu seinem Volke, die vollständige Ungennützigkeit eines großen Idealisten wurde jedem offenbar. Seine Taten waren so nwandfrei, daß es kein Gesetz gab, um ihn zu strafen; die belgische Regierung hatte, m ihn treffen zu können, vorsorglich Ausnahmegesetze erlassen, die aber dem Parlament cht zur Abstimmung vorgelegt worden, also verfassungswidrig waren. Borms wurde otzdem zum Tode verurteilt (am 6. September 1919). Da die belgische Regierung im tzten Augenblick vor der Hinrichtung des Unschuldigen zurückschreckte, suchte man ihn zu erreden, um Gnade zu bitten. Er weigerte sich, das Gnadengesuch, das ihm vorgelegt urde, zu unterschreiben, und wollte auch nicht, daß seine Angehörigen es für ihn tun llten: „Ich habe keine Schuld und brauche nicht um Gnade zu bitten", war seine unerschütterliche Antwort. Die Todesstrafe wurde dann doch in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt.

Zehn Jahre hat Belgien ihn im Gefängnis zu Löwen eingekerkert gehalten, wo nur Mörder und Schwerverbrecher lebenslänglich eingeschlossen sind. Zehn Jahre im Kerker

durch das Wort des Königs „An Amnestie ist nicht zu denken", durch den Haß der wallo
schen Regierungen, durch das unbegreifliche „Zwanzigtausendmal Nein" von Em
Vandervelde, der trotzdem zugeben mußte, daß Borms aus reinem Idealismus gehand
hätte, durch das abscheuliche Mordgeschrei der belgischen Presse, aber auch durch die Feigh
der belgizistischen flämischen Führer, durch unsere Lauheit, unsere Uneinigkeit. Zehn Jal
war er für Belgien Nummer 310 des Zuchthauses. Er blieb eingekerkert von sein
40. bis zu seinem 50. Jahr, in den besten Jahren des Lebens.

Er saß dort mit dem Schlüssel seines Gefängnisses in der Tasche. Er konnte jeden T
heraus unter der Bedingung, daß er Belgien als sein Vaterland anerkennen und ni
mehr an dem Kampf für das Recht und die Selbständigkeit seines Volkes teilnehm
würde. Die verschiedenen aufeinanderfolgenden Regierungen wiederholten immer v
neuem das Angebot, doch er hat sie alle durch seine Weigerung besiegt; hätte er an
nommen, dann hätte die flämische Selbständigkeitsbewegung einen Bruch auf Jal
hinaus bekommen. „Ich danke Ihnen dennoch für Ihr Anerbieten", sagte er, „denn
beweist, daß Sie mich im Kerker behalten nicht für das, was ich verbrochen haben s
sondern nur um mich zu hindern, den Kampf für Recht und Freiheit wieder aufzunehme
Und doch schien sein Opfer umsonst. Das flämische Volk schwieg und rührte sich ni
mehr. Seine Führer lebten in der Verbannung, und die Passiven standen auf der Se
der Unterdrücker oder schwiegen. Es kam Mutlosigkeit unter die Menschen. Nur ein
verzweifelte nie an seinem Volk: Borms. Die seltsamen Briefe, die er aus seinem Gefängn
geschmuggelt bekam, waren anspornende Weckrufe zu Mut und Ausdauer.

Zufällig mußte am 2. Adventsonntag, am 9. Dezember 1928, eine Stichwahl für
Kammer stattfinden. Es gab zwei Kandidaten. Der eine war ein Rechtsanwalt
Antwerpen, Gemeinderatsmitglied, der Mann des Hofes, der Regierung, der Bank
Zum erstenmal arbeiteten höhere Geistlichkeit und Freimaurer zusammen, um dies
Kandidaten von ganz Belgien mit erschütternder Mehrheit zum Siege zu verhelfen. D
andere Kandidat war Borms, der Mann aus der Zelle 310, der nicht sprechen, nicht einm
ein Manifest an die Wähler richten durfte. Das Ergebnis konnte nicht fraglich sein!

Und das Unglaubliche geschah! Borms erhielt 83000 Stimmen, rund 40000 Stimm
mehr als sein Gegenkandidat. Es war ein entsetzlicher Schlag für Brüssel, für Belgie
Es war eine Offenbarung für Freund und Feind! In aller Ruhe, ohne daß jemand
vermutete, hatte das Opfer seine Früchte getragen! Solange es ein Belgien gibt, h
niemals, kein einziges Mal im Laufe seines hundertjährigen Bestehens, ein Kandid
so viele Stimmen auf sich vereinigt.

Einen guten Monat später, am 17. Januar 1929, wurde Borms freigelassen, infol
eines Begnadigungsgesetzes, das keine Amnestie war, denn die bürgerlichen und politisch
Rechte blieben den verurteilten Aktivisten versagt, auch die beschlagnahmten Vermög
blieben im Besitze des belgischen Staates. Eigentlich erlaubt die belgische Verfassung kei
Verbannung und keine Beschlagnahme, doch hier treten die belgischen Machenschaft
in Tätigkeit, die auch Deutschland schon am eigenen Leibe verspürt hat. Keine Verbannu
zwar, aber auf lange Jahre eingeschlossen. Keine Beschlagnahme des Besitzes, aber ei
Geldbuße, die mehr als das ganze Vermögen beträgt.

Borms ist jetzt frei, und überall wird ihm als dem ungekrönten König von Flande
gehuldigt. Keine Bitterkeit ist in sein Herz geschlichen, kein Vorwurf kommt über sei
Lippen, doch ist er hart wie ein Granitfelsen, wo es um Flanderns Recht geht.

Infolge des Gefängnislebens ist sein Körper aufgeschwellt, sein Gesicht ist voller g
worden, aber er ist derselbe geblieben, klar von Geist, warm von Herzen, voll Entschlosse
heit, der Erwecker seines Volkes, der große Redner, „die Glocke von Flandern". E
Lachen erhellt noch immer sein Gesicht, aber es sind die Augen, die lachen. Kein spottende
kein bitteres, kein zynisches Lachen, das ein Grinsen wird, sondern das Lachen von Güt
Treuherzigkeit und Ehrlichkeit. Borms hat vom ersten Tage an seine schwere Aufgab

ne große Arbeit wieder aufgenommen, stets gleich bedächtig und ruhig, denn er ist s Gegenteil eines Schwärmers, eines Fanatikers, wie seine Feinde ihn schildern. Wird er sein Volk zur Selbständigkeit bringen, wird er Flandern frei machen? Es d wahrscheinlich nur Ereignisse von Weltbedeutung, die eine Änderung der Karte von est-Europa bringen können, und der größte Staatsmann braucht die Gunst des Augen- cks. Von wohlmeinender Seite ist mir gesagt worden, daß Borms kein Politiker sei. Ich muß zugeben, daß alles Intrigieren, alle Doppelsinnigkeit, alle Verschlagenheit n fremd sind. Er ist nicht der Mann von Kniffen, Behendigkeiten, Kunstgriffen, und nicht f diese Art würde er im belgischen Parlament eine große Gestalt sein. Er kann sich cht drehen und wenden, er muß den geraden Weg gehen. Also kein Politiker? Wer s Größere ist, muß der auch das Kleinere sein können? Unsere Politiker wiegen das olk in Schlaf und gebrauchen es für ihre finsteren Parteizwecke. Borms rüttelte das ämische Volk auf aus seinem Schlummer.

Im „Rat von Flandern" saßen politisch geschulte Kräfte, sogar frühere Abgeordnete s belgischen Parlaments, Rechtsanwälte, Professoren, Volkstribunen, aber die hervor- gendste Figur, der Mann, dessen Geist und Ansporn alles beseelte, war Borms. Es hat ne wichtige Besprechung, keine einzige politische Tat, keine einzige Maßregel gegeben, orin er keinen tätigen, ja keinen führenden und ausschlaggebenden Anteil genommen hat. Über all den plundrigen Figuren der heutigen Politiker, der Passiven und Belgizisten, tellenjäger oder Angstmeier, derer, die erst sehen, wie der Hase läuft, die nie hielten, was zu sein versprachen, die immer, wenn es eine Tat gilt, zusammensinken und verschrumpfen, egfließen und verdampfen, als wenn sie sich in Wasser und Luft aufgelöst hätten, steht e ruhige, würdige Figur von Borms wie eine Säule von Granit.

Das Volk sieht in Borms den Mann der Vorsehung, und zum erstenmal fühlen und issen die Flamen, daß sie ihre eigene Schicksalsbestimmung in den Händen haben. Aber das Tempo langsam geht oder schnell, eins ist sicher: Belgien wird seine Beute hergeben üssen. Der Aktivismus kann nie mehr ausgerottet werden.

Zehn Jahre lang hat Borms mit gebeugtem Antlitz den wallonischen Hohn über sich gehen lassen müssen. Jetzt ist er wieder da, ungebrochen, entschlossener als je, und viel- cht schon nach den Wahlen im Mai 1929 ein wesentlicher Faktor in der belgischen Politik.

Zur soziologischen Gliederung Flanderns

Von Victor Leemans in Stekene (Ost-Flandern)

Dem Unternehmen, über die soziologische Gliederung in Flandern zu schreiben, stehen eine Reihe methodischer Schwierigkeiten im Wege, die wir leider zunächst nicht auf- iren können. Es würde schon den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, wenn wir ur versuchten, eine eigene wissenschaftliche Terminologie zu verteidigen; eine Verteidigung, n deren Notwendigkeit wohl jeder überzeugt sein wird, der die wissenschaftliche Unsicher- it in Fragen der Soziologie kennt (ich denke hier z. B. an die verschiedenen soziologischen nstellungen und Methodiken, die mit Namen wie Toennies, G. Simmel, M. Weber, Troeltsch, M. Scheler, Fr. Oppenheimer, O. Spann, L. v. Wiese bezeichnet sind). evor wir aber zur eigentlichen Frage übergehen, müssen wir trotzdem hinweisen auf die st hoffnungslose Rückständigkeit, die Flandern auf diesem Gebiet des Wissens kenn- ichnet. Es ist eine Binsenwahrheit, daß in Belgien ein wissenschaftliches Elend herrscht, s seinesgleichen in Westeuropa nicht findet[1]). Außerdem findet die Soziologie in dem

[1]) Vgl. die schöne Schrift, die vom Brüsseler „Moniteur des Intérêts matériels" herausgegeben urde: La grande Détresse de l'Enseignement Supérieur en Belgique (1927).

wissenschaftlichen Betrieb Belgiens nur ein stiefmütterliches Interesse; sei es, weil sich d belgische Wissenschaft mit dem trüben Vergrößerungsglas einer verkalkten Dogma waffnet, sich hermetisch abschließt in abstrakt-positivistischen Apriorismen oder ethizistisch Ideologien klerikaler Prägung; sei es weil ihr überhaupt jede Verbindung mit Volk u Volkstum fehlt[1]). Die einzige große Zeitschrift über Soziologie ist hier die Revue l'Institut de Sociologie", vom Institut Solvay (Brüssel) herausgegeben; leider au wieder jenseits des Bereichs der soziologischen Strömungen in Deutschland, wie au die Löwener Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Philosophie. Anläßlich einer b achtenswerten Studie von Jacques Lefrancq über L'Esthétique et la sociologie (e schienen im 8. Jahrg. Nr. 1 und 2) hat Leopold von Wiese in seinen „Kölner Vierteljahr heften für Soziologie" (7. Jahrg., Heft 4, S. 473) zutreffend auf diese Lücke hingewiese

Die soziologische Gliederung eines Volkes ist symptomatisch für seine innere Gesun heit und Lebenskraft sowie für die richtige Selbsterfassung seiner Lebenseigenart.

Die sogenannte moderne Zeit hat unter dem Druck der kapitalistischen Auflösung bestrebungen eine tiefgehende Wandlung in die soziologischen Ordnungen der we europäischen Völker gebracht, also auch in die soziologische Gliederung Flanderns. D mittelalterliche ständische Gliederung wurde aufgelöst, und an ihre Stelle traten d Klassenorganisationen; die sinnvolle, gemeinschaftliche Gruppe sah sich durch gesellschaf liche, rationale Zweckgebilde verdrängt; die mannigfachen Gesellschaften, Gruppen u Gilden, durchdrungen von der Macht der Sippe und entstanden aus der mysteriösen Ve bundenheit von menschlichem Schicksal und natürlicher Umgebung, leben nur noch „ l'ombre d'une vase vide", als folkloristisches Kuriosum ohne Einfluß auf die Gestaltu des Volkslebens. Auch in Monumenten, Kirchen, Rathäusern und Verkaufshalle Bildern und anderen Kunstdenkmälern finden wir Spuren früherer Ordnung; alles ab ist nur Symbol ehemaliger Wirklichkeit, erhoben zu einer romantischen Flucht aus der Zei

Die gesellschaftlichen Gruppen verschiedener Herkunft haben also durch das Verschwinde des Gemeinschaftsgeistes ihre Bodenständigkeit verloren oder sich völlig gewandelt. D ergreifendste Verlust ist hier wohl die Auflösung der Familie und des Familiensinne der im Geburtenrückgang greifbare Gestalt annimmt. Seit das Leben in der selbsther lichen Wirtschaft und den berechneten gesellschaftlichen Vergnügungen einen Mittelpun gefunden hat, ist die Familie eine Nebensache geworden, der man keine Opfer mel bringt. Nur in den kleineren bäuerlichen Gegenden hat sie sich noch bewahrt; ebenso wi der Gemeinschaftsgeist, der alle Bewohner zu einer Familie macht. Je mehr aber au diese Leute in Verbindung mit der Welt treten, verlieren sie ihren patriarchalischen Dor geist, lockern sich ihre Verbindungen, stehen sie, trotz aller Organisation, vor dem Chao Treten die Dorfbewohner aus ihrer Absonderung heraus, wie wir es täglich beobachte können, dann verlieren sie sofort das Verständnis für die Macht des Irrationalen, di der herrschenden Ordnung zugrunde lag. Bezeichnend dafür ist der wachsende Einflu der politischen und wirtschaftlichen Organisationen, insonderheit der Arbeiter- und Bauer klasse. Sie sind die einflußreichsten Gebilde des sozialen Lebens geworden:

„Immer klarer sehen wir, wie das Gemeinschaftsband mit den Kameraden zu einem führende sozialen Prinzip aufsteigt, nachdem das Band mit Nachbarn, mit Gleichen, mit Verwandte locker geworden ist. Das Ergebnis, das so im Vordergrund unserer Zeit durchschimmert, ist ei vierter Gesellschaftstypus, die Fachgenossenschaft, die aus dem Zusammenschluß der körperlic Arbeitenden herauswächst, die Arbeitgeber und die Angehörigen der freien Berufe aller Arte

[1]) Ein interessantes Thema wäre eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen nationaler Geist und Soziologie, wie sie Duhem und Mach für die Mathematik angestellt haben. Es würd sich zeigen, was für einen tiefgehenden Einfluß die politische Einstellung eines Volkes auf sei soziologisches Denken hat. Schon eine oberflächliche Nachprüfung der amerikanischen, deutsche und französischen Soziologie kann uns hiervon überzeugen.

nd Stufen umfaßt und einen Zustand erstrebt, bei dem alle natürlichen Interessengruppen der esellschaft organisiert sind und einen gebührenden Platz in der Kulturarbeit erhalten haben."[1])

Allmählich hat nun die Begeisterung der Nachkriegszeit für diese neue soziologische liederung in den Kreisen der volkstreuen Gebildeten stark abgenommen; mit ihrer Enticklung ist auch ihre Bedeutung und ihr Wert fragwürdiger geworden.

Diese Klassenorganisationen — nehmen wir als maßgebend die Arbeitervereine — möchten en ganzen Lebensbetrieb des Arbeiters umfassen und seinem Leben ein Gepräge geben, as mit der Ideologie, eigentlich mit dem Nutzen, der Organisation übereinstimmt. So aß alle diese Organisationen letzten Endes Weltanschauungsschulen sind. Ihre Grundlage t das materielle Interesse der Klasse oder der Mitglieder; daß die Gewerkschaften Grundge des gesamten Organisationskomplexes sind und Mittelpunkt der Aktivität, ist in dieser insicht wichtig. Auf dem Boden der Gewerkschaften entwickeln sich die neuen Formen er Politik und Kultur. Daß man nebenbei über die geistigen Grundlagen des politischen nd kulturellen Lebens theoretisiert und den Mitgliedern ethische Grundsätze einzupfen versucht, wird durch die wirklichen Verhältnisse, in die man das Leben gebracht at, wertlos. Es droht eine riesenhafte Ökonomisierung des Lebens. Selbst die Genossen ermag die Organisierung nicht mehr zu binden, so daß proletarische Einheit und protarische Front Worte ohne Inhalt geworden sind. Die Mitglieder haben die Interessen er Arbeiter reduziert zu rein persönlichen Interessen. H. de Man in seiner Schrift „Zur sychologie des Sozialismus" und H. Roland Holst-Vander Schalk in „De Weg tot Eenheid" Amsterdam 1928) haben diesen Vorgang eingehend nachgewiesen.

Die Politik ist Gewerkschaftspolitik. Die Arbeitervertreter festigen ihre politische Lage immer mit Berufung auf die Interessen der Arbeiter. Alle politischen Ideen können sie on hier aus untergraben. So sagt der flämische Arbeiter: „Sie haben vielleicht recht mit ıer flämischen Selbständigkeitspolitik, aber wir können doch nur denen folgen, die zu llererst soziale Gesetze für uns erwirken." Hier ist also eine bewußte Interessenpolitik ıngetreten; und man weigert sich einfach, daran zu denken, „daß ökonomische Macht und eruf zur politischen Leitung der Nation nicht immer zusammenfallen" (Max Weber). ie Politik ist durch die Sozialpolitik ersetzt, die Bildung der Rechtsverhältnisse wird mit er wirtschaftlicher Machtverhältnisse gleichgesetzt. Hier sind die Geister verschlossen für en schönen Gedanken Max Webers, der Streitruf des flämischen Befreiungskampfes ist: „Nicht Frieden und Menschenglück haben wir unseren Nachfahren mit auf den Weg zu geben, sondern en ewigen Kampf um die Erhaltung und Emporzüchtung unserer nationalen Art. Und wir dürfen ns nicht der optimistischen Hoffnung hingeben, daß mit der höchstmöglichen Entfaltung wirtschaftcher Kultur bei uns die Arbeit getan sei und die Auslese im freien und friedlichen ökonomischen ampfe dem höher entwickelten Typus alsdann von selbst zum Siege verhelfen werde."

Am verhängnisvollsten scheint mir der Einfluß dieser Machtverhältnisse auf dem Gebiet er Jugenderziehung und der Bildung überhaupt. Vom 14. Jahr ab wird die arbeitende ugend in die Organisation einverleibt, um deren Zukunft zu sichern. Sie lernt also die inge nur durch die Parteibrille sehen, so daß wir hier vor einer Politisierung stehen, einestellt auf systematische Zerklüftung des Volkslebens. Daraus folgt, daß wir mit jedem ag mehr Menschen verlieren, die aus dem Volksganzen heraus zu denken vermögen, ı die überhaupt noch in der Lage sind zu denken. Das hat uns wohl mehr von unserer reiheit gekostet als der ganze Industrialismus.

Eine gleiche Gefahr für die Bildung bedeuten die Studienabteilungen der Klassenrganisationen. Die Entwicklung hat also ein entgegengesetztes Ergebnis gezeitigt: statt ersönlicher Freiheit rationelle Versklavung. Denken kann erst in einer interessen- und weckfreien Sphäre, Bildung erst in einer geistigen Atmosphäre entstehen.

Es ist schon gesagt worden, daß die Sozialpolitik eine Gefährdung der Politik, also uch des Staates ist. Der Staat ist keine Krankenanstalt und auch kein Haus der Barm-

[1]) R. Kjellén, Der Staat als Lebensform, S. 155—156. Vierte Auflage (1924).

herzigkeit; wird er so gesehen, dann verliert er seine Hoheit und Würde. Dieser Verfa der Idee des Staates bedingt noch keinen Verfall des Staates, wie wir ihn tatsächli vorfinden. Die belgischen politischen Parteien und die Unzahl ihrer Abteilungen, die de Staate einen sozialpolitischen Charakter aufdrängen, führen ihm neue Kräfte zu, d seinem Bestand zwar eine breite, wenn auch keine solide Grundlage geben. Erste dadurch, daß sie in ihren Mitgliedern eine Ordnungsdisziplin erweckt haben, die den Sta nur kennt als Spender von sozialen Gesetzen und Bewahrer eines ruhigen, gesättigte Lebens; zweitens weil sie staatliche Gebilde sind, die einen steten Kampf führen, um da hohe Gut des Staates allein verwalten zu können.

Der belgische Staat, entstanden aus der 1830 herrschenden politischen Machtlage un aus unglücklichen diplomatischen Schicksalen, die bis tief in die Geschichte des 16. Jah hunderts zurückreichen, hat eine selbstherrliche, rein formale Staatsordnung hervo gerufen, die als vornehmstes Ziel hatte: dem belgischen Staatsgebiet ein belgisches Staats volk zu geben. Hierzu erhielt der Staat nicht nur eine Verfassung, ein Zivilrecht und ei administratives Recht nach französischem Muster; auch sein Geist war französisch. So i die hundertjährige Macht, die der belgische Staat über Flandern entfaltet hat, unseren Volke zum tragischen Verhängnis geworden. Von der Macht des Staates geht ein magische Einfluß auf die Bevölkerung aus, um so mehr als sein Wirkungsbereich zu Allgegenwa und Allbeeinflussung geworden ist. Sein französisches Gepräge, seine Hochschätzung de Französischen und Abwertung des Niederländischen hat er tief hineingetragen in di Gebilde der Familie, der Kirche, der Wirtschaft, der Schule, des Geselligkeitslebens. E ist also richtig, daß die flämischen Nationalisten den flämischen Befreiungskampf zuer ansehen als eine Frage nach dem eigenen Staat. Es ist leider nur allzu richtig, wa Leopold von Wiese über den Einfluß des Staates geschrieben hat:

„In den Amtsstuben, Kasernen, Kammern der Parlamente, in den Vorzimmern der Minister Portierlogen, Polizeirevierräumen, an den Schaltern spürt man eine andere Luft als in de Läden des privaten Handels, auf Sportplätzen, in Theatern, in Wohnzimmern, wo sonst außer staatlicher Geist herrschen mag. Dort verstecken die Einzelmenschen ihr persönliches Ich. Si halten es stets für notwendig, Amtshaltung zu wahren, die steife und luftlose Würde des Staate an ihrem kleinen Teile mit zu repräsentieren, soweit sie beamtet sind, aber eine demütige An betung für das allmächtige Monstrum Staat zu zeigen, soweit sie mit Anträgen und Bitten vo die Beamten treten."[1])

Diese Typologie des Staates erklärt die ziemlich träge Entwicklung des flämischen Be freiungskampfes.

Ein Teil der Kriegsgeneration, die sogenannte Vlaamsche Frontbeweging, und di flämischen Aktivisten haben zuerst den antiflämischen Charakter des belgischen Staate erfaßt und aus dieser Einsicht „kopernikanische" Folgerungen gezogen. Unter ihren Einfluß wird eine Neuordnung Flanderns auf nationaler Grundlage versucht; die Schöpfung einer dem Wesen des Volkes entsprechenden politischen Ordnung. Welche tiefgehende Wandlung diese politischen Ideen bedeuten, zeigt die Tatsache, daß die gesamten belgischen Parteien ihren Kampf hauptsächlich gegen die flämisch-nationale Gruppe richten. Es ist klar, daß der flämische Befreiungskampf nicht allein geführt werden kann um eine rein formale Neuordnung des politischen Lebens in Flandern, daß er nicht nur einen Machtzuwachs der flämisch-nationalen Kräfte bringen soll. Wir machen keine Prophezeiungen über die Zukunft einer flämischen Ordnung, obwohl die Bekenntnisse der intellektuellen Jugend richtunggebend sein könnten; aber zweifellos ist, daß für die Zukunft des flämischen Nationalismus viel abhängt von einer richtigen Erfassung des gesamten Volkslebens, von einer ehrlichen Anerkennung der Eigengesetzlichkeit der verschiedenen Lebensgebiete, von einem demütigen Sichbeugen vor den schöpferischen Kräften des Volkes.

[1]) Allgemeine Soziologie, 11, S. 237 (1929).

Volk und Staat bei den flämischen Nationalisten

Von Joseph Vermeulen in Gent

Die traditionelle flämische Bewegung meinte die Krisis im flämischen Volkstum dadurch lösen zu können, daß sie der belgischen Regierung eine Reihe von Sprachengesetzen abzwang, welche den offiziellen Gebrauch der Landessprache in bestimmten Fällen regeln und vorschreiben, den Staat, seine Minister und Beamte verpflichten sollten, ihrer Pflicht nachzukommen. Diese Gesetze mußten jedesmal durch eine heftige Opposition erzwungen werden, jedesmal wurde das von vorsichtigen Politikern schon so niedrig gestellte Mindestmaß im parlamentarischen Bannkreis noch weiter gemindert und die Durchführung dieser ungenügenden Gesetze wurde in den meisten Fällen von den Staatsmächten selbst, die sie ausführen mußten, sabotiert. Die Unzweckmäßigkeit einer solchen Bewegung brachte die jungen Flamen immer mehr zu der Überzeugung, daß nicht nur die Kampfmethode verkehrt war, sondern auch die Theorie, die Auffassung, die jener Methode zugrunde lag.

Die Unnatürlichkeit der Zustände im belgischen Haushalt trat immer klarer in Erscheinung. Die Jüngeren entdeckten, daß sie Kinder einer flämischen Volksgemeinschaft waren und außerdem Mitglieder einer belgischen Staatsgemeinschaft, und daß sie ihr flämisches Menschtum im belgischen Staatswesen nicht ungehindert und folgerichtig ausleben konnten. Es war ein Zwiespalt zwischen dem flämischen Menschen und dem belgischen Staatsbürger entstanden. Diese Unvereinbarkeit erschien zunächst unnatürlich; denn logischerweise hätte doch die Staatsbürgerschaft Halt und Stütze sein müssen, um die Naturkräfte zu voller Entfaltung und Blüte zu bringen.

Aus der Erkenntnis der belgischen Unmöglichkeit sind dann die Jüngeren zu der Entdeckung gekommen, daß eine selbständige flämische Volksgemeinschaft besteht. Die große Naturtatsache, die in die Augen stechen mußte, nämlich die Existenz jener selbständigen flämischen Nationalität, wurde vom Staat verneint und von den Lehrern der Soziologie und Staatswissenschaften, von den Parteileitern sorgfältig verdunkelt oder verschwiegen. Alle diese Lehrmeister, die den Staatsgedanken in den Vordergrund rückten und das belgische Staatsbürgertum forderten, standen, bewußt oder unbewußt, im Zeichen der atomistischen liberalen Staats- und Gesellschaftsauffassung. Es gibt, wie sie behaupteten, eine belgische Nation, die nur im Sprachengebrauch Unterschiede aufweist, eine flämisch und eine französisch sprechende „Bevölkerung", und nicht ein flämisches und ein wallonisches „Volk". Es ist typisch, daß diejenigen, die am folgerichtigsten diese Terminologie gebrauchten, gerade die Liberalen Franck und Hoste gewesen sind, und es ist ein böses Zeichen für den katholischen Leiter Frans van Cauwelaert, der früher wohl von einem flämischen Volk sprach, daß er nun den liberalen Herren auch in dieser Beziehung nachzusprechen anfängt und ihre Terminologie der zwei Sprachengruppen in Belgien übernommen hat. Der Gebrauch dieses einen Wortes kennzeichnet einen ganzen Geisteszustand.

Der Staat ist für sie eine Zusammenfassung von Individuen zu einem geordneten Komplex und alle Teile, aus denen der Staat besteht, sind „gleich vor dem Gesetz". Daß die Individuen noch in vielen anderen und verschiedenen Gemeinschaften wie Verwandtschaft, Beruf und Betrieb verankert sind, daß sie besonders, was uns hier jetzt beschäftigt, zwei verschiedenen Volksgemeinschaften angehören, wurde von den regierenden Herren und ihren theoretischen Lehrern als nicht bestehend oder als nicht in Betracht zu ziehend hingestellt. „Aus den Wolken zurück zur Natur und zur Wirklichkeit!" war der tatsächliche, wenn nicht der ausgesprochene Wahlspruch der flämischen Jüngeren. Diejenigen, die Träumer und Phantasten gescholten werden, sind im Grunde in Flandern die wahren Idealisten, die ihre politischen und sozialen Konstruktionen auf der soliden Grundlage der

von Gott gegebenen und gewollten Naturtatsachen selbst aufbauen wollen. Im Grund ist die Gedankenströmung, die jetzt die flämischen Reihen durchzieht, eine Reaktion gege die liberalen Staatsauffassungen, und schließlich also gegen den Geist der Renaissance selbs

Auch die Antike und mit ihnen die Renaissance sah den Staat als ultima ratio de menschlichen Gesellschaft, die Staatsraison wurde als letzte Rettungsplanke in den Not fällen zu Hilfe gerufen. Auch wir Flamen werden schließlich wegen des „Etat Belge und der „Belgique, une et indivisible" unterdrückt. Als letztes Argument wird uns imme die Unverletzbarkeit und Unteilbarkeit des Staates vor die Füße geworfen. Nun denn die jungen Flamen bekämpfen gerade den Vorrang des Staates und verkünden laut de Vorrang der Volksgemeinschaft. Der Staat ist da, um dem Volke zu dienen, nicht um gekehrt; und die Zweckmäßigkeit einer Staatsorganisation muß erprobt werden an de Art und Weise, wie er die Volksbelange fördern und verteidigen kann.

Wir verlangen, daß die Staatsmacht selbst die Volksentartung als den Belangen de Volksgemeinschaft und den Pflichten der Volksgenossen zuwiderlaufend ansieht. Di „Liberté du père de famille", die Freiheit des Familienvaters, seine Kinder außerhal der Volksatmosphäre in einer anderen Sprache groß zu ziehen und sie so ihrem Volke z entziehen, „déracinés" und Entwurzelte aus ihnen zu machen, ist ein die Volksgemeinschaf auflösendes Prinzip und wird aus diesem Grunde von uns verworfen. Hundert Jahr Erfahrung haben uns die auflösende Wirkung eines solchen liberalen Prinzips nur z deutlich gezeigt. Der belgische Staat hat tatsächlich die Entartung offiziell angespor und gepredigt. Die Volksgetreuen sind bei uns die schlechten Staatsbürger geworden!

Als die Handelshochschule in Gent gesetzlich in eine flämische Schule umgeändert wurde errichteten die französischgesinnten Fabrikanten und Großhändler als Konkurrenzunter nehmen eine französische Schule mit dem ausgesprochenen Ziel, jene gesunde Regierungs maßnahme zu sabotieren; und dann geschah in Belgien das, was nirgendwo ander möglich wäre: das Handels- und Gewerbeministerium unterstützte diese volksfeindliche aber staatsgetreue Handlung durch eine Regierungszulage. Das ist ein Beispiel aus de Praxis für die verkehrte Wirkung einer ungeordneten Staatsorganisation. Aus Unordnun kann nichts als Unordnung entstehen.

Unsere nationale Geschichte wird in den Panzer der belgischen Geschichtsauffassung gepreßt Ich habe beobachtet, daß alle national gesunden Völker soweit wie möglich in die Ver gangenheit zurückzublicken und die Taten ihrer Vorfahren oder die Legenden, die um ihr Persönlichkeiten gewoben und gewachsen sind, in Ehre zu halten versuchen. In Flander geschieht von Staats wegen nichts dergleichen. Die bewußten Flamen müssen ihre nationale Persönlichkeiten gegen die Regierungsmächte verteidigen; die Erziehung ist planmäßi antinational gehalten und nur darauf angelegt, in der Vergangenheit die Rechtfertigun und die Verteidigung der heutigen Staatseinrichtung zu finden.

Das Verhältnis zwischen Volk und Staat beherrscht infolgedessen vollkommen die jung flämische Bewegung. Wie sich die Männer der älteren Richtung auch wenden und drehe und am Ende meinen, die Schwierigkeit gelöst und ihre eigene staatsgesinnte Stellung gerecht fertigt zu haben durch die Erklärung, daß die flämische Bewegung nur eine kulturelle sei und der politisch-parlamentarische Kampf und all das Gepfusche um die Staatsorganisatio sei nur ein Mittel, um das kulturelle Ziel zu erreichen, die belgischen Machthaber selbst sehen nu zu deutlich ein, daß es schließlich doch eine politische Frage von größter Wichtigkeit ist. Un das aus folgendem Grunde. Der belgische Staat betrachtet sich als Selbstzweck. Di Bevölkerung ist um des Staates willen da, und vor seiner Erhaltung und seinem Weiter bestehen muß alles andere zurückstehen. Wir stellen demgegenüber den Satz auf, daß de Staat, gleichgültig welcher Staat, keinen eigenen Zweck hat, sondern seinen Zweck un seine Existenzberechtigung auf das Bestehen der Volksgemeinschaft gründet. Der Staa ist das Mittel, und das Volk ist der Zweck. Ein tauglicher Staat wird sich so einrichte müssen, daß er dem Volkszweck dient.

Das große Ziel einer Volksgemeinschaft ist die Selbsterhaltung und die Entfaltung eigenen Lebens, und um dieses Ziel zu erreichen, ist das beste, das naturnotwendige Mittel ein eigener Staat. Darum muß jener Staat selbst volksgesinnt sein und darf der Entfaltung eigenen Wesens und eigener Bildung, der Eigenart, der Sprache, den Gebräuchen des Volkes nicht entgegenarbeiten, oder er wird unnatürlich und verschreibt sich selber dem Tode. Dann wird es Pflicht der ihrer bewußt gebliebenen Volkskinder, eine Änderung zu erstreben und der Unordnung Einhalt zu gebieten. Sprachengesetzgeberei ist unter solchen Umständen nur Flickwerk und schließlich vom Übel, weil sie nie die endgültige, gesunde und natürliche Lösung bringen kann. Wir erstreben eine flämische Staatsordnung, die von Natur und durch ihr Wesen selbst flämisch sein, die das Flamentum der Landeskinder beschützen und fördern und in allem dem Volke selbst dienen soll.

Die Kirche und die flämische Bewegung

Von Maurits van Schelvenhoeve in Brügge

Unter Kirche ist hier die katholische Lehre zu verstehen; unter katholischer Lehre aber keinesfalls die Lehre der Kirche von Belgien über die flämische Bewegung, sondern die allgemeine katholische Sittenlehre. Die Haltung der belgischen Bischöfe ist seit dem Bestehen von Belgien in Widerspruch mit den kirchlichen Vorschriften über die Anwendung der Muttersprache und die Beschützung des nationalen Volkstums[1]). Theoretisch und praktisch hat die höhere Geistlichkeit in Belgien das antinationale, auf Volksentartung hinzielende Vorgehen des belgischen Staates dadurch unterstützt, daß sie auf ihrem eigenen Erziehungsgebiet zusammen mit Belgien alle Kräfte anwendete, um das Schulwesen zu verfranschen und so Generationen hindurch die Jugend des flämischen Volkes und, schlimmer noch, die führenden Kreise ihrem Volkstum zu entfremden.

Neben diesem praktischen antinationalen Erziehungssystem haben die belgischen Bischöfe der Reihe nach auf politischem Gebiete theoretisch und praktisch ihren ganzen geistlichen Einfluß angewandt, um die flämische Volksbewegung in allen Stadien ihrer Entwicklung zu bekämpfen, und sind nicht davor zurückgeschreckt, flämisch gesinnte Priester und katholische Untertanen mit kirchlichen Strafen, selbst mit Entlassung und Brotraub unerbittlich und tyrannisch zu verfolgen. Auch hierin folgt die höhere belgische Geistlichkeit dem unterdrückenden belgischen Staate. In den letzten Jahren bekamen die Flamen sowohl von Belgien wie von den Bischöfen lächerliche Zugeständnisse, und dies auch nur nach bitterem Kampf, niemals um des Rechtsgrundsatzes willen.

Um der Wahrheit willen müssen wir diese peinliche Feststellung machen und deshalb zwischen der Haltung der belgischen Bischöfe und der katholischen Sittenlehre in bezug auf die flämische Bewegung unterscheiden.

Im voraus sei noch erklärt, daß man sich die flämische Bewegung nicht als reinen Sprachenkampf vorstellen darf, wie die Anhänger Belgiens behaupten. Sie ist endlich viel mehr. Sie war und bleibt die dauernd wachsende Auflehnung der flämischen Nation gegen den unterdrückenden belgischen Staat. Diesen nationalen Kampf an den Grundsätzen der katholischen Sittenlehre zu prüfen, ist der Zweck dieses Aufsatzes.

Die Naturgegebenheit des flämisch-nationalen Kampfes gegen den antiflämischen nationalen belgischen Staat und den französischen Imperialismus aufdecken, heißt zugleich auch die höhere Sittlichkeit dieses Kampfes beweisen.

[1]) Die sachliche Darstellung des Verhältnisses der Kirche zur Muttersprache und zum Volkstum der Nationen finden wir bei Dr. Grentrup: „Nationale Minderheiten und katholische Kirche".

Die flämische Bewegung ist eine Volksbewegung, eine nationale Bewegung und i
Sonderheit kämpfendes flämisch-nationales Leben, kämpfender Nationalismus. Denn da
flämische Volk kämpft gegen den belgischen Staat, der in Ursprung, Wesen und Zi
antiflämisch ist und deshalb die flämische Volksart, das flämische Volksleben und di
flämische Kultur in Gefahr bringt. Flandern kämpft gegen einen verderblichen volks
fe indlichen Staat und für einen eigenen guten Staat, der das Wesen des Volkes anerkenn
und würdigt, das Weiterbestehen des Volkes mit seiner Wehrmacht verteidigt und de
Volkes eigene Bildung mit allen Staatsorganen unterstützt. Die flämische Bewegung
vor dem Kriege spontan entstanden, ist während und nach dem Kriege zu einem bewußte
Volkskampf erwachsen: sie hat als Grundlage und Rechtfertigung das Naturrecht alle
Nationen auf eigenes Leben und eigene Bildung sowie auf das naturnotwendige Mitte
dazu, den eigenen Staat. Als naturrechtlicher Kampf um das gute Mittel zum gute
Zweck, den volkseigenen Staat für die Volksbildung oder das Volkswohl auf gesetzliche
Wegen, ist der flämische Nationalismus sittlich unanfechtbar.

In Flandern schlägt der Pulsschlag vom Leben der Völker unserer Zeit. Um die Thes
von der Sittlichkeit der flämischen Bewegung zu verdeutlichen, müssen wir die zwei große
Strömungen im Leben der Nationen feststellen und dadurch die natürliche un
sittlich gute Strömung von der unnatürlichen und schlechten Strömung unterscheiden.

Im Völkerleben erkennen wir eine Strömung, die vollkommen nach dem Naturgese
verläuft, nämlich bei den Nationen, die sich entweder unter dem Schutz eines guten
eigenen Staatsorganismus entwickeln: dies nennen wir sich entwickelnden natürliche
Nationalismus, oder bei den Nationen, die von einer fremden Nation oder einen
feindlichen Staat in ihrem Fortbestehen und ihrer Entwicklung bedroht werden und fü
ihre Erhaltung den Kampf gegen den Unterdrücker aufnehmen: dieses Leben einer Natio
nennen wir kämpfenden natürlichen Nationalismus. Der tiefere Grund dieser beide
Lebensformen der Nation liegt im allgemeinen Lebensgesetz. Es findet sich ja in jeden
Volke wie in jedem Lebewesen ebenso der angeborene Naturdrang nach Erhaltung un
Entwicklung des Lebens, was Volkskultur im weiteren Sinne des Wortes bedeutet, wi
das Gesetz und der Wille zur Lebensverteidigung im Falle seiner Bedrohung und Unter
drückung; infolgedessen faßt jedes bedrohte Volk naturnotwendig alle bewußten Lebens
kräfte zu einer möglichst zweckmäßigen Abwehr gegen den Feind seines Lebens zusammen.

Alle Völker sind zu Entwicklung und höherer Kultur berufen, keins zur Entartung
Weil der Nationalismus dieser Völker in seiner sich entwickelnden und kämpfenden Lebens
form den elementarsten Lebensgesetzen entspricht, darum nennen wir ihn natürlich, d. h
der Natur entsprechend, und infolgedessen gut und sittlich.

Neben dieser naturgesetzlichen Strömung im Leben der sich entwickelnde
und kämpfenden Völker müssen wir im Leben einzelner mächtiger Völker eine Strö
mung feststellen, die gegen die Natur gerichtet ist, weil sie von Landhunger besessen sin
und anderen Völkern oder Teilen von ihnen nach dem Leben trachten. Ihre Übermach
mißbrauchen sie, um andere Völker zu unterdrücken: diese Strömung, die im Widerspruc
mit dem Naturrecht der bedrohten Völker steht, nennen wir Imperialismus.

Was Existenz und Entwicklung angeht, sind alle Völker gleich berechtigt. Deshall
fallen der sich entwickelnde und kämpfende Nationalismus durch den ordentlichen Gebrauc
der Lebenskräfte zur Entwicklung und Lebensverteidigung unter das sittlich Gute, währen
der Imperialismus mit seinem Mißbrauch der Lebenskräfte gegen das Lebensrech
fremder Völker unter das sittlich Schlechte fällt. Das gegenseitige Verhältnis von Na
tionalismus und Imperialismus ist feindlich, ein Streit darum, wer die Oberhand gewinnt
Der unterdrückende, entartende und aufsaugende Imperialismus der die Macht miß
brauchenden Völker ist die Ursache des kämpfenden Nationalismus, der die natürliche
Reaktion der unterdrückten Völker darstellt. Lebensbedrohung schafft Lebensverteidigung.

Europa und die kolonialen Zonen bieten unserem Geist das Schauspiel des gewaltigen Ringens dieser zwei Strömungen im Leben der Völker. Flandern steht mit seinem kämpfenden Nationalismus mitten darin.

Beide Strömungen, Nationalismus[1]) und Imperialismus, finden ihre wissenschaftliche Verteidigung in der Theorie der Natürlichkeit und in dem Versuch, der Unnatürlichkeit ein wissenschaftliches Gepräge zu geben. So unmöglich es auch den Gelehrten ist, eine adäquate Umschreibung des Begriffes Nation zu geben, jeder erkennt die unleugbare Tatsache der Existenz verschiedener Nationen, die Tatsache der natürlichen Verteilung der Weltbevölkerung in Nationen an.

Der Gegensatz der nationalistischen und der imperialistischen Theorie über den Begriff Nation ist auf die Haltung zurückzuführen, die Nationalisten und Imperialisten gegenüber der Nation annehmen.

Der Nationalismus betrachtet die Nation als ein natürliches Lebewesen, als eine Persönlichkeit unter den Völkern mit Geburt und Lebensgesetzen. Der katholische Nationalismus erkennt seine Gemeinschaftslehre nicht in der Staatslehre wieder, sondern in der Volkslehre. Die Wurzel seiner Volkslehre und deren weitere Entwicklung bis zum Staatsmittel holt der Nationalismus aus dem unterschiedlichen Wesen der Nation selbst. Er erkennt in der Nation die Wesensgesetze, die Naturgesetze sind, eingeborene göttliche Gesetze. Als Naturgesetze müssen sie die Grundlage für alles positive Recht bilden, und deshalb ist die ganze Hierarchie jeder rein menschlichen, positiven Gesetzgebung ebenso wie alle Kinder der Nation — Obrigkeit und Untertanen — diesen grundlegenden Gesetzen absolut unterworfen. Solche Naturgesetze sind z. B. das Gesetz der Existenz (Seinsgesetz) der Völker, weiter der Naturdrang nach Fortbestehen und Entwicklung (Wachstumsgesetz), worin der Drang nach den naturnotwendigen Mitteln dazu inbegriffen ist, insbesondere der Drang nach dem das eigene Wesen bewahrenden, beschützenden und dessen Entwicklung fördernden Staatsorganismus.

Nur der Staat oder die Regierung, die die höhere Macht dieser eingeborenen Lebensgesetze erkennen und ihnen unbedingt gehorchen, sind sittlich gut und können rechtmäßig Autorität über Leben und Lebensentwicklung der Nationen ausüben. Wer diese Gesetze nicht anerkennt oder ihnen widerstrebt, ist autoritätslos und tyrannisch. Diese Theorie des Nationalismus betrachtet die Nation als eine Frage der Geburt; sie ist aus der Natur abgeleitet, naturgemäß in ihrer Lehre und deshalb gut und sittlich unanfechtbar.

Demgegenüber huldigen die Imperialisten dem freien Nationalismus, der freien Nationalitätenlehre, die die Nation in letzter Instanz als eine Frage freier Wahl betrachtet. Als ob man seiner Geburt und seinem Leben frei gegenüberstünde, als ob man frei wäre, zu sein, was man ist, oder frei wäre, zu werden, was man nicht ist, jedem Lebensgesetz zuwider: man wird, was man ist, Leben muß Entwicklung der Geburt sein. Der absoluten Unterwerfung der Machthaber unter die Wesenheit der Nation stellt der Imperialismus die absolute Freiheit gegenüber; dem unbedingten Gehorsam gegenüber den Wesensgesetzen den Utilitarismus der mächtigen Nationen. Das ist widernatürlich.

Diese freie Nationalitätenlehre, die grundsatzlos und deshalb keine Lehre ist, wurde in die liberalisierenden Systeme mit ihrer absoluten Freiheit hineingebracht, welche die Verneinung aller höheren Lebensgesetze der Völker enthält. Mit ihrer These der freien Wahl auch in bezug auf die Nation versucht diese Lehre, der aufgedrungenen Entartung und dem widerrechtlichen Machtmißbrauch einen Schein von wissenschaftlicher Rechtfertigung zu geben. Diese These wurde von den offiziellen Gelehrten erfunden, nicht im Dienste der Wahrheit und des unanfechtbaren Lebensrechtes aller Nationen, sondern im Dienste der von Landhunger ergriffenen Regierungen übermächtiger Nationen.

[1]) Der Begriff Nationalismus wird von jetzt ab für beide Lebensformen gebraucht.

Die Erfinder und Anhänger der sogenannten freien Nationalitätenlehre sind infolg dessen auch bei den Imperialisten und ihren Handlangern, den Entarteten, zu finde Imperialistisch sind die Nationen, die sich weigern, die eingeborenen Wesensgesetze d Fremdvölker als die Grundlage anzuerkennen, auf der das Gemeinschaftsleben weite gebaut werden muß, die sich weigern, die Volksnatur der Fremdvölker als die Wurz anzuerkennen, aus der das organisierte Gemeinschaftsleben jedes Volkes erwachs muß. Die imperialistischen Völker treten alle höheren Volksgesetze mit Füßen, erpic wie sie sind, mit frecher Gewalt oder mit sanftem Zwang der Verführung fremden Bod zu erobern und die fremden Völker oder Teile davon systematisch zu assimilieren.

Erstaunlich genug, innerhalb der eigenen Volksgrenzen und für sich selbst huldigen d Imperialisten dem Nationalismus durch Geburt, während die Gelehrten unter ihn in dem einzuverleibenden Gebiete die freie Nationalitätenlehre verkünden, damit die Nation sozusagen in freier Wahl sich für die Aufnahme in eine andere, größere Nati entscheiden soll. Wahr bleibt indessen, daß weder Mensch noch Volksangehöriger sei Geburt wählt; jeder ist seiner Geburts-Wesenheit unterworfen.

Mit der Widernatürlichkeit und dem Machtmißbrauch des Imperialismus haben si die Großmächte und ihre Trabanten in der ganzen Welt versündigt.

Die Bastarde sind die Handlanger der Imperialisten. Erst verleugnen sie ihre Gebu (was die Imperialisten nicht tun), dann eifern sie für die Entnationalisierung und Er artung ihres bluteigenen Volkes. Um sich auf anständige Weise ihrer Geburt zu schäme berufen sie sich auf wissenschaftliche Gründe, nämlich, daß die Nation im Grunde ei Frage der Vorliebe, der Option oder der freien Wahl ist. Während sie für eine fremd sogar feindliche Nation optieren, bleiben sie im Schoße des eigenen Volkes wohne In der Strömung des Imperialismus bilden sie als fremde Legionen die Vorposte da sie inmitten der fremden Völker der zentralisierenden Einheitsstaaten oder in den au ländischen „zônes d'influence" der imperialistischen Raubstaaten nisten.

Der streitende Nationalismus in Europa und in der kolonialen Welt ist die gesun und rechtmäßige Lebensreaktion für Lebenserhaltung bei den angegriffenen Nation gegen den widernaturrechtlichen Imperialismus der Großmächte. Diese Grundsätze find in der ganzen Welt ihre Anwendung. Sie sind die tiefere Erklärung des kämpfend Nationalismus in allen unterdrückten Staaten und in der kolonialen Welt.

In Flandern, wo der belgische Staat das flämische Volk entartet und unterdrückt, schlä auch der Weltpulsschlag des streitenden Nationalismus in der flämischen Bewegung i ihrem heutigen Stadium von Kampf auf Leben und Tod gegen den französischen Im perialismus und dessen mächtige Handlanger in der Verfranschung und Entartung, d vom Franschtum besessene belgische Staatssystem und die Bastarde, d. h. die französi gesinnten Flamen in den Großstädten Flanderns.

Flanderns Kampf ist sittlich gut, da er ein Kampf um Recht, um Lebensrecht ist.

In weltlichen Dingen handhabt die katholische Kirche ihre Sittenlehre, die eine Leh von schöner und starker Natürlichkeit, von gegenseitiger Gerechtigkeit unter den gleic berechtigten Nationen ist. Diese Sittenlehre wünscht infolgedessen auch, daß die Mac im Dienste des Rechts stehe. Darum erkennt sie die Rechtmäßigkeit des Strebens na Macht und Machtzuwachs der kleinen Völker zugunsten ihres Lebensrechtes an, und zw durch Propaganda für den nationalen Gedanken, durch Organisation der bewußtgewo denen Kräfte und durch Tätigkeit mit dieser Organisation. Gegenüber der widerrechtliche Entartung, die der schlechte belgische Staat im Dienste des französischen Imperialismu erstrebt, kann die katholische Sittenlehre nichts anderes tun als der Natürlichkeit un Rechtmäßigkeit des streitenden flämischen Nationalismus um die Erhaltung des Volk lebens und der Lebensgüter vollen Beifall zollen.

Die katholische Sittenlehre ist eine Lehre des Friedens, aber des Friedens durch Gerechtig keit, wenn auch die Erlangung des Volksrechtes einen langen und scharfen Kampf koste

Belgische und flämische Geschichtschreibung

Von Leo Deman in Ostende

Man hält es für selbstverständlich, daß ein Historiker unparteiisch ist; doch man vergißt sehr oft, daß die Unparteilichkeit nicht nur in genauer Wiedergabe der verwendeten Dokumente besteht, sondern auch verlangt, bei der Beurteilung derselben den richtigen Standpunkt einzunehmen und sich leiten zu lassen von dem, was sie lehren. Dies bildet aber oft eine große Schwierigkeit für jemand, der einer anderen Nationalität angehört als das Volk, worüber er schreibt: die Nationalität greift so tief in das Wesen ein, daß ein Fremder selten oder nie die inneren Regungen begreift, die das Leben eines Volkes beherrschen und besonders in kritischen Zeiten oft unerwartete, aber logische Lösungen durchsetzen. Die unterdrückende Mehrheit begreift dann auch selten die unterdrückte Minderheit und entstellt infolgedessen die Geschichte. Dazu kommt dann gewöhnlich noch, daß der Despot naturgemäß die Volksbelange der Unterdrückten nicht sehen will und dazu neigt, die tatsächliche Gewaltherrschaft als geschichtliche Notwendigkeit hinzustellen.

So steht es auch mit Flandern: der Zustand ist so, daß die Flamen erst jetzt damit beginnen, den Eckstein zu legen, der die Grundlage für jeden Aufbau eigenen nationalen Bestehens bilden muß. Diese Wendung macht sich allmählich in allem, was Flandern betrifft, geltend und eröffnet neue Ausblicke für die Geschichtsforschung oder besser gesagt für das Verstehen bekannter Geschehnisse, für deren Umfälschung der belgische Staat ausgezeichnet gesorgt hat. Aus zwei verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt, kann dieser Staat nur gedeihen, wenn die zwei Rassen miteinander verschmelzen; und dafür wurde der mächtige Hebel gebraucht: die Geschichte.

Dieser offizielle Betrug begann schon bei der Entstehung Belgiens, während der Revolution von 1830. Von Anfang an reden die Revolutionäre dauernd von „le peuple belge", auch wenn sie darüber unterhandeln, das sogenannte belgische Volk Frankreich einzuverleiben. Es muß zugegeben werden, daß die Regierung König Wilhelms I. der Vereinigten Niederlande (1815—1830) dazu einigermaßen Veranlassung gab, da auch er die südlichen Niederlande zu sehr als Einheit betrachtete und keinen genügenden Unterschied zwischen Wallonen und Flamen machte. Doch die Revolutionäre selbst haben die Verwirrung mutwillig ausgebeutet. Als Beweis genügt es, den bekannten Brief von Ch. Rogier an Raikem zu erwähnen, worin er sagt, daß es notwendig sei, die Flamen (d. h. diejenigen, die Flandern treu bleiben) eine Zeit lang von allen öffentlichen Ämtern auszuschließen, um sie auf diese Art zur Treue gegenüber Belgien zu zwingen. Diese Verwirrung ist bestehen geblieben und wurde durch die Geschichtsschreiber gesteigert. Das flämische Volk besaß nach vielen Jahrhunderten der Unterdrückung weder Stammesbewußtsein noch nationalen Stolz genug, um sich geltendzumachen: Fremde hatten es beherrscht seit den Herzögen von Burgund (1384) bis zur Befreiung von 1815; und die 15 Jahre Freiheit während der Vereinigung mit Holland (1815—1830) genügten nicht, um das Stammesbewußtsein bei der Masse wachzurütteln. Andererseits zögerten die Revolutionäre nicht, die belgische Verfassung, für die sie, wie sie behaupteten, die Revolution gemacht hätten, zu brechen, wenn irgendeine Gefahr auftauchte, daß die Flamen für das Haus Nassau Partei ergreifen und sich von neuem Holland anschließen würden.

Wohl drohte einen Augenblick die Gefahr, daß das Bestehen eines belgischen Volkes geleugnet werden würde, nämlich als die ersten Führer der flämischen Bewegung auftraten; doch durch eine sehr geschickte belgische Politik von Belohnungen und Drohungen und durch den Tod verschiedener Führer wurde die flämische Bewegung in das ruhige und nirgends hinführende Fahrwasser einer reinen Sprachenbewegung geleitet.

Auf diesem unwahren Begriff eines belgischen Volkes oder einer belgischen Natio ist die ganze Auffassung der belgischen Historiker aufgebaut. Anfangs ging das von selb und ohne Bedenken. Der Begriff wurde ja nicht angefochten. De Gerlache, Namech David hielten ihn für selbstverständlich und nahmen ihn ohne Argwohn an; was d Ereignisse vor 1830 betraf, wo es noch kein Belgien gab, so wurde die Geschichte der einzelne Provinzen behandelt als eine Einleitung, als eine Vorbereitung zu der Bildung d belgischen Staates. Dies erweckte um so weniger Aufsehen, als damals nur selten d Rede vom Analysieren und Interpretieren von Urkunden war; wichtig waren nur Date Schlachten und Fürstennamen. Wie überall zu Anfang des 19. Jahrhunderts, wurde d Geschichte nicht als logische Entwicklung des Schicksals des Volkes betrachtet, sondern a Reihe mehr oder weniger zusammenhängender Ereignisse. Wie wenig man damals v der Vergangenheit wußte, ist erstaunlich; für die Geschichte der Beziehungen zwische Flandern und Frankreich, die 1302 einen Höhepunkt erreichten, waren nur vereinzel Tatsachen aus minderwertigen Chroniken bekannt; über van Artevelde, dessen Regierun eine weitere Steigerung in dem fortwährenden Kampf bedeutete, wußte man nich Genaues. Höchstens wurde er als eine Art Revolutionär dargestellt.

Jene Historiker brachten aber eine Auffassung auf, die den Weg für spätere Abweichunge vorbereitete. Sie nahmen ein vielgebrauchtes Propagandamittel gegen die Regierun Wilhelms I. an: Man stellte es so dar, als ob Wilhelm es auf den katholischen Glaube abgesehen gehabt hätte. Dann wurde auch oft vom „Noorderduivel", der protestantische Gefahr aus dem Norden, gesprochen, und dieses Spukbild hat jahrelang, bis auf unse Tage, die Gedanken getrübt. Dieser Gedanke wurde auch in die Geschichte getrage den ganzen Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien, der zugleich ein Religionskrieg wa sah man nur als solchen. In Wilhelm von Oranien, dem Vater des Vaterlandes, sah m den Ketzer, und vom Befreiungskrieg war keine Rede. So wurde dieser Zeitabschnitt – ein Wendepunkt in unserer Geschichte — entstellt und unverständlich. So kam man daz Egmont und Hoorn, die von Alba enthauptet worden waren, als Vorläufer — der Fre denkerei hinzustellen. Allmählich kam aber eine Wendung: das flämische Bewußtsein wur lebendiger; das viele Erinnern an klingende Namen aus unserer Geschichte in Versamm lungen und in Flugschriften hatte wenigstens den Erfolg, daß man anfing, ihre Tat höher zu schätzen. So entstanden Werke, die Flanderns Geschichte in ein besseres Lic rückten. Unter ihnen nennen wir u. a. Le siècle des Artevelde von Van der Kinder und die Histoire de Flandre (4 Teile) von Baron Kervijn de Lettenhove. Doch auch diesen Werken wurde die flämische Bewegung nicht ganz verstanden.

Dann kam die moderne Geschichte durch H. Pirenne, Professor in Gent, zu Wort der eine vielbändige Histoire de Belgique schrieb. Hier trat der Wille bewußt in de Vordergrund, dem belgischen Staate solide Grundmauern zu geben. Die flämische Be wegung legte in ihrer Entwicklung mehr und mehr die Betonung auf das eigene Wese Flanderns. Demgegenüber stellte Pirenne das Bestehen Belgiens in den Vordergrund, un zwar schon für die ältesten Zeiten: Belgien bestand als Staat zwar erst seit 1830, war aber se Jahrhunderten im Werden, und das Zentralisationssystem der Herzöge von Burgund war e erster Versuch, es ins Leben zu rufen; so war sein Gedankengang. Von einem Belgien vor d Burgundischen Zeit zu reden ging nicht an; Flandern stand damals als selbständiger Sta da, als Brennpunkt der west-europäischen Kultur, und von den wallonischen Provinze gibt es wenig zu erzählen, es sei denn von dem Fürstbistum Lüttich, das aber — alle Versuchen zum Trotz — ganz unabhängig von allen anderen Provinzen war. Von diesem vo gefaßten Gedanken aus hat Professor Pirenne mit aller Macht Belgien in die Geschich hineininterpretiert. Es fängt schon mit den frühesten Zeiten an. Systematisch wird d Eigenart Flanderns geleugnet. Die Entstehung Flanderns wird als Schöpfung de Frankenkönigs dargestellt; die Zustände an der Nordseeküste, wo aus den Friesen, ve mischt mit Franken und Sachsen, das flämische Volk entstand, werden totgeschwiege

Die ersten Konflikte mit Frankreich, die schon deutlich den Selbständigkeitsdrang der Flamen zeigen (Kampf gegen Philippe-Auguste, Schlacht bei Bouvignes) werden als rein feudale Konflikte hingestellt. Unter dem Einfluß der aufstrebenden Sozialwissenschaften benutzt Pirenne wirtschaftliche Faktoren, um den weiteren Kampf gegen Frankreich zu erklären: die Zeit, worin die „Schlacht der goldenen Sporen" (1302) die Entscheidung bringt, wird als die von einfacher sozialer Verwirrung geschildert, und der nationale Faktor, der den Ausschlag gab, wird geleugnet (aber in einer Anmerkung ein paar Seiten weiter zugegeben). Der weitere Kampf, der mit der flämischen Niederlage bei Kassel (1328) endete, wofür Pirenne selbst belangreiche Urkunden veröffentlichte, ist ein Bauernaufstand geworden. Während der Regierung der burgundischen Herzöge wird der nationale Widerstand als ein konservativer Versuch der Städte dargestellt, die Blüte zu hemmen; die Haltung der Flamen gegenüber Frankreich — sie lassen ganz Wallonisch-Flandern ruhig besetzen, setzen sich aber zur Wehr für viel weniger reiche Provinzen, die jedoch rein flämisch sind — versteht er einfach nicht. Und so geht es weiter. Für jeden Zeitabschnitt versucht Pirenne krampfhaft zu beweisen, daß Flandern zweisprachig war im belgischen Sinne, d. h. daß über Flandern verstreut eine erhebliche Masse Menschen wohnte, die Französisch und Flämisch sprach; beweisen kann er nur, daß Flandern aus einem einsprachigen, französischsprechenden südlichen Teil und einem einsprachigen flämischen nördlichen Teil (die Sprachengrenze ist noch jetzt dieselbe), bestand; seine Beweisgründe sind oft nichtssagend. So beruft er sich auf die Tatsache, daß Edle und Patrizier ihre Kinder nach Doornik und nach Frankreich schickten, um daraus zu schließen, daß Flandern zweisprachig war; daraus läßt sich jedoch nur folgern, daß man in Flandern nicht genügend Gelegenheit hatte, Französisch zu erlernen — also das Entgegengesetzte von dem, was er beweisen will. Außer Leichtfertigkeit muß man manchmal sogar bösen Willen feststellen: Pirenne beruft sich z. B. auf ein Quodlibet des Löwener Professor Geulincx (1653), um zu behaupten, daß das Flämische nur in Küche und Kneipe zu Hause war; diese Vorstellung ist bei Geulincx nur eine Behauptung, die dann von ihm glänzend widerlegt wird. Ein Anonymus, der de Saedeleer zeichnete, brachte die Fälschung ans Licht; seitdem ist der Ruhm von Pirennes Werk dauernd gesunken, und seine Behauptungen werden eine nach der anderen angefochten und widerlegt.

Die von belgischer Seite geschriebene Geschichte ist für Flandern unbrauchbar. Von flämischer Seite wurde bis jetzt wenig geleistet; wenige getrauen sich die offiziellen Thesen anzugreifen, denn dadurch sperren sie sich selbst jede Zukunft im Staatsdienst ab. Einige unserer Jüngeren liefern lobenswerte Studien über Einzelfragen, wagen sich aber nicht an die Hauptprobleme von Flanderns Geschichte heran. Gute Arbeit wurde in einigen Aufsätzen und Broschüren geliefert, wo belgischen Unwahrheiten der Kopf eingedrückt wurde. Prachtvolle Arbeit wurde auf dem Gebiet der Literaturgeschichte geliefert, die übliche Auffassung über unsere früheste Kulturgeschichte vollkommen umgekehrt: von E. P. van Mierlo, S. J., zusammen mit E. E. P. P. Reypens und Stracke, S. J. Ein kurzgefaßtes Handbuch der flämischen Geschichte, das den heutigen Stand unserer Kenntnisse auf diesem Gebiet feststellen und die neue Richtung weisen will, erschien aus der Feder des Verfassers, und ist der erste, wenn auch unvollkommene Versuch einer flämischen Geschichtsdarstellung. Eine Prachtarbeit über den Ursprung von Flandern und über den Riesenkampf von 1300—1328 unter dem Titel „Zannekin" (Führer des flämischen Heeres) ist unter dem Pseudonym Pleymion Naibh erschienen. Der Inhalt ist außergewöhnlich und zerstört großenteils die gewöhnliche Vorstellung von Flanderns Entstehung, um ganz neue Gesichtspunkte zu erschließen. Vor dem Krieg erschien das jetzt vergriffene Buch von Jossion „Frankrijk, de eeuwenoude vijand van Vlaanderen" („Frankreich, der Jahrhunderte alte Feind Flanderns"), das den ewigen Kampf zwischen beiden Nationen schildert. Dies ist ungefähr alles, was Flandern an modernen historischen Arbeiten vorzeigen kann, abgesehen von Monographien und Studien über weniger belangreiche

Einzelheiten. Die Archive für die ältere Geschichte sind noch nicht einmal untersucht. S sind z. B. in Rijssel (Lille), wo u. a. das Archiv der flämischen Rechnungskammer lieg die Urkunden nicht einmal katalogisiert; die Archive der französischen Könige und do päpstliche Archiv sind, so weit es Flandern betrifft, noch nicht bearbeitet; selbst in Flande ist noch lange nicht alles Material untersucht: in Gent ist nur ein Teil geordnet; anderswo sind noch viele belangreiche Angaben zu finden. Doch naturgemäß interessiert Belgie sich nicht für Flanderns Geschichte, und so bleibt die Arbeit ungetan.

Was wir aber schon besitzen, übt einen großen Einfluß aus und verspricht für die Zukun den Aufbau einer unparteiischen Geschichte von Flandern, die ein ganz anderes Aussehe haben wird als die traditionelle. Auf dem Philologenkongreß 1928 wurde in der Abteilun für Geschichte nach einem Vortrag von Dr. Elias beschlossen, Beiträge zur flämische Geschichte herauszugeben; außer Dr. Elias gehören der Redaktion an: Dr. A. Jacob Professor P. Geyl, Professor Gerretson, Dr. J. Muls und Professor J. Persijn. Die neu Geschichtschreibung wird ein mächtiger Hebel sein, um unserem Volk seinen nationale Stolz zurückzugeben und seinen Willen nach Selbständigkeit zu stählen.

Der Volksschulunterricht

Von Jozef Roeland in Thielt

Der Sprachenkampf in Flandern geht darum, die in das Land eingedrungene fran zösische Sprache zugunsten der Landessprache wieder hinauszudrängen. Er ist ei Teil der flämischen Bewegung, die in negativer Hinsicht den Widerstand des flämische Volkes gegen den methodisch geleiteten Auftrieb des französischen Einflusses nach de niederländischen Strommündungen darstellt, eine Erscheinung, deren große kulturell wirtschaftliche und politische Bedeutung für Europa noch nicht überall erkannt wird

Um diesen Sprachenkampf zu verstehen, muß man die Art und Weise der Verfranschung versuche begreifen, die von Frankreich aus durch Vermittlung von Brüssel und Wallonie in Flandern unternommen werden und dort von Tag zu Tag schärferen Widerstan erwecken. Die Verfranschung war während der französischen Herrschaft in den höhere Kreisen Flanderns vom Meere nach Aachen hin zu Hause. Von 1830 ab erstreckte sie ihr Proselytenmacherei bis in die Bürgerkreise der Großstädte und in die Beamtenwel Hatte man hier Erfolg, so würden, wie man meinte, die unteren Bevölkerungsschichte in ihrem Drang nach bequemem und billigem Ansehen und in dem Bedürfnis, die ersehnte Stellen im Staat, in Handel und Gewerbe zu bekleiden, sich beeifern, die Fremdsprach das Französische, als eigenen Besitz gelten zu lassen, und dadurch für die fremde Geiste kultur und die fremden Ziele gewonnen werden. Im Sinne der Verfranscher seit 183 sind die französische Sprache und Kultur als Bindemittel berufen, alle höheren Schichte des flämischen Volkes mit der gesamten wallonischen Bevölkerung zu einem Volke, der belgischen, zusammenzuschweißen. Daß die flämischen Dialekte in der Masse fortlebte konnte diesem Zweck nichts schaden; im Gegenteil meinte man, dies könnte bei einzelne ein folkloristisches Interesse erwecken, und das von jeder höheren Kultur entblößt Volk würde desto weniger bemerken, wohin es geführt wird. Daher das unverkennbar (im schlechten Sinne) aristokratische Merkmal, das das Verfranschungswerk in Flande wie ein Brandmal trägt; daher die Erscheinung, daß jede demokratische Bewegung i Anfang, d. h. solange ihre Ideale lebendig und rein waren, stets ein ausgesprochene flämisches Kennzeichen trug. So wird man verstehen, wie es kam, daß die Verfranschun mit einem Schlage und ohne Protest in den ersten 10 Jahren des Königreichs Belgie in den höheren und mittleren Schulen, in staatlichen sowohl wie in freien, durchgefüh

wurde, während die Volksschule im Herzen Flanderns mit Ausnahme von Brüssel nicht unmittelbar berührt wurde. Dieses systematische Arbeiten verrät Absicht und ist nicht die unvermeidliche Auswirkung eines sozialen Dranges.

Die Unterrichtssprache in der Volksschule blieb also flämisch. Aber das Abdrängen dieser Sprache in den Hintergrund im öffentlichen Leben hatte zur Folge, daß in einer Zeit, wo die gebildete Umgangssprache in allen Ländern durch Schule und Theater bis in die Masse des Volkes durchdrang, in Flandern die Hochsprache, d. h. das gebildete Niederländisch, nicht vorwärtsdringen konnte, ja daß in gebildeten Kreisen sogar der Dialektpartikularismus gedieh. Diesen Zustand haben wir noch lange nicht hinter uns. In der Volksschule war und blieb die Unterrichtssprache der Dialekt, und zwar der platteste; beim Lesen und in den Aufsätzen trat eine gezwungene Büchersprache an seine Stelle, das sogenannte „nach dem Buchstaben", wobei der Wert der Sprachelemente umgekehrt, d. h. das Sprechen von einem Schreiben nach einer steifen Sprachlehre hergeleitet wurde. Nichts gab es, was die Lehrer von diesem verkehrten Weg abgebracht hätte, weder Ausbildung im Seminar noch Konferenzen noch Programme noch Anleitungen. Erst 1923 wurde ein Musterprogramm für den Gebrauch des gebildeten Niederländischen vorgeschrieben. Die Verfasser dieses Teiles des Volksschulprogrammes verdienen deswegen volles Lob. Weiter ist auch das Seminar zu besserer Einsicht gekommen. Aber in der Praxis der Schule sind wir davon noch weit entfernt. Es gibt Ausnahmen, es gibt Versuche, dies ist nicht zu leugnen, aber in den meisten Schulen herrscht noch der Dialekt, und was der eine Lehrer aufbaut, bricht der andere allzu oft ab. Eine armseligere Sprache als die Schulsprache in Flandern ist schwer zu finden. Man braucht nur die Masse der alljährlich erscheinenden Schulbücher zur Hand zu nehmen. Nicht nur die gebildete Aussprache wird verwahrlost, auch die gebildeten Wendungen und Ausdrücke, der reichere Wortschatz, werden außer acht gelassen. An den besten Stellen herrscht eine Mischung von Dialekt und gebildeter Sprache, unter welcher die Rechtschreibung unmittelbar leidet. Man hat nach den Ursachen gesucht, die wahre Ursache liegt in der Geringschätzung der niederländischen Sprache als Folge der Sucht nach Verfranschung.

Der flämische Kampf leistet tapferen Widerstand; die Umkehr fängt an, aber die faule Frucht der Verbasterung tritt jetzt erst deutlich zutage, weil es jetzt erst Augen gibt, um sie zu sehen, die früher geschlossen waren. Eine beherrschende Stellung in der Schulpraxis nehmen noch die Diktate und andere minderwertige Übungen ein; damit wird, wie vor 50 Jahren, als man meinte, die Sprache aus der Sprachlehre lernen zu müssen, auch heute noch viel Zeit vergeudet. In den meisten Schulen Flanderns sind infolgedessen Diktat- und Stilübung wie in der alten Zeit des reinen Nachahmens der Beispiele geblieben. Wenn die Kinder die Schule verlassen, können sie in den meisten Fällen nicht einmal einen Gedanken auf einigermaßen genügende Art niederschreiben. Es bleibt der große Fehler: die Sprache wird nicht nach dem Munde gelernt; selbst die Klein-Kinderschulen begreifen ihre Sendung nicht. Eine Besserung ist zu verspüren, aber wieder nur als Ausnahme, nur unter dem Einfluß des flämischen Kampfes, der je länger je mehr die jüngeren Lehrer begeistert. Was der Sprachunterricht der flämischen Elementarschule im ganzen für einen Wert hat, kann man jedes Jahr bei den Abgangsprüfungen erkennen. Im Rechnen, in Erdkunde, Geschichte, Naturkunde, kurz in allen Fächern bemerkt man, daß die Ungeschicklichkeit der Antworten bei der übergroßen Mehrzahl der Kinder aus dem Mangel an Kenntnis und Beherrschung der Muttersprache herrührt.

Dazu kommt, daß das Französische in der überwiegenden Zahl der Volksschulen als Lehrfach eingeführt worden ist. So wurde die Elementarschule in Flandern mit dem Unterricht einer zweiten Sprache beschenkt, und mit noch etwas Schlimmerem, mit der Doppelsprachigkeit, die in der letzten Zeit wieder zugenommen hat: die meisten Fächer zwar auf Niederländisch, dagegen Wiederholungen und einige Nebenfächer auf französisch.

In einzelnen Schulen fängt man mit der zweiten Sprache im ersten Lehrjahre an, i nicht wenigen Orten sogar in den Kindergärten; törichter geht es wirklich nicht. In de meisten Fällen wartet man bis zum fünften Lehrjahr. Das Französisch ist das Konkurren mittel, in vereinzelten Orten sogar das Hauptmittel geworden, vor allem, wenn wie se alters die Nonnen mit dem Unterricht bemüht sind. Sie tragen zum großen Teil di Schuld daran, daß in den uns feindlichen Kreisen die Meinung verbreitet bleibt, das Vo verlange, daß Französisch gelehrt wird. Die Wahrheit ist, daß die Nonnen und einig andere gut dafür sorgen, daß dieses Verlangen nicht ausstirbt. Der französisch Unterricht ist für die Jugend, die die flämische Volksschule besucht, nutzlos. Die künftige Mittelschüler verlassen die Volksschule, wenn sie sie überhaupt besuchen, im Alter vo 11—12 Jahren, also vor dem fünften oder sechsten Lehrjahr, in welchem der Unterric in der zweiten Sprache gewöhnlich beginnt. Alle, die länger zur Elementarschule gehe sind entweder Unbegabte, die der Mittelschule ferngehalten werden, oder arme Junge die Arbeiter werden oder ein Handwerk lernen müssen und die Kenntnisse des Französische nicht brauchen. In den zwei Jahren, die zur Verfügung stehen, kann der Unterricht nicht ausrichten, wenn man die anderen Fächer nicht so vernachlässigt, daß die Kinder bei Schulschluß überhaupt nichts können. Dies ist der Fall bei einer Menge Schulen. Gege diesen von oben her beförderten Mißbrauch und die mit der Erlernung einer Fremdsprach in der Elementarschule verbundene Irreführung des Volkes müßten alle, die etwas vo Erziehung verstehen, ankämpfen; doch davon sind wir in Flandern noch weit entfernt.

Die Hauptstadt Brüssel ist die Hochburg der meisten antipädagogischen Unarten. Do hat die Verfranschungspolitik ihre reifsten Früchte getragen; ein starkes Budget, die An strengung der am meisten Interessierten, der Stachel, den Beweis von der Tauglichkeit de Methode liefern zu müssen, was kann man mehr zusammenbringen, um einen Erfolg z erzielen? Die flämischen Kinder wurden und werden dort allein auf Französisch unte richtet, und zwar vom Kindergarten an, d. h. vom dritten Lebensjahr ab. Der Erfol ist gewesen, daß man eine abnormale Schulbevölkerung großgezogen hat, die in Anzal und in Stärke ihresgleichen nicht findet. Das System des déracinement, wie E. Huys mans sagt, hat dort eine Bevölkerung großgezogen, deren bekannte Eigenschaften Ober flächlichkeit, Eitelkeit und Prahlerei sind, eine Rasse geistiger „Affenmenschen", welche de wallonische Schriftsteller Couroubble in dem grotesken Beulemanstypus verewigt ha Dieses System, das zuerst in Brüssel in Anwendung kam, hat sich über die unmittelbare Vororte ausgebreitet und schreitet nun Jahr für Jahr mit großen Schritten in den länd lichen Gemeinden um Groß-Brüssel vorwärts.

Denselben Zustand sahen wir in den flämischen Gemeinden an der „Sprachgrenze von Komen bis nach Aubel, und mit demselben Erfolg: Die durch die Schule hervor gebrachte geistige Verwirrung endet in den meisten Fällen in grober Unsittlichkeit. Di Orte Komen und Moeskroen geben dafür abschreckende Beispiele. Wer die dortige Schulen besucht, kann sich in einer Anstalt von Halbblöden wähnen.

Im Limburgischen Bergwerksbezirk, wo nach einer kürzlich erschienenen Broschüre de Katholischen Schulbundes die Elementarschulen in Händen der Bergwerksverwalter ode der von ihnen abhängigen Gemeindevertretungen sind, bekommen die wallonischen Kinde mitten im flämischen Lande Unterricht in ihrer eigenen Sprache, und die polnischen Kinde haben polnische Schulen, während den flämischen Kindern nichts anderes übrigbleibt, al die wallonischen Schulen zu besuchen.

In unserer Zeit der verfeinerten Pädagogik konnte die Verfranschung in der Haup stadt und in einigen Industriezentren etwas Monströses hervorbringen; und sie fäh damit in ihrer Bosheit fort. Wer daran mitarbeitet, wird mit Schutz, Ehrenbeweise und Vorteilen belohnt; wer sich dagegen wehrt, wird abgewiesen, ausgeschlossen, verhöhn

Man kommt zu dem Schluß, daß es mit den Unterrichtsmethoden und mit den Unte richtsanstalten traurig bestellt ist. Daß es bei solchem Zustand und bei dem unlautere

Wettbewerb zu keiner selbständigen Pädagogik kommen konnte, ist verständlich. Was als die Pädagogik verschrieben und noch befolgt wird, ist eine Kopie der Lehre des Franzosen Compayré; die Periode von 1879—1895 war in dieser Hinsicht bezeichnend. Der Lehrer konnte von einer neuen Unterweisung erst Kenntnis nehmen, wenn diese im Ausland schon in das Stadium des Verfalles gekommen war: In den neunziger Jahren hieß Herbarts Pädagogik hier die „neuere"! Die flämische Erneuerung brachte auch hier eine Besserung.

Für das Lehrerpersonal war die Unterdrückung des echt nationalen Geistes durch die Vergewaltigung der Verfranschung mit die Ursache für eine ungenügende Bewertung der eigenen Arbeit. Auch gibt es kein Land, wo man mit dem Lehrerstand so umgesprungen ist wie in Flandern. Dort ist er im Gegensatz zu Wallonien der Spielball von allerhand Parolen und Politik geworden, so daß es heutzutage nirgends einen Stand gibt, der in sich so hoffnungslos zersplittert ist wie der Volksschullehrer-Stand.

Mit der Schuleinrichtung stand und steht es ebenso schlimm. Wo eine sogenannte Elite sich durch Sprache, Sitten und Gewohnheiten vom Volke abgeschieden hat, da kann der Volksunterricht nie zu seinem Recht kommen. Es fehlt nicht an schönen Worten: Belgien fehlt es nie daran. Den Zustand unseres Volksunterrichts muß man aber weder aus der Presse noch aus Parlamentsreden noch aus Gesetzen kennenlernen wollen, und man muß besonders vorsichtig mit den Statistiken umgehen; es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß gerade diese vor allen Dingen dazu dienen müssen, um eine beschämende Nacktheit zu verhüllen. Dies eine, letzte sagt über das ganze Schulwesen genug: Die Gemeindeverwaltungen und die freien Schulvorstände sind in Schulsachen fast allmächtig, und beide sind darin gleich unfähig. Die Schulinspektion, die fast die einzige Körperschaft ist, welche pädagogische Berechtigung hat, hat nichts zu sagen. Nur die Stadt Antwerpen hat es fertig gebracht, eine solide Schulorganisation zu entwickeln.

Mittel- und Hochschulen

Von Joseph de Waele in Sinay

Bevor wir die Sprachzustände in Flandern schildern, sei ein Überblick über die Einteilung des Mittelschulunterrichts und über die Verhältnisse der drei Unterrichtsstufen: Elementar-, Mittel- und höherer Unterricht gegeben.[1]) Wir lassen den Fachunterricht in den Seefahrts-, Armee-, Kriegs-, Industrie- oder Berufs- und Kunstschulen ebenso wie den Normalunterricht außer acht, weil gewisse Anstalten dieser Art nicht vom Reichsministerium (Kunst und Wissenschaft) abhängig sind, zum Teil weil sie gewissermaßen nur die Sprachzustände der allgemeinen Unterrichtsanstalten (Athenea und Ecoles Moyennes) darstellen.

Die Athenea, deren Zahl vor dem Kriege 20 war, erteilen alt- und neusprachlichen Unterricht, entsprechend den „Gymnasien" und „Lycées" im Auslande. Ihre geringe Zahl (denn Belgien hat mehr als 7 Millionen Einwohner) wurde 1926 um einige Einheiten vermehrt, deren Dasein nur bei zureichendem Schulbesuch gesichert sein wird. Neben diesen offiziellen Staatsschulen gibt es noch, besonders im katholischen Flandern (die Provinz Ost-Flandern mit 1 Million Einwohnern hat deren 9), eine Menge Collèges, deren Verwaltung meist kirchlichen Orden obliegt, mit alten Sprachen (klassischen Studien) als hauptsächlichem Unterrichtsgegenstand. Im wesentlichen ist ihr Programm dem der Athenea ähnlich, weshalb ihre Abgangszeugnisse offiziell gültig sind, obgleich diese Schulen fast ausnahmslos keine Staatsaufsicht gestatten.

Die Ecoles Moyennes, deren Zahl sich vor dem Weltkriege auf 78 belief (seitdem sind es einige mehr), sind dreiklassige Schulen und standen bis 1926 weder mit der Elementar-

[1]) Vgl. auch H. van Ziegesar, Der mittl. Unterricht in Belgien, Augustheft 1916 der S. M. „Die Niederlande".

schule noch mit dem Atheneum in organischem Zusammenhang: sie bestrebten sich vorzugsweise, ihre Schüler zu den niederen Staatsämtern vorzubereiten. Diesen Schulen ist abe 1926 dadurch ein neuer Horizont geöffnet worden, daß der damalige Minister Huysman ihre drei Studienjahre den drei ersten Jahren des Gymnasiums gleichstellte, wozu dan auch für die Weiterstudierenden ein fakultativer altsprachlicher Lehrgang kam. Da Programm der Elementarschule wurde entsprechend so angeordnet, daß das 7. und 8. Studien jahr (12.—14. Lebensjahr) den jetzigen zwei ersten Studienjahren der Ecole Moyenn (folglich auch des Atheneums) entsprechen. Neben den Ecoles Moyennes de l'état gibt e in fast allen flämischen Städten und in vielen großen Dörfern gleichwertige Schulen die von der Geistlichkeit abhängig und wie ihre Collèges nicht unter Staatsaufsicht stehen

Seit der Verordnung von 1926 schließen also die drei Unterrichtsstufen aneinande an, m. a. W. die Einheitsschule ist zustande gekommen.

Nach 1830, dem Jahre der Trennung von Holland und Belgien, wurde in Flandern di Unterrichtssprache an den Universitäten und beim Mittelschulunterricht Französisch beim Elementarunterricht Flämisch.

Daraus erklärt sich schon die Isolierung des Mittelschulunterrichts, der nur selten und mi pädagogischen Opfern dem Durchschnittsflamen zugänglich war, erklärt es sich auch teilweise weshalb die meisten Staatsämter den Wallonen zuteil wurden, und weshalb die Kluft zwische Volk und Geistesaristokratie allmählich größer geworden ist.

Das Gesetz von 1850 verordnete das gründliche Studium der flämischen oder der deutsche Sprache in denjenigen Landesteilen, wo diese Mundart gebräuchlich ist. Diese Ver ordnung wurde 1883 folgendermaßen abgeändert:

1. Die technischen Ausdrücke der Mathematik, der Physik und sonstiger Lehrfächer sollen au französisch und auf flämisch erlernt werden.
2. In wenigstens zwei Fächern soll flämisch unterrichtet werden. Laut einer ergänzenden königlichen Verfügung waren dies seit 1886: a) Geschichte und Geographie (als ein Fach betrachtet) b) Naturwissenschaft. Wie 1909, 23 Jahre später, diese Verordnung in 9 flämischen Athene befolgt wurde, zeigt folgende Tabelle:

1. Geschichte und Geographie	4: völlige Befolgung
	5: zum Teil (davon 2 in geringem Maße)
2. Naturwissenschaft	2 ehrlich, 1 fast nicht, 5 überhaupt nicht.

Indessen stellte man den freien (bzw. geistlichen) Anstalten die Befolgung des Gesetze von 1883 frei. Erst September 1906 erschienen die Anweisungen der belgischen Bischöfe die in diesem Satz zusammengefaßt sind: „Approximativ meinen wir, daß eine Stund täglich der flämischen Sprache als Unterrichtssprache gewidmet werden darf." Die Ver ordnung Franck-Segers vom 12. Mai 1910 dehnte aber das Gesetz von 1883 auch auf de freien Unterricht aus, doch wurden Geschichte und Geographie nun als zwei Fäche betrachtet, so daß diese Verordnung für die Verflamschung sogar einen Rückschritt bedeutete

Bemerkenswert ist auch der Versuch des Ministers Destrée (1921/22), die völlig Verflamschung der Unterklassen an zwei Gymnasien: Antwerpen und Tongern durch zuführen: dieser Versuch wurde jedoch nach zwei Jahren aufgegeben.

Schließlich wurden 1926 von Minister Huysmans radikale Änderungen in Hinsicht de Sprachzustände im Mittelschulunterricht vorgenommen. Der Sozialdemokrat und ehe malige Gymnasiallehrer legte besonderen Wert auf den demokratischen und pädagogische Grundsatz der Einheitsschule, in dessen Rahmen er die Lösung des Sprachenproblem erstrebte:

1. Die Ecole Moyenne wurde, um an den Elementarunterricht anzuschließen, völlig verflamscht, wobei die Erlernung der technischen Ausdrücke auf französisch in Wieder holungsstunden obligatorisch gemacht wurde.

2. In den Gymnasien sollte der Unterricht in jedem einzelnen Fach (nicht bei der Gesamt zahl der Fächer) $^2/_3$ flämisch, $^1/_3$ französisch sein. Diesen bruchstückweisen Unterricht recht

fertigt Huysmans mit dem Grundsatz der unentbehrlichen Verkettung von Mittelschule und Hochschule: An der Genter Universität wird nämlich seit 1923 von der Gesamtzahl der Lehrgänge (nicht in jedem einzelnen Lehrgang) $^2/_3$ flämisch, $^1/_3$ französisch gelehrt, oder im umgekehrten Verhältnis: $^1/_3$ flämisch, $^2/_3$ französisch, je nach Wahl der Studenten.

Zugunsten der französisch sprechenden Flamen war schon vorher an den wichtigsten flämischen Gymnasien ein sogenanntes Régime spécial ou wallon eingeführt worden, das theoretisch den wallonischen Kindern zugedacht ist, tatsächlich aber auch denjenigen Flamen zugänglich gemacht wurde, die man als déracinés betrachtet.

Wenn man diese Sprachenzustände zusammenfaßt, so haben wir zwei Prinzipien festzustellen: Das pädagogische, demokratische der Muttersprache = Unterrichtssprache und das liberalisierende, französische der Liberté du père de famille in bezug auf die Wahl der Unterrichtssprache. Die Entwicklung dieses Konfliktes zeigt folgende Übersicht:

I. Staatsunterricht
1. Stadium (bis 1883): völlig französisch erteilter Unterricht,
2. Stadium (bis 1926): drei (bzw. zwei) Lehrfächer flämisch,
3. Stadium (seit 1926)
a) Ecole Moyenne a) völlig verflamscht,
b) Verschärfung des Unterrichts des Französischen ex professo;
b) Atheneum a) $^2/_3$ jedes Faches: flämisch,
b) Verschärfung des Unterrichts des Französischen ex professo,
c) Régime spécial.

II. Freier (konfessioneller) Unterricht
1. Verordnung 1906: 1 Stunde täglich flämisch,
2. Jetzt: Tatsächlich haben gewisse Collèges eine ziemlich ausgedehnte Verflamschung (einige die völlige) eingeführt, andere aber sind ein Zufluchtsort der déracinés, und kommen auch den Verordnungen von 1910 nicht nach, geschweige denn der Reform von 1926.

Der Einzelkritik enthalten wir uns. Nur dieses: Selbst in den Verordnungen des flamenfreundlichen Minister Huysmans steckt in pädagogischer Hinsicht noch manche Inkonsequenz.

Die flämische Bewegung legt den größten Wert und Nachdruck auf diesen wichtigen Punkt ihres Programms: die völlige Verflamschung des Mittelschul-Unterrichts. Kennzeichnend ist der Ausspruch des ehemaligen Reichsministers Destrée, eines Wallonen, „daß die déracinés, d. h. die französisch sprechenden Minderheiten in Flandern, ihrem Schicksal überlassen werden sollen".

Bei der Betrachtung der Hochschulverhältnisse[1]) lassen wir die katholische Löwener und die freie Brüsseler Universität unerwähnt, die beide ungefähr die gleichen Fakultäten haben wie die Genter und die Lütticher Universität, jedoch keine Staatsanstalten sind.

Die zwei Reichsuniversitäten sind 1817 unter der Verwaltung Wilhelms I., Königs der Vereinigten Niederlande, gegründet worden. Unter mehreren graduellen Unterrichtsreformen wurde die wichtigste 1890 vorgenommen. Dem wissenschaftlichen Bedürfnis der Zeit entsprechend führte man in der philosophischen Fakultät (für die Gruppen: Philosophie, klassische, germanische und romanische Philologie, Geschichte) die Doktorprüfung mit obligatorischer, allerdings nicht gedruckter Dissertation ein. Jetzt entspricht der belgische Hochschulunterricht wenigstens theoretisch nahezu dem der ausländischen Universitäten.

In Lüttich ist die Unterrichtssprache französisch. In Gent wurde im vorigen Jahrhundert, wie noch in den meisten Kulturländern, der Unterricht — freilich nicht ohne gewisse Schwierigkeiten — lateinisch erteilt. Die Frage, die schon 1828 von der holländischen Verwaltung aufgeworfen wurde, ob die Muttersprache nicht für bestimmte Kollegs dem lateinischen vorzuziehen sei, ist von der belgischen Regierung 1835 (wiederholt im Gesetz

[1]) Vgl. die Schrift von Friedrich Wilhelm Frhr. von Bissing, Die Universität Gent, Flandern und das Deutsche Reich. 1916, Verlag der Süddeutschen Monatshefte, München.

von 1849) dahin entschieden worden, daß in Gent, wie in Lüttich, für alle Fächer d Lateinische durch das Französische ersetzt wurde, wiewohl „par exception, le minist pourra autoriser l'emploi d'une autre langue dans certaines branches".

Das vereinsamte Lehrfach „flämische Literaturgeschichte" hatte fortan einen Leidensw zu durchlaufen. Es wurde seit 1835 nach und nach französisch gegeben, dann abgeschaf seit 1854 als fakultatives Kolleg in unmöglichen Stunden gehalten, schließlich 1876 Prüfungsfach aufgenommen, wobei jedoch beim Examen die Wahl zwischen französisch und niederländischer Literatur frei blieb.

Am Ende kam ein teilweise flämischer Unterricht für diejenigen Studenten, die nach d Verordnung von 1883 als künftige Gymnasiallehrer für eines der 3 verflamschten Leh fächer fungieren sollten: dazu hat man 1884 die sogenannten Sections normales flamand der Universität angegliedert, die kurz nachher durch die Anordnung von 1890 eine en gültige akademische Umgestaltung bekamen.

Bei den flämischen Kollegs haben wir also 1890 folgenden Zustand:

Fakultät: Philosophie: etwa 30 Kollegs,
Mathematik und Naturwissenschaften: 1 (Botanik) fakultativ,
Rechtswissenschaft: 1 (obligatorisch),
Medizin: 0,
Polytechnische (spezielle) Schulen: 0.

Bis 1914 ist dieser Zustand unverändert geblieben, obschon infolge des immer wachsend demokratischen Bestrebens der letzten Jahrzehnte, das Bedürfnis nach Hochschul-Unterri in der eigenen Mundart immer deutlicher formuliert wurde.

Nach zweijähriger Unterbrechung wurde am 24. Oktober 1916 die Genter Universit als flämische Hochschule wieder eröffnet. Über die Gesetz- und Zweckmäßigkeit dies Maßnahme, die ohne die Vermittlung der deutschen Behörden nicht zustande gekomm wäre, bestehen Meinungsverschiedenheiten, sicher ist aber, daß die völlig verflamsch Genter Universität in den Kriegsjahren 1916/18 einen sehr tüchtigen Unterricht erteilt h obgleich nicht alle Fakultäten eröffnet werden konnten.

Obwohl nach dem Waffenstillstand das ehemalige französische Sprachregime d Universität wieder eingerichtet wurde, obwohl den Professoren der Kriegszeit Zuchthausstra und den Studenten Ausschließung aus den 4 belgischen Universitäten zuteil wurde blieb eine leidenschaftliche Agitation um die wichtige Frage. Die flämische Volksgemeinsch bestand auf ihrer alten Forderung: „völlige Verflamschung des Hochschul-Unterrichts".

Diese Forderung ist aber im belgischen Abgeordnetenhause durch eine Mehrheit v Wallonen und einigen Anti-Flamen gescheitert und 1924 zu den nachfolgenden Minimur Proportionen des sogenannten Nolf-Gesetzes[1]) herabgesetzt worden:

$^1/_3$ flämisch und $^2/_3$ französisch oder
$^2/_3$ flämisch und $^1/_3$ französisch } je nach Wahl,
Handelsschule und Anstalt für Kunst und Archäologie: völlig flämisch,
Polytechnische Schulen: völlig französisch.

Niemand war zufrieden, und als Boykott gegen diese Lösung wählte die Mehrheit d flämischen Studenten wenigstens in den ersten Jahren nach 1924 die erste Alternativ $^2/_3$ französisch und $^1/_3$ flämisch. Ob dieser Handlungsweise im Rahmen der flämisch Bewegung jede Zweckmäßigkeit abzusprechen war, wird die Zukunft zeigen. Jedenfal hat sie die Aufmerksamkeit der Politiker für die brennende Frage erhalten, und in d letzten Zeit behauptet man, der ehemalige Reichsminister Huysmans beabsichtige ein Gesetzesentwurf einzureichen, nach dem für die Genter Universität nur eine Alternati ($^2/_3$ flämisch und $^1/_3$ französisch) gelten solle.

[1]) Nach dem damaligen Kultusminister Nolf.

Der flämische Kampf an der Universität Gent

Von Geert de Rijcker in Gent

Die flämische Bewegung an der Universität Gent hat sich im allgemeinen immer als Kampf um die Verflamschung der Universität geäußert. Vor dem Weltkriege waren die katholischen und die freisinnigen Studenten getrennt organisiert; doch sobald es sich um die Verflamschung der Universität Gent handelte, traten sie geeint auf und organisierten Volksversammlungen, in denen sie ihren Standpunkt deutlich auseinandersetzten. Der Grundsatz der vollkommenen Verflamschung wurde immer hochgehalten. Er wurde kurz in der Losung zusammengefaßt: „Das ganze Gent oder nichts".

Damals schon versuchte man, die Flamen mit einer Doppeluniversität zu beschwichtigen: einer flämischen und einer französischen, um auf diese Art die Doppelsprachigkeit in Flandern zu verewigen. Die Studenten beharrten aber auf ihrem Standpunkt. Als die sogenannten flämischen Volksvertreter 1913/14 die Flamen mit einer Doppeluniversität betrügen wollten, rief Rechtsanwalt L. Willems aus: „Lieber keine flämische Hochschule als eine Karikatur, die durch die Verdopplung entstehen würde". Sogar J. Hoste jun. erklärte damals:

„Das einzige Mittel, den Minister von seinem Plan abzubringen, wäre, schon vorher zu erklären, daß kein einziger flämischer Student die Lehrgänge einer Doppelhochschule besuchen würde."

Am 1. April 1914 sagte Minnaert (jetzt Professor in Utrecht) auf einer Protestversammlung der flämischen Studentenvereinigungen:

„Es muß ein Ende nehmen mit der verhängnisvollen Fopperei der Doppelsprachigkeit, die ein Mittel ist, das Französische aufzudrängen (Beifall). Wird die Verdoppelung angenommen, wohlan, dann machen wir Revolution (lang anhaltender Beifall). Wir müssen uns entschieden gegen halbe Maßregeln wehren und die flämischen Lehrgänge boykottieren, wenn sie neben die französischen gestellt werden (donnernder Beifall)."

In der Tagesordnung, die einstimmig angenommen wurde, stand u. a.:

„Die flämischen Studenten der Hochschule Gent . . . werden sich entschieden jeder Verdoppelung der Lehrgänge widersetzen und alle ihre Kräfte anwenden, um zu verhüten, daß die flämischen Lehrgänge von den Flamen besucht werden."

Während des Weltkrieges schenkten die Aktivisten 1916 ihrem Volke die lang erwartete flämische Hochschule, wo „Flanderns Zukunft geschmiedet wurde". Zum ersten Male seit Belgiens Bestehen verfügten die flämischen Studenten über ein echt flämisches Studentenhaus, wo sie mit festen Grundsätzen und Würdigkeit und zur Stärkung von jedermanns Überzeugung politische wie religiöse Fragen besprachen.

Der frühere Vorsitzende der flämischen Studentenschaft, A. Mullier, schrieb gelegentlich eines Rückblicks auf das Studienjahr 1916/17:

„Was in allen Büchern fehlt, das bietet Euch das Studentenleben in unserem Genter Studentenkorps: das Mensch sein. Die Verbreiterung Eures intellektuellen Lebens und Eures Gefühlslebens kommt nicht durch systematische Weisheit, sondern durch die Schaffung einer Atmosphäre, die Euch umgibt, eines neuen Lebens, tief und köstlich, eines Kulturlebens, in dem jeder seine eigene Persönlichkeit entwickeln und reifen fühlt. Das Genter Studentenkorps ist nicht die Verwirklichung einer bestimmten Richtung, eines engen Programms; es umfaßt im Gegenteil unser ganzes Studentenleben, es stützt sich ausschließlich auf unser Studentsein und unser Menschwerden, auf das Leben selbst in all seiner Fülle und seinem Reichtum . . . Daß unser Studentenleben flämisch ist, klingt Gott sei Dank nicht mehr wie ein Kampfruf an unserer flämischen Hochschule. Unser Flämischsein ist unsere natürliche Tracht geworden, die freie Äußerung unseres inneren Wesens, und es fügt nur noch eine Innigkeit und Tiefe zu unserem breit aufgefaßten Studentenleben hinzu. Daß hier ein neuer Kulturmittelpunkt am Entstehen ist, das fühlen wir so bestimmt, mit all der Intensität des Neuen."

Die flämischen Frontsoldaten jauchzten der flämischen Universität zu und verbrüdert sich im Geiste mit den Studenten der neuen flämischen Hochschule. Der König hielt für nötig, „Gleichheit de jure et de facto" zu versprechen, brach aber sein Wort. Belgi hob die flämische Universität nach dem Weltkriege wieder auf. Den Studenten, die währe der Besetzung an ihr studiert hatten, wurde das Studium an der belgischen Hochschule ve weigert. Gegen diese Maßnahme protestierten die flämischen Studenten, die an d Yser gefochten hatten, von neuem entbrannte der Streit für „das ganze Gent oder nichts Ein Gesetzentwurf wurde eingebracht, der die Verflamschung bringen sollte, aber die sog nannten flämischen Volksvertreter zwangen den Studenten die Universität des No gesetzes auf, das wieder die Einführung der Zweisprachigkeit bedeutet.[1]) Die flämisch Studenten lehnen deshalb die flämischen Abteilungen ab und wählen die französische um auf diese Art die Handlungsweise der Volksvertreter bloßzustellen. Jedes Jahr beruf die flämischen Studenten eine Protestversammlung gegen die Nolf-Universität ein u beschließen, die flämischen Abteilungen zu boykottieren. Das ist flämischer Stolz u nationale Treue.

Die katholische flämische Schülerbewegung

Von Rand Vercnocke in Löwen

In dem Streit für Flanderns nationale Mündigkeit haben die Zöglinge der Mitte schulen eine große Rolle zu spielen. Gerade während der ersten Jugendjahre müss die jungen, geistigen Kräfte für das neue Flandern gebildet werden.

Um Zweckmäßigkeit, Einheit und Ordnung in die Jungstudentenbewegung[2]) zu bringe wurde vor 50 Jahren der „Algemeen Katholiek Vlaamsch Jongstudentenverbond (Allgemeiner katholischer flämischer Schülerverband) gegründet. Seit diesem Augenbl ist der katholischen flämischen Schülerbewegung ein klares Ziel gestellt. Alle katholische flämisch fühlenden Zöglinge der Mittelschulen aus den fünf Gauen Flanderns traten de Verbande bei, dessen Ziel lautet: das flämische Volk seines Volkseins bewußt und a diese Art von den Banden der Verfranschung frei zu machen. Dieses Ziel soll durch d national-flämische Erziehung während der Jugend im Hinblick auf späteres Führertu verwirklicht werden. Es ist also eine Organisation für katholische Schüler mit eine flämischen Ziel. Das besagt nicht, daß wir unser Flamentum höherstellen als unsere Katholizismus, oder daß wir Flandern über Gott stellen — sondern nur, daß wir, besee durch die Grundsätze der katholischen Lehre, die nationalen Belange unseres Volkes wahr wollen.

Der A. K. V. S. ist also kein reiner religiöser Organismus, wie die Vereine der kathol schen Aktion; er hat aber auch niemals religiöse Betätigung ausgeschlossen. Der A. K. V. S erstrebt hauptsächlich zeitliche Volksbelange, und zwar so, daß er in diesem Streben sein einzige Daseinsberechtigung findet, aber seine Führung ruht auf katholischer Grundlag

Er verfügt über Mittel, die dem Geist, dem Alter, der Fähigkeit seiner Mitglieder a gepaßt sind, und bezweckt nichts anderes als Schülerarbeit im eigentlichen Sinn Er spornt die Mitglieder an, ihre Muttersprache anständig zu sprechen und zu schreibe ihre nationale Geschichte, Kunst usw. zu studieren, sich auszubilden zu Flamen, die ihre nationalen Wertes bewußt dem flämischen Volke ein selbständiges Dasein sichern solle

[1]) Vgl. den Aufsatz von Joseph de Waele in diesem Heft.

[2]) Die Schüler heißen in Flandern Studenten oder Jungstudenten. Dem deutschen Wor Student entspricht in Flandern das Wort Hoogstudent, der die Hochschule besucht.

Die Hauptführung ist durch unser offizielles Organ „De Blauwvoet" („Die Möve") geben. Darin erscheinen vor allem Beiträge, die von Schülern aus allen Klassen der Mittelschulen gelesen und verstanden werden können. Für die jüngeren Knaben (Zöglinge vor der 4. Klasse) gibt es eine eigene Rubrik mit unterhaltenden Geschichten und gelegentlichen Preisfragen. Weiter werden manchmal schwerere Aufsätze, die aktuelle und dringende Fragen behandeln, aufgenommen, die für die Älteren, demnächst ins Leben Tretenden bestimmt sind. Es ist immer Sitte gewesen und als Überlieferung anzusehen, daß die Älteren, die „Kerle", die schweren Aufsätze den Jüngeren erklären. Wir weisen die Älteren in unserem Blatte auch auf bestimmte Mißstände hin, über die sie gut unterrichtet sein müssen, um später uneigennützig und zweckmäßig Flandern dienen zu können. Hiermit meinen wir hauptsächlich die politische Aufklärung, die ein unentbehrlicher Bestandteil der staatsbürgerlichen Jugenderziehung ist. Diese betrachtende politische Aufklärung hält sich fern von allem Parteischacher und beschränkt sich auf die Angabe von großen Richtlinien, ohne auf praktische Verwirklichungen oder auf die Möglichkeit der Verwirklichung hinzuweisen. So wird die Wirkung zweckmäßig und jedermanns Entwicklung angepaßt. Gleichzeitig wird ein dauernder Geist in den aufeinanderfolgenden Schülergeschlechtern geschaffen. Diese Wirkung muß nicht als ein Abbrechen des Unterrichts in den Kollegs oder Seminaren verstanden werden; unsere Arbeit soll nur ergänzen. Was nicht in der Schule gelehrt wird, nämlich eine nationale Erziehung, die in allen normalen Ländern die Grundlage der ganzen Erziehung ist — die versuchen wir so viel wie möglich zu geben.

Aber das ist noch nicht alles. Die Schülerbewegung ist nicht schläfrig, nicht der „Lamme Goedzak", der von einer „Sprachenbewegung" spricht und der seine Zeit in beschränkter Engstirnigkeit verplempert. Sie ist das brausende Losbrechen von jahrelang unterdrücktem flämischem Jugendleben, das zum Tode verurteilt war. Sie ist das ungestüme Erwachen einer Jugend, die des Handelns und Feilschens müde ist und von einem herrlichen, ungefesselten Flandern träumt. Die Jungstudentenbewegung ist nicht nur eine Bewegung, sondern ein erbitterter Kampf gegen alles, was unserem rechtmäßigen Ideale im Wege steht. Rodenbach[1]) sprach nicht von einer Bewegung, sondern von einem Kampf!

Das A. K. V. S. ist also ein spezifisch flämischer Organismus auf katholischer Grundlage. Die Schülerbünde sind von den ersten Jungstudenten-„Blauwvoeters"[2]) errichtet worden, um sich an erster Stelle mit flämischen Angelegenheiten zu beschäftigen, und deshalb müssen alle anderen Strömungen im Kader der Schülerorganisation stets diese Rangordnung achten. Dies schließt Alkoholbekämpfung, Missionsarbeit usw. nicht aus, aber diese dürfen nicht geübt werden, um die Aufmerksamkeit vom flämischen Ziel abzulenken.

Leider sehen wir aber allzuoft, daß alle diese Nebenbewegungen von offizieller Seite als Blitzableiter gegen unseren flämisch-nationalen Kampf gebraucht werden. Unsere flämischen Jungen sind Idealisten: sie greifen gern nach dem Höchsten, und so werden sie manchmal verführt und ausgebeutet, ohne es zu wollen.

Aber eine gesunde flämische Schülerbewegung läuft keinen Ehrenbändern oder offiziellen Empfängen nach, sie geht unbefangen und unbeirrt ihren eigenen Weg: gehärtet durch Erhöhnung und Widerstand. Sie hält sich lieber an eine geheime, nichtoffizielle Betätigung, die in der Schülersprache bald mit dem Namen „Katakomben-Arbeit" getauft wurde. So bestehen jetzt, selbst in den kleinsten Dörfern, geheime Bünde, wo die Schüler sich ungesehen und unbeobachtet versammeln, ihre Arbeitspläne schmieden usw.

Wir kümmern uns um keinen Widerstand, überzeugt, daß erst dann die Bekämpfung aufhören wird, wenn wir unser Ziel erreicht haben: das freie, neugeborene Flandern!

[1]) Der erste junge Führer der Jugend, Dichter und Dramaturg — uns leider zu früh entrückt.
[2]) So nannten sich die ersten Jungstudenten-Kämpfer nach ihrem Streitruf „Vliegt de Blauwvoet! — Storm op zee!" („Fliegt der Blaufuß [Möve] — Sturm auf See.")

Die flämische Frau und die flämische Bewegung

Von Frau Angela Dosfel-Tijsmans in Dendermonde

Es ist eine beschämende Tatsache für die Frauen in Flandern, daß die Männer sch
jahrelang in der flämischen Bewegung standen, ehe die Mütter des kommend
Geschlechtes sich bewußt wurden, daß in ihrem eigenen Lande ein Volk und eine Spra
zugrunde gingen. Dies entsprang keinem absichtlichen Willen oder Gleichgültigkeit
der Fehler lag an dem Erziehungssystem der Mädchen hierzulande.

Wie unwahrscheinlich es auch klingen mag, in den Mädchenpensionaten in Flandern
werden die Schülerinnen vollkommen französisch erzogen, nicht bloß in der französischen
Sprache, sondern auch in französischem Geiste. Wenn man bedenkt, daß es in den Pro
vinzen Ost-Flandern, Brabant und Limburg kein einziges flämisches Erziehungsinsti
für Mädchen gibt und in der Provinz Antwerpen nur zwei, in West-Flandern fünf,
ganz Flandern also nur sieben, dann braucht man nicht erstaunt zu sein, daß nur we
flämisches Leben unter der weiblichen Jugend entstand.

Und doch brauchte man das weibliche Element in der flämischen Bewegung sehr nö
um diese zu verinnigen, zu vertiefen. Im Jahre 1913 erst begann es sich in Mädch
kreisen zu rühren: in Lokeren, in Antwerpen, in Lier und im Thieltschen fingen ein
höhere Schülerinnen an, Versammlungen abzuhalten, und bald war eine allgemeine V
einigung gegründet, die ihren ersten Landtag am 16. September 1913 in Oostacker
Gent abhielt. Dieser Tag war für ganz Flandern eine Offenbarung. 800 junge Mädch
erschienen wie durch einen Zauberschlag und legten zu Füßen Unserer Lieben Frau v
Begeisterung das Versprechen ab, an Flanderns Erhebung mitarbeiten zu wollen. D
Festredner C. Verschaeve hatte einige Monate vorher an derselben Stelle gebetet: „Ma
wenn Flandern seine Frauen zurückbekommt, so ist es sicher gerettet — Ein Wunder
vielleicht nötig, aber du hast die Macht, solches zu verrichten, und du bist gut." Und
Wind, der in den hohen Bäumen an der Grotte in Oostacker rauscht, trug die frohe Kun
über ganz Flandern.

Überall entstanden neue Bünde, und merkwürdig genug, fast alle Bünde wählten
einen Blumennamen. So gibt es die „Blühende Blumen" von Lokeren, das „Do
röschen" in Eecloo, „Efeu" und „Rosenknospe" in Antwerpen, das „Kleeblatt" in Veur
In diesen Bünden wurde über Flandern gesprochen, gesungen, Vorträge gehalten, u
man brachte die jungen Mädchen in eine flämische Sphäre, die sie noch nie gekannt hatt
Durch den Ausbruch des Krieges bekamen die jungen Bünde einen empfindlichen St
aber tot waren sie nicht. Nach dem Waffenstillstand lebte die Bewegung wieder a
frischer und gesünder als vorher.

Die Leiden unserer flämischen Jungen an der Yser, die Verfolgungen und Verurteilung
der Aktivisten nach dem Waffenstillstand brachten die jungen Mädchen in unmittelb
Berührung mit der flämischen Tragödie. Sie sehnten sich nach Taten, um zu zeigen, d
sie sich an die Seite derjenigen scharten, die um Flanderns willen verfolgt wurden. S
wollten die Arbeit unserer Yserjungen fortsetzen und Flandern, das in einer Flut von üb
triebenem Patriotismus, Herrschsucht und anderen franskiljonistischen Treibereien
versinken drohte, retten.

Die Jungmädchenbewegung wurde jetzt erst fest gegründet. Überall, bis in den kleinst
Dörfern, mußte ein Posten von Getreuen sein, die darüber wachen sollten, daß der G
von Mutter Flandern bewahrt blieb, wenigstens in einer Anzahl ihrer Töchter, d
Flanderns Wort reiner als je von Frauenmund gesprochen würde, daß Flanderns Li
nie mehr auf den Lippen der jungen Mädchen sterben dürfe.

Aber die Getreuen sorgten auch dafür, daß Flanderns Unrecht angeklagt, daß Recht ordert wurde für Flanderns Söhne, die leiden, gerade weil sie Flanderns Söhne sind. s Herz sollte den jungen Mädchen den Weg weisen, auf dem sie Flandern am besten nen könnten. Von diesem Weg sind sie nie abgewichen. Unmittelbar nach der Ver- eilung der Aktivisten leiteten sie die Bewegung für Amnestie ein, und an dieser Arbeit ben sie festgehalten, bis sie nach zehn Jahren, am 3. Februar 1929, triumphierend . Borms in Antwerpen haben huldigen können.

Die flämische Frauen- und Jungmädchenbewegung, die jetzt rund 2000 Mitglieder zählt, hat ihre Zweige in den fünf flämischen Gauen oder Provinzen. Jeder Gau hat nen eigenen Vorstand, von dem zwei Mitglieder im Landesverband sitzen, eigene Ein- htung und Arbeitsgebiete — alle Gaue arbeiten jedoch in der Richtung, die vom Landes- rband umschrieben ist: die jungen Mädchen zu stammesbewußten, katholischen, flämischen auen zu erziehen.

Die Gaue sind in Kreise eingeteilt, die die Bünde einer bestimmten Gegend zusammen- sen. Jedes Jahr findet ein Landtag statt, ein Gautag, und ein oder mehrere Kreistage. e örtlichen Bünde, die über das ganze Land verstreut liegen, sind Mittelpunkte flämisch- tionalen Lebens. Die Mitglieder versammeln sich an bestimmten Tagen. Sie lernen rt Flandern kennen, seine Geschichte, wie sie in keiner belgischen Schule gelehrt wird: e Geschichte der flämischen Bewegung mit ihren Helden und Märtyrern. In den Ver- mmlungen wird auch wohl über Religion und Liturgie, Literatur und Pädagogik ge- rochen, doch das Hauptziel bleibt: die jungen Mädchen flämisch zu machen, sie „das erden zu lassen, was sie sind", wie Verschaeve sich ausdrückt.

Man bleibt nicht bei dem Studium der Geschichte der flämischen Bewegung; der Wert d die Tragweite der gegenwärtigen Strömungen werden untersucht, und fast alle ände folgen der Richtung, die unser Ideal des Strebens nach Flanderns Selbständigkeit reinsten vertritt: dem katholischen flämischen Nationalismus. Alle nehmen die Richtung s Landesverbandes an, der in seiner Leitung „dem sich entwickelnden radikalen flämischen danken" folgt. Der flämische Gedanke heißt: das flämische Ideal kultureller Selbständigkeit. as flämische Volk muß sich auf eigenen Bahnen zu einer Bildung entwickeln können, seiner großen Vergangenheit würdig ist. Es ist selbstverständlich, daß wir auch für es, was für den Erwerb dieser kulturellen Selbständigkeit nötig oder nützlich ist, ein- ten, daß wir eifrig bestrebt sind, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die es andern unmöglich machen, seiner natürlichen Bestimmung zu folgen.

So muß z. B. in Flandern jeder, der kulturelle Selbständigkeit erstrebt, dem politischen lbständigkeitsgedanken anhängen: denn jeden Tag bekommen wir größere Gewißheit, ß von Belgien für Flandern nichts zu erwarten ist.

Die Tätigkeit der flämischen Frauen- und Jungmädchenbewegung ist eher innerlich als äußerlich. Es handelt sich für uns vor allen Dingen darum, flämische Mütter d Erzieherinnen heranzubilden, damit die nächste Generation ihre flämische Erziehung ht außerhalb des Hauses zu suchen braucht.

Doch wirkt die Tätigkeit der Bünde natürlich auf die Umgebung. Durch die Jungmädchen- nde wurden schon Hunderte von Theater- und Bildungsabenden veranstaltet. So bekommt ser geistig verarmtes Volk auch gediegene flämische Kunst zu genießen.

Die Jungmädchenbünde feiern St. Lutgardis, die Schlacht der goldenen Sporen und s Weihnachtsfest, und das Volk feiert mit. Viele Bünde richten Märchenstunden für der ein. Die Kleinen verbringen so manche schöne Stunde, aber nebenbei wird bei ien die Grundlage für ein flämisches Bewußtsein gelegt.

In allen Bünden wird für die wenigen flämischen Pensionate geworben. Auf jedem nd- und Gautag wird die Frage der flämischen Erziehung besprochen.

Da unsere Bewegung römisch-katholisch ist, steht das ganze Leben und die Tätigk unserer Bünde im Zeichen des Katholizismus. Jede Versammlung wird mit Ge eröffnet und geschlossen, jeder Gau- und Landtag setzt mit Messe und Predigt ein, wenigste wenn uns Kirche und Priester nicht verweigert werden. Dies geschieht in jedem G wirklich dann und wann, da unser rein nationales Streben von der höheren Geistlich mit schelen Augen angesehen und als Parteipolitik bezeichnet wird. Jeder Gau so dafür, daß die Mitglieder jedes Jahr einmal sich zu geistlichen Übungen zurückzieh können, und aus Hunderten von Mädchenherzen steigt täglich das schöne „Gebet Flandern" auf zu Ihm, der alle Völker, kleine und große, unter seinen Schutz nim

Noch ein Wort über unsere Monatsschrift „Gudrun". Sie bringt Leitartikel über flämische Bewegung, über flämische Geschichte und Literatur, über Liturgie, Charakt bildung usw. In einer besonderen Rubrik „Für unsere Bünde" werden praktische Wi für die Tätigkeit der Bünde gegeben. Die jungen Mädchen liefern selbst Beiträge Poesie und Prosa. Dann gibt es Bundesnachrichten und Bücherbesprechungen. „Gudru dient keiner Partei, sondern arbeitet an jedem rein flämischen Ziele. Es huldigt d treuesten und höchststehenden Flamen, sei es, daß sie noch mitten im Kampf stehen, es, daß sie, was mit so vielen der Fall ist, als Opfer des belgischen Terrors gefallen si

Die meisten Mitglieder fassen ihre Arbeit in der Bewegung als eine Mission auf. S wissen wohl, daß die Lage Flanderns ernst ist, aber ohne Zögern gehen sie ih Weg und streben danach, in den manchmal trostlosen Kampf etwas Sonnenschein zu bring

Sie arbeiten unermüdlich an ihrer eigenen Verflamschung. Welch ein Segen wird v der Bewegung ausgehen, wenn Hunderte, Tausende junger Mädchen, die durch sie bildet wurden, Mütter und Erzieherinnen geworden sind. Dann werden aus den flämisch Familien und Pensionaten Söhne und Töchter kommen, die nicht überzeugt zu werd brauchen, weil sie schon ihrer Natur nach ganz flämisch sind.

Dann wird Flandern ganz natürlich seinen eigenen Weg gehen. Alle Unterdrück von oben, alle Niederlagen im Kampf können die innerliche Verflamschung eines ganz Volkes nicht aufwiegen. Wir lesen mit Bewunderung von den irischen Frauen, die ih Männern und Söhnen in den verschiedenen Abschnitten des irischen Kampfes so mu zur Seite standen. Die flämischen Frauen und Mädchen wollen wie ihre Schweste aus dem grünen Erin nicht verzagen und auf frauliche Art ihren Teil am flämischen Kam beitragen, bis die Glocken den Sieg läuten und wir in ein freies, selbständiges Flande einziehen können.

Das flämische Bankwesen

Von Michiel van Caeneghem in Oude God bei Antwerpen

Hängt der Wert einer Volksbewegung von ihrem kulturellen Vermögen ab, so bleibt doch eine unanfechtbare Tatsache, daß ihr Einfluß in unmittelbarem Verhältnis ihrer wirtschaftlichen Macht steht. Darum auch ist die biologische Entwicklung der flämisch Bewegung in einen belangreichen Abschnitt gekommen, in dem man nach stofflich Wohlfahrt strebt. Dieses Streben hat seinen natürlichen Verlauf: Während man nach wi schaftlichen Möglichkeiten forscht, sammelt man die Geldmittel, um in das Betriebsleb einzugreifen. Das Ziel aller wirtschaftlichen Arbeit ist die Beherrschung dieses Betrie lebens, wobei die beiden ersten Faktoren als Hilfsmittel gebraucht werden. In dies Aufsatz will ich untersuchen, wieweit das eine dieser Mittel, die Geldmacht, das Bankwe in seiner Entwicklung gekommen ist.

Unter den 241 Unternehmungen, die in Belgien den Namen „Bank" haben, gibt es 26 Aktiengesellschaften mit flämischer Bezeichnung. Darunter sind die „Algemeene Bankvereeniging" in Antwerpen, „Het Algemeen Beleggingskantoor" in derselben Stadt, die „Bank van het Arrondissement Antwerpen", die „Bank van Sint Mariaburg", die „Bank van Handel en Nijverheid" in Kortrijk, die „Handelsbank" in Gent, die „Fondsenbank" in Brüssel, die „Gentsche Bank voor Handel en Nijverheid" und die „Volksbank van Leuven". Die übrigen sind von geringerer Bedeutung. Als Kommanditgesellschaft haben wir die Zentralkreditkasse des belgischen Bauernbundes (Middenkredietkas van den Belgischen Boerenbond).

Die Führung in der belgischen Wirtschaft haben ungefähr 100 dieser Einrichtungen, davon sich 20 in Brüssel befinden, 40 in Flandern und 40 in Wallonien. Sie sind fast alle um 2 Unternehmungen, die Société Générale de Belgique in Brüssel (gegründet 1822) und die Banque de Bruxelles (gegründet 1871) gruppiert. Die Konzentrationsbewegung, die wir in den vergangenen Jahren in den Nachbarstaaten beobachtet haben, hat sich auch in Belgien ausgewirkt. Die Société Générale hat sich 1928 mit der Banque d'Outre Mer verschmolzen, die Banque de Bruxelles mit dem Crédit Général Liégeois. Welche Stelle haben in den belgischen Banken einnehmen, zeigt folgende Tabelle:

	Festliegender Besitz in Fr.	Besitz im Umlauf in Fr.	Kapital + Reserven in Fr.	Geliehenes Kapital in Fr.
20 bedeutendste Banken	338 287 000,—	27 967 481 000,—	4 174 429 000,—	24 131 339 000,—
Société Générale + B. d' Outre Mer .	29 500 000,—	4 081 521 168,61	747 823 570,73	3 363 197 597,88
Banque de Bruxelles + Créd. Gén. Liég.	36 805 676,09	2 547 793 582,30	530 200 000,—	2 054 399 258,39

Sie vergegenwärtigen also 0,24 des im Umlauf befindlichen Besitzes, 0,30 des festlegenden Kapitals und 0,22 des geborgten Kapitals fast aller in Betracht kommenden Banken. Außerdem hängen von ihnen eine Reihe anderer Banken ab, von denen 24 mit zusammen 344 Nebenstellen und Agenturen in Flandern liegen. Wenn man bedenkt, daß die zwei Zentralen zusammen bei 200 Fabriken interessiert sind und daß die 24 abhängigen Banken ihrerseits viele Mittelpunkte wirtschaftlicher Arbeit darstellen, so bekommt man einen Begriff von dem Netz von Geld und Einfluß, das sie über Flandern ausbreiten.

In dieser Umgebung wuchs nach dem Weltkrieg ein flämisches Bankwesen heran, und war in drei Gruppen: Die Gruppe der „Middenkredietkas" des Bauernbundes in Löwen, die Gruppe „Handelsbank" in Gent und das „Algemeen Beleggingskantoor" in Antwerpen.

Die Zentralkasse des belgischen Bauernbundes arbeitet seit ungefähr 30 Jahren nach dem Beispiele von Raiffeisen; sie ist die Zentrale von 949 örtlichen Spar- und Darlehnskassen, die über ganz Flandern verbreitet sind. Es sind ebenso viele Kommanditgesellschaften, die das Spargeld der Bauern an die Zentralkasse abliefern. Augenblicklich betragen die Anlagen auf Termin und Sicht rund 1200000000 Fr. Dieses Geld kommt zunächst dem Bauern zugute, sei es durch gewöhnliche Krediteröffnung, sei es durch Bodenkredite. Der übrige Teil wird zur Finanzierung anderer Abteilungen des Bauernbundes verwendet, u. a. der Handelsabteilung, die im flämischen Gebiet 1176 Unterabteilungen hat. Die Zentrale davon ist die „N. V. Aan- en Verkoopvennootschap" (Ein- und Verkaufsgesellschaft auf Aktien)[1]), die so alt ist wie die Zentralkasse. Sie befaßt sich mit dem Einkauf der Grundstoffe für die Landwirtschaft und dem Gesamtverkauf einzelner Produkte. Die Zentralkasse ist zusammen mit der Christlichen Arbeiterorganisation noch bei der Konsumgenossenschaft „N. V. Welvaart" in Hasselt mit 350 Nebenstellen in Flandern interessiert.

[1]) N. V. = Naamlooze Vennootschap = Aktiengesellschaft.

Auch die Versicherungsabteilung des Bauernbundes hat sich sehr ausgebreitet. hat bis jetzt 135000 Policen gegen Feuer, Invalidität, Hagel oder Todesfall erwor

Nach dem Krieg ist die finanzielle Tätigkeit der Zentralkreditkasse allmählich in breiten Schichten des flämischen Betriebslebens eingedrungen. Sie war schon vor d Kriege bei der „Volksbank van Leuven" beteiligt, die 1889 als Kommanditgesellsch errichtet und 1919 in eine Aktiengesellschaft mit 30 Millionen Kapital umgewan worden ist. Im selben Jahre wurde durch die Zentralkreditkasse die „Bank voor Han en Nijverheid" in Kortrijk, 1921 die Algemeene Bankvereeniging" in Antwerpen die „Gentsche Bank voor Handel en Nijverheid" errichtet. Sie hat auch großen An in der „Bank van Ronse", der „Burgersbank van Geeraardsbergen", der „Volksb van Wetteren" und dem „Crédit Général de Brabant Wallon". Diese ganze Gru arbeitet unter dem landläufigen Namen „Groep Leuven" (Gruppe Löwen), die Nebenstellen und Agenturen in Flandern unterhält.

Bisher blieb diese Gruppe unter dem Schutz der Zentralkreditkasse vereinigt; ihr fe die Einteilung nach Landschaften und die Zusammenarbeit der Vorstände, was die v Machtentfaltung hemmte. Ende 1928 ist die erste Konzentrationsbewegung durchgef worden. Die „Algemeene Bankvereeniging" hat sich mit der „Volksbank van Leuv verschmolzen und arbeitet seit Oktober 1928 unter dem Namen „Algemeene Bankvere ging en Volksbank van Leuven" (Sitz Antwerpen) und erstreckt ihre Tätigkeit besond über die Provinzen Antwerpen, Brabant und Limburg.

Eine zweite Konzentration fand in Ostflandern statt, wo die „Gentsche Bank v Handel en Nijverheid", die „Bank van Ronse", die „Burgersbank van Geeraardsberge die „Volksbank van Wetteren" und die „Beleggingsbank van Aalter" als „Bank Oost-Vlaanderen" mit einem Kapital von 50 Millionen zusammengebracht wurden.

Über beide neuen Bankgruppen hat die Zentralkreditkasse die Aufsicht, da sie in Generalversammlungen die Mehrzahl der Stimmen beherrscht.

Bei der „Bank voor Handel en Nijverheid" in Kortrijk, die in ganz Westflan arbeitet, wird im Laufe des Jahres 1929 auch eine Änderung eintreten.

Besonders muß hier die Tätigkeit der „Bank voor Handel en Nijverheid" in W flandern erwähnt werden. Sie entstand 1919 inmitten einer Provinz, wo das Brüss Bankwesen schon einen großen Wirkungskreis hatte. Trotzdem verstand sie es, in weni Jahren das allgemeine Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen, was deutlich aus außerordentlichen Zunahme der Depositen hervorgeht, die sie zu buchen hatte. Unter Banken, die in dieser Provinz arbeiten, steht sie an zweiter Stelle.

Nicht bloß als Depositen-, sondern auch als Geschäftsbank hat sie sich hochgearbeitet. In Textilindustrie hat sie die Aufsicht über die „Roeselaarsche Linnenmaatschappij", die mit 5 lionen Fr. Kapital in drei Fabriken arbeitet, weiter über die Beernemsche Tricotfabriek", „Rubannerie de Deynze" (Bandwirkerei), die „Livonie" in Gent, die „Algemeene Fluwel verij" (Samtfärberei), eine Fabrik in Lendelede und in Kortrijk, die „Kortrijksche Kat spinnerij" (Baumwollspinnerei), die „Janssens Meubelstoffen en Lakenweverijen" (Mö stoff- und Tuchwebereien) in St. Niklaas, die „Pêcheries des Flandres et Ostend Stores" (F netze) und über die „Zijdemaatschappij" (Seide) in Kortrijk.

Im Dezember 1927 wurde durch das Zusammenarbeiten mit der Zentralkreditkasse „Algemeene Textielmaatschappij" in Kortrijk mit einem Kapital von 25 Millionen richtet; sie bezweckt die Ausnutzung aller Gewerbe-, Handels- und Finanzgeschäfte, besondere der Textilgeschäfte.

Die Handelsbank in Gent wurde Ende 1918 mit einem Anfangskapital von 2,5 lionen Fr. errichtet. Durch ihre außergewöhnliche schöpferische Kraft hat sie die Aufsicht über einen Komplex von 17 Unternehmungen, die zusammen an Kapital Reserven rund 250 Millionen vergegenwärtigen. Ihr eigenes Kapital hat sie auf 20 lionen erhöht. Sie verfügt über 21 Agenturen und 93 Zweigstellen in Ostflandern

em nördlichen Brabant. Im März 1925 entstand aus ihrem Schoß die „Fondsen-Bank" n Brüssel, die sich vor allen Dingen in Westflandern und Antwerpen ausbreitete.

Im Jahre 1919 entstand „De Noordstar, Eerste Vlaamsche Algemene Maatschappij van Verzekeringen", die jetzt die Versicherungsgruppe „Noordstar-Boerhaave" geworden ist, in der ünf rechtlich unabhängige Versicherungsgesellschaften vereinigt sind. Diese ganze Gruppe verfügt etzt im flämischen Lande über ungefähr 1500 Agenten in 10 Inspektionsgebieten.

Auch die „Landbank" ist ein Kind der Handelsbank; sie hat ihren Geschäftssitz in Brüssel und at eine erste Konzession von 100 ha Land in einer Entfernung von 6 km vom Großen Markt n Brüssel erworben und will eine neue Vorstadt mit Villen, Gartenvierteln und Straßen erbauen.

Unter den Fabriken, die von der Handelsbank errichtet wurden, müssen an erster Stelle erwähnt verden die „Vereenigde Spinnerijen, Wollen Trijpweverijen Waesland" (Spinnerei, Woll- und Plüschweberei) in St. Niklaas, die Socken- und Strumpffabrik „Verbreyt Gebroeders en Co." n St. Niklaas, die Fabrik für Herren- und Damenstoffe und für Besatzstoffe „Walburg" in St. Niklaas, die Papierfabrik „Vereenigde Fabrieken van Gentbrugge" u. a.

Das „Algemeen Beleggingskantoor" wurde am 14. November 1925 in Antwerpen errichtet. Jeder, der einen Namen in der flandrischen Welt und noch keinen Sitz in en oben genannten Bankgruppen hatte, beteiligte sich. Dies erweckte großes moralisches Vertrauen und starke Hoffnung für die Zukunft. Anfänglich dachten die Gründer daran, ie Portefeuilles von Dritten zu beaufsichtigen, um durch die Vereinigung von Kapital-nlagen in die bestehenden Unternehmungen einzudringen. Sie zeigten aber bald eine uheloſe Betriebsamkeit als Förderer von neuen oder zu bildenden Unternehmungen. uch Kapitalserhöhungen und Einführung von Werten auf der Börse in Antwerpen haben ie mit Erfolg geleitet. Der noch heute anormale Zustand des belgischen Geldmarktes rwies sich für derartige Geschäfte günstig. In Zukunft wird die Arbeit des Büros sich ermutlich mehr der Errichtung von neuen Gesellschaften widmen. Dazu ist die leitende Stellung, die es im „Vlaamsch Economisch Verbond" eingenommen hat, sehr geeignet.

Während seines dreijährigen Bestehens hat es als neue Aktiengesellschaften errichtet: Die Boden-esellschaften „Schooten Koningshof" und „Schilde Uitbreiding" sowie die Lebensversicherungs-esellschaft „Mercator". Eine Reihe anderer Aktiengesellschaften wurde umgebildet.

Nach einer Tätigkeit von wenigen Jahren hat sich das flämische Bankwesen einen Platz in der belgischen Wirtschaft erobert, und als Gruppe wird es unmittelbar nach er Société Générale und der Banque de Bruxelles genannt. Seine Möglichkeiten sind groß:

1. weil Flandern durch seine Lage, seinen Unter- und Obergrund sowie seine Bevölkerung über zahlreiche wirtschaftliche Kräfte verfügt;
2. weil in allen Schichten der flämisch gesinnten Gesellschaft ein Drang nach wirt-schaftlicher Tätigkeit besteht;
3. weil diese Tätigkeit aus dem unerschöpflichen Born aller Energie schöpft, nämlich us der Landbevölkerung, bei der das flämische Bankwesen vollen Kredit gewonnen hat;
4. weil die Mittelstandsbevölkerung noch durch und durch flämisch geblieben ist;
5. weil in den leitenden Kreisen von Handel, Gewerbe und Finanz jetzt schon eine influßreiche flämisch gesinnte Gruppe entstanden ist und die übrigen über genug Anpas-ungsvermögen verfügen, um sich der neu aufkommenden Macht anzupassen;
6. weil die zehnjährige Erfahrung einen Stab von tüchtigen Finanzmännern und Betriebsleitern herangebildet hat.

Noch muß dieses junge Bankwesen eine Zeit scharfen Wettbewerbs durchmachen, der on den anderen Bankgruppen ausgehen wird. Dieser Wetteifer wird nicht so sehr die eidenschaft des Sprachengebrauchs zur Grundlage haben als die Geldleidenschaft nach ividenden. Danach wird sehr schnell eine Anpassung der jetzt noch öffentlich flamen-indlichen Finanzwelt an die neuen Verhältnisse folgen, bis sie selbst zu einem allgemeinen Gebrauche des Niederländischen in allen ihren Beziehungen zu der Kundschaft übergehen nd in ihrer Mitte sowohl wie bei den von ihr abhängigen Aktiengesellschaften die Türen ir die flämisch gesinnte Strömung weit öffnen wird.

Flanderns Dichter

Von Herbert Martens in München-Solln

Nach dem verlorenen Kriege war es gang und gäbe geworden, über das Unglück unsere Volkes zu klagen, anstatt die Zähne zusammenzubeißen und es schweigend hinzu nehmen. Bei einer solchen Gelegenheit verstieg ich mich in meinem unerschütterliche Glauben an das Ewige im Deutschen zu dem Troste: Aber wir haben doch d Welt kennen gelernt, wir haben ein neues Volk und seine Heimat entdeckt, das uns alle lieb geworden ist, trotz der ungeheuren Verluste, die wir dort erlitten: die Flamen i Flandern! — Aber ich bitte Sie, das ist doch ein phantastischer Trost! — Und wenn auc entgegnete ich; Flandern muß uns wichtiger sein, als ganz Rußland! — Man sah mi verständnislos an und zerkaute einen Satz zwischen den Zähnen, der kein Lob für mich wa

Es fällt mir noch heute schwer, meine scheinbar paradoxe Behauptung zu verteidige denn auch heute begreift mich niemand. Und doch, über eines läßt sich schon heute eine Brücke zu Verständigung finden: Die flämische Dichtkunst ist uns in einigen genialen Köpfen vertra geworden, als wäre sie unsere eigene. Was Professor Kippenberg vom Insel-Verlag a dem besetzten Flandern mitgebracht, bedeutete für das deutsche Volk eine erstaunliche B reicherung seines Gemütslebens. Nach dem Tyl Ulenspiegel von De Coster, den Di derichs schon vor dem Kriege durch uns der Weltliteratur schenkte, ließ der Insel-Verlag d gesamte Werk dieses Dichters in vier Bänden während der Kriegsjahre erscheinen. folgten die Romane und Novellen von Stijn Streuvels, von Felix Timmermans und v Hendrik Conscience. Unter den Lyrikern wurden in mehr oder minder gelungenen Übe tragungen Guido Gezelle und René de Clercq dem deutschen Volke nähergebracht. D alten flämischen Volkslieder erstanden ihm zum erstenmal. Und es gab kaum einen fläm schen Romanschreiber, dessen Hauptwerke im Laufe der letzten 12 Jahre nicht ins Deutsc übertragen worden wären.

Leider ist das allgemeine Interesse für die flämischen Dichter in der letzten Zeit abg flaut. Außer De Coster und Timmermans wird kaum noch ein flämischer Autor gekauf während Norweger, Schweden, Dänen, sogar Isländer unter den germanischen Völke immer noch gleich viel gelesen werden. Den Gründen dieser Erscheinung nachzugehe schien mir eine reizvolle Aufgabe zu sein, und ich stehe nicht an zu behaupten, daß i selbst überrascht war von den Ergebnissen, zu denen ich gelangt bin.

Es kann sich bei meinen Untersuchungen lediglich um die flämische Prosa handeln, we Gedichte und Dramen gewöhnlich nur in der Originalsprache wahrhaft wirken, und hi in der Hauptsache von Büchern die Rede sein soll, die in deutscher Übertragung vorlieg

Fangen wir bei den beiden auffallendsten Köpfen der flämischen Prosakunst an, bei De Coste von dem nur der Ulenspiegel ins Volk drang, und bei Felix Timmermans, dess Romane und Novellen überall in Deutschland gern gelesen werden.

De Coster schrieb sein Buch während der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts i dem fränkischen Französisch des Rabelais. Es war daher kein Wunder, daß dieses We eines flämischen Gemütes zuerst ins Deutsche übertragen wurde, was damals nicht g schehen wäre, hätte es sein Dichter in der Sprache seines Volkes geschrieben. Denno ist der Ulenspiegel aus flämischem Geist geboren, und das ist das Seltsame bei diese Helden- und Narrenbuch, daß es all die Vorzüge niederfränkischer Sinnesart enthäl obgleich sein Schöpfer die niederfränkische Sprache nicht einmal verstand. Es enthält a die tragischen Religionskonflikte der Südniederländer flämischer Abstammung im 16. Jah hundert und die glühenden Farbenspiele eines Pieter Bruegel und eines Rubens in d Darstellung derber Sinnlichkeit und mystischer Träume. Es ist vielleicht das stärkst

oßartigste Prosabuch der Germanen. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß das engläubige flämische Volk Anstoß nimmt an den derben Wahrheiten, mit denen das verwerfhe Pfaffentum jener Zeit gegeißelt wird, weshalb das große Werk dort weniger Anklang ndet als in den freier erzogenen Stämmen diesseits des Niederrheins.

Gleich De Coster ist auch Felix Timmermans ein echter brabanter Typus. Er hat nicht en gewaltigen Pinselstrich seines großen Vorgängers, er ist gewiß nicht ein Dichter so roßen Formats, aber seine Vorzüge sind nicht weniger groß und in die Augen fallend. Er greibt im Gegensatz zu De Coster die schöne edle Sprache seines Volkes, und er schaut in Heimatland mit den naiven träumerischen, entzückten Augen eines innigen Gottchers. Er verbindet mit dem natürlichen realistischen Frohsinn seiner brabanten Seele e ihm eingeborene Phantasie zum Visionären, und es bleibt erstaunlich, wie er diese eiden auseinanderstrebenden Dichtergaben meisterhaft zu Wirkungen verbindet, die nzig in der Weltliteratur dastehen. Selbstverständlich entsteht auf diesem Wege ein Reich lb phantastischer, halb wahrheitsgetreuer Wesen; er formt seine schwerbedrückte, vom chicksal tragisch heimgesuchte flämische Heimat in ein traumumfangenes Erdenparadies n. Das ist natürlich sein gutes Dichterrecht. Nur darf der deutsche Leser nicht glauben, ß das flämische Volk wirklich in einem solchen Friedenstale der Weltabgeschiedenheit lebe.

Noch ein dritter Dichter ist in das Gemüt des Deutschen eingezogen: Stijn Streuvels. Wenn man ihn De Coster und Timmermans gegenüberstellt, spürt man den klaffenden nterschied zwischen dem üppigen phantastischen Brabant, dem Lande des reichen Bürgerums und der Lebensfreude, und dem schweigsamen, ernsten, starren Brügge, der Hauptadt Westflanderns, den Gefilden der bäurischen Bedrücktheit und Grübelei und der mystisch berschleierten Frömmigkeit. Stijn Streuvels, der Westflame, ist dem heutigen Geschmack u hart und derb, zu lebenswahr und, es muß gesagt werden, wenn auch unter Schamröten, zu bäurisch echt. Dieser Dichter ist einfach und groß wie die alten primitiven Meister. Bei ihm hat die Zivilisation ihr Recht verloren, die Kunst der phantastischen Bilder und Worte, die Feinheiten, der Überschwang. Er schreitet hart und ernst einher, nerbittlich und steil umrissen. Man braucht ihn nicht zu loben und preisen — das wäre m ein Greuel — er ist in seinen beschränkten Mitteln monumental. Aber zwischen den eilen schreit das Leid seiner Seele sich wortlos aus, man spürt es, dieser Mann ist ein iefe, ein Bauer, ein grübelnder Westflame. Am bekanntesten ist in Deutschland wohl sein auernroman: „Der Flachsacker" geworden.

Im Gegensatz zu dieser flämischen Dichterwelt, denen sich Realisten wie Piet van Aesche id Gustaaf Vermeersch zugesellen, stehen die zivilisierten Stadtpoeten vom Schlage eirlinck und Van de Woestijne. Ihre dichterischen Lungen sind nicht sehr weit, ihre eele ist städtisch entnervt; was sie an Gestaltungskraft und Tiefe der Phantasie enhren, ersetzen sie durch welsche Erzählungskunst. Ihre Werke sind Kosthappen für veröhnte ästhetisierende Stadtmenschen.

Eine tragische Dichtergestalt ist August Vermeylen. Sein „Ewiger Jude" ist eines jener oßempfundenen Torsen, an denen unter den deutschen Dichtern kein Mangel ist. Büchner id Burte fallen mir ein, wenn ich an den großartigen Eingang des „Ewigen Juden" denke id an die grenzenlose Enttäuschung über den banalen Schluß.

Die Jüngeren und Jüngsten unter den flämischen Dichtern sind noch in voller Entwicklung griffen. Die Gefängnisbriefe von Wies Moens (vgl. die Auszüge im Deutschen Erzähler eses Heftes) und der Roman „Ehe Flandern vergeht" von Ivo Droulans versprechen roßes. Es wäre unsern Verlegern ans Herz zu legen, sich dieser beiden Werke liebevoll nzunehmen, weil sie neue Seiten der flämischen Seele offenbaren.

Überschauen wir diese stattliche Reihe großer und größter Talente und fragen wir uns, wie es kommt, daß nur Timmermans und De Coster bei uns gelesen werden, so liegt es in der Hauptsache an der geistigen Einstellung in Deutschland. Der gesunde monumentale Naturalismus eines Stijn Streuvels und seiner Schule ist der herrschenden

Gefühlsrichtung zu lebensstark, zu primitiv, und die ästhetisierende Schule der Teirli und Van de Woestijne mutet zu geistig gekünstelt und blutarm an, um die Herzen unser stammverwandten Volkes zu gewinnen. Dagegen haben die Dichter von der glücklich Art eines Timmermans, die geistiges und blutwarmes Erlebnis zu einer köstlichen Mischu zu vereinigen verstehen, unbedingt den Vorzug, wenn es auch auf Kosten einer wahr Schilderung der nun einmal niedergehaltenen flämischen Seele geht.

Wer die Probe für dieses Exempel an sich selbst bestätigt sehen will, der greife zu de „Flämischen Novellenbuch", das von Friedr. Markus Huebner im Insel-Verlag währe des Krieges herausgegeben wurde und eine mit Verständnis und Objektivität zusamme gestellte Auswahl von kurzen feinsten Erzählungen aller Ausdrucksphären enthält, vo derbsten Bauernnaturalismus bis zur städtischen Reflektion.

Vielleicht ist die Vorliebe für Timmermans ein Zeichen dafür, daß die Seele des deutsch Volkes Angst bekommen hat vor der unbarmherzigen Wirklichkeit und Trost sucht in d Zauberwelten dieses Dichters; vielleicht ist es die deutsche Frau, die das größte Les kontingent stellt und deren lebhafteren Phantasiewelt der einbildungskräftige Flame e gegenkommt. Soviel wir hierüber nachsinnen, es wird schwer halten, alle die viel wirklichen Gründe aufzudecken, die Timmermans unter den lebenden flämischen Dichte zum ausgesprochenen Liebling der Deutschen gemacht haben, während in seinem Vat lande diese Vorliebe für ihn nicht im gleichen Maße zum Ausdruck kommt. Dort ist einer der vielen feinen Künstlerköpfe, an denen dieses Land von jeher so reich ist.

Auf die drei lebenden flämischen Dramatiker, die, wie auch ihr größtes altniederländisch Vorbild Vondel, alle mit einem V beginnen, auf Cyriel Verschaeve, Raf Verhulst u Ant. van de Velde kann hier leider nicht eingegangen werden. Ich werde ihnen noch anderer Stelle begegnen, wenn ich von den flämischen Dichtern rede, die noch nicht ins Deutsc übertragen worden sind. Und ihrer zu gedenken, ist vielleicht doppelte Pflicht.

Zum Schlusse soll der drei großen Lyriker gedacht werden, die Flanderns Seele dichteri verklärt haben. Sie sind mehr oder weniger unbekannt geblieben. Der bei uns b kannteste ist Verhaeren, weil er — ich muß es wiederum betonen — französisch dichte Er schrieb Verse, die so schön und verhalten sind wie Klaviermusik von Debussy. D Schwermut seiner Seele war groß und die Farbengebung seines Stils ganz der Sehnsu angepaßt, welche die flämische Landschaft in einem auslöst. Wäre er ein treuer So seiner germanischen Heimat geblieben und dem Locken der welschen Dirne nicht verfalle wir würden zu seinem Grabe wallfahrten. So aber haben wir das bittere Gefühl, ein großen Dichter nur aus der Ferne ehren zu können, nicht von Herzen zu Herzen.

Der zweite große Lyriker Flanderns ist Guido Gezelle. Rud. Alex. Schröder hat i Kriege eine Blütenlese aus seinen Gedichten gegeben. Sie sind in ihrer Ursprache so dur geistigt, daß schon Blumenfinger dazu gehören, um die Mystik dieses geistlichen Dichte des flämischen Mörike, im Deutschen aufleben zu lassen. Was sich auf diesem Wege erreich ließ, hat R. A. Schröder erreicht, aber das vielleicht Unmögliche, die getreue Wiedergal konnte auch er nicht leisten, so wenig wie sich Verlainesche Verse übertragen lassen. D nachfolgende Lied zeigt die Einfachheit dieses Priesters und Dichters in seiner Frömmigk und Gottesminne, der den höheren Geistlichen ein Stein des Anstoßes war wegen sein prächtigen flämischen Gesinnung.

Moederken.	Mütterchen.
't En is van u	Ist auch von dir
hiernederwaard	hier erdenwärts,
geschildert of	gemalet noch
geschreven,	geschrieben,
my, moederken,	mein Mütterchen,
geen beeltenis,	kein Konterfei,
geen beeld van u	kein Abbild mir
gebleven.	geblieben.

Geen teekening,	Kein flüchtig Bild
geen lichtdrukmal,	von Stift und Druck,
geen beitelwerk	kein Kunstbildwerk
van steene,	aus Stein,
't en zij dat beeld	besteht in mir
in mij, dat gij	allein das Bild,
gelaten hebt,	das von dir blieb,
alleene.	allein.
O moge ik, u	So mög doch nie
onweerdig, nooit	dies Bild in mir,
die beeltenis	so unwert dir,
bederven,	verderben,
maar eerzaam laat	mög es im Leben
ze leven in	ehrlich stehn
mij, eerzaam in	und ehrlich in mir
mij sterven.	sterben.

Noch ein Wort über Flanderns größten lebenden Lyriker, über René de Clercq. Mit em Wort Volksdichter ist seine mächtige Persönlichkeit nicht umrissen. Gewiß, er ist der ichter der viel gepriesenen Lieder, die das flämische Volk bei der Arbeit und während r Stunden im Familienkreise singt. Er hat auch selber die Melodien dazu erfunden in iner schöpferischen, quellenden Natur. Aber das ist nur eine heitere Seite seines Wesens. ieser Mann ist ein glühender Meteorstein, der vom Himmel fiel. Sein Temperament unbezähmbar, und wer je in den Bann seiner kreisenden Sonnenaugen geriet, weiß nau, was dieser breite stiernackige Mann mit der schweren Faust und der sprudelnden atürlichkeit seiner Gedanken für Flanderns Aufgang bedeutet.

Dieser Mann hat den feinen und untrügerischen Instinkt eines Raubtiers. Als 1915 r Aufstand in Flandern losbrach, war er die Ursache gewesen. Er hatte sich geweigert, m Appell des Königs: „Schweigt und kämpft" zu gehorchen. Schweigen, als über 85 vH s belgischen Heeres ins Feuer geführt wurden, und diese 85 vH Flamen sein Blut, ine Brüder waren? Das war offensichtlicher Mord an Flandern. Er fing an, seine Rothornlieder" zu dichten, deren Erscheinen einen Sturm der Begeisterung erweckten. ist ein so feuriges Pathos in diesen Liedern, daß es einen noch heute kalt und heiß erläuft. Sein Freund, der sich ihm sofort anschloß, war Borms. Damit war der geistige ufruhr in den flämischen Provinzen entfesselt. Sein Lied an den König und dessen Rat- ber, die damals in Le Havre saßen, begann mit dem machtvollen Verse, der zum erstenmal e tragische Lage Flanderns grell aufleuchten ließ:

ij houden van trukken noch tirelantijnen,	Firlefanzereien wertet hier keiner,
eren van Havere, weet het goed!	Herren von Havre, wißt es gut!
ij zijn Germanen, geen Latijnen,	Wir sind Germanen, keine Lateiner,
ene harten, zuiver bloed.	offene Herzen, sauber Blut.
b ik geen brood, ik heb geen land;	Hab ich kein Brot, so hab ich kein Land;
b ik geen recht, ik heb geen schand.	hab ich kein Recht, mir droht keine Schand!
laanderen, Vlaanderen, met hand en tand	Flandern, Flandern, mit Herz und Hand
a ik recht voor u,	steh ich recht für dich,
cht voor u!	fecht für dich!

René de Clercq ist eine Persönlichkeit, die erst vorsichtig abwägt, ehe sie eine Sache faßt. Hat sie sich ihm aber in Blut und Hirn festgesetzt, dann gibt es kein Zurück mehr : diesen Mann. Er ist fest von Flanderns großer Mission überzeugt. Flanderns Sieg rd auch der seine sein.

Aus Zeit und Geschichte

Kritik der kritischen Tage

Von Georg Karo in Halle a. S.

Schwere düstere Wolkenmassen, über unsichtbarem Land, füllen den Umschlag d Buches; darüber ausgebreitet, scharlach und weiß, wie fahles Gewitterleuchten, der lan Titel: „Von Serajewo bis zum Weltbrand. Die kritischen 39 Tage wie sie wirklich war von Eugen Fischer“[1]) — mitten hindurch ein dicker weißer Pinselstrich, dem grellen Au leuchten des ersten Blitzes vergleichbar — voll suggestiver Kraft ist dieses äußere Gewan der erste Blick lehrt: das ist keines der üblichen Kriegsschuldbücher, an denen das Publikur achtungsvoll oder verächtlich vorübergeht. Das sieht fast nach etwas romanhaft Spannende aus, und die Worte „wie sie wirklich waren!“ könnten neue Enthüllungen verheißen. Sich kein langweiliges wissenschaftliches Werk, das kann man kaufen!

Ich bin weit entfernt, dem Verfasser aus diesem lockenden Gewande, das nur aufs ne die Geschicklichkeit des Ullsteinverlages dartut, einen Vorwurf zu machen; erst recht nic aus dem „populären“ spannenden Charakter seiner Darstellung. Die immer unübersehbarer anschwellende Literatur über die Ursachen des Weltkrieges wird fast nur noch v einem kleinen Kreise von Spezialisten gelesen; mehr und mehr schreiben wir Krieg schuldforscher für Kriegsschuldforscher. Ins Volk dringen nur nach innerpolitischer Tende gefärbte Formulierungen, die nicht nachgeprüft, aber schlagwortartig abgegriffen weite gegeben werden; die Bewegung, von der für Deutschlands Zukunft so unendlich viel a hängt droht zu erstarren. Was könnte da wertvoller sein als der belebende Einfl wirklich spannender Darstellungen jener Ereignisse des Sommers 1914, die so ungeheu Folgen hatten. Ein Roman aus dieser Zeit täte uns not, freilich kein Kitsch wie die bi herigen Versuche in deutscher Sprache. Wenn man kein Meisterwerk bekommen kan so wenigstens etwas wie Hélène Iswolskis Rois aveugles, eine packende Gestaltung d russischen Tragödie. Und da bringt uns Dr. Eugen Fischer, Sachverständiger im Unte suchungsausschuß des Deutschen Reichstags für die Kriegsschuldfrage, ein Buch, d „die Wirklichkeit der Krise von 1914 darstellen will. Es benutzt dazu alle Kenntnis, die man a Dokumenten in jahrelanger Arbeit und mit allen Möglichkeiten der Information erwerben kan Aber es verzichtet darauf, die diplomatischen Äußerungen wie Schmetterlinge auf Nadeln spießen und unter den Rubriken Schuld und Unschuld zu klassifizieren. Dieses Verfahren gibt ke Bild, kein Ganzes. Wer die Tage vor dem Ausbruch des Krieges miterlebt hat, erinnert sich, d sie voll Spannung waren. Sollte es nicht möglich sein, sie spannend zu schildern?“

Sollen wir ein solches Buch eines Kenners, ein im höchsten Sinne volkstümliches Buc nicht freudig willkommen heißen? Gewiß, wenn es wirklich nur die Wirklichkeit darstell

Aber daran erweckt schon der Dialog, mit dem das Werk beginnt, ernste Zweifel. (ist ein „seltsames Konzilium“ von Freunden des Verfassers, vor der Drucklegung abg halten. Gelehrte, Politiker, Männer der Wirtschaft und der Kunst wollen sich darüb schlüssig werden, ob das Buch der deutschen Sache schaden oder nützen werde. Die Herr sagen zum Teil sehr kluge, beherzigenswerte Dinge:

[1]) Von Serajewo bis zum Weltenbrand, Die kritischen 39 Tage von Eugen Fischer, Berlin 192 Ullstein, 277 S. (Der Zusatz „wie sie wirklich waren!“ bloß auf dem Titelblatt.)

„Das sachliche Recht und der formell nicht ganz zureichende Anlaß: das gibt dem Schicksal Bethmanns die Spannung ... Findet der Tugendbold Teilnahme? Nein! Und schon deshalb ist es nutzlos, Deutschland zum Tugendbold in der Kriegsschuldfrage zu machen. Der von großen Pflichten Bewegte, Irrende, Fehlgreifende, unglücklich Gewordene: dem werden sich die Menschen am Ende zuwenden."

Zusammenfassend bemerkt der Autor, ein Leser habe von seinem Buche gesagt, „es erscheine ihm als das Höchste an Gerechtigkeit, das in dieser Frage heute einem Menschen erreichbar sei"; und er schließt:

„Wenn das was ich innerlich von den deutschen Menschen, die ich in dem Buch darstelle, gesehen und gefühlt habe, in das Buch eingegangen ist, so muß es Leben entzünden, und zwar in jenen Regionen der Seele, in denen das Drama Furcht und Mitleid erregt."

Vorwort und Vorspiel sind m. E. eine schwere Belastung des Buches, sie bringen es völlig aus dem Gleichgewicht. Hätte Fischer seinen Text ganz unbefangen einem ebenso unbefangenen Leserkreis vorgesetzt, so wäre es niemandem eingefallen, einen besonders kritischen Maßstab daran zu legen. Wer aber gleich zu Anfang selbstbewußt sein Wissen verkündet, der verpflichtet sich zu peinlicher Genauigkeit und Unparteilichkeit in der Verwendung jener Kenntnisse, um so mehr, wenn er seine bevorzugte Stellung als Sachverständiger schon auf dem Titelblatt betont. Wir werden sehen, wie es damit steht.

Noch schwerer scheint mir der Mißgriff des Dialogs. Rein schriftstellerisch schafft er eine Debattierklub-Stimmung, die sich wie ein Bleigewicht vor die wirklich spannende Novelle des ersten Kapitels („Serajewo") hängt. Aber das ist nicht das Schlimmste. Viel schädlicher ist die im Leser geweckte Vorstellung, es müsse in dem Buch ganz Gefährliches, für Deutschland Belastendes stehen. Der „erste Gelehrte" erklärt gleich zu Anfang:

„Unser Freund fügt der Sache, der er zu nützen hofft, unabsehbaren Schaden zu, wenn er das Buch veröffentlicht."

Und am Schlusse:

„Ich kann meine Bedenken nicht unterdrücken, aber: der Erfolg möge entscheiden."

Der Leser geht nach dem Dialog nicht unbefangen an das Werk heran, was doch gerade auf diesem Gebiet wichtigste Vorbedingung wäre. Je nach Sinnesart und parteipolitischer Einstellung richtet er von vornherein sein Augenmerk auf die belastenden Stellen, um sich an ihnen zu freuen oder zu entrüsten. Und der Verfasser kommt ihm weit entgegen, wenn auch er hat das „Höchste an Gerechtigkeit" nur in seiner Einbildung erreicht.

Ich weiß, der Vorwurf ist hart. Ich muß ihn begründen. In einer eingehenden und sachlichen Besprechung (Preußische Jahrbücher Bd. 213, 1928, S. 253—287) hat Emil Daniels schon darauf hingewiesen, daß Fischer, sich selbst wohl unbewußt, mit sehr verschiedenen Maßen mißt, je nachdem er große Herren oder kleine Leute, Deutsche oder Ausländer behandelt. Was dem Zaren recht ist, sollte dem Kaiser billig sein: aber Fischer sieht in dem Schwanken Nikolaus II. „Wärme und Adel", in dem Wilhelms II. „Geistesverstörung" — „da dreht sich in des Kaisers Hirn die ganze Welt" (S. 257). Was in Peterhof weltgeschichtliche Tragik ist, heißt in der Überschrift des 11. Kapitels „Satyrspiel im Schloß" (von Berlin!). Grey ist natürlich der große, völlig überlegene Gegenspieler der deutschen Staatsmänner. Über den „liberal angehauchten, schöngeistigen, dem konservativen Durchschnitt verdächtigen" Iswolski könnte Fischer, der ja in der Schuldfrage „alle Kenntnis benutzt, die man erwerben kann", einen Aufsatz des Grafen Monts nachlesen (Kreuzzeitung 15. I. 1925, Nr. 23):

„An der gemeinsamen Tafel der jungen Diplomaten erzählte ich einst, wie im Siebenjährigen Kriege die Einnahme der Zitadelle von Schweidnitz nur dadurch möglich gewesen, daß stürmende russische Grenadiere auf Befehl die vorderste Kompagnie in den Festungsgraben drängen mußten, um über deren Leiber und Leichen hinweg den Wall zu ersteigen. Iswolski sagte, dasselbe würde auch heute noch russischen Soldaten befohlen werden. Es läge nichts an der Opferung und dem Lebendigbegraben von Hunderten."

Graf Pourtalès in seiner „altmodischen Magnatenstimmung" empfindet „wie Wel untergang" den Bruch zwischen „russischen und deutschen Herrenmenschen, die ihren We von der göttlichen Würde ihrer Monarchen ableiteten und nicht, wie die Franzosen un Engländer, aus dem mit dem Ludergeruch der Demokratie behafteten Nationalgefühl Ihm gegenüber ist Sazonow „viel mehr Nationalrusse als Zarendiener" (S. 216). We beide persönlich gekannt hat, wird zunächst über ein so grotesk entstelltes Bild lächeln dann aber entrüstet fragen: Wie konnte Fischer das deutsche Nationalgefühl des Grafe Pourtalès so verunglimpfen, zumal in einem „alle Kenntnis" verwertenden Buche, dessen Leser hier naturgemäß den Niederschlag wirklicher Äußerungen des verstorbenen, als wehrlosen Botschafters vermuten müssen!

„Ohne Not hätte Poincare sicher kein russisches Geld genommen, um seine Presse damit z stimmen" (S. 118).

Welche Not zwang den französischen Ministerpräsidenten, sein Volk für einen russische Krieg im Nahen Osten einzusetzen? Ob Fischer wohl mit einem gekrönten Haupt so glimpf lich verführe? Kaum; denn das schöne schlichte Wort Kaiser Franz Josephs: „Wenn di Monarchie untergehen soll, soll sie wenigstens mit Ehren untergehen", quittiert er mit de Note: „er wird pathetisch" (S. 51). Die Mörder des Erzherzogs Franz Ferdinand nenn er mit fühlbarer Milde bloß „die jungen Leute", bei Dragutin Dimitriewitsch betont e die persönliche Lauterkeit und bemerkt:

„Sein Name wurde zum erstenmal mit Schreck und Ehre (!) in Serbien genannt, als der ve kommene König Alexander Obrenowitsch und seine schimpfliche Gemahlin Draga Maschin a 29. Mai 1903 ermordet und verstümmelt auf dem Hof ihres Palastes lagen" (S. 25).

War es nötig und vornehm, die Toten zu beschimpfen? Und darf man schreiben: „Be der Ausführung der Tat zeichnete sich Dragutin durch Geistesgegenwart und Kühnhe aus", wenn die widerlichen Einzelheiten der Tat sich mit dem messen können, was di Sansculotten der „Großen" Revolution Madame de Lamballe antaten?

Man mag finden, daß ich bei diesen Dingen zu lange verweile. Sie sind aber wichti als Beweise für die einseitige, parteiische Einstellung Fischers.

Daniels hat treffend ausgeführt, daß sich bei Fischer gelegentlich „die Begriffe anheulen" weil „der Gedanke nicht klar und das Gefühl nicht sicher ist." Das zeigt sich besonders b seiner Darstellung Bethmanns. Daniels sieht auch hier eine ablehnende, herabmindernd Haltung. Mir will es scheinen, als hätte Fischer gerade umgekehrt aus dem Kanzler de eigentlichen Helden seines Buches machen wollen, einen tragischen Helden, der uns i dieser Schilderung freilich eher als Ritter von der traurigen Gestalt erscheint. Ich kan es mir nicht versagen, eine Stelle herzusetzen, die des Verfassers Einstellung zum Gesamt problem der Schuldfrage und zu Bethmann-Hollweg ebenso klar hervortreten läßt wi seine salbungsvolle Selbstgerechtigkeit:

„Was ist da ein Mensch! Werkzeug eines höheren Willens, ein Stück Verhängnis er selbst, z zu bemitleiden, daß man mit Tränenflut sein verzweifelt Antlitz läutern, daß man auf Knieen di Engel bitten möchte, diesen bejammernswertesten Büßer aus dem Feuer zum Himmel zu trage Ach, ich sage niemand im Ausland: hier ist die deutsche Schuld eingestanden, oder im Inland hier hat man die Schuld der kaiserlichen Regierung. Nein, nein! Weg, ihr Selbstgerechten, vo dieser heiligen Trauer. Wir nennen euch im Ausland nicht schlechter, aber auch nicht besser, nu glücklicher und klüger als den Mann, der uns vertrat. Ich werde es euch beweisen. Aber ich werd auch euch nicht anklagen. Ihr habt unter denselben Dämonen — Machtstreben und Eifersucht heiße sie — gestanden. Ihr alle, samt den Deutschen, wolltet, wenn möglich, den Frieden, und ihr all konntet ihn nicht erhalten. Ihr, denen der halbe Erdball gehört, wart einig gegen das eine Deutsch land, das euch gefährlich schien. Aber ihr, wußtet und wißt ihr bis heute, wie gefährlich ihr der einen Deutschland erschienet? Lassen wir das Beschuldigen, nehmen wir die Tatsachen, zuvörder das Machtstreben und die Eifersucht, dann den Willen zum Frieden, dann das Schicksal des Krieges Wir haben alle zusammengewirkt, als es über uns kam, Menschen nur gegen die Götter und Teufel die auf uns spielten. Laßt, ich bitte euch, laßt das Beschuldigen. Es steht euch gegen den Allmäch

gen, der der Menschen Gedanken lenkt wie Wasserbäche, und dessen Werk wir schauen, wenn enschen den Krieg zu verschulden scheinen, nicht zu. Ich wenigstens klage nicht an. Ich gebe ein ück Menschenschicksal, aufgelöst in Schicksale Einzelner und sich offenbarend in den seltsam ge-hlsarm scheinenden und dürren Worten amtlicher Urkunden, deren Gedanken man folgen muß Menschenschicksal, wie es mich ergriffen hat und aus mir hervordringt, um andere zu ergreifen. d ich fluche den Selbstgerechten, die meine Wahrheit mißbrauchen."

Ich weiß nicht, ob Fischer mir fluchen wird, daß ich „seine" Wahrheit mißbrauche, wenn ich nun nachzuweisen versuche, daß sie in wichtigen Punkten keine Wahrheit ist.

In jedem Kriminalroman gibt es einen ganz üblen Ränkeschmied. Hier spielt diese Rolle r österreichische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf, dessen ganzes Sinnen auf Krieg richtet ist: nicht bloß zur Rettung und Erhaltung der Doppelmonarchie, sondern aus oberungsgier. Der Friede von Bukarest, den doch Österreich selbst „sanktioniert" hatte, lte umgestoßen werden, ganz Serbien und sogar Saloniki an Österreich fallen, ja „er llte auch die alte deutsch-habsburgische Herrschaft Mailand und Venedig seinem Kaiser rückholen" (S. 47). Wo Conrad diesen letzten kühnen Plan verkündet hat, weiß ich nicht, mag sich irgendwo in den vier dicken Bänden seiner Denkwürdigkeiten verstecken, be-utet aber, auch wenn dies der Fall sein sollte, für die österreichische Politik nicht das eringste. Kein vernünftiger Mensch — und kaum ein Narr — dachte an eine Eroberung lienischer Gebiete, die Kaiser Franz Joseph 1859 und 1866 an Napoleon III. abgetreten tte. Das hätte sofort einen Krieg mit Frankreich und wohl auch mit England entfesselt. ch auf Saloniki hatte die österreichische Politik endgültig verzichtet (Graf Montgelas, itfaden zur Kriegsschuldfrage S. 43; vom Grafen Berchtold dem Verfasser ausdrück-h bestätigt)[1]). Und wenn Wien schließlich, gegen Berlin tief verstimmt, in den Frieden n Bukarest willigte (Montgelas, ebenda 64f.), darf man doch darum nicht folgern, ß es sich eine Regelung zur Richtschnur seiner Politik nehmen sollte, von der ein für scher wahrlich unverdächtiger Zeuge, Sir Edward Grey, schreibt: „Die Regelung nach m zweiten Balkankriege war keine gerechte. Sie ließ unvermeidliche Verwicklungen rouble) für die kommende Zeit sich ansammeln. Um den Frieden für die Zukunft zu gern, hätten die Großmächte einschreiten müssen" (Twenty-five Years I S. 259): also rade der österreichische Standpunkt! War es für Fischer nötig, ihn so schwarz zu malen?

Zur Spannung eines Kriminalromans gehört es, daß der Verfasser mehr weiß als die ndelnden Personen und der Leser, dieser aber die Intrigen der Handelnden zu durch-auen glaubt. Nach diesem bewährten Grundsatz verfährt Fischer im zweiten Kapitel: Der fünfte und sechste Juli". Er konstruiert einen Gegensatz zwischen dem Memorandum, s der österreichische Botschafter am ersten dieser beiden schicksalschweren Tage im Neuen lais zu Potsdam überreichte, und des Kaisers Antwort (S. 56f.): in jenem Schrift-k sei nur von einer diplomatischen Aktion gegen Serbien die Rede, des Kaisers Worte ten Kenntnis des Kriegsplanes voraus, zu dem die Wiener Machthaber, Kaiser Franz seph, Berchtold, Conrad, damals schon entschlossen waren. Durch geheime Kanäle üsse der Deutsche Kaiser jene Kenntnis erhalten haben. Die Quelle für des Kaisers Ant-rt an den Grafen Szögyény bildet dessen Telegramm an Berchtold vom 5. Juli 1914 st. Diplomat. Aktenst. 1919, Nr. 6). Eine Äußerung von so entscheidender Bedeutung te ruhig im Wortlaut des Telegramms wiedergegeben werden können. Die Um-lungen und Verbrämungen bei Fischer (S. 57f.) geben ihr eine schärfere, aggressivere lägung. Das Verfahren stimmt genau zu der Stilisierung eines kaiserlichen Ausspruchs Conrad, vom Jahre 1913 (S. 49): „Ich gehe mit euch. (Die anderen [Mächte] sind nicht eit, sie werden nichts dagegen unternehmen). In ein paar Tagen müßt ihr in Belgrad n." Der hier eingeklammerte Satz fehlt bei Fischer, und dadurch gewinnt die Äußerung

[1]) Daß im Kriege nach großen Erfolgen solche Eroberungspläne auftauchen konnten, beweist nichts für die Zeit vor 1914.

des Kaisers eine ungleich kriegerischere Note. Wie ungünstig das auf den Leser wirk muß, liegt auf der Hand.

Jene Äußerung bietet aber auch den Schlüssel zu des Kaisers Antwort an Szögyén Er war mit den österreichischen Gedankengängen längst vertraut, wie es scheint ha ihm der Thronfolger noch in Konopischt, wenige Tage vor Serajewo, davon gesproch Daß er am 5. Juli darauf zurückkam, läßt sich aufs Ungezwungenste erklären, ohne d ganzen Apparat geheimer Verbindungen über Hofleute und Militärs, der freilich im Le ein wohliges Gruseln erwecken mag.

„Ein Bekenner wie Conrad hat sich in Berlin aus der Zahl derer, die in den kritischen Tag politisch und militärisch mitzusprechen hatten, bisher nicht gemeldet. Da muß die Phantasie n gestaltend nachhelfen. Sie muß jenes Gewimmel von Beratern und Beraterinnen um den Kai das, weil immer, so auch damals am Werke war, vergegenwärtigen" (S. 62).

Fischers Phantasie in Ehren. Aber jeder, der einige Wochen lang im Gefolge d Kaisers gelebt hat, wird ihn über jenes „Gewimmel", das nicht vorhanden war, eber eines Besseren belehren wie über die Schwierigkeit des „Beratens". Hier wird Phanta zu Sensationslust und beide zu einer völlig unnötigen Belastung der deutschen Seite.

Ganz entsprechend steht es mit dem kleinen Roman, den Fischer, anderen folgend, v Herrn von Tschirschky, unsern Botschafter in Wien gewoben hat (S. 59ff.). Er habe nächst die Österreicher zur Ruhe ermahnt, dann, auf eine scharfe Randbemerkung des Kais hin, sich zum Scharfmacher und Kriegshetzer gewandelt. In den Deutschen Dokument zum Kriegsausbruch steht nirgends eine Andeutung daran, daß jene Randbemerku Tschirschky mitgeteilt worden sei. Tut nichts! Er hat es also (nach Fischer!) auf ander Wege erfahren, etwa durch den Generaloberſten von Plessen und den österreichisch Militärattaché, auf der „telephonischen Dienstleitung" zwischen den beiden Generalstäb oder durch die „unzähligen gesellschaftlichen Verbindungen" Berchtolds und seiner Mitarbeit

„Nur ein geringer Teil dessen, was sich in des Kaisers Umgebung ereignete, kann den Tagebüch der Hofkuriere (lies Hoffuriere!) und Adjutanten oder den Akten des Auswärtigen Amtes anv traut sein" (S. 61f.).

Fabelhaft interessant! Der Leser bewegt sich in den vornehmsten Kreisen, erbl geheime Verbindungen, die auch den Eingeweihten verschlossen blieben! Nur scha daß es nicht stimmt. Der ausgezeichnete Aufsatz des Grafen Montgelas in der Krieg schuldfrage (VI 1928, August S. 725ff.) hat die Tschirschky-Legende bis in alle Einzelheit aufgeklärt. Ich kann hinzufügen, daß mich schon im Jahre 1922 der vertraute Mitarbei Tschirschkys, Botschaftsrat Prinz Stolberg, in genau demselben Sinne freundlichst unt richtet hat. Von einer „Nase aus Berlin" war nie die Rede. Die militärische Seite kl ein Brief Seiner Exzellenz des Generals von Haeften vom 23. Juni 1928, den ich r herzlichem Danke veröffentlichen darf:

„Generaloberst von Plessen gab mir auf Befragen folgende Erklärung: 1. Er kann d das allerbestimmteste versichern, daß er mit dem österreichischen Militärattaché in den ganz kritischen 39 Tagen in keinerlei Verbindung gestanden habe. Er habe ihn weder persö lich empfangen, noch telephonisch gesprochen oder schriftlich mit ihm verkehrt. 2. Die A nahme des Dr. Eugen Fischer, daß eine Persönlichkeit, auf die er (der Kaiser) hörte, vielleicht der Generaladjutant v. Plessen — ihm die Ansicht kurz zuvor nahegebracht hät entbehre jeder Grundlage. Der Kaiser habe unter strengster Innehaltung der Ressor grenzen grundsätzlich vermieden, wichtige Fragen politischer, insbesondere außenpolitisch Art mit seiner militärischen Umgebung zu erörtern oder gar ihnen eine beratende Ro zuzugestehen. — Es kann daher mit Bestimmtheit behauptet werden, daß der Kaiser jener Zeit keinesfalls von seiner militärischen Umgebung in seinen politischen Erwägung und Entschließungen irgendwie beeinflußt worden ist. Generaloberst v. Plessen hat vo stehende Erklärung geprüft und durch eigenhändige Unterschrift bestätigt."

Endlich teilt Herr Oberst Theobald von Schäfer (Potsdam 25 Juni 1928) gütigst mit, ß der österreichisch-ungarische Militärattaché in jener Zeit gar nicht in Berlin gewesen ıd eine etwaige „äußerst unwahrscheinliche" Vertretung nicht festzustellen sei:

„Die unmittelbare Dienstleitung vom deutschen Generalstab nach Wien hat vor dem). Juli 1914 nicht bestanden, sie ist erst mit Rücksicht auf die Verschärfung der Lage Ende uli hergestellt und im Laufe des 30. fertig geworden."

Alles löst sich äußerst einfach, wenn man es nicht unnötig kompliziert. Sowohl der Kaiser ie Tschirschky kannten längst sowohl die große Gefahr der serbischen Bewegung für den estand der Doppelmonarchie, wie auch die Wiener Absichten gegen Belgrad. Solange ch ein Krieg vermeiden ließ, rieten beide zur Ruhe. Sie änderten ihren Standpunkt, er Kaiser in der Entrüstung über die Bluttat von Serajewo und in der Erkenntnis ihrer ragweite, der Botschafter wohl, sobald er sich über die Entschlossenheit der Wiener leiten- en Stellen klar wurde. Des Kaisers Blick war schärfer, wenn er in dem Attentat einen ebensgefährlichen Schlag der Serben erkannte, besser als es Fischer tut, dem die politischen olgen jenes Mordes, wenn er ungesühnt blieb, offenbar unverständlich sind. Treffend emerkt Daniels dazu: „Völker vermögen nicht so arithmetisch zu denken." Es handelte ch nicht einfach um zwei Menschenleben, sondern um eine durch den Tod der Herzogin on Hohenberg doppelt grausige Katastrophe, die zunächst alle Welt gegen Serbien er- egen mußte und einem raschen österreichischen Eingreifen eine günstigere Konstellation eschaffen hätte als je zuvor. Hätten die Österreicher ohne weiteres Anfang Juli Belgrad esetzt — besetzen können, ich maße mir natürlich kein militärisches Urteil an — so wäre ielleicht der Weltkrieg vermieden worden. Größte Eile tat not. Das hat der Kaiser sofort rkannt, ebenso seine Berliner Ratgeber, Tschirschky ein wenig später: alle aber setzten anz naturgemäß diese Erkenntnis in Drängen zu raschem Handeln um. Das war keine riegshetze, sondern das einzige Mittel, in verzweifelter Lage vielleicht den Frieden uropas zu erhalten. Ließ man die Stimmung gegen Serbien dagegen durch wochen- nges Zögern verrauchen, so war es zum Handeln zu spät. So kann man den Deutschen öchstens den Vorwurf machen, daß sie nicht stark genug gedrängt haben, dem Kaiser, daß r bei den Monarchen der Entente und ihren Regierungen den Abscheu gegen Königs- örder überschätzt hat. Die ihn am schärfsten darob tadeln oder verhöhnen, pflegen allen nttäuschungen zum Trotz der Solidarität westlicher Demokratien ein noch viel rührenderes ertrauen entgegenzubringen.

Am 5. Juli 1914 „hat Bethmann Hollweg die Schlacht seines Lebens verloren" (S. 69). arum? Weil er dem von Zimmermann kräftig unterstützten Kaiser nachgegeben und m Plane einer Unterstützung Österreich-Ungarns gegen Serbien zugestimmt habe.

„Ohne Zweifel hatte Zimmermann bis dahin auch gehört, wie sich der Kaiser gegen den öster- ichischen Botschafter geäußert hatte" (S. 68).

Von wem? Von einem jener wimmelnden Berater oder Beraterinnen? Nach dem agebuch des Flügeladjutanten (Augustheft 1928 der S. M., S. 781) sind zwischen der bfahrt des Botschafters und dem Empfang Bethmanns und Zimmermanns allerdings ei Stunden vergangen. Aber unter den bei der Frühstückstafel anwesenden Hofleuten benda, Tagebuch des Hoffuriers) war keine politisch irgendwie eingeweihte oder nam- fte Persönlichkeit, weder Generaloberst von Plessen noch General von Lyncker oder dmiral von Müller. Und der Draht zwischen dem Neuen Palais und dem Auswärtigen mte funktionierte keineswegs so glänzend wie das einem spannenden Roman entspräche. enn aber Fischer hier und auch sonst mehrfach eine zunächst als Vermutung ausgesprochene ombination ein paar Seiten oder Zeilen später als Tatsache hinstellt, müssen die Leser auben, daß eine ihnen unbekannte Quelle das erhärtet. So wirkt diese auch sonst beliebte ethode in einem solchen Buche viel schädlicher als in einem wissenschaftlichen Werke mit chprüfbaren Quellenangaben.

„Der Kaiser sprach ruhig und bestimmt. Der Kanzler gab seine Zustimmung, und die Audie war zu Ende" (S. 68).

Man gewinnt den Eindruck einer Überrumpelung, des übereilten Entschlusses über e unendlich folgenschweres Problem. Und diesen Eindruck erweckt immer wieder die Sch derung der nächsten Wochen. Die Besprechungen des Kaisers mit Vertretern des Heer und der Marine, am Morgen des 6. Juli, erscheinen rasch, zwischen Tür und Angel, a gemacht, wenn auch der Monarch

„jedem Auge in Auge, auf Ehre und Gewissen die große, ungeteilte, unbedingte Verantwortu für die Kriegsbereitschaft auf die Seele legen wollte" (S. 82).

Beides stimmt nicht, weder die Übereilung noch das (diesmal wirklich hohle!) Path der zitierten Stelle. Der Kaiser hat die selbstverständliche Pflicht erfüllt, vor seiner Nor landfahrt die Leiter der militärischen Ressorts oder ihre Stellvertreter über die kritisc Lage zu unterrichten und sich von ihnen die Bereitschaft der gewaltigen Maschine bestätig zu lassen. Dazu war weder eine gemeinsame Konferenz noch Redeschwall nötig.

Noch ungerechter aber ist der mehrfach wiederkehrende Vorwurf, Kaiser, Kanzle Staatssekretär des Äußeren hätten „all' das nicht bis zum Ende durchdacht" (S. 76, vg 87f., 103, 186, 224, 236, 244, 259). Die Gefahren der Weltpolitik waren ihnen allen se Jahren, seit Jahrzehnten nur allzu vertraut, das furchtbare Dilemma: Österreich ob Rußland? hatte sie längst bedrückt, wie vor ihnen Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. W der alte Fürst, der 20 Jahre lang grundsätzlich jeden Präventivkrieg abgelehnt hatte (vg S. M. Juni und Nov. 1922), die Erhaltung der Donaumonarchie als einen zureichend Kriegsgrund auch für Deutschland ansah, so auch seine Nachfolger. Ja, sie hatten no ernstere Gründe dafür. Wir wissen jetzt, vor allem aus den Denkwürdigkeiten des Bo schafters von Schweinitz (vgl. Februarheft 1928 der S. M. S. 343ff.), daß schon 187 Bismarck kaum die Wahl zwischen Österreich und Rußland hatte, gegenüber dem wachsende Deutschenhaß in Rußland. Und gar im 20. Jahrhundert sehen wir ein unausgesetzte immer wieder enttäuschtes, aber nie ganz entmutigtes deutsches Werben um russisch Freundschaft, an dem Bethmann Hollweg es noch weniger fehlen läßt als seine Vo gänger. Sasonow hat sich darüber klar und zynisch genug geäußert (Bericht an den Zare vom 24. 10. 1913, Karo, Verantwortung der Entente am Weltkriege, S. 44ff.). Wen man dazu noch bedenkt, daß die russischen Eroberungspläne gegen Konstantinopel und d Meerengen, die Rüstungen gegen uns und Österreich-Ungarn in Berlin wohlbekam waren, wird doch niemand den führenden deutschen Staatsmännern ein Verkenne der furchtbaren Gefahr zutrauen. Jeder Weg war für uns unheildrohend, der von Wie im Sommer 1914 vorgeschlagene konnte ins Freie führen.

Er konnte es, wenn England neutral blieb. Nach London mußten sich alsbald des Kan lers sorgenvolle Gedanken richten. Daß er, und mit ihm die übrigen Berliner Stelle England gegenüber keineswegs so ahnungslos waren, wie Fischer annimmt, hat Staat sekretär von Jagow dargelegt (Preußische Jahrbücher 213, 1928, S. 6—10). Daß man i Berlin Sir Edward Greys Sphinxgesicht nicht ganz durchschaute, dem paraphierte Kolonialabkommen eine zu große Bedeutung zumaß, an die lang ersehnte Verständigun mit England allzu gerne glauben wollte, wird jeder zugeben, wird man nach den Berichte des Fürsten Lichnowsky über seine Londoner Erfolge auch verstehen. Man mag sich daz stellen, wie man will: unerlaubt ist es jedenfalls für einen gewissenhaften Historiker, zu schreiber

„Die Stunde der Zustimmung (am 5. Juli) kann aber kaum vorüber gewesen sein, als der Kan ler ein Telegramm nach London gehen ließ, in dem Lichnowsky beauftragt wurde, ... Sir Edwar Grey ... zu eröffnen, daß Österreich bestimmt ‚etwas', wahrscheinlich aber Krieg mit Serbie machen würde. Das Telegramm ist in den deutschen Akten nicht vorhanden (vo mir gesperrt.) Es war vielleicht nur ein Stichwort, da Lichnowsky und Bethmann unmittelbc nach dem Attentat, als aber die Luft schon voll war von den Gerüchten des Conrad-Planes, i Berlin ausführlich konferiert hatten" (S. 90).

Also, muß der Leser schließen, ist die angebliche Vollständigkeit der deutschen Dokumente
m Kriegsausbruch ein Schwindel, wichtigste Aktenstücke fehlen darin. Außerdem ergibt
h nun, daß Deutschland seines Bundesgenossen geheimste Pläne an die Enten verraten hat!
In Wahrheit existiert jenes Telegramm Bethmanns natürlich nicht. Es müßte sonst
i den Akten sein, Lichnowsky müßte in seinem Bericht vom 6. Juli (DD. 20) darauf Bezug
nommen, auch auf das Telegramm telegraphisch geantwortet haben. Seine Darstellung
dem berüchtigten Pamphlet „Meine Londoner Mission", S. 34f. der ersten Ausgabe
ieder abgedruckt „Auf dem Wege zum Abgrund", S. 128) strotzt von Fehlern; und wer
chgeprüft hat, wie Lichnowsky seine Schriften mit jeder neuen Ausgabe „expurgierte",
ne ein Wort darüber zu verlieren, wird ihm das gebührende Vertrauen entgegenbringen.
ber auch er sagt kein Wort von jenem angeblichen Telegramm, das gerade er zweifellos
r seine These benutzt haben würde. Übrigens würde ein solches Telegramm Bethmanns
ch das ganze Märchen von der ahnungslosen Entente zerstören. Ich verstehe schlechter-
ngs nicht, wie Fischer dazu kommen konnte, diese allerdings „hochbedeutsame Tatsache"
nfach zu erfinden. Er hat damit den Feinden der deutschen Sache eine vergiftete Waffe
die Hand gelegt.

Wir haben bisher nur neun von den kritischen 39 Tagen durchmustert und dabei nur das Wichtigste erörtert. Man wird es mir gewiß gerne erlassen, auch die übrigen Tage ebenso durchzugehen. Methode und Tendenz des Buches bleiben sich durchaus eu. Um nur ein paar Einzelheiten herauszugreifen:

„Frankreich hatte durch die dreijährige Dienstzeit das aktive Heer so vermehrt, daß es allein von fast dem deutschen gleich war" (S. 120).

Graf Montgelas (Leitfaden zur Kriegsschuldfrage, S. 82) gibt für den Sommer 1914 lgende Präsenzstärken an: Deutschland 761000 (ohne Offiziere und Einjährige 695000) Frankreich 794000, zu denen noch 86000 Farbige und die Fremdenlegionäre kommen. S. 125f. wird der deutsche Flottenbau als Schreckgespenst für die englische Regierung ngestellt: in Wahrheit verwendete ihn diese für die öffentliche Meinung als Erregungs- ttel, ohne sich selbst davon irgendwie schrecken zu lassen; das haben keine Geringeren als rd Fisher, Asquith, Churchill, Grey offen ausgesprochen.

Über den Unterschied einer allgemeinen Mobilmachung, auf die seit 1859 in Europa ts der Krieg gefolgt ist, und der engeren, bei der die Truppen am Friedensstandort m Friedensfuß auf Kriegsstärke gebracht werden, und die Rußland ebenso wie 1912/13 ch 1914 gegen Österreich anordnen konnte, wenn es keinen Krieg wollte, verliert Fischer n Wort. Ich weiß, diese überragend wichtige Unterscheidung ist so gut wie unbekannt: er gerade der Sachverständige des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses muß ch dessen Zweites Weißbuch kennen, wo sich auf S. 27 Graf Montgelas dazu äußert. Doch ich breche ab. Wer mehr will, mag das Buch selbst lesen. Er wird nun wohl mit gebotenen Vorsicht daran gehen. Er wird darin auch manche schwungvolle Stelle finden:

. . „Der Verzückung im Vorgefühl des Opfertodes waren nicht nur die Franzosen fähig; und ht nur in Frankreich suchte die von Parteihader bittere, von Lüstchen bei Tag und Lüstchen bei cht ermüdete, von der Lüge der Konvention abgestoßene Seele nach dem großen, echten, be- ienden Gefühl: Wenn sie doch käme, die ganze, eindeutige, lebenverschlingende und -endende denschaft des Krieges, die Minute des Lebens im Sterben!" (S. 139.) „Man sieht den Kanzler der Dämmerung des Autos, das ihn zwischen 8 und 9 Uhr abends nach Berlin zurückbringt, mit enden Lippen diese Fragen durchkämpfen" (S. 203). „War es das Holz des Schreibtisches, r hatte sich seinem Munde dieses Ächzen entrungen? Man war verhaftet, er wußte es; er hatte Versprechen gegeben, ohne sich die Ausführung bis zum Ende zu überlegen" (S. 224). „An em 3. August leerte Deutschland den bitteren Kelch des Angreifenmüssens bis auf den Grund" 264). „So blickt aus dem treuherzigen Auge der Legende das eine Mal die schönste, lautere hrheit und das andere Mal die böswilligste Verleumdung, ohne daß sie es merkt" (S. 268).

Macht dies alles ein Buch spannend? Ich weiß es nicht. Der Geist eines wahren Dichters n in einen historischen Roman Spannung gießen — die vermag sich freilich beim besten

Willen keiner selbst zu geben. Das ungeheure Geschehen kann, mit einem hohen, leide schaftlichen Ethos verbunden, eine ergreifende Spannung erzeugen, wie es uns in d Kriegsschuldfrage die Werke von Morel in England, Demartial in Frankreich gelehrt habe sie haben leider keine deutschen Nachfolger gefunden. Endlich schafft man Spannu kraft einer persönlichen Vertrautheit mit den handelnden Persönlichkeiten, durch ei lebendige Darstellung ihrer Sinnesart, ihres Temperaments. Das war vor zehn Jahr wesentlich leichter als heute, wo in allen Lagern so viele gestorben sind. Was sich immerh noch erreichen ließe, zeigt das eben erschienene neue Werk des ausgezeichneten amerik nischen Kriegsschuldforschers Harry Elmer Barnes, In Quest of Truth and Justic Die wissenschaftlich kühle Ruhe seiner vortrefflichen Darstellung läßt freilich die persönlic Note kaum hervortreten und unterbindet so eine Spannung, die er sonst erregt hätt Wir brauchen in Deutschland dringend ein Buch, das sie uns auf solcher Grundlage bö Fischer ist es uns schuldig geblieben.

Amerikanische Bücher

J. P. Morgan: Der Weltbankier. Die Geschichte seines Hauses. Vom Werden d größten Wirtschaftsmacht Amerikas von Henry Y. Smith (C. Reißner, Dresden 1928.) D Titel des Buches verspricht etwas mehr, als er halten kann. Ein Seitenstück zu Cortis G schichte des Hauses Rothschild liegt hier nicht vor. Das kann auch nicht gut sein. Die G schichte des Hauses Morgan wird erst dann geschrieben werden können, wenn der Höh punkt seiner Macht überschritten ist. Das Buch ist dafür um so aktueller. Angesichts d gegenwärtigen Reparationsverhandlungen ist die Figur Morgans wieder einmal in d Vordergrund gerückt. Alle Welt weiß, daß Morgan ein gewaltiges Wort bei der en gültigen Entscheidung mitzusprechen haben wird. Das Buch von Smith unterrichtet au gezeichnet über den Werdegang des Finanzmannes und über seine Beteiligung an all großen nationalen und internationalen Finanzoperationen in den letzten 50 Jahre Wir Deutsche haben noch besondere Veranlassung von einer Persönlichkeit etwas Näher zu wissen, die bereits so stark auf das deutsche Schicksal eingewirkt hat und noch einwirken kan

Horst P. Falcke, Vor dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg (C. Reißner, Dresden 192 Der frühere deutsche Generalkonsul in New York spricht über Propagandaerfahrungen i Weltkrieg. Vieles ist schon bekannt, vieles aber auch neu, man sieht, daß der Verfas tiefe Einblicke gewonnen hat. Wir sehen gleich Falcke keinen Grund, deutsche Fehler u Ungeschicklichkeiten zu verschleiern. Nur hätte er es nicht nötig, in so entschuldigendem To von deutschen Propaganda- und Sabotageakten zu sprechen. Man muß daran festhalten, d die Kriegführenden mit allen Mitteln versuchen mußten, neutrale Stimmungen zu bee flussen. Das haben auch die anderen getan, Sabotageakte hatten sie nicht nötig, da ihn alles Kriegsmaterial zugute kam. Schließlich ist der Kriegseintritt der Vereinigten Staat weder von deutscher Propaganda, noch sogar von den Mexikodepeschen bestimmt worde Aber das Buch soll empfohlen werden. Es wird immer eine wichtige Quelle bleibe

General Henry T. Allen: Die Besetzung des Rheinlandes. Autorisierte deutsche Ausgal (R. Hobbing, Berlin 1927.) Allens Tagebuch ist nicht neu, Auszüge hat die Presse schon vor Jahr gebracht, als die englische Ausgabe erschien[1]). Aber die deutsche Ausgabe ist ein Verdien Eines Tages wird die Besetzung des Rheinlandes historisch geworden sein, dann wi dieses Buch eine der wichtigsten Quellen für diese Zeit bilden. Erst Allens Tagebuch l uns gezeigt, was die Franzosen ursprünglich am Rhein beabsichtigt haben. Allens persö liche Rechtlichkeit darf uns aber nicht dazu verführen, in ihm einen unbedingten Freu Deutschlands zu sehen. Auch er ist nicht frei von Vorurteilen. O. St.

[1]) Vgl. auch die Besprechung des Rheinland-Tagebuchs im Juliheft 1925 der S. M.

Tagebuch

Zum Tode Henry v. Heiselers

Man fragt sich immer von neuem, wie es möglich ist, daß ganz große Dichter Jahre lang, lebenslang, der geistigen Gesamtheit ihres kes unbekannt bleiben, bis Nachgeborene tiefere Geheimnis ihres Wesens fühlen und später überschwänglicher Ruhm sie zu den rnen hebt. Wir hätten, so glauben wir, ists Genius früher, rascher, ehrfuchtsvoller nnt, als alle um ihn . . . und gehen doch Dichtern, die in unserer Mitte lebten, mit den Augen vorüber. Am 25. November 1928 Henry von Heiseler gestorben . . ., so still, er lebte, verließ er uns und ein so großer luft weckt kaum ein Echo im Umkreis der tschen Geisteswelt. Vereinzelte Stimmen den ehrfürchtig laut, andere freundlich, doch erstehend — alle aber verstummen, kaum ört, denn der Name Heiselers ist keiner, der dem Markt einen Klang hat. Ich weiß wohl, gibt einen kleinen Kreis, der ihn kennt und beigend ehrt. Aber mir scheint, man hat in hem Fall kein Recht zum Schweigen. Ich versuchen, einen kurzen Umriß seiner Gestalt seines Werkes zu geben, der freilich unvollmen bleiben muß; denn ein großer Teil er Lebensarbeit ist bis heute unveröffent — so vor allem eine meisterhafte Überung sämtlicher Dramen Alexander Puschi, die uns ja noch fehlt.

eiseler ist deutschen Blutes, doch war die milie in St. Petersburg ansässig und der ter gewann früh eine weite und tiefe ntnis auch des russischen Wesenskreises; e Stellung „zwischen zwei Welten" gab er seiner Kunst ihren besonderen, unnachlichen Klang. Eine Weite des Herzens, die Zerflossenheit wird, weil eine wunder- Klarheit der Gestaltung sie bändigt.

ls junger Mensch kam er nach Deutschland trat bald den Münchner Kreisen der itter für die Kunst" nahe. Schon die frühen ie, mit denen er damals hervortrat, zeigen zarte Unendlichkeit der dichterischen Schau:

will den Frieden blasser Auen suchen
Frühjahr, wenn der Schnee von Hügeln rinnt
auf die ersten hellen Spitzen achten
feuchten Grund . . .

Damals erschien auch im Inselverlag eine Übertragung der „Pippa" von Robert Browning, die ihn zuerst als Übersetzer von seltenem Range zeigte. Eine Tragödie „Peter und Alexej" (Inselverlag 1912) trug seinen Namen mit Ruhm auf die Bühne. Martersteigs Inszenierung im Leipziger Alten Theater war ein großer Erfolg — der Ausbruch des Krieges aber, der den Dichter in Rußland überraschte, verschüttete alle Möglichkeiten weiterer Wirkung. Die Puschkin-Übertragung, eine von ihm besorgte Phöbus-Ausgabe von Kleists Werken, Manuskripte eigener Dramen blieben ungedruckt liegen. Erst 1919 brachte der Musarionverlag, München, eine weitere Reihe von Heiselers Werken heraus: ein Lustspiel reinster Art, von Shakespearisch heiterem Ernst „Die Magische Laterne", ein Trauerspiel „Grischa" und die Erzählung „Der Begleiter" (Grauen, das den überkommt, dem Gott nahe tritt und der zu schwach ist, die Gegenwart des Ewigen zu tragen . . ., dies etwa ist der Kern der Novelle, die unter Modernen nur vielleicht in Hofmannsthals „Bassompierre" ihresgleichen hat).

Ende 1922 kehrte Heiseler von Rußland heim. Stilles und stetig reifendes Schaffen erfüllte seine letzten Jahre, nachdem er die schwersten Schrecken der russischen Revolution und des Bolschewismus leidend miterfahren hatte. „Die Drei Engel", ein zyklisch geordnetes Gedichtbuch (Ernst Heimeran, München 1926), umfassen und künden das innigste Erlebnis seiner gereiften Seele, die den Wundern und Schrecken des Lebens wissend und gläubig bejahend entgegentritt:

Im Streit erworben, hohen Schmerz nicht missend,
Wird es dir standhaft wie Gestein und Erz.
Verstehend nur und bis zum Letzten wissend
Faßt du's mit allem Glanze in dein Herz.

Im Kaiserverlag, München, erschienen 1927 zwei seiner letzten Werke: das Adventsspiel „Die Nacht des Hirten" — alle Schauer der Heiligen Nacht spüren wir in dem Einzelerlebnis des Hirten Jakob, den das Wunder ergreift — und „Der junge Parzival", ein Hochzeitsspiel. Eine weitere dramatische Dichtung, wahrscheinlich die höchste und mächtigste Heiselers, „Die Kinder Godunofs" ist bisher von keinem Theater gespielt worden . . . und doch weiß man seit dem

„Peter und Alexej", daß dieser echteste Dichter die Technik der Bühne wie wenige beherrschte, während doch oft sonst den großen dramatischen Dichtungen der Deutschen eben das fehlt, was sie zu wirklichen Dramen machen würde: die theatralische Sicherheit.

Zu nennen sind endlich Heiselers Übersetzungen von Dramen des irischen Dichters W. B. Yeats — in ihnen ist so völlig das übertragene Wort zur deutschen Dichtung geworden, daß es scheint, als hätte Yeats — ich weiß keinen anderen Ausdruck — in deutscher Sprache zu dichten gelernt. Nur aus einer tiefen Wesensgemeinsamkeit ist überhaupt dies übersetzerische Wunder zu verstehen . . . Die Wurzeln ihrer Dichtung tauchen bei ihnen beiden in das Göttliche nieder als ihren Ursprung.

Berlin. Franz Ledermüller.

Ein deutsch-römischer Maler

Mit der Veröffentlichung der Lebensbilder Max Roeders[1]) gibt der bekannte deutsch-römische Verleger Regenberg, der vor dem Kriege Inhaber des Loescherschen Verlages gewesen ist, Zeugnis davon, daß er auch unter den neuen Verhältnissen für die Pflege bester deutsch-römischer Art zu wirken gewillt ist. Denn der Maler Max Roeder, der die hier gesammelten Notizen in den Achtziger- und Neunzigerjahren niederschrieb, ist einer der wenigen, die heute noch Deutschrömer aus großer Überlieferung und innerster Notwendigkeit genannt werden können. Der als Jüngling sich einst auf römischem Boden festsetzte, aus dem Bewußtsein heraus, gerade im Süden für sein idealistisch-stilistisches Schaffen stets von neuem die adäquaten Wirklichkeitsanreize zu finden, fühlt noch heute die innere Notwendigkeit des Umgangs mit der Antike für sein Wesen und Schaffen, ist aber dabei keineswegs auf einen doktrinären Regelklassizismus eingeschworen, sondern empfindet die Antike so lebensstark und vielseitig, daß er schon vor Jahrzehnten zu unbefangenster Bewunderung des allerregelwidrigsten römischen Barock gelangt ist.

Seine Jugendaufzeichnungen sind schon deshalb interessant, weil sie — nach einer stimmungsstarken Schilderung seines niederrheinischen Kindheitsparadieses — mit vollster Offenheit und Selbstkritik das Ringen des von H... aus melancholisch-besinnlich eingestellten, d... durch manche Lebensunbilden bedrückten M... schen um eine ab- und jenseits aller Zeitm... verfochtene Schaffensweise spiegeln. Mag m... sich zur stilistischen Landschaft stellen, wie m... wolle, mag man noch so wenig gewillt sein, Lob und Tadel anderer die Wege dieses eig... willigen Künstlers mitzugehen (der übrig... seine technische Ausbildung vornehmlich ... München, bei Nauen, genossen hat): man k... nach der Lektüre des Buches keinen Augenb... zweifeln, daß das unentwegte Fortschaffen ... noch heute jugendlich glühenden Mannes ... einer „unmodernen Richtung" stets von echte... poetisch-kompositorischer Eingebung bestim... stets von tiefstem Verständnis der Wirklich... und strengstem Eifer um Vervollkommnung ... künstlerischen Mittel begleitet gewesen ist: ... eine so geklärte und innerlich gerechtfertigte ... scheinung sui generis wird dieser vornehm... Outsider einst in der Geschichte der K... genannt werden. Wobei nicht vergessen wer... mag, daß dieser Deutschrömer in seiner ... kenntnis des Weges vom Ganzen zum Einzel... schon vor Jahrzehnten Gedankengänge jü... ster „Gestalttheorie" vorweg genommen ... Schon heute aber wird ihn sicherlich jeder L... des von R. H. Bartsch mit vieler Wärme ... geführten Bandes dankbar und mitempfind... als einen innerlich wahrhaften deutsc... Geistesmenschen begrüßen, der gerade im rö... schesten Rom — der Malerautor ist heute ... einzige deutsche Mitglied der altehrwürdi... römischen Malergenossenschaft vom heili... Lukas! — die Art seines Volkes bedeutsam ... repräsentieren berufen ist.

München. Franz Aren...

[1]) Max Roeder, Jugendstürme. Lebensbilder eines Landschaftsmalers. Mit einem Vorwort von Rudolf Hans Bartsch. Mit Porträt und 16 Tafeln nach Gemälden und Radierungen des Künstlers. Rom, W. O. Regenberg, 1927.

Idioten-Glosse

„Es wird immer Idioten gel... die versichern, der Wunderm... Homer hätte Ilias und Odyssee ... macht, der Wundermann Moses ... Pentateuch."

Ulrich von Wilamowitz-Moel... dorff: „Die Heimkehr des Odyss... Neue Homerische Untersuchung... Berlin 1927, Weidmann.

(Schauplatz: Kaffee Lutz im Münchener ... garten. Unser Nachbartisch, im Service ... schwarzen Hedwig. Zeit: Ende Mai 1914, ... die Kastanien abblühten.)

„Homer", sagte der Maler, „ist akademisch bis
m Kitsch; eine Vorform von Rafael. Auf ihn
der Unfug zurückzuführen, den man früher
s Schöne nannte. Ein Begriff, der für uns
n Gespenst ist, aber kein revenant."
„Homer", sagte der Privatdozent mit dem
tel a. o., „ist ein Wort, eine Fiktion, ein Phan-
m, ein Nichts. Es gibt weder eine Ilias noch
ne Odyssee. Es gibt nur einzelne Hexameter,
n denen zu unserm Glück fünfzig Prozent
sch überliefert sind. Homer ist eine Syntheſe.
ynthesen sind unwissenschaftlich."
„Homer", sagte der Religionspsychologe, „ist
rin Europäer, Arier, daß er zu seinen Göttern
in religiöses Verhältnis hat. Sie sind nicht
ders als er selbst. Sie sind konkret. Sie um-
ben ihn wie Luft, Licht, Wolke, Berg, Strom,
aum. Sie sind Luft und Licht, Wolke und
erg, Baum und Strom."
„Homer", sagte der Ekstatiker, „ist der erste
rnierte Abendländer. Bei ihm wird die magi-
e Innenkugel zur planen Scheibe; alles flach
d alles sichtbar. Man ist heute Abendländer
r um den Preis: borniert zu sein. Die Welt
Chaos. Homer fälscht sie zum Kosmos."
„Homer", sagte der junge Russe, „ist der
lare Gegensatz von Dostojewski. Er ist ein West-
r. Der ärgste aller Westler, reaktionärer selbst
s Turgenjew; fast so rückständig wie Goethe."
„Homer", sagte der Nervenspezialist, „mißr-
steht die prachtvollsten Fälle ins Gesunde.
enelope ist im Wechsel, Odysseus im Klimak-
rium, Nausikaa ein Komplex. Was hätte
edekind aus diesem Stoff gemacht!"
„Homer," sagte der Benediktiner, „ist nur die
ikroskopische Verkleinerung des Gottespro-
ems. Produktive Jahrhunderte und Indi-
duen haben weder an der Existenz des Schöp-
s der Welt gezweifelt, noch an der des
chöpfers der Odyssee. Erst der scheingelehrten
ypie des abgelaufenen Jahrhunderts war
vorbehalten, das Universum und die Ilias
rch generatio aequivoca zu erklären. Es gibt
ien ontologischen Homerbeweis, wie es einen
tologischen Gottesbeweis gibt."
Rosenheim. Josef Hofmiller.

Dr. Walter Riezler,

rektor des städtischen Museums in Stettin, ist
rch unvorhergesehene Abhaltungen verhindert,
n für dieses Heft bestimmten Aufsatz zum
. Geburtstag unseres Mitherausgebers Hans
itzner zu vollenden. Wir hoffen, unseren
sern den Aufsatz zu einem späteren Zeitpunkt
tteilen zu können.

25 Jahr-Feier der Süddeutschen Monatshefte

Die Leser der S. M. wissen, daß es nicht unsere Gewohnheit ist, in diesen Spalten von eigenen Angelegenheiten zu sprechen. Aber es käme uns doch unnatürlich vor, vor ihnen ganz über die Feier zu schweigen, welche am 12 April im Cherubinsaal des Hotels „Vier Jahreszeiten" in München etwa 130 Freunde und Mitarbeiter unsrer Zeitschrift zu Ehren ihres 25jährigen Bestehens zusammengeführt hat. Sie begann mit einem Festakt, ihm folgte ein gemeinsames Abendessen und anschließend ein zwangloses Beisammensein, das nicht wenige der Teilnehmer bis zum frühen Morgen vereinigt hielt. Das besonders Kennzeichnende des Abends war, wie uns schien, die seltene Herzlichkeit und persönliche Wärme, die ihn erfüllte: das Gefühl innerer, wesentlicher Verbundenheit, das alsbald, unter so vielen eigenwüchsigen Männern, eine Art familienhafter Zusammengehörigkeit hervorrief.

Der langsame Satz und das Rondo aus op. 13 D-Dur von Hans Pfitzner, dem Mitbegründer und Mitherausgeber der S. M., vom Berber-Quartett gespielt, leiteten den Festakt in der Halle ein. Geh. Hofrat Dr. Schulmann, in dessen sicheren Händen die ganze Vorbereitung und Leitung des Abends gelegen war, begrüßte die Gäste. Die Festrede unsres Freundes Professor Georg Karo-Halle schilderte Arbeit und Ziele der Zeitschrift in dem verflossenen Vierteljahrhundert. Dann kam die Reihe der Glückwünschenden: Staatsminister der Justiz Franz Gürtner für die bayerische Staatsregierung, Oberbürgermeister Karl Scharnagl für die Stadt München, Prorektor Geheimrat Dr. Schüpfer für die Universität und die Technische Hochschule München, die Herrn Geheimrat Dr. Ernst Mayer und Universitätsprofessor Dr. Fr. Lent für die Universitäten Würzburg und Erlangen, Dr. Friedrich Oldenbourg für die Vereinigung Münchener Verleger, für den Bayerischen Buchhändlerverein und für den Börsenverein deutscher Buchhändler, Dr. Edgar Jung im Namen der Frontgeneration. Aus unserm engsten Kreis sprachen der Unterzeichnete zum Gedächtnis unsrer toten Mitarbeiter und Freunde und Arthur Hübscher über Weg und Sendung der S. M.; diese beiden Ansprachen finden die Leser im Anschluß an diesen Bericht wiedergegeben. Professor Paul Nikolaus Cossmann dankte allen Glückwünschenden und gedachte dabei auch der Verdienste der früheren Freunde und ersten Helfer der S. M., Wilhelm Weigand, Friedrich

Naumann, Georg Müller, Robert Hallgarten, Heinrich Simon, Alfred Walter von Heymel.

Beim anschließenden Abendessen lenkte Herr Karl Haniel-Düsseldorf dann die Aufmerksamkeit darauf, daß dies Fest des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Monatshefte nahe zusammenfalle mit dem sechzigsten Geburtstag ihres Schöpfers und Herausgebers. Geh. Hofrat Schulmann übergab Professor Cossmann zu diesem Tag eine Festschrift, in welcher die S. M. eine Auswahl seiner eigenen Aufsätze zusammengefaßt haben; die drei Mitherausgeber haben ihr je einen Beitrag beigegeben, Hans Pfitzner zwei Vertonungen Cossmannscher Gedichte, Josef Hofmiller eine „Erinnerung" an die fünfundzwanzigjährige gemeinsame Arbeit, der Unterzeichnete ein einleitendes Vorwort. Hans Pfitzner selbst überreichte dem Gefeierten, in Erinnerung an eine über fünfzigjährige Freundschaft, die handschriftliche Originalpartitur des „Armen Heinrich"; Professor Fritz Behn, der für die bildenden Künstler sprach, eine Porträtplakette. Außerdem ergriffen noch das Wort Hauptschriftleiter Adolf Schiedt für den Münchener Zeitungs-Verlag, Verleger Dr. Albert Knittel-Karlsruhe für den deutschen Zeitungsverlegerverein, Dr. Rudolf Pechel-Berlin für die Arbeitsgemeinschaft deutscher Zeitschriften, Dr. Max Halbe für die schöne Literatur. Exz. General Karl v. Schoch sprach den Dank der Frontsoldaten aus für das, was die Monatshefte ihnen im Felde gewesen waren; Hofschauspieler Gustav Waldau schließlich den Dank der Gäste.

Unter den Mitarbeitern und Freunden, die uns die Freude gemacht hatten zu erscheinen, möchten wir besonders hervorheben: Joseph Bernhart, Hans Brandenburg, Paul Busching, Karl Cornelius, Adolf Dirr, Peter Dörfler, Fritz Erler, Richard Fester, August Gallinger, Siegmund von Hausegger, Hans Ludwig Held, Korfiz Holm, Hanns Johst, Georg Kerschensteiner, Tim Klein, Erwin Guido Kolbenheyer, Helene Raff, Ernst und Julie Reisinger, Wilhelm von Schramm, Martin Spahn, Oswald Spengler, Emil Thoma, H. W. Freiherr von Waltershausen, Josef Magnus Wehner und nicht zuletzt den Vorsitzenden der Großdeutschen Arbeitsgemeinschaft der S. M., Stadtpfarrer Losch, Waldenburg (Württemberg). Nur eine schmerzliche Lücke des Abends muß auch in diesem kurzen Bericht erwähnt werden, weil es keinen Teilnehmer gab, der sie nicht empfunden hätte, das Fehlen Josef Hofmillers, der durch eine Erkrankung verhindert war zu kommen.

K. A. v. M.

Karl Alexander von Müller:

Was die Herrn Vorredner ausgesprochen haben, waren Grüße der Lebenden und Wünsche für die Zukunft. Verzeihen Sie, wenn ich einen Augenblick ablenke aus diesem Strom des Lebens in eine stillere Bucht. Diejenigen, zu deren Gedächtnis ich Ihre Aufmerksamkeit erbitte, sind die Toten der Süddeutschen Monatshefte: die Männer, die in dieser Stunde hier in unsrer Mitte weilen würden, wenn die grüne Erde nicht schon ihren Leib umschlösse und festhielte — deren Geist jetzt in unsrer Mitte ist, weil er in dem Werke lebt, das uns hier vereinigt.

Nur die Nächststehenden und die Wichtigsten von ihnen darf ich herausheben: Hans Thoma, den Maler und alemannischen Fabulierer, der gerade in diesen Heften als Schriftsteller erst das Wort gefunden hat, von allem Anfang an ihr Mitbegründer und Mitherausgeber; dann Josef Ruederer, unsern Münchner Landsmann, den Dichter und herben Wahrheitssucher; Rudolf Louis, den Musiker und Philosophen; Karl Voll, den Kunsthistoriker; den jung von uns genommenen Eugen Albrecht, den genialen Biologen und Mediziner, und den im Alter noch jung gebliebenen Karl Theodor v. Heigel; nicht zuletzt Alfred Walter von Heymel und Eugen von Gries, die uns als Opfer des Weltkrieges entrissen wurden.

Ich kann hier nicht ausführen, was diese Männer für die Süddeutschen Monatshefte gewesen sind; ihre Namen sprechen in dieser Versammlung für sich selber. Die Älteren unter Ihnen und die mit dem Kreis unserer Zeitschrift schon früher Vertrauten sehen ihre Gestalten vor sich, den Künstler, den Dichter, die Gelehrten, den Weltmann und den Soldaten — aber ein Gemeinsames fällt auf, wenn man so ihre ganze Reihe vorüberziehen läßt: das Natürliche, das Einfache, das sie alle haben, das innerlich Bescheidene, das Echte, eine Mischung von Kindlichkeit und Männlichkeit in fast allen von ihnen, das Deutsche. Fast von jedem gilt, was Cossmann einmal am Grabe von einem von ihnen ausführte, daß das Schönste von ihm ungesagt bliebe, wenn nicht von seinem Menschlichen gesprochen würde. Und dieser gemeinsame Zug gehört, scheint mir, wesentlich mit zu dem Charakter der Süddeutschen Monatshefte, zu der besonderen Charakter, den ihr Herausgeber Paul Nikolaus Cossmann ihnen in diesem Vierteljahrhundert gegeben hat.

Das Herz triebe dazu, um diesen engeren Kreis der Nächststehenden nun die breitere Zahl all der toten und gefallenen Mitarbeiter un

reunde zu stellen, deren jeder, sichtbarer oder
sichtbarer, ein Element in der geistigen Ein-
it bildet, welche diese fünfundzwanzigjährige
rbeit darstellt, und deren Gedächtnis gerade
dieser Stunde wieder vor uns lebendig wird.
ie kennen alle die schönen Verse Conrad Fer-
nand Meyers — wie er nach einer fröhlichen
eier mit jungem Volk, in der einbrechenden
acht über den Zürichsee nach Hause fährt und
ie ihm plötzlich aus den dunkelnden Wassern
e Erinnerung an seine toten Freunde aufsteigt:

„Du, der gestürzt ist mit zerschossener Stirn,
Und du, verschwunden auf einer Gletscherfirn,
Und du, verlodert wie schwüler Blitzesschein,
Meine toten Freunde, saget, gedenkt ihr mein?

Wogen zischen um Boot und Räderschlag,
Dazwischen jubelt ein dumpfes Zechgelag,
In den Fluten braust ein sturmgedämpfter
Chor,
Becher läuten aus tiefer Nacht empor."

Auch wenn unsere Gläser heute klingen, wird
anchem von uns ein solches dumpfes, ge-
mpftes Becherläuten aus der Tiefe dazwischen
nen: die Erinnerung unserer toten Freunde.
In diesem persönlichen Gedenken liegt aber
gleich auch noch ein allgemeines Glaubens-
kenntnis beschlossen, das ich aussprechen
öchte. Eine breite und mächtige Strömung
serer Zeit verkündet, daß das Leben, das
rsönliche Leben des einzelnen, das unmittel-
re körperliche Da-Sein und die daran ge-
üpfte Möglichkeit von Glück und Genuß auf
ser Erde das Höchste sei, was der Mensch er-
eben könne. Wir bekennen uns demgegenüber
Gedenken an unsere Toten zu dem anderen
ger, welchem der eigentliche Sinn des Lebens
rade darin liegt, es einzusetzen und hinzu-
ben für ein Höheres, wie wir es nun benennen
gen, in dem nicht nach Glück und Unglück ge-
rtet wird. Darin ruht, glauben wir, nicht nur
Religion, sondern auch das Volkstum und
Staat, alle lebendige organische Gemein-
aft, wie klein sie sei. Jede von ihnen ist für
s mehr als das bloße Nebeneinander ihrer
ällig gerade über dem Erdboden vorhandenen
itgenossen. Jede knüpft den flüchtigen Wech-
der Geschlechter in geheimnisvoller Dauer
ammen: in ihrem Wesen vereinigen sich die
benden und die Toten. Und so münden doch
ch diese Worte, die den Hingeschiedenen und
Vergangenheit galten, in die Zukunft und
Lebendige: das Lebendige, das stärker ist
der Tod, weil dieser selbst nur ein Glied in
ier Kette ist, nicht nur trennend und ab-
eidend, sondern auch verbindend und er-
haltend. In diesem Geiste wissen wir uns, nicht nur heute, eins mit unseren Toten. Ich darf Sie bitten, sich zu ihrem Gedächtnis von den Sitzen zu erheben.

Arthur Hübscher:

Wenn ich nach den schönen Worten Edgar Jungs noch ein paar Worte für den engeren Kreis der Süddeutschen Monatshefte sagen darf, so liegt es wohl in unser aller Sinn, vom Gemeinsamen zu reden und nicht vom Trennenden. Aus allen Lebensaltern und Berufen, aus den verschiedensten politischen und weltanschaulichen Lagern gekommen, sind die Freunde und Mitarbeiter der S. M. immer in dem geeint gewesen, was über allen Besonderheiten stehen muß, was ihnen Haltung und Sinn verleiht und was im Grunde jedem Deutschen selbstverständlich sein sollte und nur leider doch nicht selbstverständlich ist. Ziele, die nicht immer greifbar in der Wirklichkeit voranleuchten, zu deren Erreichung der einzelne vielleicht nur unbedeutende und unbeachtete Schritte tun kann, solche Ziele verlangen jene reine Hingabe ans Werk, die zugleich Askese und Fanatismus ist, wie denn gerade das überpersönlichste Wollen den Einsatz der ganzen Persönlichkeit bedingt. In diesem Sinne war die Zeitschrift von Anfang an Gründung und Manifestation des reinen Idealismus, und dem entspricht, daß alle Äußerung des rein Persönlichen in ihr zurückgetreten ist. Sie ist niemals ein gewinnbringendes Unternehmen gewesen, und sie wird es wohl auch in Zukunft nicht werden. Sie hat in dem verflossenen Vierteljahrhundert ihres Bestehens nie einen nennenswerten materiellen Erfolg erzielt, nie einen Pfennig Gewinn ausgeschüttet, und auch das heutige Fest wäre wohl nicht zustande gekommen, wenn die Freunde der Zeitschrift es nicht aus eigenen Mitteln ermöglicht hätten. Ein solches Unternehmen kann in einer materialistisch gerichteten Zeit keine besondere Anziehungskraft besitzen, oder vielmehr: seine Anziehungskraft liegt auf Gebieten, die eine weitgehende Entäußerung vom eigenen Ich voraussetzen, ein unbeirrtes Festhalten an dem unverlierbaren seelischen Besitz, der immer auch dem einzelnen allein Sinn und Sendung gibt.

Die S. M. waren überindividualistisch in einer Zeit des schrankenlosen Individualismus. Sie kannten ein Gemeinschaftsziel, wo bei den anderen nur um gleichgültige Ziele irgendeiner gleichgültigen Gemeinsamkeit gestritten wurde. Und so standen sie immer gegen beherrschende Mächte dieser Zeit: gegen einen kaum mehr ver-

hüllten Eigennutz und gegen alle Arten des verlogenen Bruderkusses, den Blick auf das gerichtet, was uns verloren gegangen ist und was uns wiederkommen muß, soll der Glaube an eine deutsche Zukunft nicht jede Berechtigung verloren haben; sie sahen niemals einen einzigen und eigenen Weg, sie ließen viele und verschiedene Wege gelten, doch alle hatten sie das gleiche Ziel: Deutschland.

Das hat uns zu den S. M. geführt, und es wird uns genug getan sein, wenn dem Sinne ihrer Sendung nah gekommen zu sein uns eine spätere Zeit einmal nicht ganz versagt hat. Hier aber, am Vollbringen, erweist sich, daß es uns auch bei dieser Feier nicht um das Lob einer Zeitschrift geht, die an sich gleichgültig ist, und auch nicht um die Huldigung vor einem einmal festgelegten Wunschbild; es geht uns um das, was aller Wirklichkeit und allem Ideal den einzigen Adel gibt, es geht um ein Persönliches im höheren Sinne, um die menschliche Haltung, die Vorbild ist und die in der Nacht unserer Zeit uns notwendig zu sein scheint wie nie. Und darum scheint uns auch in dem Gedanken an diese Zeitschrift das allzu abgenutzte Wort, daß man nicht für die Person, sondern für die Sache einzutreten habe, mit einem ganz besonderen Sinn erfüllt, und es ist nur selbstverständlich, daß dieser Sinn nicht eigentlich davon berührt wird, wie es um diese Sache steht. Wir alle wissen, daß unsere Arbeit heute im besten Fall nur wenigen gelten kann. Aber vielleicht liegt bei den wenigen die Zukunft, und es mag sein, daß sich von ihnen aus die Einsicht breitet, wie sehr das Wollen, das sich auch in den Blättern dieser Zeitschrift zu äußern sucht, nach einem Hölderlinschen Worte „unmittelbar das Vaterland angehen soll oder die Zeit".

Wirkung einiger Aufsätze

Wir erhalten folgende Zuschrift aus Breitbrunn am Ammersee:

„Durch den Tagebuchbericht von Georg Heim im Septemberheft 1928 der S. M. „Mensch und Tier", den Aufsatz von Schwester M. Desideria Braun C. S. J. über Dominikus Ringeisen im Dezemberheft 1928 „Wohltäter der Menschheit" und durch einen Bericht von K. Nötzel in den Münchener Neuesten Nachrichten, wurde der Leiter des Landerziehungsheimes für Mädchen in Breitbrunn am Ammersee, Herr F. Utz, angeregt, die Anstalten in Ursberg eingehend zu besichtigen, und der Eindruck, den das Liebeswerk der St. Josefs-Schwestern dabei auf ihn machte, bestimmte ihn, diesen Schwestern seinen Grundbesitz mit dem Landerziehungsheim als Stiftung zu übergeben.

Am Mittwoch den 10. April kamen der Hochwürdige Herr Superior, die Frau Generaloberin und eine große Zahl von St. Josefs-Schwestern aus Ursberg nach Breitbrunn, um das Landerziehungsheim zu besichtigen und sich mit der Übernahme der Stiftung einverstanden zu erklären. Sie wurden von den Schülerinnen und Angestellten des Heimes freudig empfangen und haben in kurzer Zeit deren herzliche Zuneigung gewonnen.

Das Erziehungsheim und der Schulbetrieb werden vorerst von Herrn Utz in der bisherigen Weise weitergeführt."

Es ist die ständige Sorge aller derer, die durch Schreiben auf gute Werke hinweisen: wird das Geschriebene etwas nützen, wird irgendein Mensch durchs Lesen zum Handeln angeregt werden? Um so mehr freuen wir uns, daß hier einmal der seltene Fall eingetreten ist, einige Aufsätze haben Anlaß gegeben zu einer großen Stiftung; denn das Erziehungsheim Breitbrunn ist ein großes Unternehmen mit vielen und schönem Grundbesitz; zu den Lehrmitteln gehört die weithin sichtbare Sternwarte.

Gedanken

Gemeine Naturen spornt man an durch Mißtrauen, edle durch Vertrauen.

*

Gesellschaftsmenschen besitzen die Gabe, scheinbar über andere und dabei in Wirklichkeit immer über sich selbst zu sprechen.

*

Jeder wäre ein Original, wenn er den Mut hätte, er selbst zu sein.

*

In der anderen Welt muß man, was man in dieser wollen kann.

*

In jedem Augenblick hält Gott einen schönen und der Teufel einen häßlichen Gedanken für uns bereit.

*

Mit der nötigen Portion Liebe beurteilt kann jeder bestehen, ohne sie keiner.

*

Schließlich siegen die wenigen, die nur für andere leben, über die vielen, die nur für sich leben.

*

So viel einer liebt, so viel besitzt er.

*

Aus den Gefängnisbriefen von Wies Moens

Zum ersten Mal verdeutscht von
Herbert Martens

I. 10. April 1920.

Mein guter lieber Freund!

Feigen nach Ostern", hör ich dich in den Bart murmeln! Ja, ich komme etwas spät mit meinem Ostergruß, aber es ist wirklich nicht meine Schuld . . ., die letzten Tage waren besonders schwer für mich, — ich bin auf Reisen gewesen! Über meine Zeugenaussage im Prozeß Jacob wirst du in der Zeitung gelesen haben. Ich bin der Meinung, daß es meine Pflicht war als ehemaliger Student des Dr. Jacob an der Flämischen Hochschule „ohne Haß und ohne Furcht" meine Erinnerungen an sein Professorat vor dem Assisenhof kundzugeben. Diese Erinnerungen werden genau so lebendig und frisch in mir leiben wie dieses Professorat unübertrefflich in seiner Frische und Lebendigkeit war.

Diese meine Reise nach Antwerpen ist in meinem Gefängnisleben (der elfte Monat einer Untersuchungshaft hat bereits begonnen!) eine sehr erwünschte Unterbrechung gewesen: das kannst du dir so recht vorstellen! Und um dir nun nicht ewig mit meiner Glzu dürren Gefängnisphilosophie in den Ohren zu liegen, will ich dir etwas über meine Reise erzählen.

Es war ein naßkalter Tag, als wir die Bahn nach Antwerpen benutzten, und doch, die ganze Zeit lang starrte ich wie verzückt durch das Fensterloch und empfand die Luft, die Bäume und das ganze Land, eingehüllt in den traurigen Regen, als eine göttliche Offenbarung eines unbekannten heimlichen Glücks! Und dann erst die Menschen! Doch, sie blickten so scheu nach mir hin. Ach, sie haben sicher nicht vermutet, aus der fernsten Ferne dicht, daß mein Herz ihnen zusang wie ein fröhlich Kind, immer dasselbe Wort: „Ich hab euch lieb, allemal lieb; ihr meine Brüder, ich hab euch lieb!" —. Auf der Fähre wichen die Menschen vor mir und meinen beiden Bewachern weit zurück, so daß ein geräumiger Platz entstand. Ein paar Frauen (natürlich Mütter!) rückten allerdings näher heran, um mitfühlend meine Ketten zu betrachten, die mir die Handgelenke fesselten, und standen dann kopfschüttelnd still, um über den jungen Mann zu reden mit seinen anscheinend schönen Augen hinter den großen Brillengläsern, der von den Gendarmen in die Begijnenkaße gebracht werden sollte. Warum? Ach, dieses Warum in den Augen seiner Mitmenschen aufflammen zu sehen und nicht sprechen zu dürfen! Plötzlich strahlte die Sonne durch die Wolken, und Antwerpen lag ein paar Augenblicke in einem Lichtmirakel!

Hier geht der Vorhang nieder vor dem ersten Bild. Ich will nicht davon erzählen, was ich dort zwischen den Gefängnismauern erlebte, aus dem einfachen Grunde, weil ich in diesem Brief ausschließlich über meine Reise berichten will, und zwar über das bewegte Leben außerhalb der Gefängnismauern; dort drinnen bleibt es doch immer nur ein armselig

Leben . . . Gib dich zufrieden mit dem zweiten Reisebild, worüber ich den Titel schreibe „Ein Kunstgespräch in einem Diebskarren".

O himmlische Gunst! Wieder einmal die prächtige lebendige Stimme meines Ex professors der germanischen Philologie, unseres geliebten Anton Jacob gehört zu haben Nun weiß ich, woran es liegt, daß mich zuweilen Tage schwarzer Mutlosigkeit und dunkler Aufruhrs wie ein Nachtmahr niederdrücken. Es ist die Absonderung, das ewige Schweigen das sich an uns rächt wie alle Unnatur. Steht in der Bibel nicht geschrieben, die Einsamkeit tauge nicht für den Menschen? — Aber laß die Karre nur rütteln und schütteln, wir beide stehn so ganz im Banne der jungen englischen Literatur. Kann es etwas Packenderes geben als in die Gegensätzlichkeit hineinzuleuchten des dionysischen Lebenswillens eines Rupert Brooke, eines Wilfrid Gibson, eines de la Mare, und des strengen Selbstmartyriums, des traumschweren Transzendentalismus der Deutschen! Und dann die Auswirkungen eines Prozesses zu berechnen, in dem die Geschlagenen doch stets souverän ihren Überwindern gegenüber stehen! Kunststück, wenn Flandern doch nur die Wahrheiten vernehmen könnte, die hier Tag um Tag ausgesprochen werden. Sind wir nicht jung und haben wir nicht gelernt auf alles zu verzichten, auf daß ein ganzes Volk lebe? Was bedeutet am Ende unsere Freiheit und unser Glück dem Rechte, den Lebensbedingungen gegenüber von viereinhalb Millionen Verwahrlosten? — Mutter Flandern wird so herzzerreißend, so herrlich geliebt! — Unser Gespräch über die Literatur nahm seinen Fortgang, sogar über meine eigenen Verse. Wir müssen zuweilen schreien, um einander zu verstehn: „Paß auf, Moens, dein Kopf!" Wir werden hin und her geworfen wie in einer Kajüte bei hoher See. Aber wunderbar ist das Lied des Gormflaith in Bottomleys „King Lear's Wife" und „The Hare" von Gibson ist doch in jeder Beziehung ein sehr merkwürdiges Gedicht! . . .

Hier sitz ich nun und kaue schon fünf Minuten an meinem Füllfederhalter. Soll ich es erzählen? Dann bin ich aber inkonsequent, denn was ich hier erzählen will, geschah in den Gefängnismauern, und ich habe mir doch vorgenommen, nur Reisebilder in diesen Brief aufzuzeichnen. Und doch, versuch es einmal selber, dies für dich zu behalten . . . daß du Besuch empfangen hast . . . von deinem Schatz! Es ist heraus. Nun weißt du's. Es war eine Ewigkeit her, seit ich sie zuletzt gesehen. Ich wußte wirklich nicht mehr, daß es so etwas gab wie die reiche Pracht eines hellen Pelzes, lose auf einem gutsitzenden Mantel von dunklem weinfarbenen Stoff getragen. Und daß die Klangfarbe einer Frauenstimme so zart sein kann, daß du durch sie bis zu Tränen erschüttert wirst. . Es ist vorbei

Ich sitze nun wieder in meiner Zelle an der Nieuwe Wandeling zu Gent und bin am Schreiben. Gestern vormittag bin ich hier angelangt. Die Rückreise geschah in Gesellschaft von vier Sträflingen, unter denen sich ein echter Antwerpener Hafenpirat befand, der vollkommenste Typus eines Rückfälligen, den du dir vorstellen kannst. Als er die Zudringlichkeit so weit getrieben hatte, mich um etwas Zigarettentabak anzugehn (ich war gern dazu bereit), erkundigte er sich zugleich nach dem Inhalt meiner eigenen Akten. Zweimal mußte ich das Sprüchlein wiederholen: „Ich bin Flamingant." Er betrachtete mich mißtrauisch von Kopf bis zu Fuß . . . und begriff nichts davon! In dem Abteil prahlte er mit allerhand Einzelheiten aus seinem Räuberleben. Welch ein Hinabsinken, welch ein moralischer Trümmerhaufen! Für ihn war alles nur „Verhängnis", und du magst so ernst sein wie du willst, eines Tages mußt du doch im Gefängnis landen! Diesem ehernen Gesetz kann kein Sterblicher entrinnen. Und um seinen Worten noch stärkeren Nachdruck zu verleihen, wies er auf mich hin und sagte in seinem Antwerpener Platt, wodurch sein

ebe an Überzeugungskraft unleugbar gewann: Schaut, der Herr ist so seriös und doch
aben sie ihn zu packen gekriegt! — Du lieber Gott, auch dieser Mann gehört dem Volke
n, das wir sittlich heben wollen . . . Aber der Schuft war wenigstens kein Heuchler.
ufrichtigkeit blieb noch das blinkende Zierat seines Menschentums!

II. 8. August 1920.

Unter den vielen Wahrheiten, die mir in der Stille meiner Zelle offenbar werden, ist mir die eine: „Beginne damit, das Leben zu lieben, und das andere wird dir zugeworfen werden", so kostbar geworden wie die Erinnerung an die fleckenlose Seele von Mutters Stimme, wie die reine Träne, durch welche das Licht von geliebten geküßten ugen funkelt.

In den Tagen des Heimwehs und des schluchzenden Verlangens, da das ewige Schweigen ber dir hängt wie ein kaltes Leichengewand, und der Schlüssel des Gefängniswärters urch das harte Schloß hindurch in dein Herz bohrt und knirscht, daß dein Blut und deine eele in Wehklagen ausbrechen, hab ich mich mit verzweifeltem Glauben an diese Wahrheit stgeklammert, bis ich ganz von ihr erfüllt war. Nach solchen Tagen war es, daß ich dir nd den andern schreiben mußte: Bruder, ich bin unverwüstlich.

Die mit mir leben hier drinnen sind weise vor Erfahrung und sagen: Hier ist die Ruhe. as Leben dort draußen hat seine Kreuzstätten und seine großen Enttäuschungen. So gen sie, doch in der Tiefe meines Herzens weiß ich es besser. Ich weiß, daß man ort draußen nicht allein ist, doch zu zweien, was soviel bedeutet wie allmächtig . . . Hier hat sich eine kleine Tragödie zugetragen. In die Zelle eines meiner Freunde ist ne Schwalbe hineingeflogen, um zu sterben! Über dem Gefängnishof treiben Schwärme n girrenden Schwalben an jedem Abend längs der Mauern ihre Spiele. Zuweilen ettere ich empor an meinem Gitterfenster und presse mein Gesicht durch die handbreite ffnung des Fensters, um ihre zierlichen Flüge zu beobachten. Durch diese handbreite ffnung ist nun die Schwalbe in jene Zelle verirrt, wo sie sich bald die Flügel lahm schlug n den Wänden. Am nächsten Tage brachte unser Freund den glänzenden sterbenden ogel in unseren Wandelkäfig. Und dort ist er dann gestorben, zwischen dem Ritterſporn und m Mohn. Weit in der Ferne spielte eine große kupferne Sonnenblume ihm den Totenmarsch. Leb wohl. Es dunkelt. Und ich muß meinen Strohsack noch bearbeiten!

III. 20. August 1920.

Ich wüßte nicht, was ich besseres tun könnte, als ein wenig umher zu laufen. Mir fehlt es an Bewegung. Meine ganze Jugend braust wieder in mir auf. Ach, vierzehn onate Untersuchungshaft sind doch nicht dazu angetan, etwas von unserer Jugendlmacht in uns zu brechen! Nun weiß ich auf einmal wieder, wie unbarmherzig eng es r ist. Den Himmel habe ich nötig, — und die Wolken, mit denen Ihr Türme bauen nnt, — und die Bäume, die Bäume hab ich nötig, o die Bäume! Nie sehen wir hier äume. Mein weiser Nachbar (seine Gelassenheit ist ein stiller Weiherspiegel) spricht zu r: Hör einmal, Wies, laß uns nicht murren. Wir haben doch hier ein paar Blümchen i unserem Wandelhof; dort gerade vor dir steht ein ganzer Gemüsegarten in voller ommerblüte; schau doch empor: du siehst ein Stück Himmel fast so groß wie ein Bettlaken. as willst du noch mehr? —. Bäume, sage ich. — Dieses eine Wort ist wie ein Stein, d: die glatte Teichoberfläche zerstört. Es geht etwas vor in den großen stillen Augen

meines weisen Nachbarn, wenn er ein wenig später zu mir spricht: Bäume! Die Augen werden noch größer: wirklich, das Abbild von einem Baum erscheint plötzlich auf seiner Netzhaut, so daß seine Augen hervortreten. Sie strahlen nun voll und unverwandt, und lauter Lichtschimmer flitzen drüber hin wie Sonnenstrahlen über Stamm und Krone jenes Baumes, „der in der Erde steht und so herrlich wächst" — so ewig herrlich wie ein Riesenleuchter, aus hundert Vogelkehlen schlägt triumphierend das Licht; er steht dort wie ein Räucherfaß: hunderttausend Bienen tragen seinen Duft über die Landschaft, die in seinem Schatten steht; er bedeutet ihre Tiefe, ihre Stimme, ihre lebendige Pracht!

Mehr als einmal hast du mich gefragt: Wie kommt es nur, daß du trotz deines Hungers nach dem Leben nie um seinetwillen in Aufruhr gerietst? „Lieber, stelle solche Frage nicht an mich. Frage die vielen unbekannten stillen Helden unter unseren Geistesgenossen, die hier rund um mich und in anderen Gefängnissen des Landes ohne Murren ihr Joch tragen. Ihre Namen dienen nicht als Schlagworte für ein ganzes Geschlecht, nein, kaum werden ihre Namen dort draußen genannt, weder in der Zeitung noch auf den Versammlungen. Und doch sind sie groß unter den Größten, die für Flandern von einer Nation Kerkerluft leben. Auch ich werde ihre Namen nicht nennen; sie gehn unbekannt und totgeschwiegen ihren Kalvarienweg und bleiben desto herrlicher. Ob Krankheit an ihren Körperkräften zehrt oder ob sie zu Hause eine angebetete Frau und einen ganzen Kranz Kinder hilflos allein ließen, noch halten sie das Haupt hoch und ihr Mut verläßt sie nicht. Sie haben den Glauben, der selig macht. Und fragt ihr sie, was ihnen die Kraft gibt, so fromm und stark durch das unbegriffene Leiden der einförmigen Tage zu gehn, so werden sie antworten: „Es ist doch so selbstverständlich, sich für die Sache aufzuopfern, ein Stück von unserem Leben und ein Stück von unserem Glück für diese Sache zu opfern, die für uns geboren wurde: eine zweite Religion. Säßen wir hier nicht, dann müßten wir doch für unser Volk in Scham erröten, und das ist doch so viel schwerer zu ertragen."

Siehst du, so sind wir am Ende alle. Wenn morgen mein Mädchen kommt und genau so, wie es früher Mutter tat, für sich bekennt, „daß ich nicht lügen kann", dann möcht ich für dieses eine Wort hundertmal meine Jugend hingeben, frohgemut und ohne Berechnung. Und ich weiß, daß du genau so tun wirst wie ich, denn wir alle sind Brüder im Geiste und in der Wahrheit.

Wenn du für Flandern betest, dann vergiß diese stillen schweigenden Helden nicht, vergiß sie nie und nirgends. Sie sind die Pfähle, auf denen Flanderns Haus gebaut wird: niemand sieht sie und doch tragen sie das Haus.

IV. September 1920.

Alle Liebe ist Begreifen. Und es ist keine Liebe, die nicht Begreifen ist. Niemand kann einen anderen vollkommen liebhaben, der nicht lernt mit den Augen des anderen zu sehen, der nicht lernt mit den Ohren des Geliebten zu hören, der nicht glauben kann mit seinem Glauben, verlangen mit seinem Verlangen und nicht beten kann mit seinem Herzen! . . .

In meinen Träumen bin ich in Nachtzügen gereist, ohne Licht. Voll undurchdringlicher Ungewißheiten lag draußen die Dunkelheit über dem Lande wie eine drohende Wand. Menschen saßen neben mir und mir gegenüber: wie ich Wanderer auf demselben Planeten von einem Erstaunen zum andern. Es fielen zwischen ihnen Worte wie: „Wo sind wir?" — „Es ist noch weit." — „O dies entsetzliche Schütteln"; sie aber stießen gegen die Mauer

n Dunkelheit, die zwischen uns war, und sanken ewig tiefer und tiefer: Wurfsteine in nem grundlosen Teich.

Ein Abgrund war zwischen mir und dem Mann gegenüber. Ein Abgrund war zwischen r Frau an meiner Seite und ihrem schlafenden Kinde an ihrer Brust. Überall Abgründe n Mensch zu Mensch. Der Einsame am Rande des Abgrunds schrie hinüber zum Einmen am Rande der Tiefe. Ratlosigkeit und Verzweiflung schrien gegeneinander über le Geheimnisse des Abgrundes hinweg; doch in diesem herrschte das Schweigen, das so ächtig war wie der Donner von Gottes Wort, das Sterne zu Kapitellrosen an des immels Gewölbe herausmeißelt.

Ich zitterte. Ein Mann entzündete ein Streichholz. Einen Augenblick wurde die Deutkeit zum Fluch. Menschenangesichte schrien Menschenleid, Müdigkeit und Langeweile ch mir hin. Als meine Seele sich aufrichtete an dem verklärten Schmerzensangesicht eines Nachbarn, fühlten wir uns alle eins: Kinder eines und desselben Vaters! . . .

Es gibt keine Freude in unserem Leben, an der unsere Brüder und Schwestern nicht it liebevollen Händen geformt hätten; und es wird kein Kreuz auf unsere Schultern legt, an dem nicht unsere Brüder und Schwestern gezimmert hätten. Und ein jeder n uns hilft an dem Glücke formen von jedem unserer Brüder und Schwestern, und jeder n uns ist ein Zimmermannsknecht in der Werkstätte gewesen, in welcher der Menschheit reuze zusammengefügt werden.

So laßt uns denn einander nähern: dankbar und demütig. So laßt uns denn einander gnen und uns niederbeugen vor ihren Sünden, damit an uns erfüllt werde das Gebot s Dichters: Bewundert euch, die einen die anderen!

V. 5. Oktober 1920.

Immer hör ich noch in den Ohren meine Lieben zu mir sprechen: Du mußt ruhen, ruhen, ruhen! Wenn sie sich doch nur einmal besinnen wollten, wie schmerzlich es , nichts zu tun! Nach meiner Krankheit bestürmten sie mich, ich solle nicht arbeiten, ich lle nicht schreiben und zum Dritten, ich solle nicht einmal denken.

Ich habe es nun einmal versucht, einen ganzen Tag nicht zu denken. Das war entzlich! Ich will dann auch so ehrlich sein und bekennen, daß ich in der darauffolgenden acht kein Auge geschlossen habe: so stürmisch kamen all die verdrängten Taggedanken f mich eingestürzt. Arbeiten tat ich auch nicht. Das war aber eigentlich kläglich, weißt du! s war genau so, als ob irgend etwas in dir am Verdorren wäre. Und dazu kam noch s Schreibverbot. Und dies ist der Grund, warum so viele beste Freunde auf all ihre bisteln keine Antwort bekamen . . .

Kamerad, Freund, Schwester, Geliebte, wer ihr auch seid, die mit süßer Mondenandacht er das dunkle Meer meines Verhängnisses sich beugen, — meine Hände und Füße kann an binden, man kann meine Jugend zwischen den Gefängnismauern verdorren lassen, er was in mir hochspringt wie ein Bergquell, was in mir emporblüht wie ein Oleander, dieses, an diesen Südhimmel, diesen Frieden, diese Sicherheit kann sich niemand heranten, niemand, niemand!

Der Tag wird kommen, an dem wir von hinnen gehn mit dem reinen Gold des Lebens unseren Händen: eine Gabe allen denjenigen, die hier an Entbehrung litten! Dann rden wir unser Lächeln an den Mund der Traurigen hängen und wir werden das Herz r Schwachen erhärten.

VI. 28. Oktober 1920.

Endlich, endlich steht eine Lösung in Aussicht! Das Ende oder ein neuer Anfang? Ich weiß es nicht. Ich bin vollkommen still und ruhig. Eine große böse Unsicherheit ist von mir gewichen! Es ist etwas in mir, das dauernd singen und lachen will, oft unwiderstehlich.

Meine Gasflamme brennt. Meine Gasflamme ist wie ein feiner blanker Degen. Ich falte meine Hände und bete: „Herr, laß mich leben wie diese Gasflamme, die gerad und sauber emporzüngelt. Mach mich zu einem solch hohen schlanken Springbrunne weißen Lichtes!"

Draußen hat sich die Mondblume am fast opalblauen Himmel geöffnet, und unter ih ich weiß es, liegt die Stadt mit ihren Türmen und Dächern als zierliches Bildhauerwer geschnitten aus dem Blau der Nacht. Doch durch die geriffelten Scheiben meines kleine Zellenfensters ähnelt der Mond einer Papierlaterne in der Form einer Harmonika, di sanft zu schaukeln scheint.

Ein paar Mal hörte ich, Gott weiß wo, wie der Wind aufkam gleich einem Vogel m forschen Schwingen, welche die Gefängnismauern berührten, in denen nun Zellenfenste an Zellenfenster aufleuchtet wie Augen, die lange geweint haben.

Wenn ich meine Augen schließe, kann ich in einer jeden Zelle den Gefangenen vo seinem kleinen Tische sitzen sehen. Mehrere Dutzend Gefangene kann ich auf diese Weis schauen, von denen jeder in einer anderen Haltung mit seinen kleinen sauberen Arbeite beschäftigt ist. Einige tun auch nichts, das Haupt in die Hände gestützt. Sie starren nac der Wand. Das Unzugängliche ist ihr Augapfel: reiner Wahnsinn. Ihre Gedanken bleibe mir nicht verborgen; es sind welche darunter, die schön sind wie rosige Kindlein und ander schießen empor wie dunkle Strauchgewächse.

Wenn der Mittag kommt, dann hör ich die Strafgefangenen auf dem Hof des große Gefängnisses hinter mir immer im Kreise rundum gehn. Immer, immer schlagen die Klum pen, die Holzschuhe auf den harten Boden: k-lop, k-lop, k-lop, k-lop . . . Schließe ich dan meine Augen, kann ich diese Männer hintereinander schreiten sehen. Ich schaue die graue Sträflingskleider, die gebeugten Rücken, die wurmstichigen Gesichter. Und dann au einmal schau ich auch ihre Seelen! Ich schau ihre Seelen: Armselige, farblose Fähnchen, di traurig daniederhangen!

Ich, der ich mich manchmal als einen späten Nachfahren vom heiligen Franz von Assi oder auch von Savonarola fühle — ich kann über dies innerliche Gesicht maßlos trauri werden und dann wieder wild vor ohnmächtiger Empörung! Denn es sitzt ein böse Dämon in jedem Gefängnis und sein Atem ist wie der Atem des Todes. Liebloſigkeit i sein Name, und ich möchte mit ihm fechten wie Jakob mit dem Engel! Brust an Bru möchte ich mit diesem Teufel fechten, ihn totschlagen mit heißen Worten der Liebe! Sieh mein Freund, über dem Lande sitzen die Gefängnisse wie Riesenspinnen. Wehe de Willenlosen, die sich in ihren Maschen zurechtfinden: sie saugen den Wein aus ihren Seelen ihre Herzen werden hart wie die Tausende von Steinen, aus denen sie bestehen! Weh den Schwachen, wenn sie gebrandmarkt wieder durch die Straßen schleichen: sie werde Steine des Anstoßes für jeden Wanderer und wie Hunde von Herrn zu Herrn abgeschoben Wenn du in diesem Augenblick das Gefängnis von der Höhe sehen könntest, dann würde du die Spinne lauern sehen mit ihren dreihundert Facettenaugen.

Und hier drinnen brennt die Gasflamme hoch und schlank. Und unter ihrem tröstende Licht (manchmal steh ich auf, um mir die Hände an ihr zu wärmen) sitz ich, um an dich z schreiben. Es ist immer ein Fest für mich, wenn ich an dich schreiben kann. Alle Brunne

ingen dann auf. Ja, es ist mir dann, als wehte ein warmer Lenzwind über die Berge. ıiglocken wiegen sacht ihre zarten Kelche. Junges frisches Gras ringsum haucht seine ıgezogene Melodie zurück in die Luft. In den azurblauen Traumreichen hängt hoch eine rche; ihre kleine Feuerseele sprüht in Millionen Funken über meinem Haupt auseinander. Draußen geht auf einmal wieder der Wind und leckt an den Mauern wie eine Flamme d dröhnt an meiner kleinen Scheibe. Die Gasflamme zickzackt und knurrt. Herbst. lerseelen im Anzug!

Hier ins Gefängnis ist der Herbst mit dichten Nebeln eingezogen. Am frühen Morgen ſen wir zitternd umher und fragten fortwährend: Wo bleibt die Sonne? Kommt die nne nicht mehr? Als der Nebel aufklarte, war es Zeit, um wieder in unserer Zelle sitzen.

Was weiß ich von den Wundern dieses bald entschwundenen Jahres? Den Lenz sah nur durch eine Spalte im Diebskarren. Es war zu Lüttich. Auf dem Boulevard d'Avroy. d längs des Parkes, wo die Baumkronen sich rundeten wie Lichtkuppeln! Viele junge ıare sah ich, die Mädchen in hellen Kleidern und die jungen Herren hochgemut und mit ahlenden Gesichtern. Doch im Zuge sahen wir wieder nichts. Wir saßen eingeschlossen unseren kleinen Zellen, die das Licht von oben durch ein rundes mattes Glas emp- gen, das so groß war wie ein Kinderkopf. Auf meinem Reisesack fand ich gerade so viel atz, um mich darauf niederzulassen. Die Gluthitze schläferte mich ein, und als ich wach ırde, begann ich die Zeit damit totzuschlagen, an Zuckerstückchen herumzusaugen, die ten meines kleinen Vorrats! — In den Sommertagen sahen wir die Schwalben. ımals ging ich hier mit bloßem Halse. Nun haben sie mir von Hause ein Paar Hand- uhe und einige alte Winterkleider gebracht. Ich habe bereits ein dunkles Angstgefühl r Winterfüßen, wenn ich meine dritten Weihnachten im Gefängnis zubringen müßte. Was weiß ich vom vergangenen Jahr? — Im Winter trug mein Mädchen Pelz; das lte sich so besonders zart an. Im Frühjahr blieb der Pelz fort, und dann kam sie immer eder in froheren Farben. Im Sommer war sie wie eine Rosenwolke! Jetzt trägt sie eder Pelz.

Und mehr weiß ich nicht vom vergangenen Jahr. Und wenn es noch etwas anderes wesen sein sollte, dann kann ich mich dessen im Augenblick gar nicht mehr entsinnen.

Ihr, die jetzt unter dem goldenen Blätterfall wandelt wie auf einem Gemälde von urtens, schickt mir doch ein paar bronzene Blätter und ein paar rote; ein paar von den minroten Zungen, welche die Bäume jetzt über das Land schütteln: sie würden einen nzen Wald über meinem Haupte hervorzaubern! Großer Gott, was muß jetzt die elt schön sein! Längs der Geleise liegen Panther- und Giraffenhäute in allen Farben. d die Menschen wandeln durch die Stadt in warmen strahlenden Farben: braun und nu und weinrot. Und die Frauen sind schön wie flammende Brombeersträucher.

Ich und mein Freund der Maler, wir haben den Herbst so lieb gehabt wie unser Mädchen! ß wir in der Stadt wohnten, kam er nach Haus mit einer Fracht Eichenblättern und tte ganze Bündel von Zweigen in jede Vase und jeden Kronleuchter und hing einen anz davon um die Totenmaske von Beethoven über dem Bücherschrank. Und in der mmer wurde von Tag zu Tag der Duft des verdorrten Laubes schärfer und strenger : eine heimliche Opfergabe.

Ich werde den Herbst nicht sehen. Die Bäume brennen in ihrem Golde nicht für uns. d was werde ich von den Wundern des kommenden Jahres sehen? Ich weiß es nicht. in Schicksal liegt in den Händen eines Dutzend Menschen, die mich nie gesehen haben, die

mich nicht kennen, nichts von meiner Jugend wissen, nichts von alldem, was die Ewigke Tag um Tag an mein Herz lispelt; nicht einer von ihnen sah mich jemals still in mein Hände weinen, nicht einer von ihnen hat mich je lächeln sehen, während ich zu meine frohen Gotte betete! Niemand unter ihnen kennt meine Niederlagen, niemand meine Aufruhr. Alles was sie von mir wissen werden, wird sein: daß ich ein junger Mann bi der zu zahlreichen Scharen sprach, harte und bittere Dinge sagte, auf daß sie mich nic erwürgen sollten, würde ich sie verschweigen; und schöne herrliche Dinge, weil ich a Schönheit und Güte glaubte und daß sie eins seien im Menschenleben. — Hierauf werde sie ihr Urteil fällen.

Großer Gott, wie auch dieses Urteil ausfallen mag, ich bin bereit. Tag um Tag ha ich das Leben in mir warm gehalten, so wie eine Mutter ihr Kind warm hält, und ich hab gelernt, all das Unabwendbare in die klaren Formen des Glückes hineinzuzwingen. W alles um mich her bedrückend, kalt und häßlich war, hab ich den letzten Funken Schönhe aus mir selber herausgeholt, aus mir selber herausgestampft! Viel Verdruß hab ich gehal um die andern, nur wenig um mich selbst. Denn auch dieses habe ich gelernt: niema kann den Himmel über uns abbrechen denn wir allein. Großer Gott, einmal hab ic wenn auch nur drei Tage, gehungert. Und an einem Abend, als ich vier Stunden lang i einem Zellenwagen gerädert worden war, bin ich so herunter gewesen, daß irgend jema mich getrost hätte mißhandeln können! Doch es ist vorbei. Meine besten Tage vertat i in froher Arbeit. Kinder der Stille sind diese Briefe und meine Gedichte. Und in jede von ihnen hab ich zehnfältig das Leben gelebt, das mir geraubt wurde . . .

Doch ich hasse niemand. Ich beherberge hier in meiner Zelle den weißen Frieder Laßt ihn auch zu euch kommen: seine Flügel wuchsen breit und stark. Wenn er an eu vorbeizieht, sollen die Toten überall auferstehn, und die blanke Erde soll wie eine Festta blinken, an der wir alle sitzen werden zu neuen Agapen!

Kampf um das Bild einer Toten

Aus der Entstehungsgeschichte einer Droste-Ausgabe

Von Bertha Badt in Berlin

Im letzten Jahre erregte eine Folge von Aufsätzen in den S. M., die sich mit den imm noch unbeantworteten Fragen nach Leben und Werk der Annette von Droste-Hülsho beschäftigen[1]), vielfaches Aufsehen. Seltsames Verhängnis scheint über dem Nachlebe der Westfälin zu walten. Achtzig Jahre sind seit ihrem Tode verstrichen; noch imm glückte es nicht, zu der Gesamtheit ihrer hinterlassenen Handschriften vorzudringen. No immer ist die eigentliche Droste-Biographie ungeschrieben — und muß ungeschriebe bleiben, so lange ganze Abschnitte ihres Lebens im Dunkel bleiben. Noch immer ist di vor einer Reihe von Jahren im Verlage von Georg Müller, München, mit den umfassen sten Absichten unternommene kritische Ausgabe ihrer Werke nicht vollendet. Sei es darur der Unterzeichneten, die in der Müllerschen Ausgabe das dichterische Lebenswerk Annetten

[1]) Hulda Eggart: Das Krankheitsbild Annette von Droste-Hülshoffs, Januar- und Februarhe 1928; Freiin Cäcilie Droste zu Hülshoff: Annette von Droste-Hülshoff in ihrer Familie. Eine En gegnung auf Grund des Familienarchivs, Oktoberheft 1928; Hulda Eggart, Drostebiographie un Drostelegende, Novemberheft 1928.

it Ausnahme des Geistlichen Jahres) bearbeitete, gestattet, hier einiges Tatsächliche zur fhellung des Droste-Problems beizutragen. Zwei Fragen unter vielen aus der Ent-ungsgeschichte der Müllerschen Ausgabe seien hier ins Auge gefaßt: die Frage nach Vollständigkeit des sog. „Meersburger Nachlasses" und die Frage nach dem noch heute veröffentlichten Epos der Dichterin, das unter dem Namen „Theodora" bekannt wurde. „Geben Sie die Arbeit an der Droste-Ausgabe auf — noch jeder hat es bereut, der sich als daran wagte." Mit diesen fast an westfälische Mystik anklingenden Worten suchte ch vor Jahren ein Münsterscher Professor, der offenbar aus eigener Erfahrung sprach, n der Arbeit abzuschrecken. Es gelang ihm nicht. Zu stark wurzelte in mir die Neigung Annette von Droste, der ich bereits meine Doktorarbeit gewidmet hatte. Als erstes Ziel vorzubereitenden neuen kritischen Ausgabe ihrer Werke erschien mir selbstverständlich: öglichst vollständiges Erfassen des handschriftlichen Nachlasses. Die beiden Zweige des chlasses, der westfälische und der Meersburger, mußten vereinigt werden, was bis jetzt keiner Ausgabe erreicht worden war. Kreiten hatte allein den Hülshoffer Nachlaß annt, der nach einem Worte Hüffers nicht den zehnten Teil der Gesamtmanuskripte smacht, und selbst diesen so ungenügend ausgenützt, daß die von ihm verglichenen nuskripte Vers für Vers aufs neue durchgearbeitet werden mußten. Eschmanns Arbeit Meersburger Nachlaß hatte von vornherein nur einem, allerdings dem schwierigsten ile der Arbeit, den Nachlaß-Gedichten, gegolten. Trotz zahlreicher Schwierigkeiten ang es mir auch wirklich nach langen Mühen, die Hauptmasse der hinterlassenen Manu-pte der neuen Ausgabe zugrunde zu legen. Freilich nicht alle. Hier soll über die Gründe iger bedauerlicher Lücken im Handschriftenmaterial Rechenschaft abgelegt werden.

Eine Reise nach Westfalen, wo ja seit einiger Zeit nicht nur der Hülshoffer, sondern auch Meersburger Nachlaß aufbewahrt wurde, sollte der Herbeischaffung der Manuskripte nen. Ohne Schwierigkeiten gelang es zunächst, die Benutzung des Hülshoffer Nach-es sowie der früher im Besitze der Baronin Elisabeth von Droste-Hülshoff befindlichen ndschriften, der im Besitze Sprickmanns befindlichen Jugendgedichte und einiger anderer ndschriften-Konvolute (vgl. Bd. 2, 1 S. XXIIIf.) zu erlangen. Aber als es sich darum delte, zu dem Meersburger Nachlasse, der die Hauptmasse der Manuskripte enthielt in Schloß Stapel aufbewahrt wurde, vorzudringen, ergaben sich Schwierigkeiten. hon der Zugang zur Schloßbibliothek war nicht eben leicht. Erst durch das persönliche igreifen des derzeitigen Bischofs von Münster, des hochgebildeten Dr. von Hartmann, ein Verwandter der Familie Droste war, gelang das Unternehmen. Aber auch nach-n die Tore des altertümlichen Schlosses sich mir aufgetan hatten, waren die Hindernisse t beseitigt. Niemals vergesse ich jenen schwülen Sommernachmittag, als ich in der bliothek des Schlosses Stapel, wie mir schien, endlich am Ziel meiner Wünsche angelangt, einem Haufen von Droste-Manuskripten saß, auf den ersten Blick sogleich manche lange mißte Handschrift erkennend. Hier waren die Entwürfe von nahezu allen überhaupt annt gewordenen Drosteschen Gedichten; wer jemals einen Droste-Entwurf mit seinen uz und quer geschriebenen, fast unleserlichen Zeilen vor Augen hatte, wird mir zugeben, Arbeit von Monaten, ja von Jahren meiner wartete. Es mußte nun selbstverständlich in erstes Unternehmen sein, ein Verzeichnis des Meersburger Nachlasses anzufertigen, ich ihn mir zur Benutzung in die Räume einer Universitätsbibliothek erbitten konnte. rade diese Sorgfalt scheint der Ausgabe verhängnisvoll geworden zu sein. Denn als ich nächsten Tage wiederkam, um die Arbeit zu vollenden, da wurde ich zwar mit gleicher undlichkeit aufgenommen wie am Tage vorher. Aber es fehlten unter den von am Tage vorher durchgesehenen Manuskripten eine Anzahl besonders bezeichnender itter. Es muß also am Abend desselben Tages von den Besitzern des Nachlasses eine eute Durchsicht vorgenommen und einiges schon zur Veröffentlichung Bestimmte der zurückgezogen worden sein. Die Gründe zu diesem Verfahren sind mir noch heute t deutlich. Denn es waren nicht etwa Bekenntnisse der Dichterin, die man, wie manche

Briefe, aus persönlichen Gründen zurückhalten wollte. Am Tage vorher hatte ich z. unter diesen zurückgehaltenen Handschriften die beiden 1844 an Schücking geschickten u von ihm mit Annettens Einwilligung aus dem Druck ausgeschiedenen Gedichte „D Spekulant" und „Verfehlter französischer Roman" gesehen; ferner ein kleines Widmun gedicht an einen unbekannten Engelbert, „Das Brockenhaus" betitelt, und dgl. m.

Warum in aller Welt sind diese ganz unpersönlichen, eigentlich nur für den Philolog und Drosteforscher als Dokumente der dichterischen Entwicklung wichtigen Gedichte dam ausgeschieden worden? Und wie vielen vielleicht wichtigeren Gedichten, die ich noch ni beim ersten Anhieb gesehen hatte, mag ein ähnliches Schicksal zuteil geworden sein? N mand konnte oder wollte mir darüber Aufschluß geben. Auf meine Fragen wurde mir achselzuckende Bescheid: „Es ist über Tante Nette schon viel zu viel geschrieben worden.

Den westfälischen Schwierigkeiten gesellten sich neue und dunklere Gewalten, als daran ging, dem Verbleib der geheimnisvollen „Theodora", einer, wenn die Nachrich nicht trügen, bis heute ungedruckten epischen Dichtung Annettens, nachzuforschen. Die Manuskript enthält nach einigen nur die ältere Fassung ihres Epos „Des Arztes Vermächtni auch dann wäre es ja für den Herausgeber einer kritischen Ausgabe von höchster Wicht keit gewesen. Nach anderen aber, besonders nach den Angaben des damaligen recht- o unrechtmäßigen Besitzers der Handschrift enthielt die „Theodora" ein „Originalgedic Annettens, das in unverhüllter Form ein leidenschaftliches Erlebnis der Dichterin wiedergab

Der Mann, in dessen Hände durch ein seltsames Schicksal dies höchst wertvolle Dro Manuskript gelangt war, hieß Pierre Masclaux und war ein früherer Jesuit. Elisab von Droste-Hülshoff hatte ihm, der früher Hauslehrer im Schlosse der Droste gewe war, unter anderen Manuskripten auch dieses anvertraut und ihm, wie es schei auch das Recht zur Veröffentlichung übertragen. Nach einem Zerwürfnis mit Familie aber hatte Masclaux auf keinen ihrer Briefe mehr geantwortet. Endlich gelo es mir, diesen Mann in einem halbdunklen Hofzimmer einer Nebenstraße des Berli Westens aufzustöbern. Nach langen Verhandlungen entnahm er schließlich seinem Schre tisch das kostbare Manuskript — vielmehr eine Photographie des Manuskriptes, die er mit schützend vorgehaltenen Händen zu zeigen sich herabließ. Hier zeigte er dann j berühmten Zeilen, die Adele Schopenhauer, die Freundin Annettens, in ihrer Besprech des Drosteschen Epos „Des Arztes Vermächtnis" erwähnt und die in der gedruckten Fassu des Gedichtes sich nicht finden. Auf die Frage, ob er dem Verlage das Manuskript Veröffentlichung überlassen wolle, weigert er sich zunächst energisch. Er läßt durchblick daß er es selbst einmal „zu gelegener Zeit", wie er sagt, stückweise veröffentlichen wer „um Rache an der Familie Droste zu nehmen". „Rache ist süß!", sagt er wirklich; es kli wie aus einem schlechten Roman. Allmählich gibt er nach. Die Preisfrage wird erledi alle Vorsichtsmaßregeln sind getroffen. Der Vertrag wird entworfen, selbst ein Rech anwalt wird gewonnen, in dessen Gegenwart die Parteien die Angelegenheit zum A schluß bringen sollten. Am festgesetzten Tage ist alles versammelt — nur Masclaux fel In letzter Minute schrillt das Telephon: Herr Masclaux bedauert, daß er sein Angel zurückziehen müsse.

Niemals habe ich erfahren, welche Gründe an jenem Tage die Änderung seines E schlusses hervorriefen. Ob er es schließlich doch nicht wagte, sich der Familie Droste widersetzen? — Lange nachher hörte man, er habe aus Paris sein Angebot wiederh ohne diesmal, wie man wohl verstehen kann, beim Verlage Glauben zu finden. Jedenfa ist (so viel ich in den letzten Jahren, mit anderen Arbeiten beschäftigt, die Droste-Litera verfolgen konnte) die geheimnisvolle „Theodora" bis heute nirgends aufgetaucht. Wo n sie heute sein und wo ihr rätselhafter Besitzer?

[1]) Vgl. darüber: Hüffer-Cardauns, A. v. D.-H., 3. Ausg. Gotha 1911, S. 108.

n ihrem Aufsatz in den S. M. teilt Cäcilie von Droste-Hülshoff mit: die Familienarchive wären den Forschern immer bereitwilligst zur Verfügung gestellt worden. Nach nen Erfahrungen ist diese Angabe cum grano salis zu verstehen. Es ist in diesem Sommer Münster eine Annette von Droste-Hülshoff-Gesellschaft gebildet worden, die zum ersten e eine Reihe von namhaften Drosteforschern mit Gliedern der Familie Droste vereinigt. wird zu den wichtigsten Aufgaben dieser Droste-Gesellschaft gehören, das immer noch ekannte dichterische wie menschliche Vermächtnis der Dichterin vollständig zu erfassen. dann wird, fußend auf der strengsten philologischen Durcharbeitung ihrer Arbeitsweise, sie in ihren Entwürfen bewahrt ist (vgl. meine Einleitung zu Bd. 2, 1 der G. Müller-n Ausgabe „Über die Prinzipien einer neuen Ausgabe der Dichtungen A. v. D.s", . O. S. V) die eigentliche Droste-Biographie erstehen können.

Neuerscheinungen

Paul Brandt: Kunst und Arbeit. Ein Bilderbuch für die deutsche Jugend. (Leipzig, Alfred Kröner, 16 Bildseiten, Atlasformat, 120 Abb., 2 S. Einführung, 4 S. Erläuterungen in Mappe 1 M., bei größeren Bestellungen Ermäßigung.) Diese Schulausgabe Werkes „Schaffende Arbeit und bildende Kunst" wurde ermöglicht durch die Unterung von Vertretern der Großindustrie, um dem preußischen Kultusminister 5000 Stück Verteilung an Schulen zur Verfügung zu stellen. Auch in Baden hat das Kultus-isterium für ärmere Gemeinden bestellt. Die Tafeln eignen sich zum Ausstellen und den von den Schülern gerne betrachtet.

as Gesicht der Städte nennt sich eine Sammlung, die der Albertus-Verlag in lin herausgibt. Sie entspricht an Größe und Ausstattung der Bände denen des Was-hschen Orbis Terrarum. Der neueste heißt Peking (M. 20); die Photos sind von ig von Perckhammer, das Geleitwort von Arthur Holitscher, der mit Recht betont, die geschichtliche Bedeutung des Bandes nicht hoch genug veranschlagt werden könne, esichts der radikalen Zerstörungsseuche, die augenblicklich in China herrscht. Die Bilder von phantastischer Eindringlichkeit: Landschaft, Architektur, Straßenleben, Volks-en in bunter Abwechslung wirken zusammen, einigermaßen ein Bild zu geben von r der ältesten, geheimnisvollsten, malerischsten Städte der Erde. Die Aufnahmen glänzend, die Wiedergaben vortrefflich.

Bilde Blumen der deutschen Flora. Hundert Naturaufnahmen, meistens von l Dobe. Dies neueste der „Blauen Bücher" von Karl Robert Langewiesche, Verlag, igstein im Taunus (3.30), ist wiederum ein Ei des Kolumbus. Seine Verbreitung ist grenzt, und es ist entzückend. Es zeigt uns die Schönheit der Pflanzen, an denen die e hochnäsig vorbeigehen: Unkräuter! Es will nicht etwa ein botanisches Bestimmungs-el sein, sondern nur zeigen, wie schön diese Dinge sind. Kunstformen der Natur, an n man sich nicht satt sieht. Vor allem auch ein Buch zum Schenken.

as fröhliche Buch. Herausgegeben vom Kunstwart, erneuert von Hans Boehme. —176. Tausend. Mit Zeichnungen deutscher Meister (München, Callwey, geb. 7.50) s fröhliche Buch", die Auswahl deutschen Humors, war eine der verdienstlichsten mlungen von Avenarius. Die neue Auflage bringt manches Neue und läßt anderes weg. nand wird deshalb mit dem Herausgeber rechten. Jeder macht eine Auswahl so gut nn. Ich würde jetzt auch schon manches in meinem „Deutschen Antlitz" anders machen, doch glaubt' ich, als es fertig war, besser könne es nicht mehr werden. Daß „Das iche Buch" den Kindern schon zugänglich ist, weiß ich von den meinen. Daß es auch achsenen etwas bietet, weiß ich von mir selbst. So wollen wir uns an das halten, was steht, und nicht schmälen über das, was wir etwa vermissen.

Die Verlagsbuchhandlung Friedrich Bassermann in München legt in 2 Oktav-Bänd (1500 Bilder, 986 Seiten Text, Ganzleinen 25 M.) den „Humoristischen Hausscha von Wilhelm Busch vor: Von mir über mich, Die fromme Helene, Abenteuer ein Junggesellen, Herr und Frau Knopp, Julchen, Der Geburtstag, Die Haarbeutel, Fip der Affe, Balduin Bählamm, Maler Klecksel, Plisch und Plum, Bilder zur Jobsiad Pater Filucius, Dideldum. In Pappbänden würden sie einzeln 27,50 M. kosten. D kleinere Format ist sehr angenehm, die Bildergeschichten lesen sich so vergnüglich wie n je. Man freut sich der beiden Bände so, daß man unwillkürlich wünscht, auch die Pro geschichten, die Kritik des Herzens und Zu guter Letzt in einem Bande beisammen haben: jenen unbekannten Busch, der erst den Schlüssel zum bekannten in die Hand gi man könnte auch noch anderes hinzunehmen, wie „Meiers Hinnerk" aus dem Kalend „Der Heidjer" (1907), das Sylvestercarmen „Die Uhren", „Was mich betrifft", d wundervolle Gedicht auf Lorenz Gedon, die „Neujahrsbetrachtung" aus „Nord und Sü und so manches, was so gut wie verschollen ist.

Ein schönes, ernstes, wertvolles „Lebensbuch für junge Mädchen" gab Lu Doxie heraus (Herder, Freiburg i. B.). Es ist für katholische Leserinnen zwischen 15 u 20 Jahren bestimmt und wird ihnen viel geben. Besonders anziehend fand ich die Seit über Clara Schumann, über die heilige Theresia und die Skizzen aus Forte dei Mar

Else Wenz-Vietor hat für Langewiesche-Brandt in Ebenhausen ein Bändchen r bunten Bildern geschmückt: „Schelmengesindel" (3,50 M.). Es sind Reime von Arn Storm, Kopisch, Mörike, Blüthgen, Busch usw. Die Künstlerin hat einen feinen Hum und unübertrefflich sind ihre Blumen. Ich stellte das Bändchen in einen Schaukas meines Gymnasiums, täglich eine andere Zeichnung: auch die Großen blieben davor steh

Im Laufe der letzten Monate haben sich einige gebundene Reclam-Bändchen zusamme gefunden, es ist Zeit darüber ein Wort zu sagen. Die Ausstattung hat erstaunliche Fortschri gemacht, vor allem die Einbände sind reizend. Reclam hat sich für die Ganzleinenbär ein neues Signet zugelegt, einen krähenden Hahn, sehr hübsch. Kuno Fischers Jugendw „Diotima" eine Ästhetik in Briefform, die unmittelbar an Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen" anknüpft (M. 2,40). Anatole Frances Meisterrom „Die rote Lilie", in der Übersetzung der Gräfin F. von Reventlow (M. 2,40). Des Long entzückende spätantike Liebeserzählung „Daphnis und Chloe" (M. 1,20): Goethe hat sehr gern gehabt. Eine sorgfältige kleine Auswahl aus Görres: „Wider Napoleon für das deutsche Volk" (M. 1,20). Ein „Opernführer" von Georg Richard Kruse (M. 3,2 der vor allem den Rundfunkhörern willkommen sein wird. Die Zeiten, wo das Recla buch bestenfalls „geradeaus" war, sind vorbei; jetzt ist es auch äußerlich eine Freude.

Gertrud von Le Fort: Das Schweißtuch der Veronika (Kösel & Pustet, Leinen 10 M Bisher war die beste Geschichte einer Konvertitin in Rom Madame Gervaisais von d Brüdern Goncourt. Diese neue ist in jeder Beziehung besser: Die römische Welt ist leben auf jeder Seite, und die Wandlungen einer weiblichen Seele bis zum Übertritt mit al Vorwegnahmen, Rückfällen, Hemmungen sind mit feinster Seelenkunde dargestellt. Der A wand von Personen ist so gering wie beim späten Ibsen: Die Heldin, ihre Großmutter, i Tante, ihre Haushälterin, eine Freundin der Großmutter, deren Sohn. Ihrer aller L ziehungen sind innerlich, knüpfen und verwirren sich, entknoten sich, reißen. Wer nicht den Gegenstand, nämlich den Übertritt, Interesse hat, dem wird das Buch wenig geb trotzdem es ganz von römischer Luft erfüllt ist. Hervorragend ist die Prosa, in der geschrieben ist.

Josef Hofmiller

Redaktionell abgeschlossen am 22. April 1929

Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübs in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & C Niefern bei Pforzheim.

Zur Einführung

Der Schatten der Vereinigten Staaten liegt seit dem Ende des Weltkrieges über Europa, gleich dem Schatten eines Riesen, der sich unerwartet aufgerichtet hat. Von welcher rt ist dieser Riese eigentlich? Wird er noch weiter wachsen und sein Schatten, der über en Ozean reicht, mit ihm?

Ein Heft, das Aufklärung über die Vereinigten Staaten bieten will, bedarf heute in eutschland, in dem Deutschland des Dawesplanes und der Youngkonferenz, keiner be- nderen Begründung mehr; der Aufmerksamkeit ist das Amerikanische bei uns gewiß. s scheint uns freilich, als ob diese deutsche Aufmerksamkeit sich bisher am wenigsten dem gewandt hat, was an den Vereinigten Staaten das Bemerkenswerteste und das Größte t, das, worauf ihre eigenen Bürger selbst den höchsten Wert legen: die Einrichtung ihres taates und ihrer Gesellschaft. Wir Deutsche, die jetzt eine ungefähr tausendjährige atliche Geschichte hinter uns haben, entschuldigen uns so gern mit unserer politischen ugend und Unerfahrenheit: man könnte eigentlich von uns nicht verlangen, daß wir schon n sicheres Nationalgefühl, einen festen Staat hätten ausbilden können. Hier sehen wir ne Nation und einen Staat, die beide vor 150 Jahren erst zu leben begonnen haben; eren Volkstum, im hellsten Licht der modernen Geschichte, aus immer neuen Zuströmen us aller Welt erst zusammengeflossen ist — immer noch zusammenfließt; deren Politik irklich ein völlig Neues aufzubauen hatte, ohne Vorbild, ohne Überlieferung: und doch scheint diese Nation heute so einheitlich, in sich gefestigt, von einem so leidenschaftlichen ationalgefühl durchdrungen wie kaum eine andere; und doch ist ihr Staatswesen eines er festesten, mächtigsten und erfolgreichsten auf der Erde. Ihre Verfassung, die vor 40 Jahren für knapp 4 Millionen Menschen geschaffen wurde, beherrscht heute, ohne esentliche Änderung, 126 Millionen, die sie verehren.

Müßte es uns nicht über alles fesseln, wie das möglich wurde? Müßte es uns nicht enso fesseln, zu erfahren, wie es kommt, daß in diesem Land des höchstentwickelten apitalismus bisher keine Klassenfeindschaft sich gebildet hat, wie hier, mitten im rücksichts- festen Daseinskampf, dennoch ein natürliches, friedliches Vertrauensverhältnis von enschen zu Mensch, ein opferwilliger, sozialer Gemeinsinn lebendig geblieben sind, die uns tschwanden? Müßte uns all dies nicht um so mehr fesseln, wenn wir uns überlegen, daß ser deutsches Volk sich mit keinem anderen in den letzten Jahrhunderten blutmäßig, rch einen unaufhörlichen, riesigen Strom von Auswanderern, so eng verbunden hat ie mit diesem — daß Millionen von Menschen deutscher Art dort also in wenigen Jahr- hunten eben das zu lernen vermochten, was ihnen hier bei uns in Jahrhunderten nicht lang? Wäre es nicht wichtiger für uns, den Föderalismus zu kennen, auf dem dieser rke und einheitliche Staat sich aufbaut, die gewaltige Machtstellung des Präsidenten, e Bedeutung der ersten Kammer in diesem Musterland der modernen Demokratie — s wie seinen neuesten Jazz und sein neuestes Kino?

Wir glauben nicht, daß ein Volk das andere nachahmen kann. Eine menschliche Gesell- aft ist ein außerordentlich vielteiliges und verwickeltes Wesen mit zahllosen verborgenen echselwirkungen und inneren Zusammenhängen, das nur ungeheuer schwer mit bewußter sicht zu verändern und umzugestalten ist, selbst wo seine natürlichen Anlagen eine solche eränderung gestatten. Deshalb haben alle gesunden Völker — die Leser werden es in esem Heft vielleicht mit einigem Erstaunen auch von dem Volk der Vereinigten Staaten ren — einen tiefen konservativen Instinkt, eine Ehrfurcht vor ihrer Vergangenheit, s der ja ihre Gegenwart mit all ihren Kräften stammt. Aber wir glauben an die Macht nd die Ausbreitungsfähigkeit großer Ideen. Sie überfliegen die Grenzen und erwecken ch auf einem andersartigen Boden ein neues Leben. Sie sind das eigentliche vereinigende and zwischen den Völkern der Erde.

Amerikas Staatsverfassung

Von Carl L. W. Meyer in Washington, D. C.

Unter den Staatsverfassungen der Nationen der alten und neuen Welt ist die der Vereinig ten Staaten in geschichtlicher und in politischer Beziehung von besonderem Inte esse. Es ist wohl allgemein anerkannt, daß keine Verfassung größeren Einfluß auf die pol tische und konstitutionelle Entwicklung anderer Länder, besonders in Südamerika, aus geübt hat als die amerikanische. Nicht allgemein bekannt dürfte jedoch sein, daß die Vereinig ten Staaten, die man in Europa gewöhnlich als die jüngste unter den Nationen ansieh das älteste unter den heute geltenden geschriebenen Staatsgrundgesetzen besitzen.

Als Amerikas materielle Fortschritte während der zweiten Hälfte des vorigen Jah hunderts die Aufmerksamkeit des Auslandes erregten, schenkte man in Europa seine politischen Verfassung, dem Grundstein auf den sich der Riese der Zukunft stützte, wenig Be achtung. Die konkreten Erfolge fielen leichter ins Auge als abstrakte Grundsätze. Ma schrieb diese Erfolge dem Reichtum des Landes zu und vergaß, daß Länder wie Rußlan und China ähnliche Schätze und unbegrenzte Möglichkeiten in ihrem Schoße bargen.

Wie bekannt, ist der 4. Juli 1776 der Geburtstag der Vereinigten Staaten. Schon im Frühjahr des Jahres 1775 kam es in Massachusetts zu vereinzelten Gefechten zwischen de englischen regulären Truppen und den amerikanischen Rebellen. Die Engländer machte verzweifelte Versuche, den Verlust des Tochterlandes zu verhindern; aber die kurzsichtig politische Psychologie der leitenden englischen Parlamentarier, Minister und Politik zerriß die noch bestehenden Bande treugesinnter Anhänger des Mutterlandes und führte im nächsten Jahre zu der berühmten Unabhängigkeitserklärung von 1776.

Elf ereignisreiche Jahre vergingen jedoch, ehe die jetzige Konstitution das Licht der We erblickte. Erst galt es den Befreiungskrieg zum erfolgreichen Abschluß zu bringen. Als dan 1783 der Friede mit England hergestellt war, erwiesen sich die Artikel der Konföderatio die vom Kongreß am 15. November 1777 unterzeichnet, aber erst am 1. März 1781 vo allen Staaten angenommen worden waren, als unzulänglich. Das Fehlen einer nationale Exekutive, einer nationalen Finanzwirtschaft, eines nationalen Gerichtswesens, und d Machtmittel, eine einheitliche Organisation zu schaffen, machte sich überall bemerkba Als der Druck von außen beseitigt war, trat dies erst recht zum Vorschein. Die Bunde finanzen waren dem Zusammenbruch nahe, der Handel zwischen den amerikanischen Staate sowie mit dem Ausland lag darnieder, die Zollgesetzgebung verursachte Verwirrung, kur die Konföderation, wie General Washington sich treffend äußerte, näherte sich der Anarchi

Es war dem entschlossenen Vorgehen einer kleinen Gruppe erfahrener und entschlossen Politiker zu danken, daß es nicht zu Uneinigkeiten zwischen den einzelnen Staaten kam un daß man den Weg zu einer neuen nationalen Verfassung einschlug. Am 17. Septemb 1787 wurde nach viermonatlicher Beratung der Kompromißentwurf einer neuen Verfa sung mit 39 Stimmen von 55 Stimmberechtigten angenommen[1]). Aber es vergingc noch fast zwei Jahre, ehe die neue Verfassung in Kraft trat (am 4. März 1789) und da ha ten North Carolina und Rhode Island sie noch nicht ratifiziert. Schließlich schlossen si auch diese Staaten (November 1789 und Mai 1790) der Union an.

Ein kurzer Überblick über die Verfassung dürfte hier am Platze sein[2]). Der Zweck d Konstitution ist in der Einleitung zur Verfassung dargelegt. Das Volk der Vereinigte

[1]) Die vertretenen Staaten waren: New Hampshire, Massachusetts, Connecticut, New Yo New Jersey, Pennsylvania, Delaware, Maryland, Virginia, North Carolina, South Caroli und Georgia. Rhode Island war der einzigste der original thirteen states, der keine Vertret geschickt hatte und somit die neue Verfassung nicht unterzeichnete.

[2]) Vgl. Leonhard Meukel, Verfassungsschau, Märzheft 1929 der S. M. „Monarchie und Republi

Staaten, heißt es dort, „ist von der Absicht beseelt, eine vollkommenere Vereinigung zu bilden, Gerechtigkeit fest aufzurichten, Ordnung im Innern zu sichern, für die gemeinsame Verteidigung zu sorgen, die allgemeine Wohlfahrt zu fördern und die Segnungen der Freiheit uns und unseren Nachkommen sicherzustellen". Um diesen hohen Zielen näher zu kommen, legte man die vollziehende Gewalt[1]) in die Hand eines Präsidenten und übertrug die gesetzgebende dem Kongreß, bestehend aus Repräsentantenhaus und Senat. Im ersteren sitzen die Abgeordneten, die alle zwei Jahre durch das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht vom Volke erwählt werden. Abgeordnete müssen das Alter von 25 Jahren erreicht haben, wenigstens 7 Jahre Bürger der Vereinigten Staaten gewesen sein und bei ihrer Wahl Einwohner des Staates sein, in dem sie gewählt werden[2]). Der Senat zählt zurzeit 96 Mitglieder, zwei Senatoren von jedem der 48 Staaten, die auf sechs Jahre gewählt werden, und zwar so, daß alle zwei Jahre ein Drittel ihrer Anzahl ausscheidet. Senatoren müssen das 30. Jahr erreicht haben, mindestens neun Jahre Bürger der Vereinigten Staaten gewesen und zur Zeit ihrer Wahl in dem betreffenden Staat ansässig sein. Ihr Gehalt beträgt, wie das der Repräsentanten, 10000 Dollar jährlich. Während die Abgeordneten des Unterhauses ihren Sprecher wählen, dem bedeutende Machtbefugnisse übertragen sind, ist im Senat der Vizepräsident der Union von Amts wegen Vorsitzender. Dieser darf aber nur dann eine Stimme abgeben, wenn es durch Stichentscheid erforderlich wird. Der Senat hat auch die Befugnis Staatsanklagen abzuurteilen. Der Kongreß muß wenigstens einmal im Jahr zusammentreten, und zwar am ersten Montag im Dezember, „es sei denn, daß durch Gesetz ein anderer Tag bestimmt wird". Kein Senator oder Abgeordneter darf während des Zeitraumes, für den er gewählt ist, zu einem Zivilamt unter der Autorität der Vereinigten Staaten ernannt werden, das während dieses Zeitraumes neu errichtet ist oder dessen Einkünfte erhöht worden sind; auch darf niemand, der ein Staatsamt innehat, während seines Verbleibens im Amte Mitglied eines der beiden Häuser sein. Gesetzentwürfe, die in beiden Häusern genehmigt sind, werden dem Präsidenten der Union zur Unterschrift vorgelegt. Falls er sie nicht gutheißt, kann er sie mit einem Veto an das Haus zurücksenden, von dem sie ausgegangen sind. Stimmen jedoch auch erneuten Beratungen zwei Drittel des Hauses darin überein, den betreffenden Gesetzentwurf anzunehmen, so wird er an das andere Haus zu erneuter Beratung geschickt. Erteilen zwei Drittel dieses Hauses gleichfalls ihre Zustimmung, so erhält der Entwurf über das Veto des Präsidenten hinweg Gesetzeskraft. Dasselbe gilt von Entwürfen, die vom Präsidenten nicht innerhalb von zehn Tagen zurückgesandt werden. Der Kongreß hat die Befugnis Steuern, Abgaben, Zölle und Akzisen aufzulegen und einzutreiben, Anleihen aufzunehmen, Schulden zu tilgen, Geld zu prägen, den Handel und das Konkurswesen zu regeln, Maßnahmen zu treffen für die Bestrafung von Fälschung von Wertpapieren und Geldmünzen der Vereinigten Staaten und Bestimmungen zu erlassen, welche die einheitlichen Maße und Gewichte feststellen. Ferner liegt es dem Kongreß ob, Postämter und Postwege einzurichten, Patente und Erfindungen zu sichern, Gerichte zu schaffen, die dem Obersten Gerichtshof untergeordnet sind, Krieg zu erklären, die Land- und Seemacht zu unterhalten, Kaperbriefe auszustellen, Prisenverordnungen festzusetzen und den Bundesdistrikt, in dem sich die nationale Hauptstadt Washington befindet, zu regieren. Die vollziehende Gewalt, der Präsident, vertritt die Union nach außen, und mit dem Rat und der Einwilligung des Senats hat er die Befugnis, Verträge abzuschließen, vorausgesetzt, daß zwei Drittel der anwesenden Senatoren zustimmen. Der Präsident ist der Oberbefehlshaber des Heeres, der Flotte und der Landeswehr der verschiedenen Staaten. Mit dem Rat und der Zustimmung des Senats ernennt er Botschafter sowie andere auswärtige Vertreter, Konsuln, Richter des Obersten Gerichtshofes und alle anderen Beamten, deren Ernennung

[1]) Durch die Verfassung wird die Regierung in drei Abteilungen geteilt: die vollziehende, die gislative und die richterliche Gewalt.

[2]) Gegenwärtig zählt das Repräsentantenhaus 435 Abgeordnete.

in der Verfassung nicht auf andere Weise geregelt ist. Seine Amtsdauer beträgt vier Jahre doch kann er nach Ablauf dieses Zeitraumes wiedergewählt werden[1]). Der Präsident wir von Wahlmännern (electors) und diese wieder durch allgemeine Volksabstimmung gewähl Im Fall der Amtsentsetzung des Präsidenten oder im Fall seines Todes, seiner Abdankun oder Unfähigkeit die Rechte und Pflichten des Amtes auszuüben, gehen diese auf den Vize präsidenten über. Stirbt auch der Vizepräsident so werden die Funktionen des Amte des Präsidenten von Staatssekretären in bestimmter Reihenfolge wahrgenommen[2]. Niemand außer einem Bürger von Geburt ist zum Präsidentenamt wählbar; außerder muß ein Kandidat für dieses höchste Amt mindestens 35 Jahre alt und 14 Jahre Bewohne der Vereinigten Staaten gewesen sein[3]). Dem Präsidenten zur Seite steht ein Kabinet das aus Ministern, oder, wie man sie in Amerika nennt, Sekretären besteht, und zwar für Aus wärtige Angelegenheiten, Finanzen, Krieg, Seewesen, Post, Innere Angelegenheiter Ackerbau, Handel und Arbeit. Außerdem gehört auch noch der Generalstaatsanwa (attorney general) dem Kabinett an. Jeder dieser Sekretäre bezieht ein jährliches Geha von 12000 Dollar. Der Präsident ist befugt, die Mitglieder seines Kabinetts nach Beliebe zu entlassen, und ist für alle Handlungen der einzelnen Mitglieder verantwortlich. Die rich terliche Gewalt der Union steht dem Obersten Gerichtshof (Supreme Court) und solchen nie deren Gerichten zu, die der Kongreß von Zeit zu Zeit bestellt und errichtet. Die Richter de Obersten Gerichtshofes, wie die der niederen Gerichte bekleiden ihr Amt lebenslänglich

Seit 1789 sind der Konstitutionsakte im ganzen 19 Abänderungen (Amendments) bei gefügt. Zehn davon, die auch häufig als die amerikanische Bill of Rights bezeichnet wer den, wurden kurz nach der Annahme der Staatsverfassung zum Gesetz erhoben[4]). Die 11. Ab änderung (1798) beschränkt das Recht der Gerichte in Streitfragen zwischen Staaten un Privatpersonen[5]). Die 12. (1804) verbesserte die Methode der Präsidentenwahl; währen die nächsten drei die Ergebnisse des Bürgerkriegs (1861—1865), der die Sklavereifrag zugunsten des Nordens entschied, bestätigte und sicherte. Das 16. Amendment (1913 ermächtigt den Kongreß Einkommensteuern zu erheben[6]); und das 17. (1913) regelt neu di Wahl der Senatoren durch das Volk. Das 18. (29. Januar 1919) verbietet das ungesetzlich Fabrizieren, den Verkauf sowie den Transport von berauschenden Getränken (intoxicatin liquors); und das 19. (26. August 1920) überträgt das Wahlrecht auch auf die Frauen

Für Nicht-Amerikaner von Interesse sind heute besonders das 18. Amendment, da Amerika gesetzlich trocken gelegt hat oder haben soll; ferner auch die Tatsache, daß Volks vertreter noch monatelang ihr Mandat weiterführen dürfen, obgleich sie vom Volke nich wiedergewählt worden sind.

Die Meinungen über die Ursache und Durchführung der Prohibition scheinen in Europ sehr auseinander zu gehen. Daß Amerika trotz gewaltiger Anstrengungen und Auf wendung von Summen, die in die Hunderte von Millionen gehen, nicht „trocken" ist ist kein Geheimnis. Doch darf man nicht vergessen, daß in diesem Lande der Freihei

[1]) Bis heute hat noch kein Präsident länger als acht Jahre regiert. Als Washington das Am zum dritten Male angeboten wurde, lehnte er die Ehre ab.

[2]) Durch Gesetz (Presidential Succession Act) ist die Reihenfolge so geregelt: 1. Staatssekretär 2. Schatzsekretär, 3. Kriegssekretär, 4. Oberstaatsanwalt, 5. Generalpostmeister, 6. Marinesekretär 7. Sekretär des Innern, 8. Sekretär für Ackerbau, 9. Handelssekretär und 10. Arbeitssekretär.

[3]) Der Präsident bezieht ein Gehalt von 75000 Dollar im Jahr. Außerdem stehen ihm noc weitere 25000 Dollar Reisespesen zur Verfügung.

[4]) Die ersten 10 Zusatzartikel wurden den Legislaturen der Einzelstaaten durch den Kongreß an 25. September 1789 vorgeschlagen und während der Jahre 1789—1791 angenommen.

[5]) Artikel 11: „Die Gerichtsgewalt der Vereinigten Staaten soll nicht so ausgelegt werden, al ob sie sich auf irgendein Rechts- und Billigkeitsverfahren erstrecke, das gegen einen Staat der Unio von Bürgern eines andern Staates oder von Ausländern angestrengt oder geführt wird."

[6]) Am 3. November 1913 trat das erste Einkommensteuergesetz für die ganze Union in Kraft

rastische Maßnahmen (trotz des Sacco-Vanzetti-Falles) nicht volkstümlich sind. Die öffentliche Meinung in Amerika ist eine Triebkraft, mit der jeder Staatsmann und Politiker zu rechnen hat. Während in Deutschland z. B. die wörtliche Ausführung des Gesetzes so gut wie selbstverständlich ist, läßt sich in Amerika darüber reden, man drückt dann und wann ein Auge zu. Zwar ist das Verhältnis zwischen Publikum und Polizei nicht ganz so kordial wie angeblich in der guten alten Zeit in der Freien und Hansestadt Hamburg, wo gelegentlich Strafgelder für leichte Vergehen von den Beamten nicht ins amtliche Kontobuch eingetragen, sondern in gewisse „Erfrischungen" umgesetzt sein sollen. Dennoch ist dieses Verhältnis in Amerika kaum mit modernen europäischen Zuständen vergleichbar. Immer wieder macht sich die Tatsache bemerkbar, daß der eigentliche Herr des Gesetzes nicht die Obrigkeit, sondern das Volk ist. So z. B. ist in Amerika wie in Europa das Überschreiten der Eisenbahngeleise verboten, aber mit dem Unterschied, daß man in Amerika, wenn man in großer Eile ist, auch mal hinüberhuschen darf, nicht weil es das Gesetz erlaubt, sondern weil die öffentliche Meinung nichts dagegen einzuwenden hat. Sicherheit, sagt man, ist selbstverständlich wünschenswert; aber Zeit ist Geld, und wenn man seinen Zug nicht verpassen will, dann darf einem so ein simples Verbot doch nicht im Wege stehen. Der Beamte sieht die Überschreitung, sagt aber nichts, weil es ihm auch einmal passieren kann, daß er beinahe seinen Zug verpaßt, und das geht doch nicht an. Ähnlich geht es mit dem 18. Amendment der Verfassung. Trunkenheit ist ein Übel und muß daher bekämpft werden. Die Trockenen und Reformer haben mittels eifriger Propaganda ihren Willen durchgesetzt und das Land trocken gemacht. Aber dann kommt Weihnachten, und ohne Alkohol kann der Plumpudding doch nicht brennen. Man drückt also wieder ein Auge zu; denn der Hauptgrund für die Trockenlegung Amerikas waren schließlich doch die verwerflichen Saloons, jene Spelunken, die man in Deutschland gottlob nicht kennt, eine Art Kreuzung von Verbrecherkellern, Kneipen und Bordellen, die manche Existenz zugrunde gerichtet haben. Amerikaner, welche die Verhältnisse in Deutschland nicht kennen, sprechen manchmal ihre Verwunderung darüber aus, daß der Deutsche seine Kneiplokale und Schankwirte, die in Amerika ungefähr den Ruf eines Bordellwirts haben, nicht eifriger bekämpft. Für den Amerikaner ist oder war der Saloon eben eine unmoralische Einrichtung, die man besucht, um das überarbeitete Hirn zu betäuben. Der Deutsche dagegen besucht seine Gastwirtschaft, Kneipe oder Stammlokal nicht um sich zu betrinken (obgleich es auch vorgekommen sein soll, daß er ein Glas über den Durst getrunken hat), sondern um in Gemütlichkeit ein Stündchen mit seinen Freunden zu plaudern, die große und kleine Politik zu bemäkeln und vielleicht einen gemütlichen Skat zu dreschen. Für ihn ist das Lokal eine Erholung, und der Wirt oft sein Freund und Berater und nicht sein Feind.

Jene andere oben angeführte merkwürdige Erscheinung in der amerikanischen Verfassung, die Teilnahme an der Gesetzgebung von nicht wiedergewählten Abgeordneten, bedarf wohl auch einer näheren Beleuchtung, besonders da sie im Verfassungsrecht des Erdballs einzig dasteht. Die sogenannte Lame Duck Session (wörtlich: Lahme Enten-Sitzung), wie die nach jeder Wahl folgende Sitzungsperiode volkstümlich in Amerika genannt wird, geht auf eine Bestimmung der Verfassung zurück, die erklärt, daß der Kongreß mindestens einmal jährlich, und zwar am ersten Montag im Dezember, zusammentreten soll; und auf den Gesetz-Artikel, der folgende Bestimmung enthält:

„Der Dienstag nach dem ersten Montag im November des Jahres 1876 ist hierdurch als Wahltag für Abgeordneten und Volksvertretern zum 45. Kongreß in allen Staaten und Territorien der U. St. festgesetzt; und der nächste Dienstag nach dem ersten Montag im November in jedem andern folgenden Jahre ist als Wahltag von Abgeordneten und Volksvertretern in den besagten Staaten und Territorien für den Kongreß, der am folgenden 4. März beginnt, festgesetzt."

Die zu Anfang November gewählten Mitglieder des Kongresses können demnach nicht in der Sitzung (session) teilnehmen, die ungefähr einen Monat nach ihrer Wahl zusammentritt und gewöhnlich bis zum folgenden 4. März, dem Datum, an welchem der neue Kongreß

beginnt, dauert. Da nun die nächste ordentliche Sitzung nicht vor Anfang des folgende Dezembers stattfindet, so verfließen also volle 13 Monate, ehe die neugewählten Kongreß Mitglieder in ihr Amt eingeführt werden können, es sei denn, daß der Präsident ein außerordentliche Sitzung einberufen hat. Das Ergebnis dieses Zustandes ist, daß man i jedem Wahljahre das Vergnügen hat sich der Karikaturen über „Lahme Enten" (lame ducks) d. h. nicht wiedergewählte aber weiterstimmende Abgeordneten, zu erfreuen.

Der Grund der Sache liegt darin, daß es zur Zeit der Annahme der Verfassung wegen de großen Entfernungen und des Fehlens moderner Verkehrsmittel für die im Novembe gewählten Abgeordneten teilweise unmöglich war, rechtzeitig zur Dezember-Sitzung i der Bundeshauptstadt zu erscheinen. Außerdem gab es notwendige Geschäfte zu erledigen das Feld zu bestellen, und andere Vorbereitungen zu treffen. Man kam daher damals z dem Schluß, daß der neue Kongreß erst nach mindestens einjährigem Aufschub zusammen treten sollte. Heute jedoch, wo Flugzeuge und Eisenbahnen selbst die größten Entfernunge leicht überwinden, dürften die alten Mängel kaum noch als Gründe des jetzigen Zustande dienen. Aber trotz ernster Reformversuche ist es dem amerikanischen Kongreß bisher noc nicht gelungen, Änderung zu schaffen. Immer noch sitzen die lahmen Enten monatelan im Kongreß, obgleich die Wahlurne bewiesen hat, daß sie das Vertrauen der Wähler nich mehr besitzen. Warum? Hauptsächlich weil es nicht im Interesse des Staatsoberhaupte und der Partei, die mit den Stimmen der Lahmen Enten ihren Willen im Kongreß durch setzen kann, liegt, Änderung zu schaffen. Immer wieder ist von Abgeordneten, die den Übel ein Ende machen wollten, darauf hingewiesen worden, daß der Präsident nicht nu die Macht hat, sondern auch häufig von ihr Gebrauch gemacht hat, nicht wiedergewählt aber weiterstimmende Kongreß-Mitglieder seinem Willen gefügig zu machen und sie dan für geleistete Dienste nach Ablauf ihres Mandats in hohe und einträgliche Ämter einzu setzen. Im März 1928 wurde nach dreitägiger Debatte über die Maßnahme, die dem alte Übel abhelfen sollte, abgestimmt. Die Stimmenabgabe war 209 für und 157 gegen di Änderung der Verfassung. Da aber zu Verfassungsänderungen eine Mehrheit von zwe Dritteln der Stimmen erforderlich ist, war die Maßnahme abgelehnt.

Wie dem aber auch sei, so muß man doch anerkennen, daß wohl kein Volk seiner Staats verfassung größeres Interesse entgegenbringt als das amerikanische. Die ursprünglich Verfassungsurkunde wird sorgfältig unter ständiger Bewachung in der Kongreßbibliothe aufbewahrt, deren erfahrener Leiter Herbert Putnam ist. Täglich sieht man zahlreich Besucher der Bibliothek andächtig vor dem Schrein stehen, der die Urkunde enthält. Sorg ist auch dafür getragen, daß schon die Jugend mit den Verordnungen und Grundsätzen de Konstitution vertraut wird; in vielen Staaten ist der Unterricht in der Verfassung obligo torisch. Es gibt sogar ein Buch, das die Konstitution in Versmaß und Reim wiedergib um der heranwachsenden Generation das Studium noch anziehender zu machen.

Der bedeutende englische Gelehrte Lord Bryce, dessen monumentales Werk The Amer ean Commonwealth auch in Amerika als maßgebend anerkannt und häufig zitiert wird äußert sich wie folgt über die amerikanische Verfassung: „Die Konstitution von 1789 ver dient die Würdigung (veneration), mit der die Amerikaner sie zu betrachten pflegen. E mag sein, daß ihre Anordnung (arrangement) sowie ihre Auslassungen und die gekünstelt Eigenart einiger von ihr geschaffenen Einrichtungen häufig kritisiert worden sind. . . . Abe trotz alledem steht sie doch an erster Stelle, unübertroffen von irgendeiner anderen Ver fassung." Dieses Urteil war allerdings lange vor dem Weltkrieg gefällt und vor dem Er scheinen vieler neuen und sorgfältig entworfenen modernen Staatsverfassungen. Wen man jedoch den Wohlstand eines Landes und die Zufriedenheit seiner Staatsbürger al Maßstab für die Zweckmäßigkeit seiner Verfassung anlegt, so muß man zu dem Schlu kommen, daß die amerikanischen Kolonisten es verstanden haben, im Frühjahr 1787 fähig und weitsehende Männer in die verfassunggebende Konvention zu schicken.

Woodrow Wilson. Eine Würdigung

Von Harry Elmer Barnes in Northampton (Mass.)

Das Problem

Nach dem Tode Woodrow Wilsons häufte sich anekdotisches und eulogisches Material in einer Weise, daß es wünschenwert erscheint, den Versuch einer vorläufigen Würdigung Wilsons zu wagen. Viele werden der Meinung sein, daß Jahre verstreichen müßten, ehe man auch nur daran denken dürfe, vorsichtig tastend ein Urteil über seine Laufbahn auszusprechen, weil niemand über einen Zeitabschnitt in der er selbst gelebt hat, gerecht zu schreiben vermöge. Wenn man Geschichte richtig sehen wolle, müsse man warten, bis die Personen den Leidenschaften ihres Zeitalters entrückt sind und die Dokumente, welche die Leidenschaften und Freundschaften dieser Zeit zum Ausdruck bringen, objektiv studiert werden können. Dieser Standpunkt beruht auf zwei irrigen Annahmen. Die eine ist die Voraussetzung, daß spätere Generationen die Vorurteile der vorangegangenen niemals teilen. Wer das glaubt, der versuche sich einmal vorzustellen, daß ein Bostoner Aristokrat aus dem Jahr 1924 anständig über Thomas Jefferson schreibt, oder Maurice Barrès über Bismarck oder Moltke! Der andere Irrtum liegt in der Anschauung, daß Persönlichkeiten einer späteren Zeit besseren Überblick und klareren Einblick in die zurückliegenden Zeitverhältnisse hätten als ein Zeitgenosse. Eine solche Auffassung würde die stillschweigende Anerkennung der Lehre von der geschichtlichen Kausalität bedeuten, die David Hume vor langer Zeit abgelehnt hat, der Lehre nämlich, daß nachfolgende Ereignisse notwendig das Ergebnis früherer Geschehnisse sein müßten. Sie wäre ferner eine Bekräftigung der Ansicht, daß rückschauende Betrachtung der Ergebnisse einer Epoche deren richtige Würdigung sicherer verbürgt als genaue zeitgenössische Prüfung. Der Verfasser behauptet, daß zeitgenössische Darstellungen vielleicht Haß und Liebe stärker malen, daß aber der historische Berichterstatter, von dem anzunehmen ist, daß er unter allen Umständen eine gewisse Unparteilichkeit wahren würde, von dem gleichen Tatsachenmaterial besseren Gebrauch machen würde, wenn er die Zeit, die er schildern will, selbst durchlebt hat.

Diese Abhandlung bietet nicht Raum für ausführliche Schilderungen. Der Verfasser will sich daher bemühen, lediglich einige einleuchtende Erklärungen und Auslegungen an die Hand zu geben. Jeder Versuch persönlichen Lobes oder Tadels liegt ihm fern. Er maßt sich ebensowenig an, die Würdigung der Persönlichkeit Wilsons gefunden zu haben. Er will lediglich anerkannt wissen, daß seine Darstellung frei ist von häßlichen Entstellungen und Verdrehungen und daß er die verschiedensten schriftlichen und mündlichen Urteile über den verstorbenen Ex-Präsidenten als Gelehrten, Schriftsteller und Mann der Öffentlichkeit sorgfältig geprüft hat. Die Lobpreisungen von Wilsons Freunden und die gleichzeitigen Angriffen seiner Gegner haben manchen vorurteilsfreien Beobachter in Erstaunen versetzt. Mit dem Bemühen, wenigstens ein annähernd richtiges Bild seiner Persönlichkeit und dessen, was er geleistet hat, zu entwerfen, will ich zunächst seinen Rang als Gelehrter und den Wert seiner schriftstellerischen Arbeiten untersuchen und dann kurz auf die Ereignisse seiner politischen Laufbahn eingehen.

Wilson als Gelehrter und Schriftsteller

Im Hinblick auf die Tatsache, daß Woodrow Wilson Universitätsprofessor und -rektor gewesen ist, hat man allgemein behauptet, er müsse einen überragenden Verstand besessen und über einen ungewöhnlichen Schatz an Gelehrsamkeit verfügt haben. In Wirklichkeit ging seine Gelehrsamkeit nicht über das Durchschnittsmaß hinaus. Er stand

in dieser Hinsicht sogar unter dem Niveau des Universitätsprofessors im allgemeinen. Al Wissenschaftler hat er weit weniger geleistet als seine unmittelbaren Vorgänger in der Prä sidentenschaft. Roosevelt promovierte auf der Harvard-Universität unter den ersten 8 Taft auf der Universität Yale als Zweiter unter 121, während Wilson in Princeton als 38 von 106 Studenten die akademische Würde errang. Da kein Beweis dafür vorliegt, da einer oder der andere von den Dreien während der Universitätszeit gebummelt hat, kan man wohl behaupten, daß diese Zahlen ein ziemlich getreues Bild von dem Verhältnis ihre angeborenen geistigen Befähigung geben. Sicher wird niemand behaupten wollen, daß di Princeton-Universität an das Wissen ihrer Studenten größere Anforderungen gestellt ha als Harvard und Yale.

Ich brauche mit der Schilderung der rein akademischen Laufbahn Wilsons keine Zei zu verlieren. Die Tatsachen sind bekannt, und man mag sie für das gelten lassen, was si scheinen. Wir wollen uns statt dessen seinen literarischen und wissenschaftlichen Leistunge zuwenden. In der Ausübung seines Berufs war Wilson weit mehr Politikwissenschaftler al Historiker. Auf diesem Gebiet war seine Arbeitsleistung höchst achtbar, wenn nicht sogar aus gezeichnet. Sein bedeutendstes Buch war sein erstes. Es erschien 1885 unter dem Tit Congressional Government und war die erste amerikanische Abhandlung von Bedeutun die sich in der Richtung von James Bryce und Mosei Ostrogorski bewegte, die unfruchtbar klassifizierende Politikwissenschaft im Stile eines Bluntschli, Burgeß und Woolsey hinte sich ließ und unerschrocken dem Chaos und der Korruption in den damaligen Methode unseres Parteisystems zu Leibe rückte. Leider erfüllte sich das mit diesem frühen Essai ge gebene Versprechen nicht. Wilsons spätere politische Schriften bewegten sich mehr in de althergebrachten Bahnen und, betrachtet im Lichte der späterhin von Bryce, Ostrogorsk J. A. Smith, Bentley, Weyl, Brooks, Beard, Merriam, Kales, Young und anderer nac seinen Richtlinien verfaßten Werke, mutet Congressional Government wie ein Erzeug nis aus dem mesozoischen Zeitalter der amerikanischen Politikwissenschaft an.

Ein anderer Gedanke, der auf Wilson zurückzuführen ist, ist der, daß man gut daran täte der amerikanischen Jugend klar zu machen, daß es außerhalb der Grenzen der Vereinigte Staaten auch noch zivilisierte Völker gibt, die leidlich gut regiert werden. Dieser Überzeu gung verlieh sein bekanntes Buch The State Ausdruck. Obwohl es nicht der Ausfluß selb ständiger Forschung ist und in seiner Lehre von den politischen ursächlichen Zusammen hängen von einer bemitleidenswert irrigen Auffassung zeugt, obwohl es die Unfähigkei seines Verfassers beweist, durch die äußere Form hindurch in das Wesen der damalige Methoden der Regierung einzudringen, obwohl es ferner weitgehend auf einem deutsche methodischen Handbuch aufgebaut ist und in seiner rein theoretischen, an den gegebene Tatsachen der Regierungspraxis glatt vorübergehenden Art eines der schwerstverständliche Lehr- und Lernbücher ist, die je an einer Universität für das Lehrfach der Politikwissen schaft benutzt worden sind, trotz all dieser Einschränkungen muß anerkannt werden, da dieses Buch als erstes die amerikanische akademische Welt in das Studium vergleichende Regierungswissenschaft eingeführt hat.

Kein anderes Werk aus seiner Feder besitzt irgendwelchen Wert als Beitrag zur Politik wissenschaft. Wohl aber wirft sein Essai Mere Literature bedeutsames Licht auf sei tieferes Verhältnis zu dieser Wissenschaft und ihrer Pflege. Nachdem Wilson zunächst mi voller Berechtigung auf die Unfruchtbarkeit der meisten Vorlesungen und formalen Ab handlungen von Universitätsprofessoren über dieses Thema hingewiesen hat, empfiehl er poets and sonneters (Dichter und Reimer) als die beste Quelle für politische Informatio und Inspiration. „Aus der Poesie einer Nation kann man mehr von ihrer Politik erfahre als aus den Schriften ihrer sämtlichen Autoren, die sich systematisch über öffentliche Ange legenheiten und verfassungsmäßige Dinge verbreiten." Das sind sicher nicht die Wort eines realistischen Beobachters und tiefgründigen Politikgelehrten. Sie geben uns meine Ansicht nach den Leitfaden in die Hand, der uns auf den Grund seiner wahren Methode

nd Liebhabereien führt, und zeigen uns, daß er sowohl als Politikwissenschaftler wie in iner Eigenschaft als Politiker vor allem und alle Zeit ein Rhetoriker war. Man braucht icht erst Dr. William Bayard Hales Story of a Style zu lesen, um zu entdecken, daß tönende Worte stets Wilsons Kapital waren.

Seine Leistungen als Historiker waren noch unzulänglicher als das, was er auf politikwissenschaftlichem Gebiet vollbracht hat. Zweifellos war seine Ernennung zum Präsidenten der American Historical Association 1923 für viele ein überzeugender Beweis ür seine überragende Bedeutung als Jünger Klios. Aber diese Illusion schwindet sofort, enn man in die gedruckte Liste der Ex-Präsidenten dieser Gesellschaft Einsicht nimmt. indestens die Hälfte von ihnen sind Männer, die sogar die kühnste Phantasie nicht in die rderste Reihe zeitgenössischer Historiker zu stellen wagen würde, obschon in manchen ällen auch hervorragende Gelehrte gewählt worden sind. Dagegen ist der größte Gehrte, den amerikanische Geschichtschreibung hervorgebracht hat, Herbert Levi Osgood, emals ernstlich für die Präsidentschaft in Betracht gezogen worden, obwohl er das doch rhältnismäßig reife Alter von 63 Jahren erreicht hat. Ebensowenig Dank hat die Ameriın Historical Association den Männern gezollt, die der amerikanischen Geschichtswissenhaft, was Neuzeitlichkeit der Grundsätze und lebensvolles Vorausschauen betrifft, einen orsprung um eine Generation vor der jeder anderen Nation verschafft haben. Ich führe amen wie Robinson, Breasted, Turner, Shotwell, Beard, Cheyney, Becker, Dodd und arrand an. Nur zwei von ihnen haben Gnade vor der Historical Association gefunden. Wilsons historische Werke bestehen aus einem dünnen Buch über die Geschichte der Vereigten Staaten von 1829 bis 1889, betitelt Division and Reunion, das 1893 erschien, ferner is einer 1896 veröffentlichten biographischen Studie über George Washington, die erläurnden und literarischen Wert hat, aber vom historischen Standpunkt kaum von Bedeutung , und einer Geschichte des Volkes der Vereinigten Staaten in mehreren Bänden, die 02 herausgekommen ist. Nur Division and Reunion hat die Aufmerksamkeit der Historer in günstigem Sinne auf sich gezogen. Obwohl es nur ein dünnes Handbuch ist, das einer Leitfadenserie herauskam, und kein Zeugnis dafür ablegt, daß sein Verfasser das uellenmaterial beherrscht oder sich auch nur darauf stützt, so war es doch seinerzeit ähnlich e Congressional Government in dem Sinne ein Novum, als es zum erstenmal die Gechte vom Bürgerkrieg und der Restauration in einer Weise gab, die wohltuend von der rbarischen Berichterstattung Thaddaeus Stevens' und Charles Sumners und den wilden childerungen Ben Tillmanns abstach. Wenn dieses Buch heute im Vergleich zu den erken von McMaster und Oberholtzer, James Ford Rhodes und Professor Dunning benhaft unreif anmutet, so sollte man gewiß nicht den Wert übersehen, den es zur Zeit ner Veröffentlichung gehabt hat. Immerhin sind seit 1893 hundert weitaus wertvollere inde über verschiedene Phasen der amerikanischen Geschichte erschienen, ohne daß die itiker den Mut dazu gefunden hätten, ihre Autoren als Kandidaten für die Präsidentaft der American Historical Association vorzuschlagen.

Von Wilsons literarischer Befähigung, die im „George Washington" zum Ausdruck kommt, ag man halten, was man will, ein historisches Dokument ist diese Studie jedenfalls nicht. Das dritte seiner historischen Werke, History of the American People, habe ich in fünfzehn hren täglichen Kontakts mit den Geschichtsabteilungen der Universitäten nur ein einziges al erwähnen hören, und zwar als ein ehrwürdiger Professor seine Schüler warnte, dieses ich als irgendwie maßgebend für die Beurteilung des einen oder anderen Zeitabschnittes erer nationalen Entwicklung anzusehen. Ohne weiteres mag zugestanden werden, daß ses Werk hohen literarischen Wert besitzt, und überhaupt eines der besten volksgeschichten Werke unseres Landes ist, die je ein einzelner Verfasser herausgebracht hat. Wenn weitere Verbreitung fände und aufmerksam gelesen würde, so könnte das für die meisten merikaner nur ein Vorteil sein. Auf der anderen Seite ist es nur gerecht, wenn man darauf merksam macht, daß dieses Buch keine Spuren von jener neuen Art Gelehrsamkeit auf-

weist, die die amerikanische Geschichtswissenschaft in den letzten 25 Jahren von Grund aus umgewandelt hat, und daß in manchem einbändigen Werk anderer Männer mehr wirklich Wertvolles zu finden ist als in dem vielbändigen Wilsons. Ich verweise nur auf Willis Mason West: American Democracy, S. E. Forman: Our Republic, Frederic Jackson Turner: The Frontier in American History, Max Farrand: Development of the United States, A. M. Schlesinger: New Viewpoints in American History oder Carl Becker: The United States. Es liegt hiernach auf der Hand, daß jemand, der über den wahren Sachverhalt genau unterrichtet ist, niemals auf den Gedanken käme, Wilson für würdig zu erachten, als einer unserer führenden Historiker zu gelten. Die Wahrheit ist, daß er mit dem, was er auf diesem Gebiete geleistet hat, nicht einmal an Roosevelt heranreicht.

Wilsons politische Laufbahn im Lichte der Verteidigung und Kritik

Der beste Weg, um die Rolle, die Wilson im politischen Leben Amerikas gespielt hat, richtig einschätzen zu lernen, ist wohl der, daß man sich vor Augen führt, was er in der ersten Zeit seiner Verwaltungstätigkeit an fortschrittlichen Gedanken beigesteuert und wieviel er zu einer gesunden Gesetzgebung beigetragen hat; daß man sich alsdann über die einzelnen Phasen klar wird, die zu seinem Untergang geführt haben, und sich zum Schluß bemüht, eine einigermaßen einleuchtende Erklärung für seine Inkonsequenzen zu finden.

Seine Leistungen als Gouverneur von New Jersey waren an sich nach keiner Richtung hin irgendwie epochemachend. Wohl gelang es ihm, die positive Gesetzgebung um einen kleinen Schritt weiter zu bringen und den öffentlichen Ton in diesem von Trusts geknechteten und von Maschinen beherrschten Staate günstig zu beeinflussen. Sein bitterster Feind muß zugeben, daß er in den ersten zwei Jahren seiner Verwaltungstätigkeit als Präsident der Vereinigten Staaten in seiner Eigenschaft als Gesetzgeber so viele nach außen hin Eindruck machende Neuerungen schuf, wie sie kein gleicher Zeitraum seit Alexander Hamiltons unvergleichlichen Leistungen bei Übernahme der Washingtoner Verwaltungsgeschäfte aufzuweisen hat. Wir können dem Urteil Professor Farrands nur zustimmen, daß „Wilsons Verwaltungstätigkeit in den ersten Jahren seiner Präsidentschaft wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus ein unerreichtes Höchstmaß an gesetzgeberischer Leistung darstellen wird, für das Wilson persönlich die größte Ehre gebührt. Wenn man nichts weiter anführen würde als die wesentliche Herabsetzung der Zolltarifsätze, die Revision des Bank- und Währungssystems, die Stärkung der Interstate Commerce Commission, die Unterstützung der Antitrustgesetze und die Schaffung einer Federal Trade Commission, so würde das genügen, um darzutun, was er vollbracht hat." Nicht unerwähnt bleiben sollte die bundesstaatliche Einrichtung von Krediten für die Landbevölkerung und die Durchführung des Adamsonschen Gesetzes, wohl diejenige Handlung aus Wilsons politischer Laufbahn, die am meisten weise Voraussicht bewiesen hat, so rein zufällig sie auch aus der Gelegenheit heraus geboren worden sein mag. Hinsichtlich der Kriegsfrage muß gesagt werden, daß Wilson trotz der offensichtlich schmutzigen Art und Weise, in der sie damals vorbereitet und gehandhabt wurde und deren er selbst sich wohl nur unvollkommen bewußt war, zweifellos getan hat, was er konnte, um unsere vorgeblichen Gründe für einen Zusammenschluß mit den alliierten Mächten auf einem hohen, wenn auch reichlich trügerischen, moralischen und rednerischen Niveau zu halten. Und endlich war Wilson, wenn auch nicht der Urheber, so doch der erste praktische Vertreter der in der langen Geschichte derartiger Vorschläge wohl am häufigsten erörterten Idee eines internationalen Zusammenschlusses.

Diesen unleugbaren Vorzügen Wilsons hätten sich natürlich noch einige andere hinzugesellen müssen, um sie vollkommen zu machen. So steckte z. B. in keiner der oben als verdienstvoll erwähnten verwaltungspolitischen Maßnahmen ein neuer, von moderner Staatsklugheit diktierter Gedanke, es sei denn vielleicht im Adamson-Gesetz, das man aber wohl kaum als Ausfluß wohlüberlegter Staatsphilosophie Wilsons oder als Auswirkung

nes politischen Programms ansehen darf. Die Zolltarif-Revision ist von jeher grundlegendes Prinzip in der Politik der Demokraten und der fortschrittlichen Republikaner gewesen. Die neuen Bankgesetze waren im Grunde nichts anderes als eine Verwirklichung des Aldrich-Planes in etwas abgeänderter Form und haben sicherlich nicht alle Übel ausmerzen können, die angeblich jenem Schema innewohnten. Und die Gesetze, die zu bestimmt waren, die Trusts im Zaum zu halten und die Interstate Commerce Commission zu stärken, waren, genau genommen, ein Roosevelt'sches Erbteil, das in der Zeit der Abtrünnigkeit Tafts von my policy auf ein Nebengeleis geschoben worden war. Und der, der des Glaubens ist, daß Wilsons Gesetzgebung in dieser letzten Hinsicht im geringsten Achtbar war, sollte die Darstellung von Senator La Follette im Congressional Record vom 14. März 1921 lesen. Diesen Fehlschlag Wilsons müssen wir jedoch eher dem zuschreiben, was Herbert Spencer „den großen politischen Wahn" nennt, als irgendwelcher besonderen Unklugheit Wilsons.

Wenn wir uns dem gegnerischen Lager zuwenden, so wollen wir über sinnlose Beschimpfungen hinweggehen und nur Behauptungen von solchen Kritikern heranziehen, die infolge ihrer Vorurteilslosigkeit und Sachlichkeit wert sind, gehört zu werden. Diese Behauptungen lassen sich ungefähr wie folgt zusammenfassen: In seiner gesetzgebenden Politik 1913—1916 berührte Wilson nicht die Kernstreitpunkte, die mit dem Wiederaufbau des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens Amerikas verbunden waren. Er war in dieser Hinsicht ein Bryan, der um 16 Jahre zu spät gekommen war. Sein Buch The New Freedom schlug den Tatsachen ins Gesicht. Wir gingen nicht in den Weltkrieg hinein, um uns vor drohendem deutschen Überfall zu schützen, oder um die Welt für die Demokratie zu retten, sondern lediglich, um unser Kapital, das wir in Obligationen der alliierten Mächte angelegt hatten, zu schützen, um uns Bewegungsfreiheit in der Herstellung von Kriegsmaterial zu schaffen und es uns zu ermöglichen, unsere Munition an die Häfen der Alliierten zu liefern. Über schwere Übertretungen des Internationalen Gesetzes, die sich die verbündeten Mächte zuschulden kommen ließen, sind wir mit schwachem Protest hinweggegangen. Daß es uns unmöglich war, mit Deutschland oder Österreich Handel zu treiben, ist niemals im geringsten unangenehm empfunden worden. Wilson behauptete u. a., wir seien um der demokratischen Sache willen in den Krieg hineingegangen. Dabei hat er während dieses Kreuzzugs „für das Volk" Eingriffe in demokratische Bräuche und Übergriffe auf die menschliche Freiheit gutgeheißen, die zu den schlimmsten Erscheinungen in der Geschichte unseres Landes gehören. Er hat dadurch in drei Jahren das, was ein anderthalb Jahrhunderte langer Kampf gegen den Despotismus an wertvollem Gewinn eingetragen hatte, zum größten Teil zunichte gemacht. Nach Kriegsende war Amerika, der angebliche Freiheitsapostel, der reaktionärste Staat der Christenheit. Im Jahre 1916 ließ sich Wilson auf Grund der Parole „Er bewahrte uns vor dem Krieg" wählen. Dabei hatte er im Februar desselben Jahres Colonel House beauftragt, Grey zu erklären, daß wir unser möglichstes tun würden, um die Alliierten zu unterstützen. Und im April 1916 bemühte er sich auf der „Sunrise"-Konferenz, die demokratischen Führer im Kongreß auf seine Seite zu bringen, um das Land in den Krieg hineinzuzwingen.

Während der folgenden Zeit, die widerhallte von rein äußerlichem, schönrednerischem Idealismus auf der einen Seite und tätiger, aufopfernder Hingabe der breiten Volksmassen auf der anderen Seite, wurde geradezu eine Orgie der Gewinnsucht und der Korruption gefeiert, wie sie die Menschheit nie zuvor auch nur in annähernd denselben Ausmaßen erlebt hat. Es wird ferner behauptet, Wilsons idealistische Phantasien über den Krieg um der Schaffung des Krieges willen, über das Recht nationaler Selbstbestimmung, über einen echten und fairen Frieden seien weiter nichts als ihm selbst z. T. unbewußte Heucheleien in der plumpsten Form gewesen, die ihn vor sich selber und vor anderen über sein kommerzialisierendes Wissen um die Geheimabkommen beruhigen sollten. Er gab das Signal zur Diskreditierung der überparteilichen Hingabe an das nationale Wohl, indem er im

Herbst 1918 einen parteidemokratischen Kongreß forderte, also am Vorabend seiner Missio als Delegierter einer ungeteilten Nation wegen eines gerechten Friedens zu unterhandel Seine 14 Punkte waren nicht das Produkt seiner eigenen Gedanken, sondern die Z sammenfassung der Arbeit einer Kommission, vielleicht sind sie sogar von einem Mitgli dieser Kommission niedergeschrieben worden. Wilson hat die 14 Punkte niemals in ihr wahren Bedeutung verstanden oder sich zu eigen gemacht. Sie sind dem Geist wie de Buchstaben nach im Friedensvertrag verletzt worden. Obwohl Wilson ständig von eine Frieden der christlichen Nächstenliebe und der Gerechtigkeit sprach, ließ er es doch zu, d über diesen Frieden in einer fast noch nicht dagewesenen anmaßenden Art und Weise unt Ausschluß der Besiegten verhandelt wurde. Er zwang die unterlegenen Nationen m vorgehaltener Bajonettspitze, die offen auf der Hand liegenden geschichtlichen Tatsachen leugnen und ein Dokument zu unterzeichnen, in dem sie sich als allein verantwortlich für d Weltkonflikt bekannten. Das Ergebnis dieses Verfahrens war das Produkt unbarmherzig Siegergeistes, wie es in dieser Härte in der Geschichte noch nicht dagewesen ist.

Nicht zufrieden mit diesem Verrat an dem Glauben und dem Vertrauen der Völker d Welt, versteifte sich Wilson darauf, dieses verabscheuenswürdige Produkt chauvinistisch Hasses und der Habgier mit seinem Plan zur endgültigen Beseitigung aller Feindschaft u Unversöhnlichkeit zwischen den Nationen zu verschweißen. Den Völkerbund, einen Gedanke zu dem er 1918 von einer Gruppe fortschrittlicher Republikaner bekehrt worden w verflocht er derartig mit dem ruchlosen Friedensvertrag, daß keines der beiden Proje ohne das andere angenommen oder abgelehnt werden konnte. Und doch hätte der Kongr sogar unter diesen Umständen trotz der von Wilson unverhohlen zum Ausdruck gebrachten G ringschätzung der Exekutivgewalt beides angenommen, hätte Wilson ihn nicht in a maßender Weise vor die Entscheidung gestellt: Entweder alles oder nichts! Wäre Wils imstande gewesen, als Realpolitiker und konzilianter Staatsmann zu handeln, statt e starrköpfiger Eiferer, so hätten wir vor 5 Jahren bereits Mitglied einer internationa Organisation sein können, die um vieles stärker und einflußreicher gewesen wäre als d welche die zeitgenössischen Anhänger Wilsons dem Kongreß aufdrängen wollen. Die traurig und zugleich ausschlaggebende Ursache der fortgesetzten Unordnung, des Elends und d chaotischen Zustände in Europa sind die Abschnitte des Friedensvertrages, die von d Reparationen handeln. Und wenn man Wilson auch nicht für die Abfassung dieser Abschnit zur Rechenschaft ziehen kann, so ist er — so behauptet man — zum mindesten doch daf verantwortlich zu machen, daß sie dank seiner berühmten naiven Außerachtlassung jed Logik und den Ratschlägen der amerikanischen Volkswirtschaftsexperten zufolge in d Vertrag aufgenommen worden. Als Wilson schließlich in einer der kritischsten Zeit unserer Geschichte für unfähig erklärt wurde, sein Amt fortzuführen, hielt ihn sein Größe wahn davon zurück, zu demissionieren. Statt dessen veranlaßte er die sofortige Entlassu des einzigen Kabinettsmitgliedes, das sein Bestes getan hatte, um nach außen hin weni stens einigermaßen den Anschein aufrechtzuerhalten, als habe der vollziehende Zwe der Regierung irgendwelche Daseinsberechtigung.

Einige mögliche Erklärungen

Selbstverständlich stellen sich eine ganze Anzahl von Überlegungen ein, die verschiede Teile dieser Anklagen in milderes Licht rücken oder eine Erklärung für sie gebe Insoweit er eine Utopie in Vorschlag brachte, die zur Lehre vom „Tausendjährigen Reic gehört, hat sein Mißerfolg die Aufbewahrungsstätte aller schon Jahrhunderte alten Zeu nisse über das Mißverhältnis „einer gerechten Seele" gegenüber der Fluchwürdigkeit d ganzen Menschengeschlechtes nur um ein Beweisstück vermehrt. Die mißbilligend Äußerungen über ihn beziehen sich also wahrscheinlich nicht auf seine Niederlage an s sondern darauf, daß er in dem ungeheuren Irrtum befangen war, zu glauben, seine Id

nne überhaupt ausgeführt werden, sie könne gleichsam durch Zauberei in ein paar Wochen rwirklicht werden, ungeachtet der Tatsache, daß eine halbe Million Jahre menschlicher arbarei und blutdürstiger Beutegier hinter uns liegen. Und obschon die Gründe, die John enneth Turner nachwies, wohl annähernd diejenigen gewesen sind, die uns in Wahrheit r Teilnahme am Weltkrieg bestimmt haben, kann man mit Sicherheit behaupten, daß ilson diese Tatsache nie erfaßt hat. Die der Wahrheit am nächsten kommende Annahme wohl die, daß der Druck, den Patrioten und Anleihebeteiligte mitsamt dem ihnen zur erfügung stehenden Zeitungsdienst ausübten, allmählich so stark wurde, daß Wilsons iderstand schließlich erlahmte. Währenddessen baute er jenen ganzen Mechanismus recht- rtigender und beschönigender Thesen auf, dem er in seinen Erklärungen und Reden n April 1917 an mündlichen Ausdruck verlieh. Seiner geistigen Art nach wurde damit, aß er einmal gesagt hatte, wir seien aus rein idealistischen Gründen in den Krieg hinein- egangen, diese Behauptung für seine Person zur unumstößlichen, unwiderlegbaren Tat- che. Bei ihm haben immer schöne Redensarten die Wirklichkeit totgeschlagen. Er war in Heuchler im eigentlichen Sinne; er lebte einfach in einer unwirklichen Welt schöner hrasen. In vollkommenem Einklang mit seiner Philosophie suchte er eine Auslegung er Vorgänge und Streitfragen des Krieges in Luthers Reden und Miltons Poesie, statt t den Statistiken der amerikanischen Industrie, in den Einkommensteuerberichten, den apitalsanlagen amerikanischer Bankleute im Auslande oder im Verladeregister der merikanischen Häfen. Nur einmal, nach Beendigung der Pariser Konferenz, zeigte er dem rieg gegenüber eine realistische Haltung. Das war in seiner Rede in St. Louis am 5. Sep- mber 1919, in der er die Entstehungsgeschichte des Krieges in derselben Weise darlegte, ie Eugene Debs vier Jahre Zuchthaus in Atlanta eingetragen hatte. Obwohl die Kam- agne, die er betrieb, um auf Grund der Formel „Er bewahrte uns vor dem Krieg" neu ewählt zu werden, dem äußeren Anschein nach einen der schreiendsten Fälle krasser Heuchelei arstellt, besteht dennoch kein Zweifel, daß er tatsächlich glaubte, die Verschleierung der igentlichen Tatsachen durch ihn diene dem Ruhme Gottes und dem Wohl der Menschen.

Seine offenkundige Nachsicht mit administrativer Untüchtigkeit und Bestechlichkeit seiner Beamten erklärt sich ebenso. Wie der verstorbene Frank J. Cob in seiner gewandten und harfsinnigen Verteidigungsrede in der New York World vom 4. März 1921 darlegte, nteressierte sich Wilson lediglich für Grundsätze, nicht für Menschen. Ämter waren ihm erhaßt; sie waren für ihn Wirklichkeiten, die ihn beunruhigten und ablenkten, er achtete lten auf die Tüchtigkeit, ja kaum auf die Existenz eines Beamten, sofern dieser sich nicht egen das Wilsonsche Programm auflehnte. Wie er in solchen Fällen vorzugehen pflegte, afür bieten Bryan, Garrison und Lansing lehrreiche Beispiele. Auch sollte man ihn nicht llzu ernstlich dafür tadeln, daß während der Kriegszeit Freiheit und Toleranz gelitten aben. In Zeiten schwerer Krisen werden den Massen stets die Zügel straffer angezogen. in derartiger Zustand war für Wilson unvermeidlich, wenn auch die amerikanischen Maß- ahmen härter waren als notwendig. Für diejenigen, die noch nie einen Krieg erlebt atten, mochte es im Jahre 1917 eine Entschuldigung dafür geben, daß sie an die Mög- chkeit veredelnder Triebkräfte in ihm glaubten. Aber heute, da wir das wahre Gesicht des rieges erkennen, sollten die, die immer noch an ihrer Illusion festhalten, zusehen, daß sie t einer gesund gelegenen Kolonie für Geistesschwache Aufnahme finden. Wenn auch die estechlichkeit und die Profitwirtschaft in den Wilsonschen Verwaltungsabteilungen um eles schlimmer waren als die Ölskandale, die Diebstähle des Veteranenamtes und die übrigen nsauberkeiten des Harding-Coolidge-Regimes, so war Wilson persönlich niemals einer von r Clique, und nie hat er seine persönlichen Freunde bewußt unterstützt oder ihnen auch ur durch die Finger gesehen, wenn sie die Absicht hatten, sich auf Kosten des Staats- haßes oder der natürlichen Einnahmequellen des Landes zu bereichern. Diejenigen, die as In-die-eigene-Tasche-Wirtschaften der Wilsonschen Ära zu deren Nachteil mit den lgenden republikanischen Verwaltungen vergleichen, haben wohl übersehen, daß die

Schwelgerei nach 1917 eine Nachkriegserscheinung war, oder sie haben sich nie gefrag was geschehen wäre, wenn Harding oder Coolidge nach 1917 am Ruder gewesen wäre

Wilson unterlag in Paris vor allen Dingen deswegen, weil er der Lage in keiner Weis gewachsen war. Die unausrottbaren Eigentümlichkeiten seiner geistigen Einstellun waren der Hauptthemmschuh für ihn. Und wenn er auch durch Sachverständige Informations material in großen Mengen aufhäufen ließ, so hielt er die Angelegenheit praktisch bereits fü erledigt, nachdem er seine anziehenden Hirngespinste über die künftige Weltordnung ver kündet hatte. Baker hat die vernichtende Behauptung aufgestellt, Wilsons Nichtachtun der Tatsachen sei derart krankhaft gewesen, daß er bis zu seiner Abreise nach Europa di Geheimabkommen niemals durchgelesen habe, daß er also den ersten Blick in diese Doku mente getan, nachdem bereits zehn Monate seit ihrer Veröffentlichung in Amerikas führen dem Abendblatt verflossen waren. Dieser Beschuldigung Glauben zu schenken, widerstreb uns. Sicher ist, daß Wilson weiterhin in einer Welt der Worte, der a priori-Begriffe un vagen Ausflüchte verblieb. Und als er dann nach und nach, allerdings zu spät, erkannte daß die zwei Jahrtausende hindurch begangenen Verbrechen europäischer Rechtsverdreher auf diplomatischem und militärischem Gebiet nicht in ein paar Wochen durch den heilsame Einfluß 14 moralischer Grundsätze ausgelöscht werden konnten, machte er den Versuch sich selbst an dem diplomatischen Spiel zu beteiligen. Er hatte damit einen Erfolg, wie ih etwa ein Dorfgeistlicher haben würde, dem es einfiele, sich an Bord eines Ozeandampfer an einer Pokerpartie zu beteiligen. Professor Carl Becker zieht in einer scharfsinnigen Kriti über Bakers umfangreiches Werk den Schluß, daß Wilson in erster Linie deshalb eine Niede lage erlitten habe, weil gegen Schluß der Feindseligkeiten der ganze „Idealismus" jä zusammenbrach, die Gesinnung aus höchsten, reinsten Höhen in tiefste, schmutzigste Tiefe stürzte, was so bezeichnend für das Menschengeschlecht sei. Zweifellos ist viel Wahre an diesem Urteil, aber man kann andererseits nicht leugnen, daß Wilson selbst die Pistol abgefeuert und damit das Signal zur Abfahrt des seelischen Toboggan gegeben hat, al er im Herbst 1918, einen Monat vor Waffenstillstand, einen demokratischen Kongreß forderte

Etwas im Wilsonschen Programm ist vielfach unbeachtet geblieben. Das ist das Problem der ihm zugrunde liegenden Weltanschauung. Der Grundsatz uneingeschränkter nationale Selbstbestimmung ist gemeinhin als richtig und unumgänglich anerkannt worden. Man könnte aber auch so manche treffende Meinung und Ansicht entgegengesetzter Richtun anführen. Denn mit der fortschreitenden geschichtlichen Entwicklung ist die Errichtung imme größerer Staaten verbunden. In gewissem Maße stellte die Begründung einer große Anzahl künstlicher politischer Wesenheiten mit nationalen Wünschen und Bestrebunge als ihrer einzigen Grundlage eine rückläufige Bewegung im Strome der Geschichte dar Man sollte sich jedoch vor Augen halten, daß einige der Übel, die mit der Errichtung solche Staaten verbunden sind, sehr wohl hätten beseitigt werden können, wenn man die Idee de Völkerbundes ohne jeden Vorbehalt aufgegriffen hätte. Daß der Völkerbund im günstigste Fall weiter nichts sein kann als der erste noch unsichere Schritt in dem Kampf gegen di Barbarei der Nationen, vermöchte wohl nur jemand zu bestreiten, der sehr naiv ist.

Wilson kam bei seiner Rückkehr von Europa im eigenen Land deswegen zu Fall, weil e Demokrat und Nur-Demokrat war, weil er starrsinnig war und das Recht zu per sönlichem Widerstand aus seiner eschatologischen Auffassung herleitete. Er war ein Demo krat von Anfang bis zu Ende in der ganzen Zeit von 1913 bis 1917. Er hat also eine Hal tung eingenommen, die man nur als natürlich, gerechtfertigt und nützlich bezeichnen kann Er hatte den ganzen Krieg hindurch etwas von einem Demokraten, wie sein Verhalte Roosevelt und Wood gegenüber und sein Widerstreben, ein tüchtiges überparteiliche Kabinett zu bilden, bewiesen. Im Herbst 1918 streichelte er den Esel nochmals vor alle Welt[1]). Es hat wohl kaum jemand den ehemaligen Senator von Massachusetts wenige

[1]) Esel = Abzeichen der Demokraten in Amerika. Elefant = Abzeichen der Republikaner.

schätzt als ich, der ich seine Charakteristik in The Mirrors of Washington als Lobhudelei sehe; dennoch wäre es ungerecht, wollte ich ihn dafür tadeln, daß er den Fehdehandschuh, n ihm Wilson hingeworfen hatte, aufnahm. Doch sogar der Widerstand eines Lodge itte überwunden werden können, hätte nicht Wilson eine unmögliche Methode gehabt, it Widersachern umzugehen. Da er sich selbst als das Werkzeug des Guten in der Welt sah, als den Logos des modernen Internationalismus, hielt er seine Gegner für frei- illige Diener des Geistes des Bösen und der Finsternis. Es gab für ihn kein Mittelding, ine Grundlage, auf der er sich mit seinen Widersachern hätte einigen können.

Strunsky ist der Überzeugung, daß Wilson sein Glück, das in Paris einen so schweren Stoß litten hatte, aus den Trümmern wieder hätte aufrichten können, „wenn er sich dazu rstanden hätte, mit Lodge zu handeln, wie er mit Lloyd George und Clemenceau gehan- lt hatte". Es besteht wohl kein Zweifel, daß seine Starrköpfigkeit in der Frage der Tren- ng des Friedensvertrags vom Völkerbund auf sein Wissen um die Schwächen, die Wider- rüche und gebrochenen Versprechen, die den Friedensvertrag kennzeichnen, zurückzuführen . Anscheinend hatte er das Gefühl, er könnte dieses Dokument des Hasses, der Anmaßung d Unterdrückung von seinen Schlacken reinigen, wenn er es mit dem mystisch-philolo- chen Schlüssel zu der modernen internationalen Apokalypse in Verbindung brächte.

Wilsons „Liberalismus" und sein Verschwinden

Wenn man nun alle diese Zugeständnisse gemacht hat und beschönigt, was irgendwie zu beschönigen ist, so bleibt noch immer eine Tatsache, für die es keine Entschuldigung t, und das ist Wilsons Abfall vom Liberalismus. Bei dem gerichtlichen Verhör der Bostoner mmunisten (1920), die sich gegen das bekannte, von Wilson gutgeheißene Spionage- etz vergangen hatten, kam ein Abschnitt aus der New Freedom zur Verlesung. Der von r Regierung gestellte Sachverständige für Radikalismus brandmarkte diesen Abschnitt, ne es zu wissen und zu wollen, als echt kommunistische Lehre, deren Urheber deportiert rden müsse. Kann man sich eine größere Ironie des Schicksals denken? Nicht Keynes d F. K. Turner, sondern Chafee und Post haben dem Wilson-Epos den Todesstoß versetzt. ß er der überlegenen Geschicklichkeit und Gewissenlosigkeit eines Lloyd George und es Clemenceau nicht gewachsen war, mag ihm verziehen werden, aber Palmers schimpf- ie Amtsentsetzung ist ein Schandfleck in Wilsons Laufbahn, den nichts auszulöschen ver- g. Wilsons Verteidiger machen allerdings geltend, daß Lincoln während des Bürger- ges genau so grausam vorgegangen sei, wenn es ihm darauf ankam, entgegengesetzte inungen zu unterdrücken. Aber sie vergessen, hinzuzufügen, daß Lincoln seinen Feinden s sehr schnell wieder zu vergeben pflegte. Lincoln hätte auch niemals geduldet, daß die derlichkeit zwei Jahre nach Ende des Krieges noch immer kein Ende nahm. Wilson rde Charles Sumner kaum davon zurückgehalten haben, sich Jeff Davis' Kopf auf einer üssel darbieten zu lassen. Manche haben behauptet, Wilson sei dem Liberalismus niemals rünnig geworden, er habe sich lediglich bemüht, ihn widerspenstigen Untertanen in pathischen Dosen mit Prügel und Ladestock zu verabreichen. Fraglos würde Debs Ansicht vertreten, daß dies auf dasselbe herauskommt. Und Senator James A. Reed wahrscheinlich recht, wenn er behauptet, daß Wilson kurz vor seinem Rücktritt den eralismus dadurch, daß er seine eigene Nichtachtung vor dieser Richtung gewaltsam rte und entsprechend handelte, der Allgemeinheit ungenießbar gemacht und den ersten toß dazu gegeben hat, daß die Bezeichnung „Liberaler" heute überall bei uns so sehr in ßkredit steht wie nie zuvor.

Wie es möglich war, daß sich der Wilson der New Freedom in den Wilson verwandeln nte, der zur Inquisition gegen Palmer schritt, ist für viele das größte Rätsel. Die Lösung verhältnismäßig einfach, wenn man Wilsons Laufbahn als Ganzes überblickt. Dann winnt man nämlich den Eindruck, als ob der Mann, als den er sich in den Jahren 1910

bis 1917 gezeigt hat, der anormale Wilson, und der Mann, den er in den Jahren 1918 bi
1921 vorgestellt hat, der normale Wilson gewesen ist. Seine Schriften verraten, daß er i
erster Linie Aristokrat und Konservativer war. Sein verfehlter Liberalismus war lediglic
Sache der Gelegenheit. Man braucht das 2. Kapitel von Hales Story of Style nicht erst z
lesen, um zu dieser Überzeugung zu gelangen. Seine Philosophie gehörte jener Schul
an, die den Grundsatz des wohlwollenden laissez-faire vertrat, sein Ideal war die vornehm
Welt Englands und des alten Südens. Nahezu der einzige Ausdruck praktisch-politische
Meinung, der aus der Zeit vor 1910 von Wilson zu berichten ist, war sein Wunsch, Bryar
der Bekämpfer des Privilegiengeistes im Jahre 1896, möge mit seinen Bestrebungen ein
gründliche Abfuhr erleiden. Die Sachlage war die: In seinem — übrigens löblichen —
Bemühen, die Universität Princeton zu einem wahrhaft pädagogischen Institut zu machen
kam er mit den Alumnen jener Universität in Konflikt, die zufällig stockkonservativ waren
Im Verlaufe dieses Kampfes lernte er die Kreise, die sich ihm widersetzten und ihn schließlic
ausstießen, hassen. Und so kam es, daß er die Gelegenheit, es ihnen gründlich heimzu
zahlen, die ihm mit der politischen Laufbahn in die Hand gegeben wurde, mit Freuden ergrif

Nur derjenige kann die große Kluft, die zwischen Constitutional Government und Th
New Freedom besteht, begreifen, der in dem letzteren Werk Wilsons wirtschaftlich-politisch
Kriegserklärung an seine Feinde vom Princeton-Kampf her sieht. In den ersten beide
Jahren seiner Verwaltungstätigkeit hatte er ihnen mit seiner reformierenden Gesetzgebun
seinem Gefühl nach einen tüchtigen Hieb versetzt, und damit war sein Herz wesentlic
erleichtert. Dienstlich und gesellschaftlich wurde er dann allmählich mehr und mehr al
zu ihnen und ihrer Klasse gehörig betrachtet, und schließlich fand er sie sogar ganz leidlic
jedenfalls waren sie ihm nicht länger unerträglich. Das kam besonders daher, weil er jet
für sie der anerkannt Höherstehende war und sie sich um Hilfe und Gunstbezeigunge
an ihn wenden mußten. Der Eintritt Amerikas in den Weltkrieg beschleunigte und ve
tiefte diesen Wandel in der Stellung Wilsons zu seinen ehemaligen Feinden. Er hin
weitgehend von den Finanzleuten und Industriellen ab, brauchte ihre Unterstützung un
ließ sich von ihnen leiten. Es schmeichelte ihm, daß sie auf jeden Wink zu seiner Verfügun
standen. Innerhalb weniger Monate hatte der Wilson von 1912 seine innere Umkehr vol
endet; er war wieder er selbst, noch bevor das Jahr 1917 zu Ende gegangen war. Wen
man außerdem in Betracht zieht, daß er sich in dem größten moralischen Kreuzzug, den d
Geschichte der Menschheit kennt, als die treibende Kraft und den von Gott gesandten Führ
fühlte, so kann man seinen Unwillen über jeden Widerstand und jedwede Kritik sehr g
verstehen. Wir haben es hier nicht mit bewußter Heuchelei oder offener Teufel
zu tun, sondern lediglich mit der normalen Entwicklung und den Schwankungen ein
Persönlichkeit, die sich unbewußt stets den wechselnden Umständen und der wechselnde
Umgebung anpaßte. Der seelische Mechanismus, den man mit „Projektion" bezeichne
erklärt hinreichend Wilsons Ausfälle gegen den deutschen Kaiser, gegen die „kleine Grup
eigenwilliger Männer" 1917 und gegen die republikanische Senatorengruppe 1918/19.

Alle diese Dinge geben die entsprechende Antwort auf Professor Dodds Behauptun
Wilson sei von kapitalistischen Reaktionären gestürzt worden. Am schärfsten haben in der Ze
von 1918 bis heute die liberalen Zeitschriften, besonders die New Republic und die Natio
ein paar fortschrittliche unabhängige Tageszeitungen und liberale Schriftsteller wie J. S
Turner, Chafee, Keynes, Weyl und Post Kritik an Wilson geübt. Auch die Parteiopp
sition, die eine Ergänzung zu der 1918 folgenden Opposition der Republikaner bildete, b
schränkte sich keineswegs auf die Reaktionäre; sie ging nicht einmal von den Reaktionäre
aus. Hiram Johnson und Borah waren ähnlich wie Henry Cabot Lodge und George S
Moses gar keine so vorsintflutlichen Parteileute, wie es ihren Reden nach den Anschein hatt
Der Völkerbund wurde vor allem abgelehnt, weil Wilson darauf bestanden hatte, ihn u
löslich mit einem ungeheuerlichen, durch und durch reaktionären Friedensvertrag zu ve
binden. Damit hatte er sich die Fortschrittler, die 1918 seinen Idealismus und Internation

mus in den Himmel gehoben hatten, entfremdet. Die unerhörten Angriffe, die Palmer it seinen Zwangsmaßregeln unter Wilsons Ägide gegen die Grundfesten des amerikanischen eiheitsbegriffes verübte, machten Wilson bei den Reaktionären so beliebt, wie es seit over Cleveland keinem anderen Präsidenten gelungen war. Sie statuierten ein Exempel für, wie man in einer Republik mit Parteigruppen verfährt, die sich abweichende Mei=ngen erlauben. Nicht der Haß und die Hetze der amerikanischen Bourbonen haben ilson zu Fall gebracht. Die Tatsache, daß reaktionäre republikanische Wallstreet=Juristen ter Führung von Austen G. Fox versucht haben, Professor Chafee den Lehrstuhl auf der niversität Harvard zu entziehen, weil er einen kleinen Teil der Palmerschen Grausamkeiten fgedeckt hatte, ist der beste Beweis dafür, wie wenig wirklicher Haß gegen die Wilsonsche errschaft in der Zeit nach 1917 in die Interessen der Reaktionäre hineinspielte. Die Behaup=ng, daß die Firma Morgan den vernichtenden Schlag gegen Wilson geführt habe, nachdem sich von ihr habe verleiten lassen, für die Obligationen der Alliierten einzutreten, ist derſinnig. Die Firma Morgan ist, wie die meisten anderen großen Bankhäuser, warm r den Völkerbund eingetreten. Die Reparationsklausel des Friedensvertrages hat Wilson tgegen dem vernünftigen Rat von Bankfachleuten gebilligt.

Das Problem der Persönlichkeit Wilsons

Mir bleibt noch die Aufgabe, auf Wilsons Persönlichkeit einzugehen. Dieses Problem ist gut in der Nation gefaßt worden:

„Wenn die Geschichte sanft mit Woodrow Wilson verfährt, wird sie ihn als einen Menschen ldern, dessen Wirken darin bestand, hohe Ideale zu verkünden, und sie mit schönen, herzbewegen=n Worten auszuschmücken. Behandelt sie ihn jedoch vom Standpunkt der Wahrheit und der Ge=htigkeit, so muß sie wohl oder übel hinzufügen, daß er, was die Erfüllung dieser Ideale anbetrifft, lig versagt hat... Wenn man sich heute seine Worte ins Gedächtnis zurückruft, so kann man sich ht genug darüber wundern, wie wenig dieser Mann für den Frieden getan, wie viele gute Ge=enheiten er ungenützt gelassen hat, wie schwankend sein Idealismus war und wie eng begrenzt Gesamtsumme seiner Leistungen ist."

Die Lösung des Problems liegt nach meiner Ansicht in der wiederholt von mir ange=rten Tatsache, daß Wilsons Geist sich stets von der Wirklichkeit abgewandt und statt sen in einer Scheinwelt gelebt hat. Walter Weyl hat diese Wirklichkeitsflucht geschildert:

„Wilsons einfältiger Glaube an seine 14 Punkte ist meiner Meinung nach auf seine durch und ch abstrakte Gedankenwelt zurückzuführen. Ihm scheint sich die Welt in abstrakten Begriffen zustellen. Für ihn sind z. B. Eisenbahnwagen keine Eisenbahnwagen, sondern ein graues, allgemeinertes Etwas, Transport genannt. Menschen sind für ihn nicht Männer und Frauen, iverliche, sinnlich wahrnehmbare menschliche Wesen von Fleisch und Blut, sondern ‚Menschheit' abstrakter Sammelbegriff. In seinem politischen Denken, in seiner politischen Propaganda er von den Dingen die vielseitigen Eigenschaften, die sie im wirklichen Leben besitzen, ab, nmert sich an ein einziges Charakteristikum und bringt auf diese Weise eine klare, aber ge=stellte Formel zustande, die jeder wirklichen Grundlage entbehrt."

Simeon Strunsky hat in einer Interpretation in Foreign Affairs den entgegengesetzten ndpunkt vertreten. Er behauptet, daß Wilson ein großer Realpolitiker und kein Phrasen=cher war. Er stützt sich auf die Tatsache, daß Wilson in seinen Reden oft Ausdrücke raucht habe, die im Augenblick unangebracht gewesen seien. So führt er z. B. das ühmte too proud to fight (zu stolz, um zu kämpfen) an, ein Wort, das Wilson drei Tage ch dem Untergang der „Lusitania" gesprochen hat. Mir scheint jedoch, als ob diese Tsache gerade nach der entgegengesetzten Richtung auszulegen ist, nämlich dahin, daß lson so losgelöst von der Wirklichkeit war und so sehr in schönen Redensarten aufging, er kein Gefühl mehr für die augenblicklichen Umstände hatte. Den schlagendsten Beweis ür, wie hemmungslos er sich dem verführerischen Reiz tönender Worte hingege= hat, gibt J. K. Turner in dem Anhang zu seinem Shall it be again? Hier wird

positiv bewiesen, daß Wilson in jedem, den Krieg betreffenden Punkt sich selbst widersprochen hat, manchmal in ein und derselben Rede, sehr häufig noch am selben Tage.

Wir stehen jetzt natürlich noch vor dem eigentlich wesentlichen Problem, warum Wilsons Geist gerade so beschaffen war. Da müssen wir uns wohl an den Psychiater wenden, der mit seiner Auffassung von „Introversion" und „Extraversion" und mit seiner Lehre vom seelischen Kompensationsmechanismus und der Wirklichkeitsflucht Aufschluß geben könnte. Man müßte alle Einzelheiten aus Wilsons persönlichem Leben von seiner frühesten Kindheit an kennen. Vielleicht bietet sein frühzeitiger Mißerfolg als ausübender Jurist den Schlüssel zu dem Geheimnis. Vielleicht hat dieser Fehlschlag ihn dazu getrieben, sich einen Ausgleich zu suchen, und vielleicht bot ihm das „Spinnennetzweben" auf politischem und gesetzgeberischem Gebiet diesen Ausgleich. Der Verfasser sieht jedoch in dieser Theorie keine zureichende Erklärung. Er ist vielmehr überzeugt, daß die grundlegend charakteristischen Züge Wilsons sich in seiner Kindheit nach dem Narciß-Komplex entwickelt haben. Es ist hier auch nicht ohne Bedeutung, daß ihn von frühester Jugend auf die Frauen mit übermäßiger Schmeicheleien verwöhnt haben. Ich spiele hier auf nichts Unsauberes an (denn ich bin von Wilsons Reinheit auf sexuellem Gebiet fest überzeugt); ich stelle lediglich eine Tatsache fest, die an sich bestimmt nichts Herabsetzendes hat. Aber jeder erfahrene Mensch kennt die Wirkung, die in solchem Maß dargebotene Frauengunst auf den Charakter, auf die Haltung und die Lebensführung des Mannes ausübt. Sie führt zu Geckentum, Selbstüberhebung und intellektuellem Sichzurschaustellen in der Öffentlichkeit.

Noch eine andere Tatsache erklärt Wilsons Hang, die Begriffe „wohlgesagt" und „wohlgetan" zu identifizieren. Er war 20 Jahre lang Lektor der Politikwissenschaft. Wie wir alle wissen, die wir vom Fach sind, neigt ein Professor im allgemeinen, namentlich aber ein Professor auf den Gebieten der Philosophie, der Literatur und der Sozialwissenschaften zu einer etwas diktatorischen Haltung und pflegt eine Unsumme spontan gebildeter Meinungen zu äußern, die im Grunde nichts weiter sind als ohne Überlegung hingesprochene, vom Augenblick bedingte Verallgemeinerungen, die im nächsten Augenblick wieder vergessen sind. Wir Professoren kommen kaum in die unangenehme Lage, Rechenschaft ablegen zu müssen über das, was wir gesagt haben. Dazu sind unsere Studenten im allgemeinen infolge unserer Erziehung zu schüchtern, und außerdem ist anzunehmen, daß die Mehrzahl, zerstreut oder schläfrig, der Vorlesung und den Abschweifungen des Lehrers nicht allzu aufmerksam folgt. Die Leichtfertigkeit und Willkür im Gebrauch von Worten, die man bei einem Arzt, einem Juristen, Fabrikanten, Ingenieur oder Makler nie dulden würde, einem Professor aber ohne weiteres nachsieht, sind außerordentlich groß. Je mehr rhetorisches Talent nun ein Professor besitzt, desto deutlicher kommt der Hang zur Nachlässigkeit im Denken und Sprechen zum Ausdruck. Und Wilson war anerkannt einer der größten Rhetoriker, die je einen Lehrstuhl innegehabt haben. An eines aber würde ein wahrhaft kluger Professor sich niemals mit vorschnellen, unüberlegten Worten heranzumachen wagen: an ein Erlösungsversprechen. Seine Hörer würden bestimmt aufmerksam werden und Erfüllung fordern. Wilson hat der Menschheit Erlösung von der furchtbarsten Geißel versprochen, unter der sie zu leiden hat, vom Krieg! Und die Völker scharten sich leidenschaftlich um ihn, um zu sehen, wie er ihre Erwartungen erfüllen würde. Er hatte Unmögliches versprochen und erfüllte nicht einmal das, was im Bereich der Möglichkeit lag. Infolgedessen rief er in der ganzen Welt bittere Enttäuschung und Unzufriedenheit hervor. Welcher ist wohl der gefährlichere Typ von beiden, der, der viel verspricht und wenig vollbringt und damit eine Meute in ihren Illusionen getäuschter Zyniker großzieht, oder der, der nichts verspricht und nichts vollbringt? Die Frage ist interessant. Es ist jedoch müßig, sich mit ihr zu befassen, weil sie vielleicht überhaupt nicht zu beantworten ist. Ich gebe dieses Problem an John Dewey oder Bertrand Russell weiter. Jedenfalls kann kein rechtlich denkender Mensch leugnen, daß Wilson mehr Menschen zu Zynikern gemacht hat als irgendeine andere Gestalt der neueren Geschichte.

Zum englisch-amerikanischen Gegensatz

Von Friedrich Brie in Freiburg i. Br.

Nur wenige Deutsche dürften aufgehorcht haben als am 1. Februar 1923 im Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten ein Gesetzentwurf eingebracht wurde, der die Bezeichnung „amerikanische Sprache" statt englischer für die „nationale und offizielle Sprache der Regierung und des Volkes der V. St. und seiner Kolonien" einführte. Noch weniger Deutsche dürften wissen, daß auf amerikanische Anregung hin im Juni 1927 eine bemerkenswerte anglo-amerikanische Konferenz zur Erörterung von Problemen der englischen Sprache in London abgehalten wurde. Ein internationaler Rat von hundert, je zur Hälfte britischen und amerikanischen Mitgliedern „zur Hochhaltung der Weiterentwicklung des heiligen Kulturguts der englischen Sprache" ist damals eingesetzt worden. Außerdem wurde festgelegt, daß eine jährliche Versammlung abwechselnd in London und New York stattfinden solle. Damit war England ein großes Zugeständnis abgerungen: die Gleichberechtigung der amerikanischen Sprache mit der englischen. All dies war indessen nur Begleitmusik für das, was auf anderen Gebieten vor sich ging. So wurde anläßlich der Aufstellung der Kandidaten für die letzte Präsidentschaftswahl vom Kapitol in Washington aus verkündet, daß das Amt des amerikanischen Präsidenten „das größte der Welt" sei. Die Welt, an welche diese Botschaft letzten Endes gerichtet war, nahm sie in West wie Ost gelassen hin. Die englischen Journalisten, die sich wie ihre Kollegen in der ganzen Welt angesichts eines dankbaren Objektes nicht gerade zurückzuhalten pflegen, schwiegen wie auf Verabredung. Man hatte offenbar das Gefühl, daß hier ein peinliches Stück Wahrheit im Spiele war. Man konnte gegen den Inhalt der Botschaft sachlich nicht viel einwenden; man hatte das Gefühl, daß eine Erörterung darüber zu Ergebnissen führen könnte, die für den englischen Stolz demütigend seien. Man spürte wieder einmal die starke Abhängigkeit von Amerika, in die man, nicht nur in finanzieller Hinsicht, durch den Krieg geraten war.

Für die übrige Welt war das eigentlich Interessante an dieser Botschaft die Erkenntnis, daß auch das offizielle Amerika es nicht mehr der Mühe für wert hielt zu verbergen, daß es sein Land für den Herrn der Welt hält. Bedenkt man, wie wenig die Sprache der Politik sich der ungeschminkten Äußerung oder des Theaterdonners zu bedienen pflegt und wie man in Amerika selbst noch zu Ende des vergangenen Jahrhunderts das puritanische Selbstgefühl, den tief eingewurzelten Verbesserungsdrang, kurz, den ganzen Messianismus, aus Verkehr mit Europa aus dem Spiel ließ, so steht man vor einem bemerkenswerten Wandel. So sonderbar die Zusammenstellung erscheinen mag, nur drei Staatsgebilde im Bereiche der heutigen Welt halten sich zurzeit für stark oder für unabhängig genug, um von Zeit zu Zeit alle politische Maskerade fallen zu lassen und der Welt das nackte Antlitz zu zeigen, die V. St., die Sowjet-Union und gelegentlich noch das Italien Mussolinis.

Der politische Blick des Engländers hat die amerikanische Gefahr bereits vor hundert Jahren klar vorausgesehen. Es war der Philosoph der englischen Romantik, Coleridge, der seiner Bemerkung, daß die vordere Hälfte eines entzweigeschnittenen Regenwurms die untere Hälfte aufzufressen pflege, die Frage beifügte, ob es wohl mit Amerika und England umgekehrt gehen würde. Man schob aber diese Befürchtung wieder in den Hintergrund und stellte sich, als ob England für ewige Zeiten die Herrschaft über die Meere und die Küsten gesichert sei. Man beschwichtigte sich selbst mit dem Gedanken, daß Amerika sich schon irgendwie in freundschaftlicher Weise in die englische Kulturgemeinschaft werde eingliedern lassen. Eine Zeitschrift von der Bedeutung von „Blackwoods Magazine" durfte sich noch 1905 über Roosevelt als Theodore I. lustig machen, seine autokratischen Allüren als Lenker der Weltgeschichte mit denen Wilhelms II. vergleichen und ihm eine scharfe Zurückweisung

wegen des Inhalts und des Tones seiner Reden, vor allem seiner Urteile über Europa, erteilen. Etwas Derartiges würde heute niemand in England mehr wagen. Dazu haben England und die Völker des Festlandes die neue Rolle Amerikas als arbiter mundi bereits zu sehr anerkannt. Aber auch die Atmosphäre ist dafür zu gespannt geworden; der dem Angelsachsen eigene politische Instinkt hat auf beiden Seiten Argwohn gezeitigt, den man hinter Beteuerungen der Freundschaft und Zusammengehörigkeit versteckt.

Ein bekannter amerikanischer Gelehrter hat mir vor kurzem einmal geschildert, wie er persönlich den Umschwung in der Einstellung des Engländers gegenüber Amerika zu fühlen bekommen hat. Vor dem Kriege wurde er bei seinen Reisen nach England nicht gerade freundlich, aber doch wohlwollend aufgenommen; man ließ ihn in etwas gönnerhafter Weise fühlen, daß man den Vetter von drüben als noch nicht ganz ebenbürtig ansah. Heute ist der Empfang überhöflich; man läßt den Besucher merken, daß man in den V. St. die politisch und wirtschaftlich überlegene Macht, das Land mit den größeren Möglichkeiten sieht und um die Zukunft Englands nicht ohne Sorge ist. Mein amerikanischer Gelehrter, der alles andere als ein Snob ist, hat mir versichert, daß ihm der frühere Zustand lieber war, und daß er sich durch die heute offen zur Schau getragene Schmeichelei gegenüber Amerika peinlich berührt fühle. Anders dürfte der Durchschnittsamerikaner denken. Ist schon der Engländer äußerst empfindlich gegen eine Kritik an den Einrichtungen seines Landes, die er sich selbst vorbehält, so gilt das dreifach für den Amerikaner. Er, der im Gefühl seiner sozialen und politischen Vollkommenheit nicht gelernt hat, Kritik an sich selbst zu üben, ist bereits so weit, daß er Kritik an Amerika schlechterdings nicht mehr verträgt. Selbst englische Kritiker heben heute vielfach den Widerstand des amerikanischen Publikums gegen plain speaking hervor. Schon John Adams, der zweite Präsident der V. St. († 1826) hatte seinen Landsleuten vorgehalten, daß sie ihr Land als den Inbegriff der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Einheit, Harmonie und des Wohlgefallens hinzustellen pflegten, und Dickens, der von Amerika begeistert begrüßt wurde, hatte erfahren müssen, daß man dort Beschwerden über Mißstände nicht entgegennimmt. Heute steht es für uns Deutsche folgendermaßen: Spricht der Deutsche mit einem Amerikaner über politische Dinge, so will dieser nur zweierlei hören: erstens, daß Amerika den Krieg gewonnen hat, zweitens, daß Amerika Deutschland durch Bewilligung von Krediten gerettet hat.

Seit dem Kriege gehört es in den Augen des Amerikaners zu den Obliegenheiten seines Landes, in Europa Ordnung zu stiften. Als man im Juli des vergangenen Jahres sich in Europa an manchen Orten eine gelinde Kritik am Kellog-Pakte erlaubte, wies die Herald Tribune, das offiziöse Organ der republikanischen Regierungspartei, darauf hin, man werde in Europa bald merken, daß Amerika europäische Kriege nicht mehr dulde; wenn Amerika einmal den Krieg in Acht und Bann erkläre, so sei er ein für allemal geächtet.

Diese Rolle Amerikas als Richter der Welt war bereits vor dem Kriege festgelegt; der Krieg hat diese Entwicklung nur beschleunigt, aber nicht gezeitigt. Schon Roosevelt hatte in seinen Reden und Aufsätzen manche bezeichnende imperialistische Wendung gebraucht, hatte Amerika moralisch über Europa gestellt und sich gegen die Pazifisten gewendet, die davon träumten, Wehrlosigkeit und Gerechtigkeit vereinigen zu können. Das war damals insofern erstaunlich, als bis dahin die nackte Verherrlichung amerikanischen Wesens im großen und ganzen ein Vorrecht der unverantwortlichen Dichter vom Schlage eines Walt Whitman gewesen war, die über keine sonderliche Gefolgschaft verfügten. Mit der Machtstellung Wilsons verschärften sich diese Tendenzen. Ein Blick in die Korrespondenz von Walter Hines Page, des Intimus von Wilson, und von Wilsons Ratgeber House, der von 1913 ab Botschafter in London war, gibt hierüber die klarsten Aufschlüsse. Page, der ein glühender Bewunderer alles Englischen war, der in erfolgreichster Weise für ein Zusammengehen der beiden Länder eintrat, betrachtete es nicht nur vom ersten Tage seines Londoner Postens an als seine Pflicht, den amerikanischen Gedanken in der Form von ungezählten

Leben und Unterhaltungen weit über die offiziellen Grenzen seines Amtes hinaus durch
as ganze Land zu tragen, sondern hat in seinen vertrauten Briefen an Wilson schon vor dem
rieg, in den Jahren 1913 und 1914, Amerika die Führerschaft in der Welt zugesprochen:

„Die Zukunft der Welt gehört uns. Man braucht nur mit zwei wirtschaftlich sehenden Augen
ne ganz kurze Zeit hier zu sein, um dessen sicher zu werden. Nächstens wird es jedermann sehen.
iese Engländer geben ihr Kapital aus, und es ist ihr Kapital, das ihnen bisher noch ihre gewaltige
lacht gibt. Was werden wir nun demnächst mit der Führerschaft der Welt machen, wenn diese
ffenkundig in unsere Hände fällt? Und wie können wir die Engländer für die höchsten Zwecke
er Demokratie verwenden? ... Die große wirtschaftliche Flut des Jahrhunderts fließt in unserer
ichtung. Wir werden demnächst die großen Weltprobleme zu entscheiden haben." ...

„Was werden wir mit diesem England und mit diesem Empire demnächst machen, wenn die
irtschaftlichen Kräfte unmißverständlich die Führerschaft der Rassen in unsere Hände legen?"

... „Wir können über dieses Volk, diese Regierung, diese enge Insel und ihr weltumfassendes
eich verfügen; sie ehren uns, sie beneiden uns, sie sehen die Zeit nahen, wo wir das Kapital und
en Handel der Welt beherrschen werden, wenn wir unser mächtiges Volk loslassen; sie wünschen
ns sehr nahe zu bleiben."

... „Wenn dieses Königreich jemals eine Republik wird, wird natürlich unsere die erste Republik
er Welt bleiben."

... „Wenn es die engste Art eines Offensiv- und Defensiv-Bündnisses zwischen ganz Groß-
itannien mit seinen Kolonien und den V. St. gäbe, was würde geschehen? Was immer wir
gten, würde getan werden, ob wir sagten: ‚Kommt aus dem Regen herein' oder: ‚Legt die Waffen
eder'. Das könnte der Anfang einer wirklichen Weltallianz und einer Verbindung zur Durch-
hrung gewisser großer Ergebnisse sein — z. B. Entwaffnung oder Schiedsgerichte —, Dutzende
on guten Dingen."

Die Rolle, die Amerika im Kriege zufiel als Retter der Entente und als Besieger Deutsch-
nds und beim Friedensschluß als Bringer der wahren Freiheit und als Schirmherr der
chwachen und Unterdrückten und zuletzt als Geldgeber und Gläubiger von ganz Europa,
eigerte diese Auffassung bis ins Groteske. Als die Briefe von Page 1923—25 veröffent-
ht wurden, hat das englische Publikum und die englische Presse sie mit Interesse und Bei-
ll aufgenommen. Man fühlte instinktiv die Berechtigung des Standpunktes von Page,
an wünschte auf keinen Fall anzustoßen und vergaß darüber den Protest. Hatte doch seit
em Ausbruch des Krieges eine ganze Reihe bedeutender englischer Historiker sich ge-
issentlich bemüht, die Beziehungen zwischen England und Amerika als möglichst enge
nzustellen und zu betonen, wieviel England an den amerikanischen Ideen von Recht und
olitik gelernt habe (vgl. Whelpley, British-American Relations 1924; Pollard, Factors in
merican History 1925). Heute sieht man sogar stillschweigend zu, wie das alte Vorrecht
nglands, sein Weltreich mit dem römischen zu vergleichen, auf Amerika übergeht. Schon
blickt der amerikanische Geschichtsphilosoph E. A. Mawrer in der Zukunft sein Land als
n machtvolleres, humaneres, demokratischeres und ruhmreicheres Rom. Der Durch-
nittsamerikaner sieht in Europa vielfach nichts als ein Gewirr von Staaten, die ein-
ider ständig bedrohen. Für das christlich-puritanische Amerika haben die alttestament-
hen Vorstellungen von Amerika als dem Lande Gottes durch den Krieg neue Bedeu-
ng erhalten. Ein in Cincinnati erscheinendes Kirchenblatt, der Western Christian Advo-
te, brachte unter dem 27. Juni 1917 folgende Erklärung:

„Demokratie ist Christentum in der Regierung. Demokratie ist Christi Verkündigung der allge-
einen Bruderschaft. Demokratie ist Amerika als Befreier der Welt. Amerika ist der führende
dealismus der Welt. Amerika ist das Christentum gegen die Bande des Imperialismus. Amerika
i die menschliche Seele gegen die Herrschaft der Autokratie. Amerika ist der menschliche Geist
i Einheit mit der Gottheit, die nach den Worten Christi sagt: ‚Ich bin hungrig gewesen, und ihr
bt mich gespeist.'"

Dieser ungeheure Optimismus, der die ganze Welt als sein Wirkungsfeld ansieht, hatte
unter dem Druck der Machtstellung Amerikas zunächst eine solche werbende Kraft,
ß er die ganze Welt zu lähmen drohte. Aber Druck erzeugt Gegendruck. Der Imperialis-

mus des Dollars, um einen Ausdruck amerikanischer Prägung zu gebrauchen (Atlantic Monthly, Mai 1928), hat in den letzten Jahren zu einer Art von stiller Fühlungnahme der europäischen Länder untereinander, selbst zu einer Art von geistiger Front mit der Spitze gegen Amerika geführt. Der Geist von Oxford, Paris und Weimar wehrt sich gegen den Geist von Chicago und New York. Betrachtet man innerhalb der unabsehbaren Amerikaliteratur die wirklich gewichtigen Stimmen in den verschiedenen Ländern Europas, H. G. Wells in London, André Siegfried von der Sorbonne, Alfred Rühl (Amerikanischer Wirtschaftsgeist) und Adolf Halfeld (Amerika und der Amerikanismus) in Deutschland, so ergeben sie alle das gleiche Bild: Warnung vor einer Überrennung Europas durch amerikanische Massenzivilisation und Warnung vor dem Aufgeben des von Europa geschaffenen und gehüteten Gutes der persönlichen Freiheit. Aber noch sind die Kulturmöglichkeiten Europas so ungeheuer, daß der Gedanke einer ernsthaften Gefahr dieser Art in der Ferne zu liegen scheint. Viel dringender ist die politisch-wirtschaftliche Gefahr, bei der England nicht mit Unrecht die Empfindung hat, der gefährdetste Teil zu sein. Nicht nur spürt es den allgemeinen politischen Druck, der von Amerika ausgeht, am stärksten, es empfindet ebensosehr den Wettkampf auf dem Geldmarkt, im Bau der Handelsflotte und auf dem chinesischen und russischen Markte — von dem süd- und mittelamerikanischen ganz zu schweigen. Es sieht sich vor der Aufgabe, den Selbständigkeitsbestrebungen seiner großen Dominions, vor allem Kanadas und Australiens, Rechnung zu tragen und sie gleichzeitig an sich zu fesseln, sie daneben aber auch noch vor der amerikanischen Einflußsphäre zu bewahren, der sie aus geographisch-politischen Gründen dauernd ausgesetzt sind; es soll ferner seine überall verstreuten Rohstoff- und Absatzgebiete behaupten angesichts des amerikanischen Dranges nach politischer und wirtschaftlicher Ausdehnung. Auch die englische Industrie ist in Sorge und trägt der Möglichkeit von politischen Verwicklungen mit Amerika Rechnung. Wir können deutlich sehen, wie England systematisch versucht, sich in der sogenannten Schlüsselindustrie selbständig zu machen, d. h. die Halbfabrikate, die zur Weiterverarbeitung gebraucht werden und die man früher auswärts herstellen ließ, selbst zu erzeugen; vor allem handelt es sich um Teile von größeren Maschinen, die einem kriegswirtschaftlichen Zwecke dienen.

Auf alle diese schwierigen Fragen hat England eine eindeutige Antwort noch nicht gefunden und kann sie auch nicht finden. Die gemeinsamen Bande der Geschichte, der Sprache und des Blutes und der Wunsch, Amerika nicht zu reizen, sprechen für Verständigung; vage Hoffnungen, die Geschicke der Welt im friedlichen Nebeneinander mit Amerika lenken zu können, drängen in der gleichen Richtung. Aber stärker noch ist in England, das seine Erfolge der Vorsicht zu verdanken pflegt, die Furcht davor, daß die Zeit mit Amerika arbeitet und daß Amerika bei seinen günstigeren geographischen Bedingungen und der Überlegenheit seiner Entwicklungsmöglichkeiten dazu bestimmt sein könnte, die Führerschaft in dem Verbande der angelsächsischen Staatsgebilde an sich zu reißen und England in der Weltherrschaft abzulösen. Dieser Gedanke muß England mechanisch nach dem anderen Ausweg hin drängen, seine Sonderstellung aufzugeben und Anschluß innerhalb und außerhalb Europas zu suchen. In Europa kommt hierfür heute nur eine Macht, Frankreich, in Betracht. So kam der allzu auffällige Versuch zustande, sich durch den englisch-französischen Vertrag einen Bundesgenossen gegen Amerika zu sichern. Das konnte nur bedeuten, daß England sich am Verhandlungstische bei der Aufrollung der Flottenfrage Amerika nicht mehr gewachsen glaubte. Daß dieser Schritt ein Fehler war, ist heute klar. Er hat Amerika nur um so deutlicher darauf hingewiesen, daß es eine Flotte bauen muß, die im äußersten Falle den kombinierten Flotten von England, Frankreich und Japan gewachsen ist. Nicht als ob man in Amerika ernstlich mit einer kriegerischen Auseinandersetzung dieser Art rechnete — auf beiden Seiten will kein ernsthafter Politiker den Krieg —, aber man will allein schon vermeiden, dem politischen Druck ausgesetzt zu sein, der von einer solchen oder ähnlichen Kombination ausgehen könnte. Man kennt England und englische Methoden im Kriegsfall drüben zu genau. Der englisch-amerikanische Gegensatz ist trotz aller zeitweiligen

nnäherung in den 150 Jahren der Trennung beider Länder nie völlig zur Ruhe ge-nmen. Noch viele heute lebende Amerikaner haben in ihren Schulbüchern von England der Power of Darkness gelesen.

Da niemand Amerika hindern kann, seine Kriegsbereitschaft auf ein Maß zu bringen, das en diesen Erwägungen entspricht, ist die Lage Englands gegenüber Amerika, was die achtstellung anbetrifft, schon jetzt nicht nur schwierig, sondern fast hoffnungslos. Jeder irger Englands fühlt das irgendwie. Niemandem, der heute England aufsucht, kann der uck entgehen, der auf der Nation lastet. Jeder Engländer fühlt, daß es sich bei Amerika n einen Rivalen handelt, dem man aus ungezählten Gründen nicht mit den bisherigen itteln beikommen kann, einen Rivalen, der voll Mißtrauen und imstande ist, jeden Zug t einem gefährlichen Gegenzug zu beantworten. So sieht der Engländer heute die Zukunft wenig rosigem Lichte. Irgendwie spürt er es, und die ganze Welt mit ihm, daß die Macht-llung Englands in der Welt auf Amerika übergegangen ist und daß ein Teil des prophe-hen Wortes sich erfüllt hat, das einst Emerson im Gespräch mit Carlyle äußerte: „Eng-d, eine alte, erschöpfte Insel, wird eines Tages sich damit begnügen müssen, wie andere ern nur in seinen Kindern stark zu sein."

Nordamerika und das Erdöl

Von Karl Hoffmann in Berlin

Trotz der Kämpfe um die Erdölstärke der Welt, die zwischen England und Nordamerika nach dem Kriege geführt worden sind, läßt sich behaupten, daß die V. St. in der leben-en Wirtschaft des Erdöls, ähnlich wie in Baumwolle und Kupfer, eine Art von mono-istischem Vorrang besitzen.

Die Petroleumindustrie wurde in den V. St. geschaffen. Sie nahm ihren Anfang, als erst Drake 1859 bei Titusville im nordwestlichen Pennsylvanien die erste artesische hrung durchgeführt hatte. Das zweite geschichtliche Ursprungsland war die kaspisch-kasische Zone mit dem Hauptgebiet von Baku, das die Brüder Nobel in den siebziger ren erschlossen. Doch nur vorübergehend wurde Nordamerikas Vorrang in der Zeit um 0 von Südrußland in Frage gestellt. Nach dem Beginn des neuen Jahrhunderts kam entscheidende Umschaltung des Erdölcharakters von Leuchtöl auf Treibstoff in der Form Heizöl und Motorölen. Das Erdöl trat als maschinelles Antriebsmittel neben die Kohle. drang mit der Heizölfeuerung unter dem Kessel insbesondere in die Dampfschiffahrt; allem bemächtigte es sich des Verkehrswesens zu Wasser, zu Lande und in der Luft, das den Motoren beruht. Damit errang es zugleich Bedeutung als Rohstoffgrundlage für Bewegungsmöglichkeiten der modernen militärischen Kräfte, die erst der Weltkrieg füllte: Marine und Luftflotte, Tanks und Lastautos für die Landtruppen können ohne reichende Ölversorgung nicht in Funktion versetzt werden. Seitdem gibt es eine politisch fsame Ölfrage, und die überlegene Wirtschaftskraft Nordamerikas wurde zur Macht. n entsprechender Weise war die Weltrohölerzeugung gestiegen. Hatte sie 1900 etwas über Millionen Barrels (ein Barrel oder amerikanisches Faß = 158,98 Liter) betragen, etrug sie 1928 rund 1323 Millionen Barrels; d. h. sie hat sich in einem Menschenalter iahe auf das Neunfache vermehrt. Nach dem Kriege bestreiten die V. St. nicht nur im en und ganzen zwei Drittel, wenn nicht mehr, dieser ungeheuer angewachsenen Welt-gung, sondern sie sind auch führend in der Technik der Verarbeitungsindustrie, und die adelsorganisationen ihrer Unternehmungen umspannen den Erdball.

ur Veranschaulichung der Weltverhältnisse in der Rohölerzeugung seien die Leistungen Hauptproduktionsländer für die letzten drei Jahre wiedergegeben. (Die Ziffern für 1926

beruhen auf den amtlichen Schätzungen des Amerikanischen Petroleuminstituts, die f
1927 und 1928 auf den amtlichen Schätzungen des U. S. Bureau of Mines.)

	1926	Anteil an der Weltproduktion	1927	Anteil an der Weltproduktion	1928	Anteil a der Welt produkti
Weltproduktion .	1.098,4	100,0 v.H.	1.261,1	100,0 v.H.	1.322,9	100,0 v.
V. St.	770,9	70,2 „	901,1	71,5 „	902,0	68,2 „
Rußland	64,3	5,9 „	77,0	6,1 „	87,8	6,7 „
Venezuela . . .	37,2	3,4 „	63,1	5,0 „	106,0	8,0 „
Mexiko	90,4	8,2 „	64,1	5,1 „	50,1	3,8 „
Persien	35,8	3,3 „	39,7	3,1 „	42,1	3,2 „
Rumänien . . .	23,3	2,1 „	26,4	2,1 „	30,6	2,3 „
Niederl. Indien .	21,2	1,9 „	25,9	2,1 „	28,5	2,2 „
Kolumbien . . .	6,4	0,6 „	15,0	1,2 „	19,9	1,5 „
Peru	10,8	1,0 „	10,1	0,8 „	12,0	0,9 „

Wo Kohle oder Eisenerze unter der Erde liegen, kann man die Mächtigkeit ihrer Vorko men und deren Lebensdauer berechnen. Die Förderung in Kohle und Erz erhält damit einen zuverlässigen, gleichsam stabilen Charakter. Eine solche Stabilität fehlt Rohölerzeugung. Die Produktionskraft des einzelnen Ölfeldes, das sich in seiner flüssig Beschaffenheit unterirdisch verändert und durch unvorhersehbare Vorgänge, z. B. So wassereinbrüche, plötzlich verdorben werden kann, ist bis zu gewissem Grade unberechenb Zahlreiche Bohrungen bleiben überhaupt ohne Ergebnis. Damit dringt in die Indust die sich darauf aufbaut, ein abenteuerliches und spekulatives Moment. Zur Bewältigu des spekulativen Risikos wurde es nötig, die Entwicklung dieser Industrie in großen Unt nehmungen zu organisieren, die das Risiko verfehlter Bohrungen zu tragen und j Verluste durch eine ausgedehnte Anlage und Verteilung ihrer Verdienstmöglichkeiten aus gleichen vermögen. So entstanden die großen Erdölkonzerne, deren Betätigung sich von Urproduktion über die Raffinage und den Transport in Rohrleitungen und Tankschif bis zum Handel in fertigen Erzeugnissen, ja bis zum Kleinabsatz in Autopumpstatio auf der Straße erstreckt. Aus den Konzernen bildeten sich aber die Weltgruppen, die wirtschaftspolitischen Weltmächten wurden.

In Nordamerika ging die Trustbildung mit der Entwicklung der Ölindustrie Hand Hand. John D. Rockefeller, der 1870 die Standard Oil Co. of Ohio gegründet hatte, sc den Standard Oil Trust, der 1882 fertig war. Auf Grund des Antitrustgesetzes (Sherm Akte von 1890) ist der Trust zweimal, zuletzt 1911, gerichtlich aufgelöst worden. Seit 1 besteht er in verschiedenen „Hauptgesellschaften", die „selbständig" wurden, als bloße Gru weiter, indem die historischen Standardfamilien, z. B. die Rockefellers und Pratts, sowie sonstigen maßgebenden Männer durch eine wechselseitige Verflochtenheit ihres Aktienbesi gewissermaßen eine anonyme Fortsetzung der Zusammenfassung besorgen. Die zent Vertrauensleitung blieb bei der Standard Oil Co. of New Jersey, die von 1899 bis 1911 Trustfirma gewesen war. Aus den alten Hauptgesellschaften (ursprünglich 33) im Gesa gefüge der Standard gingen in der neueren Zeit vier innere Sonderkonzerne her denen in industrieller Hinsicht führende Bedeutung gebührt. Es sind neben der Stand Oil Co. of New Jersey die Standard Oil Companies of Indiana, of California und New York. Die Big Four werden sie im allgemeinen genannt. Die beiden Stand gesellschaften von New Jersey und von New York wohnen in New York City, 26 Broadw im selben Hause. Dieses Haus ist sozusagen die Zentralstelle der amerikanischen Erdölhe monie in der Welt, und der mächtigste Mann in der Standardgruppe und damit im am kanischen Erdölgewerbe ist gegenwärtig Walter Clark Teagle, Präsident im Board Directors der Standard Oil Co. of New Jersey.

Außer der Standardgruppe gibt es eine Reihe „unabhängiger" größerer Konzerne, die an als Big Independents bezeichnet. Für gewöhnlich wird ihre Zahl mit zehn angegeben: ulf Oil Corporation; Texas Oil Corporation; Union Oil Co. of California; California Petro- um Corporation; Phillips Petroleum Co.; Sinclair Consolidated Oil Corporation; Marland l Co.; Pure Oil Co.; Cities Service Co. (Doherty) und Mexican Seaboard. In der Öl- duſtrie der V. St. waren gegen Anfang 1927 nach einer Schätzung Teagles insgeſamt s zu 12000 Millionen Dollar Kapital inveſtiert. Mögen die genannten Konzerne it Einſchluß der Standardgruppe und ihrer Sondergebilde rein geſchäftlich auch in Wett- werb treten, ſo gehen ſie wirtſchaftspolitiſch doch meiſtens zuſammen. Im Amerikaniſchen etroleuminſtitut, einer von ihnen geſchaffenen Einrichtung, haben ſie ihre gemeinſame ertretung. Im übrigen iſt der Sinclair-Konzern, der vor etlichen Jahren oft von ſich den machte, neuerdings in deutliche Abhängigkeit von der Standardgruppe geraten. er ebenſo ſenſationelle Doheny-Konzern, der hauptſächlich in Mexiko gearbeitet hat, iſtiert nicht mehr; er wurde 1925 von der Standard Oil Co. of Indiana verſchluckt. Ferner rſten Beziehungen der Standardgruppe oder mancher ihrer Einzelgeſellſchaften, ſeien ſie n finanzieller oder geſchäftspolitiſcher Art, zum Texas-Konzern, zum Gulf-Konzern und m Pure-Oil-Konzern nachweisbar ſein. Anfang 1928 haben der Texas-Konzern d die California Petroleum Corporation ſich fuſioniert, und die Union Oil Co. of Cali- rnia wird viel umworben. Politiſch weſentlich iſt, daß der Marland-Konzern von r Morgangruppe und der Gulf-Konzern von der Familie Mellon beherrſcht wird, deren gſtem Kreiſe der amerikaniſche Schatzſekretär gleichen Namens entſtammt. Daraus er- ben ſich Fühlungsmöglichkeiten, die von den internen Bureaus der Standardgruppe über n Gulf-Konzern in das Kabinett von Waſhington zu reichen vermochten, und die Wirkungs- ift ſolcher Beziehungen bekundete ſich beiſpielsweiſe in der meſopotamiſchen Frage.

Jedem Zeitungsleſer, der etwas von der Standardgruppe und der meſopotamiſchen Frage hört, ſind ſofort die britiſchen Weltgruppen geläufig: die Koninklijke-Shell- ruppe als holländiſch-engliſches Unternehmen unter verſchleierter engliſcher Leitung d die Anglo-Persian-Burmah-Gruppe als britiſcher Regierungskonzern. Die Haupt- eugungsgebiete des britiſchen Regierungskonzerns ſind das ſüdliche Perſien und Hinter- ien, vornehmlich Birma; die Haupterzeugungsgebiete der Koninklijke-Shell-Gruppe zen in Holländiſch-Indien und Britiſch-Borneo, in Rumänien, Ägypten, Mexiko, nezuela und Nordamerika. Sie hat in den V. St. mit der Shell Union Oil Corporation en Sonderkonzern, deſſen Bedeutung dem wirtſchaftlichen Werte der mächtigeren unter Big Independents (Texas- und Gulf-Konzern) die Wage hält. Von der Erzeugung der ell Union Oil Corporation wird ungefähr ein Drittel der geſamten Konzernleiſtung der ninklijke-Shell in der Rohölerzeugung beſtritten, und den Amerikanern iſt dieſes Ver- tnis etwas unangenehm. Will man indeſſen die wirtſchaftspolitiſche Stärke der briti- n Gruppen überhaupt nach ihrer lebendigen Produktionskraft bemeſſen, ſo ſind die ge- gfügigen Zahlen im Vergleich zur amerikaniſchen Überlegenheit verblüffend. Zunächſt reift man nicht, wie jemals ein Kampf um das Erdöl auszubrechen vermochte.

Die Standardgruppe und viele der Big Independents produzieren nicht nur in den V. St. dern auch in Mexiko, das die amerikaniſche Ölinduſtrie als natürliche Ergänzung oder eiterung ihrer eigenen Rohölbaſis betrachtet. Als die alte Ölwirtſchaft Rußlands 1918 Wirrnis verſank, wurde das aufblühende Mexiko zum zweitſtärkſten Erzeugungslande der lt, um 1921 ſeine abſolute Höchſtleiſtung von 193,4 Millionen Barrels mit einem eil von 25,3 v. H. an der Welterzeugung zu erreichen. In der Folge ging es zurück und de zuletzt von Venezuela und der ſtaatlich reorganiſierten Ölwirtſchaft der Sowjetunion rholt. Man kann im Grunde die mexikaniſche Ölinduſtrie von der nordamerikaniſchen t ſorgfältig trennen; denn nach einem amtlichen Berichte der U. S. Federal Trade ommission von 1923 „werden über 70 v. H. der mexikaniſchen Erdölprodukte von Inter- n der V. St. kontrolliert". Ferner erzeugen die Standardgruppe und der Gulf-Konzern

in Venezuela; und außer in Mexiko und Venezuela erzeugt die Standardgruppe in Kolumbien, Peru, Argentinien, Rumänien, Galizien und sogar etwas in Holländisch-Indien. Unter Berücksichtigung dieser interkontinentalen Konzernverzweigungen haben die V. D. J.-Nachrichten nach Maßgabe der Verhältnisse von 1927 folgende Anteile an der Welterzeugung für die verschiedenen Gruppen errechnet: engere Standard 25,76 v. H.; die zehn Big Independents zusammen 15,78 v. H.; Koninklijke-Shell 9,94 v. H.; Anglo-Persian-Burmah 3,80 v. H.; U. d. S. S. R. 5,80 v. H.[1]) Die übrigbleibenden 38,92 v. H. fallen jedoch zum größten Teile auf die kleinen und mittleren Rohölerzeuger in den V. St., die unter einem wirtschaftlichen Druck der Trust- und Konzernkreise, der durch deren Bedeutung als Abnehmer der Ware und mit der Kontrolle über Transport und Verarbeitung ausgeübt wird, mehr als die Hälfte der nordamerikanischen Erzeugung betreuen. Hütet man sich davor, die nordamerikanische Erzeugung der Shellgruppe zweimal zu rechnen, so kämen im ganzen ungefähr 76 v. H. Anteil an der Welterzeugung von 1927 für das international sich auswirkende Erdölgewerbe der Amerikaner, für die britischen Weltgruppen dagegen nur 13,74 v. H. (in besseren Zeiten rund 15 v. H.) heraus.

Von der tatsächlichen Produktionsleistung sind die noch nicht ganz erschlossenen Produktionsgrundlagen und bloßen Produktionsmöglichkeiten zu unterscheiden. Die kohlenreiche Insel Großbritannien ist ölarm. In der neuen Ölperiode der Marine und Schiffahrt wurde die englische Politik mithin darauf angewiesen, zur Versorgung ihrer geschichtlichen Flottengewalt eine die Welt umspannende Erdölmacht zu entwickeln. Insbesondere mit dem Ende des Krieges ging sie darauf aus, ihre Oberhoheit, und sei es auch nur in der wirtschaftsrechtlichen Form von „Konzessionen" für ihre Konzerne, auf den größeren Teil der Feldergebiete zu erstrecken, die noch Möglichkeiten für die Zukunft enthielten. Von der Weite dieser Ausdehnung kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich erinnert, daß Lord Curzon in einer ölpolitischen Denkschrift vom 6. Juli 1921 der „häufig aufgestellten Behauptung, daß England sich die Kontrolle über die Hälfte der Ölvorkommen der Welt gesichert habe", nur ungenau widersprach. Das heißt: Großbritannien trieb eine Produktionspolitik auf lange Sicht, indem es seine Vormacht über die Produktionsgrundlagen von künftiger Wirkung mit programmatischem Bewußtsein der amerikanischen Vormacht in den gegenwärtigen Produktionsleistungen entgegenstellte.

Diese Entgegenstellung wurde von der amerikanischen Ölindustrie als Angriff empfunden. Im Gefühle ihrer monopolistisch wirkenden Weltgeltung sah sie sich ihrer Aussicht auf die „Weltreserven" beraubt, und gerade die Aussicht auf diese Reserven glaubte sie damals besonders nötig zu haben. Denn in der ersten Zeit nach dem Kriege, etwa bis in die Mitte der zwanziger Jahre, befanden sich die V. St. in einer Rohölkrisis.

Nordamerika ist nicht nur der größte Erzeuger, sondern auch der größte Ölverbraucher der Erde. Der Rohölverbrauch der amerikanischen Ölindustrie zu Verarbeitungszwecken für den Inlandsbedarf (z. B. Automobilwesen) und für die Ausfuhr von Fertigprodukten betrug zu jener Zeit ungefähr 75 v. H. der Welterzeugung. Mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1923 verbrauchte man mehr Rohöl als man im eigenen Lande erzeugte. Durch Einfuhren aus Mexiko und später aus Südamerika wurde die Differenz ausgeglichen. Das Wesentliche der Krisis lag aber darin, daß die Amerikaner im eigenen Lande trotzdem mehr Rohöl erzeugten als sie eigentlich durften: eine Überanstrengung und frühzeitige Erschöpfung der heimischen Felder wurde befürchtet. Ob die grelle Ausrufung dieser „Erschöpfungsgefahr" völlig ernst gemeint oder teilweise nur ein taktisches Mittel war, damit die Volksstimmung (Benzinpreise für das Auto des kleinen Mannes) sich gegen den drohenden englisch-holländischen Wettbewerb desto leichter aufwiegeln lasse, mag dahingestellt bleiben. Im ganzen ergab sich jedoch aus dieser Lage, daß die amerikanische Ölwirtschaft, und zwar vornehmlich unter dem Kabinett Harding-Hughes im vollen Einvernehmen mit der Regierung, gleichfalls die weltpolitische Ebene betrat, um die britische Konzessions-

[1]) Nach amtl. Schätzung d. U. S. Bureau of Mines nicht 5,80, sondern 6,10 v. H.

olitik diplomatisch anzuzweifeln und womöglich durch eine eigene Konzessionspolitik zu erbieten.

Damit ist der Entstehungsgrund des sogenannten Ölkampfes dargelegt. Der Gegensatz irkte sich aus in den verschiedenen „Ölfragen" der Politik, mit ihren mehr oder weniger astischen Konfliktfällen um Costa Rica, Djambi auf Sumatra, Nordpersien und vor allem Lesopotamien und die Sowjetunion. Mittelbare Reibungen und wirtschaftliche Spanungen in Mexiko, Venezuela und Kolumbien liefen ihnen bis in die neueste Zeit parallel.

Eine andere Folge der amerikanischen Rohölkrisis war wirtschaftsinnenpolitisch. Es entwickelte sich eine amtliche Politik der Oil Conservation. Am 19. Dezember 1924 schuf räsident Coolidge den Federal Oil Conservation Board, der unter Zuziehung von techschen Beiräten aus den Kreisen der Großindustrie mit den Staatssekretären des Handels, s Inner Department, des Krieges und der Marine, die unseren Ressortministern entrechen, besetzt worden ist. Der Board erhielt den Auftrag der „Erhaltung der Ölvorkomen" durch Regulierung der Rohölerzeugung. Doch in der Zeit um 1926 traten auf dem ebiete der V. St., besonders im mittleren Kontinent, durch Entdeckung neuer Quellen roduktionssteigerungen ein, die als flushing production so unaufhaltsam waren, daß sie die ühere Krisis der Rohölversorgung fast mit einem Schlage in eine gewaltige Überproduktion nwandeln mußten. Sofern es nicht gelang, diese Überproduktion zum Stillstand zu ingen, bedeutete sie aber eine neue Gefahr. Sie wurde zu einer elementaren, naturhaft nlosen Vergeudung von urproduktiven Möglichkeiten; und die Politik der Oil Conseration sah sich mit ihrem Bestreben zur Erzeugungsregulierung plötzlich vor andersartige ufgaben gestellt.

Durch die Übererzeugung gestaltete sich die Frage der Erzeugungsregulierung indessen einem internationalen Problem. Nicht nur in Nordamerika, sondern auch in Venezuela, olumbien, Persien, Rußland, Rumänien und Ndl. Indien stieg die Rohölerzeugung. Die bererzeugung bewirkte ein Sinken der Preise auf dem Weltmarkte, und hiervon wurden e Geschäftsinteressen aller großen Konzerne und Weltgruppen in gleicher Weise beoffen. Das bedeutete: das Erzeugungsproblem brachte die amerikanische und die englischländische Partei in engere Fühlung. In einer Art von Zwangswirkung unter m Drucke dieses Problems wurde beispielsweise der letzte Petroleumkrieg, der 1927/28 gen des geschäftspolitischen Verhaltens der Standard zur Sowjetunion geführt worden r, auffallend beschwichtigt; und in der Erzeugungsfrage selbst gelangte man zu einer rläufigen Einigung. Im März 1929 wurde die amerikanische Ölindustrie mit Beteiligung von Sir Henri Deterding, Generaldirektor der Koninklijke, sich darüber einig, daß die Rohölerzeugung zunächst in Nordamerika, Mexiko, Kolumbien, Venezuela, Trinidad d Peru für das Jahr 1929 auf dem Stand von 1928 gehalten werden solle.

Gerade diese Vereinbarung schien aber mit den Wünschen der amerikanischen Regierung ht im Einklang zu sein. Der Attorney General (Justizminister) verwahrte sich dagegen ter Berufung auf die Antitrustgesetzgebung. Obwohl der jetzige Präsident Hoover als herer Handelsminister im Oil Conservation Board eine „Amendierung" der Shermante erwogen hat, befürchtete allem Anscheine nach nunmehr sein Kabinett, daß sich die erikanischen Trust- und Konzernkreise durch eine privatwirtschaftliche Internationalisierung Organisationstechnik im Erzeugungsproblem, die sie im Einverständnis mit den britischen eltgruppen besorgen, der staatlichen Kontrolle zu entwinden vermöchten.

Andererseits betraf die produktionswirtschaftliche Einigung unter Amerikanern und Briten der Hauptsache das Caribbean, soweit dort Mexiko, Venezuela und Kolumbien liegen. s Caribbean ist das mittelamerikanische Zwischengebiet am Ausgang des Panamakanals n Atlantik, wo sich ebenfalls das Spannungsverhältnis in der Rüstungsrivalität zwischen zwei angelsächsischen Reichen für die amerikanische Aufmerksamkeit konzentriert. In Ölfrage, die niemals ruht, spielt augenblicklich die amerikanische Außen- und Innenpolitik inander; und man darf gespannt sein, ob und wie sich ihre Durchkreuzungen lösen.

Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten

Von Camillo von Klenze in München

Mehr denn je sind heute die Stellung und die Probleme des Deutschen in den Vereinigten Staaten und des Amerikaners deutscher Herkunft wichtig geworden. Deutschland, das infolge des Weltkrieges viele Freunde verloren hat, blickt über den Ozean nach dem rasch und mächtig emporwachsenden jungen Lande, in der Hoffnung, bei den Einwohnern deutschen Blutes das Verständnis zu finden, das ihm in der übrigen Welt oft in schroffer und kleinlicher Weise verweigert wird. Wer könnte dem deutschen Volke diese Zuversicht verargen? Dennoch nimmt sie nicht selten eine Form an, die auf Unkenntnis der Verhältnisse zurückgehend, gerade da trennend wirkt, wo eine Annäherung am meisten gewünscht wird.

Bekanntlich ist kein Volksgebilde weniger einheitlich zusammengesetzt als das amerikanische. Sehr bald nach der Ankunft der ersten englischen Ansiedler im 17. Jahrhundert („Cavaliers", Puritaner, Quäker, Vertreter des englischen Kleinbürgertums, die nicht zu den in den Dissent getretenen Sekten gehörten) landeten Holländer, Deutsche, Iren, Schweden, französische Hugenotten und Angehörige anderer Länder an der östlichen Küste des neuen Erdteils. Von allen diesen haben die Puritaner den nachhaltigsten Einfluß auf die amerikanische Kultur ausgeübt, und es ist daher notwendig, daß wir uns mit ihrem Wesen und ihrer Weltschau befassen, zumal da diese Weltschau wichtige Züge mit der der späteren deutschen Einwanderer gemein hat, so scharf sich auch die gesellschaftlichen Einrichtungen und Gepflogenheiten der Puritaner von denen der Deutschen unterschieden.

Die ersten Puritaner, die 1620 die Kolonie, d. h. den heutigen Staat Massachusetts, gründeten, waren Männer und Frauen von ungewöhnlicher Sittenstrenge und Überzeugungstreue. Die Lebenshaltung dieser ersten Kolonisten wird getragen von großer Achtung vor dem geistigen Leben, die sich in der Gründung des Harvard College, 1636, also kurz nach der ersten Landung bekundet, und besonders von tiefem sittlichen Ernst, der vor keinem noch so furchtbaren Opfer zurückschreckt, in seiner Einseitigkeit aber eine grausame Unduldsamkeit entwickelt, jedes, auch das unschuldigste Vergnügen als sittengefährlich betrachtet und jeder künstlerischen Betätigung gegenüber, vor allem auf musikalischem Gebiete, die nicht eng mit dem religiösen Leben verquickt ist, eine streng abwehrende Haltung bewahrt. Diese Unterdrückung der natürlichen Instinkte hat dem amerikanischen Leben eine gewisse Trockenheit der Umgangsformen verliehen und, als Ausgleich, einen Hang zur Hysterie. So scharf die Angriffe auf diese Weltanschauung später wurden, ihre Macht hat sie in weiten und gerade in geistig führenden Kreisen niemals ganz verloren. Sogar ein Mann wie der ausgezeichnete Romanschriftsteller Nathaniel Hawthorne (gestorben 1864), der in Erzählungen wie The Scarlet Letter oder The Gentle Boy die Dumpfheit und Härte puritanischen Wesens schildert, verrät in seinem Künstlerroman The Marble Faun, wie schwer er an der puritanischen Überlieferung trägt; Longfellow und Emerson können wegen derselben erblichen Belastung einem Goethe, trotz aller Verehrung für seine geistige Hoheit, seine vermeintliche sittliche Minderwertigkeit nicht verzeihen; und noch während des Weltkrieges brauchte nur das puritanische Gewissen durch Hinweis auf „Greueltaten", auf den Einfall in das „unschuldige Belgien" und auf die Versenkung der Lusitania angerufen zu werden, um Tausende der Besten in aufrichtiger Empörung auflodern zu lassen. Die Quäker, die nächst den Puritanern den größten, wenn auch einen weit geringeren Einfluß auf die Lebenshaltung in Amerika ausgeübt haben, konnten trotz ihrer herrlichen Duldsamkeit das von den Puritanern geschaffene Weltbild nicht wesentlich verändern. Auch für sie war der sittliche Trieb wesentlich, aber oft in konventionellem und kritiklosem Sinne, und alles, was, wie besonders Theater und Musik, das „moralische" Leben zu gefährden droht, erschien auch ihnen verdammungswürdig.

Schon jetzt mögen die Gegensätze, aber auch die Zusammenhänge zwischen dem deutschen Wesen und dem Charakter der Puritaner und Quäker klar geworden sein. Gleich die ersten deutschen Ansiedler (sie gründeten 1683 unter Pastorius Germantown in der Nähe der Quäkerstadt Philadelphia) weisen einige der Charakterzüge auf, die den Deutschen in Amerika bis auf den heutigen Tag kennzeichnen: Tüchtigkeit, Treue, Fleiß, Lebensfreude, und was ihm durchgehend die Achtung der Amerikaner angelsächsischer Herkunft gesichert hat, ihlichen Ernst. So konnte sich der Deutsche von Anfang an verhältnismäßig leicht in das nerikanische Leben einfügen und wurde ein nützliches Mitglied der aufblühenden Nation, ilweise, und zwar durch seine Spielfreudigkeit und Beweglichkeit, als ergänzendes und reicherndes Element, besonders aber durch die Ähnlichkeit mit seinen sittenstrengen Mitirgern. Wie groß der moralische Ernst und die Überzeugungstreue schon dieser ersten eutschen war, erhellt aus dem Umstand, daß sie 1688, wenige Jahre nach ihrer Landung, so lange ehe das Gewissen der Welt sich gegen die Negersklaverei aufgebäumt hatte, fentlichen Einspruch gegen diese noch in allen englischen Kolonien geduldete Einrichtung erben. Dies ist die erste bedeutende Tat der amerikanischen Deutschen, kennzeichnend für n deutschen Charakter. Es ist daher kein Zufall, daß zwei Jahrhunderte später es Deutsche aren, die bei Ausbruch des großen Bürgerkrieges (1861) den Staat Missouri dem Einfluß r Sklavenhalter entrissen und wesentlich zum Siege des Nordens über die Sklaverei beiugen. Ebensowenig ist es Zufall, daß gerade der größte Amerikaner deutscher Herkunft, rl Schurz, die politische Korruption unermüdlich bekämpft hat. So zieht sich durch e gesamte Geschichte des Deutschtums in Amerika die hohe Achtung vor dem moralischen esetz. Sogar eine seiner Schwächen hängt mit dieser Achtung zusammen: eine gewisse rückhaltung in der Politik. Man hat sie wiederholt als Gleichgültigkeit und Unfähigkeit zeichnet. Nur teilweise mit Recht. Der Deutsche konnte sich selten dazu verstehen, die olitik als Tummelplatz für Beutejäger zu betrachten, und hielt sich daher oft zurück, enn er durch tatkräftiges Eingreifen und straffere politische Organisation segensreich r sich und andere hätte wirken können. Daß er sich aber durch diese Lässigkeit in den Augen ner Mitbürger schwer geschadet hat, soll nicht geleugnet werden. Doch haben seine Eigenaften in jedem Jahrhundert die schönsten Früchte gezeitigt. Dem Einspruch gegen die Sklarei im 17. Jahrhundert folgt im 18. die schöne Tat Peter Zengers.

Zenger war als Knabe aus der Pfalz eingewandert und hatte 1733 in Neu York eine Zeitung t dem Namen The Weekly Journal gegründet, in der er es wagte, die Regierung der Kolonie u York anzugreifen. Er wurde verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Der berühmte Prozeß, darauf folgte, fiel zu Zengers Gunsten aus, und auf diese Weise wurde ein für Amerika bedeutner Präzedenzfall für die Freiheit der Presse geschaffen, der heute noch nicht vergessen ist.

Daß Menschen, in denen das sittliche Empfinden so hoch entwickelt war, wie bei den eutschen in Amerika, ihre Pflichten dem neuen Vaterlande gegenüber ernst nahmen, selbstverständlich. Sie haben im Freiheitskriege gegen England (1776—83) mit ebensoviel geisterung und Opferfreudigkeit mitgekämpft wie Amerikaner angelsächsischer Abmmung. Der Bau des neuen Staates ist also zu einem beträchtlichen Teil mit deutschem ute gekittet. Wie bekannt, lag der Drill der amerikanischen Soldaten in den Händen es preußischen, von Friedrich dem Großen entsandten Offiziers, des Generals Steuben, r in die locker gefügten Truppenmassen erst so etwas wie militärische Disziplin brachte. euben ließ sich nach der Unabhängigkeitserklärung im Staate New Jersey nieder, starb s amerikanischer Bürger und darf somit zu den hervorragendsten Amerikanern deutscher kunft gerechnet werden. Es war daher ein glücklicher Gedanke, den kurz nach dem Weltg gegründeten deutsch-amerikanischen Verband, die „Steuben-Gesellschaft" zu nennen.

Eine ähnliche Bedeutung kann das deutsche Element bei dem kulturellen Aufbau des jungen Landes während der drei Menschenalter nach dem Schluß des Unabhängigkeitskrieges (1783), also bis etwa zum Ausbruch des Bürgerkrieges (1861), beanspruchen. Es ist die Zeit, als von Neu-England, besonders von Boston, der Wiege des Puritanismus, ein

kräftiger Vorstoß zugunsten der Schaffung einer Eigenkultur ausging. Allerdings haben auch andere Teile des großen Landes damals wertvolle kulturelle Beiträge geliefert. So waren James Fenimore Cooper, der eigentliche Begründer des amerikanischen Romans, Washington Irving, der liebenswürdige Geschichtschreiber holländischen Lebens in Amerika (The Knickerbocker History of New York), Interpret spanischer Romantik (The Alhambra) und Meister leichter humoristischer Erzählerkunst (The Sketchbook), und Edgar Allan Poe, jener Erst- und Einmalige in der amerikanischen Literatur, keine Neu-Engländer. Die anderen und gerade die bedeutendsten Führer stammten aber aus jenem Teile, der schon im 17. Jahrhundert die Fahne des geistigen Lebens, allerdings in einseitig theologischem Sinne, hochgehalten hatte. Emerson, Longfellow, Theodore Parker, der streitbare Unitarierprediger und Verehrer deutscher Kultur, Margaret Fuller, die begabte Jüngerin Goethes, Nathaniel Hawthorne, von dem oben die Rede war, und andere, sie alle strebten danach, eine auf amerikanischem Boden gewachsene, aber an den besten europäischen Überlieferungen gereifte Kultur ins Leben zu rufen. Kein Wunder, daß diese Menschen eine tiefe Verehrung für die Menschheitsideale der deutschen Klassik, besonders für das hohe sittliche Pathos Schillers, vertraten und daß gerade unter ihnen ein eingewanderter Deutscher, Karl Follen, als der erste große deutsche Lehrer in Amerika und als Erschließer deutschen Wesens befruchtend wirken konnte.

Karl Follen hatte an der Burschenschaftbewegung teilgenommen, mußte fliehen, war nach Amerika gekommen und wurde 1825 zum Professor der deutschen Sprache und Literatur am Harvard College ernannt. In dieser Stellung hat er als Erster die deutsche Sprache und die deutsche Literatur, besonders Schiller, Hunderten von Schülern nahegebracht. Da ihn die Besten als Persönlichkeit hochschätzten — sein Name kommt wiederholt in dem Briefwechsel und in der Tagebuchliteratur der Zeit vor, und Dichter wie Whittier widmen ihm Gedichte —, so kann man sagen, daß Deutsch-Amerika durch ihn bei der Schöpfung des neuen geistigen Lebens in schönster Weise mitgeholfen hat. Das soll nicht heißen, daß ohne seine Anwesenheit in und um Boston die Longfellows, die Emersons, die Parker gleichgültig an der deutschen Literatur und Philosophie vorbeigegangen wären. Für sie kam die Anregung bekanntlich durch Mme. de Staël und vor allem von Carlyle. Aber daß Follen gerade zu dieser Zeit als Lehrer am Harvard College und als Lecturer in Boston und New York tätig war, hat, wie das Beispiel seines Schülers, des Unitarierpredigers Charles T. Brooks, des fruchtbarsten amerikanischen Übersetzers deutscher Dichter, beweist, viel dazu beigetragen, den deutschen Gedanken in die Kultur von Neu-England einzubauen. Follens spätere Laufbahn ist bezeichnend für das amerikanische Leben der damaligen Zeit, für seine Persönlichkeit und für Deutsch-Amerika. Als er sich schon Anfang der dreißiger Jahre öffentlich gegen die Negersklaverei aussprach, gewann er allerdings die Achtung und die Liebe vieler hervorragender Mitbürger, wie des Dichters Whittiers und des großen Unitarierpredigers Channings, aber er mußte Harvard verlassen und führte dann ein unerquickliches Leben als Unitarierprediger, Hauslehrer usw., bis er bei einem Schiffsbrande einen tragischen Tod fand.

Follen gehört in die Reihe der Flügelmänner im Deutsch-Amerikanertum, wie Pastorius, Franz Lieber und Carl Schurz, die eine große Idee vertraten, die bereit waren für sie zu leiden und dadurch dem deutschen Namen in Amerika schönen Klang zu geben wußten.

Franz Lieber hat in seiner Art Ähnliches für das politische Denken in Amerika geleistet wie Follen für die Literatur. Auch er hatte, wie Follen, eine stürmische Jugend hinter sich, auch er hatte sich wegen seiner liberalen Neigungen bei den reaktionären Regierungen unliebsam gemacht, auch er gehörte zu den vielen Flüchtigen, die Deutschland damals abstieß und den V. St. schenkte. Er landete dort 1827, ausgerüstet mit Empfehlungsbriefen von Niebuhr, in dessen Familie er in Rom längere Zeit Hauslehrer gewesen war, und wurde bald Herausgeber der dem Brockhausschen Konversationslexikon nachgebildeten Encyclopedia Americana, für die er wichtige Artikel beisteuerte und die zur Verbreitung deutschen wissenschaftlichen Denkens beigetragen hat. Mehr noch hat deutsches Denken durch ihn in Amerika Fuß gefaßt durch den Einfluß seiner noch rühmlich bekannten Werke Manuel of Political Ethics (1837), Legal and Political Hermeneutics (1839) und besonders Civil Liberty and Self Covernment (1853). Infolge seiner Tätigkeit als Dozent, zuerst am South Carolina College und später am Columbia College, der heutigen Bolumbia University in Neu York, dann aber wegen seiner engen Berührung mit Lincoln und seines Einflusses auf die

olitik kann er mit Follen und Schurz als eine der größten Leuchten des deutsch-amerikanischen bens gelten. Mit letzterem hat Lieber die hohe Auffassung der Bürgerpflichten gemein, daher Achtung, in der sein Andenken immer gerade bei Amerikanern puritanischer Abstammung standen hat, aber Schurz war ihm als Staatsmann und Menschenkenner voraus.

Auch Schurz war ein Ausgestoßener wie Follen und Lieber. Er gehört zu jener großen Welle n ausgezeichneten Persönlichkeiten, die die Revolution von 1848 aus ihrem Vaterlande getrieben tte und die bestimmt waren, nicht so sehr in Neu-England oder in Neu York, als vielmehr im ississippibecken, in den Staaten Missouri und Wisconsin und in Städten wie St. Louis und ilwaukee dem Deutsch-Amerikanertum eine führende Stellung zu verschaffen. Schurz vertritt n Typ des eingewanderten Deutschen, wie er sein sollte. Er begreift vom ersten Augenblick ner Ankunft (1852) an, daß er im neuen Lande nicht die Maße des alten Erdteils anlegen darf — e wahrhaft Goethesche Übung duldsamen Verständnisses, die die Dinge an sich herantreten läßt, tt ihnen Zwang anzutun. Er sieht ein, daß keine ausländische Gruppe das Recht besitzt, nderpolitik zu treiben, sondern mit allen anderen nationalen Elementen beim Aufbau des uen Vaterlandes mithelfen soll, daß es aber den Deutschen obliegt, das Beste deutschen Wesens d deutscher Kultur, soweit es sich dem amerikanischen Leben anpassen läßt, mit Nachdruck zu treten. Vor allem gehört Schurz zum Idealtyp des Deutsch-Amerikaners wegen des hohen hos, das ihn in jeder Epoche seiner glänzenden Laufbahn, als Advokaten, als Journalisten, als itischen Redner, als Militär, als Gesandten am spanischen Hofe (1861), als Bundessenator 69—71), als Minister des Innern (unter dem Präsidenten Hayes, 1877—81) und als Historiker enry Clay") und Schriftsteller („Lebenserinnerungen") bis zu seinem Tode (1906) gekennzeich- hat. Da er mit dem höchsten Idealismus einen unbeirrbar praktischen Sinn verband, konnte großen Staatsmännern wie Lincoln ein willkommener Bundesgenosse in schweren Krisen sein.

Schurz stieg während des Bürgerkrieges (1861—65) zum General auf, war aber durchaus ht der einzige Deutsche, der es in diesem Kampfe für die Union und für die Abschaffung Sklaverei zu hohen Ehren brachte. Wie zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges im Jahrhundert stellte nämlich wieder das deutsche Element ein gewaltiges Kontingent, d unter diesen Deutschen bekleideten mehrere, wie Schurz und General Franz Sigel, rende Stellen. Wieder, wie schon im 17. Jahrhundert Pastorius und seine Schar und im ten Drittel des 19. Jahrhunderts Follen, waren Tausende von Deutschen, darunter viele htundvierziger bereit, Gut und Blut an die Befreiung ihrer schwarzen Mitmenschen zu gen. Daß gerade Achtundvierziger sich für dieses große Ringen begeisterten, entsprach n idealistischen Charakter der ganzen Gruppe.

Aber um die Mitte des 19. Jahrhunderts begegnen uns deutsche Namen nicht nur im itischen, sondern auch im Kunstleben Amerikas. So machte sich Leutze durch ein Gemälde ashington über den Delaware setzend" (1851) bekannt und Bierstadt als erster Darsteller Naturschönheiten des fernen Westens. Allerdings zeigte sich bald ein starker Rückschlag en die Düsseldorfer Schule, deren Jünger sie waren, aber zu ihrer Zeit stand ihre Tätig- , besonders die Bierstadts, in hohen Ehren. In der Musik sollte der deutsche Einfluß nach dem Bürgerkriege führend werden, aber schon vorher haben Männer wie Graupner Überwindung puritanischer Vorurteile beigetragen.

nfolge des Bürgerkrieges wandelt sich das Bild der amerikanischen Kultur und damit des Einflusses des Deutschtums. Die deutsche Literatur und die deutsche Philosophie verlieren n großen Teil ihre Vorzugsstellung, und zwar durch die realistische Welthaltung, die ll einsetzt und in Amerika wegen der Erschließung des Westens und des plötzlichen altigen wirtschaftlichen Aufstiegs besonders stark hervortritt. So materialistisch uns e Jahrzehnte zwischen dem Bürgertum und dem Weltkrieg anmuten mag, so abwegig ts, wie neuere Forschungen gezeigt haben, ihr lebhaftes Interesse für ideale Zwecke abzu- nen. Allerdings traten praktische Probleme in den Vordergrund, und es gereicht dem oriker zur Genugtuung, die Tatsache buchen zu können, daß auch bei deren Lösung erikaner deutscher Abstammung hervorragend beteiligt waren. Nicht nur, daß in allen ntigeren Städten unter den Großkaufleuten deutsche Namen erscheinen, auch unter den enden Ingenieuren sind mehrere deutschen Blutes gewesen. So wurde die erste große

Hängebrücke zwischen Neu York und Brooklyn von einem Deutsch-Amerikaner, J. A. Roebling, gebaut. Noch erfreulicher ist der Umstand, daß bei den ideellen Bestrebungen, vor allem dem Aufblühen der Wissenschaften und der Universitäten — 1876 wird die Johns Hopkins Universität nach deutschem Muster gegründet — und des literarischen und musikalischen Lebens, eingewanderte Deutsche und Amerikaner deutscher Herkunft sich hervorgetan haben. Man bedenke, was ein Jacques Loeb in der amerikanischen Naturwissenschaft oder ein Kuno Francke in der amerikanischen Germanistik gilt. Man bedenke ferner, daß Deutsch-Amerika Schriftsteller sowohl in deutscher Sprache (wie den Lyriker Conrad Nies, wie in englischer Sprache (vor allem die zwei hervorragenden Romanschriftsteller Theodor Dreiser und Ludwig Lewisohn) geliefert hat. Oder man versuche sich die Entfaltung der Musik in Amerika vorzustellen, ohne die heroischen Bestrebungen eines Theodor Thomas in Chicago oder eines Walter Damrosch des Älteren in New York, um wiederum nur zwei unter Dutzenden herauszuheben. Wie bereichernd gerade die Musik für die Kultur Amerikas gewirkt hat, kann jeder ermessen, der ihre Rolle mit dem Musikleben in England vergleicht.

Wir haben nur einige der bekanntesten Namen auf den verschiedenen Gebieten anführen können. Um das Bild vollständiger zu gestalten, sollten noch viele andere Erwähnung finden, die als Gelehrte, Lehrer und Lehrerinnen, Prediger, Journalisten, Musiker, Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, Ärzte, Kaufleute, Advokaten, Ingenieure durch tüchtige Leistungen das amerikanische Leben gehoben haben.

Und nun drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Nach der schönen Laufbahn, auf die das Deutschtum in Amerika zurückblicken kann, was ist sein heutiger Zustand und was sind die Aussichten für die Zukunft?

Zwei Umstände gefährden seit Anfang unseres Jahrhunderts mehr denn je die Existenz des Deutsch-Amerikanertums als Sondergruppe: die geringere deutsche Einwanderung und die Erstarkung des amerikanischen Willens zur Schaffung eines einheitlichen Nationallebens und einer selbständigen Nationalkultur. Die Deutschfeindlichkeit, die während des Weltkrieges und einige Jahre später bestand, war vorübergehend und fällt bei unserer Betrachtung kaum ins Gewicht. Daß das deutsche Element mehr und mehr in dem ganzen amerikanischen Leben aufgeht, ist unvermeidlich und, von Deutschland aus gesehen, bedauerlich. Für Amerika aber wäre es ein Unglück, wenn eine Art von deutscher Kulturinsel in den V. St. geschaffen werden könnte. Wenn etwas Derartiges zeitweise nach der großen Einwanderung der achtundvierziger Jahre im Mittelwesten geschah, so war das durch die Unreife der damaligen amerikanischen Kultur im Mississippibecken zu erklären und unter den gegebenen Umständen zu begrüßen. Aber wäre es nicht für das heutige Amerika mit seinem nationalen Kulturwillen, der erheblich stärker und vielversprechender ist, als man in Deutschland ahnt, nicht katastrophal, wenn auch Italiener und Skandinavier, deren es viele Millionen drüben gibt, neben den Deutschen — denn was man Deutschen einräumen würde, könnte anderen Ausländergruppen nicht verboten werden — sich außerhalb der großen nationalen Bewegung behaupteten? Würde man es in Deutschland gern sehen, wenn die Nachkommen der nach Brandenburg im 17. Jahrhundert eingewanderten französischen Hugenotten oder der emigrés heute noch im bewußten Gegensatz zu ihrer deutschen Umwelt französisch empfänden? War man nicht mit Recht erfreut, daß ein Chamisso sich ganz dem deutschen Wesen anpaßte, und ist man in Deutschland nicht stolz auf die Theodor Fontanes und die Dubois-Reymonds als deutsche Dichter und Gelehrte?

Man wird einwenden: So ist es also richtig, wenn Menschen deutscher Herkunft in Amerika ihr Deutschtum verleugnen, kein Deutsch sprechen wollen, und womöglich noch schärfer über Deutschland urteilen als Angelsachsen oder Franzosen? Mit nichten! Solche Verirrungen, die übrigens auch häufig unter Nachkommen anderer Völker vorkommen, sind nicht nur vom deutschen Standpunkt aus zu verwerfen. Jeder, dem die Zukunft Amerikas am Herzen liegt, müßte es als kultursenkend bedauern, wenn die Abhängigkeit von England

uch in allen inneren Dingen zur unüberwindbaren Gewohnheit würde. Schon Emerson
at vor rund hundert Jahren auf die Schaffung einer eigenamerikanischen Kultur ge-
rungen, und wir haben im Laufe unserer Betrachtungen feststellen können, wie gerade
urch den deutschen Einschlag das amerikanische Leben in glücklichster Weise geweitet und
ertieft worden ist. Der deutsche Einfluß geht tatsächlich weiter, als in diesen Ausführungen
utage tritt. Er zeigt sich beispielsweise gerade im Mittelwesten, wo die meisten Deutschen
ohnen, darin, daß die puritanische Auffassung des Sonntags einer fröhlich-gesunderen
ewichen und das schwergesellige Leben des Angelsachsen gelockert worden ist.

Gerade daß so viele nicht-angelsächsische Elemente in den Vereinigten Staaten angesiedelt
nd, leistet Gewähr, daß sich dort ein eigenwüchsiges Kulturgebilde entwickelt. Gewiß
ird durch die Gemeinsamkeit der englischen Sprache die Welthaltung vorwiegend angel-
chsisch bleiben müssen, aber es ist die Pflicht der „Ausländer", diese Welthaltung durch
e Erbmasse ihres eigenen Kulturgutes zu ergänzen. Und man glaube ja nicht, daß die
merikaner deutscher Herkunft — diese Benennung hat bezeichnenderweise letzthin an Um-
ufswert gewonnen — seit dem Weltkriege ihre Pflicht vergessen hätten. Es gibt noch
ele deutsche Zeitungen, es gibt noch viele Vereine, in denen deutsche Geselligkeit, deutscher
ang und deutsche Literatur gepflegt werden. Die Mitglieder sind oft Männer und Frauen,
e in Amerika geboren sind und denen daher das Englische geläufiger ist als das Deutsche.
ber daß gerade solche Amerikaner sich lebhaft für deutsche Kulturgüter interessieren,
:fert den Beweis, daß Deutschland immer noch echte und warme Freunde in Amerika
:itzt. Daher sind die Bestrebungen maßgebender Stellen im heutigen Deutschland, den
usammenhang zwischen dem alten Vaterlande und deutsch-amerikanischen Kreisen zu
rdern, freudig zu begrüßen. Die früher nur zu oft zutage getretene Ansicht war irrig,
onach alle Amerikaner deutscher Herkunft für Deutschland verloren seien. Weit davon
ntfernt, Deutschland den Rücken zu kehren, haben Tausende von amerikanischen Bürgern
eutscher Herkunft immer wieder bewiesen, daß sie es im Sinne von Carl Schurz verstehen,
rem Adoptivvaterlande die treuesten Söhne zu sein — wie etwa wieder im Weltkriege —,
ne die Fühlung mit dem Lande ihrer Väter zu verlieren.

Strömungen des amerikanischen Lebens

Von Friedrich Schönemann in Berlin-Lichterfelde

Thomas Carlyle hat einmal gesagt, daß alle großen Völker konservativ sind und nicht
schnell bereit an Neuheiten zu glauben. Das ist ein wahres und zugleich ein praktisches
ort und setzt eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes und der Erfahrung
raus. Es macht metaphysisches Spekulieren ebenso möglich wie abenteuerliches Experi-
entieren, es rechnet mit einem Weltall, in dem alles unaufhaltsam lebendig, ordent-
h und vernünftig eins aus dem anderen hervorgeht. Es erlaubt eine fruchtbare Geschichts-
hilosophie, ein anwendbares Wissen von allem Vergangenen. Natürlich kann in diesem
usammenhang konservativ sein nicht heißen: träge auf dem Alten, dem Gestrigen zu
rharren, nur das nachzuleben, was ursprünglichere oder tatkräftigere Vorgänger vorgelebt
ben. Der wahre Fortschritt ist hier nicht ausgeschlossen, seine Vorbedingung ist nur die
eise Prüfung des Vorhandenen. Womit endlich die entscheidende praktische Voraus-
setzung der konservativen Gesinnung gegeben ist, daß nämlich überhaupt ein Zustand besteht,
r mehr als bloß erträglich und des Erhaltens wert ist. Ein Volk, das bereits zu Macht und
röße gekommen ist, hat alle Veranlassung konservativ zu sein, es nimmt aus dem erfolg-
chen Gestern alle Gewähr für ein erfreuliches Morgen.

Alles das läßt sich auf das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika anwenden, dessen „ererbte Ideen" ein Humorist wie Mark Twain mit Spott und Hohn überschüttet hat; aber diese Ideen umfassen gerade das, was das Volk sich angewöhnt hat über seinen Staat zu denken, und das wiederum ist grundlegend für das Verhältnis der einzelnen zum gegenwärtigen Staat. Heute bejaht die überwältigende Mehrheit des amerikanischen Volkes das Staatsleben, das es vor sich hat, erkennt in ihm ein Gewordenes, das es zu achten und zu lieben hat, und ist sogar geneigt, diesem Staatswesen so viel Einfluß selbst in persönlichen Dingen einzuräumen, daß die althergebrachte amerikanische Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen in Gefahr gerät. Aus dieser Grundeinstellung des Amerikaners zu dem Zustand von heute ergibt sich bereits die Voraussetzung für seinen Konservativismus.

Die Amerikaner sind ein konservatives Volk zunächst in dem Sinn, daß sie am Althergebrachten festhalten. Dazu gehört in erster Linie die Staatsform der Republik, unter der sie von allem Anfang ihrer Geschichte an bewußt und erfolgreich gelebt haben. Schon in der Zeit der ersten dreizehn Kolonien hatte immer nur eine kleine Volksminderheit ein inneres Verhältnis zur englischen Monarchie. Niemals bestand ein inniges Verhältnis des amerikanischen Volkes zum englischen Staat, der schon wegen der 3000 Meilen Entfernung seine Gewalt nicht wirksam ausüben konnte. Bei Ausbruch der Revolution gab es natürlich viele Leute von Bildung und Besitz in Neuengland, in New York und Pennsylvanien, die auf seiten der englischen Krone waren. Das bedeutete aber viel mehr die Hinneigung zu „Gesetz und Ordnung", also konservative Gesinnung, als ein Bekenntnis zur Staatsform der Monarchie. Und im erfolgreichen Verlauf der Revolution verlor die Monarchie, die nie das staatliche Leben der Kolonien erfüllte, selbst in diesen Kreisen schnell an Einfluß.

Die langsam anwachsende Mehrheit des Volkes arbeitete unbekümmert um London an ihrem staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Schicksal und wirkte sich das Kleid einer amerikanischen Demokratie, die weder aus englischer Theorie noch auch nach englischem Vorbild entstand, sondern instinktsicher an ihre eigene, wenn auch noch so zeitlich kurz gespannte amerikanische Vergangenheit anknüpfte und mit der amerikanischen Erfahrung von selbst zu etwas Eigenem und Selbständigen hinstrebte.

Die Bundesverfassung mag verhältnismäßig wenig zur politischen und sozialen Demokratie beigetragen haben, ohne Belang war sie trotzdem nicht. Sie mußte als Symbol des Bundesstaates und der ganzen Einheitsbewegung erst den vollen Gehalt eines wirklichen lebendigen Staatslebens und die Probe eines erbitterten Bundeskrieges erfahren. Sie triumphierte mit der Union und verwuchs mit der neuen Souveränität und Gewalt des Bundes. Als der staatsgegnerische Individualismus der kolonialen und der Pionierzeiten überwunden war, und als man immer seltener vom Staat (d. i. Einzelstaat) und immer mehr von der Nation sprach, da wurde sie ganz von selbst zum Symbol des neuen national geeinten und staatlich befestigten Amerika.

Die Bundesverfassung hat im Laufe der letzten Jahrzehnte praktisch manches von ihrer alten heiligen Unantastbarkeit als Verfassungsdokument eingebüßt, sie hat sich in Kriegszeiten wie 1860 und 1917 sogar empfindliche Verletzungen durch den Bundespräsidenten selber gefallen lassen müssen, kurz, sie hat sich nach Ansicht zahlreicher Kritiker als ein Gewand bewiesen, das 1789 für ein kleines Land geschneidert 1929 für einen Riesenstaat und eine Weltmacht nicht mehr passen kann. Aber sie hat sich trotzdem (mit ihren berühmten checks and balances) als Bollwerk gegen alle gutgemeinten radikaleren Neuerungen bewährt, wie sie andererseits schon durch ihre 19 Zusatzartikel ihre Anpassungsfähigkeit bewiesen hat. Die V. St. sind unter ihr zu einem der mächtigsten, stabilsten und erfolgreichsten Reiche der Welt geworden.

Zum Amerikanertum gehören demnach unbedingt ein unerschütterlicher Republikanismus und eine bodenständige Demokratie, und zwar auf dem Grunde konservativer Staatsgesinnung. Wer das nicht begreift, kommt niemals zu vollem Verständnis des amerikanischen Lebens. Er wird sich immer von den Oberflächen-Erscheinungen der jeweils neuesten

ilisation beirren lassen und z. B. von der großen praktisch gerichteten Diesseitigkeit auf en politischen und wirtschaftlichen Radikalismus schließen, der in Wirklichkeit nicht handen ist. Der Amerikaner von heute ist nur fortschrittlich an der Hand seiner guten, n Erfahrungen, und sein Optimismus ist so durchschlagend, weil er so konservativ ist. Dieser amerikanische Konservativismus muß besonders in allen wirtschaftlichen Dingen ücksichtigt werden. In Deutschland stellt man sich den amerikanischen Geschäftsmann verwegenen, draufgängerischen, wenigstens wagemutigen Exporteur vor, dem aus- discher Absatz alles ist. Das Gegenteil ist richtig. Er ist von Natur, nicht etwa nur in ıengland, konservativ, wozu ihn sein Riesenland mit den ungeheuren Ausbeutungs-) Absatzmöglichkeiten gemacht hat, sein Land, das ihm den größten Heimatsmarkt der lt und in einem Atem Selbstsicherheit und Selbstgenügsamkeit gibt. Nur ein kleiner Teil amerikanischen Produktion brauchte vor dem Weltkrieg ins Ausland zu gehen, und ist im wesentlichen so geblieben. Der Weltkrieg hat zwar der amerikanischen Ausfuhr en Anstoß gegeben, aber der solide amerikanische Geschäftsmann muß noch heute dig bearbeitet werden, um seine Ausfuhr zu fördern und insbesondere den Auslands- ıit den Verhältnissen des Einfuhrlandes entsprechend liberaler zu gewähren.

Die kompakte konservative Mehrheit des amerikanischen Volkes verhindert die Lebens- betätigung eines jeden Liberalismus, der des Namens wert ist; jedenfalls sind die rikanischen Liberalen politisch in hoffnungsloser Minderheit. In der öffentlichen Mei- g wenigstens der älteren und kultursicheren Staaten der Union steht es besser um ihren fluß, aber selbst hier können die Vertreter des bestehenden Zustandes nur zu leicht Volk zur Rettung von „Gesetz und Ordnung" aufpeitschen. Denn der gute konservative n entartet in Amerika sehr oft in eine bequeme oder noch bedenklichere, hysterische und r alarmistische Reaktionsstimmung in politischer, wirtschaftlicher und sogar religiöser sicht. Der Amerikaner hat, darin dem Engländer ähnlich, eine auffallende Schreck- igkeit, die in keinem Verhältnis zu seiner im übrigen robusten Natur steht. Bösartige rteiler könnten das aus schlechtem Gewissen erklären, und tatsächlich haben amerikanische iker das dem national verbreiteten Puritanismus, insbesondere dessen soul fear schrieben. Es entbehrt jedenfalls nicht einer gewissen Komik, was allein im Lauf der en Generation dem Amerikaner alles „in Gefahr" gewesen ist, und daß ein Land, das Verkehr und Industrie safety first predigt, am meisten an seiner seelischen Unsicherheit it. Dabei macht es wenig aus, ob man das puritanisch als Angst vor dem Ich deutet oder eriell bei den Besitzenden als Angst um die eigenen Güter oder gar sozial bei den „Angel- en" als Angst um die Vorzugs- oder Führerstellung innerhalb der Gemeinschaft. llen diesen Abwehrbewegungen, mögen sie 100% Americanism oder Americani- n oder „Fundamentalismus"[1]) heißen, ist immer ein guter Kern zu eigen, eine wirk- Aufgabe, die zu lösen ist und die sich im Interesse von Volk und Nation auch verlohnt. e nationale Sinn bedarf keiner Rechtfertigung, nur wurde er nach Amerikas Eintritt n Weltkrieg für das intelligente In- und Ausland gleich unerträglich übersteigert, und lt damit einen falschen Ton. Ebenso ist die Forderung nach wie vor berechtigt, eine ißte und systematische Erziehung für die zahllosen Eingewanderten hin zum National- ıl zu betreiben, eine Erziehung zum Staat und zur amerikanischen Kultur- und Schick- emeinschaft, nur die Mittel verfärbten oft den Zweck und ergaben eine krampfhafte beitung der Fremdgeborenen, um ihnen gewisse Gedankenformen, einen pharisäischen endienst und eine ebenso unmögliche wie im Interesse wahrer Volkskultur unnötige ue" aufzuzwingen. Schließlich liegt auch dem Fundamentalismus eine berechtigte rgnis um die Sache der Religion zugrunde, wie sie im überwiegend materialistischen, finalistischen oder ästhetisierten Maschinenzeitalter verloren genug ausschaut, nur wurde ruf: Religion in Gefahr! zur Aufforderung für alle Dunkelmänner, besonders des

[1]) Vgl. hierüber den Aufsatz von D. Adolf Keller, Aktivismus und Fundamentalismus in Amerika, Juniheft 1928 der S. M. „Krisis der Religion?".

landwirtschaftlichen Hinterlandes, „den alten Glauben" (the old faith), was immer da sein mochte, mit dogmatischem Fanatismus und meist schlechten Mitteln einer ganzen Nation aufzudrängen und sogar gesetzlich aufzuzwingen.

Mit diesem verschiedenartigen Konservativismus scheint nun der Individualismus in vollem Widerspruch zu stehen. Wie der Amerikaner Schritt für Schritt westwärts vordringend mit der „Grenze" fertig wurde, das verschaffte ihm in generationenlangen Erfahrungen jenes Pioniertum, das noch heute in jedem geborenen Amerikaner steckt und im Volk zum Guten und Bösen wirkt. Es erklärt vieles, was in ihm selbständig und selbstbewußt, wagemutig, erfinderisch und praktisch, aber auch unruhig, voreilig, äußerlich ist, in einem Wort seinen Individualismus. Dieser Individualismus hatte seinen religiösen Untergrund, bei allen Puritanern, den eigentlichen Yankees und den Schottisch-Iren des Südens, war es die kalvinistische Vorstellung von der Wichtigkeit des Einzelmenschen, der durch freiwilligen Pakt (covenant) mit Gott und seinen Mitmenschen verbunden war; bei den deutschen Pionieren blieb es mehr bei einem allgemeinen germanisch-protestantischen Freiheitsdrang. In jedem Fall war es ein Trotzen auf die persönliche Entwicklung, möglichst frei von sozialer Konvention und staatlicher Kontrolle, ein halbmystisches Vertrauen auf das Recht des einzelnen, im Leben vorwärtszukommen, was später in die Lehre mündete, daß in Amerika jeder Recht und Pflicht habe, zu Geld und Gut und Ansehen zu gelangen.

Dieser Individualismus war unter den amerikanischen Pionierzuständen vielleicht die einzige Lebensmöglichkeit, aber er war auch konservativer, als er sich gebärdete. Wohl verwechselte er seine Freiheit oft mit Abwesenheit jeglicher wirksamer Regierung, aber er förderte trotzdem die amerikanische Demokratie, als die Regierungsform, in der er die volle Freiheit des Individuums am besten gewahrt meinte. Er diente nicht nur der Sache der „Selbstregierung", sondern auch der Volksregierung im Sinne eines Abraham Lincoln. Aber die Pionierwirtschaft legte seiner Willkür bald Fesseln an: Hunger nach Land war seine Haupttriebfeder, wie Raubbau und Spekulation seine Entartung. Er spielte und gewann mit den Erwerbsinstinkten der einzelnen. Der die Aristokratie (der alten Welt) samt Vorrechten stolz ablehnte, nahm den Erfolg ans Herz und sicherte dem Besitzenden auf Kosten der wirtschaftlich Schwachen ein neues, gefährliches Monopol, das seinen scheinbaren Radikalismus sehr bald mehr denn konservativ machte. Man kann sogar sagen, daß das alte Evangelium des Individualismus nicht immer wieder verkündet würde, zuletzt von einem so modernen Mann wie Herbert Hoover, wenn es nicht einem konservativen Urinstinkt des amerikanischen Volkes entspräche.

Vielleicht kann man Präsident Hoover als Idealtyp solchen Amerikanismus bezeichnen. Treffend nannte ihn sein Vorgänger im Amt einmal „fähig, erfahren, vertrauenswürdig und sicher". Dieses eine Wort „sicher" verrät die ganze Stärke und Schwäche der heutigen amerikanischen Lebensauffassung. Als sicher gilt alles, was den status quo erhält, was auf dem Wege der langerprobten Erfahrung mit dem denkbar kleinsten Risiko weiterführt, was sich auf Besitz und Eigentum stützt und als Lebensziel wirtschaftliche Selbständigkeit und Wohlstand verfolgt. Hoover ist ebensosehr ein Vertreter des amerikanischen Individualismus wie des amerikanischen Evangeliums von der Prosperität.

Vom Standpunkt der sozialen Gerechtigkeit aus, soweit sie überhaupt im Staat gewahrt werden kann, versagt dieser Individualismus genau so wie die Prosperitäts-Religion, die ihrerseits den Reichtum mit dem Wohlstand des Landes verwechselt. 9 v.H. aller Amerikaner verfügen über ¾ des Nationalvermögens. Amerika hat auch ein soziales Gewissen, aber dahinter steht keine Staatsautorität; das macht seine soziale Demokratie ziemlich unsicher und unzuverlässig.

Der amerikanische Wirtschaftsindividualismus hat sich schon während der letzten Jahrzehnte gewandelt. Immer mehr ist die Erkenntnis ins Volksbewußtsein gedrungen, daß Raubbau und Ausbeutungspolitik weder volkssittlich noch praktisch lohnend sind, und immer mehr hat sich deshalb auch die Regierung eingemischt, um den schlimmsten staats

fährdenden Individualismus zu zügeln. Hierher gehört z. B. die Bewegung zur Erltung und weiseren Ausnutzung der Naturschätze, die Kontrolle der Trusts und des ischenstaatlichen Handels und überhaupt eine gewisse Ausbreitung staatssozialistischer undsätze und Methoden wenigstens in einigen der Bundesstaaten.

Andererseits ist aber auch der amerikanische Konservativismus von vornherein in einer dünneren sozialen Atmosphäre erwachsen. Im europäischen Sinn konservativ ist der nerikaner nie gewesen. Gewiß wollte er auch historisch verfahren, aber Geschichte war n nie mehr und weniger als jene Vergangenheit, die noch gegenwärtig in seinem wußtsein gestaltend weiterlebte. Er pflegte seine Überlieferung, ohne dem Ewigstrigen zu verfallen. Ja, im vollen Gegensatz zum europäischen Konservativen bekannte sich von allem Anfang seines nationalen Lebens an zum Naturrecht und zu allen daraus springenden Forderungen der staatsbürgerlichen Freiheit, Gleichheit und der Volkssveränität. Seine Unabhängigkeitserklärung und später seine Bundesverfassung erteten das, und sein politisches Leben bewies es trotz manchen Rückschritts immer von nem. Nur eins brachte er nicht fertig, die sogenannten Menschenrechte abstrakt zu verten, wie es die Franzosen mit ihren Ideen von 1789 taten, dazu war er zu praktisch. Wir Deutschen sehen in der amerikanischen Plutokratie einen Widerspruch zur amerischen Demokratie; man stellt auch mit einer gewissen Schadenfreude fest, daß Amerika ne schweren Probleme schon noch kriegen werde, etwa den Klassenkampf samt marxhem Sozialismus und alle sonstigen Konflikte zwischen Kapital und Arbeit. Von hem Gesichtspunkt aus übersieht man jedoch den eigentümlichen Beitrag, den Amerika m seit längerem zur Beantwortung der sozialen Frage liefert, daß nämlich sein Kapiosmus durch geschäftskluges Paktieren mit der Arbeiterschaft bisher immer noch alle m- und Organisationskonflikte von der politischen Atmosphäre ferngehalten hat. Die nerikanische Wirtschaftsentwicklung begünstigt freilich solche Erledigung wirtschaftlicher gen, aber mindestens so wichtig ist dabei das rein menschliche Element.

Selbst der wirtschaftlich schwache, erfolglose oder unterdrückte Amerikaner bekommt en das Gefühl persönlicher Unfreiheit oder Minderwertigkeit. Geld und Bildung ffen auch in den V. St. Unterschiede, die zur Volksschichtung und sogar zur Klassenung führen, aber die Klassen sind nicht unüberbrückbar feindlich voneinander geschieden. Mensch zu Mensch herrscht hier wirklich ganz einzigartig ein Vertrauensverhältnis, den amerikanischen Gemeinsinn vorbildlich stark, opferwillig und unüberwindlich ht. Diese amerikanische Menschlichkeit erklärt zutiefst, warum es im Lande des Höchstatalismus und eines brutalen und unsozialen Individualismus für europäische Begriffe erständlich friedlich und ordentlich zugeht.

Amerika hat ein tüchtiges, unverwüstlich optimistisches und zukunftsgewisses Volk, das auf seiner Erde steht und bewußt auf seiner eigenen Erfahrung fußt. Es zeigt heute Europa gegenüber eine so ungeheure Werbe- und Durchschlagskraft, nicht nur, weil es äußere Macht besitzt, sondern auch, weil es in sich gefestigt und national geeinigt dasteht, auch, weil es seinen Konservativismus fortschrittlich gemacht, vermenschlicht hat. Es eint in sich das Beharrende und zugleich das Vorwärtsstrebende eines großen Volkes. Natürlich hat es auch wie jedes andere Land die Schwächen seiner Stärken, mit anderen Worten, die Entartungen seines konservativen Sinnes bis zur Reaktion, seines Unabhängigkeitsgefühls bis zur Willkür und Zuchtlosigkeit, seiner Selbstsicherheit bis zur hergen Unduldsamkeit gegen alles, was anders ist als die Mehrheit, seines Optimismus bis zur Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit. Neben der inneren politischen Stärke und äußeren weltwirtschaftlichen Macht zeigt sich manche geistige Leere, seelische Unsicherheit und Kritik des eigenen Lebens. Das meiste an alldem ist allgemein menschlich, nicht amerikanisch. Sicher aber müssen die V. St. ihr Schicksal im vorgeschriebenen Kreise enden. Wie sie amerikanisch geworden sind, werden sie weiter wachsen und sich wandeln n neuen Lebensaufgaben gegenüber neuartige Lösungen finden.

Amerikanisches Frauenleben

Von Toni Harten-Hoencke in Berlin-Lichterfelde

Wenn man in Frances Dodsworth, der Heldin des vielbesprochenen Romans Sinclai Lewis', eine typische Landsmännin des Verfassers sehen sollte, käme die Amerikaneri schlecht weg. Das Buch wird angezeigt als eine „Studie über die amerikanische Ehe mi ihren Irrungen und Wirrungen, ihren Bestrebungen, vielleicht ihrer — Aussichtslosigkeit" Und wenn man nach diesem Werk dann die amerikanische Ehe beurteilen oder die darin ge schilderte auch nur für einen Typ der amerikanischen Ehe ansehen wollte, dann käme di amerikanische Ehe schlecht weg. Zum Glück weist die amerikanische Kritik diese Auffas sung auch ab. Eine Amerikanerin, die, wie Frau Dodsworth, mehr als zwanzig Jahr lang in ihrer Heimat eine gute Frau, Mutter, Hausfrau gewesen ist und sich dann, sobal sie europäischen Boden unter den Füßen hat, einem späten, unerhört skrupellosen Flir hingibt und ihren unerhört gutmütigen Ehemann zur Verzweiflung, d. h. Ehescheidun treibt, diese Amerikanerin mag es vereinzelt geben. Aber daß ein solches Wesen typisch wär für die Frauen der V. St. und dadurch mit ihrem Gatten ein typisches Ehebild abgebe könnte, muß von jedem bestritten werden, der in Nordamerika gelebt und gearbeitet hat Damit ist nicht gesagt, daß nicht manche Züge echt sind, und es ist vielleicht nicht unge schickt, gerade von dieser Gestalt aus das amerikanische Frauenleben zu beleuchten.

Frau Dodsworth ist, als sie nach Europa kommt, 44 Jahre alt. Sie hat jung einen Man geheiratet mit wenig Mitteln, aber einer starken, intelligenten Arbeitskraft und klugen Geschäftssinn. Der Mann schafft und „macht Geld", sie hat einen Sohn und eine Tochter hat nach 10, 15, 20 Jahren ein prächtiges Haus und immer mehr von dem, was sie sich son noch an Gütern dieser Welt nur wünschen kann, ist aber trotzdem unbefriedigt, unrei Dieser Lebensgang ist allerdings typisch für eine große Gruppe von Nordamerikanerinnen so wie er vor dem Weltkrieg auch typisch war für eine große Anzahl deutscher Frauen Diese Frauen ähneln sich überall in der Welt in ihrer seelischen Verfassung und geistige Entwicklung. Sie sind unterschiedlich nur in den Zügen, die zum besonderen National charakter ihres Landes und Volkes gehören. Rein menschlich haben sie miteinander stet gemein, daß sie fast in jeder Beziehung unentwickelter sind als andere Frauen. Die Frau Dodsworths sind überall weder seelisch noch sinnlich ausgereift und erfüllt, weil ihnen de im Geschäft oder Beruf aufgehende Mann kein Genüge geboten hat. Sie sind deshalb i Gefahr auf Abwege zu geraten, sich irgendwie schadlos zu halten, zu übersteigern, in Unnatürliche, Ungesunde zu treiben, entweder intellektuell, gefühlsmäßig oder triebhaf Diese Gefahr ist in großen Orten stärker als in kleinen mit ihren gesunden und abstumpfen den Einflüssen. In Amerika sind solche Einflüsse noch stärker als in Europa. Die Frau Dodsworths in Amerika flüchten sich zumeist in ihre Frauen- und sonstigen Klubs wo sie sich intellektuell ausleben, alle denkbaren Wissenschaften sowie Politik und Wohlfahr pflegen können. Ihre Klubs sind zahlreich wie der Sand am Meer und füllen, besonder in größeren Städten, ihre Zeit nicht nur aus, sondern machen sie vielfach zu den meis geschäftigen, abgehetztesten Menschen unserer Tage. Denn zu dem Klubleben selbst mi seinen unzähligen Anforderungen wie Verwaltungsarbeiten, Studium, Propaganda- un Vortragstätigkeit kommt noch der eigene „Salon", wie er sich neuerdings in Nacheiferun französischer Sitte, die zwar amerikanisch recht anders ausfällt, herausgebildet hat. Ma muß die Berühmtheiten — fremde und eigene — bei sich empfangen, private Morgen- Nachmittags- und Abendunterhaltungen geben. Dabei kann dann auch das Gefühlshafte die Schwärmerei für Kunst und Künstler zum Ausdruck kommen. Aber selbst dieses bleib bei der Amerikanerin intellektuell oder sinnlich beeinflußt. Die tiefseelische Schwärmerei in der man sich selbst verliert, das, was wir heilige Begeisterung nennen, kennt die Ameri

nerin nicht. Auch in der Liebe nicht, und deshalb bleibt ihr Liebesleben wie ihr Gefühl für
esie, Kunst, Natur stets von dem der Deutschen, vielleicht der Europäerin, verschieden.
e entbehrt keineswegs einer Tiefe, einer Kraft und Treue, einer herzlichen Wärme der
npfindung, sie ist überhaupt in keiner Weise das oberflächliche Geschöpf, als das der Eu-
päer sie oft ansieht, auch im Typ der Frau Dodsworths nicht. Dazu ist sie von der
onierzeit her ein zu strebsamer Mensch, dem viel ernste Arbeit und Mühe und harter
enzerkampf im Blut sitzt. Selbst im Klubleben der wohlhabenden Frau äußert sich das
h stark. Es wird — abgesehen von dem Unsinn und Unfug der Übertreibungen im
zelnen — von den Frauen Amerikas auf allen Kulturgebieten wirklich etwas geschafft,
) alle verschiedenen Typen von Amerikanerinnen nehmen daran teil. Die Frauen der
eren Zehntausend in kleineren Orten widmen sich übrigens auch der Pflege ihrer Häus-
keit, schon allein aus dem Grund, weil es nicht genügend Hilfskräfte fürs Haus gibt.
nces Dodsworth war stets eine gute Hausfrau, faßte mit an bei der Arbeit, sorgte per-
lich für die Kinder, nähte, gärtnerte vielleicht, war jedenfalls tätig und kam bei allerlei
äbiger, auch üppiger Geselligkeit doch gar nicht darauf, zu flirten und ihre Zeit zu vertanzen.
oweit ist alles richtig. So sind die Amerikanerinnen des guten Durchschnitts, solide,
bsam, tätig, zuverlässig. Aber diese Frauen werden dann nicht plötzlich kindisch, sinnlich,
pellos wie Frau Dodsworth, werden nicht über Nacht das Gegenteil von dem, was sie
:en. Selbst wenn das „gefährliche Alter" um die Vierzig herum zu Kämpfen, Schäden
Wunden führen mag, bleibt der gute Einschlag von Puritanismus, bleibt die gute
vöhnung, das Muttergefühl, bleibt auch ein gewisser Sinn für Gerechtigkeit — in diesem
l gegenüber dem Ehemann. Die meisten amerikanischen Ehescheidungen kommen
inem früheren Lebensalter vor, wenn allerdings auch kein Alter mehr Sicherheit gegen
nnung der Eheleute zu bieten scheint — drüben wie hüben. Die massenhaften Ehescheі-
gen in den V. St. sind nicht abzutun als ein Zeichen von größerem Leichtsinn und größe-
Sittenlosigkeit als anderswo. Man muß bedenken, daß in Nordamerika die Ehe-
eßung außerordentlich leicht ist, ohne Aufgebot jederzeit mit wildfremden, beliebi-
Zeugen vorgenommen werden kann. Ein Nachbleibsel der Pionierzeit, die auch
:e noch nicht überall beendet ist. Frauen waren gesucht, die ungeheuren Weiten des
des mit ihren tagelangen Wegen zwischen Ort und Ort bedingten, daß man Gelegen-
:n beim Schopf nehmen mußte. Sind sich zwei junge Leute einig; warum nicht
der Stelle heiraten? Darin liegt schließlich eher eine sittliche Folgerung als eine
re Auffassung des Liebesverhältnisses. Ist dann geheiratet, so stimmt es natürlich nicht
er, aber nur ein kleiner Teil der Schuld darf der schnellen Heiratsmöglichkeit zur Last
lgt werden. Selbst bei reiflichster Überlegung und längerer Prüfungszeit vor der Ehe
die Ehe schlecht ausfallen. Es gibt kein Kraut gegen diese Irrtümer. Der Unterschied
r Zahl der Ehescheidungen hüben und drüben liegt vielmehr darin, daß die ganze Ehe-
ssung etwas verschieden ist. Die Amerikanerin läßt es sich nicht so leicht gefallen, daß
Mann Nebenwege geht oder sie irgendwie nicht als gleichberechtigt achtet. Sie ver-
nt vom Gatten unbedingte Treue und Ritterlichkeit und zögert nicht lange, eine Ehe
fzugeben, die nach ihrer Anschauung keine rechte Ehe mehr ist.

türlich gibt es einen Typ von Amerikanerin, für die alles dies nicht zutrifft. Das ist
berall in der „großen Welt" bekannte reiche Frau, die ihr Leben und ihre Weltanschau-
für sich hat und nur für ihr kostbares Ich lebt. Amerikanisch ist an ihr nur die in ihrem
rland mögliche größere Ungehemmtheit der Mittel und der Bewegung. In Amerika ist
vieles nur den Ausmaßen nach verschieden von europäischen Zuständen.

Der dieser Typ des ichsüchtigen, in perversem Luxusleben aufgehenden Weibes der
n Welt ist nun wiederum nicht der Typ der amerikanischen Millionärin an sich. Es
ine Menge reicher Frauen drüben, die ernste, erfolgreiche Arbeit leisten. Nirgendwo
nert sich wohl die Frau aller Volksschichten so lebhaft und aktiv um das Gemeinwohl wie
Nordamerika. Als Bürgerin ihres Landes geht sie jede Staats- und Gemeindeange-

legenheit persönlich an. Auch das ist ein Zug, der aus der Pionierzeit her zu erklären ist, in der die Kulturpflege zum allergrößten Teil in Händen der Frau lag, da der Mann völlig mit der groben Arbeit, von der Waldrodung und dem Blockhausbau bis zur Eisenbahn, zum Wolkenkratzer und Automobil hin, übergenug zu tun hatte. Dadurch wurde die Frau in Amerika so sehr auf sich selbst gestellt, so innerlich unabhängig, ja dem Mann in intellektuellen Dingen überlegen. Sie mußte wohl oder übel beim Vordringen in die Wildnis und Ausbau einer menschlichen Gemeinschaft in unwegbaren Weltgelände Aufgaben übernehmen, die bis dahin Männeraufgaben gewesen waren. Und sie hat diese Aufgaben glänzend gelöst. Es ist deshalb ungerecht, immer vom Feminismus in Amerika zu reden. Die Frau hat Amerika nicht feminin gemacht, sondern Amerika hat die Frau vom Feminismus geheilt. Wenn man die gewaltige Leistung betrachtet, die Nordamerika in wenigen hundert Jahren aus einer Wildnis zum reichsten und mächtigsten Kulturstaat der Welt gemacht hat, so sollte es jedem in die Augen springen, daß kein Feminismus so etwas hätte zustande kommen lassen. Im Gegenteil hat gerade die Mitleistung der Frau als voller Mensch, mit Inanspruchnahme aller ihrer Kräfte, dies Werk möglich gemacht.

Eine Frage ist freilich dabei, ob nicht doch die Mehrleistung eine Überlast für die Frau gewesen ist und deshalb neben den fördernden auch ihre schädlichen Einflüsse gehabt hat. Ich meine, daß solche schädlichen Einflüsse sich in den weniger anziehenden Charakterzügen der Amerikanerin äußern, daß sich ihre vorwiegend intellektuelle Einstellung, ihre oft übermäßig kühle Berechnung im Leben, die Hand in Hand geht mit einem Fanatismus des Urteilens und Handelns und einer oft überstarken Betonung ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit, daraus erklären lassen. Und so büßt die Amerikanerin von heute für etwas, was ihre Ahnfrau schuldlos verschuldet hat.

Jedenfalls ist es nicht die Schuld des amerikanischen Mannes und der Verhältnisse allein, wenn die Fran Dodsworths unbefriedigte Frauen bleiben. Es liegt zu einem beträchtlichen Teil an der amerikanischen Frau selbst. Ihr fehlt etwas, was der Mann an der Frau braucht, was er bewußt oder unbewußt, ob er es zugibt oder nicht, sein Leben lang sucht, oft bei anderen Frauen, wenn er es bei der eigenen vermißt. Es ist das, was die Europäerin in verschiedenstem Zusammenklang hat: die leidenschaftlich innige Hingegebenheit der Seele. In Europa hat es die Frau. Bald mehr mit dem Gewicht auf der Leidenschaft, bald auf der Innigkeit. In jedem Fall ist es Begeisterung, ein Seelenzustand, der auch den Mann bis in seine tiefsten Tiefen aufrührt und ihn immer wieder dem entreißt, dem er ohne diese Einfluß so leicht verfällt: dem Geschäftstrott, dem Arbeitsfanatismus, der Alltäglichkeit. Eine Frau, die in diesem Punkt versagt, kann vom Mann keine Erfüllung ihres Weibtums erwarten. Deutlich erkennt man das bei Fran Dodsworth. Der Mann ist der wirklich seelisch Begeisterungsfähigere, hat sich auch das ganze Verlangen danach frisch erhalten, sein Weib brauchte ihm nur in derselben Liebe entgegenzukommen — aber sie hat keine Spur davon in der eigenen Seele. Das ist ein krasser Fall, aber echt. Wer den Amerikaner mit offenen Herzen in seinem Land und seinem Heim beobachtet hat, weiß das. Der Mann ist oft mit einer rührenden, stillen und zarten Sorgfalt um seine Frau, seine Kinder bemüht. Sie ist oft genug die Seele des Hauses mit seiner Wärme, seiner ritterlichen Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft. Der Typ des übereifrigen und seine Familie vernachlässigenden Geschäftsmannes ist da, gewiß. Aber er tritt keineswegs häufiger in die Erscheinung als etwa der weibliche unverbesserliche, oberflächliche Flirt. Beides gibt es auch in Europa. Im Durchschnitt ist der Amerikaner zwar geschäftseifrig, verbindet damit aber Sinn für Häuslichkeit und Familie, und die Frau fährt gut dabei. Sie hat es auch bei dem amerikanischen Mangel an häuslichen Hilfskräften nötig, daß ihr der Gatte zur Seite steht und da, wo die Lebensverhältnisse es erfordern, bei der Hausarbeit und Kinderpflege sogar selbst mit Hand anlegt. Das bedeutet drüben keine Verwöhnung der Frau und keinen femininen Mann, wie man in Deutschland meint. Vieles ist für drüben notwendig und selbstverständlich, was bei uns nicht nötig und unnatürlich wäre. Hinzu kommt allerdings immer ein g

es Pioniergefühl der Fürsorge für die Frau, die dem Europäer, der immer genug uen im Land gehabt hat, fehlt. Wenn also der Ehemann unterwegs die Kinder trägt, Kinderwagen schiebt, wenn er im Hause die Heizung versieht, der Frau beim Einkaufen, waschen hilft usw., so ist das eine wirtschaftliche Notwendigkeit, da er sonst überhaupt e Familie und kein Heim haben könnte, und ist dazu eine angeborene Wertschätzung der u an sich, aber beileibe kein Feminismus. Die Frau des ganzen großen Kleinmittelstandes lmerika hat hart zu arbeiten, wenn sie Heim und Familie haben will. Meistens muß sie llen häuslichen Geschäften noch mitverdienen — genau wie es die deutschen Frauen jetzt müssen. Und die Amerikanerin ist eine kluge, energische Geschäftsfrau. Da ihr der te im Hause treu beisteht, weiß sie sich noch immer etwas Zeit zu erübrigen, um mit ihm Kino zu gehen oder zu einigen notwendigen Klubs zu gehören oder den Sonntagsausflug Kind und Kegel im „Flivver" (Ford) oder „richtigen" Auto mitzumachen. Trotz aller eitslust und Arbeitswilligkeit hat die Amerikanerin eben keine Anlagen, sich wirklich bürden und unterdrücken zu lassen. Das kommt eigentlich immer nur bei Eingewanen und vielleicht der ersten Generation ihrer amerikanischen Nachkommen vor.

Alles dies gilt natürlich nirgends ausnahmslos. Im Gegenteil ist Amerika durch seine beständigen Einwanderungen von allerverschiedensten Menschen das Land der Ausnahmen, ebenso wie einer fabelhaften Angleichung. Ganz unglaublich kommt es dem päer immer wieder vor, wenn er beobachtet, wie schnell alles in den riesigen Schmelzl Hineingeratene Farbe und Form der Allgemeinheit annimmt. Und doch, wenn man r hinsieht, dann können einen die krassesten Verschiedenheiten, die wildesten Widerche anschauen, daß man noch nach vielen Jahren Studiums die Hände ringt, wenn etwas Generelles über die V. St. sagen soll.

So kommt es auch, daß man überall in der Welt den entgegengesetztesten Urteilen über amerika begegnet. Wenn z. B. jemand in einen kleinen Ort an der Küste von Maine hlagen würde, wo neben dem alten Dorf eine große Kolonie moderner Villen entstanst, hätte er vielleicht von den Frauen der „Gesellschaft" den Eindruck, daß sie alle nichts res täten als Bridge spielen — höchstens noch Tennis im Sommer — und gut dabei . Denn eine Bridge-Gesellschaft löst die andere ab. Mittags zum Lunch, nachmittags Tee, abends nach dem Diner Bridge, Bridge, Bridge, manchmal tatsächlich drei ellschaften an einem Tag! Aber wenn man näher in das ganze Getriebe eindringt, lt es sich doch in viele andere Eindrücke auf. Natürlich bleibt eine gewisse Gruppe der nungslosen, die dem Bridge verfallen sind oder wirklich aus geistiger Leere und äußerer chäbigkeit nichts anderes mit ihrem Leben anzufangen wissen. Doch gegenüber von solchen Bridge-Fanatikerin wohnt eine gute Bekannte, die Vorsitzende vom S. S. Klub nd deren Auto zu jeder frühen und späten Stunde vor der Tür halten mag: die Klubten rufen. Oder die Nachbarin zur Linken ist Christliche Wissenschafterin. Man sieht sie beim Bridge. Sie ist Superintendentin über die christlich-wissenschaftliche Sonntagsw, hat 10 Lehrer und Lehrerinnen unter sich, muß bei jedem Gottesdienst (auch Mittabends) zugegen sein. Eine andere Frau leitet einen Handarbeits- und Singverein ungen Mädchen im alten Dorf. Sie schaffen Großes. Die Handarbeiten waren im Jahr sogar in Boston ausgestellt, und der Chor ist wirklich gut, und man gibt Konzerte, nen namhafte Dirigenten und Solisten berufen werden. In dieser Weise geht es r. Es ist bestimmt noch ein privater Frauenzirkel da, der unter sich Vorträge hält. Mitglied muß einmal im Winter über ein gewähltes literarisches, soziales, wissenliches Thema sprechen. Dann haben die großen Klubs, die sich über das ganze Land cken, bestimmt eine Gruppe oder Mitglieder am Ort, die auch anderes tun müssen ridge spielen. Und außerdem ist doch für die Frau ihr Haus da, ihre Familie. Die n versorgt sein und werden versorgt, nur viel unmerklicher als z. B. in Deutschland, Amerikanerinnen haben eine andere Art, etwas zu tun, als die Frauen hüben,

Unermüdlich arbeitet jung und alt daran, die Stellung der Frau rechtlich und sozi
zu verbessern. Das Frauenstimmrecht wurde bald nach dem Krieg verfassungsrechtlich g
sichert, ebenso wurde der Amerikanerin vor wenigen Jahren durch Bundesgesetz ihre unb
dingte amerikanische Staatsangehörigkeit, auch bei Verheiratung mit einem Auslände
gewährleistet. In vielen Einzelstaaten ist die vermögens- und familienrechtliche Gleic
stellung der Ehefrau mit dem Ehemann schon weit gefördert. Schritt für Schritt wird weit
gekämpft und Staat für Staat durch unablässige Propaganda und Aufklärungstätigkeit g
wonnen, bis dann einmal die bundesgesetzliche Regelung für das gesamte Land den Schlu
stein der wahrlich nicht hoch genug einzuschätzenden tapferen Arbeit der Frauen bildet.

Daß auch das junge Mädchen, das vielberühmte und berüchtigte „Girl" mit Feuereif
an solcher Arbeit teilnimmt, ist ein gutes Gegengewicht gegen die mancherlei gefäh
lichen Tendenzen der heutigen Jugend, von denen uns der Jugendrichter Ben Lindse
in seinem bedeutsamen Werk „Die Revolution der modernen Jugend" berichtet. Er spric
von seinen 25jährigen Erfahrungen und gibt uns ein erschütterndes Bild der amerikanische
Zustände, wie er sie kennt und wie sie nach dem Urteil deutscher Autoritäten von unsere
hiesigen nicht sehr verschieden sind. Amerikanisch ist bei Lindsey der unbedingte, ab
keineswegs flache, sondern tiefreligiös begründete Optimismus, mit dem er trotz all d
Nöte und Schäden, die er aufdeckt, an die Jugend glaubt, an das Gute im Mensche
an das reine Wollen und Streben der jungen Leute, das sich verirren, sich in Sümp
verlieren mag, im Grunde aber nicht schlecht ist. Amerikanisch ist auch, daß er die gan
Entwicklung der Geschlechtsmoral von der Frau abhängig macht, d. h. sie als ihre Aufgab
betrachtet. Was die Frau aus der Revolution der modernen Jugend macht, das wir
Ist nicht die Frau immer die Hüterin und Gestalterin der Sitten gewesen? Nicht, als ob w
andern diese uralte Wahrheit nicht ebenfalls wüßten. Aber in Amerika hat man der N
der Pionierzeit gehorchend, diese Wahrheit, dieses Naturprinzip sich in einer Weise prakti
auswirken lassen müssen, wie es nirgends anderswo hat wirken können. Deshalb spie
die amerikanische Frau für die Entwicklung der Frau überhaupt eine so bedeutsame Roll

Wenn wir nur an das amerikanische „Girl", den „Flirt" und „Flapper" denken, klin
es freilich wunderlich genug, daß von ihr das Sittengesetz der Zukunft kommen soll. Ma
muß die junge Frauengeneration in Amerika doch schon anders kennen als von den einzelne
Weltreisenden oder von den Bildern der Tanzgirls und der Schönheitskonkurrenzen he
Lindsey gibt uns ein besseres Verständnis von ihr. Noch besser ist es natürlich, sie i
ihrem Land selbst kennen zu lernen als studierende und arbeitende Menschen. Wenn ma
einmal erfahren hat, wie tatkräftig, warmherzig und zielbewußt sich eine ganze Grupp
von Studentinnen im Weltkrieg mitten durch die jahrelange Antideutschenhetze hindur
für ihren deutschen Verein mit der Arbeit für deutsche Kinder und für ihren deutsche
Lehrer einsetzte, dann weiß man, daß Amerikas weibliche Jugend einen ernsten Willen ha
Daß sie arbeiten kann, beweist sie oft genug zum Ärger ihrer männlichen Kollegenschaf

Jedenfalls denke ich, daß man Richter Lindsey zustimmen muß, wenn man die Jugen
— auch die amerikanische — liebt und kennt. Selbst wenn man die sexuellen Nöte sehr ern
nimmt und sein Leben daran geben möchte, zu helfen und zu retten, so kann man das do
nur im felsenfesten Glauben daran, daß der Mensch gut ist. Und wenn man geschichtliche
Sinn hat und die Seele der Frau versteht, so wagt man es schon, aus der Leistung d
Vergangenheit auf eine gute Leistung in der Zukunft zu schließen und das Vertrauen au
zu der amerikanischen weiblichen Jugend zu haben, daß sie sich gut durch die vielen Gefahre
der heutigen Zeit hindurchringt und weiterbaut an ihrem Ideal des Weibes als gleich
berechtigten, völlig mit dem Mann gleichgestellten Menschen, der zwar seine besonde
Lebensmission als Weib hat, aber als vollwertiger Kamerad neben dem Mann steht und a
Ehe nur die fifty-fifty-marriage gebrauchen kann, die unbedingte „Halbpart-Ehe
die Recht und Pflicht gleichmäßig auf beide Gatten verteilt. Denn trotz mancher andere
Ansichten im Land ist dies das Ideal der amerikanischen Frau.

Strömungen in der amerikanischen Literatur der Gegenwart

Von Richard C. De Wolf in Washington, D. C.

Wer in Amerika literarischen Dingen seine Aufmerksamkeit zuwendet, wird bei einem Vergleich zwischen dem heute und dem vor ein paar Jahren Geschaffenen allenthalben ızeichen eines beginnenden Wandels bemerken: vielfache Auflehnung gegen die über- nmenen sozialen und ethischen Formeln und Ideale. Man schreibt die Geschichte, reibt die Biographien um, mit dem deutlichen Bestreben, die seinerzeit allgemeingültigen ıschauungen über den Sinn der Lebensläufe einiger Nationalhelden zu revidieren, sie niger ehrerbietig und realistischer zu behandeln. Man hat viel Interesse für Erfolglosigkeit, geneigt, diese mehr den gesellschaftlichen Zuständen zur Last zu legen als dem einzelnen, d schätzt dementsprechend materielle Erfolge gering. Kurz — wir befinden uns in einer ergangszeit, in der die alten Überzeugungen, die Leben und Kunst beherrschten, in Frage stellt werden und die Menschen nach allen Richtungen experimentierend ausgreifen.

Die meisten dieser Stimmungen ließen sich vermutlich in der europäischen Literatur ensowohl ausmitteln; aber der Übergang fällt bei uns mehr in die Augen, weil er plötz- ier gekommen ist. Fast bis an den Weltkrieg heran war Amerika nahezu völlig beherrscht n der puritanischen Ethik, den in der Unabhängigkeitserklärung zum Ausdruck gebrachten litischen Ideen, den geistigen Anschauungen des Aufklärungszeitalters, dem künstlerischen aubensbekenntnis der Romantik. Es ist noch zu früh, als daß man sagen könnte, dies alles ire nun anders geworden, aber ein Wandel steht nahe bevor. Die Skepsis und Unruhe, unehrerbietige Überprüfung aller Grundsätze weist in die gleiche Richtung. Das Leben Amerika hatte auch noch unter zwei Arten von Unterdrückung zu leiden, die in Europa ht gleich stark empfunden wurden. Das äußere Leben litt unter dem ausschließlich prak- hen Gepräge aller amerikanischen Betätigungsformen und das Leben des Geistes unter m Druck des Puritanismus. Ein anderer Einfluß, der in Europa ebenfalls weniger zu iren war, ging aus von der Beschleunigung des Lebenstempos, durch welche das Gefühl s Kampfes verstärkt und die Zahl derjenigen vermehrt worden ist, die erschöpft aus dem nnen ausscheiden müssen. Die bisher wenig beachteten Schiffbrüchigen und ungeregelten istenzen haben angefangen, ein Klassenbewußtsein zu bekommen, und ihre Stimmen er- ben zu einem Chor der Kritik und Auflehnung.

Der bedeutendste unter den amerikanischen Schriftstellern, die das Leben unter dem Gesichtspunkt von Erfolg und Pech dargestellt haben, ist Theodore Dreiser (geb. 1871). rsucht man seine Eigenart zu kennzeichnen, so kommt einem zuerst das etwas unbestimmte ort Bigneß (etwa: Umfänglichkeit) in den Sinn. Nicht nur, daß seine Romane außer- wöhnlich lang sind (er ist der einzige moderne Amerikaner, der es gewagt hat, einen Roman zwei Bänden zu veröffentlichen), auch die breite Fülle des Details in seinen Werken nnert an Balzac oder Dostojewskij, diese gigantischen Begabungen, die auf einer groß- chtigen Leinwand malen und sie bis zum äußersten füllen. Man begegnet da der gleichen höpferkraft und derselben relativen Gleichgültigkeit gegenüber der künstlerischen Vollen- ng als solchen. Alle Romane Dreisers sind lang, die paar Kurzgeschichten und Stücke, die geschrieben hat, sind mehr Episoden oder Bruchstücke aus Romanen als in sich geschlossene eiten. Umfänglich ist Dreiser auch durch die allumfassende Weite seines Mitgefühls. hts Menschliches dünkt ihm fremd. Für die Mißerfolge des Lebens hat er ebenso viel, leicht noch mehr Interesse als für die Erfolge. Bevor sich jener Übergang vollzog, den Mißerfolge bei amerikanischen Romanschreibern keine freundliche Darstellung. Sie dammten sie, sahen darin nur ein Zeichen moralischer Schwächen oder Mängel. Heute sie viel eher geneigt, das Verfehlte in den gesellschaftlichen Vorschriften zu suchen, die Mann mit den Mißerfolgen durchbricht. Dies ist Dreisers eigenstes Gebiet.

Ob seine Romanfiguren nun sich durchsetzen, wie „Schwester Carrie" oder der Held des „Titane oder untergehen, wie „Jennie Gerhardt" oder der Held der „Amerikanischen Tragödie": der K vention achten sie niemals. Ihr Handeln bestimmt eine tiefe, instinkthafte Notwendigkeit, der den Gehorsam zu weigern außerstande sind. Diese Ableugnung des freien Willens war lange der Hauptvorwurf, den die an Konventionen hängenden Kritiker gegen ihn erhoben. Bedeu es doch eine Leugnung des amerikanischen Glaubens, daß jeder alles, was er tun wolle, auch könne, wenn er's nur probiere.

Dreisers schriftstellerische Methode ist (wenn man ihm eine Methode überhaupt nachsagen ka die des sorgsamen Zeitungsreporters (er selbst hat in diesem Berufe angefangen) oder eines duldigen Sammlers wissenschaftlicher Daten. Seine Romane gründen sich auf erschöpfende T sachenunterlagen. Er entwickelt einen Riesenfleiß, um Einzelheit auf Einzelheit zu häufen, bis e lich der Eindruck der vollen Wirklichkeit zustandekommt. Der Wirklichkeit von Menschen und eignissen, die so haargenau beschrieben werden, können wir unseren Glauben nicht versagen, das trotz völliger Abwesenheit alles dessen, was man Stil nennen könnte. So schwerfällig, la weilig, unzusammenhängend auch seine Art ist: man vergißt diese Mängel vor der vollkomme Illusion, die er zu erzeugen weiß.

In seinem letzten Roman, An American Tragedy (1925), erzählt Dreiser die Umstä unter welchen ein Mord begangen wird, mit solcher Genauigkeit, daß es dem Leser vorkom als begleite er selbst den Mörder und sein Opfer auf jedem Schritt ihrer verhängnisvollen R — ein fast unerträglich quälendes Erlebnis: rückt doch der längst vorausgesehene tödliche Absch immer näher und näher. Und nach der Mordtat werden dann die Auffindung der Leiche ertrunkenen Mädchens, der Schmerz seiner Eltern, die Bemühungen des Mörders, seine S zu verwischen, die Art, wie sich das Netz der Gefangennahme allmählich über seinem Haupte sammenzieht, seine Festnahme selbst, sein Verhör und die langen Monate des Wartens im Gefä nis — bis zum Augenblick der Hinrichtung . . . wird all' das mit so zäher Konzentrationskraft vo tragen, daß man das Gefühl hat: so und nicht anders muß alles in Wirklichkeit sich ereignet hab

Ebenso wie Dreiser kennzeichnet auch den 1876 geborenen Sherwood Anderson eine du same Sympathie für den Menschen, wie er ist, ein Interesse für diejenigen, die Welt „Schiffbrüchige" nennt. Wahrscheinlich würde er sich selbst dieser Klasse zugeza haben bis zu dem Zeitpunkt, zu dem er, fast 40 Jahre alt, sich völlig der Literatur zu widm begann. Vorher hatte er sich mit einer Menge von Berufszweigen aus dem Bereich v Industrie und Handel eingelassen, die er alle gleichermaßen unbefriedigend und unwirk befand. Manche seiner Bücher handeln von ähnlichen Erfahrungen, und man glaubt, d er sich darin selbst irgendwie als Helden einführt. Dieser Held ist, gleichviel, ob Junge o Erwachsener, ein vor sich hinbrütender Träumer, der das Leben des industriellen und ko merziellen Amerika als ein unwirkliches Trugbild sieht, ohne die Grundzüge eines gut und vollständigen Menschenlebens: weil es nicht instinkthaft genug ist und weil die Ko vention es mit einer harten Rinde überzogen hat, unter der die menschlichen Lebewe vergebens um Bewegungsfreiheit, um unmittelbaren, ehrlichen Verkehr miteinan ringen. „Überall ist Leben", sagt Anderson, „aber die Menschen haben sich über das Leb gesetzt." Er möchte unter die Oberfläche des Lebens, das die Leute leben, tauchen und dr ten das wirkliche Leben finden. In diesem wirklichen Leben, meint Anderson, würde wenn es gelänge, es ausfindig zu machen und ans Licht zu bringen, die Beziehungen un den Geschlechtern die Hauptrolle spielen. Unehrlichkeit und Mißdeutungen, die all meine Eingeschworenheit auf Heimlichtuerei in diesen Dingen sind seinem Gefühl nach schlimmsten Feinde jenes naturhaften Lebens.

Der Held des Buches Many Marriages (1923), der aus mißverstandener Ritterlichkeit ei kühle, prüde Frau geheiratet hat, mit der er nichts gemeinsam zu haben erkennt, tritt vor sie u seine halberwachsene Tochter nackt hin und versucht so in den beiden den Sinn für die Natürlich und Dezenz des Körpers samt seinen normalen Begierden und Bedürfnissen aufzuwühlen: Mühe ist vergebens, und nicht lange darnach verschwindet der Gatte aus dem Leben der beid und aus der Erzählung, in Gesellschaft einer anderen Frau, in der er, ohne daß es eines Wor bedürfte, das instinktverwandte Wesen erkannt hat.

ie Handlungsweise des Helden von Many Marriages erfährt eine Wiederholung in Andersons gstem Roman, Dark Laughter. Solche Leute finden die Lasten und Verwicklungen des Daseins ragbar, und statt daß sie der gewaltigen Anstrengung offen ins Antlitz blickten, die Besserung Erneuerung ihrer Lebensführung bedeuten würde, machen sie einfach „Hände hoch!" und verinden mit den Worten: „Sinkt meine Bark, so ist's zu anderen Meeren", oder ohne sich überhaupt gen darum zu machen, ob der Höllenschlund einen Boden hat oder nicht. Solche Fälle sind ts Ungewöhnliches. Die Zeitungen melden sie oft, und, wenn sie auch oft als bloßer Mangel Nerven und an Grundsätzen beurteilt werden, so sind sie doch auch Anzeichen für das todbringende npo des modernen Lebens, aus dem eine täglich zunehmende Anzahl von Zusammenbrüchen t. Anderson interessiert sich für diese Leute, die da von der Bildfläche verschwinden. Er möchte en, warum sie das tun. Einige der Beweggründe klärt er auf, und es ist ihm gelungen, jenen verständlich, entschuldbar, ja sogar anziehend zu machen.

Winesburg, Ohio (1919), wohl Andersons bestes Buch, ist eine Skizzenreihe über schlichte, öhnliche Leute, Bewohner einer kleinen Stadt Ohios, die typisch für das Leben im mittleren ten ist. In all' ihren kleinen Worten und Handlungen, vor allem solchen aus den Jugendjahren, t der Verfasser Anzeichen für tiefe Unterströmungen dramatischen, häufig tragischen Gepräges. h darin gleicht er Dreiser, daß er in der Menschenseele keinerlei Beweis für das Vorhandensein s aktiven, schöpferischen oder leitenden Willens findet, sondern nur für ein bei all' seiner Kraftc nahezu passives Triebleben, das, zu Boden gedrückt und dumpfen Leidens voll, dennoch unrottbar lebendig ist und trotz allem seinen Fortgang nimmt. Die Krisenmomente in Andersons chichten bezeichnen die Stellen, an denen das Triebleben die Kruste der Gewohnheit und Unterkung durchbricht: dann reißt es für einige Zeit, vielleicht für immer, das Individuum mit sich , wie im breiten Strömen eines über die Ufer getretenen Flusses, dem sich der Mensch überläßt, l er nicht anders kann, und weil er in dieser Selbstaufgabe viel Erlösend-Beruhigendes findet.

Dreiser und Anderson gehören zusammen in ihrer Haltung gegenüber dem Leben: sie eutet, alles in allem, Passivität, Hinnehmen des Unvermeidlichen und den Wunsch, ch langes Nachdenken zum Verstehen vorzudringen. Alle beide betonen die Bedeutung e Sexualtriebe und liefern Beispiele für die in diesem Punkt gegen den Puritanismus kommende Reaktion: doch ist Dreisers Art, den Gegenstand zu behandeln, immer eine ktive, während Anderson den unbestimmten Regungen eines nahezu unterbewußten xuallebens nachspürt. Dreiser ist von den beiden die bei weitem höhere Begabung, und ersons Neigung, sich selbst zu wiederholen, ist zuletzt schon zur Monotonie ausgeartet; in seinem Geschick, die minder hell erleuchteten Winkel des Seelenlebens zu erforschen, r kaum von einem anderen amerikanischen Romanschriftsteller übertroffen.

nd nun wollen wir uns mit zwei anderen Schriftstellern befassen, die auf die Darbietungen der Schaubühne „Amerika" völlig anders reagieren. Statt sich nachdenklin Hinbrüten zu ergeben, statt sich um die Interpretation des eigentlichen Lebens zu ühen, haben H. L. Mencken und Sinclair Lewis eine energische Attacke auf die Anuungen, Bräuche, Kult- und Glaubensinhalte des zeitgenössischen Amerika unternmen: Mencken vor allem durch unmittelbare Kritik, Angriff, Spott und unterstrichenes hsagen, Lewis durch satirische Schilderung typischer Charaktere in typischer Umwelt. der wichtigen Frage der Sexualbeziehungen tragen diese beiden Autoren keine Scheu, und gerade heraus zu sprechen, sehen aber jede Abweichung vom Normalen eher im isch en als tragischen Licht. Sie stehen hierin viel mehr als Dreiser und Anderson dem ndpunkt des Durchschnittsamerikaners nahe, der nicht glauben kann, daß jemand etwas zu ernst nimmt, und der auf eine Klage über seelische Unruhe, welcher keine leibliche Not Seite geht, nichts anderes zu bemerken weiß, als ein sarkastisches „Ach, Sie Armer!" kurzweg den Rat erteilt: „Klagen Sie doch der Polizei Ihr Leid!" Durch diese Verdtschaft mit der Tonart und dem Temperament des Publikums, an das sie sich wenden, n Mencken und Lewis wahrscheinlich viel mehr Einfluß auf die Gestaltung der amerikaischen Denkweise gehabt als Dreiser und Anderson.

enry L. Mencken (geb. 1880) begann, ebenso wie Dreiser, als Journalist. Von Anfang rug er eine beherzte, unabhängige Denkart, eine ausgesprochene und unehrerbietige

Mißbilligung von amerikanischen Bourgeoissitten und -ansichten zur Schau. Er war begeisterter Verehrer Shaws, Ibsens und Nietzsches. Die frühesten literarischen Einf kamen ihm offenkundig von europäisch-germanischer Seite zu. Den materiellen Er verachtet er keineswegs, sondern bekennt mit keckem Zynismus, daß er ihn bewundert persönlich entschlossen ist, ihn selbst zu erreichen, was er denn auch wahr gemacht Seine Stellung ist nicht nur die eines einflußreichen Schriftstellers, sondern, seit Beg dung des American Mercury 1924, den er selbst ins Leben rief und noch heute heraus die eines Gebieters über die öffentliche Meinung in politischen, ethischen, sozialen literarischen Dingen. In seiner Zeitschrift spiegeln sich nur allzu getreulich seine eige Vorlieben und Vorurteile wieder, vor allem seine spitzbübische Freude, die Bourgeo oder, wie er sie gern nennt, die „Booboisie" (ein auf Grund des Dialektausdrucks b für einen dummen, tölpischen Kerl — geprägtes Wort) zu ärgern.

Menckens Fleiß und Tatkraft, seine geistige Vitalität sind bedeutend; so hat er denn ein ungew lich hohes „Förderungsergebnis" zu verzeichnen. Abgesehen von den vielen Dingen, die er jede Nummer des American Mercury schreibt, steuert er häufig Artikel für die Nation, tä eine Spalte für die Baltimore Sun bei, dazu noch gelegentliche Beiträge in anderen Zeitu und Zeitschriften. In allem, was er schreibt, ist Kraft und viel Geschmack; dabei äußert er sich leicht noch mehr über Dinge, die ihm mißfallen, als über solche, die ihm gefallen. Jeder no leise Anschein von Heuchelei, Dummheit, Puritanismus oder Kirchturmpatriotismus reicht um ihn zum Losgehen zu veranlassen. Er liebt den Kampf, obschon er sich jetzt nicht mehr so wie früher auf Formstreitereien einläßt. Seine Waffen sind: Fluch der Lächerlichkeit, Fr ein bildkräftiger, abwechslungsreicher Wortschatz, den er zum Teil den Sportrubriken der Ta presse entnimmt (wo man gelegentlich manche der besten schriftstellerischen Leistungen Amer finden kann), häufig aber auch selbst in der Hitze des Gefechts prägt: Zu alledem verfügt er über solide Wissensgrundlagen im Bereiche der modernen Literatur, der Philologie, Gesch Wirtschaft, Politik, Musik, Biologie und Medizin.

Als Kritiker sündigt Mencken durch ein Übermaß von Hitze und Begeisterung, das ihn verhin den Nuancen und Gradabstufungen des Lobenswürdigen gerecht zu werden. Er gibt nicht zu achtet doch wenigstens nicht darauf, daß die Wahrheit niemals schwarz oder weiß, sondern al grau ist. Er bekundet offen sein Mißfallen an aburteilendem Gehaben und hat seine ausgewäh Essays in einer Reihe von Bänden veröffentlicht, deren Titel Prejudices („Vorurteile") la Zumeist schreibt er über Bücher, über Wissenschaft (in populärer Form), Musik und Politik, sein eigentliches Hauptinteresse gilt dem Verhalten der Menschen, vor allem nach der ethis Seite hin. Die von ihm vorgeschützte zynische Gleichgültigkeit gegen das Moralische ist Pose Wirklichkeit gehen ihm Fragen um Gut und Böse sehr nahe. Er ist genau so gut ein Moralist, wie irgendeiner der von ihm verachteten Diener am Wort. Sein Einfluß ist auch heute noch ungeh

Der italienische Historiker Ferrero hat eine Parallele gezogen zwischen den gesellsch lichen Zuständen Amerikas zu Beginn des 20. Jahrhunderts und denjenigen Ro zu Anfang der Kaiserzeit. Wenn man auch der Versuchung, solche Parallelen zu weit treiben, aus dem Wege gehen muß, so liefert doch das Vorwalten der Satire in allen bei Literaturen einen interessanten Vergleichspunkt. Der satirischen Begabung, die Men auf kritischem Gebiete entfaltet, ist diejenige ebenbürtig, die Sinclair Lewis (geb. 18 im Reiche der freien literarischen Erfindung bewährt. Seine Wichtigkeit, Bedeutsamk Einflußsphäre oder wie immer man das nennen will, kommt derjenigen Menckens bein gleich und beschränkt sich nicht so sehr auf den Kreis der Intellektuellen, weil Lewis' Rom Tausende von Leuten lesen, die Menckens Arbeiten wahrscheinlich nie gesehen hab Lewis gleicht Mencken in dem Nachdruck, den er auf das ungeheuerlich Vulgäre des am kanischen Daseins legt, in seinem Abscheu gegen Cant, Aufgeblasenheit und Heuche Mit scharfer Beobachtungsgabe und boshafter Gescheitheit fängt er ganz genau Ton und Akzent des Mittelstandsgeschäftsmannes von landesüblichem Geiste ein. Er erh den Anspruch „den Durchschnittsmann", den „Mann von der Straße", „den amerikanisch Typ" zu schildern; aber er übersteigert häufig die Eigenheiten dieses Typs. Das Konte ist genau in allen Einzelheiten, aber es sind zuviele Einzelheiten von der gleichen Art.

s ist nachgerade schon ein Gemeinplatz, zu erwähnen, daß Lewis die Sprache um zwei meta-ische Ausdrücke bereichert hat. Der Ausdruck Main Street — so heißt der Roman, der ihn hmt gemacht hat — bedeutet alles, was für den Geist der Kleinstadt bezeichnend ist. Das t Babbitt — Titel seines nächsten Werkes, das allgemein für sein bestes gilt, und Name dessen Helden — bezeichnet den durchschnittlichen Mittelstandsgeschäftsmann mit seiner rühren-Angst, irgendwie aufzufallen, seinem beschränkt-kommerzhaften Blick, seinem albernen, unauf-igen Anspruch auf die Eigenschaften eines guten Kumpans. In Elmer Gantry unternahm ewis, den heuchlerischen, halbgebildeten, unzuverlässigen, aber energischen und lebensstarken des protestantischen Geistlichen vorzuführen; man fand aber etwas zu viel Übertreibung Bosheit in dem Porträt. Im Arrowsmith versuchte er einen echten Helden der wissenschaft-n Forschung darzustellen, aber es ist ihm nicht so recht gelungen, diesen wirklichkeitsnahe und athisch zu machen. The Man Who Knew Coolidge ist ein neuer Ausflug in die Psychologie eschwätzigen, egoistischen, flachköpfigen, aber immer noch liebenswürdigen und, alles in allem, lgesinnten Durchschnittsamerikaners.

n Mencken und Lewis verkörpert sich Amerikas Reaktion wider festgeprägte Massen-hauungen und gedankenlosen Optimismus. Das Seltsame ist, daß diese beiden Schrift-r, statt von der Klasse, die sie ganz offen mißachten und verspotten, angegriffen oder riert zu werden, im Begriffe stehen, zumindest bei den intelligenteren Angehörigen r Klasse — deren Lebenskraft stark genug erscheint, um jeden Grad von Lächerlichkeit nterschlucken zu können — wohlgelaunte Aufnahme zu finden. Diese Leute meinen, das re mit zu dem Spiel des wechselseitigen Kidding (gutmütigen Ausspottens), das in den s der Fach- und Geschäftsleute festgelegter Brauch ist und dem Gefühl entspringt, man e es niemandem gestatten, sich selbst oder seine Beschäftigung gar zu ernst zu nehmen. rettende Macht des amerikanischen Humors, über die sich schon vor langer Zeit Rudyard ing geäußert hat, muß bei allen Vermutungen über die künftige soziale Entwicklung en V. St. in Rechnung gestellt werden.

inclair Lewis hat wenig oder gar kein Mitleid, wenig oder gar keinen Sinn für Schön- oder Adel eines Charakters, obschon er seinem Babbitt die Tugend der Hunde- und erliebe zugesteht. Mencken kann vieles nicht leiden, vieles liebt er aber auch. Lewis t nichts und niemanden zu lieben. Seine starke Lebhaftigkeit steigert sich häufig zu töser Reizbarkeit, die ihn für manche Leser ermüdend macht; doch ist er der erste ge-n, der die Hauptzüge des — von seiner häßlicheren Seite aus angesehenen — amerika-en Mittelstandslebens festgehalten hat.

Während des letzten Jahres wurde ein Stück Eugene O'Neills (geboren 1888) in wei-testen Kreisen gelesen und erörtert: dieses Stück, The Strange Interlude, hatte, unge-t technischer Schwierigkeiten, auch einen guten Bühnenerfolg. Es ist weder bequem anzu-noch zu lesen; aber, wenn man damit den Anfang gemacht hat, kann man nicht ts als bis zum Ende dabei bleiben. Die Charakteristik der Personen ist in der Weise geführt, daß man reihum von „äußerer" und „innerer" Persönlichkeit sprechen kann, nderen Worten: sie sagen das, was sie sagen, sie sagen aber auch das, was sie bloß n, und der ironische, oft bis zu krassem Widerspruch gesteigerte Gegensatz zwischen en inken, die man als ausgesprochen, und denen, die man als verheimlicht anzunehmen ist eben das für die Qualität des Stückes entscheidende Moment.

Geschichte läßt sich in kurzen Worten skizzieren. Nina Leeds, eines verwitweten Gymnasial-isors in Neu-England einziges Kind, erleidet einen schweren Nervenzusammenbruch, als vor der Heirat, ihr Bräutigam als Kriegsflieger abgeschossen wird. Die Unterbindung Liebestriebe führt zu einem psychopathischen Zustand, und dieser erfährt weitere Verstärkung eine Reihe einander überkreuzender Sexualbeziehungen zu verwundeten Soldaten, die sie er unbestimmten Vorstellung heraus eingeht, sie schulde ihrem toten Liebsten Sühne dafür, e sich ihm nicht hingegeben. Aus diesem Zustand wird sie befreit durch ihre Heirat mit Sam , einem energischen Dummkopf, für den sie nur eine sanfte, mütterliche Neigung empfindet. dt sieht Nina nun der Mutterschaft entgegen — da erleidet sie eine neue Erschütterung, als r Sams Mutter erfährt, daß in der Familie eine Sam selbst unbekannte Tendenz zum Wahn-

sinn besteht, und dazu bewogen wird, sich des Ungeborenen zu entledigen. Die aus diesem Erleb
weiter hervorgehende Gehemmtheit und Enttäuschtheit treibt sie in die Arme Dr. Darrels, ei
brillanten jungen Mannes, auf dessen Rat sie seinerzeit Sam geheiratet hat, der aber selbst e
kühl-zynische Haltung gegenüber Liebe und Ehe einnimmt. Darrel wird ihr Liebhaber und W
ihres Sohnes; sie weigert sich jedoch, ihren Mann zu verlassen, der von der Untreue seiner F
nie Kenntnis erhält und somit der einzig glückliche Partner des dreieckigen Verhältnisses ble
während Ninas Liebesleid durch das Mutterschaftserlebnis gelindert wird, und dasjenige Darr
nach Jahren innerer Kämpfe einer erneuten Hingabe an wissenschaftliche Arbeit weicht. Der Ju
wächst auf in Zuneigung zu dem, der sein Vater scheint, instinktiver Eifersucht und Antipa
gegen den, der es wirklich ist. Schließlich kommt auch für ihn die Reihe zum Verlieben; n
einem vergeblichen Bemühen mütterlicher Eifersucht, die Beziehung zu sprengen, findet sich N
mit dem Verlust des Sohnes ab und heiratet nach dem Tode ihres Gatten mit 45 Jahren den ältli
Charlie Marsden, dessen schüchtern-hundetreue Liebe seit Kindertagen nie von ihr gelassen ha

Was ist nun wohl der Grund der außerordentlichen Beliebtheit dieses Stückes, auf
Bühne sowohl wie in Buchform, angesichts des nicht durch das leiseste Fünkchen Hum
gemilderten, dauernd bedrückenden Charakters der Handlung, die sich durch neun Akte h
durchzieht, mindestens vier Stunden zur Aufführung erfordert (man gibt es in zwei V
teilungen; der Anfang ist nachmittags, dann wird eine Dinnerpause eingeschaltet) u
keinerlei Nebeninteressen an Kostüm, Beleuchtung und Szenerie Nahrung gibt? A
allem ist hier die Aufdeckung der enttäuschten und gehemmten Sexualität in Anschlag
bringen, unter der sämtliche Figuren während des von dem Stück umfaßten Zeitraum
von 25 Jahren — ein völlig abgeschlossener Kreislauf sexuellen Lebens! — irgendeinm
leiden. Diese Dinge liegen im heutigen Amerika „in der Luft". Wir haben von Freud
lernt,daß wir alle an verhinderter Sexualität leiden und daß dies an all unserem Ung
schuld ist. Zumindest glauben wir das gern. Ein zweiter Grund für die Beliebtheit
Stückes ist die darin zum Anklingen gebrachte Note gewaltsamer Auflehnung gegen
Unterdrückung der Persönlichkeit, sein Aufschrei nach persönlicher Freiheit. Schließ
darf nicht vergessen werden, daß O'Neill über eine geniale literarische Begabung verfü
er ist aus dem Kreise der in diesem Aufsatz Besprochenen der einzige, auf den dieses Wort
Recht Anwendung finden darf, und die lyrische Schönheit seiner Sprache breitet poetisc
Zauberschimmer über jede Szene, jede Figur des Stückes.

O'Neills ältere Stücke, zumeist Einakter, waren Darstellungen des Lebens unter e
fachen Seeleuten, zu Wasser und zu Lande; es lagen ihnen des Autors eigene Erlebn
auf mehreren Ozeanfahrten zugrunde. Durch all ihren brutalen Realismus strahlte etw
von wilder Keltenpoesie hindurch. Es folgte dann eine Reihe von längeren Stücken,
sämtlich von dem aus der Unterdrückung der Persönlichkeit strömenden Leiden und E
täuschungen, von der Bemühung, „zu sein, was wir nicht sind, zu tun, was wir nicht k
nen", handeln (Hazlitts Formel für das Leben). O'Neills spätere Werke wiesen eine
nahme der dichterischen Kraft und der Gefühlsintensität auf; bezeichnend dafür waren a
verschiedene technische Auskunftsmittel, durch die er die Konventionen der Bühne zu u
gehen oder zu durchbrechen versucht. Einige dieser Experimente mag er von der deutsc
Bühne übernommen haben; andere gehen ganz von ihm selbst aus. So haben wir
Desire under the Elms das Haus mit Hinwegnahme einer Wand, das gleichzeitige V
gänge in verschiedenen Zimmern sehen läßt, und in The Hairy Ape die Wiederholu
des Käfigmotivs in drei aufeinanderfolgenden Formen: die stahlumkleideten, vollgepferch
Schlafräume der Heizer auf einem Ozeandampfer, die vergitterten Zellen eines Gefä
nisses und die Käfige der Tiere im „Zoo".

Eines der wirksamsten von O'Neills technischen Experimenten ist seine Verwendung der Ma
in The Great God Brown und Lazarus Laughed. Gewiß die Maske ist so alt wie das Dra
selber; neu ist bei O'Neill nur Art und Zweck ihrer Verwendung. In The Great God Bro
wird sie abgenommen und wieder angelegt, je nachdem die Figuren ihre heimliche Persönlich
enthüllen oder verbergen. In Lazarus Laughed, einem Stück nach klassisch-hellenistischem V

mit Chören und regelmäßigen Gruppenbildungen, werden Masken dazu verwendet, um bemte Rassen-, Alters- und Charaktertypen anzudeuten, aber auch in Form von Halbmasken den oberen Teil des Gesichtes verdecken, während der untere Teil sichtbar bleibt), um einen chiedenen Gegensatz zwischen angeborenen und erworbenen Eigenschaften oder zwischen den en einander gegensätzlichen Seiten des Charakters aufzuzeigen, die nach O'Neills Anschauungen rhalb jedes Individuums bestehen. Dieser Dualismus, diese ewig-unabänderliche Paarhaftig- (Dichotomie) hält O'Neill in beständiger Erregung, und die nie rastende Todfeindschaft zwischen beiden Teilen der Persönlichkeit bildet die Unterlage fast aller seiner Stücke.

'Neill ist ein Pessimist, vielleicht der einzig durchgreifend pessimistische Autor, den die americhe Literatur bisher hervorgebracht hat; aber dennoch steckt sein Pessimismus voller Energie. In rus Laughed (1925), einem schwer verständlichen, von dunkler Symbolik erfüllten Stück, es aus, als hätte er diesen Pessimismus ein für allemal überwunden und wäre zu einem All-Gefühl im Sinne der Mystiker, einer an Nietzsche anklingenden Bejahung und Hinnahme von n, was da Leben ist, durchgedrungen. Aber nach diesem Stücke folgte das Strange Interlude, em er wieder auf das Thema des Dualimus und der Vereitelung zurückkommt. In einer ge- n bitteren Härte, in seiner Auflehnung wider gesellschaftliche Vorschriften erinnert O'Neill bsen und Strindberg. Andererseits darf man nicht seine irische Herkunft vergessen.

lle in diesem Essay näher besprochenen Verfasser sind gekennzeichnet durch den Geist Auflehnung: aber, während Dreiser und Anderson auf passive, geduldige Art revol- n oder Widerstand leisten, Mencken und Lewis sich frohen, heiteren Mutes auflehnen, mpfesfreudig gehobene Stimmung, revoltiert O'Neill in wild verzweifelter Wut, wie wildes Tier, das sich gegen die Gitterstäbe seines Käfigs zu Tode rennt. Nur in Strange rlude finden die zerquälten Seelen Frieden, aber es ist der Friede der Entkräftung. iese fünf amerikanischen Schriftsteller — Dreiser, Anderson, Mencken, Lewis und 'eill — sind deshalb zu Gegenständen der Erörterung gewählt worden, weil sie, alles llem, die Art, in welcher der Geist Amerikas auf das Schauspiel des heutigen amerikaen Lebens reagiert, am besten zum Ausdruck zu bringen scheinen. Andere ließen sich nen, deren Werk durch künstlerische Qualität, durch Redlichkeit und Originalität ausichnet ist. Man trägt Scheu, über Namen wie die einer Edith Wharton und Willa er, eines James Branch Cabell, Booth Tarkington und Charles G. Norris stillschweigend egzugehen; aber sie scheinen für die Zwecke dieses Aufsatzes minder kennzeichnend. Es auch noch eine jüngere Gruppe von Schriftstellern — Ernest Hemingway, John Dos os, Dubose Heyward —, deren Schaffen glänzende Verheißungen eröffnet, die aber nicht genaug geleistet haben, als daß man sie gerecht einzuordnen vermöchte.

Wir haben in diesem Aufsatz nichts über Dichtkunst gesagt. Die amerikanische Dichtkunst beeinflußt weder die Hauptrichtungen im Strom des amerikanischen Geisteslebens, wird sie von ihnen beeinflußt. Um 1914 kam es in den V. St. zu einem plötzlichen, überenden Ausbruch eigenwilliger dichterischer Produktivität. Edgar Lee Masters, Amy ell, Robert Frost, Vachell Lindsay, Carl Sandburg, Edward Arlington Robinson: jeder ihnen hat zu dieser Wiedergeburt etwas Neues und Persönliches beigebracht. Nach en Jahren begann das Publikum wieder Gedichte zu lesen, und die Verleger fanden, es wieder einmal verlohnte, Verse zu veröffentlichen. Dann geschah irgendetwas — che sagen, es sei der Krieg gewesen —, und das junge Wachstum dorrte ab, starb dahin. e wird nichts im Bereiche der Dichtkunst gesagt, was eine Bedeutung ersten Ranges t. Das, worauf die amerikanische Literatur unserer Tage in weitem Ausmaße ihre gkeiten und Kräfte verwendet, sind: Auflehnung, Satire, zersetzende Kritik. Es ich nicht behaupten, daß an Stelle der Ideen und Einrichtungen, gegen die man Sturm u, irgendetwas Neues geboten würde. Wird die Auflehnung verebben, so wie dies der belebung der Poesie vor ein oder zwei Jahrzehnten ergangen ist? Wird die kritische Einng aufgesogen werden, wird das Leben zunehmender materieller Üppigkeit letzten is alle geistige und künstlerische Redlichkeit abtöten? Oder wird die Epoche der Aufng ausmünden in ein völliges Hinwegfegen der alten Formeln, eine Neugeburt des ferischen literarischen Genius?

Amerikanismus in Deutschland

Von Fritz Behn in München

Jeder gute Deutsche (wäre man Engländer, brauchte man nicht „gut" hinzuzusetzen) der längere Zeit außerhalb Europas war — und ich gehöre zu ihnen — wird das heute sch weit verbreitete Urteil über die Massenpsychose des Amerikanismus unterschreiben müssen, er nicht zu den unentwegten Quietisten, Konjunkturkrämern und Ideologen gehört, den alles Auswärtige imponiert, weil es von auswärts kommt, die vor kurzem noch die „russisc Seele" suchten und heute den mißverstandenen Amerikaner kopieren, die aber mit tödlich Sicherheit immer alles Falsche und Schädliche in blinder Selbstzerstörung annehmen. wird dies mit Sorgen und innerem Grimm feststellen, denn es handelt sich nicht nur um d Frage: „Wie sieht es in anderen Ländern aus", sondern „Wie wirken diese Länder a Deutschland und was ist für den Deutschen schädlich?" Und es handelt sich nicht nur u wirtschaftliche Schäden (wie zum Beispiel die Dreihundertmillionen-Anleihe nach Rußland sondern um viel wichtigere, um die seiner Seele. Man höre endlich auf, auch im Leben d Völker Leib und Seele trennen zu wollen, die Seele als kindischen Luxus zu belächeln, sie zu mißhandeln und mißhandeln zu lassen, weil die Wirtschaft das einzig Wichtige s weil die Politik etwas sei, das ohne Seele für sich bestehen könne oder gar müsse. D amerikanische never mind: ein fundamentaler Irrtum; er rächt sich am bittersten je schon an Amerika, an dem mächtigen, reichen Amerika.

Die amerikanische Einwanderungsfrage wird als Ursache und Wirkung viel zu wen beachtet. Vor dem Kriege fand Amerika noch eine nie versiegende Auffüllung durch eur päische Einwanderer und somit eine unerschöpfliche Quelle neuer Kräfte. Heute ist d Einwanderung schon beschränkt. Heute muß Amerika von sich selbst leben, von seinem eigene Blut zehren. Kann es das? Nein! Der Verbrauch von Menschen war schon vor de Kriege so groß, daß schon damals Verfalls-Erscheinungen sichtbar wurden. Heute ist da naturgemäß noch mehr der Fall, da die Blutzufuhr im großen aufgehört hat. Der heutig physische und damit psychische Verfall nimmt erschreckende Folgen an. Ich kenne einsichtig kultivierte Amerikaner deutschen Ursprungs, die voller Entsetzen schon dieses Amerika ab lehnen, die schon nach einem halben Jahr Abwesenheit ihr Land nicht wieder erkannte und schleunigst nach Europa zurückflohen. Das „Antlitz Amerikas" wird eine Grimass

Aber das Wesentliche des Einwanderungsproblems überhaupt ist dies: Man hat ver gessen, daß Amerika nicht das Land der Weißen ist; daß das, was wir Amerika nennen, ein in einen fremden Boden willkürlich verpflanzte bodenfremde Bevölkerung ist, daß ihr eigentliche Heimat Europa ist. Man kann sich wohl einem fremden Boden zeitweilig anpasse (wie wir jetzt nach einigen hundert Jahren im Amerikaner den „Indianertyp" merken), abe was sind diese wenigen Jahre für ein jahrmillionenaltes Land? Wir Mitteleuropäer habe eine vielleicht zweitausendjährige Kultur. Wir sind im eigenen Land, in dem wir entstanden und wir arbeiten noch immer an unseren unfertigen Formen. Und der Amerikaner — nur 200 Jahre angesessen, eingewandert — sollte in einem usurpierten Land, 5000 Meile von seinem Heimatboden entfernt, mit gänzlich veränderten Klima- und Bodenbedingunge die Vollendung sein? Er ist das Gegenteil: Die Vernichtung.

Das ist der innere Widerspruch des Amerikanismus. Und das ist das Wesentliche an de ganzen Frage Amerika. Da jeder Mensch das Ergebnis seines Bodens ist, so stirbt er ab wenn der Boden nicht zu ihm paßt. Paßt er sich ihm an, so geschieht es mit Opfer seine eigentlichen Kraft, seines eigentlichen Wesens, denn die Natur läßt sich nicht betrügen, nich mit allem Geld und aller Macht der Welt. Der Amerikaner ist weder amerikanisch (da ist der Sioux-Indianer), noch ist er europäisch; er ist ein Mischling, physisch und geistig

d darum wird er nie ein eigenes Wesen sein, nie eine eigene Kultur haben und wenn er
h so oft die Entschuldigung des „jungen Landes" zitiert. Im Gegenteil: Er wird sie
ner weniger haben, je weniger er Europäer wird und in dem Lande aufgeht, das nicht
s seine ist.

Die biologischen Momente aber bedingen die geistigen. Es entstehen unwahre Kultur-
riffe, eine krampfhafte Zivilisation, die zur Entartung führt; alles Äußerliche wird
vertrophiert, weil das Innere versagen muß. Reichtum, Wirtschaft, Macht: kaufen kann
Amerikaner alles. Er kann ausnützen, anhäufen. Er häuft alle Errungenschaften der
ilisation, vom Diamanten bis zum elegantesten Auto. Er kauft alles Geistige: Kunst,
eratur, Musik; aber fremde, auf fremdem, europäischem Boden gewachsene Kultur-
er. (Auch seine bildende Kunst ist nur europäische Anleihe in Scheidemünzen. Seine
sik nahm er vom Neger.) Er kann sie verwerten und verwalten kraft seiner noch in ihm
hnenden europäischen Instinkte, aber besitzen kann er sie nicht, denn er ist kein Europäer
hr. Er kann die Naturgesetze noch korrigieren, aufhalten kann er sie nicht. Er verliert
, je mehr der Verfallsprozeß fortschreitet; und die Folge: Es ist die verlorene Seele.
Die Übersteigerung der Pseudo-Kultur dieser eigenen Form von Zivilisation wird sicht-
in der geistigen Verödung. Kein „Lebensstandard" kann darüber hinwegtäuschen und
erlich hat der Amerikaner das atavistische Gefühl: der eigentliche Inhalt des Lebens
t: das ist der seelische Inhalt. Die Leere auffüllen — womit? Wieder mit allem, was
kaufen kann; aber immer fehlt etwas Wichtiges. Man entflieht, man betäubt sich, ein
ßes, gepeinigtes Wettlaufen mit sich selbst, ein unaufhörlicher Versuch sich zu übertönen,
übersteigern. Das ist der circulus vitiosus des Amerikanertums.

nd in der Tat; es dämmert dem Amerikaner heute: Flucht. Zurück in die eigentliche
mat. Die Sehnsucht Amerikas ist heute Europa. Die Steigerung des Chauvinismus
in sicheres Zeichen. Die Monroe Doktrin ist innerlich schon lange überwunden. Das
t sich in der wirtschaftlichen Beteiligung in Europa. Reisegesellschaften überfluten
opa; Paris ist eine Filiale Nordamerikas, wie es bisher die der Südamerikaner war.

nd wir Europäer haben den Amerikanismus. Er imponiert uns, wir übernehmen ihn
willig wie jeder Besiegte stets die Allüren des Siegers übernahm. Der Amerikaner
seine Seele verloren und wir sind im Begriff, es ihm nachzumachen.

ch sprach von Südamerika; dort sind die gleichen Erscheinungen, aber schon älter, wenn
nicht so sichtbar und bekannt, denn augenblicklich ist Südamerika nicht so aktuell wie
damerika. Seine lateinische Rasse ist einige Jahrhunderte älter als die europäische
chung, die wir Nordamerika nennen. Bei ihm sieht man den Verfall deutlicher. Eine
ische Entartung in den alten vornehmen Familien ist erwiesen. Und nur das Volk,
h eine unbeschränkte Einwanderung, besonders von italienischen unverbrauchten
delleuten aufgefrischt, kann sich als sogenannte südamerikanische Rasse erhalten und in
tschaft und Politik wettbewerbsfähig bleiben. In Wahrheit gibt es zum Beispiel keine
ntinier; die wirklichen Einwohner waren Indios, die fast gänzlich ausgerottet sind.
Südamerikaner sind zum großen Teil Mischlinge aus romanischen und Indio-Rassen
doch andern Europäern. Eine autochthone seelische Kultur gibt es in Südamerika nicht.
über kann auch die Fruchtbarkeit und der Reichtum des Landes nicht hinwegtäuschen.
hörte das Land drüben oft von Europäern nennen: „Das Land ohne Seele". Ist
Zufall? Amerika geht zugrunde an seiner Entseelung.

ieses Thema der Kolonisation überhaupt muß ich — wenn auch nur flüchtig — be-
len, da es hierher gehört. Ich tue das, obgleich, ja weil ich mit aller Entschiedenheit für
iche Kolonien eintrete. Mit allen Kolonien aller Erdteile wird es so sein wie mit
rika, die für ihre Aneigner oder Zerstörer der ursprünglichen Bevölkerung und einge-
n jenen Kultur einen dauernden Wohnsitz abgeben sollen. Selbst eine ständige Neuauf-
ng mit unverbrauchten europäischen Kräften kann auf die Dauer (schon der räumlichen
füllung wegen unmöglich) nicht über die Lebenslüge des wesensfremden Bodens hin-

weghelfen. Hört sie auf, wird die neue Bevölkerung entarten. Zu beachten ist auch d wahllose Vermischung aller Nationen und Rassen, deren Übermaß den Keim ihr Ruins in sich trägt. Da diese neue sogenannte amerikanische Rasse im Grunde de fremden Boden widerstrebt, wird sie sich rasch verbrauchen, d. h. sie wird nicht dauer lebensfähig sein und schließlich absterben. Man werfe hier nicht ein, daß sich die Neger Nor amerikas so unheimlich vermehren, daß sie jetzt schon eine Gefahr für die europäisch Amerikaner bedeuten. Denn wenn sie auch kraft ihrer primitiven, unverbrauchten Rasse s vorläufig erhalten, so ist noch nicht bewiesen, daß sie eine höhere Kulturstufe erreich können als die Weißen, und daß sie, falls sie die im europäischen Sinne herrschende Ra würden, bei den erhöhten Lebensanforderungen nicht auch an der Lüge einer falsch ihnen nicht homogenen Zivilisation zugrunde gehen würden.

Neue Erdteile können dem europäischen Menschen nur Nutzen bringen oder ihm kein Schaden zufügen, wenn er sie nur bearbeitet, kultiviert, organisiert, kurz wirtschaftlich nutzb macht, d. h. wenn er seinen Fußpunkt, sein Aktionszentrum im europäischen Heimatla behält. Das ist das Geheimnis englischer Macht und Gesundheit. (Wie lange der Engländ das noch durchhalten wird, ist nur deshalb fraglich, weil die farbigen Rassen im Begri sind, zu erwachen und sich selbständig zu machen; das aber ist eine andere Frage.) D Engländer bewohnt nie in mehreren Generationen dauernd die von ihm kolonisiert Länder. Wo er, wie in Kanada, Australien usw. sich dauernd seßhaft macht, bleibt er ni Engländer; dort macht er „Dominions", d. h. dort entstehen eigene Rassen: die Kanadi Australier usw., die keine Engländer mehr sind und die dasselbe Schicksal haben werd wie die Nordamerikaner, die sich ursprünglich aus der angelsächsischen Rasse rekrutierte ihre Entartung. Seine Hauptgesetze sind daher: Nichtvermischung mit Eingeborene dauernde Ablösung der Beamten, Farmer, Soldaten in die Heimat; Vermeidung d Geburten englischer Bürger im Auslande durch Heimreisezwang der Mütter zur Nied kunft nach England. Alles in allem: ein fortwährender Wechsel zwischen den verschieden Kolonien und immer schließliche Heimkehr ins Mutterland. Der Engländer bleibt großen und ganzen dank seiner Einsicht das Ergebnis dreier starker Rassen, und das ble seine Stärke und das Geheimnis seiner Macht. Da der Engländer für uns Europäer d Prototyp des praktisch veranlagten, in Wirklichkeiten denkenden und zugleich kultiviert Europäers ist, dem eine jahrhundertlange Erfahrung zur Seite steht, so müßten sei Methoden zu denken geben. Daher hat er sich bisher in jahrhundertlanger Herrschaft üb die Welt erhalten und vermehrt. Daher hat er seine englische Seele bewahrt und daher wi er seine Macht verlieren und ist — wie wir lesen — wohl schon im Begriff sie zu verliere wenn sich seine Jugend weiter seelisch nach Amerika richtet.

Uns Deutschen kann das Ausland nur insofern wichtig sein, als es uns nützt oder schad Wenn wir von Amerika Geld leihen, so tun wir es, weil wir es brauchen, und wir bezahl es mit den Zinsen unserer Fronarbeit. Amerika leiht es uns, weil es Geschäfte mit u macht. So schuldet keiner dem anderen Dank oder Vorwürfe. Wir müssen aber auch d klare Stellung nehmen, wo wir Gefahr für unser Land sehen; das wird Amerika n seinem unbelasteten Geschäftssinn am ersten würdigen und verstehen. Das machen auch a anderen Völker. Wir aber sollten uns nicht immer nur vor dem Ausland entschuldigen u verbeugen. Das tun die anderen Völker mit uns auch nicht, selbst nicht, wenn sie uns unserer Wehrlosigkeit mißhandeln. Es gibt Wichtigeres als Geschäfte. Das wissen die best Deutschen besser als alle anderen Völker. Und das ist das Geheimnis unserer Kraft, das u selbst aus den wirtschaftlich und politisch schlimmsten Lagen noch immer befreit hat: d ist die deutsche Seele. Das wissen aber auch unsere inneren und äußeren Feinde, wenn versuchen, sie zu verderben. Darum wollen wir aufhören mit dem Unsinn der Ameri Anbeterei, mit dem Selbstmord des falschen Amerikanismus in unserem Lande. Das woll wir all den internationalen Zivilisations-Snobs und Geschäftsmachern sagen, vor alle aber unserer Jugend: Amerika ist uns kein Beispiel, sondern Warnung.

Tagebuch

Zur Jahrhundertfeier des eutschen Archäologischen Instituts

Nutige Männer haben vor hundert Jahren den Grund zu dem Instituto di corrispondenza archeologica gelegt, das sich im nne seiner Gründer von Rom aus über die ze gebildete Welt verbreiten sollte und von m und nach Rom alle Nachrichten bringen te, die einen Altertumsfreund in seinen udien fördern könnten. Im Sinne seiner ünder, eines Karl Josias von Bunsen, eines uard Gerhard, August Kestner, Carlo Fea, mes Millingen, des Duc de Blacas und des c de Luynes, Thorwaldsens, um nur die htigsten zu nennen, sollte die Gesellschaft Italien wie in Deutschland, in England wie Frankreich festen Fuß fassen und unter einer ntraldirektion, der Angehörige dieser Länder traten, eine reiche internationale Tätigkeit falten. Neben kurzen Berichten sollten ßere Abhandlungen, des Gegenstandes rdige Veröffentlichungen herausgegeben wer-. Aber so tätigen Anteil die Gründer auch wissenschaftlichen Leben nahmen, so freiig auch vor allem der Duc de Luynes seine hen geistigen wie materiellen Mittel zur fügung stellte, die internationale Zumenarbeit wollte nicht gedeihen: England d zuerst aus, dann, nach unerfreulichen pfen, Frankreich; nur bei Deutschland Italien kam es zu einer nur durch den ltkrieg und seine Folgen unterbrochenen ammenarbeit. Viele Jahrzehnte blieb das lienische die offizielle Sprache des Instituts Schriften wie in Vorträgen.

er nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. Preußen hatte als Kronprinz das Protekt über das Institut übernommen, mit Gers Übersiedlung nach Berlin war der werpunkt der wissenschaftlichen Leitung Rom nach Berlin verlegt, 1859 wurde ußens Hauptstadt der Sitz der Zentralktion, trat an Stelle der bisherigen privaten erstützung die Pflege des Königsreiches ußens. Das Institut sollte den Nachwuchs Archäologen nicht nur für die Forscherkeit, sondern auch für die Museumskeit heranbilden. Conze und Michaelis n als erste „Stipendiaten" in den Süden, zwei Männer, deren Namen immerdar nicht nur mit der Geschichte unserer Wissenschaft, sondern auch mit der des Instituts verbunden bleiben wird. Denn als 1886 das römische Institut, das ebenso wie die Athenische Zweiganstalt seit Mitte der Siebziger Jahre vom Reich übernommen und mit verhältnismäßig reichen Mitteln ausgestattet war, zu einem nationalen Deutschen Institut umgebildet wurde und eine von Bismarck stark beeinflußte Neuorganisation erfuhr, da trat Alexander Conze als erster Generalsekretar an die Spitze des Instituts. Ihm ist es, neben Mommsen, der durch die Arbeiten des Corpus Inscriptionum Latinarum seit langem mit dem Institut verbunden war, und Georg Loeschcke, dem unermüdlichen Herold römisch-germanischer Forschung, zu danken, daß im Jahre 1901, unter lebhafter Anteilnahme des Kaisers, dem Institut eine römisch-germanische Zweiganstalt mit dem Sitz in Frankfurt am Main angegliedert wurde. Der Weltkrieg drohte den stolzen Bau des Instituts bis in seine Grundfesten zu erschüttern, jahrelang war insbesondere das Römische Institut obdachlos, bis die jetzige italienische Regierung sich auf ihre Ehrenpflicht, nicht nur der deutschen Wissenschaft gegenüber, besann und die Hand zum Wiederaufbau des Instituts bot. Zur Jahrhundertfeier hat dann die Stadt Rom, ebenso wie die griechische Regierung, ein Grundstück geschenkt, auf dem hoffentlich trotz der Dawestribute bald der so notwendige Neubau wird errichtet werden können.

Ich sprach von einer Ehrenpflicht nicht nur der deutschen Wissenschaft gegenüber: in vorbildlicher Weise hat von jeher das Institut sich in den Dienst der gesamten Altertumswissenschaft gestellt, Gelehrten aller Nationen seine Tore geöffnet. Auf der selbstlosen Zusammenarbeit der einheimischen Gelehrten mit den deutschen Instituten beruht der Segen der Arbeit für beide Teile, in Griechenland wie in Rom. Mit wenigen Ausnahmen ist diese Zusammenarbeit von beiden Seiten, in Rom wie in Athen, gefördert worden, und die Schriften des Instituts, die periodisch erscheinenden wie die großen Serien- und die Sonderveröffentlichungen legen davon rühmliches Zeugnis ab. Deutlich kam dies Gefühl auch bei dem Jahrhundertfest des Instituts im April

dieses Jahres in Berlin zum Ausdruck: Gelehrte aus aller Herren Länder, Vertreter fast aller ausländischen wissenschaftlichen Körperschaften nahmen teil: daß die französische Akademie als solche fehlte, kann ich, solange französische Truppen am Rhein und der Saar stehen, nur als angemessen empfinden. Der französische Botschafter, der in der Eröffnungssitzung im Deutschen Reichstag die Glückwünsche seiner Regierung und der französischen Wissenschaft darbrachte, schien mir das Verlegene seines Auftrags ebenso deutlich zu empfinden wie Maurice de Bunsen, der als ältestes Familienmitglied der Familie des Stifters den Dank der Familie und die Glückwünsche der Kgl. Britischen Regierung und der englischen wissenschaftlichen Institute aussprach. Er mochte, wie er so stockend sprach, von der Erinnerung überwältigt werden an jenen schwarzen Tag des Jahres 1914, da er, der Enkel eines deutschen Gesandten, Österreich den Krieg erklärte. Die zahlreiche Teilnahme englischer hervorragender Fachgenossen und das herzliche Einvernehmen mit ihnen in den Sitzungen wie im geselligen Verkehr bewiesen, daß Herrn von Bunsens Grüße den Institutionen, für die zu sprechen ihn das Schicksal berufen hatte, von aufrichtigem Herzen kamen. Nicht unbemerkt aber soll bleiben, daß Herr von Bunsen, als er zu dem Platz hinaufstieg, von dem er seine Ansprache halten sollte, gerade dem französischen Botschafter einen Gruß zuwinkte.

Seine Majestät der König von Italien hatte den Prinzen Ferdinand von Savoyen und Genua in besonderer Mission entsandt; der Prinz wiederholte seine italienische Ansprache auf deutsch, und der Vertreter der Regierung Mussolinis, der Generaldirektor der schönen Künste, Commendatore Paribeni, sprach ausschließlich deutsch. Diese „Gentilezza", zweifelsohne der Ausdruck der Gesinnung mindestens der großen Mehrzahl unserer italienischen Fachgenossen, soll unvergessen bleiben.

Von dem reichen wissenschaftlichen Ertrag der Sitzungen kann hier nicht geredet werden: es war der Organisationskraft des jetzigen Vorsitzenden des Deutschen Archäologischen Instituts, Dr. Rodenwaldt, gelungen, einen fast lückenlosen Überblick über die Ausgrabungstätigkeit aller Nationen von der Vorgeschichte bis zum Ausgang des Altertums durch die besten Kenner zu erreichen. Die Fülle des Gebotenen nötigte zur Teilung in vier Sektionen, deren Darbietungen meist zusammenfielen. Mit besonderer Genugtuung darf der Verfasser darauf hinweisen, daß zum ersten Mal Asien und Afrika ebenbürtig neben die klas schen Länder und die Vorgeschichte getret sind, was künftig in den beiden neuen A teilungen des Instituts, der ägyptischen n Professor Junker an der Spitze und der Anst in Konstantinopel, der Prof. Schede vorste zum Ausdruck kommt. Damit ist eine lan jährige Forderung des Verfassers erfüllt.

Ein Wort noch über die Feier im neu Pergamonmuseum, das seine Pforten d Gästen des Instituts huldigend auf weni Stunden öffnete: der Gesamteindruck des Fr ses und der in altem Glanz und voller Hö wieder aufgebauten Architekturen, vor alle des Stadttores von Milet, war so günstig, d die englischen Fachgenossen, die sich für d Parthenon bald vor ähnliche Aufgaben g stellt sehen, die Entsendung einer Kommissi zum Studium der Berliner Bauten beantra haben, die trotz aller Not durchgeführt werde mußten, um Arbeitslose zu beschäftigen u zu verhindern, daß schon vor dem Kriege B gonnenes einem sicheren Verfall entgege ging. Auch wo unter den Festgästen sich Krit regte — und sie hat zum Glück nicht gefehlt — betraf sie Einzelheiten, wie die Färbung u Gestaltung der Wände im Hauptsaal, Ding die bei dem unfertigen Zustand des Ganze noch sehr wohl abgeändert werden könne So darf die Generalverwaltung der Muse wie die Zentraldirektion des Instituts, m größter Befriedigung auf die Jahrhunder feier zurückblicken und sich der berechtigte Hoffnung hingeben, daß beide, um an ei Wort Ulrich v. Wilamowitzens, dessen eh würdige Gestalt bei den Feiern ob allem Vo hervorragte als Zeuge großer Vergangenhei zu erinnern, gemeinsam das heilige Feuer de Altertumswissenschaft pflegen werden z Deutschlands Ruhm und zur Wiedererweckun seiner nationalen Kräfte.

Oberaudorf a. Inn.

Friedrich Wilhelm Freiherr v. Bissing

Zu unserem Heft Flandern

werden wir auf einen Beleg dafür aufmerksam gemacht, mit welchem Unverständnis man i Deutschland bisher dem flämischen Volk gegen über stand: Im vierbändigen Brockhaus wird der große Flame Cesar Franck (1822—1890) al „französischer Komponist" bezeichnet.

Drei Künstlergenerationen Haider

Ein paar Worte zur graphischen Ausstellung der Haider — Vater, Sohn, Enkel — in der Neuen Pinakothek. Der Kampf um die Eigenstaatlichkeit und damit um Eigenständigkeit Bayerns tobt: da, sollte man meinen, müßten die Räume Tag für Tag überfüllt sein, die uns das künstlerische Wirken eines urbayerischen Geschlechtes durch drei Menschenalter hindurch vor Augen bringen. Denn Heimatkünstler sind die Haider in allen Generationen, freilich Heimatkünstler nicht im Sinne einer kümmerlichen Verliebtheit ins Gegenständliche, sondern der Heimat in der Weise angehörig wie der Baum, der aus der Erde mit den Wurzeln die Kraft saugt, um die Krone im Himmel zu heben.

Da ist der Vater Max, Jäger dem Beruf nach, ganz erdgebunden noch in seiner Kunst, natur- und volkverwachsen: kräftige Skizzen von Tieren und Menschen, mit sicherm Erfassen des Eigentümlichen gegeben, oft mit echt bayrisch derbem Humor angeschaut, oft im Zeitgeschmack der Romantik grotesk phantastisch. Das Blatt mit den vielen Hirschen in verschiedenen Stellungen der stolzen Geweihträger zeigt es, die köstlichen jungen Füchse in ihrer naiven Verschmitztheit, Treiber und Jäger im Gewühl des Aufbrechens, der Futterplatz wilder Sauen, der das Leben der Sippschaft in Familienglück und Ehehader bis zum wildvollen Reiben des hintern Rückenteiles am Zaune erfaßt. Die übermütig grausige „Wilde Jagd", in der sich, was im Wald Gespenst, zu Spukgestalten verzerrt, während sich in den Lüften das Gespensterheer austobt.

Ergreifend wirkt es gleich daneben an den Arbeiten Karl Haiders zu sehen, wie das Feuer der naturwüchsigen Begabung, das der Vater ihm weitergibt, in der Hand des Sohnes zur goldenen Flamme geistigeren Lebens aufloht. Aus dem schlichtesten Gegenstand schon, den er festhält, spricht eine höhere Art des Sehens. „Die Läufe der Hirschkuh" sind nicht bloß von dem Auge eines Sachkundigen äußerlich scharf erfaßt, sondern überall in ihrem innersten Wesen als Glieder des Lebens ergriffen und in ihrer kühlen, sehnigen Schlankheit mit jenem „imperativen Anteil des Gemütes" dargestellt, den Pauly in den Werken des Freundes vor allem schätzte. Und wie erschütternd wirkt sich dieser Anteil aus beim „Kopf einer toten Hirschkuh"! Da liegt das Tier, naturwahr bis in den fraulichen Charakter der Züge festgehalten, und dabei kündet es, von der stillen Feierlichkeit des Todes umwittert, im Ausatmen von der Seele, die es besessen. Das aber ist nicht mit dem Verstandeswillen poetisch idealisierend hineingetragen, sondern in strenger Realistik erspürt, indem das Gefühl bis dahin hinabdrang, wo das Ahnen allein den Schleier des Unfaßbaren zu lüften vermag. Klares ruhevolles Aufnehmen der Wirklichkeit, vermählt mit dem Empfinden des Gegenstandes aus der eigenen Seele heraus, das ist's, was das bloße Sehen des Fachmenschen zum Schauen des Künstlers auch bei seinen Menschendarstellungen erhebt und ihnen eigene Wärme und Innigkeit gibt, die damit — ich kann mir die Ketzerei nicht ersparen — über Leibls monumentale Art noch hinausführt. Man sehe sich daraufhin Haiders Gebirgler, seine Bauern, seine Näherinnen an bis zum wundervollen Kopf, der in der „Entsagung" wiederkehrt, bis zu der Zeichnung, die seine Mutter auf dem letzten Lager zeigt — Mühen und Sorgen eines langen Lebens vom Tode zum Abbilde herber Größe in den Zügen herausgemeißelt: es ist vollbracht! Nicht anders in seinen Landschaften: von den ersten Skizzen an ist es die Seele des Künstlers, die mitspricht. Aber während er anfangs mit überkommenen Mitteln arbeitet, tritt die „imperative Anteilnahme des Gemütes" allmählich stärker hervor und schafft sich endlich eine eigene Sprache, für die dann die Erscheinung selber nicht mehr Endzweck bleibt, sondern ihrerseits nur das Mittel wird, vom innern Wesen der Dinge zu künden. Oder wie der Sohn Ernst von ihm sagt: „Kunst war ihm die Erhebung zum Gesetz!" Zum Gesetz, d. h. beileibe nicht zur begrifflich erfaßten Abstraktion, zur alleinseligmachenden Formel, sondern zum lebendigen Erfühlen der schaffenden Urkraft in den Dingen. Dieses Buch des Sohnes über den Vater ist es, worauf ich hierbei nachdrücklich hinweisen möchte: „Karl Haider, Leben und Werk eines süddeutschen Malers" (Verlag Dr. Filser, Augsburg). Es enthält nicht nur als einziges, neben der vergriffenen Kunstwartmappe, eine große Anzahl von vorzüglichen Reproduktionen nach den bedeutsamsten Werken des Meisters, es bringt auch einiges vom Großvater Max und als Schlußstein Ernst Haiders Zeichnung des Vaters in den letzten Tagen qualvollen Krankseins: seherhaft über Schmerz und Schwäche hinaus blickt der Sterbende mit der Gedankenwucht des Lebenskämpfers im Auge dem Tod ins Gesicht. Aber auch eine schöne Darstellung durchs Wort bringt das Buch: eine Darstellung der Persönlichkeit des Künstlers

und des Menschen Karl Haider in Liebe und Ehrfurcht, aber eben darum auch in Wahrhaftigkeit, wie sie kein anderer als der Sohn hätte geben können, und die daher auch mehr Seelen, jungen und alten, das Wesen des Vaters näher bringen wird, als es rein wissenschaftliche Arbeiten jemals vermöchten.

Von den Enkeln kann dem Älteren, Hubert, die graphische Ausstellung nicht gerecht werden, wenn auch der künstlerisch skizzierte Kopf des Malers Kuithan z. B. von Können zeugt: sein Bestes liegt vielmehr auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei, wo er den Spuren des Vaters pietätvoll und mit besonderer Innigkeit folgt.

Von dem Schaffen des Jüngeren, Ernst, dagegen gibt auch diese beschränkte Ausstellung schon ein lebensvolles Bild. Hier handelt es sich nicht mehr darum, das Lebenswerk eines andern liebevoll weiterzuführen und auszubauen. Gewiß, es ist ein Grundgefühl in den Radierungen nach oberbayerischen Landschaften, das an das Wesen des Vaters verwandtschaftlich anklingt; auch aus der Murnauer Landschaft mit ihrer in allen Formen und Tönen durchgefühlten Weite und aus dem drohend düstern Bondascatal-Bilde spricht es. Und doch ist auch wieder etwas anderes darin, was sich auf den ersten Anblick als selbständig empfinden und sich nicht aus der Verschiedenheit der Zeiten allein erklären läßt, in denen Vater und Sohn schaffen. Flüssiger ist es beim Sohne, lebhafter, die Sprödigkeit ist nicht zu merken, zu der des Vaters strenges Schauen in schwächeren Stunden leicht erstarrte. Das Handwerkliche erscheint leichter gemeistert, und darüber hinaus zeigt sich auch in der Zielsetzung eine Abweichung eigener Art: das Streben nach technischer und geistiger Vereinfachung, nach größter Wirkung mit sparsamsten Mitteln. An den Bildnissen kann man diese Entwicklung verfolgen, von dem fleißig ausgeführten Kopfe Oberländers mit den gütig klugen Eulenaugen an bis zum sicher gemeisterten Porträt des Rezitators Sedlmayr. In Zeichnungen wie der säugenden Mutter gibt es sich kund, wo das triebhaft Naturmäßige mit dem menschlich Beseelten wundervoll zusammenklingt. Und in den Aktstudien, die auf neue Wege des Künstlers zu weisen scheinen, regt es sich. Kurz, die Haider leben noch kräftig — mögen sie auch in den Herzen ihrer Volksgenossen immer lebendiger wirken.

München. Leopold Weber.

Zur bayerischen Geschichte

Die bayerische Geschichte ist in kna Jahresfrist durch zwei wertvolle nach lassene Werke bereichert worden, deren Nam allein für den Kundigen jedes Lob unnö machen. Ein halbes Jahr nach dem Tod S mund von Riezlers erschien die 2. Auflage ersten Bandes seiner berühmten „Geschic Baierns" (Stuttgart-Berlin, Fr. A. Perth 1927), ein halbes Jahr nach dem Tode Mich Doeberls die 3. Auflage des zweiten Ban seiner ausgezeichneten „Entwicklungsgeschic Bayerns" (München, R. Oldenbourg, 192 Die erste Auflage des Riezlerschen Bandes 1876 erschienen — der Grundstein für die ga bayerische Landesgeschichtsschreibung auf hi risch-kritischem Boden; die Neubearbeitung, zwei stattliche Halbbände angewachsen, ist d halb in vielen Strecken so gut wie ein neues B geworden, ein ergreifendes ritornar al seg mit dem der dreiundachtzigjährige Gelehrte unermüdeter Treue sein Lebenswerk für bayerische Heimat beschloß. Auch die neue A lage des Doeberlschen Bandes, gleichfalls Vermächtnis lebenslanger Heimatliebe u Treue, ist Seite für Seite nach dem neue Stand der Forschung überarbeitet; insbesond die Darstellung der Montgelasschen Periode auch hier aus umfassenden archivalischen S dien zum großen Teil völlig neugestaltet. Ri lers Werk ist das grundlegende, monumentaler, lehrter — „in seiner Gesamterscheinung", Hermann Oncken in einem schönen Geleitw sagt, „trotz seiner stammesgeschichtlichen u landschaftlichen Begrenzung doch eine der dur geführtesten, aus den Quellen selbst heraus arbeiteten Darstellungen deutscher Geschich die wir besitzen"; es wird noch auf Generation die unentbehrliche Grundlage für jede wiss schaftliche Forschung in der bayerischen Geschic bilden. Der Vorzug von Doeberls Werk liegt ni zuletzt in seiner knappen, energischen, übersic lichen Zusammenfassung, seiner praktisch Brauchbarkeit (die in der 3. Auflage von Max Spindler noch durch ein dankenswertes gister erhöht wurde); es wird gleichfalls auf la hin, vor allem für Lehrer und Studierende, entbehrlich bleiben. Wir wissen keinen ande deutschen Staat, der in den letzten Menschenaltern ein gleichwertiges, großes, für zwölf Jahrhunderte grundlegendes Geschichtswerk, eine gleichwertige handbuchartige Darstellu besäße. Man darf daran erinnern, daß bayerische Staat im 19. Jahrhundert auch das bedeutendste territoriale Staatsrecht (Max v. Seydel), eine vorbildliche volkskundli

rstellung seines gesamten Bereichs (in der varia) und ein einzigartiges mundartliches ikon (von Andreas Schmeller) hervorgebracht , dazu die erste große gesamtdeutsche Orisation zur Erforschung der neueren deutschen schichte, um auch hier einen Begriff zu gennen, was die einzelstaatlichen Mittelpunkte die deutsche Kultur und Bildung bedeuten.

K. A. v. M.

ierhundert Jahre rheinischer Presse

nter diesem Titel bringt die „Internationale Presse-Ausstellung Köln 1928" eine Mappe Privatdruck heraus, die 52 Stücke alter Einttdrucke, Zeitschriften- und Zeitungsnumrn in naturgetreuer Nachbildung enthält. r Sammlung ist ein lesenswertes Geleitwort t Prof. Dr. Karl D'Ester-München beigeen[1]). Die dargebotenen Drucke vermitteln ein lebensfrisches Bild geistiger Regsamkeit zu den Seiten des Rheinstromes aus alter Zeit. y zinger historicae continuatio" von 1588 leitet r am Rhein und in Deutschland überhaupt Beginn der periodischen Veröffentlichungen . „Der die Welt beleuchtende Cöllnische ogenes" des Satirikers Heinrich Lindenborn kt mit seinem kritischen Laternenlicht über großen und kleinen Schwächen der Zeit h 1740; Frau la Roche, die Freundin Wieds, sorgt mit der „Pomona" (1784) für Auflung und Aufheiterung der Frauenwelt; die nner „Literarischen Ephemeriden" vertreten in jener Zeit so zahlreichen Organe für Gete, und die schöngeistige Zeitschrift „Iris" eitet uns in den Goethe-Kreis. Dazwischen nzeichnen einzelne Zeitungsblätter die Art eigentlichen Nachrichtenvermittlung und en Zeugnis davon, wie Köln als Zentralkt im Weltverkehr eine beherrschende Stelg einnahm. Es ist deshalb auch nicht verderlich, daß gerade am Rhein die Faßmannn „Totengespräche" durch Moritz Flavius Tondern ihre „fröhliche Urständ" feierten in zu Neuwied vom Jahre 1786 an erscheiden „Politischen Gesprächen der Todten". finden das berühmte Kampfblatt des wortaltigen Görres in seiner ersten Nummer, „Rheinischen Merkur", neben den verschieen Veröffentlichungen in französischer Sprahaus der Zeit des Korsen und der französischen olution. Frühe Nummern der „Kölnischen Zeitung" und des Vorläufers der „Kölnischen Volkszeitung" führen zu den Erzeugnissen des modernen Zeitungswesens. Das prächtige Erinnerungswerk hat bei seiner geringen Auflage, neben seinem geschichtlichen auch einen besonderen bibliophilen Wert.

Berlin. Ernst Drahn.

[1]) Faksimile-Publikationen Rheinischer Drucke. Vierhundert Jahre Rheinischer Presse. n: G. D. Baedeker-Verlag, 1928.

Eine Droste-Novelle

Die Leser der S.M. kennen Hulda Eggart aus ihren Studien über das Leben und Schaffen Annette von Droste-Hülshoffs und namentlich auch über deren viel umstrittenes Verhältnis zu Levin Schücking. Aus diesen Veröffentlichungen hat man ersehen, wie merkwürdig viel in diesem Leben noch ungeklärt ist und besonders wie offen und strittig die Nachlaßfrage ist. Im vorliegenden Büchlein[1]) gibt Hulda Eggart eine willkommene und höchst interessante Ergänzung zu ihren Droste-Studien: die aus Schückings Roman „Die Heiligen und die Ritter" herausgelöste Novelle „Gerwin und Ludmilla", in die er „sein Erleben, sein Sehnen und Fürchten, alles Glück und alle Not der Rüschhauser-Meersburger Tage hineingeheimnist", mit der er sich vielleicht sogar endgültig von dem mehrfach in seinen Schriften aufgetauchten Droste-Problem losschreiben hat wollen. In Gerwin und Ludmilla dürfen wir ein Spiegelbild Schückings und Annette von Drostes erblicken, nicht nur ihrer Personen, sondern, was fesselnder ist, ihrer inneren Kämpfe in bezug auf Religion, Lebens- und Weltanschauung. Nur den Ausgang seines Verhältnisses zur Droste wollte Schücking nicht in seine Novelle herübernehmen: er bog ihn um zu einem versöhnenden und guten.

Von den 88 Seiten des Buches nimmt die vortreffliche, nach allen Richtungen orientierende Einführung der Herausgeberin allein schon 22 Seiten ein. Vielleicht trägt diese neueste Veröffentlichung Hulda Eggarts dazu bei, nicht nur das Interesse für die Schriften Levin Schückings wieder aufleben zu lassen, sondern auch das für die vielleicht größte deutsche Dichterin Droste-Hülshoff. Nicht umsonst klagen unsere Buchhändler, daß in unserer Zeit des Sports, des Radios und Kinos die Nachfrage nach den Klassikern erschreckend nachgelassen habe. Vielleicht darf ich aber bei dieser Gelegenheit

[1]) Levin Schücking: Gerwin und Ludmilla, eine Droste-Novelle, herausgegeben von Hulda Eggart. München 1929, Georg D. W. Callwey Verlag.

meiner Meinung Ausdruck geben, daß daran zum Teil auch unsere Buchhändler selbst schuld sind. Man sehe sich deren Auslagefenster an! Sie enthalten nur das Allerneueste, und gleich in Dutzenden von Exemplaren desselben Buches. Ein Buch, dessen Erscheinen ein oder mehrere Jahre zurückliegt, sieht man selten, Klassikerausgaben, die ja nun meist so billig geworden sind, schon gar nicht. Annette von Droste-Hülshoff ist keine moderne Dichterin, denn ihr Lebenswerk ist über jede Mode hinaus, hat Ewigkeitswerte, und soweit hat sie gerade auch unserer Zeit viel zu sagen.

München. Alfred von Mensi.

Der Dichter unseres neuen Romans

Die Anfänge des Münchner Dichters Gottfried Kölwel (geb. am 16. Oktober 1889 in Beratzhausen) reichen in die erste Zeit des Expressionismus zurück. Der Stilzwang dieser künstlerischen Revolution war stärker als man gemeinhin annimmt, und daher die Wahl lyrisch-hymnischer Formen nicht nur die natürliche Äußerung des jungen Menschen, sondern gewissermaßen auch eine Forderung der Zeit. Aber schon der Erstling „Gesänge gegen den Tod" (1914) läßt durch die rhetorisch-programmatisch-lebensphilosophischen Formen immer wieder Äußerungen des Naturhaften bis zum schlichten Liede durchbrechen, und dann bringt Werk um Werk Kölwels zunächst weniger eine Fortentwicklung als eine Vertiefung und Ausweitung seines künstlerischen Könnens, das von den Kräften des Volkes getragen auch bewußt das Volk zum Ziele hat. In dem Prosabändchen „Die frühe Landschaft" (1917), dem neuen Gedichtband „Erhebung" (1918) und vor allem der Sammlung meist komischer Geschichten aus dem bayerischen Nordgau „Bertolzhausen" (1925) erwies sich mehr und mehr, daß hier ein wirklicher Volksdichter am Werke war von der einfachen, bildenden Kraft eines Hebel, eines Wilhelm Schäfer, die nicht zufällig auch der erzählerischen Form Kölwels, mit ihrer Hinneigung zur Anekdote, wesentliche Anregungen gegeben haben. „Bertolzhausen" ist heute in einer großangelegten Trilogie „Volk auf alter Erde" (G. Müller, München 1929) aufgegangen. Dem kürzlich erschienenen ersten Band komischer Geschichten aus Fuchshofen, Bertolzhausen und Schrottstadt soll ein zweiter folgen, der vor allem die tragischen Seiten des Volkslebens zu schildern hat, während der dritte Band der Großstadt vorbehalten bleibt. Dieser dritte Band wird auch in anderem Sinne die Krönung des Gesamtwerks bilden, das in organischen Schichtung völkischen Lebens Dorf, Marktflecken, Kreisstadt und Hauptst eine künstlerisch geformte Stammespsychol darstellt, wie sie kaum ein anderer deutsc Volksstamm besitzt. Auf neuen und doch wie auch den alten Wegen von Natur-, Hein und Volksgefühl zeigt sich der Dichter in sein neuen Roman „Der vertriebene Pan" dessen Abdruck „Der deutsche Erzähler" in sem Heft beginnt. A. H

Träumt man vom Krieg?

Kürzlich sagte uns ein Arzt, der den gan Krieg an der Front mitgemacht hat, träume, wenn er aufregend träume, immer v von der Schlußprüfung im Gymnasium merkwürdigerweise nie vom Krieg. Und er h auch von allen Bekannten, die wie er die gr ten Erschütterungen ihres Lebens im Krieg habt haben, daß sie nie vom Krieg träum Ein Berufsoffizier sagt uns das gleiche. festzustellen, ob die Träume von der Sch mit dem jugendlichen Alter zusammenhäng in dem man diese Eindrücke aufgenommen haben wir den jüngsten uns bekannten Krie teilnehmer gefragt. Er erinnert sich aus letzten Jahren nur eines Traums vom Kri glaubt aber, daß er durch vorausgegang Gespräche über den Krieg angeregt w Mit seinem eigenen Erleben hängen in dies Traum zusammen die Granateinschläge, de Krachen er deutlich träumte. Er entsi sich eines einzigen bedeutungsvollen Traum über den Krieg, und auch der ist vermut mehr durch vorausgegangene Tagesgedan und einen Vortrag des englischen Profes Gooch über die Vorgeschichte des Krieges geregt worden. „Ich fühlte die heftigste E täuschung und Verzweiflung, als ich dar träumte, welche Unsumme von Mißverständ und Verdacht sich zwischen Völkern anhäu muß, um das Ausbrechen eines Krieges üb haupt möglich zu machen. Als sich mir da noch die Überzeugung aufzwang, daß di Entfremdung der Völker bedingt ist du das notwendige und allein kulturschaffen Heraustreiben der eigenen Art — da wur ich plötzlich von einem hemmungslosen Weir erschüttert, das lange und wohltuend du mich hindurchging. Dann wachte ich auf u fühlte mich befreit durch die Erkenntnis, d Krieg und Frieden zwei Formen einer N wendigkeit sind."

Der deutsche Erzähler

Der vertriebene Pan

Roman von Gottfried Kölwel

1.

Es ging schon tief dem Herbst zu, und die Öfen wurden bereits leicht geheizt; doppelte Fenster und meist geschlossene Türen hielten den Wind ab. Die Sonne war recht scheu geworden, und was an Vögeln noch umherflog, waren höchstens noch Raben und Krähen oder auch etliche Rotkehlchen und Emmerlinge. Wie dunkle Flocken glitt das niedere Getier dann und wann in den Straßen nieder, und man fühlte, daß auch die Schneeflocken des nahen Winters nicht allzulange mehr auf sich warten lassen werden. Diese Ahnung einer großen weißen Stille durchzitterte bald immer mehr die Luft, und der Rauch der Hütten und Häuser kroch manchmal ganz niedrig an den Dachkanten dahin als wolle selbst das Schattenhafte und Lautlose sich in Obhut, die nahe Stille nicht zu stören.

In diesen Tagen, wider Erwarten, aber geschah etwas, das die schon immer mehr sich bergende Stille des Dorfes mit einem Mal in eine fast ameisenhafte Unruhe verwandelte. Fenster und Türen gingen auf, überall erschienen neugierige Gesichter, und es dauerte nicht lange, da machte sich alles, von den hurtigen Kindern an bis zu den humpelnden Greisen, auf den Weg zum Bahnhof. Die breite, zwischen uralten, verkrüppelten Bäumen dahin laufende Straße hatte seit dem letzten Brande drüben im Nachbardorf, das eine gute halbe Stunde hinter dem Bahnhof lag, nicht mehr soviel Schritte und Tritte verspürt wie heute. Wirklich es brannte nicht, und man brauchte sich nicht in aufgeregter Hast um Spritzen und Feuerde zu kümmern. Still und behaglich wie an einem Sonntag konnte man gehen, denn heute gab es ja nichts zu tun als zu schauen, etwas rundum zu beschauen, was man noch nicht erlebt und gesehen hatte.

Also nämlich der Schienenstrang, das eiserne Band der Erde, das auch das stille Dorf noch mit der bewegten Welt verknüpft hält, am kleinen niedrigen Bahnhof vorbeikommt, um dann da aus durch die weite ebene Landschaft unbegrenzt weiter zu ziehen, war vom Zuge ein Wagen abgekoppelt worden und stand nun, wie ein verlorenes Stück, auf den blanken Eisenschienen. Es war ein ganz gewöhnlicher flacher Güterwagen mit sechs festen Rädern, wie man solche zu Hunderten und Tausenden sehen kann, wenn sie das Holz der Wälder in langen Stämmen durch das Land schleppen. Aber was befand sich heute darauf! Kaum zu glauben. Ein vollständiges, fertiges Haus mit einem Dach, Fenstern und Türen. Alles wie aus braungestrichenem Holz, die Läden grün, und die Türe zeigte ein eingeschnittenes Herz, das gleichfalls grün gestrichen war. Über den grauen Schindeln des Daches ragte ein kleiner Kamin aus Blech. Er war sehr verrostet und rauchte. Offenbar wurde also im Innern gekocht.

Da sah man denn an den kleinen Fenstern auch schon einen Mann und eine Frau. Sie beugten sich etwas heraus und schienen mit den Bahnbeamten zu verhandeln. Der Mann, vielleicht zwischen vierzig und fünfzig, war von untersetzter Figur, dagegen schien sein Weib recht auffallend klein zu sein. Vielleicht mochte es auch nur so scheinen, weil er eine Brille

trug, die überaus breite, blendende Reflexe warf. Das Gesicht der Frau hingegen kon
man überhaupt nicht sehen; denn sie hatte einen dichten schwarzen Schal über den K
gebunden und sich dahinter ganz vermummt.

Nur die grauen und schwarzen Katzen gewahrte man deutlich, die ihr auf den Schult
saßen, an ihr auf und ab kletterten, als wohnten sie auf ihrem dichtvermummten Le
Als die dörflichen Zuschauer nun auch noch einige Kaninchen erblickten, die offenbar
einen Tisch gehüpft waren, auch zum Fenster heraussahen und mit der schwarzverhüll
Frau ebenfalls so vertraut waren wie die Katzen, ja, als man bemerkte, daß die Tiere un
sich in ungeahnter Vertraulichkeit durcheinanderliefen, da wurde die Neugierde und
Erstaunen immer größer. „Hört, nun kräht auch noch ein Gockel!" ließ sich die Stim
eines Jungen vernehmen, der zuhöchst auf einen Baum geklettert war, um alles genau
oben zu besehen. — „Gänse schnattern auch," sagte eine verwunderte Bäuerin, „das m
ja gut bevölkert sein, das Häuschen!" Da fing auch noch eine Ziege zu meckern, ein Hu
zu bellen an, und einige Dörfler meinten: „Ei, ei, das ist ja die reinste Menagerie!"

Während die zuschauende Menge darob in eine gewisse Heiterkeit verfiel und immer m
an den Wagen herandrängte, was denn das alles Eigentümliches und Komisches wä
ging plötzlich die Tür auf, und der Mann kam heraus. Nun sah man, daß er doch ziem
groß war, größer als man beim Anblick durch das Fenster vermutet hatte. Er trug schw
genagelte Gebirgsschuhe, eine uralte Lederhose und darüber eine oft geflickte Joppe a
grauem Lodentuch. Der Hals war frei, ebenso wie das Gesicht tief gebräunt und fast oh
Falte. Er blieb sehr ernst, und nachdem er über den Eisenbahnwagen herabgeklettert w
ging er auf die gaffende Menge zu und fragte, ob er nicht einen Lastwagen haben könn

Der Gastwirt, der stets gerne ein Geschäft machte, war denn auch bald zur Stelle, u
so begann der Fremdling, der nicht sagte, woher er kam, noch wohin er wollte, sein Ha
vom Güterwagen aus auf den Lastwagen abzuladen. Mit Hilfe von Balken und Rieg
schob er das Haus, wie es war und stand, samt Frau und Tieren einfach zur Seite, und
befand es sich, schneller als die Menge glaubte, auf dem ländlichen Lastwagen. Als hä
der Fremdling nur einen merkwürdigen Koffer bei sich, mit dem er durch die Welt reise,
sah es aus. Dabei freilich gab es einen jähen, die Menge erheiternden Lärm. Der Ha
krähte, die Gänse schnatterten, der Hund bellte, die Ziege meckerte, das ganze Häuschen w
für einige Augenblicke wie toll geworden. Aber da sah man, wie die schwarzvermumm
Frau gleich einem Schatten von Ecke zu Ecke ging, und im Nu, noch ehe der Mann auf d
Wagen und in das Haus zurückkletterte, war wieder alles still geworden.

Merkwürdig mutete das an, und man war gespannt, wohin der seltsame Transport de
gehen sollte. Der fremde Mann ließ den Knecht des Gastwirtes durch das Dorf fahren u
dann hinaus auf die Straße, die in das Moor führte. Die weiten öden Grasflächen war
schon dunkelrostig, fast farblos geworden, leer standen die Birkenbäumchen, und nur hie u
da zitterten abgestorbene Blätter an den knöcherigen Reisern. Einzeln verstreute, ural
Bretterhütten standen zerlumpt und wackelig da, und die ausgestochenen Torfstücke hä
ten sich zu schwarzen, unheimlichen Hügeln. Als hätte man Grabmale über Toten errichte
so sah es aus, und dabei roch es überall moderig nach Feuchtigkeit und nahen Nebeln.

Mitten auf der Straße, vielleicht eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, ließ der frem
Mann plötzlich halten und lud, wieder auf Balken und Riegeln, zur Verwunderung d
Knechtes und der bisher gefolgten Leute, das Haus vom Wagen, mitten auf den We
Wieder begann der Lärm der Tiere, wieder sah man den schwarzen Schatten der Frau v
einer Ecke zur andern tasten und wieder wurde es still. Ja, es rührte sich auch kaum me

twas, als der Fremdling das Haus auf Holzrollen von der Straße weg in das Moorland ineinschob und dort schließlich stehen ließ.

„Hier will ich bleiben!" sagte er zu dem Knecht, bezahlte seine Rechnung, zog sich, ohne ch um jemand zu kümmern, in das Haus zurück, auf dem noch immer der Kamin rauchte, nd schloß die Türe hinter sich, in der das grüngestrichene Herz eingeschnitten war. — —

Wie vom Himmel heruntergefallen stand von nun an das kleine Haus mitten im leeren, den Moorland, ja, es stand bereits einige Tage fest auf der Erde, als man noch immer nicht wußte, wer der Fremdling denn eigentlich wäre und woher er gekommen sei.

Deshalb begab sich der Bürgermeister, ein kleiner, dicklicher Bauer, der am Tag der unerwarteten Ankunft gerade zu Verwandten verreist gewesen war, zu dem kleinen Haus und opfte an die Türe.

„Es hat da wohl Hütten geschneit", sagte er zu dem Fremdling, der herausgekommen war, ährend seine Frau, wieder in ihren schwarzen Schal verhüllt, sich im Innern völlig zu erbergen schien. Und als ihn der fremde Mann durch die scharf reflektierende Brille schweind ansah, fuhr der Bürgermeister weiter: „Der Grund gehört der Gemeinde! Wer seid hr, daß ihr euch einfach hierher setzt wie ein Vogel auf einen Ast?"

„Ich heiße Franz Sebas", begann nun der Fremde in einer auffallenden Ruhe, die dem ndlichen Bürgermeister einen gewissen Respekt abzwang. „Ich komme aus dem Gebirge nd möchte jetzt hier wohnen im Moor. Den Platz bezahle ich euch gern und Ihr braucht nur sagen, was er kostet."

„Ja, und was treibt Ihr denn eigentlich?" forschte der Bürgermeister weiter.

„Ich habe ein Haus, wie Ihr seht", nahm der Fremde das Wort auf. „Und das Haus hat enster und Türen, die man zumachen kann. Mehr brauche ich nicht."

„Aber Ihr könnt doch nicht von der Luft leben. Jeder Mensch muß doch was zu essen und trinken haben."

„Hört Ihr denn nicht die Ziege meckern? Den Gockel schreien und die Hühner ckern?" fiel der Fremdling dem Bürgermeister in die Rede.

„Ja, ja, das hör ich. Ihr müßt eine ganze Menagerie haben, wie mir erzählt wurde. ber wovon lebt denn euere Menagerie? Ihr habt doch keinen Acker und keine Wiese, nd daß eine Ziege, ein Gockel oder eine Henne je von den Raben ernährt worden wäre re der Habaguck in der Wüste, das hab ich doch noch nicht gehört. — Ihr werdet doch cht" — — Der Bürgermeister machte mit dem Arm eine große kreisende Bewegung bis hter den Rücken, tat: „Wsssst!" und sah den Fremdling sehr ungeniert an.

Da sagte Franz Sebas: „Wenn euch je eine Garbe fehlt auf dem Acker oder auch nur eine Irsche, so mögt ihr uns den roten Hahn auf das Dach setzen, so wahr ich hier vor euch stehe."

„Ihr habt also wohl Barchent?" meinte der Bauer und rieb Daumen und Zeigefinger ander. „Nun ja, dann könnt Ihr schon bleiben, wenn Ihr den Grund anständig bezahlt. nd schließlich kann man euch ja auch so einmal zu etwas brauchen, wenn es gerade viel zu n gibt."

„Wenn Ihr einmal euere Stube neu herrichten lassen wollt," erwiderte Sebas, „so braucht Ihr nicht nach einem Maurer zu schicken. Ich werde euch das mit Farbe und Pfel viel schöner machen."

„Ah, Ihr seid wohl gar Dekorationsmaler?" tat nun der Bauer verwundert.

Franz Sebas schien die Augen hinter der Brille zu schließen und etwas hinabzuschlucken, nd er bestärkte: „Ja, ja, Dekorationsmaler. Ihr braucht mich bloß holen zu lassen." — —

Trotzdem tauchten unter den Dörflern immer wieder Zweifel auf. Wenn das alles nicht so wäre... Ursache daran trug besonders das merkwürdige Verhalten der Fr Denn so, wie man sie am ersten Tag gesehen hatte, blieb sie auch immer. Ob es Morg war, Mittag oder Abend, kalt oder warm, stets, wenn sie die Hütte verließ, war sie einem schwarzen Schal vermummt und niemand sah je ihr Gesicht. Statt dessen aber kon man beobachten, wie die Tiere, die sie um sich hielt, sie bis weit hinaus in die Einsamk des Moores begleiteten. Die Katzen kletterten ihr, wie schon am ersten Tag im Haus, mit auf dem Weg an den Kleidern auf und ab, Hahn und Hühner flogen ihr auf die Schultern, Kaninchen hüpften ihr wie Hündchen nach und die Ziege umschmeichelte sie warm mit ihrem weichen Fell. So ging die Frau manchmal wie in einer Prozession dahin, und brauchte bloß den einen oder andern Laut von sich zu geben, gleich war das gerufene T zur Stelle. Als wäre sie die Mutter all dieser Tiere, so schien es und so, als wäre sie ihrer schwarzen, klumpenhaften Erscheinung selbst kein Mensch mehr wie die andern, sonde auch etwas wie ein Tier...

2.

Von Tag zu Tag wurde der Himmel, der sich über das Moor spannte, niedriger u grauer, und er sah bald aus wie ein plumper Riesenvogel, der sich schwerfällig wie ei Glucke auf die Erde setzte, um unter seinem dunklen, feuchten Gefieder Gott weiß was au zubrüten.

Wer in diesen Tagen in der Nähe von Sebas Häuschen vorüberkam, konnte beobachte wie schon zeitig vor Einbruch der Nacht die Fensterläden geschlossen waren, und daß m fast nie jemand ein- oder ausgehen sah.

Nur bisweilen glaubte man durch die eine oder andere Ritze einen matten Schein sehen. Dieser kam aus dem Licht einer kleinen, rußenden Öllampe, die, primitiv a Blech gefertigt, an einem kohlschwarzen Haken an der Decke über dem Tisch hing. D Flamme hinter dem bauchigen Glaszylinder war nur wenig hochgedreht, so daß der ganz ohnehin von Rauch und Kochdunst geschwärzte Raum mehr wie eine Höhle als wie ei menschliche Behausung aussah.

In der fast finsteren Ecke befand sich ein breites, zu ebener Erde liegendes Bett m Decken darauf, an der einen Wand stand eine wackelige Kommode, an der andern e breiter, niedriger, fast klotzhaft wirkender Schrank. Der aus Eisen gefertigte und fast üb und über verrostete Kochofen strahlte müde Wärme aus, und neben dem Holz, das darunt lag, saßen etliche Gänse. Sie hatten den Kopf nach rückwärts gewandt, den Schnabel das Gefieder zwischen den Flügeln gesteckt und schliefen. Ebenso schliefen die Katzen a der Ofenbank, sie waren ganz in sich zusammengerollt, und nur selten hörte man eine schnurrenden Ton. Auch der Hund regte sich nicht, und vom Stall her, der durch eine Tü vom Wohnraum getrennt lag, war gleichfalls nichts zu hören. Denn die Nacht war üb alles gekommen, gleich einer schwarzen, vermummenden Decke. Manchmal war es grabesstill, daß man den einen oder anderen Laut, den gerade ein Tier durch eine Bewegun im Schlafe verursachte, wie das Nachsickern von kleinen Erdschollen in einem Grab zu höre glaubte.

Franz Sebas und seine Frau saßen in dieser nächtlichen Stille lange schweigend am Tisc Sebas hatte eine gestrickte Wollweste an, aber trotzdem zog er bald eine uralte, aus Lamm fellen zusammengenähte Decke über Rücken und Schultern. „Es wird kalt", sagte e „Wir sollten zu Bett gehen, Albine."

Seine Frau schien das gar nicht zu hören. Wie immer war sie in ihrem dichten schwarzen Schal vermummt und hatte ihn, wie aus Schutz vor Frost, um Schultern und Rücken gespannt. Nur manchmal, wenn sich der Schal lockerte und sie ihn wieder festzog, konnte man ihre Hände sehen. Sie waren überaus merkwürdig geformt, lang und schmal, und zwischen den runden, von Arbeit rauh gewordenen Knöcheln lagen die Glieder der Finger ganz dünn und fast wie Knochen. Die Nägel waren sehr gestreckt und an den Enden etwas abgebogen.

„Es muß doch schon sehr spät sein", ließ sich da Franz Sebas wieder vernehmen. Doch er sah nicht nach der alten Schwarzwälder Uhr, die über der Kommode an der Wand hing, denn die ging schon seit Jahren nicht mehr; sondern er erhob sich von seinem Stuhl, begab sich langsam an das Fenster und machte den Laden auf, um nach Mond und Sternen zu sehen. Die Zeit am Stand der Gestirne abzulesen, hatte er seit Jahrzehnten gut gelernt.

„Nichts als Nebel", sagte er plötzlich. „Man kann nicht einen Schritt weit sehen," und zog den Laden wieder zu. Nachdem er hierauf wieder am Tisch Platz genommen und die Rammfelldecke noch fester um sich gezogen hatte als vorher, so, als wäre es nun mit einem Mal auch kälter geworden, fuhr er weiter: „Merkwürdig sieht es aus draußen. Als ginge der Pan alt und frierend um und sein Fell wäre ganz grau geworden."

Da hatte sich die Frau, die bisher reglos dagesessen war, ruckhaft unter dem schwarzen Schal bewegt; als hätte ihr innerstes Wesen stumm aber heftig aufgeschluchzt; gleich darauf ließ sie den verhüllten Kopf zur Tischplatte gleiten und legte ihn müde auf ihre hageren Hände.

In der Stille, die nun wieder eintrat und die sich wie ein großer, verklungener Ton zwischen den verrußten Wänden der Hütte anstaute, als wäre die Stube wirklich wie ein Grab, saß Franz Sebas immer noch aufrecht und schien zu horchen. „Gerade, als wenn ich den Pan auf verschimmelten Hufen über das Moor gehen hörte", sagte er fast melancholisch. Und dann, zu seiner Frau gewandt, ganz leise: „Horch doch! Du mußt ihn doch auch hören. So breit, so müde ist sein Schritt, als wäre das ganze Moor ringsum zu seinem Huf geworden."

In diesem Augenblick ereignete sich etwas Unerwartetes: Albine, als hätte sie wirklich einen Schritt gehört, fuhr plötzlich aus ihrer gekauerten Haltung auf. Sie war sehr erschrocken und stand einen Augenblick starr. Dann schlich sie, allerdings sehr hastig, gegen das Fenster, und legte den verhüllten Kopf horchend gegen das Glas.

Gleichzeitig regten sich die Katzen auf der Ofenbank; sie hoben die Köpfe, stellten sich auf ihre Pfoten, dehnten ihre Körper und saßen, plötzlich wach, mit gekrümmtem Rücken da. Der Hund, der unruhig auf und ab ging, schien leicht zu winseln, eine Gans gab aufgescheuchte Schnattertöne von sich, und da rührte es sich auch schon draußen im Stall. Gack, gack, gackten die Hühner, der Hahn ging unruhig zwischen ihnen umher, die Kaninchen kamen bis an die Stubentür und schnupperten in die Ecken des Pfostens als wollten sie herein, indes die Ziege wild aufsprang und ein lautes, fast klagendes Meckern anhub. So merkwürdig war dieses Erwachen, als hätte Albine all diese Tiere an einem unsichtbaren Seil gehabt und so, während sie ans Fenster stürzte, eins nach dem andern aus dem Schlaf geweckt...

„Franz, Franz!" rief da die Frau des Sebas plötzlich mit heiserer Stimme, während ihr ganzer Körper zitterte. „Wenn es nicht der Pan wäre, der draußen umgeht ... Mein Gott! ... Wenn sie nochmal kämen ... Franz!" Krampfhaft umklammerte sie ihren Mann, und während die Tiere immer lauter wurden, fuhr sie, wie Gespenster sehend, weiter: „Ich habe solche Angst. Horch! ... Als wenn wieder ein Stein an unser Haus flöge! ... Jeden Augenblick kann das Geschrei ertönen: Macht auf, ihr Hunde! Heraus!" —

Albine hatte sich so sehr in ihre Angst hineingesteigert, daß die Kraft aus ihren Füß wegfloß wie Blut und sie so müde wurde, daß sie auf dem Stuhl zusammensank und dem Kopf auf der Tischplatte in konvulsivischen Bewegungen liegen blieb.

So schrecklich war sie wieder aufgestanden, die Erinnerung an jene Nacht im Gebir

Es war sehr still gewesen damals, genau wie heute. Groß und mächtig lagen die Be ringsum da, die weiten und tiefen Täler hielten den Atem an, und ein ferner Quell rausc wie der Pulsschlag des müde gewordenen, schlafenden Pan. Da hörte man plötzl Schritte. Franz Sebas und seine Frau, die, unter der Lammfelldecke verhüllt, schon Bett lagen, richteten sich auf. Sie hatten das in ihrer Einsamkeit noch nie gehört: Schrit einer nach dem andern; wie das Gestampf von hundert Hufen. Sebas trat ans Fens und sah in die Nacht hinaus. Da gewahrte er, zu seinem großen Schrecken, Laternen schwe ken und bemerkte, wie sich ein Knäuel seltsamster Wesen seiner Hütte näherte. Es war keine Pane, das sah er auf den ersten Blick, wenn auch ihr Schritt wie Hufschlag dröhn Sie waren alle schwarz vermummt, trugen riesige Stöcke in den Händen und sahen n leibhaftige Teufel aus. Da beugte sich auch schon einer zur Erde, schien nach etwas suchen, und gleich darauf, kaum sich der Schwarze wieder jäh aufgerichtet hatte, flog a schon ein riesiger Stein an die Hauswand, so daß alle Tiere erwachten und einen wirr Lärm anhoben. Doch dieser wurde rasch übertönt durch einen wahrhaft höllischen Spe takel, den die Teufel vor dem Haus entfachten. Sie schlugen mit Blechdeckeln aneinand mit Stöcken auf blecherne Hafenböden wie auf Trommeln, viele schienen zu pfeifen, wied andere johlten und schrien, bis endlich, mitten aus dem jäh verstummten Lärm, eine de liche Stimme vernehmbar wurde: Ja, wegziehen mußten sie, Franz Sebas und seine Fra das hatten die Teufel offen gefordert, sobald wie möglich wegziehen aus der Gegen wenn die beiden Geächteten nicht wollten, daß ihnen das Feuer schon in den nächsten Tag das Dach über dem Kopf wegfressen werde ...

Während sich Franz Sebas an all dies lebhaft erinnerte, stand er wie erstarrt am Tis und blickte auf seine Frau nieder, die noch immer mit dem Kopf auf der Tischplatte dala Seine kleinen Augen schienen hinter der Brille ganz zu vergehen, als hätten sie sich na innen gekehrt und sähen so durch ihn hindurch in die fernen Berge.

„O, ich sehe ihn ganz deutlich in seinem Büro stehen", begann Sebas plötzlich. „In d straff gebügelten Hose, im enganliegenden Kött, die schwarze Krawatte um den weiße Kragen. Dein eigener Bruder, Albine, und kein anderer hat unser ganzes Unglück ve schuldet."

Die Frau, die sich inzwischen von ihrer Angst wieder etwas erholt hatte, richtete si auf, allerdings sehr müde und schwer, und ihre Stimme schien ganz von unten heraufzu kommen, als sie sagte: „Weil du Steine nach den Menschen geworfen hast, deswegen so doch alles geschehen sein. Weil sie dich für einen Ausbund hielten, für einen wahnsinni Gewordenen." —

Wie da die Augen des Sebas plötzlich hinter den Brillengläsern groß wurden; so gro wie man sie selten sah; als wollte noch das ganze Herz durch die Pupillen blicken. Er ballt die Hände zu Fäusten und während er so, vor jäher Wut zitternd, dastand, schrie er, und sein Stimme schien gar keine Worte, sondern Schlacken aus einem Feuerberg heraufzuwerfen „Hätte ich sie wohl noch liebend umarmen sollen! Diese Spießgesellen des Teufels!" S erregt war Franz Sebas, daß ihm fast der Geifer vor dem Mund stand.

Seine Frau suchte ihm ins Gesicht zu sehen, als wollte sie all seine innere Bewegtheit noc am letzten Faltenzug ablesen. Dabei geschah es, daß der schwarze Schal, den sie etwa

gelüftet hatte, über die Haare nach rückwärts rutschte und wie eine schwarze Welle auf ihrem Rücken liegen blieb. Das fast stets verhüllte Gesicht stand offen da: Es schien uralt u sein und von Schmerz durchfurcht, Falte drängte sich an Falte unter dem dünnen, asch-grauen Haar, die Lippen waren blutleer und die Ohren wie verknöchert. Was noch einen inigermaßen lebendigen Eindruck machte, waren die Augen. Doch auch diese schienen ver-chleiert zu sein, und die wie welkes Laub fast braun-gewordenen Lider waren gesenkt.

Während sich Franz Sebas allmählich wieder beruhigte und sich, von jähem Zorn er-chöpft, bald auf seinen Stuhl fallen ließ, griff Albine, wie um eine Zerstreuung zu suchen, n die Tasche ihres Rockes und zog zwischen ihren knöchernen Fingern ein kleines Bild eraus. Es war eine Photographie. Sie war, offenbar vom vielen Ansehen, schon sehr erknittert, aber man konnte darauf dennoch deutlich unterscheiden, wie aus dem frischen Gesicht eines Jungen zwei lebensfrohe Augen blitzten. —

„O mein Kind", begann die Frau des Sebas und während sie das Bild küßte, klang ire klagende Stimme manchmal wie ein Weinen, das ohne Tränen war ..

Franz Sebas zog sich die Lammfelldecke über Rücken und Schultern, wie wenn es ihn plötzlich sehr frieren würde; und dann, in einem schwer gedrückten Ton, sagte er zu seiner rau: „Er ist tot und bleibt tot. Niemand kann ihn mehr erwecken" ...

3.

Als mitten im grauen Spätherbst ganz unerwartet noch eine Reihe goldener Tage ein-brach, so daß es mehr nach dem Frühling als nach nahem Winter aussah und man laubte, die weißen Birken könnten jede Stunde zu grünen anfangen, begab sich der kleine dliche Bürgermeister des Ortes auf der fast sommerlich trockenen Straße hinaus in das Dorf, wo das merkwürdige Holzhäuschen stand.

Franz Sebas war vor der offenen Haustür gerade damit beschäftigt, gekauftes Holz für n Winter klein zu machen.

„Schönes Wetter", wandte sich der Bürgermeister an Sebas und wischte sich mit dem andrücken über das rote Gesicht, als ob er leicht geschwitzt hätte. „Grad wie vor Ostern, enn sich alles neu macht. Wie wär's, wenn Ihr mir in diesen Tagen einmal meine Stube hön ausmalen könntet."

Franz Sebas war nicht wenig verwundert über diesen plötzlichen Auftrag, aber da er es r einiger Zeit einmal versprochen hatte, sagte er auch zu.

Der Bauer achtete kaum mehr auf diese Zusage, so sehr nahm plötzlich etwas anderes sein nzes Interesse in Anspruch. Er war breit vor der offenen Tür des Häuschens stehen blieben und schaute voll bäuerlicher Neugier in die Stube. Doch waren es nicht die engen ßigen Wände, nicht der eiserne Kochofen, auch weder die alte Kommode noch der klotzige hrank, die seine Augen festhielten, sondern sein ganzes Staunen gehörte der Frau des bas, die in einer für den Bauern höchst merkwürdigen Situation dasaß.

Sie hatte das Gesicht wieder mit dem schwarzen Schal verhüllt, und weil sie sich krank lte seit jener Nacht, da sie geglaubt hatte, die Teufel würden wieder vor das Haus kom-n, so hatte sie sich auf der Ofenbank niedergelassen; sie hielt den Rücken gegen die wohlige irme, und über ihre Füße, bis zum Schoß ausgebreitet, lag die alte Lammfelldecke. ch war dies alles nicht das Merkwürdigste an ihr, sondern das Ungewöhnliche waren die re, die sich um sie geschart hatten. Als wüßten sie, daß die Kranke fremde Wärme uche, hatten sie sich wie in einem lebendigen Bogen um sie versammelt. Um Hals und pf herumgeschlungen lagen die Katzen, daneben saßen Hühner auf ihren Schultern, ge-

duckt wie warme Glucken; auf der Bank, zu beiden Seiten ihrer Hüften, schmiegten Kaninchen an sie, dazwischen, da und dort eine warm gefiederte Gans, und die Ziege wie ein weicher Schemel unter ihren Füßen, während der Hund sich auf die Lammfelld gedrängt hatte, wo er, ganz in sich zusammengerollt, auf ihrem Schoß lag.

„So was hab ich doch auch noch nie gesehen", wandte sich der Bauer an Sebas.

Durch die fremde Stimme aufgestört, hob der Hund den breiten Kopf und währe er ihn gegen die offene Türe wandte, wo der Bauer stand, schien in seinen Augen eine a fallende Trauer zu liegen. Jedenfalls war seine Bewegung höchst vorsichtig, auch g er keinen Laut von sich, wie es andere Hunde machen, wenn sich ein Fremder vor dem Ha zeigt, sondern er legte den Kopf wieder warm an die alte Stelle zurück, wo er zuvor geleg hatte. Von den übrigen Tieren regte sich überhaupt keines, sie saßen alle da wie verzaube

Franz Sebas schloß vorsichtig die Tür vor den Augen des Bauern und dann erst sagte „Die Tiere wissen das genau, daß Albine krank ist, und deshalb wagt keines ihre Ru zu stören."

„Das ist aber doch komisch", meinte der Bauer. „Die Tiere haben doch keinen Verstan Wie sollen sie das wissen, daß euere Frau krank ist?"

„Das fühlen sie," erklärte Sebas, „und auch aus der Stimme meiner Frau hören sie e Und als der Bauer immer noch sehr verwundert dareinsah, fuhr Sebas weiter: „J geht doch auch viel mit Tieren um, Herr Bürgermeister. Habt Ihr da noch nie bemer wie sehr die Tiere Leid und Freud des Menschen teilen, der mit ihnen umgeht?"

„Ist nicht weit her damit," erwiderte der Bauer. „Wenn sie arbeiten oder parieren solle sind sie oft recht widerspenstig, und selbst am Barren schlägt so ein Luder von einem Ga oft noch aus. Vieh ist eben Vieh, Herr Sebas."

„Als solches seht ihr die Tiere leider an," verteidigte Sebas. „Weil sie anders aussehe wie wir? Weil ihnen die Sprache fehlt? Denkt euch einmal den merkwürdigen Fall: E Tier würde plötzlich zu reden anfangen. Es bräuchte seine Gestalt gar nicht zu ändern. J würdet erschrecken davor und sagen: Das ist kein Tier mehr! Und doch vermag auch d Tier zu reden. Es redet mit dem Auge, mit jeder Körperbewegung, wenn es das Ohr ste oder den Schweif rührt, wie oft spricht es da. Aber diese Sprache können nur die wenigste Menschen mehr hören. Denn das Tier ist noch wahrhaftige Natur, und was es tut, d tut es aus angeborenem Gefühl. Die Menschen aber haben das Gefühl verbildet, und vie sind gar nicht mehr imstande, aus eigener Empfindung etwas zu erfassen. Nur wer d Natur, den Ursprung, noch sehen und hören kann, der hat noch die Gnade des Paradieses, un so versteht er auch die Tiere, und diese sind mit ihm vertraut wie mit ihresgleichen."

Dem Bauer kam dies alles nur immer noch seltsamer und wunderlicher vor, denn er hat so etwas bisher höchstens aus Heiligenlegenden erfahren.

Das Föhnwetter war blau und warm wie am Vortag, als sich Franz Sebas mit Kübe Pinsel, Farben und Schablonen bepackt, in das Haus des Bürgermeisters begal Es lag einstöckig und mit einem niederen breiten Dach hinter einem kleinen Gärtche mitten im Dorf.

„Ihr bringt ja ein Wetter mit, wie man es nicht schöner wünschen kann", begrüßte de Bürgermeister den Ankömmling und führte Sebas in die vollständig ausgeräumte Stub Hier waren die kleinen Fenster ausgehängt, und die hereinfallende Sonne legte sich lan über den Boden, so daß noch in der Ecke am großen viereckigen Kachelofen vereinzelte dunke braune Kacheln hell auffunkelten.

Franz Sebas machte, um keine Zeit zu versäumen, sich gleich daran, Farbe im Kübel anzuführen und zunächst alles Alte und Rußige mit blendendem Weiß zu überdecken. Es ging überaus flink, und der Bauer war erstaunt über den tüchtigen Arbeiter.

An den Pfosten der Tür gelehnt, hatte sich der Bürgermeister eine Pfeife angezündet, und während er den Rauch behaglich von sich blies, sagte er: „Ihr seid aus dem Gebirge gekommen, nicht wahr? Da muß es um diese Zeit doch schon elend kalt sein droben?"

„Auch nicht kälter als hier, wenn die Sonne scheint", entgegnete Sebas kurz und strich eifrig weiter, als ob ihm eine Unterhaltung bei der Arbeit gar nicht recht erwünscht wäre.

Dennoch fragte der Bauer wieder: „Seid ihr da mit euerem Häuschen wohl recht hoch oben gewesen auf einem Berg?"

„Mehr als fünfzehnhundert Meter hoch", erwiderte Sebas und blickte kurz nach dem Bürgermeister, ob dieser wohl nun zufrieden wäre mit der Antwort.

Doch der Bauer blies bereits eine neue Rauchwolke von sich und wiederholte: „Mehr als fünfzehnhundert Meter, ho, ho! Das muß aber doch ein schlechter Platz für einen Dekorationsmaler sein. Da kann es doch nicht mehr viel Häuser geben so hoch droben."

Sebas gab keine Antwort darauf und pinselte so eifrig über die verrußte Wand als hätte er wirklich keine Zeit, sich mit dem Bürgermeister nebenbei auch noch zu unterhalten.

So nahm der Bauer das Wort von selber wieder auf: „Ihr habt also da alle Tage in die Dörfer heruntergehen müssen und gegen die Nacht zu wieder hinauf. Wie euch nur da nach der Arbeit die Füße noch getragen haben."

„Man gewöhnt sich daran", sagte Sebas kurz, um den Bauern zum Schweigen zu bringen und ihm weitere Fragen abzuschneiden.

„Ja, aber so hoch droben", wiederholte der Bürgermeister. „Warum habt Ihr euer Haus eigentlich so hoch hinaufgestellt? Gleich über fünfzehnhundert Meter?"

Sebas sah den Bauern wiederum kurz an, als wollte er dem Grund seiner immerwährenden Fragen nachforschen. „Warum ich mein Haus so hoch hinaufgestellt habe?" Er schwieg eine Weile. Dann: „Weil die Luft dort so gut ist."

„Ah, die Luft! So, so!" tat nun der Bauer, wie wenn er plötzlich alles verstehen würde. Aber kaum hatte er eine neue Rauchwolke von sich geblasen, da stellte er ein Bein über das andere, und schon wieder kam es forschend aus ihm: „Ja, wenn aber die Luft so gut ist da droben, warum seid Ihr dann eigentlich zu uns ins Moor gekommen? Jetzt im Herbst, wo ist immer der Boden raucht. Da ist die Luft doch wirklich nicht gut, das werdet Ihr sehen. Da muß man fest auf der Brust sein, daß man das aushalten kann."

Sebas war sehr verwundert über diese Worte, ja, fast erschrocken; denn nun fühlte er deutlich, daß die immer wieder fragende Rede des Bürgermeisters einem verborgenen Ziel zusteuerte. Deshalb nahm er sich sehr zusammen, alle innere Unsicherheit zu unterdrücken, und scheinbar ebenso ungeniert wie der Bauer sagte er: „Ihr seid aber neugierig, wie ich merke, was?"

Der Bürgermeister zuckte etwas mit den Achseln; doch ohne seine angelehnte Haltung am Pfosten zu ändern, blies er nur immer neue Rauchwolken aus dem Mund: „Neugierig? Wenn Ihr es so heißen wollt! Aber man will doch ganz gern etwas mehr wissen von euch. Ihr seid nun unter uns, und da könnt Ihr euch doch denken, daß die Leute, wie Ihr sagt, neugierig sind. Ich bin nun der Bürgermeister und mich fragt man immer wieder, auf der Straße, im Wirtshaus, in der Gemeindeversammlung, überall fragt man mich, ob ich denn gar nichts Ausführlicheres von euch weiß. Ihr seid einfach daher gekommen samt euerm Haus und habt euch zu uns gesetzt. Da müßt Ihr es euch also schon gefal-

len lassen, daß auch gefragt wird nach euch. Schließlich müßt Ihr ja auch von uns etw gewußt haben, von unserm Dorf und unserer Gegend, wie blind könnt Ihr ja auch ni hiehergekommen sein. Ihr habt doch dem Fuhrmann ganz richtig den Weg angegeben i Moor hinaus und habt genau gewußt, wo Ihr euer Haus hinsetzen könnt" ...

„Das ist keine Hexerei", erklärte Sebas nach kurzer Pause. „Hier bin ich schon als jun Mensch gewesen."

„Ihr habt wohl gar einmal einen Vetter oder eine Base hier gehabt?" tat nun t Bürgermeister interessiert.

„Das nicht", erwiderte Sebas, und während er seinen Blick unverwandt seiner Arb zuwandte, sagte er plötzlich: „Aber ich bin manchmal an schönen Herbsttagen hieher g kommen. Von der Stadt aus. Mit Malkasten und Pinsel."

Da hob der Bauer den trägen Rücken vom Pfosten, richtete sich auf, nahm die Pfe aus dem Mund und sagte erstaunt: „Potztausend! Ihr seid wohl gar einmal Kunstmal gewesen?"

„Student an der Akademie, jawohl. Aber es ist lange her." —

Verwundert schüttelte der Bürgermeister den Kopf und verstummte. Dann zog wieder einige Male an seiner Pfeife und, während er sich wieder an den Pfosten lehnte u Sebas vom Fuß bis zum Kopf neugierig betrachtete, sprach er wie mechanisch, doch ga leise die Worte vor sich hin: „Hm, hm! Schau, schau!"

Die Sonne war eben untergegangen, als Franz Sebas nach der Arbeit das Dorf verlie Eine deutliche Kühle kroch über das gilbe Moor herüber, gegen die Straße zu. Da u dort stiegen dünne Nebelschwaden auf, und es sah aus, als ob die von braunen Gräben w von Blutadern durchzogene Erde noch im Einschlafen dampfend atmen würde. Der Himm war noch immer wolkenlos, aber auf der Erde roch es gleichzeitig wie nach etwas Morsche Faulem, und manchmal war dieser Geruch dick wie abgestandene Luft.

Franz Sebas schien auf dies alles nicht zu achten. Er ging auffällig gebückt auf d Straße dahin, in der Richtung gegen seine Holzhütte zu. Man hätte glauben können, d mit Schablonen, Farbresten und Pinseln angefüllte Rucksack zöge ihn wohl so schwer a den Achseln, daß er, nur um Gleichgewicht zu halten, so buckelig dahingehe. Dabei hat er eine lange Pinselstange schief geschultert, und daran hing, ebenfalls auf seinem Rücke lastend, ein hölzerner Kübel. Seine schweren Stiefel griffen tief in den Straßenstaub un während die Brillengläser dann und wann kurze Reflexe wie kleine Blitze durch den Aben warfen, schien es von unten herauf leicht zu rauchen, als ginge Sebas gar nicht auf eine gewöhnlichen Moorstraße, sondern auf einem geheimnisvollen, feurigen Grund.

Er war, obgleich ihn der Bauer mit Achtung und Freundlichkeit entlassen hatte und seit dem eigentlich nichts geschehen war, innerlich doch sehr erregt, und wenn er auch bisweile die Augen kurz zumachte, als wollte er damit seinen eigenen Zustand übersehen, es nützt nicht viel. Das Zäpfchen an seinem Hals sprang doch noch ruckhaft auf und ab, wie wenn e etwas recht Dickes und Unangenehmes hinabschlucken würde.

„Ein simpler Bauer, dieser Bürgermeister", dachte er. „Sicherlich nur ein simpler Bauer der im Frühjahr den Pflug führt und im Herbst einführt. Einfahren, deshalb sitzt er auf seine Erde, nur um einzuheimsen. Er hat die Scheune voll, jetzt im Herbst, und da schenkt ihn der Himmel noch ein paar schöne Tage. Gleich denkt er natürlich an seinen Vorteil un holt mich für seine schmutzige Stube. Man braucht bloß ein wenig entgegenkommend zu sein gegen die Menschen; kaum haben sie den Finger, wollen sie die Hand, ja, den ganzen Kerl haben. Drecksgeschöpfe diese Menschen! Überall Drecksgeschöpfe!"

Sebas war eben stehengeblieben, und es fiel ihm die Stille auf, die rings um ihn da war. Er war doch an die Stille gewöhnt, nun war sie beklemmend. Es war eine Stille, die ihm wie ein einziges Riesenohr vorkam. Natürlich, da war ja der Himmel über alles gestülpt, wie eine neugierige Ohrmuschel, als ob man seinen Herzschlag belauschen wollte, damit ihn drinnen im Dorf der Bürgermeister und die ganze Gemeinde hören könne...

Im selben Augenblick riß Sebas, im Gesicht zu jäher Röte entbrannt, den Kübel von der Schulter und schleuderte ihn samt der Pinselstange krachend in den Straßengraben. Er kehrte das Gesicht, ja seine ganze Gestalt stämmig dem Dorf zu, und während er bisweilen die Zähne fletschte wie ein tollgewordener Hund, fluchte er: „Was geht's euch Bauern an, daß ich schon einmal hier war und daß ich an der Akademie studierte? Hundsfotte, blöde! Laßt euere Misthaufen stinken und kümmert euch nicht um meine Geschichte!"

Es mußte etwas Seltsames in diesem Menschen vorgehen, sonst wäre es wohl kaum möglich gewesen, daß er, der gewaltig Entrüstete, plötzlich erschrocken zusammenzuckte wie ein Kind, wenn es eine Natter rascheln hört. Vom Dorf her kam nämlich ein Radfahrer, irgendein fremder Bauer, der noch in ein entferntes Dorf fuhr. Als er in die Nähe des Sebas kam und dieser eben den Kübel aufklaubte und an die Pinselstange hing, um ihn auf dem Rücken wieder weiterzutragen, sagte der Bauer: „Ist euch wohl der Kübel hinuntergefallen, Herr Nachbar?" — Sebas suchte die Pinselstange ein paar Mal in die richtige Lage zu schultern, sah den Fremden gar nicht an und erwiderte: „Ja, ja, er ist mir hinuntergefallen."

Kaum jedoch war der fremde Bauer vorüber und ein Stück vorausgefahren, blitzten die Augen des Sebas wieder unter den Brillengläsern auf, als hätte ihnen der Zorn neues Öl eingegossen. Und doch! Warum hatte Sebas dem Bürgermeister eigentlich davon erzählt, daß er schon einmal hier war und an der Akademie studierte? Er hatte es doch nicht ohne Hintergedanken erzählt. Nein. Der Bauer war ein primitiver Hund in seinen Augen. Nur etwas neugierig. Deshalb sollte er einen Brocken haben. Es ist besser, einen Hund zu füttigen, statt ihn vor Hunger zum Beißen zu bringen... (Fortsetzung folgt.)

Bücherschau

Hofmillers neuer Essaiband

Wer den Verfasser kennt und die sprühende Fülle seiner Geistesart, der weiß, daß er von diesem bescheidenen Büchlein[1]) weit mehr, als es verspricht, erwarten darf. Und er wird sich darin nicht täuschen. Nicht nur vom Wesen einiger Franzosen bekommt er hier zu hören: von Flauberts Jugendroman Jules et Henry; von Taine und Maeterlinck; vom geistlichen Verfasser der einzigartigen Manon Lescaut und von dem französisch schreibenden Abbé Galiani aus Neapel; von dem „Deutschland" der Frau von Staël und den „Römischen Spaziergängen" Stendhals; und das Ganze schließt mit einer tiefen Abhandlung über Molière, die mehr als eine Biographie aufzuwiegen vermag. Dabei ruft jedes Bild ein Gegenbild, der Franzose einen Deutschen oder Römer oder älteren Landsmann mit Notwendigkeit hervor. Flaubert gegenüber erhebt sich Gottfried Keller mit dem „Grünen Hein-

[1]) Josef Hofmiller, Franzosen. Essays. (Albert Langen 1928; Bücher der Bildung Bd. 31.)

rich"; einem Galiani blickt Nietzsche prüfend ins verschlossene Gesicht; und Manon Lesca läßt Goethes Philine erwachen und sich bewegen. Vorgänger und Nachfolger aus de eigenen Lande treten hervor: Rabelais und Montaigne mit de Brosses dort; und Rousseau Voltaire, Beaumarchais, Merimée, die Brüder Goncourt hier. Bis zum Grafen Poc Wilhelm Busch, Richard Wagner und Wedekind mit anderen, reicht die Reihe der nich französischen Autoren herab.

Unermüdlich und immer neu beschwingt, eilt der Verfasser zwischen Deutschen u Franzosen hin und her, um hier Persönliches und Gesellschaftliches, Urbildliches u Bleibendes aufzudecken und in klugen Worten festzuhalten. Hier spricht und urteilt zugleich e gelehrter Fachmann mit einem „Welt- und Menschenkenner" (wie man es zu Fichtes u Schillers Zeiten als Ziel verlangte). Hier spielt und sprudelt überlegene Wortkunst — e Erbe der Impressionisten — und hellt mit immer neuen Schlaglichtern das verborge Wesen objektiver geistiger Taten auf.

Am liebsten sind dem Berichterstatter durch ihre köstlich lehrhafte Ironie die Aufsä über Frau von Staël und Stendhal. Was dem Deutschen fehlt, um politisch zu denken; u was ihm fehlt, um richtig zu reisen: uralter Mangel wird immer wieder neu, und jede Leser fallen die Fehler ein, die er schon gemacht hat und vielleicht noch oft genug machen wir

Nicht ganz beistimmen kann ich Hofmiller in dem, was er tadelnd über Maeterlinck a merkt. Es ist in diesem trotz allem Größe, ob auch nur die des Unheimlich-Krankhafte Wohl aber, scheint mir, haben sich alle Leute vom Fach mit der wohlbegründeten Beurte lung Molières auseinanderzusetzen. Molière als Mime und immer wieder als Mim Ja, das ist zweifellos der Kern seines Lebenswerkes! Der Mensch in seiner Komik a Automat oder Maschine, so wie Bergson sich das Wesen des Komischen, nach echt französisch Art, vorgestellt hat. Um aber diese ganze Welt des Lächerlichen zu enthüllen, mußte Molièr selbst unerschüttert feststehen im Rationalen, in jenem Willen und Glauben zum klärende und ordnenden Geist, der alle geistigen Werte aus sich heraus entfaltet und betätig Molière hat, was immer man sagen möge, eine Weltanschauung vorzutragen und mitzuteile Es ist die des bon sens und équilibre und der modération, die jedem echten Franzose immer wieder im Wesen liegt. Es ist der Inbegriff der Eigenschaften, die zwar keine Helde aber besonnene Staatsbürger machen. Mag sein, daß diese Art Erziehung uns Deutsche keinen tiefen Eindruck macht: auf diesem festen Boden, wo er stand, auf diesem festen Grund den er nicht weiter zu begründen nötig hatte, fand Molière nach jedem Purzelbaum imm neue Kraft, die Welt der seelenlosen Maschinen auszulachen. Wer aber heute ihn dort au findet und ganz versteht, der entdeckt ihn als wahrhaft zeitgemäß oder, was dasselbe i als überzeitlich.

Berlin. Eduard Wechßler.

Zwei Gesamtausgaben

Die gesammelten Werke Rainer Maria Rilkes legt der Insel-Verlag in einer schöne sechsbändigen Ausgabe vor. Sie ist nicht vollständig (es fehlt neben zahlreichen Prosa stücken, Aufsätzen usw. vor allem die Schrift über Worpswede, es fehlen die französische Gedichte der letzten Zeit und manches andere), aber doch gibt sie zum erstenmal einen großer im wesentlichen lückenlosen Überblick über die Entwicklung des Dichters von dem schlimme Dilettantismus seiner „Ersten Gedichte" bis zu dem trostlos intellektualisierten Hölderlin de „Duineser Elegien" und läßt die ganze Fragwürdigkeit seiner Erscheinung grell ins Lich treten. Man kann an Hand dieser Ausgabe genau verfolgen, wie ein im Grunde einfache Können planmäßig zu einem „eigenen Ton" gepreßt wird. Sind die „Ersten Gedichte epigonal, ohne irgendeine Zeile, die aufhorchen macht, aber doch im allgemeinen unge

instelt, ohne die vielen Unarten der späteren Zeit, so meldet sich schon im „Advent" vernehmlich ieser eigene Ton und steigert sich in den „Frühen Gedichten", im „Buch der Bilder" und im Stundenbuch", allmählich zu jenem Geleier, dessen Unerträglichkeit notwendig zu einer Überschätzung der wenigen wirklich geglückten Gedichte führen muß. Das „Stundenbuch" eigt die zur stilistischen Tugend erhobene Unfähigkeit Rilkes zur Gestaltung wohl am arsten: Ein haltloses Herumreden um Dinge und Begriffe, ein Schlagen verwegenster Brücken zum jeweils nächsten Reim, ein Versinken ganzer Abschnitte in unverständliche Prophetikasterei. Es ist bezeichnend, daß schon im „Stundenbuch" selbst eine Erkenntnis on der Lehre und Sinnlosigkeit der Worte laut wird, die sich immer mehr steigert, bis dem ichter schließlich sein Dichtertum selbst leer und sinnlos geworden ist. Ein guter Interpret der ten Dichtungen Rilkes, Justus Schwarz (in der Buberschen Zeitschrift „Die Kreatur", ahrg. II, Heft 2) weist auf die grundlegende Spannung zwischen den beiden Tendenzen ichterischer Bemühung, zwischen Wissen und Form, die auch die besten Arbeiten Rilkes mit ner erschreckenden Fragwürdigkeit belastet. Und wenn sich Schwarz daher immer wieder m die Erschließung des Lehrgehalts bemühen muß (für das Todesproblem bei Rilke wäre atürlich der „Malte Laurids Brigge" als grundlegend heranzuziehen gewesen), so spricht damit auch ein Urteil über den Dichter, wie es keiner seiner Gegner schärfer fassen nnte. Die unentwegten Bewunderer Rilkes pflegen, wenn man Blatt um Blatt ihres uldigungsstraußes zerpflückt hat, stets auf die „Duineser Elegien" und die „Sonette an rpheus" als die höchste, die eigentliche Manifestation seines Dichtertums hinzuweisen. och es sind immer nur einige Zeilen, mit denen er in die Sphären derer reicht, denen seine Lobredner ihn heute stellen (so im Schluß der 2. Elegie), und der bsturz in das Lächerliche ist gerade dann immer besonders nah. Verwunderlich ist auch gar cht das Versagen, sondern die heutige Apotheose des Versagens: Wenn eine Persönhkeit wie Rilke Vorbild und Führer einer ganzen Generation junger Lyriker werden konnte, ist das nur damit zu erklären, daß die Schüler noch tief unter dem Meister stehen. ber die Tatsache der literar-geschichtlichen Wirkung besteht, und sie wird ebenso vor einer nftigen Zeit bestehen, in der Rilke vielleicht den Dichtern beigesellt ist, die uns Inbegriff nzer Epochen der Dekadenz geworden sind: Frauenlob, Lohenstein, Julius Wolff — man rzeihe die Zusammenstellung, die zum mindesten ein Unrecht gegen die beiden ersten ist. Die repräsentative Geltung, die Rilke zu Unrecht zuteil geworden ist, hat Stefan eorge, nicht ohne eigene Schuld, niemals erringen können. Seit dem vorigen Jahre scheint bei G. Bondi, Berlin, eine auf 18 Bände veranschlagte Gesamtausgabe seiner Werke zu spät, als daß noch jene disziplinierende Wirkung von ihr ausgehen könnte, die vielcht vor 10 Jahren noch möglich gewesen wäre und die man heute noch im Kreise seiner inger von ihr erwartet. Es liegen bisher vor: Bd. 1: Die Fibel; Bd. 2: Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal; Bd. 4: Das Jahr der Seele; Bd. 8: Der Stern des Bundes; Bd. 9 bringt s seit langem erwartete neue Gedichtbuch „Das neue Reich". Es vereinigt alle t dem „Stern des Bundes" (1914) entstandenen und größtenteils schon einzeln verentlichten Gedichte; daneben einiges noch Ältere. Die Reihe „Goethes letzte Nacht in alien" (vgl. hierzu R. A. Schröders Kritik im Oktoberheft 1909 der S. M.) reicht bis 08 zurück; „Der Krieg", eine Dichtung voll Prophetie, wohl die bedeutendste Kundbung eines Lyrikers zum Weltkrieg, erschien bekanntlich 1917 und die „Drei Gesänge" 21. Aber die in Gundolfs George-Buch (1920) verheißene große Volkshymnik und neue amatik ist nicht über die damaligen Anfänge (Goethes letzte Nacht in Italien, Der ensch und der Drud, Der Herr und der Hauptmann, Der Brand des Tempels) hinausgewachsen, wie denn überhaupt dieser Band für anderthalb Jahrzehnte und mehr dichterischen Schaffens ein auffällig dürftiger Ertrag ist. Auch innerlich erreicht er nicht die geschlossene Einheit, die von den „Hymnen" bis zum „Stern des Bundes" jeden Gedichtband Georges auszeichnete. Es ist, als ob der Dichter nur noch einzelne Teile seines Lebenswerkes zu unterstreichen hätte — er tut es manchmal mit großen und bedeutenden Ge-

fängen — als ob er einen Epilog geben wollte, wie Ibsen ihn mit seinem letzten Dram „Wenn wir Toten erwachen" gegeben hat, einen Epilog, der Rückblick auf das Lebenswe ist und zugleich bange Frage, ob es der Mühe gelohnt hat. Verse, wie die vom Verro der Jünger lassen erkennen, daß das neue Reich nur Wunschbild ist, und so bleibt i ganzen der Eindruck einer Nachlese, die bei aller Zustimmung im einzelnen enttäuscht.

München. Arthur Hübscher.

Neue Kriegsbücher

Kriegsbücher sind Mode geworden. Das heißt, es wiederholt sich der ewige Vorgang daß ein aus der Tiefe des Volkes aufdrängendes Lebensgefühl von der Mode erfaßt un zum Geschäft gemacht wird. Es hat etwa neun Jahre gedauert bis die künstlerische Dar stellung des Krieges breiter einsetzte. Es kennzeichnet aber die ängstliche Untüchtigkei großer Verleger, daß sie um diese Zeit die Manuskripte der Kriegsdichter mit der Bemerkun zurückwiesen, das „Volk wolle nichts vom Kriege wissen"[1] — während in Wahrheit der Krie der mächtigste Gesprächsstoff des männlichen Volkes aller Kreise war und noch über Ge schlechter sein wird. Erst der Erfolg von Friedrich Maria Remarques „Im Westen nicht Neues" enthob die Verleger ihrer ängstlichen Politik, und nun suchen sie eifrig durch An zeigen Kriegsmanuskripte. . .

Remarques im Propyläenverlag erschienener Roman, den jetzt der kleinste Buchhändler ja sogar der Zeitungsverkäufer und Zigarrenhändler mit seltenem Eifer anbietet, ist ei Beispiel für die Art, in der die Mode echte Lebensregungen verwandelt. Der Roman ha unbestreitbar gute Kapitel: so den Anfang, der das Sterben im Lazarett schildert, die Heim kehr des Urlaubers in die fremd gewordene Heimat — aber er lebt doch (und das ist da Modische) von der Tendenz. Diese Tendenz, natürlich gegen den Krieg gerichtet, verleugne ihn so weit, daß sie sich nicht an Ort und Zeit, ja überhaupt kaum an die Geschichte bindet — eine fast exotische Widernatürlichkeit, nur dadurch erklärlich, daß der Verfasser das Schicksal hafte des Weltbrandes, den Gegensatz der Völker, ja das eigentlich Kriegerische des Krieges also sein Wesen, überhaupt nicht sieht. Der Krieg ist ihm, wie dem Gymnasiasten die Schulzeit, eine unangenehme Unterbrechung der Friedensferien. Und dieser schülerhafte Zug geht soweit, daß ein früherer Lehrer, der nun plötzlich in der Front auftaucht, mi allen Mitteln feldwebeliger Schikane verfolgt wird. Das Wesen des Krieges ist dem Dichter so wenig aufgegangen, daß er an einer bezeichnenden Stelle zum „Hunnen" wird, an der ein echter Frontsoldat rein menschlich gehandelt hätte: Ein Franzose und ein Deutscher werden nach einem wirren Gefecht in einen Granattrichter zwischen den Fronten ver schlagen. Das ist hundertmal vorgekommen, und jedesmal hat ritterliche Kameradschaft in solchen Fällen über starres Gesetz gesiegt. Man betrachtete sich, bot sich vielleicht verleger eine Zigarette an — c'est la guerre — und verrollte sich dann wieder in seinen Graben. Remarque aber läßt in einem langwierigen Gedankengang den Franzosen von dem Deutschen erstochen werden, im Dunkel einer tierischen Aufwallung, ohne Angebot der Gefangen nahme, wozu sich auch ein Berserker verstanden hätte. Das ist ein literarischer Zug, ebenso wirklichkeitsfremd, wie an anderer Stelle die malerische Anhäufung von Greueln, die der Verfasser manchmal seitenlang bukettiert, vielleicht in Anlehnung an Kriegsgemälde von Otto Dix, vielleicht als zierliche Zusammenfassung mündlicher Berichte, jedenfalls aber aus zweiter Hand. Und das liebt die Masse.

Anders ist es nicht zu verstehen, daß das wahrhaftige Gegenstück zu Remarques Impro visationen, das Buch „Krieg" von Ludwig Renn (Frankfurter Sozietätsdruckerei) das Remarquesche Buch noch nicht überholt hat. Freilich, es wird länger leben, denn es ist

[1]) Vgl. im Oktoberheft 1926 unsere Notiz über ein Preisausschreiben des Verlags S. Fischer, in dem soldatische Erlebnisse aus dem Weltkrieg ausgeschlossen waren.

jeder Zeile original. Was dort flüssig ist, wurde hier feste, unwiderruflich geprägte Letter. as dort Sentiment, zuweilen Ressentiment ist, wurde hier harte, männliche Askese. ie gut weiß Renn zu schildern, wie mächtig zu ergreifen, indem er schweigt! So hat das uch den Zauber soldatischer Keuschheit und es würde viel eher den Titel eines „Denkmals s unbekannten Soldaten" verdienen als das sehr private Werk Remarques. Es strebt nach r Gerechtigkeit, worauf Remarque verzichtet; es ist in seiner Härte tendenzlos, und darum ird es dauern.

Martin Beradts „Schipper an der Front" (S. Fischer Verlag) wurde schon 16 geschrieben und erschien 1919 fast unbeachtet in kleiner Auflage. Jetzt schwimmt es von uem auf der großen Welle. Beradt ist kühler Beobachter jener seltsam gemischten rmationen von Front-Untauglichen, die zum Arbeitsdienst verwandt wurden. Er ildert Töpfer, Zigeuner, Polen, Roßschlächter, Steinsetzer, Professoren, alle ein wenig liert und eigenlebig, alle in ihre zivilen Eigenschaften und Leidenschaften verstrickt, raus dann im Zusammenleben ein merkwürdiges, oft groteskes soziologisches Gebilde tsteht. Der Verfasser verleugnet indessen trotz seiner grundsätzlichen Kriegsgegnerschaft ht die Ehrfurcht vor der Front. Sein Besuch im ersten Graben gehört zum Schönsten, s über das mythische Bild des Schützengrabens geschrieben wurde. Störend wirken zu- ilen die Mischungen von Naivität und Preziösentum in der Sprache.

Im Gegensatz dazu ist Wilhelm Schreiners „Der Tod von Ypern" das Werk eines hrhaft Ergriffenen (Oranien-Verlag, Herborn). Der Verfasser ist nicht nur Soldat, ist auch Schriftsteller von solch veräfteter Einfühlungskraft, daß die Gesichter der jungen eiwilligen, die im Oktober 1914 in die flandrische Bresche geworfen wurden, mit unheim- er Lebendigkeit vorüberziehen. Er ist am tiefsten in die Seele des jungen Studenten gedrungen und weiß in unerhörter Spannung die tatsächlichen Ereignisse vor und hinter den Fronten (wozu auch die späteren Flandernschlachten treten) zu einem wuchtigen, ner ergreifenden Gemälde zu formen. Ja, so war es!

Der Verlag Koehler und Amelang, Leipzig, bringt zwei Kriegsbücher. Da ist zunächst org Grabenhorst mit seinem „Fahnenjunker Volkenborn". Es ist das Schicksal es dichterisch gestimmten Achtzehnjährigen, der als reines Kind in den Krieg zieht und ier schweren Wehen heranreift. Eine zarte Liebesgeschichte ist in die Entwicklung ge- chten. Von großer Schlichtheit ist Gerhard Siegerts „Kriegstagebuch eines htkanoniers" (ebenda erschienen). Hier schrieb ein Mann aus dem Volke sein Kriegs- bnis in seiner Sprache — und das ist die Sprache des Feldheeres von 1914. Zwar, es nur eine Episode aus dem großen Kriege, dieser Ausschnitt aus dem Anfang, aber wie aft, wahr, unabsichtlich ist alles geschildert: die Aufregung der Kämpfe, das Stillhalten Feuer, die Vernichtung einer französischen Batterie, die Abwehr eines feindlichen enjägerangriffs — das sind lauter einzelne Balladen, volkstümlich, stark und absolut r. Wir sollten mehr solcher Bücher von unverbildeten Soldaten haben. Sie sagen uns entliches.

ie Reihe sei geschlossen mit dem Roman „Das schwarze Schicksal" von Walter mnitz (Verlag Deutscher Wille). Er beginnt so: „Eine Nacht, sternenleer, trostlos und von angstgeschwängerten Windstößen durchschüttelt, sank mit schauervollem Schweigen ." und etwas später schließt ein Absatz so: „Aber ohne darüber in Gram zu sinken, nahm winziges erdfahles Gesicht mit den so schönen sanften blauen Augen einen ergreifenden druck von Schwermut, von stiller demütiger Ergebenheit in ein unabwendbares Ge- an." So wirkt sich durch die harte Handlung des Krieges, von dem einige Szenen lichkeitstreu gestaltet sind, die unebenbürtige Phrase und macht das Werk zweifelhaft. enn und Schreiner — die beiden Bücher sind ein Gewinn. Doch wird noch viel Zeit ehen, bis der große, vom Völkerschicksal durchwehte Kriegsroman des deutschen Volkes haffen werden wird. Bisher haben wir nur Ausschnitte.

München. Josef Magnus Wehner.

Neuerscheinungen

Eine meisterhafte Biographie Theodor Fontanes legt als 75. Band der Sammlu „Geisteshelden" (A. Ziemsen Verlag, Wittenberg) Heinrich Spiero vor, dem wir d schöne Darstellung Wilhelm Raabes in der nämlichen Sammlung verdanken. Ließ sch das Fontane gewidmete Kapitel in Spieros Essay-Sammlung „Deutsche Köpfe" (Er Hofmann & Co., Darmstadt) eine besondere Vertrautheit des Verfassers mit seinem Gege stand erkennen, so wirkt diese Biographie in ihrem Aufbau, ihrer Ausgeglichenheit, ihr liebevollen Feinheit wie eine jener Darstellungen, die sich in Fontanes autobiographisch Schriften zahlreich finden. Es gibt wenige neuere Biographien, die sich so angeneh lesen. Auf 300 Seiten erhalten wir ein Bild von Fontanes Leben und Dichten, das a Einführung in seine Werke, wie als Ergänzung zu ihnen gleich wertvoll ist. Der Pre (Ganzleinen 10 M.) ist angesichts der Ausstattung nicht zu hoch. In diesem Zusammenhange auch der Lebenserinnerungen gedacht, die Heinrich Spiero im Volksverband der Büche freunde herausgab: „Schicksal und Anteil". Den Freund der Literatur werden v allem die Seiten interessieren, die Raabe, Liliencron, Heyse gewidmet sind; Spiero zu allen dreien in nahe Beziehungen getreten. Aber das sieben Seiten umfassende Name verzeichnis beweist, wie groß der Kreis interessanter Persönlichkeiten ist, durch den Spier Lebenswerk geführt hat. Unstreitig von den Memoiren der letzten Zeit eines der lesen wertesten Bücher. Der Band ist, wie alle Bücher des Volksverbands, sehr gut ausgestatte

Erziehungsprobleme der Gegenwart. Ein pädagogisches Lesebuch, ausgewäh und herausgegeben von Wilhelm Albert (Verlag Albert Langen, Ganzleinen 3 M. Dieses Lesebuch ist bemerkenswert vielseitig, darum liest es sich wirklich mit Interess Alle Richtungen kommen zu Wort. Um nur einige Namen und Themen zu nennen: Ot Rühle, Das proletarische Kind; Walter Hoffmann, Frühformen der Pubertät; Osk Pfister, Die Anwendung der psychoanalytischen Erziehung; Hermann Lietz, Das Lan waisenhaus an der Ilse; Eduard Spranger, Berufsbildung; Wilhelm Stapel, Erziehu und Organisation; Paul Östreich, So geht es nicht! Hans Blüher, Über Wyneken; Geo Kerschensteiner, Das Spezifikum des Erziehers; Werner Sombart, Führertum; Ma Scheler, Demut und Stolz; Oswald Spengler, Zucht oder Bildung?; Ernst Bertram, D Deutsche ist nicht, er wird; Richard Benz, Deutsche Bildung. Auch die konservative Rich bung ist durch Lindworsky S. J., v. Dunin-Borkowski S. J., Fr. W. Foerster u. a. g vertreten. Der Band ist durchaus nicht nur Erzieher von Fach, er wendet sich an alle G tildeten, die gegen eines der wichtigsten Zeitprobleme nicht vollkommen blind sind. Es ist ei vortreffliches Seitenstück zu dem im gleichen Verlag erschienen Lesebuch „Der arbeitend Mensch in der erzählenden Literatur."

Warwick Deeping: Der Schicksalshof. Roman. Grethlein & Co. Ganzleine 9 M. Deeping ist vor zwei Jahren durch „Hauptmann Sorell und sein Sohn" auch i Deutschland bekannt geworden: ein männliches Buch, das den mühsamen Aufstieg eine ehemaligen Offiziers und seinen Kampf um die Zukunft seines Sohnes schildert. Man h ihn mit Dickens verglichen, ein Vergleich, der beiden Teilen nicht gerecht wird: Dicken ist weicher, phantastischer, humorvoller, Deeping straffer, stählerner. Auch sein „Schicksalshof ist ausgezeichnet geschrieben (und gut übersetzt!), die Handlung spannend bis zum Schluss Es ist die Geschichte zweier Herzen, die sich erst finden, nachdem jedes eine andere Ehe ein gegangen ist, welche beide durch den Tod gelöst werden. Trotzdem die Handlung zum Te im High-Life spielt, eine Absage an den Mammon, eine Verherrlichung des einfachen Leben der Arbeit und Pflicht. Es ist ein gutes Zeichen für England, wenn solch kerngesunde Büche drüben einen großen Erfolg finden.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 22. Mai 1929
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübsche in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Nieser bei Pforzheim.

Die Minderheitenfrage

Die nationalen Minderheiten im Nachkriegseuropa umfassen mehr als 40 Millionen Menschen. Das heißt, die Zahl dieser Minderheiten ist größer als die Einwohnerzahl von Frankreich oder Italien, etwa ebenso groß wie die von England, Schottland und Wales zusammen, doppelt so groß wie die von Spanien. Diese Zahl allein zeigt die Bedeutung, welche die Minderheitenfrage heute für Europa besitzt. Sie ist eine der sichtbarsten Wunden des gegenwärtigen Zustandes, eines der unbestreitbarsten Anzeichen für die Ungerechtigkeit der Verträge, auf welchen die heutige Ordnung unseres Erdteils beruht. In Wilsons Rede vom 27. September 1918, welche im Namen der V. St. die Grundsätze für den Frieden festlegte, lauteten die beiden ersten Punkte:

„Erstens: Die unparteiische Gerechtigkeit, die zugemessen wird, darf keine Unterscheidung zwischen denen mit sich bringen, denen gegenüber wir gerecht zu sein wünschen, und jenen, denen gegenüber wir nicht gerecht zu sein wünschen. Es muß eine Gerechtigkeit sein, die keine Begünstigungen und keine Abstufungen kennt, sondern nur die gleichen Rechte der beteiligten Völker. Zweitens: Kein besonderes, abgesondertes Interesse irgend einer einzelnen Nation oder irgend einer Gruppe von Nationen kann zur Grundlage irgend eines Teiles des Abkommens gemacht werden, wenn es sich nicht mit dem gemeinsamen Interesse aller verträgt."

Das tatsächliche Ergebnis des sogenannten Friedens aber waren diese über 40 Millionen nationale Minderheiten, denen die zugesagte unparteiische Gerechtigkeit versagt und die anstatt dessen den „besonderen, abgesonderten Interessen" anderer Nationen geopfert wurden. Diese 40 Millionen entrechteter Menschen bilden, wie der heutige englische Premierminister Ramsay Macdonald kürzlich ausführte, ein gefährliches und berechtigtes Element der Unruhe und künftiger Erschütterungen in Europa.

Die Schöpfer der Diktate, welche den Weltkrieg beendigten, haben diese Gefahr nicht erkannt. Aber ihr leitender Wille war, die Besiegten zu schwächen und ihre eigene Macht und die ihrer Vasallen zu stärken. Aus diesem Grund wurde das Versprechen des Selbstbestimmungsrechts für die Besiegten gebrochen, wurde die von Wilson noch beantragte gleichmäßige Sicherung der Minderheiten auch in den Siegerstaaten vereitelt, aus diesem Grund wurden auch die festgesetzten Rechte der Minderheiten so kraftlos gehalten, daß sie ohne Schwierigkeit, offen und heimlich, mit Füßen getreten werden konnten, aus diesem Grund wurde der Rechtsweg für die Minderheiten beim Völkerbund so umständlich und schikanös gestaltet, daß ein wirksamer Schutz unmöglich ist. Das Leid und die Bedrückung, welche diese 40 Millionen Menschen seit zehn Jahren im Nachkriegseuropa erdulden, ist eine der schwersten Anklagen gegen diejenigen, die es begründet haben und aufrecht erhalten.

Von diesen 40 Millionen nationalen Minderheiten gehört der verhältnismäßig größte Teil, 12—13 Millionen, dem deutschen Volke an. Unter ihnen sind keineswegs nur abgetrennte Volkssplitter, die mehr oder minder fern von der Grenze unseres geschlossenen Volkstums wohnen, sondern der weitaus größere Teil von ihnen wohnt im unmittelbaren Anschluß an das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet in Mitteleuropa und ist gewaltsam von ihm getrennt. In diesen Zahlen und in dieser Lage liegt die ganz besondere Stellung, welche Deutschland zum Minderheitenproblem und seiner Lösung einnimmt: es ist eine Lebensfrage des Deutschtums. Es hat gar keinen Sinn, daraus ein Hehl machen zu wollen, denn alle diejenigen, auf welche es ankommt, wissen es längst und rechnen damit, und der einzige, der durch das Leisetreten im Dunkel gehalten wird, ist das deutsche Volk selbst, um dessen Leben es geht. Die Minderheitenfrage ist für ganz Europa eine Frage des Rechtes und der Gerechtigkeit; für das deutsche Volk aber ist sie auch eine Frage des bloßen Daseins. Wenn es den Kampf um das Recht und die Gerechtigkeit in dieser Frage aufgibt, so hat es sich selbst aufgegeben.

K. A. v. M.

Völkerbund und Völkerfreiheit

Von Kurt Trampler in München

Zwangsläufigkeit und Wortbruch haben verhindert, daß die nationale Frage in Versailles beantwortet wurde. Nach den Zielpunkten Wilsons sollte die Organisation Europas in Form von Nationalstaaten westlich-demokratischer Prägung das Ergebnis von Versailles sein. Staatsgrenzen und Volksgrenzen sollten sich decken. Darin sah der amerikanische Präsident die stärkste Garantie eines dauerhaften Friedens.

Nur schlechte Kenntnis der europäischen Verhältnisse konnte solche Hoffnung wecken. Schon die Zwangsläufigkeiten mußten ihre Erfüllung verhindern: Ein Blick auf die Siedlungskarte Europas mußte lehren, daß sich das nationalstaatliche Prinzip im nahen Osten Europas unmöglich verwirklichen läßt. In hart umkämpfter Geschichte haben sich die Volksgrenzen in räumlich nicht abgeschlossenen Gebieten verzahnt und verzackt, vorgeschobene Volkstumsinseln haben den Springfluten fremdnationaler Eroberer standgehalten, die allen umliegenden Volksboden hinweggeschwemmt haben, wie von einer säenden Hand über den ganzen Osten hingestreut liegen die Siedlungen der Nachkommen deutscher Kolonisten, die meist von fremden Herrschern als Lehrmeister der Kultur ins Land gerufen waren. Kaum von der Kunst des Kartographen erfaßbar, findet sich in ganz Osteuropa ein volksbewußtes Judentum, das zäh am alten Brauch festhält. In diese buntscheckige Karte erwachter Völker Grenzlinien zu zeichnen, die geschlossenen Völkern geschlossene Staaten geben, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Zwangsläufigkeit geht so weit, daß, — wie Abg. Hasselblatt berechnete — wenn man jeder Minderheit von nur 500000 geschlossen wohnenden Volksangehörigen, die nicht unmittelbar an den „zuständigen" Nationalstaat grenzt, einen eigenen Staat geben würde, die Zahl der Angehörigen der nationalen Minderheiten Europas nicht unter 25 Millionen herabzudrücken wäre.

Zur Zwangsläufigkeit tritt der Wortbruch. Dem Vorfriedensvertrag auf Grund der Wilson-Punkte entsprechend hätte man geschlossen siedelnden Völkern zumindest den Nationalstaat nicht vorenthalten dürfen. Man hat ihn den Unterlegenen verweigert, um die Macht der Sieger und ihrer im Osten neugeschaffenen Trabanten durch die Stücke, die man aus dem Volkskörper der Besiegten gerissen hat, zu vermehren. Während Polen, Serben, Tschechen, Franzosen, Italiener, Rumänen, Letten, Esten usw. fast zu 100 v. H. in ihren eigenen Staaten leben, sind allein von dem geschlossenen deutschen Volksblock in Mitteleuropa etwa 13 Millionen an der staatlichen Einigung im Reich gehindert, und dasselbe Schicksal teilen etwa 2,5 Millionen Ungarn, 4 Millionen Ukrainer usw.

Nach einer zuverlässigen Zählung gehören in folgenden Staaten nur folgende Hundertsätze der Bevölkerung dem Staatsvolk an:

Tschechoslowakei	48 v. H.	(also eigentlich das Staatsvolk die Minderheit!)
Jugoslawien . .	50 „	(als Staatsvolk nur die Serben gerechnet)
Polen	60 „	
Litauen	74 „	
Rumänien . . .	75 „	
Lettland	78 „	
Estland	88 „	
Frankreich . . .	90 „	

Diese Statistik zeigt klar, daß der Nationalstaat nicht erreicht ist. Von diesen Fehlerquellen sind die, die das Bestehen von etwa 25 Millionen nationaler Minderheiten begründen, zwangsläufig; dagegen sind die, die diese Ziffer auf mehr als 40 Millionen anwachsen lassen, auf den Bruch des Vorfriedensvertrages zurückzuführen, und gerade diese mehr als 15 Millionen umfassen die für den Frieden Europas besonders gefährlichen

Grenzminderheiten. Mit Ausnahme der Annexion Südtirols und Istriens durch Italien ist die neue und ungerechte Grenzziehung in Europa das Werk Frankreichs, das, soweit die Annexionen ihm nicht unmittelbar zugute kamen, sich durch dieses Entgegenkommen gegenüber den neugegründeten Staaten eine Gefolgschaft im Osten Europas sichern wollte, die das besiegte deutsche Volk teils in diesen Staaten bindet, teils das Deutsche Reich und Österreich mit einem undurchbrechbaren Ring feindlicher Staaten umgibt. Frankreich hat seine Politik durch diese Grenzziehung für einen weiteren Zeitraum berechnet, als die zeitliche Reichweite der Dankbarkeit von befreiten Völkern ihn spannt. Durch möglichst ungerechte Behandlung des Nationalitätenproblems sollten die Grenzen der neuen Staaten von allen Seiten ständig gefährdet sein, so daß diese kleinen Mächte ständig der Anlehnung an eine Militärmacht bedürfen, selbst wenn ihre innere Freundschaft für den französischen Partner nachlassen sollte. Hält man diese Tatsache damit zusammen, daß die britische Hauptstadt in der Reichweite französischer Geschütze liegt, so muß man sagen, daß Clemenceau es wohl verstanden hat, Frankreichs Hegemonie mit einem Schutzwall zu umgeben, dessen einziger machtpolitisch wunder Punkt vielleicht die Zusammenarbeit Italiens mit den östlichen Besiegten Ungarn und Bulgarien ist. In der geistigen Konzeption des Nationalstaates westlich-demokratischer Prägung, wie sie Frankreich auf seine Trabanten übertragen hat, stört auch diese italienische Politik Frankreichs Kreise wenig. In bezug auf die imperialistische Nationalstaatspolitik ist die Diktatur des starken Mannes ein Widerpart der Diktatur des nationalistischen Mehrheitswillens. Die Überspannung der nationalistischen Leidenschaft im faschistischen Staat ist dem Leben mehrerer organischer Volkspersönlichkeiten innerhalb eines Staates ebenso feindlich, wie die Idee des westlich-demokratischen Staates, der mit seiner Rechtsgestaltung durch den Willen der diktatorischen d. v. H. der Staatsbevölkerung danach strebt, die Fiktion des Nationalstaates durch formell im Recht bestehende Unterdrückungsgesetze allmählich zur zwangsbegründeten Wirklichkeit zu machen.

Die Kriegsgefahren, die aus dieser Behandlung des Nationalitätenproblems entstehen, sind den Verfassern des Versailler Diktates nicht unbekannt gewesen. Wilson sah sie voraus und versuchte ihnen durch die Einführung eines für alle Völkerbundsmitglieder verbindlichen Minderheitenschutzes zu begegnen, der im 3. Wilson-Entwurf der Völkerbundssatzung enthalten ist und gegenüber der heutigen Regelung vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus sicher viele Vorteile gehabt hätte. Frankreich verstand es, den Minderheitenschutz aus der Völkerbundssatzung herauszulösen und den zwischen ihm und Wilson entstandenen Kompromiß seinen Zielen dienstbar zu machen. Zunächst löste es sich — und damit auch die übrigen Westmächte — aus der Verpflichtung zum Minderheitenschutz heraus. Damit entsteht die Zweiteilung der Staaten Europas in solche, die die Ausübung ihrer Souveränität gegenüber den Minderheiten von einer Schutzverpflichtung abhängig machen müssen, und solche, die keinerlei international bindende Verpflichtungen in dieser Hinsicht haben. In dieser räumlichen Unzulänglichkeit des Minderheitenschutzes liegt der Kreis für die gebundenen Staaten, nur die unterste Grenze an Minderheitenschutz zu gewähren, die sie ohne ernstliche Schädigungen ihrer Außenpolitik vertreten können. Damit sind diese Staaten aber auch in ihrer Minderheitenpolitik wenigstens so stark gebunden, daß sie ohne Frankreichs Duldung keine direkt zum Kriege führende Minderheitenpolitik betreiben können. Frankreich kann also die Unsicherheit Osteuropas durch die ungerechte Regelung der Nationalitätenfrage so sehr aufrechterhalten, daß die neuen Staaten seine Militärgarantie für ihren Bestand nicht entbehren wollen, und kann andererseits durch die Völkerbundsgarantie für den sog. Minderheitenschutz den Brand so weit dämpfen, daß es allen ihm unbequemen Ausbruch kriegerischer Verwicklungen, die sein Europa gefährden, hinhalten kann. In letzterem Punkte allerdings zeigt sich heute schon, daß Frankreichs Berechnungen trügerisch sein können. Denn es kann nicht mit Maschinen rechnen, sondern es handelt sich um leidenschaftliche und national überempfindliche Völker in diesem Spiel.

= Geltungsbereich des Minderheitenvertrages vom 28. Juni 1919 und der analogen Verträge.
= Geltungsbereich eines eingeschränkten Minderheitenrechts unter Anlehnung an den Minderheitenvertrag vom 28. Juni 1919.
= Geltungsbereich der estländischen Kulturautonomie.
= Geltungsbereich des innerstaatl. lettländischen Minderheitenrechts.
= Geltungsbereich des innerstaatlichen deutschen Minderheitenrechts.
= Geltungsbereich des innerstaatlichen dänischen Minderheitenrechts.
= Geltungsbereich des deutsch-polnischen Oberschlesienabkommens.

Zu dieser Berechnung tritt nun noch der für das imperialistische Europa bestehende rtum über die Begriffe „Volk" und „Bevölkerung", „Volk" und „Staat"[1]).

So ist es nicht verwunderlich, wenn das System des Minderheitenschutzes, das in Versailles zustandekam und später vom Völkerbund in seiner Anwendbarkeit näher bestimmt irde, eher den Charakter eines Tierschutzes als den eines menschenwürdigen Rechtsstandes für das Leben nationaler Gemeinschaften trägt. Trotz mancher Widerlegungen noch heute die französische Auslegung dieses „Rechtes" die, daß der Minderheitenschutz zu diene, die allmähliche Aufsaugung der Minderheitenvölker durch die Mehrheitsvölker erleichtern, daß das Minderheitenrecht also ein, wenn auch vielleicht auf Generationen rechnetes Übergangsrecht bis zur Assimilierung darstellen soll. Daß die Staaten die öglichkeit haben, den Minderheitenschutz in diesem Sinne auszulegen, und davon, soweit ankreichs Einfluß reicht, auch Gebrauch gemacht haben, geht aus den einzelnen Bestimngen der Minderheitenverträge hervor, die teils in den Friedensverträgen verankert, ls durch Vereinbarungen zwischen den Alliierten und Assoziierten Hauptmächten und n neugegründeten Staaten in Geltung gesetzt wurden.

In dem Mustervertrag (mit Polen) ist bestimmt:

Als Staatsgrundgesetz, gegen das kein anderes gegenwärtiges oder zukünftiges Gesetz Geltung nspruchen kann, gelten folgende Schutzbestimmungen:

Umfassender Schutz des Lebens und der Freiheit der Minderheitsangehörigen und Freiheit Betätigung des (nationalen) Bekenntnisses, Gleichheit vor dem Gesetz, gleiche bürgerliche und tsbürgerliche Rechte, keine wirtschaftliche Schädigung, keine Beschränkung des Gebrauches der tterssprache in den persönlichen und wirtschaftlichen Beziehungen, in der Presse, bei Veröffentungen jeder Art und in öffentlichen Versammlungen. Angemessene Erleichterungen für den brauch der Muttersprache im Verkehr mit Behörden, vor allem vor den Gerichten. Insbesondere en die Minderheitsangehörigen gleichberechtigt sein bei der Errichtung von sozialen und religiösen richtungen, von Schulen und anderen Erziehungsanstalten auf ihre Kosten und bei der Leitung Beaufsichtigung dieser Anstalten ohne Beschränkung der Muttersprache.

Nicht als Staatsgrundgesetz, aber immerhin als Vertragspflicht gilt für Teile der Minderheiten ete die Bestimmung, daß bei einem gewissen Hundertsatz von Minderheitsangehörigen in m Ort eine staatliche Minderheitenschule errichtet werden muß, in der den Kindern der Minderangehörigen in ihrer Muttersprache Unterricht erteilt wird.

Die Ausführung dieser Minderheitenverträge soll nun durch den Rat des Völkerbundes ntiert werden und die gebundenen Staaten müssen anerkennen:

1. daß die Verträge Verpflichtungen von internationalem Interesse begründen und
2. daß auf Antrag eines Mitgliedes des Völkerbundsrates der Völkerbund berechtigt und verpflichtet ist, den Fall zu prüfen, und daß er das Recht hat, die Maßnahmen — u. U. unter Übertragung der Entscheidung an den Ständigen Internationalen Gerichtshof im Haag — zu ergreifen, die notwendig sind, um dem gefährdeten oder gebrochenen Recht zur Verwirklichung zu verhelfen.

Die räumliche Unzulänglichkeit dieser Rechtsbestimmungen wird noch klarer durch die achtung der beigefügten Karte, aus der zu ersehen ist, wie sich der Geltungsbereich Minderheitenverträge verteilt.

Auch das System dieser Verträge leidet aber an den schwersten Mängeln. Man kann es ein charitatives, nur Gnade, aber nicht Rechte begründendes bezeichnen. Denn einer ist die Kulturpflege der Minderheitenkultur, besonders in den Staatsschulen, dem t und nicht der Minderheit überlassen, ganz abgesehen davon, daß eine ungenaue immung der Rechte so leicht eine Umgehung der Verträge ermöglicht, daß ihre Aus ng fast zur reinen Gnade wird. Außerdem hat aber die Minderheit, die nur Objekt , statt Rechtssubjekt zu werden, keine aktive Klagelegitimation, wenn ihr Recht ver wird. Sie kann wohl unter gewissen Bedingungen Beschwerden an den Völkerbund

[1]) Vgl. darüber mein Buch „Staaten und nationale Gemeinschaften" (R. Oldenbourg, München).

richten. Diese müssen aber nur dann behandelt werden, wenn ein Ratsmitglied der Minde heit die willkürliche Gnade gewährt, die Behandlung zu beantragen. Das ist kein Syste der Freiheit, sondern ein System gemäßigter Sklaverei.

Kaum eines der festgesetzten Rechte ist in den zehn Jahren des Bestehens der Minderheite verträge nicht gebrochen worden. Teils setzen sich die Staaten offen über die Verträ hinweg, teils benutzen sie die Lücken im Gesetz, um sich ihren Verpflichtungen zu entziehe Durch geschickte räumliche Einteilung der Wahlkreise wurde eine dem Verhältnis der B völkerung entsprechende Vertretung der Minderheiten in den gesetzgebenden Körpe schaften des Staates verhindert, durch Gesetze die formell für alle Staatsbürger gelte die aber nur gegenüber den Angehörigen nationaler Minderheiten angewendet wurde wurden die Minderheiten aufs schwerste geschädigt. So erließ man Bodenreformgeset enteignete aber nur den Boden der Minderheitsangehörigen, so machte man die Z lassung zahlreicher Berufe von Konzessionen und Prüfungen abhängig. Jene erteil man nur an Angehörige des Staatsvolkes, für diese verlangte man Kenntnisse, besonde hinsichtlich der Ablage der Prüfung in der Staatssprache, die von den Minderheitenang hörigen nicht zu erbringen sind. Die privaten Schulen, die formell bestehen dürfen, en wertete man dadurch, daß man von den Schülern Ablage der Prüfungen vor Staat behörden in der Staatssprache forderte. Schließlich unterrichtete man in den staatlich Minderheitenschulen, die viel zu spärlich errichtet wurden, durch Angehörige des Staat volkes, die zur Not die Muttersprache der Minderheit beherrschen, nur teilweise in d Muttersprache und erteilte auch diesen muttersprachlichen Unterricht in einem Sinne, d der Minderheitenkultur gerade zuwiderläuft.

Die Folge der zahlreichen Rechtsbrüche und Schleichwege ums Recht ist eine stets a wachsende Erbitterung unter den 40 Millionen Menschen, die ihnen ausgesetzt sind. Staat verdrossenheit ist allerorten festzustellen, und in Attentaten, gewaltsam beeinflußten Pr zessen, in denen die verurteilten Freiheitskämpfer zu moralischen Siegern werden, in d Trauerfahnen, die an Staatsfeiertagen in ganzen Städten von den Häusern mit geschl senen Läden wehen, in all diesen Anzeichen eines sich aufbäumenden Freiheitswille könnte der weitschauende Politiker die schweren Sturmzeichen eines kommenden Krieg erkennen. Der Weg nach Sarajewo ist nicht mehr weit.

Welche Stellung hat nun der Völkerbund gegenüber dieser Entwicklung, der durch d Wirksamkeit seiner Garantie hätte vorbeugen müssen, eingenommen? Ich kann die Etapp der Völkerbundsarbeit hier nicht im einzelnen verfolgen und muß mich deshalb darauf b schränken, das gegenwärtig vorliegende Ergebnis einer Entwicklung zu kennzeichnen, d eine Rechtsverschlechterung nach der anderen gebracht hat. Es ist ein geschichtliches Ve dienst des deutschen Außenministers Dr. Stresemann, daß er durch seine bemerkenswer Rede und seine Anträge auf den letzten Völkerbundsrats-Tagungen die Mängel sichtb gemacht und die notwendigen Warnungen ausgesprochen hat. Die deutlichere Erkennba keit der Mißwirtschaft des Völkerbundes und die Durchkreuzung der vollständig geheim Ausführung der Rechtsverleugnung durch diese diplomatische Staatenbörse ist wohl au der einzige Vorteil der Madrider Verhandlungen im Juni dieses Jahres.

Praktisch ist das Verfahren, das der Völkerbund einschlägt, wenn eine Minderheit u Behandlung einer ihrer Beschwerden bittet, ein grotesker und schuldhafter Unsin Der Weg, den eine solche Eingabe nimmt, ist folgender:

Die Eingabe der Minderheit oder eines nicht dem Völkerbundsrat angehörend Staates, die den vertraglichen und der Garantie des Völkerbundes unterliegenden Minde heitenschutz zum Gegenstand hat und zahlreichen Zulässigkeitsvoraussetzungen genüg muß (d. s.: keine Bitte um Veränderung der Staatszugehörigkeit, keine anonymen A zeigen, keine mangelhafte Quellenangabe, keine beleidigende Form der Beschwerde, kei Beschwerde, deren Inhalt bereits Gegenstand eines ordentlichen Verfahrens war) wi

m Generalsekretariat des Völkerbundes vorgelegt. Das Generalsekretariat prüft zu-
chst die Zulässigkeit der Beschwerde, wobei seiner subjektiven Auffassung weiter Be-
tigungsraum offengelassen ist. Nimmt das Generalsekretariat die Zuständigkeit an,
teilt es die Eingabe dem Staat mit, gegen den sich die Eingabe richtet. Dieser Staat
m zunächst die Zulässigkeit verneinen. In diesem Fall muß die Zulässigkeit vom Rats-
äsidenten und u. U. sogar vom ganzen Rat geprüft werden. Weiter kann der Staat
hlichen Widerspruch anmelden, wofür ihm Fristen zu Gebote stehen, während derer er
e Künste der Beeinflussung der Antragsteller spielen lassen kann. Bisher wurde die
schwerde, wenn sie diese Hindernisse überwunden hatte, von dem berüchtigten Dreier-
sschuß behandelt, der fast alle Minderheitenbeschwerden als gegenstandslos beiseite
schoben hat. Nach den Madrider Beschlüssen wird anstelle dieses Dreierausschusses
i Fünferausschuß treten, der aber mit allen Fehlern seines Vorgängers belastet ist:
on der Mitwirkung in ihm sind folgende Staaten ausgeschlossen: Der Staat, gegen den
h die Beschwerde richtet, und jeder Staat, der ihm benachbart ist; ferner jeder Staat,
dem die Bevölkerungsmehrheit dem gleichen Volk angehört, zu dem sich die beschwerde-
hrende Minderheit bekennt. Damit können, da die meisten Minderheitenbeschwerden
nahen Osteuropa entstehen, für solche Minderheitenbeschwerden fast nur außereuro-
ische Mächte und Angehörige der europäischen Westmächte zuständig sein. In den meisten
llen wird ein französisches Übergewicht gesichert sein. Bisher hat dieser „Vorbehand-
ngsausschuß" alle Minderheitenbeschwerden kurzerhand in den Papierkorb werfen
nnen. Das ist durch die Madrider Beschlüsse nicht mehr möglich: Kommt die Beschwerde
ht an den ganzen Rat, so muß den einzelnen Ratsmitgliedern das abgelehnte Material
tgeteilt werden. Das ist vielleicht der einzige empfindliche Stoß, den die französische
inderheitenpolitik erlitten hat, und zugleich der Beginn einer schweren, aber hohen Auf-
be für die deutsche, denn es entsteht so eine Mitwisserschaft Deutschlands an der Politik
s „Vorbehandlungsausschusses". Als Vorkämpfer für ein neues Europa muß sich aber
utschland der Verpflichtung bewußt sein, gegen den Fünferausschuß die Behandlung
fordern, wenn die Ablehnung rechtswidrig ist. Gelangt nun eine Beschwerde über den
nferausschuß an den Rat, so kann dieser endgültig entscheiden oder die Entscheidung dem
ndigen internationalen Gerichtshof übertragen. Tausende von berechtigten Minderheiten-
chwerden sind bisher vom Völkerbund unbehandelt abgelehnt worden auf Grund dieses
rfahrens.

So die heutige Lage! Die Beteiligung der Minderheiten am Verfahren, ein vollbe-
ter, ständiger Minderheitenausschuß, wie die weiteren deutschen Forderungen waren,
d abgelehnt, der Geist des Minderheitenschutzes ist nicht geändert, die Aussichten für
en Umschwung der Meinung im Völkerbundsrat sind gering. Die Gnade entscheidet
h wie vor anstatt des Rechts und selbst wohlwollendste Staaten — und wir fürchten,
s auch Deutschland oft dieser Schwierigkeit ausgesetzt sein wird — können die Gnade
s Vorkämpfertums für verbrieftes Recht oftmals nicht gewähren, ohne ihre Außenpolitik
n schwersten Druck der machtpolitisch starken Minderheitenfeinde auszusetzen. Der
lkerbund hat in der Minderheitenfrage, und zwar zum größten Teil durchaus schuldhaft,
sagt und gegen den Frieden Europas und die Freiheit der Völker gehandelt.

Nicht versagt hat er allerdings im Sinne Frankreichs. Er hat sich als gefälliger Diener
französischer Politik erwiesen. Frankreich konnte unter dem geschickt hergestellten
Friedensschild des Völkerbundes seine Politik der Statik des Europa der Pariser Friedens-
verträge führen. Die Statik dieses ungerechten und ungesunden Baues, der mit den Bajo-
netten Frankreichs und der scheinbar seinem Schicksal verknüpften Völker gestützt wird,
bedeutet aber nichts anderes, als die Erhaltung einer der Leistung und tatsächlichen Gel-
tungsmöglichkeit Frankreichs nicht entsprechenden Vormachtstellung Frankreichs und des
wirklich-demokratischen Staatsgedankens.

Demgegenüber haben Deutschland und alle Unterdrückten das dringendste Lebensintere diese Statik in eine organische Dynamik zu überführen, die es ermöglicht, ohne kriegeris Auseinandersetzungen zu einem gerechten, freien und friedlichen Zusammenleben Völker zu gelangen. Das heißt, es gilt, anstelle des tatsächlich unmöglichen westlich-dem kratischen Nationalstaates eine organische Ordnung zu setzen, die zu einem Ausgleich Gegensätze zwischen Staaten und nationalen Gemeinschaften führt. Ein solcher neu Staatsgedanke des Rechtsstaates entspricht wohl am meisten deutschem Empfinden. H wächst ein deutscher Gedanke übernational über unser Volk hinaus zu allgemeiner Geltu

Für das deutsche Volk innerhalb und außerhalb des Reiches und Österreichs ist ei solche Neugestaltung Europas in friedlicher Dynamik lebensnotwendig. Auf keine ande Weise wird das Leben der deutschen Volksgruppen außerhalb der deutschen Staaten von denen Millionen auch bei vollständigster Durchführung des Nationalstaatsgedanke nicht mit ihnen vereinigt werden könnten — gewährleistet werden. Nur so wird sich d deutsche Kernland, ohne durch einen selbst für weite Zukunft unmöglichen Krieg d Mutterland zu zerstören, der Umklammerung französischer Macht entziehen können.

Daß die Bewegung besteht, die das Absterben des westlich-demokratischen Nationalstaat und den Aufgang der Freiheit der Völker einleitet, daß sie Aussicht auf Zukunft h wurde vielleicht durch nichts so offenbar, wie dadurch, daß Briand sie im Verlauf d Kämpfe um die Verbesserung des Minderheitenrechts seines besonderen Unwillens g würdigt hat. Die „unverantwortlichen Elemente" im Sprachgebrauch des französisch Außenministers sind die 40 Millionen Angehörigen nationaler Minderheiten, die sich i Europäischen Nationalitätenkongreß zusammengeschlossen haben, um einer Neuordnu Europas auf der Grundlage gleichen Gemeinschaftsrechtes zum Siege zu verhelfe

Die Bewegung geht von der Erkenntnis der Unmöglichkeit des vollkommenen Nation staates aus und fordert deshalb die Gleichberechtigung aller Volkspersönlichkeiten inne halb der Staaten. Der Staat soll keinen Gnaden-Schutz gegenüber den Minderheit betreiben, sondern soll sie selbst zur Mitarbeit am Staat heranziehen. Die Minderheit sollen Subjekte eigenen Rechts werden und sollen das Recht erhalten, sich zusammenz schließen und selbst ihre kulturellen Güter zu wahren und zu entwickeln. In kulturell Beziehung soll zwischen den Staat und den Einzelnen die nationalkulturelle Gemeinscha treten, die als Beauftragte des Staates die Kulturpflege übernimmt. An anderer Stel dieses Heftes hat der bahnbrechende Schöpfer des estländischen Kulturautonomiegesetze Abg. Werner Hasselblatt, über diese Form der nationalen Freiheit, die Kulturautonomi berichtet. Im übrigen soll jeder Staatsbürger, unbeschadet seines freien Bekenntniss zu einer der im Staate lebenden Volksgruppen, staatsbürgerlich und wirtschaftlich uneing schränkte Gleichberechtigung genießen. Anstelle der Diktatur der Mehrheit soll die gleic berechtigte Nebeneinanderordnung der Volkspersönlichkeiten treten, die erst zur Zusamme arbeit aller Völker im Staate führen kann. Als Gegenleistung für solche Freiheitsrecht bieten die Volksgruppen dem Staate die Garantie loyaler Erfüllung der staatsbürgerliche Pflichten, insbesondere die Enthaltung von jedem Angriff auf den Bestand des Staate

Diese innerstaatliche Regelung müßte weiter den Weg freimachen für die überstaatlich kulturelle Zusammenarbeit aller gleichnationalen Volksgruppen, so daß neben den Staate überstaatliche, seelisch-geistige Volksgemeinschaften leben können.

Dadurch würden die nationalen Minderheiten nicht mehr zu kriegsgefährlichen Staats feinden, sondern weit eher zu brückenschlagenden Bindegliedern für eine neue Form de Zusammenarbeit der Staaten. Das für Kriege wie für Wirtschaftsexperimente in Form kleinstaatlicher Autarkieversuche zu klein und zu arm gewordene Europa würde zu eine Art kulturellen Gemeinschaft des Abendlandes und zu einem Wirtschaftsgebiet größere Bedeutung werden. Von selbst würden staatliche Machtansprüche, die über ihre eigentlich naturgegebene und durch Leistung erarbeitete Geltung hinausreichen, auf das ihnen zu

mende Maß zurückgeführt werden. Die Verwirklichung der Ziele der Unterdrückten
e der Anfang eines organischen Europa und das Ende des Imperialismus einzelner Völker.

s ist eine gewaltige Aufgabe, die Europa gestellt ist. Sie erfordert die Umdenkung her-
gebrachter Vorurteile, wahre Friedensgestaltung unter Einschränkung des Eigennutzes
Frieden, klares Erkennen der absinkenden Lage Europas in der Welt, gegenseitige
rliche Achtung vor dem Volkstum aller Völker; kurzum Erkenntnisse, die im Europa
Pariser Friedensdiktate vorläufig fast nur auf dem Boden des tiefen Leides der Unter-
kten wachsen. Daß diese Unterdrückten aber ein solches Maß edler Gestaltungskraft
ebracht haben, eine Lösung europäischen Schicksals geistig zu gestalten, in der sie
die Rache für alle erlittene Unbill Verzicht leisten, sollte es dem Hochmütigsten, der
te auf den Höhen äußerer Geltung steht, leicht machen, die Hand der Unterdrückten zu
er Gemeinschaft zu ergreifen.

avon abgesehen: Welche Aussichten erwarten die Staaten im Osten, wenn sie die
ge zum Krieg treiben lassen? Wieviel ist Frankreichs Garantie wert, wenn es heute
uropäischen Minderheiten einfallen sollte, das Banner des Bolschewismus hochzu-
en, und Osteuropa in Flammen stünde? Wie viel ist Frankreichs Garantie wert, wenn
elbst durch außereuropäische Verwicklungen oder durch eine Auseinandersetzung mit
em südöstlichen Nachbarn gebunden wäre? Es gehört nicht viel Weitblick dazu, um die
zfichtigkeit dieser Garantiepolitik zu durchschauen und um zu erkennen, daß es für diese
aten wesentlich vorteilhafter wäre, das mit geringerem Risiko verbundene Friedens-
ebot der eigenen Staatsbürger anderen Volksbekenntnisses anzunehmen, die nur eine
npolitische Umstellung als Gegenleistung für die Friedensgarantie fordern. Zudem
Lösung, die diesen zumeist agrarischen Staaten wirtschaftlich den Weg zu engerer
ummenarbeit mit dem industriellen Deutschland freigibt! Heute schon zeichnen sich,
n auch schwach, Zukunftslinien ab, die ein Sinken der französisch-orientierten Gewalt-
ik und ein Ansteigen des geordneten Zusammenlebens der Völker anzeigen. Daß ein
Herrschaftsfieber geheiltes Frankreich den Weg der Verständigung mit Deutschland
finden würde, braucht nicht betont zu werden.

ögen alle Staatsmänner Europas erkennen und bekennen, daß in dieser Frage der
erfreiheit der Schlüssel für die Rettung Europas liegt. Das Europa des National-
s liegt im Sterben. Fraglich ist nur, ob Europa reif zur Gemeinschaft freier Völker
bendlandes ist oder ob der rote Zar oder ein amerikanischer Konzern das Erbe einer
nalstaatsdämmerung antritt, die in der Zerstörung der positiven Kräfte des Erdteils
t. Europas Völker haben zu wählen!

e Kartenskizze ist mit freundlicher Genehmigung des Verlags R. Oldenbourg dem Buche
Tramplers „Staaten und nationale Gemeinschaften" (München, 1929) entnommen, das sich
hend mit dem gesamten europäischen Minderheitenproblem und den Einzelheiten seiner
ng beschäftigt. Vgl. die Besprechung des Buches im „Tagebuch" dieses Heftes. D. Schr.

Die Kulturautonomie in Estland

Von Werner Hasselblatt in Reval

as Nationalitätenproblem der Nachkriegszeit beruht auf der Inkongruenz von Staat
und Volk, von Staatsgemeinschaft und Volksgemeinschaft. Wenngleich viele Grenz-
ngen in Europa aus mancherlei Gründen ungerecht sind, so ließe sich doch keine
ziehung erklügeln, welche die Zahl der rund 40 Mill. Minderheiten in Europa auch
uf die Hälfte vermindern könnte.

Der Minderheitenschutz des Völkerbundes und seine karitative Grundeinstellung sich nicht nur als unzulänglich und kaum ernstlich gewollt erwiesen, sondern auch gezei daß Kulturpflege ein Eigenrecht sein muß, daß Kultur nicht Gegenstand fremdnationa Verwaltung sein kann, ohne Schaden zu nehmen.

Die Forderungen der nationalen Minderheiten in Europa gipfelten daher bald in d Anspruch auf kulturelle Eigenrechte, auf Selbstbetätigung, auf Selbstverwaltung u damit zugleich, im Rahmen des Staates, auf nationalkulturelle Selbstbestimmung einzelnen und der Volksgruppen. Diese Forderungen fanden ihre Zusammenfassu und ihre Prägung in dem Richtungswort Kulturautonomie. Lösen wir dies Richtun wort, das schon zu sehr zum Schlagwort geworden ist, in einzelne Forderungen auf, sehen wir folgende: Jeder soll seine Nationalität und die seiner Kinder selbst bestimm können, ohne dadurch die Gleichberechtigung mit den übrigen Staatsbürgern zu verlier Jedes Kind muß muttersprachlichen Unterricht genießen können, ohne daß dadurch sein Eltern mehr Kosten entstehen als den übrigen Staatsbürgern. Die Staatsbürger gleic Nationalität sollen ihre muttersprachlichen Schulen selber verwalten dürfen. Ihn nur ihnen stehen diese Schulen wirklich nahe. Was für die Schulen gilt, bezieht sich nat lich auch auf viele sonstige kulturelle Dinge.

Diese Forderungen in Einklang zu bringen mit dem berechtigten Interesse des Staat war das Problem, vor das die estländische Gesetzgebung gestellt wurde und vor dem meisten Staaten noch heute zögernd stehen. Es ist kein Zufall, daß diese Frage gerade Estland erstmalig gesetzgeberisch geregelt wurde (Ges. vom 5. II. 1925). Der psychologi wesentlichste Grund liegt darin, daß zu russischen Zeiten nicht nur die Deutschen und Schweden Estlands, sondern auch die Esten selber lange Zeit den muttersprachlich Unterricht entbehren mußten, und nicht 10 v.H. der gegenwärtig im Parlament sitzend Abgeordneten einen muttersprachlichen Bildungsgang haben genießen können. dieser Lage mußte Verständnis und tolerantes Eingehen auf das Problem vorhand sein. Daß das Problem gerade in Gestalt einer Selbstverwaltung gelöst wurde, ist dadu zu erklären, daß die Geschichte der baltischen Länder eine Geschichte der Selbstverwaltu war. Die Nationalitäten, die ihre gemeinsame Heimat im Baltikum hatten, schöpft die Kraft für ihr Eigenleben stets aus ihren Selbstverwaltungs- und Vereinsverbände

Was ist nun der Inhalt der deutschen Kulturselbstverwaltung nach dem Gesetz und n der tatsächlichen Durchführung?

Jeder Stamm, der sich zu einer anderen Nationalität bekennt, als zu derjenigen, welch die Mehrheit der Staatsbürger angehört, ist berechtigt, einen öffentlich-rechtlichen Verba zu begründen, um für das weite Gebiet seiner Eigenkultur die Rechte und Pflichten d Staates und der Gemeindeverwaltungen abzulösen. Um den Kreis der Personen fe zustellen, die berechtigt und verpflichtet dem Verbande angehören, die als Nationalsta im Staate, Träger der korporativen Selbstverwaltung sein wollen, wird ein Nationa register (Kataster, Volksgrundbuch) zusammengestellt. In den Aufgabenkreis der Kultu Selbstverwaltung gehören in erster Linie die staatlichen, im wesentlichen durch die Gemeind verwaltungen ausgeübten Obliegenheiten in Verwaltung, Organisation und Überwachu des Schulwesens. Um die Ausübung dieser Pflichten finanziell sicherzustellen, sind d Unterhaltskosten für die öffentlichen Schulen wie bisher in allgemeiner Grundlage vo Staate und den Gemeindeverwaltungen zu bestreiten. Zu den Zuständigkeiten der Kultu Selbstverwaltung gehören aber auch alle sonstigen Gebiete des kulturellen Lebens, u abhängig davon, ob sie der Staat bisher von sich aus verwaltete; z. B. Vortragswese Büchereiwesen, Museums- und Altertumspflege, Sport- und Jugendfragen, Hochschu wesen, Theater, Filmwesen usw. Wo immer die berufenen Organe der Kultur-Selbs verwaltung in Kulturfragen und Kulturarbeit fördernd und organisierend einzugreife für notwendig erachten, stehen ihnen außer der durch allgemeine Vertrauenswahle erworbenen Autorität die beiden, öffentlich-rechtliche Körperschaften und Behörden kenn

chnenden, Hilfsmittel zu Gebot : die Befugnis, verbindliche Verordnungen (Zwangs-ordnungen) zu erlassen und Steuern auszuschreiben. Die Wahl zu allen Ämtern, Ernennung der Beamten und Lehrkräfte liegen in eigenen Händen. Dem Staate, durch die Verwirklichung der Kultur-Selbstverwaltung der nicht leichten Pflicht enben wird, fremdnationale Kultur zu fördern, stehen hinreichende Aufsichtsrechte zu, ern die Kultur-Selbstverwaltung ihre Befugnisse überschreitet oder allgemeine Staatsetze verletzt, worüber das Verwaltungsgericht zu entscheiden hat.

lus dem ganzen Lande, das in 10 Wahlkreise geteilt ist, wählen alle stimmberechtigten utschen einen Kulturrat (41 Ratsglieder), häufig als Kulturparlament bezeichnet, dem Organisation des kulturellen Lebens, das Erlassen verbindlicher Verordnungen, die nahme des Budgets, das Ausschreiben von Kultursteuern und die Wahl der Vollzugsane zusteht. Er wählt das Verwaltungsorgan, die Kulturverwaltung, die gegenwärtig e sechsgliedrige ist und an deren Spitze der Präsident der Kultur-Selbstverwaltung t, der gleichzeitig auch die Sitzungen des Kulturrates leitet. Bei der Verwaltung been 5 Ämter: das Kulturamt für allgemein kulturelle Fragen, das Schulamt, das Kaeramt für die Führung des Nationalregisters, das Finanzamt und das Amt für Sport Jugendpflege. Die ausführenden Organe in den einzelnen Wahlbezirken sind die turkuratorien, die aus den örtlichen Vertretern im Kulturrate bestehen. Durch die turkuratorien soll einer zu starken Zentralisierung vorgebeugt und den örtlichen Vertnissen Rechnung getragen werden.

Die deutsche Kultur-Selbstverwaltung in Estland arbeitet nun schon vier Jahre und hat er weder den Deutschen, noch dem Staat grundsätzlich zu beachtende Enttäuschungen racht, wenn es sich auch von selbst versteht, daß ein Gesetz nicht auf einen Hieb das gegenge Verhältnis verschiedener Nationalitäten ändern und den freien Wettbewerb chiedener Kulturen von unzulässigen Kampfesmethoden auf einmal befreien kann. h ist das estländische Gesetz ein Rahmen- oder Mantel-Gesetz und bedarf daher noch s Ausbaus. So ist z. B. die Frage der Freizügigkeit und Unabhängigkeit der Lehrne und Stundentafeln in den deutschen Schulen noch nicht geregelt. Als geregelt n hingegen wohl das angesehen werden, was das Gesetz für die ganze Minderheitenegung so interessant macht, nämlich das staatspolitische und nationalpolitische Problem, in der nationalkulturellen Körperschaft, ihrer Konstitution und ihrer konstitutionellen bettung in das Staatsganze gipfelt.

Daher sei es gestattet, abschließend und im Hinblick auf das Letztgesagte, den Versuch zu machen, das für den Staat grundsätzlich Wichtige herauszuschälen. Die Kulturstverwaltungen können den Minderheiten und dem Staate nur dann von Segen sein, n auch das Interesse des Staates an diesen neuen Selbstverwaltungen begründet ist. e Begründung liegt vor, und sicher in vielen Staaten in noch stärkerem Maße als in nd. Zunächst sei hervorgehoben, daß der Souveränität des Staates durch die Kulturstverwaltung ebensowenig Abbruch getan wird, wie durch die politischen, allgemeinen stverwaltungen oder etwa die Handelskammern. Die Sicherheit des Staates kann einer nach festgesetzter Zuständigkeit organisierten Minderheit nur gewinnen, weil it einer etwaigen nationalen Propaganda gegen den Staat im Allerwesentlichsten Boden entzogen wird.

eswegen hat jeder Staat am Inslebenrufen der Kulturautonomie Interesse? Zuist formell deswegen, weil er auf kulturellem Gebiet nur so die Gleichberechtigung seiner Bürger herbeiführen kann. Eine Gleichberechtigung im Alltag und in den icklungsmöglichkeiten liegt nicht vor, solange die Verwaltung des kulturellen Lebens Volksstammes nicht in seinen eigenen Händen ruht. Der Staat hat ein Interesse n, daß die Bürger keines seiner Volksstämme Grund zu Klagen und zu Unzufriedenn wegen Zurücksetzungen, zumal auf dem wichtigsten, kulturellen Gebiete haben. positive Einstellung zu den allgemeinen staatserhaltenden Aufgaben wird beim Bürger

stets in demselben Maße wachsen, als er sich in seiner nationalen Individualität gesich fühlt. Weil keine nationale Minderheit, offen oder geheim, ohne eine zentralistisc einem Kuppelbau zu vergleichende Organisation imstande ist, ihre kulturellen Aufgab zu regeln, ist der Staat daran interessiert, daß diese Organisation sich nicht im Gegens zu staatlichen Interessen betätigt, keine zufällige, einseitige Grundlage und Anhängersch aufweist, kulturelle Angelegenheiten nicht mit anderen, beispielsweise politischen, v quickt und, abseits vom Staate stehend, einen Staat im Staate darstellt. Beispiele solc Organisationen haben sich zumeist in Staaten gezeigt, wo sich Minderheiten mit Recht k turell bedrückt fühlten. Allein die Bewilligung der öffentlich-rechtlichen Selbstverwaltu ist das Mittel, solche Gefahren zu beseitigen: die kulturelle Verwaltung erhält behör lichen, staatsorganischen Charakter, hat ihre festumrissenen Zuständigkeiten, ist in geregelt Weise dem Staatsmechanismus eingegliedert, ist auf Grundlage der allgemeinen Wa rechtsordnung gewählt, trägt in anderem Maße Verantwortung als ein privat Verein und nimmt dem Staate Pflichten ab, welche dieser durch beamtete Personen d Mehrheitsvolkes begreiflicherweise nicht genügend erfüllen kann.

So sehr für jede Nationalität in ihrem Daseinskampf die kulturelle Frage im Vorde grunde steht, ist sie doch nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Gesamtgebiete des sog. Nati nalitäten- oder Minderheitenproblems. Fragen der Sprachregelung, der gleichberechtigt Berufsausübung, einer stabilen und gerechten Rechtspflege und vor allem die Voraus setzungen für ein von nationalem Chauvinismus unbeeinflußtes wirtschaftliches Gedeih sind nicht weniger wichtige Dinge und nur zu häufig Gegenstand ernster Sorgen u berechtigter Klagen.

Das estländische Deutschtum, das sich kulturell von den auslanddeutschen Grupp vielleicht am besten organisieren konnte, hat am schwersten unter der sog. Bodenrefor gelitten, die den gesamten, vorwiegend in deutschem Besitz befindlichen Großgrundbes fast ohne Entschädigung enteignete. Tausende verloren dadurch nicht bloß ihre Bindu an das heimatliche Land, sondern auch die Möglichkeit ihrer Berufsausübung und i Vermögen; das ganze Deutschtum aber verlor seinen stärksten wirtschaftlichen und materie len Rückhalt und steht in bitter schwerem Kampf um sein Dasein. Die Kleinräumigk der wirtschaftlichen Verhältnisse und die Verengung der Möglichkeit zur Berufsausübun gleichviel in welchem Fach, lasten schwer auf dem immer noch ungebeugten Willen, au zuharren und die vielhundertjährige Geschichte des baltischen Deutschtums für das Heima land und in dem Heimatland nicht abreißen zu lassen.

Heute stehen in der sog. Nationalitätenbewegung viele Millionen europäischer Mensch der verschiedensten Nationalitäten. Diese Bewegung richtet sich nicht gegen die Staate sondern ist nur eine natürliche Ergänzung zu dem Grundsatz des Selbstbestimmungsrecht der Nationen und ist in der Zielsetzung so eindeutig, einwandfrei und selbstverständlic daß sich die öffentliche Meinung immer mehr von der Berechtigung dieser Bestrebunge überzeugt hat. Als Beweis dafür dienen die Nationalitätenkongresse in Genf, wo unt den verschiedensten Völkerschaften die größte Einmütigkeit sogar in Einzelheiten festzustelle war. Doch die Dinge entwickeln sich nur langsam.

Aus der Not kam die Erkenntnis und der Erkenntnis muß die Gestaltung folgen, um eine der nachhaltigsten und wirksamsten Krankheitskeime der europäischen Friedlosigkeit au der Welt zu schaffen. Die Mittellage des deutschen Volkes in Europa, seine siedlungs mäßige Verzahnung mit allen ost-mitteleuropäischen Völkern legt ihm besondere Pflichte auf. Eine der schwersten, wenn auch höchsten Pflichten des deutschen Volkes ist es, neu Rechtsgrundsätze zu finden für das Zusammenleben der Völker im ost-mitteleuropäische Raum. Das Rechtsproblem der Kulturautonomie gehört mitten in diesen Aufgabenkrei hinein.

Staatsbürgerliche und wirtschaftliche Gleichberechtigung!

Von Jacob Robinson in Kaunas

Die neugeschaffenen bzw. durch die Pariser Vorortverträge vergrößerten Nationalstaaten leiden an einem schwerwiegenden Gegensatz, der in ihrer Entstehung begründet : eine auf dem Personalitätsprinzip aufgebaute Bewegung (nationale Bewegungen : „unterdrückten Völker") sollte eine territorial-staatliche Gestalt erhalten. Das Di-ıma war: entweder ein Staat nur für Eigennationale (krasses Beispiel der Flurbereini-ng: griechisch-bulgarischer und insbesondere griechisch-türkischer Bevölkerungsaustausch) er ein Übergang zum reinen Raum-, Heimat- bzw. Wohlfahrtsstaat. Für die zweite ernative hat sich bis jetzt noch kein Staat entschieden. Der Gedanke des Nationalstaates d aufrechterhalten, und was viel schlimmer ist, der Versuch seiner Verwirklichung mit n zwar nicht ausgesprochenen, aber mit allen Mitteln der modernen Staatskunst an-trebten Ziel der politischen Entrechtung und wirtschaftlichen Verdrängung (auf das lturelle soll hier nicht eingegangen werden). Es galt, diesen Gefahren vorzubeugen. f international-rechtlichem und auf dem Verfassungswege wurden die entsprechenden teriellen Normen geschaffen. Es lohnt sich, diese näher anzusehen.

Die Voraussetzung für die staatsbürgerliche Gleichberechtigung bildet die Eigenschaft s Staatsbürgers. Auf dem Wege eines zwischenstaatlichen Vertrages (Friedens- und nderheitenschutzverträge) wurden die Voraussetzungen für die Zuerkennung der auto-tischen Staatsangehörigkeit fixiert (Bestimmungen der Friedensverträge und die ent-echenden Art. 3 und 4 des polnischen und der anderen Minderheitenschutzverträge). ß diese Festsetzung notwendig war, lehrt das Beispiel Rumäniens, das trotz ausdrücklicher stimmung des Berliner Vertrags der gesamten jüdischen Bevölkerung Staatsangehörig-srechte verweigerte und sie als Fremde ohne diplomatischen Schutz behandelte.

Für jeden Fall wurde noch die Fassung des Art. 2 eingeführt, der den Schutz sämtlicher wohner (habitants) sichert.

Gewiß bedeutet die Fassung der Minderheitenschutzverträge einen großen Fortschritt Vergleich zum Berliner Vertrag und trotzdem ... unter welchen Schwierigkeiten ten die Minderheiten zu leiden! Der Wunsch der Mehrheitsvölker ging dahin, möglichst nig Minderheitenangehörige zu haben. Man entsinne sich des deutsch-polnischen Streites den Art. 4 des Minderheitenschutzvertrages, der zu einem Gutachten (Nr. 7) des Haager richtshofes führte, das die Berechtigung der deutschen These anerkannte. Es folgten eine he Sonderverträge über Staatsangehörigkeit, so der Brünner Vertrag zwischen Öster-ch und der Tschechoslowakei vom 7. Juni 1920 und ergänzend das Karlsbader Protokoll n 23. August 1920, das Wiener Abkommen zwischen Deutschland und Polen vom August 1924; in Rom tagte am 6. April 1922 eine Konferenz der Nachfolgestaaten rreich-Ungarns, die zu einem bis heute leider noch nicht ratifizierten Abkommen über Staatsangehörigkeit führte. Das Ergebnis war eine unheimliche Zahl von Staaten-n, die fast ausschließlich den Minderheiten zugehören. Auf Grund des jus sanguinis nte jeder Mehrheitsnationale seine staatsbürgerlichen Rechte geltend machen, nicht aber derheitsnationale. Noch heute gibt es Heimatlose zu Hunderttausenden, die vor dem ge Untertanen der russischen bzw. österreichisch-ungarischen Monarchie waren.

Sind dem Minderheitsangehörigen seine Staatsbürgerqualitäten zuerkannt, so kommt es darauf an, seine Rechte geltendzumachen. Es handelt sich dabei erstens um die übung der politischen Rechte. Die Verträge und teilweise auch die neuen Verfassungen en dazu einen Mindestrechtsstandard zu schaffen und den durch Krieg und Revolution air empfänglich gewordenen Gemeinschaften die abendländische liberal-demokratische

Staatsverfassung beizubringen. Der homo politicus kommt vor allen Dingen zur Geltun durch seine Beteiligung an der Schaffung der Repräsentationsorgane. Daher die groß Bedeutung des Wahlrechts. Mit dem Mehrheits-Wahlsystem kommen die Minderheite nicht vorwärts. Es war ein glücklicher Zufall, daß die Idee der Verhältniswahl zum eiserne Bestandteil der Nachkriegsdemokratien wurde. Sie wurde in den Verfassungen und de Wahlgesetzen festgelegt. Aber verschiedene Wahlkoëffizienten bei Mehrheit und Minde heit, künstliche Wahlgeometrie, Festsetzung einer Mindestzahl von Abgeordneten, Kenntni der Mehrheitssprache für passives Wahlrecht, von Mißbräuchen bei der Eintragung i die Wahllisten oder gar Wahlterror ganz zu schweigen, machen das Wahlrecht der Minde heiten oft gegenstandslos.

Die Verträge wollen ferner den Minderheitsangehörigen Einfluß auf die politische Geschicke ihrer Heimat einräumen: durch Beteiligung an den Selbstverwaltungen, an de gesetzgebenden Organen und ihren Kommissionen, an den Regierungen. Nach den abend ländischen parlamentarischen Staatsverfassungen sind die Regierungen nichts andere als Ausschüsse der Parlamente, deshalb bedeutet die Beteiligung an den Parlamente die Beteiligung an den Regierungen. Nur in 2 Staaten kam es zur Beteiligung de Minderheiten an der Regierung: in der Tschechoslowakei und in Lettland, sonst nirgend

Schon in Alt-Österreich hat der Nationalitätenkampf die Form eines scharfen Kampfe der einzelnen Nationalitäten um die Regierungsstellen angenommen. Es war zu erwarten daß die Mehrheitsnationalen die Regierungsstellen für sich allein beanspruchen würden Deshalb wurde in die Minderheitenschutzverträge die Bestimmung aufgenommen, da die Zugehörigkeit zur Minderheit keinen Grund zur Disqualifizierung vom Staatsdien abgeben darf. Und wenn schon vor dem Kriege nicht nur die politische, sondern auch die wirt schaftliche Bedeutung der Regierungsstellen groß war, so erst recht nach dem Kriege, w der Staat stark bürokratisiert wurde, die Zahl der Beamten bedeutend gewachsen und di auf Sachkenntnis begründete Rolle der Verwaltung ungemein gestiegen ist. Leider i das Ergebnis für die Minderheiten traurig. Überall dieselbe Erscheinung: solange man di Minderheitsangehörigen benötigte, behielt man sie, aber nachdem sie für sich Nachfolge aus den Mehrheitsnationalen vorbereitet hatten, konnten sie gehen.

Wirtschaftliche Gleichberechtigung kann nur im Sinne der gleichen wirtschaftliche Möglichkeiten verstanden werden. Sie ist aber andererseits nur möglich beim Man chestertum. Die Autoren der Minderheitenschutzverträge (in denen die rechtlichen und wirt schaftlichen Ansichten des Angelsachsentums besonders stark in Erscheinung treten) dachte ja in den Kategorien des individualistischen Wirtschaftssystems. Deshalb erwiesen sich di Bestimmungen der Schutzverträge als unzulänglich bei der Wirtschaftspolitik, die staat lich stark beeinflußt wurde. Es war zu erwarten, daß der wirtschaftliche Aufschwung de „unterdrückten Völker", der lange vor dem Krieg begann und von Renner in so vorbildliche Weise geschildert wurde, nach Verwirklichung der Eigenstaatlichkeit erst recht seinen Fort gang nehmen würde. Es geschah auch, daß der gesamte Staatsapparat zu einem Instru ment einer ausgesprochen nationalistischen Wirtschaftspolitik gemacht wurde. Die Zwangs wirtschaft der Kriegsjahre wurde von den Neustaaten übernommen, und es begann eine Bevormundung der Wirtschaft unter besonderer Bevorzugung der Eigennationalen. Das Ziel lief auf eine Verschiebung der Vermögensverhältnisse zum Zweck der wirtschaft lichen Schwächung der Minderheiten hinaus. Es bildete sich ein eigenartiger Wirtschafts protektionismus heraus, der nicht nach außen, sondern nach innen gerichtet war. Manche Me thoden der kolonialen Ausbeutung konnte man mit Erstaunen in der Praxis Mitteleuropas be obachten. Auf dem Umwege über den Landfonds (Agrarreform), Konzessionen, Verstaat lichung uud Vermunizipalisierung von Unternehmungen, Lizenzen, Kreditinstitute, Steuerdruck u. a. m. sollten Erwerbsquellen der Minderheitsnationalen durch den Kanal der Staatskasse in die Taschen der Mehrheitsnationalen hinübergeleitet werden. Anderer seits sollte durch Begünstigung der Mehrheitsnationalen (Kreditgewährung, Steuerpraxis,

i Juden und Mohammedanern — doppelte Ruhetage) die Wettbewerbsfähigkeit der inderheiten geschwächt werden. Daß der Staat als größter Arbeitgeber die Minderheits-tionalen benachteiligt, wurde schon erwähnt.

Bei dieser großen Macht des Staates als Regulator der Vermögensverhältnisse er-einen die Bestimmungen der Verträge und Verfassungen als unhaltbar. Daß nirgends e wirtschaftliche Gleichberechtigung ausdrücklich erwähnt wird, ist noch das kleinere Übel. aß den Minderheiten der Vollgenuß der bürgerlichen Rechte und der Zutritt zu sämtlichen erufen und Industrien zugestanden wird, ist ausdrücklich bestimmt. Es ist aber Tür und or für die Ergreifung von minderheitsfeindlichen Maßnahmen offen gelassen. In po-ischen, geschweige denn kulturellen Fragen läßt sich eine solche Vertuschungspolitik cht durchführen, bei der Mannigfaltigkeit der wirtschaftlichen Beweggründe und ihrer reuzung ist sie viel leichter möglich. Um ein Beispiel herauszugreifen: die Agrarreform. iemand wird behaupten, daß es nicht tiefe soziale und allgemeinwirtschaftliche Momente den Bodenreformen gibt, aber die Art der Durchführung läßt die wirklichen Absichten erken, und es ist kein Wunder, daß die Minderheiten verstimmt sind. Es ist ein unvergeß-hes Verdienst des Haager Tribunals, in seinem bekannten Gutachten (Nr. 6, Deutsche iedler in Polen) mit Nachdruck auf die Vertragswidrigkeit der wirtschaftlichen Regierungs-ndlungen hingewiesen zu haben, die auf den ersten Blick gar nicht gegen die Minder-iten gerichtet zu sein scheinen.

Neun Jahre Minderheitenschutz liefern ein trauriges Fazit der staatsbürgerlichen und rtschaftlichen Lage der Minderheiten. Gewiß gibt es weite Abstufungen in der Lage r einzelnen Minderheiten in den verschiedenen Ländern, doch die Bilanz ist passiv. b aber die durch diese Methoden künstlich gestärkte Lage der Mehrheitsnationalen bzw. s Staates gesund ist, ist zu bezweifeln: die Unterdrückung der politischen Gleich-rechtigung der Minderheiten wirkt sich in ungesunder Weise in einer Mehrheitstyrannei s, die auch die eigenen Parteiminderheiten schonungslos behandelt; die Einführung rtschaftsfremder Elemente in das wirtschaftliche Leben rächt sich in der Unwirtschaft-keit der auf diese Weise zustande gekommenen Wirtschaftseinheiten.

Für die Sicherheit der Völker

Von Josip Wilfan in Triest

Es wäre ebenso unzweckmäßig wie unmöglich, Europa in genau soviele Staatsgebiete aufzuteilen, wie es Völker zählt, und die Grenzen haarscharf nach den Linien zu ziehen, die von den einzelnen Völkern besiedelten Teile des Kontinents voneinander trennen. lzweckmäßig und unmöglich, weil die Forderung „Ein Volk ein Staat" bei keinem Ver-ch ihrer Verwirklichung die sonst für die Entstehung der Staaten und die Bestimmung er Grenzen maßgebenden Momente ganz verdrängen konnte und durfte. Unmöglich ch schon deshalb, weil die Völker nicht überall scharf voneinander getrennt siedeln und il es etliche, darunter auch ganz bedeutende Bevölkerungsteile gibt, deren eigenes lkstum oder deren Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volkstum bestritten ist. Wo aat und Volk sich nicht decken, wo also die Forderung „Ein Volk ein Staat" nicht erfüllt da kann es zu einer verschiedenartigen, auch auseinanderstrebenden und sogar entgegenge-en Betätigung von Volkskraft und Staatskraft kommen und die Dynamik von Volks-n Staatsleben sich in den verwickeltsten Wechselwirkungen äußern. Dies zeigt sich am tlichsten, wenn ein Staat — wie es in Europa meistens der Fall ist — einen eigenen tionalen Charakter und andererseits ein Volk, das sich gebietsmäßig mit ihm nicht ganz kt, eine eigene andersstaatliche, mögliche oder wirkliche Individualität besitzt, wenn il im Rahmen eines Staates Nationen oder Teile von Nationen einander gegenüber-

stehen. Aber selbst dort, wo die Lage nicht derart zugespitzt ist, scheint, wenigstens a der bisher erreichten Stufe der Entwicklung, im größten Teile unseres Erdtei das Nebeneinander verschiedener Völker innerhalb der Staaten nur als ein Gege einander in der Form der Beherrschung der einen durch die anderen möglich, al in der Form der von mir einmal so genannten Ethnokratie. Es liegt auf der Hand, da dieser Zustand in einem vom nationalen Gedanken durchdrungenen Europa für die Be ziehungen zwischen Völkern und Staaten ungünstige, den Frieden gefährdende Wirkunge haben muß. Die Ethnokratie will es ja nicht beim Beherrschen allein bewenden lasse sie will das beherrschte Volk teils dem herrschenden angleichen, teils es verdrängen, ode sogar ausrotten. Dagegen bäumt sich der Selbsterhaltungstrieb und meist auch die ethno kratische Anlage des betroffenen Volkes, besonders wenn es nur zu einem Teil, in einer Staate sich in der Lage des beherrschten, in einem andern, dem eigenen Staate, in der Lag des herrschenden Volkes befindet. Die Gegensätze werden immer tiefer, die Kämpfe imme heftiger, die Angriffs- und Verteidigungswaffen immer schärfer, die Rückwirkunge reichen immer weiter: zum Schluß treten sich ganze Nationen feindlich gegenüber.

Aber vielleicht ist gerade in diesem Vorgang, der zunächst so nachteilige und gefähr liche Folgen zeitigt, auch ein zukunftsvolles Moment zu suchen? In der Umkehrung de Forderung „Ein Volk ein Staat" in das Gegenteil „Ein Staat ein Volk"? Ich will e wagen, hier zu bekennen, daß die Berichtigung der politischen Grenzen an einige Stellen in Europa nach dem Nationalitätsprinzip, an anderen nach geographischen wirtschaftlichen oder ähnlichen Rücksichten empfehlenswert oder gar notwendig sei mag. Und ich traue mich weiter zu bekennen, daß in besonderen Ausnahmefällen sogar eine Korrektur der ethnographischen Karte durch Bevölkerungsaustausch, durch Räumung von bestimmten Gebieten und dergleichen Maßnahmen in gewissen Grenzen zulässig sein kann, unter der Voraussetzung, daß sie wirklich überwiegend nützlich ist und von der beteiligten Bevölkerung oder dem betreffenden Volke freiwillig angenommen wird. Endlich muß ich auch zugestehen, daß der heutige Stand der Technik die mehr oder weniger beschleunigte Angleichung, Verdrängung oder Ausrottung eines wie immer sonst gesunden und kräftigen Volkes oder Volksteiles ermöglicht. Aber trotz der technischen Möglichkeit umfassender Änderungen und der bedingten und begrenzten Zulässigkeit von Teiländerungen der Völkerkarte muß jeder Einsichtige erkennen, daß der Friede und die Zusammenarbeit der Völker in Europa ohne dauernde feste Grundlagen sind, solange nicht alle europäischen Völker in allen ihren Teilen, namentlich auch dort, wo sie der ethnokratischen Beherrschung eines andern Volkes unterliegen, ihres Daseins, d. h. der Möglichkeit der Erhaltung und Pflege ihres Volkstums und aller seiner kollektiven und individuellen, materiellen und geistigen Grundlagen sicher sind.

Mit Bedacht habe ich in diesen kurzen Ausführungen die Ausdrücke Minderheiten, Minderheitenfrage, Minderheitenschutz, Minderheitenrecht, nationalkulturelle Entwicklungsfreiheit vermieden. Sie haben in anderm Zusammenhang ihre volle Berechtigung, aber hier sollte hervortreten, daß in diesen Belangen die eigentlichen Akteure, die handelnden und leidenden Personen des Dramas die Völker selbst sind, und daß diese Tatsache die Innerstaatlichkeit der betreffenden Fragen früher oder später ganz untergraben wird. Je früher desto besser, denn die Unbeteiligtheit der staatlich organisierten Völker an der Lage ihrer, anderen Staaten angehörenden Teile ist, so sehr sie auch rechtlich real sein mag, politisch doch nur eine Fiktion, die zwar über Schwierigkeiten des Augenblicks hinweghilft, dafür aber im entscheidenden Moment um so gewisser versagt.

Europa soll, wie immer staatlich gegliedert, allen seinen Völkern in ihren angestammten Siedlungsgebieten einen sicheren Boden für ihr Leben und Gedeihen bieten: nur dies kann der Zweck einer richtigen, der europäischen Menschheit förderlichen und ihrer würdigen Lösung des sog. Minderheitenproblems sein. Durch die Sicherheit der Völker zur Sicherheit der Staaten, zu ihrer dauernden Befriedung und ihrem endlichen Zusammenschlusse!

Die Nationalitätenfrage in der Sowjet-Union

Von Erich Walch in München

Der Zarismus hat es verstanden, im Ausland und auch im Inland selbst über die ethnographische Vielgliedrigkeit des russischen Reiches hinwegzutäuschen. Seine Gewaltmethoden, die auf die Assimilierung, Aufsaugung und damit Vernichtung der Nationaliten und nationalen Minderheiten zugunsten des Großrussentums hinausliefen, haben die nationalen Bewegungen wohl zu hemmen, aber niemals ganz zu unterdrücken vermocht. Daher kam es, daß beim Zusammenbruch der großrussischen Zentralgewalt eine ganze Anzahl von Nationalitäten die Gelegenheit benutzte, aus dem russischen Reiche auszuscheiden und mit Hilfe und Unterstützung der Mittelmächte ihre Freiheit und staatliche Selbständigkeit zu verkünden. Auf diese Weise entstand im Nordwesten Rußlands die Kette der sog. Randstaaten Polen, Litauen, Lettland, Estland und Finnland. Aber die Bewegung zog noch weitere Kreise und griff auch auf das Restgebiet des ehemaligen Zarenreiches über, dessen Erbe die Sowjets angetreten hatten. Auch dieses zerfiel zunächst in seine nationalen Bestandteile und erst nach fünfjährigem Kampfe gelang es dem Bolschewismus, das Reich wieder zu einigen und fast vollständig auf den alten Bestand zu bringen.

Mit dem Territorium übernahm der Bolschewismus jedoch nicht die vom Zarismus geübte Politik gegenüber den Nationalitäten. Er stellte sich vielmehr in bewußten Gegensatz gegen die Zarenpolitik. Das ist bereits deutlich ausgedrückt in der von Uljanow (Lenin) und Dshugaswili (Stalin) unterzeichneten Proklamation der Rechte der Nationen Rußlands vom 2. November (a. St.) 1917, also unmittelbar nach der Oktoberrevolution. Dort heißt es, nachdem von der vollendeten Befreiung der Bauern vom Joche der Großgrundbesitzer, der Soldaten und Matrosen von den selbstherrlichen Generalen und Admirälen, der Arbeiter von den Launen der Kapitalisten die Rede war, daß es jetzt nur noch gälte, die geknechteten und unterjochten Völker Rußlands schleunigst zu erlösen. Die zaristische Epoche habe die Völkerschaften systematisch gegeneinander gehetzt ... dieser Politik der Lüge, der Infamie usw., die auch noch unter Kerenski fortgesetzt worden sei, habe die Stunde geschlagen. Der Rätekongreß vom Juli habe das Selbstbestimmungsrecht der Völker Rußlands verkündet, der Kongreß im Oktober dieses Recht bestätigt. In Erfüllung des Willens dieser Kongresse ist zu dekretieren:

1. Gleichberechtigung und Souveränität der Völker Rußlands.
2. Recht der Völker Rußlands auf freie Selbstbestimmung einschließlich der Lostrennung und Errichtung eines eigenen Staates.
3. Abschaffung aller nationalen oder nationalreligiösen Privilegien oder Beschränkungen.
4. Freie Entfaltung der nationalen Minderheiten und ethnographischen Gruppen.

Demgegenüber war es allerdings ein Widerspruch, wenn die Union der Sowjetrepubliken, die sich zum Bunde zusammenfanden, zunächst den Namen „Russische sozialistische föderative Sowjetrepublik" annahm. Der Widerspruch wurde 1922 durch die neue Bezeichnung U.d.S.S.R. äußerlich beseitigt, er liegt jedoch tiefer. Denn von der sozialistischen Forderung nach Zentralismus läßt sich nach unseren Begriffen keine Brücke zum föderalistischen System schlagen. Wie es dennoch möglich ist, bedarf der Erklärung.

Die Konstitution der Union enthält folgenden Bündnisvertrag: die russische sozialistische föderative Sowjetrepublik (nunmehr nicht der Name der Union, sondern der Bundesrepublik Großrußland), die ukrainische soz. Sowjetrepublik, die weißrussische soz. Sowjetrepublik und die transkaukasische soz. föderative Sowjetrepublik, bestehend aus den Sowjetrepubliken Aserbeidschan, Grusien und Armenien, vereinigen sich zu einer Föderation, der U.d.S.S.R. Das höchste Organ der staatlichen Gewalt der Union ist der Rätekongreß, in der Zwischenzeit zwischen dessen Tagungen die Zentralexekutive der U.d.S.S.R., bestehend

aus dem Bundessowjet und dem Sowjet der Nationalitäten. Der letztere setzt sich zusammen aus je fünf Vertretern der Bundesrepubliken und autonomen Republiken und je einem Vertreter der autonomen Kreise.

Zu den genannten vier Bundesrepubliken traten 1924 noch zwei weitere hinzu, nämlich die usbekische und die turkmenistanische. Diese sechs Bundesrepubliken bilden den heutigen Bestand der Union. Er ist jedoch nicht als endgültig zu bezeichnen. Denn in der Konstitution heißt es: Die Union gilt als Hoffnung und Bürgschaft dafür, daß dieser Bund eine freiwillige Vereinigung gleichberechtigter Völker sei, daß jede einzelne Republik das unverbrüchliche Recht des Austritts aus dem Bunde hat und daß der Eintritt in den Bund allen sozialistischen Sowjetrepubliken, den bereits bestehenden sowohl als auch denen, die in der Zukunft die Möglichkeit der Entstehung haben werden, freisteht. Der Bund bezweckt die Befriedung und brüderliche Vereinigung der Werktätigen aller Völker gegen den Weltkapitalismus und bedeutet einen Schritt vorwärts auf dem Wege zur Vereinigung aller Länder zu einer sozialistischen Sowjetrepublik der Welt. Die Aufnahme weiterer Bundesrepubliken ist also unbegrenzt und lediglich abhängig gemacht von der Staatsform. Auch im Innern sind Veränderungen und Umgruppierungen des Bestandes möglich. Die weißrussische und die turkmenistanische Bundesrepublik sind eingliedrige Staaten, während die übrigen in sich mehrere nationale autonome Republiken, Gebiete, Bezirke oder Kreise enthalten. Am einfachsten liegt der Fall bei der Ukraine, die nur ein einziges autonomes Gebiet noch umschließt, die autonome Republik Moldau. Wesentlich komplizierter ist die russische Föderation zusammengesetzt, sie besteht aus einer Reihe administrativer Einheiten, enthält aber außerdem im nordkaukasischen Gebiet sechs autonome Gebiete (der Adighe, Inguschetien, das Gebiet der Kabardnier-Balkaren; der Karatschai, Nord-Ossetien, das Gebiet der Tschetschenen) ferner in Sibirien den autonomen Bezirk der Oiraten, in Europa weiterhin die autonomen Gebiete der Kalmücken, Komi (Syrjänen), Mari und Wotjaken. Dazu treten als föderative Teile die autonomen Republiken der Baschkiren, Burjat-Mongolen, Dagestanen, Jakuten, Karelier, Kasaken (mit der Autonomie der Kara-Kalpaken), Kirgisen, der Krim, Tataren, Tschuwaschen und Wolgadeutschen. Autonome Gebiete finden sich außerdem noch in der transkaukasischen Republik Aserbaidschan (Nachitschewan, Berg-Karabach) und Grusinien (Abchasien, Adsharistan, Südossetien), endlich in Usbekistan die Tadshikische Republik. Insgesamt sind also in der U.d.S.S.R. 38 nationale Einheiten vereinigt. Gegenüber der Tatsache, daß im Territorium der Union rund 200 Völkerschaften beheimatet sind, bedeutet diese Lösung der Nationalitätenfrage noch kein Ideal, aber es ist wohl überhaupt unmöglich, allen Völkern die Selbstverwaltung zu geben, weil sie z. T. stark zerstreut oder aus Gründen ihrer kulturellen Rückständigkeit nicht autonomiefähig sind.

Gegenüber den negativen Ergebnissen der Bemühungen des Völkerbundes wirkt es nicht übel, wenn in der Deklaration zur Gründung der Sowjetunion gesagt wird, daß es den kapitalistischen Staaten in jahrzehntelangen Bemühungen nicht gelungen sei, die freie Entwicklung der Nationen mit dem System der kapitalistischen Ausnützung in Einklang zu bringen. Die nationalen Gegensätze seien vielmehr derart vertieft worden, daß sie das kapitalistische System selber bedrohten. Die Bourgeoisie habe sich unfähig gezeigt, das Problem der Zusammenarbeit der Völker zu lösen. Schlußfolgerung: Nur im Lager der Sowjets, nur unter den Bedingungen, die die Diktatur des Proletariats schafft, ist es möglich, das Übel an der Wurzel zu packen und die Grundlagen zur Lösung des Nationalitätenproblems zu schaffen — gegenseitiges Vertrauen. Diese propagandistische Schlußwendung sollte der Völkerbund in ihrem ersten Teil durch die Tat widerlegen, denn es besteht die latente Gefahr, daß sie auch außerhalb der Sowjetunion Gläubige findet. Die Vorbereitungen zur Aufnahme solcher Gläubigen sind getroffen. Daran ändert nicht viel, daß wir uns die Lösung des Nationalitätenproblems in der Mehrheit unseres und der anderen dem Völkerbund angehörenden Staaten etwas anders vorstellen.

Der Eintritt in die Sowjetunion steht allen Sowjetrepubliken offen — die Union ist ne freiwillige Vereinigung gleichberechtigter Völker. Diese beiden Sätze stehen dicht eieinander in der Konstitution. Volk und Staat, zwei getrennte Begriffe scheinen hier urcheinander geworfen zu sein. Doch dem ist nicht so. Denn nicht die Völker sollen als eichberechtigt zu einem freiwilligen Bunde zusammentreten, sondern, wie es in der onstitution heißt, die Werktätigen der Völker, d. h. die Nationalitätenfrage ist eingespannt die Klassenkampftheorie, die ja nur durch die Klassendiktatur des Proletariats zu lösen , deren selbstverständliche Form das Sowjetsystem darstellt. Jetzt stimmen die beiden ätze doch zusammen, es kommt nur darauf an, was man unter einem Volk versteht.

Welche Rechte und Freiheiten bietet nun die bolschewistische Union den in ihr vereinigten Nationalitäten? Dazu genügt es, die Verfassung irgendeiner der autonomen epubliken anzusehen, da für die übrigen das Gleiche gilt. Wir greifen aus der erfassung der Sowjetrepublik Dagestan die Bestimmung Nr. 4 heraus. Diese lautet: Zur Aufechterhaltung der Einheitlichkeit der Finanz- und Wirtschaftspolitik der russischen föderativen owjetrepublik auf ihrem gesamten Territorium bleiben die dagestanischen Kommissariate ir Ernährung, Finanzen, Arbeit, Arbeiter- und Bauerninspektion, der Volkswirtschafts- t und die Abteilung für Verkehr, Post und Telegraphie den verantwortlichen Kommissaaten der russischen Sowjetrepublik unterstellt, deren Anordnungen durch die entsprechenn dagestanischen Kommissariate ausgeführt werden. — Damit sind die lebenswichtigsten nerstaatlichen Funktionen der Regierung der Selbstverwaltung entzogen. Es verbleiben ut Punkt 5 die Kommissariate des Innern, des Kultus, der Gesundheitspflege, der soalen Einrichtungen, der Landwirtschaft autonom in ihren Geschäften, verantwortlich er vor der Allrussischen Zentralexekutive. Eine Anmerkung zu Punkt 3 bestimmt, daß e auswärtigen Angelegenheiten sowie der Außenhandel in ihrer Gesamtheit unter der itung der Zentralorgane der russischen Föderation verbleiben. Die militärischen Anlegenheiten sind Sache des dagestanischen Kreiskriegskommissariats, das unmittelbar m nordkaukasischen unterstellt ist. Der Kampf gegen die Gegenrevolution verbleibt ter der Führung der Organe der allrussischen G.P.U., die im Einverständnis mit der entralexekutive der dagestanischen Republik organisiert werden und sowohl gegenüber r Zentrale wie dem dagestanischen Rat der Volkskommissare verantwortlich sind.

Im Grunde bleibt also von der Autonomie nur das kulturelle Moment, das auch den tonomen Kreisen und Minderheiten, die nicht zu größeren Verbänden vereinigt sind, cht vorenthalten wird. Es ist immerhin das, worum Minderheiten im nichtbolschewischen Europa froh wären, nicht kämpfen zu müssen: Volkstum, Sprache, Religion, Recht.

Eine Frage bleibt noch zu erörtern, ob nämlich der Punkt 2: Freies Selbstbestimmungsht der Völker, einschließlich des Rechts der Lostrennung und Errichtung eines eigenen taates — der oben erwähnten Proklamation — praktische Wirkung haben kann. Der Fall ner Austrittserklärung ist bisher noch nicht vorgekommen. Dem Austritt sind aber on in den angeführten Verfassungsbestimmungen so viele Schwierigkeiten in den Weg egt, daß diese Frage kaum anders als negativ zu beantworten ist. Wenn wir uns dazu ch die geographische Lage der meisten Autonomien vergegenwärtigen und sehen, wie vielfach umschlossen sind von großrussischem Gebiet, so ist mindestens für diese Territien die Ausübung des Selbstbestimmungsrechts mit dem Ziel der Trennung von der ion schwerlich mehr als eine theoretische Möglichkeit.

Über bei diesem Überblick über die Karte der U.d.S.S.R. fällt doch noch etwas auf. Das ist die starke autonome Gliederung an einzelnen Grenzstrecken der Union. Gere an den kulturell und politisch gefährdeten Stellen der Grenze, die von außen gesehen Einbruchsstellen gedeutet werden müssen, sind einzelne kleine Autonomien oder auch ze Ketten von solchen vorgelagert. Die nationale Splitterung ist dort offensichtlich günstigt worden. Das läßt sich nun freilich ethnographisch einfach erklären. Es wäre

jedoch unrichtig anzunehmen, die Sowjets hätten sich gerade hier durch die ethnographischen Verhältnisse zwingen lassen. Warum hätten sie unter den 200 Möglichkeiten — entsprechend der gleichen Anzahl verschiedener Völkerschaften — sich gerade diejenigen auswählen sollen, die den Bestand der Sowjetunion durch ihre Grenzlage gefährden. Für so leichtsinnig dürfen wir sie nicht halten, sie sind immerhin die Erben des Zarismus, wenn auch im Verhältnis von „Vätern und Söhnen". Nein, hier liegen zweifellos andere Gründe vor.

Wir können die Kette der Grenzautonomien eigentlich schon mit der autonomen Bundesrepublik Weißrußland beginnen lassen, wenn sie auch zu den integrierenden Bestandteilen der Union gehört. Ihre Grenze richtet sich überwiegend gegen Polen und nur im Norden eine kurze Strecke gegen Lettland. Nach Süden aber setzt sich die Westgrenze der Union gegen Polen und Bessarabien identisch mit der Grenze der Ukraine gegen Polen und Bessarabien fort. National ist das gar keine Grenze, sie schneidet vielmehr das Territorium des ukrainischen Volksstammes auseinander. Die Ukraine ist also das typische Beispiel eines unvollkommenen Nationalstaates, d. h. eines solchen, der nicht das gesamte Volkstum in seinen Grenzen umschließt. Denn mindestens ein Teil des Polen zugeschlagenen Wolhyniens und des ehemals österreichischen, jetzt gleichfalls polnischen Galizien gehört dem ukrainischen Volkstum an. Diese Grenze ist also vom Nationalitätenstandpunkte aus unmöglich. Die Lostrennung Bessarabiens aber vom russischen Reichskörper beruht ebensowenig auf Selbstbestimmung, sie ist ein Gewaltakt, mit dem die Sowjetunion sich bis heute noch nicht zufrieden gegeben hat.

Interessant ist nun, daß gegen Bessarabien eine kleine nationale, autonome Republik vorgelegt worden ist, die autonome Republik Moldau. Aber folgen wir weiter der Grenze. Die Halbinsel Krim ist wiederum eine autonome Republik. Im Kaukasusgebiet verdoppelt sich sogar die Kette, vergleichbar einer doppelten Kette von Sperrforts. Im Norden folgen einander von West nach Ost: das autonome Gebiet der Adighe, dann das autonome Karatschai-Territorium, das der Kabardino-Balkaren, Nord-Ossetien, Inguschetien, Tschetschensien. Im Süden aber, jenseits des Kaukasus, in der transkaukasischen Föderation finden wir wieder von West nach Ost folgende Autonomien: Abchasien, Adsharistan, Süd-Ossetien, Nachitschewan und Karabach.

Im asiatischen Teil der Union setzt sich die Kette der Südgrenze entlang fort mit Tadshigistan, Kirgistan, dem Gebiet der Oiraten und der autonomen Republik der Burjat-Mongolen, zu deren Hauptterritorium, ein nicht vereinzelter Fall, zwei Exklaven gehören. Dabei weist Tadshigistan, eingeschoben zwischen Afghanistan und das chinesische Ost-Turkestan, gegen welches wiederum Kirgistan gerichtet ist, gegen Indien. Das Burjat-Mongolische Gebiet aber grenzt an die Mongolei.

Überall, von Weißrußland bis zu den Burjat-Mongolen zerschneidet die politische Grenze ethnographisch zusammengehörige Gebiete. Überall haben die Sowjets den Grenzvölkern Autonomie gegeben, und ebenso ist jenseits der Sowjetgrenze das nationale Problem allenthalben politisch ungelöst.

G. Cleinow hat die außenpolitische Aufgabe dieser nationalen Brückenköpfe einmal treffend als „staatlich vorbereitete, mit der Klassenkampftheorie begründete Irredenta" bezeichnet. Und sollte diese kluge Politik der Sowjets nicht vielleicht doch bei der einen oder anderen Minderheit, die beim Völkerbund kein Gehör und keine Gegenliebe erwerben kann, Anklang finden? Seit langem schon sind aus Polen von seiten der Weißrussen sowohl wie der Ukrainer, denen man ihr Recht auf jede Weise zu beschneiden versucht, Stimmen zu vernehmen, die da sagen „das bolschewistische Weißrußland ist zwar kein Paradies, die bolschewistische Ukraine kein Ideal, aber immer sind sie noch besser als polnische Gewaltherrschaft". Ähnlich geht es in Bessarabien mit der Stimmung gegen Rumänien. Was das alles für Europa bedeutet, ist in den Folgen gar nicht abzusehen. Ebenso wichtig aber sind jene Bewegungen, die vor allem auf die absolute Selbständigkeit der Ukraine abzielen, d. h. die Loslösung der Ukraine aus der Sowjetunion sowohl als auch

s polnischen Fesseln, einen Zusammenschluß also des gesamten ukrainischen Stammes-
biets zu einem Nationalstaat in voller Unabhängigkeit.
Gewiß handelt es sich, wenn man alle diese Momente in Betracht zieht, bei der sowjeti-
chen Lösung der Nationalitätenfrage, nicht um ein Problem, das die Sowjets allein
geht, gewissermaßen um eine innerstaatliche Familienangelegenheit, sondern um eine
gelegenheit von europäischer, ja weltpolitischer Bedeutung. In Genf aber sieht man
n Dingen zu und wartet ab, solange bis diese brennenden Fragen sich — ohne Genf
ntworten, dafür aber die Welt in Brand setzen werden!

Russen und Ukrainer

Von Michael Kurtschinsky in Dorpat

Die russische Minderheit bildet unter den slawischen Minderheiten in Europa den größten Teil. Von 10½ Millionen slawischer Minderheiten sind mehr als 7½ Millionen sen. Unter „russischer Minderheit" verstehen wir alle drei Hauptteile des russischen kes: Großrussen, Kleinrussen (Ukrainer) und Weißrussen. Es ist zweckmäßig, sie als etwas neinsames anzusehen, da sich sonst eine Reihe schwer zu begleichender Streitigkeiten Widersprüche ergeben würde. Die russischen Minderheiten verteilen sich folgender-zen: Polen 5928745, Rumänien 674477, Tschechoslowakei 461449, Lettland 231658, land 91109, Litauen 50460. Kleinere Gruppen leben in einer Reihe anderer euro-cher Staaten (Bulgarien, Ungarn, Griechenland usw.)

Dieser großen Zahl der russischen Minderheiten entspricht jedoch in keinem Falle die e, die sie in vielen Ländern einnehmen. Ihre Rechtslage entspricht nirgends den-nen Rechten und Forderungen, die sie auf Grund der Verfassungen und anderer Do-rente von staatlicher und internationaler Bedeutung beanspruchen können. Besonders ersprechen einander die Außenseite ihrer Lage, die für äußere Angelegenheiten be-mmt ist, und die Kehrseite, die in innerstaatlichen Beziehungen eine Rolle spielt, — in en und Rumänien, teilweise auch in der Tschechoslowakei.

Die wirtschaftliche Lage der großen Masse der russischen Bevölkerung ist in vielen Ländern friedigend, manchmal durchaus schwierig, fast unerträglich. Das erklärt sich nicht nur durch em Krieg ungeheuer angewachsene Armut der russischen Bevölkerung, z. B. den akuten mangel, sondern auch durch die Tatsache, daß sie vielfach durch die Nachkriegsgrenzen n den früheren wirtschaftlichen Mittelpunkten abgeschnitten wurde, wo sie Absatz hre Produkte und Verwendung für ihre Kräfte fand. Solch eine Lage finden wir elen Gegenden mit russischer Bevölkerung, die den neugebildeten oder vergrößerten ten eingegliedert sind: in Polen, Rumänien, Estland, Lettland usw.

elfach wird die Agrarreform gegen die russische Nationalität ausgenutzt. Ihre Güter nen enteignet, in ohnehin schon übervölkerten Gebieten werden neue Kolonisten aus Mehrheitsvolk angesiedelt, was augenscheinlich Entnationalisierung bezweckt.

As das nationale Leben und die Behauptung der kulturellen Werte betrifft, so kann fast überall eine bedeutende Bedrückung in allen für ein Volk besonders wichtigen ltgebieten beobachten: auf dem Gebiet der Kirche, der Sprache und Schule. Aber da, wo die Lage in dieser Beziehung günstiger ist, kommt die russische Minderheit i r Verteilung der Staatsmittel für kulturelle Zwecke meistens zu kurz.

I der Sphäre des geistig-religiösen Lebens sehen wir eine Reihe schreiender Gewalt-e Die Kirchen der russischen Minderheit werden an andere Religionsgemeinschaften eben, sie werden abgebaut, verkauft, um Ziegelsteine zu gewinnen, sie werden end-l Tanzsäle oder Kinos umgewandelt (Polen, Litauen usw.), der Gottesdienst wird

in den russischen Kirchen nicht in altslawischer Sprache gehalten, gegen den von der Kirch angenommenen Kalenderstil wird gekämpft (Rumänien) usw.

Was die Volksbildung betrifft, so können wir einen Kampf gegen die nationale Schu feststellen, für die die Staatsgewalt oft keinen Groschen aus den allgemeinen Staat mitteln gibt. Aber auch die privaten Schulen werden bei der Anwendung der russ schen (bzw. klein- und weißrussischen) Sprache beim Unterricht sehr bedrückt, manchm wird überhaupt der Unterricht in einer Minderheitssprache vollständig unmöglich gemach Natürlich wird auch nicht für genügende Vorbereitung russischer Schullehrer gesorg im Gegenteil wird alles getan, um in russische Schulen Lehrer nichtrussischer Nationalit einzuführen und so die Entnationalisierung der russischen Schule zu fördern. Alles da sind Maßnahmen im Kampfe gegen die russische Sprache, die in einigen Fällen b öffentlichen Versammlungen, Vorträgen usw. gänzlich verboten ist (Bessarabien).

Wenn diese Kampfmittel gegen die russische Bevölkerung im allgemeinen angewend werden, so sind sie im besonderen gegen die russische Bevölkerung im engeren Sinne de Wortes (Großrussen) gerichtet. Vielfach wird selbst ihre Existenz gänzlich verneint, sta des Namens „Russen" werden künstliche Benennungen gebraucht (in Polen, Rumänien und auf diese Art wird sogar gegen das Wort „russisch" der Kampf geführt.

Bei den Parlamentswahlen wird eine besondere Wahlgeographie gebraucht und werde andere unzulässige Kampfmethoden gegen die Kandidaten der unerwünschten Nationalitä angewendet. Dies ist in kurzen Worten die Lage der russischen Minderheit.

Die jüdischen Minderheiten

Von Emil Margulies in Leitmeritz (Böhmen)

Das Besondere am Schicksal und Problem der jüdischen nationalen Minderheiten lieg darin, daß das Volk, von dem sie ein Teil sind, nirgends ein Mehrheits-, ein Staats volk ist. In dem Schicksal der jüdischen nationalen Minderheiten tritt daher der Begrif der nationalen Minderheit, wie er eigentlich erst nach dem Kriege geworden ist, am reinste in Erscheinung: der Begriff und das Problem der Einfügung einer nationalen Grupp in das soziale Gefüge eines von einem andersnationalen Staatsvolk gegründeten natio nalen Staates, als zahlenmäßige Minderheit unter eine zahlenmäßige Mehrheit, unte Anerkennung der Tatsache, daß dieser Staat die Verwirklichung der nationalen Ideologi des Staatsvolks bildet, und unter Sicherung der freien, nationalkulturellen Entwicklun der Minderheit. Eine weitere Besonderheit der jüdischen Minderheiten liegt darin, da sie seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden sich in derselben Lage befinden — als Menschen gruppen innerhalb von andersgearteten und beiderseits als andersgeartet empfundene Mehrheiten, die Trägerin der Staatsgewalt sind. Daß auf ihrer Physiognomie eingeprägt sin die Spuren der durch die Jahrhunderte in Anwendung gekommenen Methoden der Herr schaft einer Mehrheit über eine gehaßte, gefürchtete und verachtete Minderheit.

Daher das befremdende Schauspiel eines inneren Kampfes um die Frage, ob die Min derheit überhaupt eine nationale ist; angefacht und ausgenützt von den Mehrheiten welche von der lange Zeit geübten Methode, die Juden zu Mitteln der Entnationalisie rung — Germanisierung, Polonisierung, Magyarisierung und Tschechisierung — eine andersnationalen Umgebung zu mißbrauchen, nicht lassen wollen.

Der Kampf, den die jüdischen nationalen Minderheiten führen, geht nicht ganz um das selbe, wie der Kampf der anderen nationalen Minderheiten. Nach den Minderheitsver trägen unter dieselben internationalen Grundsätze des Rechts und der Ethik gestellt, müsse sie um etwas kämpfen, was bei den anderen als selbstverständlich gilt: um die Anerkennung

s nationale Minderheit, um die Gleichberechtigung nicht mit den Mehrheitsvölkern, ndern mit den Minderheiten. Nicht die Zubilligung der in den internationalen Verträgen igesagten einzelnen Rechte, sondern deren Voraussetzung, und zwar Voraussetzung im ewußtsein der Völker und ihrer Staatsmänner, steht im Vordergrund ihres Daseinsmpfes; die Gleichberechtigung des jüdischen Volkes als Minderheit unter Minderheiten.

Der Versuch, durch Mittel der Korruption jüdische Parteien zu gewinnen, welche die Minderheitenpolitik grundsätzlich, unter Aufgabe aller nationalen Ansprüche durchkreuzen llen, ist nur gegen die Juden gerichtet. Es geht hiebei nicht um den Gegensatz zwischen tivistischer und negativistischer Politik. Die Politik der Juden kann nur aktivistisch sein. s geht um die Frage nationale oder antinationale Politik.

Der Krieg und die Friedensverträge hoben das jüdische Volk aus der Besonderheit ines einzigartigen Schicksals eines heimatlosen, vom Boden abgeschnürten, unheimlichen Wanderers über die Erde heraus, stellte es in eine Reihe mit den anderen Völkern: indem e ihm durch das Palästinamandat die Heimat — zu erringen durch eigene Arbeit —, das echt und den Anspruch auf seine Heimat wiedergaben; und indem sie sein Schicksal in den ändern der Diaspora unter den gleichzeitig für andere nationale Splitter formulierten egriff der Minderheiten stellten.

Das jüdische Volk kämpft um die Verwirklichung dessen, was ihm hier zur Wiederherellung seiner rechtlichen, sozialen und psychischen Gleichberechtigung verliehen wurde. Der Kampf ist ihm außerordentlich erschwert durch die Zerschlagung des 6-Millionenlocks der im ehemaligen russischen Reich lebenden Judenheit; und durch die vollständige ernichtung des unter Sowjetherrschaft lebenden eigentlichen russischen Judentums, s physisch, seelisch, überlieferungsmäßig, intellektuell und willensmäßig stärksten Teils s jüdischen Volkes.

Als nationale Minderheiten haben sich organisiert die Juden in Polen, wo sie eine parlamentarische Vertretung haben, und einen schweren Kampf gegen wirtschaftliche, politische und nationale Zerstörung, Demoralisierung und Vernichtung führen üssen; in den Ostsee-Randstaaten Litauen, wo sie bis zur Diktatur im Parlament vertreten aren; Lettland, wo sie im Parlament vertreten sind; Estland, wo sie von der als nfang vorbildlichen Kulturautonomie Gebrauch machen; in Rumänien, wo die jüdische evölkerung in den neuen Gebieten hier führend ist, wo aber der politische Umschwung, r eine wahrhaft demokratische, dem Minderheitenproblem verständnisvoller gegenüberstehende Regierung zur Herrschaft brachte, auch im alten Königreich den nationalen edanken in der jüdischen Bevölkerung vorwärtstreibt und wo das jüdische Volk ebenfalls i Parlament und Senat durch nationale Vertreter repräsentiert ist; und in der tschechoslowakischen Republik, wo dank der Anwendung von politischen Methoden alter ungarischer berlieferung, der gegenüber die fortgeschrittene Auffassung freiheitlicher tschechischer reise sich nicht durchsetzen kann, 100000 jüdische nationale Wähler, mehr als $^2/_3$ aller jüdischen Wähler, bisher kein Abgeordnetenmandat, dieses Sinnbild der Gleichrechtigung eines Volkes, zu erringen vermochten.

Überall ist es ein Kampf um die dem jüdischen Volk teils durch Mittel der Gesetzgebung, ls durch Mittel der Verwaltung, teils durch Mittel der Korrumpierung vorenthaltene oralische Gleichberechtigung als Volk. Diesem Kampf um die Gleichberechtigung ist ch die Tätigkeit gewidmet, die die jüdisch nationalen Minderheiten auf dem Boden der ternationalen Organisationen — Weltverband der Völkerbundligen, Interparlamentasche Union, Minderheitenkongresse — leisten.

Und gerade darum, weil es mehr ein Kampf um die Anerkennung dieser Gleichrechtigung des Volkes, dieser moralischen Anerkennung der Gleichberechtigung, weit hr als der um die juristische Anerkennung ist, ist es ein Kampf, den es nicht aufgeben m, ohne sich selbst aufzugeben.

Die ungarischen Minderheitengruppen

Von Elemér von Jakabffy in Lugoj (Rumänien)

Der Friedensvertrag von Trianon wies vier Staaten Teile des alten Ungarn zu, und zwar Rumänien, der Tschechoslowakei, Jugoslawien und Österreich. In dem größten, Rumänien zugefallenen Teil leben 1600000, in der Tschechoslowakei 1000000, in Jugoslawien 500000 und in Österreich 30000 Ungarn.

Das an Österreich gefallene Ungartum ist wegen seiner geringen Zahl und ziemlichen Mangels an Intelligenz nicht organisiert und deshalb kaum politischer Äußerungen fähig. Man versucht es auch nicht so brutal zu entnationalisieren, wie dies leider in den anderen drei Staaten der Fall ist.

Wir können hier nicht den Leidensweg des Ungartums während der letzten zehn Jahre in den drei Nachfolgestaaten darstellen, sondern nur darauf hinweisen, wie sich unsere politische Lage in den drei Nachfolgestaaten im letzten Halbjahr gestaltet hat.

In Rumänien folgte vor einem halben Jahr der liberalen Regierung unter Leitung Vintila Bratianus, Julius Maniu von der nationalen Bauernpartei. Wir müssen anerkennen, daß diese Regierung hinsichtlich der allgemeinen Menschenrechte bedeutend europäischere Auffassungen bekundet als ihre Vorgänger. Sie stellte im ganzen Land den Kriegszustand ein, der bis dahin die verfassungsgemäß gesicherten Freiheitsrechte nicht zur Geltung kommen ließ. Sie hob die Zensur auf, sie achtet auch einigermaßen das Versammlungsrecht und sicherte verhältnismäßig unbeeinflußte Wahlen, wie seit Rumäniens Bestehen noch keine stattgefunden hatten.

Dieses Vorgehen der Maniu-Regierung ermöglichte dem Ungartum, sich als selbständigen Faktor am Wahlkampf zu beteiligen und ihn siegreich zu bestehen, indem es alle Mandate, die bei dem reaktionären Wahlgesetz überhaupt zu erlangen waren, auch wirklich gewann. Die parlamentarische Gruppe von 23 Mitgliedern bildet in der Kammer die größte oppositionelle Partei, die ohne alle Nebenrücksichten die Sache des Ungartums und des universellen Minderheitsgedankens vertreten kann. Doch trotz hingebender Arbeit konnte diese Gruppe bisher noch nicht erreichen, daß die Regierung, ihrem Programm entsprechend, die traurige Lage der Minderheiten tatsächlich verbessert hätte. Unsere Beschwerden über das Unterrichtsverfahren blieben erfolglos, unsere konfessionellen Schulen entbehren die auch in internationalen Verträgen zugesicherte materielle Unterstützung, in Verwaltung und Justiz ist die ungarische Sprache noch immer verpönt, und das durch die Agrarreform uns zugefügte große Unrecht macht die Lage der ungarischen Minderheit noch ernster. Demnach ist es begreiflich, daß das Vertrauen des Ungartums zur Maniu-Regierung nachläßt und daß es nicht geneigt war, an den Festlichkeiten zu Ehren der 10. Jahreswende der Vereinigung aller Rumänen in Bukarest und Karlsburg teilzunehmen.

Auch in der Tschechoslowakei ist die Lage des Ungartums nicht tröstlicher. Sie wird hier sogar immer drückender. Die politische Entwicklung seit dem letzten Halbjahr hat die Seelenruhe vieler hundert Ungarn zerstört. Denn die dutzendweise vorgenommenen Hausdurchsuchungen selbst bei Personen, die keine öffentliche Rolle spielten, zeigen, daß niemand seines ruhigen Familienlebens sicher ist, denn jeder Ungar ist der Verunglimpfung und allerhand Aufregungen ausgesetzt. Und obwohl die Gemeindewahlen bezeugen, daß die zwei politischen Parteien des tschechoslowakischen Ungartums stets an Ansehen gewinnen, ist die neue Verwaltung bestrebt, die Ungarn aus dem öffentlichen Leben immer mehr zu verdrängen.

Wenn auch in bezug auf den Sprachgebrauch in einigen Gegenden der Slowakei günstigere Tatsachen zu verzeichnen sind, so ist das Los der dortigen Ungarn in anderer Hinsicht nicht besser als in Rumänien oder in Jugoslawien.

nzweifelhaft ist jedoch die Lage der jugoslawischen Ungarn am traurigsten. Trotz des früheren parlamentarischen Regierungssystems kam die Stimme des Ungartums ht zur Geltung. Mit anderen Parteien verbündet, erkämpfte es sich mit schwerer Mühe e dreiköpfige parlamentarische Vertretung, die aber laut Verfassung nicht fähig war, Parlament selbständig Anträge zu stellen.

Der vor einigen Monaten eingetretene Systemwechsel — der Absolutismus — konnte Lage der Ungarn nicht mehr viel schaden. Fühlen sie doch in diesem Lande nicht nur würgende Hand der offiziellen Politik, sondern auch die Faustschläge verschiedener aler Organisationen. Ob die Diktatur diese Faustschläge abwehrt, ob dem Ungartum goslawiens wenigstens diese erspart bleiben, dies zu beantworten sind wir nicht fähig. nn die Zensur, die nicht einmal die Briefpost verschont, vereitelt jede aufrichtige Äußeg der dortigen Ungarn.

Dies ist also in kurzen Zügen die Lage der ungarischen Minderheitengruppen. Wer auch den Einzelheiten derselben bekannt wird, wird begreifen, daß wohl keine Minderheit Minderheitenerörterungen des Völkerbundes so sehnend entgegensieht, wie eben ungarische.

Die mazedonischen Bulgaren

Von Constantin D. Stanischeff in Sofia

ls selbständige geographische und politische Einheit besteht Mazedonien seit dem 5. Jahrhundert vor Christus. Die Grenzen des damaligen und heutigen ethnographin Mazedoniens sind: Im Osten der Fluß Mesta, im Süden das Weiße Meer und der ß Bistriza, im Westen die albanischen Berge hinter Deber und die westlichen Ausläufer Schargebirges und im Norden die Gebirge von Wrania, Rila und Rhodope. Nach n Dominian in The frontiers of Language and Nationality in Europa (American graphical Society of New York, 1917), ist Mazedonien ein Land von 65000 qkm 1438084 Einwohnern, von denen 1172136 Bulgaren, die übrigen Türken, Juden, lachen und Griechen sind. Nicht ein Serbe.

n Bulgarien wohnen heute: 210000 bulgarische Mazedonier, vertrieben bis zum Jahre 3, dann 200000 aus Griechenland nach den Friedensverträgen von 1919 verjagte edonier und weiter 130000 Personen, von den Serben aus Serbisch-Mazedonien 1913 verjagt, insgesamt 540000 Personen. In Konstantinopel leben 3000 und in rika 50000 Mazedonier. Die gesamte Emigration außerhalb Mazedoniens ist in verschiedenen legalen Organisationen zusammengeschlossen.

ach dem Historiker J. Sireček (Histoire des Bulgares, 1877, S. 156) ist Mazedonien seit 679, seit dem großen bulgarischen Khan Isperich, abgeschlossen und ethnisch einheitlich gewesen. 679 lebten die mazedonischen Bulgaren mit einem gesunden, ungebeugten Geiste, mit den den und Schmerzen ihrer Brüder jenseits des Rilagebirges und der Rhodope. Im Jahre 4 ahmen sie offiziell die christliche Religion unter dem hl. Zaren Boris an, und zwar insbesondere rund der Missionstätigkeit der leuchtenden mazedonischen Führer und Heiligen Naum und Kli- von Ochrid. Bis 1330 lebte Mazedonien sein eigenes Staatsleben unter dem Zaren Samuel, Zaren aus dem Hause Assen u. a.; aber nach dem Tode des Zaren Samuel bestand das rische Zarentum noch lange Jahre. (A. Rambaud, Etudes sur l'histoire byzantine, S. 789.) Serben haben durch ihren König Duman nur einmal in der ganzen Geschichte, von 1330—1355, donien beherrscht. Doch von dieser nur 25jährigen Herrschaft sind keinerlei Spuren vorhan- Ebenso ist es mit der byzantinischen Herrschaft, die wesentlich länger dauerte, doch dank dem tionalen Geiste und der Kultur des mazedonischen Bulgaren ohne beträchtlichen Einfluß blieb.

Im Jahre 1393 kam Mazedonien zusammen mit den anderen bulgarischen Gebieten unter d türkische Joch. Trotz seiner Halbwildheit duldete der Türke die Nationalität und die Religion d mazedonischen Bulgaren, der aus fünfhundertjähriger dunkler Sklaverei, nach ungeheuren Me schenverlusten, dank seinem nationalen Bewußtsein und seiner kulturellen Überlegenheit ung brochen hervorging. Der türkische Historiker Ewlija Tschelebi schrieb vor 200 Jahren, nachdem ganz Mazedonien und Thrazien durchwandert hatte: „Der überwältigende Teil der Bevölkerun sind bulgarische Kiafiri (Andersgläubige)."

Das bulgarische Ochrider Erzbistum, das der hl. Kliment errichtet hatte, bestand bis 1767.

Während des historischen Lebens des bulgarischen Volkes hat Mazedonien viele wichtige Führe gestellt. Die Salonikier Brüder, die Heiligen Kyrill und Methodi gaben dem bulgarischen Vol und den übrigen slawischen Völkern das Alphabet, das Wertvollste für ihre Kultur, wie auch viel wertvolle Übersetzungen aus der altgriechischen Sprache in den mazedonischen (Salonikier) Dialek

Bei der Wiedergeburt des bulgarischen Volkes von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert ab hat Mazedonien oft die Initiative gegeben. So z. B. verlangte 1830 Üsküb zuerst vom Sulta einen bulgarischen Bischof, nachdem es bereits seine bulgarische Schule und Kirche hatte. Da gleiche Verlangen hat die alte bulgarische Hauptstadt Weliko Tirnowo erst 20 Jahre später gestell

Im Jahre 1870 wurde mit dem Ferman des Sultans, der das bulgarische Exarchat schuf, da ganze ethnische Mazedonien mit seinen 7 Exarchien (Ochrid, Üsküb, Weles, Strumitza, Bitolj Deber und Newrokop) als bulgarisch in das Exarchat eingeschlossen, das für die geistige Entwicklun des bulgarischen Volkes unter türkischer Herrschaft Sorge zu tragen hatte.

An der Kirchenversammlung in Konstantinopel 1872 nahmen auch bulgarische Delegierte au Mazedonien teil.

Die Botschafterkonferenz in Konstantinopel 1876 schloß durch ihre „Organische Verfassun für Bulgarien" in den zweiten bulgarischen Gebietsabschnitt ganz Mazedonien ein. Auf diese Konferenz erklärte der türkische Delegierte Saafet Pascha, daß „das Ziel dieser Konferenz ist, di Bulgaren in der Europäischen Türkei in zwei Provinzen zu gruppieren und dem bulgarischen Ele mente in ihnen seinen überwiegenden Einfluß einzuräumen."

Im Jahre 1877 — bei der Befreiung des heutigen Bulgariens von türkischer Herrschaft — nahme in den Kämpfen bei Schipka im bulgarischen Landsturm 411 bulgarische Mazedonier aus 28 maze donischen Bezirken teil. Der Vertrag von San Stefano schloß in das San Stefano-Bulgarie ganz Mazedonien als bevölkert mit Bulgaren ein.

Durch den Berliner Kongreß von 1878 entstand die mazedonische Frage, und zwar infolge vo Irreführungen und politischen Rechnungen. Nach diesem Vertrage wurde Mazedonien erneut i die türkische Sklaverei geworfen. Das Ziel war, nur ja kein großes Bulgarien, keinen großen sla wischen Staat auf der Balkanhalbinsel zu schaffen. Diese Gefahr war nicht vorhanden. Bewei hierfür ist der Gang der interslawischen Verhältnisse seit dieser Zeit. Auf allen Teilnehmern a der Berliner Konferenz lastet die Schuld an dem massenhaften Niedermetzeln junger und alter un schuldiger mazedonischer Bulgaren durch die Türken und die späteren Beherrscher und an de ewigen Trauer der mazedonischen Mutter.

Die Konferenz hat auch die Kriege von 1912 gegen die Türkei, von 1913 zwischen Bulgarien Serbien und Griechenland und den Eintritt Bulgariens in den Weltkrieg 1915 veranlaßt. Da Übel dauert heute noch an und trägt in sich die glimmende Glut neuer blutiger Konflikte in Europa Bald nach dem Kongreß rief das Gesetz der Notwehr die Imro ins Leben. Es gab kein andere Mittel der Gegenwehr gegen den übermütigen Türken, in dessen ewig blutige Hände das christ liche und kulturelle Europa das christliche und kulturelle Mazedonien warf. Die Unzufriedenhei begann aufzulodern: Aufstände, tägliche Reibereien, bis 1903 der epische Ilindenaufstand aus brach, in dem über 10000 bulgarische Mazedonier den Tod fanden. Die Türken äscherten 1254 Häuser usw. ein. Dieser Aufstand führte zu der Zusammenkunft in Reval, auf welcher die Durch führung gründlicher Reformen in Mazedonien beschlossen wurde. Um der fremden Einmischun auszuweichen, stimmten die Türken 1908 einer sog. „Konstitution" zu, die sie nach einem Jahr wieder aufhoben. Mit der Ausrufung der Konstitution unterbrach die Imro jede revolutionär Tätigkeit — alle ihre illegalen Mitglieder kehrten aus den Bergen in die Dörfer und Städte zurü und begaben sich an ihre friedliche Arbeit. Nach Aufhebung der Konstitution indessen organisiert sich die Imro von neuem. Wieder setzten Morde, Räubereien, Brandstiftungen, Metzeleien ein. Es kam es zu den Kriegen von 1912, 1913 und 1915. Die Aufstände und Metzeleien führten zu einer Massenauswanderung der mazedonischen Bulgaren, die sich zu allen Zeiten nur nach Sofia richtete.

cht einer suchte Unterschlupf in Belgrad oder in Athen. Die mazedonischen Bulgaren mußten ßer gegen den Türken auch gegen die von Belgrad und Athen entsandten Banden kämpfen.

Nach Professor P. N. Milükow, der am Vorabende des Balkankrieges ganz Mazedonien durch-ert hatte, besaßen die Bulgaren in Mazedonien 1372 eigene Schulen mit 2248 bulgarischen Leh-n und 78622 Schülern, 1625 bulgarische Kirchen, 155 Kapellen, 73 Klöster, 1310 Geistliche, Metropoliten, 7 Verwaltungs-Exarchien und bischöfliche Vertreter in jedem Kreiszentrum. e hatten ihre Zeitungen, Zeitschriften, Druckereien, Lesehal'en, Bibliotheken, Buchhandlungen ihre eigene Kultur, geschaffen in Jahrhunderten mit gewaltigen Opfern. Die Serben ver-ben vom Jahre 1913 ab die bulgarisch-mazedonische Intelligenz, verbrannten alle Schriften, die in Muttersprache des Mazedoniers geschrieben waren und eigneten sich alle Kulturinstitute an.

Im Vertrage von 1912 erkannte Serbien Mazedonien als bulgarisch an, wobei aus bestimmten oberungsgelüsten reinbulgarische Städte wie Üsküb, Deber, Kitschewo in einer strittigen Zone blieben.

Mit den Friedensverträgen nach dem Weltkriege, St. Germain vom 9. Dezember 1919 und Sèvres vom 10. Juli 1920, die von Serbien und Griechenland unter-rieben wurden, fiel Mazedonien von neuem in schwere Sklaverei. Mit diesen Verträgen rden zugleich den mazedonischen Bulgaren als Minderheit unter serbischer und griechi-er Herrschaft Rechte und Freiheiten garantiert. Für alle aber ist es eine bekannte Tat-he, daß die mazedonischen Bulgaren in Wirklichkeit eine Mehrheit sind, die seit Jahr-nderten in der eigenen Heimat wohnt.

Das Ziel aller mazedonischen Bulgaren ist jenes, das der edle Engländer William adstone vor aller Welt verkündet hat: „Mazedonien den Mazedoniern!"

Geradezu widersinnig ist es aber, daß durch Assimilation an Serbien der Nacken des stolzen d mit hohem Volksbewußtsein ausgestatteten mazedonischen Bulgaren gebeugt wird, ssen Geschichte älter als die serbische ist und zahlreiche hehre Namen aufweist, die vielen deren Völkern kulturellen Fortschritt gebracht haben. In Mazedonien dauert der Krieg allen Schrecken für die schutzlose Bevölkerung fort.

Wir appellieren an alle Kulturvölker, an alle Gelehrten, so schnell wie möglich Verständ- für Mazedonien verbreiten zu helfen, weil in dem Dunkel, in das Mazedonien ge-rfen ist, sich schreckliche finstere Dinge, verübt von den Machthabern, abspielen. Diese nklen Taten beschwören eine ebenso starke unterirdische Gegenwehr herauf, bis eines Tages Europa zu einem schrecklichen und vernichtenden Kriege erwachen wird.

Nach den Verpflichtungen aus den Friedensverträgen und den Bestimmungen für die Min-rheiten wie auch nach der Geschichte hat die bulgarische Bevölkerung in Mazedonien das cht und sind die europäischen Großmächte verpflichtet, durch eine volle Unterstützung r bulgarischen Minderheiten in Mazedonien unter serbischer und griechischer Herrschaft i Durchführung der diesen Minderheiten versprochenen Rechte und die Garantie einer en kulturellen Entwicklung durch eigene Schulen, Kirchen, den freien Gebrauch der tterssprache, durch Presse, volle Wahlrechte zur Wahl ihrer Vertreter in die staats-rtlichen Institute der betr. Staaten und in die örtlichen Selbstverwaltungskörper rerzwingen.

Den Vertriebenen muß die Möglichkeit gegeben werden, frei an den heimatlichen Herd n Mazedonien zurückzukehren, damit sie endlich aufatmen und alle Kräfte einspannen önen für den allgemeinen Kulturfrieden in Europa. Dann wird es keine Unzufriedenen folglich keine Ruhestörer mehr geben.

Das ist eine vertragliche Pflicht, eine Pflicht der Menschlichkeit und Geschichte, das ist rlich eine Notwendigkeit für einen festen, ewigen und gerechten Frieden in Europa, den meisten die mazedonischen Bulgaren nötig haben, welche auch in Zukunft seine ligsten Beschirmer sein werden.

Die slowenischen Minderheiten

Von Josef Janko in Innsbruck

Als einziger der südslawischen Stämme hat der slowenische niemals stärkere eigenstaatliche Erlebnisse gehabt, die seinem Volksleben entscheidende Merkmale aufgeprägt hätten. Obwohl während des Kriegs eine deutliche Abwendung der Führer von Österreich in Erscheinung trat, überraschten die Ereignisse, die dem slowenischen Volke den Weg der Selbständigkeit freigaben, Führer wie Volk, und die Folge war, daß das Slowenentum von der neuen Freiheit nur unvollkommen Gebrauch machen konnte. Zunächst erschien es freilich, als könne man in Laibach eine Belgrad und Agram gleichgeordnete Regierung errichten und dem slowenischen Staatsteil das gleiche Gewicht geben wie den beiden Bruderstaaten. Bald aber erkannte man, daß Belgrad alle wichtigen Entscheidungen im Sinne eines starren serbischen Zentralismus traf und mit Geschick und Tatkraft auf den Einheitsstaat lossteuerte. So sah man sich in die Opposition gedrängt und verlor ständig an Boden.

Es war daher auch nicht entfernt gelungen, den groß-slowenischen Traum der Vereinigung aller Volksgenossen zwischen Drau und Adria zu verwirklichen. Belgrads Interesse war nicht darauf gerichtet; es waren Gebiete, die abseits vom serbischen Ausdehnungsdrang lagen, weil die geographischen Vorbedingungen dazu fehlten und weil der junge Staat durch starres Fordern dieser Gebiete in unerwünschte außenpolitische Konflikte geraten wäre. So kam es, daß die Gründung des Staates der Serben, Kroaten und Slowenen für die letzteren zur Abspaltung bedeutender Volksteile führte und die im alten Österreich nicht gestörte Sammlung ihrer nationalen Kräfte entscheidend unterbrach. Denn im italienischen Staatsgebiet traten sogleich die ärgsten Grenzschikanen in Erscheinung, und in Kärnten begann sich innerhalb des slowenischen Volksteiles eine der nationalen Einigung in einem Groß-Slowenien widerstrebende Spaltung auszuwirken. Es wäre wohl das natürlichste gewesen, in der Erkenntnis der engen Verbindung des slowenischen Volksschicksales mit den Deutschen einen Ausgleich zu suchen. Aber das radikale Nationalgefühl des politisch-jungen Volkes ließ dies nicht zu, und so kam es, während in Kärnten weder mit Waffen noch durch Abstimmung Erfolg zu erzielen war, in Untersteiermark und Krain zu den schweren Verfolgungen der Deutschen, den Rechtsbeugungen und der entschädigungslosen Enteignung deutschen Besitzes, zur erzwungenen Massenabwanderung der deutschen Oberschicht.

Was hier von fanatischen Deutschenhassern an der deutschen Minderheit verübt wurde, verspürte das an Italien gefallene slowenische Siedlungsgebiet in Görz, Istrien und im Karst nur zu bald in nicht weniger harter Weise. Hier war allerdings eine andere Entwicklung vorausgegangen. Die Italiener hatten aus strategischen Gründen und um das von ihnen als politisches Ziel begehrte Triest halten zu können, tief in den rein slowenischen Staatsboden hineingeschnitten, obwohl sie in diesem Gebiete niemals in größerem Umfange ansässig gewesen waren, außer in den Städten. Die slowenische Bevölkerung hatte hier auch niemals eine ähnlich nahe kulturelle Fühlung mit den Italienern wie ihre Volksgenossen in Untersteiermark und Krain mit den Deutschen. Der erbitterte Kampf zwischen Slowenen und Italienern um Volksboden und Einfluß war im Gegenteil altererbt. Heute führen die Italiener einen ausgesprochenen Vernichtungskampf mit dem Ziele, das geschlossene slowenische Volksgebiet zu sprengen und die aller wirtschaftlichen und kulturellen Organisationen beraubten Slowenen innerhalb des italienischen Staates zu zermürben. Die Grenzschranken werden so unübersteiglich wie möglich gemacht, und jeder Verdacht der Verbindung zum Muttervolke bringt den unglücklichen Opfern der Verfolgungssucht Gefängnis und Verbannung. Der Gedanke an das Schicksal Südtirols liegt nahe genug.

In Kärnten wohnt der slowenische Volksteil vom Muttervolke durch die unwegsamen rawanken getrennt seit Jahrhunderten in engster Fühlung mit den Deutschen. Seit hrhunderten ist er nach Norden, nach den deutschen Städten Klagenfurt, Villach, Blei- rg und Völkermarkt gerichtet, ebenso wie der Untersteirer Slowene seine Märkte im utschen Marburg, Cilli und Pettau suchte, nur mit dem Unterschiede, daß der Deutsche r nicht wie in Kärnten die Kraft besaß, Boden zu kultivieren und zu halten, sondern zu nem Verderben in der städtischen Oberschicht aufging. Auch nach Kärnten wirkte die n Laibach ausgehende nationalslowenische Bewegung, hauptsächlich von der Geistlich- t getragen. Der Zusammenbruch Österreichs löste eine zwiespältige Stimmung aus. r größere Teil der slowenischen Bevölkerung war sich des unlösbaren Zusammenhanges t dem Lande, das ihm Heimat bedeutete, bewußt und lehnte die vom kleineren Teile orderte Zerreißung Kärntens ab. Im Abwehrkampfe standen Slowenen gegen Slo- nen neben den deutschen Kärntnern. Darum hat der heimattreue Slowene auch ein leugbares Recht gewonnen, bei der Regelung der nationalen Frage in Kärnten gehört werden. Er will seine Sprache und seine völkische Eigenart bewahren, will aber auch t den Deutschen in Frieden zusammenwohnen und an deutscher Kultur teilhaben.

Die Katalonier

Von Joan Estelrich in Barcelona

Die Katalonier bilden nicht eigentlich eine nationale Minderheit in einem Mehrheitsstaat, sondern vielmehr eine eigene Nationalität, die in dem Staate, in dem sie lebt, nes der Rechte genießt, die jede Nationalität und jede nationale Minderheit beanspruchen n. Ohne auf irgendeines dieser Grundrechte zu verzichten, haben sie sich gleichwohl gern der nderheitenbewegung eingegliedert, in der Hoffnung, daß eine allgemeine Regelung Minderheitenfragen durch den Völkerbund ihr Los verbessern könnte.

Seit langem kämpfen die Katalonier um ihre Autonomie, ohne daß sie irgendein po- es Ergebnis erzielt hätten. Sie haben darauf um so mehr Anspruch, als sie im Mittel- r einen unabhängigen Staat besessen hatten, der unauslöschliche Spuren in der chichte hinterließ. Dieser Staat gab der Welt das erste Seerecht und besaß sogar vor gland ein nationales Parlament. Als überall die absolute Monarchie oder der Feu- ismus herrschten, hatten die Katalonier eine Demokratie im weitesten Sinne.

Durch eine unglückliche Heirat seines Herrschers mit Kastilien vereinigt, genoß Katalonien ächst doch eine fast völlige Autonomie. Allmählich aber versuchten die kastilianischen ige es zu assimilieren, nicht ohne daß es mit allen Kräften Widerstand geleistet hätte. ser Widerstand hat ihm zwei lange Kriege gebracht, den von 1640 und den von 1713/14. r der Geist Kataloniens ist niemals besiegt worden. Er ist im Lauf des 19. Jahrhun- es wieder erwacht. Das Land hat immer die Sprache seiner Vorfahren bewahrt, die Mittelalter eine der hervorragendsten Kultursprachen war und heute einen neuen kul- llen Aufschwung nimmt, trotz der Bedrängung durch die staatliche Gewalt.

Seit dem 13. September 1923, d. h. seit dem militärischen Staatsstreich, der in Spanien Diktatur einleitete, ist Katalonien in eine Zeit äußerster Not und Bedrückung einge- ten. Nach Unterdrückung der Verfassung und des Parlaments, die dem politischen Leben Spanien das Gepräge von Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit gaben, nach willkürlicher ugestaltung aller öffentlichen Körperschaften, die auf allgemeine Wahl begründet r, hat das Direktorium auf besondere Weise die Katalonier bedrückt.

Seit 1914 besaßen die Katalonier als Folge einer mehrjährigen Volksbewegung eine landschaftliches Parlament, genannt Mancomunitat, eine Einrichtung, die sie der

zentralistischen Regierung in Madrid abtrotzen mußten. Die Mancomunitat, deren finanzielle Hilfsmittel äußerst gering waren, hat in 12 Jahren ein wunderbares Zivilisationswerk geschaffen. Sie hat ein System vollkommener Straßen gebaut, sie hat ein modernes Telephonnetz errichtet, sie hat Krankenhäuser gebaut, Schulen gegründet, Bibliotheken, Laboratorien, wissenschaftliche Forschungsanstalten usw. Sie hat das Land wieder vollständig auf die Höhe gebracht. Seine Kultureinrichtungen waren nach dem Urteil der Fremden, die sie kannten, bewunderungswürdig. Andererseits bewiesen die Katalonier auch schon durch den Aufschwung, den sie den anderen öffentlichen Körperschaften und den ihnen anvertrauten Unternehmungen gaben, ihre Eignung zur Selbstverwaltung.

Als es sich ein wenig sicher fühlte, machte sich das Direktorium daran, alle diese Einrichtungen zu zerstören, weil sie katalonisch waren. Es hat den Gebrauch der katalonischen Fahne und den Gebrauch der Landessprache verboten. Es hat eine ungeheuere Menge politischer, kultureller und selbst rein sozialer Vereinigungen verboten. Den Verfügungen gegen den Gebrauch des Katalonischen in den Schulen und in den Körperschaften und gegen alle Äußerungen des katalonischen Geistes sind seit 1923 zahlreiche weitere gefolgt. Diese Verfügungen haben viele Opfer gefordert, Gefängnisstrafen und Quälereien aller Art.

Das katalonische Volk hatte sich in einer Volksabstimmung von 1918 einstimmig für die unversehrte Autonomie erklärt. Aber das Direktorium will Katalonien mit allen Mitteln entnationalisieren. Zu gleicher Zeit unterdrückt es in Spanien alle Rechte, niemand weiß, daß die Presse der Zensur unterworfen ist, daß das Gerichtswesen unterdrückt ist und daß das Direktorium, eine ungesetzliche und verfassungswidrige Macht, sich die richterliche Gewalt anmaßt. Die Gerichte existieren wie alle öffentlichen Körperschaften von der Gnade der Regierung.

Auf Grund dieser Zustände hatten die Katalonier 1924 ein Gesuch an den Völkerbund gerichtet, um die Rechte der Minderheiten für sich in Anspruch zu nehmen. Dieses Gesuch ist erfolglos geblieben. Gleichwohl haben die katalonischen Parteien, die noch die Unterdrückung durch die Diktatur überdauert haben, bevollmächtigte Delegierte zu den Minderheiten-Kongressen und zum Weltverband der Völkerbundsligen entsandt, um die katalonische Bewegung in die allgemeine Bewegung der nationalen Minderheiten einzugliedern.

Die deutschen Minderheiten in Europa

Von Werner Hasselblatt in Reval

Der Einzelne, der Führende sieht vieles, das Volk sieht alles. Wenn wir uns mit dem Problem einer Neuordnung Europas beschäftigen, mit der Frage einer Wiederherstellung seiner Eigengeltung und Eigenrichtung im Hinblick auf übermächtige Entwicklungsvorgänge anderer Erdteile, so gilt dieses Wort für kein europäisches Volk in dem Maße, wie für unser deutsches Volk. Es ist das Herzvolk Europas, es ist in vier Staaten das staatsführende Volk: im Deutschen Reiche, in Österreich, Luxemburg und Danzig. Hierzu kommt noch, wenn auch anders zu beurteilen, die Schweiz. Angrenzend und um diese Staaten ist es aber durch seine Auslandsgruppen überall verzahnt mit anderem Volkstum, und seine Volksstämme siedeln seit Jahrhunderten in einer andersnationalen Umwelt. Diese deutschen Volksgruppen, in der politisch-arithmetischen Denkweise als deutsche Minderheiten bezeichnet, haben durch ihre politischen Führer, durch ihre national-soziale Eingliederung in diese andersnationale Umwelt, durch ihre Geltung als Ordnungselemente in nicht geringem Maße Anteil an den Aufgaben des europäischen Neuaufbaus. Ja wir müssen unser — in Schicksals- und Notgemeinschaft erweitertes — Augenmerk besonders auf sie lenken, wenn wir sagen, das deutsche Volk sähe alles, was Europa geschehen ist und was ihm not tut. Die deutschen Volksgruppen sehen diese Dinge nicht

t den Augen studienbeflissener Gelehrter oder akkreditierter Diplomaten, sondern in ſter Kenntnis der Vergangenheit, in lebendigem Erfassen der Gegenwartsnot und lverantwortlich für die Entwicklung der Zukunft. Darum wäre es falsch, bei der kari- iven Einstellung zur Not gleichnationaler Stammesbrüder zu verharren, und ebenso ſch, die europäischen Probleme nur in Staaten, Staatsgrenzen, Staatszugehörigkeit zu en, statt sie auch in Völkern, Volksgruppen, Volkspersönlichkeiten zu denken.

Die deutschen Minderheiten in Europa — im ganzen rund 12 Millionen — verteilen ſich nach den im „Statistischen Handbuch für das gesamte Deutschtum" gegebenen Zahlen gendermaßen:

hechoslowakei	3 500 000	Italien (Südtirol)	300 000
ankreich (Elsaß Lothringen)	1 700 000	Belgien (mit Eupen-Malmedy)	150 000
len	1 350 000	Litauen (mit Memelgebiet)	131 000
rop. Rußland	1 000 000	Lettland	75 000
mänien	800 000	Dänemark (Nordschleswig)	60 000
dslawien	700 000	Estland	30 000
garn	600 000		

Die Lage ist, wie vor 10 Jahren, unendlich schwer. Das deutsche Leid hat vor keiner utschen Siedelungsgruppe halt gemacht, hat sie alle miterfaßt, gleichviel ob sie erst mit n Friedensdiktat aus der Staatsgemeinschaft mit ihrem Muttervolk gerissen wurden, er schon früher Auslanddeutsche waren.

Selbst in den baltischen Staaten — Estland und Lettland —, wo durch harterkämpfte etzgeberische Sicherstellung des nationalkulturellen Eigenlebens in teilweise vorbild- ier Weise neue Rechtsgrundsätze geschaffen wurden, steht die Beurteilung der Lage des utschtums stark im Zeichen des deutschen Leides. Hier trat es in Form der entrechtenden rarrevolution in Erscheinung, die das jahrhundertelang in den baltischen Landen an- ige Deutschtum um seinen wichtigsten wirtschaftlichen Rückhalt, seine Bodenständigkeit, ne eigene Scholle und die Berufsausübung auf ihr brachte. Alle, überwiegend in utschen Händen befindlichen Landgüter wurden nahezu entschädigungslos für den Staat eignet. In Litauen, auch im Memelgebiet, hat die deutsche Bevölkerung keine Ab- ime ihrer Sorgen festzustellen. Im eigentlichen Litauen, eine rein bäuerliche, kinder- che Volksgruppe darstellend, hat es nicht die nötige Führerschicht, deren Erstehen auch n Memel her noch nicht gebührend gefördert worden ist. Das Deutschtum in Rußland reut sich für den Preis der Anerkennung des kommunistischen Ordens weitgehender ionaler Rechte. In Polen haben wir es mit vier — durchweg nicht optimistisch und vor m immer noch gesondert zu beurteilenden — Gruppen zu tun: dem Deutschtum in ſen und Pomerellen, den Oberschlesiern, dem Deutschtum in Galizien und Wolhynien o im ehemalig russischen Kongreßpolen. Alle diese Volksgruppen stehen im schweren ämpf gegen das Übergreifen der polnischen Staatsgewalt in die Gebiete des national- urellen Eigenlebens und der wirtschaftlichen Gleichberechtigung. Das Sudetendeutschtum r der Tschechoslowakei stellt die größte auslanddeutsche Volksgruppe, ja in seiner Größe o sozialen Durchbildung ein Volk dar, das im Staate mindestens die Geltung der einzelnen tionalitäten in der Schweiz oder der Schweden in Finnland haben müßte. Wir wissen, weit entfernt das Sudetendeutschtum noch von diesem Ziele ist[1]). Ein neuerwachtes, n Wiederaufstieg seiner nationalen Bewußtseinsbildung befindliches Deutschtum ist das ıarländische. Dieser schwäbische Bauernstamm siedelt in einem Staate, der wie kein nerer unter Gebietsbeschneidung zu leiden hat, Sorgen und Bedrohungen eigenen lkstums in anderen Staaten nur zu gut kennt und zu mildern bestrebt sein muß. Dieser stand gab die Voraussetzungen für die Abkehr Ungarns von seiner früheren Nationali- ätenpolitik und die psychologisch nur schwer und langsam durchzusetzende Hinschwenkung ne minderheitenfreundliche Politik. Eine der ältesten deutschen Siedelungen ist das

[1]) Vgl. Novemberheft 1928 der S. M. „Sudetendeutschtum".

Volk der Siebenbürger Sachsen, nunmehr im großrumänischen Staate. Andere Gebietserweiterungen — so die Bukowina — haben die Zahl deutschstämmiger Angehöriger dieses Staates noch stark erhöht. Alles, was im rumänischen Staate faul ist und von der neuen Regierung Maniu bekämpft werden will, hat sich in besonderer Schärfe auch gegen die wirtschaftlichen und kulturellen Positionen des Deutschtums gerichtet. Daß hierbei die ungarische Minderheit ein noch schwereres Geschick betroffen hat, ist kein Trost. Das Kabinett Maniu läßt immerhin Besserungen erwarten.

Schwer ist das Los der deutschsprachigen Bürger des neuen Jugoslavischen Königreiches. Über einen uralten, in zähem Kulturkampfe urbar und blühend gestalteten landwirtschaftlichen Besitz verfügend, kann dieses gesunde schwäbische Bauertum nicht zu einer auch nur bescheidenen eigenen Schule gelangen. Selbst von den falschen Grundsätzen der utraquistischen Schule sind im Laufe besonders der letzten Entwicklung alle eigensprachlichen Unterrichtsfächer weggespült worden. In national-kultureller Hinsicht hat es wohl nur ein deutscher Stamm noch schwerer, schwer bis an die letzten Grenzen der Tragik und zur Schande des heutigen Europa — das sind die treuen Südtiroler. Ihre Not kennt man, besser als die der anderen Volksgruppen, die von ihrem Leid schweigen, wenn von Südtirol gesprochen wird.

Ein Blick in die dynamischen, d. h. unruhig bewegten Zustände im Elsaß oder zum Deutschtum hinüber nach Belgien in Eupen und Malmedy oder nach Norden hin zu den Deutschen Nordschleswigs zeigt uns, daß nicht allein im Osten, wo freilich die Bevölkerungsverzahnung am stärksten ist, sondern auch an den anderen Grenzen des geschlossenen deutschen Siedelungsgebietes alle Probleme, deren rechtsschöpferischer Lösung Europa harrt, wach und umkämpft sind.

Man hat das Jahr 1929 zu seinem Anbruch als das Jahr der Minderheiten bezeichnet. Man tat es, weil nicht nur die großen internationalen Verbände — Völkerbundligen-Union, Nationalitätenkongreß, Interparlamentarische Union u. a. m. — das Nationalitätenproblem in den Vordergrund ihrer Verhandlungen gerückt hatten, sondern vornehmlich deswegen, weil die Nichtachtung der Nationalitätenrechte und das dauernde Versagen des Völkerbundes zu einer Krise des letzteren zu führen schienen. Nun hat das vom Völkerbundsrate eingesetzte Dreierkomitee in Madrid gerade versucht, die großen Aussprachen mit einer Vogelstraußpolitik abzubiegen, und hat damit, wider Erwarten, restlos Erfolg gehabt. Wann die Minderheitenfrage wieder in der Vollversammlung des Völkerbundes zur Sprache kommen wird, ist ungewiß. Es blieb jedenfalls im Rate kommenden Erörterungen überlassen, offen und ehrlich aufzudecken, welche Vergiftungs- und Entrechtungserscheinungen in den Beziehungen der europäischen Völker zur Dauergeltung gelangt sind, um Frieden, Kultur, Recht und jegliche europäische Konsilidierungsbestrebungen zu gefährden.

Wenn das Recht versagt, so restlos versagt, wie der Minderheitenschutz, stellt sich nur zu bald als Folgeerscheinung die Tendenz ein: fort von dem Recht, zurück zur Macht und ihren Kampfesmethoden, die auch der Schwache kennt. Nein, unsere Losung soll sein: zurück zum Recht, zu mehr Recht, zu besserem Recht.

Im Kampfe um das höhere Recht und eine bessere Ordnung sehen sich die deutschen Volksgruppen in Europa, sehen sich ihre politischen Führer aus der Zahl von über 200 Abgeordneten in außerdeutschen Parlamenten einig. Die neuen Rechtsgrundsätze sollen den Staaten und vor allem den Völkerbeziehungen neue Friedensgrundlagen und Möglichkeiten eines gemeinsamen Aufstiegs Europas bringen. Der Weg aber führt über Anerkennung der Volkspersönlichkeit und ihrer Rechte, über das Eingliedern von Volksgruppenrechten (Kulturautonomie) in das Staatsrecht der europäischen Staaten, über den Abbau der zentralistischen Staatsgewalt zugunsten eines freien und gesicherten Lebensraumes für alle Nationalitäten des gleichen Staates. Den Erfolg dieses Kampfes werden in einigen Gebieten schon wir selber, in anderen sicher unsere Söhne erleben.

Aus Zeit und Geschichte

Probleme des Auslanddeutschtums 1928/29

Von Wahrhold Drascher in Stuttgart

Die im Innern unseres Vaterlandes mit wachsender Schärfe geführte weltanschauliche, politische und soziale Auseinandersetzung hat den Blick des Volkes weiterhin von der schäftigung mit der Außenpolitik abgelenkt. Wenn auch allmählich die Versuche, die ßen- und weltpolitische Schulung zu einem Bestandteil der staatsbürgerlichen Erziehung machen, einen gewissen Erfolg haben — es sei nur an das erfreuliche Anwachsen der politischen Richtung erinnert — so ist der Anteil der an der inneren Politik interierten Kreise an den großen Geschicken, die uns von außen auferlegt werden, doch weiter außerordentlich gering. Man begnügt sich mit Schlagworten, spricht von Verständigung d Reparationen und überläßt alles andere den Männern, die von Amts wegen sich damit chäftigen. Wir befinden uns in Gefahr, allzu genügsam zu werden, und vergessen, daß nur im weltpolitischen Rahmen eine Prognose der deutschen Zukunft stellen läßt. Daß unter auch das Auslanddeutschtum zu leiden hat, ist selbstverständlich, soviel auch an ziehungsarbeit getan wird. Dank den Bemühungen des Vereins für das Deutschtum Ausland gelingt es wenigstens in steigendem Maße, die gebildete Jugend in Schule und um für den auslanddeutschen Gedanken zu gewinnen, und erfreulicherweise lassen die len Wander- und Studienfahrten der Studenten und Schüler in die Grenzgebiete nen Zweifel, daß die Saat allmählich aufgeht. Die wachsende Zahl auslanddeutscher ktorarbeiten deutet darauf, daß diese Erinnerungen auch in der späteren Ausbildung leben bleiben. Einen großzügigen Versuch, die Öffentlichkeit sozusagen gewaltsam an die ige heranzuzwingen, machte das Deutsche Ausland-Institut, indem es unter erheblichen fern die große Wanderausstellung „Danzig" zusammenstellte und eine Rundreise durch utschland antreten ließ. Leider zeigte sich dabei, daß es sogar dann sehr schwer ist, weitere ichten zu interessieren, wenn neben der politischen Beeinflussung auch Anziehung chaffen wird, die auf das Auge berechnet ist. Immerhin scheint dieser Weg glücklich, n er zwingt die Lokalpresse dazu, auch außerhalb des rein politischen Teiles sich mit en Dingen zu beschäftigen. Das Auslanddeutschtum ist aber für uns nicht nur ein tischer Faktor, sondern ein Teil unseres Selbst und hat ein Recht, innerhalb unseres turlebens so eingereiht zu werden, als ob es zu uns gehöre. Hierbei wird viel auf die gültige Stellungnahme der Sozialdemokratie ankommen, die über kurz oder lang sich d entscheiden müssen, ob sie den bisherigen Widerstand endgültig weiterführen will sich auch zu der Ansicht bekennt, daß diese Fragen für alle Deutschen bindend sind und t unter dem Gesichtspunkt internationaler Anschauungen gesehen werden können. Grunde sind es aber neben den Fachkreisen und opferbereiten Wirtschaftsführern doch Reichsämter gewesen, die immer wieder für die Wichtigkeit der auslanddeutschen Be- ne Verständnis zeigten und sich verantwortungsbewußt dafür eingesetzt haben.

m so eigenartiger berührt es uns, daß vielleicht die größten Erfolge dort errungen wurden, wo unsere Regierung sich strengster Zurückhaltung befleißigte und wo, außer einer irlichen Anteilnahme von unserer Seite, am wenigsten Hilfe geleistet worden ist. sich in die Einzelheiten der Politik Stresemanns vertieft und seinen besonderen Ver-

ständigungswillen gegenüber Frankreich erkennt — ob dieses Ziel an sich richtig ist, steht nicht zur Erörterung — wer sich an den Locarnopakt erinnert, in dem der Verzicht auf Elsaß-Lothringen trotz erheblicher Widerstände im eigenen Lande erneuert wurde, der muß überzeugt sein, daß den Elsässern und Lothringern keine nennenswerte Hilfe von deutscher Seite gewährt worden ist, man mag in Paris behaupten, was man will. Trotzdem hat sich im alten Reichsland ein leidenschaftliches Gefühl für das eigene Volkstum geregt. Die autonomistische Bewegung, die Poincaré Ende 1927 mit wenigen Keulenschlägen zu vernichten gedachte, hat sich immer stärker entfaltet und bisweilen Formen angenommen, wie sie nur der Kampf unterdrückter Volksteile aufzuweisen hat. Märtyrer sind erstanden, die in Zuchthaus und Gefängnis an ihrer Überzeugung festhalten, und diese Männer hat das Volk in die Kammer gewählt. Sogar vor Attentaten ist der Fanatismus nicht zurückgeschreckt, wie sie die alte deutsche Verwaltung auch in den bewegtesten Zeiten nicht zu fürchten brauchte. Bei den Wahlen vom April 1928 ergab sich, daß von den 25 Abgeordneten, die sich auf verschiedene Parteien verteilten, nur noch 2 der Autonomiebewegung grundsätzlich ablehnend gegenüberstanden. Man mag die Unzufriedenheit mit der antiklerikalen Gesetzgebung noch so hoch anschlagen, man mag den Widerstand gegen Aufgabe der regionalen Selbständigkeit für noch so bedeutend halten: allein zur Erklärung der Vorgänge genügt das nicht. So verfehlt es wäre, die elsässische Bewegung etwa als Streben zum Wiederanschluß an das Deutsche Reich zu werten, so wenig ist sie nur Widerstand gegen die französische Staatsgewalt zum Zwecke der Sicherung gewisser regionaler Rechte. Der elsässische Abwehrkampf gehört, noch schattenhaft und erst im Anfang seines Werdens, hinein in die große Bewegung, die das deutsche, vielleicht sogar das germanische Volkstum ergriffen hat, das nach neuen Bildungen drängt, ohne daß es angesichts seiner Lage inmitten so vieler Feinde auch nur einigermaßen wüßte, wie sich diese Zuckungen eines langsam Erwachenden weiter gestalten werden. Die Mittel des Ringens werden von den bisher gewohnten so verschieden sein, daß wir zunächst nichts tun können, als die Elsässer unserer aufrichtigen Anteilnahme zu versichern. Immerhin wird allein dadurch ein weiter Ausblick eröffnet, daß das Erwachen der Elsässer auch die übrigen Nationalitäten Frankreichs, vor allem die Bretonen, auf den Plan gerufen hat. Daher wohl auch der erbitterte Zorn Poincarés, der im Januar 1929 in einer großen Rede in der Kammer eine Generalabrechnung mit den Autonomisten zu halten glaubte und es dabei, wie üblich, an Verdächtigungen Deutschlands nicht fehlen ließ, aber eben dadurch zeigte, daß ihm die volle Bedeutung der Dinge, um die es sich handelt, nicht aufgegangen ist.

Die Gemeinderatswahlen vom Mai d. J. waren schon eine Antwort darauf, die Autonomisten konnten überall nachhaltige Erfolge erzielen, die nicht zuletzt auch dem Eintreten der Volkspartei für die Heimatbewegung zu danken waren. Da auch die Kommunisten ihre Unterstützung nicht versagten, wurden bemerkenswerte Vorteile erreicht. In Straßburg mußte der stark franzosenfreundliche Sozialist Peirotes abtreten und dem Kommunisten Huber Platz machen. In Kolmar wurde gar der Lehrer Rosse mit überwältigender Mehrheit zum Bürgermeister gewählt. Besonders diese Tatsache sowie der Umstand, daß der Straßburger Bürgermeisterposten zunächst dem Autonomistenführer Roos, dem jetzt der Prozeß gemacht wurde, angeboten war, haben in Paris besonderen Ärger hervorgerufen. Aber auch aus Gebweiler, Schlettstadt und Hagenau kamen ähnliche Nachrichten, und sogar in Mühlhausen, wo die Heimatbewegung bisher mit mannigfachen Widerständen zu kämpfen hatte, wurden Fortschritte erzielt.

Ende Mai d. J. fanden auch in Belgien Kammerwahlen statt, die wertvolle Aufschlüsse über die Stimmung der Bevölkerung in Eupen-Malmedy gaben. Die Christliche Volkspartei, in der sich dort alle nicht-sozialistischen Kreise, die für einen Rückfall des Landes an Deutschland eintreten, gesammelt haben, konnte ihren Spitzenkandidaten leider nicht durchbringen, da ein Bruchteil von Stimmen fehlte. Immerhin ergab sich, daß trotz schärfster und recht ungeschickter Einschüchterungsversuche sich mindestens 60 vH der Be-

lkerung offen und mindestens 20 vH weitere aus Furcht, Anstoß zu erregen, etwas rückhaltender für die Herbeiführung einer neuen Abstimmung über die Zugehörigkeit s Gebietes ausgesprochen haben. Es kam dabei übrigens zur Sprache, daß der belgische önig verbürgten Nachrichten zufolge bereits vor Jahren sich geäußert habe: „Eines nn mir nicht recht gefallen: das ist die Annektion Eupen-Malmedys". Nicht unzu- effend hat ferner ein belgischer Minister diesen Zuwachs einmal als „Wechselgeld" zeichnet. Die deutsche Regierung wird zweifellos auch in Zukunft versuchen, gegen ugeständnisse auf anderen Gebieten Eupen-Malmedy wieder zum angestammten Vater- id zu bringen, und man kann wohl behaupten, daß dieses Vorhaben ohne den fran- sischen Druck aussichtsreich wäre.

Die nationalflämische Bewegung konnte bei den Wahlen manche Erfolge buchen, wenn ch das Gesamtergebnis etwas hinter den Erwartungen zurückblieb. Auch bei dem mpf des flämischen Volkes ist keine Rede davon, daß seine Führer etwa einen baldigen nschluß an das Reich, in welcher Form auch immer, erstreben oder auch nur erwägen, wie sich denn auch nicht als „Auslanddeutsche" fühlen. Aber man wird sich bewußt, unter ner Fremdherrschaft zu leben, die nicht mehr als etwas Selbstverständliches hingenommen rd. Das Maiheft der S. M. „Flandern" hat über diese Bewegung unterrichtet.

Ohne Zweifel: das germanische Volkstum im Westen der Reichsgrenzen ist in Be- egung. Zum erstenmal seit langem kommt der Anstoß dazu nicht von der Macht des Reiches, ndern er geht aus von den dort ansässigen Teilen selbst. Unwillkürlich schweift der Blick die Vergangenheit: wo das Reich Lothars, wo die Träume des Burgunderherzogs in Bücher der Geschichte eingeschrieben sind. Es wird Sache der deutschen Wissenschaft d Kunst sein, weitere Aufklärungen zu geben. Politik und Wirtschaft werden gut tun, ückhaltung zu wahren, um nicht, wie täppisch zufassende Kinder, Keime zu zerstören.

In Südtirol versuchte Mussolini als Schlußstein seiner Zwangsmaßnahmen immer wieder, ein endgültiges Verbot des deutschen Religionsunterrichts zu erreichen. Doch eben die Verhandlungen, die, wie wir heute wissen, schon lange zwischen ihm und dem tikan schwebten, nicht ohne Einfluß. Die endgültige Betrauung des bisherigen Ver- sers Mutschlechner mit dem Brixener Bischofsstuhl und der Verzicht des Faschismus, sen Posten einem Italiener auszuliefern, hing wohl mit jenen großen Gesichtspunkten ammen. Die unermüdliche Kleinarbeit, durch Schikane und Zwang zur Aufgabe des utschtums zu nötigen, ging fortgesetzt weiter.

Im Osten beziehen die Deutschen, um ein militärisches Bild zu gebrauchen, allmählich e feste Grabenstellung. Man hat sich über die eigene und fremde Stärke hinreichend terrichtet, die Stellungen in Kirche und Schule, Wirtschaft und vor allem in den ver- iedenen Parlamenten, so gut es ging, befestigt und sucht nun im Kampfe des Alltags n Gegner Boden abzugewinnen. Die dauernden Angriffe gegen die Deutschen in fast n Gebieten sorgen dafür, daß sie sich mit der in Versailles geschaffenen Lage nicht inden werden, sondern bereit sind, bei jeder Gelegenheit eine Autonomie oder wenigstens e Erweiterung ihrer Rechte zu verlangen. Man hat in Deutschland geglaubt, durch die währung kultureller Freiheiten an die innerhalb der Reichsgrenzen lebenden anders- achigen Volksgruppen mit gutem Beispiel vorangehen zu müssen. Ende 1928 hat die ußische Regierung den Polen weitgehende Rechte für die Einrichtung von Schulen in r Muttersprache gewährt. Wenn die politische Macht der Staaten gleich wäre, würde i solches Verfahren seinen Eindruck nicht verfehlen: heute, wo wir der Willkür jedes itärisch Mächtigen ausgeliefert sind, wird man auf der anderen Seite dieses Vorgehen t so hoch einschätzen, um sich zu gleichen Zugeständnissen zu verstehen.

daß unsere Volksgenossen ihr Recht beim Völkerbund in seiner heutigen Zusammen- ng niemals finden werden, davon ist wohl jeder Deutsche überzeugt. Immerhin uben die Führer der deutschen Volksgruppen, den Völkerbund nicht umgehen zu kön-

nen, da er für eine ganze Reihe von Gebieten als Garant der Volksgruppenbeschwerde eingesetzt ist und vor seinem Forum sich die Wechselreden der großen Politik vollziehen. Wenn der Völkerbund sich bisher nicht entschlossen hat, die Nationalitätenfrage großzügig zu regeln, so ist das bedauerlich, hat aber, wie die Dinge liegen, auch seine Vorteile. Denn wir sind von dem Gerechtigkeitssinne und der Unparteilichkeit dieser Versammlung unseren Volksgenossen gegenüber zu wenig überzeugt, als daß wir nicht von einer umfassenden Regelung aller daraufbezüglichen Rechtsfragen im gegenwärtigen Augenblick das Schlimmste für unsere Volksgenossen befürchten müßten.

Nicht der Kanadier Dandurand, der aus reicher Erfahrung heraus — die Frankokanadier sitzen seit Jahrhunderten im britischen Lande und haben lange vor Europa die Fragen der kulturellen Autonomie durchgedacht und in praktischer Arbeit verwertet — den Völkerbund auf neue Wege zu lenken suchte, sondern der Brasilianer Mello Franco, der, von britischen Außenminister unterstützt, die Meinung kundtat, daß ein baldiges Aufgehen der Nationalitätengruppen im Staatsvolk das Wünschenswerte sei, ist der wahre Repräsentant des Völkerbundes, dessen neuer Bau deutlich genug zeigt, zu wessen Nutz und Frommen er zustande gebracht und unterhalten wird.

Das hat niemand so deutlich zu spüren bekommen als Danzig, das sich immer wieder nach Genf wenden mußte, ohne daß es gelang, dem polnischen Vormarsch Einhalt zu gebieten. Man muß leider zugeben, daß die Aussichten des Reiches auf Rückerwerbung Danzigs und des polnischen Korridors nicht günstiger geworden sind. Hatte Stresemann noch in Locarno gehofft, durch vollkommenen Verzicht im Westen Möglichkeiten einer Änderung im Osten zu erlangen, so hat sich diese Rechnung als nicht richtig herausgestellt. Polens Erklärungen, daß jede Änderung seiner Grenzen nur durch die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln zu erreichen sein werde, ist tiefer Ernst und wird es um so mehr bleiben, als nach anfänglichem Schwanken England sich der Geschicke Polens angenommen hat und seit der neuen Befestigung der Allianz mit Frankreich mehr denn je abgeneigt ist, den Deutschen hilfreiche Hand zu leisten. Es ist in diesem Zusammenhang aufschlußreich, auf die Erinnerungen d'Abernons hinzuweisen, weil diese zeigen, daß England wenigstens in bezug auf Oberschlesien bis in die Teilungszeit hinein eine andere Politik verfolgte und für die Zuweisung ganz Oberschlesiens an Deutschland eintrat. Das ist heute vorbei, und die Polen benutzen diese Zeitspanne, um das Gewonnene festzuhalten und das noch zu Gewinnende zu sichern. In erster Linie handelt es sich um den Korridor, in zweiter um Danzig. Die Pläne, durch einen politischen Handstreich, wie es Litauen mit Memel getan hat, sich der Freien Stadt zu bemächtigen, dürften zurückgestellt sein. Man zieht wirtschaftlichen Druck vor. Zunächst wird mit französischer Hilfe der Hafen Gdingen ausgebaut, und daß dies nicht umsonst geschieht, geht daraus hervor, daß sich der Umschlag des Hafens seit 1926 vervielfacht hat! Man hofft, dadurch auf Danzig einen Druck auszuüben. Danzig selbst ist heute auf das polnische Hinterland angewiesen, was zwar eine Steigerung seines Hafenverkehrs zur Folge gehabt hat, wogegen die selbständige Handelsbetätigung, die das Wesen einer wahren Kaufmannsstadt ausmacht, litt, so daß die wirtschaftliche Lage krisenhaft blieb. Im Korridor selbst werden fortgesetzt polnische Siedler angesetzt, um die bisherige Überzahl der Deutschen in das Gegenteil zu verwandeln, so daß sich das Verhältnis der Stimmen bei einer künftigen Abstimmung wesentlich anders gestalten könnte, als es war und noch heute ist. Oberschlesien bekam Polens schwere Hand erst recht zu fühlen. Die Tatsache, daß nach dem bei der Teilung getroffenen Abkommen den Deutschen ein gewisses internationales Beschwerderecht blieb, veranlaßt die Polen, den Deutschen und ihren Führern immer größere Schwierigkeiten zu machen. Kein verwerfliches Mittel wurde zu diesem Zwecke gescheut, und erst jüngst büßte der aufrechte deutsche Führer Ulitz seine Treue zum Volkstum aus nichtigster Ursache im Gefängnis. Nur durch das tatkräftige Eingreifen Stresemanns ist er wahrscheinlich einer langen Haftstrafe entgangen, die ihm auf die Dauer eine politische Wirksamkeit unmöglich machen sollte. Aber diese Leiden

erer Volksgenossen bilden nur einen Ausschnitt aus dem schweren Kampf zwischen
utschland und Polen, der ja u. a. in der Unmöglichkeit des Abschlusses eines Handels-
rages zum Ausdruck kommt, den die Wirtschaft beider Länder so nötig braucht. Diesen
gensatz, der bereits in die Weltpolitik gehört, können wir hier nicht weiter verfolgen.
n Lettland und Estland, wo die deutsche Sprache als erstes Lehrfach im Kampf
der englischen die Oberhand behalten konnte, in Südslawien, wo die Diktatur alle
eit sehr erschwert, und in der Tschechoslowakei, wo neue Versuche gemacht werden,
Deutschen endlich fester zusammenzuschließen (vgl. Novemberheft 1928 der S. M.
idetendeutschtum"), wichen die Verhältnisse nicht allzusehr von denen früherer Jahre
Dagegen wurde der Abgang Bratianus und die Ernennung Manius zu seinem Nach-
er von den Deutschen in Rumänien mit großen Erwartungen begrüßt. Man erhofft von
eine grundlegende Neuregelung in der Behandlung der einzelnen Volksgruppen, und es
int auch, als ob er unseren Volksgenossen mehr Verständnis entgegenbringt als sein Vor-
ger. Die Hauptsache wird sein, daß er mächtig genug ist, sich am Ruder zu halten.

)ein Land der Welt ist heute in Deutschland so volkstümlich wie die Vereinigten
Staaten von Amerika. Ob sich dabei viele Landsleute des Anteils erinnern, den wir
diesem Aufstieg gehabt haben? Man hofft es, ohne recht daran zu glauben. Wohl
mte anläßlich des 100. Geburtstages von Karl Schurz im März dieses Jahres der Ge-
ke daran auf; aber wenig ist davon geblieben und die literarische Ausbeute, die man sich
on versprach, war mehr als dürftig. Trotzdem konnte man die Hoffnung hegen, daß
der zunehmenden Verständigung zwischen beiden Völkern auch die Kriegsvorstel-
gen über das Deutschtum allmählich durch andere, mehr der Wirklichkeit entsprechende er-
worden waren. Der Chronist kann auch mit Befriedigung feststellen, daß die kulturel-
Beziehungen im Laufe der letzten Jahre zwischen den beiden Völkern wirklich besser
orden sind. Die Geltung der deutschen Sprache, deren Unterricht bis weit in die
Kriegszeit hinein verfehmt war, nimmt an Schulen und Universitäten langsam, aber
ig wieder zu, und während die jetzt erwachsene Generation kein Deutsch kann, wird
heute heranwachsende besser imstande sein, unsere Leistungen zu beurteilen. Vor
n beginnt das deutsche Buch, vorzugsweise natürlich in Übersetzungen, sich das Herz
amerikanischen Leser zu erobern. Sehr viele deutsche Neuerscheinungen (leider meist
ie, die weiteste Verbreitung haben), werden in guten Übertragungen dem amerikanischen
r geboten, eine Unmenge deutscher Vortrags- und Studienreisenden macht es dem
rikaner möglich, sich auch über das Auftreten und die Denkungsweise der Deutschen
ebendiges Bild zu machen. Gerade in diesen Blättern hat Otto Graf zu Stolberg-
nigerode kürzlich (Aprilheft 1929) Einzelheiten darüber aufgeführt. Auch in Deutsch-
ist es dasselbe: bei jeder Gelegenheit betont der Botschafter Shurman seine freund-
lichen Gefühle für unser Vaterland, und durch eine namhafte amerikanische Samm-
wurde die Heidelberger Universität zu einem Neubau des Kollegienhauses instand
t. Also, auch der in diesen Dingen vorsichtige Beurteiler muß anerkennen, daß eine
ändigung im Gange ist. Und nun kommt das Erstaunliche und Betrübende dabei:
ld es gilt, politische Beweise für das Wohlwollen zu geben, ist alles andere vergessen.
bestimmt der amerikanische Kongreß, daß die an sich schon erheblich zurückgesetzte deutsche
anderungsquote weiter, sogar um die Hälfte zu vermindern ist, statt 52000 dürfen
kunft nur noch 25000 Einwanderer ins Land, wofür die Zahl der zugelassenen Eng-
r entsprechend erhöht wird. Bedenkt man, daß die deutsche Auswanderung zu etwa
v. H. nach den V. St. geht, so erkennt man, wie einschneidend diese Maßregel ist. Man
denen nicht ganz unrecht geben, die in dieser Beschränkung keinen Schaden sehen,
r Deutsche in Amerika in besonderer Gefahr sei, sein Volkstum aufzugeben, wenn
nicht vergessen werden darf, daß das Fehlen von Nachschub der deutschen Über-
ung drüben viel Abbruch tun kann. Aber das Entscheidende liegt doch darin, daß die

Mitarbeit der Deutschen, der Amerika doch seine Größe zu einem guten Teil verdan
auch heute noch unerwünscht ist. Man verspricht sich nichts von der vermittelnden Kultu
tätigkeit unserer Volksgenossen drüben und will, daß sie von Rechts wegen Bürger zweit
Klasse bleiben, die nur voll zählen, wenn sie sich ganz anglisieren. Denn daß die 200
Einwanderer eine Änderung im Aufbau der V. St. herbeiführen werden, glaubt wohl au
der ärgste Chauvinist jenseits des Ozeans nicht. Daß dieser erneute Zusammenbruch ein
geschickt angelegten und mit Liebe gepflegten Verständigung geeignet ist, unseren Pessimi
mus zu verstärken, wird uns niemand verdenken.

Leider haben auch die Vorgänge bei der vorjährigen Präsidentenwahl gezeigt, daß d
Versuche der Steuben-Gesellschaft, das deutsche Element geschlossen im Lager einer Par
zu sammeln, vergeblich waren. Die Stimmung im deutschen Lager war ausgesprochen f
Smith, der sich der Wünsche und Sorgen der Iren und Deutschen anzunehmen versprac
Nach längeren Verhandlungen schien man auch eine gewisse Geschlossenheit erzielt zu habe
Da gingen, kurz vor der Entscheidung, von Chicago Gegenwirkungen aus, die das Proje
zu Fall brachten. Eine kleine, aber einflußreiche Minderheit, auch in den engeren Zirke
der Steuben-Gesellschaft, erklärte sich für Hoover und brachte Verwirrung. So wurd
keine einheitliche Parole ausgegeben, und diese Möglichkeit der Sammlung der Deu
schen ging ungenutzt vorüber, ja ließ sogar erhebliche Gegnerschaften zurück.

In Südamerika sind vor allem die guten Beziehungen unseres Vaterlandes zu Chi
hervorzuheben, die nicht zuletzt beruhen auf der vorbildlichen Art des Lebens un
Arbeitens der in diesem Lande befindlichen Volksgenossen. Der Präsident Ibañez h
zwei deutschstämmige Minister in seinem Kabinett, und es ist im Laufe des Jahres wo
kein Monat verflossen, in dem nicht deutsche Professoren, Lehrer, Landwirte, Techniker un
Fachleute aller Art dorthin berufen wurden, um den wirtschaftlichen und kulturellen Au
bau des Landes zu fördern. Auch in Brasilien ist ein Deutschstämmiger, Dr. Vikt
Konder, Verkehrsminister, aber leider muß der Berichterstatter neben vielem Erfreulich
von der deutschen Arbeit dort auch eine Hiobspost bringen: im September 1928 wurde ei
der ältesten und angesehensten Zeitungen des Landes, die „Deutsche Post", Sao Leopold
von brasilianischen Studenten und leider auch anderen Elementen überfallen und so völl
zerstört, daß sie ihr Erscheinen einstellen mußte. Wenn dieser Vorgang sich auch im Z
sammenhang mit anderen Unruhen abspielte, so lassen die Kommentare der brasilianische
Presse doch leider keinen Zweifel, daß der seit dem Krieg so sehr gesteigerte südamerikanisch
Nativismus in erregten Zeiten zu leicht vergißt, was die deutsche Einwanderung diese
jungen Erdteil an Segen gebracht hat. Hoffen wir, daß in Zukunft jene Völker aufhöre
die wirtschaftliche Vorzugsstellung, die sich unsere Volksgenossen dort in schwerster Arbe
errungen haben, zu beneiden und lieber daran denken, wie gern wir bereit sind, ihnen d
Wege zu weisen, auf denen auch sie dahin gelangen können. Unter den übrigen Staate
Südamerikas rückt Kolumbien stärker in den Vordergrund: die einflußreiche Stellun
die sich die deutsche Kaufmannschaft dort errungen hat, und die freundschaftlichen Gefüh
des Landes zu uns machen es vielleicht in Zukunft zu einem nicht unwichtigen Gebiet fü
geeignete deutsche Auswanderer.

Für die Festigung unserer kulturellen Beziehungen zu Ibero-Amerika ist die Schenkun
wichtig, die Professor Quesada, der bekannte argentinische Rechtsgelehrte, dem preuß
schen Staate mit seiner Bibliothek, einer der umfangreichsten und wertvollsten ihre
Art, gemacht hat. Die Bibliothek soll den Grundstock für ein großes wissenschaftliches Inst
tut in Berlin bilden, das der Pflege der geistigen Beziehungen zu Südamerika dienen so

Wir gedenken in treuer Dankbarkeit des unermüdlichen Ausharrens unserer Deutsche
in Ostasien und der ersprießlichen Arbeit, die der jetzt scheidende Botschafter So
für uns geleistet hat. In Afrika vollziehen sich wiederum bedeutungsvolle Entwicklunge
Zwar hat die Aussicht, unsere verlorenen Schutzgebiete wiederzuerlangen, nicht zugenomme

erfreulich vor allem auch die unverhohlene Zustimmung zu diesem Gedanken ist, wie sie sbesondere Reichsbankpräsident Dr. Schacht immer wieder zu erkennen gegeben hat.

Die Zahl unserer Landsleute in Ostafrika ist in rascher Zunahme begriffen, in Dar-es-alam hat sich bereits eine stattliche deutsche Gemeinde gebildet, und es ist wohl nur eine rage der Zeit, wann das vereinsmäßige Geselligkeitsleben und die Eröffnung einer eutschen Schule — eine evangelische Kirchengemeinde mit deutschem Seelsorger gibt es hon — wieder zu verzeichnen ist. Auch im Lande haben sich vereinzelt kleinere Schulen ufgetan, um den Farmern eine gewisse Möglichkeit zur Ausbildung der Kinder in der Muttersprache zu geben. Man weiß das in London sehr wohl, und wenn durch den sog. ilton-Young-Bericht eine verwaltungstechnische Angliederung des Mandatslandes an die brigen Kronbesitzungen warm befürwortet wird, so geschieht das sicher nicht ohne Hinblick uf die deutsche Arbeit in Ostafrika.

Über kein überseeisches Gebiet, wo deutsches Volkstum arbeitet, besitzen wir aus letzter eit so aufschlußreiche Berichte, wie über unser unvergessenes Südwestafrika. Auch n dieser Stelle soll Hans Grimm gedankt sein, der uns in seinen „Dreizehn Briefen aus Südwest", in seiner Lebensgeschichte Gustav Voigts[1]), die das Schaffen eines Kolonial-oniers schildert, um den uns alle Völker beneiden können, und in seinem Lebensabriß es bekannten Missionars Dr. Vedder[1]) warmherzige, aus bester Kenntnis der Dinge eschaffene Arbeiten geschenkt hat, die nicht nur die Zustände verständlich, sondern auch die enschen vor unserem geistigen Auge lebendig werden lassen. Die rund 10000 Deutschen, e unsere Stellung dort halten, sind ein Menschenschlag, der keinen Zollbreit seiner Stel-ng ohne Not opfert. Noch haben sie eine starke Vertretung im Landesrat, um deren rneuerung in diesem Jahre gerungen wird. Wirtschaftlich geht es ihnen nach der furcht-ren Krise, die sie in den ersten Jahren durchmachen mußten, nicht schlecht. Eine Reihe ühender deutscher Schulen wird aufrecht erhalten, wenn auch mit großen Opfern. Aber e Mandatsregierung, die vom Willen der Buren abhängig ist, treibt die Deutschen in die nge. Mit allen Mitteln wird der burische Zuzug gefördert, der Bure, der ins Land kommt, arf schon nach einem Jahre sein Wahlrecht ausüben, der Deutsche muß erst fünf Jahre n Lande sein. Die Regierungsschulen enthalten deutsche Abteilungen, die teils ziemlich abhängig vorgehen können, teils aber unter scharfer Aufsicht stehen und, da der Unter-cht kostenlos erteilt wird, immerhin einen Wettbewerb für unsere Anstalten darstellen. er Kinderreichtum der Buren übertrifft die Zahl der deutschen Jugend, wie leider Gottes ist überall in auslanddeutschen Gebieten. Südwestafrika soll burisch werden, dieses Ziel schwebt den Anhängern der südafrikanischen Partei ebenso vor, wie den von Hertzog geführten Nationalisten, wenn er selbst wohl auch für die Nöte unserer Landsleute nicht zugänglich ist. Unter diesem burischen Herrschaftswillen leiden aber die National-engländer ebenso wie die Deutschen, und so hat sich das seltsame und nicht erfreuliche Bild ergeben, daß teilweise sogar zwischen Deutschen und Engländern eine Annäherung gegen die Buren stattgefunden hat. Diese Dinge spielen auch in Südafrika und haben dort eine Spaltung unter den Deutschen hervorgerufen, die hoffentlich die Einheitsform auf die Dauer nicht stört. Es ist fraglich, ob die Buren mit dieser Frontstellung gegen das Deutschtum nicht gegen ihre eigenen Interessen arbeiten. In einem so dünn bevölkerten Lande, in dem der Gegensatz zwischen Weiß und Schwarz sich scharf auswirkt, sollte es den Südafrikanern, die schon gegen zwei Fronten, die Engländer und die Schwarzen, zu kämpfen haben, nicht gleichgültig sein, ob nun auch das deutsche Element in eine Verteidigung gegen sie gedrängt wird. Gerade unter Berücksichtigung der eigenartigen Entwicklung, die wir zu Beginn an-deuteten, würde es bedauerlich sein, wenn sich hier zwischen zwei doch innerlich und kul-turell nicht weit entfernten Völkern neue Gegensätze bilden würden.

[1]) Hans Grimm, Das deutsche Südwesterbuch. München 1929.

Die Zukunft unseres Überseedeutschtums hängt aufs engste zusammen mit der Frage, wie wir unsere Auswanderung zu seinen Gunsten am besten ansetzen können, um einmal dem Deutschtum draußen den nötigen Nachschub zu sichern, dann aber dafür zu sorgen, daß es dem Auswanderer auch gut geht und er an seinem Volkstum festhält. Es ist nicht leicht, diese Dinge in Übereinstimmung zu bringen. Jedenfalls aber erhebt sich immer mehr das Verlangen nach einer zielbewußten Auswanderungspolitik. Wir müssen mit unserer nach draußen abwandernden Volkskraft geizen, wir müssen sie dort ansetzen, wo sie für uns am wirkungsvollsten ist. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die Mehrzahl unserer Auswanderer keine Siedler sind, sondern Stadtmenschen und Fabrikarbeiter, deren Einleben in die Landarbeit zu den schwersten Problemen der Siedlungsmechanik gehört. Jetzt, wo die Quote in Nordamerika weiter heruntergesetzt ist, werden neue Ventile nötig sein. Wie man hört, schweben bereits mit einigen südamerikanischen Ländern, vor allem mit Chile und Brasilien, Verhandlungen dieser Art. Auch Kanada wird häufig genannt, während leider Südwestafrika doch wohl nur beschränkt aufnahmefähig ist, so sehr aus den verschiedensten Gründen gerade den dortigen Deutschen ein Nachschub zu gönnen wäre. Die Auswandererberatung hat in der Nachkriegszeit große Fortschritte gemacht, so daß immerhin mehr Möglichkeiten als früher gegeben sind, den Strom in die eine oder andere Richtung zu lenken.

Jedenfalls ist es notwendig, die beiden Flügel des Auslanddeutschtums, den über Land und über See, im Auge zu behalten und ihnen unsere Hilfe angedeihen zu lassen, denn Deutschland grenzt an die See, und nicht nur an das Land. Beide Auswirkungsmöglichkeiten müssen offen bleiben oder vielmehr wieder geöffnet werden, wenn wir nicht verkümmern sollen.

Rußlandbücher aus der Emigration

Von Ernst Drahn in Berlin

Die größte Emigration aller Zeiten, die des russischen Bürgertums und Adels, hat seit mehr als zehn Jahren in allen Kultursprachen ihren Niederschlag gefunden. Wir zählten in der Inflationszeit allein in Berlin an die tausend Erscheinungen in russischer Sprache. Solche Hochflut ist vorüber, trotzdem kommt noch vieles heraus. Jedenfalls beweist eine so rege literarische Tätigkeit, daß man auch jenseits der Grenzmarken des „Heiligen Rußland" sein Volkstum zu bewahren bestrebt ist; die Emigration legt Zeugnis davon ab, daß sie das Feld geistigen Schaffens nicht kampflos den Bolschewisten überläßt.

Aus diesem Gesichtswinkel heraus müssen die neuen Bücher von der Rossia zagranitschnaja betrachtet werden, wenn man ihnen gerecht werden will. Man kann daher ohne Zorn die Erinnerungen des früheren russischen Außenministers Sasonow lesen, die zuerst in der Pariser Revue des deux Mondes und später in deutscher Sprache als Sasonow: „Sechs schwere Jahre" (Berlin, Verlag f. Kulturpolitik) erschienen. Der einstige russische Außenminister wendet ein sehr einfaches Mittel an, um die Schuld am Weltkriege auf seine Gegenspieler abzuwälzen. Er versucht, Deutschland und Österreich-Ungarn zu belasten, um das Licht seiner reinen Unschuld immer schärfer auf dem Hintergrunde der früheren Machenschaften der Mittelmächte erstrahlen zu lassen. Dennoch steht — auch nach Äußerung der Pariser Volonté — fest, daß die russische Mobilmachung die erste gewesen ist, die von den Großmächten vorgenommen wurde, und daß die Kenntnis dieser Tatsache der französischen Öffentlichkeit von ihrer Regierung verschwiegen worden ist. Der häufige Einwurf, daß die russische Mobilmachung nur eine Maßnahme der Vorsicht, nicht aber die Kriegserklärung bedeutet habe, ist deshalb nicht stichhaltig, weil in einem russischen Regierungsdokument aus dem Jahre 1912, das auch 1914 noch in Kraft

ar, gesagt wird: „Allerhöchst ist befohlen, daß die Verkündigung der Mobilmachung igleich die Verkündigung des Krieges gegen Deutschland ist" (der deutsche Reichskanzler der Sitzung des Hauptausschusses des Reichstages vom 9. November 1916). Wer das uch von Sasonow, das somit für die Entscheidung in der Kriegsschuldfrage wichtig enug ist, durchnimmt, sollte nicht versäumen, ein anderes Werk daneben zu legen: Graf Max Montgelas und Friedrich Stieve: „Rußland und der Weltkonflikt" Berlin, Verlag für Kulturpolitik). Die Verfasser haben an Hand aller zugänglichen Dokumente jene Themata behandelt, die Sasonow in den Mittelpunkt seiner Erinnerungen ellte, und haben seine Ausführungen unter die Lupe des Geschichtsforschers genommen. Sie sind zu denselben Ergebnissen gekommen wie wir oben. Sie bringen aus der Unter- edung des französischen Kriegsministers mit dem russischen Militärattaché in Paris om 1. August 1914, 1 Uhr morgens, folgende interessante Mitteilung: „Der Franzose rklärte nach dem Auseinandergehen des Ministerrates in gehobenem herzlichen Tone, aß die französische Regierung zum Kriege fest entschlossen sei." Er bat rneut nach Petersburg zu melden, daß „der französische Generalstab hoffe, daß Rußland lle seine Anstrengungen gegen Deutschland richten . . . werde". — „Das war 16 Stunden or der deutschen Kriegserklärung an Rußland und 2½ Tage vor der deutschen Kriegs- rklärung an Frankreich", setzen Stieve-Montgelas hinzu.

Nach solchen Veröffentlichungen nimmt es wunder, daß ein anderer russischer Staats- mann, der Vertrauensmann der Trudowiki in der Revolutionsregierung 1917, Kerenski, nbekümmert um alle Dokumente, gleich zu Beginn seiner Veröffentlichungen von dem Präventivkrieg" spricht, zu dem Deutschland gegen Rußland getrieben habe, weil im uni 1914 die Duma ein großes Kriegsprogramm angenommen habe, das Rußland is zum Sommer 1916 kriegsbereit machen sollte. So etwas glaubt in seinem Buche lexander Kerenski: „Erinnerungen" (Dresden, Carl Reißner-Verlag 1928) dem eutschen Leser in besonders für ihn geschriebenem Vorwort auftischen zu können. Das uch soll nach der auf dem Titel geäußerten Meinung „das wichtigste Memoirenwerk der ussischen Revolution, zugleich der Schlußstein dieser Literatur sein". Man braucht die Erinnerungen" Kerenskis nun nicht gerade für aller Weisheit Schluß zu nehmen und nn sie doch für wertvoll und lesenswert halten. Sie zeigen immerhin den Mann, der ch unter den schwierigsten Verhältnissen revolutionärer Desorganisation acht Monate m Ruder eines Staates zu halten vermochte, der allerdings am Schlusse dieser Periode ch fast in den Urzustand des politischen und gesellschaftlichen Seins aufgelöst hatte. Man ird auch dem gescheiterten Diktator ein persönliches Interesse entgegenbringen, um so ehr, als er und Uljanow-Lenin Erziehungsprodukte des gleichen Geistes und der gleichen erson sind, des Vaters von Kerenski. Ist es nach solcher Empfehlung noch nötig, auf den nhalt einzugehen? Doch wohl, denn unter manchem, was beim Durchgehen des Inhaltes um Widerspruch und zur Berichtigung reizt, finden sich Behauptungen, die lange vor rscheinen dieses Buches umliefen und lange schon widerlegt worden sind, so die An- ahme, daß Lenin und andere Bolschewiken deutsche Agenten waren, daß Lenin schon vor einer Rückreise nach Rußland in Verbindung mit Ludendorff oder seinen Beauftragten estanden habe usw. Beweise bringt der Verfasser hier ebensowenig wie bei den Ver- ächtigungen, die er gegen die inzwischen ermordete Zarewna schleudert. Im Falle Lenin nd Genossen sei darauf hingewiesen, daß sie zum linken Flügel der Zimmerwalder Inter- ationale gehörten und daß diese Internationale schon Anfang 1917 die Parole ausgab, en Schwerpunkt der revolutionären Tätigkeit nach Deutschland zu verlegen, damit der Krieg nicht die Revolution töte"; d. h. damit Deutschland nicht den Krieg gewönne. Aus en Schriften der Frau Balabanoff („Erinnerungen und Erlebnisse", Berlin 1927), en Broschüren von Fritz Platten („Die Reise Lenins durch Deutschland", Berlin 1924), enen von Parvus (z. B. „Im Kampfe um die Wahrheit", Berlin 1918), von Ernst Bischoff „Die Entlarvung der deutsch-bolschewistischen Verschwörung", Berlin 1919) u. a. geht

hervor, daß der Anreger der Idee, durch Deutschland zu fahren, nicht Lenin oder ein ande Bolschewik, sondern der Menschewik Martow-Cederbaum war und daß zur Rückkehr n Rußland nicht viele hundert Bolschewiken, sondern nur 32 Personen einschließlich Frau und Kinder schritten. In der Schweiz befanden sich 1917 ca. 800 dem Sozialismus v schiedenster Richtung nahestehende Personen einschließlich der Frauen und Kinder (u zwar Trudowiken, Sozialrevolutionäre, Bundisten, Menschewiken, Bolschewiken, Anar sten und Parteilose). Die Bolschewiken waren darunter die schwächste Fraktion! Annahme, daß der Schweizer Grimm ein Freund Deutschlands gewesen sei, ist eber falsch. Grimm war nach Angabe der Balabanoff „eher frankophil". Für die Verbindu Lenins mit Deutschland, die Geldüberweisung von Banken an ihn, hat Kerenski auch ni den mindesten Beweis erbringen können, daß dies „einwandfrei festgestellt" (S. 297f Gerade die Dokumente, die dies von seiten der Entente erweisen wollten, waren fälscht. Lenins Verbrechen des Landesverrats sollen durch die „offenen Geständnis Hindenburgs, Ludendorffs, General Hoffmanns und durch Ed. Bernstein „bestätig sein, aber Kerenski macht keine Quellenangaben. Das Zitat aus Ludendorffs „Krieg erinnerungen" beweist in dieser Hinsicht nichts. Weder Heeresleitung noch Auswärtig Amt kannten seine Person und konnten die Wirksamkeit seiner Tätigkeit vorausseh denn in jener Zeit hatte Lenin kaum nennenswerten Anhang. Selbst mitten in der B wegung stehenden Sozialdemokraten war der Name des späteren Diktators kaum geläuf Vielleicht hatte nur Parvus den Blick der richtigen Einschätzung, der die Sozialdemokra veranlaßte, den maßgebenden Regierungsstellen zu empfehlen, ihre Erlaubnis zur Fah der Bolschewiken durch Deutschland zu geben. Man sieht, allzusehr kann man sich a Kerenskis Genauigkeit nicht verlassen. „Kerenski war vielleicht der einzige Meister d Aufmachung . . ., den die russische Revolution kennenlernte", sagt einer seiner Biographe auch die „Erinnerungen" scheinen das zu bestätigen.

Ganz anders ist ein Werk geartet, das J. N. Daniloff, der ehemalige Generalquartie meister der kaiserlich russischen Feldarmee verfaßte: „Dem Zusammbruch entgeger (Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1928). „Ein Abschnitt aus der letzten Epoche d russischen Monarchie" lautet der Untertitel. Ein General, der an hervorragender Stel stand, schildert in knappen Zügen, mit klarem Blick, das, was sich in Rußland des 20. Jah hunderts bis zur Abdankung seines Monarchen begab. Man hat Ähnliches zwar schon meh fach gelesen und doch bieten diese Erinnerungen genug wertvolle Ergänzungen früher Darlegungen. Gerade in der Kürze der Ausdrucksweise , die Daniloff eigen ist, liegt ein nicht zu unterschätzende Übersichtlichkeit des gebotenen Stoffes.

Einen strengeren Maßstab als an „Erinnerungen" muß der Geschichtsfreund an de Niederschlag der Geschichtsforschung legen. Die Forderung muß hier Bemühen un geschichtliche Wahrheit sein, wenn auch jeder weiß, daß persönliche Einstellung, Geschichts auffassung und mehr oder weniger große Zugänglichkeit von Quellen ihren bedingende Einfluß auf die Darstellung haben. Unter diesen Voraussetzungen ist das Werk von Micha Smilg-Benario, „Der Zusammenbruch der Zarenmonarchie" (Zürich-Leipzig Wien, Amalthea-Verlag) eine den Gang der Geschehnisse gut verfolgende Darstellung Der Verfasser hat viele der Ereignisse in Rußland persönlich miterlebt. Er verfügt übe gute Kenntnis der einschlägigen Literatur und weiß passend und dokumentarisch genau zu zitieren, wo dies zum Beweise seiner Auffassung von Erscheinungen des politischen, wirt schaftlichen und militärischen Lebens notwendig ist. Die Zeit hat ihm auch den nötige Abstand zur Bildung manches treffenden Urteils verschafft. Daß der Verlag es für nötig hielt, in besonderem Vorwort zu betonen, daß er sich mit der Geschichtsauffassung des Autors nicht identifiziert und das Buch doch herausbrachte, ist nicht nur für seine Objek tivität eine Empfehlung, sondern auch für das Buch selbst. Das Interesse, das der Verlag an Smilg-Benarios „Zusammenbruch" nahm, zeigt auch die glänzende Ausstattung des Buches und legt Zeugnis von seiner Wertschätzung der Arbeit ab. Gewiß eröffnet das Werk

ele lichte Einblicke in ein geschichtliches Dämmerdunkel. Von besonders wichtigen Stellen
i erwähnt, daß der Autor die Schuld an der Eröffnung der Feindseligkeiten Rußland, und
var der Clique um Sasonow-Suchomlinow zuweist. Er äußert ferner die begründete
Keinung, daß Rußland schon Anfang 1916 den Krieg verloren habe, und zwar durch Auf-
pferung seiner Heere für die besonderen Kriegsinteressen der Entente. Er verzeichnet,
aß nach Urteil vieler patriotischer Russen der Krieg mit Deutschland ein Unglück für das
oße Reich des weißen Zaren war. Interessant sind seine Mitteilungen über den Einfluß
s englischen Botschafters Buchanan, der mit maßgebenden russischen Kreisen einen
Staatsstreich" nach dem Vorbild der Jungtürken vorbereitete (S. 89/90), über das Zu-
mmentreffen verschiedener „Reform-", „Staatsstreich-" und „Revolutions-Absichten"
5.107/108) und den Charakter, den die russische Revolution schließlich erhielt. Er untersucht
wissenhaft Lenins Ansichten und Arbeit (S. 110), Kerenskis Auffassungen (S. 117)
d schließlich zeigt er, wie auch England neben Serbien (Mord am österr. Thronfolger)
d Frankreich (Mord am deutschen Botschafter v. Mirbach) den Meuchelmord als Mittel
die Politik während des Weltkrieges einbezog (S. 80). Die betreffende Stelle lautet:
licht genug, daß dieser Botschafter (Buchanan) ... politische Intrigen gesponnen hat,
besprach sogar mit seinen Anhängern die Möglichkeit der Ermordung Rasputins, ja
ar die Möglichkeit der Ermordung des Zaren und der Zarin ..." (Buchanan: „Erin-
rungen", Bd. II, S. 33).

Lassen wir es mit dieser Feststellung genug sein und wenden wir uns einer Sammlung
n Skizzen zu, die Louise Freifrau v. Reibnitz-Maltzan: „Gestalten vom letzten
renhof" (Dresden, Carl Reißner-Verlag 1928) nennt. Es sind Erinnerungen aus den
gen am Hofe der Großherzogin Anastasia von Mecklenburg-Schwerin. Anspruchslose
audereien sind es, in denen das rein Menschliche zur sympathischen Gesamtwirkung
amt. Nicht der Forscher, aber der beschauliche Leser findet dabei voll seine Rechnung,
nn er Herrscher und Herrscherinnen und die Mitglieder ihrer Familien in ihrem Zu-Hause
r bei offiziellen Gelegenheiten kennenlernt.

Wissenschaftliche Rundschau

Neuere Forschungen im Zweistromlande

Vor mehr als einem Menschenalter zogen die Ausgrabungen eines französischen Di-
lettanten, des Diplomaten Ernst de Sarzec, und, etwas später, eines in Amerika
aisch gewordenen Deutschen Assyrologen Hilprecht, zum erstenmal den Schleier
der Urgeschichte des Zweistromlandes: zum ersten Male gewannen die Begriffe
Reiches von Sumer und Akkad Leben. Das unerhörte und unverdiente Finderglück
leider jeden wissenschaftlichen Verantwortungsgefühls baren französischen Ingenieurs
. e Morgan in Susa rundete das Bild ab, eröffnete neue Fernblicke, machte uns mit
ältesten Denkmälern Elams bekannt. Aus den Grabungen in Susa stammen, um nur
ganz berühmtes zu erinnern, die Steininschrift mit den Gesetzen Hammurabis, die
iche Stele, die den Sieg Naramsis über das Bergvolk der Lulubaer verewigt, die
rzestatue der Königin Napirasu. Wenn nach de Sarzecs Tod der Franzose Cros in
e-Lagasch für die archäologische Erkenntnis der Trümmer zu retten suchte, was noch
etten war, so begann eine methodische Untersuchung Babylonischer Ruinenhügel,
auch Hilprecht in Nippur doch nur sehr unvollkommen durchgeführt hatte, mit den

Grabungen der Deutschen Orientgesellschaft unter Koldewey in Babylon und unter Jorda in Uruk-Warka. Wenn, der Natur der Sache nach, in Babylon ältere und älteste Schichte nicht erreicht wurden — die prächtigen Ruinen der Stadt Nabupolassars und Nebu kadnezars, die „Löwen von Babylon" und die farbigen und nichtfarbigen Reliefs vor Istartor sind zu bekannt, als daß ich hier auf sie eingehen sollte — so griff bereits die 191 vorgenommene Voruntersuchung der seit Loftus vorzüglichem Bericht von 1857 bekannte Ruinen in recht alte Schichten. Der Palast „Singaschids, des mächtigen Mannes, König von Uruk" muß im letzten Drittel des dritten vorchristlichen Jahrtausend errichtet sein Noch älter, da Singaschid sich Pfleger von Eanna nennt und daran gebaut hat, dürft der Tempel Eanna sein. Sein Tempelturm, die Zikurat, geht mindestens bis auf Köni Urengur oder Urnammu um 2300 v. Chr.) zurück. Der Weltkrieg und die Folgen des Um sturzes in Deutschland haben bisher die Fortsetzung der groß angelegten Ausgrabung ver hindert. Um so dankbarer müssen wir Jordan sein, daß er durch seine gewissenhafte Aufnahmen die kunstgeschichtlich unschätzbaren Reste des seleukidischen Tempelbaus wiede hat erstehen lassen. Die Plangestaltung schließt sich durchaus babylonischer Überlieferun an, aber nicht nur in der regelmäßigeren Anordnung der Höfe und sie umgebenden Räume sondern auch in der durchgehenden Verwendung gebrannter Ziegel im Anu-Antum Tempel, dem wichtigsten Bau des Ganzen, macht sich griechischer Einfluß geltend. Di Neigung der babylonischen Architekten zu dicken Mauern ist hier in grotesker Weise über trieben worden: die Mauern haben, selbst im Innern, stellenweise eine Dicke von fa 7 m. Die Anlage des Gesamttempelbezirks geht augenscheinlich mit ihrer Folge vo Höfen, um die kleine Räume angeordnet sind, auf das Vorbild des in großen Teilen nu wiederhergestellten neubabylonischen Tempels zurück. Aber der Anu-Antumtempe selbst ist ein völliger Neubau, wenn auch unter Wahrung des babylonischen Charakters Griechischem Einfluß ist die axiale Lage der Türen der zur Anuzella führenden Räum mit dem Haupteingang des Tempels zu danken und ebenso wohl die Weiterbildung de altbabylonischen Fassadenschmucksystems: zum Halbrundstab und der Rille tritt als selb ständiges Element neu die Flachnische, die in der älteren mesopotamischen Kunst gleichsam nur zufällig, zwischen zwei Türmen, sich herausgebildet hatte. Das seleukidische Systen nähert sich also mehr als das altmesopotamische den ägyptischen Lisenen. Gedeckt waren alle Räume, soweit die Ergebnisse der Ausgrabungen ein Urteil zulassen, flach, nur di Eingänge waren wohl gewölbt.

Die Fassade des Anutempels war in Gipsputz und Gipsmörtel ausgeführt, einem Material, dem dann im Vorderasiatischen und Islamischen Kreis, bisweilen auch in de späthelleniſtischen und römischen Innenarchitektur, eine große Zukunft beschieden war Auch alle Innenwände des Anutempels waren übrigens mit einem bis zu 6 cm dicken Gipsverputz überzogen. An den Fassaden und wohl auch den auf die Höfe gehenden Mauern liefen, an neubabylonische, aber auch persische Art anschließend, Friese bunter Emailziegel, wir wissen nicht genau in welcher Höhe und ob durchlaufend oder von der hochstrebenden Nischen durchschnitten. Die Farben sind dunkelblau, gelb, weiß und grün Es sind Sterne und Stücken von Tieren (Löwen? Stieren?) erhalten, nicht so gut in der Technik wie die berühmten Vettern aus Babylon, aber doch farbenprächtig genug, um dem Bau ein stattliches Ansehen zu geben.

Mehr beachtet als Jordans Untersuchungen, die selbst in Deutschland nicht immer das richtige Verständnis gefunden haben, wurden die Ergebnisse der englischen und amerikanischen Ausgrabungen in el Mukajjar und el Obeid, den Stätten des alten Ur der Chaldäer, von dem Abraham ausgezogen sein sollte. Die Ausgrabungen, die eilig begonnen wurden, als das Glück im Weltkrieg sich auf Seite der Westmächte zuneigte, um acte de présence zu machen, und dann, namentlich seit Woolley die Leitung erhielt, mit ebenso viel Glück wie wissenschaftlichem Geschick durchgeführt wurden, sind noch nicht beendet. Dennoch aber dürfen eine Reihe fester Ergebnisse gebucht werden. Eine älteste,

mehreren Orten des alten Babyloniens auftretende Schicht wurde festgestellt, mit einwerkzeugen und -Waffen, einer reich geometrisch verzierten Keramik die mit der esten elamitischen Keramik verwandt ist. Ob daraus auch ein politischer oder rassenißiger Zusammenhang zwischen den ältesten Bewohnern Elams und Babyloniens gegert werden darf wie das Thompson auf Grund seiner Ausgrabungen in Abu Schahn, dem alten Eridu, getan hat, ist noch nicht zu entscheiden. Ob eine nichtsumerische, mitische Bevölkerung oder eine protosumerische, mit dem elamitischen Kulturkreis ühlung haltende die Ureinwohner Mesopotamiens bildete und diese Ureinwohner dann Ende primitive Semiten waren, kann mit unseren Mitteln nicht festgestellt werden. ifft Mr. Thompsons Vermutung zu, daß die von ihm gefundenen tönernen Sicheln ht Nachahmungen zu Kultzwecken waren, sondern wirklich dem Gebrauch dienten — d die Möglichkeit solcher Verwendung hat er an frischem Gras erprobt —, dann entbehrten se wohl in das 4. Jahrtausend gehörigen Urbewohner des südlichen Zweistromlandes ht nur aller Metalle, sondern es müssen auch die zur Anfertigung von Steingeräten d -Waffen nötigen Materialien so selten gewesen, die Mittel zu ihrem Eintausch im Handel spärlich gewesen sein, daß man nicht wagte, aus Feuerstein, Quarz, Obsidian oder Bergstall sich so rasch abnutzende, daher in so großer Zahl nötige, Gegenstände wie Sicheln zustellen. An sich kannte man ja Geräte aus all diesen Materialien, brachte die Expeion doch an 400 Stein-Hacken und -Äxte und große Mengen bearbeiteter Steinsplitter ch Haus. Daß es in den ältesten Ortsnamen, für die sumerische Ableitungen nicht zu den sind, ein sicheres Anzeichen für eine nichtsumerische, aber auch kaum semitische, l eher mit den Elamiten zusammenhängende Urbevölkerung gibt, hat soeben Meißner seiner Widerlegung von E. Meyers immer wiederholtem Versuch, nach Äußerlichkeiten merer und Semiten auf den älteren mesopotamischen Denkmälern zu scheiden, betont.

Wie wichtig auch immer die Feststellung einer „prähistorischen", steinzeitlichen Schicht in Mesopotamien ist, die Funde aus späterer Zeit stellen sie weit in Schatten. In Mukajjar wurde ein Tempelbezirk rechteckiger Gestalt aufgedeckt, dessen Längsseiten gefähr 400 m messen, während die eine Schmalseite fast 200, die andere 248 m lang ist. e doppelte Umfassungsmauer zeigt außen wie innen eine gerillte Front. Sechs Tore, ht regelmäßig über die Mauern verteilt, gewährten Zutritt. In ihrer jetzigen Gestalt einen sie erst aus der Zeit des großen Perserkönigs Kyros zu stammen bzw. von dem ten neubabylonischen König Nabonetos. Innerhalb der Umwallung sind drei größere uwerke festgestellt, ein Heiligtum des Mondgottes Nannar, das bis auf die Zeit Urnmus, dem wohl der ganze Bezirk seine jetzige Gestalt verdankt, also bis um 2300 v. Chr. ückreicht, der große Tempel E-nun-mach gleichfalls dem Mondgott und seiner Gemahlin higal geweiht, und endlich die Zikurat, der Stufenturm, der bei keinem größeren mesoamischen Heiligtum fehlt. Der Turm lag auf einer erhöhten Terrasse und bildete ein (× 45 m messendes Rechteck. Er ist ungefähr nach den Himmelsrichtungen orientiert. seinem unteren Teil stammt er aus der Zeit Ur-nammus, aber die oberen Stockwerke, nur teilweise erhalten sind, gehen erst auf Nabonetos zurück. Ob dasselbe von den zwei ichen und der mittleren Freitreppe gilt, die bis zum ersten Stockwerk hinaufführen ähnlich auch beim berühmten Turm von Babel nachgewiesen sind, muß dahingestellt ben. Man hat drei Stockwerke und zuoberst ein kleines Heiligtum festgestellt, so daß eine Form ergibt, die Dombarts Wiederherstellung des babylonischen Turms näher- als der Koldeweys. In dem Gipfeltempel fanden sich am Neujahrsfest Gott und tin zu trautem Beilager ein. Die einzelnen Stockwerke waren farbig gehalten: das erste, mit Asphalt angestrichene schwarz, der Farbe des Planeten Saturn. Das zweite dritte Stockwerk hatten hellrote Farbe, eine Bekleidung mit Backsteinen. Die Kapelle ließ Nabonetos mit hellblauen glasierten Ziegeln bekleiden. Jedes der Stockwerke beträchtlich hinter das untere zurück. Treppen verbanden sie miteinander. Die Gehöhe des Turms hätte, wenn die Beobachtungen alle sich bewähren, nur etwa 19 m

betragen. Der Turm kann aber noch mehr Stockwerke gehabt haben, da das Heiligtu auf der Spitze nur aus den im Schutt an und auf dem Turm gefundenen bunten Ziege bruchstücken erschlossen ist, die auch eine andere Deutung zulassen.

Im Südosten stößt an die Plattform des Stufenturmes ein großer rechteckiger Ho 80 × 60 m messend. Ringsum laufen Kammern, die durch Tore miteinander verbunde sind. Der Bau ist von einem Kurigalzu errichtet, gehört also in das 14. Jahrhunde v. Chr. In diesem Hof lief eine niedrige Mauer, auf der anscheinend Säulen stande eine nach den bisherigen Aufnahmen zusammenhangslose Kolonnade, wie sie ähnlic leider ohne sichere Datierung und vielleicht erst dem Ende des 3. oder dem Anfang d 2. Jahrtausends, der Zeit der Dynastie von Isin oder gar Hammurabis angehörig, si in Kisch bei den englischen Ausgrabungen gefunden hat. Säulenartige Bauglieder, di aber niemals bestimmend in die Planbildung der Gebäude eingreifen, sind in der ältere mesopotamischen Kunst mehrfach bekannt. Am berühmtesten sind wohl die zwei Pfeile bündel Gudeas, nach 2600 v. Chr.; sie scheinen frei in die Luft geragt zu haben, wie groß Zederstämme, zu denen sie in den Inschriften in Beziehung gesetzt werden. Cros fand no zwei weitere Pfeiler, so daß auch hier eine Art Säulenreihe sich ergibt. Etwas ande verhält es sich mit den mit Mosaik überzogenen Säulen, die in der Nähe des Eingang des Tempels von el Obeid gefunden wurden. Sie kommen an mindestens zwei Stelle des Baus vor, können wie Woolley überzeugend dargetan hat, nicht der Innendekoratio angehören. Aber ebensowenig scheint sein Vorschlag, sie rechts und links von der Eingangs tür anzubringen und mit kupferverkleideten Holzstangen zu einem Torbaldachin zu ver binden, mit den Fundumständen vereinbar. Der Holzschaft der „Säulen" ist mit drei eckigen Plättchen aus rotem Sandstein, schwärzlichem Kalkstein und Perlmutter ausgeleg — einer Technik, die sich in der Schreinerei des Orients bis heute erhalten hat. Die längst dieser Säulen, die weder Basis noch Kapitell haben, mißt 2 m 30 cm und hat einen Durch messer von etwa 0,30 m. Die längste der Palmstangen mit Kupferbekleidung maß 3 m 60 cm und hatte einen Durchmesser von etwa 20 cm. Es mag undankbar gegen die höch verdienstvolle Mühwaltung der Ausgraber erscheinen, wenn ich bekenne, daß mir zwar ei Zweifel an dem hohen Alter dieser Mosaiksäulen und kupferüberzogenen Stangen nich möglich scheint — sie müssen wohl der ältesten Anlage unter A-anni-padda, dem zweite König der ersten Dynastie von Ur, die man um 3000 setzen darf (vielleicht noch etwa später), angehören; daß aber die architektonische oder anderweitige Verwendung diese Stützen und Stangen — etwa an einem Götterthron? — mir völlig ungeklärt scheint Leider ist ja durch die Überdeckung des ältesten Baus durch Terrassierungen einer nu um weniges jüngeren Zeit und die Ungunst der Zeit von dem Aufbau des alten Tempel so gut wie nichts erhalten. Wir kennen nur sehr bedeutende Reste seines Schmuckes anscheinend durchaus von der um den Haupteingang gelegenen Fassade. Das eindrucks vollste Stück ist sicherlich das vorzüglich ergänzte getriebene Kupferrelief des Raubvogel gottes, der seine Fänge in die Leiber zweier Rothirsche schlägt. Die prächtige Komposition leidet vielleicht bei den Körpern der Hirsche unter dem Raumzwang, aber die Hirschköpf und die wappenartige Anordnung verdienen höchstes Lob. Gleich kräftig erscheinen di stehenden und liegenden Stiere, die zu Friesen vereint an der Außenmauer des Heiligtums angebracht waren. Sollte das drohende Gottesbild allem Unheil wehren, das sich dem Tempel nähern konnte, so wiesen die Stiere und vielleicht auch die bunten tönernen Blüten, die man sich am liebsten im Innern des Baus, vielleicht an dem Unterbau eines Götter thrones angebracht denken möchte, auf den Charakter der Gottheit hin, der das Heiligtum errichtet worden war: einer Schützerin des Landbaus, der Viehzucht, der Bauern. Das bringt noch deutlicher der Fries weißer Kalksteinfiguren auf dunklem Grund zum Ausdruck, der den Eingang einer Hürde darstellt, dann Kühe mit ihren Kälbern, melkende Hirten, und zwar, wie stets im alten Zweistromland von hinten. Den Kälbern ist das Maul verbunden, damit sie die Kuh nicht stören. Links vom Eingang der Hürde sitzt der Bauer

einem niedrigen Schemel und hat ein riesiges tönernes Faß neben sich, wohl mit
ch. Links von ihm sind zwei Männer dabei, aus einem kleineren Gefäß eine Flüssig-
durch einen Trichter in ein zweites Gefäß zu gießen. Bemalung verdeutlichte sicher
Vorgang. An letzter Stelle sehen wir einen Mann mit der Hand in einem großen
äß sich zu schaffen machen. Ob er es auspicht oder, wie der Entdecker meint, aus dem
äß schöpft oder gar, wie andere wollen, in sehr urwüchsiger Weise buttert, ist nicht mit
herheit auszumachen. Auch Woolley nimmt übrigens an, daß es sich bei der ganzen
ene um die Herstellung geklärter Butter handelt, wie sie noch heut eins der Hauptpro-
te der Landwirtschaft im Zweistromland bildet. Man hat aus der Tracht der auf dem
es Dargestellten, dem glattrasierten Kopf und dem Zottenschurz, geschlossen, daß hier
ester in bäuerlicher Tätigkeit abgebildet sind; es wird sich ja um die Herden der Göttin
deln, den wertvollsten Besitz des Heiligtums. Jedenfalls zeigt ein in Ur gefundenes,
leicht etwas jüngeres Relief, einen echten Hirten in struppigem Haar und Bart mit viel
zerem Schurz beim Melken einer Kuh.

So glänzend auch diese Funde sein mögen, die uns die Höhe mesopotamischer Kunst
um die Wende des 4. Jahrtausends vor Augen führen, der Boden von Ur bewahrte
h viel größere Überraschungen. Unweit des Heiligtums wurden die spärlichen Reste
er Niederlassung gefunden: Hütten aus Lehm, Rohr und Holz mit flachen Estrich-
hern, die mit Matten verkleidet waren. Die Bewohner kannten noch kein Metall,
r sie wußten sich auf dem Handelswege aus den immerhin recht entfernten Gebirgen
sidian, Feuerstein, Quarz und Bergkristall zu verschaffen. Sie trieben Ackerbau und
hrscheinlich Viehzucht, ein Bedürfnis nach Schmuck war geweckt, wie der Fund mannig-
her Perlen, von Ringen und Knöpfen, die vielleicht ins Ohr gesteckt wurden, beweist.
nige sehr primitive Tonfigürchen, wie sie ähnlich auch bei den Ausgrabungen des Briti-
en Museums in Eridu zutage kamen, zeigen, daß der Trieb zu bildender Kunst sich regt.
wir es hier mit einer sehr weit zurückliegenden, bis in die Mitte oder gar den Anfang
4. Jahrtausends hinauf reichenden Kultur, oder mit einer ärmlich zurückgebliebenen
tun haben, die dann nur um weniges älter zu sein brauchte als das Heiligtum, muß
derhand unentschieden bleiben. Anzeichen, daß es vor A-anni-padda schon reicher
gestattete Baulichkeiten in der Gegend gab, scheinen vorhanden: unter der zum Heilig-
n führenden, nach Woolley zweifellos ursprünglichen Rampe, aber auch an anderen
llen des Ausgrabungsgebiets, fanden sich kleine, am breiten Ende rot oder schwarz
nalte Tonkegel, die wohl nur zur Verzierung von Mauern gedient haben können.
Getrennt von dieser Ansiedlung lagen die Gräber der Bewohner. Die beiden einzigen
uns gekommenen waren unregelmäßige kleine Gruben, in denen der Tote nur in Hocker-
lung, umgeben von Steingefäßen, Töpfen und wenigen Steingeräten beigesetzt worden
t kann. In diesen Gräbern und in ihrer Umgebung, z. T. in Schichten, die weit unter
tiefste Niveau der Bauten der 1. Dynastie von Ur zu gehen schienen, wurde neben
bemalter Keramik jene bemalte Ware gefunden, deren allerdings sehr entfernte Beziehun-
zu in Elam gefundenen Gefäßen wir früher erwähnten. Sie ist im Zweistromland
ot früh von der unbemalten, oft sogar unverzierten Tonware im täglichen Gebrauch,
von Metall- und Steingefäßen zu Luxuszwecken verdrängt worden. Steingefäße
ten in ziemlich großer Zahl bei den Grabungen in dem Friedhof von Obeid vom Be-
in der 1. Dynastie von Ur bis zum Ende der 2. vor. Ihr Material ist weißer Kalkstein,
ßer Marmor, Diorit, Kalzit (sog. aeg. Alabaster), grüner metamorphischer Schiefer
einige andere gefärbte Steine. Becher, Näpfe und Schalen überwiegen, Flaschen
seltener. Vergleicht man die Formen der Stein- und der Tongefäße, so besteht zwar
ein Gegensatz, aber auch kaum Fälle, in denen die eine Klasse notwendigerweise von der
eren abhinge. Wohl aber können wir solche Abhängigkeit zwischen den Steingefäßen
den Gefäßen aus Edelmetall nachweisen. Der im Winter 1922/23 aufgedeckte Fried-
von Obeid war an Metallgefäßen verhältnismäßig arm; ihm können wir kein Bei-

spiel entnehmen. Aber in den folgenden Jahren gelang Woolley in Ur selbst die Entdeckung einiger sehr alter Friedhöfe und darin zweier großer fürstlicher Gräber, deren eines einer Frau, einer Priesterin Schubad, die um der reichen Grabausstattung willen von königlicher Abkunft war, gehörte, während das andere dem Prinzen Mes-kalam-dug zur letzten Ruhestätte diente. In diesen Gräbern wurden ei- oder bootförmige silberne Schalen gefunden, deren Griffe aus einem an beiden Enden einwärts eingerollten Metallstreifen besteht. Diese geteilte Grifform und die ganze Vasenform selbst ist nun in Stein nachgeahmt worden; dann aber ist der Steingriff wiederum bei einer geriefelten Goldschale nachgeahmt worden; da ist der Griff mit Lapislazuli bekleidet. Mehrfach werden auch Naturformen in Edelmetall nachgeahmt. Wir kennen aus den Privatgräbern Straußeneier, die oben einen Überzug von Asphalt haben, in den farbige Einlagen eingedrückt sind. In den Fürstengräbern wurden neben solchen natürlichen verzierten Eigefäßen Nachahmungen in Gold und Silber mit dem gleichen Asphaltmosaiküberzug gefunden. Zur Aufbewahrung und Verreibung von Farben, die wohl der Körperbemalung dienten, nahm man Venusmuscheln. Solche haben sich auch in Nachahmung aus Silber gefunden.

Während die gewöhnlichen Gräber des Friedhofs von Ur einfache rechteckige Schächte sind, auf deren Grund die Leiche in Matten gehüllt lag, zuweilen auch in einen wannenförmigen Sarg eingeschlossen oder von ihm überdeckt, sind die Fürstengräber unterirdische durch einen Steinschacht zugängliche Kammern, überwölbt und mit einem Torbogen als Eingang. Am Eingang der Grabkammern hat Woolley mehrfach Leichen gefunden — bis zu 60 — von denen er annimmt, daß sie bei der Bestattung dargebrachte Menschenopfer seien. Manche von ihnen waren reich ausgestattet, trugen goldene Stirnbänder, goldene Blattkränze mit Karneol- und Lapislazuliperlen im Haar. Ein farbig eingelegtes Spielbrett, wie es sich auch in den Privatgräbern gefunden hatte, war der Fürstin Schubad mitgegeben, ein überaus reicher Kopfputz aus Gold, bunten Steinperlen, goldenen mit Perlmutter und Lapislazuli eingelegten Blüten lag auf ihrem Kopf, ihr zu Häupten und zu Füßen je eine Dienerin. Eine Truhe barg Gold-, Silber- und Kupfergerät in Hülle und Fülle, selbst der Schlitten mit den zwei Zugeseln und einem kunstvoll mit Löwen- und Stierköpfen verzierten Wagenkorb aus Holz war ins Grab mitgegeben worden. Und nicht minder reich, wenn auch nicht immer gleich gut erhalten, waren die Beigaben in zwei tiefer gelegenen Fürstengräbern, deren eines eine prächtige Harfe, das andere einen seltsamen, als Feldzeichen gedeuteten Kasten mit gravierten Muschel- und Steineinlagen neben anderem barg. Da waren ländliche Feste, an denen die königliche Familie sich beteiligte, und die Heimkehr der Truppen mit Gefangenen dargestellt, und an den Schmalseiten seltsame Stilleben: Vieh auf der Weide im Gebirge. Selbst der Schacht des Prinzen Mes-Kalam-Dug, der hineingetrieben worden war in ein älteres Königsgrab, und ein einfacheres Begräbnis darstellte, enthielt noch etwa 120 kostbare Beigaben, darunter eine goldene Kappe in Gestalt einer Perücke, wie sie Eannatum auf der Geierstelle trägt und wie wir sie klein aus Stein aus Schulgi von Urs Zeit (um 2300 v. Chr.) kennen. Goldene Schalen, prachtvoll glatt, nur im Schmuck einer Inschrift mit dem Namen des Besitzers, eine goldene Lampe, Schmuck aller Art, ein goldener mit derben Nägeln beschlagener Dolch und nicht zuletzt Teile eines Joches für die Zugtiere aus Silber mit prachtvoll naturalistischen Figürchen von Ochsen und eines Wildesels. Namentlich diese ist ein Wunder an Naturwahrheit und Feinheit, den Löwenköpfen vom Wagen der Königin ebenbürtig.

Was lehren nun diese Funde in ihrer Gesamtheit neues? Einmal daß die bisher als sagenhaft betrachtete 1. Dynastie von Ur im vollsten Licht geschichtlicher Erkenntnis, wenigstens was die Höhe der damaligen Kultur angeht, steht. Freilich kann sie unmöglich jenes sagenhaft hohe Alter von rund 4500 Jahren vor Christus erreicht haben, das die einheimische Überlieferung ihr zuschreibt. Auch Woolleys Ansätze für A-anni-padda und seine vermutlichen Vorgänger, die bis hoch ins 4. Jahrtausend führen, sind zweifellos zu hoch. Der Stil der Skulpturen bewegt sich in den Grenzen zwischen dem sog. Kreisdenkmal

Tello und den Denkmälern der Zeit Entemenas und Eannatums von Tello. Nicht Absterben bedeuten, wie man im ersten Enthusiasmus wohl gemeint hat, die Denker Urninas und ihnen gegenüber die Denkmäler von Ur einen Hochpunkt künstlerischer tte, sondern in Ur verfügte man offenbar über mehr Mittel, fähigere Künstler als in lo-Lagasch, das doch niemals Mittelpunkt eines Reiches, sondern nur eine verhältnisig unbedeutende Priesterresidenz, ganz etwa wie Fara, war. Es hat unsern Standkt gegenüber der Entwicklung der altmesopotamischen Kunst verschoben, daß wir sie ge Zeit ausschließlich nach den Funden von Tello beurteilen mußten. Und die in Susa ige gekommenen Beutestücke aus Mesopotamien konnten naturgemäß nur teilweise e Berichtigung bringen. Aber die Funde von Ur lehren noch mehr. Von der bemalten amik abgesehen, deren Zusammenhänge noch nicht recht durchsichtig sind, jedenfalls r mehr nach Osten und Kleinasien hin, als nach den Küstenländern des Mittelmeeres r Ägypten weisen, ist unter den Funden nichts, was sich nicht aus Eignem herleiten e. Oder um mich genauer auszudrücken, nichts, das nicht eine Erklärung fände unter der raussetzung, daß die Träger dieser Kultur, doch wohl sicher Sumerer, noch ihre alten bindungen mit den Gebirgsländern Asiens, aus denen sie stammen, aufrecht erhielten. Gesteine, deren sie sich bedienen, vor allem der Lapislazuli, der so massenhaft auftritt, Gold, das Silber weisen auf Handelsbeziehungen zu solchen Gebirgsländern. Die Funentierung der Gebäude mit Kalksteinplatten, die von verhältnismäßig weither geholt den mußten, und erst spät durch gebrannte Ziegel ersetzt werden, die Aufrichtung der erirdischen Grabkammern aus Stein, läßt, wie Woolley mit Recht bemerkt hat, auf wohnheiten des Steinbaus schließen. Und wenn wirklich eigentliche Kolonnaden und t nur Baldachine für Götterbilder in ältester Zeit anzunehmen wären, so wiese das ie gleiche Richtung. Die überreiche Verwendung von Muscheln läßt auf die Nähe des eres schließen, wenn auch Ur selbst wohl niemals ein Seehafen war. Die Muschel tzt das Elfenbein, das unbekannt ist. Also haben dauernde Beziehungen zur Paramia, Syrien und Ägypten, den Elfenbeinländern, nicht bestanden. Dieser Tatbestand wichtiger als alle vorgeblichen Ähnlichkeiten und Verwandtschaften, die den alten Streit schen dem Nilland und dem Euphratgebiet um die Erstgeburt aller Kulturen wieder decken. Um nur einiges zu erwähnen: in vielen Gräbern des Friedhofes von Ur, vorzugse aber in den jüngeren, wie Woolley selbst feststellt, sind kleine Boote aus Asphalt e Bemannung, einmal auch ein silbernes mit Bemannung, gefunden worden, auf denen um die herum Tongefäße standen. Man hat diese Boote mit den fast ausnahmslos annten Schiffen verglichen, die in ägyptischen Gräbern des Alten und Mittleren Reichs treten, die ihrerseits nichts anderes als die plastischen Nachbildungen der Schiffe sind, in Malerei auf Vasen der ältesten Zeit und an den Grabwänden seit noch vorgeschichter Zeit vorkommen. Während aber die ägyptischen Schiffe in erster Linie dem Transport Leiche an die heiligen Begräbnisplätze, die der Tote im Diesseits nicht immer erchte, und der Totenklage auf dem Nil, in viel seltneren Fällen dem Transport für den en im Jenseits erwünschter Beigaben dienten, haben die mesopotamischen Beispiele nbar ausschließlich die Bedeutung von Transportbooten für die Gefäße, die man dem en mitgab. Mag also auch eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit zwischen Ägypten und abylonien in der Beigabe von Booten im Grab bestehen — auch auf Sardinien und in urien werden übrigens Boote, wieder von ganz anderer Beschaffenheit beigegeben, bso auf Kypros — Zweck und Bedeutung der Schiffe ist hier und dort völlig verschieden.

In der kürzlich erschienenen neuen Auflage des 2. Bandes seiner Geschichte des Altertums prach E. Meyer[1]) den Babyloniern jede Befähigung zur Goldschmiedekunst ab. Das war

[1]) Auf dieses neueste Werk des greisen Altgeschichtlers (Cotta 1928) sei nachdrücklich hingewiesen. faßt unser Wissen von der Geschichte der das Mittelmeer im weitesten Umkreis umwohnenden ter in bewunderungswerter, wenn auch manchmal notgedrungen etwas eigenwilliger Weise

schon angesichts des Wenigen, das wir besaßen, eine Übertreibung. Aber noch wei über das Ziel hinaus schießt Woolley, wenn er auf Grund der neuen Funde im älte Babylonien die Heimat aller Metallarbeit überhaupt finden will. Den Mesopotami bleibt der Ruhm die Tülle erfunden zu haben, d. h. ihre Äxte und ähnlichen Geräte einem anfangs aus dem Blatt der Axtschneide selbst gedrehten, dann zugleich mit Schneide gegossenen Rohr versehen zu haben, in das der Stil griff. Wir dürfen das ni nur darum mit Sicherheit behaupten, weil derartige Waffen überall in der Welt erst viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende später auftreten als in Ur und anderen altbabylo schen Ruinenstätten. Wir dürfen es vor allem deswegen sagen, weil wir hier, wie sch angedeutet, Schritt für Schritt das Entstehen der Tülle aus dem um den Stil gewickelt Ende der Schneide, die anfangs denn auch aus recht dünnem Metall ist, verfolgen könne Aber diese eine Erfindung von größter Bedeutung rechtfertigt noch nicht den Babylonie alle Fortschritte auch in der Goldschmiedekunst zuzuschreiben. Gewiß verdienen die g riefelten Perlen und teils glatten, teils mit Figuren verzierten Stirnbänder, die bei übrigens überraschende Ähnlichkeit mit über einem Jahrtausend jüngerem kyprisch-myk nischen Goldschmuck zeigen, die durchbrochenen Scheiden der Dolche und Etuis der I strumente zur Schönheitspflege, die bunt eingelegten Blüten, die getriebenen dem mensc lichen wie dem Gerätschmuck dienenden Gold- und Silber- und Elektron-Figürchen unse höchste Bewunderung. Aber die feinen ägyptischen Goldamulette des Alten Reichs, d getriebenen Goldbleche ältester Zeit, die geriefelten Goldperlen (übrigens von ganz a derer Form als die in Ur gefundenen), die aus erhaltenen Nachbildungen in weniger ko barem Material mit Sicherheit zu erschließenden goldenen Prunkgefäße mit bunte Steineinlagen, die inschriftlichen Nachrichten über Metallreliefs und Metallfiguren scho aus der Zeit der ersten Dynastien, die feinen an den Kupfergefäßen des alten Reich festzustellenden Lötverfahren lassen die Metallkunst der Ägypter zwar vielfach ander aber doch auf nicht minder hoher Entwicklungsstufe erscheinen. Und eines dürfen wi nach den Funden von Ur, mit Bestimmtheit sagen: die Goldschmiede der ersten Dynasti von Ur haben ebensowenig wie ihre Nachfolger die Kunst der Granulation gekannt. Wol beschlagen sie Griffe von Dolchen und anderen Prunkgeräten mit zum Teil sehr dick ge säten Nägeln; aber die Technik bleibt erstaunlich grob und klobig, es ist keine Rede davon daß die in Erscheinung tretenden goldenen Köpfe, wie behauptet worden ist, aufgelöte sind. Wie mir seit langem wahrscheinlich ist, ist die Technik der Granulation, die von Filigranarbeit wohl zu scheiden ist, im syro-phoinikischen Kreis vermutlich Anfang des 2. ode Ende des 3. Jahrtausends (denn sie kommt in Daschur vor) entstanden. Bis jetzt ist nicht bekannt geworden, was diese Vermutung widerlegte.

Die Bedeutung der Funde von Ur liegt also nicht darin, daß durch sie Ägypten al babylonische Kunstprovinz im Sinne Hommels und de Morgans erwiesen wird, sonder darin, daß wir fortan gerechter über die älteste Kultur Mesopotamiens urteilen können, weil wir nicht mehr in erster Linie auf Funde aus einer unbedeutenden Provinzialstadt wie Tello angewiesen sind, und weil die Fülle dieser Funde aus ältester Zeit alles über trifft, was bisher bekannt war. Möchte die wissenschaftliche Veröffentlichung insbesondere der Funde aus den Königsgräbern rasch folgen, möchten auch die Ergebnisse der englischen Ausgrabungen in Kisch, denen wir schon jetzt einige Tafeln verdanken, die noch die reine Bilderschrift an der Stelle der stilisierten Keilschrift zeigen, und wo sich endlich ein babylonischer Schreibgriffel im Original gefunden hat, und die bisher nur aus Andeutungen bekannten Ergebnisse der deutschen Ausgrabungen in Fara bald vorgelegt werden!

Oberaudorf am Inn. Friedrich Wilhelm von Bissing.

---

zusammen. Freilich bildet es in seinem Wechsel großer Zusammenfassungen und eingehender Behandlung von Einzelfragen, die nicht mehr wie früher durch verschiedenen Druck auseinandergehalten sind, keine leichte Lektüre.

Tagebuch

e wirtschaftliche Schwächung der eutschen in der Tschechoslowakei

n Ergänzung des Novemberheftes „Sude-endeutschtum" der S. M. möchte ich noch auf ge Tatsachen hinweisen.

m Auslande wie auch im benachbarten schen Bruderreiche weist man immer mit m gewissen Neid auf die wirtschaftliche rke des Sudetendeutschtums hin und zieht us Schlußfolgerungen, die heute vielfach t zutreffend sind. Der Außenstehende kann kein richtiges Bild von der Zerstörung volks-schaftlichen und nationalen Gutes machen, seit 1918 ununterbrochen anhält und auch e noch lange nicht ihr Ende gefunden hat. folgenden Zahlen sollen deshalb einmal n, welche Einbuße an materiellem und onalem Besitzstand die Sudetendeutschen n durch die Vertreibung der deutschen tsangestellten und durch die verschiedenen ignungsmethoden erlitten haben.

urch die Bodenreform wurden nach zuver-ger Schätzung insgesamt 435000 ha land-chaftlicher Boden enteignet, davon bekamen Minderheiten rund 15000 ha, also 3 v. H. der gneten Fläche. Von den 2000 Restgütern lten die Deutschen kein Dutzend. Allein öhmen, Mähren und Schlesien wurde der che Besitzstand um mindestens 325000 ha indert, was, da der Wert eines ha mit 0 Kc anzusetzen ist, jedoch nur durchschnitt-1904 Kc errechnet wurden, einer gewalt-n Minderung des deutschen Volksver-ns um 3,1 Milliarden Kc gleichkommt. e Schätzungen erfolgen in der Regel erst Jahren, die Bezahlung nicht bar, sondern Eintragung in das Staatsschuldenbuch ½ v. H. Amortisation, jedenfalls noch viel , eigentlich erst im Laufe von 200 Jahren. Bodenamt ist den Enteigneten bereits über eine Milliarde Kronen schuldig. Unterschied zwischen Übernahme- und Zu-gspreis, also der Gewinn an der Trans-beträgt nach vorsichtiger Schätzung etwa Milliarde Kc, der Versorgungsfonds für An-te (rund 70 Millionen Kc) und unter an-Titeln eingehobene Gelder machen eben-phantastische Summen aus. Dabei existiert Kontrollamt.

Der Wegnahme des landwirtschaftlichen Bodens soll die Enteignung des privaten Waldbesitzes folgen, und zwar unter dem verlockenden Titel „Waldverstaatlichung und Forstreform". Die Tschechoslowakei verfügt heute bereits über einen ansehnlichen Waldbesitz; das Ackerbauministerium hat Ende 1927 einen Gesamtbesitz von 972000 ha ausgewiesen, hiervon 796000 ha Wald, eine Zahl, die wohl zu niedrig gegriffen ist, da offenbar eine Reihe verstaatlichter Wälder noch nicht hinzugezählt sind; das Nationalverteidigungsministerium hat durch die „Bodenreform" 37242 ha Boden, hiervon 36569 ha Wald, bekommen. An Stiftungsgütern übernahm oder enteignete der Staat 33428 ha, darunter 24947 ha Wald; letzterer untersteht dem Unterrichtsministerium und ist in der erstgenannten Zahl nicht enthalten. Außerdem verwaltet das Bodenamt einen Staatsbodenbesitz von 91500 ha, davon 72500 ha Wald, der ebenfalls in der oben genannten Zahl nicht enthalten ist. Das alles zusammengenommen macht 1134500 ha aus, davon 930500 ha Wald, das sind 20 v. H. des gesamten Waldes oder bildlich gesprochen: der Tschechoslowakei gehört bereits jeder fünfte Baum! So ist der Staat auf leichte und bequeme Art in den Besitz eines Vermögens gekommen, das auf 10 Milliarden Kc geschätzt werden muß!

Diesen Enteignungsmethoden parallel liefen die Bestrebungen, das deutsche Element möglichst gründlich aus dem Staatsdienst auszumerzen, um den in Masse wartenden tschechischen Anwärtern eine Pfründe zu schaffen. Mit der Massenentlassung deutscher Staatsangestellter haben wir ebenfalls eine gewaltige Einbuße am deutschen Volksvermögen erlitten. Ein kleines Rechenexempel kann uns hier eine Entsetzen erregende Zahl vor Augen führen; ein Arbeitsplatz der entlassenen Staatsangestellten muß mit 20000 Kc bewertet werden, und zwar pro Jahr. Für 60000 Menschen bedeutet dies einen jährlichen Lohnausfall von 1200000 Kc. Angenommen, daß diese Menschen nur noch 15 Jahre Dienst getan hätten, so ergibt sich ein Ausfall von über 18 Milliarden Lohnkronen und wenn wir weiter annehmen, daß diese Arbeitsplätze nur noch von einer Generation Deutscher besetzt geblieben gewesen wären,

so haben wir hier mit einem Verlust von über 54 Milliarden Lohnkronen zu rechnen.

Dabei befindet sich die deutsche und ungarische Minderheit in der Tschechoslowakei erst im Anfang des Entnationalisierungsprozesses!

Es ist nicht allein die nationalpolitische Unterdrückung und Enrechtung, die den Lebensnerv des sudetendeutschen Volksstammes bedrohen, es sind die wirtschaftlichen Erdrosselungsmaßnahmen, die uns mit bangster Sorge in die Zukunft blicken lassen. Werfen wir einen Blick hinter die Kulissen der industriellen Großbetriebe! Hier macht die Überwucherung der deutschen Industrien durch das tschechische Bankenkapital besorgniserregende Fortschritte. Auch hier nur ein Beispiel von vielen: der Mautner-Konzern in der Textilindustrie der Tschechoslowakei wird von der Zivnostenska banka in Prag mit einem Aktienkapital von 200 Millionen Kc finanziert, wobei zu bemerken ist, daß die Mautner-Werke nur eines der deutschen Unternehmungen darstellt, die zum Zivno-Konzern gehören.

Unsere wirtschaftliche Lage ist also äußerst bedrängt. Vor allem darf nicht vergessen werden, daß für den heranwachsenden tschechischen Nachwuchs auf zwei bis drei Jahrzehnte hinaus im Staatsdienst, der jetzt eine offene Versorgungsstätte der jungen tschechischen Generation bildete, ein Unterkommen schwer möglich sein wird. Deshalb wird sich die heranwachsende tschechische Generation in das industrielle und gewerbliche Leben stürzen, und dem deutschen schaffenden Menschen in der Tschechoslowakei droht abermals eine schwere wirtschaftliche Gefahr, die sich zu einer neuerlichen wirtschaftlichen Schädigung seines Volksstammes auswirken wird.

Röchlitz bei Reichenberg. Emil Stecker.

Zur Minderheitenfrage

Es ist bezeichnend für die Siegerstaaten, daß sie sich bei den Forderungen, die sie an Deutschland stellen, stets auf „die Heiligkeit der Verträge" berufen, die, vorsichtig ausgedrückt, auf einem heute offenbaren Justizirrtum aufgebaut sind. Dieser Heiligenschein verschwindet jedesmal, wenn es sich um die Erfüllung von Verpflichtungen handelt, die den Siegerstaaten aus denselben Verträgen erwachsen. Dann verändert sich plötzlich das Bild, und gegen die Ausführung der so heiligen Verträge treten Widerstände auf, die sich auf noch Heiligeres, als die „Achtung vor den Verträgen" stützen. Mit anderen Worten: die Verpflichtun Deutschlands sind unbedingt, die seiner V tragspartner abhängig davon, ob sie deren n lichen oder vermeintlichen Interessen sprechen. So wird das in jenen „heiligen V trägen" feierlich verbriefte Selbstbestimmur recht der Völker unwirsch zur Seite gescho wenn es sich um das Saarland, Österreich andere handelt; erörtert man in Genf die V pflichtung der allgemeinen Entwaffnung, hört man in den Reden der Vertreter der Sie staaten nicht etwa Vorschläge für deren Du führung, sondern nur Gründe, die gegen eigene Entwaffnung sprechen, die aber Deut land natürlich nicht zugebilligt werden; und ernst es jenen Staaten mit dem durch die F densverträge geheiligten Recht der Min heiten ist, wurde uns durch die jüngsten Ge Verhandlungen mit erschütternder Eindeu keit vor Augen geführt.

Als einen der wesentlichsten Punkte der Völker beherrschenden und jede wirkliche friedung hindernden Gegensätze behandelt K Tramplers „Staaten und nationale G meinschaften" (Verlag R. Oldenbourg, M chen) das Minderheitenproblem. Das Buch alle Vorzüge, die man dem guten deutsc Buch nachrühmt. Es ist ernsthaft, sachlich, diegen, ehrlich und wahr und außerdem und flüssig geschrieben. Indem Trampler geschichtlichen Wurzeln des heutigen Nation tätenproblems freilegt, führt er zugleich in mannigfaltigen und vielfach verschlunge Fragen ein, die gebieterisch eine Beantwort fordern. Bis zu den tiefsten Quellen der h tigen politischen Widersinnigkeiten, die je Menschen von echter Humanität aufs schwe bedrücken müssen, weiß er hinabzuleuchten jenes von menschlicher Dummheit, Bosheit Feigheit geschaffene Sumpfland, dem die G pflanze des Völkerhasses entwuchs. Klar eindringlich wird die Wirklichkeit, so, wie ist, dargestellt, ihr Sinn erfaßt, die überz lichen Wesenszusammenhänge herausgeho und gezeigt, mit welch unerbittlicher Notw digkeit politische Stümperei und Gedank verwirrung die Welt verwüsten müssen.

Eine mit der politischen Wirklichkeit vertr liche Lösung sieht Trampler in der Aufrichtu der Kulturautonomie der Minderheiten, d. h der unbehinderten Erhaltung und Pflege ih Kulturguts. Hier ist eine entscheidende Fr gestellt. Man muß entweder den Mut hab sie zu bejahen, oder die Ehrlichkeit, sie zu v neinen. Wer vorgibt, sie zu bejahen, darf n zögern, den allein zum Ziele führenden Weg

ehen, und wer davor scheut, muß zugeben, ihm der Wille oder die Kraft dazu fehlt und e Unfähigkeit für die Aufgabe der Beseiti- g des Völkerhasses bekennen. Wären die ischen gut und klug, wie weltfremde Schwär- meinen, so wäre die Lösung leicht. Da sie icht sind, so trennt uns noch ein weiter dor- voller Weg vom Ziel. Diesen Weg gezeigt ihn von manchem Gestrüpp befreit zu en, ist das Verdienst des gehaltvollen Buches, Fritz van Calker und Karl Haushofer kluge, rmherzige Geleitworte schenkten.

Mit dem gleichen Gegenstand befaßt sich Pro- fessor Dr. A. v. Baloghs „Der inter- nationale Schutz der Minderheiten" (Süd- erlag, München). Streng wissenschaftlich, r ausdrücklicher Ausschaltung politischer Ge- sichtspunkte werden systematisch die auf den tz der nationalen Minderheiten berechneten nationalen Rechtsnormen erörtert, wie sie h die Verträge festgelegt sind. Trotz oder eicht gerade wegen der ausdrücklich betonten enschaftlichkeit muß das Buch des ausge- neten ungarischen Gelehrten den Leser Vergleich dieser Rechtsnormen mit dem chlich geübten Verfahren zu einem ver- enden Urteil über die führen, die, statt die tsnormen zur Anwendung zu bringen, t mit zynischer Mißachtung begegnen. dieses Werk wird daher allen, die die Schick- hwere dieser Fragen fühlen, ein wertvoller willkommener Führer sein.

München. August Gallinger.

Paul Heyse als novellistischer Techniker

es nicht seltsam tröstlich, daß die moderne iteraturwissenschaft gerade in den Tagen, n das Paul-Heyse-Haus in der Luisenstraße eben auf und nieder gingen, für sein monu- rum aere perennius, sein literarisches Werk, so beredte Propaganda leistete, wie sie uch des Prager Germanisten Paul Zincke[1]) llt? Gewiß — auch Zincke gibt zu, daß unter seinen Zeitgenossen nicht eben die e Dichternatur, nicht der genialste Sprach- er gewesen ist; dennoch ist er bei seinen Be- ngen um eine die rein künstlerischen Mo- in den Vordergrund stellende beschrei- Analyse der Dichtungsgattungen zu der

[1]) Paul Heyses Novellen-Technik. Von Prof. Paul Zincke (Prag.) Karlsruhe, Friedrich t), o. J. (1928).

Erkenntnis gelangt, daß gerade Heyses Erzähl- weise eine ungewöhnlich souveräne Beherrschung der novellistischen Kunstmittel bezeugt — und so nahm er denn keinen Anstand, ein Buch von 280 Seiten Umfang ausschließlich einer Unter- suchung der Heyseschen Novellentechnik zu wid- men, ja, im Untertitel der Arbeit sogar noch an- zudeuten, daß er seinen Ausgangspunkt eigent- lich nur von einer einzelnen Novelle, den „Zwei Gefangenen", nehme. Mag eine solche Selbst- bescheidung verwundern (denn notwendiger- maßen müssen einer einzelnen Novelle ganz in- dividuelle Besonderheiten anhaften), so liefert ein genauerer Einblick in das Buch rasch genug den Beweis, daß der Autor vor dem Eingehen in sein Sonderthema zwei sehr beachtenswerte Beiträge allgemeinerer Art bietet: einmal einen Überblick über das allmähliche Herauswachsen der ästhetisch-beschreibenden und ästhetisch-fest- setzenden Literaturwissenschaft aus der rein hi- storisch oder allenfalls psychologisch eingestellten Literaturforschung; zum zweiten einen raschen Überblick über das Auf und Nieder poetischer Technik innerhalb der deutschen Literaturent- wicklung. Aber auch dem Sonderthema der scharfsinnig geführten Untersuchung wird der für abstraktes Denken überhaupt Begabte man- chen Reiz abgewinnen können. Wie schon ange- deutet: sollte aus Forschungen dieser Art einmal eine unbedingt geltungfordernde normative Ästhetik erwachsen, so wird sie jedenfalls durch starke historische Beimischung gemildert werden müssen, wenn nicht die Gefahr eines kritischen Prokrustesbetts oder eines Nürnberger Trichters nahegerückt werden soll . . . Aber von einem kenntnisreichen Literaturhistoriker, wie Zincke, geführt, haben sie natürlich hohen, beispielgeben- den Wert. Es tut wohl, sich darüber klar zu wer- den, daß äußerer Stoffreiz und Sprachkunst denn doch nicht die einzig möglichen Bestimm- gründe des Wohlgefallens an literarischen Werken sind. Selbst der bloße Sachinhalt einer Erzählung kann das Interesse des Lesers (dies lehrt Zinckes Analyse aufs eindringlichste!) durch Qualitäten fesseln, die mit Erotik, Sen- sation, Spannung nichts gemein haben. Dazu die vielen, nun endlich einmal folgerichtig ins Licht gerückten, Vorsorgen eines berufenen Er- zählers um Komposition, Motivierung, Cha- rakteristik, um die Erzielung „epischer Objek- tivität" durch zart verhüllte Beziehungen, durch Vordeutungen, Analogiestellungen, Bildwahl, um dramatisierende Kontrastführung; endlich der erwünschte Einblick in die vielfältigen Ge- sichtspunkte, die, abseits des sinnlichen Klang- reizes, die Wortwahl und Wortverknüpfung be- stimmen. Nicht in allem scheint mir freilich das

von Zincke Festgelegte gerade für die Kunstform der Novelle maßgebend — so manches von ihm Beobachtete wird auch schon der anekdotische Sketch, ja, selbst ein gutes Feuilleton, ähnlich vollkommen aufweisen; andererseits scheint es mir gefährlich, einer Novelle, die zu zwei Dritteln aus Gesprächen besteht (und dabei sind Gespräche darunter, die mit der Anrede „Unseliger!" beginnen . .), auch nur relativen Anspruch auf typische Geltung zuzubilligen; gefährlich ferner, zum Vergleich so oft die Literatur des 20. Jahrhunderts hereinzuziehen (z. B. an Wedekind zu erinnern, wo Thackeray und Balzac den gleichen Dienst zu leisten vermöchten). Aber es überwiegt im ganzen doch der Eindruck des selbständigen Schaltens auf kunstwissenschaftlichem Neuland, dessen Urbarmachung lohnte. Der Respekt vor Heyses Können wird durch diese Untersuchung reichliche Anregung erhalten, und, obschon wir uns nicht in alle Superlative des begeisterten Interpreten hineinfinden können, glauben wir uns sogar zu dem ergänzenden Lob berechtigt, daß Paul Heyse, diesem hochberufenen Eroberer köstlichster romanischer Lyrik für die deutsche Literatur, unbedingt auch eine hohe musikalisch-rhythmische Begabung zuerkannt werden muß. Wenn Zincke in dieser Hinsicht zu negativen Schlüssen gelangt, so liegt das wohl vornehmlich an dem besonderen Milieu der von ihm analysierten Einzelarbeit, in der es eben nur darum ging, das Gedudel einer kleinstädtischen Hochzeitsmusik und den Lärm einer Hamburger Singspielhalle anzudeuten.

München. Franz Arens.

Denkformen

In seinem bedeutenden Buch „Lebensformen" (Verlag Max Niemeyer, Halle) hat Ed. Spranger den interessanten Versuch unternommen, die typisch-geistigen Erscheinungen strukturell richtig sehen zu lehren, den Rhythmus des seelischen Ablaufs in Beziehung zu setzen zu der kulturellen Atmosphäre seiner geistigen Einbettung. Diese geisteswissenschaftlichen Analysen erschließen uns erst ein Verständnis für die verwickelte Problematik einer psychologisch vertieften Kulturwissenschaft. Geht es bei E. Spranger um die Aufhellung der seelischen Eigentümlichkeiten der Individualitäten, so will Hans Leisegang in seinem umfangreichen Werk „Denkformen" (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin), dem Problem der Möglichkeit des Verstehens fremden Geistes nachgehen, die seelisch und kulturell bedingten Denkformen feststel „die sich aus der Analyse von schriftlich au drückten Gedanken eines Individuums geben und sich als derselbe Komplex bei an ebenfalls auffinden lassen." Die Untersuch gen Leisegangs sind für die Deutung der Gei geschichte von hervorragendem Wert, da die einzelnen Schichten der Bewußtse physiognomien bloßlegen und dadurch geisteswissenschaftliche Morphologie der turen ermöglichen. „Jedes Zeitalter hat s eigene Perspektive, und es begeht einen tischen Fehler, wenn es naiv in die ande Perspektiven hineinschaut, ohne sich vo über das Brechungsverhältnis der verschiede Bewußtseinssphären zueinander klar zu den." An hervorragenden Vertretern abendländischen Geistesgeschichte erläutert Verfasser die eigentümliche Struktur i Denkens. Ihre Erlebnisse religiöser und lischer Art werden nach einer individ abgestimmten Richtung psychisch verarbei die auf einer besonderen Technik des Denk ruht. Die Bedingtheiten derselben bestim sich nach den Kategorien des Bewußtse feldes einer geistesgeschichtlich umgrenz Epoche. Sehr anschaulich entwickelt der fasser die einzelnen Denkformen — in Krei in Begriffspyramiden, in Antinomien — erläutert sie durch sorgfältige Analysen giöser und philosophischer Denker. So Leisegang eine lehrreiche Darstellung mythologischen Denkformen des Apostels P lus und ihrer Berührungen mit der mystisc Bewußtseinsstruktur des Abendlandes. rade die abendländische Geistesgeschichte s sich als ein kaum lösbares Gewirr verschiede Geistigkeiten dar, in denen derselbe Inh immer neu geformt und in andere Denkform umgegossen wird. „Es gilt einmal die üb kommenen Dokumente in ihrem geisti Aussehen zu erhorchen, das geistige Vorzeic zu erfühlen, unter dem sie entstanden s Eine geistige Stilgeschichte müßte das s die uns den Einblick erschließt in die Werks des menschlichen Denkens aller Zeiten Völker. Hier liegt eine Riesenarbeit vor uns denn die Welt des Geistes, die sich auf serer Erde entfaltet hat, ist unendlich re und es ist beschämend, wie wenig wir bis von ihr verstanden haben und verstehen könne Einen kleinen Schritt weiter zu diesem u fassenden Verständnis hat uns der Verfasser seinem ausgezeichneten Werk geführt, das e eindringende Kenntnis der philosophischen u religiösen Probleme erkennen läßt.

München. Rudolf F. Merk

Der deutsche Erzähler

Der vertriebene Pan

Roman von Gottfried Kölwel

(Fortsetzung) 4.

Es war Nacht geworden. Die einzelnen Nebelschwaden, die nach Sonnenuntergang auf der Erde aufgestiegen waren, hatten sich zu einem einzigen, unabsehbaren Schaum ermengt, der sich im Licht des aufgegangenen Herbstmondes als eine märchenhafte Silberschicht weit und breit über das Moor hindehnte. Da und dort hoben sich zwar weiße Birkenstämme daraus hervor oder das Dach einer Moorhütte, aber im ganzen sah es, während Franz Sebas aus seiner Hütte heraustrat, doch aus, als schwebte er über den Wolken und tief unter ihm läge die Erde.

Freilich, himmelsentrückt war er deshalb nicht; sein Herz schlug noch wie ein Hammer, und jähe Hitzwellen schossen ihm bisweilen durch das Gesicht. So sehr wirkte die Erregung noch in ihm nach. Die Kühle der Nacht und der wolkenlose Mondhimmel darüber taten ihm wohl, und er ließ sich, um sich völlig zu beruhigen, vor seiner Hütte auf einem Baumstumpf nieder, während drinnen in der dumpfen, warmen Stube seine Frau lag. Er hatte ihr nichts erzählt von den neugierigen Fragen des Bürgermeisters, sondern sie sorgfältig mit der dicken Lammfelldecke zugedeckt und auch noch unter Kleidern und Mänteln wie unter einem Berg von Wärme geborgen. Wenn Sebas an ihre eiskalten, knöcherigen Finger und an ihren kranken, verfallenen Körper dachte, der wie ein eingedorrter Klumpen im Bett lag, während er jetzt einsam in der kühlen Herbstnacht dasaß, wie packte ihn da die Erinnerung an jene Zeit, da alles so ganz anders, so jung, so gesund, so lebendig und glücklich war!

Franz Sebas bewohnte damals, als er noch an der Kunstakademie zu M. studierte, ein Atelier im Norden der Stadt, wo das Straßenpflaster noch aus holperigen, quadratischen Steinen bestand und des Nachts alte Gaslaternen wie blasse Tulpen aufgingen. Dort oben im fünften Stockwerk malte er meist an Tierbildern, unter denen besonders Böcke mit straffen Hörnern und dämonischen Augen auffielen. Als wäre in diesen Tieren ein Stück von ihm selber, als stäke er leibhaftig unter ihrer Haut und hätte ihren Blutschlag mitgekundschaftet, so lebhaft wirkten sie.

Damals war Sebas ein junger, wilder Kerl, mit unbändigem Temperament, dem selbst die Kunst, wenn er gerade vom Rausch des Lebens ergriffen wurde, plötzlich wie nichtswürdiger Firlefanz erschien, so daß er tagelang auf alles pfiff, was Farbe und Firnis hieß, und seine Betätigung nur im draufgängerischen Leben und in den wildesten Abenteuern fand.

Ein ähnliches Gefühl erfaßte ihn auch eines Abends im Frühling, als durch das offene Atelierfenster warme, weiche Luft, von nahen Blüten geschwängert, zu ihm hereinwehte. Exotisch überkam ihn diese süße, weiche und doch wildaufreizende Luft; er warf den Pinsel mit einem mächtigen Schwung von sich, zog sich um, und stieg im wehenden Mantel,

den runden, an der Krempe tief herabgebogenen Hut etwas in den Nacken gesetzt, über die Treppe hinab.

Hier war allerdings eine andere Luft als jene, die ihn von der Arbeit weggerissen hatte; eine dumpfe, gestockte Luft hatte sich seit Jahr und Tag im Treppenhaus angestaut, und weder Sommer noch Winter waren je imstande gewesen, diesen dicken Luftleib zwischen den Mauern auszutreiben. Ja, es war ein einziger, dicker Luftleib von oben bis unten, die ewige Säule, wie Sebas sie bisweilen spottweise nannte. Denn Tag für Tag roch sie gleich; es war ein Gemisch von Kochdunst und frisch geputzter Treppe, von Kalkschweiß und Bodenwachs, kurzum, es war ein Geruch, der roch in Franz Sebas Nase genau wie die Leute, die hinter den braunen, meist mit Messingschildern beschlagenen Türen wohnten. Morgens gingen sie ins Büro oder sonstwohin zu einer Arbeit, die ihnen keinen Buckel krümmte, mittags fanden sie die Suppen- und Fleischschüsseln hinreichend gefüllt und am Abend waren die Betten dick durchwärmt. Vor diesem Geruch des alltäglichen Lebens aber ekelte es den jungen Maler derart, daß er, unten auf der Straße angekommen, trotz aller guten Erziehung, die er in seiner Kindheit genossen hatte, rücksichtslos ausspuckte...

Um so gieriger sog er dann die Luft der freien Straße ein; seine Brust wurde langsam breiter und breiter. Jung und neu schmeckte die Luft, und er wurde gestärkt davon, wie von einer zauberischen Nahrung. Je weiter er die abendliche Straße durchmaß, die sich von seinem Hause aus gegen eine belebtere Querstraße wandte, desto beschwingter fühlte er sich, als wäre er von der neuen Luft des Frühlings, die ihn schon aus seinem Atelier fortgelockt hatte, aufgepumpt wie ein Luftballon, der alle Stricke spannt und nur darauf wartet, abfliegen zu dürfen. Verdoppelt, verdrei-, verzehn-, ja verhundertfacht erschien ihm seine Triebkraft; ein junger Riese war er, und er streckte bisweilen die Finger aus, um sie gleich darauf krampfhaft einzubiegen, als wollte er irgendetwas packen, rauben, an sich reißen.

5.

Da sah er, an einer Straßenkreuzung angekommen, jenseits der Straße, auf dem Gehsteig eine junge Dame des Weges kommen, die ihm vor allem deshalb auffiel, weil sie das Gesicht unverwandt zu Boden gerichtet hielt und weder nach links noch nach rechts ausblickte. Sie zog die Schultern wie Ansätze von Flügeln etwas zusammen, während ihre wohlgeformte, schlanke Gestalt der Ausdruck einer seltenen Schönheit zu sein schien. Sebas sah sie näher kommen wie etwas, das immer größer und größer wurde in seinem Blick, bis sie seine beiden Augen völlig ausfüllte und neben ihr nichts mehr Platz hatte in seinen dunklen Pupillen. Sie war, indes er so reglos dastand, kaum noch mehr als zwei oder drei Schritte von ihm entfernt, da schlug sie, wie um den Weg über den Randstein des Gehsteigs emporzusuchen, plötzlich die Augen auf, und dabei blieb ihr Blick einige Sekunden lang groß in den Blicken des jungen Malers hängen.

Dieser Blick war nun wohl bloß ein Zufall gewesen, ein Aufschlag der Augen in etwas Unerwartetes, Unbekanntes und auch Ungewolltes, aber er wirkte doch so stark auf Franz Sebas, daß er, als die Fremde an ihm vorüber war, plötzlich hinter ihr her ging.

Die Ohren sangen ihm, nachdem er die Fremde angesprochen hatte, denn diese schwieg eine Weile, zog die Schultern noch mehr zusammen und beschleunigte den Schritt in deutlicher Nervosität. Ja, es mutete an, als hätte sie Angst, den festen Boden unter sich zu verlieren. Um so verwunderter war Franz Sebas, der schon alle Mühe für vergeblich hielt, als ihn das Mädchen doch plötzlich kurz anblickte und, wie von einer unwillkürlichen inneren Regung angetrieben, seine Begleitung annahm. Der Eindruck allerdings, daß er es hier

t einem seltsamen Wesen zu tun habe, verstärkte sich noch mehr, als die Fremde auch t, da er im höflichen Abstand neben ihr herging, nur sehr wenig sprach und oft zu- nmenzuckte, wenn hinter ihnen gerade jemand des Weges kam.

Ein ähnliches Wesen zeigte die Fremde auch in der Nacht desselben Tages, als sie sich ier Trambahnhaltestelle näherte, wo Franz Sebas, der sie um ein späteres Zusammen- ffen gebeten hatte, sie zu einer ungewöhnlich späten Stunde erwartete. Eng an den änden der Häuser entlang, das Gesicht zu Boden gerichtet, kam die Fremde, nachdem auf einem nahen Kirchturm eben zehn Uhr geschlagen hatte, durch die matt erhellte raße und schien in ihrem schwarzen Abendmantel noch schmaler geworden zu sein. ne Sebas auch nur mit einem einzigen Blick anzusehen und ohne ein Wort auf seinen uß zu erwidern, ging sie, rasch von der Stelle der Zusammenkunft wegtrachtend, neben i her und folgte ihm, wohin er ging. Von der Nähe dieser Frau, die schüchtern war wie Reh und doch den freien Mut hatte, mitten in der Nacht mit ihm zusammenzukommen, ner merkwürdiger berührt, versuchte er es, an einer dunklen Straßenstelle angekommen, ien Arm in den ihren zu schieben, um sich auf diese Weise etwas vertrauter mit ihr zu chen und sie wie einen Kameraden des Lebens, den er eben gefunden hatte, leicht an zu ziehen. Aber da merkte er, wie die Fremde ihren Arm fest an die Hüfte gepreßt hielt. Bei machte sie jedoch nicht etwa eine bestimmte oder gar auffällige Abwehrbewegung, : es gewöhnlich die Frauen in solcher Lage tun, sondern sie tat so, als wäre überhaupt ichts geschehen.

Durch etliche Längs- und Querstraßen gerieten sie auf der Suche nach einem Lokal o in eine abgelegene Weinschenke, in der zu den Klängen einer kleinen Musikkapelle anzt wurde; die Luft roch nach Zigarettenrauch und Alkohol ebenso wie nach ge- ten Portieren und abgewetzten Polstern. Franz Sebas war mit seiner Begleiterin am durch die Tür eingetreten, fiel es ihm auch hier sehr auf, wie das Mädchen ihr Ge- von den dasitzenden Gästen weggewandt hielt und sich hastig in einer freien Nische so e, daß weder sie jemand anzusehen brauchte, noch jemand ihr Gesicht erblicken konnte. sprach auch hier nur das Nötigste und während beide eine Flasche Wein tranken, ien ihre Augen mehr an den in das Tischtuch eingewebten Figuren, als an ihrem Be- ter; bisweilen blickte sie starr vor sich hin, als sähe sie irgendwo in einen dunklen Winkel, e gar nicht hier, sondern, Gott weiß, hinter wieviel Mauern und Straßen verborgen n. Dafür aber war ihr Ohr um so aufmerksamer gespannt, und es entging ihr kein Wort o all dem, was ihr Begleiter während dieses Abends alles sprach:

„Heute mittag kannten wir uns noch nicht, und jetzt sitzen wir beide an einem Tisch zu- mmen. Sie gingen gerade über die Straßenkreuzung, als auch ich darüber wollte, und n Blick schlug gerade in dem Augenblick auf, in dem Sie dicht vor mir standen. Wir hatten inand, der uns bekannt machte, keinen Freund, keine Freundin, keine Gesellschaft. n Gegenteil, Sie hatten sicher eine starke innere Abwehr, mir zu folgen, und ich, ich e Angst, daß aus meinem jähen Antrieb, sie kennenzulernen, doch nur eine Ent- uhung werde. Die Menschen enttäuschen sich gegenseitig ja meistens und einer leidet andern. . ."

Sebas trank aus seinem Weinglase und sah dann eine Weile stumm auf das Mädchen. r etrachtete ihren scheinbar abwesenden Blick, die feine, gerade Nase, die scharf wie Bögen schnittenen Lippen, das sanfte Kinn, ihre weiße Brust, aus der überaus zarte, blaue chen bis zum Halse aufstiegen, sowie ihre schmalen, weißen Hände.

„Ja", wiederholte er, „es ist meistens so, daß die Menschen einander enttäuschen, o gleich wir doch alle, genau wie jene in der Bibel, noch immer im Paradiese leben. Freili die meisten sind schwach und fühlen sich vertrieben daraus, sie können den Apfel nicht esse ohne zu sterben... Wenn ich nur diese Menschen hier ansehe," fuhr er nach einer länger Pause weiter und wandte sich gegen die Tanzenden, während er den einen Arm etw lässig über die Stuhllehne hängen ließ, „ja, wenn ich sie so ansehe, wie sie aneinand hängen und sich drehen... Was für ein Ausdruck des Erlebens könnte solch ein Tanz sei Bewegt von einem Ton, der plötzlich aufsteht, wie eine Stimme, die aus dem Unbekannt kommt, wo alles, selbst die Sterne bewegt werden! Aber sie haben alle gar nicht mehr d Möglichkeit, einen Ton wirklich zu hören und ihn hineinzuleiten bis in die letzte Reson ihres Leibes und ihrer Seele, sie gehören alle schon zu jenen Millionen, die das Leb wie eine Parfümflasche ansehen, aus der es bisweilen ganz angenehm herausstäubt..

Abermals trank er aus seinem Glas, wie um einen Ekel hinabzuspülen, und wand das Gesicht wieder seiner Begleiterin zu.

„Ich bin Tiermaler", begann er plötzlich von neuem. „Aber ich male Tiere nicht etw deshalb, weil solche Malerei ein gutes Geschäft sein kann. Hunde und Katzen hängen d Leute ja immer gern auf. Ich male solche Bilder aus einem ganz anderen Grund. We die Tiere noch wahrhaftige Geschöpfe sind. Weil sie sich die Erinnerung an das Paradi bewahrt haben, an den Ursprung. Wie so eine biegsame Katze nachts um die Mauer schleicht, ein Hund plötzlich über den höchsten Zaun springt, oder wie so ein Ziegenbo ein scheinbar ganz gewöhnlicher Ziegenbock mit einem Mal dastehen kann! Seine Hörn sind straff wie zwei Strahlen, sein Blick schlägt so gewaltig durch die Pupillen, als woll er, um sich Weg zu schaffen, noch die Regenbogenhaut zerreißen. Jeder Muskel wird z einem Strang, an dem, tief unter der Erde, ein Dämon zieht, um die Glocke des Leben zu läuten..." Sebas redete sich in eine Stimmung hinein, in der ihm das Blut in d Stirn schoß, seine Brauen büschelten, als müßte jeden Augenblick ein Horn daraus gebore werden, und seine Blicke darunter blitzten wie aus seinem Blute abgesprungene Funke

Oh, dieses seltsame, zarte, scheue Wesen, das da vor ihm saß, zu umfassen, an sich zu presse Blutschlag an Blutschlag zu hören, wie den Wellengang eines Stromes, der irgendwoh kommt und irgendwohin geht... Das Mädchen witterte diese Stimmung, ähnlich, wi ein Baum einen schwülen Gewitterwind auffängt; von Minute zu Minute wurde es ur ruhiger, es vermochte kaum mehr still zu sitzen, griff bald nervös nach ihren Handschuhe bald nach ihrer Tasche, als wäre es Zeit zum Heimgehen...

Da sagte Sebas: „Es ist schwül hier. Draußen ist eine herrliche Nacht heute."

Aber als sie die Straße betraten, nachdem er bezahlt hatte, war die Luft noch vi schwüler. Ja, sie schien dick wie Sulze zu sein, durch die man kaum hindurchkomme konnte, und so standen die beiden eine kurze Weile da und keines wußte recht, wohin e sich wenden sollte. Sebas sah die Fremde mit brennenden Blicken an, als wollte er si etwas fragen, aber das Mädchen stand halb abgewandt, und da kein Wort fiel, fing e plötzlich am ganzen Körper zu zittern an.

„Sie frieren ja", sagte der junge Maler, obgleich er etwas ganz anderes sagen wollte und seine Hand fuhr streichelnd über ihre Schulter. Aber da zuckte sie, wie von etwa Glühendem berührt, derart zusammen, daß er nicht mehr wagte, seine Bewegung zu wie derholen.

Schweigend gingen die beiden nebeneinander her. Bald sah es aus, als wollte das ein die Pflastersteine unter den Schritten, das andere die Fenster der Häuser zählen. Dann

nden sie plötzlich wieder still und sahen, eines durch das andere aufmerksam gemacht, den Sternen empor, die hoch oben im blauen Ackerfeld des Himmels wie unzählige berne Körnlein ausgesät waren. Die Zeit verfloß, und die beiden gingen immer weiter. ls es aber schon der Mitternacht zuging und das Mädchen nach Hause wollte, blieb Sebas r einem Haus stehen, zog seine Schlüssel aus der Tasche und sperrte die Türe vor sich auf. „Wir sind bei mir", sagte er mit einer dicken, fast heiseren Stimme, als wäre ihm der Hals r Hitze angeschwollen, und man merkte es seinem Tonfall an, wie sehr er allen inneren ut zusammenraffte, um noch zu sagen: „Sie würden mir eine große Freude machen, enn Sie noch eine Tasse Tee mit mir trinken würden."

Gleich im ersten Augenblick tat das Mädchen, als hätte es diese Worte gar nicht gehört, er dann hob es langsam das Gesicht und sah den Maler, zum ersten Mal auf dem ganzen ege, mit einem festen, ja fast durchdringenden Blick an. . .

„Ich müßte kein Mann sein", erwiderte Sebas auf diesen Blick, „wenn ich jetzt nicht den unsch hätte, mit ihnen noch beisammen zu sein."

6.

Franz Sebas war am nächsten Morgen beim Erwachen noch völlig verwirrt. — Hier steht die Teetasse, aus der sie trank, dachte er, als hätte er es in seinem halbtrunkenen ustand nötig, sich etwas ganz Reales zu denken. Auch den Sessel sah er an, wo sie saß, e Ottomane, auf der sie lag. Die Kissen waren noch verknüllt, eines lag auf dem Boden, d die dicke schwarze Plüschdecke lag da, zu einem Haufen gefaltet, wie ein abgezogenes ell. Daraus aber stieg vor seinen Augen jetzt noch ihre nackte Gestalt empor und stand r ihm. Ihr Mund regte sich nicht, ihr Blick flog ins Uferlose, und ihr zuvor so scheuer örper sagte plötzlich nur mehr das eindeutige Wort: Da bin ich. Nimm mich!

Etwas Ähnliches, wie dieses Mensch- zu Menschsein in der natürlichsten und deshalb nderbarsten Weise, hatte er noch nie erlebt. Fast immer war ihm Krampf und Verstellung er hurenhafte Schamlosigkeit bei seinen Abenteuern begegnet, und er hatte sich oft ge- igt, warum es nicht Frauen gibt, die ganz aus Natürlichkeit, ohne falsche Geste, sich igeben wie Göttinnen, herabgekommen in einen Menschenleib, um ihre Gnade zu ver- enken. Denn die meisten Frauen machen etwas Unehrliches und deshalb Kleines aus m Gewaltigen, das sie zu geben haben. Sie wissen nicht, daß ihr Körper hinter täglichen offhüllen stark wie eine Sonne hinter Nebeln leuchtet und es gerade deshalb wie ein uendes Mysterium des Lebens wirkt, wenn die weißen Strahlen rein wie göttliche nfaren alle Hüllen durchbrechen.

Von diesem Erlebnis an war für Franz Sebas, der das Mädchen bald wieder und immer er traf, ein Fest im Kalender seines Lebens aufgegangen wie ein neuer Stern am nmel. Denn die Liebesnächte, die nun folgten, waren nicht etwa die Wiederholung r Fortsetzung der ersten Nacht, wie es so oft zwischen zwei Menschen der Fall ist, es r nicht das Trinken aus einem Glase, bis es leer war, nein, die Nächte steigerten sich hatten oft schon in der nächsten Minute etwas Neues, das vorher gar nicht dagewesen war.

Wollte man das Werden und Wachsen dieser Liebesnächte mit etwas vergleichen, so nte man es wohl am besten mit einem Garten tun, in den der Frühling einzieht. Sah Sebas nämlich das erste Mal die neue Erde und weiße Krokusse darauf, bald leuchteten ch rote Aurikeln, aus geflammten Tulpen schlug dunkles Feuer auf, dazwischen blühte lchzeitig eine weiße Narzisse, so zart, als wäre sie aus Wachs geprägt, es dauerte nicht g, da war auch der traubenschwere Flieder da an riesigen Stöcken, Jasmin füllte

duftschwer die Büsche, und schließlich war der Garten so dicht überwuchert, daß es ke Plätzchen mehr gab, wo es nicht in Fülle trieb und blühte.

In einer dieser Nächte sagte Albine einmal: „Ich hätte es nie für möglich gehalte daß ich einem fremden Mann bei der ersten Begegnung durch die Türe folge. Nic weil mir etwa ein allmähliches Zusammenfinden schicklicher erscheint als ein sofortige aber ich hätte nie geahnt, daß je ein anderer Mensch soviel Gewalt über mich haben kan mich völlig willenlos zu machen. Eigentlich ist dieses Wort ja nicht richtig. Denn es w keine Willenlosigkeit, die mich bestimmte, mit dir zu gehen; ich wollte es ja plötzlich selbe ich wollte mitgehen, denn ich hatte ein so seltsam treibendes Gefühl in mir, als mach jetzt das Wunder die Türe auf, und mich zog es hin, hineinzuschauen, dich zu sehen, nic dich, wie du mit deinem Gesicht am Tisch saßest oder neben mir gingst, ich witterte ei ganz andere, unbestimmbare Gestalt hinter dir. . ."

Und während sie, vor sich hinsehend, darüber nachdachte, um sich selbst alles deutli zu machen, stieg vor ihren Augen eine Tiergestalt auf, ein Bock; ihre Augen weiteten sic als sähe sie in ein Geheimnis hinein: Ja, es war der leibhaftige Pan gewesen, vor de sie ins Unbegreifliche dahinsank.

7.

Um so merkwürdiger war es für Franz Sebas, nachdem er alles erfahren hatte, da die Geliebte trotzdem sehr bald ein oft recht widersprechendes Wesen zeigte. Erschie sie ihm das eine Mal wie eine vibrierende Silbersaite, aus magischem Mondlicht gedreh schon im nächsten Augenblick drangen plötzlich dunkle, elegische Töne aus ihr; in der eine Nacht war sie ein verzückter Traumvogel, fähig, sich in die letzten Himmel emporzustoße wo die Herzen wie Silberglocken leuchten, in der andern lag sie da wie eine erdgebunden blutwarme Katze, keine Bewegung in sich als das Atmen der Lenden, und den reglose Blick lauernd auf einen einzigen, geheimnisvollen Punkt gerichtet. Manchmal auch wenn ein Schweigen oder gar eine Miene nach dem Grund dieses Wesens zu forsche schien, glich sie einem zitternden Reh, das froh ist um jedes Laubdach, um sich gleich darau aufzubäumen wie ein junges Pferd. Dann funkelten die Augen, und jede Bewegun an ihr glich dem Flug einer Mähne.

Dieses bewegte, oft hin und her geworfene Wesen hatte natürlich einen besondere Grund. So sehr Franz Sebas sich nun im geheimen auch dafür interessierte, so wollt er doch nicht mit einer bestimmten und entscheidenden Frage danach forschen, um Albin nicht zu irgendeinem Geständnis zu zwingen, zu dem sie nicht freiwillig entschlossen war Sie hingegen wollte nichts erzählen, weil sie den Geliebten nicht mit Dingen beschwere wollte, die sie ganz allein auszukämpfen suchte.

Damals lebte die Mutter noch, als Alfred Holge, ein englischer Großindustrieller, un Albinens Hand anhielt. Der Vater, ein ehemaliger Offizier, hatte durch unglücklich Spekulationen das ganze Vermögen der Familie ruiniert, und so wäre nach seinem Tod nicht bloß das tägliche Wohl der Mutter gefährdet gewesen, wenn Albine die Werbun abgeschlagen hätte, auch ihr einziger Bruder Emil hätte das begonnene juristische Studium abbrechen und sich einem raschen, zufälligen Erwerb zuwenden müssen. Um nun dem Bruder das weitere Studium zu ermöglichen, hielt sie trotz ihrer inneren Wandlung die Verlobung noch aufrecht und geriet so in immer unerträglichere Konflikte.

Als Franz Sebas zu Beginn des Sommers schließlich von allem erfuhr, weil der Ver lobte Albinens auf baldige Verheiratung drängte, befand er sich mit Albine gerade auf dem Weg durch die nächtlichen Englischen Anlagen der Stadt. Eine dicke, warme Luft kam ihnen

ntgegen und ein starker Geruch verstopfte ihnen fast die Nase. Er kam von den ersten euhaufen her, die wie lauter kleine Krater, einer neben dem andern, die weiten Wiesen edeckten. In den mächtigen Laubkronen der Bäume rührten sich noch vereinzelte Vögel nd der Fluß rauschte durch die abendliche Stille. Oben am Himmel gingen die ersten terne auf, und es dauerte nicht lang, da war auch das immer dicker werdende Dunkel n Park mit lauter Silberfunken erfüllt. Auf dem Boden lagen sie, auf Büschen und äumen, wieder andere kreisten durch die Nacht und zogen Striche und Schleifen, als wären iese kleinen leuchtenden Johanniskäfer dazu bestellt, die Herrlichkeit der frühen Sommeracht silbern auf einer schwarzen Tafel aufzuschreiben.

Sebas jedoch schien heute gar nicht die silberne Schrift, sondern nur die schwarze Tafel zu betrachten, so schwer und stumm blieb er stehen, atmete dicke Nachtluft ein und schnaufte e ebenso schwer wieder aus.

Plötzlich aber begann sich sein stummes, bedrücktes Wesen zu ändern. Er stand zwar noch mmer reglos da und sah unverwandt in das Dunkel der Nacht hinein, dabei jedoch schien twas in ihm zu erstarren; denn seine Stimme klang hart, als er schließlich sagte: „Du irst also bald heiraten? Ach so . . ."

Obwohl er sich natürlich hätte sagen müssen, daß es in Wirklichkeit gar nicht stimmte, as er sagte, aber er sagte es doch, oder gerade deshalb; als wäre er innerlich erbost, eil ihm Albine diesen Zustand bis heute verschwiegen hatte. Dabei wußte er natürlich r Schweigen genau so zu deuten wie sein eigenes, aber er wollte es jetzt nicht verstehen, eifersüchtig war er plötzlich geworden. Etwas wie kalter Hohn lag in seinen Worten, , Sebas schien ein ganz anderer als bisher zu ihr zu sein. Es war, als hätte er das Bedürfnis, die Geliebte zu quälen, und so fehlte seinen Worten bald jedes Maß.

„Heiraten also wirst du", lachte er. „Heiraten! Solch ein Fortschritt in deinem Leben! om Morgen bis zum Abend für den Gatten sorgen, dann schöne Kinder kriegen wie uppen, sie im Korbwagen spazieren fahren. . . Vorbei alles andere! Der Teufel hat ıfere Feste geholt und freut sich, sie am offenen Feuer zwischen den Zähnen zu kauen." ebas' Stimme wurde immer bitterer und galliger: „Ja, schließlich kannst du nur froh in, wenn der Teufel alles zerkaut und keinen Bissen übrigläßt. Er verträgt sicher alles sser als dein künftiger Gatte, wenn ihm plötzlich einmal etwas davon wie ein Gewürz die tägliche Suppenschüssel fallen würde. Ha, ha, ha! Heiraten — — hei—raten irst du! Ha, ha, ha!!!"

Sebas lachte laut und zynisch, er lachte wie ein Teufel, der aus dem Himmel in die ölle stürzte und sich den Schmerz nicht anmerken lassen will. Aber während er so lachte, tten in dieser stillen, duftenden Sommernacht, fing das Mädchen mit einem Male, ohne ein Wort auf alles zu erwidern, zu gehen an und ließ ihn stehen.

Der Abstand zwischen ihm und ihr wurde immer größer, er sah ihre Gestalt nur mehr attenhaft, und da hörte Sebas plötzlich auf zu lachen.

Nachdem er sie hastig eingeholt hatte, packte er sie kräftig am Arm, riß sie halb an sich d stieß sie gleich darauf wieder weg, vor sich her. Sie taumelte einige Schritte dahin, nn aber stürzte sie sich plötzlich auf ihn zurück, umklammerte ihn krampfhaft mit beiden men und blieb an seinem Munde hängen.

8.

So aber hingen die beiden Liebenden noch unzertrennlicher aneinander als zuvor. Albine jedoch, die mit dem Bruder in der hinterlassenen Wohnung der Eltern zu-

sammenlebte, stieß sehr bald auf heftige Widerstände. Emil, ein mittelgroßer, dabei etwa knochiger, junger Mann, gehörte zu jenen Leuten, die an der übernommenen Moral des Lebens mit einer eisernen Zähigkeit festhalten. Solch ein Festhalten zeigt nun wohl eine gewisse Stärke des Charakters, aber leider nur allzuoft auch eine gewaltsame Kurzsichtigkeit, um nicht zu sagen Herzlosigkeit und Eigensucht.

„Ich weiß", sagte Albine zu ihm, „daß es für dich keine schlimmere Handlung gibt, als die Hilfe eines anderen in Anspruch zu nehmen und ihn hernach zu enttäuschen. Trotzdem kann ich es dir nicht länger verheimlichen: Ich kann die Ehe mit Holge nicht eingehen."

Emil, für den diese Worte wie ein jäher Schlag wirkten, glaubte im ersten Augenblick nicht richtig gehört zu haben. Er konnte sich nichts, rein gar nichts erklären und saß reglos da. Sein Blick wurde steif, und die Stirnader schwoll deutlich an. Gegen die Schläfe zu schien sich sogar noch eine zweite bilden zu wollen, als Albine ihm schließlich erzählte, sie habe inzwischen einen andern Mann kennengelernt. Emil hörte nur immer zu, ihren Worten sowohl als ihrem Schweigen, das sich bisweilen minutenlang dazwischen dehnte, erst, als er ihre endgültige Entschlossenheit begriffen hatte und Albine ihrem Geständnis kein Wort mehr hinzufügte, sagte er mit einer sichtbar erzwungenen starren Ruhe, hinter der es allerdings bebte und fieberte: „Während ich also vor meinen Lehrbüchern saß und mich plagte bis in die Nacht hinein, um zu dem Ziel zu kommen, zu dem Holge mir verhilft, während ich glaubte, du würdest bei deinen Freundinnen sein — hast du Holge — ganz gemein betrogen. Albine" — Emils Stimme steigerte sich — „weißt du denn überhaupt, was du tust?"

Doch Albine zeigte eine ungewöhnliche Sicherheit: „Ja, ich weiß, daß ich mein ganzes Leben umstürze und vielleicht auch das Leben anderer. Du willst sagen, daß ich damit Unrecht tue? Emil, ich war lange in einer verzweifelten Lage und habe viel mit diesem letzten Entschluß gekämpft. Aber was mir mein Verstand alles sagte, derselbe Verstand, der dir sagt, daß ich Unrecht tue — mein Herz warf alles ins Feuer. Das Herz ist gewaltiger als der Verstand, Emil, auch ich habe das zuvor nicht gewußt."

Während Albine nun wieder schwieg, richtete sich Emil langsam auf; er erhob sich von seinem Stuhl, ging auf Albine zu und blieb, als wollte er ihre Haut durchschauen, dicht vor ihr stehen. „Wenn ich dich so ansehe," sagte er plötzlich, während seine Augen etwas zugekniffen waren, „deinen hemmungslosen Blick, deinen eigenwillig entschlossenen Mund, und deine Worte höre, so ist es mir, als wärest du meine Schwester nicht mehr. Als wäre der Geist unserer Eltern, der auf Recht und Ordnung hielt, aus dir ausgefahren und ein neuer furchtbarer Geist hätte dich erfaßt. Ja, es ist ein furchtbarer, zerstörender Geist, der dich erfüllt, Albine, das muß ich dir sagen. Aber ich sage es dir nicht etwa deshalb, weil du mich während meines Studiums nun in neue Schwierigkeiten bringen willst, o nein, ich werde mir schon selbst zu helfen wissen! — Aber du würdest auch deine eigene Mutter, wenn sie noch lebte, auf die Straße setzen, nur, weil plötzlich ein närrischer Liebesteufel in dich gefahren ist. Du bist verrückt, ja, von Sinnen bist du, und man sollte dir eiskaltes Wasser über den Kopf gießen, daß du wieder nüchtern wirst."

So steigerte sich Emil immer mehr in eine offen feindliche Stimmung gegen seine Schwester hinein und trieb diese Stimmung bis auf den Siedepunkt, als er schließlich erfuhr, wer der Geliebte Albinens, der dies alles verschuldete, denn eigentlich sei.

„Franz — Se — bas? Der Maler Franz Sebas?" Emil erhob beide Hände in die Luft, wie wenn er etwas zerschlagen wollte und seine Stimme schrie aus ihm: „Albine, bist du denn wirklich von allen guten Geistern verlassen? Diesen Abenteurer, den fast das

nze Nordviertel kennt, vor dem jedes anständige Mädchen ausweicht, weil er hinter len Weiberröcken her ist — diesen Tunichtgut mit einem so hervorragenden, angesehenen ann vertauschen zu wollen wie es Holge ist! Holge, der dir und mir bis heute geholfen t. Ein abgetretener Schuhabsatz von ihm ist mehr wert als der ganze Maler. Ja, du st blind, sonst könntest du an keinen solchen Unsinn denken, an keine solche Unmöglichkeit. berleg doch, was du machst. Sicherheit, Reichtum, Ehre, alles verläßt du und hängst is dummer blinder Leidenschaft plötzlich einem Lumpen an, der dich um kein Haar mehr äßt als andere Weiber und dich eines Tages, wenn er fertig ist mit dir und dich satt t wie ein Stück Fleisch im Munde, einfach ausspucken wird! — Nein, nein! Ich lasse nicht zu, daß du eine solche Narretei begehst. Ich kann es nicht zulassen! Nein, nein, in! Und tausendmal nein! Denn es wird der Tag kommen, da wirst du mir danken, ß ich dir alle blinde Gewalt aus der Hand riß und dich zur Vernunft brachte."

Emil war in Raserei geraten; ehe Albine auch nur ein Wort erwidern konnte, ver- ß er, wie von einem jähen Entschluß gepackt, plötzlich das Zimmer und schlug die Tür ftig hinter sich zu.

9.

Wenn man von der Straße, die von Norden nach Süden durch die Alpen führt, bei T... in ein enges Seitental abbiegt, kommt man nach stundenlanger Wanderung, einem rauschenden Wildwasser dahin, in ein entlegenes Dorf, das in einem tiefen rgkessel liegt. Von hier aus führen nur mehr Fußpfade in die engen Seitentäler, und kommt kaum jemand anders in diese Gegend, als dann und wann vereinzelte Touristen, stets auf dem gleichen Weg, über Wiesenhänge empor, an Heuhütten vorüber, dann r über hartes Geröll gegen die fernen Gletscher zuwandern. Es sind, wie gesagt, nur einzelte Wanderer, die diesen Weg einschlagen, denn die weißen, gleißenden Eisriesen id von der gegenüberliegenden Seite weitaus leichter und in viel kürzerer Zeit zu er- chen. So ist diese Gegend hier ziemlich verlassen, und niemand kommt auf jenen Berg auf, der sich, kegelartig einem noch viel höheren vorgelagert, weiter hinter dem Dorfe einem einsamen Seitental erhebt. Man heißt ihn die Wolfkuppe und die Sage er- lt, daß ein Wolf dort umgehe. Ein Jäger soll ihn vor mehr als sechshundert Jahren schossen haben, seitdem sehe jeder, der ihm begegne, das Feuer aus der Schuß- nde schlagen. Aber wer dies einmal gesehen habe, bei dem dauere das Leben nicht mehr g, und so kommt es, daß viele abergläubische Bewohner der Gegend die Wolfkuppe te noch meiden.

In Wirklichkeit ist die Kuppe natürlich ein Berg wie alle anderen dieser Gegend, nur as niederer. Er ist auf der einen Seite dicht mit Lärchenbäumen bewachsen, während ruf der anderen steil und felsig gegen eine düstere Schlucht abfällt. Im Frühling ist e ganze Waldboden mit Enzian überwuchert, und es sieht aus, als wäre durch das frische lebendige Grün der Lärchen der blaue Himmel auf die Erde herabgefallen. Wer sich ins Gras legt, hört vom Morgen bis zum Abend keinen menschlichen Schritt, nur Waldhummel summt an ihm vorbei, eine verirrte Heuschrecke hüpft über ihn weg, e kommen zwischen den Stämmen daher, heben scheu den Kopf, rupfen da und dort Boden, und gehen weiter, oder es geschieht auch plötzlich, daß sich zwei Eichhörnchen n, baumauf — baumab, sausend, springend, bis sie sich, miteinander vereint, wie eine el dahinwälzen.

Eines Tages stand auf der Wolfkuppe ein kleines Haus. Es war aus Holz gemacht n zu einem einzigen Stück gefügt, das man, wie man wollte, von einer Stelle zur an-

dern rücken konnte. Es enthielt nur zwei Räume, Platz genug für zwei Menschen, die stark durch die Liebe verbunden waren, als wären sie beide nur mehr ein einziges Wesen. Die Einwohner der Gegend waren nicht wenig erstaunt, wie es jemand wagen könne, auf dem gefährlichen Berg Tag und Nacht zu hausen, aber da die neuen Ansiedler in den Augen der Gebirgler große Naturfreunde waren, den Platz, der der Gemeinde gehörte, mit gutem Gelde bezahlten, und zudem einen Eheschein besaßen, kümmerte man sich weiter nicht um ihr Schicksal und ließ sie ungestört hausen in ihrer Abgeschiedenheit. Kaum, da einmal ein Jäger zu ihnen hinaufkam. Was sie anfangs zum Leben nötig hatten, holte sich die beiden drunten im stundenweit entfernten Dorf; es dauerte aber nicht lang, da hielten sie etliche Tiere um sich und trafen immer mehr Anstalten, sich den Aufenthalt da oben auch bei schlechtem Wetter und selbst während des Winters möglich zu machen.

Vor dem Haus dehnte sich ein Wiesenplatz aus, und ein kleines Bergwasser hüpfte über glattes Gestein hinweg, um sich, bald darauf im Lärchenwald verirrend, über die steile Felswand ins die Schlucht hinabzustürzen.

Die Sonne ging hier oben früher auf als drunten in den Tälern, der Mittag hing wie eine lautlose Goldfrucht über den Bergwipfeln und wenn am Abend unten im Dorf schon die Ollampen aufgingen, leuchteten hier oben noch die Eisgipfel der fernen Gletscher.

Franz Sebas, der aus nicht unvermögendem Hause stammte und schon vor Jahren eine ansehnliche Summe ererbt hatte, freute sich über sein eigenartiges Besitztum: eine neue Gegend, ein neues Haus, ein neues Leben.

„Merkwürdig geht alles zu auf der Welt", sagte er eines Morgens, als sie beide nach einer köstlich durchlebten und durchschlafenen Nacht draußen vor dem kleinen Haus ihr Frühstück einnahmen. So merkwürdig, daß man es selbst kaum glauben kann. Da saß ich nun jahrelang in der Stadt, zwischen Steinmauern, und gehörte doch eigentlich gar nicht hinein. Was haben meine Böcke und all meine Tiere, die ich male, in der Stadt zu suchen? Sie leben doch alle zwischen Kraut und Baum und ihre Augen und Füße brauchen Platz, Platz, um richtig leben und sich bewegen zu können. Aber natürlich — die Herde. Man ist ja selber so ein Bock, so ein Stück Tier, und treibt sich gern in der Herde umher. Was rennt man als junger, hungriger Mensch in den Städten auf und ab! Man hat immer den Geruch in der Nase, den Geruch des Lebens und fällt doch von einer Enttäuschung in die andere. Überall treibt die Sehnsucht, da und dort lockt die Erfüllung, und — immer nichts. O, einmal eine Frau zu finden, die schön wäre wie Aphrodite, bluthaft wie eine Hetäre und doch so fein und keusch, daß man noch das Läuten der Schneeglocken und die Stimme der Lilien aus ihr hören könnte. Wie sehnt man sich als junger Mensch gerade danach. Wenn ich in den Zügen fuhr, auf der Straße ging, im Theater oder Konzert weilte, und unter der alltäglichen grauen Masse plötzlich einmal ein Gesicht sah, das etwas wie den Schein einer andern, wunderbaren Welt trug, wie lange ging so ein Gesicht noch mit mir um, immer wieder und immer wieder dachte ich daran und es folgte mir bis in den Traum. Aber wenn es mir dann wirklich einmal glückte, solch ein wunderbar scheinendes Wesen kennenzulernen, da trat bald etwas aus dem Antlitz heraus, was ich beim ersten Anschauen gar nicht bemerkt hatte, und schon nach kurzer Zeit stand ein ganz anderes Gesicht vor mir da, ein begrenztes, eintöniges, das keine Ohren hatte für die große Musik des Lebens, für die umfassende Stufenleiter von den dunkeln, tiefsten bis zu den höchsten und hellsten Tönen. So kam, je öfter ich enttäuscht wurde durch das Einzelwesen, obgleich die Sehnsucht nach dem großen, naturhaften Ganzen doch immer wuchs, der Wunsch in mir auf, tausend Frauen auf einmal zu besitzen. Ja, tausend Frauen auf einmal wünschte

h mir und die Macht, sie alle zu einer einzigen zusammenzukneten, um das Lebenswunder
it den tausend Gesichtern vor mir zu haben. Freilich schalt ich mich bei solchen Gedanken
't selber einen Narren, weil ich mehr wollte, als was es scheinbar gab auf der Welt."

Er suchte Albinens Augen: „Was hat sich doch alles geändert, seit mich an jener Straßen-
ke dein Blick traf. Ein Zufall, so schien es uns beiden, bis wir merkten, daß es das Schick-
l war, das uns gegenseitig in die Augen sehen ließ."

Während Albine ihren Arm um ihn legte, ließ Franz den Blick hinabschweifen in die
äler, wo die Häuser wie wertloses Spielzeug dalagen und selbst Kirchtürme nur wie
eines Schnitzwerk aus Holz anmuteten. Auch in der Richtung gegen die große Ebene
andte er den Blick, aber davor standen die Berge und die Stadt war so weit entfernt,
ß man nicht einmal einen Rauchdunst am Himmel sehen konnte.

Stumm gedachte Sebas all der Hindernisse, die sich diesem Leben, das er nun führte,
den Weg gestellt hatten. Was für ein hartnäckiger, fanatischer Gegner war der Bruder
binens gewesen! Emil war wütend zu ihm in das Atelier gekommen und stellte ihm
r, daß er das Lebensglück einer Frau zerstöre. Und als dies alles nichts nützte, wie über-
chte Emil da die Schwester Tag und Nacht! Er schalt sie eine Hure, als sie dennoch
s dem Hause ging, und machte sogar die Verwandtschaft rebellisch. Der Bräutigam war
, sprach der Verlobten gut zu und wollte sie überreden, doch mit ihm nach England zu
hen. Aber alles, alles war nicht imstande, Albinens Liebe abzuschwächen, und so war
eines Tages mit Franz auf und davon gegangen; sie hatten beide den Knoten, der nicht
lösen war, einfach durchgehauen und hatten sich, um Bruder und Bräutigam und alle
dern vor die endgültige Tatsache zu stellen, auf dem Lande heimlich trauen lassen.

„Wie habe ich noch vor kurzem die Ehe gehaßt", begann Sebas schließlich wieder. „Wo
nur einen Hochzeitswagen fahren sah, hatte ich den Eindruck eines Leichenwagens.
h sah durch die Wände schon die beiden Särge darin stehen. Die meisten Ehen sind doch
ch nichts anderes als Begräbnisse. Was fault da von all den jungen Trieben und Hoff-
ngen, die den Menschen einst erfüllten, unter dem Mantel des Gesetzes. Es wurde
r manchmal fast physisch übel, wenn ich diese abgestumpften Paare so nebeneinander
gen und leben sah. Ein Gestank ging von ihnen aus, der mich schreckte. Wie liebte ich
die Tiere, die nur ihrem Blut folgten, und ich bemühte mich geradezu, auch so ein Tier
sein. Nur immer den Ursprung zu fühlen, um lebendig zu bleiben, um stets aus dem
bendigen zu schöpfen und so selber Neues zu erschaffen. Denn es gibt keine größere
st unter uns Menschen, als gottgleich zu sein... Ja, sieh mich nur an", sagte er plötz-
li, „ich rede so viel, seit ich so glücklich bin. Mein Herz ist eben voll und muß überlaufen.
nn da drinnen kocht es, und es ist eine Lust, das Feuer zu spüren. Du ... Sieh nur,
e schön die Welt ist! Wenn da ein Strang vom Himmel herunterhänge, ich würde ihn
fen, und ich würde diese blaue Glocke so laut läuten, daß alles herbeiströmte und sähe,
s für ein Glück auch die Ehe sein kann..."

Er küßte Albine überschwenglich, als wollte er sie mit Liebe überschütten.

„Albine, ich weiß, ich werde heute ein herrliches Tierbild malen. Der Bock muß wie ein
ott aussehen und Erde und Himmel muß in ihm sein."

Dann ging er in das Haus, um sich das Arbeitszeug zu holen. Denn hinter dem Haus
and ein kleiner Stall, und darin hauste eine kohlschwarze Ziege. Sebas öffnete die Tür
d, wie zum Gruß, reckten sich Hörner und der schwarze, zottelige Körper sprang munter
d ausgelassen über die Wiese hin.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Thomas Briefwechsel mit Henry Thode

Dieser Briefwechsel[1]) macht, was einzelne bisher schon wußten, endlich aller Welt kund, nämlich daß Hans Thoma auch als Briefschreiber ein herrlicher Mensch war. Halb und halb durfte man's ja annehmen, nach seinen beiden Erinnerungsbänden „Im Herbst des Lebens" (München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte) und „Im Winter des Lebens" (Jena, Eugen Diederichs). Aber die Gabe des Briefschreibers ist ein Ding für sich. Sie kann ganz allein für sich stehen, wie bei der Madame de Sevigné oder bei Doudan oder bei Villers, dem „Unbekannten". Sie kann neben bedeutenden Werken gleich bedeutend entwickelt sein, wie bei Fontane (um nur einen zu nennen), sie kann auch verkümmert oder unausgebildet sein, wie bei vielen Künstlern, auch Musikern. Wenn Maler im allgemeinen gute Briefschreiber sind, so ist Hans Thoma im besonderen ein ausgezeichneter. In den von Uhde-Bernays herausgegebenen „Künstlerbriefen" (Dresden, Verlag Wolfgang Jeß), einem der schönsten Bücher über Kunst, ist er nur mit einem Beitrag vertreten. Wie bedeutend er gerade auch als Briefschreiber ist, erfuhr ich zum erstenmal in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre, als mir unser späterer Mitherausgeber Karl Voll begeistert und glücklich manchen Brief des verehrten Mannes mitteilte. Der Briefwechsel Thoma-Thode umfaßt beinahe 30 Jahre, die Zeit von 1891—1920. Das legt natürlich die Frage nahe, wie denn der Korrespondent beschaffen gewesen sei, mit dem Hans Thoma durch seine drei Dezennien währende Freundschaft verbunden war.

Henry Thode, geboren am 13. Januar 1857 zu Dresden, gestorben am 10. November 1920 zu Kopenhagen, stammte aus einem Hamburger Patriziergeschlecht. Bekannt geworden ist er durch dreierlei: Durch seine Heirat mit Daniela von Bülow, der ältesten Tochter Hans von Bülows und seiner Gattin Cosima; durch seine Heidelberger Tätigkeit 1894 bis 1911 als Professor der Kunstgeschichte; und durch seine Fehde mit Max Liebermann im Jahre 1905, anläßlich deren der Gegensatz, der später durch die bekannte Vinnensche Aktion verschärft wurde, zum ersten Male an den Tag trat. Literarisch bekannt wurde Thode vor allem durch sein Werk über „Franziskus von Assisi und die Anfänge der Renaissance in Italien" und die Monographien über Tintoretto und Giotto, Correggio und Mantegna. Auf Wilhelm Bodes Empfehlung wurde er 1889 Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt a. M., behielt jedoch die Stellung nur zwei Jahre. Das wichtigste Ereignis seines Frankfurter Aufenthalts war die Anknüpfung seiner Freundschaft mit Thoma. Einen Ruf nach Berlin, Hermann Grimms Nachfolger zu werden, nahm er nicht an. Die paar kurzen Angaben zeigen, daß Thode als Gelehrter Rang und Ruf besaß. Die Briefe offenbaren einen Mann von feiner Bildung des Herzens und des Geistes. Der kunstgeschichtlich in allen Sätteln gerechte Thode bot Hans Thoma manche Anregung. Freilich, die bemerkenswertesten Äußerungen des Briefwechsels über Kunst und Künstler stammen nicht vom Kunstschriftsteller, sondern vom Maler.

„Diese schottische Malerei steht wohl mit der französischen in Zusammenhang; ich muß dabei oft an Courbet denken; es ist aber eigenartige, wohl nationale Entwicklung darin, wie sie auf den Wegen dieses freiesten größten Franzosen mehr möglich ist, als auf den Wegen der so oft raffinierten und äußerlich eleganten französischen Malerei. Pecht hat einmal Courbet mit den alten Deutschen ziemlich verächtlich zusammen genannt; er sagte, nachdem er von Courbetscher Häßlichkeit und den häßlichen Altdeutschen in den ersten Sälen der Pinakothek gesprochen hatte, in seiner frivol sein sollenden Art etwa so: ‚Wer flüchtet sich nicht gern von diesen hinweg zum welschen Laster, zu den Rubenssälen usw.' Pecht hat in seinem Zusammenzählen von Courbet und den Altdeutschen ganz recht und hat das hämisch ausgesprochen, was ich im Jahre 1868, als ich Courbetbilder in Paris sah, freudig empfunden habe."

[1]) 380 Seiten mit je einem Bildnis Hans Thomas und Henry Thodes, geheftet 6 M., Ganzleinen 10 M. Leipzig, Koehler & Amelang. Herausgegeben mit Anmerkungen, Register und Einleitungen, von J. A. Beringer.

An das Bekenntnis Thomas zu Courbet darf in einer Zeit erinnert werden, die ganz rgessen zu haben scheint, mit welch aufnahmefreudigen, freilich auch unbestechlichen Augen oma in Paris als Lernender verweilt hat. Wenn gönnerhafte Kunstschriftsteller in ihm nen besseren, nicht unbegabten Anstreicher von Schwarzwälder Uhrenzifferblättern nen, äußerte er in seinem schalkhaften, ein wenig singenden alemanischen Tonfall: „Es undert mich eigentlich. In Paris hat mei' Technik für raffiniert gegolte'."

In den Briefen Hildebrands liest man, wie Hildebrand bedauert, daß er und Thoma wenig zusammenkämen, er könnte Thoma doch manches beibringen oder ihn von man-em abbringen: ein Beweis, daß nicht einmal Hildebrand von dem sanften, heiteren genssinn Thomas eine Ahnung hatte. Dies freundliche Auf-sich-selber-ruhen, ohne Pose d Geste, geht durch den ganzen Briefwechsel. Thoma war im Leben oft von einer uherzigen Ironie, die einen ganz eigenen Ton hatte. Dieser leise ironische Ton begegnet ch in den Briefen:

‚Der ‚Pan' scheint nun gerettet zu sein, Bierbaum, der Gründer desselben, ist von Bode und dern gestürzt worden; nun soll er, wie ich höre, nur der ‚reinen Kunst' dienen — wie ich ver-te: Liebermann, Dürer, Liliefors, A. Keller, Holbein, Stuck, Böcklin, Hofmann, Rembrandt, nger... Mir kann's einerlei sein, obgleich es mir für Bierbaum, der eine ehrliche Haut ist und ein rmes Herz hat, recht leid tut. Jetzt kommt jedenfalls eine Leitung, die keine Dummheiten macht; vorsichtige deutsche Kunst, die hinter Paris hermarschiert, soll leben!"

Hans Thoma hatte, wie jeder schöpferische Mensch, seine ausgesprochenen Sympathien. Es ist aufschlußreich, zu verfolgen, wie er auf große Maler der Vergangenheit und der Gegenwart reagiert. Damals begann der Begriff des „Fortschritts", der aus der Politik kanischerweise Eingang in die Musikschriftstellerei gefunden hatte und heute noch dort in musikalischen Köpfen gelegentlich spukt, dank den über Nacht emporgeschossenen Sezes-sionssezessionen die bildenden Künstler in Parteien zu trennen, deren Manifeste mit denen politischen erfolgreich in Wettbewerb traten. Man gewöhnte sich, die Welt der Kunst als die Art Parlament zu sehen, mit äußersten Rechten und Linken und einem maßvollen Fortschritt, der nach Rechts den Rücken kehrte, um sich nach Links anbiedern zu können. Nicht nur die lebenden, auch die toten Maler wurden von den Parteien reklamiert oder kassifiziert. Velasquez, Rembrandt, Goya wurden Ehrenmitglieder der Sezession; später wurde Velasquez durch Greco hinausballotiert. Rafael wurde in einem Atem mit Boden-hausen und Anton von Werner verabscheut. Holbein mußte um Leibls willen geschont werden. Grünewald galt als reaktionär. Inzwischen ist er als Eideshelfer der Jüngsten rehabilitiert worden. Plus ça change, plus c'est la même chose.

Für einen Künstler wie Thoma gibt es keine Parteien, sondern nur verschiedene Offen-barungen der einen Kunst, zeitlich bedingt, aber nicht gegeneinander auszuspielen; ab-wechselnd in Erdnähe tretend, wie die größten Gestirne:

Daß Ihnen Holbein in Basel keinen so rechten Eindruck gemacht hat, kann ich gut verstehen; machen ihm und Böcklin ist etwas Widerstrebendes, was ich in Basel jedesmal empfinde; es sind nicht nur zwei Naturen, es sind zwei Zeiten stark in beiden ausgesprochen. Und wir leben halt in der Böcklinzeit; der Holbeingeist will sich kaum mehr mit unserem Denken und Fühlen vereinigen, die Empfindung ist ihm bis zur kühlen Sachlichkeit gesteigert, die alles Nebenhergehende, Ahnungs-volle, alles auf zwei Arten zu Deutende, ausschließt; es wird wohl gut sein, daß der Geist in der Welt so vielfach sich äußert und bald diese, bald jene Saite in uns anschlägt. Nach Nüchternheit im Holbeinschen Sinne habe ich freilich öfters eine große Sehnsucht."

Besonders bemerkenswert ist Thomas Verhältnis zu Rembrandt. Es gibt keinen großen Namen, dessen bedingungslose Anbetung damals mit unduldsamerem Fanatismus ge-pflegt worden wäre. Die nüchternsten Impressionisten entdeckten die Magie seines Lichtes. Man konnte oder wollte nicht begreifen, daß eine Natur wie Jakob Burckhardt zu Rem-brandt wie zu dem späteren Tintoretto kein rechtes Verhältnis fand. Heute scheint es uns kaum glaublich, was alles damals in Berlin große Mode war, und zwar gleichzeitig.

Wer Hans Thomas Lebenswerk nur einigermaßen kennt, weiß, wie viel Voraussetzungen für Rembrandt er auch als Schaffender mitbrachte. Es gibt von ihm nicht nur Bildnisse, sondern auch Landschaften, die man sich gut neben frühen und mittleren Rembrandts denken könnte. So ist auch sein erster Eindruck in Amsterdam (September 1898) der einer fassungslosen Ergriffenheit, wie sie jeden Künstler packt, der zum ersten Male eine größere Anzahl nicht übermalter, nicht restaurierter Werke des Meisters zu Gesicht bekommt.

„Die herzlichsten Grüße aus der Rembrandt-Ausstellung — das ist ja etwas ganz Herrliches, und ich muß gestehen, daß ich Rembrandt jetzt erst ganz und voll würdigen kann — er ist wirklich ein Zauberer, d. h. man steht davor wie vor Rätseln, und wenn man als Maler auch bloß die technischen Mittel in Betracht ziehen will, so reichen diese bis zu Regionen, in denen etwas anderes — in denen eben das, was man zaubern nennt, anfängt."

Daneben geht ihm die Größe der Meisterwerke Potters jetzt erst ganz auf:

„Im Haag hat mich ganz besonders der Stier von Potter entzückt; es ist wirklich eines der ersten Malerwerke, die es gibt. Es ist eine Größe der Anschauung darin und eine Reinheit und Unschuld, die mir die innerste Seele bewegt. Es ist reines Dasein, vor dem alles Wollen und Begehren und die Unruhe verschwindet. So ganz kann ich nun das übrige, was ich von Potter sehe, nicht damit zusammenreimen — und ich schließe fast, daß, wenn er länger gelebt hätte, er keine weitere Entwicklung gehabt hätte. Eine Bärenjagd im Rijksmuseum bestärkt mich sehr in dieser Meinung; doch sei dem wie da wolle, er hat einmal ein Höchstes geleistet."

Und nun folgt eine Stelle, die für Thoma bezeichnend ist: er rückt ganz leise unmerklich von Rembrandt ab, er fühlt in dessen ungeheuren Werken etwas, das ihm, Hans Thoma, nicht mehr ganz gemäß ist, eine Sphäre von solcher Gewalt, daß ihm das Atmen nicht mehr erquicklich ist:

„Über Rembrandt möchte ich gar gerne mit Dir sprechen, vielleicht kommt eine Ketzerei dabei heraus in einer Zeit, in der Rembrandt als der Höhepunkt aller malerischen Entwicklung gilt. So sehr ich ihn bewundere, so ist doch meine eigenste Nachempfindung nicht so ganz von Wärme erfüllt, wie dies schon von anderen Dingen der Kunst geschah; ja, ich muß gestehen, daß mir in Holland den intimsten Eindruck eigentlich Potter gemacht hat; er ist ja kein Zauberer wie Rembrandt, aber es ist so eine kindliche Größe der Anschauung in seinen guten Bildern, die mir zu Herzen geht — mit so unschuldigen Augen hat wohl keiner die Schönheit Hollands geschaut."

Ohne Zweifel ist hier eine Grenze, wo Thoma nicht mehr ganz mitkonnte. Aber dieses offene Eingeständnis ist respektabler als die verlogene Begeisterung der Leute, die innerlich genau so wenig mehr mitkommen und nur, um nicht für rückständig zu gelten, so tun als ob.

Wie unbefangen Thoma sah, beweist sein Urteil über Tintoretto. Dabei muß man bedenken, daß die Werke aus Tintorettos Spätzeit, in denen wir jetzt den direkten Übergang zu Greco sehen, unter dem Einflusse einer auf die Hochrenaissance eingestellten Kunstgeschichte (Springer, indirekt Jakob Burckhardt) damals widerspruchslos als unrettbare Schmierereien preisgegeben waren: man lese einmal die Urteile der Reisebücher noch vor dem Kriege z. B. über die Gemälde in San Giorgio nach! Thodes Werk über Tintoretto ist zugleich ein Beweis, daß er unmöglich der verbohrte Klassizist gewesen sein kann, als der er von gewisser Seite hingestellt wird. Thoma schreibt ihm darüber:

„Herzlichen Dank für Deinen ‚Tintoretto', den ich mit aufrichtiger Freude lese. Du hast recht, es ist da etwas Urgewaltiges von Schaffenskraft, und ich muß sagen, daß ich in dem Vorurteil, als ob man eigentlich Tintoretto nicht mehr so recht mitfühlen dürfte, befangen war, und daß erst Du mir die Augen darüber geöffnet hast. Freilich habe ich, als ich in der Mitte der 80er Jahre in London war, vor dem St. Georg schon empfunden und es auch zu Scholderer gesagt, der mit war, daß das eine der schönsten Malereien sei, die es gibt. Dies Bild hat mir fast den stärksten Eindruck gemacht in der Nationalgalerei. Aber das Vorurteil! Trotzdem sah ich andere Bilder von Tintoretto mit demselben an — und kam erst durch Dich über die gelesenen Phrasen, die sich parasitenartig fortpflanzen, hinweg. Du hast etwas Großes getan, daß Du Tintoretto in sein Recht eingesetzt hast."

Die Worte vollends, mit denen Thoma seinen Eindruck schildert „vom größten Schatz an Malerei, den die Deutschen besitzen", dürfen hier nicht fehlen. Er war 65 Jahre alt, als er

Isenheimer Altar zum ersten und einzigen Male sah (1904). Man kann sich angesichts er, wie anderer Stellen, des Eindrucks nicht erwehren, daß Hans Thomas Verhältnis älteren deutschen Kunst noch unmittelbarer, noch blutmäßiger war als das seines ntnisreichen Freundes. Wie denn überhaupt, um dies wenigstens anzudeuten, der efwechsel immer wieder die beiden Seiten: Natur und Bildung, elementares und in-ktuelles Verhalten zur Kunst zeigt. Im einzelnen weiß natürlich Thode unendlich mehr. r Thoma spricht naiv aus, worauf es ankommt.

Wenn man fragt: was ist deutsch? so muß man unbedingt den Grünewaldschen Altar nennen. Freiheit der Erfindung, Gestaltung und ein Farbenzauber, wie er nur aus dem tiefst Innersten, auch die Träume ihren Ursprung nehmen, entstehen kann. Die Bilder sind so ganz aus dem dwerklichen, was den Altdeutschen so oft anhaftet, herausgehoben. Ein freier Denker und Ge-er steht vor uns mit all dem Unerschöpflichen des deutschen Gemütslebens — mit allen Merk-en dessen, was wir als deutsch anerkennen. Die Kreuzigungsgruppe mit ihrem grandiosen Ernst, der unerbittlichen Tragik, dann wieder die Verkündigung Mariä mit dem Engel, die Jungfrau einem rührenden Ausdruck holdseliger Verlegenheit — so etwas Süßes, Zartes bei aller Wucht Malerei, bei allem Ausnützen aller Möglichkeiten der Kunst. Dann die Auferstehung, ein blond-r Christus, eine schwebende Lichtgestalt, wie sie sonst noch von keinem Maler gemalt worden die Wächter unten überschlagen sich vor Schreck. Ferner die Maria mit dem Kinde, seltsam, nur ein Traum in all seiner Voraussetzungslosigkeit es sein kann, wo die natürlichste Gegenstands-einung mit der mysteriösen Phantastik zur vollen Einheit wird.

ei all dem ist sein Können, das ganz mühelos erscheint, fast übermütig im Gefühl unversieg-n Reichtums — und diese Schönheit, dieser Klang, diese Harmonie! Das Antoniusbild und Hieronymus, oder was es ist, sind ein wenig anders im Charakter, aber auch hier die größte terschaft voller Schönheit bis in die letzte Ecke. Sebastian und Antonius als Einzelfiguren sind ebenso bedeutend und von starker Eindrucksfähigkeit. Eine etwas flüchtiger gemalte Predella Altars, der Leichnam Christi, ist auch so grandios."

u guter Letzt eine Stelle, an der sich Thoma prophetisch über die kommende Entwick-äußert, sie zeigt, daß sein Horizont mit dem der Kunst noch nicht abgeschlossen war. zeigt zugleich, wieviel das neue Deutschland damit gewonnen hat, daß es keine ersten mern mehr gibt und daher ein Hans Thoma als Mitglied einer Kammer heute g undenkbar wäre.

lber in der Ersten Kammer gibt's wieder Halt; da interessiert man sich für allerlei Wettkämpfe, ressenkämpfe — wie die ungermanischen Vertreter der Warenhäuser es offen aussprechen, die Zeit sich nicht zurückschrauben lasse, und daß das Ende aller kleinen wirtschaftlichen Ele-e unwiderruflich herangekommen sei. Großindustrie und Warenhaus sollen fortan die Welt rschen. Wenn man solche Dinge im Ständehaus hört, klingen sie einem doch ganz anders Ohren, als wenn man sich so im Wirthaus darüber ergeht, oder wenn man es liest. Der ‚zu-ene Landmann' soll nun zerdrückt werden; darin sind Großkapital und Proletarier einig; die emacht, der alles zuströmt, kann kein Volk mehr brauchen; sie braucht Sklaven und Herren-en. Wir wissen ja, wie diese Herren aussehen werden, sogar ganz anders, als unsere Monarchen h träumen lassen."

Isenheim Josef Hofmiller.

Neuerscheinungen

Theodor Birt: Römische Charakterköpfe. Leipzig, Quelle & Meyer, Ganzleinen 3 M. Nachdem ich erst im Märzheft die neue Auflage von Birts „Kulturleben der chen und Römer" anzeigen konnte, möchte ich heute das 26.—29.Tausend dieser enden Sammlung seiner Römer-Porträts allen Freunden des Altertums angelegent-mpfehlen. Sie umfassen den älteren Scipio, Cato, die Gracchen, Sulla, Lukull, pejus, Cäsar, Mark Anton, Augustus, Kaiser Claudius, Titus, Trajan, Hadrian, Mark

Aurel. Wiederum — zum wievielten Male? — las ich sie in einem Zuge, nachdem ich tag zuvor meine Zeit über einem best seller verloren hatte. Einmal und nie wieder! Was h man doch von Theodor Birts gescheitem, lebendigen Buch voll Wissen und Leben für eine ganz anderen Genuß, vom bleibenden Gewinn gar nicht zu reden! Ich teile als Probe m zwei kurze Stellen mit über zwei Persönlichkeiten, mit denen wir alle von der Schulbar her noch eine gewisse Vorstellung verbinden, nämlich Marius und Augustus: wie lebendi werden sie sogleich in der Darstellung Birts! (Wie stark kommt nebenbei bei Gajus Gracchu die Ähnlichkeit mit Mussolini heraus!)

„Gaius Marius, der Korporal und Haudegen, das Vorbild für die späteren Soldatenkaise Maximin und Aurelian: wer hat nicht von ihm gehört? dem wilden Mann, vor dem Weiber un Kinder bange wurden? Er war eigentlich ein ganz gutmütiger Mensch, stammte aus ganz arme Verhältnissen, aus einer kleinen Landstelle bei Arpinum, also wohl volskisch-samnitisches Blut, ei echtes Naturkind wie der alte Cato, aber dabei ein Kraftmensch und Raufer, eckig, brüsk und bellend wie ein Dorfhund. Er litt an Krampfadern; als ein Eingriff not tat, stellte er sich hin, ließ sie sich so stehend, operieren und zuckte nicht: ein Cyklop mit finsterer Stirn und wildem Blick, mürrisch gallig, mit dem ständigen bitteren Zug um den Mund; aber eine ehrliche Haut, ohne argen Tru und Habgier, im Umgang mit Frauen untadelig, vor allem von einer außerordentlichen, praktisch zufassenden Intelligenz: die Intelligenz eines Truppenführers ersten Ranges."

„So war des Augustus Charakter: Er hatte die Natur zugleich des Bankiers und des Gelehrten zugleich des Büchermenschen und des Operateurs. Ein guter Bankier wartet die günstige Kon junktur ab, still, kalt und nochmals kalt bis ans Herz hinan, sein Inneres verhüllend und ganz un durchsichtig. Wir können mit den Vergleichen noch fortfahren: er war wie ein Mathematiker der seine Aufgabe still ausrechnet mit unendlicher Geduld, wie ein Naturforscher, der ein Insekt durch die Lupe studiert, wie ein Anatom, der den Frosch seziert und seine Zuckungen und Herz schläge mißt, endlich wie ein Chirurg, der seinen Schnitt kaltblütig ausführt; ohne starken Blutver lust ist der Schnitt nicht möglich; ist die Operation zu Ende, so stillt er das Blut, so gut es geht Bei allem Blutvergießen fehlte dem Oktavian jede urwüchsige Aufwallung, jede heroische Leiden schaft. Ein Vorsichtsrat: nichts ist bezeichnender, als daß dieser große Römer keine Rede hielt die er nicht wörtlich vorher festgelegt hatte."

Die ungewöhnliche Verbreitung dieser Bücher ist natürlich vor allem ein Verdienst ihres Verfassers. Sodann aber ist sie doch auch ein Zeichen der wachsenden Teilnahme weiter Kreise unserer Gebildeten an der Welt der Antike, wie überhaupt allem Anschein nach die humanistische Bewegung zurzeit wieder in allen Kulturstaaten Boden zurückgewinnt.

Don Kichote de la Mantzscha, das ist Juncker Harnisch auß Fleckenland, Auß Hispanischer Sprach in hochteutsche vbersetzt. Franckfurt 1648. Dieser Neudruck der ältesten deutschen Übersetzung des Don Quixote, herausgegeben von dem Hamburger Staatsbibliothekar Hermann Tiemann, erschien bei Friederichsen, de Gruyter & Co., Hamburg. Die Übersetzung gibt nur die ersten 27 Kapitel wieder. Sie hat alle folgenden, wie Tiemann ausführt, stark beeinflußt, nicht nur die von Bertuch (1775), nicht nur die anonyme Stuttgarter von 1837, sondern sogar noch die unübertreffliche von Ludwig Braunfels (1883). Sie zugänglich gemacht zu haben, ist ein Verdienst. Von den ersten Cervantes-Übersetzungen ist eine besonders interessante nicht genannt, nämlich die von „Ecklein und Schnittel", 1617 in Augsburg gedruckt, von Niklas Ulenhart, der die unsterbliche Geschichte frischwegs nach Prag verlegt und die zwei Gesellen in Isaak Winckelfelder und Jobst von der Schneid umtauft; vorangestellt ist ihr, wenigstens im Exemplar der Münchener Staatsbibliothek, der Lazarillo. Beide Übertragungen würden verdienen, neu gedruckt zu werden. Nachdem der Hamburger Verlag den Don Quixote so hübsch erneuert hat, schenkt er uns vielleicht die Novelle des Cervantes im nächsten Jahre?

Rosenheim Josef Hofmiller

Redaktionell abgeschlossen am 24. Juli 1929
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Ludwig II.

Wir sind der Überzeugung, daß es nie ein Zufall ist, wenn die Phantasie eines Volkes sich dauernd an eine bestimmte Persönlichkeit heftet. Das Volk irrt dabei im Einzelnen, verschiebt die Tatsachen und dichtet sie um; aber die geheimnisvolle Wünschelrute seiner Neigung schlägt niemals aus ohne tiefen Grund. Das gilt auch für König Ludwig II. von Bayern.

Wie weit scheint sein Leben heute schon zurückzuliegen. Und doch war er sieben Monate länger als sein Vetter Ludwig III., der 26 Jahre nach seinem Tod, als sein zweiter Nachfolger, den bayerischen Thron bestieg und 1918 in der Revolution gestürzt wurde. Dem Menschenalter nach hätte Ludwig II., ebensogut wie jener, unsere eigenen Zeiten, Weltkrieg und Umsturz erleben können — wie sein nur drei Jahre jüngerer Bruder Otto ja in der Tat erst 1916 gestorben ist. Das ist ihm erspart geblieben. In einem anderen Sinn lebt er in der Phantasie des Volkes als der letzte eigentliche bayerische König fort.

Unsere Leser finden im folgenden die gleichzeitigen Aufzeichnungen eines unmittelbar beteiligten Arztes über das Trauerspiel von 1886. Niemand, der auch nur die veröffentlichten Tatsachen kennt, kann zweifeln, daß dieser hochbegabte, einsame und stolze Jüngling-König bereits seit der Mitte der sechziger Jahre, d. h. seit seinem 21. Lebensjahre, von einem langsam fortschreitenden geistigen Leiden ergriffen war, daß seine traurigen Traumschlösser der phantastische Schauplatz eines jahrzehntelangen heroischen Kampfes gegen den Wahnsinn waren, ja daß sie selbst mit all ihren theatralischen Übertreibungen nichts anderes sind als verzweifelte Wehrburgen eines königlichen Kranken gegen ein unaufhaltsames Geschick.

Es gehört zum Schicksal dieses schönheitstrunkenen Romantikers, dem unter allen geistigen Neigungen die politischen am fernsten lagen und dem unter allen Kräften des Körpers nur die unerschütterliche Nervenstärke fehlte, welche die Leitung gefährdeter Staatswesen erfordert, daß gerade in sein Leben 1866 und 1870 die schwersten politischen Entscheidungen fielen, welche für den bayerischen Staat in dem ganzen Jahrhundert zwischen den napoleonischen Kriegen und dem Weltkrieg zu treffen waren. Er traf sie, nicht wie die patriotische Legende es dargestellt hat, sondern in Qualen und Verzweiflungen, die kein Gesunder ermessen kann, und dennoch aus dem hohen Idealismus seines Wesens, aus der intuitiven Sicherheit gegenüber allem Großen, die sein Gedächtnis wie sein Leben über das Dunkel einer trostlosen Krankheitsgeschichte erheben.

„Der Beste in den obern Regionen ist noch immer der König", sagte Bismarck 1870 in Versailles, „aber der ist, wie es scheint, kränklich, phantastisch, und wer weiß, was noch geschieht." „Ich bin mit ihm," faßte er in den Gedanken und Erinnerungen später sein Urteil zusammen, „bis an sein Lebensende in günstigen Beziehungen und in verhältnismäßig regem brieflichem Verkehre geblieben, und habe dabei jederzeit von ihm den Eindruck eines geschäftlich klaren Regenten von national deutscher Gesinnung gehabt."

„Er ist leider so schön und geistvoll, seelenvoll und herrlich, daß ich fürchte, sein Leben müsse wie ein flüchtiger Göttertraum in dieser gemeinen Welt zerrinnen," schrieb Richard Wagner 1864 am Abend, nachdem er ihn zum erstenmal gesehen hatte. „Von dem Zauber seines Auges können Sie sich keinen Begriff machen: wenn er nur leben bleibt; es ist ein zu unerhörtes Wunder." Er lebte lang genug, um Richard Wagner zu ermöglichen, den Tristan aufzuführen, die Meistersinger, den Ring des Nibelungen und Parsifal zu vollenden und Bayreuth zu gründen.

Wir glauben, die Zeugnisse der beiden größten Deutschen seiner Zeit werden ihre Kraft behalten, wenn alles andere, was über Ludwig II. geschrieben worden ist und noch geschrieben wird, längst verschollen sein wird oder in Bibliotheken verstaubt. Sie werden sein Andenken in der Geschichte bestimmen. Und wir glauben, daß sein Bild auch dann noch unter den rätselvoll unzerstörbaren Sagen des Volkes fortleben wird, verwandelt und doch wie er im Innersten seines Wesens war: schön, edel und die Beute eines tragischen Geschickes.

K. A. v. M.

Die letzten Tage Ludwigs II.

Nach eigenen Erlebnissen geschildert von Dr. med. Franz Carl Müller

1. Assistenzarzt der Kreis-Irrenanstalt München, s. Z. dienstthuender Arzt Seiner Majestät Königs Otto von Bayern, ehem. Assistenzarzt des Obermedizinalrats Dr. von Gudden

Königliches Schloß Fürstenried, im November 1886

Herausgegeben von Erich Müller in Wolfratshausen

Vorwort

Die moderne Literatur, die sich so eingehend mit historischen Persönlichkeiten besc tigt, hat Bayerns „Märchenkönig" Ludwig II. zu einer Art Favorit für Dichter dichtende Geschichtsschreiber gemacht.

Dichterphantasie und sachlich nüchterne Historiendarstellung stehen sich freilich ab feindlich gegenüber. Gerade über die näheren Einzelheiten des tragischen Endes Ludwigs gehen die Ansichten der modernen Geschichtsliteraten bei scheinbar streng historischer wissenhaftigkeit bedenklich auseinander. Da aber an den allgemein bekannten Tatsac im Grunde nicht zu rütteln ist, so zeitigen die romantischen Bearbeitungen zahlre dichterische Freiheiten. Unter Weglassung oder Hinzufügung wichtiger Einzelheiten ste sie eine Tendenz heraus, die bei der unbestreitbaren Tragik der Tatsachen ungerechtfer erscheint.

Es dürfte daher nicht ohne Interesse und historische Bedeutung sein, diesen verschiede Auslegungen die Aufzeichnungen des einzig authentischen Augenzeugen und Fachma obendrein gegenüberzustellen, die Tagebuchblätter meines Vaters, des ärztlichen gleiters Seiner Majestät des Königs, die in ihrer tendenzlosen Sachlichkeit wohl den schöpfendsten Aufschluß gewähren.

Sie liegen in einer ersten, unmittelbar nach der Katastrophe niedergeschriebenen ausführlic Fassung vor und in einer zweiten, die bei großenteils wörtlicher Übereinstimmung doch manche Einzelheiten verzichtet und mehr das Gesamtbild jener Tage festzuhalten strebt. U Text folgt im allgemeinen der ersten Fassung, der zweiten nur an den wenigen Stellen, wo d klarer oder ausführlicher ist (S. 774, Z. 4—17, S. 775, Z. 15—1 v. u., S. 778, Z. 3— Z. 17—27, S. 782, Z. 2 v. o. — 10 v. u., S. 782, Z. 2 v. u. — S. 783, Z. 8, S. 784, Z. 25— S. 786, Z. 17—23, S. 789, Z. 1—8). Auch sind eine Reihe von Stellen der zweiten Niedersch eingefügt, die in der ersten keine Entsprechung haben: die auf Einzelheiten bezüglichen Ste S. 777, Z. 29—33, S. 779, Z. 6—9, Z. 10—5 v. u., S. 785, Z. 6—16, und die ausführliche Betrachtungen S. 769, Z. 1—S. 772, Z. 9, S. 780, Z. 15 v. u.— S. 781, Z. 12, S. 786, v. u. — S. 788, Z. 13 v. u.

Wolfratshausen Erich Müller.

Über das tragische Ende König Ludwigs II. von Bayern und seines bedauernswerten Arztes sind in Wort und Schrift die verschiedensten Ansichten laut geworden. Besonders in ayern gingen die Wogen der Erregung sehr hoch, und es war in den ersten Wochen, Monaten nach der Katastrophe für den unbeteiligten Beobachter kaum möglich, sich in m auf- und abwogenden Strom der Ansichten ein festes Urteil zu bilden.

Ein Teil des Volkes hielt den König für gesund, und es gibt Leute, die heute noch t daran glauben, daß er nicht krank gewesen sei. Der andere Teil verfiel in das Extrem d hielt ihn schon zu einer Zeit für wahnsinnig, wo er noch mit fester Hand sein Land re- rte.

Während die einen sich in Bedauern darüber auflösten, daß man einen Mann von solchem ist und solcher Größe vom Throne herab ins Irrenhaus versetzte, und sich in den feind- igsten Äußerungen gegen seine Ärzte ergingen, häuften die anderen Klage auf Klage rüber, daß man zu lange zugesehen und es geduldet, daß das Land jahrelang von einem ren beherrscht wurde. Es war ein wirres Durcheinander von Stimmen und Ansichten, d wie es so im Leben zu gehen pflegt, gerade diejenigen fühlten sich am meisten dazu rufen, ihrem Urteil Geltung zu verschaffen, die kein solches besaßen.

Es ist auch für den Eingeweihten nicht leicht, König Ludwigs Charakter bis ins Einzelne begreifen, denn er ist ein Gemisch von geistiger Größe und geistigem Kranksein. Dieses wirr von Fäden zu lösen und zu beweisen, wo die Größe des Königs anfing krank zu rden, das wird niemandem gelingen. Seine Zurückgezogenheit wob einen mystischen hleier um ihn, und als die Zeit gekommen war, wo der Irrenarzt sprechen mußte, da r der Krankheitsprozeß schon so entwickelt, daß ein Irren in der Diagnose undenkbar war. Freilich konnte der König noch zu gewissen Zeiten mit Aufgebot des ganzen Restes von lbstbeherrschung sich vorübergehend aufraffen und, wenn es unabweisbar notwendig rde, für kurze Zeit sogar offizielle Regierungsgeschäfte betätigen, aber er bedurfte Stun- n und Tage, bis er sich zu dieser Höhe künstlich emporschraubte.

Der König litt an Paranoia. Es mag dieses Wort seinerzeit manchem gleich einem Buch sieben Siegeln erschienen sein, aber hätten die Irrenärzte damals statt des Fremdwortes gleichbedeutenden deutschen Begriffe: Wahnsinn oder Verrücktheit gebraucht, so wäre urch doch nicht mehr Klarheit entstanden. Der Laie denkt anders als der Fachmann, hat für Geisteskrankheiten nur ein Sammelwort und nennt jeden psychisch Gestörten rückt oder wahnsinnig, ja, das letztere hat noch einen Beigeschmack, und unter einem hnsinnigen stellt man sich gewöhnlich einen Menschen vor, der mit aufgelöstem Haar umläuft und unbewußt wie im Fieberdelirium Reden hält.

Wissenschaftlich dagegen sind diese drei Worte eins und bezeichnen einen scharf abge- nzten Symptomenkomplex, wo auf Grund von Sinnestäuschungen und Wahnvorstel- gen die Aufnahme der wirklichen Außenwelt getrübt ist. Es wird manchen wundern, nn er hört, daß man diese Krankheit erst seit den 60iger Jahren kennt. Man hat damals die neuentdeckte Krankheit längst bestehende Namen gewählt, und daher mag es kommen, der Fachmann so oft falsch verstanden wird.

Wenn ein Mann auf der Straße hört, wie ihm die Vorübergehenden beleidigende Aus- cke nachrufen (angenommen natürlich, daß in Wirklichkeit nichts gesprochen wurde), wenn er dann auf Grund des Gehörten von Verfolgungsideen beherrscht wird und gentlich tätlich gegen seine vermeintlichen Beleidiger vorgeht, so kann er zwar noch er Umständen seinem Berufe vorstehen, aber er ist doch verrückt, verrückt in wissen- ftlichem Sinne.

Es ist wohl nicht schwer einzusehen, daß diese Art geistiger Erkrankungen nicht unmittel- im gesunden Gehirnleben einsetzt, wie etwa eine Tobsucht, sondern sie entwickelt sich gsam und nach bestimmten Gesetzen.

Mitten in das kranke Leben des Verrückten spiegeln sich Reste gesunder Zeiten hinein; wenn da nur ein durch erbliche Anlage oder andere Einflüsse invalid gewordenes Gehirn

paranoisch werden kann, so kann man wohl mit einem gewissen Recht behaupten, daß d drohende Krankheit in das gesunde Denken und Handeln ihren Schlagschatten voraus wir Wo die Gesundheit aufhört und die Krankheit beginnt, d. h. eine bestimmte Grenze zwische beiden zu ziehen, das ist eine müßige Spielerei, und jeder Irrenarzt weiß, daß Leute, d an Paranoia kranken, ins Irrenhaus meist schon ein vollendetes Wahngebäude, ein in si abgeschlossenes System von „verrückten" Ideen, mitbringen.

So ist auch König Ludwig nicht erst im Sommer 1886 krank geworden. Gewiß hat si auch hier die Paranoia langsam entwickelt, aber die Anfänge der Störung ließen si um so schwerer erkennen, als er ein dem gewöhnlichen Auge verborgenes Leben führte un bei seinen großen geistigen Fähigkeiten mehr als gewöhnliche Menschen zu verlieren hatt Noch mitten in seiner Krankheit konnte er so Entschlüsse fassen, die jeden, der an ihm z zweifeln anfing, wieder sicher machten.

Schon Jahre lang vor dem Ausspruch der Ärzte erzählte man sich sowohl in Bayern wi auswärts, der König wäre geisteskrank. In Bayern wurde diese Frage natürlich nur münd lich ventiliert, und es herrschte eine gewisse dezente Zurückhaltung, so daß ein direktes Urtei „Unser König ist wahnsinnig" lebhaften Unwillen gefunden hätte. Es war mehr ein Spiele mit dem Feuer als wirklicher Ernst, mehr ein Geklatsche als eine feststehende, traurig Wahrheit. Man fühlte sich ja unter dem Zepter des angeblich Kranken ganz wohl. Ma sah zwar den König nur wie einen Schatten durch den englischen Garten jagen, man ver mißte seine Anwesenheit bei offiziellen Gelegenheiten. Man raunte sich Geschichten vo geprügelten und eingesperrten Lakaien, von der Pracht in den neuen Schlössern oder vo dem Zauber der Separatvorstellungen in die Ohren, aber man war doch nicht unzufrieden denn die Staatsgeschäfte gingen ja ihren geregelten Gang.

König Ludwig kam sehr jung auf den Thron, aus strenger väterlicher Erziehung hinau in die Freiheit und zu der Macht eines Königs. Voll hochstrebender Pläne, begeistert fü alles Ideale, hing er ungestört seinen Lieblingsneigungen nach, ließ sich von seinen Idee beherrschen und vergaß in dem Umgang mit einem Manne, der mit der Gewalt seiner Tön sein Herz regierte, vielleicht ganz, wie ihn sein Volk verehrte. Er zog sich immer mehr vo dem Leben zurück, und auf einmal war er ein unverstandener Einsiedler auf seinem Throne

Es ist interessant, sich zu erinnern, wie ihn in der ersten Zeit seiner Regierung das Ausland betrachtete. Vor mir liegt eine Broschüre aus dem Jahr 1869 von E. Salles: La Bavière depuis 1866 (Bruxelles, Leipzig et Livorne, Lacrois, Verboeckhoven et Co. éditeurs) Es heißt darin:

„Ludwig der II. ist wirklich der Sohn des schönen und tapferen bayerischen Königstammes der echte Nachfolger von Max I. und Ludwig I. Die poetische Schönheit seiner großen, träu merischen und enthusiastischen Augen, seine aufrechte Haltung, seine eleganten und vornehmen Manieren gewinnen ihm im ersten Augenblick Bewunderung und Zuneigung. Aber wenn er alle Zauber, alle Träumerei, alle Begeisterungsfähigkeit der Jugend hat, so hat er auch ihre ganz Unschlüssigkeit und Beweglichkeit. Seine Untertanen halten ihn für halb verrückt; sie täuschen sich er ist nur verrückt von Musik . . aber das Privatleben ist verschlossen . ."

Der Franzose tritt der Ansicht: „Seine Untertanen halten ihn für halb verrückt" entgegen Wenn er überhaupt damals im Jahre 1869 dem entgegentreten konnte, dann mußte es doch wohl Leute geben, die schon 17 Jahre vor der Katastrophe den König für „halb verrückt" hielten.

Der kleine Satz gab mir viel zu denken. Gab es damals Leute, die weitersehen konnten als die Menge, oder ist es nur eine zufällige Befürchtung, die ebenso gut hätte vergessen werden können? Nun, wir werden ja im weiteren sehen, wie man darüber denken kann

König Ludwig hätte gewiß auch ohne sein tragisches Ende einen Platz in der Geschichte war er ja mitbeteiligt an der Errichtung des Deutschen Reiches und hat er in künstlerische Beziehung durch Unterstützung begabter Männer und selbständiges Vorgehen der Kunst in seinem Lande freie Bahn gebrochen. Es wird wohl manches, was er schuf und was durch

n geschaffen wurde, unverstanden bleiben, aber auch vieles wird immer seinen Namen agen.

„Er hat alle Begeisterungsfähigkeit der Jugend, alle Träumerei . . ." Kaum hätte er ssier geschildert werden können, der Herrscher mit den hochfliegenden Plänen, die ihn nabführten in die Nacht des Wahnsinns in die Wellen seines heimatlichen Sees. Was war e Schuld an der tückischen Krankheit, die keinen Unterschied des Standes und der Person nnt, die ebenso den bescheidenen Mann erfaßt, wie sie sich an den König heranwagt, n ihn ruhelos von Schloß zu Schloß zu jagen, ihm Feinde vor die erhitzten Sinne zu ubern, ihn seinem Volke zu entfremden? Was war die Schuld?

Wir wissen nur eines mit Bestimmtheit, daß des Königs Bruder Otto gleichfalls an aranoia erkrankt und daß bei der Sektion König Ludwigs sowohl im Bau des Schädels, s auch in der Gehirnsubstanz sich bedeutungsvolle Veränderungen vorfanden. Die iagnose hätte festgestanden, auch wenn man nach dem Tode nichts Krankhaftes hätte sehen nnen, da die Paranoia in der Regel, ohne solche Veränderungen zu schaffen, abläuft. n wieviel mehr mußte der abnorme Bau des Schädels zu einer Erkrankung führen!

Doch man wird sich damit nicht begnügen wollen, man wird zu wissen wünschen, was : unmittelbare Ursache war. Und da muß man die Antwort schuldig bleiben, weil man ne darauf weiß. Man darf die Folgen nicht mit der Ursache verwechseln. Es wäre sch, wenn jemand sagte, weil der König sich so zurückzog, darum wurde er krank. Er chte die Einsamkeit auf, weil er krank war.

Genie und Wahnsinn, zwei so entgegengesetzte Begriffe, stoßen doch in einem Punkt sammen; sie wohnen so nah beisammen wie Schmerz und Freude, wie Glück und Unick. Ein Tropfen mehr von dem undefinierbaren Etwas im Lebensbecher stört die rmonie.

So mag es auch gekommen sein, daß in dem Gehirne, das schon krankhaft angelegt war, cht neben hohen Gedanken schon die finsteren Mächte des Wahnes wohnten, daß sie, ange der Körper noch jung und kräftig war, unterdrückt wurden, aber doch ihr zerstörens Werk langsam und sicher fortsetzten, um dann, als die Zeit gekommen war, zu siegen.

Mir liegt es hier nicht ob, nachzuforschen, wie sich das alles langsam vorbereitet und entwickelt hat, ich will mich mit dem begnügen, was ich selbst sah und erfuhr.

Ich kam am 1. Dezember 1884 nach Fürstenried, um im Wechsel mit einem Kollegen n damaligen Prinzen Otto von Bayern zu behandeln. Ich hatte schon vordem ab und Gelegenheit, zu hören, daß auch König Ludwig nicht mehr ganz normal sei. Man sprach n dem Wechsel in der Dienerschaft, die durch Soldaten ersetzt worden sei, von nächtlichen chlittenfahrten im Gebirge, von einem immer mehr zunehmenden Hang zur Abgeschlossenit. Man erzählte sich Wunder von dem Schlosse in Herrenchiemsee, das König Ludg XIV. verherrlicht, von Plänen für ein neues Schloß in Falkenstein, das alle übrigen ch übertreffen sollte. Und es ging auch die Rede von Nöten in der Kasse des Königs.

Was ich in Fürstenried hörte, ging nicht über das gewöhnliche Gespräch hinaus, wie es ch im Lande geführt wurde. Ich selbst hatte den König, bevor ich ihn am 12. Juni 1886 f Schwanstein beobachten konnte, niemals gesehen.

Ich hatte keinen Grund, über die geistige Gesundheit meines Königs tiefergehende Reflexionen anzustellen; denn war er krank, so lag die Entscheidung darüber in anderen Händen. Der eines fiel mir auf: man sah in München häufig Abbildungen des Königs, die letzten Fotographien von der Schweizerreise und endlich eine Radierung von Hecht, die den Fürsten im Königsmantel vor dem Throne stehend darstellt. Dieses Bild erregte in mir Bedenken: der finstere Zug im Gesichte, ein gewisser weltverachtender Blick, kurz eine Fülle von Merkmalen, die sich nicht einzeln schildern lassen und die auch einzeln genommen nie jede Bedeutung wären, machten zusammengefaßt den Eindruck, daß das Volk mit seiner Besorgnis nicht so ganz im Unrecht sei.

Es klingt vielleicht absurd, wenn man bei einem König von Größenwahnsinn sprich aber als ich zum erstenmal das Bild sah, dachte ich daran. Ich habe mich später überzeug daß die Radierung vorzüglich war, sie hat den Herrscher wiedergegeben, wie er war.

Im Anfang des Jahres 1886 mehrten sich plötzlich in den Zeitungen dunkle Gerüch über die geistige Erkrankung des Königs Ludwig. Auf die erste derartige Notiz stieß ich bei d Lektüre der Wiener Neuen Freien Presse. Anfänglich waren es nur dunkle Andeutunge über große Bedrängnis in der königlichen Kabinettskasse, aber etwa Mitte Mai formulierte sich diese Andeutungen bestimmter, es hieß unumwunden, der König sei krank und e Wechsel in der Regentschaft stehe unmittelbar bevor.

Mein Chef, Obermedizinalrat Dr. von Gudden, den man auf wirklich komische Wei auszuforschen suchte, schwieg wie das Grab. Da, es war am 24. Mai, als er auf dem som täglichen Besuche nach Fürstenried kam, führte er plötzlich ohne jede äußere Veranlassun eine Unterhaltung herbei und sprach fast eine Stunde lang vom König, daß er ihn für kra halte, und zwar für verrückt, daß seine Krankheit der des Prinzen Otto sehr ähnlich se daß es nicht mehr lange so fort gehen könne und dgl. mehr. Wir waren über diesen Offe heitsausbruch sehr erstaunt, und ich sagte zu dem diensttuenden Kavalier Rittmeister vo Schubaert: „Soviel ich den Chef kenne, hat er einen bestimmten Grund gehabt, darüb zu sprechen. Passen Sie auf, nun geht es bald los. . ." Auch Schubaert teilte vollkomme diese Ansicht.

Am 1. Juni wurde ich in Fürstenried abgelöst und übernahm wieder meine Abteilun in München. Alle Zeitungen waren voll von Artikeln über den kranken König. Unser Ch war fast gar nicht mehr zu sehen. Oft schrieb er stundenlang und verschloß dann aufs G naueste das Geschriebene und gab absolut keine Audienz, wenn man ihm über Abteilungs vorkommnisse referieren wollte. Oft kam er tagelang gar nicht ins Büro, und spät in de Nacht hörte man seinen Wagen in den Anstaltshof fahren.

Außer Dr. Rehm und mir befanden sich damals noch zwei junge, erst vor ein paar Tage ernannte Assistenzärzte in der Anstalt, mit denen wir über unsere Vermutungen absichtlic nicht sprachen. Waren wir dagegen, Rehm und ich, allein, dann war das ewige Gesprächs thema: Was wird die nächste Zukunft bringen?

Am Dienstag, den 8. Juni, wurden die zwei ältesten im Dienste des Prinzen Otto be findlichen Pfleger Braun und Mauder plötzlich abgelöst und durch zwei Anstaltspflege ersetzt. Die Prinzenpfleger meldeten sich mittags in der Anstalt und erhielten geheim Anweisungen vom Chef. An demselben Tage, vielleicht 11 Uhr früh, kam der Chef ins Büro grüßte sehr liebenswürdig Rehm und mich, und nahm mich mit den Worten: „Herr Dokto haben Sie ein Augenblickchen Zeit?" (eine Phrase, die er immer gebrauchte, wenn er einen etwas Wichtiges mitteilen wollte) mit ins Nebenzimmer. Draußen sagte er einfach: „Si müssen morgen nachmittag mit mir zum König, wir fahren nach dem Linderhof . . . Frack, Zylinder usw. Nehmen Sie Wäsche mit für 14 Tage."

Damit grüßte er nochmals und ging rasch fort. Ich muß offen gestehen, ich hatte oftmal im geheimen daran gedacht, daß Gudden mich mit zu dieser Expedition nehmen würde mein Ehrgeiz war aufs äußerste angestachelt; und jetzt, da ich mit den Händen fast die Zu kunft greifen konnte, da traf es mich doch wie ein Blitzschlag. So rasch und so brüsk Ich war in einer eigentümlichen Stimmung. Als ich Rehm sagte, ich gehe morgen mit zum König, da mußte ich mich halten, um nicht aufzuschreien vor Freude, daß man mich dazu gewählt, und auf der anderen Seite schnürte es mir doch das Herz zusammen, wenn ich mir vorstellte, welche Verantwortung in der nächsten Zeit auf meinen Schultern laste würde. — Ich ging am Abend auf die Philisterkneipe und hörte da die blödsinnigsten Gerüchte, und als gar einer sagte: „Und wenn der König hundertmal geisteskrank ist, es wird sich kein Irrenarzt finden, der es wagt, dies offen zu erklären", da hielt es mich nicht länger am Tische, ich nahm meinen Hut und ging stillschweigend von dannen.

Ihr werdet es bald genug erfahren, wer es wagt und was dieser Irrenarzt noch alles agen wird, das waren so meine Gedanken, als ich heimwärts ging. . . .

Der Morgen des 9. Juni — Mittwoch — ging mit Einpacken, mit stillen Gedanken und ztlichen Vorbereitungen für die Reise hin, und mittag 3 Uhr fuhr ich mit dem Chef an en Bahnhof.

Auf einem anderen Wege als dem unsern fuhren die beiden Prinzenpfleger ebenfalls hin und mit diesen die Pfleger aus der Anstalt, Hack und Schneller. Am Bahnhof- rron stand ein Extrazug; auf dem Bahnsteig nur wenige Herren; dagegen die Wartesäle it Publikum überfüllt. Ich wurde vorgestellt: dem Minister des königlichen Hauses reiherrn von Crailsheim, dem Oberststallmeister Grafen Holnstein, dem Oberst- utnant a. D. Frh. von Washington und dem Reichsrat Grafen Törring. Exzellenz alsen, der Oberfthofmarschall des Königs und Kurator des Prinzen Otto, befand sich eichfalls am Bahnhof und begrüßte mich mit einem freundlichen Händedruck: „Sie gehen weren Tagen entgegen, Herr Doktor."

Während die oben Genannten mit Gudden in den Salonwagen stiegen, fand ich in einem upé erster Klasse einen Herrn in mittlerem Alter, dem ich mich vorstellte. Es war der heime Legationsrat im Ministerium des Äußern Dr. Rumpler.

Wir wurden rasch bekannt, auch er war natürlich ein Mitglied der Kommission. Wir auderten erst ganz unverfänglich über die gewöhnlichen Gesprächsgegenstände und ließlich gerieten wir in hochwissenschaftliche Dispute über Schulbildung, Nutzen der ymnasialstudien usw.

Gegen Abend kamen wir in die Station Oberdorf, wo eine Reihe von Hofwagen auf is wartete. Ich fuhr abermals mit Dr. Rumpler. In finsterer Nacht, es wird gegen 12 Uhr wesen sein, kamen wir in Hohenschwangau an. Ein jeder von uns erhielt ein Zimmer, igefähr nach einer halben Stunde wurden wir zum Souper geladen. Ich traf dort die en genannten Herren mit Ausnahme Malsens, der nach Elbigenalp gefahren war, um r Königin-Mutter die Trauerbotschaft zu überbringen.

Beim Souper wurde nun das weitere Vorgehen besprochen. Gudden meinte, die Staats- und Hofbeamten gehen hinein ins Zimmer des Königs und verlesen die vom Prinzen uitpold unterschriebene Proklamation. Nachdem diese verlesen ist, tritt Gudden mit ir und den Pflegern vor und erklärt, nun nehme die ärztliche Behandlung ihren Anfang. . Majestät wäre gebeten, in den bereitstehenden Wagen einzusteigen und mit nach chloß Berg zu fahren. (Der Plan, nach dem Linderhof zu fahren, war inzwischen auf- geben worden, weil man der dortigen Bevölkerung nicht traute, und zwar, wie sich später rausstellte, mit vollem Recht.)

Auf der Fahrt sollten zwei Pfleger mit dem König im Wagen und einer auf dem Bock zen, ein Arzt voraus und einer hinterdrein fahren. In den letzten Wagen käme der zu- nftige Begleiter des Königs, Baron Washington, zu sitzen. Dagegen erklärte nun Holn- ein, er könne die Verantwortung nicht auf sich nehmen, daß Pfleger in den Wagen des önigs gesetzt würden, er ließe es nicht zu, daß „die schwarze Bande" auf Seine Majestät sgelassen würde. Der König müsse allein fahren, ev. könne ja jemand auf dem Bock zen.

Nun wurde längere Zeit hin- und hergeredet, Holnstein war sehr erregt; schließlich einigte an sich dahin, daß zuerst die Kommission die Proklamation verlesen sollte und dann die nstweilen im Nebenzimmer postierten Ärzte mit den Pflegern einzutreten hätten. Darauf ürden sich die andern Herrn sofort entfernen. Gudden meinte, was die Fahrt anbeträfe, würde er möglichst schonend vorgehen, doch könne ja der Fall eintreten, daß man Maß- geln treffen müsse, um den König vor sich selbst zu schützen.

Ich muß offen gestehen, daß dieses Souper unmittelbar vor dem entscheidenden Momente, wohl wie auch die Art und der Inhalt der ganzen Unterredung einen sehr peinlichen Ein-

druck auf mich machte. Einmal hörte ich, wie Gudden auf den Ausdruck „schwarze Band zu Holnstein sagte: „Exzellenz belieben zu scherzen". Wer Gudden so genau kannte w ich, weiß, daß hinter den paar Worten ein tiefer, ernstgemeinter Vorwurf lag.

Ungefähr um 3 Uhr in der Frühe wurden wir alarmiert, wir sammelten uns im Schlo hof und fanden dort dieselben Hofwagen, die uns von Oberdorf herübergebracht hatte Außerdem stand der für den König bestimmte Reisewagen bereit. Wir fuhren eher vo Hohenschwangau ab, als vorgesehen war. Man hat mir erzählt, ein Stallbediensteter de Königs hätte ihm die Anwesenheit der Kommission verraten und so den verfrühten Aufbru veranlaßt. Es liegt nicht in meiner Befugnis darüber nachzuforschen, inwieweit die Erzählung auf Wahrheit beruht.

Gegen 4 Uhr kamen wir in Schwanstein an. Es war eine traurige Fahrt. Kalte Regen schlug uns ins Gesicht, schwere Nebel hingen über dem Wald. Es begann langsa zu dämmern. Schwanstein selbst mit seinem aus riesigen Quadern gefügten Bau macht i dieser romantischen Waldeinsamkeit einen gewaltigen Eindruck. Aber trotz seiner Schönhei läßt es sich nicht verkennen, daß diese Unsummen von Zinnen und Türmchen Ausgeburte eines kranken Gehirnes sind.

Wir stiegen am Hauptportal aus, wo wir einige Gensdarmen fanden.

Minister von Crailsheim in großer Uniform sagte zu dem Gensdarmeriewachtmeiste daß er eine Proklamation des Prinzen Luitpold an den König habe und daß die hie versammelte Kommission zum König geführt zu werden wünsche. Der Wachtmeister lie dies dem König melden und erklärte dann, es dürfe niemand eintreten, der König habe e strenge verboten. Alles Unterreden scheiterte, der Gensdarm blieb fest bei seiner Aussage, er ließe niemand eintreten und würde schließlich Gewalt anwenden.

Schon bei unserer Ankunft erblickten wir die schon häufig in Werneck als Kranke ver pflegte Baronin Truchseß in Begleitung von zwei Damen, die sich äußerst exzessiv benahm, sie schrie fortwährend: „Herr von Gudden ... Herr von Gudden, ich will meinen König schützen usw." Alles Zureden half nichts, und meine Versuche, die beiden anderen Damen zu bewegen, sie möchten doch die Baronin nach Hause begleiten, blieben erfolglos. Ich ließ sie dann durch zwei Pfleger ein Stück Weges zurückführen. Kaum ließen sie jedoch die Pfleger los, so lief sie wieder zurück, kauerte sich in eine Nische unter dem Tor und schrie in der früheren Weise fort. Schließlich mußten wir sie gewähren lassen.

Die Verhandlungen oben am Schlosse dauerten fast eine Stunde. Minister von Crailsheim zeigte den Gensdarmen die Proklamation, die aber noch im Kuvert war, wollte ihnen dieselbe sogar öffnen, es half alles nichts. Die Gensdarmen erklärten: „Der König hat befohlen, um alles weitere kümmern wir uns nicht."

Ebenso wenig nützten die Reden Holnsteins und Törrings, die beide in Uniform waren. Ich selbst stand mit Dr. Rumpler, der sich in seiner roten Uniform sonderbar ausnahm, etwas zurück. Baron Washington war in Hohenschwangau zurückgeblieben.

Endlich, als alles Reden nichts half und nicht mehr daran zu denken war, daß wir zum König vorkommen könnten, wurde mangels anderer Vorkehrungen der Plan gefaßt, einstweilen wieder nach Hohenschwangau zurückzukehren, von dort aus nach München zu telegraphieren und dann das Weitere abzuwarten. Wir fuhren also wieder ab. Inzwischen war es heller Tag geworden. Es regnete noch weiter. Auf dem Rückwege sahen wir eine Anzahl von Landleuten, die sich meist in der Wirtschaft „Zur Alpenrose" gesammelt hatten; den Berg herauf sah ich zwei Feuerwehrleute mit blinkendem Helm laufen, denen Graf Holnstein zurief, sie sollten nur wieder nach Hause gehen, es brenne ja nicht.

Die Leute waren auf des Königs Befehl in den umliegenden Ortschaften alarmiert worden. Es mag ungefähr 5 Uhr 30 gewesen sein, als wir wieder in Hohenschwangau eintrafen. Ich erinnere mich noch deutlich, wie Gudden zu mir sagte: „Da haben wir uns schön blamiert, es ist schrecklich".

Um 6 Uhr ungefähr merkten wir, wie sich im Park von Neuschwanstein ein Trupp von uerwehrleuten einstellte und dort auf- und abpatrouillierte. Außerdem sahen wir eine ihe von Gensdarmen im Garten. Um 6 Uhr wurden Crailsheim, Holnstein und Törring n Gensdarmen, die einen schriftlichen Verhaftungsbefehl des Königs vorwiesen, verhaftet d dann in starker Feuerwehrbegleitung nach Schwanstein zurückgeführt. Hier muß einfügen, daß kurz nach unserer Rückkunft in Hohenschwangau der Bezirksamtmann n Füssen telegraphisch aufgefordert wurde, sich sofort einzufinden.

Im Hause selbst waren noch drei Gensdarmen zurückgeblieben. Plötzlich öffnete sich meine Türe, ein Gensdarm trat herein, fragte mich barsch: „Wie heißen Sie?" Ich sagte: Müller." „Sie sind verhaftet!" Ich ging zu Gudden, dem war es ebenso ergangen, nur tte er dem jetzt eingetroffenen Bezirksamtmann sein Ehrenwort gegeben, das Schloß ht zu verlassen; ich mußte das nicht tun, ging zum Bezirksamtmann, sagte ihm meinen men, erzählte meine Verhaftung und fragte nach dem Grunde und nach dem Haftbefehl. rauf sagte er zu dem mich verhaftet habenden Gensdarmen, ich sei nicht arretiert, ich frei.

Zwischen 8 und 9 Uhr traf ich im Frühstückszimmer Gudden und den Baron Washington. r besprachen die traurige Lage, hatten aber durchaus den Mut nicht verloren und äußer- schließlich den Wunsch, die Einrichtung des Schlosses zu betrachten, was wir dann auch Begleitung der vier Pfleger taten. Ich wunderte mich bei dieser Gelegenheit über die len künstlichen Schwäne, in Metall, Holz, Leder, auf Gemälden, an der Decke, in Glas, den Fenstern, an Federhaltern, von denen ich mindestens tausend zu Gesicht bekam. die armen Pfleger schon in der Nacht weniger gut verpflegt worden waren als wir d am Morgen gar nichts bekommen hatten, so gab ihnen Gudden die Erlaubnis, im Dorf henschwangau ins Wirtshaus zu gehen. Kaum waren aber diese fort, es wird wohl erst e Viertelstunde verstrichen sein, so kamen drei Gensdarmen und erklärten uns drei, die r eben von der Besichtigung des Schlosses zurückkamen, für verhaftet. Sie hatten den ftrag, uns nach Schwanstein ins neue Schloß zu bringen und mußten auch die vier leger mitbringen. Wir erklärten sofort, zum Mitgehen bereit zu sein, und wollten die leger unten im Dorfe einfach mitnehmen. So geschah es auch. Langsam stiegen wir n Berg hinauf. Vor und hinter uns Gensdarmen. Gudden war ganz ruhig, desgleichen Baron Washington schimpfte andauernd, daß er nun arretiert würde, wo er doch am rgen gar nicht dabei gewesen wäre. Als wir an der Alpenrose vorbeikamen, standen t ungefähr zwanzig sehr verdächtige Leute, denen man es ansah, daß sie gute Lust ten, uns in Stücke zu hauen.

Oben im Schloßhof wartete eine ganze Rotte ähnlicher Gestalten, Feuerwehrleute, uern, Holzknechte, durch deren Reihen wir geradezu Spießruten laufen mußten.

Es ist wohl als ein Glück zu betrachten, daß der Bezirksamtmann gleichfalls anwesend r und durch seine Autorität das Volk von etwaigen geplanten Ausschreitungen und Feind- egleiten abhielt.

Diese Ansammlung der in der Umgebung wohnenden Leute hatte aber auch etwas Rühren- , es war der Ausfluß ihrer unbedingten Königstreue. Was überlegt der Bauer lange, das Urteil der Ärzte gerecht und wahr ist, für ihn ist der König gesund, in seinem Herzen er gelebt, sie haben ihn gesehen, wie er nachts dahineilte, von Schloß zu Schloß ... sie en einen Riesenbau nach dem andern aus dem Boden wachsen; sie hörten, daß man in Hauptstadt von Überschuldung der Kabinettskasse sprach, sie wußten, daß nur Diener m König vorgelassen wurden und daß er die Nacht zum Tage machte, aber das war ihnen ch nicht Grund genug, an seiner geistigen Gesundheit zu zweifeln.

Die Erregung des Volkes in den Bergen war eine tiefe und wahre, sie zeigte sich an ihrer ktion im Juni 1886, zeigt sich in den Sagen, die sich in jenem Winkel Bayerns um den rchenkönig spinnen, und ist es nicht eine psychologisch richtige Folge, daß gar mancher nen Bergen noch heute nicht glauben will, sein König sei verrückt gewesen?

Wir wurden in den über dem Hauptportal befindlichen Domestikenbau geführt un fanden in einem Zimmer die drei schon früher inhaftierten Herren vor. Graf Holnste lag in Hemdsärmeln gemütlich im Bett, hatte seine Uhr an die Wand gehängt und erzählt der König habe den schriftlichen Befehl gegeben, uns die Augen auszustechen, die Ha abzuziehen, uns nichts zu essen zu geben. Nicht einmal waschen dürften wir uns, denn w müßten „in unserm Dreck verkommen".

So ernst die Situation war, über diese Befehle beschlich uns doch alle ein Lächeln. A dem einzigen Stuhle im Zimmer saß Graf Törring, die übrigen standen an den Wände herum. Kaum hatten wir uns aber mit Hilfe der Pfleger einigermaßen häuslich ei gerichtet, so kam der Befehl, wir müßten jeder in einem einzelnen Zimmer eingespe werden. Wegen Platzmangel kam ich mit Baron Washington in ein größeres Appart ment. Auf dem Korridor wurden die Pfleger von Gensdarmen bewacht, von denselbe Gensdarmen, die uns beaufsichtigten, die sogar den Befehl hatten, mitzugehen, wenn eine von uns auf den Abort ging. Sie taten es auch wirklich und machten dabei äußerst grimmig Dienstgesichter.

Alle Augenblicke stürzte ein Gensdarm oder ein Lakai die Schloßtreppe herunter und übe brachte neue schriftliche Befehle Seiner Majestät. Unter diesen Lakaien fiel mir beson einer auf, durch seine schmutzige Livree und durch sein abstoßendes Äußere, es war dies, wi sich später herausstellte, der Schloßdiener Niggl.

Also wir sollten langsam verhungern! Da kam Gudden in unser Zimmer herein un erzählte, die auf dem Korridor festgehaltenen Pfleger hätten Bier und Braten und seien m ihrer Lage ganz zufrieden. Ich überzeugte mich persönlich davon und gab einem der Pfleg den Auftrag, auch für uns, Gudden, Washington und mich, etwas zu besorgen. Nach kurze Zeit kam ein Lakai und brachte — gegen Bezahlung — drei Glas Bier, drei Stück Brot und drei Stücke Wurst, letztere in Zeitungspapier eingeschlagen. Und nun dinierte wir ex faustibus.

Gegen 1 Uhr kam auf einmal wieder Gudden zu uns und sagte, er hätte mit dem Bezirks amtmann ausgemacht, daß er jetzt verschwinden dürfe, er würde mit diesem Beamten nac Füssen fahren und von da nach München zu kommen versuchen. „Nun und wir?" fragte ich dann. „Was soll ich tun? Soll ich dableiben, kann ich fort? Wie und Wann Was geben Sie mir für Instruktionen?"

Ich erhielt zuerst die Antwort, er wisse selbst noch nicht, wie es mit uns stünde, bald darau aber erklärte er, wir könnten alle fortgehen, sollten kein Aufsehen verursachen, einer hinte dem andern, in größeren Zwischenräumen. Und so drückten wir uns dann, ich war mit de Pflegern der letzte, der das Schloß verließ.

Der Schloßhof war leer.

Unterwegs kam ich mit dem Grafen Törring und mit Washington zusammen. Unten a der Alpenrose sahen wir wieder einige sehr verdächtige Gestalten, desgleichen war i Hohenschwangau, wo wir uns sammelten, eine ganze Volksversammlung in der Nähe de Wirtshauses zu sehen.

Hier füge ich die Rumplersche Affaire ein. Wie kommt es, daß Washington arretier wurde, er, der gar nicht oben in Schwanstein war, und daß Rumpler übersehen wurde, der mit seiner roten Uniform dort droben gewiß sattsam aufgefallen war? Es waren oben im neuen Schlosse sechs Kommissionsmitglieder, Graf Törring, Holnstein, vo Crailsheim, Gudden, Washington und ich, ferner die vier Pfleger — die verrückte Baronin Truchseß zählte man ruhig ab — zehn Leute. Also mußten zehn in Hohenschwangau geholt werden. Zufällig stießen nun die Gendarmen auf Washington und nahmen diesen mit. Rumpler blieb hübsch ruhig in seinem Zimmer, kam auch nicht zum Kaffee, damit man ihn nicht sähe, und als es wieder ruhig geworden war und wir alle abgeführt worden waren, da nahm er sein Gepäck, stellte es in des Ministers Zimmer und verschwand. Wir trafen ihn später wieder in Peißenberg.

lun weiter. In Hohenschwangau wurde ein vierspänniger Jagdwagen für uns her-
chtet. Wir gingen einstweilen noch auf der Landstraße spazieren, da sah ich einen Offizier
mittleren Jahren und der Flügeladjutantenuniform an uns ohne Gruß vorüberlaufen.
hörte, wie er mit lauter Stimme rief: „Sofort einen Wagen ins neue Schloß!"
sah, wie er die am Wirtshaus versammelten Bauern mit einem Händedruck begrüßte.
s machte einen peinlichen Eindruck auf mich. Inzwischen kam auch ein Herr in Zivil, es
r der in Pension lebende frühere Offizier Zu Rhein; Baron Washington ging auf ihn
und wollte ihm die Hand geben. Der aber meinte: „Nein ... damit ist es jetzt aus!"
ndlich stiegen wir ungefähr um 3 Uhr 30 ein, zuerst fuhr noch ein Zweispänner mit dem
fen Törring und Gudden hinterdrein, da diese aber nicht so rasch mitfahren konnten,
rden die beiden auch noch bei uns aufgeladen und der Wagen zurückgeschickt. Es ging
asch, wie ich noch nicht mit Pferden gefahren bin. In Steingaden kurze Rast und Ver-
viantierung. Von Crailsheim machte den Kassier. Gudden zahlte für mich.
in Steingaden soll noch eine Drohung gegen uns ausgestoßen worden sein, ich habe jedoch
ts davon gehört.
gegen 7 Uhr kamen wir schließlich in Peißenberg an, trafen dort den Dr. Rumpler und
n Grafen, ich glaube Lerchenfeld. Die Pfleger fuhren mit einem Zweispänner, den
n Hohenschwangau für sie requiriert hatte, nach Oberdorf, übernachteten dort und kamen
anderen Tag mittags in der Anstalt an.
Von Peißenberg telegraphierte ich an Dr. Rehm: „Ich komme heute mit dem Chef gegen
Uhr an."
Im 9 Uhr 30 waren wir in München; am Bahnhof war Minister Lutz, in großer Er-
ung. Ich fuhr mit dem Chef in seinem Wagen in die Anstalt, und dort hatte ich das Ver-
gen, den versammelten Kollegen die ganze Sache noch einmal in longum et latum
chten zu müssen. Der Chef hatte schon im Büro mit großer Offenheit dem Dr. Rehm
n großen Teil der verunglückten Expedition erzählt. Charakteristisch ist, daß Rehm,
dem er mein Telegramm erhalten hatte, fest und sicher glaubte, der König sei tot, denn
die Sache so schmählich zu Ende gehen würde, daran konnte er ja nicht denken.

n München war bereits die Proklamation angeschlagen, nach der bei der Krankheit des
Königs der Prinz Luitpold von Bayern die Regentschaft übernommen hatte. Die Er-
ung in der Hauptstadt soll gleichfalls eine tiefgehende gewesen sein. Was man so lange
e kommen sehen, schmerzte doch nicht minder, als es als nackte Wahrheit vor den Augen
d.
m anderen Morgen sagte mir Gudden, wir würden am Nachmittag, also Freitag, aber-
s nach Schwanstein fahren, aber diesmal ohne die Kommission, es seien nun Gensdarmen
Ablösung derjenigen, die uns verhaftet hatten, abgeschickt, ferner seien Offiziere in
wanstein, ein Gensdarmeriehauptmann ginge mit uns, wir würden nur den Oberpfleger
th mitnehmen. Dann fragte er, wo denn die Pfleger blieben?
n Hohenschwangau hatte er sich, als wir abfuhren, eigentlich gar nicht um sie gekümmert
die ganze Sache mir überlassen, und jetzt, als ich ihm erklärte, sie könnten vor 1 Uhr
t in München sein, da bekam er doch Angst, ob sie denn auch wirklich richtig ankämen,
bestimmte vorsorglich einstweilen vier andere Pfleger, die mitfahren sollten, falls diese
bleiben würden.
ber die Pfleger kamen pünktlich an, wie ich es nicht anders erwartet hatte, und gegen
hr ging es wieder an den Bahnhof. Dort sah ich auch Professor Grashey, der mit nach
tenberg fuhr, um das Schloß Berg möglichst zu versichern. Fenster schließen, Guck-
er usw. Es war diesmal kein Extrazug. Eine Menge Volk am Perron, besonders in
Wartesälen. Wir taten, als hätten wir uns noch nie gesehen. Ich fuhr mit einigen
en Medizinern in einem Wagen zweiter Klasse. Es war sehr unterhaltend für mich, als
diese, die natürlich keine Ahnung davon hatten, daß ich es besser wissen könnte, die Er-

eignisse der letzten Tage erzählten und ihre Randglossen dazu machten. Wir sind dama alle sehr schlecht bei diesen jungen Kollegen weggekommen.

Während ich schon in München auf dem Bahnhof den zu unserer Begleitung bestimmt Gendarmeriehauptmann Horn kennen lernte, wurde mir auf der Station Peißenbe der Stallmeister Leefeld vorgestellt. Dieser hatte die notwendigen Wagen in Bereitsch zu setzen, dem Stallpersonal die nötigen Befehle zu erteilen und die Relaisstationen v Schwanstein nach Berg einzurichten.

Wir mußten längere Zeit in Peißenberg warten, bis unsere Mietwagen angekomm waren, und dann fuhren wir davon. Gudden, Horn, Leefeld und ich im ersten Wage in zwei weiteren Vehikeln die vier Pfleger mit dem Oberpfleger Barth und mit dem Gepä An einer Station, Peiting, hielten wir längere Zeit, um zu Abend zu essen. Wir war bei dem regnerischen, feuchtkalten Wetter ganz durchkältet. Ich hatte mich auf dem ganz Wege eifrig mit Zigarrenrauchen beschäftigt. Das war noch das einzige, was mich einige maßen über Wasser hielt.

In diesem Dorfe verproviantierte ich mich auch noch, für den Fall, daß man uns noch ei mal zum Hungertode verurteilen würde.

Gegen 12 Uhr nachts kamen wir in Schwanstein an. Der Stallmeister Leefeld hatte u schon in Hohenschwangau verlassen, und mit ihm hatte man ausgemacht, daß in der Frü um 4 Uhr der Wagen des Königs und die für uns bestimmten Gefährte im Schlosse Schwa stein bereitstehen sollten. Kaum aber waren wir in Schwanstein ausgestiegen, da stürz uns der Kammerdiener Mayr, ein langjähriger, treuer Diener des Königs, entgegen u beschwor uns, wir sollten sofort in die Gemächer des Königs gehen. Wenn wir nicht sofo hinauf gingen, dann würde sich der König, der in großer Erregung sei, zum Fenster hinau stürzen. Er wisse, daß etwas gegen ihn im Werke sei, und habe ausgesprochene Selbstmordg danken. So habe er schon verschiedene Male den Schlüssel zum Turme verlangt, wah scheinlich, um von da in die Tiefe zu springen. Man habe ihn damit hingehalten, daß m ihm sagte, der Schlüssel sei bedauerlicherweise verlegt und man suche eifrigst nach ihm.

Wir gingen nun sofort zur Tat. Durch eine Reihe nur mit Brettern belegter Korrido kamen wir an eine Wendeltreppe, die Treppe, die auf den oben genannten Turm füh und auf die auch die Zimmer bzw. der Korridor vor den Zimmern des Königs einmünde Drei Pfleger wurden in die Höhe geschickt, wir anderen blieben unten stehen, und zwar s daß der König, wenn er aus dem Korridor trat, weder oben noch unten jemand sehen konnt Nun ging Mayr hinein und gab dem König den Schlüssel zum Turme. Es waren die Minuten großer Erwartung und Aufregung — ich hatte den König überhaupt noch niemal gesehen.

Auf einmal hörten wir feste, schwerfällige Tritte, ein Mann von imposanter Größe stan unter der Korridortüre und sprach mit kurzen, abgerissenen Worten mit einem in tiefste Verbeugung dastehenden Diener, ich glaube es war entweder Meier oder Weber, de Exchevauxleger.

Da stürzten die Pfleger von oben herab, wir gingen rasch hinauf. Der König wurde a den Armen gefaßt (Gudden hatte vom Prinzen Luitpold Generalvollmacht erhalten). De König stieß bloß ein schmerzlich überraschtes „Ah!" aus, fragte dann immer wieder: „Ja was soll das denn? . Ja was wollen Sie denn? . Lassen Sie mich doch los!"

Dann wurde der König in sein Schlafzimmer geführt und Türen und Fenster durch j einen Pfleger besetzt, so daß also ein Selbstmordversuch durch Hinausspringen aus dem Fen ster unmöglich geworden war. Nun sprach Gudden:

„Majestät, es ist die traurigste Aufgabe meines Lebens, die ich übernehmen mußte, Majestät sind von vier Irrenärzten begutachtet worden, und nach deren Ausspruch hat Prin Luitpold die Regentschaft übernommen. Ich habe den Befehl, Majestät nach Schloß Berg

begleiten, und zwar noch in dieser Nacht. Wenn Majestät befehlen, wird der Wagen m 4 Uhr vorfahren."

Wieder kamen darauf die früheren Exklamationen:

„Ja, was soll denn das heißen? Ja was wollen Sie denn?"

Der König kam mir angetrunken vor, im Vorzimmer stand eine Bowle, und es roch rk nach Arak. Der König schwankte leicht nach der Seite, nach vor- und rückwärts. Auch der Sprache zeigten sich gewisse kleine Unsicherheiten. Es darf nicht vergessen werden, ß der Kranke durch das Mitgeteilte naturgemäß bis ins Innerste getroffen war, und an kann ja auch dieser Erwägung die Schuld an den eben geschilderten Symptomen geben.

Im Zimmer begannen nun eine Reihe von Unterhaltungen, nachdem Gudden uns vorstellt hatte.

Zu Gudden, der bemerkte, er hätte schon im Jahre 1874 die Gnade einer Audienz gehabt, rach er: „Ja, ja, ich erinnere mich genau."

Dann kam der König auf Guddens Familie, auf den Sohn mit den verbrannten Armen, f den Prinzen Otto zu sprechen, wobei man ihm anmerkte, wie er sich nur mühsam berrschte, und meinte endlich:

„Ja, wie können Sie mich für geisteskrank erklären, Sie haben mich ja gar nicht vorher angesehen und untersucht?"

„Majestät, das war nicht mehr notwendig, das Aktenmaterial ist sehr reichhaltig und llkommen beweisend, es ist geradezu erdrückend."

„So? So? Also Prinz Luitpold hat es jetzt glücklich so weit gebracht, dazu hätte er ht so einen Aufwand von Schlauheit gebraucht, hätte er nur ein Wort gesagt, dann hätte die Regierung niedergelegt und wäre ins Ausland gezogen. Nun, wie lange wird ‚Kur' wohl dauern?"

‚Majestät, in der Verfassung steht, wenn der Regent länger als ein Jahr durch irgenden Grund an der Ausübung der Regierung gehindert ist, dann tritt die Regentschaft ein. Also würde ein Jahr vorläufig der kürzeste Termin sein."

‚Nun, es wird wohl rascher gehen ... man kann es ja so machen, wie mit dem Sultan, ist ja leicht, einen Menschen aus der Welt zu schaffen."

‚Majestät, darauf eine Antwort zu geben, verbietet mir meine Ehre."

Dann wandte sich der König zu mir:

‚Also Sie heißen Müller? Nun, Müller, sind Sie ein Bruder des früheren Kabinettsretärs?"

‚Nein, Majestät."

‚Sie sehen ihm sehr ähnlich. Sie sind als Arzt bei meinem Bruder in Fürstenried? Wie lge schon?"

‚Seit dem 1. Dezember 1884, Majestät."

‚Sie haben Berichte an mich geschrieben über den Zustand meines Bruders. Ich habe immer gelesen. Sie schreiben sehr schön, Ihr Stil ist deutlich und kurz. Wo sind Sie oren?"

‚In Würzburg, Majestät."

Nun kamen die einzelnen Pfleger daran und berichteten auf Fragen über ihre Personalangelegenheiten. Nahezu regelmäßig schloß die Unterredung mit jedem mit der Frage:

Warum gehen Sie denn nicht aus dem Zimmer? Ich möchte allein sein; es ist doch zu ungenehm!"

Und ebenso regelmäßig erwiderten die Leute:

Der Herr Obermedizinalrat hat es so angeordnet."

Dann sprach der König von seinem Aufenthalt in den Bergen.

Ist es hier nicht schöner wie in der dumpfen Stadt? Hier ist die Luft so rein, das frische sser ... Man kann es doch niemand verargen, wenn er gerne hier in den Bergen lebt. r warum stehen Sie denn hier?"

Darauf sagte Gudden:
„Wenn Majestät befehlen, dann werde ich mich zurückziehen."
„Ja, gehen Sie nur, ich möchte ausruhen, warum denn die vielen Leute?"
Dann zu mir:
„Und warum gehen Sie nicht?"
„Wie Majestät befehlen."
Damit ging auch ich ins Vorzimmer. Die Pfleger aber blieben zurück. Die einzig von innen nicht besetzte Tür war vom Vorzimmer aus bewacht. Dort waren eine Reih von Gensdarmen; Oberst Hellingrath, Major Steppes, Hauptmann Horn, ein Gensdarmerie premierleutnant, die Oberregierungsräte von Müller und von Koppelstätter. Ich gin vom Vorzimmer ins Arbeitszimmer des Königs und sah dort auf dem Schreibtische meine Bericht an den König über den Prinzen Otto vom 16. Mai offen daliegen und zwar so, da ich meine Unterschrift sehen konnte. Links vom Schreibtisch stand auf einer Staffelei ei Aquarellbild von Schwanstein, wie es nach der Vollendung hätte ausgesehen. Es wa reizend. Weiter sah ich mich im Schreibzimmer nicht um. In Schwanstein sah ich nur eine einzigen lebensgroßen Schwan aus Porzellan, nicht gerade sehr schön gearbeitet.

Ich ging dann in den Korridor, sprach mit von Müller und sagte dann zu einem La kaien, er solle mir ein Glas Wasser geben. Der Mensch brachte mir ein Glas auf silberne Platte und kroch fast auf allen vieren daher und gebrauchte den Spruch: „Der Schloß diener Niggl gibt sich die Ehre, dem Herrn Doktor ein Glas Wasser zu bringen."

Dann, nachdem ich getrunken hatte, ging er wie ein Krebs rückwärts bis zur Türe, visiert vorher vorsichtig, damit er die Türe auch finden konnte, und verschwand dann.

Ich äußerte dem Oberregierungsrat von Müller gegenüber:
„Wenn man so etwas sieht, hat man das Gefühl, als wäre das gar kein Mensch mehr als müsse man die Kreatur, die sich so herabwürdigen läßt, wie einen Wurm zertreten."

Ich schalte hier einen Ausspruch Guddens darüber ein:
„Wenn man die Kerle auf sich zukriechen sieht, sieht man eigentlich nichts wie Podex."

Inzwischen war Gudden ins Schlafzimmer zurückbefohlen worden. Ich stand mei unter der Türe. Der König trank einige Gläser Wasser und ein Glas Grog. Er sprach mi den Pflegern fast immer dasselbe, wie sie heißen, warum sie nicht von den Fenstern weg gehen, er wolle ausruhen, es sei doch zu unangenehm, wenn jemand im Zimmer wäre Antwort: „Majestät, es ist uns befohlen." So fragte er Dutzende von Malen. Den Ober pfleger fragte er nichts, da dieser immer starr auf den Boden schaute. Nun sprach er wieder mit Gudden, und als er hörte, einer der Guddenschen Söhne sei am Typhus gestorben da meinte er: „Nun, jetzt soll es nicht mehr so schlimm mit dem Typhus in München sein?"

Es wäre geradezu ermüdend, den weiteren Verlauf der Unterredung zu erzählen.

Hier mag der Platz sein, wo ich zum erstenmal mein Urteil über den König abgebe: Ich hatte ihn mir anders vorgestellt, ebenso, wie ich mir die Szene, in der er von der Er klärung, er sei krank, erfuhr, ganz anders gedacht hatte. Es ist wahr, nach den Bildern, die man in München sah, hätte man den König sofort erkannt. Er war ja noch der große, stattliche Mann mit dem mächtigen Körper, er blickte noch mit so großen Augen seine Um gebung an, aber aus diesen Augen war das Selbstbewußte geschwunden und an dessen Stelle eine deutliche Unsicherheit getreten. Er konnte gewiß bei einer Audienz noch jemand so anschauen, daß dieser verwirrt zu Boden sah, aber hier hielt er den fixierenden Blick nicht mehr aus. Seine Züge waren verschwommen, das bleiche Gesicht etwas aufgedunsen, die Sprache hastig, durch häufige Wiederholungen unterbrochen, die Bewegungen unsicher.

Ich hatte mir gedacht, daß dieser König mit seinen Ansichten von Herrscherwürde und Herrschermacht durch die Mitteilung, daß er nun nicht mehr Herrscher sei, entweder ge brochen zusammensinken würde, oder sich in wilder Explosion Luft verschaffte. Aber keines von beidem trat ein. Er war zwar anfänglich erschüttert, aber bald begann er mit denen, die er naturgemäß hassen mußte, zu verhandeln, sie auszufragen, seine Zurückgezogenheit

wissermaßen zu entschuldigen, und immer und immer wieder kamen seine Verfolgungs-
een zum Vorschein, die sich in solch kleinem Kreise bewegten. Mit kurzen Worten: ich hatte
ir den König noch nicht so schwer krank vorgestellt, als er es in Wirklichkeit war; darum
agierte er auch anders, als ich vorher gedacht.

Wer natürlich nur den für geisteskrank hält, der entweder in tiefer Melancholie am Boden
uert oder in wilder Tobsucht seine Umgebung bedroht oder endlich so blödsinnig geworden
, daß er kein verständiges Wort mehr reden kann, dem können meine Feststellungen, wie
id was der kranke König sprach, am Ende gar noch Zweifel verursachen; aber dann möge
daran denken, daß es auch Geisteskranke gibt, die zwar noch denken, aber falsch denken;
e noch Strebungen haben, aber nur solche, die auf verkehrtem Boden wachsen und zu
rkehrten Zielen führen; die endlich in einer Welt voll Argwohn und Verfolgungsangst
ben, und ein solcher war der König.

Gegen 4 Uhr, als der Wagen von Hohenschwangau angekommen war, sagte Gudden:
„Wenn Majestät befehlen, fortzufahren, jetzt ist der Wagen bereit."

„Ja, ja, dann fahren wir."

Nun zog der König den Überzieher an, setzte den Hut mit der Brillantagraffe auf und
ng von uns begleitet hinunter in den Schloßhof, wo drei Wagen bereitstanden. Als der
nig mit Gudden über die Freitreppe hinabging, befürchtete ich lebhaft, daß der König
dden hinabstoßen könnte. Es war ein Glück, daß der König durch die reichlichen Alko-
lika seiner Sinne nicht mehr vollständig mächtig war. Es hätte keine große Kraftanstren-
ng benötigt, um Gudden auf diese Weise wenigstens momentan unschädlich zu machen.
ach längerem Hin- und Herlaufen wurde endlich eingestiegen. Der König hatte vorher
ch eine längere geheime Unterredung mit dem Kammerdiener Mayr, worin er diesen,
e Mayr mir später erzählte, aufforderte, ihm Gift, womöglich Zyankali zu verschaffen.
n ersten Wagen saß ich mit Mayr und den Pflegern Braun und Schneller, im zweiten
agen der König allein (die Olive der Wagentüre war abgeschraubt, zum Fenster hätte der
nig wegen seines Körperumfanges nicht herausspringen können.) Auf dem Bock saß
erpfleger Barth, neben dem Wagen ritt ein Reitknecht, der den Auftrag hatte, ständig
den Wagen zu sehen. Sobald er etwas Verdächtiges bemerken würde, solle er rufen,
raufhin würde gehalten, und wir würden uns am Wagen des Königs versammeln. Im
tten Wagen endlich befand sich Gudden mit dem Hauptmann Horn und den Pflegern
auder und Hack. Hintennach fuhren die beiden Oberregierungsräte, die uns in Hohen-
chwangau verließen. Es ist unwahr, daß der König vor dem Einsteigen eine „rührende
chiedsrede" hielt, es war auch gar niemand da, von dem er sich hätte verabschieden
nen.

In Hohenschwangau waren wenige Leute vor den Türen, diese sahen durchaus nicht
dächtig aus. In den Relaisstationen waren je zwei Gendarmen postiert. Soweit war
o alles aufs beste vorgesehen worden. Der König machte auf dem Wege durchaus keine
örung. Es wurde in Steingaden, in Peißenberg und Seeshaupt umgespannt. Vor
eeshaupt wurde plötzlich gehalten. Als wir aus dem Wagen stürzten, sahen wir den König
n dem Weg, es war mitten im Walde, auf einen Wink Guddens drehten wir uns um.
r König ging dann mit Gudden ungefähr eine Viertelstunde spazieren, ließ dann den
mmerdiener Mayr rufen und gab ihm wieder einen Auftrag, Gift zu besorgen. Dann
ren wir weiter.

In Seeshaupt brachte mir die Wirtin auf meinen Wunsch eine Flasche Rotwein, ich
te ihr, sie solle auch an den hintersten Wagen gehen und die Herrn fragen, ob sie keine
nsche hätten. Als sie am Wagen des Königs vorbeikam, schaute er zum Fenster heraus
d sagte, sie solle ihm ein Glas Wasser bringen. Nachdem er getrunken hatte, sagte er
mal: „Danke". Das war die ganze, in den Zeitungen so aufgebauschte Unterredung mit
r Wirtin in Seeshaupt. Um 12 Uhr 15 kamen wir in Berg an. Im Korridor stand der
Bezirksamtmann von München, v. Kobell, der König fragte mich, wer denn das sei.

Der König wurde nun in seine Zimmer im zweiten Stock begleitet.

Er hatte sein altes Wohn- und Schlafzimmer. Zwischen beiden befindet sich ein kleines Zimmerchen. Dieses war als Aufenthaltsort für die wachehaltenden Pfleger eingerichtet worden. Die beiden Türen dieses Zimmerchens, von denen die eine also ins Schlaf-, die andere ins Wohnzimmer führte, waren mit neu eingeschnittenen Gucklöchern versehen. So konnte man einen großen Teil des Zimmers von außen beobachten. Ferner waren die Türdrücker abgeschraubt worden und an deren Stelle eine Vorrichtung angebracht worden, so daß man nur mit einem dreikantigen Schlüssel zu öffnen vermochte. Es waren noch verschiedene Änderungen getroffen, die alle den Endzweck hatten, einen Flucht- und Selbstmordversuch des Kranken zu erschweren. Diese Anordnungen hatte Professor Grashey, während wir in Schwanstein waren, getroffen. Doch war durch sie ein Selbstmord nicht unmöglich gemacht, die Fenster waren nicht vergittert, mit den Scherben einer hinausgeschlagenen Scheibe konnten tiefe Verletzungen ausgeführt werden, kurz, man kann es ja auch in einer Irrenanstalt durch alle Vorsicht nicht vermeiden, daß doch irgendein Mittelchen für den Selbstmord übrig bleibt; aber wir hatten ja die scharfe Wache geübter Pfleger, und außerdem waren dies nur provisorische Maßregeln, die geplanterweise in kürzester Zeit durch größere Sicherheitsvorkehrungen wären ersetzt worden.

Unmittelbar an das Wohnzimmer des Königs stößt das sog. Speisezimmer, ein großes Zimmer mit einer Veranda und der Aussicht auf den See. Dort wohnte ich. Der Schlüssel in der Verbindungstüre steckte auf meiner Seite, so daß also wohl ich zum König gelangen konnte, das Umgekehrte aber nicht möglich war. In diesem Zimmer standen an den Wänden rings herum zu dreien und vieren voreinandergestellt Ölgemälde, die Szenen aus den Wagneropern illustrierten. Auf einem Tische stand die große Büste des Vorbilds des Königs, Ludwigs XIV.

Von meinem Zimmer aus gelangte man durch einen schmalen Verbindungsgang, in dem sich eine Reihe von Büchern aufgestellt vorfand, in ein Erkerzimmerchen, wo ich wieder auf Szenen aus den Wagneropern stieß. Diesmal waren es kleine Theaterchen, auf denen aus Kartonpapier die Kulissen gestellt und mit winzigen Figürchen die verschiedenen Szenen nachgeahmt waren. Mein Zimmer hatte noch einen weiteren Ausgang, auf der der Veranda gegenüberliegenden Seite. Hier kam man auf einen Gang, der dem Beobachtungszimmer zwischen Schlaf- und Wohnzimmer entsprach, und von dort aus gelangte man in ein weiteres Gelaß, wo die dienstfreien Pfleger sich bereitzuhalten hatten und wo sonst eine große Anzahl von Kupferstichmappen aufbewahrt wurden.

Alle die Sicherheitsvorkehrungen, wie sie in der Zwischenzeit getroffen waren, erklärte mir Professor Grashey, als er mich durch die Räume des Schlosses führte. Dabei schilderte er, was man in der kurzen Zeit alles zu ändern gehabt habe, und meinte schließlich, das einzig Gefährliche sei ein Glockenzug im Schlafzimmer des Königs, direkt über dem Bette. Daran könne sich der Kranke ja aufzuhängen versuchen, aber die Gefahr sei nicht groß, der Glockenzug wäre mit einem elektrischen Läutwerk verbunden und wenn die Klingel ertöne, dann müsse man raschestens herzueilen. Der See bringe keine große Gefahr, denn er sei an den Ufern sehr seicht und ginge nur langsam in die Tiefe. Eine einzige Stelle, die Bedenken errege, sei durch einen Bretterzaun vom Ufer aus abgeschlossen.

Das erste, worüber sich der König, als er in sein Zimmer trat, beklagte, waren die Beobachtungslücken:

„Man kann sich ja nicht einmal waschen."

Die Antwort Mauders, daß die Pfleger nicht immer hereinschauten, tröstete scheinbar den König. Über die Fensterversicherung äußerte er sich nicht, nur einmal meinte er, es sei doch zu unangenehm, daß die Fensterläden im Schlafzimmer immer geschlossen wären. Darauf ließ Professor Grashey diese öffnen.

Um 1 Uhr 30 ungefähr begann der König in seinem Wohnzimmer zu dinieren. Es war natürlich notwendig, auch hier einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen; so konnte man bei-

ielsweise die scharfen Tischmesser nicht abgeben und mußte es verhindert werden, daß r König in Alkohol exzediere. Deshalb wurden hinsichtlich des letzteren Punktes bestimmte ordnungen getroffen, und statt der scharfen Tischmesser wurden goldene Obstmesser nommen. In Irrenanstalten ist es Sitte, daß die Tischmesser, die sich teils durch den brauch mehr schärfen, als zuträglich ist, teils von den Kranken selbst absichtlich geschärft rden, von Zeit zu Zeit auf dem Schleifstein stumpf gemacht werden. Da dieses hier in r kurzen Zeit nicht mehr möglich war, so mußte man zu dem oben angegebenen Aushilfs- ttel seine Zuflucht nehmen.

Der König fragte sofort, als er die stumpfen Goldobstmesser sah: „Ja, das Obst kommt doch ht am Anfang?"

„Majestät, das ist Befehl."

Nach dem Essen sprach der König noch einige Zeit mit Mauder, der ihm serviert hatte d der ihm, wie es schien, sehr gut gefiel, klagte dann über große Müdigkeit, begann sich szukleiden und ging etwa um 3 Uhr zu Bette.

Vorher zog er die große, breite und steife schwarze Binde an, mit der unmöglich ein Er- sselungsversuch hätte gemacht werden können, und gab dem Pfleger Mauder den Auf- g, ihn um 12 Uhr, also genau nach 9 Stunden zu wecken. Ich habe dies untersagt und nete an, man solle den König schlafen lassen, so lange es ihm beliebe, ich übernähme alle rantwortung dem König gegenüber.

An diesem, wie auch am nächsten Tage soll nach Aussage Mauders der König durchaus ne Abnormitäten beim Essen gezeigt haben. Von Halluzinationen hat Mauder nichts merkt.

Im 4 Uhr nachmittags ertönte plötzlich die elektrische Klingel, und zwar andauernd. Der wesende Schloßverwalter Huber erklärte sofort:

Er hängt."

Ich dachte sofort an Grasheys Worte und lief ins Schlafzimmer des Königs. Dieser lag z ruhig zu Bette, ich fragte ehrerbietigst, ob Majestät irgendwelche Befehle hätten.

Nein."

Das Rätsel löste sich bald, Huber meinte: Der Glockenzug hängt; es war nämlich früher n häufig vorgekommen, daß durch einen raschen Zug am Seil die Versicherung ausſprang, dann läutete es natürlich fortwährend. Wir konnten uns nur dadurch helfen, daß wir Holzstückchen unterlegten und damit den freien Spielraum des Hämmerchens auf Null zierten.

In der Nacht wurde ich noch einige Male interpelliert. Der König wollte seine Kleider nen, ich begab mich, es wird 2 Uhr gewesen sein, in sein Zimmer und sagte, der Herr Obermedizinalrat von Gudden habe mir mitgeteilt, Majestät wünschten erst am Morgen zu anzukleiden.

Endlich verlangte er wenigstens Strümpfe, die ich ihm auch sofort geben ließ. Er soll ruhig geschlafen und viel „geträumt" haben. Im Nachttischchen befand sich ein Paar Glacéhandschuhe, die der König früher beim Schlafen angezogen haben soll.

Professor Grashey und von Gudden schliefen im ersten Stock. Der Kammerdiener Mayr durfte nicht mehr zum König gehen dürfen. Es war bestimmt, daß der ganze Dienst sofort auch die Pfleger übernommen wurde. So war es möglich den Dienst peinlich genau zu überwachen und objektive Berichte zu bekommen.

Um 6 Uhr in der Frühe erhielt Mauder den Auftrag, den Waschapparat in Szene zu setzen, ein großes rundes Becken, bis zum Rand mit warmem Wasser gefüllt, in dieses stellte sich der König und übergoß sich mit kaltem Wasser den Körper. Nachher ließ er sich von Mauder frottieren sowie ankleiden und verlangte den Mayr und den Friseur Hoppe. Mauder erklärte, beide seien nicht in Berg. Dann frisierte Mauder den König; er sollte ihm ja recht kräftig die Haut des Vorderkopfes kneten und kratzen, das sei er so gewohnt.

Der Scheitel stünde über der Mitte des rechten Auges; auf dem Hinterkopfe befanden sich fast gar keine Haare mehr.

Vorher noch wurden Gudden und Grashey befohlen, die der König im Bette liegend empfing und in der früher schon geschilderten Weise ausfragte.

Nun ging er ins Wohnzimmer und frühstückte reichlich und fragte dann Mauder sehr eingehend nach Gudden, nach mir und so energisch nach dem Prinzen Otto, ob er noch so viel zerschlüge, ob er sich allein wasche, daß Mauder den Eindruck hatte, der König sei über seinen kranken Bruder aufs genaueste unterrichtet. Dies ist ja auch ganz leicht erklärbar, da alle 14 Tage ein Bericht von Fürstenried abging. Nun kamen die Familienverhältnisse Mauders bis in die kleinsten Einzelheiten daran, der König äußerte die Überzeugung, Mauder sei auf Universität gewesen.

Genug davon!

Um 11 Uhr wurde Gudden zum Spaziergang befohlen und ging bis 12 Uhr 15 mit dem König im Park spazieren.

Pfleger Hack folgte auf eine Entfernung von 400 Schritt und erhielt beim Anfang des Spazierganges gleich von Gudden einen Wink, der ihn veranlaßte, den Abstand noch zu vergrößern; der Abstand wurde dadurch so groß, daß er unterwegs einigemale die Spur verlor.

Vor dem Spaziergang hatten wir zu dreien, Gudden, Grashey und ich, im Gartenpavillon noch eine lange Unterredung mit dem Stabskontrolleur Zanders. In dieser Sitzung wurde die Tagesordnung des Königs genau festgestellt. Es sollten noch zwei neue Pfleger einberufen werden. Ich wurde gefragt, wen ich als zweiten Arzt des Königs für geeignet hielte, ich schlug den Assistenzarzt der Erlanger Anstalt, Dr. Specht, vor, Gudden war vollkommen damit einverstanden. An Specht habe ich gegen Abend geschrieben.

Zum Mittagessen trafen wir uns: Gudden, Grashey, Baron Washington und ich, im sog. Kavalierbau. Es ist dies ein hart am See gelegenes Haus, welches durch einen Laubengang mit dem Schloß in Verbindung steht und vier- bis fünfhundert Schritt von diesem entfernt liegt. In diesem Haus, das sich innerhalb der allgemeinen Umfassung, die den Park und das Schloß umzieht, befindet, wohnten früher die Flügeladjutanten und der Leibarzt des Königs. Jetzt war es die Wohnung des Baron Washington, dort erhielten wir unsere Post und die Zeitungen, und dort sollte der künftige Platz für das Mittag- und Abendessen des Kavaliers und des Arztes sein.

Gudden erzählte, was ihn der König alles auf dem Spaziergang ausgefragt habe, der König wolle alles bis ins kleinste Detail wissen, seine Unterhaltung biete wenig Abwechslung, denn sie drehe sich immer um dieselbe Frage, ob man ihm denn nicht nach dem Leben strebte.

Gudden meinte, der König habe sich „wunderbar gut" in seine neue Lage gefügt, er würde am Abend wieder mit dem König spazieren gehen, und zwar allein, denn es sei gar keine Gefahr vorhanden, der König sei wie ein Kind.

Wir, Washington und ich, äußerten unsere Bedenken darüber, ich erklärte, ich würde niemals die Verantwortung auf mich nehmen, mit dem König allein spazieren zu gehen. Das könne sich Gudden erlauben mit seiner faszinierenden Gewalt über die Kranken, ich selbst würde es niemals wagen.

Da lachte Gudden und meinte:

„Sie Schwarzseher."

Auf einmal kam der Stabskontrolleur Zanders ganz bleich ins Zimmer und erklärte, er sei zur Audienz beim König befohlen (2 Uhr 30). Es sei ihm schrecklich zu Mute, ob er denn hingehen solle?

Wahrscheinlich vermutete er, wir würden ihm abraten, aber Gudden sagte:

„Gehen Sie nur. Es ist nicht so schlimm."

Nach einer halben Stunde kam ein Pfleger und meldete mir, ich sei zur Audienz befohlen. Ich ging ins Schloß zurück und sagte dem Pfleger, daß ich auf die weiteren Befehle ner Majestät wartete. Daraufhin wurde ich ins Wohnzimmer des Königs befohlen. Ich etwas über ¾ Stunden beim König und muß offen gestehen, daß ich mehr gefragt den bin, als in meinem Staatsexamen.

Wäre ich nicht schon durch das mir von Gudden Mitgeteilte sowie durch das Gebaren Kranken bei unserer ersten und zweiten Anwesenheit in Schwanstein von seiner Krank- überzeugt gewesen, so hätte ich hier Gelegenheit gehabt, meine Diagnose zu stellen. Kranke stand bei meinem Eintritt am Tische und musterte mich mit großen Blicken, r er konnte es nicht ertragen, daß man ihn längere Zeit fest ansah. Während des Ge- ches wurde er merklich unruhig und ging nervös auf und ab. Das Gespräch selbst war eigentümliches Versteckenspielen des Kranken mit dem Arzte. Man sah klar, daß es König nur darum zu tun war, sich zu vergewissern, ob er dem, der vor ihm stand, auen könnte, daß er ihm Gift geben oder ihn sonstwie beseitigen würde. Das war ihm iptsache, und doch äußerte er diese Verfolgungsideen, man kann sagen, sehr vorsichtig umkleidete sie mit einer Menge von Fragen nach alltäglichen Dingen.

„Wo haben Sie studiert?"

„In Würzburg, Majestät."

„Sie sind Irrenarzt?"

„Jawohl, Majestät."

„Sind Sie es gerne?"

„Mit Leib und Seele, Majestät."

„Sie sind bei meinem Bruder? Wie geht es ihm denn?"

„In den letzten Jahren ist keine bemerkenswerte Änderung eingetreten, Majestät."

„Nicht wahr, ebenso, wie Sie Berichte an mich gemacht haben, so schreiben Sie jetzt an Prinzen Luitpold über mich?"

„Es ist mir noch kein diesbezüglicher Auftrag zuteil geworden, Majestät."

„Nun und dann schreiben Sie, es ginge mir recht schlecht? Man freut sich doch, wenn man , es ginge schlechter mit mir?"

„Majestät, ich bin fest überzeugt, daß sowohl der Prinz Luitpold, wie auch das bayerische k nur Freude empfinden wird, wenn sie hören, daß es dem König wieder besser geht."

„Ja, es ist doch sehr leicht, einem Menschen ein Mittel in die Suppe zu schütten, daß immer erwacht."

Ich gab darauf keine Antwort.

„Was gibt es denn für Schlafmittel?"

„Es gibt deren eine Reihe, Majestät: Opium, Morphium, Chloralhydrat, Bäder, chungen, gymnastische Übungen usw."

„Sie tragen eine Brille? Sind Sie kurzsichtig?"

„Auf dem linken Auge bin ich kurzsichtig, auf dem rechten astigmatisch, Majestät."

„Was ist das?"

„Ein Zustand, in dem die Hornhaut des Auges nur in einer bestimmten Ebene ins Auge nde Strahlen deutlich perzipiert."

„So! So! Sie haben wohl zu viel studiert?"

„Majestät, ich mußte viel studieren, aber meine Augen waren schon auf dem Gymnasium schlecht."

„Gudden sagte mir, Sie wollten meine Bibliothek ordnen?"

„Ich bin mit Vergnügen bereit, Majestät, und werde mich rasch zurecht finden."

„Können Sie französisch sprechen?"

„So viel man auf dem Gymnasium lernt, Majestät, kann ich schon. Aber das ist nicht viel. kann nicht sprechen, aber ich verstehe die Sprache, wenn ich langsam lese."

„Womit haben Sie sich auf dem Gymnasium meistenteils beschäftigt?"

„Ich war stets ein großer Freund der deutschen Poesie, insbesondere der lyrischen, und habe mich darin auch noch in den letzten Jahren weitergebildet, Majestät. Ich war auch schon verschiedentlich literarisch tätig."

„Ja, ja ... das ist hübsch ... Sie bleiben immer hier?"

„Ich werde mit einem noch zu bestimmenden Kollegen monatlich wechseln, Majestät."

„Wer ist das?"

„Es ist noch niemand ernannt, Majestät."

„Na, der wird schon ein Mittelchen wissen, mich unbemerkt aus der Welt zu schaffen."

„Majestät, ich kann für meinen zu ernennenden Kollegen, wie für mich bürgen, die Pflicht des Arztes ist es, zu heilen und zu bessern, nicht aber zu vernichten."

„Ja, ja, Ihnen traue ich, aber die anderen ..."

Nun wiederholten sich die Verfolgungsideen immer und immer wieder. Der König schaute mich oftmals groß an, aber wenn ich ihn fixierte, schlug er den Blick zu Boden. Dabei war er von einer großen nervösen Unruhe, er ging im Zimmer auf und ab, stellte sich wieder vor mich hin, schaute dann zum Fenster hinaus. Auf einmal neigte er gnädig und freundlich zugleich den Kopf, ich war entlassen.

Ich ging ins Kavalierhaus zurück, traf dort noch die Herrn beim Kaffee — es war 4 Uhr — und erzählte, was mich der König alles gefragt hatte.

Daraufhin besichtigten wir ein weiteres, zum Schloß gehöriges Gebäude, das der König für die Zeit bewohnen sollte, wo die notwendigen, baulichen Änderungen im Schlosse vorgenommen würden. Professor Grashey fuhr nach München zurück.

An diesem Nachmittage schickte Gudden das bekannte Telegramm nach München: Hier geht alles wunderbar gut.

Dann ging ich in mein Zimmer ins Schloß zurück. Inzwischen hatte der König das Diner befohlen und speiste sehr intensiv und anscheinend mit außerordentlichem Appetit.

Ich saß in meinem Zimmer und schrieb Briefe, darunter einen an meinen Freund Specht. Dieser Brief ging noch mit der Abendpost ab. Gegen 6 Uhr klopfte es bei mir, ich dachte, es sei ein Pfleger, sagte Herein und schrieb, ohne mich umzudrehen, an meinem Briefe weiter. Da legte mir jemand die Hand auf die Schulter, ich schaute erstaunt auf, es war Gudden. Als ich aufspringen wollte, hielt er mich nieder: „Lassen Sie sich doch nicht stören." Dann schaute er die Wagnerbilder an, deren in meinem Zimmer mehrere Dutzend an den Wänden herumstanden, und kam endlich an den Tisch zurück.

„Wenn ich nur nicht jetzt wieder zur Audienz befohlen werde, das ewige Ausfragen ist geradezu peinigend, der König will alles bis ins Detail wissen, und dann fragt er immer noch warum."

Da kam Mauder und meldete, der König habe von Gudden befohlen. Das war das letzte Mal, daß ich Gudden im Leben gesehen.

Der König wünschte spazieren zu gehen. Ich bestimmte den Pfleger Schneller, er solle hinterdrein gehen, obwohl Gudden mir mitgeteilt hatte (in Gegenwart Grasheys und Washingtons), daß er allein ginge.

Als die beiden, der König und Gudden, unten aus der Türe traten, sagte Gudden zu dem daneben stehenden Pfleger Mauder:

„Es geht niemand mit."

Der Pfleger meldete sich bei mir, und ich entließ ihn mit den Worten: „Es ist gut."

Im Anschluß an die Katastrophe wurden die näher beteiligten Personen noch in Schloß Berg gerichtlich vernommen. Da Mauders Aussage gerade in dem für mich so wichtigen Punkte ausstand, so wandte ich mich an das königlich bayerische Staatsministerium des Äußeren und des königlichen Hauses mit der Bitte um nachträgliche Vernehmung Mauders. Meiner Bitte wurde am 1. Dezember 1886 entsprochen, und Ende Februar 1887 erhielt ich von seiten des königlichen Ministeriums eine beglaubigte Abschrift dieser Vernehmung

meiner Verfügung. Ich halte es für zweckentsprechend, wenn ich dieses Protokoll im ortlaut hier wiedergebe:

„Im Juni des heurigen Jahres habe ich auf Anordnung des Herrn Freiherrn von Red- itz, funkt. Hofmarschalls, einige Zeit zur Verfügung des Herrn Obermedizinalrat Dr. von udden gestanden, Seine Majestät König Ludwig II. von Hohenschwangau nach Berg itbegleitet, machte hierauf in Berg Dienst bei Seiner Majestät dem König Ludwig d trat einige Tage nach Allerhöchst dessen Ableben meinen Dienst in Fürstenried wieder an. Am 13. Juni desselben Jahres hatte ich bei Seiner Majestät dem König den Dienst, elchen ich morgens um 6 Uhr übernahm. Am Nachmittag von ½5 Uhr bis ¾ 6 Uhr vierte ich Seiner Majestät dem König das Diner, während zwei weitere Pfleger Vor- nmerdienst hatten. Sie heißen Schneller und Braun, von denen der letztere, gleich ir, im Dienste Seiner Majestät des Königs Otto, damals königlichen Prinzen von ayern stand und noch steht. Nach Beendigung des Diners erhielt ich von Seiner Majestät n Auftrag, den Herrn Obermedizinalrat Dr. von Gudden zu suchen, um den besprochenen paziergang, wie Majestät sich ausdrückte, zu unternehmen. Ich traf Herrn Obermedizinal- t Dr. von Gudden im Zimmer des gleichfalls dort anwesenden Herrn Dr. Müller und eldete ersterem, daß Seine Majestät den Spaziergang anzutreten wünschen. Herr Ober- edizinalrat Dr. von Gudden entfernte sich hierauf sogleich, während ich aus dem Neben- nmer den Überzieher und Regenschirm seiner Majestät holte. Während dem fragte mich err Dr. Müller, welchen Pfleger die Begleitung treffe, worauf ich erwiderte, daß am Vor- ittag Pfleger Hack mitgegangen sei und demnach diesmal Pfleger Schneller an die eihe komme. Ich benachrichtigte sofort den Pfleger Schneller, daß er sich zum Mitkommen reite und begab mich in das Wohnzimmer Seiner Majestät, des Königs, um Allerhöchst nselben anzukleiden. Seine Majestät schritt hierauf, nachdem Obermedizinalrat Dr. n Gudden erschienen war, hinaus und die Treppe des Schlosses hinab, gefolgt von mir, r ich den Regenschirm trug, und Obermedizinalrat von Gudden. Als Majestät durch die ire ins Freie die kleine Treppe hinabgeschritten war, ersuchte mich Allerhöchst dieselbe, n Schirm zusammenzurollen und ihm zu geben. Ich tat, wie mir geheißen, überreichte einer Majestät, welche hiebei immer weiterschritten, den Regenschirm und kehrte gegen s Schloß zurück. Ungefähr 4 Schritte hinter dem weiterschreitenden König begegnete r Obermedizinalrat von Gudden, welcher sich gegen mich wandte und sagte, es darf in Pfleger mitgehen. Von Gudden blieb hiebei nicht stehen, sondern setzte seinen Weg nter dem vorausschreitenden König fort. Die Äußerung des Herrn Obermedizinalrates urde nicht mit sehr lauter Stimme gesprochen, so daß nach meiner Ansicht der in seinem ßen Schritt weitergehende König sie nicht gehört hat. Wenigstens blickte der König nicht t, und war auch kein anderes Zeichen zu bemerken, daß Allerhöchst derselbe von dem hinter n erfolgenden Vorgang Kenntnis nahm. Ich begab mich hierauf sofort zu Herrn Dr. üller, den ich in seinem Zimmer antraf und meldete ihm wörtlich, was Obermedizinal- t von Gudden mir gesagt hatte. Dr. Müller sagte hierauf: Gut ... ohne weiteres zu echen. Ich erblickte in den Worten des Herrn Obermedizinalrats einen Befehl, und es n mir kein Gedanke, daß derselbe nicht ernstlich gemeint sein könne. Ich suchte sofort den leger Schneller, welcher an der Tür ins Freie, jedoch noch innerhalb des Schlosses, stand. ch teilte ihm den Befehl des Obermedizinalrates von Gudden mit, worauf derselbe sich eder in die oberen Zimmer zurückbegab. Ich selbst war damit meines Dienstes ledig, eb aber noch einige Zeit bei den übrigen Pflegern, mit denen ich auch noch aß.

Ich habe mir über meine damaligen Erlebnisse Aufzeichnungen gemacht. Ziemlich lange ch den Vorgängen in Berg hat mich Herr Dr. Müller ersucht, ihm von demjenigen Teil einer Aufzeichnungen eine Abschrift zu machen, welche die Vorgänge vor dem Abend- tziergange des 13. Juni betreffen. Herr Dr. Müller hatte nämlich bemerkt, daß ich beim chtdienst öfter schrieb, und es war auf diese Weise zu seiner Kenntnis gekommen, daß mir solche Aufzeichnungen gemacht habe. Dem Ersuchen entsprechend, fertigte ich zwei

Abschriften des bezüglichen Teiles meiner Aufschreibungen und übergab sie Herrn D
Müller. Weitere Unterredungen über die Sache hatte ich mit Herrn Dr. Müller nich

Vorgelesen, genehmigt und unterzeichnet:
Bruno Mauder."

Das Protokoll ist unterzeichnet von der Kommission des Staatsministeriums des köni
lichen Hauses und des Äußeren und die Abschrift von dem Generalsekretär desselben Min
steriums beglaubigt.

So konnte also der traurige Vorfall sich ohne Zeugen und ohne Hilfe abspielen. Gudde
Worte waren ein klarer und bestimmter Befehl. Hätte ich den Befehl mißachtet und trotzde
jemanden nachgeschickt, und hätte dann der kranke König eine Szene provoziert, so wäre d
Schuld an mir gelegen, und ich hätte die schwere Verantwortung auf mich genommen, d
aus der Nichtachtung eines Befehls erwuchs.

Außer diesem eben zitierten Aktenstück sind noch andere vorhanden, die in den ersten Stun
den des 14. Juni durch eine von Starnberg erschienene Gerichtskommission aufgenom
men wurden. Einen Teil derselben hat der Direktor der oberbayerischen Kreisirrenanstal
bereits veröffentlicht. Da dieselben aber als Bruchstücke nicht imstande sind, die Situation z
klären, so will ich die Zusätze, die zu meiner Vernehmung und zu der Baron Washington
gehörten, hier reproduzieren.

Es heißt in meiner Vernehmung:

„Baron Washington redete demselben (von Gudden) mittags zu, er solle nicht allei
mit Seiner Majestät solche Gänge unternehmen, bzw. äußerte Bedenken darüber
Dr. Gudden erwiderte indessen, seine Majestät seien vollständig ruhig, haben sich gan
in die gegenwärtige Lage gefügt, und es bestehe keine Veranlassung zu einer Überwachung
auf den Spaziergängen in seiner Begleitung."

Am Schlusse von Baron Washingtons Vernehmung heißt es:

„ . . . Das ist richtig, daß Dr. Gudden von der Liebenswürdigkeit Seiner Majestät gan
eingenommen war und voll Selbstvertrauen auf seinen Einfluß über Seine Majestät war
Dr. Gudden schien mir auch bestrebt, den Umgang Seiner Majestät mit dem Dienstperson
zu verringern und ihn allmählich wieder dazu zu bringen, daß er den Herren seines Dienste
näher trete und sich an deren Unterhaltung gewöhne.

In diesem Sinne äußerte sich Gudden auch noch in Gegenwart des königl. Bezirks
amtmannes Freih. von K. H. und ich glaube Grasheys gestern nachmittag; er legte mi
dabei nahe, selbst einmal mit Seiner Majestät allein eine Ausfahrt zu machen, und als ic
mich hiegegen verwahrte und erklärte, ich würde dies nur mit Zuziehung eines Wärters
tun, suchte er die von mir geäußerten Bedenken hinwegzuscherzen und als übertrieben
hinzustellen."

Ich glaube, daß dem weiter nichts hinzugefügt zu werden braucht.

Der Spaziergang wurde um 6 Uhr 25 angetreten. Obwohl es leise regnete, ließ sich der
König von Mauder den Regenschirm zusammenlegen. Vorher hatte er, was Mauder
erst später erzählte, lange Zeit mit dem Opernglas den von Starnberg um 6 Uhr abfahren
den Dampfer beobachtet. Die beiden gingen auf dem Seewege, auf dem selben Wege, den
sie auch am Morgen eingeschlagen hatten. Ich schrieb noch bis ½8 Uhr und ging dann ins
Kavalierhaus; um 8 Uhr wollten wir soupieren, und Gudden sollte bis dahin zurück sein.
Gegen 8 Uhr wurde der Regen etwas intensiver. Als Gudden nun nicht zur rechten Zeit
kam, begann Washington zu schimpfen; es ist doch leichtsinnig, so lange allein mit dem
König im Regen spazieren zu gehen. Ich sprach noch mit Baron Washington darüber, wie
unangenehm es für mich sei, daß Gudden den König an ein Maß von Freiheit gewöhne,
das ich ihm doch niemals gewähren könne.

Aber ich bekam ein Gefühl von Angst. Ich ging ins Schloß zurück und schickte vielleicht
5 Minuten nach 8 Uhr erst einen Gendarmen, dann zwei weitere in den Park, um nach den

iden zu sehen. Ich selbst blieb vorläufig am Eingange des Schlosses stehen und organi-
rte in Gemeinschaft mit Baron Washington und dem Schloßverwalter Huber eine
urchsuchung des ganzen Parkes, so daß bis ½9 Uhr nahezu das ganze Schloß, Gendarmerie
d Pflegepersonal aufgeboten war, dann begann ich mit Huber selbst zu suchen, wobei
r besonders Rücksicht auf die Felsenpartie im Parke nahmen.

Aber unser Suchen blieb resultatlos und eine Patrouille kam nach der anderen zurück
it der Meldung, sie hätten nichts gefunden.

Schon um 9 Uhr erklärte ich zu Baron Washington, als ich wieder von der ersten Streife
rückgekommen war:

„Ich glaube, sie sind beide tot."

Nun folgten Stunden unbeschreiblicher Aufregung. Washington wollte nach München
legraphieren, ich zögerte immer noch und sagte, dazu geht uns die Zeit nie aus ... und
st kurz vor 10 Uhr meinte ich selbst: Jetzt wird es Zeit.

Wir gingen also ins Telegraphenbüro und gaben die ersten Telegramme nach Mün-
en ab:

„Der König und Gudden am Abend spazieren gegangen. Noch nicht zurück. Der Park
rd durchsucht."

Um 10 Uhr 30 entstand plötzlich eine große Schreierei, ein Schloßbediensteter brachte den
ut des Königs mit der Brillantagraffe, den er am Ufer des Sees gefunden hatte. Der
ut war vollständig durchnäßt.

Nach wenigen Minuten wurde mir gemeldet, man hätte den Hut Guddens und die beiden
öcke des Königs gleichfalls am Ufer gefunden, ebenfalls durchnäßt, und einige Schritte
f dem Trockenen lag Guddens Regenschirm.

Nun lief ich mit dem Schloßverwalter Huber hinunter an den See, wir weckten den Fischer
dl und bestiegen ein Boot, fuhren ungefähr um 11 Uhr ab gegen Leoni zu. Wir waren
ch nicht lange auf dem Wasser, da stieß Huber plötzlich einen Schrei aus und sprang ins
asser, das ihm bis an die Brust ging. Er umklammerte einen Körper, der frei auf dem
ee trieb, es war der König in Hemdsärmeln.

Ein paar Schritte hinterdrein schwamm ein zweiter Körper — Gudden — ich zog ihn
s Boot, und dann ruderte Lidl gegen das Ufer zu.

Am Ufer sprangen uns einige Pfleger bei, und mit diesen hoben wir die beiden Körper
s Boot, wir standen bis zur Hüfte im Wasser. Beide waren, wie ich damals sofort er-
rte, ohne Puls und ohne Atmung. Die Totenstarre war schon eingetreten. Die Uhr
s Königs, die aus der Weste heraushing, war um 6 Uhr 54 stehen geblieben, es war
wischen Uhrglas und Zifferblatt Wasser eingedrungen. Der König hatte die Uhr an dem-
ben Tage aufgezogen.

Guddens Uhr war um 8 Uhr stehen geblieben, doch zog dieser seine Uhr nur sehr selten
f, und hatte selbst keinen Uhrschlüssel in Besitz.

Wir machten nun, nachdem wir rasch die Kleider geöffnet hatten, an den beiden die
üblichen Wiederbelebungsversuche, indem ich die künstliche Atmung einleitete und in
n Zwischenpausen die Brust frottieren ließ. Hierbei ist es vorgekommen, daß der Pfleger
auder mit einem Messer dem Stabskontrolleur Zanders die Rockflügel abschnitt.

Bei den Versuchen waren beteiligt: 3 Gendarmen, 3 Pfleger, Zanders, Ritter und Huber.
n Ufer standen mehrere Stallbedienstete, die auch dem Baron Washington zuriefen,
ß beide noch Lebenszeichen gegeben hätten, worauf dieser nach München telegraphierte:
Beide leben, Dr. Müller macht künstliche Einatmungen."

Wodurch diese Ansicht entstanden ist, ist mir nicht recht klar, möglich, daß bei dem Ver-
he, auf Pupillenreaktion ein Augendeckel etwas höher stehen blieb, als der andere,
glich, daß eine mechanisch hervorgerufene Änderung in der Körperlage als willkürliche
wegung aufgefaßt wurde. Kurz, ich weiß es nicht. So viel war mir von vornherein

sicher, daß beide schon seit Stunden tot waren, und ich machte die Wiederbelebungsversuch nur, um späteren diesbezüglichen Vorwürfen zu begegnen.

Natürlich waren alle Versuche ohne Ergebnis. Als es von Starnberg 12 Uhr schlu erklärte ich, weitere Bemühungen seien nutzlos und konstatierte dann offiziell den Tod d Königs und seines Arztes.

Wir fuhren nun zurück in den kleinen Hafen an der Fischerhütte. Dort wurden Tra bahren geholt und dann zuerst die Leiche des Königs und dann die Guddens nach de Schlosse getragen, um dort in zwei Eckzimmern des ersten Stockwerks aufgebahrt z werden.

Wir mußten die Stiefel aufschneiden, desgleichen zum Teile die Kleider und ließen dan die Leichen nackt, aber mit einem Leintuch zugedeckt, bis die herbeigerufene Gerichts kommission von Starnberg ankäme. Diese erschien gegen 2 Uhr. Oberamtsrichter Jehl Bezirksarztstellvertreter Dr. Weiß und prakt. Arzt Dr. Magg mit einem Schreibe

Zuerst wurde der Tod des Königs, dann der Guddens konstatiert (also nun zum dritte Male). Beim König fühlte Dr. Weiß vielleicht 10 Minuten lang den Puls, er spürte imme den seinigen, wie er mir später gestand. Er hatte eben auch noch bei keinem König di Totenschau vorgenommen. Bei Gudden ging es schneller, und Dr. Weiß beendete hie seine Tätigkeit als Gerichtsarzt mit den Worten: defunctus est.

Während der König am Körper nirgends Verletzungen zeigte (dagegen war die Hut krempe an einer Stelle frisch gerissen), fanden sich in Guddens Gesicht (auf Stirn und Nase mehrere schräg verlaufende Kratzwunden und über dem rechten Auge ein blauer Flec herrührend jedenfalls von einem wuchtigen Faustschlag. Ferner war der vordere Teil des Nagels am rechten Mittelfinger zur Hälfte abgetrennt. Das Gesicht des Königs zeigte einen finsteren, herrschsüchtigen, fast tyrannischen Zug, Guddens Züge dagegen hatten das freundliche Lächeln beibehalten, das man ja so oft bei ihm wahrnehmen konnte.

Inzwischen hatte ich mit Baron Washington noch viel telegraphiert, auch an die Familie Gudden. Um 3 Uhr wurde ich dann vernommen und meine Aussage protokolliert. Um 4 Uhr kam Graf Törring, der erste, der unseren Telegrammen nachgekommen war. Nun wurden die Leichen feierlich aufgebahrt, mit blauseidenen Decken bis zum Kopf verhüllt und dann die Betten mit Blumen geschmückt. Im Zimmer des Königs hielten zwei Gens darmen die Totenwache, bei Gudden vier Pfleger.

Im Laufe des Morgens und Vormittags wurden nun auch die Pfleger und Diener verhört, ferner wurden die Fußspuren im See besichtigt und die Stelle durch eingerammte Fähnchen bezeichnet. (Später machte der junge Graf Törring einen Situationsplan.)

Nun kam auch Hofrat Klug, der Bezirksamtmann Kobell, Baron Malsen (der als Kavalier zum König bestimmt war), Hauptmann Horn und gegen 4 Uhr mittags die Minister außer dem Ministerpräsidenten und dem Kriegsminister. Diese nahmen nun nochmals eine Totenschau vor, dann mußte ich meine Beobachtungen dem Ministerialrat Baron Völderndorff diktieren, und Minister Crailsheim ersuchte mich, am anderen Tage ins Ministerium des Äußeren zu kommen, da ich noch ein Gutachten über den König abzugeben hätte. Dies war mir um so lieber, als ich damit einen Grund hatte, endlich wieder nach München zurückzukommen. Vorher bekam ich noch von dem Verwalter der Kreisirrenanstalt ein Telegramm, ich solle für einen Sarg für Gudden und für die Überführung der Leiche nach München sorgen. Es ist geradezu lächerlich, wenn ich daran denke, daß man mir aus München telegraphiert, ich solle dafür sorgen. Das hätte man doch von München aus viel leichter besorgen können. Ohne die gütige Mithilfe des Bezirksamtmanns v. Kobell, der an den Polizeidirektor um einen Wagen und Sarg telegraphierte und der die Anzeige beim Standesamt in Starnberg übernahm, wäre ich nicht imstande gewesen, diesem Auftrag nachzukommen.

Professor Grashey, an den ich drei Telegramme geschickt hatte, gab mir keine Antwort, sondern fuhr nach Würzburg, um seine Frau, eine Tochter Guddens, zu trösten. Von der

Familie Guddens und von der Anstalt sah ich in dieser traurigen Zeit überhaupt nichts. Man hatte dort weit vom Schuß den Kopf verloren.

Nachdem also auch das besorgt war und als vom Polizeidirektor die Nachricht gekommen war, daß alles richtig besorgt würde, war ich mit meiner Mission zu Ende. Ich ließ mein Gepäck herrichten, sah mir noch einmal die Leiche des Königs und die Guddens an, die von den vielen Besuchern ganz mit Blumen überschüttet waren, beurlaubte dann zwei Pfleger und ließ die zwei Prinzenpfleger bei meinem Chef zurück; sie sollten bleiben, bis der Leichenwagen ankam, und dann, wenn Platz wäre, mitfahren. (Dies war, wie ich später erfuhr, nicht der Fall, und da die armen Teufel in Berg kein Fuhrwerk bekamen, so fuhren sie mit dem ersten Zuge nach München.)

Guddens Leiche wurde auf meine Bitte von dem Kaplan von Berg ausgesegnet, und er wurde um 12 Uhr abgeholt, kam um 8 Uhr in München an.

Die königliche Leiche wurde vom Stiftsdekan Türk eingesegnet und um 9 Uhr abgeholt, nachdem vorher vom Gesicht und von der rechten Hand die Totenmaske abgenommen war.

Ich ging nun zurück in den Kavalierbau, fand dort Horn, Törring, Kobell, Washington, Malsen und den jungen Törring. Mit letzterem fuhr ich um ½7 Uhr mit einem Hofwagen nach Starnberg und kam ungefähr um ½10 Uhr in München an.

Ich traf am Bahnhof den Anstaltsverwalter, den ich von meiner Ankunft unterrichtet hatte. Dann fuhr ich in die Allgemeine Zeitung, um einige unrichtige Notizen zu rektifizieren. Damals schlug mir Dr. Braun vor, Guddens Nekrolog zu schreiben, ich lehnte ab und nannte erst Professor Winkel und dann meinen Kollegen Rehm. Den Nekrolog schrieb später Dr. Nißl.

Nachdem ich in der Allgemeinen fertig war, fuhr ich nach Hause, wo ich mein Zimmer vollständig ausgeräumt fand, man wollte dort Guddens Leiche aufbahren, tat es später aber doch nicht.

Mein Bett war in Dr. Rehms Wohnzimmer, dort fand ich auch sämtliche Kollegen, die sich durch Bier, Wein und Zigarren noch künstlich aufrecht hielten bis 2 Uhr — ich mußte andauernd erzählen — bis ich, einfach dem Umfallen nahe, kategorisch erklärte, es sei jetzt genug.

Am andern Morgen fuhr ich ins Ministerium des Äußern, gab ein Gutachten über den König auf meinen Sachverständigeneid bei Baron Völderndorff ab und wohnte dann der Vernehmung des Kammerdieners Mayr durch Dr. Rumpler bei.

Auf Wunsch des letzteren stellte ich noch einzelne psychiatrische Fragen an Mayr, die mit ins Protokoll aufgenommen wurden.

Am Donnerstag war ich bis zum späten Abend mit Grashey, Hagen, Hubrich und Kerschensteiner in der Kammer der Reichsräte; wir wurden aber erst gegen Ende, wie Grashey meinte, zum Handkuß, zugelassen, das heißt, wir waren zuerst im Vorzimmer, dort schrieb ich eifrig Briefe, und gegen Schluß der Sitzung wurden wir gerufen, dann gab Grashey ein mündliches Gutachten über den Geisteszustand des Königs ab.

Am Mittwoch mittag wurde Gudden auf dem Auerkirchhof begraben. Vorher hatten wir eine große Anzahl unserer Kranken gesehen. Die Sektion wurde, trotzdem wir Assistenten öfter daran erinnerten, nicht gemacht. In der Anstalt wurden über 100 Kränze abgegeben. Im Zuge befand sich Exzellenz Pranckh mit dem Hofmarschall des Königs, Baron Redwitz, sämtliche Teilnehmer an der Tragödie. Der Schlußsatz der Rede des Pfarrers aus der Au war im vollsten Sinne wahr: Gudden ist in seinem Berufe gestorben, er starb im edelsten Sinne des Wortes für König und Vaterland.

Vom 21. bis 26. Juni waren die Landtagsverhandlungen, bei denen wir immer anwesend sein mußten. Zuerst wurden die Verhandlungen in einem Ausschuß gepflogen und waren geheim, am Samstag waren die öffentlichen Schlußsitzungen. In diesen Sitzungen wurde ein umfangreiches Aktenmaterial veröffentlicht. Briefe des Königs in ganzen Stößen,

darunter auch die letzten uns betreffenden Befehle, die der König in Schwanstein geschrieben. Nach allem ist mir klar geworden, daß der König ebenso wie sein Bruder Otto an originärer Verrücktheit krankte, er war schon als Kronprinz geisteskrank. Ich gebe in diesem Falle weniger auf die mühsam aus allen Ecken und Enden hervorgesuchten Halluzinationen, sondern für mich war der Mangel an jeglichem moralischen Gefühl, die oftmals tagelang andauernde Ratlosigkeit, die Verschwendungssucht, das unstete Wesen, der Hang zur Einsamkeit und der gradierend zunehmende Schwachsinn überzeugend. Wenn ich gefragt würde, kann man nicht noch eine präzisere Diagnose stellen, dann würde ich sagen: Ja — der König litt an folie morale, moral insanity, an moralischem Irresein.

Was Professor Hagen darunter versteht, wenn er sagt, des Königs Krankheit war ein Gemisch von Verrücktheit, Tollheit und Narrheit, das weiß ich nicht, mir scheint es, als wären dies drei verschiedene Worte für den gleichen Begriff.

Bezüglich des Königs hatte ich nur zu erzählen, wie die Ereignisse des letzten Abends sich abspielten. Es fragte mich Dr. Orterer, mit der Motivierung, in den Zeitungen sei das nicht klar; dabei hatte er vor sich das Fremdenblatt liegen. Hätte er die Allgemeine Zeitung angesehen, dann hätte er nicht zu fragen brauchen.

Bezüglich des Verlaufes der Verhandlungen ist mir eines sehr unangenehm aufgefallen: Man hatte es anscheinend absichtlich vermieden, die Rede auf die sexuellen Exzesse des Königs zu bringen. Ich selbst habe die Überzeugung, daß der König in diesem Punkte so wenig gesündigt hat wie sein Bruder Otto, dem man ja auch alles Mögliche nachgeredet hat. Ich weiß, daß das auch Guddens Ansicht war . . .

Über den Prinzen Otto gab ich ein kurzes mündliches Gutachten ab; dann wurde eine Krankengeschichte, die vom Juni 1878 bis Mai 1886 geht und von mir im Mai 1886 fertiggestellt worden war, verlesen . . .

Mit der Schlußsitzung am Samstag abend war meine Tätigkeit in dieser Tragödie zu Ende, anderen Tages fuhr ich nach Würzburg in Urlaub.

Aus Zeit und Geschichte

Kaiserin Friedrich und Bismarck

Von Arnold Oskar Meyer in München

In den Briefen der Kaiserin Friedrich[1]) ist menschlich am erschütterndsten der Haß der Mutter gegen den Sohn. Eine der Kaiserin nahestehende Frau erzählte mir einmal: „Es war furchtbar, die Kaiserin über ihren Sohn, den Kaiser, reden zu hören. Ich habe nie wieder eine Mutter so über ihren Sohn reden hören wie die Kaiserin Friedrich über Wilhelm II. Sie war schon beleidigt, wenn man nur Ähnlichkeiten zwischen ihr und ihrem Sohne zu sehen glaubte. Sie wollte nichts mit ihm gemein haben." Und doch ist es keine Frage, daß der Sohn körperlich wie geistig weit mehr koburgisches Muttererbe als hohenzollernsches Vatererbe mitbekommen hat. Die verbitterte Frau haßte im Sohne ein Stück von sich selbst. Es war viel unglückliche, enttäuschte Liebe in diesem Haß.

[1]) Letters of the Empress Frederick. Edited by Sir Frederick Ponsonby. London 1928. Die Seitenzahlen der Zitate sind im folgenden nach der englischen Ausgabe gegeben. Eine deutsche ist vor kurzem im Verlage von Th. Knauer, Berlin, erschienen.

Ihr anderer großer Haß galt Bismarck. Hier galt er nicht der verwandten, der eigenen Art, sondern dem völlig Fremden, dem Unverstandenen. Bismarck hat ihn von Anfang an zu empfinden gehabt und hatte guten Grund zu der Annahme, daß die Abneigung ihres Vaters, des liberalen Prinzgemahls von England, gegen ihn, den konservativen Junker, schon in der Reaktionszeit der 50er Jahre den Grund zu der Voreingenommenheit gelegt habe, die er bei der Princess Royal of Great Britain, die 1858 preußische Kronprinzessin wurde, sehr bald gegen sich wahrnahm[1]). Prinz Albert hat seiner Tochter, von deren Gaben er hoch dachte, während ihrer mehr als zweijährigen Verlobungszeit täglich eine Stunde Unterricht in Politik und Geschichte erteilt und hat sie vor allem in seine Anschauung von der deutschen Frage eingeführt. Ein künftiger Souverän ist selten so planvoll auf seinen Beruf hin geschult worden wie damals die Braut des preußischen Thronerben, die doch gar nicht zum Regieren bestimmt war[2]). Prinzessin Viktoria trug, als sie in Berlin einzog, ein festes politisches Glaubensbekenntnis, das Ideal des Liberalismus, den Gedanken der moralischen Eroberung Deutschlands durch Preußen, als Vermächtnis ihres Vaters in sich. Und sie durfte sich in diesem Glaubensbekenntnis mit ihrem jungen Gatten, Kronprinz Friedrich Wilhelm, völlig eins fühlen. Denn in dessen Herzen war die Liebe zu England und zu seinen liberalen Verfassungsformen früher gekeimt als die Liebe zu seiner Braut, und jene ältere Liebe hatte die Brücke gebildet, die ihn in das Vertrauen der königlichen Familie zu Windsor einführte. Prinz Albert hat seinen starken Trieb zu praktischer Politik in keiner Rolle besser betätigen können als in der des Mentors seiner gekrönten oder eine Krone erwartenden Verwandten und Angehörigen. Und bei keinem von ihnen hat er — zu ihrem eigenen Unheil — einen so fruchtbaren Boden für seine Aussaat gefunden wie bei Viktoria und Friedrich Wilhelm. Hier liegt der tiefste Grund aller Konflikte des preußischen Kronprinzenpaares mit dem Schöpfer der deutschen Einheit.

Hätte König Wilhelm im September 1862 keinen Bismarck gefunden und hätte sein Sohn in jener Schicksalsstunde den Mut aufgebracht, die ihm durch den Vater zugeschobene Krone anzunehmen, so würden seine liberalen Träume sicherlich bald zerronnen sein. Denn Friedrich Wilhelm war zu nichts weniger geschaffen als zu der passiven Rolle des konstitutionellen Herrschers in einem parlamentarisch regierten Staate, wie ihn die Fortschrittspartei in der Konfliktszeit ersehnte. Er, der im November 1870, mitten im deutschen Einigungskrieg, im Hauptquartier zu Versailles ernsthaft verlangte, daß man die widerstrebenden Regierungen von Bayern und Württemberg durch Drohungen ins Reich hineinzwinge, er, der einem Bismarck damals vorwarf, er sei sich seiner Macht noch gar nicht genügend bewußt[3]) — er würde nur in der Rolle des aktiven selbstbestimmenden Monarchen sein Genüge gefunden haben. Er würde, hat Bismarck geurteilt, wenn er länger gelebt hätte, das Ansinnen einer „wahrhaft konstitutionellen Regierung", d. h. einer Schmälerung seiner Kronrechte zugunsten der Parlamentsmehrheit, mit Energie und Entrüstung zurückgewiesen haben. Wie Bismarck dachte auch der liberale, mit dem Kronprinzen nahe befreundete Minister Friedberg, der zu seinen politischen Gesinnungsgenossen sagte: „Wenn Ihr diesem liberalen Fürsten nach seiner Thronbesteigung an seine Krone tastet, dann werdet Ihr Euch sehr wundern und merken, was in ihm steckt"[4]). Und mit seiner Gemahlin wäre es wohl nicht viel anders gewesen. Denn ihr heißes Streben nach politischem Einfluß war im Grunde doch nichts anderes als ein fortgesetzter Angriff auf die in Preußen bestehende Verfassung, also ein Beweis ihrer Unfähigkeit zur Unterordnung, zum Verzicht auf die eigene Meinung, die sie gerade vom konstitutionellen Herrscher verlangt werden muß.

[1]) Gedanken und Erinnerungen, I, S. 150.
[2]) The Empress Frederick. A Memoir. London 1913. S. 34f.
[3]) Kaiser Friedrichs III. Kriegstagebuch, herausgeg. von H. O. Meisner. Leipzig 1926. S. 223.
[4]) Bismarcks Gesammelte Werke, Bd. 9, S. 333, 448.

Da Wilhelm I. seinen Bismarck fand und König blieb, so hatte das Kronprinzenpaar keine Gelegenheit, seine Eignung für die parlamentarische Regierung zu erweisen, doch dafür ein um so weiteres Feld für die Rolle des Frondeurs. Und wie der oppositionelle Parlamentarier, der seine Partei nicht ans Ruder kommen sieht, der nie als Minister die Probe staatsmännischen Könnens ablegen darf, leicht verbittert und zum Doktrinär wird, so ist es, wenn nicht beiden Gatten, doch der ewig regierenden Kronprinzessin ergangen. Hätte sie den preußischen Staat und das Deutsche Reich vom Throne aus sehen können, möglich, daß dann trotz der väterlichen Mitgift die liberalen Grundsätze an der Wirklichkeit der harten Staatsnotwendigkeit zerbrochen wären. Vielleicht hätte sie dann erkannt, daß jedes Staatswesen seine eigenen Aufgaben und Lebensbedingungen hat, und daß nicht einmal „das erste Volk der Welt" — so nennt sie das englische im März 1871, auf dem stolzesten Höhepunkt deutscher Geschichte — imstande ist, eine Staatsform zu schaffen, die für alle Völker paßt. Vielleicht! — aber da ihr Schicksal blieb, zu warten und immer wieder zu warten, so wurden ihr Kritik und Negation zur zweiten Natur und die geheiligten Grundsätze Freiheit und Fortschritt, Liberalismus und moderne Regierung, wurden ihr zu Götzenbildern, in deren Anbetung alle staatsmännische Weisheit beschlossen blieb.

Für ihre politische Entwicklung — wenn man das Wort Entwicklung auf einen starren Doktrinär wie sie überhaupt anwenden kann — war es verhängnisvoll, daß ihre ersten Eindrücke von preußischer Politik in die Konfliktszeit fielen. Die budgetlose Regierung, die preußische Polenpolitik zur Zeit der Alvenslebenschen Konvention, die politische Annäherung an Rußland, die Knebelung der Presse, das Fernbleiben König Wilhelms vom Frankfurter Fürstentag, das Mattsetzen des Augustenburgers durch Bismarck nach der Befreiung Schleswig-Holsteins, und endlich — das größte von allem — die blutige Lösung der deutschen Frage im Jahre 1866: waren das nicht lauter unverzeihliche und immer schwerer lastende Sünden gegen den Gedanken der moralischen Eroberung Deutschlands durch Preußen, den Prinz Albert seine Tochter gelehrt hatte? Wohl haben die Siege auf den böhmischen Schlachtfeldern, in denen Vicky echt weiblich ausschließlich Siege ihres Fritz sah, die preußische Kronprinzessin zum ersten Male mit Stolz auf Preußen erfüllt, stolz auf die „überlegene Rasse" dieser Nation, auf die Intelligenz und Humanität der preußischen Kriegführung; aber „um so mehr" — so schreibt sie ihrer Mutter — „hasse ich Alle, die durch ihre Mißregierung die Nation der Sympathien berauben, die sie zu haben verdiente". Wie der eigenwilligste Fortschrittsmann erklärt sie: „Wenn Deutschland einiger, mächtiger, freier und glücklicher aus diesem Elend hervorgeht, so kann man mit der Zeit die Wunden vergessen, unter denen man jetzt leidet; aber rechtfertigen wird das in meinen Augen niemals den Krieg ... Wie kann ich mit einem solchen Mann und solchen Grundsätzen an der Spitze unserer Regierung auf befriedigende Ergebnisse für Deutschland oder für uns hoffen!" (S. 65, 66).

Grundsätze und immer wieder nur Grundsätze, Besserwissen, Anklagen und Moralisieren, das sind ihre Urteile über Bismarck von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, nahezu immer sich gleichbleibend, eintönig und arm bis zur Langenweile. Man weiß in der Regel schon im voraus, was kommt, wenn der Name Bismarck in den Zeilen erscheint. Der Sieg über Frankreich und die Gründung des Deutschen Reiches füllte auch sie zwar mit neuem Stolz auf ihr Adoptivvaterland, aber nicht mit dem leisesten Gefühl der Dankbarkeit gegen den Schöpfer des Werkes. Wohl erscheint er in ihren Briefen nicht selten als „the great man", aber doch zugleich immer als die Verkörperung des bösen Prinzips und als die Ursache aller unfreundlichen Urteile des Auslandes über Deutschland. Ja, mehr noch als das: selber unfähig zu sachlichem Urteil, hemmungslos ihren Stimmungen hingegeben, sieht Viktoria auch in Bismarcks Politik nur den Ausfluß von Stimmung und Laune: „Sein Wille allein ist hier Gesetz und von seiner guten oder schlechten Laune hängen unsere Aussichten auf Sicherheit und Frieden ab" (S. 138). Es wird schwer halten,

Äußerungen von Bismarcks Zeitgenossen oder von Nachlebenden zu finden, die an Verständnislosigkeit diese Worte überbieten. So schreibt sie nach der „Krieg-in-Sicht"-Krisis vom Frühjahr 1875[1]). Ein Jahr später aber, als Bismarck für Erhaltung des europäischen Friedens arbeitet, da sind auf einmal seine Berechnungen und Motive „ganz einfach und ehrlich" (S. 144). War sie bekehrt? O nein — aber die Engländerin in ihr war befriedigt, weil Bismarck nicht mit Rußland ging. „Er glaubt, ein starkes England sei nützlich für Europa, und man kann sich nur freuen, daß er so denkt und fühlt." (S. 152). Bismarcks Arbeit für ein starkes Deutschland hat der Kronprinzessin nicht ein einziges Mal freudige Zustimmung entlockt. Sowie seine Politik auch England zugute zu kommen scheint, steht die Princess Royal auf seiner Seite und sucht das Mißtrauen ihrer Mutter, der Königin, zu zerstreuen. Zeit zwanzig Jahren die zweite Frau Deutschlands an Ehre und Würde, geht sie zum erstenmal mit Deutschlands großem Staatsmann zusammen, als die Engländerin in ihr mit ihm unzufrieden sein kann. Wie recht hat doch Bismarck gehabt, als er im April 1856 an General von Gerlach über die geplante englische Heirat des künftigen Erben der preußischen Krone schrieb: „Das Englische darin gefällt mir nicht, die Heirat mag aber ganz gut sein; denn die Prinzessin hat das Lob einer Dame von Geist und Herz."

Als Bismarck zu allen anderen Erfolgen schließlich noch das Meisterstück zuwege brachte, das zur See wehrlose Deutschland zur Kolonialmacht zu erheben, da war es längst wieder aus mit der Zustimmung Viktorias zu seiner Politik. Sie brachte es fertig, in der deutschen Kolonialpolitik nichts als ein Wahlmanöver zu sehen, ein Mittel der Stimmungsmache zugunsten der Regierung. Und die lieben Deutschen sind dumm genug, darauf reinzufallen! „Die Nation ist wirklich wie ein Kind, entzückt von einem neuen Spielzeug oder Leckerbissen, einer gezuckerten Pflaume, die man ihm hinhält. Gierig versucht es danach zu haschen und ist wütend auf jeden und alles, was ihm Schwierigkeiten in den Weg legt" (S. 195). Die Tochter des Landes mit dem größten Kolonialreich der Geschichte ist außerstande, sich vorzustellen, daß die Deutschen Kolonialpolitik aus anderen als wahltaktischen und kindischen Gründen treiben könnten! Das Urteil — nicht etwa nur einmal unbedacht hingeworfen, sondern noch nach Jahren wiederholt und ernsthaft begründet (S. 373) — ist ebenbürtig jenem anderen, daß Bismarck nach seiner Laune über Krieg und Frieden entscheide. Ein andermal läßt diese kluge Frau sich weismachen, Bismarck habe die Kolonien nur erworben, um ein Mittel zur Aufpeitschung des deutschen Patriotismus gegen England zu haben; das aber brauche er, um zu hindern, daß der Kronprinz Freundschaft mit England schließe und britischen Ideen Eingang in Deutschland verschaffe! (S. 446 f.). Natürlich hält auch nicht das törichte Urteil, die Deutschen hätten keine koloniale Begabung. Hinter dem allen aber steht nichts anderes als der Ärger, daß England einen Nebenbuhler jenseits der Meere erhalten soll. Und diese Frau stellt sich das Zeugnis aus: „Bismarck ist ein großer Mann, und Du weißt, daß ich immer bereit bin, ihm in allem zu geben, was ihm zukommt, und mein Bestes zu versuchen, um mit ihm in jeder Richtung auszukommen." Dann folgt natürlich das unvermeidliche „aber sein System ist verderblich" (S. 214). Und als Deutschland sich rüstet, das 25jährige Ministerjubiläum des Reichsgründers zu feiern, da empört sie, daß soviel Geschrei davon gemacht werde, und sie stellt ein Sündenregister des „mittelalterlichen" Gewaltpolitikers zusammen, das sich liest wie von der feindlichen Propaganda während des Weltkrieges geschrieben (S. 246 f.).

Ihr Haß gegen ihn wuchs ins Grenzenlose, als sie ihren eigenen Sohn, den künftigen Kaiser, zum glühendsten Bewunderer Bismarcks werden sah. „Der Traum meines Lebens war, einen Sohn zu haben, der etwas wie unser geliebter Papa werden sollte, sein wirklicher Enkel in Seele und Geist, ein Enkel von Dir" (S. 215). Und nun diese Enttäuschung!

[1]) Ganz ähnlich 1887 (S. 217 f.): „Wenn es ihm gefällt, versöhnlich zu sein, so kann er es .., es hängt aber einfach von seinem eigenen Willen und seiner Laune ab." Auch 1889 (S. 386) hingen die deutsch-englischen Beziehungen von den „augenblicklichen Launen des Fürsten Bismarck und Wilhelms" ab.

Bismarcks Bild wird immer schwärzer in ihrer Schilderung, sein Werk ihr immer verhaßter, die Ära der Reichsgründung wird zur „Ära des Rückschritts" (S. 271). Zugleich aber steigt mit der Krankheit ihres geliebten Gatten langsam und leise die Furcht auf: „Wie lange, wie lange wird all das (Bismarcks System) dauern!!! Ich glaube, es soll uns und unser Leben überdauern!!!" (S. 219).

Die menschliche Tragödie, die mit der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs, des Todkranken, in ihr letztes Stadium eintritt, hat niemanden unbewegt gelassen, auch Bismarck nicht. Die Grausamkeit dieses Schicksals, die Tapferkeit dieses Dulders, seine ritterliche Höflichkeit Bismarck gegenüber inmitten körperlicher Qualen — das alles hat auf den großen Kanzler tief gewirkt und ihm die Gestalt des sterbenden Kaisers zeitweilig fast verklärt. Und auch die alte Feindschaft zwischen Viktoria und Bismarck wich vor der Majestät dieses Unglücks zunächst scheu zurück. „Wir haben nie besser miteinander gestanden", berichtet die Kaiserin am 5. April ihrer Mutter (S. 294). Bis dann der unglückselige Plan einer Ehe zwischen der Kaisertochter und dem durch Rußland gestürzten bulgarischen Fürsten, Alexander von Battenberg, eine Krisis herbeiführte, die an die seelischen Kräfte beider Parteien fast übermenschliche Anforderungen stellte und den alten Haß vertiefte. Ende April kam die Königin von England nach Berlin. Sie dachte staatsmännisch genug, um dem von Bismarck bekämpften Eheplan jede Unterstützung zu versagen und damit auch ihre Tochter, die Kaiserin Friedrich, zum endgültigen Verzicht auf den Plan zu bestimmen. Aber nicht nur der Gegensatz der Kaiserin zu Bismarck blieb; es blieb der Schmerz der Mutter um die vermeintliche Zerstörung des Glückes ihrer Tochter, der Schmerz der Gattin um das hoffnungslose Leiden ihres Fritz, die Enttäuschung der auf die Stunde der Herrschaft harrenden Frau, die ihre politische Mission in dem Augenblick zerrinnen sah, der die Erfüllung hatte bringen sollen. Das alles, dazu der Kampf der Ärzte, sein Widerhall in der Presse, die Parteinahme des Sohnes gegen die Mutter, die Vereinsamung der Engländerin in dem fremdgebliebenen und dabei doch geliebten deutschen Lande, füllte ihr den Kelch der Bitterkeit so bis zum Rande, daß für sie die 99 Tage auf dem Throne zu einem Martyrium ohnegleichen wurden. Aber auch Bismarck fühlte sich am Ende seiner Kräfte. Sein Kampf gegen den Einfluß der Kaiserin ging bis ins Krankenzimmer des sterbenden Mannes und griff den 73jährigen Kanzler gerade darum so an, weil er an gemütlich zermürbender Wirkung hinter keinem der Kämpfe zurückblieb, die Bismarck auf der Höhe seiner Manneskraft einst mit seinem alten Herrn hatte führen müssen. Für Bergmann, den großen Chirurgen, war es ein erschütternder Eindruck, als Bismarck, dem Widerstreit zwischen menschlichem Mitleid und politischer Pflicht kaum noch gewachsen, ihn am 7. Juni um sein ärztliches Urteil über die vermutliche Lebensdauer Kaiser Friedrichs bat: er müsse wissen, wie lange er das zu ertragen haben werde![1])

Nach Kaiser Friedrichs Tode gab es zwischen der Kaiserinwitwe und dem Kanzler keine Brücke mehr, und es bedurfte auch keiner. Sie hatten nichts mehr miteinander gemein. Als Bismarck in seinem Immediatbericht vom 23. September 1888 über Kaiser Friedrichs Kriegstagebuch öffentlich aussprach, der Kronprinz sei damals nicht in alles eingeweiht gewesen, „weil Seine Majestät Indiskretionen an den von französischen Sympathien erfüllten englischen Hof befürchteten", da dachte die Kaiserin Friedrich, auf die jene Worte zielten, im ersten Augenblick daran, Bismarck wegen Beleidigung zu verklagen (S. 352, 385). Von wildem Schmerz und ohnmächtiger Wut zerrissen, verliert die unglückliche Frau in den ersten Monaten ihrer Witwenschaft den Rest ihrer niemals starken Fähigkeit zu ruhiger Beurteilung des politischen Gegners. Die Gestalt ihres Gatten, ihres Fritz, aber wächst ins Riesenhafte. „Das Deutsche Reich ist angeblich durch Kaiser Wilhelm und Bismarck ins Leben gerufen worden — während Fritz es war, der es zustande gebracht hat" (S. 344). „Fritz brauchte nicht Bismarck und seine Diplomatenbande, um gute Beziehungen mit

[1]) A. Buchholtz, Ernst v. Bergmann. Leipzig 1911, S. 496.

anderen Mächten aufrecht zu erhalten. Er besaß das Vertrauen und die Freundschaft der Herrscher und die Sympathien ihrer Völker. Das hat Bismarck immer gewurmt, der einen Nebenbuhler im Prestige fürchtete!" (S. 360). Worte, in Anklage und Verhimmelung so sinnlos, wie nur ein krankes Gehirn sie ausdenken konnte. Kein Wunder, daß sie auch überzeugt war, Bismarck und sein Anhang hätten die Seele des jungen Kaisers durch Jahre planvoll gegen seine Mutter vergiftet, hätten ihm gesagt, seines Vaters größtes Unglück wäre gewesen, daß er ihr, der Feindin Deutschlands, vertraut habe (S. 361, 381, 385). Ihr kommt nicht der Gedanke, daß ein Staatsmann aus sachlichen Gründen wünschen mußte, den künftigen Träger der Krone auf seiner Seite zu haben und ihn vor Ansichten zu bewahren, die er nicht billigen konnte. Erst Jahre nach dem Sturz des Gewaltigen schreibt sie einmal rückblickend: „Ich will den Männern, die uns unter die Füße traten, keine schlechten Beweggründe unterschieben. Ich bin überzeugt, sie glaubten ihrem Vaterlande zu dienen und hielten die Mittel, die sie anwandten, für gutes Kriegsrecht" (S. 444).

In eben diesen Jahren aber mußte sie erkennen, daß Bismarcks Sturz und seine Verurteilung zur Machtlosigkeit auch nicht das mindeste in den Beziehungen zu ihrem Sohne änderten. Aber sie hat sich nie gefragt, ob an der Entfremdung des Sohnes nicht auch sie selbst einen Teil der Schuld trage, unfähig wie sie überhaupt war, irgendwo eigene Schuld zu sehen. Ihr Gewissen war immer rein. Sie meinte immer der guten Sache und Deutschland zu dienen, auch wenn sie die Königin von England gegen die deutsche Kolonialpolitik aufzuhetzen suchte oder ihr über die Flottenpolitik des Kaisers mit der maßlosen Übertreibung, die ihr eigen war, schrieb, „Wilhelms einer Gedanke sei, eine Flotte zu haben, die größer und stärker als die britische sei" (S. 447). Sie blieb in allem sich selber treu, in Liebe und Haß, im Glauben an ihre Grundsätze und in der Verurteilung der Andersdenkenden. „Ich kann nicht vergessen und vergeben", steht zweimal in ihren Briefen (S. 379, 445). Einmal nimmt sie das unchristliche Wort auf den Vorwurf der Mutter hin zurück. Sie hat einmal auch Bismarck, in den Tagen seines Sturzes, dessen Form sie verurteilte, ohne Haß gegenübergestanden. Als er sie kurz vorher, am 19. Februar 1890, aufsuchte und ihr nachher, am 25. März, seinen Abschiedsbesuch machte, da sahen die beiden einander zum letzten Male. Am 19. Februar gewann Viktoria seltsamerweise den Eindruck, daß Bismarck, der „besonders stark und wohl aussah", dazu neigte, „die Dinge philosophisch zu nehmen". Sie glaubte auch nicht, daß der Kaiser ein Rücktrittsgesuch des Kanzlers annehmen würde (S. 407). Am 25. März „schieden wir in Freundschaft und Frieden, was mich freute; denn nachdem ich alle diese langen Jahre unter dem System soviel gelitten habe, hätte es mir leid getan, wenn es schiene als sei ich rachsüchtig, was ich wirklich nicht bin" (S. 413).

Darin hat sie recht. Nur unversöhnlich ist sie geblieben. Als die Sorge um die Popularität des Kaisers den Gedanken einer Aussöhnung zwischen ihm und Bismarck nahelegte und nun die Kaiserin Friedrich gebeten wurde, bei ihrem Sohn als Mittlerin zu wirken, da lehnte sie bestimmt ab. „Du kannst Dir denken, wie ich lachte! Dieselben Leute, die Jahre hindurch gewirkt und intrigiert haben, um meinen und Fritzens Einfluß zu zerstören, wollen jetzt, daß ich helfen soll, die Sache mit Fürst Bismarck wieder zusammenzuflicken ... Nach meiner Meinung wäre es sehr gefährlich für das Land und für die Monarchie, wenn Fürst Bismarck noch irgend etwas zu sagen hätte" (S. 431). Und Worte ungebrochener Feindschaft sind die letzte Äußerung über Bismarck, die aus den Briefen der Kaiserin, vom 1. Juli 1895, mitgeteilt werden: „Er hat wieder bösartige und gehässige Reden geführt, was ich in einer Hinsicht nicht bedaure: sie zeigen so deutlich, was seine Gedanken sind und immer sein werden, trotz allem, was man von ihm hermacht" (S. 452).

Der Herausgeber dieser Briefe, Sir Frederick Ponsonby, ein Patensohn der Kaiserin und Sohn eines ihrer nächsten Freunde, war überzeugt, mit der Veröffentlichung dem Andenken der unglücklichen Frau zu dienen, und hoffte den Deutschen einen besseren Begriff von ihrer zweiten Kaiserin zu geben. Es ist möglich, daß er mit seinem Buche im Sinne Vik-

torias gehandelt hat. Wahrscheinlich aber hatten die Briefe nur als Unterlage für eine Darstellung der Geschichte ihres Gatten und ihres eigenen Lebens dienen sollen. Sicher ist, daß die Kaiserin wünschte: „Eines Tages muß ich in den Augen Deutschlands gerechtfertigt, und die Verleumdungen, die man noch glaubt, die auch Wilhelm zum großen Teile glaubt, müssen widerlegt werden" (S. 386). „Es wird meine Pflicht sein, mich zu bemühen, daß die Wahrheit in die Geschichte übergeht und nicht die Lügen, die Fürst Bismarck passen und der Regierung und allen Denen, die ihre Gunst umwerben" (S. 379). Hätte die Kaiserin gewußt, wieviel anziehender und größer ihr Bild in den Urteilen Bismarcks über sie dasteht, als in dem ungewollten Selbstporträt dieser Briefsammlung — sie würde niemals ihren Patensohn beauftragt haben, die beiden Kisten, die ihre Briefe enthielten, von Schloß Friedrichshof nach England zu schmuggeln. Sie würde ihre Briefe, mit wenigen Ausnahmen, dem Feuer anvertraut haben.

In zwei Zügen decken die Briefe sich mit Bismarcks Urteil völlig. Der eine ist die unbedingte Ehrlichkeit Viktorias, ihre Unfähigkeit zur Verstellung, die sich in den Briefen ebenso zeigt, wie auch Bismarck sie anerkennt[1]). Der andere ist ihr unzerstörbares Engländertum, das Bismarck ihr immer wieder vorwirft; und die Berechtigung dieses Vorwurfs wird durch die Briefe erhärtet. Aber wenn Bismarck bald nach seiner Entlassung urteilte: „Seit ihrem furchtbaren Verlust ist die Haltung der Kaiserinwitwe Viktoria gegen Deutschland absolut tadellos gewesen und ist auch jetzt noch so — eine geradezu ideale Haltung"[2]), so ist es seit der Veröffentlichung ihrer Briefe leider nicht mehr möglich, dieses hohe Lob zu wiederholen. Nie hat Bismarck mit Haß von seiner Gegnerin gesprochen. Er hat ihr zur Zeit des Battenbergischen Eheplanes Mangel an Pflichtgefühl vorgeworfen, nach dem Tode Kaiser Friedrichs von ihrem gänzlichen Mangel an politischem Verständnis gesprochen[3]). Beide Urteile bestehen zu Recht. Wohl zeigen die Briefe der Kaiserin, daß sie offenen Blick für die Schattenseiten der deutschen Entwicklung in der Kaiserzeit hatte, aber indem sie alles Unerfreuliche in Deutschland ohne weiteres auf den großen Generalnenner der Bismarckschen Autokratie zurückführte, zeigte sie doch wieder, daß sie bei aller Klugheit (die gerade Bismarck stets anerkannt hat) kritiklos und parteipolitisch eng war.

Und sie hatte schließlich, so sehr sie Engländerin war, nicht jene männliche englische Tugend der Sachlichkeit, die es ablehnt, die abweichende Meinung des politischen Gegners aus Schlechtigkeit des Charakters zu erklären. Viktorias Urteile sind oft von leidenschaftlicher Unsachlichkeit. Wie sie auf einen englischen Leser wirken, dem das Gegengewicht historischer Bildung fehlt, das zeigt schon die Art der Veröffentlichung durch den ersten Leser, den Herausgeber. Erst Offizier, dann im Hofdienst unter Eduard VII. aufgestiegen, ohne jede Kenntnis der wissenschaftlichen Pflicht eines Herausgebers wie der Geschichte Bismarcks und Deutschlands, anscheinend auch der deutschen Sprache nicht mächtig, dafür erfüllt von allen (schonend ausgedrückt) Vorurteilen der Weltkriegsperiode, gibt Sir Frederick Ponsonby sich willig und ohne Nachprüfung dem Eindruck dieser Briefe hin. Nur selten macht die mäßigende Einwirkung der Königin Viktoria auf ihre erregbare Tochter auch ihn stutzig; bei seiner geistigen Unselbständigkeit aber vermag er nicht, sich in der Auffassung Bismarcks und der politischen Probleme Deutschlands über das Niveau der ödesten Schlagworte zu erheben, und ist daher in Unsachlichkeit das getreue Echo seiner Patentante Viktoria.

Als deren Sekundant braucht er Material gegen das Haus Bismarck. Auf der Suche danach schreibt er einmal (S. 317, ohne seine Quelle anzugeben) aus Sidney Lee's King Edward VII. folgende Sätze ab (Bd. 1, S. 643): „Die Bismarcks, Vater und Sohn, folgten der kaiserlichen Führung und verletzten die Exkaiserin, indem sie auf den Namen des toten Mannes (Kaiser Friedrich) Verunglimpfungen häuften. Graf Herbert übertraf seinen Vater an Kränkung und sprach von

[1]) Moritz Busch, Tagebuchblätter, Bd. 1, Leipzig 1899, S. 142; Bd. 2, S. 550.
[2]) Bismarcks Gesammelte Werke, Bd. 9, S. 47.
[3]) Bismarcks Gesammelte Werke, Bd. 8, S. 611, 614.

Kaiser Friedrich als einem ‚Alpdruck' (incubus) und einem ‚kraftlosen Träumer'." Sir Frederick hat bei seinem Plagiate das Mißgeschick, aus Lee's Buch gerade eine Stelle zu entnehmen, die eine grobe Fälschung enthält. Lee beruft sich auf einen Bericht Herbert Bismarcks über seine Audienz bei dem Zaren am 22. Juli 1888. Herbert Bismarck hatte dem Zaren über die unerfreuliche Rolle der englischen Ärzte und über das Gebaren der englisch-freisinnigen Kamarilla während der 99 Tage berichtet. Der Zar erwiderte kopfschüttelnd: „Sie müssen sich ja nach der Thronbesteigung Wilhelms II. (die dem englischen Einfluß ein Ende machte) wie von einem Alpdruck (cauchemar) befreit gefühlt haben![1])" Daraus macht der Biograph Eduards VII., Herbert Bismarck habe den Kaiser Friedrich als Alpdruck bezeichnet! Daß ein so gediegener Gelehrter wie Sir Sidney Lee, dessen Name als Shakespeareforscher weithin rühmlichen Klang hat, einer solchen Fälschung fähig ist, wirft ein grelles Schlaglicht auf die Stimmung des Bismarckhasses, die — in der Zeit des Weltkrieges künstlich angefacht — bis in die historische Wissenschaft gedrungen und noch heute nicht restlos überwunden ist. Es genügt nicht, gegen den großen Vater mit den bekannten Schlagworten anzugehen — auch der Sohn, der ja einst im englischen Adel eine so angesehene Stellung hatte wie vielleicht kein zweiter deutscher Edelmann vor ihm oder nach ihm, muß sein Teil bekommen. Wo immer sein Name erwähnt wird, fehlt nicht eine hämische Bemerkung. In Herbert Bismarcks zurückhaltender und herber Art soll wenig gewesen sein, was den Prinzen von Wales hätte anziehen können. Hat er aber dessen Gastfreundschaft eine Woche lang genossen und dankt nun dem Prinzen für die „schönen Erinnerungen" dieser Tage, so ist das ölig und überschwenglich[2]). Ob „herbe" und „ölig", „zurückhaltend" und „überschwenglich" zusammenstimmen, das ist ebenso nebensächlich wie die Wahrheit jener angeblichen Beschimpfung des toten Kaisers Friedrich. Herbert Bismarck und seine englischen Freunde sind heute auch tot und können nichts mehr richtigstellen. Statt ihrer möge das Telegramm sprechen, das Eduard VII. noch am Todestage Herbert Bismarcks, am 18. September 1904, aus Balmoral an seine Witwe richtete: „Ich bitte meine innigste Teilnahme bei dem Ableben des Fürsten anzunehmen. Wir waren stets solche gute und alte Freunde. Edward.[3])"

Die kleine Abschweifung sollte nur zeigen, wie gut Ponsonbys Veröffentlichung der Briefe von Bismarcks Gegnerin zu einer gewissen, glücklicherweise nicht allgemeinen Richtung der heutigen englischen Geschichtschreibung paßt. Es ist zu fürchten, daß sie dieser Richtung neue Nahrung geben wird. Denn Viktorias Briefe sind eine unerschöpfliche Fundgrube für Zitate, die der Herabsetzung Bismarcks dienen. Und für diese Gabe sollen wir noch dankbar sein? Weder wir können es, noch die Wissenschaft, noch die Freunde der weiten deutschen Kaiserin. Ponsonby selbst spricht es im Vorwort aus — und darin hat er recht —, daß diese Briefe nur ein unvollkommenes Bild der Kaiserin Friedrich geben. Ihre starke Seite lag nicht auf dem Gebiete der Politik, sondern der ästhetischen Kultur, im künstlerischen Sinn und in edler Geselligkeit. Von dem allen lassen diese Briefe kaum etwas ahnen. Nur etwa, wenn man die wundervolle Schilderung liest (S. 399), die Viktoria von der Kaiserin Augusta auf dem Totenbette gibt — ganz und gar malerisch geschaut und dabei ganz durchgeistigt: ein literarisches Kunstwerk wie kein zweiter Brief dieser Sammlung — dann weht es wie für einen Augenblick herüber aus der geistigen und künstlerischen Welt, in die diese Frau hineingehörte. Daß ihr stärkstes Sehnen und Ringen dennoch in einer anderen Welt lag, in der politischen, die das Schicksal, erst Bismarck, dann der frühe Tod des Gatten, ihr dauernd verschloß, das war die Tragik ihres Lebens. Sie selbst hielt es zugleich für die Tragik des deutschen Schicksals, dessen Schritt sie vernahm, ohne seinen Sinn zu verstehen[4]).

---

[1]) Die Große Politik der europäischen Kabinette, Bd. 6, S. 330, nicht S. 326, wie bei Lee und seinem Abschreiber Ponsonby steht. Dieser hat also das Zitat nicht einmal nachgeschlagen. Woher der „kraftlose Träumer" (ineffectual visionary) stammt, habe ich nicht feststellen können.

[2]) Sidney Lee, King Edward VII. A Biography. I, London 1925, S. 477, 480.

[3]) Archiv zu Friedrichsruh.

[4]) Nach Abschluß des Manuskriptes stelle ich mit Befriedigung fest, daß Heinrich Otto Meisner, der Herausgeber des Kriegstagebuchs Kaiser Friedrichs, in seinem Aufsatz „Kaiserin Friedrich" (Preußische Jahrbücher, März 1929) zu derselben Beurteilung ihrer Briefe und des Herausgebers Ponsonby gelangt ist wie ich.

Allerlei vom Sozialismus

Von Ernst Drahn in Berlin

Die Literatur des Sozialismus ist ins Riesenhafte angeschwollen, das beweisen wieder einmal Erhebungen, die neuerdings von einer bibliographischen Kommission der III. Internationale (Moskau) angestellt worden sind. Trotzdem die Arbeiten noch nicht abgeschlossen sind, sind doch schon 8000 Einzelausgaben aus 38 Ländern in 40 Sprachen festgestellt worden, die entweder kommunistischen Inhaltes sind oder sich gegen den Kommunismus richten. 25 v. H. dieser Literatur soll in deutscher Sprache herausgekommen sein vgl. A. F. Zenari: „Buchausstellung der Kominternin Moskau" Art. i. d. Int. Presse-Korrespondenz, 8. Jahrg. Nr. 84). Eine gedruckte Bibliographie liegt noch nicht vor. Dagegen ist vor kurzem ein bibliographischer Katalog „Die Geschichtswissenschaft in Sowjet-Rußland 1917—1927" (Berlin und Königsberg i. Pr. 1928) mit über 2250 Titeln herausgekommen. Obgleich die Herausgeberin, die „Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas", Wert darauf legt festzustellen, daß der Katalog, der aus Anlaß einer Buchausstellung in den Räumen der „Preuß. Staatsbibliothek"[1]) ausgegeben worden ist, noch der Vervollständigung bedarf, kann man das vorliegende Material als wesentliche Bereicherung des Studienmaterials über geschichtliche Werke aus der neueren Literatur Rußlands bezeichnen. Daß die meisten der genannten Schriften von Forschern verfaßt sind, die auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung stehen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Als offizieller Vertreter der russischen Gelehrtenschaft und des historischen Materialismus war Prof. M. N. Pokrowski, der stellvertretende Volkskommissar für Bildungswesen, auf der deutsch-russischen Historikerwoche erschienen. Der Gelehrte, der schon seit 1905 Mitglied der Bolschewiki und über ein Jahrzehnt in der Emigration zu London tätig gewesen ist, macht sich durch beachtenswerte „Historische Aufsätze" (Wien-Berlin: Verlag für Literatur und Politik, 1928) auch in Deutschland bekannt. Die kurzen Erklärungen, die einst Friedrich Engels und Karl Marx (vgl. Reclams Universal-Bibl. Nr. 6068/69, S. 43ff.) über die bewegenden Kräfte in der Geschichte gaben, wendet Pokrowski sinngemäß bei der Abfassung seiner Aufsätze an. Vor allem scheint mir der Artikel „Die Entente" bemerkenswert. Auch Pokrowski spricht klar aus: „Die Entstehung des imperialistischen Krieges (des Weltkrieges) war in der Hauptsache das Werk der Entente, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts den entscheidenden Faktor der Weltpolitik bildete". Er begründet diese These gegen die Kriegsschuld Deutschlands eingehend genug, so daß man diese Auslandsstimme zu registrieren haben wird. Man beachte, das spricht heute ein führender Bolschewik aus, einer von jenen, die im Weltkriege gemeinsam mit den deutschen Unabhängigen Sozialdemokraten die Revolutionierung Deutschlands betrieben. Gerade die Unabhängigen Sozialdemokraten aber begründeten ihr „Recht auf Revolution" aus der angeblichen Kriegsschuld Deutschlands! Die Buchhandlung Joseph Baer & Co., Frankfurt a. M., gab ihren 746. Antiquariatskatalog heraus, der „Sozialismus und Revolutionen in Frankreich" betitelt ist, der über 2000

[1]) Wer näheres über die Veranstaltung, die „Russische Historikerwoche", die Ausstellung und Katalog veranlaßte, erfahren will, greife zur Zeitschrift „Osteuropa" 3. Jahrg., Heft 11. Den Dank für die gastfreundliche Anfnahme, die den Russen von deutschen Gelehrten bereitet wurde, stattete Professor Pokrowski auf der ersten Konferenz marxistischer Historiker mit den folgenden geschmackvollen Wendungen ab: „Die Tatsache, daß die Sowjethistoriker . . . im Auslande auftraten, ist nicht anf eine Vorliebe für uns zurückzuführen, sondern darin begründet, daß gegenwärtig im Westen eine Welle ungeheuren Interesses für unser Land und seine Baumeister wahrzunehmen ist. Dies erinnert stark an das Interesse des dekadenten zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung für die Germanen."

:itel birgt. Seine Einteilung ist nach geschichtlichen Gesichtspunkten erfolgt. Er umfaßt ie Zeit vom Zeitalter Ludwigs XVI. mit der Vorgeschichte der großen Französischen devolution bis zur Pariser Commune 1871 einschließlich. Eine kleinere Sammlung bringt :atalog 9 des Antiquariats Altmann, Berlin: „1848. Zur politischen Bewegung n Europa". 300 Nummern stehen zur Auswahl. Ein anderer (Nr. 6) der gleichen Firma ennt sich „Zur sozialen Bewegung 1789—1927", umfaßt allerdings nur 148 Titel.

Mit der Geschichte der Sozialdemokratie in der Gesamtheit oder in Teilabschnitten be- häftigt man sich immer von neuem. Informationszwecken sollen durch ihren zeitgeschicht- chen Inhalt die Bände des „Jahrbuch der deutschen Sozialdemokratie" dienen, ie der Vorstand der S.P.D. bisher, rückblickend auf die Jahre 1926 und 1927 innerhalb eniger Monate herausgebracht hat (Berlin, Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1927 und 1928). Die Artikel enthalten zum überwiegenden Teil Rechtfertigungen der sozialdemokratischen olitik. Für den, der zwischen den Zeilen zu lesen und im Hohlspiegel Geschautes in die chtige Perspektive zu setzen versteht, bieten diese „Jahrbücher" recht Aufschlußreiches. Die Gewerkschaftsgeschichte der letzten Jahre vom Standpunkt der Roten Gewerkschafts- nternationale aus gesehen, erläutert ein dickleibiges Buch „Die internationale Ge- erkschaftsbewegung in den Jahren 1924—1927" (Berlin, Führer-Verlag, 1928). Man kann diesen Bericht des Vollzugsbüros der R.G.J. an den Moskauer IV. Kongreß s Ergänzungsmaterial zu den Veröffentlichungen der Amsterdamer hinzunehmen. Be- achten sich doch die Anhänger Moskaus selbst als die revolutionierenden Hechte im re- ormerischen Amsterdamer Karpfenteich. Neben den Ausführungen über die internationale rbeiterbewegung sind manchmal scharfe Blicke auf das wirtschaftliche Sein und Werden er verschiedensten Staaten geworfen. Im ganzen liegt damit ein Werk vor, das die Auf- erksamkeit der Volkswirte und Politiker auf sich lenken wird. Auch das „Protokoll es IV. Kongresses der R.G.J." wurde vom gleichen Verlag herausgebracht. Eine roschüre von G. Atschkanow: „Kurze Geschichte der Entwicklung der inter- ationalen Bewegung der Transportarbeiter (Berlin 1928) dient den gleichen ielen wie diese zwei Werke, ebenso M. Gegetschkori, „Der Verband der Sowjet- nd Handelsangestellten der S.S.S.R." (Berlin 1928). A. Losowsky, „Revo- ution und Konterrevolution in China" (Berlin 1928) untersucht die treibenden räfte der chinesischen Wiren, die politischen Parteien, unter ihnen besonders die „Kuo- in-Tang" und die Kommunisten, ihre Gegensätze und ihre Stellung zu den Problemen ir Zeit. Der Gegensatz zwischen englischer und russischer Politik, der ja auch schon in der orkriegszeit bestand, kommt in dieser Schrift ebenso zum Ausdruck wie in dem maschinen- hriftlich vervielfältigten Informations-Material, das den Titel „Imperialistischer Terror in China" führt (Mopr-Verlag, Berlin 1928).

Das militärisch und wirtschaftlich noch immer nicht gesundete Sowjet-Rußland fürchtet für die nächste Zeit besonders eine kriegerische Verwicklung mit England oder gibt vor, e besorgen zu müssen. Es hält darum ständig durch die Sektionen der Moskauer Inter- ationale scharfe Wacht und läßt alle Minen der Propaganda springen. Neuerdings lt sich überparteilich sogar ein „Komitee der Freunde Sowjetrußlands" auf internationaler Grundlage gebildet. In Deutschland ist sein Organ die Halbmonatsschrift „Der drohende Krieg". Sie erscheint in Berlin und bringt manche auch für uns interessante Nachricht ber die englische Einkreisungspolitik gegen Rußland, die Kriegsrüstungen Englands an der indisch-russischen Grenze u. a. m. Solche und ähnliche Blätter erscheinen gewiß auch in anderen Ländern. Sie zeigen zum mindesten, welchen Wert die Sowjetunion auf das Kampfmittel der periodischen Presse legt. Auf der großen Zeitungsschau in Köln war der russische Pavillon mit der sehenswertesten im Staatenhaus und die Veröffentlichungen, die bei dieser Gelegenheit verbreitet wurden, zeigen geschickte Aufmachung und gut unter- richtenden Inhalt. So das Werkchen von Jurig Botscharow, „Die Entwicklungs- wege der russischen Presse" (1621—1928, Moskau 1928). Auch der „Katalog

des Sowjet-Pavillons a. d. Int. Presse-Ausstellung Köln 1928" geht auf d
Wesen der russischen Publizistik nach allen Richtungen ein und ist geeignet, auch fern
hin als Handbuch zu dienen. Die beiden Schriften stellen neben den Zeitungen und Ze
schriften der Gegenwart die vielfach illegale russische Presse der Sozialisten aus der Vo
kriegszeit in den Mittelpunkt. Die beiden Geschichten der russischen Sozialdemokra
von Martow-Zederbaum und Sinowjew-Radomylskij hatten uns schon früher auf die
Publizistik aufmerksam gemacht, ihre Richtungen erläutert und ihre Bedeutung auseina
dergesetzt. Nun bringt neuerdings in autobiographischer Form ein russischer Sozialis
O. Pjatnizki, „Aufzeichnungen eines Bolschewiks. Erinnerungen aus den Jahr
1896—1917" (Wien-Berlin, Verlag für Literatur und Politik). Der Verfasser hatte a
die Verbreitung des illegalen Schrifttums das Feld seiner Tätigkeit verlegt. (
wirkte in der Heimat und im Auslande, besonders in Deutschland war er Verbindung
mann, der die Expedition illegaler Schriften mit Hilfe deutscher Sozialdemokraten
u. a. vom Berliner Vorwärtsgebäude aus — besorgte. Man kann nach den Eröffnung
Pjatnizkis heute klar erkennen, daß der Königsberger Geheimbund-Prozeß lange nic
alle Schuldigen feststellte. Von der Gefährlichkeit der damaligen Verbündeten zeugt heu
noch der Bombenkoffer im Berliner Polizeimuseum, der neben der Attentatsmaschi
große Mengen von Nummern der Zeitschrift „Iskra" enthielt. Selbstverständlich taucht
der Name Lenin immer wieder auf. Wir erfahren von einem Aufenthalt in Leipzig usw
So wie hier die revolutionäre Bewegung in Rußland eingehend autobiographisch geschilde
wird, wird sie biographisch erfaßt in dem Werk von Valeriu Marcu „Lenin. 30 Jahr
Rußland" (Leipzig, List-Verlag). Der Verfasser, in jüngeren Jahren ein allerdings n
untergeordneter Mitarbeiter des kraft- und talentvollen Diktators aus eigenem Wille
und dem des bolschewistischen Proletariats, hat seinem großen Meister mit vielem Flei
und ausgezeichneter Belesenheit ein Denkmal zu setzen versucht. Es wäre ihm noch bess
gelungen, wenn er nicht aus unzureichender Kenntnis der Erfordernisse deutscher Stil
stik — Marcu ist Rumäne — durch stilistische Mätzchen sein auch bildlich gut ausgestattete
Buch überladen hätte. Eine den sachlich guten Inhalt von Marcus „Lenin" glücklich ergänzend
Studie schrieb nach eingehenden Forschungen J. Choronshitzky, „Lenins ökonomisch
Anschauungen" (Berlin, R. L. Prager, 1928). Das Ergebnis dieser Untersuchung gipfel
in den richtigen Sätzen: Lenin ist auf dem Gebiete der Nationalökonomie kein selbständige
Theoretiker. — Er will es gar nicht sein. — Lenin fußt auf Marx. Wie und wiewei
Lenin diese Theorien in Rußland 1917 und in den späteren Jahren praktisch zu verwirk
lichen gesucht hat, führt Choronshitzky leider nicht aus. Lenin hat übrigens selbst am beste
gezeigt, wie tief er in den Anschauungen von Karl Marx wurzelte. Beredtes Zeugni
gibt davon der nun auch deutsch erschienene XIII. Band der „Sämtlichen Werke": N. Lenin
„Materialismus und Empiriokritizismus" (Wien-Berlin, Verlag für Literatur
und Politik). Vor zwanzig Jahren war in der Öde der Emigration von den Bolschewiken
Bogdanow, Gorki und Lunatscharski der Versuch unternommen worden, das Wesen des
„Historischen Materialismus" der Marx-Engels, das nur andeutungsweise von den Vätern
des Sozialismus erklärt worden ist, zu erforschen. Die Marx-Jünger, die über die Meister
hinaus wollten, kamen aber vom Wege ab und zu den bürgerlichen Philosophen Mach
und Avenarius. Ein Schicksal, das sie übrigens mit einer ganzen Reihe Austromarxisten
teilten. Gegen sie stand Lenin, der orthodoxe Marxist, mit seinem Buche auf. Soweit
möglich, ist das Studium des Werkes durch Vorwort und reichliche Noten auch dem Laien
in der Philosophie erschlossen. Wie übrigens Lenin und mit ihm der ältere Begründer des
Bolschewismus die Theorien des Marxismus gegen andere moderne Philosophen ver-
wandte, die von diesen Theorien abweichende oder sich scheidende Anschauungen unter dem
Beifall vieler Sozialisten in literarisch hochstehenden Werken äußerten, beweist das Buch
N. Lenin und G. Plechanow: „L. N. Tolstoi im Spiegel des Marxismus" (Berlin-
Wien, Verlag für Literatur und Politik 1928). Es sind harte Sätze, die beide Marxisten

n Verehrern eines „Anarcho-Kommunisten", „eines dekadenten, zur Einfachheit zurück-
renden Herrn" entgegenschleudern. Dabei erkennen sie jedoch die Berechtigung der
itik an, die Tolstoi an der vorrevolutionären russischen Gesellschaft übt und betonen
e hohe Künstlerschaft des eigenartigen Denkers.

Wenden wir uns von der bolschewistischen Erkenntnistheorie zur Erkenntnis russischer Wirklichkeit. General v. Schoenaich ist in seinen „Lebenden Bildern aus Sowjet-
ußland" (Halberstadt, H. Meyers Buchdr.) ein guter Beobachter, der vieles sieht. Ein
derer Autor konzentriert seinen Blick auf eine der wirtschaftlich wichtigsten Gegenden
d zeigt dabei, daß dieser Landstrich und sein Naturprodukt zum Objekt eines großen
ieges der Zukunft werden kann. Es ist Louis Fischer, „Ölimperialismus". Der
ernationale Kampf um Petroleum (Berlin, Neuer Deutscher Verlag). Das Buch
dient aufmerksame Leser. Die Werkplätze der Petroleumgewinnung liegen in
ropa hauptsächlich an den russischen Südmeeren, dem Schwarzen und dem Kaspischen,
fern der Wolgamündung. Andere Bilder als diese Gegenden bietet das deutsche Dorf
maufwärts der Wolga. Ein bekannter deutscher Erzähler zeigt es uns in dem im
tten Kapitel einer Buchspende der „Gesellschaft der Freunde der deutschen Bücherei":
sef Ponten, „Aus deutschen Dörfern" (Leipzig). Ponten weiß beschaulich zu schil-
n, so daß es immer wieder eine Freude ist, in seinen Werken zu lesen.

Im Musterlande der II. Internationale, im alten Österreich, ist eines der in der sozialistischen Literatur auffallendsten Produkte: Julius Braunthals „Die Wiener Juli-
ge 1927" (Verlag der Wiener Volksbuchhandlung), ein Gift und Galle speiendes Erzeug-
aus der Feder jenes Mannes, der schon im Kriege als Offizier seine Rolle beim Marine-
stand spielte, wie ihm sein Freund Bauer bescheinigt hat. Man hätte gern die Schuld
Wiener Aufstand den Kommunisten zugeschoben, aber die Zahl der Anhänger Moskaus
in Österreich so gering, daß der Versuch mißlingen mußte. Den sozialistischen Draht-
hern des Aufstandes genügen nicht Worte zur Verteidigung, Pinsel und Feder müssen
in Karikaturen austoben, und wo das eigene Können zur Gestaltung nicht reicht, ent-
nt man es aus der Fremde. Auf Seite 69 bringt man ganz unmotiviert, ohne den
chner zu nennen, eines der deutschfeindlichsten Blätter Raemackers, das schon am 13. Juli
7 im Abendblatt des holländischen „Telegraaf" zu finden war.

Gegenüber solchen Gepflogenheiten wirken die tiefschwarz-anarchistischen Gedichte,
tiren und Aufsätze geradezu sympathisch, die Erich Mühsam als „Auswahl aus dem
hterischen Werk 1898—1928" (Berlin, J. M. Spaeth) erscheinen läßt. Auch die
Memoiren eines Sozialdemokraten", in denen Philipp Scheidemann mit Feind
d Parteifreund hadert und mit liebenswürdigen Charakteristiken von Politikern wie
berger, Stresemann, Prinz Max, Noske-Ebert nur so um sich wirft, reichen an die
himpfkanonade der östlichen Herren kaum heran. Damit soll nicht gesagt sein, daß die
hsdeutschen Sozialdemokraten weniger krasse Effekte lieben als ihre Vettern jenseits
schwarz-gelben Pfähle.

Vor einiger Zeit krachte in einem preußischen Ministerium sogar ein alter Schrank
mmen, damit auf etwas geräuschvolle Weise einige ziemlich belanglose und zum
htigsten, größten Teil bekannte Zettel, Einladungen und Mitteilungen aus dem Brief-
hsel Bismarck—Lassalle zum Vorschein kommen und als Verlagsartikel „Bismarck
d Lassalle, ihr Briefwechsel und ihre Gespräche" (Verlag J. H. W. Dietz
hf., Berlin) erscheinen konnten.

Wissenswert aus der Publizistik der S.P.D. ist dagegen die Tatsache, daß die Berliner
zialdemokratie ihren Mitgliedern eine eigene Vereinszeitschrift in monatlichen Ab-
den aus propagandistischen Gründen heraus liefert. Unter roter Flagge segelt das ge-
kt aufgemachte Blatt als „Unser Weg".

lber „Die Programme der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands
t Gotha bis Görlitz" ist schon manches ausgeführt worden, von Sozialdemokraten

selbst und auch von vielen ihrer Gegner. Auf etwa 100 Seiten unternimmt es Paul Weit mann, Hamburg, in Form einer geschichtlichen Betrachtung, die Wandlungen in d politischen Theorie der Sozialdemokratie darzustellen. Auf eine andere Schrift E. Wande „Der Sieg des Sozialismus" (Berlin, Sieg-Verlag 1928) sei gleichfalls hingewiese Es sollen darin vor allem die Wege zur Erreichung des Zieles durch Anbahnung wirtschaf licher Reformen gewiesen werden. Der Verfasser glaubt Deutschland zur neuen Mach entfaltung verhelfen zu können.

Mit solchen reformerischen Ideen gibt sich der Kommunismus nicht ab. Er findet für sein Klassenkampf-Propaganda immer neue Formen. Neuerdings sind es „Die Bretter, di die Welt bedeuten", auf denen der Gegenwartsstaat und seine Vertreter bekämpft werde sollen. Wilhelm Herzog hat dafür eine dramatische Arbeit: „Rund um den Staats anwalt — Die letzten Tage des kaiserlichen Deutschland" (Berlin, Forum-Verla 1928) geschrieben. In 42 kinobildhaften Szenen treten dabei über hundert benannt Personen auf, unter ihnen Barmat, Kutisker, Hölz, Reichskanzler Bauer, Oberst Rein hard, Major Pabst, Liebknecht, Ledebour, Prinz Max, der gesamte Parteivorstand de S.P.D. usw. Ein anderes „Massendrama" liegt gedruckt vor, Rudolf Fuchs, „Aufruh im Mansfelder Land" (Berlin, Neuer Deutscher Verlag 1928). Der Held des Stücke ist Max Hoelz. Es ist die dreizehnte selbständige Schrift, die sich mit der Figur des Hoel und seiner Tätigkeit während des mitteldeutschen Aufstandes beschäftigt.

Angehörige der K.P.D. haben ein neues satirisches Blatt, den „Eulenspiegel", ins Leben gerufen, nachdem der „Knüppel" vor längerer Zeit verboten worden war. Von Zeichnern, die für die Zeitschrift arbeiten, sind zu nennen: Zille, Baluschek, Grosz Karl Holtz, Käthe Kollwitz. Welch hohe Auflagen mit solchen Blättern erzielt werden, ist bekannt, weniger weiß die Öffentlichkeit von der Gangbarkeit neuerer kommunistischer Lieferungswerke. Hat doch die von J. Thomas herausgegebene „Illustrierte Ge schichte des Bürgerkrieges in Rußland", der Nachfolge-Teil der „Illustrierten Geschichte der Russischen Revolution" — von der schon früher berichtet wurde — gegen 30000 Abonnenten (Neuer Deutscher Verlag, Berlin) und die neuerdings, haupt sächlich von dem früheren Reichstagsabgeordneten Paul Frölich redigierte „Geschichte der deutschen Revolution", die ebenfalls reich illustriert in Heften erscheint, kaum weniger. Zur Mitarbeit an diesen Lieferungswerken sind viele der zeitgenössischen Akteure herangezogen. Man wird also gewiß manche Aufschlüsse aus den Bänden erhalten.

Der geistige Führer des britischen Imperialismus

Als die deutsche Übersetzung von Seeleys Werk The Expansion of England im vergangenen Herbst erschien[1]), fiel das Wort „zwanzig Jahre zu spät". Wir möchten zweifeln, ob das Buch im Jahre 1908 die gewünschte Wirkung gehabt hätte. Man konnte damals einen großen Leserkreis für Bücher finden, welche die machtvolle Stellung des Deutschen Reiches schilderten, ihm eine große Zukunft verkündigten, man konnte warnen, vernichtende Kritik an den herrschenden Zuständen üben und auf Beachtung rechnen. Aber wenn jemand aufstand, der nicht lobte und verdammte, der Zwangsläufigkeit zum Gesetz erhob und zur Erfüllung solchen Gesetzes grundsätzliche Änderungen im Denken der Nation verlangte, so wurde er von nur sehr wenigen angehört. Solche Erkenntnis ertrug das glückliche, auf das Einfache nicht konzentrierte Deutschland kaum. Dies aber ist der eigentliche Inhalt von Seeleys „Größerem Britannien". In seinen ersten Vorlesungen zeigte er, wie das erste auf Amerika begründete Weltreich entstand und wie es verlorenging, er bekämpft die

[1]) John Robert Seeley, Die Ausbreitung Englands. Herausgegeben und eingeleitet von K. A. v. Müller. Übersetzung von Dora Schöll (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1928).

eorie der liberalen Schule, daß auch das zweite Reich sich auflösen müsse, da reife ichte von selbst abfallen. Die amerikanischen Kolonien, so meint Seeley, gingen nur halb verloren, weil sie fehlerhaft verwaltet wurden. Es bestünde alle Aussicht, das zweite perium zu erhalten, weil die Kolonien zum großen Teil durch ihre Rassenzugehörigkeit das Mutterland gebunden seien und weil Indien nicht etwa durch Überlegenheit engher Waffen erobert wurde, sondern mit Hilfe der Inder selbst. Solange es gelänge, Inder in dem Glauben zu halten, daß ihre Wohlfahrt von der Verbundenheit mit n britischen Weltreich bedingt sei, so lange sei die britische Herrschaft gesichert. Aber, d das ist nun der Grundgedanke bei Seeley, er verlangt die Unterordnung des britischen tionalcharakters unter den metaphysischen Willen des Staates. Unveränderlichkeit s Nationalcharakters erkennt er nicht an. „Diese ungeschichtliche Denkweise", sagt er, ie Neigung, in allem Altgewohnten eine innere Notwendigkeit zu sehen, verrät sich ja oft, wenn wir über den Geist der angelsächsischen Rasse sprechen. Wir können uns nicht rstellen, daß wir anders sein könnten, daß wir sogar anders waren, und versuchen zu lären, warum wir immer so gewesen sind wie heute, ohne diese Tatsache überhaupt t festgestellt zu haben. Wir sehen uns zu allen Zeiten als das große wandernde, kolonirende und arbeitende Volk, als Abkömmlinge der Seeräuber und Wikinger. Das Meer eint unser durch Naturgesetz, und wir ziehen darüber hin, um die Welt zu erobern und bevölkern. Und doch hat England erst zur Zeit der Königin Elisabeth seinen Beruf zur ndels- und Seeherrschaft entdeckt." (S. 59.)

Wenn man seine kühlen, überaus klaren, bei aller persönlichen Deutung überzeugenden sführungen liest, so kann man sich den gewaltigen Eindruck denken, den seinerzeit diese rlesungen gemacht haben müssen. Tatsächlich ist Seeley der geistige Führer des britischen nperialismus geworden. Selten wohl hat ein Historiker so unmittelbar auf das politische ben seiner Zeit eingewirkt. Gewiß, er fand vorbereiteten Boden, aber erst sein Werk b der für die Erhaltung des britischen Weltreiches so verderblichen älteren liberalen eologie den Todesstoß. Darin liegt auch für uns etwas Tröstliches, es gibt die öglichkeit, verbrauchte Ideologien durch einen neuen geistigen Inhalt zu ersetzen, nn es vom rechten Platz aus und zur rechten Zeit geschieht.

Wir sind nicht leicht geneigt, bei einem bedeutenden Buch die deutsche Übersetzung sonders zu empfehlen oder sie sogar dem Original vorzuziehen. In diesem Fall tun wir s Letztere unbedenklich. Karl Alexander von Müllers Einführungsworte sind mehr als s, sie sind notwendige Ergänzung. Unsere Leser wissen zur Genüge, wie nahe das Prom Geschichte und Nationalcharakter Müller von jeher gestanden hat. So ist auch die nführung weit mehr als eine Sammlung biographischer Notizen zum Leben des hervorgenden britischen Historikers, sie ist die Erläuterung eines geistigen Prozesses von weltschichtlicher Bedeutung, und wieder versteht es Müller wie schon so oft, wie besonders seiner meisterhaften Biographie von Sand, mit Hilfe eines historischen Stoffes von einer mden Bühne aus den Deutschen nach 1918 sehr ernst anzureden. Deshalb möchten wir ses Buch in die Hände jedes gebildeten Deutschen legen.

München. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Poincarés Erinnerungen[1])

Die schmerzlichen Erinnerungstage an Versailles haben unsere Gedanken auch in besonderem Maße auf einen der Haupturheber des Weltkrieges und eifrigsten Vorkämpfer für die deutsche Kriegsschuld gelenkt: Raymond Poincaré. Mit seiner Rede am 18. Januar

[1]) Raymond Poincaré, Memoiren, Die Vorgeschichte des Weltkrieges 1912—13. Mit einer Einführung von Eugen Fischer (Paul Aretz Verlag, Dresden 1928).

1919 bei der Eröffnung der Friedenskonferenz hat er das Verdammungsurteil gegen Deutschland vorweggenommen, und erst in jüngster Zeit hat er erneut Deutschland als alleinigen Kriegsurheber hingestellt. Am Anfang und Ende der Lügenhetze in den vergangenen zehn Jahren steht Poincaré.

17 Jahre lang greift jetzt dieser Mann in die europäische Politik entscheidend ein. Von den Zeiten, in denen er nicht an sichtbarer Stelle stand, können wir mit Bestimmtheit sagen, daß er um so mehr hinter den Kulissen tätig war. Wenn nicht alles täuscht, so ist seine Rolle noch lange nicht ausgespielt. Frankreichs stärkster politischer Wille wird sich immer wieder durchsetzen. Geben wir uns keinen Täuschungen hin: an seinem Totenbett wird das französische Volk große Klage erheben, spaltenlange Artikel wird ihm die Weltpresse widmen, nicht als dem Kriegsschuldigen, sondern als dem Retter Frankreichs, als dem Vorkämpfer der Zivilisation. Mag die Rolle noch so verhängnisvoll gewesen sein, die dieser Staatsmann für den Frieden Europas gespielt hat, für die Mit- und Nachwelt wird er so lange der Gegenstand der Bewunderung bleiben, bis wir bewiesen haben, daß das Werk, das Poincaré seit 1912 aufgebaut hat, von Grund aus fehlerhaft war. Ohne Zerstörung von Versailles gibt es keine Beantwortung der Kriegsschuldfrage.

Wir wünschen es nicht, daß Poincaré von den Deutschen als ein Schurke angesehen wird. Er handelte als Franzose so wie er Frankreichs Interesse verstand. Man soll seine Memoiren mit der Aufmerksamkeit lesen, die einer der gefährlichsten Feinde unseres Landes verdient. Das bedeutet jedoch nicht, daß sie so aufzunehmen sind, wie es der Herausgeber rät, um einmal den entgegengesetzten Standpunkt zu hören und zu sehen, daß es auch auf diese Melodie geht. Es geht natürlich gar nicht auf diese Melodie. Memoiren sind immer einseitig, bei Poincaré hat man die Empfindung, daß ein außerordentlich geschickter Jongleur die Ereignisse der entscheidungsvollen Jahre gleich Gegenständen durcheinanderwirft und so wieder auffängt, daß man nicht mehr weiß, was ursprünglich dazu gehört. Gewiß, ein Mann von dem Wissen Poincarés stellt sich nicht so ungeschickt an, daß man auf den ersten Blick seine Tricks durchschauen müßte. Sein Haupttrick besteht darin, durch eine Fülle amüsanter Einzelheiten und Charakteristiken den Leser zu bannen und vom Wesentlichen abzuziehen. Aber wenn er z. B. eine Rede von Clemenceau in der Marokkokrise 1912 erwähnt und sich zu eigen macht, in der dieser behauptete, die Meinungsverschiedenheit zwischen Deutschland und Frankreich bestünde darin, daß Deutschland glaube, die Oberherrschaft sei die logische Folge seines Sieges, und daß Frankreich nicht glaube, die logische Folge seiner Niederlage sei das Vasallentum, so liegt darin eine völlige Verschiebung der Tatsachen. Die Behandlung Frankreichs nach 1870 durch das siegreiche Deutschland war alles andere als der Versuch zur Unterjochung. Nichts hätte Bismarck hindern können, Frankreichs Aufstieg zu verhindern. Er tat das Gegenteil. Die Marokkokrise von 1911 wäre gar nicht möglich gewesen, wenn der deutsche Reichskanzler die Kolonialpolitik Frankreichs nicht in jeder Weise begünstigt hätte.

Nur diejenigen, die von der französischen These hypnotisiert sind, daß nach der Rückkehr Elsaß-Lothringens zu Deutschland keine Versöhnung möglich gewesen sei, können mit Billigung, ja mit Zustimmung die französische Politik seit 1870 verfolgen. Der Beobachter vor 1870 wußte es besser. Es sah, daß die Beziehungen auch bei einem französischen Elsaß-Lothringen dauernd schlecht waren, nur daß damals die Parole „das linke Rheinufer" war. Bismarck nahm ja gerade deshalb Elsaß-Lothringen, um den jahrhundertelangen französischen Ansprüchen auf deutsches Gebiet ein Ende zu bereiten. Nur wer sich daran erinnert, weiß, was er von dem treuherzigen Augenaufschlag Poincarés zu halten hat, mit dem er wiederholt erklärt, Frankreich sei trotz des großen Unrechtes, das ihm 1870 zugefügt worden sei, zum Frieden bereit gewesen.

Wir können Poincaré hier nicht im einzelnen widerlegen. Es würde ihm bestimmt seine Ruhe nicht rauben, da er an sich glaubt. Das ist für einen Staatsmann die Hauptsache.

München. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Tagebuch

Karl Hoffmanns Werke

Von Hans Herdegen in Berlin

Bei keinem Beruf ist der Aufstieg derart an das eigene unermüdliche Bemühen und vor em an die selbständige Konzeption eines neuen edankens geknüpft, wie beim politisch-wissen-aftlichen Schriftsteller. Nur dem, dem die nade der kühnen Intuition zuteil wurde, ingt im Mittag des Lebens der große Wurf, ihn mit einem Zug in die vorderste Front s wissenschaft-politischen Lebens stellt. — n diesem Vorgedanken wollen wir ausgehen, nn wir uns der kritischen Würdigung von rl Hoffmanns Werken widmen.

Vor dem großen Krieg war Karl Hoffmann Zeitschriftenwesen als Essayist und Schrift-ter tätig. Ein Teilergebnis dieser Arbeit ein Sammelwerk „Zur Literatur und Ideen-chichte, Zwölf Studien", das 1909 bei Karl ißner in Dresden erschien. Von 1911 bis einer Einberufung 1915 war er Mitheraus-er und Schriftleiter der „Tat", die im Herbst 12 in den Besitz von Eugen Diederichs in na überging. — H. war ursprünglich Histo-r und Literarhistoriker. Erst durch das valtige Ringen um das Bestehen des Reiches rde er zur Politik und zur politischen Zeit-chichte geführt. Das erste Ergebnis dieses chdenkens über den geschichtlichen Sinn des ßen Krieges war 1917 „Das Ende des onialpolitischen Zeitalters", das 1918 bereits 2. Auflage vorlag. Fast zu gleicher Zeit er-en der „Kleineuropäische Gedanke". Beide rke gab der Verlag Grunow in Leipzig aus. Sie gehören inhaltlich zusammen. r gemeinsamer Grundgedanke ist der, daß neue Geschichtsepoche Europas, die mit Entdeckungsfahrten begann, mit dem Welt-g zu Ende geht. Dieses Zeitalter ist da-ch gekennzeichnet, daß erst durch die über-ische Kolonialpolitik der europäischen Mächte fremden Erdteile und Kulturkreise unter-ander in Verbindung gesetzt wurden. Dar-s ergab sich seinerzeit, dem Anschein nach, ie Beherrschung der Welt durch das Europäer-n. Diese fiktive Weltpolitik war jedoch in ahrheit nichts anderes als eine interkontinen-l verzweigte Politik der europäischen Groß-mächte. — Durch diese Entwicklung von bei-nahe einem halben Jahrtausend hat das Euro-päertum fast die gesamte Welt gegen sich auf-gewiegelt. Erst heute befinden wir uns in einem Stadium der wirklichen Weltpolitik, die durch die innere Verselbständigung der frem-den Erdteile bestimmt ist. Das Ziel, das sich jetzt für das europäische Festland ergibt, ist, daß es, statt sich wie bisher in einer interkonti-nentalen Auflösung zu verlieren, seine eigene Innenkraft wiederfinde. Hoffmann glaubt, daß diese in der föderativen Gestaltung des mittel-europäischen Raumes liegt, der unter der Führung Deutschlands von der Nordsee über die vorderasiatische Fortsetzung der Donau-linie bis zum Indischen Ozean reicht. — Diese im „Kleineuropäischen Gedanken" rein ideolo-gisch-politisch vorgetragenen Gedanken wurden im „Ende des kolonialpolitischen Zeitalters" wirtschaftspolitisch unterbaut.

Kleinere Broschüren, die Hoffmann in dieser Zeit der Öffentlichkeit übergab, sind: „Das Doppelgesicht der Revolution", „Die akademische Jugend und die Parteien", „West-preußen als Sinnbild". Diese Schrift stellt die Erweiterung eines Aufsatzes dar, den die S. M. im Juliheft 1919 herausbrachten. Im April 1919 schuf Hoffmann, der heute noch in der burschenschaftlichen Arbeit steht, die politische und geschäftliche Organisation des „Ausschusses für vaterländische Arbeit der Deutschen Bur-schenschaft", deren rege Tätigkeit vornehmlich in der Vorbereitungsperiode der Abstimmung in den Grenzgebieten von ihm geleitet wurde. 1920 veröffentlichte er im Zusammenhange damit „Das burschenschaftliche Handbuch für Politik". — Ferner ist für Hoffmanns Werde-gang beachtenswert, daß er zur selben Zeit in den „Juniklub" eintrat, der am Tage nach Versailles ins Leben gerufen wurde. Diese Vereinigung, die die geistigen Voraussetzungen für die Befreiung und die Entwicklung eines jungkonservativen Geistes, der sich von der Reaktion bewußt unterscheidet, in unserem Volk pflegen wollte, bestand aus den Gruppen um Martin Spahn, Heinrich von Gleichen und Moeller van den Bruck, ferner der Gruppe, die sich um Dr. von Loesch im Deutschen Schutzbund scharte. Aus diesem Kreise ging das „Politische Kolleg" hervor, das frei von

Parteidoktrinen, mit wissenschaftlichem Rüstzeug versehen, dem Wiederaufstieg unseres Volkes geistig dienen will. Dieses wissenschaftlich-politische Forschungsinstitut steht seit seiner Gründung im November 1920 unter der Leitung von Professor Martin Spahn. Hoffmann gehört dem Politischen Kolleg seit 1921 an. Seine Dozentenlaufbahn begann er an der früheren „Hochschule für nationale Politik", an der er seit dem Wintersemester 1922-23 Vorlesungen hielt. Seit dem Wintersemester 1927-28 steht das „Politische Kolleg" in Arbeitsgemeinschaft mit der „Deutschen Hochschule für Politik" in Berlin, bei der Hoffmann ebenfalls als Dozent tätig ist.

Hoffmanns Bedeutung wurde durch das „Ende des kolonialpolitischen Zeitalters, dann aber vornehmlich durch sein Werk „Ölpolitik und angelsächsischer Imperialismus" begründet, das 1927 in der Schriftenreihe des Politischen Kollegs vom Ringverlag in Berlin herausgegeben wurde. Sämtliche Besprechungen, die in der Tages- und Fachpresse der Welt erschienen, beweisen, daß der große Wurf, den man dem Buch auf Grund der bisherigen Leistungen seines Verfassers voraussagen konnte, vollständig gelungen ist. Es wurde von Autoritäten der Wissenschaft und des Wirtschaftslebens, besonders von den besten Kennern der internationalen Ölpolitik mit Recht als das „klassische" Werk über die Ölpolitik bezeichnet. Das Buch ist Vollendung im wahrsten Sinne des Wortes. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Auflage beinahe vergriffen ist, die Übersetzung ins Russische und deren Herausgabe im Naphta-Verlage der Wissenschaftl.-Technischen Verwaltung des Obersten Volkswirtschaftsrates der U.D.S.S.R. bevorsteht, und daß Verhandlungen wegen einer Ausgabe in den Vereinigten Staaten schweben.

Hoffmann geht davon aus, daß man das Wesen des modernen Imperialismus keineswegs nur aus seinen diplomatischen und militärischen Tendenzen erforschen kann, denn niemals waren in der Politik der Neuzeit die treibenden Kräfte so stark wirtschaftlich bedingt, wie seit den letzten fünf Jahrzehnten der imperialistischen Epoche. Das Vordringen des modernen Kapitalismus in das Staatsgefüge bedingt, daß die Staaten Ausschau nach der Erwerbung erdgebundener Rohstoffe halten müssen. Diese sind vorwiegend Erdöl, Kohle, Erz, Kupfer, Baumwolle, Zucker und Gummi. Die Akteure dieses Ringens sind die Mammutgebilde der Wirtschaft, die gewaltigen Trusts und die internationalen Konzerne. Kreuz und quer, trotzdem klar gehen die Linien harten Interessenkampfes mit den verschwe menen Tendenzen verlogener Ideologen. Bewunderungswürdige in Hoffmanns W besteht vorwiegend in der Zusammenschau, d Blick für das Ganze, dem Kampf ums Öl, d er die Wilsonpunkte, die Genueser und L sanner Konferenz, den griechisch-türkisc Krieg und den Ruhreinbruch einordnet. Der eigentlich weltgeschichtliche Kampf das Öl wird zwischen Großbritannien und Vereinigten Staaten geführt, von denen nach der allgemeinen weltpolitischen Le einmal die eine, ein andermal die andere We macht Frankreich an ihre Seite zieht. Zwisch ihnen trachtet Rußland mit seinen orientalisch Verbündeten — der Türkei und Persien die Gegensätze zu verschärfen. Die umstritten Gebiete sind Vorderasien, Mittel- und Sü amerika; die beiden Duellanten sind die Sta dard Oil-Gruppe und die Shell-Royal Du mit der Anglo-Persien-Oil Company. D englische Ziel besteht im Errichten eines u den Indischen Ozean gelagerten kolonial Küstenreiches mit einem entsprechenden Syste von Ölproduktionsgebieten und Bunkerstation für die Linie des Suezkanals. Außerdem ve sucht es, sich in Mittelamerika, der Zone a Panamakanal, einen Hauptanteil an den n zu erschließenden Ölquellen zu sichern. J Jahre 1922 machen sich die ersten Anzeiche einer Wendung der englischen Politik a Wirkung der amerikanischen Öloffensive b merkbar, indem auf der Konferenz von Washing ton der sog. Ölfriede geschlossen wurde. Do blieb Mesopotamien wie vorher der Siege preis des Ölkampfes. Das politische Schick Europas war mit diesem asiatischen Gebie eng verwoben. Der griechisch-türkische Krieg die Niederlage Englands, der Sturz Lloy Georges, selbst die Ruhrbesetzung als Folge de Bindung Englands in diesem Krieg, der Stur der Mark, der materielle Niedergang des deut schen Mittelstandes hängen damit eng zu sammen. Die gesamte Weltgeschichte dieser Jahre trieft von Öl!

Vom ölpolitischen Gesichtspunkte aus ge sehen bot sich in Mitteleuropa folgendes Bil dar: Im Jahre 1923 ging England daran seine Ölpolitik in Ost- und Mitteleuropa ein zuleiten und die französischen Positionen in de galizischen Erdölindustrie zu unterhöhlen. De Hauptgedanke der englischen Ölpolitik in Mittel europa wurde die Verbindung der osteuropäi schen Ölpolitik mit dem Großschiffahrtsweg vom Schwarzen Meer nach den atlantischen

üsten, also mit der Donau—Main—Rhein-inie. Der Mittelpunkt der neuen britischen Olpolitik in Mitteleuropa wurde Wien mit lusstrahlung nach dem Donaubecken und ach Galizien, während Frankreich mit Hilfe er Standardgruppe und eines politischen Ab-ommens mit Rumänien seinen Einfluß fort u festigen bestrebt war.

Das Buch Hoffmanns lehrt uns, daß das Schicksal der Welt, besonders das Europas, ängst nicht mehr allein in den Staatskanz-ien der europäischen Regierungen, sondern n den Geschäftsräumen der großen Konzerne, n der Wallstreet, am Broadway und in der ity entschieden werden. Aus jeder Zeile es Werkes spürt man zugleich die sachliche, rakte wissenschaftliche Untersuchung und den eißen Hauch unseres Zeitalters, das nicht msonst das hochkapitalistische genannt wird.

In Karl Hoffmann haben wir einen Forscher u verehren, der uns die innersten Zusammen-änge der modernen Geschichte wahrhaft, aller erschleiernden Phrasen und Ideologien ent-eidet, aufzeigt. Er ist ebenso ein Meister itischer Quellenarbeit und strengster Einzel-rschung, wie er zu den Auserwählten ge-ört, denen es gelingt, die hingebende Treue ir die geschichtliche Einzelheit mit dem Blick ir das Ganze in organischer Weise zu vereinen.

Das Leben in der Arktis

Es ist wohl kein Zufall, daß seit etwa zehn, fünfzehn Jahren das Interesse für die in er Arktis lebenden Völker mächtig zugenommen at. Mehrere Gründe lassen sich dafür auf-ihren, einmal die Wißbegier der Ethnologen, ir die das Studium der Menschen, die in anz andere Lebensbedingungen gestellt sind s wir, äußerst fruchtbar ist, dann die mannig-ichen Erfahrungen, die die „Pioniere" unserer mmer mehr auch in jene unwirtlichen Ge-enden vordringenden Kultur machen, und chließlich die ein wenig sadistisch angehauchte eugier unseres Reisebeschreibungen lesenden ublikums: es liest sich so schön bei elektrischem icht und Warmwasserheizung, nach Tisch nd bei einer Zigarette, wie furchtbar da oben, Eis und Schnee, bei Nordlicht und rasenden türmen, in monatelanger Nacht, umringt on allen feindlichen Gewalten der Natur, dem Menschen schlecht geht und wie auf-ibend der Kampf um das bißchen tägliches eben ist, immer vor der Frage: „Wie er-iere ich nicht, wie verhungere ich nicht?"

Um dem Leser einen Begriff zu geben von dem, was das Leben im hohen Norden für den einzelnen bedeutet, ist es wohl am einfachsten die Bücher selbst sprechen zu lassen[1]).

Aus Ledens Buch: „Es ist für den Eskimo selbstverständlich, daß er sein Leben wagt, um der Familie den begehrten Leckerbissen zu beschaffen. Mit überlegener Selbstbeherrschung geht er dem gefürchteten Feind entgegen und denkt nicht weiter darüber nach, daß er Tag für Tag Heldentaten vollbringt, die anderwärts mit der Ehrenlegion belohnt würden." (S. 20.) — Wir gehen zu Dallmayer:

„Die Männer sterben selten eines natürlichen Todes. Fast alle kommen durch Unglücksfälle um, besonders bei Kämpfen mit Eisbären und Walrossen. Wenn ein Mann gegen die siebzig steuert, ist er bei jedem Jagdausflug darauf gefaßt, es werde sein letzter sein." (S. 178.) — Wir sterben an der Bequemlichkeit unseres Lebens.

„Kallaschak sitzt mir gegenüber, schneidet Grimassen und windet sich, als leide er furchtbare Schmerzen. Plötzlich aber springt er auf, zieht mit kühnem Griff den Hirschfänger aus der Schneewand des Iglu, reißt den Mund auf und schneidet mit der Spitze des großen Messers das Fleisch eines Zahnes ab. Hierauf bohrt er sie in den Kiefer und bricht den Zahn mit der Wurzel aus. Noch ein paar Grimassen und einiges Blutspucken; dann setzt er sich wieder hin und fährt fort, gefrornes Fleisch zu kauen." (S. 182.) — Wir haben Angst vor dem Zahnarzt trotz Narkose.

„Kallaschak hält die Jagd mit der Büchse nicht für ehrlichen Kampf, denn der Eisbär habe keine gleichwertigen Verteidigungsmittel. Einem so hochstehenden und gewaltigen Tier sollte man nach Kallaschaks Ansicht ritterlich und mit der schuldigen Achtung begegnen." (S. 186.) — Wir haben das Zielfernrohr erfunden.

Aus Stefansson: „Die Gerbung der Eskimos macht die Haut auch so leicht, daß der vollständige Winteranzug[2]) fast weniger wiegt als ein Anzug in New York." (S. 69.) — Wir

[1]) Von in deutscher Sprache erschienen Werken seien hier angeführt: Kai Donner, Bei den Samojeden in Sibirien (Stuttgart, Strecker & Schröder o. J.), Christian Leden, Über Küratins Eisfelder (Leipzig Brockhaus 1927), Vilhjalmar Stefansson, Jäger der hohen Nordens (ebenda 1924) und das wundervolle Eskimobuch Rasmussens, Thulefahrt (Frankfurter Sozietätsdruckerei 1926).

[2]) Innen- und Außenpelz.

praktischen Europäer haben die unpraktischste Kleidung der Welt.

Aus Rasmussen: „Sie hatten kein Jagdglück gehabt und sich tagelang damit begnügen müssen, Renntierlosung zu essen." (S. 264.) — Wir gehen zum Wildprethändler.

Renntierjäger Igjugarjuk spricht: „Alle wahre Weisheit findet man nur ferne von den Menschen, draußen in der großen Einsamkeit, und sie kann nur erlangt werden durch Leiden; Entbehrungen und Leiden sind die einzigen Wege, den Sinn eines Menschen für das zu öffnen, was den andern verborgen ist." (S. 503.) — Wir suchen die Wahrheit in Konventikeln, Parlamenten, politischen Parteien und in der Presse.

„... und wiederum mußte ich die Fähigkeit dieser Menschen, sich der Natur anzupassen, bewundern. Man stelle sich nur vor: man geht zu einigen Freunden fünf Minuten Wegs vom eigenen Hause auf Besuch; geht man verkehrt, so bedeutet das den Tod; es sei denn man hat ein Messer und kann sich ein Haus bauen." (S. 438.) — Wir fürchten uns vor ein bißchen Regen.

„Niemals in meinem Leben habe ich so ausgelassene und sorglose Menschen, so munter hungernde, so humorvoll frierende, so elend und zerlumpt gekleidete Menschen gesehen wie hier." (S. 329.) — Wir haben zwei Ideale: möglichst viel zu fressen und uns möglichst zu verzärteln.

Doch genug der Zitate. Wer diese Zeilen liest, wird verstehen, daß es nur erfindungsreiche, ausdauernde, stahlharte Menschen sein können, die in einer so grausamen Natur sich behaupten können. Die an dieser Umwelt noch Freude haben, fröhlich, lustig und vergnügt in den Tag hineinleben und wunderhübsche Lieder darüber singen können wie dies:

Wo läuft der Südwind nur hin,
wenn er sauset vorbei?
Läuft er fort zu den Menschen,
Menschen nördlich von uns?
Wird er ihrer bewußt
Wenn er sauset vorbei?

Das Lied hat vier identische Strophen, nur der Name des Windes wechselt je nach der Weltgegend. Oder:

Welche Angst doch,
sich einsam zu wünschen;
in froher Freundesgesellschaft
sich fort von den Menschen zu wünschen!

Welche Freude doch,
den Sommer zu spüren,
der in die große Welt kommt,
die Sonne zu sehen,
bald Tagsonne, bald Nachtsonne,
die ihrer alten Fußspur folgt![1])

Eine alte Stammesüberlieferung der Eskim sagt, daß die Geister — und sie glauben a viele Geister, wohl- und übelwollende — nie mals den Verdrießlichen und Bekümmerte helfen. Dort oben am Nordpol dieselbe Er kenntnis, die Goethe in den Versen ausge sprochen hat, deren letzte Zeilen lauten „Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen rufet die Arme der Götter herbei." Sie waren auf sich selbst gestellt ,seit der längst vergangenen Zeit, als sie, wahrscheinlich von ihren erbittert sten Feinden, den Indianern, in die Eiswüste gedrängt wurden, wo sie dann eine so zweck mäßige, feindurchdachte, einfache und prak tische materielle Kultur herausarbeiteten — man denke nur an das wundervolle Fellboot den Kajak, an Schneehaus, Harpune, Schlitten und Tranlampe! — daß ihre Untersuchung immer wieder die Bewunderung und das Entzücken des weißen Forschers hervorruft Ohne Kenntnis der Metalle und fast ohne Holz

Die Berührung mit der europäischen Kultur hat auch hier zersetzend gewirkt und wird wahrscheinlich zum Untergange des tapfern, hochgemuten Völkchens führen. Es sind ihrer auf der ganzen Strecke von Ostgrönland bis zum Weststrand von Alaska ja nur wenige Tausende. Schon Nansen berichtet in seinem Eskimobuch, wie schwer die Einführung der Feuerwaffe die Existenz der Leute bedrohe — weil die Feuerwaffe das Wild verjagt, während die einheimische lautlose Jagd es nicht schreckt — und Leden hat bittere Worte für die Segnungen unserer Zivilisation. Er tadelt wie Nansen die Einführung der Feuerwaffen, betont, daß die Überführung der Labradoreskimos zu fester Lebensweise sie mit europäischen Krankheiten verseucht habe, daß infolge der Berührung mit den Weißen, die alten Arten der Gewinnung des Lebensunterhalts vernachlässigt werden, was die Leute zu hilflosen Proletariern macht. Und Rasmussen meint am Ende seines Buches wehmütig: „In wenigen Jahren wird diese Religion (der Eskimo) eine Sage sein und der weiße Mann wird sich alles unterworfen haben, die Lande und die Menschen, ihre Gedanken, ihre Beichte und ihren Glauben." Das sagt Rasmussen, der tiefergriffen von dem auf seiner Fahrt Gesehenen und Erlebten sein Buch mit den Worten schließt: Die Natur ist groß, der Mensch ist größer.

München. Adolf Dirr.

[1]) Beide bei Rasmussen S. 430/31.

Ulrich Han
Italiens deutscher Erstdrucker?

Bereits im Septemberheft 1927 der S. M. wurde über die Auffindung des ersten alienischen Druckwerkes durch den Altmeister r deutschen Inkunabelforschung, Konrad aebler berichtet. Haebler fand 1924 in Münen Fragmente[1]) einer italienischen Ausgabe s „Leidens Christi", von der bisher nur sechs neinander verschiedene deutsche Ausgaben kannt waren. Er konnte darauf feststellen, ß diese italienische Ausgabe wie auch die chs deutschen sowie eine alte Ausgabe der Sieben Freuden Mariä" und ein Wiener alender für das Jahr 1462 offenbar von mselben Drucker herrühren, daß dieser eine n Typen der Bamberger Pfisterdrucke verandte Schrift benützt und Gutenbergs System r Anschlußbuchstaben in unbeholfener, altermlicher Art verwandt hat, daß er nur in üddeutschland gedruckt hat, und zwar zuerst e „Sieben Freuden Mariä" dann etwa 1461 e verschiedenen mit Holzschnitten versehenen utschen Ausgaben des „Leidens Christi", n Ende des Jahres den Kalender für 1462 Wien, und 1462 etwa in Bologna die italieische Ausgabe des „Leidens Christi", die nger als die deutschen Ausgaben ist und ren Holzschnitte, welche dieselben wie die r deutschen Ausgaben sind, eine stärkere enützung als bei jenen zeigen. Über die erson dieses süddeutschen Druckers, der als ster seines Berufes nach Italien ging, äußert h Haebler nicht, er verweist nur auf die erwandtschaft seiner Typen mit der ältesten utenbergtype und den Typen der Bamberger fisterdrucke, die sogar dazu führte, daß man e „Sieben Freuden Mariä" und die mit zusammengebundene Ausgabe des „Leidens risti" der Münchener Staatsbibliothek Alecht Pfister selbst zugeschrieben hat. Inischen hat sich aber herausgestellt, daß diese erke nicht von Pfister stammen können, gegen läßt sich jetzt vermuten, daß sie von m Ingolstädter Ulrich Han stammen, und ß dieser somit auch der Erstdrucker Italiens wesen ist, eine Vermutung, die Haebler tsamerweise nicht ausgesprochen hat, obhl seine eigenen Forschungen sie ihm naheegt hätten.

Dafür, daß Ulrich Han der Erstdrucker aliens gewesen ist, sprechen verschiedene wichtige Umstände. Er war in Ingolstadt geboren, hatte aber, bevor er nach Italien ging, in Wien das Bürgerrecht erworben. Während die beiden anderen Frühdrucker Roms, die Deutschen Konrad Sweinheim aus Schwanheim bei Frankfurt a. M. und Arnold Pannartz aus Prag, Kleriker waren, hat Han dem geistlichen Stande nicht angehört. Mit vollem Namen zeichnet er als erstes Werk einen 1468 in Rom gedruckten Cicero „De oratore" als „per me Ulricum Han de Vienna". Daraus hat Haebler früher bereits mit Recht geschlossen, Han könne in Wien den Kalender für 1462 gedruckt haben, dessen Type den Missalschriften Gutenbergs ähnelt. Ferner vermutete Haebler, Han könne schon zu der Gesellschaft deutscher Drucker gehört haben, die 1465 bis 1467 im Kloster Subiaco bei Rom drei Werke druckten, von denen zwei keinen Drucker angeben, während eines durch die Initialen God. II Al. auf einen deutschen Drucker Godefridus oder Godehardus schließen läßt, dem wir nur noch einmal auf einem römischen Druck des Verlegers Johann Philipp de Lignamine begegnen. Han könnte ganz gut neben oder unter diesem Landsmann in Subiaco gearbeitet haben, denn auch in Rom tritt er nicht sogleich selbständig auf, sondern sein erster datierter Druck, die „Meditationes vitae Christi" des Johannes de Turrecremata vom 31. Dezember 1467 trägt die Schlußschrift „Finite sunt contemplationes supradicte et continuate Rome per Ulricum Han anno ... J. R." Daraus geht hervor, daß Han dies Werk nur fortgesetzt und vollendet hat, daß aber der Anfang und die Hauptarbeit von einem Drucker namens J. R. geleistet wurde. Weiter weist auf Subiaco der Umstand hin, daß der Verfasser dieses Werkes, der Kardinal Johannes de Turrecremata, das geistliche Oberhaupt des Klosters Subiaco war. Es ist wohl anzunehmen, daß er sich für die Originaldruckausgabe seines Werkes einen zuverlässigen Drucker aus der ihm unterstehenden Klosterdruckerei nahm und nicht einen in Rom neu angekommenen Unbekannten. Sodann ist bemerkenswert, daß dieser Turrecremata von 1467 nächst den Bamberger Drucken Pfisters das älteste mit Holzschnitten versehene Buch ist und daß der Text dazu, eine gotische Schrift von Missaltypgröße, die Vermutung nahelegt, daß Han in Pfisters Werkstatt seine Kenntnisse als Drucker und Holzschneider erworben hat.

Han hat in Rom zunächst nur Klassiker gedruckt, bei deren Herausgabe ihn der Gelehrte Johann Andreas Campanus beriet. Von 1471—1474 hat er dann zusammen mit dem

[1]) „Die italienischen Fragmente vom Leiden risti, das älteste Kunstwerk Italiens", Münn 1927.

Kaufmannssohn Simon Nicolai Chardella aus Lucca auch juristische und theologische Werke erscheinen lassen. 1476 druckte er das erste Missale Romanum, im gleichen Jahre druckt mit seinen Schriften sein Bruder Wolf Hahn (Lupus Gallus) eine Expositio psalterii des Johannes de Turrecremata. Hans letztes Werk waren 1478 nochmals die Meditationes seines Gönners Turrecremata. Kurz darauf scheint er in Rom gestorben zu sein. Insgesamt lassen sich ihm 80 Drucke mit Bestimmtheit zuweisen. Hatte er 1471 mit Chardella zusammen „in domo de Tagliacoxis" seine Druckerei gehabt, so druckt 1480 Stephan Planck „in domo quondam Udalrici Galli Barbati"[1]). Planck stammte aus Passau, war also ein engerer Landsmann Hans.

Zusammenfassend können wir die Vermutung aussprechen, daß Ulrich Han in dem von Ingolstadt nicht allzu weit entfernten Bamberg bei Albrecht Pfister die schwarze Kunst gelernt hat, daß er von dort auf Wanderschaft ging, die „Sieben Freuden Mariä" und die sechs deutschen Ausgaben des „Leidens Christi" druckte, einige davon in Wien, wo er das Bürgerrecht erwarb und sich deshalb als de Vienna bezeichnete. Ende 1461 druckte er in Wien den Kalender für 1462, darauf in Bologna 1462 die italienische Ausgabe des „Leidens Christi". Vielleicht ist er dann durch den Bischof Nikolaus von Cusa, der sich um die Heranziehung deutscher Drucker nach Rom bemüht haben soll, aber schon 1464 starb, nach Subiaco gekommen und hat dort mit einigen Landsleuten die Druckerei eingerichtet, aus der 1465—1467 drei Werke hervorgingen. Auf Veranlassung des Kardinals Johannes de Turrecremata, dem Subiaco unterstand, dürfte er dann nach Rom gekommen sein, um dessen Werk dort zu drucken. Sollten diese Vermutungen zutreffen, so würden wir jetzt den deutschen Erstdrucker Italiens ebenso kennen wie die deutschen Erstdrucker Spaniens und Frankreichs.

Und noch eine Vermutung sei hier erwähnt. Aus dem Verlag des römischen Verlegers Johann Phillipp de Lignamine sind 1471 zwei Werke hervorgegangen, welche die Initialen B. R. M. und B. R. tragen. Haebler hat einen deutschen Drucker eines entsprechenden Namens nicht feststellen können. Nun erwähnt aber der Nürnberger Hermann Schedel 1472 in einem Briefe, daß im Sommer 1471 ein Buchdrucker Bernhard von Me dingen nach Nürnberg aus Rom gekomm sei und Bücher verkauft habe, die in Rom g druckt waren. Dieser Bernhard von Me dingen könnte jener B. R. M. und B. R. g wesen sein, denn es ließe sich denken, daß d Buchstabe R. seinen Familiennamen bedeut habe. Damit würden wir einen weiter deutschen Drucker kennen, der in Rom tätig wa

München. Adolf Dresler.

[1]) „Die deutschen Buchdrucker des 15. Jahrhunderts im Ausland", Verlag Jacques Rosenthal, München 1924.

Gedanken

Die Mehrzahl der Christen gleicht den so passiven Mitgliedern eines Gesangverein die die Konzerte des Vereins besuchen, ab nicht singen.

*

Der heilige Geist macht seine Besuche na andern Gesichtspunkten als ein neu zugelassen Privatdozent, der seine Karte bei allen orden lichen Professoren abgibt.

*

In andern Religionen muß man erkennen um richtig zu handeln; im Christentum richti handeln, um zu erkennen.

*

Das Mißliche an der Übersetzung von Wer ken großer Geister ist, daß die Begriffe de großen Geister sich mit denen ihrer Sprachge nossen nicht decken. Findet außer der zum Ver ständnis notwendigen Übertragung der neue Begriffe in die alten Begriffe noch eine Über tragung der alten Sprache in eine neue Sprach statt, so werden die Gedanken des großen Geiste zweimal übersetzt. Die Güte der Wortübersetzun hängt davon ab, wieviel von der Begriffüber setzung sie mitbesorgt.

*

Leicht ist es, die Gedanken zu fassen, die auch andere haben könnten; schwer, die zu fassen die man nur selbst haben kann.

*

Spinoza und Oldenburg.

Durch die ganze Geschichte hindurch das Geniale und das Verstandesmäßige zu sondern und zu verfolgen, wäre die höchste Aufgabe der Geschichte der Philosophie.

*

Wenn die Setzer die Bücher schrieben und die Schriftsteller sie setzten, so würde zwar der Inhalt besser, aber der Druck schlechter.

*

Der vertriebene Pan

Roman von Gottfried Kölwel

(Fortsetzung) 10.

Die hohe Stille der großen Landschaft, die sich oft tag- und nachtlang aus dem blauen Bogen des Himmels auf die Berggipfel herabsenkte, war auch über Albine gekommen. Alles Unruhige, Zitterige, Scheue, das ihr einst drunten in der Stadt anhing, schien für immer wie fortgeweht zu sein, und sie stand endgültig und bewußt auf einer festen Erde. „Ich lebe", das waren die ersten Worte, die Albine in dieser Zeit in ein Tagebuch schrieb, in ihre Gedanken, all ihr Glück gleichsam zu fixieren und alles Erlebte nochmal vor sich anzustellen. „Nie zuvor in meinem Leben habe ich das Gefühl so stark empfunden, daß ich lebe. Es ist, als ob meine Sinne heller geworden wären und alle Dinge wären deutlicher und größer und mir näher gerückt. Ich stehe plötzlich in einer Welt, die meine Welt ist und die vorher gar nicht da war. Ihr Frauen da unten in den Tälern und in der Ebene, mit wie viel Tausenden von euch war ich gleich. Wenn ihr am Morgen aufsteht, hängt euch schon die Melancholie um die Augen. Ihr bereitet das Frühstück, ihr sorgt für den Tisch am Mittag, und immer, auch wenn ihr fertig und gesättigt seid oder für andere gesorgt habt, ist eine heimliche Bitternis in euch. Ihr spürt die Mühsal dieser Erde, alles Tun ist eine Last. Mir ist schon der erste Schritt aus dem Bett, jeder Griff eine Lust, und Dinge, an die ich früher nicht achtete und die mir widerwärtig vorgekommen wären, machen mir Freude; ob ich nun am Herd stehe, die Ziege melke oder wasche und scheuere. Ich tue ja nichts, um eine unangenehme Arbeit zu tun, ich tue doch alles nur deshalb, daß unser tägliches Leben geordnet weiterfließt wie ein Wasser in einem gut geräumten Flußbett. Oh, einmal so ein fließendes Wasser sein, wie der Bach, der an unserm Haus vorbeikommt. Da gibt es hundert und tausend Wellen, und in jeder ist am Tag die Sonne eingefangen, und am Abend kommen Mond und Sterne aus ihnen heraus. Der ganze Himmel besieht sich in jeder, und wenn du in eine Welle hineinsiehst, kommt der Himmel heraus und dir entgegen. An so einem Wasser ist oben und unten der Himmel und die Bläue leuchtet in der Tiefe wie in der Höhe."

„Die Zeit vergeht", schrieb sie ein anderes Mal, „aber der Himmel ist unverändert um uns. Wir sehen ihn noch immer in der Höhe und in der Tiefe. Ich wohne mitten darin und manchmal wende ich den Blick auf die Erde zurück, von der ich kam. Ich habe meinen Bruder zurückgelassen, den Verlobten, und manche von euch Frauen mag vielleicht sagen: Wenn man sein Wort jemand gibt, muß man es auch halten. Etwas Unangenehmes und Hartes zu tragen im Leben ist größer als der Freude nachzulaufen. Ihr mögt recht haben. Ja, ihr habt recht, wenn man das Harte dieser Welt um eines Menschen willen erträgt, den man selbst gewählt hat und den man liebt. Selbst gewählt, werdet ihr sagen, hast du ja. Ich aber sage: Welche Frauen geben dann ihr Wort selber? Wird es ihnen nicht vielmehr genommen? Sind wir nicht Beraubte unseres Herzens statt Schenkende? Wie viele Frauen sehen dann nachträglich den falschen Weg und sind unglücklich über jeden

Stein unter der Sohle. Aber sie gehen ihren Unglücksweg weiter, weil sie nicht den Mu haben, plötzlich einen andern zu gehen. Es ist oft sehr, sehr schwer, das alte Leben aufzu hören und ein neues zu beginnen. Viel schwerer, als das alte weiter zu ertragen."

11.

Während Franz und Albine so ein Leben führten, von dem man — mit aller Bedeu tung des Wortes — sagen konnte, daß es herrlich und glücklich war, empfanden si es, je mehr die Zeit verging, bald um so schmerzlicher, daß gerade ein Wunsch nicht in Er füllung gehen wollte. An allen Kreaturen des Waldes, von den kleinsten Käfern im Gra bis zu den Rehen und Hirschen, im Schatten des geringsten Halms, in hohen Vogelnestern im Dickicht der Sträucher, in finsteren Erdhöhlen, überall sahen sie, wie das Leben imme von neuem entsprang und sich in hundert und tausend Gesichtern vervielfältigte. Nur i ihrem Haus, so oft auch der Frühling ringsum in buntesten Farben wechselte, blieb de fruchtende Sommer aus und der trächtige Herbst.

Albine wurde zusehends stiller und wenn sich die beiden oft schweigend in die Auge sahen, geschah es, daß der sonst so starke Blick des Mannes sich verschleierte, währen Albine manchmal zu zittern anfing.

„Ihr Frauen in den Tälern", schrieb sie in dieser Zeit einmal in ihr Tagebuch, „ih lebt zwar oft in Qualen dahin, euere Männer mögen euch hetzen und schlagen, aber Kinde spielen um euch. Ihr hört euere Stimme, euer eigenes Ohr hört euch. Immer wird eue Leben wieder geboren, euer Fuß geht wieder zum ersten Male über die Erde, euere Han tastet nach allem Neuen aus, euere Augen suchen erneut nach dem Wunder, Wünsche un Hoffnungen fliegen neu in die Welt und das Tor zum Unbekannten, Wunderbaren, steh wieder geöffnet vor euch. . ."

Aus solcher Sehnsucht wird man die große, ernste Freude begreifen, die nach Jahre in das Haus auf der Wolfkuppe eingezogen war, als Sebas eines Tages im Septembe schwer bepackt aus dem Tal heraufkam. Er trug einen großen Rucksack voll von weiche Stoffen und allerlei Geräten, und, an einem Stock über die Achsel geschultert, eine kleine Badewanne aus Zinkblech. Sie leuchtete so sehr in der Sonne, daß die Leute, die sie aus der Ferne sahen, den Eindruck hatten, da und dort, immer höher hinauf, blitze es aus der Erde auf. Zuweilen blieb Sebas stehen, wischte sich den Schweiß von Stirn und Schläfen, öffnete auch das Hemd, um die Brust zu trocknen, und sah ringsum in die reine, blaue Weite, in der die septemberlichen Berge haarscharf mit allen Konturen vor ihm dastanden. Das also wird dein Auge zuerst sehen, sprach er vor sich hin, während er an sein ungeborenes Kind dachte, diese angestaute Pracht der Erde, dieses steinerne Wellenmeer Gottes, dahinter die weißen Gipfel der Gletscher. Dein Ohr wird die große Stille hören, die in allen Tiefen und Höhen und in allen Weiten ruht. Deine Nase wird den Duft der Lärchenbäume und der Wiesen einatmen, deine kleinen Hände werden sich in das dichte Gras einwühlen wie in das Fell der Ziegen, du wirst die süße und saure Milch des Tieres auf deiner Zunge schmecken, und so sollst du, während der unsichtbare Pan dein Spiel genosse wird, aufwachsen hier inmitten der Natur, fernab von aller verbildeten Welt, gesund und kräftig, wie ein junger Gott. . .

Während Sebas so seinem Haus auf der Wolfkuppe immer näher kam, bemerkte er, wie Albine, die schon hoch in den Umständen war, an einen Pfosten der Tür angelehnt, auf ihn wartete. Rings um sie rundete sich die goldene Stille des Herbstes, in der man jeden Augenblick eine vom Baum fallende Frucht zu hören glaubte. Albine lächelte, als sie die

ſt ihres Mannes ſah, und dabei ſchien ihr ſeltſam verklärter Blick durch ihn hindurch gehen und hinter ihm hinaus in die hohe, runde Welt. Sebas bemerkte dieſen Blick utlich, und ſo trat er, um dieſe träumende Stille nicht durch Worte zu ſtören, ſchweigend r ſie hin und ergriff ihre Hand. Dann ſtellte er die Badewanne ab, legte den Rucſack neben und ging mit ſeiner Frau in das Haus. Erſt, nachdem er ſich auf einer Bank ebergelaſſen und ſeine Anſtrengung veratmet hatte, ſagte er: „Nun iſt alles fertig. e Hebamme wird ſchon morgen kommen und etliche Zeit bei uns bleiben.“ Kurz darauf ärte er die Arme ſeiner Frau um den Hals, und als er in ihr Geſicht ſah, bemerkte er chten Glanz in ihren Augen, darunter aber ein unſagbares Lächeln. Da wußte er, e tief ergriffen ſie von allem war, was nun kommen ſollte, und hielt noch ihre Hand in r ſeinen, als hinter den verdämmernden Berggipfeln die erſten Sterne heraufkamen. ſah aus, als wollten dieſe ſchon jetzt nach dem kleinen Holzhaus ausſpähen, um im gebenen Augenblick ſilberne und goldene Geſchenke in das Bett des neugeborenen Kindes legen...

„Sowas hab ich auch noch nicht erlebt“, ſagte die Hebamme, eine dicke, kleine, aber kräfge Frau, nach der Geburt zu Franz Sebas, der zitternd auf das neugeborene Kind ſchaute, ei ſolchen Schmerzen auch nicht einmal einen Seufzer tun. Grad, wie wenn ſie überupt nichts geſpürt hätte.“

Sebas freilich verſtand alles, aber es erſtaunte ihn deshalb nicht geringer. Wie Albine lag, die Augen gegen den Himmel gewandt, als müßte die Frucht ihres Leibes aus den olken ſtürzen, ſtatt aus ihrem Körper geboren werden. Dieſes Verbundenſein mit dem nbekannten, dem großen Naturhaften, er wird es wohl nie vergeſſen können.

Aber auch er ſelber war in dieſer Zeit zu allem bereit, was nur nötig war. Er kochte s Eſſen, er beſorgte die Wäſche, machte das Haus rein, kurzum, er tat alles, was nur erhaupt zu tun war. Nichts war ihm zu mühſam, nichts zu ſchmutzig, alles geſchah ja ur für die andern. Und ſo wurde in dieſen Wochen, nach Jahren der Luſt, in einer ſchweren eit jene Gemeinſchaft von Menſchen ſichtbar, in der einer für den andern mit allen pfern einſteht, als ob der andere nur ein Teil von ihm ſelber wäre.

12.

Jahre waren vergangen und das Kind, ein friſcher und geſunder Knabe, der den Namen ſeines Vaters trug, war zu einem Weſen herangewachſen, das die Welt, in der es lebte, tzt nicht mehr bloß mit Augen, Ohren und taſtenden Händen aufnahm, beobachtete und rüfte; es wußte das Wort ſchon längſt zur ſicheren Frage zu ſtellen, aber da es nie eine ndere Antwort hörte als die ſeiner Eltern, war nie ein Zweifel in ſeinem Herzen, und in Blick hatte einen reinen Glanz.

Franz, oder auch der kleine Pan, wie ihn ſein Vater bisweilen nannte, wenn er ihn wiſchen den Bäumen horchend nach jedem Getier oder ſchlafend im Graſe fand, ſah die Sonne hinter den Bergen zuerſt wie einen Goldvogel heraufkommen, der alles Gute ringt; der Vogel war ſo märchenhaft ſchön, daß er das Auge blendete; überall auf Erden ah man ſeine Goldfedern liegen...

Aber es dauerte nicht lang, da wußte das Kind, daß die Sonne die Kugel des Lebens i, die im Frühling Blatt und Blüten aus der Erde zieht, im Sommer die Frucht rundet, lles reift im Herbſt und dann die weiße Schneedecke des Winters über die ruhende Erde gen läßt. Alles kam durch ſie: das Gras, der Strauch, der Baum, die Fliege, der Wurm, as Reh, der Vogel, alles war eine große Familie der Mutter Sonne, lauter Sonnen-

kinder. . . Und jedes hatte den Drang zur Freude in sich und die Abwehr gegen den Schmer
Ihr Reich, nach dem sie alle strebten, war die Lust.

Zu solchen und ähnlichen Gedanken wurde das Kind von seinen Eltern immer meh
herangezogen, es sollte lernen, glücklich im Diesseits zu stehen, ein Mensch zu sein, dess
Reich auf Erden ist, ein Wesen, das sich bemüht, sich unter der Sonne zu erfüllen; ein Din
der Natur, über Pflanze, Tier und Mensch aufwachsend zu einem jungen irdischen Got

Solange nun die Sonne über ihm, Gras und Schnee unter ihm waren, solange die Eich
hörnchen rings in den Bäumen spielten, die Rehe in der Nähe grasten, die Vögel durch
Gezweig huschten, solange die Wellen des klaren Baches seine nackten Füße umspielte
und in der Nacht Mond und Sterne seinen Schlaf behüteten, solange war es gut.

Aber mit einem Mal sollte diese naturhafte Entwicklung eine Ablenkung erfahren, al
der Knabe nämlich, sechs Jahre alt geworden, aus seiner harmonischen Einsamkeit heraus
gerissen und zwischen ganz anders denkende Menschen hineingezogen wurde.

Es war dies drunten im Dorf in der Schule, wo er hörte, daß das Leben etwas ziemlich
Nichtswürdiges sei, nur ein Dornen- und Kreuzweg, den man überwinden müsse, um das
wirkliche Glück erst nach dem Tode zu erreichen.

Das geistig regsame und außerordentlich empfindsame Kind aber sah sich auf diese Weise
plötzlich zwischen zwei Welten. Es hörte nicht mehr auf zu fragen, bald drunten in der
Schule, bald droben bei seinen Eltern, und der Weg vom Berg hinab ins Tal, und vom
Tal hinauf zum Berg war bald ein einziges Sinnen und Grübeln. Dadurch aber verlor
der Knabe sein eigentliches Wesen, alles Kindhafte, Helle, Glückliche nämlich ging verloren,
er machte oft einen sehr kopfhängerischen Eindruck, hatte keine rechte Freude mehr am
Spiel, kümmerte sich kaum mehr um Tiere und Pflanzen, schlief schlecht in der Nacht,
träumte so laut, daß er aufschrie und, von den Teufeln gemartert, von denen er in der
Schule gehört hatte, Schweiß auf der Stirn trug. Auch kam in das früher so sorgenlose
Kind etwas Furchtsames, es wagte kaum mehr allein zu sein, witterte überall lauernde
böse Geister, und die ehedem so frische Gesundheit des Knaben ließ mit jeder Woche mehr
und mehr nach.

Da ging Franz Sebas eines Tages zu Tal und beantragte dort in der Schule, daß sein
Kind nicht in religiösen Dingen unterrichtet werde, weil es einmal selbst erkennen und den
Weg wählen soll, den es aus eigener Überzeugung als den richtigen erkennt. Diese For-
derung aber, den jungen Menschen in keine Konfession zu zwingen, wurde zum Anlaß,
daß es von jetzt ab mit der Ruhe auf der Wolfkuppe vorbei war. Das Kind, einst die letzte
Sehnsucht der Eltern, heute ihr wirkliches Glück, verband die einsamen Bergbewohner
plötzlich mit dem bevölkerten Tal, und die gottlosen Malersleute, wie man sie unten hieß,
waren plötzlich in aller Mund, während man sich früher nur wenig um sie kümmerte.

Mit den Worten verband sich bald ein geheimer Haß gegen sie, den vorerst allerdings
nur der kleine Franz selbst zu spüren bekam, obgleich er doch der unschuldigste Teil bei der
ganzen Geschichte war. — Beim Bäcker Niebler, der sein Geschäft dicht neben der Kirche
ausübte und zugleich ein kleines Spezereigeschäft betrieb, dort, wo der Sohn des Malers
von der Wolfkuppe stets die besten Bonbons umsonst bekam, weil ja der Vater dort ein-
kaufte, erhielt der kleine Franz jetzt für sein gutes Geld, wenn es gerade möglich war,
sicher die härteste Semmel, und die dicke Bäckerin, die ihn einst auf den Arm hob und an
die Brust drückte, redete kaum mehr ein Wort mit ihm. — Wenn er während der Religions-
stunde draußen auf der Wiese saß, sein Brot verzehrte und den hellen Schmetterlingen
zusah, die sich tief in die Blumen hinabließen, geschah es nicht selten, daß vorüberkommende

Weiber stehen blieben, mit dem Finger nach ihm deuteten und recht ungeniert sagten: Da sitzt er ja, der Bankert. Aus dem kann sich der Teufel einmal ein fettes Süpplein ochen. . ." Am deutlichsten aber ließen es sich die Kinder des Dorfes merken, was für ein Höllenopfer er sei. Nicht bloß, weil sie ihn während der Mittagspause von jedem Spiel ausschlossen, sie gingen um ihn herum wie um einen stinkenden Gegenstand, sie schrieen ihm alle möglichen Schimpfnamen zu, ja, sie warfen, ob er sich nun wehrte oder schwieg, mit Steinen nach ihm; einmal kam es sogar vor, daß sie ihn auf dem Heimweg zur Wolfsruppe bis hoch hinauf verfolgten, ihn derart schlugen und verkratzten, daß er blutend zu Hause ankam und dort den bestürzten Eltern weinend erzählte, was ihm die Kinder nachgeschrieen hatten: „Sags nur deinen Alten! Das hat der Teufel getan! Sie sollen dich bald wieder in die Religionsstunde gehen lassen, sonst bringt er dich noch ganz um!"

So kam es, daß das Kind nicht mehr zur Schule wollte; es klagte bald über Schmerzen im Kopf, bald im Leib, über ein krankes Gelenk, obgleich ihm oft nicht das geringste fehlte. Die Lüge war noch besser als drunten im Tal die wüsten Schulkameraden. Oft auch versteckte sich der Knabe nicht selten abseits vom Weg im Gebüsch, verbrachte dort den lieben langen Tag und ging erst wieder nach Hause, wenn er am Stand der Sonne erkannte, daß es Nachmittag geworden sei. So bildete sich allmählich ein unerträglicher Zustand heraus: das Kind wurde immer mehr verdorben, die Eltern aber, die hier oben auf der Wolfsruppe ein olympisches Dasein suchten und fanden, sahen sich plötzlich in ein kleinliches, quälendes, zermürbendes Leben hineingezogen, zumal von unten Forderungen zu Schulsitzungen, allerlei Geldstrafen und sogar Haftandrohungen heraufkamen.

Franz Sebas war über diese Störung seines Friedens derart erbost, daß er bei einer dieser Schulsitzungen einmal mit der Faust auf den Tisch schlug und drohte, sich beim Bezirksamt zu beschweren. Wenn es die Schulbehörde nicht fertig bringe, daß sein Kind unbehelligt durch das Dorf gehen könne, so werde er es vorläufig überhaupt nicht mehr schicken. „Wir leben, Gott sei Dank, in einem Staat", sagte er, „in dem es jedem Einwohner freigestellt ist, zu welchem Gott er beten will. . ."

Wie unglücklich Albine aber in dieser Zeit war, geht aus jenem Tagebucheintrag hervor, der aus diesen Kämpfen stammt: „Es ist ein Jammer, daß ein Mensch auf Erden nicht sein Leben leben kann, sondern einfach, ob er will oder nicht, in die Gemeinschaft hineingezwungen ist. Nun ist eine Gemeinschaft ja wohl etwas Gutes, so wie wir, Franz und ich, sie erlebt haben, eine Gemeinschaft, in der einer für den andern alles tut, aber ebenso scheußlich ist die erzwungene Gemeinschaft für jenen, der sich absondern und niemand im Wege stehen will. Wer sich in die Masse begibt, der muß mit der Masse leben, aber wer für sich lebt, der muß auch wirklich für sich leben können."

13.

Tatsächlich schien es eine Weile so, als ob Albine mit ihrer Meinung recht behalten sollte; denn es war, nachdem Sebas das Kind jetzt meist selbst zur Schule begleitete, ziemlich ruhig im Dorf geworden. Es ging eine merkwürdige, einsame Macht von dem Maler aus, der man nicht gerne mit offenem Gesicht parieren wollte, und zudem besaß er, wenn er auch als Ketzer galt, vor den Leuten doch wieder ein gewisses Ansehen; er blieb nach wie vor ein Mann, der Geld hatte und alles, was er kaufte, gut bezahlen konnte. Geld aber ist gerade unter dem Volk immer noch derjenige Götze, vor dem alle den Hut ziehen.

Freilich war sich Sebas trotz der Ruhe nicht im unklaren darüber, daß der Haß gegen ihn und das Kind deshalb keineswegs aus der Welt geschafft war. Der Haß gedieh sicher

heimlich weiter, und man wartete wohl nur auf eine passende Gelegenheit, um ihn, den Gehaßten, von neuem fassen zu können. Scheinheiliges Gesindel! dachte Sebas oft, wenn er bei der dicken Kirchenbäckerin einkaufte. Da lachst du mich an, wenn ich eintrete, weil ich dir blankes Geld auf den Ladentisch lege, aber am liebsten würdest du mir Gift in die Semmeln mischen lassen, wenn du nicht um deinen Kopf besorgt wärst! Und wenn alte Weiber an ihm vorbeikamen und ihn grüßten, hatte er stets das Gefühl, daß sie sich gleich nach dem Gruße hinter seinem Rücken heimlich bekreuzen würden. Bei der Dorfjugend machte er die Beobachtung, daß sich, sooft er mit seinem Kind den Schulhof betrat, stets einige an den kleinen Franz heranmachten, seinen Anzug, seine Schuhe bewunderten und mit ihm spielen wollten. Aber in den Jungen schien durch die Vorgänge der letzten Zeit der Geist seines Vaters gefahren zu sein; denn er ließ sich nie mehr mit einem seiner Schulkameraden ein, ging stets sofort an seinen Platz in der Schule, und, wenn der Unterricht zu Ende war, schnurstracks der Wolfkuppe zu.

Indessen war es Winter geworden. Schon im Herbst war Schnee gefallen und die Wege waren im Oktober schon so zugedeckt, daß nur ein findiges Auge ohne Umwege und Gefahr zu Tal kommen konnte. Dieser Winter war eine schöne Zeit. Wie herrliche Stukkaturen standen die Bäume da, Vögel und Tiere kamen bis dicht vor das Haus, und es war für den kleinen Franz eine tägliche Freude, die Spuren der Vogelkrallen und die Fußstapfen von Hasen und Rehen im Schnee zu bewundern. Das war eine seltsame Schrift, die da der Hunger auf die weiße Fläche schrieb, und sie interessierte den Jungen, obgleich er aus Büchern sehr gerne lernte, doch viel mehr als jene Buchstaben drunten im Tal, im dumpfen, engen Schulraum, wo die Bauernkinder, eng aneinander gerückt, oft nach Kraut und Kartoffeln stanken. Hier oben war alles so rein, und die Tiere waren so freundlich. Einige Vögel, die Franz schon kannte wie seine Spielgenossen, flogen ihm auf die ausgestreckte Hand, und selbst Rehe liefen nicht davon, wenn er ihnen Futter entgegentrug. — Ja, es war eine herrliche Zeit, dieser Winter hier oben auf der Wolfkuppe. Holz war ringsum zu Stößen aufgeschichtet und drinnen im Zimmer war alles blau vor Wärme. Wenn man da draußen vom Bach hereinkam, wo das Eis an den Rändern angefroren war, oder auf kleinen Schneeschuhen vom Wald heraus, die Backen brannten einem nur so, ob vor Kälte, vor Wärme oder vor Freude, man wußte es selbst nicht, so dicht war alles ineinander vermischt. Die Hände langten begierig nach der warmen gefüllten Tasse, die auf dem Tisch stand. Die Mutter hatte ja alles voll von Vorräten, Schokolade, Kaffee, Tee, soviel hatte der Vater in den warmen Sommertagen heraufgeschleppt. Jetzt saß er wieder viel vor seinen Bildern, die er ganz nahe am hellen Fenster malte. Sie waren oft zu fürchten, diese Böcke, die jetzt aus seinem Pinsel hervorkamen; sie hatten furchtbar wilde Augen. Aber der kleine Franz fühlte sich doch sehr wohl neben ihnen, wie wenn sie ihn beschützen könnten vor lästigen Dorfkindern. „Wenn ich da einen mit hinabnehme", sagte er einmal zu seinem Vater, „alle Kinder werden sich fürchten davor und mich sicher in Ruhe lassen." — Die Mutter saß, wenn sie die Arbeit im Haus getan und im Stall Heu aufgestreut, gemolken und an sehr kalten Tagen alle Ritzen verstopft hatte, oft vor ihrem Tagebuch, las Altes nach, trug Neues ein und spielte viel und gern mit ihrem Kind. So auf ihrem Schoß zu sitzen, am warmen Ofen, ihr zuzuhören, was sie alles erzählte von der Sonnenmutter und ihren Kindern... Ja, wirklich, der Winter war eine köstliche Zeit. Besonders köstlich aber auch deswegen, weil der Schnee bisweilen so tief war, daß man wochenlang nicht zu Tal konnte und so von allen Schulplagen verschont blieb. Wenn man auch Schneeschuhe hatte, der Weg war eben doch nicht sicher

ür einen kleinen Knaben, wie Franz einer war, und der zu Hause mit Hilfe von Vater nd Mutter aus seinen Büchern mehr und lieber lernte als drunten in der Dorfschule.

Aber da kam mitten im winterlichen Frieden eines Tages ein Schreiben der Schulbe- örde herauf — der Postbote brachte es — und dieses Schreiben brachte die Weisung, aß es nicht angängig sei, das Kind fast den ganzen Winter ohne Unterricht zu lassen. s wäre unmöglich, den Knaben im Frühjahr weiterzufördern, wenn er wochen- oder gar nonatelang jeden Unterricht versäumt hätte. Deshalb sei es dringend zu raten, daß das Kind irgendwo im Tal in Pflege gegeben werde, wenn es ihm nicht möglich sein sollte, uf dem ausgetretenen Jägersteig herab und hinauf zu kommen. Jedenfalls müsse an er Durchführung des Schulzwangs streng festgehalten werden.

Nun war es aber bei tiefem Schnee, besonders bei Neuschnee wirklich nicht möglich ür das Kind, ohne Gefahr zu Tal zu kommen, und da Franz Sebas wußte, daß auch die Kinder von anderen hochgelegenen Häusern und Hütten nicht zu Tal gingen, witterte r, trotz der nicht unhöflichen Form, in der das Schreiben verfaßt war, nur neue Schi- anen und Unannehmlichkeiten.

Er begab sich deshalb am nächsten Tag auf Schneeschuhen selbst zu Tal, nicht aber, um eim Bürgermeister oder in der Schule vorzusprechen, sondern um sich in die drei Stunden ntfernte kleine Stadt T... zu begeben, wo das Bezirksamt war. Dort wollte er sich iber alle Gesetze und Gepflogenheiten erkundigen, ob das Kind wirklich verpflichtet sei, rotz aller Gefahren zu Tal zu gehen.

Das Bezirksamt, für die dortigen Verhältnisse ein zwar ziemlich großes, aber sehr altes, raues Gebäude, lag am Ende der Hauptstraße, hinter Mauern in einem verschneiten Garten. Der Weg, der zum Eingang führte, war sauber geräumt, und als Sebas, im Gang ngekommen, eine behagliche Wärme um sich spürte, hatte er das sichere Gefühl eines ünstigen Verlaufs.

An der Registratur und am Sekretariat vorbei, kam er an die Türe des Amtsvorstandes, em er den ganzen Fall vortragen wollte. Auf dem Türschild jedoch erblickte er den Ver- nerk, daß Sprechstunden nur an bestimmten Tagen seien, unter denen sich nicht der heutige efand, und daß es verboten wäre, zu anderen Zeiten einzutreten. Sebas wußte um die trenge Durchführung bürokratischer Anordnungen, und um durch seinen Besuch den Amtsvorstand nicht schon von vornherein gegen ihn zu stimmen, ging er weiter bis zur ächsten Türe, hinter welcher der Assessor als Vertreter des Amtsvorstandes fungierte nd nötigenfalls mit den erscheinenden Parteien verhandelte. Also wollte Sebas schon lopfen, um den weiten und beschwerlichen Weg von der Wolfkuppe her doch nicht umsonst emacht zu haben.

Da sah er an der Türe, unter dem Metallschild „Zum Assessor", eine kleine Visitenkarte ngeheftet, und weil durch die oben an der Tür angebrachte Milchglasscheibe nur müdes icht herausfiel, mußte er sich anstrengen, den kleinen Druck lesen zu können. Aber da ar es ihm mit einem Mal, wie wenn oben durch die Milchglasscheibe ein Blitz auf ihn erabgefahren wäre. Sebas stand einen Augenblick reglos, gleich darauf wandte er sich nd ging weiter. Er wagte kaum aufzutreten, als fürchtete er, gehört zu werden. Draußen n der Kälte angekommen, wischte er sich jähen Schweiß von der Stirn.

Denn hinter jener Tür amtierte Emil, Albinens Bruder, der inzwischen sein Studium ängst vollendet und eine Anstellung als Assessor erhalten hatte.

14.

Das schien nun eine recht fatale Lage zu sein, und Albine war, als sie nach der Rückkehr ihres Mannes davon gehört hatte, nicht weniger erschrocken als dieser. Denn es sah aus, als sollten sie hier auf der Wolfkuppe, wo sie jahrelang in olympischer Abgeschiedenheit hausten, nun wirklich nicht mehr zur Ruhe kommen.

Da trat in Albine, von Tag zu Tag immer deutlicher spürbar, ein Gefühl auf, das sie bis jetzt eigentlich vergessen hatte, das Gefühl nämlich, daß sie die Schwester ihres Bruders war. Sie erinnerte sich an gemeinsam verlebte Jugendtage, an jene Zeit, als die Eltern noch lebten, an die Kameradschaft des Bruders nach deren Tod, wie sie gemeinsam in der alten Wohnung hausten — und alles Feindliche, das zwischen ihm und ihr dann plötzlich aufstand, trat bei diesen Erinnerungen mehr in den Hintergrund.

So wurde der Vorsatz immer stärker in ihr, um des Kindes willen selbst zu Tal zu gehen und mit Emil die alten Bindungen wieder aufzunehmen. Wenn dieser Weg, von der Höhe zu Tal, auch eine Demütigung sei, schließlich war und blieb Emil doch ihr leiblicher Bruder, und es war in der gegenwärtigen Lage doch besser, Versöhnung zu suchen, statt die Feindschaft weiterbestehen zu lassen. Hätte doch die Ortsschulbehörde jetzt auch noch eine besondere Stütze an ihren Vorgesetzten. Dieser doppelten Bedrängnis aber wollte sie rechtzeitig die Spitze abbrechen.

Sebas freilich war anderer Meinung und besah den Vorsatz Albinens sehr skeptisch; aber obgleich er ihr riet, den Kampf gegen die Schulbehörde lieber durch einen Gang an die Staatsregierung aufzunehmen, das um des Kindes willen erwachte schwesterliche Gefühl war in Albine nicht mehr zu unterdrücken und der Glaube an eine gute Wendung nicht auszulöschen.

So stieg sie eines Tages trotz der herrschenden Kälte in Begleitung ihres Mannes zu Tal und begab sich in T . . ., während Franz in einem Gasthaus auf sie wartete, in das Bezirksamtsgebäude.

Dort hatte Albine zunächst einen unsicheren Schritt, wie wenn sie halb im Traum ginge, und ihre Augen schienen verwirrt zu sein; denn sie hätte beinahe an der Tür des Amtsvorstandes, statt an der ihres Bruders geklopft. Ohne eigentlich einen Hereinruf zu hören, drückte sie schon auf die Klinke, und ihr Gang war so leise, daß Emil, der über eine Schreibarbeit gebeugt war, ihren Eintritt im ersten Augenblick gar nicht zu beachten schien. Aber sie konnte das ja nicht recht unterscheiden, so blendend war ihr nach dem kurzen Aufenthalt im düsteren Gang die Helligkeit des Zimmers entgegengesprungen. Wie ein Koloß kam das Licht auf sie zu, und sie schloß fast die Augen, als sie wortlos die Hände ihres Bruders ergriff.

Emil schien gleichfalls sehr verwirrt zu sein, und er war, nachdem er seine Hände gefaßt fühlte, jäh vom Stuhl aufgesprungen. Es dauerte einige Sekunden, bis er die Schwester erkannte, aber dann war er plötzlich sehr gefaßt, seine Haltung straffte sich, sein Gesicht zog sich zu, als sähe er nach innen statt nach außen. Er sprach vorläufig noch kein Wort, sondern begab sich zuerst zur Doppeltüre, die in das Büro des Amtsvorstandes hinüberführte, und vergewisserte sich, ob sie gut geschlossen wäre. Erst dann trat er wieder an sein Pult und ohne Albine einen Stuhl anzubieten, sagte er: „Ich kenne dich hier nicht. Falls jemand unerwartet eintreten sollte, es hat niemand zu erfahren, daß du meine Schwester bist." —

Während Albine nun ganz schmal dastand, mit gesenktem Gesicht, und nicht wußte, was sie sagen sollte, fuhr er nach einer kleinen Pause weiter: „Bist du denn überhaupt noch

ine Schwester von mir? Du hast dich ja selbst losgesagt. Doch wir wollen darüber nicht ehr sprechen." ...

Er horchte wieder gegen die Türe, die zum Amtsvorstand führte, drehte den Federhalter inige Male zwischen den Fingern und fragte dann: „Was willst du hier?" —

Albine jedoch stand noch immer schweigend. Langsam hob sie das Gesicht und dann trat e abermals auf ihn zu, um ihn von neuem an der Hand zu fassen. „Sind wir denn hier uf Erden schon ewig Verdammte", sagte sie mit ganz leiser Stimme, „daß du mir mit Zähneknirschen begegnest, wenn ich besten Willens zu dir komme. Was war, muß doch nicht mmer sein. Sieh, ich bin doch sehr glücklich geworden durch meine Wahl. Wäre es besser, enn ich nach England gegangen und unglücklich geworden wäre?"

Da bekam Emil plötzlich einen roten Kopf, seine vorher eingezogenen Augen traten zornig nter den Wimpern hervor und mit einer gedämpften, fast flüsternden, aber doch vor Wut euchenden Stimme, begann er: „Das auch noch. Glücklich nennst du diesen Zustand, wenn u mit diesem Schlawiner da oben auf einem Berg haust. Jahraus, jahrein keinen anderen Menschen als diesen Kerl um dich. Jeder Mensch hier in der ganzen Gegend weiß es, daß hr wie die Heiden lebt. Nicht einmal euer Kind schickt ihr in die Religionsstunde. Ein ganzer Akt liegt da wegen euch."

Seine gedämpfte Stimme war ganz heiser geworden und Albine hatte den Eindruck, als hätte sie ein verwundeter Wolf angebellt.

Trotzdem aber gab sie ihre Hoffnung noch nicht auf. Sie zog plötzlich ein ganz neues Register. „Du nennst uns Heiden", sagte sie, „und ich muß deshalb annehmen, Emil, daß du dich uns gegenüber als christlich fühlst. Wenn es nun so ist und deine Worte nicht bloß Worte sind, warum denkst du dann nicht an die Lehre deines Meisters, der seinen Anhängern befiehlt, die Feinde zu lieben, der die Geschichte vom verlorenen Sohn geprägt hat und sagt: daß ihm ein heimgekehrter Sünder lieber ist als zehn Gerechte? Allerdings, es widerstrebt mir, dir hier eine Predigt zu halten, aber es ist, so scheint es, doch nicht ganz unnötig, dir dein eigenes Gesicht zu zeigen. Du stehst hier in diesem Büro als Beamter, als Vertreter eines christlichen Gesetzes; vielleicht würde es dir gut tun, statt daß du mich wie ein Wolf anbellst, darüber nachzudenken, in welchem Gegensatz die Lehre, die du vertrittst, zu den Taten steht, die du tust. Vielleicht sind wir Heiden gar nicht so schlecht wie du denkst. Eins ist bei uns jedenfalls sicher: Unser Geist deckt sich mit unseren Taten. Deshalb haben wir unser Kind nicht in den Religionsunterricht geschickt. Nicht, weil wir dagegen sind, daß der kleine Franz einmal dies oder jenes christliche Bekenntnis annimmt, sondern weil wir ihn nirgends hineinzwingen und ihm Zeit lassen wollen, selbst entscheiden zu können."

Doch so sehr Albine sich auch noch weiterbemühte, dem Bruder alles klar und wirklich vorzustellen, um ihn so zu einem richtigen Urteil zu bringen, sie merkte, wie er gar nicht mehr zuhörte, sich mit Papieren beschäftigte, und schließlich zur Türe ging, die Klinke faßte und sagte: „Bitte, komm mir nicht mehr in mein Büro. Ich brauche wirklich keinen Schulmeister mehr. Ich bin lange genug auf den Lehrbänken gesessen."

Damit öffnete er. Albine aber, die durch diese Geste bis ins Tiefste verletzt war, stürzte plötzlich über die Schwelle, und sie mußte sich sehr beherrschen, um draußen auf der Straße nicht in lautes Weinen auszubrechen.

15.

Der Winter wurde immer strenger. Von Woche zu Woche schneite es mehr und der Schnee häufte sich auf der Wetterseite des Häuschens mehrmals über die mit Läden verschlossenen Fenster bis zum Dach. Auch die Tür auf der entgegengesetzten Seite war bis über die

Hälfte verschneit, und wenn man am Morgen öffnete, brach die weiße Flut des Schnees bis in die Stube. Da gab es zu schaufeln, stundenlang, und oft hatte man mittags noch nicht einmal einen richtigen Ausweg ins Freie. Es war dies stets ein Hohlweg, der links und rechts über meterhohe Mauern hatte; er führte von der Haustüre zu den Holzstößen, hier war er wieder zu Ende. Weiter kam man nicht, weiter wollte man auch nicht. Wasser kochte man aus Schnee, sonst brauchte man nichts. Wenn man in dieser Zeit vor die Haustüre hinaustrat, den Himmel über sich sah und in der Runde das gezackte Eisgebiß der Berge, vernahm man nicht einen Ton. Es herrschte eine so lautlose, riesige Stille, als würde schon zwischen den weißen Zähnen der Berge jedes leiseste Geräusch tot gebissen. Man hörte nur, während der Atem wolkig aus Mund und Nase rauchte, das Schlagen des eigenen Herzens.

In diesen Wochen kam auch kein Postbote mehr und man war endlich wieder ganz allein. „Das Schicksal meint es doch auch wieder ganz gut mit uns", sagte Franz Sebas zu Albine. „Ich würde nur wünschen, daß diese Mauer immer um unser Haus gebaut wäre."

Dieser Wunsch ging allerdings nicht in Erfüllung. Denn nach einiger Zeit kam ein Föhnwind, und wenn er auch nur Tage dauerte, so schmolzen die Schneemauern doch recht bedenklich zusammen. Ringsum rieselte und floß es, wie wenn es plötzlich Frühling werden sollte, obgleich die Zeit des Lenzes noch weit entfernt war. Dies merkte man schon an der Kälte, die nach Tagen wieder einsetzte; aber da in dieser Zeit nur in den höheren Lagen reichlich Schnee fiel, führte bald wieder ein Jägersteig auf die Wolfkuppe.

Nun kam zwar, wie man eigentlich erwartet hatte, kein Postbote herauf, aber statt dessen stand eines Morgens — es war gerade schönes, klares Wetter — eine andere Gestalt vor dem Haus. Der kleine Franz wollte eben zur Tür hinaus, um die Vögel zu füttern, da erschrak er derart, daß er laut aufschrie, das Futter aus beiden Händen fallen ließ und wieder in das Haus zurückstürzte. So erschreckend war ihm nach Wochen weißer Einsamkeit diese Gestalt erschienen. Sie war vom Kopf bis zum Fuß in einen alten, schwarzen Lodenmantel eingehüllt, hatte eine Kapuze über den Kopf gestülpt und so weit übers Gesicht herabgezogen, daß man nichts als einen schwarzen Bart sehen konnte. Die Hände, von wollenen Fäustlingen bekleidet, waren von bärenhafter Größe und Dicke und der Stock, den die Erscheinung trug, ragte bis über die Spitze der schwarzen Kapuze hinaus. Der kleine Franz, der beim Heraustreten an nichts dachte, hatte geglaubt, mitten im weißen Land plötzlich einen bösen Geist der Unterwelt, einen Teufel, auftauchen zu sehen, und war deshalb auch nicht zu beruhigen, als der Mann in das Haus eingetreten, die Fäustlinge ausgezogen und die Kapuze aus dem Gesicht zurückgeschlagen hatte.

Der Vater hatte ihn gleich erkannt. Es war der Gemeindediener drunten vom Dorf, der zugleich das Amt eines Schulboten innehatte. „Ein verdammter Weg da herauf", schnaufte der Bote, schneuzte sich und wischte sich den Schweiß aus der Stirn, so warm hatte ihm der Aufstieg eingeheizt. „Aber euer Bub muß mit hinab in die Schule." Dabei zog er ein Schreiben hervor, mit der Aufforderung, ihm, dem Schulboten, das Kind zu übergeben, widrigenfalls die Gendarmerie zur Herbeischaffung des Knaben aufgeboten werde.

Franz Sebas stand, nachdem er die Aufforderung durchgelesen hatte, eine Weile ratlos; obgleich man ihm die brennende Wut vom Gesicht ablas, sagte er vorerst kein Wort, sondern übergab das Schreiben seiner Frau. „Was sollen wir tun?" fragte er dann Albine, nachdem auch diese die Zeilen durchgelesen hatte.

„Mitgeben müßt ihr mir natürlich den Buben", redete nun der Schulbote dazwischen. „Da beißt die Maus kein' Faden ab. Der ist nicht der erste, den ich hole, und sie sind alle

ieder schön und gesund heimgekommen. Heraufführen freilich kann ich ihn nicht, ihr müßt n schon selber holen, wenn ihr ihn nicht unten irgendwo einquartieren wollt." Er nannte eſen und jenen Namen, lauter gute Leute, beteuerte er, bei denen der Junge eſſen und lafen könne, wenn er nicht alle Tag den weiten Weg machen wolle.

Sebas und seine Frau sahen sich wieder eine Weile stumm an und schließlich sagte Albine: Für heute ist es wohl am besten, wir lassen Franz mitgehen. Sonst dreht man uns noch nen Strick wegen Widerstands gegen die Amtsgewalt. Du kannst ihn ja dann wieder holen nd zugleich erklären, daß wir unser Kind, wenn es auch noch sehr klein ist und besser bei s daheim wäre, in eine Privaterziehungsanstalt geben werden. Das wird die beste Lösung in, denke ich."

Auch ihrem Mann schien das der beste und endgültige Ausweg zu sein, und so beredete an den Jungen, der sich noch immer furchtsam an den Ofen gedrängt hielt, mit dem Mann n hinabzugehen; es wäre heute das letztemal; dann werde er in ein sehr schönes Haus mmen, wo es ihm sicher außerordentlich gefallen werde.

Aber der kleine Franz, der noch immer unter dem Bann seines ersten Eindrucks stand, nen Teufel vor sich zu sehen, begann zu weinen und hing sich am Rock der Mutter ein. „Geh nur mit, Kleiner", sagte nun der Schulbote. „Schau, ich bring dich gut hinunter nd wenn es nicht mehr geht, so nehme ich dich auf den Buckel."

Dabei faßte er den kleinen Franz unter den Armen, hob ihn in die Luft, sagte „Hopsasa!" nd setzte ihn wieder auf den Boden.

Dies brachte nun etwas Beruhigung in das Kind, ja, der kleine Franz lachte sogar, und achdem er den Mann nochmal von allen Seiten angesehen und sich überzeugt hatte, daß eſer wirklich ein Mensch war, gab er dem Zureden seiner Eltern nach, schlüpfte in den antel, zog die Mütze bis über die Ohren, die Handschuhe an, und warf den Schulranzen er den Rücken.

Aber der kleine Franz war mit dem Schulboten kaum eine Viertelstunde dahingestapft, m Tal zu, da wandte er sich, als der anfänglich ganz lustige Mann immer stiller und stiller urde, gegen das Haus seiner Eltern um, als könnte er dort noch fragen, ob mit diesem ann doch wirklich alles in Ordnung sei. Weil er jedoch nichts mehr sah davon und rings n nur schweigende Berge und Wälder bemerkte, packte ihn plötzlich wieder die Angst, die n heute schon bei der Ankunft des Schulboten befiel. Hatte Franz nicht drunten in der orfschule gehört, daß sich die bösen Geister in falscher Gestalt an den Menschen heran leichen, ihnen scheinbar recht gut wollen, und sie dann überlisten. Wenn dieser Mann, r da vor ihm, immer wortloser, zu Tal stieg, solch ein Teufel wäre, und ihn, wenn kein enſch in der Nähe sei weitum, überfallen würde. Bei diesen Gedanken lief es dem Knaben tz der warmen Pelzmütze eiskalt durch das Haar, über den Rücken hinab; er blieb immer iter hinter der schwarzen Gestalt zurück, lauerte, ob oben aus der Kapuze nicht zwei Hörner rauskämen, ob er im knarrenden Schnee nicht einen Bocksfuß sähe. Ja, alles kam ihm den Sinn, was er über die Gestalt und das Wesen der bösen Geister gehört hatte. Wenn n zu Hause Vater und Mutter auch wieder alles aus dem Kopf zu reden versucht hatten, t, in dieser Schnee-Einsamkeit, mit diesem ganz wortlos gewordenen Mann, der sich r nicht mehr nach ihm umkehrte, weil er vielleicht schon das Teufelsgesicht in der Kapuze tte, und nur immer schneller ging, dem Walde dort unten zu, wo links und rechts des Weges es von Bäumen vergittert war, jetzt in diesen immer furchtbareren Augenblicken, da der nge schon die Krallen in seinem Leib zu spüren glaubte, war die Dämonenlehre der orfschule mächtiger als das Wort der Eltern. Franz zitterte am ganzen Körper, er ver-

mochte kaum mehr richtig zu schnaufen vor Angst, sein Schritt stockte und sein Gesicht wandt sich immer wieder hilflos gegen die Wolfkuppe um, auf der das Haus seiner Eltern stand Aber er wagte nicht zu schreien, aus Furcht, das Unheil schon jetzt heraufzubeschwören In seinen Ohren sauste es und die Sonne, die am Himmel stand, flackerte wie höllisches Feue vor seinen Augen.

Mit einem Mal fuhr er zusammen. Ein unheimliches Donnern begann, es kam sausen und krachend näher, doch ehe er sich noch richtig umsehen konnte, wo die Hölle aufgebroche wäre, lag er schon, von einer Riesenfaust umgestoßen, auf der Erde. Alles war schwarz un ihn. Er spürte heftige Schmerzen, wie wenn man ihm die Eingeweide zerdrücken würde er wollte schreien, aber sein Mund gab keinen Ton mehr. Einige Augenblicke furchtbarste Qual . . . dann wurde er besinnungslos.

Der Schulbote, der im ziemlichen Abstand vor dem Knaben hergegangen war, wurde von der zu Tal brausenden Lawine zwar auch teilweise verschüttet, aber ihm gelang es sich herauszuarbeiten und die Schreckensbotschaft ins Tal zu bringen.

Wenn man nun auch mit Schaufeln und Pickeln gegen die Höhe zog, das Kind war bereits tot, als man es wieder ans Licht brachte. Mit vor Angst verzerrtem Gesicht lag es da, die Mütze war fortgerissen, die Haare standen wirr in Büscheln weg und die Hände waren wie Krallen eingebogen.

Es war ein erschreckendes Bild, das arme, kleine Geschöpf so daliegen zu sehen, während hinter ihm eine lange, breite Straße des Grauens vom Berghang herabführte. Die Bäume darin waren wie Zündhölzer abgeknickt, die Erde lag stellenweise braunrot da, wie ein aufgerissener blutender Leib und unten im Tal, wo die Lawine sich auslief, waren die nahe der Furt stehenden Häuser vom Grund bis zum Dach von klaffenden Sprüngen zerrissen. Die Lawine selbst aber lag da, nicht wie eine Menge weißen Schnees, sondern wie ein leibhaftiger, gedunsener, formloser Riesendämon, der sich mit ungezügelter Gewalt über sein Opfer hergeworfen hatte . . . (Schluß folgt.)

Aus Gustav Freytags Briefwechsel mit Graf und Gräfin Baudissin

Herausgegeben vom Sohne Gustav Wilibald Freytag in München

Gustav Freytag stand lange Jahre hindurch in nahen Beziehungen zu dem bekannten Shakespeare- und Moliere-Übersetzer Grafen Wolf Baudissin (geb. 1789, gest. 1878) und dessen Gattin Sophie, geb. v. Kaskel aus Dresden. Der Briefwechsel zwischen dem Dichter und dem Ehepaar umfaßt beinahe vier Jahrzehnte, die Zeit von 1856—94, und enthält über 600 Briefe, davon die kleinere Hälfte von Freytags Hand. Teile daraus habe ich bereits im Jahre 1916 in der „Deutschen Rundschau", in den „Grenzboten", in „Westermanns Monatsheften" und in einigen Tageszeitungen veröffentlicht. Weitere große Abschnitte harren noch des Abdrucks.

Spielt auch die große Politik in dem Briefwechsel nicht gerade eine besondere Rolle, so enthält er doch viele interessante Bemerkungen über öffentliche Angelegenheiten und zeigt im übrigen auf das schönste die innige Beziehung einiger vornehmer und feinfühliger Menschen; im besonderen auch den Freytag eigentümlichen warmen und überlegenen Humor.

Die nachfolgenden ausgewählten Briefe stammen aus den Jahren 1871—72, also aus der Zeit unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege. In Freytags Schaffen ist dies der Abschnitt, in dem die ersten Bände der „Ahnen" erschienen.

Freytag an Baudissins.

Leipzig 2 April 71.

Meine geliebten Freunde. Die Kürbiskerne[1]) fielen als letztes Gewicht in die Wagschalen, in welchen Ihre freundschaftliche Nachsicht u. meine Schreibfaulheit balancirten, die Faulheit schnellt in die Höhe, die Dankbarkeit bleibt Sieger. Nämlich es geht uns nicht ganz schlecht, trotz der Schneeflocken, welche wieder um die Fenster tanzen, auch meine gute Frau freut sich der Frühlingsaspecten. Und beide genießen wir die Ruhe des Friedens, als ob wir selbst der Trommel nachgezogen wären. Es ist doch eine gute stolze Zeit, u. etwas werth, sie erlebt zu haben.

Allerdings, mit dem Frieden stehts soso. Die Zustände in Frankreich sind für uns deshalb so schlimm, weil die Friedensstipulationen uns mehr als nöthig in Mitleidenschaft ziehen. Es ist kein gesundes Verhältnis, daß jede Brutalität verrückter Franzosen auf dem von uns besetzten Terrain uns zu Gewaltmaßregeln zwingen kann, welche den Frieden annulliren, und es ist ein sehr ungesunder Zustand für uns u. unsere Truppen, daß wir an 30000 M. in Frankreich halten müssen, deren Unterhalt schon jetzt von den französ. Behörden für unmöglich erklärt wird, u. die unter einer tückischen Bevölkerung täglich den härtesten Proben ihrer Disciplin ausgesetzt sind u. doch verwildern. Einen neuen Kriegszug der Franzosen haben wir nicht zu besorgen, für Sicherung der 5 Milliarden, die wir doch nicht bekommen werden[2]), würde die Besetzung von Lothringen u. Belfort allenfalls reichen.

Es ist ein schlimmer Casus, in dem auch wir uns befinden, u. wir werden unsern Rückzug mit guter Manier doch suchen müssen. Die Unzucht in Frankreich wird doch wohl lange dauern. Und man wird jetzt häufig die Ansicht hier u. drüben hören, für die Sorte war Napoleon noch ein Glück. Louis Philipp seiner Zeit auch. Es ist sehr unwahrscheinlich geworden, daß Thiers[3]) der Pariser Herr wird, so lange es dort noch zu essen, trinken, Dündern gibt, wird das Gesindel widerstehen; die Soldaten geneigt sein mit dem Mob zu paternisiren. Fast eben so jämmerlich als die Gewalthaber von Paris ist die Versammlung in Versailles. Lumpige Politiker.

Unterdeß richten wir uns in Berlin reichsmäßig ein. Fürst Bismark ok dat noch. Aber es ist im Ganzen doch eine angenehme Sache, unsern Reichstag mit dem französ. zu vergleichen. Obgleich wir auch einige 60 Schwarze darin haben. Diese Sorte wird jetzt wohl nächst zu Katzbalgereien zwingen, u. es ist hohe Zeit daß mit ihnen abgerechnet wird. Da wird auch die neue Wochenschrift daran müssen[4]).

Mit dieser geht es gut vorwärts, sie hat bereits 300 Abonnenten mehr, als die armen Grenzboten[5]) unter dem vorigen Regime und wird, da die wöchentliche Zunahme noch

[1]) Von Baudissins aus ihrem Sommersitz in Wachwitz b. Dresden an Freytag für dessen Garten in Siebleben bei Gotha gesandt.

[2]) Sie wurden nebst Anhang bekanntlich schon bis 1873 voll bezahlt.

[3]) Seit Februar Chef der Exekutive, beseitigte die Kommune, schloß den Frieden vom 10. Mai 1871. Präsident ab 31. August 1871—1873, gestorben 1877.

[4]) Die Zeitschrift „Im neuen Reich", die von Anfang 1871 an im Verlage von S. Hirzel in Leipzig unter Freytags Oberleitung und Alfred Doves Redaktion erschien.

[5]) „Die Grenzboten", bekannte lib.-politische Wochenschrift, von 1848—70 von Freytag zusammen mit Julian Schmidt herausgegeben.

immer 30—40 ist, wohl, wenn das so fortgeht in diesem Jahre bis nahe an 2000 kommen. Das wäre für diese Art Zeitschrift allerdings ein ungewöhnliches Glück. Es fehlt ihr nur an Raum, um recht vielseitig zu werden. Die 40 Seiten wollen keine Woche für den Stoff reichen. Und man könnte ganz die Hände in Schooß legen, wenn nicht die Tagesinteressen immer zu Ergänzungen zwängen. Aber Dove[1]) macht sich recht gut. Sein Nachruf auf Gervinus z. B. war ein kleines Meisterstück.

Für die Übersendung der Rede, welche ich beilege, sage ich Ihnen theurer Herr Graf, meinen herzlichen Dank. Sie haben dieselbe ganz genau u. richtig characterisirt. Aber der Name des Verfassers soll uns in guter Erinnerung bleiben.

Ich höre, Hettner[2]) will hierher, u. es sei im Werke, ihm eine Professur der neuen Kunstgeschichte zu gründen. Aufrichtig gesagt, sollte so etwas im Werke sein, so wäre uns Springer[3]) aus Bonn unvergleichlich lieber. Er ist ein wenig zu sehr problematischer Natur, auch als Kunstkenner.

Es war sehr hübsch von Gräfin Fanny, daß sie an die Verabredung in Berlin gedacht hat. Wir sprachen von Ihnen, dabei fanden wir uns vergnügt einer Ansicht, u. in der Freude darüber bat ich sie, mich wissen zu lassen, wenn sie nach Wachwitz kommen würde. Das soll gelten. Und ich bitte und flehe um Befehle. Seiner Zeit. Denn ach, der liebe Frühling, er ist noch der reine Kürbiskern, man möchte gar nicht glauben, daß so ein schönes Ding daraus werden kann. Also ungewöhnlich abenteuerlich. Ich bin sehr neugierig u. sende morgen an Richter[4]). Jetzt aber finis. Meine Frau empfiehlt sich herzlich ich aber bin um Fortdauer flehend, in Liebe und Treue Ihr Freytag.

Sophie Baudissin an Freytag

Dresden d. 23 April [71.]

Lieber verehrter Freund,

Sie wissen, daß ich nicht allzu lang schweigen kann, gegen meine Wohlthäter, daher mache ich keine Entschuldigung über mein schon wieder da sein. Ihr Brief kam gerade zu einer Zeit wo uns Erheiterung recht noth that, und verfehlte nicht seine erfrischende belebende u. Herzstärkende Wirkung. Es will so langsam Frühling werden und dazu das Morden da draußen, man kann sich doch nicht ganz dagegen verhärten, zumal nicht die Völker aufeinander schlagen, sondern das unglückliche Volk sich selbst vernichtet[5]). Je ferner es uns und unsern Sympathien liegt jemehr bringe ich mir's in Erinnerung, daß es auch Menschen sind — denn ich ertappe mich auch schon manchmal dabei, die Kerls bis zur Zeitungsstunde völlig vergessen zu haben! Und dazu drohen Sie nun obendrein mit Napoleon! wenn Bismark wirklich so etwas im Schilde führte, dann wäre sein verloren gegangener Ruf der Frivolität zurück erobert. Gewiß aber war's aber gut, daß Sie daran erinnert haben den Schein zu meiden. Und dabei geben Sie ihm so schön den Fürstenmantel um, wie er ihm noch nie gesessen, denn bisher war's eben nur „ok dat noch" — aber mit

[1]) Alfred Dove, geb. 1844, Historiker, mit Freytag befreundet, später Professor in Breslau, Bonn usw., gab nach Freytags Tode Freytags Briefe an Salomon Hirzel und den Briefwechsel Freytag-Treitschke heraus.

[2]) Hermann Hettner, Kunst- und Literaturhistoriker (1821—82). Seine „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" erschien ab 1861.

[3]) Anton Springer, der bekannte Kunsthistoriker (geb. 1816), Altersgenosse Freytags, kam 1873 als Professor nach Leipzig, mit Freytag befreundet.

[4]) Freytags langjähriger Gärtner und Hausbesorger in Siebleben.

[5]) Der blutige Aufstand der Kommune hatte am 18. März begonnen und dauerte bis Ende Mai.

ser Kanzleragraffe kriegt das Ding einen Halt; passen Sie mal auf wie man Ihnen das chmachen wird. — Nun von der Weltgeschichte zur Privatgeschichte: wann kommen e nach Wachwitz? ich will Fany von Ihrer Vorliebe für die Apfelblüthe erzählen. Sie ieb mir kürzlich recht hübsch von den Kinderchen. Nun habe ich Wolf Platz versprochen o gute Nacht u. guten morgen.

In treuster Gesinnung S. B.

P.S. Von welcher Caffesorte außer Mocca sagten Sie doch daß sie auch hitziger sei als lche? es ist mir wichtig für Wolf u. Sie sind ja der größte Kaffeologe.

Nachschrift von Wolf Baudissin:

Nun hätte ich noch eine Bitte vorzutragen. Wollen Sie es übernehmen mich zu entuldigen, daß ich keine Quittung für mein richtig erhaltnes u. eingestrichnes Honorar[1]) geschickt habe? Es war von so schwindelnder Höhe, daß ich mich ganz überrascht davon fühlte.

Freytag an Baudissins.

Leipzig 26 Mai 71.

Meine lieben verehrten Freunde. Innigen Dank für den Antheil, welchen Sie an meiner Kinderkrankheit[2]) genommen. Endlich bin ich völlig geschwefelt, gebadet, entsühnt m Verkehr mit einem freundlichen Menschengeschlecht wiedergegeben und die Trauer er 4 verlorene Wochen wird angenehm gemildert durch das Gefühl der Genesung. Es ist auch eine Zeit, die gesunde Nerven verlangt. Diese letzten Tage der Commune n Paris haben eine ganz andere Wirkung auf das Leben, als alle legalen Kriegsschrecken. ese scheußlichen Unholde, welche in unserem Jahrhundert plötzlich die Geschicke einer oßen Nation auf viele Jahre verdüstern, solchen Hohn aller Civilisation hätten wir Alle ch vor Kurzem noch für einen überwundenen Schrecken erklärt. Dergleichen wird eine ahnung für alle Civilisirte, wachsam u. thätig zu sein. Denn auch unserem Leben fehlen e dämonischen Kräfte der Zerstörung nicht völlig. Und es ist in mancher Hinsicht nur ein nterschied von Jahrzehnten; ganz mögen uns ähnliche Zuckungen des Socialismus auch cht erspart werden.

Die nächste schwere Wirkung wird diese Art Kampf, die Zerstörung des Finanzpalastes f unsere Kriegsentschädigung ausüben. Auch die fünf Milliarden waren von Anfang an e eine sinnbethörende Fata morgana. Den Franzosen gönne ich gern, daß sie dieselben zahlen, nicht uns, daß wir die ganze Summe erhalten. Krieg soll ein verlustreicher nturprozeß bleiben, am meisten für den Staat, und es wäre ein großes Unglück, wenn Sparsamkeit im Heer und die bescheidene Hingabe unserer Generäle u. Staatslenker den Staat durch solche Disposition über ungeheure Summen und die naheliegenden rsuchungen gestört werden sollte. Schon wetteifern Regierung, Reichstag u. Private Ansprüchen an das Geld, welches wir noch gar nicht haben, u. schwer anders, als in twerthetem Papiergeld erhalten werden.

Doch diese Wolke darf uns freilich den warmen Sonnenschein, der jetzt über Deutschland eint, nicht entziehen. Es ist doch eine große und volle Freude, durch die Arbeit von

[1]) Für einen politischen Beitrag Graf Baudissins für „Im neuen Reich".

[2]) Freytag hatte sich während der herrschenden Pockenepidemie mit den Seinen impfen lassen. wohl die Impfung bei ihm negativ verlief, erkrankte er doch an den Pocken, die er hier euphetisch als „Kinderkrankheit" bezeichnet, obwohl es nach allem keine Windpocken waren. Der pfzwang wurde in Deutschland erst 1874 gesetzlich eingeführt.

10 Monaten auf einmal so erhöht zu sein. Trotz parlamentarischem und ultramontanem Ärger ist ja unsrer Nation ein Gefühl von Kraft u. Gedeihen obenauf, welches wir so lang nicht, vielleicht nie gehabt haben. Handel, Industrie, Unternehmungslust wie beflügelt! Und doch bis jetzt noch ohne Schwindel und Übermaaß, es ist gesunde Kraft. Da faßt man auch Muth, selbst wieder für sich ein wenig zu arbeiten. Ich denke darauf, etwas Lustiges zu machen. Möge die Zeit Gedeihen schenken.

Es hieß, Hettner sollte herkommen, jetzt wieder, daß nichts daraus wird. In meinem Kreise ist man mit Letzterem einverstanden. — Ist denn Schwinds Melusine[1]) in Dresden gewesen? Das ist doch eine schöne Erfindung. Wie sich jetzt Alles rührt, auch die dramatischen Dichter. Paul Heyse bietet mir heut die Leitung eines Autorenvereins an, der die Rechte der Autoren, Tantième etc., gegen die Bühnen vertreten soll. Eine schöne aber trostlose Aufgabe, zumal da die Verschworenen, welche in Nürnberg getagt haben, fast alle liebe arme Schätzchen sind, an deren Kunstwerken einer schnöden Theatergegenwart sehr wenig gelegen ist. Es ist, als ob eine Heerde Sperlinge gegen das Garbenschneiden der Bauern raisonnirt und Vertheilung der Körner piepst. Da wird nicht viel herauskommen.

Es wird hübsch in der Natur, u. die Rücksicht auf Kürbispflanzen, welche gebieterisch ihr Austopfen fordern, mahnt nach Siebleben. Dennoch sind wir noch fest, zuvor deshalb, weil Frau Mathy[2]) auf einige Zeit zum Besuch hergekommen ist, dann ist neues Reich, u. die Bücher u. die Politik. Doch wird der Sonnenschein plötzlich einmal alle Regards weglecken. Ihnen aber alle Grüße treuer Verehrung, bleiben Sie gut

Ihrem treuen Freytag.

Auch meine Frau[3]), die sich der Wärme freut, empfiehlt sich herzlich.
Hirzel soll in ein Bad.

Sophie Baudissin an Freytag.

Wachwitzer Laube. 1.ter Pfingsttag [71].

Lieber theurer Freund,

Welche Freude Ihre Handschrift wieder zu sehn! und in alter Frische u. Kraft. Buchstabe u. Geist machten uns gleich lebendig. Nun aber kein Wort von Wachwitz, als ob nie die Rede davon gewesen wäre!? Fany meint es ernster mit dem rendezvous u. so hoffe ich Sie setzen sich in directen Verkehr, damit es früher oder später eine liebe Wahrheit werde. Bringen Sie uns den guten Hirzel womöglich auch mit denn alle Badereisen gehen über Wachwitz!

Wir fanden hier einige Nachbarn in Folge der Impfung sehr krank! — ich bin recht froh daß ich die Sache ohne derartige Erfahrungen hinter mir habe. Sie aber mögen, nun die Originalkrankheit glücklich überstanden, die verlorene Zeit gern verschmerzen denn eine gesund machende Krankheit soll es ja sein u. schon der Wunsch etwas Lustiges zu schreiben (und wie brauchen wir das Alle!) giebt Zeugniß von dem frischer fließenden Blut. Neben vielem reizend Lustigen das Ihr Brief enthielt war aber auch eine so köstlich ernste Stelle

[1]) Moritz v. Schwind, der berühmte Maler, war am 8. Februar in München gestorben. Der Aquarellenzyklus „Die schöne Melusine" (1868—69) war vom Meister ursprünglich als Fries in einem frei im Walde zu errichtenden Rundtempel gedacht („Holder Traum der Romantik!" R. Oldenbourg in „Gesch. d. Münchn. Malerei im 19. Jahrh." I, S. 278), jetzt in der Wiener Staatsgalerie.

[2]) Witwe des 1858 verstorbenen, Freytag befreundet gewesenen, badischen Staatsmanns, dessen Biographie Freytag verfaßte (1870 bei S. Hirzel).

[3]) Freytag erste Gattin Emilie, geb. Scholz, geschiedene Gräfin Dyhrn (gest. 1875).

er die milliarden, daß ich vor Freude darüber aufschrie so was man in weiblichem In-
nct des Guten u. Rechten empfindet von Ihnen plötzlich ausgesprochen u. gerechtfertigt
hören. Wolf war nun auch bekehrt. Ich wette trotz aller Bismarkanerkennung heißen
e auch nicht Alles in seinen Reden gut? — daß er sich aber von dem Wagner huldigen
ßt ist mir auch unbegreiflich. Man weiß doch wer der Gesell ist — hält er ihn für ein so
oßes Licht in der Musik, daß man darüber alles vergeben kann? thut das Bismark
nn sucht er doch auch einmal im Nebel seinen Weg — freilich Petroleum ist auch Licht
macht viel Spectakel in der Welt! — auf den Kaiser-Marsch[1]) hätte ich als Kaiser gesagt
Wagner, Marsch!"

Nun lasse ich Wolf Platz u. wollte Sie suchten bald Platz in der Laube. — Grüßen Sie
rzlich Fr. Hofräthin u. empfehlen uns unbekannterweise recht innig Fr. Mathy.

Absolution für Feder Dinte u. Schreiben. — Alles frisch ausgepackt nach dem Umzug! —

Ihre S. B.

Nachschrift von Wolf Baudissin:

Ich theile Ihnen noch mit, daß Ihr protegé Wolf II[2]) in seinem theologischen Examen
ne Censur bekommen hat, wie sie unter den letzten 92 geprüften Candidaten außer ihm
ur zwei anderen zu Theil geworden ist.

Freytag an Baudissins.

Siebleben 20 Juli 71.

Liebe verehrte Freunde! Widerwärtig gegen Anverwandte sein ist seit den Tagen
des Haushofmeisters Malvolio eine Eigenschaft, welche dem Menschen nicht wohl
ht. Mit dieser Betrachtung verbeiße ich meinen Kummer über vereitelte Hoffnungen.
a ist mein Knabe Gustav[3]), heil aus Frankreich zurückgekehrt, in diesen Tagen durch be-
ndenes Offiziersexamen u. kurzen Urlaub gehoben, und voll Sehnsucht sich als Held
m Onkel zu zeigen, dabei Beschlüsse über Fortsetzung seiner unterbrochenen Studien zu
ssen. Ich darf ihm grade jetzt nicht fehlen und es war darum nicht möglich, seinen Be-
ch abzuweisen.

Es bleibt mir also nur die Bitte, mir die Erlaubniß Sie heimzusuchen nicht zu entziehen.
ß mir die Freude entgeht, mit Ihnen u. Gräfin Fanny in Wachwitz hoch über Land u.
asser zu schauen, u. den Lauf der Weltgeschichte zu begutachten, das thut mir recht von
rzen leid. Denn es ist Vieles im Schränkchen aufgesammelt, was gern lieben Freunden
tgetheilt würde. Und man muß sich auch sehen, um etwas von einander zu haben.
nn Schreiben ist wohl schön, aber für einen Schreiber vom Handwerk nicht der Ausdruck
ner Natur, der ihn am meisten erfreut. Unterdeß bleibt mir nichts übrig als an Wachwitz
denken. Die Feigen? Verfroren, die Kirschen? Verfroren. Es war ein Hundewinter
all das arme Blüthenzeug. Auch für die kleinen Vögel. In Siebleben waren 8 Amseln,
zum März haben sie sich gehalten u. kummervoll ihr Futter geholt, nachher wurde
ihnen zu arg u. sie flogen in einen schönern Garten, wo ihnen kleine Engel die schwarze
rbe mit schneeweißen Wischtücheln abwaschen. Es ist traurig. Aber wenn Alles versagt,
s ist geblieben, die Wachwitzer Kürbisse. Den schwarzen zumal habe ich Richtern auf
Seele gebunden und da er von Belgrad stammt, ist er unter dem Namen „der Teufel

[1]) Der „Kaisermarsch" für großes Orchester, erschien Anfang 1871.
[2]) Neffe Baudissins.
[3]) Freytags Neffe (Sohn seines verstorbenen Bruders Reinhold).

von Belgrad" botanisch in das Sortiment eingereiht. Diese kräftige Empfehlung hat dem auch zur Folge gehabt, daß mein Gartenkünstler, dem ohnedies Vieles ausgegangen war viele Stellen mit dem Schwarzen besetzt hat, u. ich wandle dies Jahr unter lauter Teufeln Daß ich dabei an Wachwitz denken muß, können Sie nicht für ein Unrecht halten.

Aus der Politik ziehe ich mich mehr in das Romanhafte. Mit den Einzügen war das sehr schön, aber es ist jetzt genug des Guten, auch für unsere erlauchten Herren. Was zunächst vor uns liegt, ist keine Festarbeit. Der Kampf mit den Infallibeln und der harte Krieg mit dem Franzosenthum im Elsaß. Fürst Bismark — wie lange wird unser Thun von Cawdor[1]) mit dem Titel zufrieden sein? — denkt die Annectirten dort durch Schonung u. Nachsicht zu gewinnen. Es steht zu besorgen, daß er damit nicht ausreichen wird. Was dort Noth thut, ist gerechte u. starke Strenge. Man hat ihnen weichmüthig die allgemeine Dienstpflicht noch erlassen um sie nicht zu sehr zu reizen. Aber grade diese ist das beste ja fast das einzige Zuchtmittel, das wir dort sofort wirksam machen können, u. jeder Tag ist verloren, der dies Correctiv hinausschiebt. Es ist ein schöner Gedanke, in Straßburg eine große deutsche Universität zu gründen. Aber ein Übelstand ist dabei, — gute Lehrmittel sinds nicht allein, welche die Studenten anziehn. Die Stadt ist Festung, ist sehr theuer die widerwärtigen Einwohner gar nicht auf deutsche Studentenwirtschaft eingerichtet u. ohne Lust dazu, für unsere Väter ist es auch kein lockender Gedanke, die Söhne in die französ. Liederlichkeit hineinzusenden, und da wir ohnedies der Universitäten zu viel haben u. diese neue den Studenten weder Stipendien noch Freitische bietet, so wird es ein besonders hartes Stück Arbeit sein, dort die deutsche Wissenschaft heimisch zu machen. Und ein verunglücktes Experiment wäre doch hier einer Niederlage gleich.

Alle haben wir des Kriegs genug u. die großen Fragezeichen, für die wir Antwort in den Zeitungen suchen sind doch, wird der liebe Friede dauern? Da muß man sich mit dem Satz begnügen, entweder nehmen die Franzosen die allgemeine Dienstpflicht an, u. dann sind sie in 10 Jahren friedlichere Leute als jetzt, oder sie thuns nicht, und dann hauen wir sie in 10 Jahren noch einmal. Was nun die Literatur betrifft, so habe ich in diesen Wochen Paul Heyse kennen gelernt, er kam bei Gelegenheit der dramatischen Genossenschaft[2]) hier durch. Hat mir sehr wohl gefallen, ein schöner Mann, aber doch nicht weichlich, etwas mit feinen Handbewegungen und sanfter Wirkung genußvoller Rede, aber doch nicht geziert, gescheut, ehrlich, ein braver Junge von 40 Jahren, Weib u. Kind, comfortable Häuslichkeit, guter Patriot. Er hat sich mit dem Verein viel Mühe gegeben. Dieser Verein nun ist zwar constituiert, doch sehe ich noch nicht recht, wie er nützen soll, außer dadurch, daß er gemeinsame Honorarsätze und Methode bei den Contracten mit den anständigeren Bühnen bewirkt. Das Eintreiben „schlechter" Forderungen u. die Controlle der Theater wird viele Arbeit machen u. wenig Resultate liefern. Mehr kann er nützen als eine Polizeibehörde welche schnöde Directionen von anständigen Autoren isolirt. Die Herren Marbach[3]) u. Benedix[4]), welche die Leitung haben sollen, sind nicht sehr dazu geeignet, aber wir hatten keine Wahl, da der Sitz einmal in Leipzig sein sollte, und andere nicht bereit waren, die Mühe u. Verantwortung auf sich zu nehmen. Denn will man das Ding ordent-

[1]) Anspielung auf Shakespeares „Macbeth".

[2]) Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten (gegründet 1871), regelte den Bühnenvertrieb dramatischer Werke, auch Freytag übergab ihr seine Theaterstücke. Sie wurde in den 90er Jahren aufgelöst.

[3]) Hans Marbach, Schriftsteller, Leipzig.

[4]) Roderich Benedix, der bekannte Lustspieldichter (1811—73).

ch anfangen, so ists eine Lebensaufgabe. Und ein Theil derselben würde sein, die großen cheunen niederzureißen, in denen jetzt das Schauspiel völlig zu Grunde geht[1]).

Siebleben sendet lieben Freunden u. Gönnern seine besten Grüße, meine Frau bittet, r gütige Erinnerung zu bewahren ich erflehe Fortdauer treuer Freundschaft

Ihrem getreusten Freytag.

*

Freytag an Baudissins.

Meine allerliebsten Freunde.

Nehmen Sie beifolgendes Büchel[2]) gütig, freundlich, nachsichtig auf. Löbliche Buchbinderei hat mir mein Exemplar erst jetzt geliefert u. das noch aus halber Gefälligkeit. afür ist das Röckel auch nicht musterhaft, was einen Autor immer demüthigt, wenn er ine Verbeugung macht, um das Buch zu überreichen. Über den Inhalt werden Sie Ihre genen Ansichten erhalten, wenn Sie die wilden Geschichten durchlesen. Bei solchen histoschen Stoffen ist der Dichter gut u. schlimm daran; gut: reizende Situationen, neue Farbe, aracterisirende Sprache — schlimm: diese alten Jungen vertragen nur ein gewisses Bruchheil dichterischen Lebens, die Sicherheit des Gefühls für das Wahrscheinlichste u. Mögliche ird geringer, die unablässige Transposition in das Zeitkostüm wird als Zwang empfunden.

Die Absicht ist gar nicht, wie ein Wiener Recensent scharfsinnig muthmaßte: Ahnen ines Fürstengeschlechtes zu schildern, das wäre ja recht ledern; sondern die Vorfahren ines kleinen Mannes. Und ich leugne nicht, daß ich dabei allerlei Boßheiten zu verüben eneigt bin. Warum soll nicht dem Ahnen meines Freundes Bellmaus[3]) der Ahne der absburger oder Hohenzollern die Sporen angeschnallt haben? Eine wohl aufzuwerfende rage. Denn unser ganzes Ahnenwesen ist für meine Jungen, die ich im Buch zeige, ndisch jung, höchstens 6—700 Jahr, wir aber sind c. 1000 Jahr älter an Geschlecht, Leben nd Selbstgefühl.

Unleugbar aber sind die Lebenden wichtiger als die Ahnen. Und darum hoffe, wünsche, hne ich mich zu hören, wie es Ihnen im Winter u. Nebel geht. Von uns ist wenig zu elden: Staubiges Einräumen in ein neues Quartier

Königstr. 17

o wir jetzt, ein wenig raumbequemer hausen. Meine liebe Frau lebt still weg, ich thue ichts, gar nichts, und genieße mit unendlichem Behagen das langentbehrte, u. doch öchste Glück des Erdbewohners: das Faullenzen. Glauben Sie mir, alles Arbeiten ist chwindel, der Mensch ist faul geschaffen, ist faul. Das Tragische aber ist, daß man erst viel rbeiten muß, um diese beglückende Wahrheit völlig zu würdigen.

Bleiben Sie mir auch wenn ich in diesem Zustande vegetire, ein wenig gut. Ich bin on ganzem Herzen meiner lieben Freunde

treuer Freytag.

eipzig 29 Nov. 72.

[1]) Freytag war von jeher ein Gegner der großen Theaterräume für das Schauspiel, da er die urch die großen Dimensionen gegebenen Verhältnisse für den Darsteller und den aufnehmenden uschauer als besonder abträglich für jede tieferes Wirkung und als schädlich für die künstlerische rbeit des Schauspielers empfand.

[2]) Der I. Band von Freytags Romanzyklus „Die Ahnen": „Ingo und Ingraban". Leipzig 1872.

[3]) Bekannte Figur aus Freytags Lustspiel „Die Journalisten".

Sophie Baudissin an Freytag.

Dresden d. 30ten Novemb. [72]

Lieber Freudespendender Freund,

Wir sind schon ganz aus der Gegenwart heraus, mitten drin im neuen Reich der Vorzeit, und ich muß mich in Acht nehmen, daß ich Ihnen nicht in der Sprachweise von Ingo danke für die neue Gabe an der wir uns jeden Abend mehr erfreuen, denn ich will nicht leugnen, daß ich mich anfangs etwas verwundert umsah in der fremden Welt. Nun aber können wir die Stunde nach dem Thee schon kaum erwarten. Das ungebundne Exemplar das mir nach Art der jetzigen Hefte schon ganz zerfiel beim Vorlesen wird nun sofort in den Stand gesetzt nach Nervi zu reisen, wo Gonnes[1]) danach schmachten. In jedem Briefe hieß es: wann kommt Freitags neues Buch? Gottlob sind die Nachrichten von dort zufriedenstellend. Sie leben da im täglichen Umgang mit dem Bruder des Grafen Moltke mit dem sie Bücher u. Briefe aus der Heimat tauschen.

Heut glaubte ich in der allg. Augsburger schon den Einfluß Ihrer Gestalten in dem Artikel „Briefe aus Thule" zu spüren. Ist der Schreiber aber nicht unter dem Eindruck des eben Gelesnen gewesen, dann sieht das Erlebte so dem Erdachten ähnlich, daß es die Wahrheit der Schilderung in Beiden bezeugt. Dieselben Grundzüge in diesen Tauchern an der Ostpr. Küste wie in Ihren Thüringen (?) und Vandalen. Nun also Sie ruhen auf Ihren Lorbeeren oder faullenzen, wie Sie es ausdrücken. Aber an den Faullenzer haben wir die nächsten Ansprüche, wenn Sie nicht wie ich fürchte nach Berlin befohlen werden um sich danken zu lassen. Aber wenn auch — Sie werden ja nur Tage dort weilen u. dann kommt die Reihe an uns? — wann? —

Nachschrift von Wolf Baudissin:

Beim Vorlesen aus dem Ingo (das ich leider meiner Augen wegen Sophie u. Wolf II. überlassen muß) fand sich erstere mitunter in die Odyssee versetzt: mir scheint, die Edda u. die alten Isländischen Sagen, u. vor allem Grimms Rechtsalterthümer müssen Ihnen noch näher gestanden haben als Homer. Es ist eine rechte Wohlthat sich die alten Germanen, die sich auf allen Gemälden u. Zeichnungen ungefähr ausnehmen wie die Amerikanischen Rothhäute, so nahe gerückt zu sehn u. sich so in ihre schon sehr geordnete Häuslichkeit einleben zu können. Aber ein paar Zweifel müssen Sie mir gestatten auszusprechen. Einmal als der junge Wächter den starken Hall aus Auerhorn rühmt, wird man versucht sich die Auerstierhörner groß vorzustellen: sie sind aber in der Wirklichkeit ganz kurz: und zweitens bin ich nicht gewiß ob zur Zeit der Rocken u. Gersten Ernte die Nüsse schon reif sein können? — Was haben Sie aber gegen Ihren unvergleichlichen Buchbinder einzuwenden? einen solchen giebts in ganz Dresden nicht. Nun gönnen Sie uns, Ihnen recht bald mündlich für Ihr schönes Geschenk danken zu können; wir werden viel zu fragen, zu hören, u. uns an Ihnen zu erfreuen haben.

Ich weiß nicht wie mirs neulich in die Feder gekommen ist Ihnen den Scepter u. Kronen Mann Mensdorf statt Meding[2]) zu nennen?

Sophie Baudissin:

Wie flogen die letzten Theile über Bord als Ingo auf die Thürschwelle trat! es ist ein schlechtes Machwerk mit interessanten Seiten.

---

[1]) Verwandte der Gräfin.

[2]) Oskar Meding (geb. 1829), Romanschriftsteller; „Unter Zepter und Kronen" erschien 1872.

Sophie Baudissin an Freytag.

Theurer Freund, Dresden d. 13ten Dec. [72].

Die Dankbarkeit ist zuweilen eine unbequeme Eigenschaft für den an welchem sie ausgelassen wird — doch kann ich unmöglich schweigen, nachdem wir gestern Ihr Buch zu Ende gelesen, sondern muß noch einmal unsern Dank laut aussprechen. Sie haben die Vergangenheit die uns unnahbar schien, trotz dem Goethischen Wort, uns wirklich so nah gebracht, daß wir einen gerührten Abschied nahmen von allen den edlen Geistern die Sie heraufbeschworen haben, ans Licht unserer altklugen Tage. Solche Wunder bewirkt nicht der Geist allein, sondern das Herz mit dem Sie auch die Entschwundenen aufzusuchen bemüht waren. Ob sie ganz so gewesen sind kümmert mich nicht — denn Sie haben uns zur Liebe gezwungen und die ist gläubig. Wie sollen sich aber an dieser Goldgrundmahlerei um die Zeitgenossen die Sie uns als Nachkommen (hoffentlich bald!) bringen, im Alltagslicht und doch erkennbar als Nachkommen absetzen! Aber wie schwer auch die Aufgabe scheint, Sie werden sie zu lösen wissen. — Herrliche Bilder giebt auch Ihr Buch — ein wahres Festessen für einen Mahler. Apropos davon — als ich gegen Grosse[1]) der es noch nicht kennt, das rühmte sagt er: ich lese täglich eine Stunde in den Bildern der deutschen Vergangenheit[2]), weil sie mich so anregen zu wirklichen Bildern!" — So wirken Sie auf allen Gebieten.

Nun geben Sie uns auch gute Nachricht von der Wirkung des Faullenzen u. was sich davon für uns hoffen läßt? — Der Kronprinz hat uns recht erschreckt: wir lieben ihn als Held und Menschen u. vor Allem als Ihren Freund. Es geht doch wirklich besser? —

Nachschrift von Wolf Baudissin:

Ich füge gleichfalls meinen wärmsten Dank für die ganz besondere Freude hinzu, die ich an Ihrem Ingraban gehabt habe, der ohne seine Ahnherrn in Schatten zu stellen mir noch noch lieber u. vertrauter gewesen ist als Ingo. Eben so wohlthuend war mir Ihre Anerkennung der guten Saat die die christlichen Apostel im ersten Jahrtausend in unserm Norden ausgestreut haben: Rom hat ja auch erst im 11ten Jahrhundert angefangen uns gefährlich zu werden. Nun gönnen Sie mir noch ein Paar Fragen. Wo soll man sich die Burg des guten Herrn Answald denken? Und wo den Pallast des Thüringer Königs, u. den Idisbach? Wie ist der Rennweg gegangen? — Dann noch eine nicht geographische: hat Ingraban wohl eine Ahnung davon gehabt wie lieb seine Walburg dem armen Gottfried war? Ich meine ja; Sophie ist aber nicht der Ansicht. — Herrlich ist Ihnen auch das Bild gelungen das Sie uns von den Slawen im Gegensatz zu den Germanen gemalt haben. Gewiß waren sie schon damals eben so schmeichelnd zugleich u. tückisch wie noch jetzt Polen u. Tschechen.

Sophie B.:

Ja da verrieth sich wieder der Autor von Soll u. Haben.

Freytag an Baudissins.

Liebe Freunde. Leipz. 15 Dec. 72.

Jedem Schriftsteller schenke sein gutes Glück so theilnehmende Leser, wie Sie sind. Für seine Freunde schreibt ja Jeder, werden ihm so gute beschеert, wie Sie, so ist er ein Racker, wenn er sich nicht im Besitz eines idealen Publicums glücklich fühlt.

[1]) Franz Th. Grosse, Porträt- und Historienmaler (1829 geb.). Akademieprofessor in Dresden.
[2]) Freytags großes kulturhistorisches Werk.

Es geht mir mit diesem Buch besser als ich hoffte. Auch das größere Lesepublicum über windet geduldig u. tapfer das fremde Costum, die ungewohnte Sprache. Gestern wurd die 2te Aufl. fertig u. sie ist bereits bis zur Hälfte verkauft. Freilich fehlts auch nicht a Widerspruch. Soweit er mir lesbar geworden ist, hat er mir bisher nur dazu genütz kälter gegen die eigene Arbeit zu werden, was nach der Beendigung jedes Werkes die vor nehmste Sorge des Autors sein soll. Denn die Brutwärme taugt nichts. Zwei Ausstellunge welche oft gemacht werden, verdienen Berücksichtigung u. Widerlegung, nicht im Interess des Autors, sondern unserer alten Germanen. Die Charactere u. Situationen sind aller dings so weit idealisirt, als jeder Dichter thun muß, gar nicht mehr, als schon die größte aller Epiker, Homer u. seine Nachfolger in der Odyssee gethan haben. Es ist ein radikale Irthum, den zu widerlegen der Historiker berufen ist, daß die Germanen beim Beginn de Völkerwanderung — Ingo — rohe u. ungeschlachte Gesellen gewesen sind. Sie stande damals unter Herrschaft einer Sitte, die eisenfest war, deren Forderungen uns nach manche Richtung wild u. barbarisch erscheinen, die aber ihrem ganzen Leben Haltung u. de besseren Naturen Sittlichkeit und Adel gab. Leider ging ihnen bei der Berührung mi römischer Civilisation u. in der socialen Auflösung ihrer Wanderzeit dieser heimische Scha in Trümmer. In drei Generationen verwilderten sie auf Römergrund: Gothen, Vandalen Franken. Und Gestalten wie Brunhild u. Fredegunde sind specifische Producte des ein getretenen Verderbs. Eine zweite Annahme ist ebenso unhistorisch, daß die Germanen dürftige u. unbehilfliche Redner gewesen seien. Nichts überrascht mehr in den ältesten Überlieferungen, Römerberichten, Edda, angelsächsische Gedichte, als die Freude u Gewandheit der Deutschen u. Stammgenossen an belehrender Erörterung u. an Kampf gesprächen. Der pointirte u. witzige Ausdruck des Gedachten war damals weit meh Freude u. Ruhm als jetzt, Wettkämpfe in weiser oder höhnender Rede ein Hauptvergnüge bei Geselligkeit u. vor dem Kampfe.

Darf ich noch über das Local der Geschichten sprechen, so ist der Idisbach die Itz (Idis aha, Idaha) die Idisburg da, wo jetzt die Veste Koburg steht, die Waldlauben im Terri torium des Answald der District des jetzigen südlichen Gotha, sein Hof am Ausgang des Reinhardsbrunner Thals, der Rabenhof weiter östlich am Thal v. Tambach um Altenberg u. Finsterberge, das freie Moor des Bero das Dorf Frimar, 1 St. v. Siebleben, der letzte Hof Ingrams das jetzige Ingersleben unweit Dietendorf. Die Höhle entweder die Marien höhle oder eine andere, welche in dieser Gebirgsformation nicht unwahr sind. Der Renn stieg, wie er jetzt heißt, ist der 17 Meilen lange Grenzweg welcher über den Kamm des Thüringer Waldes vom Hörselberg bis zur Saale führt, noch jetzt als breiter Weg von Bäumen frei gehalten wird. Die Sorben des Ratig saßen in Erbersdorf, Reuß, ihr Grenz bach heißt noch heut Sormitz vel Sorbitz. Die Auswandrer fahren aus dem Gothaischen täglich 3—4 Meilen bis ins Koburgische.

Für die Correctur der Haselnüsse bin ich recht dankbar, der Ausdruck war ungenau Der deutsche Auerochs, der nicht der russische u. gar nicht der amerik. Bison ist, muß aber große Hörner gehabt haben. Cäsar sagt von ihnen magnitudine cornuum differunt von den römischen Ochsen, was nach lateinischem Sprachgebrauch nur heißen kann, daß die Hörner des Ur größer waren, sonst müßte parvitate stehn. Auch wissen wir daß diese großen Hörner in Silber gefaßt ein festliches Trinkgeräth waren.

Doch nicht mit philolog. Kram will ich schließen, sondern mit herzlichem Gruß u. der Bitte lieb zu behalten

Ihren treuen Freytag.

Walkyrienlied

Aus einer Übersetzung eddischer Lieder von Paula Kraft in München

1. Weit ist gebreitet über der Walstatt
Der Wirkwerks Wolke. Sie regnet Blut.
Grau ist's geworden von Geren und Speeren;
Kriegsvolks Gewirr, das die Freundinnen Odins
Mit rotem Einschlag blutig durchwirken.

2. Gespannt ist Gewebe aus Menschen-Därmen,
Mit Männer-Schädeln beschwert und gestrafft;
Blutbespritzt, dienen Speere als Schaft,
Hüllt den Webebaum Stahl — und mit Pfeilen durchschießen,
Mit Schwertern schlagen wir das Sieges-Gewebe.

3. Hild geht weben und Hjorthrimmul
Sangrit und Svipul, mit geschwungenen Schwertern.
Schaft soll krachen! Schild soll bersten!
Axt soll alles Rüstzeug spalten!

4. Webet! Webet! Speer-Gewebe,
Wo streitbarer Männer Feldzeichen glänzen!
Eilen wir vorwärts ins Kampf-Getümmel,
Wo unsere Freunde Waffen kreuzen!

Freundinnen der Iren:

5. Webet! Webet Speer-Gewebe
Und dem Fürsten lasset uns folgen!
Auf Blut-überströmte Schilde blicken
Gunnr und Göndul, die den Herrscher beschützen.

Freundinnen der Nordleute:

6. Webet! Webet Speer-Gewebe,
Wie der junge König schon früh es gekannt!
Lasset ihn nicht sein Leben verlieren!
Walkyrien haben die Toten-Wahl.

Freundinnen der Iren:

7. Jenen soll das Eiland gehören,
Die seinen Boden ehdem bebaut!
Mächtigem Manne sag Tod ich an:
Jetzt haben Speere den Jarl gefällt!

Freundinnen der Nordleute:

8. Die Iren auch soll Unheil treffen,
Gram, der dem Volk nie soll vergehn!
Geweb' ist gewoben, die Walstatt rot,
Durch alle Lande fliegt Unheilskunde!

Alle Walkyrien:
9. Schaurig ist's, umherzuschauen,
Da blutig die Wolke, wandert am Himmel.
Die Luft ist gefärbt vom Blute der Männer,
Die unser Wort hat jäh getroffen.

10. Gesprochen ist über den Königen
Speerweiber-Spruch, Schwerter-Geschick!
Nun reitet die Rosse in scharfem Ritt,
Die Schwerter schwingt und fahret von hinnen!

Das Walkyrienlied steht in der isländischen Njalssaga. Die zugrundeliegenden geschichtlichen Tatsachen sind diese: Am Karfreitag 1014 wurde vor Dublin eine Schlacht geschlagen zwischen dem irischen König Briann und seinen nordischen Gegnern: dem Wikingofürsten König Sigtrygg von Dublin und dem Jarl Sigurd von den Orkaden. Der Irenkönig fiel, aber sein Heer trug den Sieg über die Eindringlinge davon. Auf ihrer Seite fand der mächtige Jarl Sigurd den Tod.

Die Saga erzählt, daß ein Mann in Schottland am Morgen der Schlacht zwölf Gestalten zu einer Webekammer reiten sieht. Bei der Arbeit singen sie das Lied. Nachher „reißen die Weiber das Gewebe auseinander, jede behält, was sie in Händen hat; sie besteigen ihre Pferde und reiten, sechs nach Norden, sechs nach Süden".

Über den Versrhythmus ist zu sagen, daß zwischen den zwei Hebungen jedes Halbverses die unbetonten Silben frei verteilt sind: es mögen ihrer eine, zwei oder drei auf einen Takt kommen — ja, eine Hebung allein kann einen Takt bilden, z. B. in der sich wiederholenden Anfangszeile von Strophe 4, 5, 6. Sie lautet:

Vindum, vindum vef darraddar!

— und möge hier stehen, um zu zeigen, wie wenig eine Übersetzung die Klangfülle altnordischer Verse wiederzugeben vermag. Auf die konsequente Durchführung des Stabreimes habe ich verzichtet, wo er die sachliche Treue gegen das Original gefährden oder das dichterische Gefühl nicht befriedigen würde.

Vef darraddar: Gewebe des Speers, ist eine Kenning für „Schlacht", ein Gleichniswort, das hier buchstäblich genommen und bis in Einzelheiten ausgestaltet wird. Schon das im 8. Jahrhundert niedergeschriebene angelsächsische Beowulflied spricht von einem „Gewebe des Kampfglücks". Daß Weben, Spinnen — auch Mahlen — bevorzugte Tätigkeiten weiblich gedachter Schicksalsmächte sind, ist bekannt. Und noch in unsere Tage ragt das uralte Bild herein: „Geburt und Grab ... ein wechselnd Weben, ein glühend Leben. So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit ..." Der Erdgeist im „Faust" spricht diese Worte.

In den erst grauen, dann blutig sich färbenden Wolken des Morgenhimmels sieht der ferne Zuschauer gleichsam eine Spiegelung des irdischen Kampfes. (Zum Vergleich sei angeführt, daß während der Regierung des großen Kurfürsten „vom Stettiner Magistrat ein Müllerbursche vernommen wurde, der in den Wolken zwei feindliche Heere hatte kämpfen sehen". Dort allerdings hatte das Gesicht prophetische Bedeutung, während hier, aus den Worten des altnordischen Liedes, hervorgeht, daß der Widerschein irdischen Blutvergießens Luft und Wolken blutig färbt.)

Wie in einem Traum gleiten Bilder und Motive ineinander über: die Walkyrien bestimmen das Kampfes-Schicksal durch ihr Weben, durch die Macht ihrer Wahr-Sprüche und durch ihre Waffen, mit denen sie sich, Wunden schlagend, ins Kampfgetümmel mischen.

Das Bild der Walküre im Goldhelm, das man aus den Wagnerschen Musikdramen mitbringt, ist ein anderes als das der val-kyrie, der Totenwählerin der altnordischen Literatur. Je älter die Zeugnisse sind, desto mehr gleicht sie den unheimlichen Nachtmahren, Wundfiebertraum-Gespenstern, die blutige Nachlese halten am Schlachtfeld. Oder — wie der Name „Heerfessel" verrät — sie lähmt mit unsichtbaren Banden mitten im Kampf Arm oder Sinne des Kriegers, ihn so den feindlichen Waffen preisgebend. Wenn die Walkyrien, wie im Helgilied hjalm-vitr genannt sind: „Helm-Wesen", die von oben kommen, dem Helden zu helfen, so ist dieser Helm kaum golden, sondern weit eher der unsichtbarmachenden Kappe ähnlich, der Tarnkappe, die Alben und Gespenster vor den Augen der „nicht geistersichtigen Leute" verbirgt. Auch Athena zieht im Kampf die Hades-Kappe über den leuchtenden Helm.

Der Kampf zwischen zwei Gruppen solcher auf Beute ausziehenden gespenstischen Weiber ist eschildert in Visionen jener Sagas, die vom Eindringen des Christentums in die nordischen Lande rzählen. Dort ist eine Schar schwarz gekleidet, die andere licht; die einen werden aufgefaßt als Schutzgeister, Ahnengeister des alten heidnischen Geschlechts — die anderen als Schutzengel der um neuen Glauben Bekehrten. Der Kampf der einen gegen die anderen geht um die Seele eines eu getauften Mannes, dem die Vision seinen nahen Tod anzeigt. Als eine Art Beutezug erscheint uch der Walkyrienritt unseres Liedes, wenn man jene Angabe der Prosa beachtet: die Weiber ätten das Gewebe in Fetzen gerissen und jede das behalten, was sie in Händen hielt. Hier geht s aber ums „Gewebe des Männervolks", von dem die erste Strophe spricht (und das ich mit Kriegsvolks Gewirr" zu übersetzen versucht habe).

Nicht nur die Lebenden: auch Gespenster, Geister und Götter wechseln Gewand und Gestalt. Sie sind realistisch, heroisch, romantisch, allegorisch — wie es die Zeit verlangt. Endlich vergeistigen e sich so sehr, daß nichts als ein vieldeutiger Name von ihnen übrigbleibt, der dazu lockt, nachzuorschen, welcher Gestalt sie ihren Aufstieg begonnen haben.

Neuerscheinungen

Ricarda Huch: Neue Städtebilder. (Im alten Reich, Band 2, 360 Seiten, 34 Wappenbilder, Verlag Grethlein & Co., Leipzig, Leinen 10 M.). Der Band beginnt mit Köln nd Trier. Die Burgruine Manderscheid in der Eifelgegend wird den meisten Lesern elbst dem Namen nach unbekannt sein. Es folgt Aachen, das weinumduftete Oppenheim nd Bacharach, Oberwesel, die Siegfriedsstadt Xanten, Dortmund, Osnabrück, Lemgo; Braunschweig; Marburg und Fritzlar; Hannoversch-Münden; die drei Mainstädte Würzburg, Ochsenfurt, Wertheim; Eßlingen; Maulbronn; Rottweil; Freiburg im Breisgau; Überngen und die Reichenau; Innsbruck und das benachbarte Hall; Straubing und Amberg; Dinkelsbühl; Halle, Zerbst, Neu-Brandenburg; Prenzlau, Breslau. Wie ich bei der Beprechung des ersten Bandes andeutete (1927/28, S. 472), sind diese Städtebilder keine Feuilletons, die sich flott lesen, sondern ernsthaft gearbeitete Darstellungen in der Art lbert von Hofmanns, bei denen die geschichtliche Betrachtung mehr auf ihre Rechnung ommt als der Sinn des Auges. Der Leser muß zum mindesten Sinn für geschichtliches Werden mitbringen, wenn er von diesen Städtebildern etwas haben will. Dann wird r aus ihnen viel Anregung und Belehrung schöpfen. Vor allem werden sie denen willommen sein, die gern in den blauen Langewieschе-Bänden blättern, weil sie den schicksaleichen Hintergrund jener schönen Städtebilder fürs Auge geben.

Walter Mittelholzer, Alpenflug. Unter Mitarbeit von H. Kempf, Bern S.A.C., nit 191 Fliegeraufnahmen und einer farbigen Tafel nach einem Gemälde von F. Heß. Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig, geheftet 10 M. Das sind vor allem zauberhaft chöne Aufnahmen, aus einer Höhe, die vor den Alpenfliegern noch kein Mensch esehen hat und außer ihnen keiner je sehen wird. Die Großartigkeit der Bergwelt wirkt ft erschütternd. Sodann sind es die Aufnahmen eines Fliegers, der selbst Bergsteiger ist, arum sind sie für den Alpinisten ungemein belehrend, auch wegen des guten Begleittextes, on dem nur zu wünschen wäre, daß er, statt eingebunden, nur eingelegt wäre, so daß man hn neben den Aufnahmen studieren könnte. Mit Spannung liest man die Aufsätze „Meine Fliegerlaufbahn", „Der Verkehrsflug über die Alpen", „Aus der Praxis der Luftphotoraphie" von Mittelholzer, und „Erster Passagierflug über die Berner Alpen" und „Matterornflug" von Kempf. Besonders angenehm empfindet man, daß das Format nicht gar zu roß ist: Bandgröße etwa 15 : 22, Bildgröße 11 : 17½. Ich hätte nie für möglich gehalten, aß die Flugphotographie soviel zur Erschließung der Alpen beitragen könnte. Man wird es Buches nicht müde.

Als mich der Herausgeber zu dem Aufsatze „Das Tier in der Dichtung" (Sept. 1928) aufnunterte, hätte ich ihm am liebsten wie die bekannte junge Dame geantwortet „Ihr An-

trag kommt mir überraschend, sprechen Sie mit Mama!" Ich habe ihn zwar dennoch geschwind gemacht, aber es läßt sich nicht vermeiden, daß von Zeit zu Zeit Nachzügler kommen. Von Alfred Ollivants „Old Bob, Der graue Hund von Kenmuir", sagte ich schon, daß er die schönste Hundegeschichte ist, die ich kenne. Sie ist deutsch erschienen, bei Kiepenheuer. White Fang von Jack London ist sogar, allerdings stark verkürzt, bei Westermann als englische Schulausgabe erschienen (90 Pf.), was vielleicht Fachkollegen interessiert. Dr. John Browns Hundegeschichten Rab and his friends aus seinen Horae subsecivae (Tauchnitz) sind, wenn ich mich nicht täusche, unlängst deutsch herausgekommen. Eine prachtvolle Hundegeschichte aus der Georg Müllerschen 2 Mark-Sammlung habe ich erst jetzt gelesen: H. G. Evarts, Blitz, Der Roman eines Wolfshundes. Ich gebe jedem Leser den Rat, grundsätzlich niemals in ein modernes Theaterstück mit sensationellem Titel zu gehen, sondern sich lieber ein schönes Buch zu kaufen (grundsätzlich keinen best seller!) oder sich auf die herrlich illustrierte Monatsschrift „Das Tier", Berlin-Lichterfelde, Dahlemer Straße 77 zu abonnieren (vierteljährlich 2,50 M.).

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Hugo von Hofmannsthal †

Am 6. Februar 1928 am Abend nach der Uraufführung des „Turms" warteten wir auf Hugo von Hofmannsthal in der oberen Stube einer altertümlichen Einkehr im ältesten München zwischen Peters- und Frauenkirche. Es war das Übungszimmer eines Gesangvereins, an den Wänden altmodisch gerahmte Diplome, Gruppenbilder längst Verstorbener, verdorrte Lorbeerkränze, verblaßte Schleifen, Bildnisse großer Tondichter und Chorleiter. Ein alter Flügel glänzte matt in der Ecke, in der Rinne hinter dem Deckel lag der Taktstock, in die ganze Länge von Fenster zu Fenster dehnte sich ein Tisch, bei dem einem unwillkürlich das Wort Liedertafel in den Sinn kam, Gäste waren nur so viel geladen, als bequem an der langen Tafel Platz hatten. In unserer modernen Abendkleidung fielen wir aus dem Rahmen dieses vormärzlichen Lokals, aus dessen Winkeln verschollene Chöre zu klingen schienen, aber wir hatten kaum Zeit zu dieser Empfindung, denn mit einem Male war Hofmannsthal eingetreten, schon war er mitten unter uns und gab jedem mit einem freundlichen Blick die Hand und, merkwürdig, alle Feierlichkeit, jedes Gefühl des Arrangierten war im selben Augenblick wie weggeblasen, weggezaubert, und es begann ein Abend von einem herzlichen Behagen, als wären alle guten Geister dieser Musikantenstube mit eins erwacht. Es hatte sich wie von selber so gemacht, daß wir, wie es der Zufall gab, abwechselnd die Plätze neben Hofmannsthal einnahmen, Reden wurden auch gehalten, jawohl, aber ich habe niemals zwangslosere gehört, die zwangloseste hielt er selber, es wurde angestoßen, man tauschte die Plätze, begrüßte alte Freunde, stand in Gruppen, die sich fortwährend wieder lösten, neu bildeten, es war eine mozartische Stimmung geistreicher Heiterkeit. Ehe ich mich verabschiedete — ich mußte mit dem Nachtzug wieder heim —, hatte ich mit Hofmannsthal noch ein längeres Gespräch über vielerlei Gegenstände, zuletzt faßte ich mir ein Herz: „Man hat Ihnen heut Abend viel Schönes gesagt, aber das Eigentliche hab' ich doch vermißt!" „Und das wäre?" „Den Vers, mit dem Schröder seine Elegie an Sie schließt: Dies: wir lieben dich, Freund, wie man Unsterbliche liebt." Ich glaube, wir sind alle beide rot geworden, aber heute freut es mich doch, daß ich es ihm gesagt habe.

Denn es ist nicht meine Absicht, heute dem Toten etwas anderes zu sagen als an jenem Abend dem Lebendigen, ihm etwa gar das Maß zum Sockel seiner Größe zu nehmen. Fiel doch seine Jugend zusammen mit der unseren, und wenn wir nur eine Zeile jener Dichtungen vernehmen, bei deren Sinn und Klang uns Jünglingen das Herz brannte,

d wir wieder fünfundzwanzig Jahre alt und wehrlos gegenüber dem alten Zauber. , etwas Magisches ging von jenen frühen Dichtungen aus, wir schrieben sie uns ab, nn man konnte sie nicht kaufen, sagten sie uns im Traume her. Es war eine Verehrung negleichen, mit der wir die heilige Nummer der „Jugend" bewahrten, in welcher zum ten Male öffentlich „Der Tor und der Tod" erschien. Wie ergriff uns der Aufsatz in der Zeit" — er fehlt leider in den Prosabänden — über Stefan Georges „Hirten- und Preisdichte"! Und als die erste Auslese aus den „Blättern für die Kunst" unser geliebtes lbdutzend früher Verse enthielt, den „Vorfrühling", den „Traum von großer Magie", „Botschaft", die „Ballade des äußeren Lebens", die „Terzinen über Vergänglichkeit", Manche freilich müssen unten sterben", „Dein Antlitz war mit Träumen ganz beladen", d dazu den wundervollen „Tod des Tizian", wie fühlten wir die Welt bereichert und glückt! Denn dies ist das ewig Unbeschreibliche des Kunstwerks: daß es die Welt, und es noch so leidvoll, um ein Glück reicher macht. Als bald darauf der greise Böcklin starb, e hätte man ihn fürstlicher feiern können, als durch die Aufführung jener dramatischen ichtung, die wie auf ihn geschrieben schien? Das nämliche Jahr, das uns die Gedichte enkte, gab uns das Theater in Versen: „Die Frau im Fenster", „Die Hochzeit der Soide", „Der Abenteurer und die Sängerin", und wir bekamen das Gefühl eines Reichtums, r sich niemals erschöpfen würde.

Dies Gefühl war ein Irrtum. Was sich verschwendete, war nicht ein Reichtum, sondern n Erbe, und in der Schnelligkeit, mit der Hofmannsthal diese Dichtungen nun in die ffentlichkeit warf, so unbekümmert wie der Knabe Goethe das schöne mütterliche Geschirr f die Gasse wirft, war eine ungeduldige Hast, als ob dem Dichter daran läge, dies alles s verjährt und zu eng geworden möglichst schnell von sich abzutun, um sich neu zu verandeln, sich in neuen Gleichnissen der Sprache, der Handlung, der Gestalten zugleich zu fenbaren und zu verhüllen. Was damals vor sich ging, haben wir erst zehn Jahre später gefangen zu verstehen. Hofmannsthal, viel zu sehr Künstler, um Einzigkeiten, wie den Tor und Tod" sozusagen zu matern und endlos zu wiederholen, schien uns mit einem ale ausgeschrieben und wir begriffen ihn nicht, als er, wie andere, Größere, — denn t es Schiller nicht ebenso gemacht? — die großen Formen der Weltliteratur daraufhin üfte, ob sie für ihn geeignete Gefäße seien, die Griechen, die Engländer, die Spanier; griffen ihn am wenigsten, als er mit der Erneuerung des „Jedermann" einen Erfolg tte, den wir ihm lieber erspart gesehen hätten. Mit schmerzlicher, ja zorniger Verwunrung suchten wir damals im „Jedermann" den Dichter selbst, sein persönliches Bekennts, die Klage seines Leidens, und fanden weder sie noch ihn; ahnungslos, daß er gerade in esem Werk, in seiner zeitlichen Entfernung, seiner Verhüllung des Kostüms, sein letztes ort nicht minder klar ausgesprochen hatte als in den berückenden Versen seiner Frühe.

Nunmehr, da er, wie er selbst verfügt hatte, im Habit des Dritten Ordens des heiligen ranziskus in der Rodauner Gruft ruht, liegt es klar vor aller Augen. Dieser Dichter hat n je vertrauten Umgang gepflogen mit dem Gedanken an den Tod, seinen eigenen Tod. en sie einen Ästheten schalten, ist an gebrochenem Vaterherzen gestorben. Der Dichter s „Rosenkavaliers" schläft in der mönchischen Kutte. Doch nennt nicht das alte Volk, ssen Blut in seinen Adern war, unter seinen heiligen Büchern unmittelbar nach dem ohen Liede das bittere Buch Kohelet und schreibt beider Verfasserschaft demselben könighen Weisen zu?

Noch einmal habe ich ihn flüchtig gesehen, als ich vor einem Jahre zum „Jedermann" id zur Neunten nach Salzburg fuhr. Es war im überfüllten Hotel, er saß allein am Tisch id blickte ins Unbestimmte. Heute lege ich, vielleicht zu Unrecht, in seine Haltung etwas n Tennysons Crossing the Bar hinein. Jedenfalls getraute ich mich nicht, ihn anzurechen. Und jedenfalls drückt diese Einsamkeit mitten im Gewirr, in der ich ihn zuletzt blickt habe, die eine Seite seines Wesens nicht minder sinnbildhaft aus, als jenes „Gesellig-

sein mit Freunden", das er selbst in einem Gedichte als die dritte der Bedingungen des Glückes genannt hat.

Aus beiden heraus sind seine ersten Dramen entstanden. Es gibt ein kleines Gedicht von ihm, in welchem nacheinander die Sängerin, der Fremde, der junge Herr, der Dichter, der Maler in ein paar Zeilen ihren augenblicklichen Zustand aussprechen. Diese Form der santa conversazione ist die gemäße Gestalt seiner Jugenddichtung: eine Reihe schicksalsvoller Einsamkeiten nebeneinander, keine von der anderen wissend, jede auf jede bezogen. Diese Form, die nur in Robert Brownings Pippa passes ein Gegenstück hat, warf er weg, als er über sie hinausgewachsen war, um die innere Form des wirklichen Dramas zu suchen: „Den Zusammenlauf von tausend Fäden, die aus den Tiefen der Unendlichkeit her kommen und sich nirgends wieder, niemals wieder völlig so treffen." Es war nicht ohne Absicht, daß er in demselben Jahrbuch „Hesperus" eines seiner frühesten Bruchstücke, die „Alkestis", gab und zugleich als Probe seines neuen Stils „Silvia im Stern", die nichts anderes war als der erste Schritt auf dem Wege über den „Rosenkavalier" zum „Schwierigen". Die Verbundenheit mit allem, was die Bühne, und so übermächtig nur sie, an Kunst auszuströmen imstande ist, ließ ihn zu Richard Straußens Daponte und Metastasio werden. In der „Frau ohne Schatten" und der „Ägyptischen Helena" ist die phantastische Seite seines Wesens durch den Wettbewerb mit der phantastischesten aller Künste in die magische, funkelnde und glühende Welt von „Tausend und eine Nacht" gesteigert, der auch seine einzige größere Prosaerzählung angehört.

Nun aber kommt das Erstaunliche, ja Ergreifende, nämlich daß dieser in allen Zonen und Jahrhunderten schwebende Sohn eines jüdischen Vaters und einer italienischen Mutter mit zunehmenden Jahren immer reiner und unbedingter zum Österreicher, zum Deutschen geworden ist. Im selben Jahre 1912, in welchem er aus Gründen politischer Reinlichkeit durch einen Aufsatz von sublimer Verachtung das Tischtuch zwischen sich und d'Annunzio durchschnitt, schloß er seine Auswahl „Deutsche Erzähler" mit Worten, so prophetisch mahnend, wie Hans Sachsens Ansprache auf der Festwiese: „Die Zeiten sind ernst und beklommen für die Deutschen, vielleicht stehen dunkle Jahre vor der Tür. Vor hundert Jahren waren auch die Jahre dunkel, und doch waren die Deutschen innerlich nie so reich wie im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, und vielleicht sind für dies geheimnisvolle Volk die Jahre der Heimsuchung gesegnete Jahre."

Nach dem verlorenen Kriege entfaltet Hofmannsthal eine Tätigkeit, die allein seinen Namen zu den ehrwürdigsten hinzuschreiben hieße. In jahrelangem Bemühen stellt er sein einzig schönes „Deutsches Lesebuch" zusammen, dem die große Rede „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation" im Auditorium Maximum der Münchener Universität folgt, die grandiose Charakteristik Schillers als Vorwort zu dessen selbstbiographischen Urkunden und die Sammlung „Wert und Ehre deutscher Sprache" mit dem erschütternden Satze, der die Vorrede beschließt: „Wir sind uns der Bedrohung des Ganzen bewußt. Einen letzten Glauben, es bestehe unversehrt wenngleich verborgen die Mitte der Nation und werde dies in Empfang nehmen, wollen wir nicht aufgeben." Man muß bis auf Görres und die Brüder Grimm zurückgehen, um ein Deutsch zu finden, so adelig rein in der Form und so rein adelig in der Gesinnung. Zuletzt verkörperte er das Österreich Grillparzers, Raimunds, Feuchterslebens und Adalbert Stifters. Jenes Österreich, das die feinste, südlichste, sonnigste Provinz des Deutschtums war, das die nordischesten Genien wie Beethoven, Brahms, Hebbel mit Zauberkräften an sich sog und festhielt, in dem sie erst mächtig aufblühten, ganz sie selbst wurden, frei, liebend und groß. Das Letzte, was Hofmannsthal geschrieben hat, war ein rührendes Bekenntnis zu der Musik, die man meint, wenn man sagt Musik: zur deutschen.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 22. Juli 1929
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie. Niefern bei Pforzheim.

Staatsform und Freiheit

Von Arthur Hübscher in München

Es ist das Grundproblem jeder Staatsgestaltung, zwischen den Bedürfnissen der Gesamtheit und des Bedürfnissen des einzelnen einen Ausgleich zu erzielen. Eine Übertreibung der Bedürfnisse der Gesamtheit würde zur Unterdrückung des Individuums führen, eine Überwertung der individuellen Bedürfnisse aber zur Auflösung der Formen der Gesamtheit und damit auch der Grundlagen, auf denen das Dasein des einzelnen beruht. Die Gesamtheit stellt sich als die notwendige Organisationsform der Individuen dar, so daß also der Wille des Individuums sich im Willen der Gesamtheit wiederfindet und gewissermaßen ein Goethesches Ideal von Freiheit und Form, Persönlichkeit und Gemeinschaft verwirklicht ist, oder wie Rousseau im „Gesellschaftsvertrag" es ausdrückt:

„Eine Form der Gemeinschaft ist zu finden, in der die gemeinsame Kraft Person und Eigentum jedes Teilhabers schützt und verteidigt und in der jeder, der sich mit der Gesamtheit verbindet, nur sich selbst gehorcht und seine frühere Freiheit bewahrt" (1. Buch, 6. Kap.).

Es ist die Meinung unserer Fortschrittsideologen, daß wir diesem Idealziel heute näher gekommen seien als irgendeine Zeit der Weltgeschichte, daß die Menschheitsentwicklung zu immer freiheitlicheren Staatsformen fortgeschritten sei und weiterhin fortschreite. Sie führe vom schrankenlosen Despotismus antiker und mittelalterlicher Auto- und Theokratien über die Formen des aufgeklärten Absolutismus und der konstitutionellen Monarchie zu den Staatsformen des souveränen Volkes, der parlamentarisch regierten Republik und weiterhin — hier ist es nicht ganz entschieden, ob man noch folgen darf, — zu einer unumschränkten Herrschaft der freien Masse, der Diktatur des Proletariats, der Sowjetrepublik. Je weiter sich die Staatsform in dieser Richtung entwickle, desto mehr treten also das Recht und das Wohl des Volkes bestimmend in Erscheinung, und in diesem Sinne haben auch wir selbst seit 1918 einen erheblichen Fortschritt zur freiheitlichen Gestaltung unseres Staatswesens gemacht: Wir sind aus einem Volk von Fürstendienern zu einem Volk geworden, dem in der neuen Reichsverfassung ausdrücklich seine Souveränität bescheinigt worden ist. So lesen wir in dem Bericht über die Annahme der Verfassung in der Nationalversammlung die feierlichen Worte des Präsidenten Fehrenbach:

„So legen wir nun die Verfassung in die Hände des deutschen Volkes, das wir dadurch zum freiesten Volke der Erde gemacht haben."

Der ganze Gedankengang leuchtet sehr wohl ein, wenn man die Entwicklung lediglich in Hand der gedruckten Verfassungen, der offiziellen Manifeste und Erklärungen zu überblicken sucht. Nur die tatsächlichen Zustände ergeben meist das umgekehrte Bild, der Fortschritt zur Freiheit erweist sich als ein Fortschritt der Phrase, während die Wirklichkeit ist im geraden Gegensatz dazu eine fortschreitende, nur immer sorgfältiger organisierte und verschleierte Versklavung erkennen läßt. Kein Zweifel, daß es sich im Staate Ludwigs XIV. besser leben ließ als im heutigen Rußland. Dafür ist es im heutigen Rußland bedeutend besser um die freiheitlichen Programme bestellt. So findet jede Verschlechterung der Zustände den notwendigen seelischen Ausgleich, jeder neue Schritt auf dem Wege zur Unterdrückung wird kompensiert durch eine neue Bestätigung der bürgerlichen Freiheit, eine neue Erweiterung schriftlich fixierter Rechte. Derselbe Napoleon, der in alle von ihm geschaffenen europäischen Verfassungen den Begriff der Volkssouveränität hineindiktierte, hat die Methode folgendermaßen umschrieben:

„Wenn man den Völkern nur von Freiheit vorredet, so kann man sie nach Gefallen unterdrücken und sie ihren letzten Heller zahlen lassen, ohne daß sie sich zur Empörung versucht fühlen, ja selbst ohne daß sie ernstlich mißvergnügt sind. Je weniger Freiheit man den Menschen gewähren will, um so mehr muß man ihnen davon vorschwätzen."[1])

Alle Revolutionen zeigen uns das gleiche Bild: daß die Lehre von der Volksherrschaft[2]) nur dazu benutzt wird, die skrupellose Machtgier der politischen Demagogen zu fördern. Schon die englische Revolution von 1649, die zum erstenmal das moderne Dogma der Volkssouveränität verkündete, brachte in Wirklichkeit eine beispiellose Knechtung des englischen Volksgeistes durch eine kleine Sekte.

„Die Republik war im Namen der Freiheit errichtet worden, und unter der Herrschaft des republikanischen Parlaments war die Freiheit nur ein leeres Wort gewesen, das dem Despotismus einer geringen Partei zum Deckmantel diente. Nach der Vertreibung des Parlaments durch Cromwell wurde die Republik ebenfalls zu einem leeren Worte, das wie eine von den übrigen Lügen beibehalten wurde, die noch Dienste leisten, obgleich sie nicht mehr zu täuschen vermögen, und der Despotismus eines einzigen ward auf fünf Jahre zur Regierung von England" (F. Guizot[3]).

Mit der Gewalt der Waffen wurde einem lebensfrohen Volke der düstere Geist des Puritanismus aufgezwungen:

„Es war ein Staatsverbrechen, Blumenkränze an einen Maibaum zu hängen, die Gesundheit eines Freundes zu trinken, einen Falken steigen zu lassen, einen Hirsch zu jagen, Schach zu spielen, Schmachtlocken zu tragen, eine Halskrause zu stärken, das Spinett zu schlagen, die Elfenkönigin zu lesen" (Macaulay[4]).

Eine gewaltige Verelendung und Versklavung der Volksmassen setzte ein. Die Mitteilungen, die Karl Marx im I. Bande des „Kapitals" und Friedrich Engels in seiner Schrift über „Die Lage der arbeitenden Klassen in England" darüber machen, werden durch die späteren Forschungen des Oxforder Nationalökonomen Rogers zur Geschichte der englischen Arbeit (1884) im wesentlichen voll bestätigt. In den zehn Jahren von 1641—1650 beträgt der Lohn eines Arbeiters wenig mehr als ein Viertel dessen, was sein Großvater und Urgroßvater verdient hatten. Das Niederlassungsgesetz von 1662 vollendet die Degradation des Arbeiters und seine Knechtschaft, die Kornzollgesetze setzen ihn vollends der Gefahr des Verhungerns aus. Die Freiheit der wenigen wurde erkauft mit der Sklaverei der vielen.

Den französischen Theoretikern der Volkssouveränität waren diese Verhältnisse natürlich genau so gut bekannt wie den deutschen Ideologen von heute die wirklichen Verhältnisse in Sowjetrußland. Trotzdem blickten sie mit grenzenloser Bewunderung auf England. Montesquieu rühmte, daß es mehr Freiheit besitze als irgendeine Republik, Voltaire schrieb, das englische Volk sei das einzige auf dem Erdkreis, das durch Widerstand gegen seine Könige ihre Macht glücklich vermindert habe (Lettre 8 sur les Anglais), und noch die grundlegende Schrift der französischen Revolution, Rousseaus „Gesellschaftsvertrag", stand in wesentlichsten Stücken unter dem Einfluß der Bewunderung Englands. Wir finden bei Rousseau mit aller Schärfe die merkwürdige Zweiheit von übersteigertem Individualismus und Despotismus der Gemeinschaft ausgeprägt, die immer in Zeiten politischer Erschütterungen sich geltend macht, und so finden wir neben dem maßlosen Freiheitsbegriff des Satzes: „Ich will in allen Dingen nur der Laune des Augenblicks folgen" jene Propagierung des salut public, dessen Bestimmung und Aufrechterhaltung einem kleinen Haufen

[1]) Vgl. Wilhelm Hohoff, Die Revolution seit dem 16. Jahrhundert im Lichte der neuesten Forschung, 1887, S. 549.

[2]) Vgl. die ausgezeichnete Darlegung ihrer Herkunft und ihrer Wandlungen in der Schrift unseres verstorbenen Mitarbeiters Franz Xaver Kiefl, „Die Staatsphilosophie der katholischen Kirche", Verlag G. J. Manz, Regensburg (angezeigt im Märzheft 1929 der S. M. „Monarchie und Republik im Wandel der Zeiten", S. 475), der auch vorl. Aufsatz wertvolle Hinweise verdankt.

[3]) Geschichte der englischen Revolution, Übers. von Bülau, S. 10f.

[4]) Geschichte von England, Übers. von Beseler, I, S. 78f.

nderwertiger Tyrannen überlassen bleibt, jene obligatorische Staatsreligion des „Ge-
schaftsvertrags", zu der man sich nicht in Widerspruch setzen darf, ohne ein todeswür-
es Verbrechen zu begehen:

„Wer dem Gemeinwillen den schuldigen Gehorsam verweigert, wird durch den Staat zum
horsam gezwungen; mit anderen Worten, man wird ihn zwingen, frei zu sein." (1. Buch, 7. Kap.)

Es hatte seinen Sinn, wenn sich die Schreckensmänner von 1792 auf Rousseau als den
gründer ihrer Theorie und Praxis beriefen. Seit Adolf Schmidts Werk über „Die
riser Zustände während der Revolutionszeit von 1789—1800" (1876) sehen wir ebenso
e die englische auch die französische Revolution nicht mehr als elementare Volkserhebung,
dern als einen Akt furchtbarster Volksknechtung durch eine verhältnismäßig kleine Führer-
icht. Wenn Mercier[1]) schon feststellen konnte, die Pariser hielten sich zwar auf Grund des
redes von Volkssouveränität für die Herren der Erde, aber sie hätten keinen Begriff
n Freiheit, sie seien nur „Marionetten in den Händen weniger Charlatane", so kommt
olf Schmidt auf Grund einer feinen volkspsychologischen Analyse des Gesellschafts-
pers zu dem Schluß, daß sich in der Gesamtbevölkerung oft nicht einmal 5—6000 Revo-
ionäre geltend machten, und dazu stimmt die Behauptung eines Berichterstatters vom
ni 1793, in ganz Paris gebe es nicht 3000 dezidierte Revolutionäre. So wird denn auch
e angebliche Volkssouveränität in Hippolyte Taines gewaltigem Werk La Revolution
eindringlich als die Herrschaft einer terroristischen Minderheit nachgewiesen, daß Fer-
nand Brunetière 1885 in der Revue des deux mondes schreiben kann:

„Wenn wir noch fähig sind, Nutzen zu ziehen aus dem, was man sonst die Lehren der Geschichte
nnte, so ist das Instruktivste, das uns Taine lehrt, dieses: wie unter der scheinbaren Herrschaft
: Mehrheiten, und vielleicht auf eine viel tyrannischere Weise als unter der Herrschaft eines
annes oder selbst einer Klasse, in Wirklichkeit die Minderheit es ist, die regiert. In den Wahl-
sammlungen, die den Konvent ernannten, fehlten von 7000000 Wählern 6300000, und 800000
kobiner wurden die Herren von Frankreich."

Wir unterlassen es, die in diesen Heften oft genug behandelte Lage in Sowjetrußland
naheliegenden Vergleichen heranzuziehen.

Wir unterlassen es ebenso, die ohne weiteres sichtbaren Parallelen zur deutschen Ent-
cklung seit 1918 zu ziehen. Man könnte in unserem Falle sagen, daß die Entwicklung
s parlamentarischen Systems erst heute ganz einwandfreie Möglichkeiten zur Erfassung
s Volkswillens herbeigeführt habe und daß gewisse Entwicklungen der Stimmenzahlen
f einen immer vollkommeneren Ausgleich zwischen dem Willen der zum deutschen Volke
sammengefaßten Individuen und dem Willen der als deutsche Republik organisierten
esamtheit hindeuten. Aber gute Wahlziffern zeugen weniger für die wahren Ansichten
r Masse als für die Geschicklichkeit der augenblicklichen Machthaber, und wenn wir
ute noch von den gewaltsamen Beeinflussungsmethoden verschont geblieben sind, die
n den belgischen, italienischen, rumänischen Wahlen berichtet werden, so führt die un-
fhaltsame Zerstörung der gewachsenen Gliederungen von Ständen und Berufen doch
mer mehr zu einem Zustand, in dem die Wählermasse form- und hilflos den Gewalten
genübersteht, die ihr mit allen Mitteln geistigen und wirtschaftlichen Zwanges ihren
illen aufzwingen. Die Tatsache, daß man das Republikschutzgesetz überhaupt für nötig
lt, beweist hinreichend, daß die Zahl derer, die im heutigen Staate ein abzulehnendes,
esensfeindliches Prinzip erblicken, ungewöhnlich groß ist.

Alle großen europäischen Revolutionen sind nicht als Volksbewegungen entstanden,
sondern von außen her in die Völker hineingetragen worden, Manifestationen eines
lksfremden Geistes. Die englische: Frucht eines bis zum Extrem gesteigerten Kalvinis-
us; die französische: Ergebnis der Verpflanzung englischer Philosophie seit Locke auf
anzösischen Boden; die russische: Erzeugnis westeuropäischer Theorien seit Hegel und

[1]) Le nouveau Paris, IV, 164.

Karl Marx; die deutsche: zwangsweise Übertragung der demokratischen Ideologie von 178 — es ist keine philologische Zufälligkeit, daß der Satz der Reichsverfassung: „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus" sklavisch der französischen Verfassung von 1791 folgt, wo der Artikel lautet: „Alle Gewalten gehen vom Volke aus."

Alle Revolutionen geben sich aus taktischen Gründen als Volksbewegungen, und alle sind im Grunde ihres Wesens ebenso volksfeindlich, wie ihre Träger, die großen Revolutionäre von Cromwell bis Napoleon, von Marx bis Lenin, immer Verächter des Volkes gewesen sind. Gewiß bieten die Zusammenstellungen zynischer Aussprüche aus den Schriften der Urheber der französischen Revolution, die Hohoff, D. Fr. Strauß (in seinem Buche über Voltaire) und Kiesl vorgenommen haben, eine unerreichte Mustersammlung in diesem Sinne; Aussprüche wie etwa die folgenden Voltaires:

„Das Volk wird immer dumm und barbarisch sein; es sind Ochsen, die ein Joch, einen Stachel und Heu brauchen."

„Wir werden bald einen neuen Himmel und eine neue Erde haben; ich meine für die anständigen Leute; denn was die Kanaille betrifft, so ist der dümmste Himmel und die dümmste Erde gerade das, was sie brauchen."

Aber auch in den Schriften und Briefen von so vorsichtigen und klugen Männern wie Marx und Engels finden wir Stellen, die für ihre Beurteilung des Volkes, der Arbeiter, der „Straubinger", wie sie verächtlich genannt werden, erschreckend aufschlußreich sind[1]:

„Lieben wird uns der demokratische rote oder selbst kommunistische Mob doch nie" (Engels am 9. 5. 1851 an Marx).

„Was ist denn noch an dem Gesindel, wenn es verlernt, sich zu schlagen?" (Engels am 11. 12. 1851 an Marx über die französischen Arbeiter.)

Wir wollen aus den vorgebrachten Tatsachen nicht voreilig schließen, daß gerade die Umkehr der eingangs entwickelten Gleichung: Zunehmende Demokratisierung = zunehmende Freiheit, der Wirklichkeit entspreche, daß es sich also in der absoluten Monarchie am besten und unter der vollkommenen „Volksherrschaft" am schlechtesten leben lasse. Aber wir glauben gezeigt zu haben, daß die Idee der Volkssouveränität mit den Idealen der persönlichen Freiheit und der Menschenrechte schlechthin unvereinbar ist und daß der Einklang zwischen Geltung der Gesamtheit und Geltung der Persönlichkeit, von dem wir sprachen, die Wahrung einer organischen Entwicklung voraussetzt. Wir sehen uns in dieser Auffassung bestärkt durch das eigentümliche Gesetz, daß die immanenten Kräfte der Völker die Revolutionen zu ihrem Ausgangspunkt zurückzutreiben pflegen, so wie ein von Krankheit befallener Körper das Bestreben hat, die schädlichen Stoffe auszuscheiden. Aber es ist die Frage, ob die immanenten Kräfte im deutschen Volke heute noch stark genug sind, eine gewaltsam unterbrochene Entwicklung wieder aufzunehmen oder nicht, und diese Frage ist nicht, wie man so vielfach meint, von sekundärer Bedeutung, sondern eine nationale Lebensfrage ersten Ranges.

Arthur Schopenhauer über die Monarchie

„. . . Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachteil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischem Einfluß zu gelangen als in Monarchien. Denn gegen solche Köpfe sind nun einmal, überall, immerdar und in allen Verhältnissen, sämtliche bornierte, schwache und gewöhnliche Köpfe, als gegen ihren natürlichen Feind, verschworen oder instinktmäßig verbündet, und werden fest zusammengehalten durch ihre gemeinsame Furcht vor jenen. Ihrer stets zahlreichen Schar nun wird es, bei einer republikanischen Verfassung, leicht gelingen, die Überlegenen zu unterdrücken und auszuschließen, um ja nicht von ihnen überflügelt zu werden: sind sie doch,

[1]) Vgl. O. Lorenz, Karl Marx als Schrittmacher des Kapitalismus, Februarh. 1928 d. S. M., S. 332.

zwar hier bei gleichem ursprünglichem Rechte, stets fünfzig gegen einen. In der Monarchie gegen ist diese überall natürliche Ligue der bornierten gegen die bevorzugten Köpfe doch nur eitig vorhanden, nämlich bloß von unten: von oben hingegen haben hier Verstand und Talent ürliche Fürsprache und Beschützer. Denn zuvörderst der Monarch selbst steht viel zu hoch und eft, als daß er irgend jemandes Kompetenz zu fürchten hätte: zudem dient er selbst dem Staate r durch seinen Willen, als durch seinen Kopf, als welcher so vielen Anforderungen nie gewachsen kann. Er muß also stets sich fremder Köpfe bedienen, und wird natürlich, angesehn, daß sein ereſſe mit dem des Landes fest verwachsen, unzertrennlich und eines ist, die allerbesten, weil sie tauglichen Werkzeuge für ihn sind, vorziehn und begünstigen; sobald er nur die Fähigkeit hat, herauszufinden; was so gar schwer nicht ist, wenn man sie aufrichtig sucht. Ebenso haben selbst Minister vor angehenden Staatsmännern einen zu großen Vorsprung, als daß sie solche mit ersucht betrachten sollten, und werden daher, aus analogen Gründen, die ausgezeichneten ıse gern hervorziehn und in Tätigkeit setzen, um ihre Kräfte zu benutzen. Auf diese Art also in Monarchien der Verstand immer noch viel bessere Chancen gegen seinen unversöhnlichen allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieser Vorzug aber ist ein großer... Wie wäre es überhaupt möglich, daß wir, durchgängig und zu allen Zeiten, viele Millionen, ja, zu Hunderten von Millionen Menschen einem Manne, sogar bisweilen einem Weibe, vorläufig ist einem Kinde, unterworfen und ihm willig sehn, wenn nicht ein monarchischer Instinkt im nschen läge, der ihn dazu, als dem ihm Angemessenen, treibt. Denn Dies ist nicht aus der Reflexion vorgegangen. Überall ist einer der König, und seine Würde ist, in der Regel, erblich. Er ist chsam die Personifikation, oder das Monogramm, des ganzen Volkes, welches in ihm zur Individualität gelangt: ... So ist es eben der menschlichen Natur gemäß; und eben deshalb kann der liche Monarch sein und seiner Familie Wohl von dem des Landes gar nicht trennen; wie dies gegen beim gewählten meistens der Fall ist: ... Republiken sind eben widernatürlich, künstlich macht und aus der Reflexion entsprungen, kommen daher auch nur als seltene Ausnahmen der ganzen Weltgeschichte vor, nämlich die kleinen griechischen Republiken, die römische und die thagische, welche noch dazu sämtlich dadurch bedingt waren, daß $^5/_6$, vielleicht gar $^7/_8$, der Bevölkerung aus Sklaven bestanden. Hatten doch auch, im Jahre 1840, die Vereinigten Staaten Amerika auf 16 Millionen Einwohner 3 Millionen Sklaven. Zudem ist die Dauer der Republiken Altertums, gegen die der Monarchien, sehr kurz gewesen. — Republiken sind überhaupt leicht errichten, hingegen schwer zu erhalten: von Monarchien gilt gerade das Umgekehrte. ...

Die konstitutionellen Könige haben eine unleugbare Ähnlichkeit mit den Göttern des Epikuros, welche, ohne sich in die menschlichen Angelegenheiten zu mischen, in ungestörter Seeligkeit und nützruhe, da oben in ihrem Himmel sitzen. Sie sind nun aber einmal jetzt Mode geworden, in jedem deutschen Duodezfürstentum wird eine Parodie der englischen Verfassung aufgeführt. Aus dem englischen Charakter und englischen Verhältnissen hervorgegangen und beide voraus-nd sind diese Formen dem englischen Volke gemäß und natürlich: ebenso aber ist dem deutschen ke sein Geteiltsein in viele Stämme, die unter ebenso vielen, wirklich regierenden Fürsten n, mit einem Kaiser über alle, der den Frieden im Innern wahrt und des Reiches Einheit nach en vertritt, natürlich: weil aus seinem Charakter und seinen Verhältnissen hervorgegangen... Engländer zeigen ihren großen Verstand auch darin, daß sie ihre alten Institutionen, Sitten Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Tenacität zu weit und bis ins Lächer-e zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müßigen Kopf ausgeheckt, sondern allmählich der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als ion, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden en, er müsse in einem englischen Frack einhergehn; das schicke sich nicht anders: er hat ihn dem-) vom Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, erlich genug darin aus..."

Parerga und Paralipomena, 2. Band, Kap. IX. Zur Rechtslehre und Politik § 128.

... Die Republiken tendieren zur Anarchie, die Monarchien zur Despotie, der deshalb ersonnene telweg der konstitutionellen Monarchie tendiert zur Herrschaft der Faktionen. Um einen voll-menen Staat zu gründen, muß man damit anfangen, Wesen zu schaffen, deren Natur es zu , daß sie durchgängig das eigene Wohl dem öffentlichen zum Opfer bringen. Bis dahin läßt sich n etwas dadurch erreichen, daß es eine Familie gibt, deren Wohl von dem des Landes ganz ertrennlich ist; so daß sie, wenigstens in Hauptsachen, nie das eine ohne das andere befördern n. Hierauf beruht die Kraft und der Vorzug der erblichen Monarchie..."

Die Welt als Wille und Vorstellung, 1. Band, 4. Buch, § 62.

„. . . — Der große Wert, ja die Grundidee des Königtums scheint mir darin zu liegen, daß, wei Menschen Menschen bleiben, einer so hoch gestellt, ihm so viel Macht, Reichtum, Sicherheit und ab solute Unverletzlichkeit gegeben werden muß, daß ihm für sich nichts zu wünschen, zu hoffen und zu fürchten bleibt; wodurch der ihm, wie jedem einwohnenden Egoismus, gleichsam durch Neutrali sation, vernichtet wird, und er nun, gleich als wäre er kein Mensch, befähigt ist, Gerechtigkeit zu üben und nicht mehr sein, sondern allein das öffentliche Wohl im Auge zu haben. Dies ist der Ursprung des gleichsam übermenschlichen Wesens, welches überall die Königswürde begleitet und sie so himmelweit von der bloßen Präsidentur unterscheidet. Daher muß sie auch erblich, nicht wähl bar sein: teils damit dieser für seine Nachkommen nur dadurch sorgen kann, daß er für das Woh des Staates sorgt, als welches mit dem seiner Familie ganz eines ist. . ."

Die Welt als Wille und Vorstellung, 2. Band, Ergänzungen zum 4. Buch, Kapitel 47. Zur Ethik

Die Monarchie als Frage der Machtübertragung

Von Erwein Frhrn. v. Aretin in München

Jakob Burckhardt erzählt in seiner Kulturgeschichte des Zeitalters Konstantins des Großen, daß die Mächtigen des Sassanidenreiches nach dem Tode eines ihrer Könige, der ohne lebenden Erben gestorben war, zusammentraten, die Witwe des Toten, die guter Hoffnung war, auf den traditionellen Krönungsplatz führten, sie dort auf einer Marmor bank ausstreckten und ihren Leib mit der Tiara ihres Reiches krönten. Der Zufall wollte, daß dieses vor der Geburt gekrönte Kind der bedeutendste König der Sassanidengeschichte wurde, Sapor II., der in dieser Geschichte etwa jene Rolle spielt, die in der Geschichte des französischen Königtums dem gleichfalls als kleines Kind zur Königswürde berufenen Ludwig XIV. vorbehalten war.

Wir wollen dies Zufall sein lassen, trotzdem irgendetwas in uns mit diesem Wort der Unkenntnis nicht recht zufrieden sein will. Aber uns bleibt eigentlich nicht viel anderes übrig; denn das Jahrhundert, in dem wir leben, scheint uns zu der Frage zu zwingen: waren denn diese Großen des Sassanidenreiches, von denen wohl der eine oder der andere sicher der Mann war, die Herrschaft an sich zu reißen, hellauf verrückt? Von vornherein ein Kind als Herrscher, und zwar als unbeschränkten, anzuerkennen, dessen Geschlecht man noch nicht einmal kannte und von dem man nur wußte, wer seine Eltern waren?

Das Prinzip, nach dem damals die sassanidischen Großen handelten und das als „Legitimitätsprinzip" die Machtübertragung in ungezählten Staaten zu regeln berufen war, ist weit davon entfernt das einzige zu sein, das die Völker der Erde dieser Machtübertragung zugrunde legten. Die Tatsache, daß die Staaten ein längeres Leben haben als die Menschen und daß der Zustand der Anarchie nur durch die allgemeine Anerkennung gesetzgebender Kräfte verhindert werden kann, hat von jeher das Problem der Machtübertragung zu dem einen Problem der staatlichen Form überhaupt gemacht, das sich in die zwei Unterprobleme spaltete, je nachdem die Völker die Macht einem einzelnen oder einer Mehrheit übertrugen. Man überließ die Machtübertragung entweder dem sog. Zufall der Geburt und kam je nach Einherrschaft oder Vielherrschaft zu Erbmonarchie oder Aristokratie, oder man legte irgendein Wahlprinzip zugrunde und kam entweder zur Wahlmonarchie (oder bei beschränkter Herrschaftsdauer zur Diktatur) oder zur Demokratie.

Es hat nie einem Zweifel unterlegen — und eine gegenteilige Lehre ist nur in einer ganz und gar dem Staatsbegriff entfremdeten Zeit möglich —, daß die Frage der Staatsleitung die Kardinalfrage jedes Staates sei. Ausschließlich die Form der Erbmonarchie entzieht sie dauernd jedem Streit der Meinungen, der sie in allen anderen Formen

twendig unterworfen bleibt. Sie stellt also allein eine Art von automatischer Machtertragung dar, mit allen Vorzügen, aber auch allen Nachteilen, die aus einer solchen usschaltung der menschlichen Vernunft erwachsen.

Die Form der Aristokratie ist zu allen Zeiten mit inneren Kämpfen verbunden gewesen, e bei der Suche der Faktionen nach Bundesgenossen notwendig zu Zugeständnissen i diese führten und damit fast immer in der Demokratie mündeten. So war es in langmem und großartigem Ablauf in der römischen Republik, so auch in den Städterepubliken s Mittelalters, wo immer die Aristokratie nicht den Übergang zur Wahlmonarchie fand ie in Venedig oder Genua. Hier hat die Verbindung beider Staatsformen dank der einheit und Geschlossenheit der politischen Gebilde zu stabilen Verhältnissen geführt, wie ähnlich nur in den Wahlmonarchien der deutschen geistlichen Fürstentümer erreicht wurden.

In größeren Verhältnissen hat die Wahlmonarchie mit einer Ausnahme immer versagt. ir säkulares und unerreichtes Vorbild, das Papsttum, entzieht sich auf weltlichem Boden r Nachahmung. Hier ist zweifellos das Problem der Machtübertragung in der idealsten eise gelöst. Wenn eine Wahl irgendwie logisch gerechtfertigt sein soll, so verlangt sie n den Wählern vor allem persönliche, zum Urteil befähigende Kenntnis des zu Wählenden id seiner Aufgaben. Dies bedingt eine starke Auslese des Wahlkörpers, wie sie im ardinalskollegium in einem unerhörten Maße gegeben ist. Von den 20,8 Millionen atholiken des Deutschen Reiches mit ihren über 20000 Priestern gehören gegenwärtig ur drei Männer (die Kardinäle von Breslau, Köln und München) diesem Wahlkörper an. azu kommt die wahrhaft geniale Ergänzungsform dieser Körperschaft, die sich nicht urch Wahl, sondern durch Ernennung erneuert, indem jeder Papst zu den Kardinälen, e ihn wählten, also mit ihm in einer Gesinnungsgemeinschaft stehen, Männer seines ertrauens hinzuernennt, bei denen diese Gesinnungsgemeinschaft Grundlage dieses Verauens ist. Damit ist für die Wahl des nächsten Papstes die Überlieferung in schlechterdings machahmlicher Weise gesichert.

Die Nachahmung ist ja versucht worden. Analog den römischen Päpsten gingen die mischen Kaiser aus der Wahl eines äußerst kondensierten Wahlkörpers, jenem der Kurrsten hervor, von denen wenigstens die drei geistlichen der kaiserlichen Ernennung unterrmden. Während aber bei den Päpsten selbst eine simonistische Wahl, so verdammenswert sie immer war, in keiner Weise den nicht weltlichen Kern der Kirche berührte, ging ei den Kaiserwahlen der mit dem Euphemismus „Wahlkapitulationen" bezeichnete timmenfang immer auf Kosten des eben im Weltlichen begrenzten Reichsgedankens. o mußte im Wettkampf zwischen der Erbmonarchie der Landesfürsten und der von ihr sgehöhlten Wahlmonarchie ihres kaiserlichen Oberhauptes die Erbmonarchie als die gleich stärkere Staatsform notwendig Sieger bleiben, genau so, wie sie außenpolitisch ne jeden Schwertstreich das einzigartige Schauspiel der Aufteilung der Wahlmonarchie olen durchführen konnte im Augenblick, wo diese Aufteilung möglich war. Der Grund r Schwäche der deutschen Nation in der europäischen Staatenwelt waren nicht die Irrwege der deutschen Königspolitik", die General Krauß für sie verantwortlich macht, ndern die Konstruktionsfehler der deutschen Reichsverfassung.

Denn in ihr war der Grundgedanke des Königtums nicht restlos erfüllt, der darin steht, den Leiter des Staates in der Übernahme dieser Leitung von jeglichem Eingriff enschlichen Denkens und Wollens völlig unabhängig zu machen, d. h. ihn grundsätzlich von zu befreien, sich diese Leitung irgendwie erkaufen zu müssen. Denn solcher Kauf innte immer nur auf Kosten des Staates erfolgen, ihn also schwächen. Die Großen s Sassanidenreiches, von denen wir eingangs erzählten, waren keine Narren, als sie re seltsame Krönung vornahmen. So sehr wir an ihrer staatsrechtlichen Vorbildung veifeln dürfen, so sehr können wir überzeugt sein, daß sie von dem, was ihrer staatlichen emeinschaft nützte, einen sehr präzisen Begriff hatten, als sie lieber den Unbekannten m Herren über sich ausriefen, statt selbst die Hände nach der Krone zu strecken.

Um die Erde zu bewegen, verlangt Archimedes nach einem Punkt außerhalb der Erde. Im Gedanken des Königtums lebt der gleiche Grundsatz, daß der Mann, der die Gesellschaftsordnung wahren soll, ihr entrückt sein muß. Für ihn darf es nur eine Forderung geben: das Gesamtwohl. Und da der Starke sich selbst zu schützen vermag, wird er im christlichen Königtum, das freilich auch im Heidentum längst vorgebildet ist, zum Schützer der Schwachen. Nachweisbar war den babylonischen Königen Schutz der Witwen und Waisen Pflicht ihres Amtes. Seiner Sorge muß der letzte, ihm vielleicht feindlich gesinnte Mann seines Volkes genau so nahe stehen, wie jeder andere, und sein bewaffneter Arm darf nur jenen strafen, der das Gesamtwohl gefährdet. Innerhalb dieses Kriteriums darf er keine Parteien kennen und unmöglich irgendeiner gedanklich verhaftet sein, auch jenen nicht, die seine Macht erhöhen wollen. Er darf Parteigänger besitzen, aber niemals einer sein, ja er muß davon schon jeden Anschein vermeiden.

Es hat zu allen Zeiten Monarchen von ganz verschiedenen Geistesgaben und Fähigkeiten, von den höchsten bis zu den durchschnittlichsten, gegeben, die diesen Forderungen streng gerecht wurden, Männer, die weit davon entfernt waren zu den Fähigsten ihres Landes zu zählen, und die doch eben durch die Losgelöstheit ihrer Stellung und durch den dadurch bestimmten Blickwinkel die Krone des Volkes in treuen Händen vom Vorgänger zum Erben trugen. Voraussetzung hiezu bleibt aber die Erbmonarchie, ob sie sich nun im Majorat auf den ältesten Sohn oder wie bei den türkischen Sultanen im Seniorat auf den Familienältesten vererbt.

Als die Demokratie den alten Archimedes und vieles andere vergessend die Machtübertragung zum Gegenstand der Wahl machte, glaubte sie durch Einschaltung der menschlichen Vernunft die Fehler zu verbessern, die der „Zufall der Geburt" oft und augenscheinlich begangen hatte. Die Gnade Gottes, auf deren Mandat sich die Herrscher beriefen, denen Archimedes den Punkt auf der Erde verweigerte, war ihr eine Fiktion. Sie hat sie durch ungezählte andere ersetzt, nicht nur durch jene, daß die Ansicht von n+1 Menschen klüger und zweckmäßiger sei als jene von n Menschen.

Wir haben oben bei der Besprechung der Papstwahl die Voraussetzungen gestreift, unter denen eine Wahl logisch allein gerechtfertigt ist: genaue Kenntnis des zu Wählenden und seines Aufgabenkreises[1]). Die Demokratie des Großstaates, nicht die berechtigte und lebensstarke ländlicher Kantone, macht diese Voraussetzungen von vornherein unmöglich. Der zum Reichstagsabgeordneten gewählte Deutschnationale Lambach schreibt in seinem äußerst lehrreichen Buch „Die Herrschaft der 500" von dem maßlosen Erstaunen, das ihn erfaßte, als er in das Gewirr der Ausschüsse und Unterausschüsse geriet, und von der Ahnungslosigkeit, die Gesetze über die Eichung von Fieberthermometern mit demselben legislativen Zeremoniell behandelt sah, wie die wichtigsten, intensivstes Studium erfordernden Gesetze des Staates. Die Kenntnisse des Aufgabenkreises eines Abgeordneten bei seinen Wählern müssen entsprechend niederer bewertet werden. Es ist sicher zu optimistisch, sie bei einem Tausendstel der Wähler als halbwegs gegeben vorauszusetzen. Es würde normalerweise nicht leicht jemandem einfallen, einen zwanzigjährigen Jüngling oder ein zwanzigjähriges Mädchen zu fragen, wen es zu einer der kompliziertesten beruflichen Tätigkeiten für am geeignetsten hielte, die das öffentliche Leben überhaupt kennt. Auch

[1]) Daher ist die Wahl durch einen Einzelnen, d. h. die Ernennung, der Wahl durch eine Vielheit unbedingt vorzuziehen, da ein Einzelner über den Aufgabenkreis und die Geeignetheit eines Kandidaten ganz andere Möglichkeiten der Unterrichtung besitzt, als sie je eine Vielheit haben kann. Freilich birgt das System der Ernennung die Gefahr der Günstlingswirtschaft, die in jedem korrupten Staate auftreten wird. Als man vor einigen Monaten in Berlin einen sozialistischen Braunschweiger Volksschullehrer zum Ostpreußenkommissar machte, mit der im Ernst — nicht ironisch — gegebenen Begründung, jener kenne Ostpreußen, weil er im Kriege fünf Wochen als Vizefeldwebel bei einem Königsberger Ersatzbataillon war, begab man sich einigermaßen des Rechtes, das Zeitalter der Pompadour zu verurteilen.

er Demokrat von Überzeugung wird es nicht tun. Aber aus der Multiplikation dieses ullwertes mit einigen Tausend soll durch einen metaphysischen Vorgang, den niemand hnt, ein Wert entstehen, gewichtig genug ein Reich zu regieren. Soweit ging das ottesgnadentum mit seinen Ansprüchen an das Metaphysische nie. Es hatte immer- in die Erfahrung der Vererbungsgesetze für sich.

Oder wir wählen das Reichsoberhaupt. Niemand, kaum der Kandidat und etliche 0 Staatsrechtslehrer haben einen klaren Begriff seiner Aufgaben und Kompetenzen. ber die Fiktion will, daß die Wahl aller den Besten und Geeignetsten wie auf einer Welle emporhebe zur Macht. Indem sie einen Besten annimmt, gibt sie zu, daß es auch chlechte gibt. Diese sind aber die Träger der Wahl. Wie ist es nun, wenn es mehr chlechte gibt als Gute: das ist nur eine Frage der Arithmetik. Ist dann der Gewählte urch ein Wunder, dessen Mysterien niemand erforschen wird, trotzdem der Beste, oder erden die Schlechten zu Guten im Augenblick, wo ihre Zahl um 1 größer ist?

Die Demokratie sucht diesen naheliegenden Einwänden gerecht zu werden, indem sie die reie Wahl durch die Aufstellung von Kandidatenlisten beschränkt, mit anderen Worten, ndem sie aufhört Demokratie zu sein und die Machtübertragung in die Hände gänzlich nverantwortlicher, in der Regel äußerst absolutistisch regierter Parteibüros legt. Die anze Phraseologie von der bürgerlichen Freiheit, deren Hort die Demokratie wäre, indet in dieser peinlichen Kluft zwischen Theorie und Praxis ihr Grab. Es bedürfte nur ines Genies, das sie mit ähnlicher Kraft aufdeckte, wie Schiller es in „Kabale und Liebe" it dem gegensätzlichen Staatssystem getan hat. Die Geschichte kennt Monarchien, die dem deal der bürgerlichen Freiheit näher kamen, als es jemals die Demokratie, wenigstens n Großstaate, kann.

Wir haben eingangs von der Geneigtheit unseres Jahrhunderts gesprochen, die sassanidi- hen Großen, die den ungeborenen Sapor II. krönten, für hellauf verrückt zu halten. Später haben wir ihr Tun als bewußt und weise erkannt. Nun fürchte ich, daß alle Bos- aftigkeit aller Satiriker der Welt kaum genügen wird, das Urteil zu formen, das diese lten Herren über unsere Art der Machtübertragung fällen möchten.

Die Monarchie in der deutschen Geschichte

Von Adalbert Wahl in Tübingen

Der zu früh verstorbene bedeutende schwedische Forscher und Lehrer auf dem Gebiet der historischen Staatenkunde Kjellén meint einmal, die Geschichte Schwedens sei dentisch mit der seiner Könige. Er hat wohl damit etwas für sein Land Besonderes sagen wollen. Aber kann man nicht, ohne allzu paradox zu sein, diesen Satz auch auf andere Länder und besonders auf Deutschland ausdehnen? Sind nicht die Geschicke unseres Volkes m Guten und im Bösen unlöslich mit der Persönlichkeit, der Art unserer Monarchen erwoben? Die Höhepunkte unserer Geschichte fallen zusammen mit den Regierungen iner Anzahl von Monarchen — Karl der Große, Otto der Große, Heinrich III. und Hein- ich VI., Friedrich der Große und Wilhelm I. Jedesmal tritt mit dem Verschwinden ieser fürstlichen Persönlichkeiten in (weltgeschichtlich betrachtet) ganz kurzer Frist, nach in paar Jahren oder ein paar Jahrzehnten, der furchtbarste Rückschlag ein, ein Zusammen- ruch gegen den äußeren Feind oder ein Bürgerkrieg oder beides.

Aber viel mehr noch: Das Land selbst ist zum Teil eine Schöpfung der Monarchie. Dynastische Teilungen haben eine erhebliche Rolle bei der Entstehung von Deutschlands Grenzen gespielt, wobei allerdings auch die natürlich gegebenen Bedingungen und das völkische Moment durchschlugen. Sehr viel größer aber als für die Herstellung von Gesamt-

deutschland ist die Bedeutung der Monarchie für die Grenzen unserer Einzelstaaten. Weil vor Jahrzehnten ein Fürst sein Land so und nicht anders unter seine Söhne geteilt hat, entwickelte sich im Laufe der Jahre in bestimmten Gebieten eigenes staatliches und kulturelles Gefühl und Leben! Ja weiter: wenn ein deutsches Land evangelisch, ein anderes katholisch ist — woran liegt das in der Hauptsache anders, als daran, daß einer oder zwei Fürsten im 16. Jahrhundert die lutherische Reformation einführten oder aber sich weigerten, das zu tun, oder daran, daß sie die unter ihren Untertanen schon weit verbreitete neue Lehre wieder erstickten? Wenn also in den verschiedenen Staaten Deutschlands eine durch die Konfession bedingte Verschiedenheit der menschlichen und kulturellen Art der Deutschen sich findet, die Monarchie im wesentlichen ist es, die sie geschaffen hat. So unaussprechlich groß also ist ihre geschichtliche Bedeutung.

Selbstverständlich wird diese Betrachtung auch nicht durch den an sich zutreffenden Satz abgeschwächt, daß nicht alle Monarchen ihre eigenen Minister waren, daß vielmehr manche sich sogar lebens- oder jahrzehntelang einem einzigen maßgebenden Ratgeber unterworfen haben. Denn trotzdem tragen sie (solange nicht die parlamentarische Regierungsweise durchgedrungen ist) die Verantwortung für ihre Regierung vor Gott und der Geschichte und haben das auch so empfunden; und weiter: wie zu diesen Monarchen der leitende Minister gehört, so zu dem leitenden Minister der (verständnisvolle, geduldige und treue) Monarch. Kein Satz ist sicherer als diese beiden: Ohne Bismarck keine bahnbrechenden Leistungen der Regierung Wilhelms I., aber auch ohne Wilhelm I. kein Werk Bismarcks!

Wir betrachten nach diesen allgemeinen Bemerkungen die deutsche Monarchie in den verschiedenen Zeitaltern unserer Geschichte. Im hohen Mittelalter war neben der Ausdehnung und Befestigung der Grenzen nach Osten vor allem die Kaiserpolitik und damit die italienische Politik so recht das persönliche Werk unserer Herrscher. Aus dieser Politik gehört manches zu den schönsten und stolzesten Erinnerungen unserer an Glanz nicht eben reichen Geschichte. Wir wären an Besitz, ja an Hoffnung ärmer ohne diese Gestalten und diese Taten.

Das darf nun aber nicht darüber hinwegtäuschen — denn Heilvolles und Unheilvolles sind im geschichtlichen Leben unlösbar ineinander verstrickt, und der höchste Triumph eines Staates oder eines Mannes kann in Wahrheit sein Verderben anbahnen — daß diese Politik sehr stark zum Zusammenbruch unserer mittelalterlichen Monarchie und damit unseres Staates beigetragen hat. Während andere Staaten sich allmählich unter kräftiger werdenden Königen befestigten und vereinheitlichten, ging unser Reich bekanntlich seit dem 13. Jahrhundert, dadurch, daß Staaten im Staate entstanden, seiner Auflösung entgegen. Und wieder: auch hierbei hatte die Monarchie die führende Rolle. Niemand wird sie verkennen, auch wer hier von den Unterlassungssünden jenes Unglücksmannes Kaiser Friedrichs II. absieht. Die Führer der gewaltigen, jetzt einsetzenden auflösenden Bewegung waren die werdenden Fürsten, die schon im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts Landesherren genannt wurden. Freilich, das wäre wieder Verblendung, wollte man aus dieser Tatsache der Verfassungsform der Monarchie einen Strick drehen. Denn bekanntlich haben sich ja auch die republikanisch regierten Städte energisch an dieser Entwicklung beteiligt — nur mit geringerem Erfolg und ohne Aussicht, daß es dereinst einer von ihnen gelingen könnte, alle Sünden von Jahrhunderten wieder gut zu machen, wie es einer deutschen Monarchie tatsächlich beschieden sein sollte. Die unheilvolle Entwicklung ging so weit, daß wertvollste Teile des Reichs ihm ganz entfremdet wurden, so daß aus Staaten im Staat schließlich ganz selbständige Staaten wurden — so die Schweiz und die Niederlande. Der Verlust der Niederlande war wesentlich auf das Schuldkonto eines Territorialherrn zu setzen, noch dazu eines solchen, der zugleich die Kaiserkrone trug. Die Schweiz aber war schon vorher infolge der Politik ihrer kleinen republikanischen Staatswesen dem Reich entfremdet worden. An der Verfassungsform also lag es nicht.

So verhängnisvoll die Staatwerdung innerhalb des Reichs war, so beruhte sie doch ieder auf einer bewunderungswerten, zähen und häufig leidenschaftlichen Arbeit. Gewiß leinarbeit! Aber sie wurde in vielen Fällen durch Generationen hindurch so folgerichtig leistet, daß das Ganze nicht immer der Größe entbehrt. Man betrachte z. B. den Aufstieg Württembergs oder verschiedener Zweige des Hauses Wittelsbach. Da war die elementarste ufgabe die Vergrößerung des Gebiets. Schritt für Schritt ist sie gelungen, oft in Form ur winzigen Zuwachses, durch Kauf, Tausch, Erbschaft, Eroberung, in der Reformations- it auch vielfach durch Säkularisation. Bei manchen dieser Fürsten, die ihr kleines Land m bis zu 30 oder 40 größere oder kleinere Stücke vermehrt haben, hat der Betrachter en Eindruck einer großartigen verzehrenden Leidenschaft für ihren Beruf. Und weiter lt es aus den zahllosen weitzerstreuten Fetzen und Lappen dieser werdenden Staaten n möglichst geschlossenes Gebiet zu gestalten, was vielfach, aber keineswegs immer, lang. Dann mußte die fürstliche Autorität gegenüber den Landständen durchgesetzt erden. Dieses Ziel wurde hier vollkommen, dort nur zum Teil erreicht; aber doch in len späteren deutschen Staaten in dem Grade, daß ihnen das Schicksal des Reichs, die nere Auflösung erspart blieb. Eine Sonderstellung nahmen die geistlichen Territorien n, für die vieles von dem oben Gesagten nicht gilt. Hier herrschte ein mildes, meist urch maßgebende Mitwirkung der Stände bedingtes Regiment, unter dem es den Unter- nen recht gut zu gehen pflegte, ohne daß sie freilich in jene so heilsame staatliche Zucht erieten, wie meistens in den Ländern der weltlichen erblichen Fürsten.

Von den deutschen Staaten stiegen schließlich zwei zu europäischer Großmachtstellung empor, Österreich im 16., Preußen im 18. Jahrhundert. In beiden Fällen infolge ner unbeschreiblich zähen und im ganzen folgerichtigen Politik durch Jahrhunderte hin- urch. Beide freilich auf vielfach verschiedenen Wegen: Österreich (auch unter Benützung er kaiserlichen Stellung, die keineswegs nichts bedeutete) mehr extensiv vorgehend, Preußen mehr intensiv, mittels einer großartigen Zusammenfassung und Einsetzung iner an sich nicht bedeutenden materiellen Kräfte. Brandenburg-Preußen wurden berdies innerhalb eines Jahrhunderts drei gewaltige Herrscherpersönlichkeiten geschenkt: rgroßvater, Enkel und Urenkel (während der Sohn, Friedrich III., als König der I., hne persönliche Größe sich doch um seinen Staat durch den Erwerb der Königskrone ntscheidend verdient gemacht hat). In dieser Reihe der schöpferischen Hohenzollern war ner, der letzte, der zu den größten und vielseitigsten Genien der Weltgeschichte gehört. nd hundert Jahre nach ihm regierte wieder ein Hohenzoller, der sich zwar an Glanz er Begabung und an schöpferischem Denken mit manchem seiner Vorfahren auf dem hron nicht messen konnte, der aber trotzdem zu den hervorragendsten und königlichsten ller Könige gehört, die je geherrscht haben.

Er trug auch die Kaiserkrone. Denn unter seiner Regierung hat Preußen dem mehr ls 600 Jahre alten Unheil der deutschen Geschichte ein Ziel gesetzt, indem es dem deutschen olke einen neuen starken Staat gab. Damals wurde also, wenn man so will, die deutsche eschichte überwunden. Aber, und das war das Großartige der Leistung, sie wurde ugleich fortgeführt und gekrönt. Denn die Lösung, die gefunden wurde, war nicht teinisch-zentralistisch, sondern germanisch-föderalistisch. Mit wenigen Ausnahmen blieben ie deutschen Staaten bestehen, und ihre Überlieferungen, ihre Kraft und ihre Art kamen uch weiterhin dem deutschen Volke zugute.

Allerdings, die Einzelstaaten hatten zu den gefährlichsten Gegnern der deutschen Einheit ehört. Aber wir vermögen heute nicht mehr dieselbe leidenschaftliche Kritik gegen diese altung aufzubringen wie etwa Treitschke. Wir sehen darin ein Zeichen starken Lebens, enn ein Staat sich seiner Haut wehrt und sich dagegen sträubt, mehr oder weniger völlig usgelöscht zu werden! Niemand konnte die wunderbare Lösung voraussehen oder gar rwarten, die Bismarck tatsächlich gefunden hat: ein Staat, der auf lebensvollen wirklichen taaten aufgebaut war. Aber noch aus einem zweiten Grunde können wir das Sträuben

der deutschen Einzelstaaten und ihrer Fürsten (übrigens verhielten sich ja die kleinen Republiken auch nicht anders!) gegen die Einheit nicht mehr so scharf verurteilen, wie das früher geschah: weil sie nämlich nach der Reichsgründung die festesten Stützen des Reichs geworden sind, und zwar, nach jenem berühmten Worte Bismarcks, weit über das „deutsche Volk" und seine Vertretung, den Reichstag, hinaus.

Im Lauf der Jahrhunderte hat Deutschland neben einer stark überwiegenden Mehrzahl von klugen, eifrigen, tüchtigen, gewissenhaften und zum Teil bedeutenden oder sogar großen Monarchen auch einige schlechte gesehen; ja, besonders im 18. Jahrhundert, einige scheußliche kleine Tyrannen, die ohne die Mittel und den Charakter dazu zu haben, den Hof Ludwigs XIV. nachahmten. Denn die menschliche Einrichtung, die nur Gutes zeitigt, ist leider noch nicht entdeckt worden. Aber wiederum: es wäre völlig ungerecht, von der Monarchie im 18. Jahrhundert zu behaupten, daß sie, im Gegensatz etwa zu einem biederen Bürgertum, ein besonders schlechtes Beispiel auf dem moralischen Gebiet und wieder durch Fremdtümelei gegeben habe. War etwa die elende und kleinliche Vetternwirtschaft in den deutschen Städten sittlich besser als die Laster einiger Fürsten? Und wer weiß, wie tief der kulturelle Einfluß des Fremden, besonders des Französischen, z. B. in der Republik Hamburg ging, wird jene Klagen über die Monarchie auf alle Stände des damaligen Deutschlands ausdehnen.

Von den gewaltigen kulturellen Leistungen der Monarchie in Deutschland zu reden, hieße Eulen nach Athen tragen. Es braucht da nur an eine große Zahl von Fürsten aus dem Hause Wittelsbach erinnert zu werden. Was wir an großartigen Sammlungen besitzen, das geht fast ausnahmslos auf die Initiative irgendeines regierenden Herrn zurück. Auch die wundervollen Bilder, die zahllose deutsche Städte in ihrem alten Kern bieten, sind durch die Bautätigkeit der Fürsten maßgebend bestimmt. Da kann man förmlich auch einmal von dem Segen der Kleinstaaterei sprechen. Nachdem die Kunst, „ewige Dome" zu bauen, verloren gegangen, nachdem die städtische Bautätigkeit mit ihren wundervollen Rat- und Bürgerhäusern entartet war, sind es die Fürsten gewesen, die mit ihren Schlössern und Gärten einsprangen, und Unvergängliches, gar nicht zu Missendes schufen. Man denke, um nur einige Beispiele aus Hunderten zu nennen, an den großartigen Kern des königlichen Stuttgart mit dem alten und neuen Schloß, der bis unmittelbar vor dem Weltkrieg durch die herrlichen neuen Theater noch ausgedehnt worden ist. Man denke an das Berlin vom Schloß bis zum Brandenburger Tor; an das wunderbare Potsdam, aber auch an die Residenz manches geistlichen Fürsten, an Würzburg, Bruchsal, Brühl. Eine der letzten und die in vieler Hinsicht großartigste dieser Stadtschöpfungen ist das München Ludwigs I., sein persönliches Werk, eine der herrlichsten künstlerischen Leistungen des ganzen 19. Jahrhunderts.

Neben der Kunst steht die Wissenschaft. Im Gegensatz zu manchem andern Lande sind in Deutschland die Universitäten (bis auf die allerjüngsten) fürstliche Gründungen.

Betrachten wir die deutsche Geschichte von welcher Seite wir wollen, es ergibt sich, daß sie unlöslich verwoben ist mit der unserer Monarchie. Die Fürsten waren ein Teil von uns und wir von ihnen. Kein Wunder, daß die meisten rechten Deutschen, die vor ihren König traten, von Schauern der Ehrfurcht geschüttelt wurden, daß der Fürst, der über das Schlachtfeld ritt, durch seine Erscheinung und seine Worte Verwundete trösten, ja Sterbende noch zur Begeisterung hinreißen konnte.

Die Idee des Gottesgnadentums war mit der deutschen Monarchie fast immer auf das engste verbunden. Freilich meist nicht in der einen der zwei Hauptprägungen, in denen sie vorkommt. Nach dieser Deutung liegt in ihr, daß der Fürst durch Gottes Gnade zu einem Wesen höherer Art gemacht, daß er der Weisheit und Gerechtigkeit Gottes teilhaftig wird. Diese überspannte Auffassung — nicht auf deutschem Boden gewachsen — kommt doch auch in der deutschen Geschichte vor. Der Staufer Friedrich II. wird schließlich zum Statthalter Christi, zum „allerheiligsten Friedrich". Aber weitaus die meisten deutschen Fürsten

ertraten die andere Auffassung des Gottesgnadentums: sie fühlten sich, obwohl nwürdig, doch von Gott zu ihrem hohen Amt berufen. Diese Deutung kann zu keinem chöneren Ausdruck kommen, als in einer Formel, die (ein allerdings nicht deutscher) ürst des frühen Mittelalters einmal anwendet. Er nannte sich Dei gratia humilis rinceps. Es ist, als ob diese Worte für den 1000 Jahre später regierenden König und aiser Wilhelm I. gefunden wären.

Von den verschiedenen Formen der Monarchie ist die der deutschen Art am meisten entsprechende und die in unserer Geschichte am weitesten verbreitete die gemäßigte. Der Fürst regiert im frühen und auch im hohen Mittelalter im Kreise der Großen, neben enen der Zuruf der Freien hie und da eine Rolle gespielt haben mag. Freilich ehlen Epochen des Absolutismus auch bei uns keineswegs. Die späteren Staufer waren nzweifelhaft absolutistisch gesinnt. Nicht umsonst wurden am Hofe Friedrichs I. die ömischen Rechtsbücher (mit ihren bekannten absolutistischen staatsrechtlichen Sätzen) ge=esen. Aber aus diesen Gedanken ist bekanntlich damals in Deutschland weniger als nichts eworden. Dagegen haben wir in der Tat in sehr vielen — nicht allen — deutschen erritorien (wie in Frankreich, England, Spanien usw.) einen neuzeitlichen, meist ehr leistungsfähigen und für jene Zeiten heilsamen Absolutismus.

Das 19. Jahrhundert brachte uns dann allenthalben gemäßigte, halb historische, halb moderne" Verfassungen, trotz denen die nunmehr wieder beschränkte Monarchie doch die ührung behielt und unter denen die deutschen Staaten und Völker und schließlich das eich einen gewaltigen Aufschwung nahmen. Jedoch hatten sie wohl, neben zahlreichen nd großen Vorteilen, einen schweren Nachteil: unter ihnen beruhte, nach jenem tiefen Vorte Bismarcks, das Verfassungsleben auf einem fortlaufenden Kompromiß. Es mag ein, daß im Lauf der Zeit dieses ewige Sichvergleichen ein Geschlecht von Monarchen ervorgebracht hat, das zwar eifrig, gewissenhaft, tüchtig und gütig war, aber nicht von em unerläßlichen leidenschaftlichen Willen beseelt, sich durchzusetzen und zu behaupten.

Aber es nagte an der Erbmonarchie noch anderes. Eine skrupellose aus dem Ausland nportierte Hetze, deren Kühnheit durch keine Kenntnis der Dinge, durch keine Klarheit es Denkens und keinen Idealismus der Motive beeinträchtigt wurde; ferner die sogenannte freie Presse" u. a. „Errungenschaften der Neuzeit", die die Menschheit unaufhaltsam dem ormlosen Despotismus, der Diktatur entgegenzuführen scheinen. Schließlich kam der rieg, und nachdem er (bekanntlich nicht durch die Waffen der Gegner) verloren gegangen ar, bestimmte uns, unter völlig unverständiger Zustimmung zahlloser Deutscher, das lusland, unsere Monarchen zu stürzen. Soweit nicht die bolschewisierten Russen, sondern lmerikaner und Franzosen daran beteiligt waren, wird aber durch diese Tatsache der Monarchie das höchste Ehrenzeugnis ausgestellt: die Völker, die uns für immer vernichten nd verknechten wollten, veranlaßten uns auch, die Monarchie zu beseitigen, weil sie ußten, wie unauflöslich unsere Größe und unsere gewaltigen Leistungen mit dieser Ver=assungsform zusammenhingen und wie viel leichter ihre Ziele in einem nicht mon=rchisch regierten Deutschland zu erreichen sein würden.

Mit der Monarchie ist ein Stück unseres Selbst dahingegangen. Die Massen haben in unentbehrliches Symbol des Staats verloren. Kein Wunder, daß auch die edelsten lemente unter ihnen in ganz anderem Grade, als etwa vor dem Kriege, z. B. bei der lusübung des Wahlrechtes nur noch nach den nacktesten Eigeninteressen fragen, daß ihnen icht einmal der Gedanke kommt, daß sie dabei in erster Linie an Staat und Volk zu enken hätten. Kein Wunder, daß die Hochschätzung und die Macht des Geldes bei uns er=hreckend anwächst, da keine Instanz mehr da ist, die neben dem Gelde und über das Geld inaus Ehren und Ansehen verleiht. Aber wir brechen hier ab; es war nicht der Zweck ieser Zeilen, eine Rechtfertigung der Monarchie vom Standpunkt der Nützlichkeit aus zu eben, zumal noch über alle derartigen Erwägungen hinaus die Monarchie=Frage eine echtsfrage ist.

Der Staat in Dantes Monarchie

Von Friedrich von Falkenhausen in Saabor (Schlesien)

Der unheilige Kanon der Staatskunst ist Nicolò Machiavellis Buch vom Fürsten Von Lehrmeinungen zunächst einmütig verworfen, von philosophierenden Königssöhnen widerlegt, von tugendhaften Staatsbürgern mit großem Aufwande sittlicher Entrüstung verdammt, hat seine überlegene Weltklugheit tatsächlich Jahrhunderte hindurch die Politik beherrscht. Unser Zeitalter, das sich seiner realpolitischen Richtung zu rühmen liebte, hat versucht die Anweisungen des großen Praktikers philosophisch zu unterbauen. Die Lehre von der Allmacht des nur sich selbst verantwortlichen Staates, die im Staate die Verkörperung des Machtwillens der Nation und in der Macht seinen letzten Zweck sieht, ist rechteigentlich ein in System gebrachter Machiavellismus. Seit mehr als einem Menschenalter war sie herrschende Meinung. Freilich regte sich auch von Anbeginn der Widerspruch gegen den Götzendienst, der mit dem Staate und mit dem Begriff der Macht getrieben wurde. Schon Jakob Burckhardt schien die Macht an sich böse. Heutzutage mußte sich selbst die magna charta der Vergewaltigung, neben der sich das Werk Machiavellis wie ein Erbauungsbüchlein liest, der Vertrag von Versailles, mit dem antimachiavellistischen Motto einführen, daß das Recht an die Stelle der Gewalt treten solle. So fadenscheinig das Mäntelchen ist, es zeigt, woher der Wind weht. Wer ihn in sein Segel fassen will, wird gut tun, sich des Staatsmannes und Denkers zu erinnern, der in Wesen Tun und Denken Machiavellis Gegenpart ist.

Von Dantes Wirken als Staatsmann und von seinen politischen Schriften ist kaum die Rede, so sehr er es gerade um uns Deutsche verdient hätte. Der Schöpfer der italienischen Sprache, dessen Namen seine Landsleute jetzt zum Symbol der geistigen Einheit ihres Volkes gemacht haben, war der begeistertste, machtvollste Verfechter, der dem römischen Kaisertum deutscher Nation erstanden ist.

Dabei stammte er aus Florenz, der Hochburg des Guelphentums und aus alt-guelphischem Geschlechte. Die Parteien der Guelphen und Ghibellinen hatten freilich das Ziel von dem ihre Namen entlehnt waren, damals, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, aus dem Auge verloren. Beide waren nur noch Bünde und Vetterschaften, einzig auf Mehrung ihrer Hausmacht bedacht:

> Der führt die Lilien widern Kaiseraar,
> Der sinnt, wie ihn sein Haus sich dienstbar mache:
> Wer ist der Schlimmre von dem schlimmen Paar?

so klagt Dante (Paradies VI, 100ff.) beide Parteien des Abfalls von der guten Sache an. Tatsächlich ist er nie Parteigänger der Ghibellinen geworden, wenn er sich auch zu der ihnen geneigteren Gruppe der Weißen hielt. Früh zu leitender Stellung in seiner Vaterstadt gelangt, geriet er als Verteidiger ihrer Unabhängigkeit in Gegensatz zu den Mächten, die sie bedrohten. Es waren dieselben, die auch der Kaisermacht das Grab gruben: die Kurie, Frankreich, das Haus Anjou. Deren Sieg besiegelte sein Schicksal. Als mit dem Einzuge des „Friedensstifters" Karl von Valois die päpstlich-französische Partei ans Ruder kam, wurde Dante mit den andern Häuptern der Weißen vertrieben. Seitdem hat er die Heimat nicht wiedergesehen. Friedlos, einsam, selbst seinen Leidensgefährten entfremdet, irrte der Verbannte durch ganz Italien, vielleicht auch durch die Fremde, bis er gegen Ende seines Lebens zu Ravenna Asyl fand. Den Kampf gegen die feindlichen Mächte aber führte er fort und erhob gegen sie die Fahne mit dem Kaiseradler.

In der Erneuerung der Kaisermacht, in dem heiligen Weltreiche sah er alles Heil: für sich selbst, für seine Stadt und sein Land, ja, für die Menschheit. Als der Luxemburger

Heinrich, der Erste seit dem Ende der Staufermacht, zum Römerzuge rüstete, da entfachte der verheißungsvolle Beginn des bald so tragisch zusammengebrochenen Unternehmens in dem Heimatlosen überschwängliche Hoffnung. „Gekommen ist die angenehme Zeit!" so hebt das erste der drei Sendschreiben an, mit denen er auf die frohe Botschaft hin die Welt bestürmt: die Fürsten und Herren Italiens, seine „ruchlosen" Mitbürger von Florenz, endlich den „ruhmvollen, heilbringenden Sieger", Kaiser Heinrich selbst. Es ist ein wahrer Rausch patriotischer Verzückung: Jubel und Huldigung, Beschwörung, Verheißung, Fluch und fürchterliche Drohung. In der merkwürdigen Streitschrift De monarchia wird dann die Idee des heiligen Weltreiches nach scholastischer Methode systematisch aufgebaut, philosophisch-theologisch begründet und verteidigt. In verklärter Gestalt klingen ihre Gedanken in den Terzinen seiner gewaltigen Dichtung wieder, bald in geheimnisvoller Weisjagung, bald in tiefsinniger Ausdeutung, bald in Anklage und Verdammungsurteil wider die Feinde des Reichs.

Die göttliche Komödie ist nicht allein das letzte Wort des Dichters: auch seine Staatsidee kommt dort vielleicht reiner zum Ausdruck als in den eigentlichen Staatsschriften. In der Monarchia überrascht uns die seltsame scholastisch-theologische Beweisführung, die freilich für die religiöse Stimmung und Begründung seiner Anschauung bezeichnend ist. Andererseits ist hier der philosophische Gedanke gelegentlich von der politischen Tendenz überdeckt. Sie verrät sich schon in der dreifachen Fragestellung, nach der die Abhandlung sich gliedert. In den beiden ersten Büchern soll der Anspruch der Fürsten auf Gleichstellung mit dem Kaiser und auf Einfluß in Rom und Italien entkräftet werden. Zu diesem Ende wird dargetan, daß die Monarchie, d. i. die Leitung aller Einzelstaaten, unbeschadet ihrer Selbstverwaltung, durch einen obersten Herrscher und Richter zum Heile der Menschheit notwendig sei; und daß dies Richteramt von Rechts wegen, d. h. nach Gottes Willen, Rom gebühre, kraft des Adels seiner Abstammung und seiner Taten. Das letzte Buch ist der Hauptfrage gewidmet: ob das Imperium von Gott unmittelbar oder von seinem Stellvertreter auf Erden abhänge? Hier, meint der Verfasser, sei nicht sowohl der Streit aus Irrtümern entstanden als der Irrtum aus dem Widerstreit der Interessen. Nach verächtlicher Abfertigung der so befangenen Gegner und ehrerbietiger Verbeugung vor den bekämpften geistlichen Autoritäten zerpflückt er deren krause Beweisführung nach allen Regeln der Schule. Er entkräftet die Symbole, mit denen die päpstliche Partei und, in der berühmten Bulle Unam sanctam, Dantes großer Gegner Bonifaz VIII. selbst die Oberhoheit der geistlichen über die weltliche Gewalt zu erhärten suchten. Die Schöpfung der beiden Himmelslichter, die Worte von den beiden Schwertern Petri, von der Schlüsselgewalt der Apostel u. a. werden der ihnen untergelegten allegorischen, die sog. Schenkung Konstantins und die Krönung Karls des Großen ihrer rechtlichen Bedeutung entkleidet. Aus dem zeitlichen Vorrang des Weltreiches und aus dem Wesen der Kirche, deren Reich wie das ihres Herrn nicht von dieser Welt sei, wird dann gefolgert, daß die Kaisermacht nicht von der der Kirche abgeleitet sein kann. Sie sei unabhängig von jener, eigenen Rechtes, von Gott selbst eingesetzt. Denn der Mensch, aus Leib und Seele zusammengefügt, verweslich und unsterblich zugleich, bedürfe zwiefacher Lenkung zu seinem doppelten Ziele: Wie der Oberhirt der Kirche die Menschheit nach der Offenbarung zum ewigen Leben leite, so der Kaiser nach den Regeln der Weltweisheit zum irdischen Heile, das in der Übung der Tugend besteht. Aus dem Verhältnis des irdischen Heils zum himmlischen, aus der Überordnung des Ewigen über das Zeitliche leitet dann freilich der trotz allem getreue Sohn der Kirche die Mahnung her, daß Cäsar dem Petrus die Ehrerbietung erweisen möge, die der erstgeborne Sohn dem Vater schuldig sei — eine Verwahrung, die das Buch bekanntlich nicht vor dem Verbot durch den Index zu schützen vermocht hat.

Das ist der Gedankengang von Dantes Monarchia. Als Leitsatz, der uns das Wesen seiner Staatsidee erschließt, als Grundlage der ganzen Erörterung, ist die Frage nach dem Endziel alles menschlichen Gemeinwesens gestellt. Dies Endziel, lautet die Antwort,

ist die Entwicklung und Betätigung der dem Menschen allein eigenen Geisteskräfte und, als diesem höchsten Ziele vor allem Anderen förderlich: der allgemeine, der Weltfriede!

In seiner Staatslehre wie mit seiner ganzen Weltanschauung steht Dante auf dem Boden der Scholastik. Er ist auch hier Schüler Thomas von Aquinos. Wenigstens sieht er in ihm seinen Meister. Freilich, ohne sich dessen recht bewußt zu werden, wächst er über den Lehrer hinaus. Das zeigt sich regelmäßig da, wo der Thomismus sich begnügt, die Widersprüche zwischen Dogma und Aristotelischer Philosophie mit wesenloser Dialektik auszufüllen. Während sich der Geist des Schülers, in Ehrfurcht vor dem gefeierten Lehrer, mit den Spitzfindigkeiten seiner Distinktionen und Syllogismen abmüht, sehen wir das Auge des Dichters durch diesen Schleier in die Tiefe des Wesens dringen. An entscheidenden Stellen wirft er schließlich den Schulsack entschlossen über Bord. So macht er in der Staatslehre Ernst mit der freilich schon bei dem Aquinaten erkennbaren Abkehr von der civitas Dei Augustins und damit von der grundsätzlichen Staatsfeindlichkeit des weltflüchtigen Urchristentums. Der irdische Staat, d. i. das römische Weltreich, das Augustin als Teufelswerk verdammt, das der Thomismus unter Aufsicht der Kirche dulden will, ist für Dante — der es, wie man bemerkt hat, mit den gleichen geschichtlichen Beweisen belegt — neben der Kirche und gleichen Rechtes mit ihr ein Teil des göttlichen Heilsplanes. So erscheint das Imperium zumal in den Gesichten der göttlichen Komödie: als Zaum und Hirtenstab, um die Menschheit zum gottgewollten Ziele zu lenken, als der Rechtsboden, auf dem allein sie ihrer Bestimmung entgegenreifen kann. Zum Segen der Welt hat es Gottes Fügung von den sagenhaften Fahrten und Kämpfen des Aeneas bis zu Julius Cäsar und bis auf Karl den Großen wachsen und gedeihen lassen: so zeigt es im Paradiese (VI. Gesang) Kaiser Justinian, indem er den Siegesflug des römischen Adlers verfolgt. Der „Vogel Gottes" heißt das Symbol der Kaisermacht, und im irdischen Paradiese (Fegfeuer XXXII) erscheint das Imperium selbst im Baume des Lebens verkörpert, an dem der Siegeswagen der Kirche von seinem Lenker angekettet wird. Im Prophetenton wird der Erneuerer des Weltreiches, der Rüde im ersten Höllengesange und der „DUX" im letzten des Fegfeuers, als gottgesandter Retter gepriesen. Der Verfall der Kaisermacht dagegen wird wieder und wieder als Ursache aller Verderbnis der Zeit beklagt.

Seit „Friederich in Fehde fiel", so heißt es, d. h. seit der letzte Staufer den Widerstand gegen die Kaisermacht nicht mehr brechen konnte, ist das Land so verwahrlost, daß nur noch drei Gerechte als strafende Zeugen beßrer Zeiten übrig sind. Der aber, der das Licht des Kaisertums gelöscht hat — die andre Sonne, nicht der Mond, wie die Bulle des Papstes will — Bonifaz VIII. wird es in der tiefen Hölle unter den Simonisten büßen müssen. Sein Gegner Philipp der Schöne, im Kampfe gegen den Kaiser sein Genoß, heißt Frankreichs Pest, und das ganze französische Königshaus wird von seinem eignen Ahnherrn Hugo Capet im Fegfeuer (XX. Ges.) als Giftbaum verdammt, der die ganze Christenheit beschattet. So büßen auch die Mörder des ersten Cäsars, ganz im Gegensatz zu dem sonst überall übernommenen Urteil der Antike, im tiefsten Höllenschlunde, zwischen den Zähnen Luzifers selbst, zugleich mit dem Gottesverräter Judas. Die eigne Vaterstadt wird nicht geschont. Ein Bannfluch nach dem andren blitzt auf die kaiserfeindliche Florentia herab. Das ist nicht Coriolans-Gesinnung, nicht Rachsucht des „unverdient Verbannten". Ihm, der Frieden und Lebensglück für die Freiheit der Heimat eingesetzt hatte, der noch aus dem Exil in den erschütternden Heimweh-Kanzonen um das Herz der stiefmütterlichen Geliebten wirbt: ihm gilt die Unterwerfung unter das heilbringende Zepter und die gerechte Strafgewalt des rechtmäßigen Weltherrschers als Rettung vom ewigen Verderben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Schilderhebung schon bei Zeitgenossen auf Widerspruch stieß. Bis auf den heutigen Tag hat sie mehr Anfechtung als Verständnis gefunden.

Unzweifelhaft leidet der Aufbau der Idee unter dem Zwiespalt zwischen ihrem Wesen und dem System der Schule, der ihr Meister sich verpflichtet glaubt. Was in seinem

nern lebt, ist aus einer anderen Welt als die Methode, aus der er es zu entwickeln, die Argumente, mit denen er es zu erhärten sucht. Das gibt einen Bruch, der die Einheitlichkeit des Gedankengebäudes stört und Angriffen manche Blöße bietet. Unabweisbar allends ist ein realpolitischer Einwand: Als Dante sein Staatsideal verfocht, war dessen unde vorüber. Die Weltgeschichte hatte sich endgültig von ihm abgekehrt. Wenn also ch dem oft nachgesprochenen (und viel mißbrauchten) Worte Politik die Kunst des Mögchen ist, so wäre damit über Dante als praktischen Politiker der Stab gebrochen.

In der Tat hat man vielfach gemeint, den Dichter als unpolitischen Träumer abtun zu nnen. Den Zug der Zeit, der vom Universalismus weg zur Dezentralisation strebte, l er verkannt, für das zukunftreiche Keimen der Demokratie in den städtischen Gemeinesen[1]), für die Entwicklung, die zum Siege des Nationalstaates geführt hat, soll ihm s Verständnis gefehlt haben. H. St. Chamberlain[2]) nennt Dantes heiliges Weltreich ie unhaltbarste Wahnvorstellung, die jemals ein Dichterhirn ausbrütete". Kein praktischer olitiker habe sich von der alten Kirchenlehre der duplex potestas, vom geistlichen und weltchen Schwerte eine so ungeheuerliche Vorstellung gemacht. Diese Teilung der Gewalten wider die Natur des Menschen, der nicht zweien Herren dienen könne. Universalgewalt nne nur einheitlich sein und nach ihrer durchaus theokratischen Begründung, wenn überupt, nur der Kirche zukommen. So preist der Verfechter des Nationalstaats Bonifaz den III., daß seine Bulle Unam sanctam, indem sie die Gewalt über beide Schwerter für n Papst in Anspruch nimmt, eine „Wirrnis geschichtlicher Trugschlüsse und abstrakter Hirnspinste" abgetan habe. Dante scheint ihm diese Klärung, die er doch erlebt haben müsse, eder „zu würdigen gewußt noch daraus die notwendigen Konsequenzen gezogen" zu ben.

Mit demselben Rechte könnte man Demosthenes abkanzeln, es habe ihm das Verständnis r das Vormachtstreben Philipps von Makedonien gefehlt, weil er zielbewußt den verblichen Kampf dagegen aufnahm: genau so vergeblich, genau so zielbewußt wie Dante gen Bonifaz. Dieser Kampf war die einzige Folgerung, die Dante aus der Würdigung s päpstlichen Standpunkts von dem seinen aus ziehen konnte. Und diesem seinem Standnkt wird gerade der Realpolitiker die Berechtigung nicht absprechen können, wenn er ieht, was die europäische Politik der Päpste, was die Übergriffe der französischen dacht, was das Emporkommen der in sich zerrissenen und einander bis aufs Blut bempfenden Einzelgemeinden auf Jahrhunderte hinaus aus seinem Italien gemacht haben. r wird auch fragen dürfen, warum die Scheidung zwischen geistlicher und weltlicher utorität, die sich doch aus dem Wesen der Dinge von selbst ergibt, mit der menschlichen atur weniger vereinbar sein soll als etwa Montesquieus zum Dogma der Staatsweisheit hobene Teilung der Gewalten — von der unfreiwilligen Parodierung seiner Lehre urch Rudolf Steiner schamhaft zu schweigen!

Was macht es aber für uns Heutige aus, ob Dantes praktische Politik „richtig" war? Was er verfocht und was er bekämpfte, ist längst tot und begraben. Politische Betrachtungen aus so ferner Zeit können für das Heute nur insofern noch Bedeutung haben, als sie an ie Grundlagen und Ziele der Staatlichkeit rühren, die zu allen Zeiten die gleichen sind. das finden wir bei Dante, und von diesem Gesichtspunkt aus will seine Monarchie gewürdigt werden.

Vorweg ist festzustellen, daß sein heiliges Weltreich nichts weniger ist als eine Verkörpeung der Lehre von den zwei Schwertern. Dante verwirft, wie wir sahen, die Umdeutung ieser Lehre zugunsten der päpstlichen Allmacht. Zu ihrer ursprünglichen Form hat er ch damit nicht bekannt. Er läßt im Gegenteil nur ein Schwert, das des Kaisers, gelten nd spricht der Kirche jede weltliche Gewalt grundsätzlich ab. Fast in jedem Gesange seiner roßen Dichtung kehrt die bereits erwähnte Anklage gegen die weltlichen Machtgelüste

[1]) K. Falke, Dante S. 32. [2]) Grundlagen des 19. Jahrhunderts S. 655 ff.

der Kurie wieder, deren Übergriffe auf das Machtgebiet des Kaisers er für die ganze No seiner Zeit verantwortlich macht. Die vermeintliche Schenkung Konstantins, deren Rechtsgültigkeit die Monarchia anficht, wird im Inferno (XIX, 115) als Wurzel alles Übels verflucht. Das ist nicht nur Widerspruch gegen den Standpunkt der Bulle Unam sanctam sondern ebenso gegen die Lehre von der duplex potestas selbst: Es ist die Gesinnung, in der von Petrus Damiani bis Savonarola die edelsten Söhne der Kirche für deren völlige Abkehr von den Händeln der Welt eingetreten sind. Nicht um ihre Macht zu mindern; vielmehr, damit ihre Kraft sich auf ihrem eigensten, dem religiösen Felde um so reicher entfalte. Diese höhere, aber rein geistige, solchergestalt freilich auf alles Menschliche, auch auf das öffentliche Leben ausstrahlende Gewalt will auch Dante der Kirche allein vorbehalten und vor jedem weltlichen Eingriff bewahrt wissen. Das und nichts anderes ist der Sinn des vielberufenen Worts von der Ehrerbietung, die Cäsar dem Petrus schulde: die Staatskirche ist ebensowenig zu dulden wie der Kirchenstaat. Wie die weltliche Politik Bonifaz des VIII. hätte der Höllenwandrer auch die Schutzherrschaft verdammt, kraft deren Kaiser Otto Päpste ein- und absetzte, vom jus reformandi der Landesherren und ihrem Summepiskopat nicht zu reden.

Will man hiernach das von Dante geforderte Verhältnis von Kirche und Staat in seinem innersten Wesen treffen, so drängt sich von selbst die uns Heutigen geläufige Formel: freie Kirche im freien Staate auf. Es ist das Verhältnis, das der Liberalismus in den meisten christlichen Ländern verwirklicht hat. Was Utopie gescholten wurde, will uns jetzt eher trivial erscheinen: ein Los, das nach Schopenhauers resigniertem Worte jeder Wahrheit nach kurzem Siege über den Vorwurf der Paradoxie beschieden ist.

Im Gegensatze dazu berührt Dantes Kaiseridee das Problem, das gerade heute die Welt in Atem hält. Auch sie wird verkannt, wenn man sie mit dem Universalismus gleichsetzt, in dem für nationale Entwicklung kein Raum ist, mit jener Zentralisation, die das Kennzeichen müder und abgelebter Kulturen zu sein scheint. Dante verwahrt sich in der Monarchia (I, 14) selbst dagegen, daß sein Kaiser die Verwaltung der Einzelstaaten und Gemeinwesen unmittelbar führen solle. Das behält er ausdrücklich den Nationen, Staaten und Gemeinden vor, deren besondere Verhältnisse verschiedene Verfassung erheischen. Nur das, was alle gemeinsam angeht, muß eine oberste Gewalt richtend entscheiden. Ein Welt-Schiedsrichteramt also, nicht anders, als es der großartige Gedanke seiner Gegner, der großen mittelalterlichen Päpste für die Kurie in Anspruch nahm! Er wollte nach dem Vorbilde des Imperium Romanum, als dessen Fortsetzung sich das Römische Kaisertum Deutscher Nation fühlte, eine rein weltliche Macht als obersten Richter der Welt.

Auch hier also im Grundgedanken, im Ziele völlige Übereinstimmung mit den Allerneuesten, mit der Friedensbewegung unsrer Zeit. In Dantes monarchisch-feudaler Lösung freilich werden deren Anhänger ihre Gedanken kaum wieder erkennen. Ob aber die Lösung durch Vertrag und Bündnis, an der sie sich sämtlich, vom großen Kant bis zum kleinen Wilson abgemüht haben, wirklich eine Lösung ist, soll noch erwiesen werden. Dante behauptet mit guten Gründen, daß wahre Gerechtigkeit nur üben könne, wer nichts zu fürchten und nichts mehr zu wünschen habe. Wenn es noch eines Beweises e contrario bedürfte, so hat der Völkerbund ihn geliefert!

Darin kommt der weltfremd gescholtene Dichter der Staatsklugheit seines großen Widerparts Machiavelli näher als dessen neuere Verbesserer. In der Staatsgesinnung zeigt sich der tiefgreifende Gegensatz zu beiden. Der Völkerbund, der Recht an Stelle der Gewalt setzen will, weiß nicht einmal zu sagen, was das Recht ist, das er sprechen soll. Nachdem die Versuche, ein Naturrecht auf die reine Vernunft zu gründen, seit mehr als einem Menschenalter als hoffnungslos aufgegeben sind, kennt die Demokratie als letzte Rechtsquelle den Willen der Mehrheit. Im Völkerleben ist Mehrheit nichts anderes als die stärkere Mächtegruppe, Mehrheitsrecht also Vergewaltigung der Minderheit — womit Machiavell wieder zu seinem Rechte kommt. Für Dante ist Recht, was dem Willen Gottes

tspricht. Gottes Wille aber ist das Heil der Menschheit, und dies Heil ist schon auf Erden e Entwicklung der dem Menschen eigenen Geisteskräfte und die Übung des Guten. iese Güter sind Zweck und Ziel seines Imperiums und des Staates überhaupt: nicht e Macht an sich, auch nicht das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl, oder wie r Materialismus sonst sein Endziel anpreisen mag.

Diese ethisch-religiöse Einstellung und Zielsetzung leuchtet aus jedem Satze der Monarchia, s jedem Verse der göttlichen Komödie als eigentliches Wesen von Dantes Staatsauf- ssung hervor. Sie ist es, die ihr, über seine Stellung zu politischen Einzelfragen weit naus, für alle Zeiten Bedeutung verleiht: nicht zuletzt für die unsre. Gewiß wird es inem von uns einfallen, sein heiliges Weltreich mit dem Weltkaiser an der Spitze in die eutige Wirklichkeit einführen, Wilsons kümmerliches Werk nach Dantes gewaltigen länen umbauen zu wollen. Genug fürs Erste, wenn sich dem schlecht verhüllten Machia- llismus der Völkerbundspolitik und dem unfruchtbaren Materialismus der Marxschen ogmatik eine lebendige Staatsidee gegenüberstellt. Wir sehen, daß unsre Zeit danach ngert. Während sich der Rationalismus in seinen äußersten Folgerungen überschlägt, ufen ihm seine Kostgänger, gewahr, daß er ihnen Steine statt Brot gibt, zu Haufen aus r Lehre. Wahllos freilich, wie der Heißhunger ist, suchen die Enttäuschten ihre Nahrung it Vorliebe in den Gossen, wo die Abwässer der Mystik schimmeln. Um so dringender t die Pflicht, ihnen gesunde Kost zu reichen. Unter den Führern, die uns not tun, ist der Wandrer durch das Reich des Jenseits einer der Vornehmsten. Was er vom Staate sagt, nn uns vor allem die Wahrheit in Erinnerung bringen, die schon Plato lehrte: daß einer den Staat wohl zu leiten weiß, der nicht etwas Höheres kennt als den Staat.

Die Monarchie in Spanien

Von Primo de Rivera in Madrid

Die spanische Monarchie, die tief in der Überlieferung wurzelt, bedeutet jenes Bleibende mit all seiner Fruchtbarkeit, an der das Veränderliche keinen Teil hat. Mit der anzen Weite ihrer Ruhmestaten füllt sie den geschichtlichen Raum, und unter Anpassung n den Rhythmus der vom nationalen Leben in seiner Entwicklung aufgerollten Probleme at sie außerdem verstanden, in der Meinung des Volkes eine Brücke zu schlagen zwischen er ehrenvollen Erinnerung an Ruhmestaten vergangener Zeiten und dem wachsenden lnsehen, das ihre erfolgverbürgende Art und Weise des Verhaltens zu den stündlich neu uftretenden Ereignissen ihr verleiht.

In Spanien ist das monarchische Gefühl, so kann man sagen, vielleicht so fest wie das eligiöse, weil im Verlauf unserer Geschichte immer und in allen Teilen der Welt die Spanier für Gott und König ihre bleibenden Lorbeeren erstritten haben, mit denen sie ann voller Liebe und Ehrerbietung die hehre Stirn ihrer unsterblichen Mutter Spanien chmückten. Solange daher die Monarchie dem Volke das Bewußtsein ihrer ragenden öhe zu erhalten weiß, von der aus sie alle Leidenschaften beherrscht, ohne an den um ie entstehenden Kämpfen teilzunehmen, und solange sie die Entwicklung des Landes zur Größe hinleitet, wird Spanien in vorbildlicher Treue den monarchischen Grundsätzen eine Achtung, seine herzliche Sympathie und seine Anhänglichkeit bewahren. In der Person unseres Königs sind die monarchischen Grundsätze in so weiser und edler Verbindung erkörpert, daß er durch seine Regierungsakte erreicht, daß in der Seele seines Volkes der Glaube an jene Grundsätze nicht nachläßt und die Zuneigung zu ihnen nicht erkaltet.

Die Stellung der Krone in England

Von Hilaire Belloc in Kingsley, Shipley, Horsham (England)

Für die Stellung des Monarchen in England gibt es keine Analogie in anderen Ländern. Daraus erklären sich für den Nichtengländer die mancherlei Schwierigkeiten, die ihrem Verständnis im Wege stehen. Die Schicksale, die die Krone durchzumachen hatte, ehe sie die heutige Stellung im Staate erlangte, ihre Geschichte also, liefert ganz wesentlich den Schlüssel zu diesem Verständnis.

Wie alle anderen großen Länder des Westens war auch England zunächst eine auf dem Feudalsystem beruhende Monarchie, später aber ein monarchisches Staatswesen mit starker Zentralgewalt. Und die Macht der Krone überragte während des ausgehenden 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bei weitem jene in anderen Ländern.

Verhüllt wurde diese geschichtliche Wahrheit aber durch zwei irrtümliche Strebungen: Einmal die Gewohnheit, Zukünftiges in die Vergangenheit hinein zu lesen; Dinge, von denen wir Heutigen wissen, daß sie sich später ereignet haben, bei jenen als bekannt vorauszusetzen, die von der Auswirkung ihrer Handlungen keine Ahnung hatten. Ferner der Glaube, daß man in England ständige Gesetze — d. h. nur „durch den König im Parlament" mit dem Unterhaus und unter nomineller Mitwirkung des Oberhauses — schon gemacht habe, ehe die starke zentrale Monarchie fest begründet war. Mit Vorliebe stellten aus diesen Gedankenfehlern heraus die Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts denn auch fest, daß die englische Krone selbst in der Zeit des stärksten Absolutismus immer „konstitutionell" gewesen sei. Tatsächlich war ihre Gewalt damals ganz und gar nicht beschränkt. Ein völliger Despotismus herrschte, der am besten durch die Art illustriert wird, mit der die Krone in dem wilden europäischen Religionskampf der damaligen Zeit nach Laune und durch Terror in buntem Wechsel alle Formen der Gottesverehrung erzwang, die ihr beliebten.

Aber gerade durch diesen Despotismus grub sich die Despotie ihr eigenes Grab. Mit einem Schlage nahm Heinrich der Kirche nicht nur das klösterliche Gut, sondern auch Teile gewöhnlicher Stiftungen, und damit leitete er jenen bekannten Zerbröckelungsprozeß der königlichen Macht ein. Denn die Schatzkammer konnte nicht festhalten, was sie geraubt hatte. Die sequestrierten kirchlichen Stiftungen gingen teils in die Hände von Leuten über, die schon reich waren, teils fielen sie Abenteurern zu, und die Folge war das Heranwachsen einer neuen Klasse von Wohlhabenden in England, die mit diesem wirtschaftlichen Hebel ihre Macht bekundeten.

Die Organe der reicheren Klassen, der Grundbesitzer und Großkaufleute, bildeten sich in dem Hause der Gemeinen und dem Hause der Lords heraus. Schon vor Ende des 16. Jahrhunderts ist ihre Kontrolle über die Krone deutlich fühlbar, mit dem 17. Jahrhundert aber wächst sie jäh, um vor seiner Mitte den Grundbesitzern und Kaufleuten im Unterhaus und den Reichen ganz allgemein die Krone auszuliefern. Eine erfolgreiche Rebellion gegen die Monarchie kostete sogar dem König das Leben. Cromwells kurze Zwischenherrschaft ließ zwar die Monarchie unter lebhaften Anhänglichkeitsbeweisen des Volkes wiederkehren, niemals aber sollte sie wieder despotisch herrschen wie vordem. Der Haushalt, ihre Macht, war nunmehr in den Händen der Junker und Geschäftsleute des Parlaments. Die Reichsten nutzten schließlich die Wirrnisse des Religionskampfes, sich von den Resten der Macht zu befreien, die der Krone noch zu eigen waren. Sie setzten den rechtmäßigen König Jakob II. ab und führten nach dem Tode seiner Tochter einen fremden deutschen Fürsten ins Land, der nie zu Rate saß oder ernstlich strebte, in wichtigen Dingen zu herrschen. Von jenem Zeitpunkte, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, bis auf den heutigen Tag hat die Krone jene eigenartige, machtlose Stellung eingenommen, von der ich spreche.

Ein allzu flüchtiger Überblick über diese Stellung würde den Monarchen während dieser zwei Jahrhunderte als dekoratives Oberhaupt oder als Symbol (wie eine Flagge) er sogar als rechtliche Fiktion bezeichnen. Gerade hier aber besteht die Gefahr eines hlurteils. Reich ist die Geschichte an zusammengeschrumpften Überresten, die den men beibehalten, ihre einst geübten Funktionen aber längst eingebüßt haben. So ist der Monarchie in England nicht durchaus ergangen, und zwar aus folgenden Gründen: Zunächst mußten die Reichen, die ihre Herrschaft an die Stelle der Monarchie gesetzt tten, mit der Volksstimmung rechnen. Niemals hätten sie sich offen zum herrschenden enat machen können. Hierfür war die Volkstümlichkeit der Monarchie zu stark.

Dann aber mußten sie für ihren Machtanspruch nach der Absetzung Jakobs II. einen oralischen Titel geltend machen. Und dieser Titel wurde auf die Volksvertretung gestützt. ie gaben vor, für die Nation zu sprechen, und wirklich fanden fürs Unterhaus auch ahlen statt, oft unter schweren Wahlkämpfen. Diese Wahlmethode spiegelte aber nicht e Wirklichkeit wieder, denn die Gewählten waren stets in überwältigender Zahl An- hörige der reichen, herrschenden Schicht, und in zahlreichen Fällen wurden sie von deren noch Wohlhabenderen derselben Schicht ernannt. Theoretisch war daher die nzige Daseinsberechtigung der Gemeinen eine angemaßte volksvertretende Beschaffen- it, die in Gegensatz stand zu der ebenfalls eingebildeten königlichen Exekutive. In Wirklich- it beherrschte der Landadel alles, konnte das aber nicht in so vielen Worten ausdrücken.

Schließlich blieben dem König eine Anzahl kleinerer wirklicher Befugnisse. Er konnte t Titel verleihen; er hatte viel bei der Auswahl der Minister zu sagen; konnte sogar die olitik negativ und positiv stark beeinflussen. So war Georg III. (1760—1820) in nicht ringem Maße für den amerikanischen Krieg und persönlich vollauf für die Verweigerung r katholischen Emanzipation verantwortlich. Allerdings hätte sich der Monarch niemals ner starken und einigermaßen geeinten Stimmung der herrschenden Schicht widersetzen nnen, und sein Appell von ihr ans Volk — wie ihn sich der große Bolingbroke vorstellte - hätte äußerst geringe Aussicht auf Erfolg gehabt. Die Grundbesitzer hatten bereits der Hauptsache den Bauernstand zerstört, und das Proletariat der neu wachsenden ädte war politisch bedeutungslos.

Die erstaunlichen Auswirkungen der Französischen Revolution in der ganzen Welt vangen aber selbst diese Überbleibsel der alten monarchischen Macht zu einem Kom- romiß, und in der Zeit, die man als „Nach Waterloo-Ära" bezeichnen kann, bis zum nde der Regierung der Königin Viktoria, wurden ehrlich gemeinte liberale Anschauungen weitem Maße von der herrschenden Schicht selbst in die Tat umgesetzt. In fast völliger bereinstimmung mit dem europäischen Zeitgeist hörte die Krone auf, sich öffentlich berhaupt durchzusetzen, wenn auch genaue Nachprüfung einen beträchtlichen, nicht- ntlichen Einfluß aufdecken kann: einen persönlich ausgeübten, aber wirklichen Einfluß.

Beispiele hierfür sind: das merkbare besondere Gewicht, das der Hof auf Neu- alitätspolitik während des amerikanischen Bürgerkrieges und später auf die Freund- haftspolitik mit den Vereinigten Staaten legte; ferner der gelegentliche, aber seltene usschluß einer Persönlichkeit (meist geringerer Bedeutung) vom Kabinettsrang; schließlich n gewisser Einfluß auf die Auswahl von Botschaftern und ein Wachsen der natürlichen nglischen Sympathie für Norddeutschland, besonders Preußen, die sich auf der Grundlage emeinsamer religiöser Kultur aufbaute.

Alles in allem indessen war die Krone als oberste Staatsfunktion mit dem Regierungs- ode der Königin Viktoria zu einer Bedeutungslosigkeit herabgesunken, die einer juristischen iktion näher kam als jemals zuvor. Und in dieser Lage ist sie bis jetzt geblieben.

Nebenher aber wuchsen zwei neue Charakterzüge der Krone heran, die sich von großer Tragweite erwiesen. Der eine ist heute von ausschlaggebender Bedeutung. Beide aren Merkmale des Grundsatzes der Einheit.

Der erste ließ das Nationalgefühl in einer bisher unbekannten persönlichen Hingabe an den Monarchen aufgehen, fast wie in Anbetung. Dieses tiefe und aufrichtige Gefühl hat das gesamte Leben Englands mindestens seit dem letzten Drittel der Regierung der Königin Viktoria beeinflußt, und es ist noch heute sichtlich im Wachsen begriffen. Unterstützt wurde diese Wirkung besonders durch die von der Gentry und der Aristokratie erzwungene Abdankung der Krone von wirklicher Macht, damals, als jene sich selbst zur Herrschaft aufschwangen.

Der zweite Charakterzug in der Richtung der Vereinheitlichung war die Rolle, welche die Krone allmählich übernahm als Sammel- und Bindeglied für die Anomalien, Widersprüche und Mannigfaltigkeiten, die man in dem allgemeinen Ausdruck „Britisches Empire" zusammenfaßt.

Dieser Charakterzug prägt sich in der Gestalt einer ungemein starken, persönlichen Anhänglichkeit in jenen Gebieten der weißen Dominions aus, die vom englischen Volksstamme abstammen (im Unterschied zu holländischen, französischen, irischen und anderen Zuflüssen).

Für jene Gebiete, die unmittelbar durch Waffengewalt gehalten werden und nicht bloß locker durch freiwillige Zustimmung verbunden sind (also im wesentlichen Indien; denn die übrigen sogenannten Kronkolonien haben kein Gewicht im Vergleich zu Indien), für sie ist die Krone wiederum das Bindeglied mit England. Sie gehorchen theoretisch nicht, wenn freilich auch praktisch, der regierenden Schicht und der Bevölkerung Großbritanniens. Sie gehorchen organisatorisch jenem Gemeinsamen, das England mit ihnen verbindet, einem beiden Übergeordneten. Aber diese organische Form, mag sie auch heute nicht mehr als eine Form sein, kann in jedem Augenblick von höchstem praktischem Werte werden; denn sie bietet eine Formel, durch die die Lockerung des Bandes zwischen solchen abhängigen Gebieten und dem europäischen Mittelpunkt ohne offene Losreißung durchgeführt werden kann.

Der aufmerksame Beobachter hat wohl gesehen, welche Bedeutung dieser Formalität bei zwei Gelegenheiten zukam: damals nämlich, als die erwarteten Ergebnisse des Burenkrieges ausblieben und Südafrika seinen eigenen Wünschen überlassen wurde. Und weiter, als der jüngste irische Aufstand so weit erfolgreich war, daß er für den überwiegenden Teil des Landes völlige Unabhängigkeit erreichte. In beiden Fällen hielten die großbritannischen Unterhändler nur an einem fest, an der weiteren Zugehörigkeit zur Krone. Die Iren mögen jede Erwähnung des Monarchen beiseite lassen, niemals in einem Gesetz seinen Namen nennen, nie sein Bild auf eine Münze prägen; das gemeinsame Band der Krone ist dennoch vertraglich festgelegt. Die Südafrikaner mögen ihre eigene Flagge führen und das englische Symbol des Union Jack in eine unscheinbare Gösch verbannen. Das Band der Krone bleibt doch bestehen.

Man kann die Merkmale der britischen Krone im gegenwärtigen geschichtlichen Augenblick etwa so zusammenfassen:

1. Die Krone ist ein fest verankertes, bei weitem das stabilste Element in diesem Lande der festen Einrichtungen.

2. Sie hat fast alle ausübende Gewalt verloren, hat jedoch einigen persönlichen Einfluß hierauf beibehalten, der sich in der Persönlichkeit auswirkt.

3. Sie wird verehrt, nicht nur in der Funktion, sondern auch in der Persönlichkeit. Es besteht ein sehr starkes, fast leidenschaftliches Gefühl der Anhänglichkeit für den Monarchen als solchen; nicht nur als Verkörperung des Gemeinwesens, sondern individuell als Mann oder Frau. Dieses Gefühl müßte gröblich und viele Jahre lang mißbraucht werden, um an Kraft zu verlieren.

4. Zu diesem einigenden Prinzip in der Heimat kommt für die Krone ihre Fähigkeit, als einziges Bindeglied zwischen all den verschiedenartigen Gebilden von Rasse, Sitte und Verfassung zu wirken, die in dem einen Ausdruck „Britisches Reich" zusammengefaßt sind.

Das Thema kann aber, selbst in einer so kurzen Skizze wie dieser, nicht abgeschlossen werden ohne Ausblick auf die Zukunft dieser gewaltigen Einrichtung. Ich habe persönlich die Sache (nicht als Zukunftsspekulation, sondern unter dem Kriterium der Politik) in einem kleinen Buch The House of Commons and the Monarchy behandelt. Ich will hier nicht mehr prophezeien als dort, aber zum Schlusse doch den Wandel hervorheben, der bei jenen Faktoren Platz gegriffen hat, die ursprünglich die Krone aus der alten autokratischen Macht in ihre spätere symbolische Stellung überführten.

England war während der zwei Jahrhunderte zwischen dem Siege der Aristokratie und dem Regierungsende der Königin Viktoria ein aristokratischer Staat. Derartige Erscheinungen sind selten in der Geschichte. Als geschichtliche Beispiele dieser Art wären Sparta, Venedig und Karthago zu nennen. Die große Masse der Staaten aber beruht auf der Gleichheit seiner Bürger, organisiert entweder unter einer Volksherrschaft oder, was für die Gleichheit ebensoviel bedeutet, unter einem König mit voller Gewalt.

Wir alle kennen den hohen Wert aristokratischer Staaten: ihre Einheitlichkeit; ihre große Achtung vor der Ordnung; ihre Ehrfurcht vor Staatsdienern, das Fehlen von Bürgergegen, Dauerhaftigkeit der Methode und eine erfolgreiche, weil folgerichtige Außenpolitik. Dazu bei den meisten ihre Langlebigkeit. Dem möchten wir noch hinzufügen: die Unfähigkeit sich selbst zu reformieren, wenn das alte Prinzip abstirbt.

Heute nun hört England auf, ein aristokratischer Staat zu sein. Die Gentry als Regierungsschicht schwindet dahin, und, was noch mehr sagen will, diese Schicht selbst, die Gentry, ist nicht mehr scharf umschrieben, ihr fehlt die Einheitlichkeit des Charakters.

Hand in Hand aber mit dem Schwinden der Vorbedingungen, unter denen allein aristokratische Herrschaft möglich ist (diese Vorbedingungen umfassen die Ehrfurcht der Masse vor der regierenden Klasse und einen lebendigen Instinkt jener Klasse für ihre eigene Selbsterhaltung; beide sind heute in England nicht mehr lebendig), mit diesem Niedergang so Hand in Hand gehend ist ein schneller, viel schnellerer Verfall des Unterhauses und des Oberhauses festzustellen. Der Niedergang des Unterhauses ist dabei von wesentlicherer Bedeutung, denn die heute zahlreichen, lächerlichen Berufungen ins Oberhaus sind in jedem Fall aus dem Zusammenbruch des Unterhauses hervorgegangen. Entweder sind die Ernannten, die den Charakter des Oberhauses verwässert haben, Politiker ohne große Bedeutung, hineinberufen aus keinen besseren Gründen als denen des kitschigen politischen Spiels. Oder sie haben, wie dies bei der größeren Anzahl der neuen Lords der Fall ist, ihren Peersrang gekauft, wie man im Laden eine Ware kauft, indem sie einem Politiker das Geld zuschanzten und als Selbstverständlichkeit dafür den Peerstitel erhielten.

Zu viel Raum würde es beanspruchen, die Gründe für diesen Niedergang in dem, was früher die „Großen Ausschüsse" der herrschenden Schicht darstellte, in den letzten Meilen eines Aufsatzes auch nur einigermaßen zusammenzufassen. Unter den wichtigsten Gründen aber darf ich erwähnen: wiederholte offene Skandale finanzieller Art, bei denen nicht der geringste Versuch gemacht wurde, sie zu verbergen, sondern nur Entschuldigung gesucht wurde. Ferner die offenkundig geringwertige Beschaffenheit des Materials, das unter modernen parlamentarischen Verhältnissen an die Front kommt. Wichtiger aber als alles dies: die Unmöglichkeit irgendeine Vertretung geltend zu machen in einer Gesellschaft, die diese Vertretung niemals ernst nahm, während andererseits in der Wirtschaft das organisierte Interesse der städtischen Arbeiterschaft schon einen viel größeren Teil des nationalen Lebens ausmacht, als die geordneten, konventionellen Gegensätze des Parlaments das andeuten.

Wir stehen somit vor folgender Erscheinung: das, was die alte Monarchie ersetzte und ihr gegenwärtiges Surrogat schuf, eine herrschende Schicht in einem aristokratischen Staate, versieht nicht mehr die früheren Funktionen. Mit dieser Veränderung müssen sich auch die Verhältnisse ändern, die sie schuf. Was also wird kommen? Vielleicht — aber ich wiederhole, ich will nicht prophezeien — ein neuer Machtzuwachs der Krone.

Das ungarische Königtum

Von Albert Graf Apponyi in Budapest

Der monarchische Gedanke wurzelt in Ungarn, wo er eine fast tausendjährige Vergangenheit und einen ganz eigentümlich ausgeprägten Charakter besitzt, tief im Volksbewußtsein, das für eine andere als die monarchische Form der obersten Gewalt im Staate kein Verständnis hat. Zugleich aber ist er innig verwoben mit der ebenso starken Anhänglichkeit an die Forderungen der Volksfreiheit. Die organische Verbindung der beiden Machtfaktoren: Volks- und Königsrecht zu unzerstörbarer Einheit, in dem beide umfassenden Begriffe der „heiligen ungarischen Krone", ist als Wesenskern der ungarischen Monarchie, dieser ureigensten Schöpfung des ungarischen Volksgeistes, zu bezeichnen.

Hierüber sollen die folgenden Ausführungen Aufschluß geben.

Formell entstand das ungarische Königtum gleichzeitig mit der Bekehrung unseres Volkes zum Christentum. Im Jahre 1000 der christlichen Zeitrechnung wurde unser erster König, der heilige Stefan, mit der vom Papst Sylvester gesendeten Krone gekrönt.

Die Einrichtung des Königtums fand aber bei unserem Volke keineswegs anarchische Zustände vor. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts, knapp vor der Eroberung des neuen Vaterlands, dessen Ausdehnung ziemlich genau jener des Ungarn vor Trianon entsprach, hatten sich die sieben Stämme des ungarischen Volkes in der Wahl eines gemeinsamen Oberhauptes zusammengefunden und mit diesem einen regelrechten Staatsvertrag abgeschlossen, von dem wir aus byzantinischen Quellen und aus der Volksüberlieferung ziemlich übereinstimmende Nachrichten haben, und dessen wesentliche Züge in die spätere monarchische Verfassung übergingen und ihren Charakter bestimmten. Die Obergewalt Árpáds — so hieß das Oberhaupt — beruhte auf Wahl durch die Vertreter der Gemeinschaft; sie war wesentlich übertragener Natur. Ihre Einschränkung durch die vertragsmäßig festgesetzten Rechte der Stammeshäupter war von Anfang an ausgesprochen. Sie trug demnach in augenfälliger Weise öffentlich-rechtlichen Charakter im Gegensatz zur wesentlich privatrechtlichen Färbung jener Organisation der öffentlichen Gewalten, welche der Staatenbildung der germanischen und germano-lateinischen Völker im Mittelalter und bis in die Anfänge der Neuzeit eigen war. Die oberste Gewalt ist ein öffentliches Amt, eine öffentliche Funktion; die damit verbundenen Rechte stammen aus der Natur der Funktion, nicht aber die Funktionen aus dem Rechte. Und sechs Jahrhunderte später, zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wird der berühmte Rechtslehrer Werbőczy die königliche Gewalt in folgenden Worten beschreiben:

„Nachdem die Ungarn durch Eingebung des heiligen Geistes unter Mitwirkung unseres heiligen Königs Stefan zur Erkenntnis der Wahrheit und dem Bekenntnis des katholischen Glaubens gelangt waren und ihn selbst aus freiem Willen zum König gewählt und auch gekrönt hatten, ist alle Macht der Verleihung des Adels und jenes Besitzes, welcher die Adligen auszeichnet und von den Nichtadligen unterscheidet, in die Gerechtsame der heiligen Krone dieses Königreiches, und infolgedessen unseres Fürsten und Königs von der Gemeinschaft und aus der Autorität der Gemeinschaft zugleich mit der Herrschaft und Regierungsgewalt übertragen worden" (A communitate et communitatis ab auctoritate, Pars I, Titulus 3, § 6).

Dieser Text drückt in der klarsten Weise die öffentlich-rechtliche Beschaffenheit der königlichen Gewalt aus. Dieser König ist kein Lehnsherr, sondern das oberste Machtorgan der Gemeinschaft, von der seine Macht stammt. Im 2. Teil desselben Werkes (Tit. 3), wo Werbőczy besonders die gesetzgebende Gewalt behandelt, wiederholt sich dieser Text in allem Wesentlichen beinahe wörtlich, mit dem Beifügen, daß der König die gesetzgebende Gewalt nur mit Zustimmung des Volkes ausüben könne und das Volk nur mit Zustimmung des Königs. Ferner erklärt dasselbe Kapitel im 5. Titel, daß die Gesetze vor allem der

önig selbst binden, „der sie auf Wunsch des Volkes verkündet", und im offiziellen Kom-entar wird beigefügt, daß dies nicht nur aus der natürlichen Billigkeit, sondern auch aus dlich bekräftigten Versprechungen hervorgehe.

Es sei hier — weil es auch zur Kennzeichnung der ungarischen Königsgewalt gehört — ne Eigentümlichkeit der ungarischen Rechtsbildung erwähnt, wonach kein Singular-cht entstehen kann, das der allgemeinen Rechtsordnung widerspricht (Werbőczy, p. III. tit. 2). m Gegenteil kann die allgemeine Rechtsordnung die singuläre aufheben (Werbőczy, p. II, t. 8). Damit ist das größte in der Vorzeit gekannte Maß von Rechtseinheit geschaffen.

Ebenso schuf Stefan der Heilige, als er das christliche Königtum einführte, eine adminis-strative Machtkonzentration, wie sie Karl der Große gedacht hatte, aus dessen Kapitularien offenbar vielfach geschöpft hat. Bezeichnend dabei war, daß keine vom König unab-ängige Macht sich zwischen ihn und die Masse der Vollfreien — so möchte ich die „Adligen" eber nennen, schon wegen ihrer großen Anzahl — einschieben konnte. Es gab keine Unter-hnsherren, sondern nur königliche Beamte. Freilich war die soziale Mischung und Schich-ng der Bevölkerung in der Übergangszeit, die der Einführung des Christentums folgte, emlich kunterbunt. Fremde Ansiedler strömten in das Land herein, deutsche Ritter ellten sich in den Dienst des christlichen Ungarkönigs und wurden von ihm mit Ver-ihung von Grundbesitz aus seinen weit ausgedehnten Stammdomänen belohnt. Ebenso römten auch einheimische, in der ersten Zeit zum Christentum bekehrte besitzlose Freie ahin, so daß sich um die königlichen Pfalzen herum eine eigene Kategorie von servientes egis ansiedelte, die zum König in ein Verhältnis traten, das gemischt öffentlich- und rivatrechtlichen Charakter trug. Aber diese halbfeudale Verbindung galt nur für einen ruchteil der Bevölkerung, während für die ganze übrige Masse der Vollfreien die Autorität es Königs unvermischt öffentlich-rechtlicher Natur war. In verhältnismäßig kurzer Zeit folgte eine Ausgleichung und völlige Vermischung der verschiedenen Kategorien von ollfreien (Adligen), im 14. Jahrhundert wird diese Gleichheit gesetzlich festgelegt (G.A. I: 1351). Der Pfalzgraf wurde Oberbeamter seines Verwaltungsbezirks, mit gleicher urisdiktion über alle seine Einwohner; das Pfalzgebiet dehnte sich zum Komitate aus, nd es entwickelte sich darin ein reges Selbstverwaltungsleben.

Natürlich gab es Einflüsse des privatrechtlichen, feudalen Gedankens auf die Ausübung er wesentlich öffentlich-rechtlich aufgebauten ungarischen Königsgewalt. Doch stießen iese stets auf den unbewußten Widerstand des ungarischen Volksgeistes. Unsere lteste Verfassungsurkunde, die berühmte goldene Bulle Andreas' II. von 1223, ist im runde genommen in ihren Hauptbestimmungen eine solche Reaktionserscheinung. Es ird darin die Anhäufung der Ämter, die Verpachtung königlicher Einkünfte, die Erb-chkeit der Komitatsvorstands-Eigenschaft verboten: also Garantien für die öffentlich-echtliche Ausübung der königlichen Gewalt geschaffen; gewiß geschieht dies nicht mit heoretischer Klarheit, sondern instinktiv aus dem Volksbewußtsein heraus, was aber die Sache nur noch bedeutsamer macht.

Auf die Schilderung der königlichen Prärogative und ihrer im 13. Jahrhundert ziemlich estimmt ausgebauten verfassungsmäßigen Einschränkungen im einzelnen einzugehen, ge-richt es an Raum. Hervorgehoben sei hier nur die eigentümliche Auffassung der richter-ichen Gewalt, die vom Anfang an als dem König gehörend aufgefaßt wird, aber von hm nur durch eine bestimmte richterliche Organisation auszuüben ist, von der sich schon n der heidnischen Vorzeit Spuren finden und deren unabhängige Stellung tief im Volks-ewußtsein wurzelte. Das hohe richterliche Amt des Palatinus entwickelte sich sogar zu inem Vermittlungsrecht in Rechtsstreitigkeiten zwischen dem König und seinen Unter-anen: also zu einer Gattung von Verwaltungsgerichtsbarkeit.

So ging das ungarische Königtum, dessen Einrichtungen ursprünglich westlich-germa-nische Formen aufwiesen, das aber im wesentlichen von Anfang an jenen öffentlich-echtlichen Charakter wahrte, der schon im Grundvertrage der ersten ungarischen Staaten-

bildung eigen war, seiner Reife als ganz eigengeartete nationale Einrichtung entgegen. Diese Vollreife ist im 13. Jahrhundert festzustellen, wiewohl es kein legislatorisches oder anderes Dokument gibt, das sie an ein bestimmtes Datum knüpfen würde, wie sich denn überhaupt die ganze ungarische Verfassungsentwicklung, gleich der englischen, teils gewohnheitsrechtlich, teils durch legislatorische Einzelverfügungen vollzog. Von der Zeit dieser Vollreife an findet sich als Bezeichnung der höchsten Gewalt im Staate die Nomenklatur: Sacra Regni Hungariae Corona (die heilige ungarische Krone). Darunter wird aber nicht die königliche Prärogative allein verstanden, sondern eine organische Zusammenfassung dieser Prärogative und aller Volksrechte zu untrennbarer Solidarität ihrer Träger: König und Volk. Freilich wird unter Volk zur Zeit der Privilegienherrschaft bloß die Masse der Privilegierten verstanden; diese sind membra sacrae coronae (Mitglieder der heiligen Krone). Heute sind es alle ungarischen Staatsbürger. Damit erhielt das Königtum als Haupt und Repräsentant einer Machtorganisation, in welcher das Recht des bescheidensten Staatsbürgers ebenso heilig ist wie das des Königs, in der Auffassung des Volkes eine Bedeutung und einen Nimbus eigener Art. Ihr Symbol ist jene materielle Krone, mit welcher der heilige Stefan im Jahre 1000 gekrönt wurde und die als ein nationales Heiligtum gehütet wird. Heute noch dient sie zur Krönung der Könige von Ungarn, und diese Krönung ist ein staatsrechtlicher Akt von hoher Bedeutung, verbunden mit der Herausgabe eines Diploms und Ablegung eines Krönungseides, in dem sich der neue König feierlich zur Wahrung aller Volksrechte verpflichtet. Da er nur durch die Krönung in den Vollbesitz sämtlicher königlichen Rechte tritt, läßt sich diese Verfassungsgarantie nicht umgehen. Die Krönung selbst tritt als kirchliche Zeremonie in Erscheinung; aber der Reichstag ordnet sie an; wir haben ja schon bei Werbőczy gelesen: „Nachdem sie (die Vorfahren) den heiligen ersten König aus freien Stücken zum König gewählt und gekrönt hatten."

Die Einfügung dieses Königtums in die demokratisch-parlamentarische Entwicklung der ungarischen Verfassung bot gar keine Schwierigkeiten und weist keine besonderen Züge auf. Ich habe demnach nur noch zwei geschichtliche Momente in der Entwicklung des ungarischen Königtums hervorzuheben, um der mir gestellten Aufgabe, es in seiner Eigenart zu kennzeichnen, annähernd zu entsprechen. Das eine ist die Entwicklung vom Wahl- zum Erbkönigtum, das andere der Einfluß der habsburgischen Epoche, die mit dem Jahre 1526 anfängt, auf seine Umgrenzung.

Was das erstgenannte Moment betrifft, ist die Grundtatsache schon im eingangs erwähnten Grundvertrage gegeben, in dem sich die Stammeshäupter, als sie Árpád zum gemeinsamen Oberhaupt wählten, zugleich verpflichteten, seinen Nachfolger stets nur aus seinem Stamme zu erwählen. Es war also die Wahl unter den Mitgliedern des Stammes vorbehalten. Dieses System, aus Erblichkeits- und Wahlprinzip gemischt, übertrug sich automatisch auf das Königtum und bildete durch Jahrhunderte seine schwache Seite, wenngleich die Erwählung des ältesten Sohnes des verstorbenen Königs so sehr vorherrschte, daß die Mehrzahl unserer Juristen die Primogenitur-Erbfolge als gewohnheitsrechtlich bestehend bezeichneten. Gesetzlich wurde diese Gattung der Erbfolge für den Mannesstamm der habsburgischen Dynastie im Jahre 1686 und mit Ausdehnung auf die weibliche Sukzession im Jahre 1723 festgesetzt. Diese Verfügung steht juristisch heute noch in Kraft, wenn auch ihrer tatsächlichen Verwirklichung derzeit unüberwindliche Hindernisse im Wege stehen, was aber für das ungarische Rechtsbewußtsein keine Bedeutung hat. Denn durch Jahrhunderte haben wir uns angewöhnt, auch dem gegenüber, was ist, festzuhalten an dem, was sein sollte. Diese starke Empfindung der Rechtskontinuität ist eine der Grundfesten des ungarischen Staates.

Was die zweite Frage anbelangt, ob und inwiefern die ungarische Königswürde unter der Habsburgerherrschaft und insbesondere durch die Tatsache, daß der König von Ungarn auch in anderen Ländern herrschte, inhaltlich eine Änderung erlitten hat, so lautet die Antwort in bestimmtester Weise negativ. Wohl rissen in der Form der Ausübung der Königs-

echte mißbräuchliche Gepflogenheiten ein, wohl regierten einige Könige tatsächlich zu gewissen Epochen verfassungswidrig, aber auf den Rechtsbestand hatte dies keinen Einfluß, und schließlich vollzog sich auch stets die tatsächliche Rückkehr zur Legalität.

Die Vereinigung der ungarischen und anderer Kronen — seit 1805 der österreichischen Kaiserkrone — auf einem Haupte ändert auch nichts an der juridischen Selbständigkeit des ungarischen Königtums, selbst dann nicht, als die Pragmatische Sanktion (G. A. I und II: 1723) diese Vereinigung für ständig erklärte und als das Ausgleichsgesetz vom Jahre 1867 bestimmte, daß der Kaiser von Österreich und der König von Ungarn gewisse Attribute der vollziehenden Gewalt durch gemeinsame Minister ausüben sollte. Diese Organe waren eben „gemeinsam", d. h. Organe von zwei monarchischen Gewalten. Zwei juristische Herrscherpersönlichkeiten fanden sich in einer physischen Person zusammen, nicht nur formal unterschieden, sondern auch inhaltlich vielfach verschieden. Daran änderte der 1805 angenommene österreichische Kaisertitel nichts, so sehr auch dies beabsichtigt gewesen sein mag, und so sehr ein großer Teil der österreichischen staatsrechtlichen Literatur sich bestrebte, diesen Kaisertitel als Ausdruck einer Gesamtsouveränität über alle Länder der habsburgischen Dynastie, Ungarn inbegriffen, darzustellen. Niemals haben die zuständigen verfassungsmäßigen Faktoren Ungarns eine Mediatisierung des ungarischen Königtums anerkannt. Als ihnen die Schaffung des neuen Titels, unter gleichzeitiger Versicherung, daß die Freiheiten und Rechte des Landes dadurch nicht angetastet werden sollen, mitgeteilt wurde, lehnten die Reichsstände die Inartikulierung dieser allerh. Zusage mit der Motivierung ab, daß die ganze Sache sie unmittelbar nichts angehe. Den gleichen Standpunkt nahm ein späterer Reichstag in einer einstimmig erfolgten feierlichen Erklärung beider Häuser ein, die verlangte und auch erreichte, daß König Ferdinand, der als Kaiser von Österreich der erste dieses Namens war, in Ungarn die Ordnungszahl V führe, die ihm in der Reihe der ungarischen Könige zukam. Verdunkelt wurde diese Rechtslage durch den fortwährenden, aus Gleichgültigkeit geduldeten Gebrauch gewisser Insignien und Farben bei den gemeinsamen Institutionen, die jener Vorstellung entsprachen. Allein Kaiser und König Franz Joseph erkannte stets an, daß diese Insignien der staatsrechtlichen Wahrheit nicht entsprechen, und stimmte der Notwendigkeit, sie zu modifizieren, bei, was denn auch gegen Ende seiner Regierung in einer Weise erfolgte, welche die Unabhängigkeit und Parität der österreichischen Kaiser- und der ungarischen Königskrone versinnbildlichte.

Ich glaube, in diesen Ausführungen vor den Leser das Bild einer ganz eigenartigen Konstruktion der obersten Macht im Staate gestellt zu haben, einer Konstruktion, deren Ursprung in das 9. Jahrhundert zurückreicht und die in ihren wesentlichen Merkmalen bis auf unsere Tage die nämliche geblieben ist, es auch bleiben konnte, weil sie schon in ihren ersten Anfängen dem modernen Staatsgedanken viel näher stand als irgendeine politische Schöpfung des Mittelalters, dann aber, weil sie Entwicklungs- und Anpassungsfähigkeit mit Stabilität in einem Maße vereinigte, für die nur die Geschichte der englischen Verfassungsentwicklung ein Analogon bildet. Sie ist ferner ein Urprodukt des ungarischen Genius. Wohl findet sich in den Formen des ungarischen Königtums vieles, was den germanischen, insbesondere den fränkischen, teilweise den bajuwarischen Institutionen entlehnt ist, allein diese fremden Bestandteile wurden stets angeglichen und vom ursprünglichen Geiste durchtränkt, bis sie ganz und gar den ungarischen Charakter annahmen. Man kann unser Volk nicht verstehen, wenn man nicht in den Geist dieser seiner größten Schöpfung eingedrungen ist; man muß die Eigenart des ungarischen Königtums erfaßt haben, um zu begreifen, wie dieses Volk auch heute durch und durch monarchisch gesinnt ist; freilich nicht im Sinne eines allgemeinen theoretischen monarchischen Glaubens, sondern im Sinne dieses spezifischen nationalen Königtums, das als Institution diesen Charakter beibehielt, mochten auch zu manchen Zeiten seine Träger der Nation fremd geworden sein. Das waren Könige, die vergangen sind; das Königtum aber bleibt.

Die Monarchie in Griechenland

Von Georg Streit in Athen

Die Frage nach der besten Staatsform kann immer nur ein bestimmtes Volk in einer bestimmten Periode seines Daseins betreffen. Jede Verfassungsänderung aber muß, wenn sie dem Staatswohl entsprechen soll, die Frucht einer ruhigen Überlegung sein. Die Verkennung dieser beiden Maximen ist der politische Grundfehler des während des Weltkrieges von Venizelos gegen König Konstantin und die griechische Dynastie begonnenen Kampfes gewesen, der zur Entfernung des Königs durch die Ententemächte Anlaß gab und nach dem Kriege mit Einführung der republikanischen Staatsform endete.

Schon die Vermengung inner- und außerpolitischer Momente, in einem Augenblicke, da nur die völlige Einheit des griechischen Volkes zu erstreben war, erschien jedem ruhig denkenden Menschen äußerst schlimm. Denn die Gefahr eines Zwiespalts der Nation bei jeder Entscheidung, gleich ob für den Krieg oder für die Neutralität, sprang in die Augen. Auch mußte man sich sagen, daß nur unter der Führung eines erhabenen Menschen, eines erfahrenen Strategen und eines vom Volke vergötterten Fürsten, wie König Konstantin es war, Griechenland das Höchstmaß seiner Kraft würde entfalten können. Entscheidend aber hätte, vor Beginn eines Kampfes gegen die Krone, die Überlegung sein müssen, daß die Kriegszeit mit ihren starken momentanen Antrieben, an denen auch ausländische Faktoren sich beteiligten, am wenigsten geeignet ist für innerpolitische Aktionen, die weit über die Kriegszeit hinaus ihre Wirkungen erstrecken, da sie ein Urteil ohne Übereilung ausschließt. Nur die bleibenden Interessen Griechenlands waren in Betracht zu ziehen, wo es sich um Verfassungsfragen des Landes handelte, und diese Interessen sprachen zugunsten der Unantastbarkeit der erprobten Staatsform, an der auch das griechische Volk mit seiner ganzen Seele hing. Der Augenblick, da der griechische Staat vielleicht die wichtigste Etappe seit seiner Gründung erreicht hatte und an die organische und systematische Ausbildung des nunmehr bedeutend erweiterten Gebietes schreiten mußte, war zu ernst und mußte vor allem jedes Experimentieren, gar in Verfassungsfragen, ausschalten.

In der Tat war sich das griechische Volk bewußt, daß es unter einem Könige von jeher am besten vorbereitet gewesen ist, Großes zu leisten. Der ausgesprochene Sinn der Griechen für demokratische Gleichheit, verbunden mit der so weitgehenden politischen Befähigung und Ambition des einzelnen, bringt es auch mit sich, daß er über den einander gleichen Staatsbürgern, eines diese Gleichheit gewährleistenden ständigen Oberhauptes bedarf. Wo dies gefehlt hat in seiner Geschichte, da ist die Gefahr von politischen oder militärischen Diktaturen sehr nahe gewesen und haben die Ambitionen demagogischer Politiker oder Heeresleiter nur zu oft zu solchem geführt. Diese Diktaturen brachten aber fast immer Reaktionen und Umwälzungen mit sich, die die ständige Entwicklung beeinträchtigten; auch ließen diese Diktaturen, infolge der von den ephemeren Herrschern oft verfolgten persönlichen Zwecke, anarchische Zustände, jedenfalls ein geschwächtes Vaterland zurück. Überhaupt war es recht oft der Fall, daß in den republikanischen Jahren nicht die Mehrheit der Staatsbürger regierte, sondern kleine Minderheiten, die das wirkliche demokratische Prinzip am wenigsten zur Geltung kommen ließen. Bei der immer nach kriegerischen Perioden besonders gesteigerten Ungeneigtheit der Militärs aber, sich der Zivilautorität zu fügen, war auch die Gefahr verderblicher Insubordination oder gar unmittelbarer Einmischung der Militärs in die Politik gegeben, während bei einer Monarchie, welche Zivil- und Militärautorität in sich vereinigt, dieses Problem kaum entstand; um so weniger, als die Monarchie dem Heere stets besondere Fürsorge hat angedeihen lassen.

Dazu kommen allgemeine Betrachtungen über die Vorzüge des monarchischen Prinzips, bei dem, infolge der Stabilität und der Erblichkeit der Träger der höchsten staatlichen

Gewalt, diese stets ein gleichmäßiger und unparteiischer Freund des Volkes sind. In den Klassenkämpfen hat das Königtum viel mehr an der Seite des Arbeiters, überhaupt an der Seite der Schwächeren, die die großen Massen ausmachen, gestanden und ist aristokratischen, besonders selbstsüchtigen und meist auch unverantwortlichen plutokratischen Auswüchsen entgegengetreten. Bei aller Anhänglichkeit an die Überlieferung und bei allem Wunsche nach Wahrung der geschichtlichen Zusammenhänge, hat es sich vernünftigen, selbst großzügigen Reformen gegenüber zugänglicher gezeigt als die Republik, die oft einseitig und stoßweise zu Änderungen sich herbeigelassen hat. So kann sich namentlich die Monarchie auch mit dem Prinzip der Dezentralisation leichter abfinden als die Republik, da sie dieselbe weniger befürchtet und eine künstliche Zentralisation weniger benötigt als jede andere Staatsform. Die Monarchie bewährt sich eben als ein Faktor, der in höherem Maße das Gleichgewicht im Staate erhalten kann, sei es, daß es sich um die Regelung der vermögensrechtlichen Beziehungen oder des Familienrechtes handelt, sei es, daß es den religiösen, politischen und sozialen Freiheiten gegenübersteht. Eine Voraussetzung dieses Gleichgewichtes ist freilich weiter für das moderne Staatswesen eine durch unmittelbare und mittelbare Beteiligung des Volkes an der Staatsleitung eingeschränkte monarchische Gewalt. In Griechenland ist dies in Form der parlamentarischen Regierung geschehen.

Somit verlangt das griechische Volk, zumal es heute vor noch schwierigeren Aufgaben steht als je, und unter besonders schwierigen Umständen eine rasche Anpassung der staatlichen Funktionen an die modernen Anforderungen erstreben muß, eine Staatsform, die dieses Ziel am ehesten und sichersten fördern kann, und diese Form ist meines Ermessens die der konstitutionellen Monarchie; allerdings darf sie nur auf dem Wege physiologischer Entwicklung wieder hergestellt werden, wenn auch ihre Aufhebung durch Gewaltakt stattgefunden hat. Man sollte nicht vergessen, daß der griechische Staat 1½ Millionen entwurzelter Rassenbrüder aus Kleinasien, dem Pontus und Thrazien in kürzester Zeit aufgenommen hat und darum eines stabilen Gleichgewichts seiner Faktoren bedarf, um die wichtigste Aufgabe der Einordnung dieser Neubürger zu erfüllen. Die zugewanderten Griechen werden an der wiederhergestellten königlichen Gewalt und der königlichen Familie, die so schöne Überlieferungen wohltuender sozialer Arbeit besitzt, eine wertvolle Stütze haben, ohne daß die autochthonen Altbürger von den Zuwanderern verdrängt werden. Dies kann eben nur durch eine Staatsform erreicht werden, die bei stabilem Gleichgewicht jeder edeln und nützlichen Initiative auf politischem und sozialem Gebiet Raum läßt.

Jedenfalls ist die Verfassungsänderung, die ohne Befragung des freien Volkswillens von einer kleinen Minderheit beschlossen worden ist, mit einem dritten Grundfehler behaftet, der schwer auf ihr lastet, solange nicht unzweifelhaft festgestellt wird, daß das griechische Volk sich von der konstitutionellen Monarchie abgewandt hat.

Im Jahre 1920 kehrte König Konstantin durch fast einmütigen Beschluß des griechischen Volkes berufen, unter dem Jubel der Nation nach Athen auf seinen Thron zurück. Bei der Erschütterung aber, die die königliche Gewalt während des Krieges infolge des gegen sie geführten Feldzuges besonders in den Reihen der Offiziere erlitten hatte, bei dem furchtbaren Zwiespalt in der Armee und den persönlichen Apprehensionen der in der jüngsten Vergangenheit politisch kompromittierten Militärs, beschloß König Konstantin abermals, um das Land vor dem Bruderkrieg zu retten, Griechenland zu verlassen.

Die kleinasiatische Katastrophe aber, für die beide Parteien einander die Verantwortung zuschoben, an der aber wohl in erster Linie die Überspannung der nationalen Kräfte schuld war, veranlaßte eine derartige Anarchie, daß alle Einrichtungen des Landes ins Wanken gerieten; auch die Dynastie ward, ohne daß das Volk es gewollt, ja ohne daß es im voraus befragt worden wäre, vom Throne entfernt. Die Republik war eingeführt.

Nach und nach erholt sich das griechische Volk von seinen harten Schicksalsschlägen. Die Frage über seine Staatsform kann nicht als endgültig beantwortet angesehen werden.

Katholische Kirche und Legitimität

Von Franz Xaver Kiefl † in Regensburg

Kurz vor seinem am 5. Juli 1928 erfolgten Hinscheiden schrieb unser Mitarbeiter diesen Aufsatz — vielleicht seine letzte Arbeit.

Daß die Kirche im Mittelalter Könige absetzte und ihre Untertanen vom Eide der Treue entband, wurde Anlaß zu heißen, viele Jahrhunderte nachzitternden Kämpfen. Mit den schaurigen Bildern von Canossa umkleidete sich noch die moderne Ideenpropaganda gegen die Kirche, als es schon klar wurde, daß sie selbst die Religion entwurzeln wollte, um das Fundament der Throne wegzuräumen. Daß aber diese Oberlehensherrlichkeit des Papstes, die in den zeitgeschichtlichen, nicht aber den ewigen Aufgaben der Kirche begründet war, von einigen schmerzlichen Fällen abgesehen, ein Schutzwall des legitimen Fürstentums gegen Raub und Revolution in den Jahrhunderten des Völkerchaos und des Faustrechts war, zeigt Kardinal Hergenröther in seinem tiefschürfenden Werke „Katholische Kirche und Christlicher Staat" (2. Ausg., S. 410):

„Der Papst erscheint wahrhaft als Hort der Legitimität, der auch seiner Stellung nach diese überall zu schirmen hat und das göttliche Recht überall vertritt, dabei seine Entscheidung stets auf feste Rechtsprinzipien stützt, der Frivolität und der Laune der Massen entgegensteht".

Dennoch berückte die Hoffnung auf Befreiung von den Fesseln der Kirche manche Geister auf den Fürstenthronen, als Hobbes in seinen Elementa philosophica de cive (1646) zeigte, daß philosophisch auf der neuen Grundlage der Volkssouveränität eine weit glänzendere Machtfülle der Fürsten sich konstruieren lasse, als je in einer orientalischen Despotie. Aber noch war die Saat der neuen Ideen nicht völlig aufgegangen, und schon stellte Bossuet, in hohem Fluge einem Jahrhundert vorauseilend, folgende Prognose:

„Man kann sonnenklar beweisen, daß, wenn man die zwei Meinungen vergleichen müßte, die eine, welche das Zeitliche der Souveräne den Päpsten unterwirft, die andere, welche es dem Volke unterstellt, letzterer Ausweg, wo Mut, Eigensinn, Unwissenheit, Überstürzung des Jähzorns herrschen, unbedenklich am meisten zu fürchten wäre. Die Erfahrung hat die Wahrheit dieser Ansicht gezeigt, und unsere Zeit allein hat unter denen, welche die Souveräne den grausamen Launen der Menge preisgegeben haben, viel mehr und weit tragischere Beispiele von Gewalttaten gegen die Person und die Macht der Könige aufgewiesen, als man während sechs bis sieben Jahrhunderten unter den Völkern findet, die in diesem Stücke die Macht Roms anerkannt haben" (Défense de l'hist. des variations n. 55).

Unter dem erschütternden Eindruck der Napoleonischen Kriege suchten die europäischen Fürsten auf dem Wiener Kongreß den altchristlichen Begriff der Fürstenlegitimität in das noch so kümmerliche europäische Völkerrecht einzuführen. Es hat der Sache nicht zum Vorteil gereicht, daß gerade Talleyrand bei dieser Einführung Pate stehen wollte. Aber der Staatsakt der „Heiligen Allianz", der 1816 und 1817 alle deutschen Monarchen beitraten, ist die klassische Formulierung des vielgeschmähten Legitimitätsprinzips, das nach Jellinek die Gespenster des abgestorbenen Mittelalters gegen den lichten Geist der Neuzeit auf den Plan rief. Und doch, welch herrliches Bekenntnis der europäischen Monarchen: Gott allein ist souverän! Dieser Gedanke ist auch der leuchtende Stern in allen Rundschreiben Leos XIII. Er sagt:

„Ja sehr viele Neuere treten der Behauptung derer bei, die im vorigen Jahrhundert mit Stolz auf den Namen von Philosophen Anspruch machten, daß alle Gewalt vom Volk ausgehe. Ebendarum übten die Fürsten ihre Gewalt nicht als die ihrige, sondern nur im Auftrag des Volkes aus, und zwar unter der Bedingung, daß sie durch den Willen des Volkes, von dem sie übertragen wurde, auch widerrufen werden könne. Zu diesen stehen die Katholiken in scharfem Gegensatze, weil sie die Befehlsgewalt von Gott, als ihrem natürlichen und notwendigen Urgrund herleiten" (Diuturnum, Herder II, 205).

Aus diesen Ausführungen ergeben sich folgende zwei Rechtssätze: 1. daß die Fürsten nach Leos Lehre ihre Gewalt nicht als Mandat des Volkes, sondern, wie der moderne staatsrechtliche Ausdruck lautet, kraft eigenen Rechtes üben; 2. daß das Volk den legitimen Fürsten ihre Gewalt nicht nehmen kann. Das und sonst nichts ist jene Legitimität, die er verteidigt wird. Es stimmt mit Leos Darlegungen überein, wenn v. Held den staatsrechtlichen Begriff der deutschen Fürstensouveränität bestimmt:

„Die monarchische Staatsgewalt der deutschen Fürsten ist keine auf irgendeinem Akte menschlicher Übertragung beruhende, sondern eine nach der ganzen Organisation des monarchischen Staats dem legitimen Fürsten, welcher sie überkommen und angenommen hat, notwendig von selbst über als eigenes Recht gegen alle seine Untertanen zustehende, als rechtliche, aber unverantwortliche Pflicht gegen den Staat auszuübende Gewalt" (System des Verfassungsrechtes der monarchischen Staaten Deutschlands II, 135).

Suarez beruft sich für seine seit dem Umsturz viel besprochene Vertragstheorie auf die Juristen seiner Zeit, und niemand wird ihm das verübeln. Gerade im 16. Jahrhundert waren die Schulen von Cordova und Sevilla, Salamanka und Alkala de Henares die Schatzkammer, aus der Karl V. seine Königreiche mit den Grundsätzen christlichen Staatsrechtes versorgte. Allein die Theorien dieser spanischen Juristen und Theologen waren auf die gewaltigen Völkertürme ihrer Heimat zugeschnitten, und es ist nicht einzusehen, warum wir für die tausendjährige deutsche Verfassungsrechtsgeschichte nicht lieber deutsche Autoren hören wollen. Mit Recht betont der spanische Philosoph Jakob Balmes, welch gewaltiges Verdienst Bellarmin und Suarez dadurch haben, daß sie das Bestreben der englischen Könige, das geistliche und weltliche Schwert in ihrer Hand zu vereinigen und dadurch die Freiheit der Völker zu zerstören, vereitelt haben. Aber es ist ein Irrtum, diese Theologen und die spanischen Thomisten als Vertreter der Volkssouveränität in Anspruch zu nehmen. Der Kölner Universitätsprofessor für Völkerrecht Dr. Godehard Joseph Ebers, schrieb jüngst gegen Schrörs: „Es gibt auch eine katholische Lehre von der Volkssouveränität, wie sie vom heiligen Thomas, den spätscholastischen Vertretern und von Leo XIII. anerkannt wird" (Katholische Politik 1927, 121). Wo bei Leo eine Stelle wäre, welche diese Anerkennung enthalten würde, sagt Ebers nicht. Leo erklärt immer wieder, die Lehre von der Volkssouveränität sei eine Frucht der Häresie:

„Aus dieser Häresie (der kalvinistischen) entsprang im vorigen Jahrhundert eine fälschlich sogenannte Philosophie sowie das, was man das moderne Recht nennt und die Lehre von der Volkssouveränität" (Herder, erweiterte Sammlung II, 226).

Und welcher moderne Jurist wird, um von Thomas zu schweigen, bei Bellarmin und Suarez von Volkssouveränität sprechen wollen, nachdem diese beiden es als eine Forderung des Naturrechtes erklären, daß das Volk die Gewalt nicht selbst ausübe, sondern an eine physische oder moralische Person weitergebe, und nachdem beide versichern, daß das Volk den Fürsten die einmal übertragene Gewalt nicht mehr abnehmen kann? Weder von absoluter Volkssouveränität im englischen, noch von unveräußerlicher im französischen Sinne ist die Rede, und mit Recht bezeichnet Theodor Meyer Bellarmin und Suarez, die zudem die Monarchie als die beste Staatsform erklären, als Gegner der Volkssouveränität. Oder will Ebers, da er von Spätscholastik spricht, die spanischen Thomisten als Vertreter der Volkssouveränität in Anspruch nehmen? Allein das berühmte Kompendium der Karmelitenschule von Salamanka (Ausgabe 1779), das nach Balmes hundert Jahre lang das offizielle Lehrbuch aller spanischen Hochschulen war, erklärt, daß es in der einmal eingerichteten Monarchie nur eine Souveränität gebe, die des legitimen Fürsten, dem auch das Volksganze untertan sei, und daß nach der einstimmigen Lehre aller Autoren das Volksganze dem legitimen Fürsten seine Gewalt nicht mehr nehmen könne. Oder soll Kardinal Billot Vertreter der Volkssouveränität sein? Allein er bekämpft die Lehre des Suarez, daß das Volk auch nur ursprünglich im Besitze der Souveränität sei und kann sich nicht einmal mit dem allgemeinen modernen Wahlrecht abfinden. Was Thomas

und die spanischen Thomisten über das Verhältnis der Fürstengewalt zum Volksganzen sagen, ist weit entfernt von der Anerkennung einer Volkssouveränität im heutigen technischen Sinne des Wortes, bedeutet vielmehr nichts anderes, als was die hervorragendsten deutschen Staatsrechtslehrer des letzten Jahrhunderts betonen, die auf legitimistischem Standpunkte standen. Trotz der entschiedensten Ablehnung der Volkssouveränität erklärten sie es als bleibende Errungenschaft des modernen Staatsrechtes, daß die Fürstensouveränität keine privatrechtliche Befugnis, sondern um des Staates willen da und mit der Staatssouveränität identisch sei, daß also die persönliche Souveränität keinen individuellen Zwecken dienen darf, sondern nur den Zwecken des Staats, der auf dem Wege seiner Entwicklung dahingekommen ist, in diesen Personen seine gesetzlichen Repräsentanten zu finden, daß die Fürstengewalt nicht äußerlich dem Staate gegenübersteht, sondern organisch in ihm ist, als die personifizierte gesamte, oberste Staatsgewalt. Der liberale Staatsrechtslehrer Zachariae schrieb in seinem „Deutschen Staatsrecht" (I Par. 18):

„An die Stelle des an sich unhaltbaren, dem gefährlichsten Mißbrauch unterworfenen und jede Stetigkeit der Staatsordnung ausschließenden Begriffs der Volkssouveränität im Rousseauschen oder andern vulgären Sinne setzen wir den Begriff der Staatssouveränität."

Ja, selbst der konservative Stahl, welcher die Volkssouveränität unbedingt verwirft, sagt in seiner Rechtsphilosophie (II 2, 11):

„Der Staat ruht unbestreitbar zuletzt auf dem Volkswillen und ist nur dadurch ein Reich der sittlichen Gemeinschaft".

So hat denn auch Bornhak in seinem „Preußischen Staatsrecht" I 65 mit Recht betont, daß nach dem monarchischen Prinzip in seiner veredelten, modernen Fassung Staat und Herrscher identische Begriffe sind und das vielverkannte Wort Ludwigs XIV.: L'état c'est moi" einen guten Sinn hat. (Ähnlich Seydel, Bayerisches Staatsrecht I 170.)

Wenn Leo XIII. die Volkssouveränität mit solcher Entschiedenheit ablehnt, so stehen ihm die Erfahrungen in den modernen Demokratien vor und nach dem Umsturze zur Seite. Die rote Zentrale in Moskau und die goldene in New York beweisen, daß selbst Riesenmassen von Völkern in den modernen Demokratien durch den Einfluß weniger erdrückt werden. Wie Oswald Spengler sehr richtig sagt, ist das „Selbstbestimmungsrecht des Volkes" unter der Wirkung der modernen Parteimaschinerie lediglich eine höfliche Redensart im Munde der Parteigrößen geworden.

Der gebildete Monarchist von heute denkt bei der monarchischen Staatsform wie der heilige Thomas nicht an Privatrechte der Fürsten, sondern daran, daß das Gemeinwohl in der Hand eines einzigen sicherer ist als in den Händen der Parteien. v. Held sagt:

„Die Monarchie gewährt die vollkommenste, weil einheitlichste Personifikation der Staatsgewalt . . . Die Personifikation der Staatsgewalt durch eine aristokratische oder demokratische, juristische Person ist selbst wieder nur etwas Fingiertes. In der republikanischen Staatsform wuchert die Mehrheit und daher die Verschiedenheit der Privatinteressen auf Kosten des Staates, die Verschiedenheit der Meinungen auf Kosten der staatlichen Einheit. Hier ist nicht die Einheit in der Mannigfaltigkeit, sondern Trennung in der Einheit, und die Staatsgewalt vermag nicht über den Parteien zu stehen, sondern sie muß jedesmal der stärkeren Partei, gleichviel ob sie die staatlich berechtigte ist oder nicht, gehören" (Verfassungsrecht I, 363).

Leo XIII. betont unermüdlich, es widerstrebe der Kirche in hohem Grade, in das Gewirr der Parteien herabzusteigen und ihre Rechtsstellung sowie ihren Beruf den Wechselfällen der politischen Arena unterzuordnen; deshalb mißbillige die Kirche keine Staatsform, „wenn durch deren Einführung die Gerechtigkeit nicht verletzt wird". Nun ist es aber nach Leos Grundsätzen klar, daß die Revolution, in der gegen ein anerkanntes, tausendjähriges Recht friedliche Throne von Meuterern umgestürzt wurden, eine himmelschreiende Verletzung der Gerechtigkeit ist. Die Frage, ob in einer Erbmonarchie das tausendjährige Recht einer legitimen Dynastie an dem Tage untergeht, an dem die Revolution zum Siege gelangt, ist jene Frage, in der schon Pius IX. die philosophischen Zeitirrtümer zusammen-

geballt fand, und in die ein so geistvoller moderner Staatsrechtslehrer wie Jellinek sein großartiges Bild vom Kampfe des alten Rechtes mit dem neuen einzeichnete.

In der Beantwortung dieser Frage gehe ich nicht über das hinaus, was Bossuet und Fenelon, die Kardinäle Hergenröther und Zigliara, was Taparelli und Schiffini, Ferdinand Walter, Hertling, Schrörs, die Jesuiten Theodor Meyer, Ludwig Hammerstein, Viktor Cathrein und Christian Pesch vertreten haben, nicht in Gelegenheitsäußerungen, sondern in wissenschaftlichem Zusammenhang mit den Grundlagen der Moralphilosophie. Es ist ein Zeichen unserer Zeit, wenn man heute mit der „Widerlegung" der Lebensarbeit eines Hertling und Cathrein sich die literarischen Sporen verdienen zu können glaubt. Leo XIII. hatte nicht nötig, Bellarmin und Suarez, die sich in einem entscheidungsreichen Augenblick der Geschichte um die Kirche unsterbliche Verdienste erworben haben, zu verurteilen, und er hat sie nicht verurteilt, so sehr er von einzelnen ihrer Formulierungen abweicht. Denn auch sie haben, wie Balmes feststellt, die Grundlagen des legitimen Königtums nicht angetastet, sondern verteidigt. Zwischen Hochscholastik, Spätscholastik und Neuscholastik besteht hierin kein Unterschied, und wenn die einen die Fürstengewalt unmittelbar, die anderen mittelbar auf Gott bezogen, so haben sie doch alle die Revolution gegen den rechtmäßigen Fürsten als Verbrechen verurteilt. Mit Windelband und Gierke haben im letzten Jahrhundert viele Philosophen und Juristen der katholischen Theologie namentlich in Spanien vorgeworfen, sie sei mit ihrer Vertragstheorie die Vorläuferin Rousseaus und die Wegbereiterin der Revolution geworden. Freimütig gesteht Hergenröther:

„Man kann allerdings nicht bestreiten, daß auch bei den Katholiken nicht wenige gefährliche Theorien und ebenso schwere Verbrechen gefunden werden können. Aber keineswegs gehen sie aus den katholischen Prinzipien selbst hervor" (403).

Allein gerade die spanische Theologie trifft kein Vorwurf. Jene Theologen redeten zwar zu den Königen mit einem Freimut, der an die demokratische Sprache unseres Jahrhunderts erinnert. Aber sie waren königstreue Untertanen. Selbst das berüchtigte Buch des Jesuiten Mariana über den Tyrannenmord erschien 1599 in einer Hofdruckerei in Toledo mit königlichem Privileg, trug an der Spitze die Widmung an König Philipp III. und war für den Thronfolger geschrieben.

Es ist also ein vergebliches Bemühen, gerade die spanische Thomistenschule heute wieder an den Wagen der Revolution spannen zu wollen. Der von den spanischen Theologen betonte organische Staatsgrundgedanke des hl. Thomas, daß die ganze Intelligenz und Charakterstärke eines Volkes in den staatlichen Lebensprozeß einzustellen und daß jede Souveränität nur Stellvertretung des Volkes und nur um der ganzen Gemeinschaft willen daseinsberechtigt sei, also keinerlei privatrechtlichen Charakter habe, schließt keineswegs die Volkssouveränität im feststehenden juridischen Sinn in sich.

„Die Volkssouveränität ist sowohl praktisch als auch theoretisch ein kolossaler Irrtum, in welchem für den ehrlichen Mann gerade so, wie in der Gewaltenteilung, in den gemischten Verfassungen usw. nur der wahre Grundgedanke des organischen Staats enthalten ist" (Held, Staat u. Gesellschaft II, 731).

Zwar ist die moderne Demokratie von Maximilian Harden bis Bredt einem glatten philologischen Mißverständnis zum Opfer gefallen, als sie Leo XIII. zum Gegner des Obrigkeitsstaates, ja zum Protektor der Revolution machen wollte und die Balsamschale ihres Lobes über den großen Papst ausgoß, um sie freilich mit ihrem demokratischen Haar sofort wieder abzutrocknen, weil sie nicht verschweigen konnte, welche Renaissance der Kirche sie wünschte. Denn wenn Leo immer wieder die „christliche Demokratie" feierte, so versäumte er nicht, vor seinem Tode in der Enzyklika Graves de communi re (1901) ausdrücklich festzustellen, daß er sein Wort nicht im politischen Sinne gemeint habe. Im Sinne Leos war das Wort Demokratie schon vorher gebraucht worden. Von der Lehre der Volkssouveränität, sagt Leo, „war nur noch ein kleiner Schritt zu den geistigen Epidemien des Sozialismus, Kommunismus und Nihilismus, diesen entsetzlichen Todesboten, ja Totengräbern jeder menschlichen Gesellschaft" (Herder II 225). Wenn Leo in

seiner herrlichen Enzyklika Sapientiae Christianae betont, die Souveränität sei ein Abglanz und Bild der göttlichen Majestät selbst noch in einem unwürdigen Träger, und es gebe keine wahre und legitime Gewalt, welche nicht von Gott ausgehe, dem höchsten Fürsten und Herrn über alle, der allein einem Menschen die Herrschaft über Menschen übertragen kann; wenn er ferner beifügt, das könne dem Gemeinwohl nicht dienen, was dem höchsten Gute widerstreite und von der Liebe Gottes trenne (Herder III 112), so hat er damit die christliche Staatsauffassung klar umschrieben. Zu dieser Auffassung steht das moderne Recht in scharfem Gegensatze. Jellinek z. B. gibt offen zu, daß auch in den gewaltigen Staatsumwälzungen der neueren Zeit nicht Recht gegen Recht, sondern rechtlose Macht gegen machtloses Recht stand: „Erst der Sieg jener Macht verleiht ihr, ähnlich wie wir es bei den zwischenstaatlichen Kämpfen beobachten können, die Eigenschaft einer rechtschaffenden Gewalt." Also der Sieg der Macht zerstört und schafft das Recht. Von solchem Standpunkte aus wird „die religiöse Lehre vom göttlichen Recht der Obrigkeit", die „Lehre vom Königtum iure divino" dem Spotte preisgegeben.

„Die alte Demutsformel von Gottes Gnaden, welche den kontinentalen Monarchien durch das angelsächsische Königtum vermittelt wurde, ist (im Lippeschen Thronfolgestreit) Gegenstand juristischer Deduktion geworden, so daß man sich in den Gedankenkreis des 16. Jahrhunderts zurückversetzt wähnt, wo man ernstliche juristische Folgerungen aus dem Wesen des Bundes zog, den einst Gott mit seinem Volke abgeschlossen hatte."

Man hat seit der Revolution vielfach selbst in katholischen Kreisen die Spöttereien über das Legitimitätsprinzip nachgesprochen, ohne sich bewußt zu werden, daß sie in dem Gedankenkreise, in dem sie von modernen Staatsrechtslehrern formuliert worden sind, sich gegen die Grundlagen der katholischen Staatsphilosophie selbst richten: „Von Gottes Herrscherrecht ist keine Rede mehr, gleich als wenn es keinen Gott gäbe!" wie mit Bitterkeit Leo XIII. klagt. Der eigentliche Stein des Anstoßes am Legitimismus ist für die moderne Staatslehre dieser, daß er das Recht nicht im Sinne Hegels auf den Sieg der Macht, sondern auf die Heiligkeit Gottes gründet. Dagegen stimmt es mit den besten Gedanken der katholischen Schulen überein, wenn ein Legitimist wie Held sich äußert:

„Die Souveränität ist, weil der Staat ist. Sie ist nichts Gemachtes oder Zufälliges, sondern etwas Gewordenes und Notwendiges; sie muß sein. Sie kommt zwar durch Menschenwerk und in Menschen zur Erscheinung, und das Wie? oder Wer? ihrer Trägerschaft beruht auf positiven Gesetzen; daß sie aber ist, und was sie ihrem Wesen nach ist, das ist nicht menschliche Erfindung ... Seinem letzten Grunde nach beruht der Staat auf göttlicher Weltordnung, weil auf dem natürlichen und sittlichen Wesen und der Bestimmung des Menschen. Und nur diese Auffassung ist staatlich produktiv, staatlichen Fortschritt verheißend, wahrhaft konservativ. Sie setzt das menschliche Wissen und Erkennen auf den unerschütterlichen Felsen des Gottesglaubens, und läßt, über allem Wirrsal menschlicher Verbesserungs- oder Verschlechterungsexperimente am Staate, die erleuchtende und belebende Sonne des Sittengesetzes aufgehen" (System des Verfassungsrechtes der monarchischen Staaten Deutschlands I, 238ff.).

Held bringt hier keinen Gedanken, den nicht auch der gründliche Dogmatiker Christian Pesch S. J. in seiner Schrift „Die christliche Staatslehre nach den Grundsätzen der Enzyklika Immortale Dei" entwickelt und begründet hätte. Ich habe anderswo nachgewiesen, daß der deutsche Umsturz keine Volksbewegung, sondern ein Weltanschauungskampf einer internationalen kleinen Machtgruppe war, deren Zahl Rathenau selbst auf 300 Führerköpfe schätzte.

Revolutionen stehen stets am Ende der großen Glücksperioden der Völker. Die modernen Revolutionen gehen niemals aus von einem Kampf der Völker gegen die Fürsten, sondern überall von dem Kampf einer heimlichen, illegitimen Autorität gegen die organisch erwachsene und deshalb gottgewollte, legitime Autorität, wie Taparelli bemerkt. So gewiß es nun ist, daß die Kirche keiner Staatsform vor einer anderen den Vorzug gibt, ebenso gewiß befiehlt sie es als heiligste Gewissenspflicht, der legitimen Gewalt vor der illegitimen den Vorzug zu geben. Leo XIII. sagt in Au milieu:

„So kommt es, daß die Kirche, die Hüterin der wahrsten und höchsten Auffassung über die politische Souveränität, insofern sie diese von Gott selbst ableitet, immer die Lehren und Menschen, welche gegen die legitime Gewalt rebellieren, verwirft und verurteilt. Und das sogar in einer Zeit, wo die Inhaber der Gewalt diese gegen sie selbst mißbrauchten" (Acta S. S. 24, 524).

Es mag heute noch so viele verwirrte Köpfe geben, die mit der Revolution über das Legitimitätsprinzip spotten: die Kirche hat ihren Standpunkt nicht geändert. Sie ist neutral gegen die Staatsform, aber nicht neutral gegen Recht und Treue, gegen die ewigen Faktoren der Sittlichkeit, mit denen sie steht und fällt. Der gewaltigste Gedanke Leos XIII., daß jedes legitime Herrschertum Gottesgnadentum ist, findet keinen Widerhall mehr in der modernen Gesellschaft, die tief unter das klassische Altertum hinabgesunken ist. Erst der moderne Staat, d. h. die europäische Republik seit 1789, hat im Gegensatz selbst zu den amerikanischen Freistaaten den Namen Gottes aus den Verfassungen ausgerottet und den Grundsatz aufgestellt: L'état est athée. Im christlichen Staatsbegriffe ist der persönliche Gott, so lautet die gewaltige providentielle Botschaft Leos XIII., die durch keine Revolution zu erstürmende ewige Burg des Rechtes, und zwar nicht bloß der Fürsten, sondern noch mehr der Völker, denen die Revolution die Früchte tausendjähriger Staatenentwicklung durch kleine, fremdländische Weltanschauungsgruppen geraubt hat, während der zum Siege gelangte sozialistisch-freimaurerische Staat nach dem jüngsten Zeugnis des Sozialistenführers Adolf Barthels das allgemeine Wahlrecht des Volkes zur Pelotengeste herabwürdigt und die Arbeiterschaft an den Wagen des internationalen Großkapitals gespannt hat. Leibniz, der in der großartigsten aller philosophischen Konzeptionen die Welt als lückenlosen Ozean von Licht und Leben begreifen wollte, hat den Ausspruch getan, ein einziger toter Punkt im Universum würde ein Beweis für den Atheismus sein und eine einzige Rechtsverletzung im Reiche der Geister, die nicht ihren ewigen Widerhall im Herzen der göttlichen Zentralmonade fände, würde die Grundlagen des Gottesglaubens zerschmettern. Das Volk hat nach Leo XIII. das Recht, bei blutigen Revolutionen durch einen Verfassungsnotbau, wie er augenblicklich möglich ist, sich vor dem Untergang zu retten. Aber es hat nicht im Sinne Rousseaus die Befugnis, Recht zum Unrecht und Unrecht zum Recht zu machen. Nicht die siegreiche Macht der vollendeten Tatsachen, sondern nur die Heiligkeit und Unzerstörbarkeit des Rechtes kann der tiefste Grundpfeiler des Staates sein, und daß das verletzte Recht Wiederherstellung und Sühne finde, ist die ewige, unverjährbare Forderung des katholischen Gewissens.

Das Legitimitäts-Prinzip im Lichte der evangelisch-lutherischen Ethik

Von Wilhelm Freiherrn von Pechmann in München

Abundavit iniquitas. Matth. 24, 12.

Mein erstes Wort sei ein Wort der Trauer und der Pietät. Es gilt dem gelehrten und charaktervollen Domdekan von Regensburg, dem wir die vorstehende Studie verdanken, und der — menschlich gesprochen, viel zu früh — aus unserer Mitte geschieden ist, lange bevor sie in die Öffentlichkeit treten konnte.

Ich wiederhole nicht, was zur Würdigung seiner priesterlichen und wissenschaftlichen Persönlichkeit von Berufeneren gesagt worden ist. Aber eines darf ich an dieser Stelle hervorheben. In Dr. F. X. Kiefl lebte ungebrochen die sittliche Kraft des Widerstandes gegen das Unrecht: eben die Kraft, deren wir am meisten bedürfen und die wir am schmerzlichsten vermissen: leider auch in Kreisen und an Stellen vermissen, wo wir berechtigt wären, sie mit Sicherheit zu erwarten.

Man hat mir die Aufgabe anvertraut, zu der Studie des katholischen Theologen ein evangelisches Gegenstück zu schreiben. Diese Aufgabe ist mir willkommen. Nicht als hielt ich sie für leicht oder etwa für das, was man eine dankbare Aufgabe zu nennen pflegt Im Gegenteil: ich weiß, sie ist schwer; und auch mancherlei Nesseln und Dornen, die an Wege stehen, sind mir keineswegs verborgen. Aufrichtig begrüße ich jedoch die Möglich keit, dem, was ich im Märzheft 1929 der S. M. als Jurist habe sagen dürfen, ein ergänzendes Wort folgen zu lassen, in dem ich in der Hauptsache als evangelischer Christ spreche Als solcher wende ich mich gegen Vorstellungen und Gedankengänge, die zu meinem Schmerze auch im evangelischen Teile der deutschen Christenheit weit verbreitet, die aber — ich bin im Innersten davon durchdrungen — irrig sind, und von denen wir uns gründlich frei machen müssen, wenn die vielberufene innere Gesundung unseres schwerkranken Volkes zu Stand und Wesen kommen soll.

Ungeheures und Ungeheuerliches ist geschehen und geschieht.
Ceterum censeo Germaniam esse delendam! Zu diesem Zwecke, mit diesem Ziele Krieg gegen Deutschland! Und warum? Weil es am Ende dieses Krieges keinen Engländer geben wird, der nicht einige hundert Pfund reicher wäre als am Anfang.

Einen Artikel dieses Inhalts habe ich vor 32 Jahren in der alten und angesehenen englischen Wochenschrift Saturday Review gelesen. Englische Freunde haben später versucht, mich davon zu überzeugen, der Artikel (The next war) sei ohne Bedeutung gewesen. Aber schon die Tatsache, daß er in einer Zeitschrift von Rang überhaupt erscheinen konnte, war gewiß nicht bedeutungslos. Und vor allem: das Ziel, auf welches der ungenannte Verfasser hingewiesen hatte, wurde bald genug das Kriegsziel der englischen Politik, das gemeinsame Kriegsziel der gegen uns verbündeten Mächte. Das Deutsche Reich, so friedfertig es stets gewesen war; das Deutsche Reich, in welchem das Sehnen von Generationen seine Erfüllung, die pflichtgetreue Arbeit von Jahrhunderten ihre Krönung gefunden hatte; das Deutsche Reich, dessen Aufrichtung von Männern wie Thomas Carlyle und Präsident Grant mit freudiger Genugtuung begrüßt worden war; das Deutsche Reich und mit ihm das politische Kraftzentrum des ganzen vielgefährdeten Deutschen Volkstums: nach dem Willen unserer Feinde sollte es fallen, um sich nie wieder zu erheben.

Das Ziel wurde erreicht. Das Werk der Vernichtung ist getan. Freilich, zu Ende ist es nicht. Mit Recht hat erst in diesen Tagen Senator W. E. Borah an das Wort eines „berühmten französischen Staatsmannes" erinnert, der nach der Unterzeichnung des sog. „Vertrags" von Versailles erklärte: „Dieser Vertrag ist eine Fortsetzung des Krieges", und an Helfershelfern zu solcher Fortsetzung fehlt es den Franzosen ja wahrlich nicht;

Zum Gelingen des Werkes hat vieles beigetragen. Aber ausschlaggebend war und ist der Anteil der Revolution. In seinem Büchlein „Die Kluft" hat Anton Fendrich vor 10 Jahren einleitend geschrieben:

„Der Krieg fand uns im Jahre 1914 schon als eine tiefzerrissene Nation vor. Unsere Feinde waren noch viel geschlossenere Volkseinheiten. Das bedeutete für uns keine Zurückgebliebenheit, sondern einen Fortschritt... Wir bildeten das mitteleuropäische Kernvolk der internationalen Sozialdemokratie."

Aber so tief schon vor dem Kriege der Riß ging: wie mit einem Zauberschlage war er verschwunden, sobald der Krieg ausbrach. Zu meinen liebsten Erinnerungen aus dem Schützengraben gehört das nie getrübte Verhältnis eines unbegrenzten gegenseitigen Vertrauens, das mich mit ausgesprochenen und überzeugten Sozialdemokraten ebenso eng und fest wie mit meinen übrigen Landsturmleuten verbunden hat. Hätten wir diese Geschlossenheit festzuhalten vermocht, so wären wir unüberwindlich geblieben. Aber von außen und leider auch von innen wurde zielbewußt daran gearbeitet, die Kluft wieder aufzureißen. Der Erfolg war die Revolution und mit ihr die Unterwerfung des deutschen Volkes unter den Vernichtungswillen seiner Feinde.

Auf dem Völkerverbrechen des Weltkriegs und auf dem Volksverbrechen der Revolution beruht alles, was als Völkerrecht und in Deutschland als Staatsrecht heute gilt. Ungesühnt, von vielen nicht erkannt, von den meisten vergessen liegt schwere Schuld auf den Völkern. Die schwerste auf dem deutschen! Nicht die Schuld am Kriege, den die anderen gewollt haben, wohl aber die Schuld der Revolution. Gebrochenes Recht, gebrochene Treue klagen uns an. Das deutsche Volk hat seinen Fürsten, es hat auch sich selbst die Treue gebrochen: die Schuld der Revolution ist zugleich Mitschuld an dem Werke der Vernichtung, das nur durch sie möglich geworden ist.

Ist doch seit der Revolution und durch sie die alte Zerrissenheit größer, hoffnungsloser geworden denn je. Die neuen Verfassungen des Reichs und der Länder, unter dem Druck äußerer und innerer Unfreiheit entstanden[1]), haben sie nicht zu überwinden vermocht. Im Gegenteil: indem man unternahm, da, wo früher über allem Widerstreit der Interessen und der Parteien die Majestät uralten Rechtes gewaltet hatte, auf dem Flugsand der Stimmen und Stimmungen der Massen ein unbeschränktes, aber unbeständiges Parteiregiment aufzurichten, hat man den nicht endenden Kampf zwischen unausgleichbaren Gegensätzen verfassungsmäßig stabilisiert. Und das meiste von dem, was wir unter dem Absolutismus dieses Parteiregiments erlebt haben und erleben, war und ist nur geeignet, in den rissereichen Stamm der deutschen Eiche den spaltenden Keil immer tiefer noch hineinzutreiben: zur schadenfrohen Beruhigung derer, die den Krieg wirklich nicht geführt haben, um ein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens in dieser Welt zu errichten, sondern um uns unwiderruflich zugrunde zu richten.

So weit in den wesentlichen Grundzügen der Tatbestand. Wäre es möglich, ihn in seiner Einfachheit und erschütternden Folgenschwere jedem einzelnen in unserem Volke klar vor Augen zu stellen: mit einem Schlage wäre alle Zerrissenheit geheilt, die geschlossene Volksgemeinschaft von 1914 wiederhergestellt und in und mit dieser Gemeinschaft der einheitliche deutsche Wille. Aber nie war die Herrschaft der Lüge im öffentlichen Leben fester begründet als seit den Jahren, in welchen es ihr gelang, immer größere Teile des deutschen Volkes an allem irre zu machen, woran ein Volk glauben muß, wenn es Volk bleiben und nicht zur wurzellosen Masse entarten soll.

Welche Forderungen ergeben sich, wenn wir die Tatsachen ins Licht der Ethik stellen? Die erste ist: Erkenntnis der Schuld! Daß wir durch die Revolution mit schwerer Schuld belastet worden sind, kann im Ernste kein Christ bezweifeln. In unendlich vielen Abstufungen freilich verteilt sie sich: dort auf die Träger der Revolution, Anstifter, Verführer, Verführte, hier auf die erschreckend große Zahl derer, die durch Schwäche im Widerstand an dem Erfolg der Revolution mitschuldig geworden sind. Doch nicht auf die Schuld des

[1]) „Die deutschen Universitäten und der heutige Staat": unter diesem Titel sind in Nr. 44 der Mohrschen Sammlung „Recht und Staat" drei Referate erschienen, die auf der Weimarer Tagung deutscher Hochschullehrer am 23. und 24. April 1926 von W. Kahl, F. Meinecke und G. Radbruch erstattet wurden. Auf S. 3, in dem zur Einführung abgedruckten Einladungsschreiben vom Februar 1926, ist von den Beweggründen die Rede, aus welchen das Bekenntnis zur neuen Reichsverfassung erfolgen könne. Der eine: „weil nach dem verlorenen Kriege dem Vaterlande aus Gründen der Innen- und Außenpolitik nur in der republikanisch-demokratischen Staatsform hingebungsvoll gedient werden kann". So oft ich an diesen Satz denke, ist er mir um der verehrten Unterzeichner willen schmerzlich. Denn ich finde auch hier wieder die verhängnisvolle Neigung, von den Grundtatsachen der neuesten Geschichte — sagen wir, so schonend zu sprechen, daß von der furchtbaren Wirklichkeit der Dinge so gut wie nichts mehr zu erkennen ist. Der „verlorene Krieg"! Ach, das deutsche Volk hat viel mehr verloren als „den Krieg": es hat seine Freiheit verloren und sein Recht, und es ist in der äußersten Gefahr, sich selbst zu verlieren. Und die „Gründe der Innen- und Außenpolitik"? Warum, wozu diese Umschreibung der Tatsache, daß wir unfrei sind, im Innern wie nach außen? Freilich, die Tatsache stimmt schlecht zu dem zweiten jener Beweggründe für das Verfassungsbekenntnis, zu der „aufrichtigen Begeisterung für die hohen ethisch-politischen Ideale einer Selbstregierung der Völker".

einzelnen kommt es an: was wir uns zum Bewußtsein bringen müssen, ist eine Gesamtschuld des ganzen Volkes, die auf allen liegt, auch auf den persönlich Schuldlosen; denn auch sie gehören zu ihrem Volke als Ganzem.

Ich weiß wohl, ein solcher Gedanke ist dem heutigen Geschlechte fremd geworden, und noch fremder, wenn möglich, ist ihm die Anwendung dieses Gedankens auf die Revolution. Aber die ewigen Gesetze, von deren unverbrüchlicher Geltung schon die heidnischen Völker des Altertums durchdrungen waren, verlieren nichts von ihrer Kraft, wenn eine oberflächliche und schnell vergessende Zeit ihrer nicht achtet, und wenn sie sich über schwere Verfehlungen so leichten Herzens hinwegsetzt wie ein großer Teil des deutschen Volkes über das November-Verbrechen und die November-Schuld.

Keinen Augenblick vergesse ich, wie übergroß der Anteil ist, den an jener schlechthin heillosen Revolution die Feinde von außen hatten. Sie kannten wohl die Wurzeln unserer Kraft, und gegen diese richtete sich, von ihnen angestiftet, die Revolution: sie war, um auch hier an jenen Brief von Lloyd George zu erinnern, ihr eigenstes Werk. Das bedeutet für ihre deutschen Mithelfer eine unausdenkbare Erschwerung der Schuld, für die erschöpften und betrogenen Massen des deutschen Volkes eine weitgehende Milderung. Aber die Schuld selbst bleibt, und wir müssen lernen, sie um vieles klarer zu erkennen und um vieles tiefer zu empfinden.

Die zweite Forderung: Erkenntnis des Unrechts. Es ist nicht das Unrecht der Vergangenheit, das ich meine, sondern das Unrecht, das seit der Revolution Tag für Tag neu wird, das Unrecht, das darin liegt, daß landauf landab gesprochen und geschrieben, gelehrt und nicht ganz selten leider auch gepredigt wird, als wäre das uralte Recht unserer Fürstenhäuser nicht nur gestürzt, sondern erloschen und in jedem Sinne untergegangen; als wäre es für die christliche Ethik von heute überhaupt nicht mehr vorhanden oder doch nur als Gegenstand einer gewissen pietätvollen und dankbaren Erinnerung.

Mit der weitverbreiteten Rechtsauffassung, die hier zugrunde liegt, habe ich mich im Märzheft der S. M. auseinandergesetzt. Es gehört zu meinen dringendsten Wünschen, daß ich noch einmal die Muße finden möchte, auf diese Rechtsauffassung, namentlich auf ihre Vertretung durch den Bonner Kriminalisten Grafen Alexander zu Dohna eingehender zurückzukommen[1]). Im gegenwärtigen Zusammenhang muß ich mir das leider versagen.

Aber ich bleibe in diesem Zusammenhang, wenn ich auf die Festrede hinweise, die bei der Verfassungsfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität am 27. Juli ds. Js. von Hermann Oncken gehalten worden ist[2]). Es heißt dort:

„Eine neue Staatsform, die gewaltsam die geschichtliche Tradition wie die rechtliche Kontinuität ... durchbricht, wird immer einer doppelten Sanktion bedürfen: einer förmlichen Legalität ... und einer im höheren Sinne geschichtlichen Legitimation, die nur allmählich im Ablauf der Generationen erworben werden kann. Die Legalität der deutschen Reichsverfassung wird auch von der überwiegenden Mehrzahl derer, die ihr noch mit innerer Abneigung gegenüberstehen, durch ihr tatsächliches Verhalten zugestanden... Dagegen ist der zweite Prozeß, die Legitimation der Verfassung in einem höheren geschichtlichen Sinne noch nicht abgeschlossen."

Ich bin dem allverehrten Historiker für diese Sätze aufrichtig dankbar. Wir sprechen eine etwas verschiedene Sprache; aber dem Inhalte nach scheint mir das, was wir sagen, sich mindestens nahe zu berühren. Wenn ihn das historische Gewissen abhält, das neue Recht als Recht im Vollsinne anzuerkennen, so finde ich darin eine willkommene Bestäti-

[1]) Graf zu Dohna war freundlich genug, mir seine Vorlesung über „Das Werk von Weimar" zuzuschicken, die in der von B. Harms herausgegebenen Sammlung „Recht und Staat im Neuen Deutschland", Bd. I, S. 68—97, bei Reimar Hobbing soeben erschienen ist. Bei aller aufrichtigen Verehrung für den Verfasser als Mann und als Gelehrten ruft sie meinen Widerspruch mehrfach heraus, nicht zuletzt in ihrem Bekenntnis zu dem Unitarismus, der den Rechtsbruch von 1918 vollenden, aber auch das Reich endgültig zerstören würde.

[2]) Vgl. den ausführlichen Bericht der K. V. Nr. 528 vom 28. Juli.

gung für das Urteil meines juristischen Gewissens: willkommen nicht aus persönlichen Gründen, die hier zu schweigen haben, sondern um der Sache willen, deren tief ernste Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Man sollte meinen, noch entschiedener als das historische und das juristische Gewissen müßte sich das theologische gegen eine Auffassung zur Wehr setzen, welche kein Bedenken trägt, das schwärzeste Unrecht, sofern es sich nur erfolgreich durchsetzt, über Nacht zum Recht im Vollsinne des Wortes werden zu lassen, während sie das Fundamentalrecht unserer ganzen alten Rechtsordnung als ausgelöscht ansieht, sobald ihm durch rechtswidrige Gewalt die Macht genommen ist. Man sollte meinen, schon die Erinnerung an die Katechismus-Stunden und an unsere Kirchenlieder müßten es vor allem dem evangelischen Theologen unmöglich machen, das „gute alte Recht" unserer Fürstenhäuser vorbehaltlos preiszugeben, nur weil diese am Ende eines Vernichtungskrieges der vom Feinde ins Land getragenen Revolution zum Opfer gefallen sind. Leider hat sich jedoch gerade das theologische Gewissen vielfach irreführen lassen.

In schmerzlichem Gegensatze zu Onckens Festrede steht schon das Gedenkblatt, das der Theologe M. Dibelius als Rektor der altehrwürdigen Ruperto-Carolina als Festgabe zum Verfassungstage hinausgegeben hat[1]). Es handelt sich, sagt er darin, nicht um die republikanische Staatsform, denn „diese war bereits eine unserem Leben mit Schicksalsgewalt eingeprägte geschichtliche Tatsache, bevor sie durch die Verfassung legitimiert wurde."

Und in den zum 70. Geburtstage von Ludwig Ihmels erschienenen theologischen Abhandlungen, „Das Erbe Martin Luthers und die gegenwärtige theologische Forschung", lesen wir auf S. 136 von den „alten Staatsformen, die das deutsche Volk nunmehr beseitigt hat". Ich will mich bei dieser schon in der Form abstoßenden, in der Sache völlig unhaltbaren Wendung des Herrn Privatdozenten Lic. Dr. Hans Leube-Leipzig jetzt nicht aufhalten, sondern versuche, den wichtigsten Gründen nachzugehen, auf welchen, soviel ich sehe, jene Irreführung des theologischen Gewissens beruht.

Man sagt, es gebe keine Staatsform, die christlicher wäre als eine andere. Nichts könnte richtiger sein, und niemand kann mit größerer Bestimmtheit dafür eintreten, als ich es immer und überall getan habe[2]). Nur handelt es sich im heutigen Deutschland nicht um ein theoretisches Urteil über die verschiedenen Staatsformen und nicht um die Frage, ob und in welchem Sinne dieses Urteil durch die christliche Ethik zu bestimmen sei, sondern um die Frage nach den Wirkungen der Revolution und der aus ihr hervorgegangenen Verfassungen auf das Recht unserer Fürstenhäuser; ihre Entscheidung hängt nicht von einer vergleichenden Würdigung der verschiedenen Staatsformen ab, sondern vom Wesen des Rechts.

Man beruft sich weiter auf Röm. 13, 1, indem man diese Stelle so auslegt, als genüge der Besitz der Macht, die nackte Tatsache der Herrschaft, um dem Herrscher oder Machthaber die Würde der gottgewollten Obrigkeit zu verleihen: mit der Folge, daß im Falle erfolgreicher Revolutionen diese Würde samt den von ihr ausgehenden Bindungen des christlichen Gewissens ohne weiteres dem jeweiligen Machthaber zufallen würde. Demokraten, die sonst von „Obrigkeit" nichts wissen wollen, und die vom alten „Obrigkeitsstaat" mit Abscheu und Geringschätzung sprechen, vergessen diese Empfindungen, sobald es gilt, die Machthaber des heutigen Staates unter den Schutz des Paulinischen Schriftworts zu stellen. Aber jene Auslegung ist irrig. Als der Apostel an die Gemeinde in Rom schrieb, lag ihm nichts ferner als der Gedanke an eine Lage in welcher die Rechtmäßigkeit der bestehenden Gewalt zweifelhaft und die Gemeinde einer Klärung ihres christlichen Urteils darüber bedürftig sein könnte. Theodor Zahn hat schon im Mai 1919 erschöpfend und unwidersprechlich dargetan, daß es schlechterdings nicht angeht, jene Stelle aus dem

[1]) F. Z. Nr. 553 vom 27. Juli.

[2]) Z. B. in „Protestantismus der Gegenwart", Stuttgart, Bohnenberger, Heft 4, S. 332.

Römerbriefe heranzuziehen, wenn es gilt, einen Streit zwischen altem und neuem Rechte für den Christen zu schlichten[1]).

Man beruft sich endlich — und damit kommen wir wohl zu dem entscheidenden Punkte — unmittelbar auf den Willen Gottes, wie er sich im Gang der Ereignisse kundgegeben habe: auf das „Walten Gottes in der Geschichte":

„Gott hat es ... geschehen lassen, daß wir keinen Kaiser und keinen König mehr haben, daß wir Republik und Freistaat geworden sind. Wollen und sollen wir nun etwa als Christen, wie manche tun, weil sie den alten Zeiten und der früheren Monarchie nachtrauern, uns ablehnend verhalten der gegenwärtigen Staatsverfassung gegenüber, ihr, wenn nicht äußerlich, so doch innerlich den Gehorsam und alles, worauf sie Anspruch erhebt, verweigern? Meine Lieben: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, das heißt unter veränderten politischen Umständen und auf die Gegenwart übertragen selbstverständlich auch: Gebet der Republik, was der Republik ist... Christen sollen in politischen Dingen nicht Schwärmer und Träumer sein, die Utopien nachjagen, sondern sie sollen die von Gott gewirkte oder doch zum mindesten zugelassene tatsächliche Wirklichkeit klaren Blicks ins Auge fassen und ... um des Gewissens willen untertan sein der Obrigkeit, die Gewalt über sie hat; und das sollen sie auch dann, wenn diese Obrigkeit und diese Staatsverfassung nicht dem Ideal von Staatsverfassung und Obrigkeit entspricht, das gerade sie persönlich im Herzen tragen."

„Darum gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, wenn gerade kaiserliche Zeit ist; gebet der Republik, was der Republik ist, wenn gerade republikanische Zeit ist: Gebt es — nicht aus Charakterlosigkeit — wer es aus Charakterlosigkeit tut, der hat seinen Lohn dahin —, sondern um Gottes willen, der in der Geschichte waltet, und um des Gewissens willen, das Gottes Walten in der Geschichte anerkennt..."

Diese Sätze sind einer Predigt entnommen, die der Oberkirchenrat und Kreisdekan W. Rüdel am 7. November 1926 bei St. Johannis in Ansbach gehalten hat[2]). Was sie von den Pflichten sagen, die wir im heutigen Staatswesen zu erfüllen haben, kann ich im wesentlichen unterschreiben. Aber im Verhältnis zum alten Staat läßt diese „Zeitpredigt" alles vermissen. Schon der völlige Mangel an Pietät und Dankbarkeit ist für mein Empfinden, und zwar gerade für mein Empfinden als evangelischer Christ, befremdend und tief verletzend. Wenn ferner der Prediger spricht, als wären es nur Vereinzelte, die „der früheren Monarchie nachtrauern", so ist er glücklicherweise ganz und gar im Irrtum; so grundschlecht ist es um die Treue im Lande wirklich nicht bestellt. Verstehe ich recht, was er von Schwärmern und Träumern sagt, so stelle ich mich ohne weiteres in deren Reihe und überlasse es Gottes Walten in der Geschichte, ob wir damit „Utopien nachjagen" oder einer besseren Zukunft den Weg bereiten, indem wir der besseren Vergangenheit die Treue halten. Was mich aber im tiefsten Grunde von dem Prediger trennt, ist die Indifferenz, mit welcher er den Ursprung der „veränderten politischen Umstände" auf sich beruhen läßt, und die unbekümmerte Gelassenheit, womit er sie vorbehaltlos hinnimmt. Mit ihm erkenne ich Gottes Walten in der Geschichte an: doch nun und nimmermehr so, daß ich mich vermessen würde, dieses tiefverborgene Walten am jeweiligen Erfolge menschlicher Unternehmungen abzulesen, und daß ich es für meine Christenpflicht hielte, vor den ungeheuerlichsten Völker- und Volksverbrechen die Waffen zu strecken, weil zunächst wenigstens und vielleicht auf lange hinaus Gott zusieht, ohne dem Unrecht zu wehren.

Ich weiß wohl, die Auffassung des Predigers ist weit verbreitet; sie wird auch von hohen theologischen Autoritäten getragen. Wenigstens eine davon muß ich noch zu Worte kommen lassen. In seinem System der Christlichen Sittlichkeit (zweite Hälfte, Erlangen 1887, S. 438f.) schreibt Fr. H. R. Frank, von 1857—1894 der mit Recht gefeierte Systematiker unserer Erlanger theologischen Fakultät, was folgt: Der Christ wird zwar

„niemals die Herstellung eines auch von ihm anerkannten und erstrebten besseren Zustandes auf dem Wege des Umsturzes, der Revolution herbeiführen helfen oder billigen können... Aber er

[1]) „Staatsumwälzung und Treueid in biblischer Beleuchtung", Leipzig-Erlangen 1919. Auch N. K. Z. 1919, Juli-Heft.

[2]) Zwei Zeitpredigten. C. Brügel u. Sohn, Ansbach, S. 7f. und 9.

steht darum den eingetretenen Revolutionen, sei es denen von oben, sei es denen von unten, nicht in bornierter Weise gegenüber. Er weiß, daß die durch Schuld der Menschen unnatürlich gewordenen Verhältnisse durch Sünde zersprengt und umgewandelt werden, und daß Gottes Wille geschieht, wenn durch Sünde die Sünde reprimiert wird. In dieser Weise vollzieht sich die gerechte göttliche Weltregierung, welche rein und heilig bleibt, während hienieden die Sünde durch Sünde gestraft und in ihre Schranken gewiesen wird. Auch der Christ bleibt rein, indem er diesen Hergang und sein Resultat anerkennt, gegenüber törichter Legitimitätsschwärmerei, die das frühere Recht und das neuerdings begangene Unrecht zum Vorwand nimmt, um steif und fest an den früheren Zuständen festzuhalten. Der Christ macht keine Revolutionen, aber er weiß, daß sie als Eruptionen und Gegenwirkungen der Sünde geschichtlich notwendig sind, und daß unverändert die göttliche Weltregierung sich dabei fortsetzt, die Heiligkeit der Staatsordnung, das göttliche Recht der Obrigkeit, die Forderung des Gehorsams gegen die bestehenden Gewalten immer neu sich begründet."

Ich bin nun aber doch mindestens zweifelhaft, ob Frank diese Konstruktion der göttlichen Weltregierung mit der nämlichen Sicherheit heute noch vortragen würde, wenn er mit uns erlebt hätte, was 1918 geschehen ist, und wenn er beobachten müßte, wie die elementarsten Begriffe von Recht und von Treue verleugnet werden: nicht etwa nur von dem Pöbel in allen Ständen, dem Gottesfurcht längst zum Gespött geworden ist, sondern von aufrichtigen, ernsten, aber irrenden Christen: von Christen, die überzeugt sind, den Willen Gottes zu ehren und zu tun, wenn sie vor jedem Unrecht zurückweichen, sobald es sich mit Erfolg durchgesetzt hat.

Ich glaube, Frank würde heute sein Konzept stark verändern. Er würde die Theorie von den stets verwerflichen und doch stets gerechtfertigten, stets gottgewollten Revolutionen vielleicht ganz fallen lassen, mindestens mit starken Einschränkungen und Vorbehalten versehen. Möglicherweise würde er nicht viel mehr als etwa das Folgende sagen:

Wir bleiben bei dem Glauben an die Weltregierung Gottes, an sein heiliges Walten auch in und über der verworrenen Geschichte der Menschheit. Wir lassen uns in solchem Glauben nimmermehr beirren. Aber wir wissen, die Wege der göttlichen Weltregierung sind und bleiben uns verborgen. Insbesondere bleibt uns ein unerforschliches Geheimnis der weite Spielraum, in welchem Gott das Unrecht in dieser Welt sich auswirken läßt. Wir halten uns an Jes. 55 V. 8 und 9 und an Ps. 90 V. 4. Das eine aber ist uns gewiß: wenn Gott uns offenbares Unrecht in den Weg treten läßt, so ist es sein heiliger Wille nicht, daß wir solchem Unrecht uns beugen, sondern daß wir ihm auf Leben und Sterben widerstehen.

Ob Frank so sagen würde, muß ich freilich dahingestellt sein lassen. Für meine eigene Überzeugung als evangelischer Christ weiß ich jedenfalls keinen besseren Ausdruck zu finden.

Damit ist auch die dritte und letzte Forderung bereits ausgesprochen und begründet: Widerspruch und Widerstand gegen das Unrecht, Bekenntnis zum Recht!

In seinen Water of Life Sermons, 1865, hat Charles Kingsley gepredigt:

„Manche sagen, das Zeitalter des Rittertums sei dahin. Das Zeitalter des Rittertums ist nie dahin, solange auf dieser Erde ein Unrecht bleibt, dem nicht abgeholfen ist, und so lange sich ein Mann oder eine Frau findet, die sagt: ‚Ich will diesem Unrecht abhelfen oder doch an den Versuch dazu mein Leben setzen.' Das Zeitalter des Rittertums ist nie dahin, solange Menschen so viel Glauben an Gott haben, daß sie sagen: ‚Gott wird mir beistehen, diesem Unrecht abzuhelfen, oder, wenn nicht mir, so wird er sicher denen beistehen, die nach mir kommen. Denn es ist sein ewiger Wille, daß das Böse vom Guten überwunden werde.'" (Ch. Kingsley, Daily Thoughts, 1900, June 21st.)

Nun, von größerem und folgenschwererem Unrecht wissen wir nicht, als von dem Unrecht des mit der Mordtat von Sarajewo eingeleiteten Vernichtungskrieges und von dem Unrecht der Revolution, in welcher der Erfolg dieses Krieges entschieden worden ist. Das Unrecht der Revolution umschließt, ohne sich darin zu erschöpfen, das Unrecht, dem das gute alte Recht unserer Fürstenhäuser zum Opfer gefallen ist. Und so wenig wie all dem anderen Unrecht, so wenig will Gott, daß wir diesem uns beugen. Als Christen sollen und dürfen wir nicht dazu mitwirken, auch nicht unterlassend und schweigend, daß das Un-

recht zunehme und erstarke, das Recht aber vergessen werde und verkümmere. Nein, mit allem, was wir vermögen und sind, haben wir zu dem vergewaltigten Recht uns zu bekennen. Daß es wiederhergestellt werde, wenn Gottes Stunde schlägt, muß uns Sache des Herzens sein und des christlichen Gewissens. Und wenn wir beten: „Dein Wille geschehe!" dürfen wir nie vergessen: Gott will nicht das Unrecht, sondern das Recht.

Damit bin ich zu Ende. Nur anhangsweise noch eine kurze Bemerkung. Absichtlich habe ich, außer in Zitaten, das Wort Legitimität nicht gebraucht. Unglücklich schon in der Wahl des Paten, durch den es in den Sprachgebrauch des Staatsrechts und der Politik eingeführt wurde (Talleyrand auf dem Wiener Kongreß 1814), ist das Wort im weiteren Verlauf der Geschichte immer noch mehr zum Gegenstande von Vorurteilen geworden. Dazu ist der Sinn des Wortes viel umstritten. In seiner dauernd wertvollen Monographie „über Legitimität, Legitimitätsprinzip" von 1859 stellt Jos. Held fest (S. 3), „daß die wissenschaftlichen Bestimmungen ... eben so verschieden und oft schwankend sind, wie seine vulgäre Anwendung mannigfach und oft ohne Kritik stattfindet". Das gilt in der Hauptsache wohl auch heute noch. Trotzdem bin ich davon abgekommen, in der vorliegenden Arbeit mit einer geschichtlich-dogmatisch begründeten Definition zu beginnen. Es kam mir ja nicht auf das Prinzip der Legitimität im allgemeinen an, sondern nur auf den Sinn und die Bedeutung des Prinzips im heutigen Deutschland, und dies ist, wie ich zu hoffen wage, durch meine Darstellung zur Genüge deutlich geworden. Ihren vollen Zweck würde die letztere allerdings nur dann erreichen, wenn sie empfängliche Leser, insbesondere aus den deutschen evangelischen Landeskirchen, die den fürstlichen Trägern des landesherrlichen Kirchenregiments (auch den katholischen Wittelsbachern) so viel zu danken haben, davon zu überzeugen vermöchte, daß unter all dem Wust von Vorurteilen gegen eine „törichte Legitimitätsschwärmerei" und gegen deren „Utopien" zwei Edelsteine verborgen liegen, die kein Volk, am wenigsten das deutsche, verschleudern darf, ohne sich selbst aufzugeben: das Recht und die Treue.

Bauerntum und Königtum

Von Joseph Weigert in Mockersdorf

Bauerntum und Königtum haben in der seelischen Haltung viel Gemeinsames. Wie ein König herrscht der Bauer in seinem kleinen Reich. Er regiert auf seinem Hof. Er ist der Herr in der Familie und im Wirtschaftsbetrieb. Nur einem Herrn ist er unterworfen, seinem Herrgott im Himmel — das Gottesgnadentum der Könige spricht dasselbe aus. Der bäuerliche Stamm bleibt auf dem Hof, der vom Vater auf den Sohn und Enkel übergeht, wie er vom Großvater und Urgroßvater überkommen ist. Auch in der erblichen Monarchie stirbt der König nicht: „Der König ist tot! Es lebe der König!" Das gibt dem Bauernhof, wie dem Lande Festigkeit, Stetigkeit und wertvolle Überlieferungen.

Darum hat der Gedanke der Monarchie in der Bauernseele, sobald sie die frühere Bedrückung und Bevormundung abschütteln konnte, immer starken Widerhall gefunden, um so mehr, als eine Zeitlang die Könige Verständnis und Hilfe für einen freien und auskömmlich lebenden Bauernstand hatten.

Auch das versteht der Bauer, daß die Zeiten sich wandeln — er hat auf dem Hofe auch nicht mehr die alte patriarchalische Gewalt — und daß das Volk mit dem König regiere; aber der Parlamentarismus wird auf dem Lande wenig Anklang finden. Diese Regierungsart muß dem Bauern vorkommen, wie wenn die Knechte alles zu regeln hätten.

Jahrhundertelang hat es in der deutschen Geschichte gedauert, bis man Bauerntum und Königtum zusammen nennen konnte. Bis zum 11. Jahrhundert war unser

deutsches Volk ein Bauernvolk; vom 6. Jahrhundert an war es seßhaft geworden. Es hatte kein gemeinsames Oberhaupt. Jeder Gau verwaltete seine Angelegenheiten selbständig; für den Krieg wählten die wehrhaften Männer eines jeden Stammes ihre Anführer. Erst als die Stämme eine Einheit nach innen und außen bildeten, gab es Könige.

Mit Karl dem Großen begann ein neuer Abschnitt in der deutschen Landwirtschaftsgeschichte. Durch Mustergüter und Verordnungen hob er den Landbau. Die Dreifelderwirtschaft, die damals sich einbürgerte, bestand fast tausend Jahre lang. —

Vom 11. Jahrhundert an können wir erst von einem Bauernstand reden, neben dem sich der Ritter- und Bürgerstand — vom 10.—14. Jahrhundert entstanden an die 2500 Städte — bildeten. Für den deutschen Bauernstand ging in den meisten Gegenden die Freiheit verloren. Der vielen Kriege wegen begab er sich zum großen Teil selbst in Abhängigkeit, übergab sein Besitztum einem Adeligen, der nun den Kriegsdienst für ihn übernahm, erhielt es von ihm wieder und verpflichtete sich zu Abgaben und Dienstleistungen.

Nun war der hörige Bauer den Grundherrschaften, die keine Fürstenmacht in Schranken hielt, ausgeliefert, auch in Rechtssachen. Jahrhundertelang bewegte sich das öffentliche Leben und das Fühlen des größten Teiles des Bauernstandes innerhalb der Gutsherrschaft. Auf die Blütezeit im 13.—14. Jahrhundert, wo die Bauern wegen des Aufschwungs der Städte und wegen der Kreuzzüge zusammenschmolzen und trotz der Abhängigkeit gut behandelt werden mußten, folgte eine arge Verschlimmerung. Der Adel trieb großen Aufwand und begann die Bauern zu drücken. Auch die Einführung des römischen Rechtes, das nur Sklaven als Dienende kannte, verschlechterte die Lage der Bauern.

In den Bauernkriegen versuchten sie das drückende Joch abzuschütteln. Es gelang nicht. Die Bauern hatten vielfach Urkunden und Verträge über Zehent, Zinsen, Gülten und Frondienste zerrissen und verbrannt. Jetzt wurden sie entweder neu abgefaßt, meist ungünstiger lautend, oder es wurde überhaupt nichts Schriftliches mehr über die Pflichten und Rechte der Bauern und Grundherrn festgelegt. Man war der Ansicht, der Bauer müsse besonders streng behandelt werden. Im damaligen Bayern gab es keinen Bauernkrieg; ja als aufständische Bauern 1525 über den Lech eindringen wollten und die bayerischen Bauern aufforderten, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, gaben diese, auf dem Hohenpeißenberg versammelt, zur Antwort: die Aufrührer mögen eilends abziehen, indem sie (die Bayern) fest entschlossen seien, für ihre Fürsten zu leben und zu sterben.

Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts erstarkte die Landeshoheit der Fürsten. Der Physiokratismus sah in der Urproduktion, in dem, was unter der Hand des Bauern auf dem Feld und im Stalle wuchs, den Reichtum des Volkes. Die Herrscher, selber Großgrundbesitzer, erkannten, daß ein kräftiger Bauernstand, der Soldaten und Steuern lieferte, ein Gegengewicht gegen den Adel bildete.

Bei Friedrich dem Großen (1740—1786) kann man die landesherrliche Fürsorge für den Bauern am besten verfolgen. Sollte er gehoben werden, so mußte er freier, mehr auf sich selbst gestellt werden, die Früchte seines Fleißes selber genießen können. Damals begann die Dreifelderwirtschaft zu wanken, und Stallfütterung und Kleebau kamen auf.

Friedrich bereitete die Bauernbefreiung vor durch Milderung der Fronden, durch Bauernschutz gegen das Bauernlegen, das die Adeligen betrieben. Er gab Verordnungen wegen Aufhebung der Gemeinheiten (1749), wegen Auseinandersetzung der gemeinschaftlichen Hutungen (1764), wegen Zuteilung des Erbrechts. Er ging auf seinen Domänen mit dem besten Beispiel voran und hob die Gutsuntertänigkeit fast ganz auf. Er wollte auch, daß man es in den Adelsdörfern möglichst so einrichte, daß der Bauer nur 3 Tage, höchstens 4, diene. „Dieses wird was Geschrei geben; allein vor den gemeinen Mann ist es fast nicht auszustehen, wenn er 6 Tage oder 5 in der Woche dienen soll."

Er half dem Bauern besser wirtschaften. Er führte Merinoschafe ein, begünstigte den Seiden-, Kartoffel- und Kleebau und förderte den Obstbau.

Er mehrte den Bauernstand durch neue Siedlungen. Der Warthe- und Oderbruch wurde entwässert, der Madüesee gesenkt usw. Während seiner 46jährigen Regierungszeit siedelte er 300000 Kolonisten an und gründete 300 (es werden aber auch viel höhere Zahlen genannt) neue Kolonistendörfer. Die neuen Siedlungen sollten als Beispielswirtschaften wirken.

In Bayern suchten schon die Kurfürsten Max I. (1598—1651) und Ferdinand Maria (1651—1679) die Schäden des 30jährigen Krieges zu heilen und den Übergriffen der Grundherren zu wehren. Karl Theodor (1724—1799) siedelte 1786 auf dem Schwatacher Moor bei Weilheim 500 Familien an und gründete im Donaumoos 27 neue Ansiedlungen, die aber nicht besonders gediehen.

Bauer und König sind sich noch näher getreten, persönlich miteinander vertraut geworden. Man kann das aus manchem deutschen Land belegen, vor allem auch aus Bayern. Der bayerische Volksaufstand 1705 zur Befreiung des Landes aus Österreichs Gewaltherrschaft und zur Zurückführung des Kurfürsten war eine gewaltige Bauernerhebung in vielen Gebietsteilen des Bayernlandes. Karl Stieler, W. H. Riehl und Friedrich v. Kobell wissen viel zu berichten von dem Verkehr der bayerischen Könige Max I. und Max II. mit dem Volk. Bei Max I. († 1825) verging wohl kein Tag, wenn er in Tegernsee war, ohne daß er irgendein Bauernhaus betrat oder mit dem nächstbesten Holzknecht ein Gespräch anknüpfte.

Von Max II. († 1864) sagt Kobell: Der König liebte seine Bauern wie ein Vater seine Kinder. Er wollte den guten Kern von Redlichkeit und Treue, die gesunde Denkweise und den heiteren Sinn des Volkes erhalten wissen. Er hat eine Sammlung oberbayerischer Volkslieder angeordnet: „Oberbayerische Lieder mit ihren Singweisen" von Kobell (Verlag Braun & Schneider in München). Er gab Veranlassung zum „Sagenbuch der bayerischen Lande" von A. Schöppner in 3 Bänden (München 1852/53). In der „Bavaria" ließ er eine Beschreibung Bayerns nach den einzelnen Kreisen fertigen. Das Volkstümliche darin, Sitte, Brauch, Sprache usw., hat heute noch seinen Wert.

Wie Stadt und Land bald ganz verschieden sich zum Königtum verhielten, zeigt eine Stelle aus der „Geschichte Bayerns" von Dr. W. Schreiber (II. Freiburg 1891. 573):

„König Max II. machte mit seiner Gemahlin Marie im Sommer 1849 eine Rundreise durch Bayern, und zwar zuerst durch Franken, wo das von den Revolutionsmännern aufgewiegelte Volk noch in voller Aufregung war. Überall wurde er mit Freude und Ehrerbietung begrüßt. In der demokratischen Stadt Nürnberg empfing man ihn mit zurückhaltender Kälte und von der ganzen Bürgerlandwehr rückten nur die Offiziere und 30 Mann aus. Die Stimmung hob sich jedoch innerhalb weniger Tage, als die Nürnberger sich von dem freundlichen und edlen Charakter des Königs während seines mehrtägigen Aufenthalts überzeugten. Festlicher und inniger war die Aufnahme in Nieder- und Oberbayern sowie in der Oberpfalz."

Erst 1848 kam in Bayern die volle Bauernbefreiung, die in anderen deutschen Staaten schon durchgeführt war. In der Folgezeit wurde am Bauern viel versäumt. Damals hätte der Zusammenschluß der Bauern im Stande kommen sollen; dann wäre berechtigter Standesstolz in ihnen gewachsen und eine Zusammenarbeit möglich gewesen. Damals hätten die Genossenschaften und die ländlichen Darlehenskassen kommen sollen; dann wäre es nicht möglich gewesen, daß der Bauer jahrzehntelang von Kapitalisten und Wucherern ausgebeutet worden wäre. Damals hätte ein ländliches Bildungswesen (Bildung für den Beruf und für das Landleben) kommen sollen; dann wäre der Bauer leichter für wirtschaftliche Verbesserungen zu haben gewesen; dann hätte er sein Landleben nach Gebühr geschätzt, hätte nicht fast alle seine Hausaltertümer verschleudert, seine Tracht zum größten Teil aufgegeben und soweit nur möglich dem städtischen Leben nachgetrachtet.

In all dem fand der Bauer keine wirksame Hilfe. Ja, in der Folgezeit, von den siebziger Jahren an, wendete sich alle öffentliche Förderung der Stadt und der Industrie zu. Ein stark wachsendes Volk braucht Industrie, um Arbeit und Verdienst für alle zu haben. Aber

die Industrie und der Wettbewerb auf dem Weltmarkt dürfen die Grundlage des Volkes, den Bauernstand, nicht vergessen lassen. Gesetzgebung und Verwaltung waren der Stadt und Industrie günstig. Franz Keller schrieb in den „Grundzügen der Dorfcaritas" (Freiburg 1924, 2 und 4):

„Das dunkle Gefühl (der Geringschätzung des Landes) trat in Erscheinung in der wirtschaftlichen und kulturellen Vernachlässigung und Übervorteilung des Landes durch die Stadt, in der furchtbaren Notlage, in die das Land immer mehr hineingedrängt wurde durch die Gleichgültigkeit weiterer Volkskreise dem Lande gegenüber . . . Das ist das Elend unserer modernen Verhältnisse, daß die Stadtkultur ganz selbstverständlich gepflegt wird auf Kosten der Dorfkultur, daß hier Raubbau getrieben wird auf dem Land und am Bauerntum."

Ohne die Junker hätten die Bauern auch wirtschaftlich (was Schutzzölle usw. betrifft) noch schlechter abgeschnitten. Dafür wurde das Land gequält durch Vielregiererei und Bevormundung, statt daß man es zur Selbstverwaltung erzogen hätte. Welche Geduld hat unser Volk, auf dem Land und in der Stadt, im Krieg bewiesen bei der Menge oft unsinniger Verordnungen, die jahrelang fortbestanden. Wie viel Verwirrung der herkömmlichen Begriffe von Recht und Unrecht brachte dann noch der Umsturz, die Vernichtung der ersparten Vermögen, die Verhetzung durch die Parteien! Jetzt kommt noch dazu die wirtschaftliche Not des Landes.

Trotzdem war das Landvolk vor dem Krieg und im Krieg monarchisch gesinnt. Was es auch zu klagen hatte über Mängel der Regierung, es ließ seinen Unwillen nie den Herrscher entgelten. Der schwebte verehrungswürdig über allem. Was unser Landvolk im Kriege geleistet und geopfert hat an Blut und Gut, wäre ohne seine Treue gegen die Herrscher in diesem Ausmaße wohl nicht möglich gewesen. Schade, daß König Ludwig III. dem Bauernvolk nicht mehr sein konnte. Er war ein im praktischen und wirtschaftlichen Leben gut unterrichteter Monarch und ein erfahrener Landwirt. 1875 kaufte er das Gut Leutstetten, dazu 1904 Rieden und 1909 Petersbrunn. Leutstetten war vorher heruntergekommen; durch ihn — die wichtigsten Verbesserungen stammten von ihm selbst — ist es zu einem Mustergut geworden. Er hätte etwas anderes verdient, als ihm am Schluß seines Lebens zuteil geworden ist!

Und heute? Wie steht unser Landvolk jetzt zur Monarchie? Ein allgemeines Urteil zu fällen geht nicht an. Am königstreuesten waren und sind noch zum guten Teil die Oberländler. Am 28. Oktober 1918 — kurz vor dem Ausbruch des Umsturzes in München — erklärte der Bauernbundsvorsitzende Eisenberger auf dem Bundesparteitag: „Wir sind königstreu bis in die Knochen". Das würde er heute nicht mehr sagen — aber noch eine Menge unsrer Gebirgler.

Bei der Volksabstimmung über die entschädigungslose Fürstenenteignung haben 14½ Millionen dafür gestimmt. Der Wahlkreis Niederbayern-Oberpfalz hat sich dabei sehr gut gehalten: von 778000 Stimmberechtigten haben nur 78000 für die Enteignung gestimmt. — Ja, es hat eine Zeit gegeben — als die schlimmen Wirkungen des Umsturzes sich zeigten — da hat mancher auf dem Lande sich nach einem König gesehnt, weil mit ihm sofort wieder Ordnung, Gerechtigkeit und eine geringere Steuerlast kommen würde — eine kindliche Auffassung, die nicht lange anhielt.

Soweit ich sehe, muß ich sagen: Jetzt ist große Gleichgültigkeit gegen die Monarchie vorhanden. Was in den alten Leuten noch an Königstreue lebendig ist, in die Jungen dringt das nicht mehr ein. Man hat sich zum größten Teil mit dem jetzigen Zustand abgefunden; das würde noch mehr der Fall sein, wenn Bayerns Eigenart im Reich besser gewahrt würde.

Hoffen wir, daß unser Bauer sich auf seiner Scholle in Freiheit behaupten kann! Er ist ja nicht ganz abhängig vom wankelmütigen Volks-(Mehrheits-)Willen, nicht von wandelbaren Regierungen. Er vollführt einen göttlichen Auftrag: „Hasse nicht beschwerliche Arbeit, noch den Landbau, den der Allerhöchste geschaffen hat" (Sir. 7. 16).

Führung und Staatsaufbau

Von Friedrich Lent in Erlangen

Das Bestreben, die Monarchie in Deutschland wieder herzustellen, kann nur dann Erfolg haben, wenn man sich sowohl in den breiten Schichten wie in den führenden Kreisen davon überzeugt, daß die monarchische Staatsform den Anforderungen, die an die Verfassung eines schwer bedrohten Volkes zu stellen sind, in höherem Maße gerecht wird als die geltende republikanische. Insbesondere der Jugend, die ohne Erinnerung an monarchische Zeiten und ohne persönliches Band mit den früheren Herrschern heranwächst, kann man nicht durch Legitimismus oder durch bloße sentimentale Erinnerungen an die „gute alte Zeit" die Monarchie nahebringen, sondern nur durch die feste Überzeugung, daß diese Staatsform dem deutschen Volk in seinem Ringen um die Freiheit eine wesentliche Hilfe bietet. Ohne solche Verbindung mit dem Freiheitsstreben läßt sich auch der Kräfteeinsatz, der für die Wiederherstellung der Monarchie erforderlich ist, nicht erzielen.

Es trifft sich günstig, daß man bei dieser Abwägung von Republik und Monarchie auf die wichtigste politische Frage stößt, die Führung im Staate. Dieses Problem des Führertums steht ohnehin jetzt im Vordergrunde der ernsthaften politischen Überlegung. Denn der oberflächliche Optimismus einer falsch verstandenen Demokratie, der da glaubte, ein mathematisch ausgeklügeltes Wahlsystem werde unfehlbar die geeigneten Männer an die Spitze bringen, ist verflogen, und man beginnt die Schwierigkeit und den Ernst der Frage wieder zu erfassen. Ein Schrei nach Führern geht durch das Volk.

Die Erkenntnis, daß eine Führung im Staate eine absolute Notwendigkeit ist, ist der Ausgangspunkt für Politik überhaupt. Führung ist aber nicht nur aus technischen Gründen unumgänglich, wie etwa bei Automobil, Lokomotive oder Schiff, wo nur einer Fahrt und Richtung bestimmen kann, sondern es gilt auch im geistigen Sinne. Das beste Beispiel bietet das Heer, wo der technische Zwang der Befehlserteilung von wenigen Stellen aus und die geistige Notwendigkeit, daß der Befehlsgeber bestimmte Fähigkeiten hat, die der Masse abgehen, im Zusammenwirken die scharfe Ausprägung des Führertums nach Befugnissen und Anforderungen seit alters ergeben haben. Dasselbe gilt aber auch für den Staat, weil auch hier eine einheitliche Richtung eingehalten werden muß und weil nur wenige Menschen die geistige Höhe und die Willensstärke besitzen, die zum Führertum im Staat erforderlich sind. Der Durchschnitt der Staatsbürger bringt nicht mehr Kenntnisse und Kräfteeinsatz genug auf. Die weitgehende Arbeitsteilung und Spezialisierung schädigt das Verständnis für alles, was außerhalb des eigenen Arbeitsfeldes liegt, die starke Inanspruchnahme im modernen Berufsleben läßt den Blick für das Allgemeine, damit auch für die Politik verkümmern. Die staatlichen Verhältnisse sind aber schwieriger und verwickelter als je zuvor. Niemals war Führung notwendiger als heute.

Ohne Führung ist jedes Volk verloren. Der tiefere Sinn jeder Staatsverfassung ist denn auch die Ermöglichung und Sicherung der Führung.

Das parlamentarische System aber, wie es sich in Deutschland nach der Revolution herausgebildet hat, ist einer starken Führung denkbar abträglich. Denn es hat die Regierung zu bloßen Vollstreckern fremden Willens, nämlich der die Regierung bildenden Parteien gemacht, diese aber sind wieder die Vollstrecker des Willens der Wähler oder großer Wirtschaftskräfte. Die Regierung bedarf nicht nur bei ihrem Beginn des Vertrauens der Parlamentsmehrheit, sondern auch in ihrer ganzen Amtsführung, sie hängt auch in ihrem Bestande jeden Tag von dem Willen der Mehrheit ab. Da diese wieder aus verschiedenen Parteien zusammengesetzt ist, so ist das Schicksal der Regierung in die Hand der Parteien, womöglich einer kleinen Gruppe gegeben, die mit Stolz verkündet, daß sie

„das Zünglein an der Waage sei". Unsere Regierungen haben nur das auszuführen, was fremder Wille ihnen vorschreibt in Form von Partei- und Koalitionsprogrammen, sie können durch Abstimmungen in Fraktionen und Parlamenten zur Gefolgschaft oder zum Abtreten gezwungen werden. Im Wesen der Führung liegt es aber doch umgekehrt, daß der Führer den Weg bestimmt und den Geführten vorschreibt. An die Stelle des Vertrauens, das einer Regierung am Beginn ausgesprochen wird, ist die ständige Kontrolle getreten, ob sie auch immer dem Parteiwillen sich unterordnet. Unter diesen Umständen ist eine Regierung zur politischen Führung untauglich. Sie kann nicht vorausgehen, sondern muß der Parteifahne folgen. An die Stelle der Führung tritt die Ausführung.

In diesen Verhältnissen liegt es begründet, daß eine Politik auf lange Sicht überhaupt nicht möglich ist. Wie schon das Regierungsprogramm eine Mischung aus verschiedenen innerlich unvereinbaren Parteiprogrammen ist, ein schwächlicher Kompromiß, so sucht sich das Ministerium vorsichtig von einer Abstimmung zur nächsten zu halten. Durch jedes eigene größere Programm würde es seine Existenz gefährden, jede weitere Zielsetzung müßte ihr die eine oder andere Partei abspenstig machen. Gerade in Deutschlands Lage kann man sich die sorgenvolle Frage vorlegen, wie wir das große Werk der Befreiung erreichen sollen mit Regierungen, die nur ein Jahr Lebensdauer haben und ängstlich gebunden sind, wenn ein Bismarck zu dem nicht schwierigeren Werke der Einigung zehn Jahre gebraucht hat!

Wie ist man zu einer solch verhängnisvollen Minderung jeder wirklichen Führung gekommen? Vor allem wirkt hier die gedankliche Einstellung sich aus, die von der Französischen Revolution ausgehend das 19. Jahrhundert beherrscht und in der Weimarer Verfassung ihren letzten Ausdruck gefunden hat: man sieht den Kern der Verfassung in den Rechten der einzelnen Staatsbürger. Diese individualistische Staatsauffassung muß nach zwei Richtungen die Führung im Staate schwächen: Einmal wird eine solche Verfassung die Rechte der einzelnen so verstärken, daß die Rechte der Regierung zu gering werden, um ihr eine wirkliche Führung zu gestatten, sodann, und das ist noch verhängnisvoller, erscheint es als Aufgabe der Führer, für die Rechte der einzelnen einzutreten, ihre Interessen zu wahren, Sachwalter der einzelnen Regierten zu sein. Eine gesunde Verfassung wird aber nicht die Rechte, sondern die Pflichten in den Vordergrund stellen, als Ziel nicht das Glück der einzelnen, sondern die Wohlfahrt des Ganzen sich setzen. Nur bei solcher Einstellung wird die Führung als Hauptaufgabe erscheinen.

Die falsche Staatsauffassung spiegelt sich auch in der Weimarer Verfassung und verstärkt in unserer politischen Praxis wieder.

Ein weiterer Grund liegt in der Verherrlichung der Masse, wie sie der Marxismus auf die Spitze getrieben hat. Man hat den Helden entthront, wenn es nicht anders ging, verspottet, man hat bestritten, daß die großen Männer Geschichte machen, zugunsten der Auffassung, daß die Masse allein die Entwicklung bestimme und die Großen der Geschichte nur Künder und Vollstrecker der von ihnen vorgefundenen, aber nicht geschaffenen Ideen seien. Der Zusammenbruch, den man Revolution nannte, schien es zu bestätigen, daß Führung und Autorität nur Schein und hohles Gepränge gewesen. Drum meinte man, der Führung im Staate überhaupt entraten und den Willen der Massen zum Herrn machen zu können. Wenn auch bittere Enttäuschungen den Glauben an diese Form der Demokratie erschüttert haben, so ist doch die Erkenntnis noch lange nicht festgewurzelt, daß Führung durch Massenwillen ein innerer Widerspruch und praktisch ein Verhängnis ist, zumal die wahre Volkseinheit durch die moderne Zivilisation zerstört ist und kein Volk so wenig nationalen Instinkt besitzt wie das deutsche.

Ist in unserem politischen System die Führung verkümmert, so ist auch die Berufung zur Führung nur unvollkommen ausgebildet. Es ist nur ein Weg vorgesehen, wie jemand zum Führer aufsteigen kann, die Wahl. Aber die Praxis ist durch ein verkehrtes

Wahlrecht noch weit schlimmer, denn die Wähler haben es nicht mehr in der Hand, einen Mann ihres Vertrauens zu entsenden, sondern die Parteien bestimmen durch die Aufstellung der Listen und Zuteilung der Stimmkreise darüber, wer die meisten Aussichten hat und hineingelangen kann. Dadurch ist es Männern, die nicht genau ins Parteischema passen oder sonst bei den Führern und der Bürokratie der Parteien in Ungnade fallen, fast unmöglich emporzukommen, und der greisenhafte Zug, der den meisten Parteien anhaftet, mögen sie sich auch sehr fortschrittlich oder modern vorkommen, verschärft sich.

Die Parteien aber sind auch ihrerseits nicht frei, sondern stehen unter dem Druck der großen beruflichen und wirtschaftlichen Organisationen, die ihre Sachwalter in die Parlamente entsenden wollen. Auch die Füllung der Parteikasse ist ein Grund, ein maßgebendes Wort mitzusprechen, und sichert dem Kapital einen gewaltigen Einfluß auch dort, wo man programmatisch kapitalfeindlich ist.

Bei den Abgeordneten aber ergibt sich eine bedenkliche Einschränkung der Auswahl durch die parlamentarischen Verhältnisse. Die übertriebene Gesetzgebung und der nie abreißende Streit der Parteien, ihr Wettlauf um die Gunst der Wähler, d. h. Interessenten, bedingt eine Arbeitslast, der die im Beruf stehenden Parlamentarier nicht gewachsen sind. Ein Abgeordneter kann heute kaum noch einen Beruf daneben ausüben. Dadurch erklärt sich das Überwiegen der Beamten und der bezahlten Verbandsvertreter aller Richtungen, das Verschwinden der im Wirtschaftsleben stehenden. Auch Arbeiter gibt es in den Parlamenten nur spärlich, grade die sozialistischen Parteien weisen in ihren Reihen fast durchweg nur Partei- und Gewerkschaftsbeamte auf, die bestenfalls früher einmal Arbeiter gewesen sind. Das Feld des parlamentarischen Kampfes wird beherrscht von Männern, die ihren Beruf praktisch aufgegeben haben, die nur noch Parlamentarier sind. Bei dieser Gruppe aber steigt eine neue Gefahr herauf, die Möglichkeit, Geschäfte irgendwelcher Art zu machen, es entsteht die Verbindung von Mandat und persönlichem Vorteil. Sie führt wieder zu dem hartnäckigen Festhalten am einmal besessenen Mandat, wodurch die Verjüngung der Parteien so erschwert wird. Wer aber aus dem Berufsleben herausgerissen und dieser Arbeit entfremdet ist, findet sich schwer wieder hinein. Schlimmer ist noch der andere Umstand: auch die Führer, die Minister, soweit sie aus den Reihen dieser Nur-Parlamentarier genommen werden — das ist die Regel —, sind ohne Amt und Mandat oft so herzlich unbedeutend, daß sie ins Nichts versinken, sobald sie ausscheiden. Daher das Kleben am Amt, das unausgesetzte Streben nach Posten, die immer erneute Unterbringung in eigens zur Versorgung der verdienten Parteimänner geschaffene Stellungen.

Betrachten wir so die gesamte Führerschicht, so ist das Ergebnis: Es sind fast durchweg abhängige Personen, welche die Führer spielen, abhängig von den Parteien, von Berufsorganisationen, vom Mandat, vom Posten, teils äußerlich abhängig, teils, was weit schlimmer ist, innerlich gebunden, nicht über der Stellung stehend, nicht souverän in der Entscheidung, ob sie bleiben oder gehen wollen. Es bedarf keiner Worte, um klar zu machen, daß dieser Personenkreis, mag er auch kluge tüchtige Menschen in sich schließen, zur Führung untauglich ist, durch die Verhältnisse ungeeignet wird. Solche Abhängigkeit und Führertum schließen sich gegenseitig aus.

Am schlimmsten aber wirkt sich das Fehlen einer klaren Verantwortung aus. Da die Minister durch die Parteien gebunden sind, können sie die Verantwortung auf diese abschieben, die Parteien aber haben wieder Lust und Möglichkeit, die Verantwortung weiter auf die Wähler abzuwälzen. Sie sind auch, wie schon die Fraktionen, zu groß, als daß deutlich hervortreten könnte, wer denn eigentlich verantwortlich ist. Dazu kommt, daß im angeblichen Zeitalter der Öffentlichkeit alle wichtigen Besprechungen im geheimen sich abspielen und daß man sagen kann: Je öffentlicher eine Verhandlung im politischen Leben stattfindet, desto unwesentlicher ist sie. Verantwortungslosigkeit und Schein beherrschen das politische Getriebe.

Das Ergebnis unseres politischen Systems ist kaum anders zu werten, als daß wir ine Führer haben und auch keine gewinnen können. Damit bekommen die Einzel- nteressen die Oberhand, Politik wird Interessenvertretung, womöglich gar Geschäft, roße Ziele, die nur durch Einstellung auf weite Sicht erreicht werden können, entschwinden. as bedeutet in unserer Lage den Bankerott der Politik.

Ist die Monarchie in der Lage, an diesem Verhängnis etwas zu ändern? Das ist die Frage, deren Beantwortung über die Stellung zu Monarchie oder Republik entscheidet. Sind e Schäden, an denen unser politisches Leben krankt, Abhängigkeit der Führer, persönliche nteressiertheit und Fehlen einer Verantwortung, so muß die Monarchie, wenn sie bessern ll, Unabhängigkeit, Sauberkeit und klare Verantwortung sichern. Hierbei kommt zunächst er Monarch selbst in Frage, daneben auch die von ihm berufenen. Für jeden Monarchen, er auf Grund fester Thronfolgeordnung die Regierung antritt, gilt, was als ein großer Vorzug egenüber dem jetzigen System hervorgehoben werden muß: er ist unabhängig und kann einen Weg beginnen und verfolgen, unbeirrt von der Gunst anderer. Er hat seine Stellung nd behält sie unabhängig von den Parteien, den Massen, den Organisationen, den Wirt- haftsmächten. Er braucht nicht erst wie jeder andere eine lange und mühsame Bahn zu urchlaufen, anderer Wohlwollen zu erringen, um endlich an einen einflußreichen Posten u gelangen. Seine Stellung kann ihm nicht durch eine Abstimmung entzogen werden. Diese rechtliche und äußere Unabhängigkeit ermöglicht es ihm auch eher, die innere Un- bhängigkeit zu gewinnen. Ist der Monarch selbst eine Führernatur, so ist für ihn die ührung sehr erleichtert, er steht von vornherein an einem Platze, von dem aus man ühren kann. Damit bietet sich dem Staat eine große Chance.

Aber häufiger ist es, daß der Monarch Führer beruft. Hier wird es nun wichtig, daß eine Stelle vorhanden ist, welche die Regierungsbildung in die Hand nehmen und unabhängig von den Parteien durchführen kann. Das Parlament tritt erst in Aktion, wenn die Re- gierung fertig ist und vor es hintritt, um das Vertrauensvotum zu erlangen. Auf diesem Wege ist es möglich, wirklich führende Männer zu berufen. Denn der Monarch ist in der Auswahl viel freier als ein Parteimann, er kommt selbst nicht in Frage. Die traurige Verwirrung, die jetzt bei jeder Regierungsbildung zu beobachten ist, der „Kuhhandel", ind zu vermeiden, wenn die Stelle vorhanden ist, die mit eigener Autorität die Bildung n die Hand nehmen kann.

Dringend zu wünschen ist es auch, daß die einmal gebildete Regierung im Amte bleibt, olange die Wahlperiode dauert, damit eine gewisse Stetigkeit und eine Politik mit weiter gesteckten Zielen möglich ist. Die Monarchie gestattet auch diesen Fortschritt, indem die vom Monarchen berufenen Minister, wenn sie einmal das Vertrauen des Parlaments bekommen haben, unabhängig von der Gunst der Parteien im Amte bleiben.

Damit ist die Unabhängigkeit der Regierung von wechselnden Parteistimmungen fest- gelegt und in dieser Richtung die Möglichkeit einer Führung geschaffen.

Auch die andere große Aufgabe, die Erhebung der Politik über die Interessenvertretung, kann durch die Monarchie durchgeführt werden. Sehr wichtig ist hierfür, daß der Monarch selber uninteressiert ist, weil er keinem Beruf angehört. Jeder andere, ob Politiker oder nicht, muß sich von der Einengung des Gesichtsfeldes erst frei machen, welche die einseitige Berufsarbeit mit sich bringt, und wenn es ihm gelingt, machen es ihm oft seine früheren Berufsgenossen zum Vorwurf und hindern ihn in seinem Wirken. Ein Parlamentarier muß sich unter den heutigen Verhältnissen meist als Vertreter von Sonderinteressen betrachten. Für den Monarchen fällt der äußere Zwang und die innere Gebundenheit an Sonderinteressen weg. Das gibt ihm einen unleugbaren Vorsprung vor jedem Berufsmenschen bei gleichen geistigen Gaben.

Weil aber der Monarch frei ist von materiellen Interessen, wird er auch bei der Auswahl der Führer nicht unter dem Druck dieser Interessen stehen, im Gegenteil darauf bedacht sein und es auch können, Männer zu berufen, die darüber stehen.

Vollends die Verbindung von Geschäft und Politik kann nicht in die regierende Schicht vordringen, weil eben nicht solche Männer berufen werden, die es nötig haben oder willens sind, sich zu bereichern. In der Monarchie gilt es als Ehre, Diener des Staates zu sein, gibt es auch Möglichkeiten, das zum Ausdruck zu bringen, so daß ein hohes Amt erstrebenswert ist auch ohne finanzielle Vorteile. Sauberkeit von Verwaltung und Politik war ein Ruhmesblatt des alten Deutschlands, sie erstreckte sich auch auf das Parlament. Sie wiederherzustellen wird einer Monarchie, die hier an beste Überlieferung anknüpfen kann, am ersten möglich sein. Nur durch diese Reinheit, diese Befreiung der führenden Stellung von jeder Verbindung mit Geschäft wird eine uneigennützige Führung erreicht. Schießlich wird dem Führergedanken auch dadurch besser Rechnung getragen, daß der Regierung eine klare Verantwortung zufällt, die sie auf den Monarchen rechtlich und nach den moralischen Begriffen des monarchischen Staatswesens nicht abschieben darf, die ihr aber auch von den Parlamenten und Parteien nicht abgenommen wird.

Die rechtliche Ausgestaltung im einzelnen soll hier nicht erörtert werden. Ein Mittelweg zwischen absoluter Monarchie, der eine innere Berechtigung nur bei überragender Größe des Monarchen, also nur ausnahmsweise zukommt, und absoluter Parlamentsherrschaft ist in der Gestalt möglich, daß der Monarch die Regierung beruft, die, nur beim Amtsantritt das Vertrauen des Parlaments haben muß, aber die Wahlperiode hindurch unabhängig von diesem im Amte bleibt, also eine Verbindung der konstitutionellen Monarchie deutscher Prägung mit Einrichtungen der Vereinigten Staaten.

Das legt die Frage nahe, ob wir denn eine Monarchie zur Überwindung des geltenden Systems brauchen oder nicht auch mit einer verstärkten Präsidentenstellung auskommen. Dieser Zweifel liegt nahe, angesichts einer Gestalt wie Hindenburgs. Aber man sollte nicht vergessen, daß er eine Erscheinung auf dem Präsidentenstuhl ist, die sich, soweit voraussehbar, nicht wiederholen kann. Er verdankt seine überragende Stellung einer Laufbahn, die es im neuen Deutschland nur noch verkümmert gibt, und geschichtlichen Verdiensten, wie sie nur der Krieg bringen konnte. Nach ihm findet sich kein Mann mehr außerhalb der Parteien mit solcher Autorität wie er. Auch wollen wir nicht vergessen, daß es noch nicht die Hälfte der Wähler gewesen ist, die selbst Hindenburg ihre Stimme gab. Die Parteien aber werden schwerlich geneigt sein, einem Manne zur obersten Würde zu verhelfen, der von ihnen frei ist. Und ein Durchschnittspräsident hilft uns nichts bei Überwindung des Systems. Ist er ein Parteimann, so ist der doch der Gefangene seiner Partei oder der Wähler. Auch die Vereinigten Staaten zeigen, daß keine Gewähr dafür besteht, daß der Präsident immer unabhängig ist.

Daher können wir doch nur einer Monarchie die Kraft zuerkennen, den Schäden des geltenden Systems abzuhelfen und Führern wieder die Bahn freizumachen. Wird die Abhängigkeit der Regierung von den Parteien und der Parteien von Interessenverbänden beseitigt, was durch Schaffung einer berufsständischen Vertretung am sichersten zu erreichen ist, wird die Verbindung von Politik und Geschäft unterbunden, Verantwortung und Verantwortungsfreude wiederhergestellt, so ist schon viel gewonnen, und wenn dann bedeutende Männer unserem Volke erstehen, können sie führen.

Daß die Monarchie in Deutschland nur erstehen kann in enger Verbindung mit dem Freiheitsringen, ist meine politische Überzeugung. Solange man in wirtschaftlichen und materiellen Zielen und im Wohlergehen des einzelnen den Zweck des Staates erblickt, wird man niemals die Fehler ausmerzen können, die in dieser individualistischen und materiellen Staatsauffassung begründet liegen. Auch die Monarchie kann ihr Werk nur durchführen im Bunde mit den neuen Kräften, die ein neues Deutschland erstreben, und erfüllt von dieser Gesinnung. Nur als Krönung des jetzigen Systems ist sie verloren, sie muß sich eingliedern in den Aufbau des Dritten Reiches, ein Stück des kommenden Deutschlands.

Tagebuch

Deutsche und Ausländer

Ein russischer Graf Stroganoff äußerte in einer Gesellschaft bei Goethe in einem Streit mit einem deutschen Professor: Byron habe recht, von keiner andern Nation sei Goethe so mißverstanden worden wie von der deutschen. Stroganoff entfernte sich bald, da er annahm, er habe die Gesellschaft in ihrem Nationalgefühl tödlich beleidigt. „Allein ich wurde bald enttäuscht, und wie ich später Gelegenheit hatte, viele einzelne aus der Gesellschaft zu sprechen, fand ich zu meinem großen Erstaunen, daß eine Äußerung von der Art, wie sie mir in Rußland, Frankreich, England nicht viel geringer als eine tödliche Beleidigung angerechnet worden wäre, vielleicht dem anmaßenden Professor allein unangenehm gewesen sei. Alle übrigen versicherten mich, daß leider in meiner Behauptung Wahrheit läge, nur machte ein jeder zu eigenen Gunsten eine Ausnahme. Ich muß jedoch gestehen, daß ich es lieber gesehen hätte, wenn sie selbst ihre nationalen Irrtümer gegen den Fremden verteidigt hätten."

Die letzten Tage Ludwigs II.

Professor Hans Gudden, der Sohn des auf so tragische Weise in treuer Pflichterfüllung mit König Ludwig II. ums Leben gekommenen bekannten Psychiaters übersendet uns Aufzeichnungen, die sein Schwager, der Psychiater Grashey, der, wie unsere Leser wissen, auch mit der Behandlung des Königs befaßt war, seinerzeit im Archiv für Psychiatrie (Bd. XVIII) veröffentlicht hat, und die weiteren Kreisen wohl unbekannt geblieben sind. Deshalb halten wir es für richtig, aus den Aufzeichnungen dieses sachverständigen Augenzeugen einiges mitzuteilen. Es handelt sich um die im Augustheft der S. M., S. 786 ff. geschilderte Lage, den Antritt des Spaziergangs am Abend des 13. Juni:

„Hätte Gudden die Absicht gehabt, den Abendspaziergang mit dem Könige ganz allein ohne jede Begleitung zu machen, so hätte er doch gewiß dem Dr. Müller unmittelbar vor dem Spaziergang etwas von dieser Absicht gesagt. Gudden war ja ... vor dem Spaziergang bei Dr. Müller in dessen Zimmer. Hier machte er demselben auch nicht die leiseste Andeutung darüber, daß die Pfleger zuhause bleiben sollten; denn als er mit dem König den Spaziergang antrat, traf Dr. Müller, in der Überzeugung daß der Spaziergang in Pflegerbegleitung erfolge, seine Anordnungen wegen der Begleitung...

Hätte Gudden überhaupt keinen Pfleger mitnehmen wollen, so hätte er ferner dem Pfleger Mauder schon im Schloß bei Beginn des Spaziergangs bedeutet, daß er zuhause bleiben solle.

Die Annahme, daß Gudden vielleicht im letzten Moment bei Beginn des Spaziergangs von dem König ersucht worden sei, die Pfleger zu Hause zu lassen, ist unzulässig; denn Gudden ging bei Beginn des Spaziergangs nicht neben dem König und auch nicht unmittelbar hinter ihm. Der König ging voraus, dann kam Pfleger Mauder und dann erst Gudden...

Endlich ist die Annahme, daß Gudden mit Rücksicht auf seinen persönlichen Einfluß aus besonderem Selbstvertrauen oder aus Schonung für den König auf die Pflegerbegleitung verzichtet habe, schon deshalb gänzlich unzulässig, weil Gudden schon am nächstfolgenden Tage nach München zurückkehren und die unmittelbare Behandlung des Königs anderen anvertrauen sollte...

Wenn demnach die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß Pfleger Mauder die von Gudden gesprochenen Worte mißverstanden habe, so ergibt sich die weitere Frage: Wie konnte Pfleger Mauder diese Worte mißverstehen?

Die nächstliegende Erklärung scheint mir folgende zu sein: Pfleger Mauder machte den Fehler, unmittelbar hinter dem Könige zu gehen; er war sich aber dieses Fehlers nicht bewußt, sonst wäre er einfach weiter zurückgeblieben; und weil er es nicht war, so konnte er, der einfache Pfleger, Guddens korrigierende Worte unrichtig auffassen, so konnte er zu dem Schlusse kommen, daß er überhaupt nicht mitgehen dürfe. Wäre er sich seines Fehlers bewußt gewesen oder nachträglich bewußt geworden, so hätte er Guddens Worte wohl auch richtig verstanden...

Nun drängt sich die Frage auf: Wie konnte Dr. Müller die von Pfleger Mauder gemeldeten

Worte Guddens ohne weiteres in dem Sinn deuten, daß Gudden den Spaziergang mit dem Könige ganz allein machen wolle?

Es ist allerdings schwer zu begreifen, wie Dr. Müller, der doch der Überzeugung gewesen war, daß der Spaziergang in Pflegerbegleitung erfolgen solle, ohne weiteres und ohne jedes Bedenken zu der Annahme kam, Gudden habe noch im letzten Moment sein Programm geändert und wolle mit dem Könige ganz allein im Park sein. Was ihn dazu verleitete, mag die Unkenntnis über die näheren Umstände gewesen sein, unter denen die den Pfleger korrigierenden Worte Guddens gesprochen waren. Hätte Dr. Müller vom Vorzimmer des Königs aus, wie ich es am Sonntag vormittag getan hatte, die Entwicklung des Spaziergangs überwacht, so hätte er sehen können, daß Pfleger Mauder dem Könige unmittelbar gefolgt war, und er hätte dann Guddens Worte wohl richtig gedeutet..."

Auch in dem gleichfalls im Archiv für Psychiatrie erschienenen Nachruf auf Obermedizinalrat von Gudden aus der Feder von Grashey ist betont, daß gegen Guddens Sinn gehandelt wurde, als die Pfleger ihn auf dem letzten Spaziergang mit dem König allein ließen.

Die Auffassung in Guddens Familie war und ist also die: daß der Obermedizinalrat v. Gudden nicht etwa den Pfleger zurückschicken, sondern ihm nur bedeuten wollte, sich in angemessener Entfernung zu halten.

Wir sind nicht in der Lage, die Richtigkeit der einen oder anderen Auffassung behaupten zu können. Wir sind überzeugt, daß der junge Assistenzarzt Dr. Müller keinen anderen Wunsch hatte, als den Anordnungen seines verehrten Chefs zu entsprechen, also den Pfleger gleich wieder nachgeschickt hätte, wenn er dies für den Wunsch seines Chefs gehalten hätte, können uns aber andererseits aus den Grasheyschen Aufzeichnungen dem Eindruck nicht verschließen, daß die Anordnungen an den Pfleger von diesem vielleicht in verhängnisvoller Weise mißverstanden wurden.

Wir werden auch darauf hingewiesen, daß Gudden als Aufenthaltsort für den kranken König ursprünglich Fürstenried vorgeschlagen habe, wo — anders als in dem ungesicherten Berg — schon alle notwendigen Vorkehrungen getroffen waren. Der Vorschlag sei vom Hofmarschall mit der Begründung abgelehnt worden, Fürstenried sei kein Aufenthaltsort für einen König.

Eine deutsche katholische Dichterin

Der eben erschienene Roman der Gertrud von Lefort, „Das Schweißtuch der Veronika" (zunächst im „Hochland" fortsetzungsweise, nunmehr in Buchform bei Kösel in München erschienen) spielt in Rom, und das nicht zufällig. Er lebt von einer ungeheuren Antithese zwischen dem heidnischen Rom, das in seiner Größe und Vergänglichkeit von zwei Charakteren des Buches gespiegelt wird, und dem christlichen, das zunächst nur am Rande der Erzählung lebt, um schließlich über den Zusammenbruch des andern immer machtvoller aufzuwogen. Die Hauptgestalten des Werkes sind: Eine alte Frau, die eine in sich gegründete antikische Menschlichkeit zu unvergeßlicher Schönheit rundet, die erst gegenüber einer allerletzten Bestreitung ihr Ungenügen weist. Ein Dichter, der dies Ungenügen von Anfang in sich brennen hat und in großen Visionen ausströmt, ohne letztlich darüber hinauszufinden, und damit auch ein Glück verspielend. Ein alterndes Mädchen, das ungewiß und in einer letzten grundlosen Versagung immer auf der Schwelle des Höheren stehen bleibt, und erst nachdem diese Versagung in tiefste Dämonie ausgeschlagen ist, im Zerbrechen selbst den Durchbruch findet. Und schließlich die Heldin, halb Kind noch, das zwischen diesen Gestalten ein stilles, träumendes und spiegelndes Leben nährt und dem sich schließlich die Pforte öffnet, welche die andern so oder so, früh oder spät, klar oder verworren, umsonst umwerben. Die Handlung, die zwischen diesen Menschen webt, ist einfach und innerlich, dabei äußerlich voll verknüpft, zwingend, ja spannend.

Dieses Werk bedeutet für jeden, welcher den Namen der Verfasserin seit den vor einigen Jahren erschienenen „Hymnen an die Kirche" im Auge hielt, eine große Erfüllung. Man war sich ja klar, daß nach jenem Buche, welches nicht ein lyrisches Aufflammen sein konnte, sondern etwas an unbedingt verpflichtender Form von seinem Gegenstande lieh, die Verfasserin nichts Enges, Kleines oder Dürftiges würde geben können. Aber was nun vorliegt, übertrifft alle Verheißungen bei weitem. Zu dem großen Wurf einer erlesenen Sprachkunst, zu dem Reichtum der erlauchtesten Schönheiten in Bildern und Gedanken ist jetzt noch ein großer epischer Atem getreten, eine unbeirrbare Folgerichtigkeit langhinziehender Entwicklungslinien und eine ebenso fein aufspaltende wie gebieterisch gestaltende Seelenkunde.

Die Katholiken werden besonderen Anlaß haben, sich dessen zu freuen. Denn hier ist

ie allgemein menschliche Gestaltung aus
em Geiste in der Kunst, die überwältigend
jedem sprechen muß, der überhaupt Ohren
t zu hören. Und daß dieses Geistesgut allen
eutschen gemein werden kann, ist hier nicht
it Abplattungen des religiösen Gedankens
bloße Empfindsamkeiten oder Vernünfte-
en erkauft, wie das allzuoft in den vergange-
n Jahrzehnten geschah. Sondern der Katho-
ismus, aus welchem diese künstlerische Tat
rausgeboren wird, lebt in seinem eigenen
erne. Er scheut vor keiner Härte, Strenge
d Paradoxie zurück; im Gegenteil nimmt
hieraus eben die Kraft einer unendlichen
mgreifung alles Menschlichen, ohne sich zu
rdünnen, vielmehr geradezu unter Rück-
rstärkung seiner inneren Unbedingtheit.

Man wird wohl in allem Schrifttum ver-
blich suchen, daß ein Charakter, der im innersten
innе heidnisch genannt werden muß, mit so
bauender Liebe durchleuchtet und in seiner
röße und Bejahung verehrend ergriffen wäre
ie hier. Die Bedingung dafür ist allerdings,
ß es sich bei diesem Heidentum nicht um bloße
ürgerlichkeit handelt, um eine böswillig
sich verkrampfte Endlichkeit — mit solcher
esinnung ist keine Gemeinsamkeit möglich.
ondern es handelt sich um den seltenen
all einer großen und ehrlichen „reflektierten
aivität" oder „naiven Reflektiertheit", die
f sich ruhen kann, ohne zur Lüge zu werden.

Noch ein zweiter Fall! Der Dichter, welcher
dem Buche auftritt, ist auch in einem Sinne
eidnisch". Eine ungeheure Kraft lebt bei
m in den Spannungen zwischen den letzten
erneinungen und Bejahungen des Daseins,
irft sich zwischen beiden hin und her, fällt
ber zuletzt doch zu den ersten zurück — was
e nur eine Zeitlang durch den Einsatz einer
roßen naturhaften Jugendkraft des Geistes
verdecken weiß. — Ein Kompromiß mit
em Heidentum wird aber auch so überhaupt
icht geschlossen. Auch jener erste Charakter
eidnischer Endlichkeit, welche die Unendlich-
it fest in sich behält und nicht im religiösen
Sinne heraustreten läßt — auch ihm erlahmt
hließlich die Kraft, auch er rückt unter sein
Gericht. Die Scheidung der Gegensätze ist
icht aufzuhalten, alles was nicht aus der
etzten Ewigkeit des Göttlichen stammt, wird
hließlich zum Staube, zu einem Spuk, der
ch aus dem großen Abgrund der Welt erhebt.
lnd erst jenseits dieser Krisis wölbt sich dar-
ber schließlich der ungeheure Widersinn der
Religion, welche allem erst Bestand, Glieder-
rung, Dasein gibt, und ohne welche die Dinge
zerfallen wie ein Leichnam. Und dieses Para-
dox schwebt nicht in der Luft, es ist in Rom
verkörpert und auf besondere Weise beheimatet
— in diesem Rom, durch dessen sämtliche
Bezirke in aller ihrer Größe das Buch führt,
um schließlich in seinem innersten Kreise, im
christlichen Heiligtum Mittelpunkt und innerste
Berührung mit dem Göttlichen zu finden.

Man könnte nach solcher Umreißung denken,
dieses Dichtwerk schwelge nur in den letzten
Allgemeinheiten reiner Weltanschaulichkeit.
Nichts ist unrichtiger. Denn nicht nur ist die
hier entfaltete Weltanschauung keineswegs
derart, daß das Individuelle dadurch irgendwie
entwurzelt würde. Es wird keine Reaktion
getrieben, es werden keine bloßen Forderungen
und Formeln aufgestellt, welche die Zeit nicht
zu erfüllen vermöchte. Bei aller Unerweichbarkeit
des Überindividuellen und bei aller Aufbehaltung
der Initiative für es, wird doch dem einzelnen
der Zeitlage entsprechend schärfste Mitarbeit
eben aus der innigsten Besonderung seines
Eigenwesens heraus zugemutet. Und auch im
künstlerischen Sinne gilt das. Auch hier ver-
wischt die Kraft des Letzten nicht das Einzel-
sein, sondern schärft es in aller seiner Ein-
maligkeit noch unvergeßlich ein. Es wird so
der Irrtum der Zeit, welcher noch aus den
vergangenen materialistischen Jahrzehnten
stammt, kräftig berichtigt, man könne nur durch
eine vollständig standpunktlose Hingabe an
die Einzeldinge ein reiches, verunterschied-
lichtes und getreues Bild der Welt künstlerisch
wiedergeben. Nichts liegt weiter vom wahren
Sachverhalt. Eine feste fruchtbare und le-
bendige Weltanschauung, die nicht nur, dog-
matisch im toten Sinne, ein bequemes Ruhe-
kissen ist, sondern eine lebendige Formkraft,
die auch sich selbst noch immer tiefer heraus-
meißelt — sie allein gibt künstlerisch der Wirk-
lichkeit in ihrer ganzen Gegenwärtigkeit Blut
und Fülle. Wer jenem andern rein impressioni-
stischen Ideal huldigt, dem wird sich schließ-
lich das Wirklichste und Einzelste selbst unter
den Händen zersetzen und an die Stelle der
großen Abhängigkeit nur eine platte Selbst-
sucht und Eitelkeit stellen, die ihn auch künst-
lerisch zuletzt blind und dumm, und seine
Wirklichkeitsschau falsch macht.

Gertrud von Lefort wird uns noch sehr
Großes schenken.

Zürich. Erich Brock.

Die Bedeutung des Vaterunsers für unsere Zeit

Der Kaplan begann nach einem kurzen Gesprächlein das Krankengebet. Wieder, wie seit langem, aus dem heiligen Stegreif seines betenden und phantasierenden Herzens. Er hatte seine Zuversicht neu gewonnen, und die Freude am fertigen Manuskript, am Verweser, der ihm die halbe Mühe abnahm, und am guten, frischen Sommermorgen ergoß sich in seine Weise. Die Worte wurden prunkvoll und malerisch. Er rief dem Alten das hohe Jerusalem, das nach dieser Stubenniedrigkeit seiner warte, in den Sinn, mit seinen Harfenkonzerten wie rauschenden Wäldern, mit seinem Engelspiel und seiner prachtvollen Kurzweil durch alle ewigen Stuben. Er redete von der Einsicht, die der Selige da oben genieße, hoch über alles Grübeln und Brüten der irdischen Philosophie hinaus. Und dort lebe die Poesie, nicht die geschriebene oder geträumte, nein, die wahrhafte, die von einem Morgen in den anderen erlebte. O welch ein Himmel! Nicht der Himmel, von dem es in Goethes Faust ein Schimmerchen gebe, auch . . .

„Herr Kaplan!" bat der Greis leis und mit suchenden, unglücklichen Augen.

„Auch nicht einmal der Himmel, wovon der große Dante im Paradiese an Beatricens . . ."

„Herr Kaplan", bröckelte der Alte nochmals und nun lauter und unmutiger hervor, „beten Sie mir doch etwas Deutsches vor!"

Johannes stand da wie zu einer Säule erstarrt.

„Was ich verstehe . . . ein Vaterunser!" Und da der Kaplan noch immer stumm und steif stand, schlug der Kranke ein großes Kreuz und begann mit seiner zittrigen Stimme: „Vater unser, der du bist im Himmel . . . der du bist . . .," wiederholte er lockend und einladend, . . .„der du bist im Himmel".

Dem armen Priester ward es blau und grün vor den Augen.

„Der du bist im Himmel . . .", forderte der Mann nochmals dringend, und seine Augen brannten wie eine ganze große Wüste im Durste nach dem einzigen, nahen Oasenbronn brennt.

Das wirkte. Dieser Durst drang dem Kaplan bis an die Seele. Hilflos mit all seinem Pomp, so recht ein Habenichts und fadenscheiniger Prahlhans kam er sich plötzlich neben diesem heiligen, überirdischen Durst des Greises vor. Das Vaterunser, o ja, das Vaterunser konnte hier nur helfen. Demütig faltete er die Hände, und während sich seine Augen leise, leise mit Tränen füllten, betete er das uralte, unwiderstehliche, von Gott selbst erfundene Gebet immer kräftiger vor. Aber bei jedem Gesätzlein wartete er, damit der Kranke die Bitte nachflüstern konnte. Und sieh da, das Antlitz des Alten ward wie ein Feiertag. Erquickung lagerte sich über Mund und Augen. Er saß in der Oase und schöpfte lebendiges Wasser. Vorhin war nur eine Fata Morgana gewesen.

„Ich danke vielmal!" sagte er und schloß glücklich die Augen.

Heinrich Federer, Jungfer Therese, S. 239 ff.

Gedanken

Der gebildete Durchschnittsmensch glaubt nur an Durchschnittliches. Wenn ihm der Teufel begegnete, würde er ebenso wenig glauben, daß es der Teufel ist, wie er seinem Bruder glauben würde, wenn ihm dieser sagte: „Wir haben den Messias gefunden". Sie glauben weder, daß etwas ganz Gutes, noch daß etwas ganz Schlimmes geschehen kann, und sind, da das ganz Gute ihrer Unterstützung bedürfte und das ganz Schlimme sich selbst hilft, die Wegbereiter des Schlechten.

*

Man kann nicht Haß säen und soziale Gesinnung ernten.

*

Die Rhetorik, die in der Politik so wichtig ist, ist überall die Erbfeindin der Wissenschaft.

*

Der deutsche Reichstag im Krieg

12. VI. 18 (173. Sitzung), Seite 5421 des Stenogramms:

Bei der Rede des Kriegsministers heißt es, als er die aktiven Offiziere lobt:

(sehr richtig! rechts),

als er die Krankenschwestern lobt:

(sehr richtig! im Zentrum).

*

Mehrheit

Aus 556 Richtern bestand der Gerichtshof, der Sokrates zum Tod verurteilte.

*

Politiker

Politiker — mögen sie auf anderen Gebieten noch so gebildet sein — müssen im Gebiet der Politik als ungebildete Menschen betrachtet werden, wenn anders es eine wesentliche Eigenschaft der Ungebildeten ist, die Mill (Logik, Buch 2, Kap. 5, § 6) ihnen zuschreibt: daß sie „in der Regel völlig unfähig sind, irgendwelche zwei Vorstellungen, die einmal in ihrem Bewußtsein fest verknüpft worden sind, voneinander zu trennen."

*

Der vertriebene Pan

Roman von Gottfried Kölwel

(. Fortsetzung und Schluß) 16.

Als Albine von diesem Unglück erfuhr, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus. Es war zwar nur ein einziger jäher Laut, aber er war so erschütternd, daß die Leute aus dem orfe, die das Kind ausgegraben und heraufgetragen hatten, sich nicht erinnern konnten, einen solchen menschlichen Schrei gehört zu haben. Er war mit einem Mal aus ihr heraus=ebrochen, als wäre etwas kolossal Gespanntes in ihr zerrissen, und wirkte, obgleich er wie i jedem Menschen aus dem kleinen Loch des Mundes ausfuhr, doch so gellend und maßlos, aß er über das ganze Tal hinflog und von den weißen, tauben Bergwänden zurückprallte. s war, wie gesagt, nur ein einziger Schrei; denn von da ab schluchzte Albine nur noch, nd als das Kind auf seinem kleinen Bett lag, steif und kalt, wurde die Mutter völlig stumm. Dieses Stummsein aber wirkte fast noch erschütternder als der Schrei; es war das Stumm=in eines Grabes, das sich um etwas Unwiederbringliches geschlossen hat. Ob man Albine un dies oder jenes fragte — die Leute waren durch das Unglück wieder freundlicher ge=orden — niemand konnte mehr eine Antwort von ihr erhalten. Es war ja alles so gleich=ültig, so klein, so belanglos, was jetzt noch geschah. Ihre Gestalt schien wie durch einen uck um einen ganzen Kopf kleiner geworden zu sein, als wäre sie mit den Füßen in den oden gesunken. Dieser Eindruck kam wohl von der stark gekauerten Haltung, die Albine, o sie nun ging, stand oder saß, stets zur Schau trug. Während der ganzen Zeit, in der das ind tot im Haus lag, richtete sie sich auch nicht ein einziges Mal mehr auf, und behielt diese ebeugte Haltung noch bei, nachdem man das Kind längst in der Nähe des Hauses unter nem kleinen Hügel begraben hatte. Drunten im Dorf hätte der kleine Franz keinen ehr=chen Platz erhalten, sondern mit jener Erde vorlieb nehmen müssen, in der man die Er=ängten verscharrte ...

Auch auf den Vater wirkte das Unglück nicht weniger fürchterlich. Er stand da, als hätte ch ein riesiger Berg plötzlich vom Gipfel bis zum Grunde gespalten. Durch die Kluft aber, ie sich nicht mehr schloß, sah Sebas nun fortwährend hindurch, ja, er ging seinem Blick ach und kam so allmählich auf die andere Seite ... Wie konnte dieses Unglück geschehen? unächst lud er die ganze Verantwortung für das Unglück der Schulbehörde auf, da sich doch Lehrer und Bürgermeister plötzlich wehrten — denn nichts macht die erst so gewaltig heinenden Menschen kleiner und erbärmlicher als ein so großer Gegner wie der Tod — kam s allmählich ans Licht, daß hinter der Ortsschulbehörde das Bezirksamt in T ... stand. Es atte auf eiserne Durchführung des Schulzwanges gedrängt und somit war Albinens Bruder Emil, der hinter allem stand, zur eigentlichen Ursache des Unglückes geworden.

„Dein Bruder ist der Mörder, und niemand sonst!" sagte Sebas zu Albine, die kaum mehr u schlucken vermochte vor krampfhaftem Schmerz.

Eines Tages aber machte er sich auf und stieg hinab bis nach T . . ., um im Bezirksamtsgebäude direkt und unangemeldet durch die Türe vor Emil hinzutreten.

Nun war Sebas aber in den ersten Augenblicken, in denen er seinem Schwager gegenüberstand, keines Wortes mächtig, so sehr zitterte er am ganzen Körper. Denn es war der tobende Drang in ihm, dem Mörder seines Kindes an den Hals zu springen, ihn auf der Stelle zu erwürgen und ihn wie einen Dreckklumpen in die Ecke zu schleudern. Sebas mußte sich sehr beherrschen, um diesen Drang nicht Herr werden zu lassen, aber wenn er auch unverrückbar auf seinem Platz stand, die Augen hingen ihm doch fast aus dem Gesicht und in den Händen schien sich eine bleierne Schwere zu sammeln.

Emil hingegen blieb, nachdem er den Mann seiner Schwester erkannt hatte und über seinen ungestümen Eintritt etwas erschrocken war, in unverändert korrekter Haltung. Er sagte zwar auch eine Weile kein Wort, aber seine Haltung war so gemessen, als trüge er statt seines Zivilanzuges einen langen, scharf zugeschnittenen Amtsfrack auf seinem Leibe. Er legte ein Schreiben, das er eben noch in Händen hielt, auf das Pult und wandte sich, das Gesicht merklich gesenkt, an Franz Sebas: „Ich muß Ihnen mein Beileid aussprechen. Es ist ein furchtbares Unglück, das Ihrem Kind und Ihnen zugestoßen ist."

Es sah aus, als wollte er dem Maler auch die Hand hinstrecken, aber da dieser nicht die leiseste Bewegung machte, sie zu ergreifen, zog Emil sie wieder möglichst unmerklich zurück.

Indessen aber sagte Sebas schon: „Wie kommen Sie dazu, mir zu kondolieren. Es würde nur noch fehlen, daß Sie mit dieser Hand, die Sie mir eben reichen wollten, mein Kind persönlich erwürgt hätten und noch sagen würden: Es ist ein sehr trauriger Fall. Ich spreche Ihnen mein herzliches Beileid aus. Wie können Sie ein solches Wort über den Mund bringen. Sie müssen doch wissen, daß der Befehl, das Kind gewaltsam zur Schule zu bringen, von Ihnen ausgegangen ist und daß also niemand anders als Sie selbst dieses Unglück verschuldet haben."

Gleich nach diesen Worten sah Emil seinen Schwager zwar mit scharfen, abwehrenden Blicken an, es sah schon aus, als donnerte nun auch seine Stimme los, aber da zuckte er plötzlich mit den Schultern, drehte sich etwas und verzog sein Gesicht zu einem Lächeln. Man hätte glauben können, daß es ein mitleidiges Lächeln wäre oder auch ein hoffärtiges Lächeln, in Wirklichkeit aber war es keines von beiden. Ja, gleich im Anfang schien es fast ein oberflächliches Lächeln zu sein, denn Emil sagte plötzlich mit einer unberührten, fast saloppen Stimme: „Da muß ich schon lachen. Sie kommen da in mein Büro hereingestürzt und sagen so ganz einfach, mit aller Überzeugung, wie wenn schon der Staatsanwalt über mich herfallen würde: Ich sei ein Mörder." Dann mit etwas gesetzterer Betonung: „Wissen Sie denn wirklich, was Sie mit ihrer Anschuldigung gesagt haben? Ich nehme ihnen die Anschuldigung natürlich nicht übel, denn ich verstehe ihre Erregung. Es ist, wie ich schon gesagt habe, ein furchtbares Unglück, das geschehen ist. Aber Sie sind sich bis jetzt über die Ursache des Falles noch nicht klar geworden. Das habe ich deutlich aus ihren erbosten Worten gehört. Sonst könnten Sie doch unmöglich auf die Idee kommen, das Bezirksamt wäre schuld an dem Unglück, oder gar, wie Sie sagten: Ich wäre der Mörder. Ich bin hier nur Assessor, nur Amtsperson; ich tue nur, was mir vorgeschrieben ist. Wenn also von uns aus auch wirklich der Auftrag an die Schulbehörde gegeben worden ist, auf strengen Schulzwang zu achten, so haben wir nicht mehr getan, als was wir müssen, weil es uns das Gesetz so vorschreibt. Wir haben weder den Auftrag gegeben, einen Schulboten zu schicken, noch irgendeinen festen Termin zur Abholung ihres Kindes bestimmt. Aber auch, wenn wir das getan hätten — was wir ja nicht können, weil der Vollzug der Befehle in den Händen der

Ortsschulbehörde liegt — ja, wenn wir es getan hätten, wie könnte uns auch dann eine Schuld treffen? Ebensowenig, wie man der Ortsschulbehörde auch nur den geringsten Vorwurf machen kann, daß sie gerade an diesem Tage den Schulboten schickte. Das Wetter war doch günstig, die Wege gangbar, sonst hätte doch der Schulbote nicht zu ihnen hinaufkommen können. Wer kann das wissen, daß gerade an diesem Tag eine Lawine zu Tal geht. Monatelang liegt der Schnee in aller Ruhe und gerade an dem Tag kommt er ins Rollen. Als ob man dafür auch nur jemand verantwortlich machen könnte, daß der Schnee ins Rollen kommt. Denken Sie sich die Sachlage doch noch breiter aus. Wie ist die Lawine entstanden? Niemand weiß es. Vielleicht war der Überhang einer Wächte zu schwer geworden und brach eben plötzlich los. Vielleicht hat die Sonne irgendeine festhaltende Eismasse gelöst. Vielleicht ist ein Tier, irgendeine Gemse, darüber geglitten. Vielleicht ist die Lawine auch noch anders zustande gekommen. Aber wer hätte das verhindern können? Wie eben alles nur ein furchtbarer Zufall ist, müssen Sie doch schon daraus sehen, daß der Schulbote, der vor dem Kinde herging, sich retten konnte. Wäre das Kind also dicht hinter seinem Führer geblieben, oder wäre es in einem noch größeren Abstand hinter ihm einhergegangen, als es ging, so wäre ihm sicher nichts passiert. Daß das Kind nun gerade in diesem Abstand ging und also in dem Augenblick die Stelle passierte, in dem die Lawine auf dieselbe niederging, das ist eben, wie Sie den Fall auch immer wieder ansehen, ein höchst unglücklicher Zufall. Denn sehen Sie: Hätten Sie oben in ihrem Haus nicht gezögert, das Kind dem Schulboten mitzugeben und hätten Sie sich, wie der Schulbote erzählt, nicht erst mit ihrer Frau besprochen, was Sie machen sollten, so wäre das Kind eben etliche Minuten früher auf den Weg gekommen und hätte mit dem Schulboten schon die gefährliche Stelle passiert gehabt, ehe das Unglück eintrat. Wer hat hier eine Schuld? Wollen Sie vielleicht die Schuld selber auf sich nehmen und sich sagen, daß nicht das Bezirksamt, nicht ich, nicht die Schulbehörde, nicht der Schulbote, nicht das Kind, sondern Sie selbst der Mörder ihres Kindes sind? — Allerdings, wenn schon jemand eine Schuld haben soll, dann müssen Sie sich selbst an die Brust klopfen. Ja, Sie selbst müssen sich an die Brust klopfen; denn hätten Sie das Kind stets regelrecht zur Schule gesandt, so wären all unsere Handlungen überhaupt nicht nötig geworden, das Kind wäre in der sicheren, warmen Schulbank gesessen, als die tödliche Lawine niederging."

Emil setzte eine Weile aus, wie wenn er vom vielen Reden müde geworden wäre. In Wirklichkeit aber wollte er gerade durch eine Pause seine Erkenntnisse bestärken. Dann sagte er noch: „Damit dürfte Ihr Vorwurf gegen mich für immer erledigt sein; denn Sie sehen, daß er auf Sie selbst zurückfällt."

Franz Sebas stand noch immer reglos da und sprach lange kein Wort. Er musterte Emil vom Kopf bis zum Fuß, als wollte er ihn bis in die Eingeweide durchschauen. Plötzlich jedoch, wie wenn ein Pfeil vom Bogen flöge, gab er seiner ganzen Gestalt einen Ruck und sagte: „Teufel!"

Ja, Teufel! sagte er, sonst nichts, spuckte aus und trat zur Tür hinaus.

17.

Die Zeit verging.

Gleich nach dem Niedergang der Lawine hatte man drunten im Dorf ein gewisses Mitgefühl mit den heimgesuchten Bewohnern der Wolfkuppe aufkommen lassen und einige Dörfler sprachen es offen aus, daß die gewaltsame Herbeiführung eines Kindes durch den Schnee doch schon mehr an Frevel als an Pflicht grenze; wenn der Maler auch hundertmal

ein vermaledeiter Ketzer sei, sagten sie, aber der Schulbote möge sich in Zukunft ja auf keiner Berghütte mehr sehen lassen, sonst schlage man nicht bloß dem Bürgermeister und dem Lehrer, sondern auch dem Bezirksamtsassessor, der scheinbar ein so strenges Regiment einführen wolle, die Fenster ein. Freilich entsprangen solche Äußerungen keineswegs etwa dem Gefühl, die Malersleute auf der Wolfkuppe in Schutz nehmen zu müssen, sondern vielmehr aus dem eigensüchtigen Gedanken, die hier im Dorf nie geübte Strenge könnte auf sie selbst und ihre Kinder übergreifen. Das aber wäre einem Bauern gerade noch abgegangen, einen Jungen zur Schule zu schicken, wenn man ihn zu Hause beim Dreschen brauchte. Wenn er auch noch keinen Flegel schwang, aber die Windmühle konnte er drehen, und gut ausgeblasener Hafer war mehr wert als ein heruntergepappeltes Lesestück. Aber da es sich ja bald zeigte, daß der Gang des Schulboten auf die Wolfkuppe ein vereinzelter gewesen war, der sich weder zu einem Bauernhof noch zu einer Berghütte wiederholte, und also alles so blieb, wie es war, kam man rasch wieder zu der Ansicht, daß der Herr Bezirksamtsassessor eben doch ein ganz gerechter und passabler Herr sei. Natürlich, dem Maler da droben mußte er ja auf die Kuppe steigen; was hätte der Junge des Sebas schon zu tun gehabt! Und dann — wollte man das Kind auch nicht ganz verderben lassen. Von diesem Leben da droben kam ja auch wohl das ganze Unglück. Warum mußte die Lawine gerade in dem Augenblick niedergehen, als das Kind den Weg passierte? Den Gemeindediener hat es ja auch nicht am Kragen gepackt, nur das Kind; das war schon wirklich auffällig, und man konnte deshalb tatsächlich nichts anderes annehmen, als daß das Unglück eben eine Strafe Gottes gewesen sei. Dieser Gedanke, der in vielen Köpfen allerdings schon gleich unmittelbar nach dem Lawinensturz aufgetaucht, aber nur unter dem Eindruck des Todes etwas zurückgedrängt worden war, wurde jetzt immer lauter und lauter, und die Anschauung war so allgemein, daß man sie überall, in der Sitzweile beim Stricken und Kartenspielen, auf dem Kirchweg und beim Krug im Wirtshaus, offen aussprach. Eine Strafe Gottes war es gewesen, das hatte sich klar bewiesen, von einer Schuld der öffentlichen Behörde aber war keine Rede mehr ...

Inzwischen war es längst Frühling geworden. Die gute Mutter Sonne hatte das weiße Schneelaken, das unter dem kleinen Franz wie ein Leichentuch dagelegen hatte, von allen Hügeln und Bergen weggezogen, und nur oben an den höchsten Spitzen waren noch etliche Fetzen hängen geblieben. Vom Tal herauf, an allen Hängen entlang bis zu den Kuppen drängte das Gras immer länger und länger aus dem fruchtbaren Boden, die Büsche hatten sich jung belaubt und ringsum lag die Erde da, von einem dichten grünen Pelz bewachsen. Auf der Wolfkuppe standen die Lärchen wie grüngefiederte Vögel, sie reckten die Flügel im Wind, aber sie waren mit ihren Wurzeln an die Erde gekettet und jeder Aufschwung blieb vergeblich.

Franz Sebas und seine Frau hatten den Frühling wohl heraufkommen sehen, aber sie achteten ihn kaum. Alles war ganz anders als sonst. Während er früher tausend neue Gesichter der Freude zeigte, wuchs heuer eben das Gras, es wuchs das Laub, es grünten die Bäume, der Himmel war blau geworden, die Vögel sangen rings um das Haus und der Bach rauschte. Naturvorgänge, wie sie der Kalender mit sich bringt, weiter nichts.

Albine trug noch immer das stumme Wesen des vergangenen Winters in sich. Sie tat alle Arbeit stumpf und gleichgültig und nur soviel, als unbedingt nötig war. Da und dort blieb manches liegen und der Geist der Unordnung fing an, sich im Haus einzunisten. Was lag auch daran, wenn man einmal nicht putzte, nicht wusch, wenn das Essen aus dem Topf lief oder die Milch im irdenen Weitling verdarb. Was lag überhaupt an allem daran! — Albine hatte seit dem Tod ihres Kindes keine Zeile mehr in das Tagebuch geschrieben. Es war ja

auch so gleichgültig, ob man mit der Feder etwas aufzeichnete oder nicht. Müßig stehen und vor sich hinsehen, das war eigentlich Beschäftigung genug. Es war ja doch alles immer wieder nur ein Hineinsehen in ein unergründliches Loch, in das alles versunken war und aus dem keine Antwort auf alle Fragen nach dem Warum herauskam; ob Albine nun durch das Fenster nach den Schneefetzen auf den Berggipfeln aussah, am Grab ihres Kindes dastand oder hinausging, achtlos am silbernen Bach entlang, wie eine Taubgewordene unter all den Vogelstimmen dahin, um den Weg einzuschlagen, der durch den Lärchenwald zur Schlucht führte. Dort am steilen Abhang, hingekauert wie ein Stein, der nur auf den Stoß wartet, um ins Rollen zu kommen, hielt sie sich am meisten auf. Sie sah dem Bach zu, wie er durch den Wald als eine geschlossene Wasserader daherkam, am Felsgestein zersprengte und als auseinander geschleuderter, schäumender Gischt zur Tiefe stürzte. Bis zum Anbruch der Nacht saß Albine oft an diesem steilen Abhang und als Sebas einmal, bekümmert um sie, hinausging, um sie zu holen, hatte sie ihr Gesicht im Schoß verhüllt und war so sehr in sich selbst versunken, daß er einige Male ihren Namen rufen mußte, bis sie endlich bemerkte, daß er neben ihr stand.

Sebas, der seit dem Tod des Kindes ebensowenig mehr einen Pinsel berührt hatte wie Albine die Feder, mußte der verzweiflungsvollen Stimmung seiner Frau innerlich zwar beipflichten, aber er war, schon seiner männlichen Natur nach, doch das reine Gegenteil von Albine. Während sie sich nämlich ganz ins Passive des Lebens verlor und eben noch lebte, weil ihr Lebenslicht nicht von selbst erlosch, war in ihm an Stelle der einstmaligen, olympischen Freude der Haß getreten und trieb seine Lebenskraft noch ebenso gewaltig, wenn nicht noch gewaltiger an als zuvor. All seine Gefühle und Gedanken verdichteten sich zu einem Trotz, der immer riesiger, immer felsiger in ihm anwuchs und gerade dadurch, daß Albine so völlig zusammengebrochen blieb, nur neuen Anstoß erhielt. Denn es war nicht genug, daß man ihm das Kind raubte, man hatte auch seine Frau aus allen Höhen gerissen und ihn so um alles gebracht, was er einst an Lebensglück besaß.

Was wünschte Sebas sich in dieser Zeit heißer und drängender, als wieder einen Sohn zu haben; aufziehen wollte er ihn mit allen Kräften, die ein junges Wesen beeinflussen können; aber nicht, um wieder einen jungen Gott heraufwachsen zu sehen, wie er es einst erhoffte; nein, Götter haben auf dieser Erde, in dieser erzwungenen Gemeinschaft keinen Platz mehr; er wollte, soweit es nur in seinen Kräften stand, dem Kind von den ersten Zeiten an den Haß gegen die Menschen in das Herz senken, er wollte den Dämon lockern in ihm und einen wahrhaftigen Teufel aus ihm machen. Wenn Sebas oft stundenlang draußen in den Wäldern und auf den Bergen umherstrolchte, es war ihm eine Lust, darüber nachzudenken, was der Junge einst alles anstellen werde. Natürlich, es sollte kein dummer Teufel werden, der den Schergen und den Richtern in die Hände lief, kein solch primitiver Missetäter, wie es Hunderte und Tausende gab und die nicht mehr wert waren, als daß man sie einsperrte oder köpfte, nein, ein ganz besonderer Teufel sollte es werden, einer, den man eher für einen Gott hielt, der scheinbar die Wahrheit und Gerechtigkeit vertrat, ja, so einer wie Emil einer war, ein völlig verkappter, bei dem sich das schwarze Fell wie ein Samtmantel anrührte. Nur viel umfassender, viel gewaltiger als der kleine Assessor von T... Bald sah ihn Sebas als einen aufstrebenden Politiker, der unsägliches Unheil über das ganze Volk heraufzauberte, bald als einen Religionsstifter, der Tausende von Seelen zu armen Windbeuteln machte und sie jämmerlich zerplatzen ließ, bald als einen Erfinder, der Giftgase zusammensetzte, mit denen man ganze Stämme und Völker einfach umblasen konnte, bald als einen unumschränkten General, der beileibe nicht etwa sein Volk schützen,

sondern auf Blut gehen wollte, aus Passion, leicht und lustig, wie man hierzulande auf Schneeschuhen über das winterliche Gelände rutschte ... Er sah ihn bald so, bald so und je mehr Möglichkeiten eines ganz großen, verkappten Teufels er sich ausdachte, desto beschwingter wurde sein Fuß, er lief fast, ja, er rannte, bergauf, bergab, durch Hitze und kühlen Schatten, über Bach und Weg, durch Wälder und Wiesen, er lief, als ob er seine Träume ereilen und packen könnte, da, dort, überall; so geriet er oft derart in Schweiß, daß er ganz durchnäßt heimkam, und die Haare flogen ihm wirr um den Kopf, wie wenn ihn selbst ein Dämon zerzaust hätte.

Leute, die ihm zufällig begegneten, berichteten drunten im Dorf, daß Franz Sebas Augen wie der Teufel habe, und die Kinder der ganzen Gegend erzählten sich von einem unheimlichen Berggeist ...

18.

Trotz aller oft aufflackernden Besessenheit des Mannes aber war die Zeit unfruchtbar geblieben und Albine war in einer unglaublichen Weise gealtert. Jahre hatten sich an ihr wie Jahrzehnte ausgewirkt, so sehr hatte ihr Seelenzustand die Haut fahl gemacht und verfaltet, das Haar ergraut und die Hände verknöchert ...

In dieser Zeit war es, daß sich Albine immer mehr und mehr mit Tieren beschäftigte. Nicht bloß, daß sie alle möglichen Arten um sich hielt und sich draußen im Freien unter sie mengte; sie lockte, während Franz Sebas in den Bergen umherirrte, bald alle zu sich in die Stube und wußte sie durch Blicke, Gesten und Laute so an sich zu fesseln, bis sie sich schließlich alle vertraut um sie herumlagerten. Denn die um das Leben ihres Kindes betrogene Mutter hatte wieder den dunklen Drang in sich, gerade jetzt, da Tod und Unfruchtbarkeit sie wie eine undurchdringliche Mauer umgaben, etwas vielfach Lebendiges um sich zu spüren — etwas, was sich regte, rührte, was schaute, horchte und den Klang der Stimme in sich trug — um auf diese Weise von einem andern Wall des Lebens umgeben zu sein.

Doch was ihr so zur Ablenkung, zur Vertiefung in die Natur, ja zum Tor in eine scheinbar unergründliche Welt wurde, so daß sie schließlich imstande war, sich mit aller Kreatur ringsherum verständlich zu machen, bekam drunten im Dorf, wo man sich für alles Geschehen auf der Wolfkuppe lauernd interessierte, sehr bald ein anderes Gesicht.

Es ist oft die primitivste Art und Weise, wie sich Gerüchte im Volke bilden. Man braucht von irgendeinem Ding, das im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit steht, nur etwas zu sehen, was nicht alltäglich oder gar etwas geheimnisvoll erscheint, im Auge und Ohr böswilliger Leute wird das Unmöglichste zur Wahrscheinlichkeit oder gar zur Wahrheit.

Einige neugierige Beobachter nämlich, die von der Schluchtseite her heimlich auf die Wolfkuppe gekommen waren und sich hinter Büschen versteckt hatten, sollen folgendes gesehen haben: Es war an einem Sommertag. Die Sonne war drückend heiß, nicht der leiseste Wind ging und die Luft schien in einer kochenden Bewegung zu sein. Auf einer kleinen, dicht von Lärchen umgebenen Waldwiese war der Geruch von Gräsern und Kräutern derart stark, daß er wie ein dicker Dunst über allem dalag. Lange sah man hier nichts als etliche, von Trunkenheit müde Falter, die, kaum im Fluge, schon wieder in den Blüten versanken. Dazu hörte man das gleichmäßige Gezirp von Grillen als eine unterirdische Musik. Als sich die Augen aber an das grelle flimmernde Licht gewöhnt hatten, bemerkten sie plötzlich am jenseitigen Rande, wo der Schatten fast schwarz war, hinter einem Gestrüpp eine merkwürdige Gruppe liegen. Sie schien noch schwärzer als der Schatten und von seltener Gestalt zu sein. Dann und wann rührte sich etwas, es knisterte, rauschte, hierauf war es wieder lautlos still. Soviel glaubte man wohl unterscheiden zu können, daß dort eine menschliche Gestalt

liege, aber was dabei lag, das konnte man nicht deutlich sehen. Man wollte sich deshalb näher an die Gruppe heranschleichen. Aber da sprang plötzlich hinter dem Busch etwas Kohlschwarzes auf und eilte davon. Man sah es deutlich: Es war ein Bock mit zwei mächtigen Hörnern. Im Grase aber, ganz müde und abgeschlagen, sah man Albine liegen, die, kaum sie sich belauscht sah, sofort den Rock zurechtzog, einen großen, schwarzen Schal um sich schlug und sich durch den Lärchenwald davon machte ...

Nichts hat einen so klebrigen und in den Brei der dörflichen Masse immer tiefer einsinkenden Schritt wie der von bösen Zungen geführte Aberglaube. Er schreitet durch die Gassen, er tritt in die Stube hinein und wird, an allen Tischen genährt, zu einem Fettwanst, der dumpf auf den bäuerlichen Gehirnen sitzen bleibt.

Wenn man drinnen im Städtchen auch sogar öffentlich verlacht wurde und zu hören bekam, daß man die Milchziege des Malers, die der Frau überall hin folge wie ein treuer Hund, für den Leibhaftigen gehalten habe, zu der Sage, dort oben auf dem Berge gehe ein angeschossener Wolf um, war trotzdem bald noch eine zweite gekommen: Auf der Wolfkuppe halte der Teufel Hochzeit mit einem Menschen ...

Da machte sich, nachdem man vor Wochen schon den Gemeindediener zur Anmeldung und Vorbereitung hinaufgeschickt hatte, der Bürgermeister in Begleitung zweier Bauern, die dem Gemeindeausschuß angehörten, eines Tages auf den Weg zur Wolfkuppe, um den ketzerischen und vor Gott verworfenen Malersleuten Haus und Grund abzukaufen und sie so zum Wegzug aus der Gegend zu bewegen. Wie aber erstaunten die drei Männer, als sie oben angelangt einen eben gezimmerten Zaun bemerkten, der sich, aus lauter rohen Pfählen gefügt, rings um das Haus zog. Ihr Schritt stockte, sie ließen ihre Hände auf den Stöcken ruhen, schoben die runden Hüte aus der Stirn, wischten sich mit den farbigen Tüchern den Schweiß ab und sahen sich höchst verdutzt an. Dann rüttelten sie an der verschlossenen Zauntür, und fuhren, um sich bemerkbar zu machen, mit ihren Stöcken über die Pfähle. Da fing es drinnen im Haus zu bellen an, bellte immer lauter, kläffend, fast ohne abzusetzen; dazwischen hörte man auch das Geschrei von anderen Tieren, aber es kam niemand heraus, ja nicht einmal ein Fenster tat sich auf. Die Bauern polterten nun noch heftiger an den Zaun und schließlich versuchten sie sogar, die Zauntüre aus den Angeln zu heben und sich gewaltsam Weg zu schaffen.

Aber da krachte es plötzlich am Zaun, wie wenn sich die Pfähle splittern wollten; Staub von Holz und Rinden flog den Bauern entgegen, und während sich der Bürgermeister die Augen auswischte, weil er nichts mehr sah, bemerkten die beiden andern jenseits des Zaunes einen gewaltigen Stein liegen. Er war, von einer mächtigen Hand geschleudert, aus der Gegend des Hauses hergeflogen. So gewaltig war der Zorn drinnen aufgestanden in einem Menschen, der, zu all seinem Unglück auch noch von neugierigen Menschen und bösen Gerüchten verfolgt, seine freie Einsamkeit verteidigen wollte.

19.

Doch dieser Zorn hatte wieder den Zorn der ganzen Bevölkerung geschürt, und so war jene Nacht gekommen, in der die Haberfeldtreiber, von denen wir zu Beginn unserer Erzählung hörten, auf der Wolfkuppe erschienen, um Franz Sebas gewaltsam zum Wegzug aufzufordern.

Auf zwei Achsen, an denen je ein Rad mit Ketten gesperrt war, brachte der Vertriebene nach tagelangem Transporte sein zu einem Stück gefügtes Haus zu Tal, von hier aus fuhr es ein Spediteur aus T ... zur Bahn, und so war Sebas auf einem Güterwagen samt Frau und Tieren im Moor angekommen. Nur der ehedem an das Haus angebaute kleine Stall war nicht dabei. Sebas hatte ihn des Transportes wegen auf der Wolfkuppe zurückgelassen;

für die Tiere war er ja auch nicht mehr unbedingt notwendig, denn diesen hatte man das ehemalige Schlafzimmer des Häuschens als Stall eingeräumt, nachdem die Stube ohnehin längst der Raum für alles geworden war.

Jene sonnigen Spätherbsttage, in denen Sebas, obgleich ein grenzenlos verbitterter Menschenfeind, sich vor dem Bürgermeister des Moordorfes als Dekorationsmaler ausgab und ihm sogar die Stube ausmalte, nur, um für seine inzwischen sehr krank gewordene Frau jede neue Störung fernzuhalten, waren bald vorüber, und der Nebel stieg dicht und immer dichter aus der Erde. Es wurde so grau ringsum, daß man durch Fenster und Türen kaum mehr einen Schritt weit sah. Eigentlich war man ja froh um diese Nebelmauer, denn man bemerkte nirgends einen Menschen ringsum und fühlte sich abgeschlossen von aller Welt wie einst durch die Schneewände auf der Wolfkuppe; nur, daß die helle, weiße Farbe von damals grau geworden war. Zudem kroch der dicke stinkende Moornebel in alle Ecken und Winkel des Hauses, und es roch überall, als ob es irgendwo gebrannt hätte ...

In dieser Zeit, in der man am wenigsten jemand erhoffte, aber kam eines Tages ein Mann in das Haus. Man hörte nur seine Schritte und konnte ihn nicht sehen, bis er in der dumpfen Stube stand. Aber hier erkannte man trotz der herrschenden Düsternis rasch den kleinen, dicklichen Bürgermeister. Im Glauben, er werde wohl gar den Lohn für das Ausmalen der Stube bringen wollen, trat ihm Sebus mit erzwungener Freundlichkeit gegenüber, während Albine, die krank im Bett lag, die große Lammfelldecke über sich zog.

So bemerkte sie es gar nicht, wie der dörfliche Bürgermeister langsam ein Kuvert aus seiner Tasche zog und Franz sehr musternd ansah.

Endlich sagte er: „Es ist da vom Bezirksamt in T... ein Schreiben gekommen ..." Er setzte kurz aus, um gleich darauf um so lauter einzufallen: „Ihr seid ja eine richtige Schlawinerbande. Tagdiebe seid ihr, dort auf dem Berg habt ihr wie die Heiden gelebt und deshalb hat man euch ausgestaubt. So was aber kommt zu uns ins Moor und will sich hier ansiedeln. Das sag ich euch: der Kauf des Grundes, den ihr mit der Gemeinde hier abgeschlossen habt, muß wieder rückgängig gemacht werden. Unsertwegen könnt ihr hinziehen, wo ihr wollt, ihr Zigeuner, aber wir wollen unsere Ruhe haben."

Sebas stand erstarrt. Er spürte seine Glieder hart wie Blei werden und am liebsten hätte er den Bürgermeister angepackt und ihn zur Tür hinausgeworfen; denn dieser Bürgermeister, der sich beim Ausmalen der Stube, wenn auch sehr neugierig, so doch freundlich und sogar respektvoll gezeigt hatte, war nun in seinen Augen derselbe Widersacher wie alle andern. Sie alle waren eine große, zusammengeschlossene Gesellschaft, gegen die man auch nicht mit Steinen ankommen konnte.

Dennoch blieb Sebas heute völlig wortlos; er hatte augenblicklich nur die eine Sorge, Albine möchte unter der dicken Decke nichts von allem gehört haben; da sie ohnehin sehr krank und elend war, konnte Gott weiß was geschehen, falls sie von neuer Bedrängnis hörte.

Kaum aber war der Bürgermeister aus der Türe — Sebas hatte noch gesehen, wie sich jener umwandte und nochmal giftig hereinsah — da rührte es sich auch schon unter der Lammfelldecke und das Gesicht der Frau kam heraus. Langsam kamen auch ihre hageren Hände herauf und schoben die Lammfelldecke immer weiter zurück. Ihr Mund öffnete sich und Sebas hörte ihre heisere Stimme: „So weit ist es also, Franz. Auch hier will man uns nicht mehr dulden. Wohin — sollen wir nun? Wohin, Franz?"

Wenn Sebas seine Frau so liegen sah, die einst so Blühende und Lebendige, und an ihre Jugend dachte, kamen trotz aller Wut, die er gegen seine Feinde hegte, allerlei ganz andere Gedanken in ihm auf.

„Muß ich mir eigentlich nicht einen Vorwurf machen", sagte er zu der Kranken, „daß ich dich so fest in mein Leben hereingezogen habe? Vielleicht wäre es besser für dich gewesen, wenn ich dich in einem mehr alltäglichen Leben gelassen hätte. Das alltägliche Leben kennt keine so gewaltigen Aufstiege und Abstürze, wie wir sie erlebten, alles geht mehr in einer Ebene und deshalb leichter dahin."

Aber da fühlte er seine Hand von der ihren gefaßt und ihre vorher noch heisere Stimme bekam plötzlich wieder einen festeren Klang: „Ist das deine Schuld, Franz, wenn du mich auf den Berg führst und andere reißen mich wieder herunter? Ich habe das Furchtbarste erlebt, was eine Frau erleben kann. Ich habe mein Kind verloren, ich habe den Boden unter mir verloren, man jagt uns wie das Wild im Feld, Franz, ich habe alles, alles verloren. Und trotzdem — möchte ich den Olymp, den wir beide erlebten, nicht missen. Denn einmal in meinem Leben war ich grenzenlos glücklich, mich erfüllte das Wesen der wahrhaftigen, göttlichen Natur, die große, alles erleuchtende Kraft. Nein, ich möchte es nicht missen, Franz — trotz allem unsäglichen Leid — daß ich mit dir einmal für das Ursprüngliche, für das Naturhafte, für das Göttliche gelebt habe."

20.

In dieser Zeit fing Albine an zu sterben. Doch dieses Sterben war nicht etwa eine Erscheinung von Minuten oder Stunden; es zog sich hin durch Tage und Wochen und das Leben schien ganz langsam aus ihr herauszuwachsen.

Durch den Bürgermeister hörte auch der Pfarrer des Ortes, ein keineswegs fanatischer, sondern um seine Gemeinde gütig und ehrlich besorgter Priester, von dem hoffnungslosen Zustand Albinens. Obgleich er wußte, daß die beiden Einsamen keine Gemeinschaft mit der Kirche pflegten, glaubte er doch noch etwas Gutes zu versuchen, wenn er im letzten Augenblick mit der Wegzehrung zu der Sterbenden käme.

Um diesen Gang nun möglichst unauffällig zu machen, wählte er die Zeit am Abend, als es schon finster und kein Mensch mehr auf der Straße war. Durch dichten Nebel trug er die verhüllte Hostie aus der Kirche in das Moor hinaus. Da er weder den Mesner noch einen Ministranten mitgenommen hatte, um seinen Gang geheimzuhalten und die beiden bei den Dörflern ohnehin verhaßten Leute im Moor im Fall der Verweigerung nicht noch verhaßter zu machen, war er in der Finsternis viel weiter gegangen, als das Häuschen weglag und konnte es erst nach langem Suchen im Meer des Moornebels entdecken. Die Lampe im Innern mußte sehr niedrig brennen, denn das Licht, das durch die Ritzen herausfiel, vermochte den Nebel fast gar nicht zu erhellen.

Dicht vor dem Eingang zum Häuschen, das mit undeutlichen Umrissen dalag, wurde der Priester plötzlich angehalten. Er sah, wie sich eine im grauen Nebel ganz schwarz erscheinende Figur von einem daliegenden Baumstumpf erhob und sich in den Weg stellte. Kaum hatte der Priester in der schwarzen Gestalt Franz Sebas erkannt, hörte er auch schon dessen erboste Stimme: „Hund, dicker, zwingst du mich, daß ich dir den Hals zudrücke?" Denn Sebas glaubte abermals den hartnäckigen Bürgermeister vor sich zu sehen, und schrak deshalb etwas zusammen, als er plötzlich den Pfarrer erkannte. Freilich, seine feindliche Stimmung wurde deshalb nicht geringer, er fühlte im Priester nur einen neuen Gegner auftauchen. „Was wollen denn Sie hier?" fuhr er deshalb den Priester an, doch dieser ließ sich nicht abschrecken, sondern sagte: „Ich möchte keine Erregung in ihr Haus bringen, Herr Sebas, ich bin mit der besten Absicht zu ihnen gekommen. Lassen Sie mich nur einige Augenblicke zu ihrer Frau hinein, sie soll im Sterben liegen, hörte ich. Ich will die Kranke

wirklich nicht bedrängen oder beunruhigen, seien Sie versichert, ich möchte nur einige gute Worte mit ihr reden, sonst nichts, wenn sie nicht selber nach etwas anderem verlangt."

Franz Sebas maß den Priester vom Fuß bis zum Kopf. „Gute Worte?" fragte er dann skeptisch. „Warum kommt erst jetzt ein Mensch, um ein gutes Wort mit ihr zu reden? Ein Leben ist lang genug und hätte genug Platz für gute Worte."

Während er hierauf schwieg, trat der Priester, ohne von Sebas gehindert zu werden, zur Haustüre. Er faßte die Klinke und öffnete leise. Doch als er eben die Schwelle betrat, hörte er hinter sich, draußen im Nebel, ein jähes, erschreckendes Lachen. Es klang zynisch, ausgelassen, verzweifelt, es ging einem durch Mark und Bein, ja, es war gar kein menschliches Lachen mehr, es war ebenso das Heulen eines angeschossenen Wolfes wie das Gelächter eines wahrhaftigen Teufels.

Dieser Eindruck verstärkte sich im Priester um so mehr, als er, kaum in der dumpfen Stube angekommen, wo ihm ein dicker, übler Geruch entgegenströmte, noch folgendes erlebte: Er wollte sich eben in die Ecke begeben, wo mit dem Düster des Raumes verschwommen das Lager Albinens zu sehen war. Da er Geräusch von dorther hörte und die Kranke nicht erschrecken wollte, trat er sehr leise auf. Eben überlegte er, was er ihr zum Gruße sagen sollte und das Wort: der Gott der Sterbenden sei ein Gott der Liebe und suche all seine Kinder in sein Reich zu rufen — wollte schon laut werden zwischen seinen Lippen, da krähte ihm plötzlich eine furchtbar gellende Stimme entgegen. Erst fuhr er zitternd zurück, so erschrocken war er, aber als er näher hinsah, gewahrte er einen mächtigen Hahn; dieser schien immer wieder den Hals zu recken, die Schwungfedern zu heben und sich auf seinen Krallen hin und her zu drehen. Neben ihm saßen zahlreiche Hühner, die gleichfalls mit einem Mal laut wurden; es war plötzlich ein so heftiger Lärm in der Stube, daß man sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte. Der Priester wunderte sich, daß die Kranke diese lauten Tiere, ohne ihnen zu wehren, um sich dulden konnte. Da er aber im Düster zu keinem deutlichen Bild kam und Albine gar nicht sehen konnte, drehte er den Docht der hängenden Öllampe etwas höher. Welch ein Anblick bot sich ihm nun dar! Albine lag unter den Tieren, ein schwarzer Klumpen, reglos wie ein Stück Erde. Er rief sie beim Namen, um sich bemerkbar zu machen, aber keine Antwort erfolgte. Albine blieb stumm und starr. Da erkannte der Priester mit Schrecken, daß sie tot war. Freilich war es ihm unmöglich, ihr Gesicht deutlich zu sehen, denn der Hahn und die Hühner, die auf der Toten saßen und standen und manchmal sogar mit den Flügeln schlugen, als wären sie eben aus der Verstorbenen herausgewachsen, verdeckten die Leiche immer wieder vor den Augen des Priesters, und so konnte er schließlich nur die Hände, die, ineinander verfingert, auf der Brust der Verstorbenen lagen, genauer unterscheiden. Sie hatten alles Fleisch verloren und die mit Haut überzogenen Knochen sahen wie verkrampfte Krallen aus ...

Der Priester fühlte die Hostie immer schwerer werden in seiner warmen Hand, und statt die Tiere beruhigen zu können, wie er es im Augenblick noch vorhatte, spürte er, wie es ihm plötzlich eiskalt durch die Haare lief. Denn es standen, als er der Toten noch die letzte Ölung erteilen wollte, mit einem Mal auch alle andern um die Verstorbene versammelten Tiere gegen ihn auf. Gänse streckten ihm zischend die Hälse entgegen, die schwarze Ziege sprang auf und reckte die Hörner, der Hund bellte, die grünäugigen Katzen buckelten sich und pfauchten, und selbst die sanften Kaninchen zeigten ihr knabberndes Gebiß ... Erschüttert vor dieser Naturgemeinschaft verließ der Priester die Stube und eilte, während er noch immer die Stimmen von Dämonen um sich zu hören glaubte, durch Nacht und Nebel dem Dorfe zu.

21.

Tiefer Winter. Der Schnee lag weit und breit über dem Moor, selbst Lachen und Tümpel waren zugedeckt. Bisweilen lag der Schnee metertief, dünne Birkenstämmchen, die nackt und frierend in die eisige Luft ragten und im Winde klirrten, wiesen den Weg. Obgleich oft die Sonne schien und alles blitzte ringsum, es ging doch nur selten jemand durch das Moor. Die Straße war manchmal, wenn es gerade frisch geschneit hatte, tagelang nicht passierbar, von den anderen Wegen und Steigen nicht zu reden. Um das kleine Holzhaus sah man wochenlang keine anderen Fußtapfen als die der zahlreichen schwarzen Krähen, die meist schreiend über das Moor flogen und sich wie ein zusammengeflossener großer Klex im weißen Schnee niederließen.

Franz Sebas hauste in dieser Zeit hinter verschlossenen Türen. Es war ganz zwecklos, wenn jemand rüttelte, er machte doch nicht auf, ja, er gab nicht einmal eine Antwort. Nur die Tiere, zwischen denen er hauste, machten Lärm und nur so wußte man, daß hinter diesen Holzwänden überhaupt noch Leben war. Die Tiere waren das Einzige, das Albine zurückgelassen hatte. Oft glaubte er in der sanften Bewegung einer Katze ihre Bewegungen zu sehen, oft blitzte ein faszinierender, erschütternder Blick aus dem Hundeauge, das Fell der Kaninchen überbrachte ihm die einstmalige Wärme ihres Körpers, und wenn ein Huhn zu gackern oder eine Gans zu schnattern anfing, war es, als erzählten sie alle von ihr. Ja, sie war einmal dagewesen, jung und strahlend, eine Göttin mitten im Olymp, ein Wesen, das ihn aus seiner Bocknatur befreite und ihn zu göttlichen Gipfeln emporführte. Aber jetzt, war alles vorbei. Albine lag droben auf der Wolfkuppe, wo er sie, nachdem er in einer stockdunklen Nacht den kistenähnlichen Sarg zur Höhe getragen, heimlich neben ihrem Kind begrub.

So hatten ihn also die Menschen um alles gebracht, und er brütete oft nächtelang, wie er selbst jenen Teufel verwirklichen könnte, den er einst in einem neuen Kind erhoffte, als er mit fliegenden Haaren wie ein Berggeist durch die Wälder lief ...

Der einzige Mensch, mit dem er in dieser Zeit hie und da zusammenkam, war ein Torfstecher, der, eine halbe Stunde von ihm entfernt, in einer kleinen Hütte mitten im Moor hauste. Dieser Torfstecher war einst ein großer Bauer gewesen und die feindlichen Nachbarn hatten ihn um all sein Hab und Gut gebracht. Von diesem Torfstecher bekam Sebas fast alles, was er zum Leben für sich und seine Tiere brauchte, Kartoffel, Futter, Holz und dgl.; denn was der Torfstecher, der zugleich mehrere Tagwerk Land bebaute, nicht selber hatte, besorgte er in einem Nachbardorf für Franz Sebas.

Da geschah es eines Tages, während Sebas eben bei dem Torfstecher weilte, daß man in der Ferne jähen, dicken Rauch aufsteigen sah; als Sebas sich über die Richtung vergewisserte, erkannte er die Gegend seines Häuschens. Der Rauch mußte von einem Feuer stammen und so begannen die beiden Männer jäh zu laufen. Aber als sie vor Sebas Häuschen ankamen, war nichts mehr zu helfen und zu retten. Das kleine Holzhaus war samt allen Tieren bis auf den Grund niedergebrannt. Nur ein Haufen Asche bedeckte die viereckige Fläche, auf der das Haus gestanden war.

Über die Ursache dieses Brandes blieb die Meinung sehr verschieden. Während die Dörfler sagten, es werde wohl eine Katze zu nahe an die Ofenglut gekommen sein, vermutete Sebas absichtliche Brandstiftung. Jedenfalls war es merkwürdig, daß die Leute aus dem Dorf, die den Brand wohl bemerkten, nicht das geringste taten, ihn zu löschen. Sie erzählten nur von einem furchtbaren und jämmerlichen Geschrei der eingeschlossenen Tiere. Man erinnerte sich seit Menschendenken hier im Moor an keinen solchen Lärm und hörte diesen noch nächtelang gespensterhaft durch die Gassen heulen.

Es wurde überhaupt immer bedenklicher. Franz Sebas, von dem man geglaubt hatte, er werde nun, nachdem er sein Haus verloren habe, wegziehen aus der Gegend, hatte sich bei dem Torfstecher eingemietet. Es wurde bald bekannt, daß er die kleine Stube, die er dort bezog, ganz neu ausmalte und herrichtete, als wollte er, allen zum Trotz, sich hier eine neue Heimstatt schaffen. Aber schon das kommende Frühjahr sollte ihn auch hier vertreiben. Der Torfstecher war an einer Influenza gestorben und die Erben hatten nichts Eiligeres zu tun, als das Haus samt Grundstücken zu verkaufen. Demzufolge mußte Sebas das Zimmer räumen, er jedoch gab niemand den Schlüssel, und so mußte man die Türen gewaltsam erbrechen.

Welch ein Schrecken aber packte da die Beschauer, die sich schon gefreut hatten, ein völlig neu hergerichtetes Zimmer beziehen zu können, als sie diesen Raum betraten. Die Bilder, die an den Wänden gehangen hatten, waren herabgenommen, und die Stellen dahinter, da, dort, oben, unten, überall, waren mit scheußlichen Fratzen bemalt. Man konnte es kaum unterscheiden, waren es Bocks- oder Teufelsgesichter, was den Beschauern von allen Wänden entgegenfletschte. Sie waren wohl beides, hatten die Hörner gegen jeden Eintretenden gewendet, zeigten wütende Augen und bleckten die Zunge aus ...

Von diesem Tag an war Sebas verschwunden. Man hatte ihn allerdings nicht wegziehen sehen und deshalb ging das Gerücht um, er wäre noch immer in der Gegend. Dieser Gedanke wirkte unheimlich. Wenn man jetzt, da man ihn vertrieben hatte, doch noch nicht Herr geworden wäre über ihn. Wenn er sich noch tiefer ins Moor hinein verschlagen hätte, dorthin, wo die menschlichen Siedlungen aufhören; wenn er irgendwo hinter einem Buschwerk verborgen läge, hinter dichtem Schilf, oder sich gar in einem Tümpel aufhielte; ja, er hatte alles Menschliche vor den Einwohnern der Gegend verloren und alle dachten nur mehr an das Gesicht, das ihnen aus dem letzten Raum, den er bewohnte, herdenweise entgegengesprungen war. Dieses Gesicht ging um unter Kindern und Frauen, und selbst Männer fuhren nachts aus dem Schlaf, wenn sie einen Schritt auf der Dorfstraße hörten. Denn man konnte sich der Furcht nicht erwehren, der Teufel werde plötzlich da sein, um Haus und Hof zu verderben und alles in Feuer und Rauch untergehen zu lassen.

In Wirklichkeit aber geschah doch alles ganz, ganz anders. Denn das ist das Merkwürdige und Wunderbare aller Natur, daß sie sich, auch aus der knorrigsten, rauhesten und aufgerissensten Rinde wieder zu wandeln vermag; wenn solch neue Triebe auch keine Fahnen der Freude sind, so tragen sie doch wieder die Farbe des Grüns, jenes großen, ewigen Panpelzes, der auch über klaffendsten Wunden sich zur Narbe schließt.

Hoch über allen Tälern und Ebenen entdeckte man Franz Sebas nach längerer Zeit in einer verlassenen Berghütte, und man erzählt sich noch heute, daß man ihn hie und da, gegen Abend, wenn die Sonne sank, als ein riesiges Schattenbild gebückt auf einem einsamen Stein sitzen sah. Der eine oder andere Abergläubische, der von seiner Geschichte wußte, wollte zwar ein Horn an ihm bemerkt haben, doch in Wirklichkeit hing dem Einsamen nur das graugewordene Haar strähnig in die Stirn.

Manchmal scharrte er mit den Stiefeln die Erde auf, als müßte ihm aus der dunklen Tiefe alles Verlorene wieder entgegenkommen. Aber es war und blieb Erde, was er aufscharrte, dunkle, feuchte Erde. Sie roch ebenso moderig nach den Toten, die in ihr begraben lagen, wie auch ein grunelnder Geruch immer wieder aus ihr emporstieg. Und so kam es, daß Franz Sebas gegen diesen Geruch bald abwehrend anpustete, um ihn gleich darauf wieder wie den Odem eines lebensschaffenden, nie zu enträtselnden göttlichen Wesens gierig einzusaugen.

Brief eines Künstlers von 1929

Sehr geehrter Herr Scheffler!

In der Ruhe meines Landaufenthaltes las ich Ihr Buch „Deutsche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert" (Insel-Verlag, Leipzig). Sie sagen darin soviel Treffendes über die Künstler, die Sie behandeln, ich möchte sagen selbst wie ein Künstler und weit hinaus über das übliche Geschreibe derer, die über Kunst mehr wissen wollen als die Künstler. Was Sie zum Beispiel über Hildebrand sagen, kann ich als Bildhauer ganz und gar würdigen, und ich bewundere Ihre Untersuchungen, Schlüsse und Ihre klare Formulierung dieses schwierigen Themas. Was mir aber, der ich hier vom Standpunkt des bildenden Künstlers aus schreibe, als das Wichtigste Ihrer Untersuchungen erscheint, ist das, was Sie über das Grundsätzliche der Kunst sagen. Besonders in dem Artikel über Feuerbach steht soviel Ausgezeichnetes über das Verhältnis der Kunst zur Umwelt, daß ich mich nicht erinnere, das, was mit mir sicher viele andere Künstler über die Not der Zeit dachten und fühlten, so klar durchdacht und formuliert gelesen zu haben. Sie schreiben:

„Ein verkanntes und mißhandeltes Künstlertum gehört zu den charakteristischen Erscheinungen der modernen Zeit. Rembrandts Unglück leitet diese Epoche ein, und tragische Schicksale zahlloser Künstler begleiten sie bis in die Gegenwart. Dieser Widerstreit zwischen dem Willen der Künstlerindividualität und dem der Allgemeinheit, der heute so natürlich scheint, daß viele ihn für eines der wichtigsten Merkmale der Begabung zu halten geneigt sind, ist in den großen Kulturepochen nicht vorhanden gewesen. Was der Künstler der Antike, der Gotik, der Renaissance wollte, das wollte im Instinkt immer auch die Gesamtheit; die höchsten Ziele der Persönlichkeit lagen stets noch innerhalb der allgemeinen Kulturtendenzen. Der Künstler empfing von seiner Zeit, von seinem Volk Legenden und gehaltvolle Stoffe, Konventionen der Form und der Technik, wertvolle Aufträge und tausend lebendige Anregungen. Er vermochte durch dieses Zusammenarbeiten mit dem Zeitgeist die subjektive Gefühlskraft aufs äußerste zu steigern. Im Gegensatz zum Künstler dieser glücklichen Zeitalter, den Kulturideen leiteten, beschränkten, bereicherten und von allem Verwirrenden befreiten, versucht der hochgesinnte Bildner der Gegenwart, dem eine solche Idee von organisierender Kraft in den Wirren des Unterganges und Überganges nicht erkennbar ist, das Fehlende und schmerzlich Vermißte sich selber zu schaffen. Damit wird aber eine Arbeit unternommen, die einesteils weit über die Kräfte des einzelnen geht und darum immer mehr oder weniger problematisch bleiben muß und die den Künstler andernteils seiner Umgebung entfremdet. Denn es kann nicht ausbleiben, eben weil der einzelne solcher umfassenden Aufgabe nicht gewachsen ist, daß subjektiv beschränkte Meinungen als objektive Wahrheit, daß halbe Erkenntnisse irrtümlich als Gesetz für die Allgemeinheit aufgestellt werden; und daneben wird die Masse, schon aus Erhaltungstrieb, stets feindselig reagieren, wenn Zustände ihrer geistigen, sittlichen oder ästhetischen Kultur vom Künstler als dürftig oder verbesserungsfähig hingestellt werden. Reformatoren und Apostel werden immer verfolgt. Die neueren Maler einer gewissen hochsinnigen, romantischen Geistesanlage sind aber auf Grund einer leidenschaftlichen Kultursehnsucht nichts anderes als Apostel und Reformatoren. Zur Hälfte bestand ihre Tätigkeit im ganzen 19. Jahrhundert darin, gegen ihre Zeit zu protestieren, der vorgeblichen Kulturlosigkeit ein hochgeartetes persönliches Ideal entgegenzustellen und ihre Sehnsucht nach Größe, Reinheit und Adel dem demokratisch entarteten Geschlecht ins Gesicht zu schleudern. Nicht zum Vorteil der Malkunst, die solche ungeheure Beschwerung mit einem Wollen, dessen Ziele für die Kunst Voraussetzung sein müssen, nicht verträgt."

Damit treffen Sie ein Hauptthema der modernen Kunst, ja der geistigen Welt überhaupt. Alle Leiden der Kunst und der Künstler, auch der künstlerisch empfindenden Umwelt, fließen aus dieser vergifteten Quelle. Wir Künstler sind, wie ich einmal sagte, nicht „durch", sondern „trotz", und diese ewigen Widerstände zu überwinden, dazu ist wohl ein Leben zu kurz; denn Talente gibt es genug und nicht weniger zahlreich und bedeutend als in früheren Zeiten der Kunstblüte, aber es ist heute eine Sisyphus-Arbeit, Künstler zu sein. Das jämmerliche Ergebnis sehen wir in der Zerfahrenheit und Richtungslosigkeit des modernen Kunstlebens.

Worauf ich Sie aber als schaffender Künstler, der das alles ja täglich an sich erfährt, hinweisen möchte, ist etwas noch viel Wichtigeres als die vergiftete Geistigkeit, es ist, so banal es klingen mag, mit einem Wort: der Geschäftsbetrieb. Daß der Künstler nicht nur die innere Not der Überlieferungslosigkeit, der Opposition der Umwelt, des Mangels an Gehobensein durch den Volksgeist, des Fehlens an Zeitaufgaben, kurz der ganzen Entgötterung der Zeit überwinden muß, wofür schon zehn Menschenkräfte nicht ausreichen würden und, was gänzlich außerhalb seines eigentlichen Berufes steht; daß er außerdem noch den Geschäftsmann spielen muß in allen Banalitäten mit Reklame, Büro, Registratur, Beziehungen, Reisen, Korrespondenzen, Fernsprecher, Abrechnungen, Bankkonto und all dem Unfug des „Betriebes", ist nicht nur beschämend für sein all dem entgegengesetztes Gefühl, nicht nur ethisch entwürdigend und hinunterziehend, es ist praktisch die Überlastung mit einer Arbeit, die an sich schon einen Beruf bedeutet. Dieses Kapitel wird nicht beachtet oder unterschätzt. Man liest es in keiner Kunstgeschichte, in keinem Essay. Da wird nur von Genius, Idealen, Geistigkeiten, Mentalitäten, Ringen mit der Umwelt, Inspiration und anderem Moralischem geschwätzt, Dingen, die den Künstler eigentlich gar nichts angehen, weil sie ihm selbstverständlich sind. Vielleicht auch einmal, daß der Künstler „hungerte", „Not litt" usw., oft sogar, als ob das dazugehörte, als epitheton ornans, mit einem wohligen Gruseln, oder gar als heilsam und notwendig. Künstler und Geld? Wozu? Fast beleidigt fragt es schon das Publikum. Aber von der Fundamentalität des Gelderwerbs, von dem „Geschäft", den täglichen Sorgen und Quälereien redet niemand. Sie zitieren Leibls Ausspruch: „Wenn ich nur zu fressen hab', und mei' Kunst." Richtig: Das ist das Wesentliche, das Fressen, das Geschäft; dann erst kommt die Kunst und man kann Leibl wohl nicht verdächtigen, daß er materiell und geschäftsmäßig veranlagt war. Es müßte eine Kunstgeschichte geschrieben werden mit dem Titel: „Wie bekamen die größten Künstler aller Zeiten Aufträge und Geld?" Dann wird ihre Kunst viel einfacher zu ergründen und zu erklären sein. Ich meine damit nicht, wie man reich wird, denn das ist ganz einerlei, der Künstler soll es vielleicht gar nicht sein, sondern wie man Zeit und Kraft gewinnt. Er soll auch gern Sorgen haben wie jeder Mensch, aber diese Sorgen sollen nicht auf Kosten seines Herzens gehen. Das ist das Problem für uns; der Anfang der Kunst und ihres Ruins. Denn hat der Künstler kein Geld, so muß er „verdienen", nur daran denken, wie er verdient (nicht warum), wie er Aufträge bekommt, herlaufen hinter der Klasse der Gesellschaft und der Händler, die er zwingen muß, Mäcen zu sein mit allen Mitteln und Mittelchen; und tut er das, so ist seiner Kunst schon jede Kraft und göttliche Unbefangenheit aus den Segeln genommen, die sie als Erstes für ihre Fahrt braucht, denn: „eins ist not." Es entsteht der Opportunismus, der nicht auf das Geschäftliche beschränkt bleibt, sondern übergreift auf das geistige Wesen und die geistige Form der Kunst — es entsteht die Verwirrung der Konjunktur- und Modekunst. Warum braucht aber der Künstler Geld, mehr als früher? Der Künstler braucht außer für seinen Lebensunterhalt viel Geld, weil er ohne Aufträge, ohne Mäcen, der sich seiner annimmt, auf Vorrat, sozusagen auf Risiko arbeiten muß, schon für den Maler, aber noch mehr für den Bildhauer eine ungeheure Belastung mit Materialaufwand seiner umfangreichen Werke, ein höchst kostspieliger Apparat mit Atelierausgaben, Gips, Bronce, Marmor, Transport, ein Kraft- und Zeitaufwand sondergleichen. Der Laie, der auf Ausstellungen eine große Marmorfigur sieht, hat keinen Begriff, welchen kostspieligen mechanischen Apparat außer der geistigen Arbeit, ein solches Werk voraussetzt: Skizze, dann Hilfsmodell in Eisengerüst und Ton modelliert, in Gips gegossen, auf die natürliche Größe mit Eisengerüst in Ton übertragen, gearbeitet, wieder in Gips gegossen, Marmor gekauft, in den Marmor mühsam übertragen und ausbossiert, vom Künstler vollendet —. Ist dieses Geld nicht vorhanden, so muß man zu dem lächerlichen Schluß kommen, daß nicht der Künstler mit viel Talent, sondern nur der mit viel Geld zu arbeiten in der Lage ist, der arme, talentvolle Künstler aber, gesetzt, daß er bestenfalls überhaupt zum Leben Geld genug hat, die Hände in den

Schoß legen muß und in Tatenlosigkeit verkommt. Und da nur der zufällig Vermögende arbeiten können wird, der mehr Geld als Talent hat, so wird er durch seine schlechte Kunst kraft seines Geldes und überflüssigerweise die Welt mit seinen schlechten Werken verpesten. Weder Befruchtung noch gar Blüte oder Frucht kann unter diesen realen und ganz nüchternen Widersprüchen gedeihen. Und ist die Kunst nicht ein Baum mit Früchten, der Himmel bringt sie hervor und nicht die Berechnung? Es ist lächerlich und traurig zu denken, daß man dem Künstler, dessen eigentlicher Beruf schon über Menschenkraft geht, auch noch den Beruf aufhalsen will, der dem Berufskaufmann Tag und Nacht zu schaffen macht als eigentlicher Beruf. Dann soll er auch noch sein eigener Manager sein, Reklamechef und Spediteur. Um sich gegen Betrügereien aller Art zu schützen, die der moderne Geschäftsgeist nicht entbehren kann, ist er genötigt, Prozesse zu führen, die sein Denken belasten und ihn in Kosten stürzen. Besonders der Mißbrauch seines Namens und Geistes-eigentums bringen ihn um die Früchte seiner Geistesarbeit. Ausgenutzt von Verlegern gewisser Kunstzeitschriften, die von der Reproduktion seiner Werke leben und ihren Aktionären hohe Dividenden zahlen, muß er froh und noch dankbar sein, ohne Honorar auf diese Art durch Veröffentlichung seiner Werke propagiert zu werden. Denn der Wettbewerb ist groß, und jedes Mittel muß ihm recht sein, sogar das unmoralische, um dem Publikum aufzufallen. Voraussetzung dazu ist wiederum, daß er ausstellt. Auch das erfordert Aufregung und pekuniäre Anstrengung, falls es überhaupt gelingt, sich zu den Jurys zu stellen, daß er aufgenommen wird. Und selbst wenn er ein reifer, anerkannter Künstler ist, muß er es sich gefallen lassen, von jüngeren qualitativ unter ihm stehenden Kollegen, deren Qualität durch Betriebsamkeit ersetzt wurde, schlechte Plätze zu bekommen. Sonderausstellungen aber kosten immer ein Vermögen. Sollte das alles aber nicht Sache eines ernsten Künstlers sein, erscheint er nicht immer wieder in Zeitschriften und Ausstellungen, so ist er in ein paar Jahren vergessen und ausgeschaltet. Der Wettbewerb schlägt über ihn wie ein Wellengrab zusammen. Er existiert nicht mehr für die Mitwelt. Das ist das Tretrad des Künstlers, von dem man annimmt, daß er nur seinem „Genius zu folgen" hat. In Wirklichkeit führt er bestenfalls das Leben eines Geschäftsreisenden — und man verlangt von ihm Ewigkeitswerte! Sind diese Anforderungen allein schon eine physische Unmöglichkeit, so wirken sie für den echten Künstler und sein Werk durchaus demoralisierend, ja sie bedeuten den Tod seines hohen Strebens. Streifen nur möchte ich die Gefahr, die dem Künstler praktisch und ideell von den demokratischen Tendenzen unserer Zeit drohen, dem „demokratisch entarteten Geschlecht". Demokratie bedeutet heute Beamtenherrschaft. So trat an Stelle des souveränen Mäzens der abhängige Kunstbeamte. Ihm ist der „Kunstbetrieb" im Staat und somit auch der Künstler „unterstellt". Ob nun dieser hohe Beamte die Vorbedingungen für sein ideales Amt hat — von künstlerischer Kultur oder gar Begeisterung nicht zu reden — oder ob er bestenfalls nur ein Jurist ist, der gewissenhaft sein Ressort verwaltet: es wird darauf hinauskommen, daß er, einen Vorgesetzten über sich fühlend und daher in jeder persönlichen Initiative und Verantwortlichkeit behindert, sich dem Künstler gegenüber selbst als Vorgesetzter fühlt; daß der Künstler seinerseits unwillkürlich sich auch zu den Beamteneigenschaften des „Vorgesetzten" hinabbequemen muß, d. h. sich selbst zum Beamten macht, will er sich „gut stellen", d. h. staatliche Aufträge, Lehrstellen und Würden haben. Mit einem Wort: Er muß aufhören, Persönlichkeit zu sein. Das ist das Schlimmste, was ihm passieren kann. Die demokratische Nivellierung macht ihn zum simplen Bürger mit allen seinem künstlerischen Aristokratismus entgegengesetzten Eigenschaften. Er wird zum „Diplomaten", Streber, — Bettler. Auch hier: Das „Geschäft." In alldem spreche ich nur von den Besten, nicht von denen, die nur Künstler geworden sind, weil sie für andere Berufe, die Können und Tüchtigkeit verlangen, zu faul waren, oder die die Kunst als „milchende Kuh" wählten, die daher Beziehungen und Verbindungen nur zu diesem Zwecke brauchen und in ihrem Geschäft glücklich und fähig sind. Ich meine auch nicht die, die wegen ihrer eigenen Unfähig-

keit und Disziplinlosigkeit die böse Umwelt für ihre Fehler verantwortlich machen. Ich meine die wirklichen Künstler, und ich denke an den Konkurs Rembrandts, daran, daß Rodin bis zu seinem 60. Jahr verlacht wurde und als Porzellan-Modelleur tätig war und daß er sogar, als er weltberühmt war, nie seinen Hauptwunsch, eine Wand für ein Fresko zu bekommen, erfüllt bekam. Ich denke daran, ob ein Marées ohne sein Vermögen uns die Kunst hätte geben können, die nur durch sein von jeder Not unabhängiges Probieren möglich war (die Neapler Fresken malte er umsonst!), ob Manet ohne sein Vermögen seine unbekümmerte Kunst hätte vollenden können. Ich denke an die Misere Leibls, der wie ein Kätner leben mußte, an Trübner, der es trotz Vermögen und heißem Wunsch nicht zum Akademieprofessor brachte, und an Slevogt, dem man in seiner Heimat wohl die Akademieprofessur, aber nicht die erbetene Wohnung geben wollte. Aber ich denke auch an die großen Talente, die durch den ihnen aufgezwungenen Geschäftsgeist ihre Kunst und sich zur Hure machen, weil ihr Charakter nicht stark genug war. Und widerlich und eines Künstlers unwürdig erscheint mir der ganze jetzt übliche Kunstbetrieb mit Gesellschaften, Beziehungen, Nachlaufen hinter Namen, Geld, Kunsthandel, Kritik, Presse, ein Betrieb, wie er sich zurzeit in Paris oder Berlin in schamloser Form zeigt, auf Kosten des Mißerfolgs derer, die für diesen Schwindel zu vornehm sind. Das alles ist das Geschäft, dieser krampfhafte Taumel, der an Stelle des Volksgefühls, des überzeugten Mäzens, kurz der inneren Notwendigkeit trat. Gab es nicht Zeiten, wo sich Fürsten und hochgesinnte Gönner um einzelne Künstler rauften, ihretwegen diplomatische Verwicklungen, ja Kriege riskierten, gab es nicht Ehrungen für Künstler, die fast die eines heutigen Preisboxers beschämen könnten? Das waren die echten Zeiten der Kunst.

Wundern wir uns also, daß es keine reine hohe Kunst mehr gibt? Wo das Geschäft anfängt, hört die Kunst auf; es sind die beiden größten Gegensätze der Welt. Der Künstler ist ihr Opfer in dieser ideenlosen Zeit.

Sie wundern sich vielleicht, sehr verehrter Herr Doktor, daß ich Ihre Zeit mit diesen Bemerkungen in Anspruch nehme, die Ihnen banal erscheinen werden. Ich bin Ihnen aber dankbar, daß Sie mich durch Ihre Ideen auf dieses Thema brachten, das gerade wegen seiner Banalität wichtig ist und das auszusprechen ich schon lange vorhatte, und Sie verzeihen mir, wenn ich Ihr Buch als Vorwand nehme, diese Ideen zu formulieren. Vielleicht interessiert es Sie, die Ansicht eines Künstlers zu hören, der Ihre Auffassungen bestätigt, und meine scheinbar prosaischen Gedanken kommen den Ihren idealen und damit dem Publikum irgendwie zugute.

Mit besten Empfehlungen
München.

Ihr sehr ergebener
Fritz Behn.

Neuerscheinungen

Man lernt nie aus. Um Erscheinungen wie Emil Ludwig, Stefan Zweig, Herbert Eulenberg mit ähnlichstrebenden Ausländern vergleichen zu können, las ich rasch hintereinander aus der Sammlung Vies des Hommes Illustres (Paris Gallimard) die Bände: Disraeli, von André Maurois; Montaigne, von Jean Prévost; Stendhal, von Paul Hazard; Goethe, von Jean-Marie-Carré, und muß sagen, daß diese Sorte Literatur auch in Frankreich stark mit Wasser gekocht wird. Stapfers Bändchen über Montaigne bei Hachette oder gar Wilhelm Weigands Biographie sind viel feiner als Prévost; die Biographie Goethes von Haarhaus bei Reclam unendlich besser als Carré. So begreiflich diese Zwitterliteratur schließlich bei den Engländern ist, die vielfach über das trockene Schema der life and letters-Zusammenstellung nicht hinauskamen, so unbegreiflich ist sie bei den Franzosen, die die Gattung des biographischen Essays schon seit fast einem Jahrhundert glänzend pflegen. Je romanhafter die Gattung wird, desto mehr nähert sie sich

uralten Leihbibliotheksgötzen wie John Retcliffe, Gregor Samarow, Elise Polko; je weniger romanhaft, desto stilloser wirken die romanhaften Überbleibsel.

In diesem Zusammenhang ist einer Schrift zu gedenken, die sich mit Hegemanns „Fridericus" auseinandersetzt: Josef Aquilin Lettenbauer: Fridericus. Heldenverehrung und Heldenzerstörung (Duncker & Humblot). War schon E. Posners Abfertigung Hegemanns (wieder abgedruckt in „Historische Belletristik", R. Oldenbourg) für diesen alles andere als schmeichelhaft („Mangel an Akribie", „fragwürdiges Material", „besonders lässige Arbeitsweise"), so ist diejenige Lettenbauers bei aller Vornehmheit der Polemik tödlich, denn er weist nicht nur Hegemanns Hauptthese („Nicht Friedrich war es, sondern seine Gegner, die durchhielten") als „eine glatte historische Unwahrheit" nach, sondern berichtigt seine Gesamtauffassung aus gründlicher Kenntnis der Geschichte. Dabei billigt er ihm ironisch den Wert „eines Teils von jener Kraft" zu, und ist sogar überzeugt, daß Friedrich der Große lieber mit Hegemann verkehrt hätte als mit gewissen Vertretern jenes „hochwertigen privilegierten Deutschtums, Marke Friedrich". Die vorhin genannte kleine Broschüre „Historische Belletristik" sei übrigens all jenen empfohlen, die wissen möchten, wie bedeutende Vertreter der geschichtlichen Wissenschaft über die Werke von Hegemann, Eulenberg und Emil Ludwig urteilen.

Walter A. Berendsohn hat seinem Werk über Selma Lagerlöf eines über Knut Hamsun folgen lassen. Der Verlag Albert Langen hat es gut ausgestattet und mit 16 Bildtafeln geschmückt. Niemand war berufener, das abenteuerliche Leben dieses Dichters zu beschreiben, der innerlich ein ewiger Landstreicher geblieben ist, als Berendsohn. Schon rein quellenmäßig wird das Buch auf lange hinaus die Literatur über Hamsun beherrschen. Über den Dichter selbst etwas zu sagen erübrigt sich. Seine Geltung ist über die Länder Europas hinaus längst international geworden. Sein Name ist dem gebildeten Amerikaner oder Südafrikaner so vertraut wie seinen skandinavischen Landsleuten.

Wiederholt habe ich die Werke Jakob Burckhardts in der ausgezeichneten Sammlung „Kröners Taschenausgaben" empfohlen. Heute möchte ich nachdrücklich an die „Griechische Kulturgeschichte" erinnern, 3 Bände zu je 4 Mark, herausgegeben von Rudolf Marx. Durch die Weglassung von Wiederholungen, Verbreiterungen, Fußnoten und Nachträgen ist das Werk handlicher und billiger geworden; Burckhardts Text blieb unangetastet. Das großartige Werk ist für jeden humanistisch Gebildeten ein Schatz. Man wird nicht müde es zu lesen und macht immer neue Entdeckungen. Wer über seine Stellung innerhalb seiner Zeit und Wissenschaft mehr zu erfahren wünscht, greift am besten zu Carl Neumanns „Jakob Burckhardt" (München, Bruckmann); der „Griechischen Kulturgeschichte" sind darin über 80 S. gewidmet.

Matthäus Schiestl: Bauern, Ritter und Heilige. Bilder und Worte. 70 Bilder, 10 farbige Beilagen, in Halbleinen 6 M. München, Gesellschaft für Christliche Kunst. Man kennt den liebenswürdigen volkstümlichen Künstler, der am 27. März 60 Jahre geworden ist, aus Cajetan Oßwalds Monographie über ihn (gleicher Verlag, 12 M.), vor allem auch aus so vielen reizenden Postkarten. Auch diese neue Sammlung zeigt ihn in seiner fröhlichen und gemütvollen Vielseitigkeit, die ihn zum Liebling von alt und jung gemacht hat. Die beigegebenen Texte aus Sage, Legende und Dichtung sind fein ausgewählt.

Bädekers Tirol und Etschland, Vorarlberg, westliche Teile von Salzburg und von Kärnten, mit 58 Karten, 12 Plänen und 12 Panoramen. 39. Auflage. Ganzleinen 12,50 M. Bädekers „Tirol" (die Hinzufügung „und Etschland" war aus politischen Gründen geboten) ist mit dieser neuen Auflage wieder vermehrt und vervollkommnet worden. Vor allem ist auch diesem Bande nun die Bereicherung um die längst als mustergültig anerkannten Einführungen zugute gekommen. Die geographische Übersicht stammt von Dietrich Bädeker, der Abschnitt „Volkskunde" von Arthur Haberlandt, „Kunstgeschichte" vom Propst Josef Weingartner. Die Karten sind vorzüglich; neu hinzugekommen ist die Straßenkarte der Dolomiten, die nördlich bis zum Brenner reicht, östlich fast bis Tolmezzo, westlich

das ganze Gebiet von Landeck über die Ortler- bis zur Adamellogruppe, südlich bis zum Gardasee. Deutschen Reisenden wird es angenehm sein, daß der leichteren Benützung wegen auch in Südtirol die deutschen Namen, an die sie gewöhnt sind, durchwegs an erster Stelle stehen. Die Angaben über Gasthäuser, deren Verlässigkeit die Bädeker berühmt gemacht hat, beziehen sich auf den Stand vom Frühjahr 1929. Auch der Bergsteiger wird eine Menge neuer Angaben finden. Die Dauer der Besteigungen und Wanderungen ist mit vorbildlicher Genauigkeit angegeben. Wer je nach Bädeker gereist ist, wird sich an kein anderes Handbuch mehr gewöhnen.

Gottfried Keller: Gesammelte Werke in 8 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Max Rychner. Leipzig, Reclam. — Conrad Ferdinand Meyer: Sämtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Max Rychner. Leipzig, Reclam. Einzeln je 2,75 M. Beide Ausgaben sind zunächst vorzüglich ausgestattet und ein Schmuck jeder Eigenbücherei. Angesichts der um durchschnittlich 60 v. H. gestiegenen Herstellungskosten ist der Preis unbegreiflich billig. Ein Bücherliebhaber, der sich auf diese Weise allmählich den ganzen Keller und den ganzen Meyer anschafft, hat natürlich ganz andere Dauerwerte erworben als einer, der um das nämliche Geld ausländische Sensationsgeschichten kauft, um sie einmal zu lesen und nie wieder. Denn Keller wie Meyer werden noch auf lange hinaus wesentliche Bestandteile deutscher Bildung bleiben, dies Wort im höchsten Sinne genommen. Ein besonderes Wort verdienen Max Rychners biographische Einleitungen, für die er sich kein geringeres Vorbild genommen hat als Goethes Aufsatz über Winckelmann; sie verraten in jedem Satze gründlichste Kenntnis, selbständige Auffassung und vornehmen Geschmack und erheben sich weit über die bloßen Stoffzusammenstellungen, denen wir an solcher Stelle so oft begegnen.

Goethe: Schriften über die Natur, geordnet und ausgewählt von Günther Ipsen, 345 Seiten mit 2 Abbildungen, in Leinen 3,50 M. bei Alfred Kröner in Leipzig. Es ist bemerkenswert zu verfolgen, wie sich die Teilnahme der Gebildeten mehr und mehr dem Naturdenker Goethe zuwendet, in neuester Zeit sogar dem Schöpfer der „Farbenlehre". Als vor einem Vierteljahrhundert W. von Seidlitz bei F. Bruckmann „Goethes Kleinere Aufsätze" herausgab, war es noch ein Wagnis, von 370 Seiten den neunten Teil den Naturwissenschaften zu widmen. In meiner Sammlung „Goethes schönste Essays" bei Albert Langen (1927) nehmen die zur Natur fast ein Viertel des Bandes ein, und von den 340 Seiten dieser neuen Zusammenstellung, die ausschließlich den Naturwissenschaften gewidmet sind, trifft genau die Hälfte auf die „Farbenlehre" in Auswahl. Der Band gliedert sich in die Abteilungen: Allgemeine Naturwissenschaft, Erdkunde, Botanik, Zoologie, Farbenlehre. Vor 10 Jahren konnte noch H. St. Chamberlain bedauern („Lebenswege meines Denkens", S. 396), daß von 10000 Deutschen kaum einer Goethe als Essayisten kenne; es war eine Art Geheimwissen Weniger. Diese Wenigen allerdings waren sich stets bewußt einen Schatz zu besitzen. Kaum einer hat dies so schön ausgesprochen wie der Bildhauer Adolf Hildebrand in einem Brief an Conrad Fiedler: „Es ist, als ob Goethe alles gewußt hätte, nichts erscheint als das errungene Resultat systematischen Nachdenkens. Keine Absicht, auch keine Fähigkeit der schrittweisen Belehrung und der zwingenden Überzeugung. Es ist wie ein Schatz von unerschöpflichem Wissen über alles Geringfügige und Bedeutende, Oberflächliche und Tiefe." Zu der Abteilung „Gedanken und Sprüche des Ipsenschen Bandes, der nicht viel Raum gewidmet werden konnte (S. 30—35), empfiehlt sich als Ergänzung die Abteilung „Natur" (S. 99—140) mit den unschätzbaren Quellennachweisen und Erläuterungen G. von Loepers (S. 192—208) in Goethes „Sprüchen in Prosa" (Albert Langen), dem kostbarsten Aphorismenbande der Weltliteratur.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 22. August 1929
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

German

Süddeutsche Monatshefte

Heft 12 — 26. Jahrgang — September 1929

LIBRARY OF THE
SEP 30 1929
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Monarchie in Europa

Mit Beiträgen von
Arthur Hübscher / Erwein Freiherrn v. Aretin
Adalbert Wahl / Friedrich Freiherrn v. Falckenhausen / Primo de Rivera / Hilaire Belloc
Albert Graf Apponyi / Georg Streit / Franz Xaver Kiesl † / Wilhelm Freiherrn v. Pechmann
Joseph Weigert / Friedrich Lent

Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H. München
Vierteljährl. Rm. 4.50 — Einzelheft Rm. 1.75

GUTE ERZIEHUNG

Deutsches Kolleg. Bad Godesberg a. Rhein

Paritätische Stiftungsschule. Ober-Gymnasium (von Untertertia bis Oberprima) und Ober-Realgymnasium (von Untersekunda bis Oberprima). Abiturberechtigt. 100 Schüler, davon 30 in zwei Häusern des Familieninternats. 11 Studienräte, 2 Erzieher, 10 Klassen zu 10 bis 15 Schüler. Erhebliche Verstärkung des Unterrichts in Deutsch, Geschichte, Kunstgeschichte. Viel Musik. Illustrierter Prospekt durch den Direktor Dr. Berendt.

Ev. Maria-Marthastift m. Lehrgut Priel

Haus- u. landwirtschaftl. Lehranstalten (staatl. anerk.)

in Lindau, Bodensee.

Gründliche Ausbildung in Hauswirtschaft
" " von ländlichen Lehrlingen
" " ländlich hausw. Schülerinnen

Berufsausbildung: ländliche Haushaltpflegerin, Gärtnerin, Geflügelzuchtgehilfin. Prospekte d. d. Leitung.

Landerziehungsheim Keilhau

bei Rudolstadt in Thür., gegr. 1817 von Fr. Fröbel.

Oberrealschule i. E. mit Gabelung: Reformrealgymnasium. OII Reife und ab 1931 Abitur. Erziehung zu Pflichtgefühl und vaterl. Denken. Drucksachen durch die Leitung.

Rankeanum in Frankfurt a. Oder

Höhere Lehranstalt (Sexta-Abitur). Vorbereitung für alle Klassen höherer Schulen. Deutsch. Pädagogium für Söhne und Töchter aller Stände. Verbandsexam. (früh. Eini.) Schülerheim. Tägl. Arbeitsstunden unter Aufsicht. Erziehung zu Deutschtum u. Pflichterfüllung. Druckschriften frei.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg

Kleine Gymn. u. Real-Klass. Sexta bis Reifeprüfung. Sport. Förderung körperlich Schwacher. Gute Verpflegung durch eigene Landwirtschaft. Prüfungserfolge.

Heimarbeit

vergibt P. Holfter Breslau Hb

TEEPILZE gratis

2 Stück oder 1 Paket Ansatztee gratis bei Kauf von 3 Paket. Ansatztee á Mk. 2.80 exkl. Porto, Nachn. Angeben, ob für Arterioskl., Gicht, Rheuma oder Darmträgheit gewünscht. P. Propfe, Extrakt.-Werk Krippen 20, Sachsen.

Dresden – Weißer Hirsch

Dr. Teuscher's Sanatorium

für Nerven- und innere Krank

DEUTSCHES NORDSEEBAD

Büsum

Bahnst. i. Schl.-Holst., Grüner Strand, *Wattenlaufen*, Badeplätze f. See-, Sonnen- u. Luftbäder, Warmbad. Kurmusik.

Führer umsonst d. d. Badeverwaltung.

Die Reichsverfassung in Frage und Antwort

von R. Kolbe, Oberreg.- u. Schulrat.

10. u. 11. Auflage. 1929. 48 Seiten. Preis 50 Pf.

Die hohe Zahl der Auflagen spricht für die Güte des Büchleins. Die ausgezeichnete, inhaltsreiche Schrift kann allen, die sich mit der R.-V. vertraut machen wollen, warm empfohlen werden." (Disch. Handelsschul.-Ztg.)

Zusendung gegen 60 Pf. in Briefmarken!

Von Versailles zum Völkerbund u. Kriegsächtungspakt Die Kriegsschuldlüge

Auf Grund amtl. Materials bearbeitet von E. Koenig und Dr. R. Fahl, Studienräte.

2. Auflage. Zusendung gegen 1.35 RM. in Briefmarken oder Nachnahme 1.65 RM.

U. a. vom Reichswehrministerium empfohlen!

„Eine überparteiliche Tatsachenübersicht, die in dieser Klarheit und Vollkommenheit einzig dasteht. Allerwärmstens zu empfehlen."
(Disch. Österr. Tageszeitung.)

Heinrich Handels Verlag, Breslau I.

Automobile kaufen,
ohne Mercedes-Benz zu prüfen,
heißt wählen ohne Maßstab . . .

Süddeutsche Monatshefte / September 1929

Die Monarchie in Europa

Seite

Staatsform und Freiheit. Von Dr. Arthur Hübscher in München 841
Arthur Schopenhauer über die Monarchie 844
Die Monarchie als Frage der Machtübertragung. Von Dr. Erwein Freiherrn von Aretin in München . . 846
Die Monarchie in der deutschen Geschichte. Von Dr. Adalbert Wahl, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen 849
Der Staat in Dantes Monarchie. Von Friedrich Freiherrn von Falkenhausen, Staatssekretär a. D., in Saabor (Schlesien) 854
Die Monarchie in Spanien. Von General Primo de Rivera, Präsident des spanischen Ministerrates, in Madrid 859
Die Stellung der Krone in England. Von Hilaire Belloc, Esqu., in Kingsley, Shipley, Horsham (England) 860
Das ungarische Königtum. Von Dr. Albert Graf Apponyi, früher Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses und Vorsitzender der ungarischen Friedensdelegation, in Budapest 86
Die Monarchie in Griechenland. Von Professor Dr. Georg Streit, fr. griechischer Außenminister, Mitglied der Akademie von Athen und des Instituts für Völkerrecht, in Kephisia bei Athen 86
Katholische Kirche und Legimität. Von Domdekan Dr. theol. et. phil. Franz Xaver Kiefl † in Regensburg 87
Das Legimitäts-Prinzip im Lichte der evangelisch-lutherischen Ethik. Von Dr. Wilhelm Freiherrn von Pechmann in München 87
Bauerntum und Königtum. Von Pfarrer Joseph Weigert in Mockersdorf. 88
Führung und Staatsaufbau. Von Dr. Friedrich Lent, Professor für bürgerliches Recht und Zivilprozeßrecht an der Universität Erlangen. 88

Tagebuch

Deutsche und Ausländer 89
Die letzten Tage Ludwigs II. 89
Eine deutsche katholische Dichterin. Von Erich Brock in Zürich 89
Die Bedeutung des Vaterunsers für unsere Zeit 89
Gedanken 89

Der Deutsche Erzähler

Der vertriebene Pan. Roman von Gottfried Kölwel (IV. und Schluß) 89
Brief eines Künstlers von 1929. Von Professor Fritz Behn in München 90
Neuerscheinungen. Von Dr. Josef Hofmiller in Rosenheim 91

Schriftleitung: München, Königinstraße 103 | Anzeigenverwaltung: München, Amalienstraße 6
Verlagsleitung: München, Amalienstraße 6 | Erscheinungstag: 7. September 1929

Titel und Gesamtregister des XXVI. Jahrgangs liegt am Schlusse dieses Heftes bei

Das Problem der Staatsform für Deutschland behandelt das Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte

Monarchie und Republik im Wandel der Zeiten

Aus dem Inhalt:

Walter Otto, Monarchie und Republik im Wandel der Zeiten / Julius Kaerst, Nationale Aufgaben der griechischen Republiken / Friedrich Oertel, Soziale Frage und Sozialismus im Altertum / Max Buchner, Ein mittelalterlicher Stadtarzt über die beste Staatsform / Ernst Mayer, Der holländische Freistaat und die Oranier / Alfred Niemann, Die Entwicklung zur Republik und die Person des Kaisers / Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Revolution und Monarchie in Bayern / Hans Herzfeld, Das Reich als Rupublik / Leonhard Meukel, Verfassungsschau / Erwein Freiherr v. Aretin, Die Staatsform der Deutschen.

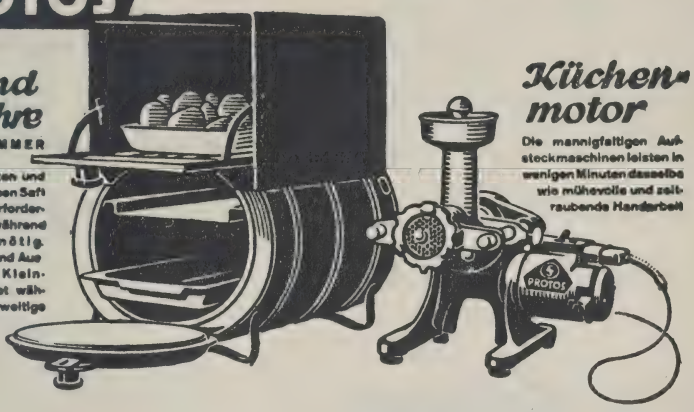
Preis des Heftes Mk. 1.75

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, wo keine am Platze durch den

Verlag der Süddeutschen Monatshefte, München, Amalienstr. 6

Küchengeräte

PROTOS



Brat- und Backröhre
MIT WÄRMEKAMMER

Zum Braten, Backen und Schmoren im eigenen Saft ist nur wenig Fett erforderlich. Regulieren während der Kochzeit unnötig. Selbsttätige Ein- und Ausschaltung durch Kleinschaltuhr erlaubt währenddessen anderweitige Tätigkeit

Küchenmotor

Die mannigfaltigen Aufsteckmaschinen leisten in wenigen Minuten dasselbe wie mühevolle und zeitraubende Handarbeit

Innerhalb 3 Wochen bereits die 4. Auflage

der aufsehenerregenden Veröffentlichung

des Augustheftes 1929 der Süddeutschen Monatshefte

DIE LETZTEN TAGE LUDWIGS II.

Von Dr. med. Franz Carl Müller

ehem. Assistenzarzt des Obermedizinalrats von Gudden. / Herausgegeben von seinem Sohn ERICH MÜLLER

Der letzte Bericht eines Augenzeugen

Dr. F. C. Müller, der bis dahin Arzt des Prinzen, späteren Königs Otto von Bayern war, war dem König Ludwig II. von der Absetzung an als ärztlicher Berater beigegeben.
Die Aufzeichnungen Dr. Müllers sind tagebuchartig **unmittelbar nach den Ereignissen niedergeschrieben.** Sie werden durch eine spätere zusammenfassende Bearbeitung aufs glücklichste ergänzt. Von besonderem Interesse sind die wörtlich wiedergegebenen **Gespräche mit dem König** aus den letzten Tagen in Schloß Berg. Die schlichte, objektive Darstellung besitzt **hohen historischen Wert:** Die Niederschrift ist die **einzige, bisher noch unbekannte authentische Quelle** über den Tod des Königs. Der Verfasser war an den Ereignissen selbst maßgebend beteiligt und ist als **Augenzeuge und Facharzt** der wichtigste Beobachter und Beurteiler. Der Sohn des Verfassers hat sich zur Veröffentlichung entschlossen um ein Gegengewicht zu schaffen gegen die sich mehrenden Darstellungen aus zweiter Hand.

Preis des Heftes RM. 1.75

In den meisten Buchhandlungen vorrätig; wo keine am Platze durch

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. Verlag, München, Amalienstraße 6

Fränkischer Kurier

Die im 97. Jahrgang stehende große nationale Tageszeitung ist für das gesamte Nordbayern wirtschaftlich und politisch führend.

Sonder-Beilagen:

Nürnberger Illustrierte
Kur und Reise
Tägliches Unterhaltungsblatt
Der Sonntags-Kurier
Nordbayerische Frauenzeitung
Technische Rundschau
Motorsport
Landwirtschaftliche Zeitung
Steuerzeitung

Anerkannt erstklassiges Insertionsorgan.

Probenummer verlange man vom

Verlag des Fränkischen Kuriers, Nürnberg

Münchner Telegramm Zeitung

und

Sport Telegraf

Der Sport-Telegraf behandelt alle Gebiete des Sports und Turnens in der Heimat und auswärts; er ist das einzige 5-mal wöchentlich erscheinende, auf internationaler Höhe stehende Sportblatt Süddeutschlands.
Münchner Telegramm-Zeitung und Sport-Telegraf kosten zusammen monatlich RM. 1.50, Einzelnummer Nachm.-Ausgabe 10 Pfg., Morgen-Ausgabe 15 Pfg.
Erscheint Montag früh, sowie Dienstag, Mittwoch, Donnerst. u. Freitg. Nachmittg.
Abonnements nehmen entgegen alle Postämter, oder die Vertriebsabteilung der „Münchner Telegramm-Zeitung u. Sport-Telegraf" München, Sendlingerstraße 80.
Fernruf 92 96
Probenummern auf Wunsch gratis

Schwarzburg Die Perle Thüringens
Hotel Weisser Hirsch
Schönstgelegenes behagliches Familienhaus

Iss roh
so wirst Du froh!
Ein Genuß für Gesunde, Eine Lebenskur f. Kranke. Büchlein 1,05 Rm. franko.

Blähgase
verbittern das Dasein.
Lies Drebber's Entgasungskur. 1,35 Rm. franko!

Diätgesetz mit Kurdiät
Diät ist die unterste Wurzel aller Gesundheit und Schaffenskraft und somit aller Lebensklugheit. Broschüre 1,05 Rm. franko.

Nerven-Erschöpfung
Die Neuerstarkung aus dem Zusammenbruch.
Broschüre 85 Pfg. franko.

Drebber's Diätschule, Oberkassel-Bonn N. 257

Monarchie!
von
Graf Ernst zu Reventlow
Geh. Mk. 2.— Halbleinen Mk. 8.—
Erlebte Geschichte! Werbend für ein von schöpferischen Ideen getragenes Volkskaisertum.
HAMMER-VERLAG • LEIPZIG

Zur gefl. Beachtung!

Der Gesamtaufl. dieses Heftes liegt ein Prospekt d. Firma **Orell Füssli, Verlag, Zürich,** der Auslandauflage ein solcher der Firma: **Hinsch Gebrüder, Hamburg I** bei, die wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Geschäftliche Hinweise

. . . Der „Eiserne Gustav", bekannt durch seine historische Droschkenfahrt von „Berlin-Paris und zurück nach Berlin" macht zur Zeit auf einem Zündapp-Motorrad eine Dreiländerfahrt durch Deutschland, Österreich und Schweiz über zusammen 10000 km als Gast des Zündapp-Clubs München.

Achtung! Betrifft Ihre Weihnachtspost! Bis jetzt trafen 90% aller Weihnachtsbriefe Wochen zu früh daheim ein, wurden von den Angehörigen natürlich sofort gelesen und waren am Weihnachtsabend olle Kamellen. In diesem Jahr hat sich die Firma Hinsch Gebrüder, deren genaue Anschrift Sie aus dem beiliegenden grünen Prospekt ersehen, bereit erklärt, Weihnachtsbriefe unserer Leser völlig kostenlos und ohne jede Kaufverpflichtung nur gegen Erstattung des deutschen Briefportos (bis 20 Gramm 15 Pfennig, darüber bis 250 Gramm 30 Pfennig) nach allen Teilen Deutschlands so weiterzuleiten, daß sie pünktlich zum Weihnachtsabend eintreffen.

EINBANDDECKEN
zum
XXVI. Jahrgang sind lieferbar zum Preise von **M. 1.30**

WISSEN SIE,

daß es in 20 von 31 europäischen Staaten 19,6 Millionen Deutsche gibt, die außerhalb des Deutschen Reiches siedeln?

WOLLEN SIE,

daß endlich auch für das deutsche Volk das Selbstbestimmungsrecht der Völker Geltung erlangt, daß ein Recht der Volksgruppen auf Erhaltung ihres Volksbestandes als Grundlage eines geordneten Zusammenlebens der Völker Europas anerkannt wird?

Dieser Rechtsgedanke muß der Grundgedanke der deutschen Politik sein, deren Erfolg und Sieg abhängt von dem Ernst und dem Glauben, mit welchem sich das deutsche Volk der Wiederherstellung des Rechtes widmet. Wollen Sie mithelfen an der Schaffung eines starken politischen Willens, der auf Großdeutschland als einen Hort des Friedens in Mitteleuropa gerichtet ist,

So lesen Sie

DIE GRENZDEUTSCHE RUNDSCHAU

Sie wird für den **Deutschen Schutzbund**, die Arbeitsgemeinschaften der Grenzlandverbände Hamburg, Mittel- und Westdeutschland herausgegeben von **Otto Kayser** und **Werner Wirths**, Schriftleiter **Egon Heymann.**

Die **Grenzpolitik des Monats** berichtet in Stichworten über alle wichtigen Ereignisse in den Gebieten des Grenz- und Inselddeutschtums. Die **Aufsätze** behandeln politische, wirtschaftliche und kulturelle Fragen der deutschen Volksgruppen, ergänzt durch Bilder und Karten. Die **Glossen** „Aus Binnendeutschland und den Grenzgebieten" sollen das volksdeutsche Gewissen wecken und schärfen. Die **Buchbesprechungen** unterrichten kritisch über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Grenzlandkunde

● **Vierteljährlicher Bezugspreis 1 RM.** — Bestellungen nehmen die Postanstalten entgegen. Probehefte kostenlos durch die Geschäftsstelle Hamburg 36, Neuerwall 41 III

Neue Preußische

Kreuz-Zeitung

83. Jahrgang ◆ Berlin SW 11, Dessauer Straße 6/8

Nationale, christlich-konservative Tageszeitung

Erscheint wöchentlich 7 mal

Bezugspreis:

Ausgabe A monatl. 4,42 M.
„ B „ 3,42 M.
„ C „ 1,56 M.

Beilagen:
Wehr und Waffen
Bilder der Woche
(illustriert)
Zeitenspiegel
Unterhaltungsbeilage
Reise- u. Bäderbeilage

Leserkreis: Adel, Großgrundbesitz, Industrie, Akademiker, Wissenschaftler, und sonstige am politischen Leben Interessierte.

Werbewert: Als hervorragendes und sehr geachtetes Insertionsorgan bietet sie durch ihre Verbreitung in diesen kaufkräftigen und anspruchsvollen Kreisen, zum Teil Großverbraucher, beste Erfolgsmöglichkeiten.

Probenummern und unverbindliche Insertionsangebote durch den Verlag: Berlin SW 11, Dessauer Straße 6/8

Schwäbischer Merkur
das Blatt der Schwaben
Stuttgart
gegründet 1785
führende Handelszeitung in Württemberg

ALFRED NIEMANN

Kaiser und Heer

Das Wesen der Kommandogewalt und ihre Ausübung durch Kaiser Wilhelm II.

In Leinen **M. 16.–**
Broschiert **M. 14.–**

Das Buch wird zu einer historischen Kritik von hohem Niveau, zu einem Geschichtswerk, in dem sich die schicksalhafte Verknüpfung von: Kaiser, OHL, Wehrmacht, Staat und Volk um so deutlicher zeigt, als es glänzend geschrieben ist und manche neuen Beiträge und Argumente liefert. *Generall. a. D. v. Metzsch im Tag.*

Niemanns Buch sollte jeder deutsche Offizier lesen! *B. v. Schwertfeger.*

VERLAG FÜR KULTURPOLITIK
BERLIN W 50

DOMDEKAN, PRÄLAT
Dr. F. X. KIEFL †
Seine Werke sind unsterblich

Die Staatsphilosophie der kath. Kirche u. die Frage d. Legitimität in der Erbmonarchie. Mit kirchlicher Druckgenehmig. Gr.-8°. (308 S.) Br. M. 5.-, in Leinen geb. M. 6.50

Katholische Weltanschauung Ges. Essays über die Hauptstationen der neueren Philosophie. 2. u. 3. Aufl. Gr.-8°. (558 S.) Broschiert M. 6.—, geb. M. 9.—.

Sozialismus und Religion 2. Aufl. (6.-10. Tsd.) Gr.-8°. (VIII, 140 Seit.) In steifen Umschlag geheftet und beschnitten M. 1.50

Christentum und Pädagogik Eine Antwort a. Foersters gleichnamige Schrift. 8°. (100 Seiten) in Umschlag geh. u. beschn. M. 1.—

Leibniz und die religiöse Wiedervereinigung Deutschlands Seine Verhandlungen m. Bossuet u. den europ. Fürstenhöfen über d. Versöhnung der christl. Konfessionen. 2. wesentl. umgearb. Aufl. 8. (220 Seit.) Brosch. M. 5.—

Kritische Randglossen zum Bayer. Konkordat speziell unter d. Gesichtspunkte der modernen Kulturideale und d. Trennung v. Staat und Kirche. Gr.-8°. (152 S.) In steif. Umschl. geheftet und beschnitten M. 3.50

Kgl. Wirkl. Rat
Otto Hartmann (Otto von Tegernsee)

Das Volk will die Monarchie

8°. (24 S.) In knallendem Umschlag geh. und beschnitten 50 Pfg.

„Der Ton Ihrer Rede trifft nicht nur das Herz jedes Bayern, sondern überhaupt jedes Deutschen, der nicht gewissenloser Nutznießer der jetzigen himmelschreienden Zustände ist." **Felix Josef Klein** Rechtsanwalt.

Republik oder Monarchie

Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee)

2. verbesserte Auflage. (4. bis 10. Tausd.) Stattlich. Bd. i. fest. knallend. Umschl. kart. M. 1.—

„Jedenfalls kommt dem mit der bekannten stilistischen Meisterschaft d. Verfassers geschriebenen Buche eine weit üb. Bayerns Grenzen hinaus sich erstreckende Bedeutung zu. Der kath. Klerus, der weltgeschichtliche Träger des göttlichen Rechtes der Monarchie und der staatlichen Ordnung, wird daraus reichliche Belehrung und Anregung schöpfen." **Domdekan Dr. F. X. Kiefl.**

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg

... deshalb Kathreiner auf jeden Kaffeetisch!

GHH

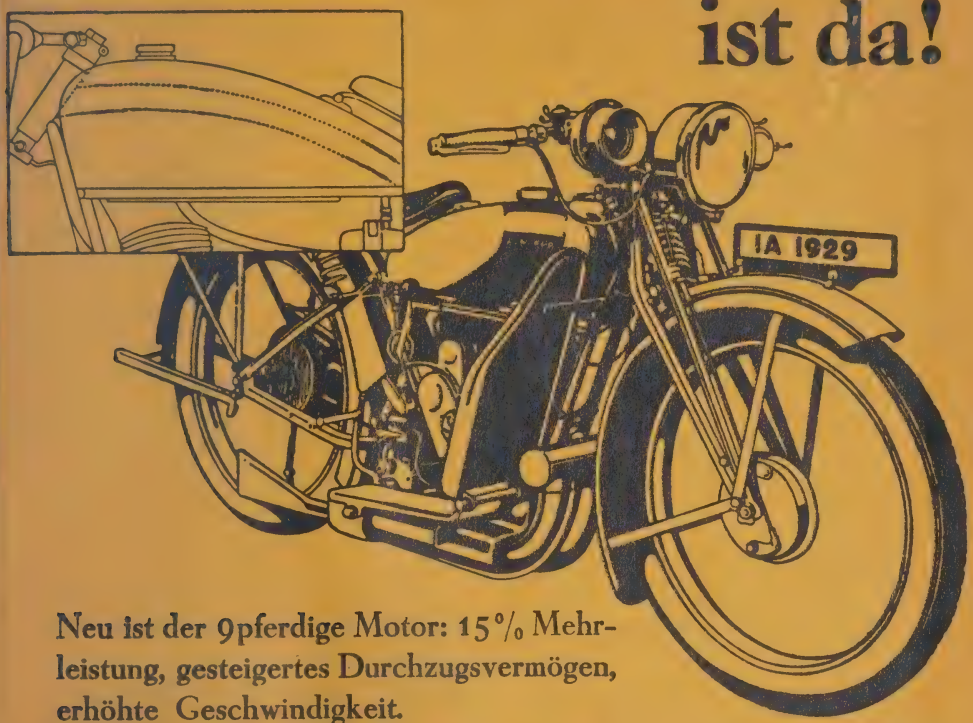
GUTEHOFFNUNGSHÜTTE OBERHAUSEN-RHLD.

1741 ENTSTANDEN / AKTIENGESELLSCHAFT SEIT 1873

Kohlenzechen / Eisenerzgruben / Hochofenwerke Stahl- und Walzwerke / Preßwerke / Radsatzfabrik Brückenbau / Eisenhochbau / Zechenbau / Mastenbau Eisenwasserbau / Krangerüstbau / Behälterbau / Kesselschmiede / Flußschiffbau / Stahlgießerei / Eisengießerei / Kleinbessemerei / Kolben- u. Turbo-Maschinenbau / Walzwerksbau / Bau hydraul. Maschinen u.-Anlagen / Kolonialmaschinenbau / Weichenbau / Schmiedepreß- u. Hammerwerk mit Kettenschmiede / Elektr. Schweißerei / Draht- u. Drahtseilwerke / Nietefabrik

Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H., München Amalienstraße 6/I — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Ultsch, München

Die „Grosse Zündapp“ ist da!



Neu ist der 9pferdige Motor: 15% Mehrleistung, gesteigertes Durchzugsvermögen, erhöhte Geschwindigkeit.

Neu ist der patentierte, explosionssichere Satteltank.

Neu ist die moderne Schutzfarbe der Maschine in beige mit blauen Zierlinien.

Unverändert aber blieb der für Zündapp traditionelle Grundsatz: Grösste Einfachheit, höchste Zuverlässigkeit und längste Lebensdauer.

Preise ab Werk Nürnberg:
Grosse Zündapp **Z300** 9 PS
mit Gazda-Federlenker
und Profilstahlrahmen
(D.R.P.) . . **M. 860,-**
Luxusmodell **M. 1040,-**

Zündapp
ZUVERLÄSSIG

Berlin W 57 Bülowstr. 97 · Hamburg 1 Chilehaus · Köln a. Rh. Kaiser-Wilhelm-Ring 30 · München Sonnenstr. 15

ZÜNDAPP G. m. b. H., NÜRNBERG

SOEBEN ERSCHIEN:

ROBERT MICHELS

o. Professor der Sozialwissenschaft in Perugia

Der Patriotismus

Prolegomena zu seiner soziologischen Analyse

In diesem reichen Buch wird das Urphänomen des Nationalgefühls, nämlich die Ursprünglichkeit der Gefühle, die Herkunft der Affekte und die lauten oder versteckten Äußerungen der ‚Vaterlandsliebe', mikroskopisch gesichtet und statt mittels ‚einer siebenmal gesiebten, abstrakten, tatsachenfremden Übergelehrsamkeit' durch eine unmittelbare Berichterstattung und Einzelbeobachtung von einer unerreichten Schärfe geklärt. Die Naturgeschichte des Nationalbewußtseins ist noch nie so anschaulich, wissenschaftlich ergebnisreich und mit so reichem internationalen Tatsachenmaterial geboten worden. In vier großen Kapiteln: Der Mythus des Vaterlandes – Vaterlandsliebe und Heimatgefühl (Funktion der Sehnsucht im Nationalbewußtsein) – Die Soziologie des Fremden – Die Soziologie des Nationalliedes (Die nationale Ausdrucksfähigkeit in der Musik – Musikalische Höhenleistung als Mittel zur nationalen Befreiung und zur nationalen Expansion), wird die Analyse dieser komplexen, so verschieden bewerteten und gedeuteten Erscheinung in einer bestrickenden Form durchgeführt.
Das Buch enthält in seinem zweiten Teil eine Soziologie des Nationalliedes. Es geht in umfassender Weise auf die nationalen und musikalischen Qualitäten, auf Melodik und Rhythmus, auf das Verhältnis zum Volkslied, auf die Typologie des Nationallieds (monarchistische Hymne, revolutionäres Lied) ein. Auch die Umwandlung fremder Melodien zu Nationalliedern und die Verwendung nationaler Lieder zu außerpatriotischen Zwecken wird behandelt.

275 Seiten. 8 M. 50 Pf., gebunden 11 M.

DUNCKER & HUMBLOT · MÜNCHEN U. LEIPZIG

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076147450